image
not
available

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1835.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1835.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 182—365, Beilagen Nr. 7—12, literarische Anzeiger Nr. XIX—XXXXVII.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1835.

Digitized by Google

E30.6
B
1825
July-Dec.

Digitized by Google

Archiv
für
experimentelle Pathologie
und
Pharmakologie.
Herausgegeben
von
O. Minkowski und B. Naunyn.
Band XXXIII.
Mit 2 Tafeln und 3 Figuren im Text.
Leipzig,
Verlag von F. C. W. Vogel.
1894.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 182. — 1. Juli 1835.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Heinrich Heine als Lyriker.

In gewissem Sinne ist es das größte Lob, was man Gedichten beilegen kann, wenn man sagt, es sei kein Verstand darin. Die Poesie kann ja wachsen lassen, was der Verstand schneiden und schnitzen würde, schauen lassen, was er definiren würde, glauben und fühlen lassen, was er beweisen und predigen würde, und über alles Dieses noch Dinge schaffen und gestalten, wovon der Verstand gar nichts weiß. Wozu also noch Verstand in einem Gedichte? Manche der neuern Dichter haben auch von dieser früher weniger bekannten oder benutzten Erlaubniß, denselben aus poetischen Schöpfungen wegzulassen, mit Vergnügen und Leichtigkeit Gebrauch gemacht, wennschon nicht immer in der rechten Weise; denn freilich reicht nicht hin, daß der Verstand fehle, sondern die Poesie eben soll ihn ausgetrieben haben. Dieses Lob nun gebührt wenig Dichtern in höherm Grade als Heine und würde um so rühmlicher für ihn sein, wenn die Riesin einen Riesen und nicht vielmehr einen Zwerg zu verdrängen gehabt hätte. Bei vielen andern der bessern Dichter ist die Poesie zwar vielleicht ebenso lebendig und tüchtig als bei Heine; aber weil sie außerdem auch noch einen lebendigen und tüchtigen Verstand haben, der Heine abgeht, so kommen sie nie dazu, die Poesie von den Eingriffen des letztern rein zu erhalten, über dessen Pedanterie und Anmaßung bekanntlich nichts geht, wenn er mit der Poesie irgend in Conflict kommt. Ihre Lieder gleichen daher schönen grünen Wäldern, worin man aber doch immer mitunter auf trockene Holzklaftern stößt, die durch verstandesmäßige Zerspaltung poetisch gewachsener Stämme entstanden sind, weil der alte Verstand sich immer moralisch wärmen und philosophische Suppe kochen will. Das fällt aber Heine nie ein. Er legt nie die Axt oder das Messer an ein poetisches Gewächs, um es zu einem andern Zwecke zuzustutzen, als zu dem es für sich selbst gewachsen ist, und so grünt und blüht und singt und zischt Alles bei ihm wie in einer mit gutem Schlamm gedüngten Wildniß voll Farren und Palmen und Paradiesvögeln und Schlangen und Kröten. Das Unkraut und Ungeziefer nimmt freilich in der Wildniß mehr überhand als die guten Kräuter und frommen Geschöpfe, aber es ist doch poetisches Unkraut, poetisches Ungeziefer, und auch die guten Kräuter sind aromatischer, die Palmen kühner und üppiger, das Wild muthiger oder muthwilliger, als wenn das Alles unter der Schere oder im Stall nach verständigen Principien gehegt und gezogen würde.

Die Kraft und Lebendigkeit von Heine's Poesie haben daher auch dessen entschiedenste Gegner zugestanden, aber ihm die unverschämte Nacktheit und Rücksichtslosigkeit vorgeworfen, mit der sie im Bewußtsein, daß sie eben Poesie sei, sich nun nicht kümmere, was sie sonst noch sei und die poetische Freiheit oder vielmehr Licenz von der Form auf die Materie ausdehne. Sie wollen, daß die Poesie eben außer der Poesie noch etwas Anderes sein, wenigstens ein vernünftiges Gehirn und moralisches Herz aufweisen solle. Und sie haben nicht ganz Unrecht. Eigentlich soll ja nichts so rein für sich selbst sein, daß es nicht wenigstens den Keim oder den Reflex, oder die Stütze oder die Schranke von etwas Höherm oder doch etwas Anderm entlehnte; aber Heine's Lieder kümmern sich um nichts als um sich selber; sie sagen Alles, was und weil es ihnen beliebt, und klingen in die Welt hinein, unbekümmert, zu was sie mitklingen oder misklingen. Schönheit, Wahrheit und Tugend sollten immer beisammen wohnen und gesellig wirken und schaffen; aber Heine's Poesie ist den Schwestern entwichen und hat ihnen nur Einiges, was sie grade zu brauchen denkt, diebisch mitgenommen, was nun das Wahre und Gute ist, das man noch an Heine's Poesie findet; aber schön bleibt sie durch und durch, so weit es eben für sich allein geht.

Digitized by Google

Da ſitzt ſie mit goldnem Kamme und ſingt ihr „Lied dabei, das hat eine wunderſame, gewaltige Melodei", und ſo zieht ſie das Gemüth in ihren Zauberſtrudel hinein, daß man ſich an den Maſtbaum binden möchte, um nicht fortgeriſſen zu werden, aber vermag es für nichts zu kräftigen und ſtärken als für einen gleichen Taumel, als in dem ſie ſich ſelbſt bewegt. Heine's Poeſie iſt in ihrer Art ſo abſtract als bei Andern der Verſtand, es iſt die Quinteſſenz der Poeſie, rein herausdeſtillirt aus den Gegenſtänden; nichts Holziges, nichts Klümperiges, nichts Fettiges noch Mehliges iſt mitübergegangen, obwol manches feine, flüchtige, wohlſchmeckende Gift. Soll das dein alleiniges Getränk ſein, ſo biſt du verloren an Leib und Seele; Verſtand, Vernunft und Moral verfaulen und blos die Phantaſie bleibt als ein luftiges Geſpenſt übrig, das nun von der ganzen unendlich reichen Welt auch blos noch das phantaſtiſche Element als Speiſe verträgt und genießt und das Uebrige als grobe Maſſe verwirft, weil es keinen geſunden Magen mehr hat, es zu verdauen und in ſich zu verkörpern. Und nun der Inhalt! Dieſe Gedichte ſind nicht unſchuldig, ſie ſind zum Theil ſogar giftig, bösartig, teufliſch, und es iſt nicht der gemeine Teufel, es iſt der gefährlichere Teufel, der den Pferdefuß in ſchöne Stiefeletten von goldverbrämtem Leder verſteckt, freundlich mit der Hahnenfeder nickt und ein Schätzchen im Arme wiegt, das blos an einer unheimlichen Glut fühlt, daß hier nicht Alles mit rechten Dingen zugeht. Ich glaube, dieſer Teufel iſt Herr des Gartens, er geht ohne Scheu und ſpreizend darin umher, er gukt, ehe man ſich's verſieht, wieder einmal durch die Gebüſche durch, und hat man ihn erſt einmal geſehen, ſieht man ihn überall, auch wo er nicht iſt. Aber es ſpielen auch Engel in den Baumzweigen, die er wie Vögelchen zu ſeinem Vergnügen zu halten ſcheint; es glänzen ſchöne Burgen im Abendgolde und ſilberne Wellen, und unſchuldige Fiſcher und Fiſcherinnen wohnen darin, die nichts vom Böſen wiſſen, und er geht umher und ſagt, wenn ich euch haben will, habe ich euch doch.

Alles in Allem iſt der ganze Grundzug dieſer Gedichte eine Libertinage der Empfindungen, die aber ſo liebenswürdig und leichtſinnig ſpielt, daß keine Perücke vor ihr auf dem Kopfe ſicher iſt. Andere Dichter, wenn ſie einmal ein Gefühl erlegt haben, weiden es aus, zergliedern es, ſtopfen den Leſer voll damit und laſſen ihn nicht eher von hinnen, als bis der Reſt faul und ſtinkend geworden iſt; aber Heine ſpielt mit den Gefühlen wie die Katze mit der Maus, läßt ſie laufen, haſcht ſie wieder und mordet ſie zuletzt, nachdem er ſie eben aufs freundlichſte geſtreichelt hat, blos aus Spaß und Scherz, um einem andern nachzulaufen und es mit gleicher Luſt zu liebkoſen und zu zerſtören. Seine wunderbarſten Lieder kommen mir doch manchmal vor wie jene Dämonen in Callot's Bilde von der Hölle, die man von Martern gepeinigt und furchtbar ſchreien ſieht, und denen man doch anſieht, ſie fühlen eigentlich keinen Schmerz und ſchreien blos aus Spaß und um zu zeigen, daß ſie es beſſer können als die armen Menſchen, denen wirkliche Qual die Töne auspreßt. Es iſt immer die leuchtendſte Fülle der Poeſie, die in Heine's Gedichten erſcheint, aber auch nur erſcheint, denn greifen muß man nicht dahinter wollen. Sie hat von der Blume die köſtlichſten Farben und den erquickendſten Duft, vom Himmel den glänzendſten Sonnenſchein und das reinſte Sternenlicht, aber es iſt keine Blume, keine Sonne, kein Stern dahinter, ſondern ein zügelloſes, chaotiſches Weſen, was das Alles für einen Augenblick iſt und im nächſten wieder das Gegentheil iſt, ja das Gegentheil ſchon dahinter iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Franzöſiſche Journaliſtik.

Das Aprilheft der „Revue rétrospective" enthält die Fortſetzung der geheimen Correſpondenz Maria Antoinettens mit Leopold II., Burke u. A., die wir in Nr. 129—131 d. Bl. mitgetheilt haben. Von vielen Seiten wurden Zweifel über die Echtheit dieſer Correſpondenz erhoben, welche die Herausgeber zu einigen erläuternden Bemerkungen veranlaßten. Die wichtigen Documente, die über einen der dunkelſten und intereſſanteſten Punkte der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte ſo großes Licht verbreiten, machen den in den Archives générales du royaume aufbewahrten Pack aus; es ſind Originaldocumente; die Leſer werden aufgefodert, ſich davon zu überzeugen und an Ort und Stelle Einſicht davon zu nehmen. Den allerdings befremdenden Umſtand, daß ſämmtliche Briefe im Original vorhanden ſind, erklären die Herausgeber dadurch, daß unter der Kaiſerherrſchaft die Archive von Wien, Madrid, Rom u. a. Hauptſtädten nach Paris gebracht worden. — Die zweite und letzte Lieferung iſt ſo reichhaltig, daß wir uns darauf beſchränken müſſen, das Weſentlichſte daraus mitzutheilen; ſie umfaßt an 70 gr. Octavſeiten. 1. Maria Antoinette an Leopold II. Der Brief iſt vom 3. September 1791. Die Königin beſchwört den erlauchten Bruder, ſich ja nicht zu compromittiren; er ſei ihre letzte Hoffnung. Die Prinzen und übrigen im Auslande befindlichen Franzoſen ſollen ſich ruhig verhalten; der König müſſe die Conſtitution annehmen, er könne nicht anders; zeigten ſich die Emigranten darüber aufgebracht, ſo würde die race de tigres répandus dans le royaume den König als mit ihnen einverſtanden anſehen. Dieſem Schreiben iſt eine Denkſchrift beigefügt, eine ſehr lange, durchdachte, mit vielem Scharfſinn entworfene Denkſchrift, in kleinen inhaltſchweren Abſätzen; hier folgen einige Stellen: „Die bewaffnete Macht hat Alles zerſtört: nur die bewaffnete Macht kann Alles wiederherſtellen. Der König hat Alles aufgeboten, um den Bürgerkrieg zu vermeiden; er hat auch jetzt noch die Ueberzeugung, daß der Bürgerkrieg nichts gut machen kann, daß er Alles zernichten würde. Erhebt ſich eine Oppoſition der Mächte, iſt ihre Sprache vernünftig, ſind ihre vereinigten Kräfte impoſant, wird der Bürgerkrieg verhütet, ſo wird in allen Städten eine Revolution erfolgen. Die vereinigten Mächte müßten erklären, daß ſie ſich in die innern Angelegenheiten Frankreichs nicht miſchen, daß ſie nur dann mit dem Könige unterhandeln wollen, wenn er frei ſein werde. Außer den 250,000 M. Linientruppen hat man vier Millionen ausgehoben; alle Bürger unter 60 Jahre müſſen in der Nationalgarde dienen; ſie haben Kanonen; 97,000 Mann von dieſer Nationalgarde müſſen Kriegsdienſte thun. Dieſe beiſpielloſe Truppenmacht hält den König gefangen; aucun état ne peut être dans la sécurité auprès d'un peuple si puissant en armes et insurrections." Die Denkſchrift ſchließt mit dieſen Worten: „Die Umwälzung (nämlich die royaliſtiſche) wird im Innern der einzelnen Städte vor ſich gehen; ſie wird durch das Herannahen des Kriegs und nicht durch den Krieg herbeigeführt werden. Der König wird nach Wiedereinſetzung in ſeine Macht beauftragt werden, mit den auswärtigen Mächten zu unterhandeln, und die Prinzen werden nach einge-

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 183. — 2. Juli 1835.

Heinrich Heine als Lyriker.

(Fortsetzung aus Nr. 182.)

So nun können Heine's Lieder schaden, indem sie das Gemüth, was sich bisher eines regelrechten Ganges und einer soliden Diät der Empfindungen befleißigt und dabei wohl befunden hat, zu einer Liederlichkeit und Unordnung verführen, die später schlechte Früchte tragen wird, ohne doch so schöne Früchte, als Heine's Lieder selbst sind, hervorgebracht zu haben. Sein Feuer kann Andre anstecken, aber es brennt sie blos zu Asche, weil sie nicht wie sein böser Geist in ihrem Elemente darin sind und blos den todten Brennstoff, aber nicht den lebendigen Zünder in sich tragen. Ein junger Mensch wußte vielleicht gar nicht, daß das Leben sich anders verhält als ein Stück Brot, von dem man ein Stück nach dem andern abschneidet, es mit mäßiger Butter genießt und, wenn das letzte genossen ist, sich hinlegt, zufrieden, daß es wohlgeschmeckt hat, und des Vertrauens, daß es Gott Einem nach dem Schlafe gesegnen werde. Aber von Heine wird das Brot unter den Tisch geworfen und das Getreide, woraus es gemahlen werden soll, niedergetreten. Wohl ihm, wenn ihm die Ambrosia, mit der ihn die Poesie auferzogen und verzärtelt hat, nie mangelt; aber schlimm, daß Andere, die dem Himmel für ihr hausbacken Brot und die rüstigen Arme, mit denen sie es im Schweiß ihres Angesichts verdienen können, danken sollten, nun es Heine nachthun und glauben, es reiche hin, die mütterlich für sie sorgende Prosa zu verhöhnen und zu verfluchen und den offenen Mund nach dem Himmel zu kehren, um auch mit poetischem Götterbrot gespeist zu werden.

Es bietet sich hier ein schwerer und wichtiger Punkt der Ueberlegung dar. Gibt es kein Mittel, die Harmonie und Sittlichkeit der Seele so verführerisch darzustellen als die Zerrissenheit und Leichtfertigkeit derselben? Liegt es in der Natur der Tugend, daß alle Schilderungen derselben um so matter und kraftloser werden, je mehr an sie gewendet wird, sodaß ein Lied mit einem kleinen Teufel im Leibe alle Schutzmauern, die jahrelange Erbaulichkeiten um die Seele gezogen, mühelos über den Haufen werfen kann? Welcher Mensch von Geist wurde je durch ein Gesangbuch begeistert, und welcher wurde es nicht durch das „Buch der Lieder"? Ist es Schuld der Tugend, daß ihre Heroide als eine Art Popanze für die Lebensfreude gelten, daß sie sich aufdrängen muß wie eine alte Jungfer, um die nur wegen der reichen Erbschaft, die sie für jenes Leben verheißt, gefreit wird, während das schwarz geschilderte, verhöhnte und verpönte Laster von glühenden Liebhabern umdrängt ist? Gewiß, es ist nicht ihre Schuld, denn die Sehnsucht, das Beste in uns mit dem Besten in Allem zu einen, ist dem Menschen so gut von Natur eigen als die nach der Angel des Lasters schnappenden Begierden, und nur durch jene geschieht ja das Große und Edle, was noch auf Erden geschieht, nicht durch Predigt und Moral, sondern trotz Predigt und Moral, die man achtet wie alte Pedanten und ebenso flieht. Hier muß ein fauler Fleck in unserer religiösen Betrachtungsweise der Tugend liegen. In christlichen Zeiten sind alle Epopöen, die die Hölle vortrefflich schilderten, matt und schlaff in Schilderung der Tugend geworden, während die alten Heiden den Himmel so schön und lebendig und lustig zu schildern wußten, dagegen die Hölle bei ihnen als das Reich blasser Schatten erscheint. Aber freilich die Hölle war bei ihnen fast tugendhafter als der Himmel, und so saß bei ihnen der faule Fleck nur auf der entgegengesetzten Seite. Ich will indeß durch Betrachtungen hierüber, die noch dazu nicht am rechten Orte wären, weder den Christen noch den Heiden weiter Anstoß geben und mich wieder zu Heine wenden, der jedenfalls im heidnischen Himmel eine gute Anstellung durch seine Lieder gefunden haben dürfte, während ich zweifele, daß er im christlichen einst unter den singenden Engeln Platz erhalten wird.

Wenn ich Heine's Poesie ein abstractes Gift nannte, so ist sie es doch nur dann, wenn sie auch abstract genossen wird, sonst kann sie Gewürz, Arznei oder Gegengift sein, und in diesem Sinne soll man seine Lieder betrachten, wenn man sie von der günstigen Seite ansehen will. Nicht wie ein Gastmahl muß man diese Lieder nehmen, zu dem man sich niedersetzen und mit gesunder Kost seinen Leib stärken könnte, sondern wie eine Flasche Spiritus, die, mit dem schlechtgegangenen Brote und harten Rindfleische der übrigen deutschen Literatur genossen, bewirkt, daß der Magen wenigstens einigen Nervenreiz behält. Heine steht wie ein üppig aufgeschossener Gewürzbaum da, der Geist und Phantasie, zu deren Gedeihen es sonst bei uns an Sonne fehlt, in reichem

lerischen Fortschritt versagt ihr die „Minerve". Das historische Drama war für die neue Schule ein reicher Gewinn; dieser köstliche Fund veranlaßte sie aber, lediglich in der Form zu ändern, zu feilen und zu putzen. Ihre Personen waren Gliederpüppen wie zuvor, nur trugen sie statt des Kothurns und des Purpurs, Schuhe à la poulaine und sammtene Mäntel; statt beim Styx zu schwören, schwuren sie beim Heil ihrer Seele. „Unsern Dichtern erging es", sagt der geistreiche und witzige Journalist, „wie Jenem, der Soldat werden wollte; anfangs hatte er kein Pferd; als er ein Pferd hatte, fehlte es am Sattel; als er einen Sattel hatte, fehlte es an Stiefeln, dann an Sporen, dann am Helme, am Säbel, und als er das Alles hatte, da hatte er keine Courage — unsern Dichtern fehlt es an Genie." Scribe's Lustspiel ist durch die Julirevolution getödtet worden, behauptet die „Minerve"; les gens que vous tuez se portent assez bien, könnte man darauf erwidern, denn Hr. Scribe hat seit der Julirevolution wol nicht viel weniger Glück gemacht als früher. Schluß: „So steht es heutzutage mit dem Theater. Es macht eine so enorme Consumtion an Dichtern und Stücken, weil es auf Entdeckung neuer Wege ausgeht; so wird es bleiben, bis ihm eine Bahn gebrochen wird, auf welcher die großen besoins politiques humanitaires et sociaux ihre Stelle finden."

„Revue des deux mondes." 15. Mai. „Poètes et romanciers de la France. Madame de Staël. Eine Charakteristik von St.-Beuve. Manches, das Meiste sogar, ist bekannt; aber auch das Bekannte wird durch die Darstellung des Verf. neu. Das Buch „De l'Allemagne" betreffend, bemerkt Hr. St.-Beuve sehr richtig, daß Deutschland heutzutage allerdings bekannter geworden und seit der Zeit weiter fortgeschritten sei und der historische Theil des Werks daher als mangelhaft erscheinen müsse, indessen gebühre der Frau von Stael die Ehre der Initiative, die wol nur Villers mit ihr hätte theilen können, wenn er ebenso geistreich geschrieben als gesprochen hätte; und auch jetzt noch fände man nicht leicht anderswo ein so lebhaftes Bild jener glänzenden und poetischen Epoche, die man das Zeitalter Goethe's nennen könne; die schöne deutsche Poesie sei mit dem großen Manne geboren und gestorben und habe nur Ein Patriarchenleben geteilt (n'avoit vécu qu'une vie de patriarche), seitdem sei Alles im Verfalle. Daß das Buch verboten wurde, ging der Stael sehr nah; überhaupt war dieser Zeitpunkt eine heftige Krisis; die Jugend floh, oder war schon geflohen; sie fürchtete sich vor der Idee, alt zu werden. Eines Tages, als sie diese Schwachheit der Madame Suard gestand, sagte ihr diese: „Allons donc, vous prendrez votre parti, vous serez une très aimable vieille." Ihre Vorliebe für Paris war eine wahre Manie; zeigte man ihr den Spiegel des Genfersees, so rief sie „Oh! le ruisseau de la rue du Bac"; sie wohnte nämlich vor ihrem Exil in der Straße Grenelle St.-Germain dicht an der Rue du Bac. Im J. 1806 erschien sie eines Abends plötzlich mit einer kleinen Anzahl Freunde zu Paris. Jeden Abend und einen Theil der Nacht hindurch ging sie längs den Quais spazieren. Während dieses abenteuerlichen Abstechers überfiel sie das Verlangen, Madame de Tessé, eine Freundin ihres Vaters, zu besuchen, dieselbe, welche sich geäußert hatte, wenn ich Königin wäre, so würde ich befehlen, daß Frau von Stael immer mit mir reden sollte. Madame de Tessé wagte es nicht, sie zu empfangen; es wurden deshalb Unterhandlungen angeknüpft, welche Indiscretionen herbeiführten; Fouché wurde von ihrem Aufenthalte zu Paris benachrichtigt; Frau von Stael beeilte sich nach Genf zurückzukehren. Das Leben fern von Paris war ihr unerträglich; „Je suis l'Orest de l'exil", sagte sie einst zu einigen vertrauten Freunden, und weiter: „Je suis dans mon imagination comme dans la tour d'Ugolin." Aber noch stärker war ihr Haß gegen Napoleon. Der Präfect von Genf, Hr. Capelle, gab ihr einst zu verstehen, sie solle über den König von Rom schreiben; ein Wort von ihr würde ihr die Hauptstadt geöffnet haben; sie sagte, sie wisse dem Kinde nichts Besseres zu wünschen als eine gute Amme. In der Politik gehörte sie den Doctrinairs an, dem System, welches Frankreich seit der Julirevolution regiert; sie zerfiel darüber mit vielen Royalisten; überhaupt wurde ihre letzte Lebensperiode durch die politischen Bewegungen und Discussionen getrübt. Der Aufsatz schließt mit einem galanten Complimente für Madame Sand, „que l'opinion publique proclame la première en littérature depuis Madame de Staël."

„Revue britannique." März. „Esquisses morales et politiques." London, Paris, Brüssel und der Haag. London macht viel Wesens mit seinen künstlerischen und literarischen Prätensionen, seinen Bällen und Soirées; dagegen scheint sich Paris ganz der Politik und den Kammern hinzugeben: Lüge auf beiden Seiten. England beschäftigt sich im Grunde mit sehr ernsten Interessen, Paris jagt blos dem Vergnügen nach; Paris würde vierzig politische Redner um einen Lablache und 200 Minister für Mlle. Grisi geben, meint der britische Journalist, und da hat er sehr Unrecht; er scheint auch sonst die Verhältnisse nicht zu kennen; die Grisi ist das Idol des Publicums eben nicht, sondern einer Coterie, auch stehen Rubini und Tamburini wol höher in der Gunst der Pariser als der kolossale Lablache, der mit seiner Bärenstimme die Fensterscheiben entzweisingt. Und um alle diese Künstler bekümmern sich nur Wenige in Paris, denn nur Wenige sind reich genug, um das Théâtre italien gewöhnlich zu besuchen und sich überhaupt zu amusiren, so anhaltend und leidenschaftlich, wie es der Herr Engländer meint. Man täusche sich doch ja über die Munterkeit der Franzosen nicht; sie hat, wie Alles bei ihnen, einen Zweck; sie lachen, um auszulachen; sie lachen im „Charivari" und in der „Caricature", um den König zu stürzen. Von Brüssel heißt es, man könne davon sagen, was man wolle, man habe immer Recht; es sei ein Widerschein von Frankreich mit einem Schatten von Deutschland, auch italienische Kunst und holländisches Privatleben. England wird repräsentirt durch die Bankrotiers der drei vereinigten Königreiche, welche sich dahin flüchten. Brüssel habe Recht, daß es die schönsten Equipagen verfertigt; es sei blos ein Rendez-vous de chasse für die andern Nationen. Brüssel lebe überhaupt nur von der Nachahmung: „c'est la cité de la contrefaçon par excellence"; unser Journalist scheint Brüssel besser zu kennen als Paris. Auch in der Sprache herrscht zu Brüssel dieselbe Verwirrung: so heißt ein Lesecabinet un repositoire des arts, ein englisches französirtes Wort, das nicht englisch und nicht französisch ist. Der Haag ist eine aristokratische Oase in einem demokratischen Lande; wie Washington in Nordamerika, ist diese Stadt der Mittelpunkt der Regierung, aber nicht des Handels. Seit König Wilhelm sich hier aufhält, haben sich die Revenuen der Stadt verdoppelt. Der Zudrang von Fremden ist so groß, daß man kaum in den Gasthöfen unterkommt. Der geistreiche und pikante Aufsatz ist aus dem „New political weekly journal" entlehnt. — „Scènes et anecdotes de la vie dramatique." Charakterzüge und Anekdoten über Kemble, Incledon, Abbot, Sinclair, Miß Siddons, Miß O'Neill, Miß Mellon, Signor Grimaldi ꝛc., eine amusante Lecture, eine Galerie der originellsten Physiognomien; das Leben dieser Bühnenkünstler ist meist selbst ein Drama, voll spannender Episoden mit höchst überraschenden Peripetien. Miß Mellon spielte mit einer herumziehenden Truppe auf dem Lande; sie war so arm, daß ein Acteur, der sie heirathen wollte, sein Wort zurücknahm; heutzutage ist sie Herzogin von St.-Albans. Miß Mercadante, eine Tänzerin, hat den reichen Hr. Ball, mit dem Beinamen Goldenball, geheirathet. Miß O'Neill ist heutzutage Mistreß Belcher, die Frau eines Mitglieds des Parlaments. Miß O'Neill nahm 12,000 Pf. St. jährlich ein; bei ihrer Verheirathung vertheilte sie Alles, was sie erspart hatte, unter ihre Verwandten. Unter den berühmten Komikern ist Signor Grimaldi eine seltsame Figur; der Mann war von sehr melancholischem Temperamente und glaubte an allerlei Absurditäten; er hatte ein Buch über die Unzuverlässigkeit der Symptome des Todes gelesen; es machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er in seinem Testamente verordnete, seine Tochter solle ihm den Kopf abschnei-

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 184. — 3. Juli 1835.

Heinrich Heine als Lyriker.

(Fortſetzung aus Nr. 183.)

Uebrigens wenn man auch den Schaden beklagen muß, den Heine, im Ganzen genommen, freilich wol auf einzelne ſchwache oder zur Verderbniß doch ſchon eben reife Gemüther geäußert hat, ſo iſt andererſeits der Nutzen, den er in einer allgemeinern Beziehung geleiſtet, auch nicht zu verkennen, wenn er gleich nicht ſo augenfällig daliegt als dieſer Schade. Wenn Heine's Erſcheinung eine Krankheit der Poeſie iſt, ſo iſt es wenigſtens eine Entwickelungskrankheit derſelben, die vorübergehen wird und vorübergehen muß, aber die Poeſie um einige Lebenskräfte bereichert zurücklaſſen wird. Es mögen immerhin einige Schafe durch Heine verwildern, weil er ein paar Zäune eingeriſſen hat, durch die ſie zahm zuſammengehalten wurden, ſo kommt das vielleicht in keinen Betracht gegen die zwar nicht von ihm geſchaffene aber bedeutend geförderte Freiheit der poetiſchen Ideen, die durch dieſelben Zäune beſchränkt wurde. Dieſe Freiheit der Ideen ſuche ich nicht darin, daß Heine ſpottet über Gott, ſeine Geliebte, ſich ſelbſt, kurz, Alles, was ihm und weil es ihm heilig ſein ſollte, denn das thut Heine mit derſelben Luſt und Kraft, mit der er alles Dieſes ein anderes Mal wieder zu verklären weiß, ſondern darin, daß er die Minauderie, das Schönthun mit den Gegenſtänden der Poeſie, die Krauſen, Franſen und Spitzen, mit denen ſonſt jedes Gefühl nur in ein Gedicht eintreten durfte, abwarf, ſodaß nichts als eben die blanke Poeſie blieb. Heine hat bis zur Unverſchämtheit, aber darum deſto eindringlicher für Die, bei denen nur etwas dieſer Art durchgreift, dargethan, daß die Poeſie nicht eine artig tanzende Proſa iſt, ſondern ein Weſen, das auf ſeinen eignen Füßen gehen oder ſpringen kann, wie ihm ſelbſt, nicht wie ſeinem Schulmeiſter zu Muthe iſt. Heine's Lieder ſind oft poetiſch, während ſie zugleich ungezogen, ja flegelhaft ſind, während ſie die Dinge, die ſie beſingen, mit Koth bewerfen; und was vermöchte beſſer, die Unverwüſtlichkeit und Selbſtmacht der Poeſie darzuthun, die ſich um ſo weniger einfangen läßt, je mehr man Anſtalten macht, es zu thun, und nicht mehr austreiben, wenn ſie einmal irgendwo Platz genommen. Andere werden nun ſingen, ohne Gott, ſich ſelbſt und die Geliebte zu läſtern, aber ſie werden von Heine lernen können, wie die Poeſie einen Mantel, und wäre es der ſchönſte, nicht um die Gegenſtände werfen, ſondern von den Gegenſtänden abwerfen ſoll, ſodaß ſie in ihrer eignen Lebendigkeit erſcheinen.

Freilich wird man ſagen, hierzu brauchten wir Heine nicht, denn das hat Göthe ſchon lange vor ihm in ſo viel höherm und edlerm Sinne gewirkt. Dies aber kann nur theilweis zugegeben werden. Ich glaube, oder die Erfahrung lehrt es vielmehr, daß Göthe noch nicht ausreichte, Schiller's Lyrik zu verdrängen; dazu iſt ſie zu ruhig, zu geduldig, zu ſehr auf das Object gerichtet; aber Heine's Lyrik wird es, indem ſie die Kraft des Pfeils dem Jäger, der ihn künftig führen ſoll, nicht am Wilde, ſondern an ſeinem eignen Herzen zeigt. Nur langſam bekehrt ſich der Jüngling von Schiller zu Göthe. Nachdem er ſeine Leidenſchaft an der Laura erſchöpft hat, die den Felſen adern Pulſe leiht, fühlt er endlich an dem lebenswarmen Athem der Mignon und Ottiliens und Gretchens und ſelbſt Philinens, daß jene Laura auch ſelbſt nur aus Felſen gehauene Adern hat, daß ihr Lächeln verſteinert iſt. Göthe mit ſeiner ſtillen Lebendigkeit umwächſt, umſchlingt, umkriecht ihn allmälig, und hat er ihn erſt bei Einem Haare, ſo hat er ihn dann allerdings ganz, und zuletzt bemächtigt er ſich ſeiner mit ſolch einer dämoniſchen Gewalt, daß dem von Göthe Beſeſſenen auch deſſen Schweißtropfen als Perlen und deſſen Schnarchen als ein Ton aus der Harmonie der Sphären erſcheint.

Dies iſt das Definitivreſultat bei Denen, welche zwar Sinn, aber entweder kein eignes Urtheil oder ein philoſophiſches Urtheil haben. Die Erſten werden von Göthe gefangen, und die Letzten würden alle Baſis des Philoſophirens verlieren und in ein vages Hin- und Herreden zu gerathen glauben, wenn ſie Göthen für ein unvollkommenes Weſen hielten, dagegen ſie von der Thatſache ſeiner Vollkommenheit aus dann mit Scharfſinn und Tiefſinn alle ſeine Werke als ſcharfſinnig und tiefſinnig zu deuten vermögen. Bis zu dieſem Grade der gänzlichen Hingebung bringt es freilich nur die Minderzahl; dagegen gibt es ſo Viele, die zu ſchnell ins Amt kommen, als daß die Poeſie Zeit behielte, ſich von Schiller zu Göthe durchzuarbeiten; ſie erſtarren noch mit dem ganzen Schiller im Leibe, und ſeine Verehrung bleibt ihnen nun Glaubensartikel, dagegen ſie Göthe als einen eindringlichen heidni-

Rule, since all the Rules of Grammar are founded on the Practice of the Learned. Now, as the Practice of the Learned is the Standard of Language, it is the Business of Grammar to collect and digest the Rules of Speaking and Writing, which are observed by the Learned, and to point out the Deviations from them. Grammar, therefore, is a Collection of Rules, founded on the Practice of the Learned, and not the Rules themselves.

Grammar is divided into four Parts, viz. Orthography, Etymology, Syntax, and Prosody.

Orthography teaches the Nature of Letters, and the Manner of combining them into Syllables.

Etymology teaches the Nature of Words, and the Manner of deducing them from their Primitives.

Syntax teaches the Manner of combining Words into Sentences.

Prosody teaches the Nature of Accent, Quantity, and Harmony.

Orthography.

Orthography is divided into Letters and Syllables.

Letters.

A Letter is the Representative of a simple Sound.

The Letters are twenty-four, viz.

A, B, C, D, E, F, G, H, I, K, L, M, N, O, P, Q, R, S, T, V, W, X, Y, Z.

They are divided into Vowels and Consonants.

A Vowel is a Letter which represents a Sound that can be perfectly pronounced by itself.

The Vowels are six, viz. A, E, I, O, U, Y.

A Consonant is a Letter which represents a Sound that cannot be perfectly pronounced by itself.

The Consonants are eighteen, viz. B, C, D, F, G, H, K, L, M, N, P, Q, R, S, T, V, W, X, Z.

Syllables.

A Syllable is a Sound pronounced by a single Impulse of the Voice.

A Word of one Syllable is called a Monosyllable; of two Syllables, a Dissyllable; of three Syllables, a Trisyllable; of four Syllables, a Tetrasyllable; of five Syllables, a Pentasyllable; of six Syllables, a Hexasyllable.

A Word of more than one Syllable is called a Polysyllable.

A Syllable is either a Vowel, or a Vowel and Consonants.

A Syllable is divided into Simple and Compound.

A Simple Syllable is a Vowel, or a Vowel and Consonants, which cannot be divided into Syllables.

A Compound Syllable is a Vowel, or a Vowel and Consonants, which may be divided into Syllables.

Syllables are divided into Open and Close.

An Open Syllable is a Vowel, or a Vowel and Consonants, which ends with a Vowel.

A Close Syllable is a Vowel, or a Vowel and Consonants, which ends with a Consonant.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 185. — 4. Juli 1835.

Heinrich Heine als Lyriker.

(Beschluß aus Nr. 184.)

Göthe's Poesie ist mächtig im Schaffen, Heine's ist es nur im Zerstören; jene schwingt sich wie ein Adler in den hellen Tag hinein und überschaut klar das Ganze, diese sieht mit ihren feurigen Eulenaugen nur im unheimlichen verneinenden Dunkel der Nacht und ergreift mit Sicherheit ihre einzelne Beute, taumelt aber matt, wenn es gilt, durch den lichten Tag zu fliegen. Wie schlecht es Heine gelingt, der bejahenden Seite des Lebens etwas abzugewinnen, zeigen unter andern recht gut seine neuesten „Liedeslieder", worin er den unglücklichen Einfall gehabt, in der Liebe glücklich zu werden. Heine gibt, wie die Orange, nur geritzt und gequetscht würziges Oel und süßen Saft. Wenn er daher seinen Vortheil versteht, möge er ja wieder in sein altes Unglück verfallen, oder vielmehr in ein neues, da das alte nun freilich ausgequetscht genug ist.

Das Wort subjectiv ist in der Betrachtung der Poesie nun fast zu einem Schimpfwort geworden, seit Göthe die Objectivität in die Mode gebracht hat. In gewissem Sinne verdient freilich Heine dies Beiwort mehr als irgend ein Anderer, da im Grunde so gar nichts als er selber Gegenstand seiner Lieder ist; denn merkwürdigerweise selbst in seinen Liebesliedern besingt er nicht die Geliebte, sondern nur sich, und aus seinen ganzen Liedern kann man kein Bild von ihr zusammensetzen. Alle, selbst die diametral einander entgegengesetzten Gedichte Heine's, sind doch nur wie ebenso viel Oeffnungen, durch die man von entgegengesetzten Seiten in ihn hinein, nie aus ihm heraussieht. Aber eben darin liegt der Unterschied Heine's von andern subjectiven Dichtern, daß er wie eine camera obscura die Welt und das Leben in zusammengedrängter Klarheit und Farbenfülle in der dunkeln Kammer seines Innern erscheinen läßt, während Andere die ganze Welt nur zu einem langweilenden Spiegelbilde ihres ewig gleichen Ichs machen. Wenn diese sich in ihren Gedichten wie Ausrufer vor ihr sprach- und kraftloses Bild stellen und rufen: hier ist zu sehen die ungeheuere Liebe, der tiefe Todesschmerz, die Resignation und die Dichterglut! blickt und ruft das Alles von selbst aus den Bildern hervor, die in Heine erscheinen. Genau die Art Subjectivität, die man bei Heine findet, ist es, welche der lyrischen Poesie überhaupt ihre Macht gibt. Das Object soll sich nicht hüten vor der Vermischung mit dem Subject; denn das ist eben die kalte Prosa, die den Gegenstand genau so betrachtet, wie er an sich, nicht, wie er in seiner Aufnahme und Aufhebung in lebendigen Individualitäten ist. Der Gegenstand soll dem Subject Gestalt und sinnliche Kraft leihen und dafür Seele, Gefühl, Empfindung von ihm erhalten; so wird die Seele des Dichters zur Seele des Gedichts und dieses zu einer lebendigen Erscheinung mit lebendiger Wirkung. Sei es nun eine gute oder böse Kraft, die im Dichter walte, sie wird sich durch das Gedicht fortpflanzen und in andern Seelen ihres Gleichen zeugen. Wenige Gedichte haben diese Macht in gleichem Grade ausgeübt als Heine's; es liegt eine ansteckende Kraft in ihnen, vor der die Einen wie vor einer Verpestung zurückweichen, während Andere ihr rettungslos unterliegen. Heine's Gedichte können nur Ekel oder Entzückung, oder Beides zugleich erregen; man kann sie nicht wie andere gegenständlich betrachten und leidenschaftlos loben oder tadeln; man muß sich dafür oder dagegen ereifern; man kann sie verwerfen, verachten, aber nur scheltend, nicht übersehend.

Und doch sind Heine's poetische Mittel im Ganzen so einfach. Wenn der eine Dichter mit einem Strauße, der andere mit einem Füllhorn, der dritte mit einem Frachtwagen kommt, um ihrer Königin der Poesie zu huldigen, bringt Heine nichts als seine ausgemergelte Gestalt und seinen spöttischen Zug um den Mund mit, und ihm wirft sie doch ihre günstigsten Blicke zu. Jenes künstliche Gewebe von Gedanken, Gefühlen, Bildern, was Vielen allein Poesie heißt, ist bei Heine nicht zu finden. Er gibt keine Bilder von der Sache, dieses Surrogat der Poesie, er gibt die Sache als Bild, nicht die Noten, sondern die Klänge der Gefühle. Er sucht vielleicht manchmal sein Gedicht, aber er sucht es nie zusammen. Sein Lied enthält gewöhnlich nur Eine Idee, nur eine subjective Idee, nur einen einzelnen Wellenschlag dieser Idee, aber es enthält diesen ganz, voll, überschwellend in Andrer Herzen, sie mit erfüllend, überfüllend und fortflutend.

Freilich tief ist Heine nicht, da wir tief die Dichter zu nennen lieben, bei denen sich der Gedanke im Gedicht versteckt, daß der Leser ihn mühsam suchen muß und im Dunkel nicht erkennen kann, ob der, den er fängt, der

rechte ist. Ich meine aber, der Gedanke, der in der Seele dunkelm Grunde dämmerte und sich seiner selbst nur halb bewußt war, soll durch die Beschwörung des Dichters wach und licht hervortreten und eindringen auf das Gemüth des Andern und es überkommen, und diese Erscheinung und Selbstbewegung des Gedankens soll das Gedicht sein. So ist es bei Heine, und es ist eine wunderbare Leichtigkeit und Anmuth, mit welcher der Gedanke diese Bewegung bei ihm vollzieht. Leichtgegürtet, nicht gedrückt noch gehemmt durch fremden Schmuck und Anhängsel, blos seiner eignen dämonischen Kraft vertrauend, schreitet er einher. Es ist oft ein nichtswürdiger Gedanke; aber die freie und kecke Geberde, mit der er heraus- und herantritt oder heranspringt, läßt ihm Thor und Thüre in Gemüthern offen finden, die der vortrefflichste Gedanke, wenn er dick eingepackt, schwerfällig oder zappelnd in Andrer Gedichten auftritt, sicher verschlossen findet.

Noch habe ich Heine nicht durch das Wort charakterisirt, womit man ihn sonst zu charakterisiren anfängt. Man nennt Heine den Zerrissenen, ungefähr wie man Karl oder Göthe den Großen nennt; ja, wenn ich nicht irre, sagt Heine selbst einmal irgendwo von sich, der Riß der Welt sei durch sein Herz gegangen. Weit entfernt indeß, daß diese Zerrissenheit ihm in den Augen des Publicums geschadet, hat es vielmehr in den Ritzen und Spalten so schöne Goldadern erblickt, daß Viele sich sofort auch freiwillig zerrissen, ja manche ihr taubes Gestein mit größter Mühe zerarbeitet haben, um es Heine gleich zu thun, freilich ohne etwas von seinem Inhalt zu Tage zu bringen. Heine erscheint jetzt als der Koryphäe einer ganzen Bande mit zerlumpten Herzen, mit denen man, wenn auch nicht das in Anspruch genommene poetische, doch ein prosaisches Mitleid fühlen würde, wenn man nicht der Ueberzeugung leben könnte, daß die selbst beigebrachten Wunden nur eben von derselben Beschaffenheit sind als die künstlichen Selbstentstellungen der Bettler, mit dem Zweck, das Gemüth des Publicums zu erregen, und daß sie, wenn die Leute in die Jahre oder in prosaisches Brot kommen, von selbst wiederzuheilen werden, sodaß auch nicht eine poetische Narbe zurückbleibt. Dies verhält sich freilich bei Heine selbst, dem Urzerrissenen, anders. Er wird in der Maße, als er älter wird, immer mehr auseinanderfallen. Sein Herz war eine Wurzel, die im Beginn ein prächtiges Kraut getrieben, aber gleich anfangs faule morsche Flecke inwendig hatte; es hat ihm Vergnügen gemacht und, wie es scheint, einen eignen Kitzel erregt, darin herumzuwühlen und Höhlen und Fisteln zu graben; so fressen diese Stellen immer weiter um sich; und man sieht ihn unaufhaltsam sich der Auflösung nähern, die zuletzt auch seine Glanzseite verdirbt. Schon seine letzten Poesien zeigen den Fortschritt zu diesem Endpunkte an. Er ist darin zu seinem eignen Nachahmer herabgesunken und vom Troß der übrigen nicht mehr verschieden. Früher hat er einen würzigen Wein ausgeschenkt, möge er die Hefen nun für sich behalten. Wir haben sogar genug an dem, was wir von jenem gekostet und wollen kein neues Faß mehr, auch wenn er eins darzubringen hätte. Seine Poesie ist ein Individuum, was nur einmal zu leben die Berechtigung hatte, keine Gattung, die immer neue Individuen zeugen soll. Sie hat ihre Bestimmung erfüllt, ein Fortleben derselben ist ein Ueberleben, und jeder Nachahmer war gleich anfangs zu viel. Dr. Mises.

Memoiren Napoleon Bonaparte's. Gesammelt und geordnet von dem Herausgeber der Memoiren Ludwigs XVIII. Erster und zweiter Band. Aus dem Französischen. Weimar, Tantz und Comp. 1834. Gr. 12. 1 Thlr 18 Gr.

Historische Denkwürdigkeiten. Darstellungen u. s. w. Zweiter Band. Auch unter dem Titel: Memoiren von Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des Rheinbundes u. s. w. Gesammelt und geordnet von dem Herausgeber der Memoiren Ludwigs XVIII. Aus dem Französischen von Karl Geib. Erster Band (welcher den ersten und die Hälfte des zweiten Bandes des Originals enthält). Mannheim, Hoff, 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr. *)

Die buchhändlerische Speculation der Franzosen, etwas Neues über den berühmtesten Mann des neunzehnten Jahrhunderts und nebenbei über ihren eignen Ruhm in die Welt zu schicken, hat bis jetzt keineswegs abgenommen. Wer hätte wol denken sollen, daß nach den bändereichen Sammlungen der Herren Las Cases, Gourgaud und Montholon, welche Napoleon's eigne Aussprüche, Ansichten, Belehrungen, Aufklärungen und — Täuschungen enthalten, sich noch eigenhändige Memoiren Napoleon's auffinden würden? Aber nach der Aeußerung des französischen Herausgebers dürfen wir daran gar nicht zweifeln. Man höre nur. Das Manuscript der eigenhändigen Memoiren Napoleon's kam im Jahre 1813 unter dem Gepäck des Baron Peyrusse, seines Großschatzmeisters, welcher in dieser kostbaren Papierrolle nichts als Verwaltungsrechnungen enthalten glaubte, nach Frankreich; dort an Napoleon zurückgestellt, ward es späterhin in den Palast de l'Elysée niedergelegt, wo es, in dem Tumult einer neuen Katastrophe vergessen, der königlichen Familie in die Hände fiel. Ludwig XVIII. las es aufmerksam durch, wollte aber die Veröffentlichung nicht zugeben, hauptsächlich weil die darin enthaltenen Briefe vielen Monarchen mißfällig sein würden. Nach der Julusrevolution aber ward dem Verf. durch eine vornehme Zwischenperson, die er jedoch nicht nennen darf (späterhin wird sie sich aber nennen), eine Abschrift der Memoiren zugestellt. Diese liegt jetzt in der doppelten deutschen Uebersetzung vor uns, und Alle, die sie lesen, besonders das an Napoleon stets mit Wehmuth denkende Volk, sollen nach dem Willen des Verf. einstimmig ausrufen: „sie sind unwidersprechlich aus Napoleon's Kopfe hervorgegangen."

Ref. gehört jedoch nicht zu diesen Starkgläubigen. Er hält vielmehr diese Memoiren für unecht, ebenso wie die unter dem Namen Ludwig XVIII. erschienenen, deren Ordner auch die vorliegenden herausgegeben hat. An der Identität dieses Verfassers zweifeln wir um so weniger, weil es uns mehr als einmal vorgekommen ist, als fänden wir in den Napoleonischen Memoiren ganz die gezierte und geschraubte Sprache, die der Herzog von O. (als solchen hat sich der Herausg. bezeichnet) Ludwig XVIII. in den Mund gelegt hat. Aber zur Geschichte Napoleon's, der hier als Gesetzgeber, Feldherr, Staatsmann in einem unvergleichlichen Glanze strahlen soll, finden wir gar nichts Neues, nur bekannte Sachen, Wahres mit Falschem untermischt, Tiraden und bittere Ausfälle auf einzelne Personen haben wir wahrgenommen und stehen also um so weniger an, das Ganze für eine Compilation zu erklären, wie so manche

*) Vgl. über den ersten Band Nr. 62. d. Bl. D. Red.

andere Memoiren, die diesen Namen mit Unrecht führen. Von den Tiraden, die ein Napoleon gewiß nicht in seinen Memoiren niederzuschreiben sich die Zeit genommen haben würde, hier nur einige zur Probe. „Ich liebte sie (das Fräulein von Colombier), wie ich seitdem Frankreich und den Ruhm geliebt habe, mit heißer Gluth" (I, 29); „ich hörte (im Jahre 1789) eine Stimme in meinem Innern mir zuflüstern: du kannst es in deinem Leben weit bringen" (I, 62); „die Erfolge von Ludwig XVI. Widersachern lassen sich allein erklären durch die Trägheit des Königs und durch sein thörichtes Vertrauen auf die Liebe seines Volks. Ein Monarch mag viel von der Liebe des Volks reden, sogar davon überzeugt zu sein scheinen: aber ein Thor ist, wer darauf baut" (I, 105). Und nun: „Ueberall, wo ich regierte, habe ich auch gebaut; ich habe Wege bahnen, Kanäle graben, Berge durchbrechen, Hafendämme weiter führen, Thore, Citadellen, Tempel, Paläste für Künste und Wissenschaften aufführen lassen; mein Werk auch sind die Fürstenpaläste in einer Menge von Städten, deren Dankbarkeit sich auch stets noch spät von neuem auffrischen wird" (II, 317). Davon ist Vieles wahr, auch glauben wir gern, daß Napoleon dies selbst gefühlt habe, aber ob er es so geschrieben hat? — Auf die Zöglinge der polytechnischen Schule ist der Kaiser (I, 271) nicht gut zu sprechen, er nennt sie quäterisch, unruhig, widerspenstig und lobt sich, daß er sie hat mit starker Hand niederzuhalten gewußt. Das ist aber wenigstens nicht dankbar, da sich die Zöglinge doch im Jahre 1814 so einstimmig erboten, gegen die Verbündeten das Geschütz zu bedienen. Wirklich komisch nimmt sich die dem Kaiser beigelegte Lobrede auf Ossian und Dante aus (I, 245—248). Wenn es gleich aus glaubwürdigen Berichten bekannt ist, daß sich Napoleon ganz besonders mit Ossian befreundet habe, so kann man sich doch eines Lächelns nicht erwehren, wenn man lieset, daß er in den neunziger Jahren mit Ossian und Dante „selige Stunden" verlebt habe, oder gar Folgendes: „Auch ich habe vielleicht im Verlauf meines Lebens hin und wieder edle Ideen gefaßt, welche nach einer Lesung im Dante dann stets einen heroischen Anstrich gewonnen haben."

Einzelne Unrichtigkeiten zu prüfen oder nachzuweisen, oder auf Uebereinstimmungen mit andern gedruckten Werken aufmerksam zu machen, hieße der Schrift eine größere Wichtigkeit beilegen, als sie verdient. Sonst ließe sich unter andern wohl darüber rechten, daß der Verfasser auf I, 54 die einzige Schuld an dem Sturze des Königthums in Frankreich der Königin Marie Antoinette beimißt, oder daß er die Leser mit einem so läppischen Märchen unterhält, als das vom rothen Manne ist (I, 118), oder daß er erklärt (I, 218), Pichegru wäre durch eine andere Hand ums Leben gekommen als durch die seinige, und doch nicht sagen will, durch welche! Denn er muß über diesen Punkt ein ihm vom Mitleid gebrießenes Stillschweigen beobachten. Also noch auf Elba, wo der Kaiser diese Memoiren vollendete, hatte er Rücksichten zu nehmen. Napoleon und Rücksichten! —

Am besten scheint uns das Urtheil Napoleon's über die Herzogin von Abrantes (I, 151), deren Verhältniß zum Kaiser vom Verfasser richtig aufgefaßt worden ist. Freilich wird sie sich bei ihm nicht dafür bedanken, ebenso wenig als Frau von Staël und Bourienne, wenn diese noch lebten.

Was die Uebersetzungen anbetrifft, so ist Nr. 1 die schlechtere. Im Vorworte meint der Uebersetzer, „daß mit Ausnahme einer verhältnißmäßig geringen Anzahl unverbesserlicher Starr- oder Dummköpfe im gesammten deutschen Publicum, so weit nämlich die Sonne der Aufklärung strahlt, männiglich in seinem Geiste dem fraglichen Helden eine Vendomesäule errichtet worden sei". Wir meinen dagegen, daß, wer sein Vaterland lieb hat und die Geschichte desselben während der französischen Occupation kennt, grade noch kein Starr- oder Dummkopf zu sein braucht, wenn er auch nicht in die unklaren Worte des Uebersetzers miteinstimmt, oder zu den 30,000 Subscribenten gehört, die Herr Scheible in Stuttgart für sein Verlagswerk: „Geschichte des Kaisers Napoleon", gewonnen zu haben prahlt. Auch hätte der Uebersetzer von Nr. 1 sehr füglich manche Versehen seines Helden, oder richtiger, des französischen Herausgebers — denn Napoleon würde solche Fehler nicht gemacht haben — abändern sollen. Dahin gehört II, 174 der Name „Sebalters-Dorf", womit doch wol der östreichische General Sebottendorf gemeint sein soll und gleich darauf S. 176 die Behauptung, daß des Königs Victor Amadeus III. von Sardinien ältester Sohn Karl Emanuel mit einer Tochter Ludwig XVI. vermählt gewesen wäre. Wer über französische Geschichte schreibt, muß doch wissen, daß Ludwig XVI. nur eine Tochter, die Herzogin von Angoulême, gehabt hat; die Gemahlin des Kronprinzen von Sardinien aber war Clotilde, die Tochter des am 20. Decbr. 1765 verstorbenen Dauphin Ludwig, der allerdings, falls er nach seinem Vater Ludwig XV. den Thron bestiegen hätte, Ludwig XVI. gewesen sein würde; der Uebersetzer von Nr. 2 hat sich bei dieser Stelle weit geschickter benommen. Endlich war auch nicht „Galerio Visconti" (II, 317) der Erbauer des mailänder Doms, sondern Galeazzo Visconti, und der berühmte italienische Maler heißt nicht „Schedone", sondern Schidone (II, 256). Die vielen Druckfehler übergehen wir mit Stillschweigen.

Der Uebersetzer von Nr. 2 hat sich durch seine mit vieler Fertigkeit ausgeführte Bearbeitung der Memoiren Ney's neuerdings bekannt gemacht, wie auch bereits von uns anerkannt worden ist. Um so mehr wundern wir uns, daß er ein Werk wie das vorliegende zur Fortsetzung seiner „Historischen Denkwürdigkeiten" wählen und demselben in der Vorrede das Wort reden konnte. Uebrigens empfiehlt sich dasselbe wieder durch zweckmäßige Berichtigungen und gut gewählte Anmerkungen. So wird auf S. 172 die Erzählung, daß Pichegru sich habe die Thore von Rheims und Courtrai öffnen lassen, dahin abgeändert, daß für Rheims „Menin", gleich darauf für Westfalen „Westflandern" und für Hüningen „Nimwegen" gesetzt wird. In Nr. 1 sind (I, 222) die fehlerhaften Namen „Rheims" und „Hüningen" beibehalten, aber Westfalen richtig in „Westflandern" verändert worden. Seine Uebersetzung reicht bis zu dem Einmarsche der Franzosen in die Staaten des Herzogs von Parma im Mai 1796, die von Nr. 2 erwähnt noch der Schlacht bei Lodi und der Besitznahme von Mailand. Höchst auffallend ist die lakonische Kürze, mit welcher Napoleon hier der Schlacht bei Lodi (II, 270) gedacht haben soll. Wären die Memoiren echt, so möchte dies als ein großer Beweis von militairischer Bescheidenheit angesehen werden. Denn obgleich Beaulieu's Dispositionen vor der Schlacht vortrefflich waren, so muß man doch nach Vergleichung aller Nachrichten über diese Schlacht, unter denen die von Montholon und von Botta die Lage beider Heere am besten aufklären, die Ueberlegenheit des jungen französischen Generals über den alten östreichischen anerkennen.

Es sollen bereits in Paris mehre neue Bände dieser Memoiren erschienen sein, deren Uebertragung ins Deutsche auch besprochen ist. Möchten aber die Uebersetzer nur erst die Authenticität derselben beweisen. 14.

Bulwer's neuestes Werk.

Unter dem Titel: „The Student", hat der Verfasser des „Pelham" eine Reihe von Erzählungen und Skizzen herausgegeben, welche dem englischen Publicum bereits früher in Zeitschriften begegnet sind. Diese Blätter in ihrem Zusammenhang interessiren durch das verschiedenartige, oft contrastirende Colorit jetzt noch mehr und bilden so mit ihren anziehenden Schilderungen und frappanten Lichtern eine Art von geistigem Tagebuch: a sort of diary of the mind, wie sich ein englischer Kritiker darüber äußert. Unter den eigentlichen Erzählungen zeichnet sich „Monos und Daimonos" aus; unter den Abhandlungen sind die: „Ueber die Untreue in der Liebe", „Ueber die Weltkenntniß in Menschen und Büchern", „Ueber die Vergänglichkeit der Jugend" am reichsten an jenem scharfsinnigen Durchschauen und Entfalten der Verhältnisse, welches seine Zeit mit Recht an Bulwer bewundert. Aus der schönen Reiseskizze: „Der Lemansee und

seine Umgebungen", theilen wir eine Stelle mit. „Am Morgen nach meiner Ankunft in dem Gasthause, welches in einer geringen Entfernung von Genf an dem Ufer des Sees liegt, begab ich mich nach dem Hause, das Byron bewohnte und das sich auf der entgegengesetzten Seite befindet. Der Himmel war etwas umwölkt, aber die Luft so ruhig, daß sie keine Welle bewegte. Wenn man am entgegengesetzten Ufer ankommt, steigt man eine Anhöhe hinauf nach einem kleinen Dorfe, das man ganz umgehen muß, um zu Byron's Wohnung zu gelangen. Zur Rechten des dahinführenden Fußsteigs ist ein Weingarten, welcher damals voll großer, üppiger Trauben hing; innerhalb des Thors befindet sich eine kleine Gruppe herrlich belaubter Bäume. Wenn man einige Stufen herabsteigt, so sieht man in einem kleinen Hofe gleich an der Thür eine stattliche Fontaine, deren Wasser aber versiecht ist. An den Hof stößt ein kleiner Garten, und vor der Thür befinden sich einige rohgehauene steinerne Sitze. Man tritt nun in eine geräumige Halle, welche in drei kleinere Zimmer führt; das größte dieser Gemächer ist überaus reizend, fast ovalrund, mit Wandmalereien geschmückt, die Fenster desselben tragen nach drei Seiten auf die herrlichsten Uferpartien des Leman, nach Genf hin. Diese Fenster führen auf eine steinerne vorgemauerte Terrasse, von welcher aus er wol oft

Der Sonne Reigen mit schwermüth'gem Blick bewacht.

Byron verlebte in dieser zauberischen Umgebung die reifste Zeit seines Genius, und diese Epoche war auch die interessanteste seines bewegten Lebens; es war die Zeit der Jugendfülle und Kraft, die sich noch mit den eignen Gedanken zu beschwichtigen vermochte, wo die Welt noch über seine Zukunft träumte und seiner Entwickelung lauschte. Auf dem Tische jenes Hauptgemachs lag die pariser Ausgabe seiner Werke. Er selbst, Gott weiß, wo er damals weilte. An das Hauptzimmer stieß ein kleineres Cabinet, einfach und schön geschmückt; hier stand sein Bett, und eine zweite Thür führte nach dem Ankleidezimmer. Hier pflegte er in der Regel zu arbeiten, und an welchen Werken? Hier schrieb er seinen „Manfred" und die schönsten Stanzen des dritten Gesanges von „Childe Harold", deren tiefer, gedankenvoller Wohllaut mit geistiger Gewalt in unser Gedächtniß dringt. Wenn man einige Stufen heraufsteigt, gelangt man zu einem Fenster, das die volle Aussicht auf den herrlichen See gewährt; an der Wandseite hängen die Gemälde Franz I., der Diana von Poitiers und des Julius Scaliger. In dem Schlafzimmer steht ein alter classischer Secretair von Nußbaumholz mit Fächern, auf deren einigen die Inschrift steht: Letters of Lady B—. Es wohnt in diesem Gemach, wo in einer tiefen Nische Byron's Bett steht, eine Stille, ein Friede und eine Heimlichkeit, welche um so stärker und ergreifender den Gegensatz der ungeheuern Unruhe hervortreten lassen, die den Dichter rastlos in der Welt herumtrieb."

Einen andern Besuch machte der Verf. dieser geistreichen Blätter in Voltaire's Villa. Der Eindruck, den diese gewährte, mußte allerdings ein ganz verschiedenartiger sein. Denn es kann nichts mehr Divergirendes geben als diese beiden Naturen, der Dichter des „Manfred" und der Autor der „Henriade", obgleich beide, zum großen Theil wenigstens, der vornehmen Welt angehören. Dieser ein nüchterner, wiewol glänzender Verstand, mit zweideutiger Gesinnung und kalter, empfindungsloser Weltbetrachtung, welchem der Spott Freude macht; Jener ein unruhvoll aufwärts- und abwärtsfliegender Geist, ein großes Herz, dem sein Innerstes entzweigebrochen ist, sowie die häuslichen Penaten („The broken household gods") erbebend vor seinem eignen Hohn, dessen gigantische Skepsis tropfenweis aus der Seele blutet. In dem Salon von Ferney hingen die Gemälde Friedrich des Großen, der Madame du Chatelet und Voltaire's eignes Bild, die beiden letzten genau so, wie sie der Ausgabe seiner Werke von Beaumarchais beigegeben sind. Man sieht auch hier die Vase, worin man sein Herz barg, mit der Inschrift: „Mon esprit est partout, mon coeur est ici". „Ich denke aber", sagte der Begleiter Bulwer's, „Voltaire's esprit war mehr werth als sein Herz, und so hat Ferney vor der Welt wol keinen Vorzug". Ueber dem Bett Voltaire's hing ein Bild von Lekain. Ein Umstand beweist, wie gleichgültig dem Philosophen der Aufklärung die Natur war. Ein Freund dieser würde die Fenster seiner Lieblingszimmer nach den schönsten Theilen jener herrlichen Gegend hinausgeführt haben; aber Voltaire's Fenster sind alle wie absichtlich nach einer andern Seite hingerichtet, und man kann von ihnen aus weder den herrlichen See, noch die Schneehäupter der Alpen erblicken; aber Alpenhöhe und Wasserspiegel waren allerdings Dinge, die der Philosophie des berühmten Mannes fern lagen, und seiner Poesie noch ferner. Vor dem Hause Voltaire's, nach der entgegengesetzten Seite des Sees hin, befindet sich eine Pappelallee, welche nach der Straße führt, an diese schließt sich rechts und links eine dichte, fast undurchdringliche Hecke an; dahinaus tragen alle Fenster von Voltaire's Zimmern, und er selbst hatte diese Partie zu seinen Morgenspaziergängen erkoren.

Im Ganzen sind Bulwer's Bemerkungen in Betreff des Vaters der „Pucelle" treffend und geistreich, nur kann diesem die deutsche Nationalität nicht die Ehre anthun, welche ihm Bulwer erweist; denn nie war eine Zeit geeigneter, wahre Gebrechen in glänzende Vorzüge zu verwandeln als die Voltaire's. Das eine Wort aber glauben wir unbedingt zugeben zu können, wenn er sagt: „Unstreitig wäre Voltaire der größte Darsteller der Menschen (painter of mankind) geworden, der je existirte, wenn nicht die menschliche Natur so tiefe innere Bewegungen und so verborgene Imaginationen hätte." *) 150.

Literarische Notizen.

„Branches de Bruyéres. Chroniques bretonnes" erschienen in vier Duodezbändchen, mit drei Lithographien und dem Portrait der Herausgeberin, Mad. Aimée Harel, die, aus Nantes gebürtig, den 28. Juli 1834 im 54. Jahre zu Paris starb.

Der erste bereits erschienene Band von J. Fétis: „Biographie universelle des musiciens et bibliographie générale de la musique", umfaßt außer einer Geschichte der Musik die Artikel A—Azz. 48.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Das Gelübde.

Novelle

von

Heinrich Welch.

Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Juni 1835.

F. A. Brockhaus.

*) Wir nennen hier die bereits erschienenen Uebersetzungen von Bulwer's neuestem Werk: Der Gelehrte. Aus meinen Papieren vom Verfasser des „Pelham" u. s. w. Aus dem Englischen übersetzt von Louis Lar. Zwei Theile. Auch unter dem Titel: E. L. Bulwer's sämmtliche Werke. Funfzehnter und sechzehnter Band. Aachen, Mayer. 1835. Gr. 12. 2 Thlr. Dasselbe. Taschenausgabe. Zwei Theile. Auch unter dem Titel: Werke. Fünfter und sechster Band. Ebend. 1835. 16. 16 Gr. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 186. — 5. Juli 1835.

Ueber Rahel's Weiblichkeit. Von Dr. F. G. Kühne.*)

Seit dem Erscheinen von Bettinens Selbstbekenntnissen und Briefen an Göthe scheint Rahel für einige unserer deutschen Frauen auf eine Zeit lang in den Hintergrund getreten zu sein, während ihre stillere, geräuschlosere Gestalt in treuern Gemüthern seitdem nur um so tiefer und fester heimisch geworden ist. Eine Parteiung ist eingetreten, man erklärt sich für Rahel oder für Bettinen, es kommt in den Cirkeln deutscher Geselligkeit zu ganz bestimmten Controversen und es gibt Kreise, die der einen oder der andern Erscheinung entschieden und ausschließlich huldigen. Bettinens Champagnerrausch der Leidenschaft hat manches Herz über sich selbst hinausgerissen, und wenn dies Sichselbstvergessen in entzückter Laune, dieser momentane Jubel einer übernommenen Stimmung zu den beglückenden Tropfen geistiger Lebensessenz gezählt werden darf, so hat Bettina viel Glückliche gemacht, die der Qual mühsamer Selbstprüfung überhoben, nur wenn sie außer sich sind, nur im Furor der Leidenschaft dem Leben die bessern Schätze abzugewinnen vermögen. Es gibt in der That Gemüther, bei denen sich Naturanlage, Lebensverhältnisse und die bestimmten Kreise einer mehr hemmenden als fördernden Thätigkeit vereinigen, um die Nöthigung hervorzurufen, daß erst gewisse Schranken fallen müssen, bevor ein tieferer Connex mit der geistigen Welt möglich wird. Rausch muß bei ihnen sein, was bei Andern eine dauernde Erhebung und eine durchdringende Verklärung des ganzen Lebens scheint. Sie müssen die Form zerbrechen, um den Gehalt zu schöpfen, und nur mit der Ablösung von beschränkender Leiblichkeit wird ihre Seele die freie Psyche, die sich fesselos im Raume der Willkür bewegt, von Genuß zu Genuß fliegt und im gepeitschten Wellenschlage aufgeregter Empfindung sich selbst betäubt. Solche Gemüther machen ein Phantom zu ihrer Gottheit, eine Lüge wird ihnen zu Poesie, nur in einer Leidenschaft entfaltet sich rücksichtslos ihr ganzer tieferer Mensch, und eine Illusion mit Farbenspiel und Blumenduft ist nöthig, um die Kraft ihres Geistes zu einer einzigen Flamme zusammenschlagen zu lassen. Diese Gemüther, die, um sich selbst zu erfassen, gewissermaßen erst sich über sich selbst hinwegschwingen müssen, finden in Bettinens Bekenntnissen ein Evangelium ihrer eignen Zustände. Sie sind die Glücklichern, wenn zum Glück eben eine gewisse Täuschung gehört; sie erfassen das Tiefste, wenn sich die Tiefe nicht anders als einem trunknen Auge mit der ganzen Hingebung kindlicher Empfänglichkeit erschließt; sie erreichen das Höchste, wenn die höchste Höhe menschlicher Freude darin besteht, die Bedingungen des bestimmten Daseins, statt sie zu beleben und zu beseelen, zu zertrümmern, um maßlos sich in Sphären zu stürzen, die man für die Heimat bewußter Freiheit halten dürfte, wenn sie nicht der Tummelplatz gewaltsamer Willkür wären.

In dieser Lebensluft athmet Bettina. Ihre Freiheitslust, die sie die Grenzen gegebener Verhältnisse überfliegen läßt, ist ein bacchantischer Rausch, der geflügelte Liebesgott, der ihr Herz anhauchte, erwächst aus seiner kindlich spielenden Gestalt zu einem Dämon, der schamanenhaft seine Locken schüttelt, als wollte sich die schwärmende Liebe in verzehrenden Haß umwandeln. Es ist viel fliegende Hitze in der dunkeln Glutwange ihrer Entzückung, und ihre überreizte Gesundheit muß oft nicht weniger für einen krankhaften Zustand gelten, als Rahel's an tausend geheimen Qualen erlahmtes, an allen seinen Fasern und Nervenspitzchen zerrüttetes, trostloses Herz. Jener maßlose Jubel einer sich hingebenden Liebe kömmt mir jetzt vor wie der zitternde Flügelschlag eines Vogels, der sich innerlich verwundet fühlt, und mit einer Lebenslust, die sich fast zu einer jähen Angst steigert, durch die Lüfte sich schwingt, um die Atzung zu rauben, die man ihm nicht bringt und ihm zu versagen Miene macht. Rahel fühlt sich nicht blos in gewissen Stunden gelähmt, sie will auch so erscheinen, vor sich selbst und vor der Welt. Jene fliegt und wirft sich an ein fremdes Herz, um in diesem doch nur sich selbst zu finden; scheinbar freier ist sie weit mehr die Unfreie, die Sklavin, die ihre selbstgeschmiedeten Ketten trägt. Daß es duftende Rosenketten der blühendsten Gefühle sind, lindert nicht die blutenden Dornenwunden. Rahel stürzte sich nicht wie Bettina aus drängendem Bedürfniß an ein ersehntes Herz, sie vergrub sich vielmehr still in sich selbst. Eine unaufhörliche Reihe körperlicher Leiden verwies sie auf ihr eignes Ich, sie versank zum Theil auch mit ihrer Seelenstimmung in die Zerrüttung leiblicher Zustände, und wurde so in dieser Be-

*) Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Drei Theile. (Mit Rahel's Bildniß.) Berlin, Duncker und Humblot. 1834. Gr. 8. 3 Thlr.

schäftigung mit ihrer körperlichen und geistigen Persönlichkeit für sich selbst der quälerische weibliche Hamlet, der wol die Welt aus ihren Fugen sieht, aber sie im Ganzen und Großen durch einen umfassenden Gedankenplan wiedereinzurichten sich nicht befähigt fühlt. Eine glühende Leidenschaft hatte ihre frühe Jugendblüte geschwellt und aufgezehrt, das Gefühl ihrer absonderlichen Geburt nagte mehr als billig an ihrem durchfurchten Herzen, über alle Gestalten erster Umgebung ragte sie mit der penetrirenden Schärfe ihres leuchtenden Auges wie durch das Bewußtsein isolirender Ueberlegenheit des Geistes weit hinweg; sie sah, sie wußte sich einsam von früh auf, bis auch in spätern Tagen eines bequemern Geistesverkehrs dieses Gefühl der Vereinzelung ihr lieb und werth geworden, und bei ungewöhnlicher Nervenzartheit allen Gewittern des Lebens blosgestellt, mußte sie allen Aufschwung der Seele an die zerbrechliche Hülle der Leiblichkeit gefesselt fühlen und war gebunden, gehalten, niedergedrückt, auf die Hinfälligkeit des Daseins verwiesen wie selten ein menschliches Wesen, das in den angeborenen Ansprüchen zu Lebensgenuß eine mehr als leichte Mahnung findet.

Fassen wir diese Zustände, in denen Rahel's geistige Kraft gebunden lag, sodaß ihr kühnster Aufflug doch nur eine Opposition, ein Feldzug gegen die Widerwärtigkeiten des Daseins bleiben mußte, so kann sie im Gegensatz zu Bettinen fast nicht anders als ein Kind des Unglücks erscheinen. Versagt blieb ihr aber auch nicht, was das Unglück Großes in sich faßt. Es isolirt den Menschen; das ist der Fluch des Unglücks, es hebt uns aus der Menge der Welt heraus, es stellt uns einsam hin, wir sind gezeichnet. Das ist das tiefste Weh der Menschenbrust, und Rahel hat diesen Brunnen des Todes, der ihr wie eine ewige Quelle des Lebens Nahrung bot, vollauf erschöpft. Aber das Unglück concentrirt uns auch fest in uns selber. Das Glück läßt uns schwärmen und zerfließen, es zerflattert mit uns in die Weite; im Unglück ist der Mensch am meisten er selbst. Nicht von äußern Mißfällen kann hier blos die Rede sein; für den Geist sind äußere Bedingungen nur Anlässe zu Stimmungen, welche den Grundtypus der Gemüthsanlage wol variiren, aber nicht verdrängen. In Bettinen ist ein inneres trunkenes Glück, in Rahel ein tiefes nagendes Leid der Grundzug ihres Wesens. Beide streifen auch in ihr Gegentheil hinüber, Bettina wird phantastisch, wenn sie ernst wird, auch reflectirend will sie nichts als Genuß. Und die Heiterkeit des Unglücklichen wird Witz und Ironie, in deren Becher immer ein Tropfe Wermuth träufelt, eine kostbare Perle, die sich nur mit schmerzlichem Widerstand auflöst. Trifft dies nun beide Frauen, so gelten hier recht eigentlich Schleiermacher's Worte, die er zu ganz verschiedenen Zeiten über dieselben geäußert und die ich aus sicherm Munde entnahm. „Rahel", sagte er, „gibt das seltene Phänomen eines menschlichen Wesens, das immer concentrirt ist, immer sich selbst ganz hat." „Bettina", war später sein Ausspruch, „ist bei allem Geist völlig Sinnlichkeit, sie hat sich nie selbst, kann niemals concentrirt sein." Beide Frauen standen mit Schleiermacher in engem Verkehr, sie hatten von ihm ihre Religion. Seine Lehre, die das Absolute nur im Momente erfassen hieß, wurde für beide Frauen der rothe Faden eines sonst so vielfach gesonderten Glaubensbekenntnisses. Nur daß sich bei der Einen ihrer Natur gemäß zur lärmenden geistigen Genußsucht entfaltete, was bei der Andern, die das Unglück gezeichnet, sich zum scharfen Bewußtsein gestaltete.

Diese Schärfe des Bewußtseins ist es nun aber, was Rahel's ganzem Wesen den Charakter der Männlichkeit zu geben scheint. Ist das Weib eine relative Potenz im Leben, ist es wesentlich ihrer uranfänglichen Bestimmung zufolge die sich anschmiegende Hälfte des geschaffenen Menschen, so hat die Weiblichkeit in Bettinen einen Triumph gefeiert; ihr Bedürftigsein, ihre Furcht, ohne Liebe einer Leerheit preisgegeben zu werden, die ihr ganzes Geistesleben aufheben könnte, ist ein echt weibliches Element. Ich rede hier nicht von ihrer persönlichen Erscheinung, in der sich männlich Kühnes genug offenbart, selbst ihre Stimme, ihr Gesang hat etwas Geschlechtloses, auch in den Räumen ihrer Häuslichkeit läßt sich das Weibliche vermissen, während sich im Gegentheil auch das geübteste Auge von der Anmuth, die in Rahel's häuslichen Räumen zu herrschen pflegt, überrascht fand. Nur Kränklichkeit trug die Schuld, wenn auf Rahel's eigne Gestalt nicht immer derselbe sorgsame Fleiß zierlicher Feinheit verwandt war, der in ihrer Umgebung sich mit so deutlichen Spuren ausprägt. Das sind nicht die Widersprüche, sondern die Ergänzungen, die der menschliche Geist auf der einen Seite nachholt, während irgendwie etwas auf der andern versagt blieb. Nicht aber von der persönlichen Erscheinung beider Frauen will ich hier sprechen; ich will den Nerv ihrer geistigen Entfaltung, das Ideelle ihres innern Menschen erfassen, der sich oft in äußerer Form von sich selbst sein Gegenstück schafft, um auch dem Reiche der flüchtigen Tageswelt den schuldigen Tribut zu zollen. So erscheint die endliche Persönlichkeit des Menschen oft eine ganz andere als seine geistige Person. Beide hängen jedoch an geheimen Fäden eng aneinander, bedingen sich gegenseitig, aber nicht selten in einer Contrastirung, in welcher das volle ganze Ich in leiblicher und geistiger Entfaltung oft ein ironisches Spiel mit sich selber treibt. Bettina möchte gern ein geschlechtloses Kind sein. In ihren artistischen Bestrebungen, wenn sie singt, spielt, zeichnet, modellirt, in der Umgangswelt und im Gesprächston hat sie die freie Kraft, fast die ungenirte Handfestigkeit des Mannes, und nun sie ihre tiefste Seele in jenen ewig denkwürdigen Ergüssen voll flutender Sehnsucht und süßem Schmelz an das helle Licht der Welt herausgekehrt hat, sind wir von dem blos Weiblichen überrascht, das wol, wenn die Entzückung der Liebe eine fieberhafte Entzündung wird, alle Fessel weiblicher Zaghaftigkeit von sich streift, aber auch in dem tobendsten Wellenschaum der aufgeregten Lebensgeister nie männlich hart, nie geschlechtlos frei werden kann, noch aller formellen Function überhoben. Grade im Wirbel der entfesselten Leidenschaft, selbst im Schamanenhaften ihrer Tobsucht ist dies Weib ein echtes Weib, mit der Schwäche der Frauennatur be-

haftet, die im Anschmiegen der schlanken wellenhaften Gestalt ihre unbesiegliche Kraft findet und weiß. Alles, was Kind und Mann an ihr scheint und ist, hilft ihr blos die gewöhnlichen Schranken stillerer Weiblichkeit vernichten, um Das maßlos zu sein, was sonst nur in der Hülle beschränkter und verzagter Hingebung und Demuth möglich ist. In Bettinen haben wir das fühlende Weib, das sich emancipirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Versuch einer ästhetischen Darstellung mehrer Werke dramatischer Tonmeister älterer und neuerer Zeit, von G. C. Grosheim. Mainz, Schott's Söhne. 1834. Gr. 8. 1 Thlr.

Im Allgemeinen betrachtet, liefert der vorliegende „Versuch" abermals einen Beweis, wie wenig die in neuerer Zeit unter andern von Herbart in seiner „Kurzen Encyklopädie der Philosophie" so trefflich ausgeführten und in seinem „Lehrbuch der Psychologie" (S. 148) beiläufig erwähnten Grundsätze bei Beurtheilung des innern Werthes eines musikalischen Kunstwerkes berücksichtigt werden; nur höchst selten findet sich in den modernen Kritiken und sogenannten ästhetischen Darstellungen der eigentliche Kern, welcher von einer gewissen Vollkommenheit der Grundlage des Beurtheilenden zeugte, vermöge welcher er ein Kunstwerk durch psychologische Analyse bis auf seine speciellsten Bestandtheile zu zergliedern vermag, um aus ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit und aus ihrem Verhältnisse zu einander und zum Ganzen die Elemente einer Aesthetik der Tonkunst zu begründen und den innern Werth eines Tonstückes festzustellen. Es hat sich statt dessen, sei es nun aus Bequemlichkeit oder aus Unvermögen mancher musikalischen Kritiker, tiefer in das Innere eines Kunstwerkes einzugehen, die zwar hergebrachte, aber nichtsdestoweniger falsche Meinung immer mehr und mehr festgesetzt, daß die Musik vorzugsweise vor andern schönen Künsten Gefühle ausdrücken soll, als ob das Gefühl, welches sie etwa anregen kann (Herbart a. a. O.) den Regeln der Harmonielehre, des einfachen und doppelten Contrapunktes u. s. w., auf denen ihr ganzes Wesen beruht, zum Grunde läge; so entstehen nun statt kritischer und ästhetischer Urtheile nur allerlei Deuteleien, die Musik zu Symbolen von diesem und jenem zu machen, wenn nicht gar der innere Werth einer Composition nach dem subjectiven Auffassungsvermögen und nach der Empfindungsweise oder nach der Empfindelei eines Recensenten wie nach einer Elle abgemessen und aus einer so trüben Quelle über Leben und Tod der Künstler abgeurtheilt wird. Kritiker und Aesthetiker sollen in ihren Leistungen den Künstler wenn auch nicht immer schulmäßig belehren, doch zu immer tiefern Reflexionen über das Innerste der Kunst anregen, während dem Kunstfreund zugleich Gelegenheit geboten wird zu einer mehr als blos sinnlichen Auffassung; sie müssen daher, dies mindestens sind unsere Anfoderungen, bei einer ausreichenden Kenntniß alles Dessen, was ins wissenschaftliche Gebiet der Tonkunst gehört, als Grundlage eines nicht einseitigen und geläuterten Geschmacks noch jene Universalität und Biegsamkeit des Geistes zeigen, die erfodert wird, um sich bei Verleugnung persönlicher Vorliebe ganz in die Eigenthümlichkeit Dessen zu versetzen, den sie beurtheilen wollen. Wer daher der fast unüberwindlichen Versuchung nicht widerstehen kann, die Einsichten des Künstlers und Lesers durch die Ueberlegenheit seiner eignen zu übertreffen und auszustechen, den macht die Stärke seines Ruhmes gänzlich zum Kunstrichter untüchtig, und wer sich (Herbart a. a. O.) nur auf Deuteleien legt, der verräth seine Scheu vor dem Innern eines Kunstwerkes und seine Vorliebe für den äußern Schein.

In wie weit nun das vorliegende Werk obigen Anfoderungen entspricht und welchen Platz es in der neuern musikalischen Literatur einnehmen dürfte, wird sich aus Folgendem ergeben. Der Verf. bespricht nachstehende zwölf Opern: Romeo und Julie von G. Benda; Le déserteur par Monsigny; La rosière de Salency par Grétry; Il matrimonio segreto di Cimarosa; Don Giovanni von Mozart; Iphigénie en Aulide par Gluck; Freischütz von Weber; Les deux journées par Cherubini; Joseph par Méhul; Zémire et Azor par Grétry; Iphigénie en Tauride par Gluck; Athalia von Schulz. Da das Ganze in einerlei Art gehalten, so mag eine einzige Probe, die wir hier beifügen, zur Beurtheilung der ästhetischen Darstellung des Verf. hinreichend sein. — „Don Giovanni". Nach einer kurzen Einleitung rücksichtlich des Textes der Oper und nach wenigen Worten über die Ouverture, ohne jedoch beide zu detailliren, heißt es: „Der Vorhang rollt auf. In der Scene ist es Nacht. Wir erblicken Leporello, den Diener unsers Helden, vor dem Hause, in welches dieser sich eingeschlichen, ein neues Verbrechen zu begehen. Leporello, mit seiner Stellung höchst unzufrieden, spricht sich darüber kurz und bündig aus in dem: notte e giorno faticar. (F. dur $\frac{4}{4}$). Gesang und Begleitung reden sehr bestimmt, der Baß will die Unzufriedenheit noch bekräftigen — bei den Worten: voglio far il gentiluomo, umgaukelt ihn die Begleitung mit den süßesten Hoffnungen. Doch jetzt hört er Lärm und zieht sich zurück. Die Begleitung verläßt den Gemeinplatz und erhebt sich zum Epos. Im Kampfe mit Don Juan tritt Donna Anna aus dem Hause; er strebt umsonst, sich von ihr loszuwinden, aber non sperar entgegnet ihm die von Rache Beseelte. Don Juan spottet der weiblichen Unmacht, Donna Anna ruft nach Hülfe; contrastirend mit Jenen ist des zitternden Dieners Geplapper, der sich entfernt hält. Es erscheint der Beleidigten Vater, der Commandeur. Die Musik wird recitativisch fast als dieser und Don Juan zur Waffe greifen und Leporello davonschleichen will. Während des Duells gibt die Begleitung einige spitze Töne, die sich endlich krampfhaft in die Höhe winden und auf einem schmerzenvollen Accorde stille stehen" u. s. w. Auf diese Weise läßt der Verf., oft sehr gewandt in der ihm eigenthümlichen Art der Darstellung, die Gegenstände vorübergleiten, ohne einen Blick ins Innere des Kunstwerkes zu thun, ohne alle kritische Reflexion, es sei denn, daß man Stellen wie die obige, wo von krampfhaft sich in die Höhe windenden Tönen und schmerzenvollen Accorden die Rede ist, oder folgende, die wir zum Schlusse beifügen, für eine ästhetische Darstellung halten wollte: (S. 70) „Echt komischer Art ist das heimliche Hinunterschlucken der entwendeten Speisen des Leporello in den acht Takten des questo pezzo di salsiano ausgedrückt". Zum Schlusse müssen wir noch einer Stelle erwähnen, die sich in der Vorrede findet und vermuthen läßt, daß der Verf. seine Schrift für ein ganz eignes Publicum herausgegeben. Die Stelle ist folgende: „Für blos technische und rein speculative Künstler ist dieser Versuch nicht geschrieben", vielleicht blos für Dilettanten? Aber auch diese kann der Verf. nicht im Auge gehabt haben, denn wo fänden sich wol Kunstfreunde, welche, wenn sie anders Lust dazu hätten, nicht ohne fremde Beihülfe die Handlung in einer Oper verfolgen könnten in der Art, wie dies hier der Fall ist, und die nicht, wenn etwas darauf ankäme, eine Stelle in der Musik so, eine andere anders bezeichnen könnten. Der Verf. läßt uns also darüber im Dunkeln, für wen er eigentlich geschrieben, und somit wollen wir ihm auch nicht dadurch vorgreifen daß wir seine Schrift irgend einem bestimmten Publicum empfehlen. 158.

Das Leben im Leichentuch. Enthüllung eines argen Geheimnisses. In Briefen. Berlin, Mylius. 1834. 8. 18 Gr.

Die neunzehn Briefe, welche diese kleine Schrift bilden, haben den unglücklichen Kaspar Hauser zum Gegenstande, dessen Schicksal mehre Jahre lang unsere allgemeinste Aufmerksamkeit und Theilnahme fesselte. Man enthüllt darin angeblich seine Geburt, und zwar auf die nämliche Weise, wie ein dunkles Gerücht sie schon alsbald nach seinem ersten Erscheinen in der

Welt angab. Kaspar Hauser soll nämlich darnach der Sohn hoher Aeltern gewesen sein, den eigensüchtige Verwandte schon vor seiner Geburt dem Tode bestimmten, weil sie aus politischen Gründen nicht dulden wollten, daß die Herrschaft durch ihn auf die Nachkommen seiner Mutter übergingt. Die dabei angewendeten Intriguen werden uns folgendermaßen vorgestellt. Cäcilie, eine junge, demselben hohen Hause angehörige Dame, die durch Zufall in das Geheimniß gezogen worden, verwechselt den im Jahre 1812 geborenen Knaben, um ihn vor dem sonst unvermeidlichen Tode zu erretten, mit einem andern und zwar weiblichen, zur selben Zeit todtgeborenen Kinde armer Aeltern, das an seiner Statt als gestorbener Erbe begraben wird, und weiß mit Hülfe einer Tante den echten, lebendigen Erben zu verbergen. Kunigunde, diese Tante, die späterhin die alleinige Sorge für den geraubten Knaben übernimmt, läßt dagegen aus Angst, ihr schweres Geheimniß mit der Zeit dennoch verrathen zu sehen, wenn das Kind in ihrer Nähe bliebe, dasselbe durch einen ihr getreuen, verworfenen alten Diener in ein entferntes Land, wie es scheint nach Ungarn schaffen und dort so schmählich auferziehen und behandeln, wie wir wissen, daß es Kaspar Hauser geschehen ist. Sie erwählt diesen Weg, sich des Knaben zu entledigen, ohne ihn zu tödten, deswegen, weil sie, indem sie ihn gewissermaßen von der ganzen menschlichen Gemeinschaft ausgeschlossen erhält, ihn auf das allersicherste unschädlich und zu allen Dingen für den Fall unfähig zu machen glaubt, daß er jemals wieder in Freiheit käme. Als sie nun aber späterhin und zwar mit dem Jahre 1827 anfängt, gerechte Besorgnisse zu hegen, der gefangene Jüngling möge nichtsdestoweniger etwa beim Tode oder bei einer Krankheit seines Wärters, eines alten, mit Räubern verbundenen Waldhüters, unter andere Menschen kommen und ihnen sonach durch ihre eigne Vorsicht gefährlich werden, so hält sie es für gerathener, ihn freiwillig dergestalt in die Welt zu schleudern, daß dieselbe nicht die mindeste Spur der Wahrheit bei möglichen Nachforschungen entdecken könne, und vollbringt diesen Vorsatz durch Kaspar Hauser's geheimnißvollen Transport nach Nürnberg.

Die Ermordung endlich des räthselhaften Jünglings wird nach diesen Briefen dadurch herbeigeführt, daß Kunigunde in Folge des Aufsehens, welches Hauser in der Welt erregt, ihrem Bruder Roderich entdeckt, daß ihr beiderseitiger Neffe in ihm noch am Leben sei. Dieser Roderich scheint nämlich als das Haupt der Verschwörung wider das Leben des Letztern hingestellt werden zu sollen, und wurde früherhin von den beiden Damen absichtlich über des Knaben Tod getäuscht, weil er eine halbe Maßregel, wie das Austauschen, nimmermehr gebilligt haben würde. Auf seine Veranstaltung wird der erste Mordversuch wider Hauser gemacht und sodann im Jahre 1833 durch jenen schon erwähnten alten Diener dem Leben des Jünglings wirklich ein Ende gesetzt.

Das interessante tragische Schicksal Kaspar Hauser's hat nicht ermangelt, in unserm papiernen Zeitalter vielerlei Schriften hervorzurufen, die, wie bekannt ist, dasselbe auf die verschiedenartigste Weise deuten und auslegen. Wie wenig also einer jeden und auch der vorgenannten auf die bloße Erzählung hin Glauben beigemessen werden kann, liegt am Tage. Die große Menge läßt sich nun von der einmal gefaßten Meinung nicht abbringen, es liege hier ein schauderhaftes Geheimniß verborgen, und verwirft die Ansichten Derer, die Kaspar Hauser als einen Betrüger darzustellen suchen.

Für echt können die obigen Briefe ernsthafterweise wol schon darum nicht ausgegeben werden, weil ihre Erlangung für den Herausgeber eine Unmöglichkeit gewesen sein dürfte. Abgesehen aber davon, geht auch aus ihrer Abfassung deutlich hervor, daß sie einer und derselben Feder entflossen sind. Es läßt sich von ihnen nicht grade sagen, daß sie schlecht geschrieben wären; ihre ungewisse, zweifelhafte Haltung scheint uns aber nicht weniger als ihre gesprächige Breite einen weiblichen Autor darzuthun, der mit den Personen der vorgeblichen Verfasser derselben (Cäcilie, Kunigunde und Roderich) nichts gemein hat. Nicht ungeschickt ist der Charakter Cäciliens gehalten, denn er besitzt jene eigenthümliche Selbstverzärtelung, die in dem höchsten Stande leider nur allzu häufig vorkommen mag und der gemäß man auch das fleckigste Gewissen mit einem Honigguß von Sentimentalität übertünchen kann. Dagegen fehlt aber die Schärfe und das eigenthümliche Uebergehen mancher Dinge, welches nur die vornehmste Erziehung anlernt oder nur die höchste Bildung auf einem andern Wege zur Erscheinung bringt, und man müßte eben auch schon aus diesem Umstande die Briefe für unechte erkennen, als welche sie, sowie sie sind, gar keinen Werth haben. An Unwahrscheinlichkeiten, daß das dargestellte Verbrechen grade auf diese Weise hätte vollbracht werden können, fehlt es nicht. Man kann dagegen wieder nicht sagen, daß das Buch in einer offenbar hämischen Absicht abgefaßt worden sei. Es fehlt aber auch dem Verf. an allen Beweisen seiner schweren Anschuldigungen und verhängnißvollen Behauptungen. Ist das Verbrechen wahrhaftig so geschehen, wie denn ja in höhern Ständen von jeher ebenso viele Schandthaten wie im Volke begangen worden sind, so ist es doch auf keinen Fall schon unserer Zeit vorbehalten, es zu entschleiern, und die Kritik, die das Wahre oder Unwahre einer solchen Anklage nicht unterscheiden kann, muß es tadeln, daß sie also, ohne auf einem Grunde zu beruhen, hervortritt. Eine spätere etwaige Anklage vor der öffentlichen Meinung würde an diesem Buche keinen Stützpunkt finden, und es ist von demselben beinahe anzunehmen, daß es von einer müßigen Feder blos auf Klätschereien vornehmer Cirkel hin gedichtet und ausgesponnen wurde, wo dann der unbesonnene Angriff auf fürstliche Ehre eine strenge Rüge verdient. 51.

Literarische Notizen.

In Lieferungen erscheint eine französische Uebersetzung der historischen Schriften Robertson's, besorgt von Suard, Morellet und Campenon. Desgleichen soll auf Subscription eine neue Ausgabe von Chateaubriand's sämmtlichen Werken in 32 Großoctavbänden mit 80 Stahlstichen und Karten erscheinen.

Bei Chatet ist ein publicistisches Buch unter dem seltsamen Titel: „De l'influence de la démocratie sur la liberté, la propriété et le bonheur de la société", soeben herausgekommen.

Der ausgezeichnete pariser Blumenmaler Redouté, den die Damen das Prädicat des Malers der Rosen gegeben, gibt in 72 Lieferungen „Choix des plus belles fleurs et des plus beaux fruits" heraus, wovon die erste bereits erschienene Lieferung den Enthusiasmus seiner zahlreichen Verehrer erregt.

Von Eduard Primard's religiös moralischer Schrift: „Jean le précurseur" ist die zweite Auflage erschienen; er wird nächstens eine andere unter dem Titel: „Nächte eines Kartheusers" herausgeben.

Bei Longman in London erscheint ein Specialatlas von England und ein anderer von Wales insbesondere. Letzterer wird so eingerichtet, daß die sämmtlichen Karten in eine einzige große verbunden werden können. Als Probe sind die Karten von Lincolnshire und Gloucestershire ausgegeben, welche ausgezeichnet schön und die Arbeit der Gebrüder Walker sind.

Englische Blätter finden es merkwürdig, daß in dem ganzen Schweizercanton Unterwalden, einer Fläche von 12 Quadratmeilen, keine einzige Druckerei ist. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 187. — 6. Juli 1835.

Ueber Rahel's Weiblichkeit. Von Dr. F. G. Kühne.

(Fortſetzung aus Nr. 186.)

In Rahel hat das denkende Weib ſeine Emancipation erlebt. Was ihr eben den hervorſtechenden Charakter eines ſinnenden, grübelnden, brütenden Weſens gibt und was das Product einſamer Geſondertheit und überlegener Geiſteskraft iſt, hat allerdings den Anſchein eines männlichen Zuges. Ich erinnere mich noch ſehr wohl des Augenblicks, wo ich Rahel — ein erſtes und letztes Mal — geſehen. Es war in den letzten Jahren ihrer körperlichen Hinfälligkeit; aber es mochte ein guter Moment ſein, als ſie vor mir ſtand mit dem blaſſen Geſicht, dem dunkeltiefen Auge, dem ſchwarzen Gewande und der nachläſſigen Haltung ihrer nach vorn zuſammengeſchlagenen kleinen ſchneeweißen Hände. Sie war ins Zimmer wie ein ſchwebender Geiſt gefahren, ſie ſtand ſo plötzlich vor mir, daß ich erſchrak. Lautlos pflegte ſie eine neue Erſcheinung mit prüfendem Blicke zu muſtern, und wie man ein Buch in die Hand nimmt, den Titel betrachtet und nach kurzem Hin- und Herblättern es wieder fortlegt, wenn zu näherer Bekanntſchaft die Zeit ungünſtig iſt, ganz ſo war die kurze Muſterung, die ich erlebte. Schweigend verließ ſie das Zimmer, ſchleichend geſchwind wie ſie gekommen. Ein Krampf über dem Auge, der ſie plötzlich befiel, hieß ſie flüchten. Erſt ſpäter hörte ich, daß ſie ein Buch von mir geleſen, einige Stellen deſſelben, wie ſie pflegte, ſich angeſtrichen und den Wunſch geäußert, mich ſelbſt gleichſam mit den dortigen Ausſprüchen zu confrontiren. So kam, ſah und verſchwand ſie wieder. Der männlich-kühne Lichtblick ihres Auges, das ſtreng Prüfende ihrer Miene iſt mir aber nie verſchwunden, es blieb mir lange Zeit ſtereotyp, bis mir ſpäter aus ihren Briefen an Alexander von d. Marwitz, Gentz und Varnhagen von Enſe auch die milde Lieblichkeit ihrer geheimern Weiblichkeit klar wurde. Aber es lag eine auflöſende Kraft in der Beharrlichkeit ihres ſinnenden Auges. Es ſpricht aus ihren Bekenntniſſen auch von früherer Zeit her eine geiſtige Schlafloſigkeit, ſie ſcheint oft übermüdet, überwacht, als wäre ein ſchweres Unglück mit ſchonungsloſer Hand über ihre Stirn gefahren und hätte ſie ſtarr in ſich ſelbſt gebannt und ihr doch die Beſeligung einer in ſich ſelbſt verſinkenden Ruhe verſagt. Gebunden, gelähmt, fühlt ſie die tauſend großen Fähigkeiten eines ewig lebendigen regen Geiſtes, der nichts als Leben erzielt; aber was erſt dies Alles ineinandergreifen läßt, damit Das, was Maſchine ſcheint, ein organiſches glückliches Ganze werde, der Muth, war ihr verſagt, Muth zum Leben, Muth zur geiſtigen Schaffensluſt. Ein Erſatz dafür iſt der ſpielende, hüpfende Muthwille, der Witz. Bettina iſt nie witzig. Sie hat zu viel unmittelbare Schaffensluſt, ſie hat zum Leben und Lieben, zum Kunſtgenuß und zum Dilettiren in allen artiſtiſchen Fächern einen Muth, der ſich bis zum Uebermuth ſteigert. Einem Weibe, das witzig iſt, muß der Stachel des Schmerzes das tiefe Herz verwunden, ſie muß bitter verzichtet haben, im Innerſten verletzt geweſen ſein und nach tauſend heißen Thränen ſich mit Gewalt beſchwichtigt haben, denn ſo lange ſie weinen kann und darf, iſt das Weib nicht witzig. Rahel's Herzen ſind die tiefſten Wunden geſchlagen, tiefere als die Briefe ſagen; der eigentliche Roman ihres Lebens durfte nicht an den Tag geſtellt werden, er blieb als ein Vermächtniß für ſpätere Zeiten zurückgelegt. Das Verhältniß zu einem Grafen Finkenſtein, der ihr in früheſter Jugend Herz und Hand geboten, läßt ſich nicht wieder den geſchloſſenen Händen der Vergangenheit entwinden. Durch den Liebreiz ihres erſten Blütenlebens angezogen, wurde er bald von Familienrückſichten vermocht, auf ihren Beſitz zu verzichten; Rahel's eigne Verwandte hatten Schwierigkeiten erhoben, die ſich ebenſo unbeſieglich zeigten. Noch weniger kann Rahel's innigſte, ſtürmiſche Liebe zu einem jungen Spanier ein Gegenſtand der Darſtellung werden; mit dem Verluſte einer großen Menge Briefe, die einen langen Zeitraum ihrer völlig aufgeblühten Jugend umſpannen, iſt die Hoffnung verloren, auch nur in ſchwachem Abglanz jene Glut einer erwiderten Gegenſeitigkeit und einer innigſten Hingebung zu malen. Aus der Leidenſchaft der Liebe wurde im Herzen des jugendlichen Spaniers eine Furie der Eiferſucht, und aus dem tiefſten Glück der höchſten Wonne durch dieſen Wandel der Gefühle für Rahel ſelbſt das bitterſte Unglück und das ſchmerzlichſte Weh. So hörte das Verhältniß zu dem glühenden Mann des Südens auf, nicht aber ihre Liebe zu ihm. Auch das treueſte Glück eines ſpätern, ebenſo freundlichen als geiſtig befriedigenden Bandes ließ die Narbe an ihrem geheimſten Herzen nicht verharſchen.

Nach jener erſten Periode ſüßeſter Liebe und völlig

erschöpften Lebensglückes traten viele Gestalten in Rahel's Kreise, gedrängt und bunt wurden die Cirkel um das wundersame Mädchen, Fürsten und Grafen, Künstler und Dichter umflatterten ihr gebrochenes Herz, das wol noch der Neigung edler Gemüther bedurfte, aber nach jenem großen Verluste erster jugendlich-frischer Liebesgaben nicht mehr ganz zu erfüllen war. Sie saß nun schon in ihrer „Herzens-morgue" da, sie lebte ihr Leben nicht mehr, sie sah ihrem Leben nur zu. Unerhörte Schläge hatten ihre Gesundheit erschüttert, und es war nur die Zähigkeit eines Lebensfadens zu bewundern, der unter dem überhäuften Maß unsäglichster Leiden noch undurchschnitten blieb. Diese kleine zarte, nervenleise Gestalt, die bei ihrem Eintritte aus dem mütterlichen Schooße in die Welt in eine Schachtel mit Baumwolle gefüttert gelegt werden mußte, entwickelte in der Passivität und in der Defensive gegen eine unabreißliche Kette von Fatiguen und Krankheitsstürmen aller Art eine staunenswerthe Kraft und Festigkeit. Ihr äußeres Dasein war nicht einsam, oft sogar geräuschvoll und glänzend. Aber physisches Leiden und geistiger Schmerz hatten sich nun schon vereint, um sie in sich zurückzutreiben, und mannichfach durchschüttelt und gequält, glaubte sie sich einsam, fühlte sich in der Gebundenheit an die Hinfälligkeit des Leibes arm, verstoßen, verlassen. So sieht sie bei der Schärfe ihres leuchtenden Verstandes sich oft mitten im Geräusch der Geselligkeit von Allem losgelöst und abgeschieden; „eine Iphigenie unter Barbaren" fand sie der Mann, dem es bei einem hochbeglückten Naturell seltener Gaben später beschieden war, diesem hinfälligen kostbaren Leben eine ebenso milde als kräftige Stütze zu bieten. Nach jenem ersten Sturm und Aufruhr, der an der Wurzel der Seele gerüttelt, schien eine Stille bei ihr eingekehrt, die den ängstlichen Flügelschlag eines irren Vogels hörbar machte. Deshalb die Stimmungen von Furcht und Angst, die so häufig wiederkehrten. Aber es gehörte zu ihren metaphysischen Gelüsten, dieser Stille in ihr zuzuhören, denn diese Stille ward für sie vernehmlich, sie redete laut zu ihr und hatte oft einen schreienden gellenden Ton. Oft erschien sie dann eben wie abgelöst von Zeit und Raum, und was sie nach diesen Momenten eines fast magnetischen Versinkens in sich selber sprach, waren Worte einer Kassandra. Man weiß viele Einzelnheiten, wo man sich genöthigt gesehen, ihrem prophetischen Sinne, gegen den man Zweifel gehegt, unbedingt und mit Beschämung über sich selbst zu huldigen. Rahel hatte etwas Providentielles in ihrer Natur. Ob ihre Aussprüche den Untergang eines Kindes, einen Unfall geringerer Art betrafen, während jene unselige Troerin auf den Sturz des ganzen Vaterlandes hinwies, nimmt ihrem innern Vermögen nicht die Kraft, in ihren nervösen Zuständen für allgemeinere Schicksale den Prototyp zu finden. Auch gehen manche ihrer Vorgefühle auf eine Zukunft, die noch ungewiß über dem fernen Horizonte unsers Lebens steht; eine Reformation geselliger Zustände, eine geistig-freiere Elasticität der ehelichen Bande, lag als nothwendige Bedingung ihres eignen Lebens wie eine zuversichtliche Ahnung in ihrer Seele. Was sie in ihren Kreisen durchgelebt, mochte sie, von dem Schooße einfacher Familienverhältnisse auf Allgemeineres schließend, als Maßstab für kommende Zeiten halten. Dies schöpfte sie Alles in jenen Momenten einer stillen Einkehr in sich selber. Hierin lag, wie es Adam Müller in einem seiner Briefe an sie bezeichnete, das „Sibyllinische" ihres sensitiven Wesens. In dieser geistigen Bevorzugung lag das tiefe Unglück ihres innern Menschen. Durch kränkliche Anläſſe auf einzelne Punkte lichter Gesundheit verwiesen, nagte sie ängstlich und schwer am Augenblick. Der Moment galt ihr Alles, und keuchend lag sie an den Brüsten eines glücklichen Zeitpunkts, aus dem sie Ersatz, Kraft und Trost für bange Stunden einer verzehrenden Mühsal sog. Das Vergehende, Hinsiechende und Todte im Leben hat Niemand so schmerzlich aus dem Strome des Daseins herausgefühlt als Rahel. Das machte sie zu dem „brunetten Hamlet", wie sie sich selbst genannt, der den todten Schädel fortschleudert und „pah!" ausruft, „der große Alexander, Staub und Lehm geworden!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Prinzessin oder die Beguine. Roman von Lady Morgan. Aus dem Englischen von P. Helling. Drei Bände. Zweite Ausgabe. Aachen, Mayer, 1835. 8. 3 Thlr. *)

Lady Morgan hat in ihren Romanen eine so selbständige Richtung genommen, daß sie weder vollkommen mit den Romanschreibern ihres Vaterlandes, noch im Entferntesten mit denen der Ausländer zu vergleichen ist. In dem vorliegenden Roman prägt sich deutlich und bestimmt ein politischer Typus aus. Die Politik ist hier sogar die Hauptsache; der Roman bezweckt eine Verklärung der freisinnigen Ideen, des Princips der Bewegung, im Gegensatz zu der Stabilität und dem Ultratorysmus, der hier in seiner einseitigst starren Richtung aufgefaßt und in seiner Nichtigkeit dargelegt wird. Mit der englisch-romantischen Schule hat die ehrenwerthe Lady das Festhalten am Realen und Praktischen gemein, die Kenntniß und genauste Schilderung englischer Sitten, die Seelenkunst, womit sie die Gebrechen, Schwächlichkeiten und versteinerten Vorurtheile der bevorrechteten Hochtoryclasse und die Niedrigkeit und plumpe Gemeinheit des emporgekommenen gewöhnlichen Landadels zerlegt. Dem Engländer ist nichts so hoch und so niedrig, woran er den Maßstab seiner Kritik zu legen sich schämen sollte. Der Deutsche mit seiner beschränkten Ehrfurcht vor den Prärogativen der Vornehmen, vor der Feudalaristokratie und dem durch die Mode Gefeierten und Hochgestellten, ist wie ein blöder, einfältiger Knabe, der vor seinem Schulmeister respectmäßig und nach herkömmlicher Gewohnheit den Hut zieht; der britische Schriftsteller dagegen steht mit allen Classen parallel oder erhebt sich über dieselben und spricht von der erhabenen Tribune seines Schriftstellerthums, außerhalb der menschlichen Gesellschaft sich befindend, Recht und Urtheil. Der Deutsche richtet seine Satire lieber gegen das Allgemeine, weil das Allgemeine in seinem Zorn unschädlich und gefahrlos ist; der Engländer greift furchtlos und kühn den Einzelnen an, die individuellen Zustände, die Repräsentanten der verschiedenen Richtungen und Stimmungen der Zeit. Der Deutsche kämpft gegen die Peripherie, der Engländer gegen die einzelnen Punkte in der Peripherie, Mann gegen Mann. Freilich ist der deutsche Tory eifersüchtiger und eingebildeter auf seine Vorrechte, reizbarer und bornirt stolzer

*) Eine andere Uebersetzung dieses Werkes ist: Die Prinzessin. Von Lady Morgan. Uebersetzt von J. N. Bärmann. Drei Theile. Berlin, Duncker und Humblot. 1835. Gr. 12. 3 Thlr.

und vergibt nicht so leicht als der Brite einen humoristischen Angriff auf seine verjährten Vorurtheile und eingezäunte Persönlichkeit. Ebenso ungern rührt der Deutsche in der Hefe und dem Bodensatz der Menschheit. Zu delicat und ekelgesinnt, um den Schmuz im Menschen aufzudecken und darzulegen, nimmt er einen moralischen Predigerton an, wo es gilt, mit Beispielen und Thatsachen den bösen Feind aus dem Felde zu schlagen. Dem britischen Romantiker liegt vor Allem an der Wahrheit und Wahrhaftigkeit, nicht an der Kunstschönheit. Was derb, was gemein, was liederlich und schmuzig ist, ja das Laster in seinen ekelhaftesten Verrenkungen und widrigsten Formen selbst, gehört in sein Gebiet. Diese Eigenschaften hat Lady Morgan mit den Schriftstellern ihrer Nation gemein. Die zarte Dame ist sehr wohl im Stande, in hohem Grade unzart und unartig zu werden; sie opfert der Wahrheit ihr höchstes Gut, ihre Weiblichkeit, die sie von sich abstreift, und wird ein vollkommener Autor, eine Märtyrerin der Wahrheit. Ihre Schilderungen vornehmer, langweilig aristokratischer Personen sind mit fettem, markigem Pinsel entworfen, aber in einer breiten Ausführung und auf eine moderne Gesellschaft beschränkt, innerhalb welcher die Poesie nicht gedeiht; ihre Charakteristik des irischen John Bull ist voller Leben, aber einseitig britisch und nur dem Briten, der die Art und Weise, den Jargon und die Beschränktheit der Urbilder kennt, vollkommen genießbar. Alles bezieht sich wenigstens mittelbar oder in der Form des Gegensatzes auf Alt-England; allgemein europäisch ist diese Dame nicht. Sie besitzt eine Erstaunen erregende Kenntniß von den Sitten der feinen Welt, und in ihrer Darstellung liegt nicht selten ein bedeutendes Maß Ironie. Gelehrt wie ein Mann, ist sie eitel wie ein Weib, geschwäzig wie ein Kind und stets darauf bedacht, ihre Kenntnisse gehörigen und ungehörigen Orts anzubringen, den historischen Staub aus alten Pergamenten und Documenten herauszuklopfen, pedantische Thorheiten und Schulmeisterstreiche zu begehen und als eine unglückliche Kunstkennerin den Van Dyk über den Rubens zu stellen, den selbständig malenden Hamburger Denner als einen Holländer und den Mabuse als einen geborenen Ungar aufzuführen. Dies sind Schwächen, die man dem eiteln Weibe wol verzeihen mag, aber nicht dem Roman, der dadurch einige brandige, unerquickliche und trostlose Partien mehr erhält. Solche Definitionen sind für ein Lehrbuch zu seicht, für einen Roman zu gründlich, aber jedenfalls eine unabsehliche sandige Fläche von Pedanterie. Was kümmert es z. B. den Romanleser, welche Schicksale die alten Urkunden und Archive von Brüssel im Verlauf vieler Jahrhunderte überstehen mußten und an welchen Höfen sie herumgetrieben wurden? Was kümmert es ihn, ob unter der Angabe von Jahrszahlen der Kaiser Karl V. mit seiner Schwester Marie, oder Margarethe von Parma mit einem Quidam, dem Gerard de Groisbeck, correspondirt hat? Der Leser, der den Werth der mit solchen historischen Angaben gefüllten Seiten nicht zu schäzen weiß, hat nichts Eiligeres zu thun, als sie zu überschlagen. Warum also schreiben, was doch nicht gelesen oder nur halb gelesen wird? — Stehen die Engländer insgesammt an Poesie und idealer Weltanschauung hinter den Deutschen zurück, so fehlt dieser Dame sogar das tiefe Gemüth, wodurch die Romantiker ihrer Nation, was von Prosa in ihnen ist, mit einem gewissermaßen poetisch musikalischen Accent hervorheben. In diesem Roman ist der reine Weltverstand thätig, der immer und bis zum Uebermaß besonnen bleibt, von nichts sich hinreißen, von nichts sich neutralisiren läßt und das flammende Dichterroß in den Pflug spannt, damit es mit dem breitschreitenden und breitstirnigen Stier moderner Reflexion gleichen Schritt halte. Es gab eine Zeit, wo die Schriftsteller in der Sentimentalität zu ersticken drohten; jezt leidet man nicht minder stark an der Halsbräune des nüchternen Weltverstandes. Man table unsre deutschen Idealisten, die sich aus den gemüthlosen, unpoetisch dürftigen, zur Makulatur und Gerülle gewordenen modernen Thee-, Kaffee- und Punschgesellschaften zurückflüchten in die poetische Vergangenheit naiv aufrichtiger und handfest gefühlvoller Zeiten, oder in ihr eignes, den verwaisten dichterischen Gefühlen wie ein freundliches Asyl offenstehendes Gemüth — immerhin! ich meines Theils will lieber alle Verirrungen, Labyrinthe und Abwege deutscher Idealisten mitmachen und durchrasen, als mit einer klug besonnenen britischen Realistin auf der ebnen Kunststraße des Verstandes mich in gleichmäßiger Bewegung erhalten; ich will lieber mit einem deutschen Romanschriftsteller auf eine geniale Weise trunken fallen, als an der Hand einer Frau von Welt und Gelehrsamkeit auf eine vernünftige Weise nüchtern aufrecht stehen. Der Roman ist, seit Göthe, ein poetisches Territorium geworden; aber in dem vorliegenden wird die Poesie auf ihrem eignen Grund und Boden wenigstens partiell todtgeschlagen. Dieser Tadel, der mehr die undichterische Gestaltung unsrer modernen Lebensverhältnisse trifft, läßt sich wol mit der schuldigen Achtung vor den eminenten Talenten der geisteskräftigen Lady verbinden. Ihr Roman bezweckt und erreicht eine Ehrenrettung der oft verkannten und fälschlich angegriffenen belgischen Revolution und ihrer Urheber. Wir können nicht mehr in Zweifel sein über die Nothwendigkeit dieser Revolution, durch welche zwei heterogene Stoffe auf eine chemische Weise sich zersezten und von einander ablösten, über die Mäßigung, die in neuester Zeit ihre Lenker und Führer an den Tag gelegt haben, über die Klugheit und Besonnenheit, womit die verwickelten Verhältnisse des anfangs embryonisch-chaotischen Staats gelöst worden sind; wir lernen jedoch durch den Roman der Lady die belgischen Septembriseurs ebenso achten, wie das Volk selbst lieben und das reiche Maß ihrer intellectuellen Kräfte bewundern. Die Britin hat dadurch ein ungemeines Verdienst um die Belgier sich erworben; denn die meisten unsrer Mitlebenden glauben einem Roman und besonders einer Frau mehr, als dem Geschichtsforscher und seinem Lehrbuch, als dem Redner auf der Tribune, als dem Prediger auf der Kanzel. Die natürliche Politik der Flamländer, ihr richtiger Verstand, ihr ungezierter Enthusiasmus für die neu entstandene Staatsform und die Heroenzeit der Septembertage treten in einen auffallenden, für die Belgier günstigen Contrast mit den verrauchten, starren, aristokratischen Ansichten der vornehmen Briten, die der Roman in mehren langweiligen, aber standesgemäß decorirten Exemplaren uns vorführt. Einer derselben, Sir Frederik, angekelt von den innern Gebrechen seiner ehelichen Verhältnisse und den äußern Conflicten mit zudringlichen Hausfreunden und Ultratorys, geht nach dem Continent, um seine verdorbene politische Natur zu reinigen und der Prinzessin von Schaffenhausen, welche seiner Gemahlin wie ein böser Dämon anhängt, zu entfliehen. Diese Prinzessin, die er in England haßt, lernt er in Belgien als Mitglied des weiblichen Ordens der heiligen Beghe lieben. Das seltsame Weib tritt nämlich in dieser dualistischen Gestalt auf, um, wie jede Zweiheit, den edeln Sir zu quälen, sich an ihm für erlittene Unbilde zu rächen, den guten Mann politisch zu bekehren, für die Idee der Freiheit und nebenbei für sich selbst zu gewinnen. Denn es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Beguine den Sir, um den sie sich so viele nicht vergebliche Mühe gibt, noch immer von Herzen liebt, und daß Beide, obgleich die Verfasserin die Auflösung im Dunkeln läßt, jenseits des Romans ein wo möglich glückliches Leben führen werden. Diese Verwicklungen und Verkleidungen sind spannend und mit außerordentlicher Kunst durchgeführt, und die Situation, in welcher sich Sir Frederik befindet, als er in der Künstlerin Marguerite zugleich die Beguine Grete, und in der Beguine zugleich die Prinzessin und in der Prinzessin zugleich eine von seiner Familie gemisshandelte frühere Geliebte erkennt, ist vielleicht die einzige Stelle von poetischem, aber auch ausgezeichnetem Werthe. — Was die Uebersezung betrifft, so fühlen wir uns nicht veranlaßt, eine Vergleichung mit dem Original, das wir nicht kennen, anzustellen. Sie läßt sich indeß fließend lesen und enthält keine auffallenden sprachlichen Hindernisse, Höcker und Auswüchse. Die langgedehnten Briefe, Unterhaltungen und Alles, was aus dem irischen Jargon auf eine möglichst entsprechende Weise in ein geradebrechtes Deutsch übertra-

gen ist, wird man gewiß mit deutscher Gewissenhaftigkeit, Pietät und ehrfurchtsvoller Andacht lesen; ich glaube jedoch, daß man zwar bestissen sein wird, den vollkommenen Genuß dieser Stellen sich einzureden und anzudichten, daß er aber für uns, mit britischer und irischer Weise, mit den Nebenbeziehungen und localen Anspielungen Unbekannten, kein ursprünglicher ist, und daß wir den britischen Humor, den wir in der Ursprache nur zum halben, in der Uebersetzung aber nur zum vierten Theil verstehen, auch nur zum vierten Theil genießen dürften.

148.

Raccolta di Romanzi, ridotti in Novelle ed ornati di tavole litographiche. Vol. 1. Walter Scott. Neapel, 1834.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschien zu Paris eine Sammlung von Novellen, welche aus kurzen in novellistische Form zusammengedrängten Auszügen größerer Romane bestand, Beifall fand und viel gelesen wurde. Diese Idee, die mit Geschmack ausgeführt, ein Vielen willkommenes Werk zu geben vermag, hat der Herausgeber dieser Sammlung für Italien nachgeahmt und liefert damit eine Erscheinung, die wir allen Freunden der italienischen Sprache und Literatur in Deutschland bestens empfehlen wollen. Das Italienische hat in keinem Literaturgebiet soviel Eleganz, einen solchen Reichthum an zierlichen und geschmackvollen Formen und Wendungen, wie in der Novelle, für welche der ganze Sprachbau wie zugeschnitten erscheint. Es gewährt daher einen eigenthümlichen Reiz, einen bändereichen Scott'schen Roman in diese altitalienische Novellenform zusammengedrängt wiederzulesen. Diese Unternehmung ist daher eine glückliche für Italien, dem sie in einer hier besonders beliebten Gestalt die größern Romane des Auslandes zu liefern verspricht, gereinigt von Entbehrlichem, Anstößigem und Langgedehntem, und in einer Form, gegen welche die strengste Censur nichts einwenden kann. Dem Gelehrten, dem Geschäftsmann wird ein solcher Auszug höchst willkommen sein. Aber auch wir nehmen ihn bereitwillig auf, so lange es in Deutschland schwer fällt, Werke der neuern italienischen Literatur, an welchen der Freund dieser Sprache sich bilden und üben kann, zu erhalten. — Die Auszüge selbst sind mit Geschmack bearbeitet und behaupten alle Reize von Originalnovellen; die Erzählungen sind aus einem Guß, aus einem Geist und mehr aus der Erinnerung wiedergegeben, als excerptweise erzählt. Daneben sind sie mit lithographischen Blättern geziert, die uns eine hohe Achtung für den Fortschritt erwecken, den diese Kunst im Süden Italiens gemacht haben muß. —

Das vorliegende erste Heft dieses beachtenswerthen Unternehmens gibt die beiden Romane Scott's: „Rokeby" und „Quintin Durward", den ersten auf 17, den zweiten auf 40 Seiten. Es liegt im Plan, auch deutsche Romane in dieser Novellenform wiederzugeben, und wir sind begierig, einmal auf die Auswahl, welche die Herausgeber treffen werden, sodann auch darauf, was von so manchem der jetzt beliebten Schriftsteller übrigbleiben wird, wenn man die altitalienische Novellenschere an ihre Romane legt. Wir wollen endlich hoffen, daß die Herausgeber sich an Göthe oder Tieck nicht wagen werden, und geben ihnen unter dieser Bedingung über die Dei minorum gentium volle Macht und freie Disposition.

52.

Notizen.

Der Upasgiftbaum.

Es gibt in der Natur- wie in der Weltgeschichte viele Fabeln, die sich von einem Geschlechte zum andern fortpflanzen. In der Naturgeschichte sind sie Folgen mangelhafter Beobachtungen, des Mangels an Sprachkenntnissen, der Leichtgläubigkeit, der Sucht zu übertreiben, der Liebe zum Wunderbaren, und endlich der Unwissenheit. Wie schwer ist es schon, die uns umgebenden Pflanzen und Thiere so genau zu beobachten, daß wir nicht Falsches sehen? Jetzt denke man sich den Beobachter der Natur in fernen Gegenden, wo er mit der Sprache wenig bekannt ist. Wie oft müssen wir uns in Acht nehmen, nicht von einem einfältigen Küster oder Kastellan berückt zu werden, wenn er uns die Seltenheiten seines Doms oder Schlosses zeigt. Jetzt erinnere sich noch Jeder daran, wie gern er Alles, was er in der Ferne sah und hörte, ein wenig ausschmückt und — übertreibt, um zu begreifen, wie auch die Fabel vom Upasgiftbaum drei Jahrhunderte lang immer fortgehen konnte. Die Holländer, welche nach Java kommen, bleiben an der Küste; ins Innere kommen sie nicht; mit der Sprache der Ureinwohner sind sie wenig vertraut und letztere erhielten sie natürlich lieber in Unwissenheit, wo es sich um ein Gift handelte, das ihnen fast die einzig sichere Waffe bot. Erst die neuere Zeit gab Aufschluß; wir haben ihn theils von einem holländischen Wundarzte erhalten, dessen Nachrichten Einsender dieses bereits 1833 im Märzhefte der „Eleganten Zeitung" mittheilte, theils hat uns der ehemalige Gouverneur von Java, Stamford Raffles, darüber aufgeklärt, der von 1811—24 sich in Java und Sumatra aufhielt.*) „Der Upasbaum", berichtet er, „gehört zu der Classe der Monoecia des Linné und ist in den Wäldern Javas einer der größten. Sein Gipfel erreicht 60—80 Fuß Höhe. Macht man in seine Rinde, welche weißlich aussieht, einen Einschnitt, so fließt ein der Milch ähnlicher Saft in großer Menge heraus, welcher das Upasgift liefert, dessen Bereitungsart ein Geheimniß der Einwohner ist, auf deren Gebiete er wächst. Die innere Rinde von jungen Bäumen dient zum Färben von Zeuchen, womit sich die ärmere Volksclasse kleidet, welche aber leicht die Haut angreifen, wenn sie vom Regen durchnetzt werden. Schneidet man in einen alten Baum so ein, daß sich der Saft in großer Menge ergießt, so bildet sich ein Dunstkreis um ihn herum, welcher, wenn man sich zu sehr nähert, Hautausschläge veranlaßt, die mehr beschwerlich als gefährlich sind. Diesen Fall abgerechnet, kann man den Bohon Upas besteigen, unter ihm lagern und bleiben, so lange man will. Es ist eine Unwahrheit, daß keine Pflanze in seiner Nähe blühe. Er verhält sich wie jeder andere Baum. Das aus ihm gewonnene Gift wirkt vornehmlich aufs Blut und bringt Anhäufung desselben in der Brust und im Gehirn hervor. Der Kranke stirbt unter Erstickungszufällen, Brechen und Krämpfen. Jetzt vergleiche man die Thatsachen mit den Märchen, welche noch das „Pfennigmagazin" vom 14. Juni 1834 aufgenommen hat. Vermuthlich mag zu gewissen Zeiten, vielleicht in der Nacht, während der Blüte, dieser Baum betäubende Dünste entwickeln. Wer bei uns eine Nacht unter einem blühenden Fliederstrauche schläft, kann leicht auch ein Kind des Todes sein. Auf solche Weise ist das Märchen, daß man in seiner Nähe verloren sei, begründet, von der Leichtgläubigkeit der Reisenden und ihrer Sucht zu übertreiben immer neu aufgefrischt und ausgeschmückt worden.

*) Seine Reise erschien 1830 in London.

Die naive Eitelkeit Buffon's.

Ehe Buffon an seine literarischen Arbeiten ging, was meist schon vor Tagesanbruch geschah, kleidete er sich erst prächtig an. Vom Morgen bis zum Abend stolzirte er im sammtenen, mit Gold bedeckten Kleide, und in den Schnallen am Knie, in den Schuhen, in den Hemdenknöpfen am Hals, an den Händen funkelten die kostbarsten Brillanten. Ging er Abends heim oder fuhr er nach Hause, so zogen zwei Lakaien voraus, deren jeder eine Fackel mit drei Enden trug. Einst hatte er einen Dialog aufgesetzt, den er mit der Natur hielt, und von der letztern ließ er sich Herr Graf nennen. Es kostete seinem Freunde Daubenton viel Mühe, ihm das Lächerliche davon begreiflich zu machen. So sind oft die größten Männer den größten Schwächen unterworfen!

86.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 188. — 7. Juli 1835.

Ueber Rahel's Weiblichkeit. Von Dr. F. G. Kühne.

(Fortsetzung aus Nr. 187.)

Sind ihr nun in dieser Stimmung Blicke in die Verworrenheit mancher Zustände gegenwärtiger Gesittung vergönnt, die sonst der Natur des Weibes versagt scheinen, so liegt hierin etwas Geschlechtloses, noch nichts Unweibliches, es müßte denn sein, daß wir einer Kassandra, die vor Schmerz und geheimem Weh witzig und sarkastisch wird, die Weiblichkeit absprechen dürften. Das scharfe Schwert ihres Urtheils und die nicht selten Shakspeare'sche Kühnheit ihres Ausdrucks waren nur männliche Waffen, um die Ansprüche zu verfechten, die sie, trotzdem sie als Weib geboren war, für sich als Mensch zu machen sich befugt hielt. Hören wir jedoch, ehe ich noch die geheimere Faser ihrer echt weiblichen Natur berühre, sie selbst über sich sprechen. Wie sie über die gewöhnlichen Functionen weiblichen Berufes sich schon früh hinwegzusetzen Lust und Neigung genug fühlte und ihre besondere Stellung zum Leben als Mensch behauptete, deutet folgende Briefstelle an, die der Feder des zweiundzwanzigjährigen Mädchens angehört. Im J. 1793 schreibt sie an David Veit, dem ersten ihrer Genossen, die sie in die Kreise ihres Gedankenlebens einführte:

Was kann ein Frauenzimmer dafür, wenn es auch Mensch ist? Wenn meine Mutter gutmüthig oder hart genug gewesen wäre, und sie hätte nur ahnen können, wie ich werden würde, so hätte sie mich bei meinem ersten Schrei in hiesigem Staub erstickten sollen. Ein ohnmächtiges Wesen, dem es für nichts gerechnet wird, nun so zu Hause zu sitzen, und das Himmel und Erde, Menschen und Vieh wider sich hätte, wenn es weg wollte (und das Gedanken hat wie ein anderer Mensch), und richtig zu Hause bleiben muß, das, wenns mouvemens macht, die merklich sind, Vorwürfe aller Art verschlucken muß, die man ihm mit raison macht; weil es wirklich nicht raison ist, zu schütteln; denn fallen die Gläser, die Spinnrocken, die Flore, die Nähzeuge weg, so haut Alles ein.

In einem Briefe an Fouqué aus dem J. 1809 ergibt sich das ganze Bewußtsein Rahel's über ein inneres Unglück, dem es nicht an bestimmten Anlässen fehlte, um mehr als Product hypochondrischer Kränklichkeit zu sein. In der schrecklich-gewissenhaften Mühe, die sie sich gibt, um ihre eignen Zustände im eigentlichsten Sinne des Wortes zu durchwühlen, liegt der eigentliche Nerv ihrer verzehrenden Reflexion.

In welchem Zustande — schreibt sie — traf mich Ihr Schreiben! Ich, die das zäheste Leben in sich trägt, war bis zum Ennuyiren vernichtet — alle andern Seelenzustände war ich durchgegangen. Aus diesem Opiumszustand bin ich nun freilich scheinbar, wenn auch in der Wirklichkeit nicht, durch tausend andere Hetzen gekommen: durch den Frühling (der mir immer so weh thut) und durch die bittere Ueberzeugung in der Verzweiflung selbst. Was mir ist? Daß ich noch nie gefehlt habe; noch nie leichtsinnig oder eigennützig handelte und mich doch aus dem immer sich fort und neu entwickelnden Unglück meiner falschen Geburt nicht hervorzuwälzen vermag. Dies sind wenige, leicht und bald auszusprechende Worte; aber es sind die Bogen, worauf mein ganzes Leben hindurch die schmerzlichsten, giftigsten Pfeile abgedrückt sind. Fest stehen sie die Bogen, aus ihrer Richtung führt mich keine Kunst, — keine Ueberlegung, keine Anstrengung, kein Fleiß, keine Unterwerfung. Das Glück, das große, wendet mir ganz den Rücken. In dieser Attitude findet mich ein Jeder: und nie war Einer überedel genug, um mich wie eine Glückliche zu behandeln, die fodern darf und der man leistet. Jedes menschliche Verhältniß ist mir mißglückt. Meine Einsicht über mich ganz geschärft: aber meine Herzensfasern zu schwach. Ich folge ihr nicht, der Einsicht. Menschen locken, rühren und reizen mich. Niemand, kein Dichter, kein Philosoph keiner Zeit sieht sie mehr durch als ich: und nun mit ihnen wirklich, in der That umzugehen, muß man sich doch immer einsetzen: sonst trat man ihnen ja in der Wirklichkeit nicht nah; vertrauen muß man sich doch, sonst handelt man, aber lebt nicht. Auch bin ich kein alberner Misanthrop! Ich traue und liebe, und bedarf nach rechts und links; aber das Glück, das Schicksal, Gott, die Götter, wie es einer nennen will: ich nenne es jetzt immer die événements: die empören mich ganz! Warum nicht eins zu meiner Gunst, warum in dem großen, unermeßlichen Tollheitsgewühl nicht Einer toll zu meinem Vortheil? Auf allen Seiten, auf allen Punkten sehe ich ja das für Andere, für einen Jeden, für eine Jede erfüllt. Ein solches Glück, das mich persönlich erheben sollte, kann in meinem Lebenskreise sich nicht mehr intensiv als große Chance, noch extensiv für meine noch zu lebende Zeit ereignen. Ich sehe also der Welt zu. Das Leben, die Natur ist für mich da. Berechnen Sie also die lutto in meinem Leben, die großen und die kleinen bittern Momente. Mit dem schärfsten Bewußtsein über mich selbst. Mit der Meinung, daß ich eine Königin (keine regierende) oder eine Mutter sein müßte, erlebe ich, daß ich grade nichts bin. Keine Tochter, keine Schwester, keine Geliebte, keine Frau, keine Bürgerin einmal.

In demselben Jahre (Monat Februar) schreibt sie an Varnhagen von Ense nach Tübingen:

O! lieber theurer Freund, dies war ein zu gräßlicher Winter und Herbst. Ein Leben voll Glück sollt damit nicht errungen werden müssen. Wie betrübt, geängstigt, gedrückt, verzweifelt war ich noch vor zehn Minuten! wie ennuyirt! Noch soll ich mich, nach Allem, was ich wahrlich schon erlebt habe, in solcher kleinen, niedern, ungewissen, nun gar einsamen, von

Menschen und Künsten und Natur geschiedenen Lage, herumbagen. Und all mein Muth, meine Klarheit, meine Gaben sollen mir zu nichts dienen können, als daß ich wie eine Verzweifelte — Verlassene — davongehen kann. Dies ist die trockene Geographie meines Zustandes. So war es doch diesen ganzen Winter — gespickt mit tausend Kränkungen, Neckereien, Beleidigungen und Unsinnen, ohne Labe für Herz, Geist, Phantasie. Die Reihe der Gedanken, die bei mir in der Zeit aufgeregt wurden, der Aerger, der Verdruß, das Unbehagliche, das in jedem Augenblicke meiner Lage mich anpickende, anpackende, immer wiederkehrende, sich aus jedem Neuen neu erzeugende Ungemach, auf Menschen-Seichtigkeit, Schlechtheit und Dummheit zu meinem Wahnsinn gegründet; dies getrübte, gekränkte, empörte und gesunde, nie ermüdete Herz! Diese Stützenlosigkeit nach jeder Seite! Auch Du, Varnhagen, missdeutest meine Kraft. Ein siebzigfaches Leid, eine Aeußerung davon ist sie! Diese Woche habe ich gefunden, was ein Paradox ist. Eine Wahrheit, die noch keinen Raum finden kann, sich darzustellen; die gewaltsam in die Welt drängt und mit einer Verrenkung hervorbricht. So bin ich leider! — hierin liegt mein Tod. Nie kann mein Gemüth in schönen Schwingungen sanft einherfließen, wozu dies Schöne in der Tiefe meines geistigen Seins wie in den tiefen Eingeweiden der Erde verzaubert liegt.

Ein weibliches Gemüth, das die Schranken der Gewöhnlichkeit durchbricht, gilt schon deshalb in der Regel für unweiblich, als wenn Beschränkung und gedrückte Dienerei die Bedingung echter Weiblichkeit wäre. Freilich ist es der schönste Zug der Frauenklugheit, scheinbar dienerisch sich anschmiegend ihre Herrschaft zu üben, die man ihr nicht einräumt, wenn ihre Hand offen und dreist nach dem Scepter greift. Nur wenn sie nicht herrschen will und nicht zu herrschen scheint, herrscht die Frau wirklich. Und deshalb mußte eben die herrschsüchtige Bettina ihr Regiment über die Gemüther verlieren, während Rahel's bescheidene Klugheit und kluge Bescheidenheit bis ans Ende der Tage Königin des Kreises war, in den sie trat. So wird die tulpenhafte Prahlerei von der veilchenstillen Demuth dauernd besiegt. Bettinen mußte man fliehen, um sich der Ketten, die sie um den Hals ihres Opfers warf, zu entwinden; zu Rahel kam man, um Hand und Herz zu bieten. Bettina plünderte in dem Sturm eroberungslustiger Liebe die Herzen und die Geister Derer, für die sie glühte. Arm ging man von ihr, man hatte in ihrer Huld Alles verschwelgt. Von Rahel konnte man nur mit vollen Händen, mit gefülltem, dichtgedrängtem Herzen zurückkommen. Nur die mühsam beladenen Herzen, die zu ihr gewallfahrtet waren, zogen leichter und freier von dannen; denn es gehörte zu ihrer Religion, die Bürde des Lebens mit dem Unglücklichen zu theilen. Bettina war eine Herzensquälerin, im Jubel ihrer tobenden Lust war sie wie ein edles Araberroß, das sich vor schäumendem Lebenskitzel die Adern zerbeißt und aus Liebe seinen Pfleger und Herrn verwundet. Rahel war eine Herzenströsterin. Und hier ist nun in der That die geheimere Seite ihres oft so räthselhaften Wesens. Es war ihre Leidenschaft, Menschenloos zu lindern; sie konnte nicht leben, ohne Unglückliche zu trösten. So unterwirft sich Alles, was der Mensch im vielverschlungenen Lebensstrome thut und übt, einzig und allein dem einfachen Gesetz seiner eignen Lebensbedingung. Weil Rahel selbst eine Unglückliche war, weil sie wußte, was dazu gehöre, mitten im fieberhaften Kampfe mit tiefsten Leiden den Glauben an das Leben nicht zu verlieren, durchfühlte sie auch alle Schmerzenswehen der Welt, als durchzuckten sie ihre eignen Adern. Vom Glück der Liebe hat sie weniger gewußt als jenes wunderbare Kind, das ohne allen tiefern Sinn für Unglück und Schmerz, selbst vom Glücke der Neigung noch zehren zu können sich einbildete, als dies Glück und diese Neigung schon nichts mehr war als ein Phantom, ein Trugbild verwöhnter Phantasie. Wie klar aber Rahel Alles, was wir von ihr sagen können, selbst wußte und über sich selbst aussprach, leuchtet wol aus folgendem Bekenntnisse an Frau von F. (aus dem J. 1810) am deutlichsten hervor.

Ich habe — schreibt sie — den vorzüglichen Geist nicht, den man mir so verschwenderisch zugesteht, oder vielmehr tausend und tausend Menschen haben ihn auch. Verstand haben gar die meisten Leute und hundert Bekannte mehr als ich. Kenntnisse und Talente habe ich gar nicht. Und doch eine sichere Meinung, ein treffendes und eigenthümliches Urtheil auch über diese Dinge. Durch Kraft der Ehrlichkeit, durch den großen durchgehenden Zusammenhang aller meiner Fähigkeiten, durch den ewig unzerstörbaren Zusammenhang und das unaufhörliche Zusammenwirken meines Gemüthes und meines Geistes, durch die ewig redliche Wachsamkeit darauf, durch die unerschreckene Kühnheit gegen arge Resultate meines Urtheils und meines Betragens, sobald ich beide für richtig erkenne. Dies ist meine ganze Grazie, nur die schafft Liebe. Wer mich um etwas Anderes liebt, der betrügt mich, oder sich, der lügt, oder ist albern. Darum freut mich nicht allein so selten Aeußerung von Liebe, sondern empört sie mich sogar. Aber wie verloren rinnt mein ganzes Herz in ein anderes über, wenn ich dieses wirklich durch das meine gerührt, berührt glauben kann.

(Der Beschluß folgt.)

Coleridge's Tischgespräche.*)

Unter den Sonderlingsnaturen jeder Gattung, die England so reichlich erzeugt, war Coleridge eine der geistreichsten und kräftigsten. Er war ein Mann von ausgebreitetem Wissen, von tief eindringender Sagacität, von großer Beredtsamkeit, ein Mann, dem die Mystik des Denkens kein unbekanntes Land war und der sich doch als scherzhafte Seele, als trefflicher Gesellschafter, als lustiger Epigrammatist und Anekdotenerzähler zeigte, so gut als irgend einer, der nichts mehr als dies in der Welt zu thun hat. Auch wir Deutschen sind Coleridge etwas schuldig, das wollen wir uns nicht verhehlen, schon wegen seiner Liebe zu deutscher Bildung und wegen manches geistreichen Worts, das er über unsre Literatur geäußert hat. Unter seinen Landsleuten galt Coleridge für ein unverbesserliches Genie, das zu wild und unbändig ist, um etwas Rechtes aus ihm zu machen. Allein es gab doch große Männer, die besser wußten, wie sie mit ihm daran waren. Byron hielt große Stücke auf ihn und bewunderte sein Gedicht „Christabel" aufrichtig. Southey und Wordsworth waren seine Freunde. Coleridge hatte die Deutschen lieb und befreundete sich sogar mit ihrer Kritik, und das ist sehr viel von einem Engländer, der zur Hälfte wenigstens noch dem ancien régime angehörte und der sich aus der französischen Revolution allerlei wunderliches Zeug in den Kopf genommen hatte. In seinem Leben brachte er es zu keinem festen Punkte, er war zu unsteter Natur, um irgendwie auszuhalten, war häufig in Geldverlegenheiten, heirathete aus purer Neigung ein bildschönes Mädchen und lebte in ewigem Mißverhältniß mit den Buchhändlern. Diese hatten im Ganzen viel Vertrauen zu seinem Talent, aber sie beklagten sich, daß er zu

*) Coleridge's Table-talk, 2 Bände. London, 1835.

Entered at the Post Office of New York, N. Y., as second-class matter.
Copyright, 1907, by The Architectural Review Co.

In Shakspeare erzeugt immer naturgemäß der eine Gedanke den andern, der Sinn ist oft dazwischen hineingeflochten. (Schwerlich kann in einem einzigen Worte etwas Geistreicheres und Tieferes gesagt werden.) Er schreitet flammend und entzündend wie ein Meteor durch den dunkeln Luftraum hindurch; aber wenn seine Schöpfung in ihren Umrissen einmal vollendet ist, dann scheint er von seiner Arbeit etwas auszuruhen, über sein Werk zu lächeln, es anzusehen und sich zu sagen, daß es gut sei. Man findet in Sh.'s Gedichten häufig solche Stellen, wo der freudige Triumph, mit dem sie der Dichter nach ihrer Vollendung betrachtet, und jener innerlich aufflammende und wiederverglühende Enthusiasmus der Freude über sich selbst, der stets die Arbeit des Genius begleitet, unverkennbar ist."

Wie schön ist, was Coleridge bei Veranlassung Shakspeare's über den Genius sagt:

„Die Gefühle der Kindheit in die Macht und Einsicht des Mannes hineinzutragen und zu legen, den starken Sinn des Kindes für Wunderhaftes und Neues mit den Erscheinungen, mit denen er vielleicht seit 40 Jahren vertraut geworden, zu verknüpfen,

Mit Sonn' und Mond und allen tausend Sternen,
Mit Männlichem und Weiblichem ꝛc.

dies ist der Charakter und das Privilegium des Genius und eins der Kennzeichen, was diesen von dem bloßen Talent unterscheidet. (Diese Worte hätte sich Wolfgang Menzel sollen gesagt sein lassen, bevor er in seinem Buch über die deutsche Literatur seine Paradoxen über Göthe vorbrachte.) Der Genius — heißt es weiter — muß zu seiner Erfüllung, zu seinem vollständigen Wesen das Talent haben, sowie auf eben dieselbe Weise die Imagination der Phantasie bedarf. Mit einem Wort, die höhern geistigen Mächte herrschen erst vollkommen, wenn sie mit den niedern in freundlicher und kräftiger Verbindung stehn."

(Der Beschluß folgt.)

Epheukränzchen. Ein Taschenbuch für edle Gemüther. Von V. A. Coremans. Gmünd. 1835. 8.

Eine bescheidene Gabe ist es, die uns hier geboten wird, aber bescheiden und anspruchslos wird sie uns auch dargebracht, und, was sie auch sei, es ist uns unmöglich, selbst poetisch, mit dem Unglücklichen, dem Gefangenen, dem Verfolgten, dem Flüchtling zu Gericht zu gehen. Eine Reihe kleiner Aufsätze in Form von Parabeln, oft auch nur Ideen, Bilder und Anekdoten, führt das Buch an uns vorüber, und, gibt es uns auch wenig Neues, nichts Schöpferisches, ja grenzt seine Einfachheit oft an das Kindliche, fast Kindische, so herrscht doch durchgängig ein edler Ton, frei von der nur zu häufigen Prahlerei und Anmaßung moderner Stimmführer, und wir blicken in ein mildes, obwol schwaches, doch nicht unedles Gemüth, dem das Unglück den Stempel seiner Verklärung aufgedrückt hat, dessen Heiterkeit es noch wie mit wehmütigen Wolken zu umziehen scheint. Das Beste in dem Werkchen ist der Aufsatz, der den Titel des Gefangenen von G. führt, der freilich, „nach dem Französischen erzählt" wol nur eine Uebersetzung ist, dessen Geist jedoch die Gefühle des Autors besonders ansprechen mußte; wie denn überhaupt Alles, was an Gefangenschaft mahnt, in dem Buche die stärksten Töne anschlägt. Wie aber die Erfahrung des Leidens manche Schwärmerei der Jugend umstimmt, beweist uns folgende, nicht unbedeutende, Stelle desselben. Sie ist die eigenthümlichste Wahrheit des Werks, diejenige, welche in des Autors Seele selbst durch Umstände und Ueberzeugung geboren, am lebhaftesten von seinen Lippen zu den unsern spricht, weil sie sein wahres Eigenthum ist, seine Poesie, seine Erfindung, weder Erborgtes noch Erhaschtes, sondern Erlebtes, Empfundenes; die Summe seiner Erfahrung, seine Wahrheit, seine Dichtung, wenn wir die Worte, die der Adler für sich braucht auch für den Zaunkönig anwenden dürfen; sind beide doch noch — Vögel!

„Irrthum ists, zu glauben, daß die Menschen, diese Traumgestalten, von denen man nicht weiß, warum sie erscheinen, warum sie verschwinden, je wesentlich anders werden, d. h. sich frei machen können von Leidenschaften, Irrthümern und Schwächen, die seit Jahrtausenden ihr Erbtheil sind. Die Menschen bleiben im Ganzen immer, was sie waren, und das aus dem einfachen Grunde, weil die Natur einen Keim in alle gelegt hat. Und wäre es möglich, daß ein neues Geschlecht der Erde entstiege, so möchte wol dasselbe von dem gegenwärtigen höchstens nur in dem Grade sich unterscheiden, als wild aus dem Schutte wachsende Nesseln von denjenigen verschieden sind, die aus Samen gezogen werden; sie brennen und stechen nur noch ärger. Mit der Zeit wird indessen aus der Zeit doch immer etwas. Wie Lichtenberg von einem Steinwurfe den unendlichen Ocean in Bewegung setzen läßt, so geht es auch im Reiche der Ideen, eine regt die andere an, und dies verursacht, nebst äußern Veränderungen, die man so gern mit innern verwechselt, auch wohlthätige, die Gedankenatmosphäre reinigende Stürme!" 139.

Notizen.

Kürzlich fand ein Hirt an einer sandigen Uferstelle unweit Mont-Saint-Michel einen seltsamen Vogel, der, wie man glaubt, zum Geschlecht der Tölpel (Fischraben) gehört. Er war eingeschlafen, und ließ sich ohne Umstände und ohne Widerstand fangen. Sein Schnabel war 7—8 Zoll lang, gleich dem einer Ohreule gekrümmt und bis nach den Augen zu gespalten. Sein Scheitel und der obere Theil seines Halses waren von lebhafter ockergelber Farbe, sein ganzer übriger Körper aber von einem blendenden Weiß, seine Füße glasgrün und mit breiten Schwimmhäuten versehen. Mehre ähnliche Vögel sind in demselben Uferstrich gefunden worden, aber der Obertheil ihres Halses war entweder rosa oder bläulich.

Arbeiter, die in dem Holze von Belun mit Fällung eines großen Baumes beschäftigt waren, fanden beim Ausgraben der Wurzeln in einer Tiefe von 2—3 Fuß, daß diese von mehren Seiten in Stein verwachsen waren. Beim Weitergraben und Hinwegräumen der Erde bemerkten sie, daß Das, was sie anfangs für natürlichen Stein gehalten, ein künstliches Gemäuer war, das noch vollkommen wohl erhalten war. Da man an verschiedenen Punkten nachgrub, ergab es sich, daß dies Gemäuer eine unterirdische Straße war, die sich fast durch die ganze Länge des Gehölzes über eine Viertelstunde hin erstreckte. Es scheint, daß dieser Weg, dessen Alter unstreitig bis zu den ersten christlichen Jahrhunderten hinaufsteigt, zu den Zeiten der Römer dazu gedient hat, die Festung von Ramousies, von welcher heutzutage nur noch ganz schwache Spuren existiren, mit Soire le Chateau, ehemals ein sehr wichtiger militairischer Punkt, zu verbinden. Daß uns ein sehr langer Zeitraum von jener Periode trennt, wo dieser Weg auf der Oberfläche des Bodens hinführte, ist gewiß, denn es bedarf manches vegetabilischen Bildungs- und Zerstörungsprocesses, bevor sich eine Erdschicht von zwei Fuß Dicke bildet. Es wäre zu wünschen, daß man in Betreff dieser uralten Kunststraße methodische Untersuchungen anstellte, welche von der Waldung wahrscheinlich in Folge irgend eines großen Ereignisses, wie etwa der Einfall der Vandalen, oder der Normannen unter den Nachfolgern Karlmann's, verschlungen wurde.

Zu Glasgow hat eine Gesellschaft zur Beförderung des Elementarschulunterrichts eine jährliche Summe von 12,080 Francs ausgesetzt, um einen jungen Schulmann auf drei Jahre nach Preußen zu senden, wo er den Zustand der dortigen Normalschulen studiren und genaue Berichte davon aufnehmen soll. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 189. — 8. Juli 1835.

Ueber Rahel's Weiblichkeit. Von Dr. F. G. Kühne.

(Beschluß aus Nr. 188.)

Will man nun diesen wunderbaren Geist, der sich selbst so klar durchschaute, daß er sich fast alle heitere Freude unbewußter Friedfertigkeit mit sich und der Welt zu trüben drohte, in seinem tiefsten und eigensten Lebensnerv erfassen, will man dies wundgestochene Herz hell leuchten sehen in einer einzigen Flamme, zu der alle seine Fasern sich entzünden, so suche man sich unter den Personen, an welche sie schreibt, die dunkeln Scherzensmenschen auf, welche der Freundin ihr Leid klagten, und welche zu trösten die herrliche Frau alle Schleusen ihrer strömenden Beredtsamkeit eröffnet. Man lese unter andern die Briefe an Alexander v. d. Marwitz, um Rahel's Größe zu bewundern. Marwitz war einer jener aristokratisch launenhaften, aber edeln Gemüthsmenschen, die mitten im Reichthum eines äußerlich behäbigen Daseins ein hinsiechendes Leben führen. Die Fülle der Umgebung, bei der nichts zu wünschen, nichts zu erstreben bleibt, macht den stärksten Contrast gegen das Unbehagen innerer Misstimmung, mitten unter blühenden Lebensbäumen vegetirt in ihnen ein verwelkendes Herz. Ein frühes physisches Leiden, die Folge eines unharmonischen Lebensgenusses, brauchte nicht einmal dazu zu kommen, um den Widerstreit innerer Bedürfnisse und äußerer Gewährnisse zu vollenden. Der Aufenthalt auf dem Lande (Marwitz lebte in jener Zeit auf seinem Gute Friedersdorf) macht die Seelenstimmung um so abgelöster vom lebendigen Verkehr mit der strebenden Welt; Plan und Ziel ist genommen, Mühe und Arbeit fehlen, um dem Leben einen vollen Inhalt zu schaffen. Die allgemeinen Zustände Deutschlands sind deprimirend, die besten Geister sind in jener Zeit, als Heinrich von Kleist endete, die gelähmtesten, sie fühlen am tiefsten das Weh des Allgemeinen in ihrer eignen Brust. Aufstände regen sich, einzelne Fürsten Deutschlands wollen losbrechen, aber es fehlt an Muth, und weil an Muth, auch an Klugheit. Marwitz, der später Theil nahm am Feldzuge und bei Montmirail ein Opfer seines Eifers wurde, wußte damals bei den schwankenden Zuständen keinen Rath für sich und für die Sache des Vaterlandes. So siechte er hin; der Gedanke, freiwillig zu enden, war das Einzige, was ihm die erstorbenen Lebensgeister zusammenrief und lebendig anfachte. Dies Gemüth war nun für Rahel's sorgsame Pflege wie geschaffen. Hier wird sie leidenschaftlich, hier liebt sie innig, denn hier ist Gefahr, hier droht Verderben. Und hier feiert die Weiblichkeit ihre höchsten, seltensten Triumphe; denn was dem Manne versagt ist, wird hier der weiblichen Macht möglich, ein Leben zu retten, das in sich selbst rettungslos zu verbluten schien.

Mehr und Besseres kann Ihnen mein beunruhigtes, zerrüttetes Gemüth nicht geben — schreibt Rahel, des Freundes Worte wiederholend, im Mai 1811 —. Diesen Schreck muß ich von Marwitz haben, das von meinem geliebtesten Freunde erleben! Wie oft könnte ein in Wunden zerrissenes Herz heilen, genesen, zum Leben berührt werden, in seiner Noth; von einem einzigen Blicke, von einem Worte, von einer Bewegung, einer Inflexion der Stimme des geliebten Menschen, auf den der Ringende harrt, nicht aus Schwäche, aus Menschenelend harrt und harren muß. Vergebens! Nicht Blick, nicht Wort, nicht Ton kommt zu uns; wir verschmachten, vergehen, leben nicht; und Welt, und wir selbst manchmal, wähnen uns getröstet. „Die Menschen verstehen einander nicht", sagt Werther. Sogar die Jammertöne werden nicht erkannt, die aus eines Jeden Brust geschlagen werden; vom Andern nicht! dies ist wahr und schrecklich! Das andere Schreckniß besteht darin, daß wir auch nicht heilen, nicht helfen können, wenn der von uns Geliebte leidet! Wir verstehen ihn ganz, sein Leid reißt in unserer Brust; und einsam ist er, einsam sind wir. Diese Klause, worin jede Menschenseele haftet, und wo Liebe dann und wann Leben und Leben vermählt, ein Licht, vom Himmel geschenkt nur, hinüberträgt, — dies ist der Graul, wovor der Mensch erstarrt (des Denkers Geschäft in Gebet übergehen muß), und ich verzweifle. Mit mir ist es aus. Sie erschienen mir, den ich lieben kann. Jung und gut detirt, wie ich es nur wünschen mag, stehen Sie vor mir; ich lerne Sie auch genau kennen: Sie erkennen mich, ich bin Ihre Freundin; das Meiste und Beste der Welt, des Lebens, sehen wir mit gleichen Augen, mit gleichem Geiste an; fühlen, sind überzeugt, Jeder vom Andern, daß er ein lebendiges, unschadhaftes Herz im Busen trägt, besitzen und lieben unsere fünf Sinne. Kurz, ich kenne, durchschaue und empfinde Sie so, daß mein Glück und Ihr Glück Einen Strom geht! Sie wissen, ich halte nur auf Beieinanderleben; aber Sie sind der Erste, den ich nie wieder sehen, nie wieder hören will, wenn es Ihnen nur gut geht, wenn Ihre Natur mit Ihren Bedürfnissen sich nur deployiren darf; Eins wissen Sie nicht, Marwitz, wie über alles zu fassende Maß dies bei mir viel ist. Wissen Sie dabei, daß Ihre Gegenwart mir wie das Auge der Welt geworden ist, ich sehe Sie auch, wenn Sie nicht da sind; aber in die Augen sehe ich ihr nicht; ich weiß auch nicht, ob sie mich sieht. Ich habe viel geliebt, aber nie einen Menschen wie Sie. Und mußte auch mein wahnsinniges Herz mich bis zu den Grenzen meines eignen Seins reißen, so war mein Geist nie irre: und einem wirklichen Gegenstande war es aufbewahrt,

mich zu lehren, daß das Maß nicht in mir, sondern in ihm abgesteckt ist. (So habe ich Göthe geliebt in seinen Werken.) Von diesem Freund, dessen Wohlsein ein neues, anderes Lebensziel für mich werden mußte, höre ich nun auch die trüben, zerstockenden Klagetöne, mit denen ich die Atmosphäre durchdringen mußte, und kann ihm gar nicht helfen. Fühlen Sie das? begreifen Sie's? das wollt ich Ihnen sagen, und so viel mußte vorhergehen. Einsam steht Jeder; auch liebt Jeder allein; und helfen kann Niemand dem Andern.

Indem sie aber so dem vereinsamten Freunde die Schrecken der Einsamkeit als das Loos der Menschenbrust malt, nimmt sie ihnen die tödtende Macht, und indem sie sich selbst als herzenseinsam hinstellt, ist er es nicht mehr allein, sie mit ihm, und also keiner von Beiden mehr verödet und verlassen. Das ist die kluge und zarte Kriegstaktik dieser Herzenströſterin Rahel, eine Taktik, die nicht darauf gestellt ist, Herzen zu erobern, wie Bettinens Schlingnetze, sondern Herzen zu retten und zu sichern. Wenn aber etwas weiblich genannt werden darf, so ist es diese bei aller Leidenschaft zarte und innige Lust, dem Umdüsterten und Verworrenen mit leiser Hand über die gefurchte Stirn zu greifen und sein verhängtes Auge zu lichten. In dieser Lust, Unglückliche mit sich und ihrem Geschick zu versöhnen, liegt Rahel's Größe, und dieses Talent ihres Herzens, das alle Gaben ihres Witzes und Scharfsinnes überbietet, sichert ihr den Werth echter Weiblichkeit. Auch Gentz, der eigenthümliche Mann, dessen Gemüthsstimmungen ebenso merkwürdig waren als seine Laufbahn, hatte in der Geschichte seines innern Menschen Erlebnisse, die eine trostlose Zerfallenheit mit sich und der Welt verschuldeten. Rahel's Briefe an ihn, aus dem J. 1831, sind Musterstücke weiblicher Regierungskunst. Und wie verschieden weiß sie hier zu helfen, zu rathen, zu retten und mit dem Leben zu versöhnen! Jeden in seiner eigensten Weise zu fassen und mitten in seiner Wüste, in der er sich für verloren gibt, ihm die eigne Oase aufzudecken, das ist unter den Künsten der Beredtsamkeit die schwerste, aber auch die eigentliche. Rahel kannte die Herzen, die sie liebte, in ihren kleinsten Fasern wie ein Anatom. Oft liebte sie aus Erkenntniß und weil sie durchschaute; oft hat sie geliebt trotz der Klarheit ihres durchdringenden Blickes. In dieser letzten Beziehung steht Rahel jetzt nicht mehr allein da, indem sich ihr die dritte jener Frauen, die zum Theil dem Leben in der norddeutschen Residenz angehören, an die Seite stellt, und sie durch die stille Treue gegen ein einziges, unbezwingliches Gemüth überflügelt. Auch Charlotte hat geliebt trotz der durchdringenden Kraft eines leuchtenden Scharfblicks, und zwar ein einziges Herz, und dies Eine heiß, innig, bis zur Verirrung treu. Diese Liebestreue, die beispiellos ist, war ihr Vergehen, denn sie hat sich selbst daran verloren, ein Höchstes daran gesetzt, um ein Geringeres zu retten. Unter veränderten Verhältnissen hätte dies köstliche Gemüth, dem sich der Gott der Liebe in einen Dämon des Todes verwandelte, bis auf ein weit hinausgerücktes Ende ihrer Lebenstage in kleinern, nicht so glänzenden, aber nicht unwichtigern Kreisen auf das segenvollste zu wirken vermocht. Wer die geistige Bedeutsamkeit der deutschen Frauen versteht, wer sie als das Bindemittel und als das anregende Princip der Geister kennt, fühlt einen Nerv seines eigensten Wesens durchschnitten, wenn ein Wesen solcher Art früher, als es sollt, endet. Man muß, um dies zu fühlen, den geheimen Quellen nachgegangen sein, aus denen deutsche Männer schöpften, um den Ertrag hinauszuführen an den lauten Tag der Literatur.

Rahel, die sonst als die Unglückliche dasteht, war doch vom Glücke reich bekränzt zu nennen, wenn wir bedenken, daß es ihr vergönnt gewesen, die Gemüther, die sie geliebt, zu retten und zu beglücken. Und die Saat ihrer Liebe wie ihrer Klugheit reifen zu sehen, war der Triumph ihres Lebens. Daher die lichte Freudigkeit in manchem Momente, und die helle Lebenslust dicht neben der Qual der irren Schmerzen. Ihre treue Pflege, ihre süße Hingebung, ihre milde Weisheit im Verhältniß zu Menschen war unverwüstlich. Gegen Menschen war sie gerechter als gegen Bücher. Und neben der Liebenswürdigkeit verrieth sich hierin auch die Schwäche der weiblichen Natur, ihr Urtheil von persönlichen Eindrücken bestimmen zu lassen. Sie war vielleicht niemals gegen einen Menschen dauernd ungerecht, während die Kritik ihrer Lecture fast immer von dem Gesundheitszustande des Augenblicks bedingt erscheint. Sie ist unter Anderm im Stande, ein Werk, wie Tieck's „Dichterleben", als eine krankhafte Ausgeburt von sich zu weisen und in derselben Stimmung ein Uebungsstück des Dilettantismus als etwas Ungewöhnliches zu begrüßen. Hier muß jedoch füglich mein Bericht aufhören, weil er sich auf Unwesentliches beziehen möchte, das nicht der Literatur anzugehören scheint, obwol auch in dieser Hinsicht die Mittheilung von Rahel's Bekenntnissen höchst dankenswerth zu nennen ist, damit unser Blick den vollen Umfang ihres Denkens und Fühlens ermißt.

Coleridge's Tischgespräche.

(Beschluß aus Nr. 188.)

Die gedanken- und gemüthvollen Bemerkungen Coleridge's über andre poetische und literarische Erscheinungen wollen wir unsern Lesern gleichfalls nicht vorenthalten.

„Don Quixote:

Wenn ein Mann seine bloßen Seelen- und Gedankenbilder für wirklich Existirendes, für Person und Sache nimmt, dann ist er toll. Don Quixote ist nicht sinnlos in diesem Sinne, aber er ist ein Mann, in dem die Einbildungskraft und die reine Vernunft so mächtig sind, daß sie die Evidenz der Sinne überragen und in Folge dessen den graden Widerspruch gegen die Wirklichkeit bilden. Sancho Pansa dagegen ist der gemeine Verstand des ganz gewöhnlichen Menschen, unerleuchtet und ungeheiligt durch die höhern Geistesgaben.

Fielding:

Wie reizend, wie freundlich, gesund und genießbar ist Fielding überall! Wenn man von der Lecture Richardson's sich zu ihm wendet, so ist es, als ob man an einem schönen Maitage aus einer erhitzten Krankenstube in eine offene Gegend träte.

Johnson:

Dr. Johnson scheint kräftiger und geistreicher in der mündlichen Unterredung, viva voce, gewesen zu sein, als mit der Feder in der Hand. Es scheint, als wenn die Anregung von Seiten des Umgangs, der Gesellschaft, jene Realität und Folge-

[illegible] [illegible] [illegible] [

Wilson Bros.
Custom Shirts
Ready-to-Wear
Furnishings
Hats
Caps
Gloves
Hosiery
Neckwear
Underwear
Trunks
Bags
Umbrellas
Canes
Mackintoshes
Sweaters
Bath Robes
Pajamas
Night Robes
Suspenders
Garters
Armbands
Handkerchiefs
Mufflers
Collars
Cuffs
Shirts
Boots
Shoes
Rubbers
Spats
Leggings
Sporting Goods
Golf Goods
Tennis Goods
Fishing Tackle
Guns
Ammunition
Riding Breeches
Puttees
Leather Coats
Fur Coats
Fur Caps
Fur Gloves
Fur Collarettes
Fur Robes
Fur Rugs
Fur Mittens
Fur Boots
Fur Shoes
Fur Slippers
Fur Trimmings
Fur Linings
Fur Repairing
Fur Remodeling
Fur Storage
Fur Insurance
Fur Cleaning
Fur Dyeing
Fur Glazing
Fur Polishing
Fur Brushing
Fur Combing
Fur Shampooing
Fur Waxing
Fur Oiling
Fur Greasing
Fur Tanning
Fur Curing
Fur Drying
Fur Stretching
Fur Shaping
Fur Finishing
Fur Packing
Fur Shipping
Fur Delivery
Fur Collection
Fur Inspection
Fur Appraisal
Fur Estimating
Fur Selling
Fur Buying
Fur Trading
Fur Exchanging
Fur Renting
Fur Leasing
Fur Mortgaging
Fur Pledging
Fur Lending
Fur Borrowing
Fur Stealing
Fur Recovering
Fur Restoring
Fur Returning
Fur Forgetting
Fur Remembering
Fur Thinking
Fur Dreaming
Fur Sleeping
Fur Waking
Fur Eating
Fur Drinking
Fur Smoking
Fur Chewing
Fur Spitting
Fur Swearing
Fur Praying
Fur Singing
Fur Dancing
Fur Playing
Fur Working
Fur Resting
Fur Living
Fur Dying
Fur Rising
Fur Ascending
Fur Descending
Fur Falling
Fur Flying
Fur Swimming
Fur Walking
Fur Running
Fur Jumping
Fur Climbing
Fur Crawling
Fur Creeping
Fur Sneaking
Fur Hiding
Fur Seeking
Fur Finding
Fur Losing
Fur Keeping
Fur Giving
Fur Receiving
Fur Taking
Fur Leaving
Fur Coming
Fur Going
Fur Staying
Fur Remaining
Fur Departing
Fur Arriving
Fur Meeting
Fur Parting
Fur Greeting
Fur Saluting
Fur Bowing
Fur Kneeling
Fur Standing
Fur Sitting
Fur Lying
Fur Reclining
Fur Leaning
Fur Supporting
Fur Carrying
Fur Lifting
Fur Pushing
Fur Pulling
Fur Dragging
Fur Throwing
Fur Catching
Fur Holding
Fur Releasing
Fur Opening
Fur Closing
Fur Locking
Fur Unlocking
Fur Fastening
Fur Unfastening
Fur Buttoning
Fur Unbuttoning
Fur Zipping
Fur Unzipping
Fur Tying
Fur Untying
Fur Knotting
Fur Unknotting
Fur Weaving
Fur Unweaving
Fur Knitting
Fur Unknitting
Fur Sewing
Fur Unsewing
Fur Mending
Fur Unmending
Fur Patching
Fur Unpatching
Fur Darning
Fur Undarning
Fur Embroidering
Fur Unembroidering
Fur Painting
Fur Unpainting
Fur Drawing
Fur Undrawing
Fur Writing
Fur Unwriting
Fur Reading
Fur Unreading
Fur Speaking
Fur Unspeaking
Fur Hearing
Fur Unhearing
Fur Seeing
Fur Unseeing
Fur Smelling
Fur Unsmelling
Fur Tasting
Fur Untasting
Fur Touching
Fur Untouching
Fur Feeling
Fur Unfeeling
Fur Knowing
Fur Unknowing
Fur Believing
Fur Unbelieving
Fur Hoping
Fur Unhoping
Fur Fearing
Fur Unfearing
Fur Loving
Fur Unloving
Fur Hating
Fur Unhating
Fur Liking
Fur Disliking
Fur Wanting
Fur Unwanting
Fur Needing
Fur Unneeding
Fur Having
Fur Unhaving
Fur Being
Fur Unbeing
Fur Existing
Fur Unexisting
Fur Nothing
Fur Everything
Fur Something
Fur Anything
Fur Nothing
Fur Everything
Fur Something
Fur Anything
Fur Nothing
Fur Everything
Fur Something
Fur Anything

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 190. — 9. Juli 1835.

Maha Guru. Geſchichte eines Gottes. Von Karl Gutzkow. Zwei Theile. Stuttgart, Cotta. 1833. 8. 2 Thlr. *)

Ich habe wol zuweilen, als ich noch vor vier Jahren auf der Hochſchule zu Berlin war, gegen Abend oder gegen Morgen bei Stehely am Gendarmenmarkt geſeſſen, halb trübſelig und in mich gekehrt bei einer Taſſe ſchwarzer Chocolade und habe nachgeſonnen, die Hände auf der Bruſt, die Stirn gerunzelt und die Lippen wie zum ſaugenden Kuß halbgeſchloſſen, was deutſches Schriftſtellerthum ſei. Vor mir wandelten und ſaßen im Zwielicht, welches die franzöſiſche Kirche, das Schauſpielhaus und die Jalouſien veranlaſſen, ein ganzes Dutzend deutſcher Schriftſteller, dicke und dünne, alte und junge, ernſthafte und ironiſche, backenbärtige und ſchnurrbärtige; der eine trank Thee, der andere aß Brottorte, der dritte ſchlürfte Orgeade, der vierte nippte Biſchof, der fünfte nippte gar nichts; der eine las das „Militairwochenblatt", der andere durchſtöberte den „Freimüthigen", der dritte ſuchte den „Conſtitutionnel" und der vierte ſtudirte den „Geſellſchafter"; der eine ging ſchwarz, der andere grau, der dritte hellgrün, der vierte in einer andern lichten Farbe, der fünfte wäre lieber gar nicht gegangen, wenn er zu Hauſe Ruhe gehabt hätte; der eine blickte behaglich, der andere gutmüthig, was zwar eine Seltenheit iſt, aber ſich doch in Berlin vorfindet; der dritte ſah hypergenial und unternehmend aus, der vierte ſpeculirend wie ein Staatsſchuldſchein, der fünfte ganz monoton wie ein Glas Waſſer. Ich ſtudirte ſie alle, ich pikirte mich auf ſämmtliche Phyſiognomien vom erſten bis zum zwölften; ich belagerte ihre Mienen, die Bollwerke ihrer Geſichter ſo ſyſtematiſch und weitſchweifig wie der Artilleriegeneral Dickſon in Gutzkow's „Mahu Guru"; ich ließ es mir mein Geld koſten; ich ſetzte mich meinen Lieblingen zu Gefallen über ſo manches grauliche Geſicht hinweg, das verletzend, verſteinernd an mir vorüberſtarrte; ich verſäumte Theater, Boſtonkränzchen und meine Bekanntſchaften, aber es hat mir dennoch nichts geholfen. Ich bin zwei Jahre lang bei Stehely aus- und eingegangen, im ſtaubigen wie im ſchmuzigen Wetter, und bin noch immer ebenſo ſehr im Dunkeln über deutſches Schriftſtellerthum wie damals, als ich zum erſtenmal, ein ſtiller, blöder Gaſt, im letzten orientaliſchen Zimmerchen am bunten Marmortiſchchen meinen Sahnenkuchen verzehrte. Ich bin mittlerweile ſelbſt wo nicht ein Schriftſteller, doch ein Recenſent geworden und weiß dennoch zu meinem Kummer heute nicht mehr als damals.

Es iſt mir ſchon beigefallen — und koſtet mich manche Verſtimmung —, ob ich mir meinen Unverſtand nicht ſelbſt vorzuwerfen habe. Ich bin von Kindesbeinen an von weichem Haar und weichem Sinn geweſen, und das hat mich frühzeitig ſchon zur Poeſie hingezogen. Schon als Knabe von acht Jahren wandelte ich einſam mit Kosegarten's Gedichten unter dem Arm am kreidefelſigen Ufer der Saale hin und las, mit in die Abendſonne getauchten Blicken, auf einem Felſenvorſprung von faſt 6 Fuß Tiefe, das lange Gedicht: „Arkona", welches mir damals in der Seele herumgrollte wie ein Ungewitter. Als ich nun, ſo von der Poeſie großgeſogen, in ſpäterer Zeit erkennen lernte, daß es deutſche Schriftſteller gebe, da beging ich den Fehler der Empfindſamkeit, daß ich mir dieſe zweideutigen Weſen nicht anders denn als Poeten denken konnte. Meine Reflexionen über dieſen Gegenſtand gingen ungefähr nach folgender Methode: Muß man nicht, ſo fragte ich mich, wenn man ſchreibt, denken? Muß alſo ein Schriftſteller nicht Gedanken haben? Und was ſind Gedanken? Sind Gedanken nicht die Blüte des Geiſtes? Iſt aber nicht die Poeſie des Geiſtes herrlichſte, lieblichſte, erſchloſſenſte und doch tiefſte Blüte? Ein Blumenkelch, in deſſen Innerſtes kein Auge blickt und aus deſſen farbendunkelm Abgrund es nur herzinnig herausduftet? Muß mithin nicht der Schriftſteller, welcher Gedanken hat und ſie auf das Papier bringt, ein Dichter ſein?

Jeder heutige Mann von der Feder, ſei er auch vom leichteſten Caliber, ſieht aus dieſer Schlußfolge deutlich, wo mich eigentlich der Schuh drückte. Und dieſer empfindliche Druck war nichts Anderes als die Einheit des Traumes und Denkens, in welcher ich, mit entſchiedener Anlage dazu bereits geboren, großgezogen ward. In den Garten deutſcher Poeſie mich verſtohlen und ſchüchtern in ein Winkelchen ſetzend, ſah ich über dieſen grünen Bäumen, zwiſchen dieſen dichtbewachſenen Felſen, über dieſen ſpiegelhellen Seen die Sonne auf- und untergehen; ich ſaß in

*) Ohne Schuld der Redaction verſpätet.

Mondnächten und ſonnte mich an ſtillen Betrachtungen; ich ſah unglückliche Traumgeſtalten an mir vorüberziehen, ich träumte, ohne ein Poet zu ſein, von nichts als Poeſie, und in dieſen aufwärts und abwärts ſchwebenden Phantaſiewolken glaubte ich lichte und ewige Gedanken zu ſchauen und das Räthſel der Welt gelöſt zu ſehen. Daß das Leben ein Traum war, habe ich ſchon in meinem zwölften Jahre gemerkt, als einſt im leipziger Stadttheater Calderon's Schauſpiel vor meinem entzückten Auge aufgeführt ward; aber die höhere Potenz, daß dieſer trübe Lebenstraum wieder zum lichten Gedankenreich werden ſollte und müßte, dies grübelte ich Ungeſchickter, ich Phantaſt aus jeder noch ſo wüſten Erſcheinung heraus, die mir poetiſch vorkam.

Es war ſchlimm, daß ich ein Narr war, und noch ſchlimmer, daß ich in meiner Narrheit ſelig war.

Daß ich mich nicht zu weit verliere und zu weit gegen mich zeuge: ein einziges Buch in der ganzen deutſchen Literatur hat mich belehrt, was deutſches Schriftſtellerthum ſei, und ich glaube nun wenigſtens im Klaren darüber zu ſein, und auf dieſes Glauben, im Klaren zu ſein, kommt ja eben Alles an, denn der Glaube macht ſelig. Der Glaube, geiſtreich zu ſein, hat alle deutſche Schriftſtellerinnen ſelig gemacht von der Karſchin an bis auf Thereſe Huber und weiter herab. In dieſem Glauben haben ſie Wunder gethan, Hände aufgelegt, Kranke geheilt, Todte auferweckt, Geiſter aus dumpfiger Erde heraufbeſchworen, die gern weiter geſchlafen hätten; in dieſem Glauben haben ſie gelitten Spott und Schmach der Literaturblätter, haben ſich verhöhnen laſſen vor ganz Deutſchland und dennoch weiter geſchrieben. In dieſem Glauben ſind ſie eingegangen zu ihres Herrn Freude; und wer weiß, ob ſie nicht dereinſt in dieſem Glauben auferſtehen werden mit einer Velinpapierausgabe ihrer ſämmtlichen Werke. Der Glaube macht ſelig, und wer mir zu ſolchem Glauben an mich ſelbſt verhilft, der iſt mein Erlöſer. Und zu ihm hat mir, wie geſagt, ein einziges Buch in der deutſchen Literatur verholfen, und dies Buch iſt: „Maha Guru, Geſchichte eines Gottes", von Karl Gutzkow.

Ich weiß nicht, wer Karl Gutzkow iſt; man kann es auch von mir nicht verlangen, daß ich es wiſſen ſoll, denn ich habe die größten Weltbegebenheiten im Garten der deutſchen Poeſie verträumt und bin ein Neuling in der Welt und in Süddeutſchland. Ich weiß nicht, wer Karl Gutzkow iſt, ob er mein Freund oder Feind, ob er ein Chriſt oder Heide, ob er jung oder alt iſt (wiewol ich das Letztere glaube); ich weiß nicht, ob ich einmal an table d'hôte mit ihm geſpeiſt oder im Poſtwagen mit ihm gereiſt bin; ich weiß nicht, ob ich ihn im erſten oder zweiten Rang geſehen, ob ich ihn noch ſehe oder jemals ſehen werde: aber das weiß ich, daß er ein Genie iſt. Ich weiß auch, daß er einſt, etwa vor vier Jahren, die Welt im Licht erblickte und daß die Welt ihn im Licht erblickte. Begreift man nun das Licht nach der indiſchen Weltanſchauung als das Ebenbild der Emanation des göttlichen Geiſtes, als das Gleichniß der Götterwelt ſelbſt, ſo muß man ſagen, daß nie ein Dichter ſich größer angekündigt hat als Karl Gutzkow. Denn was liegt nicht Alles in dem herrlichen Ausſpruch: Er wandelt im Lichte.

Es iſt Schade, daß Karl Gutzkow ſeine Novellen ſpäter geſchrieben hat als den „Maha Guru"; denn was iſt eine Novelle, was ſind ſechs Novellen gegen die Geſchichte eines Gottes! Eine Novelle iſt nichts als die Leidensgeſchichte der armen Menſchen in nuce auf 15—20 Bogen, welche mit zwei Louisdor oder drunter bezahlt werden. Eine Novelle iſt die Jammerhiſtorie der Gegenwart, der armen, zerriſſenen, verworrenen, zerfleiſchten, ſkalpirten, ſkelettirten Gegenwart; eine Novelle zeigt, welche Blütenbäume in Deutſchlands Literatur verwelkt und eingegangen ſind ſeit Vater Gleim und Hagedorn; eine Novelle führt uns mit anſcheinender Behaglichkeit und Gemächlichkeit in einen anſcheinend kleinen Cirkel, in welchem ſich anſcheinend gewöhnliche Menſchen bewegen; ſie zeigt uns die alte Tante mit ihren alten Gedanken und Skrupeln, den guten Onkel mit ſeinen ſeligen Eigenheiten, die junge Braut und den jungen Bräutigam, Beide nach der neueſten Mode zugeſtutzt; ſie zeigt uns einen Cavalerieoffizier, einen katholiſchen Geiſtlichen, einen reichen Grafen, einen hellen Salon, einen Ball, einen effectuirenden Piſtolenſchuß, einen melancholiſchen Seufzer, ein Mädchen im Sarge, und endlich eine übermächtige Verzweiflung, welche ſich am Spieltiſch und bei der Griſette zu tröſten weiß. Dies Alles iſt gewöhnlich, iſt alltäglich, iſt wohlbekannt; aber was drüber iſt, was die Novelle *nicht* zeigt, das iſt vom Uebel. Die Novelle zeigt nicht den unglücklichen Poeten, der ſie bei einem Lichte, bei einem Glas Waſſer, bei ſeinen verzehrenden Erinnerungen aus dem wüſten Gehirn um Mitternacht herausquälte; ſie zeigt nicht die ſchreckliche Monotonie der Empfindung, welche Allen gemeinſam iſt, denn jede will ja originell ſein; ſie zeigt nicht die Gefühle, unter welchen ſie von dem einſamen, ſchwindſüchtigen Mädchen bei Mondſchein geleſen wird; ſie zeigt nicht die verführten Jungfrauen alle, welche zu ſpät in der Darſtellung des grauſamen Novelliſten erkennen, daß und wie ſie ſich hätten ein Beiſpiel nehmen ſollen; ſie zeigt nur das Eine, daß alle Reue zu ſpät iſt, und daß es für leichtſinnig verlorene Ehre keine helle Zukunft mehr gibt; und auch Das zeigt ſie nicht, denn das untergegangene Individuum der Wirklichkeit muß ja ſelbſt erſt dieſe Folge qualvoll aus ihr herausſchöpfen.

Es ließe ſich über dieſe Ohnmacht der Novellen ſo Vieles ſagen, wenn nicht das Wort über dieſe Sache ſo unerfreulich und herzbrechend wäre. Wohl dem Dichter, der über die Leiden der Menſchheit, über die Karls von Karlsberg der Gegenwart ſich hinwegſetzt und aus den Himmeln des Brama ſich einen Gott ſtiehlt, um ihn göttlich leiden zu laſſen. Denn an dem Leiden eines Gottes kann ſich der Menſch erwärmen, weil er fühlt, daß ſolch Leidweſen nicht von dieſer Welt iſt. Aus der Welt hinausgerückt muß der Menſch werden und will es, dann wird es ihm erſt wohl. In der Welt iſt es ihm übel,

denn die Welt ist alltäglich und das Alltägliche ekelt. Hundert Millionen Menschen, kann man annehmen, ekeln sich vor der Welt, in der sie leben; sie suchen nur einen Punkt, um hinauszuschweben, wenn auch nur auf Stunden; sie dringen ins Meer, in die Wüste, in den Himmel, nehmen Flügel der Morgenröthe bis zur Achse des Erdballs, meinend, dort seien sie aus der Welt; aber sie sind es nicht, denn es gibt ein ungeheueres, unsichtbares Band, das immer zurückhält und das ist die Erinnerung. Und die Erinnerung ruft Jedem höhnisch zu, welch Leid er auch tragen mag, sei es das allerentsetzlichste: O Gott, das Leben ist doch schön!

(Der Beschluß folgt.)

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von Joh. Gottfr. Sommer, für 1834. (Zwölfter Jahrgang.) Mit sechs Stahltafeln. Prag, Calve'sche Buchh. 1834. Gr. 16. 2 Thlr.

Dasselbe für 1835. (Dreizehnter Jahrgang.) Mit fünf Stahl- und einer lithographirten Tafel. Ebend. 1835. Gr. 16. 2 Thlr.

Wer sich des Inhalts der geographischen Wissenschaft, wie dies bei den meisten Menschen der Fall ist, vorzüglich nur aus seinen Schulstunden und aus den einseitigen Nachstudien erinnert, die ihn von Zeit zu Zeit das Bedürfniß eines bessern Verständnisses der politischen Blätter zu machen heißt, wird geneigt sein, sie für eine ziemlich abgeschlossene, in ihren Einzelnheiten ziemlich der Vollständigkeit nahe zu halten. Wie muß er doch erstaunen, wenn er von Zeit zu Zeit darauf hingewiesen wird, daß auch in dieser Wissenschaft noch so viele terra incognita ist, und daß man oft über eine einzelne, andern Welttheilen angehörige Gegend nach allen Seiten hin geographisch viel genauer unterrichtet ist als über so manche europäische.

Wer nun, entweder auf diese Weise gereizt, oder aus einem ursprünglich wissenschaftlichen Triebe, näher herantritt und sich den Inhalt der geographischen Wissenschaft besieht, der wird durch den Anblick der Lücken, welche neben der glänzendsten, genügendsten Bearbeitung einzelner Theile vorhanden sind, auf das Lebhafteste interessirt werden für die fortdauernden Anstrengungen ausgezeichneter Männer fast aller Nationen Europas, diese Lücken auszufüllen. Namentlich in unserer Zeit, wo das Ausgehen der politischen Interessen in eine fast allgemeine Oedigkeit und Unfruchtbarkeit in dem geistigen Leben vieler Menschen nothwendig eine gewisse Leere, einen Mangel allgemach erzeugen muß, läßt sich nichts Spannenderes, Schönern und angenehmern Ersatz Gewährendes denken als das Verfolgen dieser wissenschaftlichen Bemühungen.

Wie Wenige aber wären im Stande, diesem Interesse sich in der Weise hinzugeben, daß sie überall an die Quellen selbst gingen? — Welche Summen sind für ein Studium in dieser Weise jährlich nicht allein für die Werke englischer Reisenden auszugeben? Welche allgemeine naturwissenschaftlich-historische Bildung erfodert es, Reisebeschreibungen in alle ihre Details zu folgen? Sowol für die Gestalt, welche das geographische Interesse im gebildeten Publicum überhaupt annehmen muß, als für die Geldmittel der Meisten, sind Werke, welche durch übersichtliche Berichte, durch Inhaltsangaben und durch Auszüge aus größern, kostbarern Werken mit dem Fortschreiten der geographischen Entdeckungen in und außer Europa eine gewisse Vermittelung üben, ganz unentbehrlich; und sind wir nun im Allgemeinen der Ansicht, daß es solcher vermittelnder Werke, so lange sie mit Kenntniß der Sache und mit hinlänglichem Geschmack veranstaltet werden, nicht genug geben könne, bedauern wir namentlich von Herzen das Insstockengerathen des Hoffmann'schen „Jahrbuchs der Reisen", von welchem seit 1833 kein Band mehr erschienen ist, so freuen wir uns doch ganz besonders, so oft eines der kleinen, geschmackvollen Bändchen des „Taschenbuchs zur Verbreitung geographischer Kenntnisse" mehr zu uns gelangt. Zwar müssen wir uns in denselben dann und wann einen etwas leichtwiegenden Aufsatz über Landschaften, die zum östreichischen Kaiserstaate gehören, gefallen lassen, wie die Skizzen aus dem Eisak- und Etschthale im Jahrgang 1833; aber im Ganzen ist doch die Auswahl auf Unterhaltung und Belehrung vortrefflich berechnet, und die jedem Jahrgange als Einleitung voranstehende „Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen" gewährt zugleich Dem, der sich mit den neuern Erweiterungen der Erdkunde, wie sie durch Reisen und deren Beschreibungen gewährt werden, näher bekannt machen will, die beste Anleitung zu weiterer Auswahl.

Die Uebersicht des Jahrgangs 1834 beginnt mit einem kurzen Bericht über das Unternehmen der Gebrüder Lander, auf dem Niger abermals in das Innere von Afrika vorzudringen. Dieser Bericht bricht S. x ab mit dem Zeitpunkt, wo die beiden Dampfschiffe, der Quorra und der Elburka, nach Eboe (am 7. Nov. 1832) vorgedrungen waren; die Uebersicht von 1835 nimmt diesen Bericht S. xxxviii wieder auf. Bald nachdem die Reisenden zur Fortsetzung ihres Unternehmens Eboe verlassen hatten, brachen Krankheiten unter der Mannschaft der Dampfboote aus. Endlich rannte der Quorra sich auf dem Boden des Flußbettes fest; das andere Boot kam noch bis zur Einmündung des Tschadda; dann kehrte es um. Seuchen rafften noch mehre von der Mannschaft hinweg; während der Elburka, um den Quorra frei zu machen, bei diesem anhielt, eilte Richard Lander voraus den Strom abwärts, und als endlich auch die beiden Dampfschiffe diese Richtung nehmen konnten, begegnete ihnen Lander schon wieder stromaufwärts; er wollte wieder bis Boussa hinauf vordringen, erhielt aber in einem Gefecht mit räuberischen Negern auf dem Flusse eine tödtliche Wunde, an welcher er, nachdem er Fernando Po erreicht, am 6. Februar 1834 starb.

Im Jahrgang 1834 schließen sich an diesen Bericht Notizen an über Douville's Vertheidigung gegen die ihn gemachten Beschuldigungen, die sich als sehr gegründet zeigen; im Jahrgang 1835 folgen Notizen über das verunglückte Unternehmen eines jungen Engländers, Coulthurst, ins Innere von Afrika vorzudringen. Coulthurst kam nur bis Eboe, kehrte krank nach Fernando Po zurück und starb hier am 15. April 1832.

Von den Versuchen der Engländer, vom Westen her nach Afrika hineinzudringen, wendet sich der Bericht von 1834 zu dem Unternehmen unseres Landsmanns, Dr. Rüppell, Aehnliches von der Seite von Habesch her zu versuchen. In diesem Bande konnte nur gemeldet werden, daß der genannte Reisende in Gondar angekommen sei; der folgende Band meldet dessen Rückkehr in Deutschland und gibt einen kurzen Abriß des Ganges der Reise desselben, deren Beschreibung besonders über Habesch die interessantesten Aufklärungen verspricht.

S. xiii des Jahrgangs 1834 geht nun der Herausgeber zu Notizen fort über die Versuche des französischen Naturforschers Perrottet, von St. Louis aus in das Innere von Senegambien vorzudringen; und dann wendet er sich zu Nachrichten über Versuche vom Süden, von der Capcolonie, ebenfalls das tiefere Innere dieses Welttheils zu erforschen. Zuerst ist hier von der Reise eines Herrn Bain und eines Herrn Biddulph, dann von der des Dr. Smith die Rede. Auch im Jahrg. 1835 wird S. lxiii fg. von Reisen, die von Süden her in das innere Afrika unternommen worden sind, gesprochen. Von der Reise des Missionar Kay, dann des Dr. Smith, wird gehandelt. Trotz dieser vielen und von verschiedenen Seiten her begonnenen Unternehmungen zur Erlangung von Kenntnissen über das Innere von Afrika, ist dieses doch gewissermaßen noch un-

Ausgabe 1. Januar 1933

Ausgabe 1. Januar 1933

Ausgabe 1. Januar 1933

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 191. — 10. Juli 1835.

Maha Guru. Geschichte eines Gottes. Von Karl Gutzkow. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 190.)

„Maha Guru" ist die Geschichte eines Gottes, eines Wesens, das zwar in die Welt gesetzt erscheint, aber aus dem ewigen Himmel des Dalai Lama, mithin nicht in die Welt gehört; denn daß Gott in der Welt sei, ist ja der Glaube der Pantheisten, und die Pantheisten sind verketzert von Göttingen aus, von Halle aus und von Berlin aus. In diesem Novellistenproceß, der Gott in die Welt setzt, in die er nicht gehört, ist der Leser eo ipso aus der Welt genommen.

Und worin besteht nun die Leidensgeschichte dieses Gottes, der die Leser so freundlich der Welt enthebt? Hier ist sie:

Gylluspa, die Schwester Hali Jony's, Heli Jony's, Hili Jonys und Holi Jonys, lange getrennt von ihrem alten Geliebten Maha Guru, befindet sich auf der Reise. Ein Schaman erklärt ihr seine Liebe. Aber Gylluspa, das herrlichste Wesen des Orients, eine Jungfrau ohne allen Tadel, will von solcher Liebe nur dann wissen, wenn auch Maha Guru, der Einzige, Unvergeßliche, ihr eigen bleibt. Da erfährt sie, daß Maha Guru, ihr Einziger, eben als Dalai Lama in Lassa auf den Thron gelangt ist. Es hat sich also erwiesen, daß er ein Gott ist. Beide Liebende finden sich in Lassa wieder und ihre frühe Neigung wird durch dies Wiedersehen zur vollkommenen Glut gesteigert. Aber Maha Guru's Göttlichkeit stellt sich als die unüberwindliche Scheidewand entgegen. Die Verzweiflung ist groß und der Untergang für die Liebenden alle Drei gewiß. Aber der Schaman, Maha Guru's Bruder, ist kräftig und erfinderisch; er findet Gelegenheit, seinen Bruder vom Throne zu stürzen, und führt ihn, der in allen Händeln der Welt ganz unerfahren ist, in ein einsames Thal, wo Beide mit Gylluspa zusammentreffen und sie zum Weibe nehmen. Maha Guru, der als ein Gott ein zäheres Leben hat, sieht den Bruder und die Gattin sterben und besinnt sich in dieser abermaligen Vereinsamung wieder auf seine Göttlichkeit. Er nähert sich wieder dem Himmel, seiner Heimat, stellt sich auf einen hohen Berg, richtet den rechten Arm in die Höhe und läßt den linken in grader Linie bis in die Hüften herabsinken. Die Finger beider Hände ballt er fest zusammen und bleibt so, ein Ewigstrebender, der himmlischen Heimat zugewendet:

Und so steht — denn hier ist es billig, daß der Dichter rede — der Andächtige vielleicht noch auf jenes Berges Gipfel. Jahre, Hitze, Frost, Sturm und Regen sind über ihn hinweggegangen, haben seinen Scheitel entblößt, die Haut seines Körpers zur Mumie zusammengeschrumpft. Er steht noch immer auf dem einen Fuße und würde auch den andern nie wieder auf den Boden herabbringen können. Schlingpflanzen haben seinen Leib wie einen Baum umrankt. Waldbienen legen in der Oeffnung zwischen dem stehenden und gehobenen Beine ihren Stock an, und der Vogel baut sein Nest in der traulichen Höhlung unter dem rechten Arm, der nie mehr herabsinken wird, um die junge Brut, die unter ihm zum Leben kommt, zu ersticken. Nur in dem Munde liegt noch eine schwache Bewegung, und das Auge verräth, daß das innere Leben noch nicht ausgehaucht ist. Jener nimmt die Nahrungsmittel auf, welche die andächtigen Verehrer des Bergheiligen in der Runde, die ihn wie eine schon im Himmel lebende Erscheinung anbeten, zuweilen hineinstecken. Das Auge aber labt sich noch immer an dem monotonen Anblick des tiefsinnigsten Körperglieds, der Nase.

In der That bindet Maha Guru auch nur noch ein leises Athmen an die Erde. Die Seele schwebt schon längst den Weg zur Unsterblichkeit bald hinauf, bald wieder zurück in ihren irdischen Sitz, der, so lange er nicht zusammengestürzt, ein ewiges Recht auf sie hat. Die Götter sitzen in dem Glanze ihrer Herrlichkeiten und winken lächelnd dem Greise, der sie in seiner Jugend auf Erden vertreten hatte. Ein Stuhl der Allmacht steht schon lange bereitet und wartet des endlich entfesselten Geistes. Alle Genien des Himmels sind schon in ihren weißen Festkleidern und tragen Palmen auf den Händen und streuen tausend Seligkeiten auf den Weg, den der Gefeierte wandeln soll. Nur eines letzten Athemzugs bedarf es noch, und der Himmel hat einen seiner ersten Fürsten wieder.

Alles Ernstes sei es gesagt: Was ist gegen dieses ungeheuere Bild des auf einem Beine, gleich einem Nagel stehenden und himmelaufstrebenden Maha Guru jede andere verwandte Sage der spätern oder frühern Zeit? Was ist dagegen die Mähr von dem berühmten Stiliten, der 30 Jahre lang auf einer Säule, aber doch auf zwei Füßen stand? die Sage vom alten Friedrich Barbarossa auf dem Kyffhäuser, dem der Bart schon längst durch den steinernen Tisch gewachsen ist, von dem grauen Rip van Winkle, der 25 Jahre lang auf dem Gebirg schlief und zu einer neuen Generation endlich heimkehrte. Was ist dagegen die Sage vom reitenden Küster, der von der güldenen Aue auf einem schwarzen Roß bis nach der Wüste Sahara in 87 Viertelstunden ritt, oder die noch furchtbarere von dem Hol-

länder, der ſich ein Bein hatte machen laſſen, das von einer Maſchine in Bewegung geſetzt ward und welches nun mit ihm durch ganz Holland lief, bis er verſchieden war, und auch dann lief das Bein noch fort und machte einen Abſtecher nach Belgien, bis der Holländer auf ſeinem grauſamen Beine ſchon verweſt war. Was iſt gegen dieſe gewaltige Mähr von Maha Guru ſelbſt die traurige Wirklichkeit des unglückſeligen Hölderlin, der ſeit 30 Jahren und drüber lebt, ſeinem Bewußtſein entfremdet? Maha Guru's Schickſal iſt größer als dieſer Aller, denn es enthält eine geiſtige, entſetzlichere Wirklichkeit, und darum iſt auch dieſer Schluß des Buchs von Karl Gutzkow das Einzige, dem die Betrachtung ſich zu widmen wünſcht.

Denn wer iſt dieſer Maha Guru, der auf dem Berggipfel ſonnaufgewandt auf einem Beine ſteht, zwiſchen deſſen Füßen Bienen Honig bereiten und unter deſſen Armhöhle Vögel ihre Neſter bauen; dieſer ſehnſüchtig immer ſchwächer und ſchwächer athmende Maha Guru, auf den die himmliſchen Heerſcharen in weißen Gewändern vergeblich warten? dieſer bald über den rechten, bald über den linken Flügel ſeiner Naſe emporſtarrende Gott (?), den das Irdiſche, nein, das Erdenhafte zwar matter und matter, aber doch ewig bindet (denn mit der unſäglichen Erwartung ſchließt ja doch das Buch!) Wer iſt dieſer ewige Dalai Lama, gräßlicher als der ewige Jude, weil er auf einem Beine ſtehen muß? — Wer dieſer Unſelige iſt? O lächle nicht, lieber Leſer, bei ſolchem Ernſt! es iſt Niemand anders als der deutſche Poet ſelber.

Wir kennen Alle den Mythus von Ganymed, welchen Zeus, der olympiſche, zu ſich hinaufzog an ſeine breite Götterbruſt. Einſt war die Poeſie ein ſolcher Ganymed. Niemand fodere, daß dies Einſt als Wann und Damals näher bezeichnet werde. Wer nur einmal im Haine der Dichtung gewandelt iſt, ſei es auch im Traum, in der Weinglut oder im wollüſtigen Liebeszittern geweſen, der wird wiſſen und erkennen, daß es einſt ein ſolches Einſt gegeben. Damals ſchritt die Poeſie wie ein heiterer, herrlicher Jüngling mit vollem Haar und offnem Buſen für den einwühlenden Morgenwind, mit glühendem, ſuchendem Auge durch die Gefilde hin, ſchiffte über Seen, durchſtrich dunkler Wälder Nacht, bis ſie auf ihrem heiligen Berge Zion nicht ermattet, aber freudig anlangte. Dort breitete der Jüngling ſeine kräftigen Arme aus bog den ambroſiſchen Leib vor- und aufwärts, nicht wie Veſtris und Taglioni, wenn ſie ein Balancé riskiren, ſondern wie der Adler, der ſeine breiten Schwingen über der lauen und blauen Luftſchicht entfaltet. Verlangend blickte er hinauf nach den goldenen Wolken, der Wohnung des Donnerers, nicht zweifelnd, ſondern gewiß und froh, daß ſie ſich öffnen würden, und Abſchied nahm er, den letzten von der Erde in feierlich-heiterm Geſang und Hymnus, und was er verließ, war nicht die kalte, feuchte, dunkle Erde, vor der einem graut, ſondern das farbengrüne, ſonnige Irdiſche, das man auch im ewigen Himmel nicht vergißt. Und in dieſem Abſchiednehmen öffnete ſich ſchon die blaue, goldene Wölbung, und Zeus ſandte ſeinen Adler — die Poeſie war bei dem Vater:

Willſt du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommſt, er ſoll dir offen ſein!

Das war Damals. Es gibt aber auch ein Jetzt der Poeſie. Um uns auf dieſes vorzubereiten, dazu diene folgende Stelle aus dem Buch des Gottes:

Ich (nicht Maha Guru, ſondern der Poet) ſtand einmal in dem Vorzimmer eines Miniſters. Die Thür öffnete ſich und der gnädige Wink des Kammerdieners rief mich zu dem allmächtigen Manne hinein. — Man kennt unſere Miniſter nicht, wenn man glaubt, der Mann habe mich zur Treppe hinunterwerfen laſſen. Er beſaß Geduld genug, mich anzuhören, ja er ging noch weiter und wollte meine Fähigkeiten für die Sache gewinnen, die ihm beſſer ſchien. Ich war damals jung, hörte mit Andacht auf die Lehren, die dem beredteſten Munde entfloſſen, und ſchied mit gebrochenen Flügeln, geſtutztem Kamme, jede einzelne Stufe der Treppe zählend. Der Concierge zieht den Thürdrücker auf; ich ſtehe auf der Straße und ſchöpfe endlich wieder freie Luft. Die Milchverkäufer riefen ihre Sahne aus, die Sandhändler ſtreuten dem Vorübergehenden mit heller Stimme Sand in die Ohren; Caroſſen flogen über das funkenſprühende Steinpflaſter; ein Tuchhändler reichte ſeinen Kunden mit freundlicher Miene eine Priſe; ein Induſtrieritter ſuchte in ſeinen Rocktaſchen und fand nur ein ungeheueres Loch darin; zwei Hunde unterſuchten wechſelſeitig, zu welchem Geſchlecht ſie gehörten, und ein freundliches Mädchen rief hinter einem Fenſtervorhang den einen zu ſich hinauf; eine weißbauchige Schwalbe ſchoß an den Häuſern blitzſchnell vorbei; ein Mann trug etwas Verdecktes unter dem Arm; die Straßenrinnen waren alle mit Gras bewachſen, die Häuſer hatten jedes ſeine Nummer auf einem blauen Schilde; ich hatte einen Hut auf dem Kopfe und am linken Zehen drückte mich der Schuh, und unterm rechten Arm war mir am Rock die Naht etwas aufgeriſſen. Ich kaufte mir ein Bund Eckpoſen und ein Buch unbeſchnittenes Papier und zwei Orangen und einen neuen Uhrſchlüſſel, weil ich den alten geſtern verloren, und hundert Zündhölzer für mein Feuerzeug und eine Reitpeitſche, und einen Monat ſpäter ſchickte ich an Herrn Campe in Hamburg meine Narrenbriefe.

Und dies wäre denn der poetiſche Ganymed von heute. Wie anders ſieht er aus als damals; er hat keine Geſänge, lebendig und geſund, um freudig Abſchied zu nehmen von der Erde; er hat nur eine Reitpeitſche. Er hat keine Bruſt voll wahrhaftiger Sehnſucht; er hat nur die Taſche, worin zwei Orangen. Er hat kein vollbewegtes, überreiches Herz, das auch dem höchſten Gott des Himmels zu genügen vermag; er hat nur Eckpoſen und einen Uhrſchlüſſel — einen Uhrſchlüſſel, um zu ſehen, wie lange es noch dauert, bis das Weltall ohne Gott ſei. Armer Ganymed, ich ſehe dich wandeln über die Poſtſtraße und über den Mühlendamm; ich ſehe deinen ſteifen, abgelebten Schritt, ich ſehe das junge Alter deiner entmarkten Züge, ich ſehe deine feine Cravatte, deine leidlichen Manſchetten, dein zierliches Backenbärtchen, und ich weine darüber, daß in ihm kein freudigeres Geſicht ſteckt; ich ſehe auf deine ſilberbrocatne Weſte, aber ich vermiſſe da die goldne Glut, von welcher Heine einſt ſang, daß ſie ihm das Gilet durchbrenne; ich ſehe auf das Papier, das du unter dem Arme trägſt, ich kenne ſeine Beſtimmung, ich weiß, daß nur acht Tage dazu gehören, um es beſchrieben zu machen (denn, Ganymed, du beſitzeſt Geiſt!); ich weiß ferner, daß du es zeitig genug an den

Mann bringen wirſt, der dir ſo viel dafür zahlen wird, als hinreicht, um dich mit Bequemlichkeit auf eine neue Novelle zu beſinnen. Das iſt gut und ſchön; aber wenn du, lieber Ganymed, nur nicht mit ſolchem Thun dem Teufel deine Seele verbrieſteſt! Du gewinnſt Gold, aber was ſoll dir das Gold? Haſt du nicht ſchon ohne dies zu dünne Beine und ſchwächliche Waden? Du gewinnſt Ehre? Was iſt Ehre? Ein Leichenſtein, nein, mehr als ein Leichenſtein, ein Vampyr iſt ſie, der dein Herzblut trinkt. Was hilft dir die Verlängerung eines ſo unerſprießlichen irdiſchen Daſeins? Endlich mußt du doch den Qualm der Städte, deinen Schreibtiſch, deine Weinſtube, deine Theaterloge verlaſſen und fortpilgern nach dem Berge des Maha Guru, denn du haſt ja doch auch ein Herz, ein Gefühl für Ewiges und für den alten Kroniden, deſſen Liebesruf dir durch das Morgengewölk herabtönt. Und ſo pilgerſt du durch blühende Gefilde hin nach deinem heiligen Berge, aber die Blüte dieſer Gefilde iſt dir nichts als eine ewige Wüſtenei; du ſchifffſt hinüber über das Wellenkühl der Seen gleich dem alten Ganymed, aber es kühlt dich nicht, es freut dich nicht, denn dein Dichten, Glauben, Lieben und Hoffen iſt geſtorben. Du bekommſt auf dem ſchwanken Nachen die Seekrankheit und mußt vomiren. Endlich ſtehſt du ermattet, halbentſeelt, zuſammengeſunken bis in deine knöchernen Knie auf dem Ararat deiner Hoffnung. Aber wie ſtehſt du dort? Wie Maha Guru, wie der unglückliche Dalai Lama. Siehe, wie lieblich bricht das Morgenroth im Oſten herauf, röther und röther, dann blaſſer und blaſſer, zur hellen Sonne werdend und dann wieder ſich in den uralten Weſten tauchend mit noch purpurfarbnerer Glut; ſiehe, wie lieblich kühlt dich der Morgenwind, ruft nach dir aus dem Blütenthal die Nachtigall! Haſt du noch Gefühle — ò aus allen Poren deines welken Leibes müſſen ſie hinaus- und hinausſtrömen bei dieſem Liebesſeufzer. Aber umſonſt, du kannſt nicht rufen: Ich komme! nur ſehnſüchtig ächzen: Wohin, ach wohin!

Und kein Dahin öffnet ſich dir jemals; denn erinnere dich, daß du Maha Guru ſelbſt biſt! In der That bindet dich nur noch ein leiſes Athmen an die Erde; deine Seele möchte den Weg zur Unſterblichkeit hinaufſchweben, aber ewig muß ſie zurückſchweben in ihren irdiſchen Sitz, der, obwol verwelkt, zermorſcht, elend und krank, doch nimmer zuſammenſtürzt, denn der Erdgeiſt mit ſeinem Rechte ſiegt. Die Götter ſitzen im Glanz ihrer Herrlichkeit und winken dem jungen Greiſe, aber keiner ſendet ſeinen Adler, dich hinaufzutragen. Alle Genien des Himmels ſtehen in weißen Kleidern mit Palmen in den Händen und großen Seligkeiten — es bedarf nur des letzten Athemzuges —, aber die ſchwächlichen Lungen ſind zu zähe und kein Athemzug will der letzte ſein.

Und ſo hätte denn dieſer Schluß des Büchleins das Räthſel deutſch-modernen Poeten- und Schriftſtellerthums gelöſt. Darum wende ſich Niemand gedankenlos von dieſem Buche, denn in ihm iſt die literariſche Gegenwart zu ihrem Bewußtſein gekommen. „Maha Guru" ſteht höher als tauſend Novellen, denn er zeigt die Nichtigkeit und die unendliche Qual nicht der Schöpfungen, ſondern der Schöpfer auf, zeigt es in einer Darſtellungsweiſe, die in ihrer Art nicht vollendeter ſein und werden kann.

Und ſo verlaſſe ich dieſen „Maha Guru", nicht ſpottend und ſcherzend, ſondern mit heiligem Ernſt, und Niemand glaube, daß ich nicht dem ſeltenen Talent ſeines Schöpfers volle Gerechtigkeit widerfahren ließe.

F. Marlow.

Romanenliteratur.

1. Die finſtere Frau von Doona, von Marwell. Dem Engliſchen nacherzählt von Georg Lotz. Hamburg, Herold. 1835. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Eine Virago, deren Gatte bald nach ihrer heimlichen Vermählung hinterliſtig gemeuchelt wird, athmet fortan nur Rache an dem Mörder und ſeinen Sippen. Erſtorben für jedes zärtliche Gefühl, das mit dem Geliebten ins Grab ſank, liebt ſie auch die Enkelin nur als den letzten Sproß ihres Geſchlechts, nicht als das einzige Kind der früh entſchlafenen Tochter, gebietet ſtreng über ihre Hand, wie ſie ihr kleines Heer befehligt, politiſche Umtriebe beherrſcht und ſogar Seeräuberei treiben läßt. Der Charakter iſt gut durchgeführt; bis auf die plötzliche Erweichung am Schluſſe, wo ſie den unſchuldigen Kindern jenes ihr verhaßten Geſchlechts ihr Erbe zurückgibt, die Enkelin mit dem Geliebten verbindet und ſich ſelbſt in die Einſamkeit zurückzieht. Beſſer motivirt, würde der Roman, voll Leben und Bewegung, in dem Handlung und Begebenheit ſich durchdringen, das Intereſſe nicht zerſplittert, keine müßige, bedeutungsloſe Geſtalt uns aufſtößt, zu den beſſeren der Gattung gehören.

2. Zoltan der Kühne, Herzog von Ungarn, oder Tyrannei und Heldengröße in der Schlacht an der Donau im Jahre 907. Von Karl Rößler. Mit einem Titelkupfer. Leipzig, G. Wigand. 1834. 8. 18 Gr.

Dem Titelkupfer nach, welches ſcheußliche Kumanen darſtellt, die den deutſchen König Ludwig überfallen, müßte man arge Verzerrungen fürchten, aber dem iſt nicht ſo. Ludwig, der die Magyaren bekehren und ihr Land erobern will, tritt übermüthig auf, wird geſchlagen, nachdem ihn früher Zoltan den Krallen kumaniſcher Unholde entriß. Dieſer magyariſche Häuptling läßt Großes erwarten, auch einer ſeiner Feldoberſten ſcheint eine Hauptperſon zu werden, er rettet eine ſchöne Deutſche, Johanna, die wie die ſpätere Namensſchweſter mit einer Fahne den Heeren voranzieht und Miſſionsgeſchäfte betreiben will; ihr Mann wird inzwiſchen von Tataren aufgegriffen und hat Gelegenheit, ſeine Treue auf den Probirſtein zu bringen, wie es der Frau ebenfalls zuſteht. Eine Zigeunerin ſpielt in künſtlichen Läufern ihre Prophezeiungen ab; ehe ſich Alles erfüllt, ehe man die Expoſition zu Ende glaubt, iſt die Geſchichte plötzlich aus, und man bleibt völlig in Ungewißheit, wie das getrennte Paar die Feuerprobe ehelicher Treue beſtehen wird. Käme nicht eine Art von Schluß dazu, man wäre verſucht, die Erzählung nur für das Bruchſtück einer ſolchen zu halten.

3. Die Rebellion von Hochſtraaten. Erzählung aus den Zeiten des niederländiſchen Befreiungskriegs von M. B. von Olſchen. Breslau, Verlags-Compteir. 1834. 8. 18 Gr.

Da nicht viele Jahrzehnde verfloſſen ſind, von der Zeit an, wo ſich eine ſpecielle Geſchichte der Niederlande ſchreiben ließ, ohne Aufruhr und bürgerliche Kriege in dieſem Lande, war es wohl gethan, die Zeit, wo die Geſchichte vorgeht, die erſten Jahre des 17. Jahrhunderts, feſtzuſetzen, denn nicht von jedem Leſer kann man erwarten, daß er genau wiſſe, wann die Rebellion in Hochſtraaten vorgefallen. Etliche humoriſtiſche Matroſen und Soldaten, nebſt zwei Jünglingen, von denen der eine nach altem Brauch eine Schöne von der Gegnerpartei liebt, über jedes Hinderniß ſiegt, und der zweite ſchmähliche Falſchheit erfährt

und einen ehrlichen Tod auf dem Schlachtfelde findet, machen den erfundenen Theil der Erzählung aus, die recht gut die damaligen Zeitungsartikel berichtet, ohne sich mit weitschichtigen Vernünfteleien abzugeben.

4. Die Tochter der Unterwelt. Romantische Erzählung von G. Morani. Leipzig, Hartknoch. 1834. 8. 1 Thlr.

Für diesmal kommt man ohne Teufeleien weg; die Tochter der Unterwelt ist nicht die des Satanas, sondern eine artige Neapolitanerin, die in Pompeji haust, wo ihre Hütte den Eingang zu Höhlen birgt, in welchen sich verkannte Edle versammeln, die zugleich die französischen Eindringlinge unter Marschall Victor und die Banditenhaufen bewältigen wollen. Ihr Haupt, Cosenza, geht echt homöopathisch zu Werk und wird selbst Wegelagerer, den wahrhaften das Gewerb zu legen. Als Dilettant kann er jede Großmuth üben, die dem Räuber vom Handwerke versagt ist. Zugleich will er auch an seinem Todfeinde Rache üben, was mit einem tüchtigen Knalleffect zu Stande kommt; er sprengt nämlich sich, ihn, einen Haufen französischer Soldaten und ein festes Schloß in die Luft. Mit dieser Hekatombe hätte der Erzähler sich begnügen und zu zwei glücklichen Liebespaaren noch ein drittes fügen sollen, das mir nichts, dir nichts sich vergiftet, da es doch wohlbehalten nach Deutschland ziehen und dort aufs Allerbeste leben konnte. Den Eroberern wirft man ihre Blutgier vor, es thäte Noth, auch die Romanschreiber an Schonung des Menschenlebens zu mahnen.

5. Der Türk in Sachsen, oder die Macht der Liebe. Romantische Erzählung aus dem Anfang des jetzigen Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Charakterschilderung der Türken. Von Osman. Dresden (Leipzig, Drobisch). 1834. 8. 1 Thlr. 2 Gr.

Ein Charakterzug der Türken, hinter europäischer Cultur und Mode zurückzustehen, ist wol hervorgehoben, aber nur theilweise, denn nur in den neuesten Zeiten nahmen sie sie an; unser junger Türk aber, der europäische Sitten von einem verlaufenen deutschen Abenteurer und einem Araber, der deutscher Soldat war, kennen lernt, ahmt die Faseleien junger Thoren des vorigen Jahrhunderts nach, von denen unsere heutigen Dandies nichts mehr wissen. Der Türk nicht allein, auch die falsche kokette Geliebte, sowie die echte, sind stets auf flüchtigem Fuß, bald in Jerusalem, bald in Wittenberg, Dresden, Konstantinopel, auch schreibseelig, wodurch man zwar weder Neues, noch Anziehendes, aber das Buch eine ansehnliche Länge erhält, die denn wieder ausgleicht, was der Tiefe fehlt. Der einzige Gewinn, den das Lesen des Buches verschafft, ist die Ueberzeugung, daß ein türkischer jeune premier noch viel alberner und langweiliger ist als ein europäischer.

6. Die Hochlands-Smuggler. Von dem Verf. der „Abenteuer eines Kuzzilbasch", des „Persischen Abenteurers" u. s. w. Aus dem Englischen frei übersetzt von L. von Alvensleben. Zwei Bände. Leipzig, Kayser'sche Buchh. 1834. 8. 2 Thlr.

Es würde keineswegs befremden, wenn dieser Roman für ein nachgelassenes Werk von Walter Scott ausgegeben würde, und zwar eines seiner bessern. Nicht allein seine Fehler, eine gewisse breite Redseligkeit, schwache Färbung seiner jungen Frauen finden sich vor, nicht blos die Manier, auch sein Gutes, fast sein Eigenthümliches, gewisse Lieblingscharaktere, wie die der alten Seherin, des betrügerischen Sachwalters, des rohen Smugglers, auch Handlung und Begebenheiten, am meisten an „Guy Mannering" erinnernd. Da nun das Buch auch einen guten Uebersetzer fand, ist an einer günstigen Aufnahme nicht zu zweifeln, die es mit vollem Recht verdient.

Literarische Notizen.

Eine interessante Erscheinung im Felde der Reisebeschreibung ist das neuerdings in London erschienene nachgelassene Werk von Thomas Pringle, ehemaligem Secretair der Gesellschaft für Abschaffung der Sklaverei: „Narrative of a residence in South Africa". Der Verf. ist in einiger Hinsicht Walter Scott zu vergleichen, wie dieser war er in Schottland geboren, liebte und schilderte mit Vorliebe die pittoresken Gegenden und Scenen seines Vaterlands; er war lahm von Kindheit an, und Zeit seines Lebens in das unruhige Treiben der Literatur verwickelt. Dem Werke ist eine biographische Skizze des Verf. von Jos. Conder vorgedruckt, welche die mannichfachen Schicksale erzählt, die er in Schottland, England und in fremden Welttheilen erlebte. Er mußte während seiner literarischen Laufbahn manche üble Erfahrung gemacht haben, denn mehre Stellen in seinem Buche schildern mit lebhaften Farben die unersprießliche Stellung eines Literaten, und warnen jeden talentvollen jungen Mann, wenn er nicht den innersten Beruf zum Schriftsteller in sich wahrnimmt, vor dem Betreten dieser unergiebigen, und namentlich in jetziger Zeit wenig erfreuliche Resultate gewährenden Bahn. Der Mann hat sehr recht; es wäre Mancher ein guter Uhrmacher oder Glasschleifer geworden, der jetzt den schlechten Schriftsteller spielt, und äße sein Brod mit Freuden und Ruhe, da er es jetzt mit Seufzen thut.

Eben sind bei G. Levrault in Paris die „Etudes sur Goethe" von X. Marmier erschienen, ein Werk, an welchem der Verf. gewiß mit Eifer und Liebe zur Sache gearbeitet hat, und das man zum Theil als die Frucht seines längern Aufenthalts in Deutschland ansehen kann. Der Inhalt begreift die Erscheinung Göthe's von seinem ersten Auftreten an bis in seine späteste Periode, beschäftigt sich mit jedem seiner Werke im Einzelnen, und bemüht sich, die Grundideen desselben anzugeben und dessen speciellen Einfluß auf die deutsche Literatur nachzuweisen. Eine französische Anzeige betrachtet dies Buch über Göthe: „comme un livre indispensable pour tous ceux qui voudront l'étudier sérieusement". Für uns Deutsche wird es dies wol nicht sein, aber es sollte und wird hoffentlich für uns eine Anregung sein, daß wir in monographischer Hinsicht endlich einmal etwas Tüchtiges und Gedankenvolles über den alten Göthe zu Markte bringen. Bisher sind nur erst die Anfänge zu dieser Nothwendigkeit vorhanden, die gewiß eine solche ist; denn wenn es jetzt einmal eine poetische Kritik geben soll, was bleibt ihr anders übrig als eine Reaction auf ihre wirklichen Dichter, da von Denen, die heutzutage diesen Namen führen und sich die literarische Gegenwart Deutschlands nennen, das Beste, was man eben sagen könnte — Nichts ist.

Das „Diario", eine zu Rom erscheinende Zeitschrift und Organ der römischen Akademie der Archäologie, macht bekannt, daß die Akademie bei einer frühern Anzeige über das ihr eingesandte Werk von Raoul Rochette: „Les beaux arts du christianisme", nicht die Absicht gehabt hat, die in diesem Buch ausgesprochenen Ideen zu billigen, welche nach der Meinung der römisch-päpstlichen Akademie sich von der Wahrheit der alten und namentlich heiligen Geschichte durchaus entfernen.

Der Advokat A. Bernier hat unlängst ein unedirtes Manuscript entdeckt, welches ein Edict Heinrich IV. vom Jahre 1601 enthält; dieses werthvolle Document, welches bis auf diesen Tag allen unsern Geschichtschreibern unbekannt geblieben ist, zeugt von der großen Sorgfalt, welche Heinrich IV. für Handel, Künste und Manufacturwesen hegte.

Rendu, Mitglied des königlichen Conseils für den öffentlichen Unterricht, hat unter dem Titel: „Code universitaire" eine Sammlung der Gesetze, Ordonanzen, Reglements, Statuten u. s. w., aus denen die gegenwärtige Gesetzgebung im Betreff des öffentlichen Unterrichts in Frankreich besteht, herausgegeben.

130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 192. — 11. Juli 1835.

Vertheidigung der Staatswissenschaften gegen Eingriffe der Mediciner bei der Sache der Homöopathie von einem homöopatisch Geheilten. Herausgegeben und bevorwortet von Fr. Rummel. Für Staatsmänner, Rechtsgelehrte und Freunde der Staatswissenschaften. Magdeburg, Bühler. 1834. Gr. 8. 18 Gr.

Das gewöhnliche Schicksal alles Neuen, von dem zu viel Geschrei gemacht wird, ist — baldiger Untergang; und es ist eben keine prophetische Gabe vonnöthen, um auch der neuen homöopathischen Lehre dieses Prognostikon zu stellen. Zwar setzen ihre Anhänger alle Triebfedern in Bewegung, um ihr allgemeinen Eingang zu verschaffen; man wird nicht müde, ihr Lob in allen öffentlichen Blättern auszuposaunen; man bemüht sich, die Stimmen der Großen und Vornehmen für sich zu gewinnen, man bringt Petitionen an die Kammern u. s. w., aber wozu kann das Alles helfen, wenn nicht die Sache selbst die Bürgschaft ihrer Dauer, das Gepräge der Wahrheit an sich trägt? Den Beifall der Menge kann man sich wol erwerben durch dergleichen Kunstgriffe, den Schwachen und Blödsinnigen kann man Sand in die Augen streuen, aber Das, was hundertjährige Erfahrung mühsam aufgebaut, aus seinen Fugen rücken, die Resultate des Nachdenkens und der Erfahrungen, welche die weisesten Männer aller Zeiten zusammengebracht, mit einem Streich vernichten, Das kann man nicht. Es gibt keine Pfeife mehr, deren Rufe sich Alles blindlings anschließen müßte wie einst die Kinder dem Ruf des Rattenfängers von Hameln, auch kein Hyonshörnchen, bei dessen Ton sich Alles zum Tanze verschlingt; und wenn auch Einzelne dem tollen Rufe folgen, so bleiben doch die Verständigern von ferne, sehen ruhig dem verwirrten Treiben zu, schütteln warnend die Köpfe und erwarten geduldig die Zeit, bis der Rausch vorüber ist und die Stimme der Vernunft wieder Gehör findet.

Unter den Mitteln, deren sich die Homöopathen bedienen, ihrer Sache schnellern Eingang bei dem Publicum zu verschaffen, gehört das, die Federn der Rechtsgelehrten für sich in Bewegung zu setzen, nicht zu den geringsten und unwirksamsten. Da es ihren Bemühungen, sich durch ihre nächsten und eigentlichen Behörden, die Medicinalcollegien, Bahn zu machen, nicht gelang, was konnten sie Besseres thun, als diese zu perhorresciren und der Welt glauben zu machen, ihre Sache gehöre gar nicht für diese, die Herren in ihren Staatsröcken verständen gar nichts davon und suchten sie schon deswegen zu unterdrücken, weil sie dadurch ihr altes Gebäude gefährdet glaubten. Klug wissen es die Leutchen anzufangen, das läßt sich nicht leugnen, und wo gäbe es eine Sache, der man nicht auf juridischem Wege irgend einen Schein des Rechtes abgewinnen könnte? So haben sich denn mehre Rechtsgelehrte bewogen gefühlt, sich der scheinbar bedrängten Homöopathie anzunehmen; und auch die vorliegende Schrift eines uns unbekannten Verfassers ist eine solche Vertheidigungsschrift. Sie nimmt hauptsächlich das Selbstdispensiren der homöopathischen Aerzte in Schutz.

Dem Verf. zufolge ist aber die Frage, ob das Selbstdispensiren den homöopathischen Aerzten zu gestatten sei oder nicht, augenscheinlich (?) nicht eine medicinische, sondern ihrem wesentlichsten Theile nach eine Frage des Rechts und der Politik. Denn da das Verbot des Selbstdispensirens oder eigentlich die Ausdehnung des Apothekerzwanges (?) auf die homöopathischen Heilmittel die Ausübung und weitere Ausbildung der Homöopathie wegen der eigenthümlichen Verhältnisse der letztern erschwere, so stehe diese Ausdehnung mit allen Maßregeln, wodurch die Anwendung und Ausbildung neuer Entdeckungen in den Wissenschaften und Künsten erschwert und gehemmt werden, auf Einer Linie, und die Erörterung über deren Zulässigkeit gehöre daher nur zum Theil in das Gebiet der gewöhnlichen Medicinalpolicei und in der Hauptsache in das Gebiet des höhern allgemeinen Staatsrechts und der innern Politik, weil sie mit den wichtigsten Sätzen dieser Wissenschaften in Beziehung auf die Rechte und das Wohl der Unterthanen, auf die Zulässigkeit einer Beschränkung wissenschaftlicher Meinungen und der bürgerlichen Freiheit und auf die Folgen, welche Beschränkungen der wissenschaftlichen und bürgerlichen Freiheit für den Rechtszustand und das Wohl der Staaten und der Staatsbürger haben, in Berührung komme.

Obwol nun diese Ansicht den der Sache Unkundigen auf den ersten Blick für sich zu gewinnen im Stande sein dürfte, so muß man sie doch bei näherer Prüfung als durchaus irrig und den wahren Gesichtspunkt entstellend erkennen, ja man begreift nicht, wie sie von einem Rechtsgelehrten hat aufgestellt werden können. Denn wenn

man auch zugeben muß, daß die Entscheidung jener Frage insofern in das Gebiet der innern Politik gehöre, als die desfalls zu treffenden Anordnungen und Maßregeln von den Staatsbehörden erlassen werden müssen, so wird sich doch keine Staatsbehörde beigehen lassen, dergleichen Verfügungen zu treffen, ohne zuvor die Kunstverständigen darüber zu Rathe zu ziehen. Die Entscheidung jener Frage ist nämlich von der Beantwortung der Vorfrage abhängig, ob die homöopathische Heilart wirklich den von ihren sachverständigen Anhängern behaupteten Werth und die von ihnen gerühmten Vorzüge habe oder nicht. Wer soll aber diese Vorfrage lösen? die Rechtsgelehrten und Politiker, die von der Sache praesumtive nichts verstehen und verstehen können? oder die Homöopathen? sollen sie Schiedsrichter in eigner Sache sein? So scheint es. Wem können, wem müssen daher die Staatsbehörden die Entscheidung überlassen als Denen, welchen sie die Fürsorge über das öffentliche Gesundheitswohl anvertraut und welche sie sich als Kunstverständige zugezogen haben, um in allen den medicinischen Gegenständen zu entscheiden, über die nicht blos aus Gründen des Rechts entschieden werden kann?

Prüfen wir nun die Gründe, welche der Verf. für die Befreiung der homöopathischen Heilmittel vom Apothekerzwange (wie sich derselbe sonderbar genug auszudrücken pflegt) anführt, etwas näher, so ergibt sich auch hier ganz augenscheinlich ihre Unhaltbarkeit. Er sagt:

1) Die Homöopathie hat sich als ein neues medicinisches System geltend gemacht. Hätte sie keinen innern Werth, so müßte sie, zumal bei den argen Anfeindungen, welche sie erfahren hat, längst zu Grunde gegangen sein. Allein sie besteht nicht nur seit länger als 30 Jahren, sondern ist auch in steter Ausbreitung begriffen. Viele Hundert Aerzte Deutschlands und anderer Länder, unter ihnen viele Medicinalbeamte und alte erfahrene Aerzte üben sie aus, bleiben ihr treu u. s. w. Sie besitzt schon eine ziemlich starke Literatur und unter Anderm vier ihr ausschließlich gewidmete Zeitschriften.

Wenn die Verbreitung irgend einer wahren oder irrigen Meinung unter einem großen Theil der Menschen ihren Werth bestimmte, was müßte da Alles wahr sein? Wie lange hat man geglaubt, daß die Sonne um die Erde kreise? wie lange hat sich nicht der Glaube an Zauberei und Hexerei erhalten? mit welchem Applaus sind nicht manche medicinische Systeme aufgenommen worden? man denke nur z. B. an das Brown'sche in Deutschland, das Broussais'sche in Frankreich, das Rasori'sche in Italien. Ebensowenig kann die Zahl der Aerzte, welche dem neuen System anhängen, über die Wahrheit oder Unwahrheit desselben entscheiden, selbst wenn darunter bedeutende Namen glänzten. Auch große Männer können irren und sich durch die Neuheit und scheinbare Einfachheit mancher Theorien und Systeme verleiten lassen. Einer der größten Aerzte, die vielleicht je gelebt haben, J. Peter Frank, ließ sich durch seinen Sohn verführen, eine Zeit lang dem Brown'schen System zu huldigen, bis er später wieder von seinem Irrthum zurückkam und sich wieder den Anhängern der ältern Medicin anschloß. Wenn der Verf. ferner von vielen Hundert Aerzten spricht, die sich der Homöopathie angeschlossen haben, so sollte er billig dagegen die Tausende nicht verschweigen, die es nicht thaten; er sollte nicht verschweigen, daß viele darunter Versuche mit der neuen Curart machten und fanden, daß gar nichts an der Sache sei; daß viele darunter nur gleich blinden Passagieren mitkutschiren und theils homöopathisch, theils allopathisch curiren; daß endlich manche sich auch wieder von der neuen Lehre losgesagt haben, z. B. Ringseis in München. Beiweitem die Mehrzahl der deutschen Aerzte hängt noch fest an der alten Lehre, und die bedeutendern darunter, z. B. Stieglitz, Sprengel, Wedekind, Sachs, Jörg, Heinroth u. A., haben sich entweder misbilligend über die neue ausgesprochen oder ignoriren sie ganz. Was endlich die Literatur der Homöopathie betrifft, so muß man sich freilich wundern, wie über eine solche leere Schale ohne allen Kern so viel geschrieben und gelesen werden kann; indessen geht Gott Lob die Literatur der eigentlichen Medicin dabei ruhig ihren Gang fort, und neben jenen Aftergewächsen gedeihen zum Glück noch die herrlichsten Erzeugnisse deutschen Scharfsinns und deutscher Gelehrsamkeit

2) Nach anerkannten Grundsätzen des Staatsrechts und der innern Politik soll den Unterthanen so viele persönliche Freiheit gestattet werden, als mit der Erhaltung des Staats, überwiegenden, den allgemeinen Rechtsgesetzen entsprechenden Rücksichten des allgemeinen Wohls und einem geordneten Rechtszustande verträglich ist; dem Staatsbürger ist folglich der freie Gebrauch seiner Kräfte zur Erreichung seiner Zwecke zu gestatten und möglichst zu erleichtern; vor Allem die geistige Kraft, die dem Wohle der ganzen Menschheit wie der einzelnen Staaten so nützliche, ja nothwendige freie Bewegung der Wissenschaften und Künste nicht zu hemmen, so lange nicht volle Gewißheit darüber vorhanden ist, daß gewisse Bestrebungen der Staatsbürger, eine wissenschaftliche Meinung oder die Richtung einer Kunst überwiegende Gefahren und Nachtheile für das allgemeine Beste und die rechtliche Ordnung im Staate erzeugen.

3) Die Homöopathie hat wie jede andere wissenschaftliche Entdeckung Anspruch darauf, daß sie keinen Beschränkungen unterworfen werde u. s. w. Die rechtliche Ordnung im Staate kann gleichmäßig bestehen, es mögen die Leute sich nach den Grundsätzen der ältern medicinischen Schule oder homöopathisch curiren lassen. Aus diesen Rücksichten ist also bei ihr gar kein Grund zu einer Ausnahme von dem zu 2) erwähnten Grundsatze vorhanden.

Es verlohnt sich kaum der Mühe, auf diese angeblich rechtlichen Gründe etwas zu erwidern. Jeder sieht vielmehr selbst ein, daß sie zu viel und eben deshalb nichts beweisen, denn aus denselben Gründen ließen sich alle und jede, gröbere oder feinere Quacksalbereien rechtfertigen und die Befugniß des Staates, gegen dieselben verbietend einzuschreiten, bestreiten, ja, der Staat würde nicht fertig werden, jedem Einfalle irgend eines müßigen Kopfes zu Liebe Gesetze zu geben und wiederaufzuheben.

4) Ebensowenig ist bis jetzt erwiesen worden, daß sie eine dem Gesundheitswohle der Menschen gefährliche medicinische Irrlehre sei. Sie beruht auf der Entdeckung bisher unbekannt gewesener Naturgesetze, und eine solche Entdeckung kann wie eine naturhistorische, mechanische Entdeckung einzig und allein (?) auf dem Wege der Nachversuche und Erfahrung geprüft werden. Die Gegner der Homöopathie unter den Aerzten verschmähten es aber in der Regel, sie gründlich zu studiren und praktisch zu prüfen; sie wollen sie vielmehr auf den Grund älte-

Profession ein Liberaler ist, läßt er es sich doch selbst in Oestreich ganz gut gefallen und nennt sehr höflich Diejenigen, die in Wien geheime Polizei gewittert haben, „unwissende Tölpel, die kein Gefühl für wahre Freiheit im Busen tragen". Alle solche Zufriedenheit, alles dies Wohlbehagen taugt aber nicht zur Poesie der neuen Schule. Der Dichter muß verzweifeln, die Welt, deren Genüsse er bis auf die Hefen ausgekostet, muß ihn anekeln; höchstens für Champagner und Austern darf ein bischen Sinn in der allgemeinen Uebersättigung geblieben sein. Das fehlt nun unserm Verf.; aber er fühlt die große Lücke, und zu Nutz und Frommen seiner Verse zieht er in der besten Laune von der Welt plötzlich die großen Courierstiefeln des tragischen Kothurns an, und fühlt sich mit einem Male unglücklich, und verzweifelt, daß es einen Stein erbarmen möchte:

Drum erweck' ich mit dem Stachel
Der Verzweiflungs-Allgewalt
Einen Chor von grellen Tönen,
Der den Schmerz mir überschallt.

Ein ander Mal hat er sich eben in dem „Gasthaus zum goldenen Ochsen" mit dem besten Appetite satt gegessen, als er ausruft:

Auch meine Brust ist zersprungen.
Die Trümmer scheinen alt,
Durch ihre Spalten brauset
Des Schmerzes Sturmgewalt.

Zum Glück hat weder die „Verzweiflungs-Allgewalt" noch des „Schmerzes Sturmgewalt" bis jetzt der Gesundheit des Herrn Boas geschadet, er fällt sogar aus dem Costum der Schule, wenn er nicht einmal bleich, sondern nach I, 127, von „blühender Gesichtsfarbe" ist. Die eben angeführte Stelle beweist übrigens die Vielseitigkeit des Nachahmungstalentes unsers Hrn. Verf. Nicht nur Heine, nein, noch einen andern großen Mann verwandten Ursprungs hat er sich zum hohen Vorbilde erwählt, und eine, dieses erhabenen Musters vollkommen würdige Schilderung seiner eigenen Person schließt er mit den geistreichen Worten:

„Ich besitze durchaus keine Unausstehlichkeit, und dennoch sagten schon viele Damen zu mir: Sie sind recht unausstehlich. Ich besitze durchaus keine Liebenswürdigkeit, und doch sagten schon viele Damen zu mir: Sie sind recht liebenswürdig."

Es ist doch wol eigentlich hart und unbillig gegen die Kammerjungfern unseres deutschen Vaterlandes, wenn wir solche Fadaisen in die Kammerjungfernliteratur classificiren!

Die Reise des Hrn. Boas beginnt mit dem Abschiedskusse, den ihm „die Dame seines Herzens" zu Landsberg an der Wartha reicht, nachdem sie ein Veilchen zerpflückt hat. Dieser Dame seines Herzens hat der Verf. die zwei Bändchen „in feuriger Liebe" gewidmet, und der Leser muß wenigstens von der Toleranz dieser Dame eine hohe Meinung bekommen, wenn er liest, wie der ewig wiederkehrende Gegenstand dieser „Reiseblüten" in den glücklichen Erfolgen besteht, mit denen der Verf. in jedem Nachtquartier und gelegentlich auch wol bei noch kürzerm Verweilen den privilegirten und nicht privilegirten Dienerinnen der Venus nachspürt. Die unbefangene Genauigkeit, mit welcher der Verf. von diesen Unternehmungen berichtet (nur die Kostenrechnung theilt er aus Zartgefühl nicht mit), wäre amusant, wenn er sich nicht soweit vergäße, mitunter nicht nur allgemein bekannte, sondern selbst geachtete Namen (z. B. II, 103) auf das sträflichste zu misbrauchen. Aus diesen zahlreichen Vergnügungen ihres Anbeters wird die Dame seines Herzens, wenn sie anders das Talent der Bienen hat, aus Allem Honig zu saugen, vermuthlich ein Compliment entnehmen, wenn der so viel Erfahrene doch am Ende nur zu ihr zurückgekehrt ist. Bd. II, S. 133 handelt es sich indeß darum, welcher unter zwei vorgenannten Damen der Vorzug gebühre. Hr. Boas versichert, „er würde den Apfel und den Kranz derjenigen reichen, die sich, gleich der listigen Venus, am höchsten aufschürzte." Da nun der Verf. die Dame seines Herzens allen Andern vorzieht, so wäre interessant zu wissen, in welchem Costum sie sich ihm präsentirt haben mag.

Seltsam ist es und unerfreulich, daß unsere liberalen Wortführer nicht nur in der Wirklichkeit, sondern auch in ihren Schriften sich mit solchem Wohlgefallen im Schmutze ekler Lüste herumwälzen. Möchte man doch fast vermuthen, die Freiheit, die sie so eifrig im Munde führen, gehöre auch zur Zahl der feilen Dirnen, mit deren Umarmungen sie sich rühmen. Wollen diese Schriftsteller auf ihre Zeit einwirken, so sollten sie vor Allem sich des Beifalls der Frauen versichern; wie aber kann wol eine Frau nur einmal eingestehen, gelesen zu haben, was die Vorkämpfer dieser Schule schreiben? Nimmt diese Partei sich aus der französischen Revolution so Vieles zum Vorbilde, so thäte sie doch besser, mit Robespierre die Moralität an der Tagesordnung zu erklären, als Danton's Orgien nachzuahmen.

Wenn der Verf. sich bei allen Gelegenheiten einen Liberalen nennt, ja, wenn er (I, 62) durch Seelenwanderung kein Geringerer als der wiedergeborene Kaiser Joseph II. zu sein vermuthet, so hält er sich dabei doch in so scheu gezogenen Grenzen und spricht gelegentlich so viel von Verehrung für den König von Preußen, daß er nicht zu fürchten hat, seine übermäßige Freisinnigkeit werde ihm im Wege stehen, wenn er sich einmal um einen Posten als Steuercontroleur, oder Registrator bewerben wird. Nur über Polen fehlt es nicht an einigen Exclamationen, die bei der Schule bekanntlich de rigueur sind, und zu Gunsten dieser Schützlinge läßt er an der Wirthstafel in Oschatz tiefsinnige, Alles überzeugende Worte sprechen, die mehr wirken werden als „Börne's starke Reden":

„Die Russen trinken Schnaps und sind die niedrigsten Sklaven; die Polen dagegen schlürfen ihren Feuerwein aus seidenen Damenschuhen und haben ihr Herzblut hingegeben für Freiheit und Recht."

Der kleine Umstand, ob dem Verf. zu guter Stunde eine gefällige Phryne begegnet, scheint wesentlichen Einfluß auf sein Urtheil über die Stadt, in der er eben weilt, ihre Naturschönheiten und Kunstschätze, ja, selbst die Erzeugnisse der dort lebenden Dichter und die Leistungen der Schauspieler auszuüben, wenigstens berichtet er an den Orten, über die er sich am mißfälligsten ausspricht, auch am wenigsten von den holden Dienerinnen der Venus vulgivaga. Wunderbar genug gehört Dresden zu den Städten, die Hrn. Boas in solch ungünstigem Lichte erscheinen, und er weiß nicht genug Uebles von dem deutschen Florenz und seiner Umgebung zu sagen. Nur zwei Poeten dieses dichterreichen Ortes nöthigen ihn, trotz so ungünstiger Verurtheile zur vollsten Anerkennung, sie heißen — Meynert und Stolle. Mögen indeß die übrigen Bewohner des schönen Ortes, wo halb Deutschland seine Sommervillegiatur hält, sich trösten und das ungünstige Urtheil des Verf. den Schreib- und Druckfehlern zur Last legen, die im ganzen Buche nicht selten sind. Denn gewiß nur Druckfehler, nicht eigne Ignoranz, verschulden Orthographieverstöße, wie „quadriphilisch (soll heißen tetraphyllisch), Assafdita, Büvette, süffisant und pflegmatisch".

Demjenigen, dem nach diesen Auszügen noch nach dem Buche selber gelüstet, diene zur Nachricht, daß der Verf. auf seiner Reise Breslau, Wien, Prag, Dresden, Leipzig und Berlin berührt. 137.

Literarische Notizen.

Eine neue und vollständige prosaische Uebersetzung des Ossian von St.-Geniès wird angekündigt. Sie soll ungefähr 100 Bogen in Folio betragen und in Lieferungen zu sechs Bogen mit zwei Kupfern ausgegeben werden.

Von Mad. de Bawr erschienen „Histoires fausses et vraies", sowie von (Mad.) George Sand „Leone Leoni", wovon die „Revue des deux mondes" vom vor. J. Bruchstücke enthielt. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 193. — 12. Juli 1835.

Vertheidigung der Staatswissenschaften gegen Eingriffe der Mediciner bei der Sache der Homöopathie von einem homöopathisch Geheilten. Herausgegeben und bevorwortet von Fr. Rummel.

(Beschluß aus Nr. 192.)

Daß das Geräusch, mit dem die homöopathischen Aerzte allenthalben aufgetreten sind, viele Gläubige herbeigezogen hat, läßt sich nicht leugnen — ging es doch mit andern die Neugierde der Menschen in Anspruch nehmenden Dingen, z. B. dem hambacher Fest, St.-Simonismus u. s. w. eben nicht anders —; aber mit dem „dauernden Vertrauen" hat es nicht so seine Richtigkeit. Ref. lebt in einer Gegend, wo vielleicht ebenso Viele sich wieder von der Homöopathie losgesagt als sich derselben angeschlossen haben, und so wird es allenthalben sein. Uebrigens ist unsers Wissens noch Keinem das Recht, sich homöopathisch curiren zu lassen, bestritten worden, insofern nur dabei die bestehenden medicinisch-policeilichen Gesetze nicht übertreten worden sind.

7) Es ist für jeden Arzt eine Gewissenssache, diejenige Heilart zur Heilung von Krankheiten anzuwenden, welche er nach seiner innigsten Ueberzeugung für die beste hält. Er hat einen wohlbegründeten Anspruch darauf, daß ihm bei der Ausübung seines Berufes kein seinem Gewissen widerstrebender Zwang auferlegt, daß er nicht gehindert werde, seine mit Mühe erworbenen Kenntnisse in ihrem ganzen Umfange zur Heilung seiner Kranken nach seiner besten Ueberzeugung zu benutzen.

Wir stimmen ganz mit dem Verf. überein, vorausgesetzt, daß ein solcher Arzt sich alle die zur Ausübung seiner Kunst erfoderlichen Kenntnisse erworben und dies durch die nöthigen Zeugnisse seiner Lehrer und durch die gesetzlichen Prüfungen nachgewiesen hat; vorausgesetzt ferner, daß ein solcher Arzt nicht durch die That bewiese, daß er den einmal als wahr anerkannten medicinischen Grundsätzen gradezu zuwiderhandelte. Denn wollte man eine solche Norm nicht anerkennen, so könnte Jeder handeln, wie er wollte, und sich am Ende damit entschuldigen, daß er nach seinen Grundsätzen und vor seinem Gewissen recht gehandelt habe. Fiele es z. B. einem Wundarzte ein, alle Knochenbrüche uneingerichtet zu lassen und die Heilung lediglich der Natur zu überlassen, oder käme es einem Arzte in den Sinn, bei allen Schlagflüssen und Entzündungen keine Blutentziehungen mehr vorzunehmen, sondern die Naturkräfte walten zu lassen, so würden allerdings die Medicinalbehörden das Recht haben, ihn einer solchen Ungereimtheit wegen zur Rechenschaft zu ziehen.

8) Das Verfahren der Apotheker bei der Bereitung, Aufbewahrung und dem Ausgeben der Arzneien hat einen unmittelbaren und wesentlichen Einfluß auf Leben, Gesundheit und Erwerbsfähigkeit ihrer Mitbürger. Allein es können dabei Mängel und Mißbräuche vorkommen, und diese würden so höchst wichtige menschliche Güter in Gefahren setzen. Dies führt von selbst zu der Nothwendigkeit eines ausreichenden Schutzes so wichtiger Güter gegen eine solche Gefahr, weil der Schutz und die Sicherheit der Rechte, vor Allem der Schutz der persönlichen Sicherheit, der wesentlichste Zweck und die erste Grundbedingung eines jeden wohleingerichteten Staates sind.

9) Deshalb haben die Gesetze aller Länder, in denen den Apothekern ein Monopol bewilligt ist, mit demselben neben zweckmäßigen Maßregeln für eine gute Ausbildung und gehörige Prüfung der Apotheker eine strenge medicinalpoliceiliche Aufsicht auf die Apotheken, Revisionen derselben durch Medicinalbeamte, die Androhung von Strafen gegen Nachlässigkeiten oder Vergehen der Apotheker verbunden. Das Vorrecht der Letztern hat erst durch die Anordnung dieser Aufsicht seine rechtliche Begründung; es kann also auch nicht einseitig von dieser getrennt und ohne sie geltend gemacht werden. Vielmehr läßt es sich als einen schwerlich zu widerlegenden Satz aufstellen, daß auch im Sinne der Medicinalgesetzgebung der betreffenden Länder ein Monopol der Apotheker nur bei solchen Heilmitteln, bei denen eine zureichende medicinalpoliceiliche Aufsicht möglich ist, beabsichtigt sein könne.

10) Dergleichen auszunehmende Heilmittel sind eben die homöopathischen. Sie können weder durch chemische Mittel geprüft, noch durch Ansehen, Geruch und Geschmack unterschieden werden. Kein Medicinalbeamter kann im Stande sein, echte und guterhaltene homöopathische Heilmittel von unechten oder verdorbenen, ja nicht einmal deren verschiedene Gattungen und Potenzirungen von einander zu unterscheiden, wenn ihm Proben derselben ohne Bezeichnung vorgelegt werden sollten, was doch der Medicinalbeamte im Stande sein müßte, wenn er eine wirksame Revision derselben in den Apotheken sollte vornehmen können. Die homöopathischen Aerzte selbst vermögen dies nicht und können daher die Güte und richtige Unterscheidung ihrer Heilmittel nur dadurch sichern, daß sie solche entweder selbst zubereiten oder aus anerkannt zuverlässigen Bereitungsanstalten beziehen und dann, mit gehörigen Bezeichnungen versehen, sorgfältig aufbewahren.

Die eigentlichen Droguen, deren sich die Homöopathen bedienen, sind größtentheils dieselben, deren sich auch die übrigen Aerzte bedienen, man müßte denn das beliebte Krätzpusteligift davon ausnehmen. Alle diese Mittel können aber auch von Kunstverständigen auf ihre Echtheit geprüft werden, ja, eine solche Prüfung ist gleich noth-

wendig zum homöopathiſchen wie zum allopathiſchen Gebrauche. Es kann dem Homöopathen ebenſowenig gleichgültig ſein als dem Allopathen, ob man ihm ſtatt Aconitum napellus Aconitum cammarum oder Delphinium elatum, ſtatt Crocus Calendula officinalis, ſtatt Opium Succus liquiritiae u. ſ. w. liefere. Ebendeshalb iſt es aber auch nothwendig, daß ſich die Aufſicht der mediciniſchen Policei ebenſo gut auf homöopathiſche als auf allopathiſche Officinen erſtrecke. Auf homöopathiſche Verdünnungen und Zuſammenreibungen kann ſich freilich eine ſolche Prüfung nicht ausdehnen, allein dieſe Proceſſe ſind ſo leicht und mit ſo wenig Zeitaufwand verknüpft, daß ein einziger Mann mit kräftigen Armen leicht den Bedarf für eine ganze Stadt in einem Tage würde beſchaffen können. Die Homöopathen würden alſo blos darauf anzutragen haben, daß dergleichen Arbeiten an beſtimmten Tagen unter ihrer ſpeciellen Aufſicht in den Apotheken vorgenommen würden. Faſt lächerlich erſcheint die Foderung, daß es ihnen geſtattet werden müſſe, ihre Heilmittel aus anerkannt zuverläſſigen Bereitungsanſtalten zu beziehen, als wenn dergleichen Bereitungsanſtalten nicht auch Apotheken und die Bereiter keine Apotheker wären.

11) Nach der Verſicherung der homöopathiſchen Aerzte, welche in dieſer Hinſicht für Sachverſtändige anzuſehen ſind, können die homöopathiſchen Heilmittel umgeſtimmt und unwirkſam gemacht werden, wenn ſie mit ſtarken, beſonders arzneilichen Gerüchen in Berührung kommen.

Hier möchten wir fragen, ob denn dieſelben und namentlich ausländiſchen Mittel, wenn ſie bei ihrer Ueberfahrt auf Schiffen, Frachtwagen u. ſ. w. oder bei den Droguiſten mit andern ſtarkriechenden Subſtanzen zuſammenliegen, nicht umgeſtimmt und unwirkſam gemacht werden? ob ſie durch mancherlei Ausdünſtungen in Krankenzimmern, Blumendüfte, Parfumerien u. ſ. w. nicht auch an ihrer Wirkſamkeit verlieren? Hiervon abgeſehen, können aber auch die homöopathiſchen Heilmittel in den Apotheken in eigens dazu eingerichteten, entfernten Räumen aufbewahrt, ſorgfältig verpackt und verſiegelt werden.

12) Die aus dem ſoeben angeführten Grunde und aus der Unmöglichkeit einer medicinalpoliceilichen Aufſicht entſtehenden Bedenken gegen die Ausdehnung des Monopols der Apotheken auf die homöopathiſchen Heilmittel werden noch durch den Umſtand ſehr vermehrt, daß die Apotheker in Gefahr ſtehen, durch eine allgemeinere Ausbreitung der Homöopathie wegen des bei derſelben üblichen, äußerſt geringen und ſeltenen Gebrauchs von Arzneien einen großen Theil der reichlichen Einkünfte, welche ſie jetzt aus dem Abſatze der von den Aerzten der ältern Schule in großen Mengen verſchriebenen gewöhnlichen Arzneien beziehen, und ihres auf den Ankauf und die Einrichtung ihrer Apotheken verwendeten Vermögens zu verlieren; daß ſie folglich in der Homöopathie ihre gefährlichſte Feindin erblicken und eher deren Untergang als Gedeihen wünſchen müſſen.

Unter allen Gründen, welche die Homöopathen für die Nothwendigkeit des Selbſtdispenſirens geltend machen, iſt dieſes der erbärmlichſte und widrigſte. Er läßt ſich ungefähr folgendermaßen in etwas derberes Deutſch überſetzen: der ganze Apothekerſtand iſt eigentlich kein recht ehrlicher, ihm iſt nicht zu trauen; und eben weil ihm nicht zu trauen iſt, haben ihn die Regierungen unter ſtrenge Aufſicht geſtellt; da nun aber bei den homöopathiſchen Heilmitteln keine Controle etwas hilft, ſo muß lieber der ganze Stand aufgehoben und die Verfertigung der Arzneien den Aerzten oder den in ihrem Dienſte ſtehenden Handlangern überlaſſen werden; die Letztern allein ſind die ehrlichen Leute, denen die Regierungen das Wohl ihrer Unterthanen ſicher in die Hände legen dürfen, von denen ſie keine Uebervortheilungen, keine Misgriffe in der Wahl der Mittel, keine Unkenntniß, keine Uebereilung, keine culpoſe oder doloſe Handlung, wozu eine ſolche Freiheit des Selbſtdispenſirens leicht Veranlaſſung geben könnte, mit einem Worte, nichts zu fürchten haben. In der That, man muß erröthen über eine ſolche Verunglimpfung eines ſo achtbaren Standes, der ſich beſonders in neuerer Zeit durch ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf eine ſolche Stufe erhoben hat, daß er jedem andern wiſſenſchaftlichen Stande gleichſteht. Die Apotheker ſollen die homöopathiſchen Heilmittel abſichtlich ſchlecht bereiten, um dadurch der neuen Lehre Abbruch zu thun, d. h., ſie ſollen aus Rache gegen die Homöopathen das Mögliche thun, damit die Kranken nicht geſund werden oder gar ſterben; ſie ſollen Eid, Pflicht, Gewiſſen, Alles in die Schanze ſchlagen, blos um des ſchnöden Gewinnes willen. Aber iſt denn auch wirklich der Verluſt ſo groß, den die Apotheker zu fürchten haben, wenn ſie homöopathiſche Officinen mit allopathiſchen verbinden müſſen? Einmal ſtehen ja ihre alten Büchſen und Standgläſer noch und werden ja hoffentlich nicht ſo ſchnell von den homöopathiſchen Zwergglöschen aus dem Felde geſchlagen werden. Zweitens iſt ja bei dem homöopathiſchen Schütteln und Reiben auch noch etwas, wenn auch nicht ſo viel zu verdienen, und iſt auch der Lohn geringer, ſo iſt es auch die Arbeit, der Zeitverluſt und das Material. Drittens ſollte man meinen, die Apotheker würden es vorziehen, lieber die homöopathiſchen Arzneien zur Zufriedenheit ihrer Committenten zu bereiten als gar keine, lieber ſich mit einem geringern Gewinn begnügen, als ihr ganzes Gewerbe in andere Hände wandern ſehen.

Dies ſind ungefähr die Hauptgründe, welche der Verf. der obigen Schrift für das Selbſtdispenſiren der homöopathiſchen Aerzte geltend zu machen ſucht; einige andere weniger wichtige übergehen wir, um unſere Leſer nicht zu ermüden. Irren wir nicht, ſo ſind ſie ſämmtlich nicht der Mühe werth, von den Staatsbehörden beſonders beachtet zu werden, noch viel weniger geeignet, diejenigen unter ihnen irre zu machen, die, wie z. B. die königl. preußiſche, königl. ſächſiſche u. ſ. w., amtlich von der Sache wenig oder gar keine Notiz nehmen, ſondern dem zwiſchen den Anhängern und Gegnern der Homöopathie beſtehenden wiſſenſchaftlichen Kampf ruhig zuſehen und den Ausgang und die endlichen Reſultate deſſelben abwarten. Schon früher und während des noch unentſchiedenen Kampfes für die Homöopathie Partei nehmen und dieſe durch die Erlaubniß zum Selbſtdispenſiren vor den andern Aerzten begünſtigen, ja, den ganzen Apothekerſtand dadurch niederdrücken und die beſtehenden mediciniſch-policeilichen Geſetze untergraben zu wollen, würde gegen alle Grund-

Subscription Rates
Single Copy, $1.00
One Year, $50.00
Two Years, $90.00
Three Years, $120.00
Five Years, $175.00
Ten Years, $300.00
Foreign Subscriptions, $60.00 per year
Payable in Advance
Remittances should be made by Postal Money Order, Express Money Order, Bank Draft or Registered Letter.
Subscriptions will be discontinued at the end of the time paid for.
Change of Address
Subscribers will please notify us promptly of any change in address, giving both the old and new address.
Advertising Rates
Rates for display advertising will be furnished on application.
Address all communications to
The Editor, Box 1776,
Washington, D. C.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 194. — 13. Juli 1835.

Ueber Mystik und Mysticismus.

Bei dem heutigen Tags vielfach gebrauchten Namen der Mystik geräth man in Verlegenheit, was man dabei denken solle, weil oft Dinge dadurch bezeichnet sind, die man grade nicht unter diesem Namen begriffen, und wenn in Büchern Mystiker bestritten oder gerechtfertigt werden, ist man nicht selten veranlaßt, sich die Frage vorzulegen, ob man selber einer sei, oder keiner. Zwar bedeutet alles Mystische ein Geheimnißvolles, und die Mystiker wären wol Solche, die sich mit Geheimnissen beschäftigen, etwa mit dem Stein der Weisen, mit Wundergaben, Lebensmagnetismus u. s. w.; allein theils haben an chemischen, physischen und ärztlichen Untersuchungen auch Männer Theil genommen, die Niemand Mystiker nennt, theils nehmen die Letztern eine besondere Wissenschaft und Einsicht in Anspruch, welche als solche geeignet sein müßte, das Geheimniß aufzuklären, also das Mystische zu verringern. Wollte man aber blos in Beziehung auf Religion und Gottesverehrung vom Mystischen reden, so wäre die gesammte Gottesfurcht vielleicht darunter begriffen, und die sogenannten Theosophen verdienten den Namen der Mystiker am wenigsten, da ihre Wissenschaft von Gott ihnen ja Dasjenige enthüllte, was andern Menschen ein Geheimniß geblieben. Weder also die bloße Anerkennung des Geheimnißvollen, scheint es, noch die Enträthselung desselben durch besondere Wissenschaft, verdienten den Namen der Mystik, und ihre wahre Bedeutung sonach wäre kaum zu finden.

Dennoch ist der Mensch gewiß von Geheimnissen umgeben und sucht dieselben wissenschaftlich zu erforschen, ist mithin nach diesem Sinne ein Mystiker von Geburt. Er selber in seinem Dasein und Wirken, die Natur in ihrem Schaffen und Werden, das höchste Wesen als Grund und Ursache von beiden sind Geheimnisse. Alles sinnlich Wahrgenommene, im Lebensbewußtsein Hervortretende weist hin auf ein Unsinnliches, auf verborgene Naturkraft, Seele, den unsichtbaren Gott. Diese sind für die Sinne und ihre Auffassungsweise ein Geheimniß, liegen über das Sinnliche hinaus und wirken doch stets hinein in die sinnliche Welt.

Hierdurch hat das menschliche Denken seine Stellung zwischen Sinnlichem und Uebersinnlichem. Von jenem werden durch sinnliche Wahrnehmungen bestimmte Beschaffenheiten und Wirksamkeiten erkannt, von diesem werden sie vorausgesetzt ohne sinnliche Gewähr, obgleich das Sinnliche mit dem Uebersinnlichen in Verbindung stehen und darauf, als auf seine unsichtbare Wurzel, sein sichtbares Dasein beziehen muß.

Soll nun alle Spur des Geheimnißvollen, Mystischen, im menschlichen Denken und Bewußtsein verschwinden, so muß diese Beziehung aufgehoben werden und das Sinnliche als ein Gegebenes und Wahrgenommenes sich selber genügen. Der Mensch erkennt alsdann, was er sieht und wahrnimmt, Dinge und Begebenheiten, vergleicht sie, ordnet sie nach Aehnlichkeit und Unähnlichkeit, Zahl und Reihe, gewinnt eine Masse sinnlicher Erfahrung, ohne weiter nach einem innern Zusammenhange und tiefern Grunde zu fragen. Es gibt dann eine Naturbeschreibung und Menschenbeschreibung, keine Naturlehre, keine Psychologie, und ebenso wenig eine Lehre von Gott.

Allein das Bedürfniß einer Beziehung auf Uebersinnliches ist im menschlichen Bewußtsein mit dem Sinnlichen gleichfalls factisch vorhanden, daher keinem Zustande menschlicher Erkenntnißbildung fremd. Mit dieser Bildung selber beginnt daher die Anerkennung eines Geheimnißvollen als ein mystischer Boden, der eigenthümliche Gedanken erzeugt. Die Nichtbeziehung der Sinnenerkenntniß auf ein Uebersinnliches wäre eine Unvollkommenheit der menschlichen Gedanken, ein Mangel an Bildung, eine Beschränktheit des Bewußtseins. Religion, Annahme menschlicher Freiheit, Voraussetzung von Urkräften der Natur würden vermöge solcher Unvollkommenheit fehlen, also auch Mystik, diese aber entspränge mit Vervollkommnung, mit dem Fortschritt der Bildung und würde nicht minder die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen als die Sinnenerfahrung. Gotteslehren, Seelenlehren sind daher bei den gebildeten Völkern so alt als Kenntnisse von Naturdingen.

Ganz besonders pflegt man inzwischen den Namen des Mystischen auf religiöse Ueberzeugung und deren Eigenthümlichkeit anzuwenden; unstreitig wol, weil der Mensch sich selber in seinen sinnlichen Bedürfnissen als ein Gegebenes näher liegt und die Natur durch sinnliche Wahrnehmung sich entschiedener aufdringt, daher weniger geheimnißvoll dem Sinnenleben erscheint. Im Gegensatz gegen dieses Sinnenleben würden dann alle religiösen Menschen Mystiker heißen. Sie beziehen nämlich Alles nicht

auf Sinnengenuß und Erkenntniß ſinnlicher Dinge, ſondern auf Gott als den Schöpfer und Regierer des Univerſums, den Herrn der Menſchheit und Vollender ihrer Beſtimmung; ſie behaupten, was ſich in ihnen lebendig beweiſe, ſei der einzige Halt des höhern beſſern Daſeins des Menſchen, deshalb auch Weisheit, aber eine andere als die der bloßen Weltkinder. Wer ganz von dieſer Wahrheit durchdrungen iſt, geringſchätzt, was Andere hochachten, liebt, was den Augen verborgen iſt, in Gedankengemeinſchaft ſteht mit einem göttlichen Reich, Geſinnung und Handlung nach einem Maße mißt, welches der Sinnengenuß nicht kennt, der tritt hervor als ein eigenthümliches geheimnißvolles Weſen und gilt nothwendig den Weltkindern als Myſtiker.

Menſchen dieſer Art werden mit Recht ſagen: ſobald man ihr Weſen tadele, müſſe man alle Religion und Frömmigkeit tadeln, Aergerniß daran nehmen, daß letztere ihr ganzes Leben erfüllten, man müſſe behaupten, daß Heiligkeit der Geſinnung und des Wandels kein würdiger Gegenſtand des Strebens ſei, ſondern Leichtſinn, Gewiſſenloſigkeit und ſinnliches Weltleben den Vorzug verdiene. Jede Polemik von dieſem Standpunkt iſt offenbar ſiegreich, und die beſten und edelſten Menſchen müßten getadelt werden, wenn Myſtik in dieſem Sinn ein Tadel ſein ſollte, welchen ſich manche Weltkinder erlaubt haben mögen.

Anders ſtellt ſich die Sache, ſobald von einer beſondern Wiſſenſchaft des Unſichtbaren, Göttlichen die Rede iſt, wobei geſtritten werden kann über den Inhalt derſelben und über die Art und Weiſe, wie Jemand dazu gekommen. Wer auf ſolche beſondere Wiſſenſchaft Anſpruch macht, etwa gar eine geheime, Andern verborgene, der trägt gleichfalls den Namen des Myſtikers und wird dann den Werth ſeiner Wiſſenſchaft gegen Vorwürfe der Täuſchung und Schwärmerei zu rechtfertigen haben. Es gilt hier nicht mehr eine religiöſe Myſtik des frommen Gemüths, ſondern einen mit Religion in enger Beziehung ſtehenden Myſticismus, als Lehrweisheit, als höhere Erkenntniß des göttlichen Weſens und Wirkens.

Natürlich kann dieſe höhere Erkenntniß nicht gewonnen werden durch Sinnenerfahrung und Beobachtung, ſondern ſie wird dem Menſchen zu Theil, entweder durch eine von gewöhnlichen Erfahrungen und Beobachtungen abweichende Offenbarung, oder durch beſondere Stärke der Speculation. Die Offenbarung kann eine äußere ſein und eine innere, in jenem Fall durch beſondere Ereigniſſe, durch Wort und Schrift verkündet, im andern Fall ein inneres Licht des menſchlichen Bewußtſeins, welches Dunkelheiten für die Erkenntniß erleuchtet. Die Speculation kann gleichfalls durch äußere Hülfe und Unterweiſung ihre Stärke gewinnen, oder lediglich durch ſich ſelbſt aus eigner Kraft.

Unter chriſtlichen Völkern ſchließen ſich Religion und Frömmigkeit an die äußere Offenbarung des Chriſtenthums. Wer an dieſem Gegebenen feſthält als einem Gewußten, Erkannten und Wahren, der iſt ein Myſtiker im Gegenſatz zu Demjenigen, der es nicht thut; alſo alle Chriſten ſind Myſtiker im Gegenſatz gegen Nichtchriſten, welche ſolche Offenbarung nicht anerkennen, und ſind chriſtliche Myſtiker im Gegenſatz mit heidniſchen oder mohammedaniſchen, die aus einer andern äußern Offenbarung Einſicht ſchöpfen wollen. Bei den Chriſten iſt wieder ein Unterſchied, ob man lediglich den Ausſprüchen der heiligen Schrift, oder der im Laufe der Zeiten entwickelten Kirchenlehre folgt. Weil die letztere ein Gemeingut für Jeden und die zunächſt liegende Richtſchnur allgemeiner Einſicht geworden, iſt ſie zugleich Quelle der Orthodoxie, von welcher die Myſtiker, ſobald ſie eine abweichende Auslegungsweiſe der Bibel gebrauchen, ſich entfernen und ſtatt orthodoxer Myſtik eine heterodoxe zum Vorſchein bringen. Da die letztere auf einem eigenthümlichen Verſtändniß der gegebenen Schriftoffenbarung ruht, ſo führt ſie hinüber zu einer innern Offenbarung, zum innern Licht, zu Extaſen, beſondern Gnadenwirkungen, zum Quietismus und dergleichen Formen myſtiſcher Erkenntniß.

Speculation aus bloßer eigner Kraft will die gegebene Myſtik des Lebens, der religiöſen Ueberzeugung, der beſondern äußern oder innern Offenbarung, in helle wiſſenſchaftliche Einſicht verwandeln, den einzig möglichen Weg zur Wahrheit zeigen, und ſtellt ſich inſofern dem Myſticismus entgegen als Philoſophie. Sollte hierzu die eigne Machtvollkommenheit nicht ausreichen, bedarf die Speculation einer fremden Hülfe, einer beſondern äußern Offenbarung durch Ueberlieferung oder einer innern Erleuchtung, dann wird ſie ſelber myſtiſch, wird irgend einen Weg des Myſticismus einſchlagen, ihn beharrlich zu vollenden, und der daraus erwachſenden Lehre ſpeculative Ausbildung zu geben ſuchen. Da das göttliche Weſen und deſſen Verhältniß zur Natur und Menſchheit der Gegenſtand ſind, den die Speculation zu erkennen ſtrebt, ſo heißt der Inbegriff der gewonnenen ſpeculativen Erkenntniß Theoſophie. Viele Myſtiker ſind darum Theoſophen, und zwar unter chriſtlichen Völkern chriſtliche, und viele Philoſophen ſind zugleich Myſtiker; die Philoſophie aber, als Ergebniß der Speculation aus bloßer eigner Kraft, ſteht mit Myſtik und Myſticismus in einem feindlichen Verhältniß, könnte aber gleichfalls Theoſophie ſein, wenn ihre Kraft dazu ausreicht.

Von allen dieſen angegebenen Charakteren des Myſtiſchen findet ſich bei den meiſten Myſtikern, denen ausſchließlich der Name beigelegt wird, eine Miſchung. Durch das Vorherrſchen des religiöſen Gefühls, durch große Theilnahme für die Sache und deren tiefe urſprüngliche Wahrheit im menſchlichen Bewußtſein werden myſtiſche Schriften ſo anziehend. Sie ſind oft blos erbaulich, oft ungemein ſcharfſinnig und ſelbſt ſpitzfindig, erklären oft ihre Wiſſenſchaft leicht erreichbar für das edle liebende Gemüth, oft ſehr erſchwert und entlegen für die Menge, der es an Innigkeit, Verleugnung und auch wiederum an kräftiger Zuverſicht und an Glauben fehlt. Je nachdem man den Sinn der Worte feſtſtellt und ſie ſelber ihren Standpunkt genommen, können ſie rational und ſupernatural, philoſophiſch und unphiloſophiſch heißen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Beurtheilung des Buches der polnischen Pilgrime von Mickiewicz, der Worte eines Gläubigen des Abbé F. de Lamennais und der Gegenschriften von Abbé Bautain, Falder u. A. m. Von F. W. Carové. Zürich, Schultheß. 1835. Gr. 8.

Nach dem Vorworte waren diese Aufsätze ursprünglich für die darmstädter „Allgemeine Kirchenzeitung" bestimmt, wurden aber von der Redaction dieser Zeitschrift zurückgesendet, weil die Censur die Aufnahme derselben nicht gestatte. Die betreffende Behörde hatte nämlich damals die Instruction erhalten, daß keiner auf die „Worte eines Gläubigen" bezüglichen Schrift das Imprimatur zu ertheilen sei. In Folge dessen wurden diese Aufsätze besonders abgedruckt. Es sind deren drei. Der erste ist überschrieben: „Die römisch-katholische Kirche in Polen"; der zweite hat den Titel: „Ueber die Retractationen und Abschwörungen in der römisch-katholischen Kirche mit besonderer Beziehung auf das Benehmen der römisch-katholischen Hierarchie gegen den Abbé de Lamennais", und der dritte führt den Titel der bereits genannten Streitschriften an der Stirn.

Das, was uns in diesen Abhandlungen am meisten auffällt, ist die gewaltige Schwerfälligkeit und der unnütze Gelehrsamkeitsprunk des Verf. Er bringt immer wenigstens 20 Citate, wo eines vollständig genügt hätte. Diese Schwerfälligkeit zeigt sich schon in dem Vorworte. Hier erzählt der Verf. nämlich unter Anderm, jenes Verfahren der darmstädter Censurbehörde habe ihn Anfangs auf die Vermuthung gebracht, als sei in allen deutschen Bundesstaaten verboten worden, etwas über die „Worte eines Gläubigen" drucken zu lassen; diese Vermuthung habe sich aber als ungegründet erwiesen, da später in mehre deutsche Zeitungen Bemerkungen über jene Schrift aufgenommen worden wären. Um aber diese einfache unbedeutende Bemerkung dem Leser zu insinuiren, bedarf der Verf. eines Raums von mehr als acht Seiten und verfährt dabei in folgender schwerfälligen Weise. Zuerst leitet er diese wichtige Verhandlung durch folgende gespreizte Worte ein: „Vorwörtlich ist jedoch zu bemerken, daß die Vermuthung, als dürften in keinem der deutschen Bundesstaaten die „Worte eines Gläubigen" zur Sprache gebracht werden, sich als nicht begründet erwiesen hat. Wir sind es unserm Vaterlande schuldig, durch Thatsachen darzuthun, daß ein solches Verbot in keinem der bedeutendern deutschen Staaten erlassen worden sein kann, und müssen in dieser Beziehung nur bedauern, daß uns der größte Theil der in denselben erscheinenden Zeitschriften unzugänglich geblieben ist." Hierauf werden sechs bis acht in verschiedenen deutschen Bundesstaaten gedruckte Zeitungsartikel angeführt und zum Theil wörtlich abgedruckt, und wir würden deren wahrscheinlich noch mehre erhalten haben, wenn dem Verf. nicht glücklicherweise der größte Theil der deutschen Zeitungen unzugänglich geblieben wäre. Aber das genügt dem Verf. noch nicht, vielmehr wird auch ein zwei Seiten füllendes Bruchstück aus einer Rede eines sächsischen Ministers aufgenommen, in welchem weder von Lamennais, noch von der Censur überhaupt, sondern nur in allgemeinen Redensarten von der „Eintracht zwischen Fürst und Volk" und „vernunftgemäßer Verfassung" u. s. w. gesprochen wird. Und das Alles müssen wir lesen, damit wir auf die Vermuthung kommen, daß wahrscheinlich auch die sächsische Censurbehörde anders gehandelt haben würde als die darmstädter. Zuletzt weist sich gar aus, daß die darmstädter Behörde selbst nach wenigen Wochen in sich gegangen ist und in dieselbe Kirchenzeitung, in welcher diese Aufsätze abgedruckt werden sollten, Bemerkungen über die „Worte eines Gläubigen" aufgenommen worden. Hierdurch wird die ganze schwerfällige Abhandlung des Verf. noch mehr ins Lächerliche gezogen; dieser läßt sich aber nicht irren, sondern fährt auch hier ganz steif und ernsthaft Datum, Nummer und Seite jenes Aufsatzes an, schreibt einen Theil desselben wörtlich ab und fügt einen Commentar hinzu, dessen Ergebniß die wichtige Bemerkung ist, daß die darmstädter Censurbehörde sich eines Bessern besonnen hat. In ähnlicher Weise ist nun die ganze Schrift abgefaßt. Man kann nicht eben sagen, daß sie viel Falsches enthalte; vielmehr äußert sich der Verf. zuweilen sehr verständig; aber meist sind die Ergebnisse seiner Untersuchungen viel zu geringfügig, als daß die ungeheuern Zurüstungen, welche ihretwegen angestellt werden, nicht einigermaßen lächerlich erschienen.

In dem ersten der genannten Aufsätze führt der Verf. zuerst aus dem von dem Grafen Karl von Montalembert ins Französische übersetzten „Buche der polnischen Pilgrime" und besonders aus der demselben beigefügten Vorrede des Uebersetzers mehre Notizen über die Theilnahme der katholischen Geistlichkeit Polens an der polnischen Revolution und über die dadurch veranlaßten strengen Maßregeln an, mit deren die russische Regierung jetzt den polnischen Klerus belastet. Diese Zusammenstellung, welche durch einige verständige Rückblicke auf die ältere Geschichte Polens noch interessanter wird, nimmt etwa die Hälfte des Aufsatzes ein, und da die mitgetheilten Thatsachen unendlich vielen Stoff zu historischen, staatsrechtlichen und theologischen Erörterungen darbieten, so erwartet man nun, daß der Verf. in der zweiten Hälfte des Aufsatzes Betrachtungen der Art anstellen werde. Statt dessen opfert er diesen Raum ganz seiner leidigen Sucht, mit Kleinigkeiten zu liebäugeln. Bekanntlich hat nämlich der Papst nach Unterdrückung der polnischen Revolution an die katholische Geistlichkeit Polens ein Sendschreiben erlassen, in welchem er sie ermahnt, künftig ihrem legitimen Beherrscher gehorsam zu sein. Was thut nun unser Verfasser? Er weist mit großer Weitschweifigkeit und mit Hülfe zahlreicher Citate nach, die Päpste hätten ja früher selbst oft genug Widersetzlichkeit der Unterthanen gegen ihre Fürsten, besonders gegen nicht-katholische, gebilligt und begünstigt, und der jetzige Papst habe mithin gar kein Recht, den Gehorsam gegen die weltlichen Herrscher für eine katholische Glaubensregel auszugeben. Die Wichtigkeit, welche der Verf. auf diese Untersuchung legt, erklärt sich indessen nicht hinlänglich durch seine Vorliebe für Kleinigkeiten; hier wirkt vielmehr jener seltsame Haß gegen die längst verstorbene römische Hierarchie mit, welcher unter den protestantischen Predigern noch immer ziemlich modisch ist. Viele dieser Herren und namentlich viele Mitarbeiter der darmstädter „Kirchenzeitung" machen es zum Geschäft ihres Lebens, den riesigen Leichnam der römischen Kirche von allen Seiten zu betasten und von Zeit zu Zeit einmal auszurufen: „Ach! wie greulich er verwest!" Aber obgleich sie täglich über den Fortschritt dieser Verwesung Bericht erstatten, so können sie doch immer noch nicht die Furcht loswerden, der Riese werde noch einmal wieder lebendig werden und durch ein Niesen die Liliputaner, welche ihm vor der Nase herumstöbern, in alle Lüfte schleudern. Deshalb versichern sie noch täglich ihren werthen Amtsbrüdern, der Alte sei wirklich todt, und machen sich dadurch in den Augen Dessen, der mit unbefangenem Blicke die Massen der Weltgeschichte übersieht, unendlich lächerlich.

Von dieser beschränkten Furchtsamkeit und dem kleinlichen Hasse unserer Theologen gegen den Katholicismus ist nun unser Verf. unheilbar angesteckt. Namentlich der zweite der genannten Aufsätze verdankt seine Entstehung fast ganz jenen Gemüthsbewegungen. Hier wird nämlich auseinandergesetzt, die Abschwörungen antirömischer Ansichten, welche die Päpste zuweilen zu erlangen gewußt hätten, seien nicht im Stande gewesen, den Verfall der römischen Kirche zu verhindern, vielmehr hätten grade die Ansichten, welche von ihren ersten Bekennern zuweilen widerrufen worden seien, jetzt sich der Geister ausschließlich bemächtigt. Also wieder nur eine Variation auf das Thema: „Der Riese ist gestorben, er ist wahrhaftig todt!" Ob man denn dieser unaufhörlichen Wiederholung dieses einförmigen Feldgeschreies in hundert langweiligen Büchern und Zeitschriften nicht endlich überdrüssig werden wird? Unser Verf. scheint übrigens selbst gemerkt zu haben, daß seine Declamationen die Mühe nicht lohnen, denn er sagt S. 29: „Wäre nun auch die Wirksamkeit einer solchen Lehre nur mehr auf das Weichbild Roms beschränkt, so dürfte man doch nicht ablassen, sie zu bekämpfen; denn auch die Römer und Römlinge, so schwer sie von Romulus an sich

Ordinance, and the Ordinance of 1787 was the first to provide for the admission of a State into the Union when its population should reach a specified number of free inhabitants. Under the Ordinance the first census was taken in 1800, and showed a sufficient population. Congress then passed an act (May 7, 1800) providing that on the first Monday in October following the people should choose representatives to a convention to form a constitution and State government. The convention was duly held, framed a constitution, and petitioned Congress for admission. Congress passed an act (April 30, 1802) authorizing the admission, subject to the fundamental condition that the constitution should be republican in form, and not repugnant to the Ordinance of 1787. The constitution was declared by Congress to be republican, and Ohio was admitted by joint resolution (February 19, 1803).

The Enabling Act for Louisiana (February 20, 1811) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the inhabitants should number sixty thousand they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Louisiana had sixty thousand inhabitants in 1810, and was admitted in 1812.

The Enabling Act for Indiana (April 19, 1816) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Indiana had the requisite population in 1815, and was admitted in 1816.

The Enabling Act for Mississippi (March 1, 1817) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Mississippi had the requisite population in 1817, and was admitted in 1817.

The Enabling Act for Illinois (April 18, 1818) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Illinois had the requisite population in 1818, and was admitted in 1818.

The Enabling Act for Alabama (March 2, 1819) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Alabama had the requisite population in 1819, and was admitted in 1819.

The Enabling Act for Maine (March 3, 1819) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Maine had the requisite population in 1819, and was admitted in 1820.

The Enabling Act for Missouri (March 6, 1820) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Missouri had the requisite population in 1820, and was admitted in 1821.

The Enabling Act for Arkansas (March 4, 1836) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Arkansas had the requisite population in 1835, and was admitted in 1836.

The Enabling Act for Michigan (June 15, 1836) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Michigan had the requisite population in 1835, and was admitted in 1837.

The Enabling Act for Florida (March 3, 1845) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Florida had the requisite population in 1845, and was admitted in 1845.

The Enabling Act for Texas (March 1, 1845) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Texas had the requisite population in 1845, and was admitted in 1845.

The Enabling Act for Iowa (March 3, 1845) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Iowa had the requisite population in 1845, and was admitted in 1846.

The Enabling Act for Wisconsin (August 6, 1846) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Wisconsin had the requisite population in 1845, and was admitted in 1848.

The Enabling Act for California (March 3, 1849) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. California had the requisite population in 1849, and was admitted in 1850.

The Enabling Act for Minnesota (March 3, 1857) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Minnesota had the requisite population in 1857, and was admitted in 1858.

The Enabling Act for Oregon (February 14, 1859) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Oregon had the requisite population in 1859, and was admitted in 1859.

The Enabling Act for Kansas (January 29, 1861) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Kansas had the requisite population in 1860, and was admitted in 1861.

The Enabling Act for West Virginia (December 31, 1862) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. West Virginia had the requisite population in 1860, and was admitted in 1863.

The Enabling Act for Nevada (March 21, 1864) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Nevada had the requisite population in 1864, and was admitted in 1864.

The Enabling Act for Nebraska (April 19, 1864) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Nebraska had the requisite population in 1864, and was admitted in 1867.

The Enabling Act for Colorado (March 3, 1875) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Colorado had the requisite population in 1875, and was admitted in 1876.

The Enabling Act for North Dakota (February 22, 1889) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. North Dakota had the requisite population in 1889, and was admitted in 1889.

The Enabling Act for South Dakota (February 22, 1889) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. South Dakota had the requisite population in 1889, and was admitted in 1889.

The Enabling Act for Montana (February 22, 1889) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Montana had the requisite population in 1889, and was admitted in 1889.

The Enabling Act for Washington (February 22, 1889) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Washington had the requisite population in 1889, and was admitted in 1889.

The Enabling Act for Idaho (July 3, 1890) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Idaho had the requisite population in 1890, and was admitted in 1890.

The Enabling Act for Wyoming (July 10, 1890) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Wyoming had the requisite population in 1890, and was admitted in 1890.

The Enabling Act for Utah (July 16, 1894) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Utah had the requisite population in 1894, and was admitted in 1896.

The Enabling Act for Oklahoma (June 16, 1906) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Oklahoma had the requisite population in 1906, and was admitted in 1907.

The Enabling Act for New Mexico (June 20, 1910) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. New Mexico had the requisite population in 1910, and was admitted in 1912.

The Enabling Act for Arizona (June 20, 1910) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Arizona had the requisite population in 1910, and was admitted in 1912.

The Enabling Act for Alaska (August 24, 1912) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Alaska had the requisite population in 1910, and was admitted in 1959.

The Enabling Act for Hawaii (March 18, 1959) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Hawaii had the requisite population in 1959, and was admitted in 1959.

The Enabling Act for Puerto Rico (July 3, 1950) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Puerto Rico had the requisite population in 1950, and was admitted in 1952.

The Enabling Act for Guam (August 1, 1950) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. Guam had the requisite population in 1950, and was admitted in 1952.

The Enabling Act for American Samoa (August 1, 1950) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. American Samoa had the requisite population in 1950, and was admitted in 1952.

The Enabling Act for the Virgin Islands (August 1, 1950) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. The Virgin Islands had the requisite population in 1950, and was admitted in 1952.

The Enabling Act for the Northern Mariana Islands (August 1, 1950) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. The Northern Mariana Islands had the requisite population in 1950, and was admitted in 1952.

The Enabling Act for the Trust Territory of the Pacific Islands (August 1, 1950) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. The Trust Territory of the Pacific Islands had the requisite population in 1950, and was admitted in 1952.

The Enabling Act for the District of Columbia (August 1, 1950) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. The District of Columbia had the requisite population in 1950, and was admitted in 1952.

The Enabling Act for the Commonwealth of Puerto Rico (July 3, 1950) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. The Commonwealth of Puerto Rico had the requisite population in 1950, and was admitted in 1952.

The Enabling Act for the Commonwealth of the Northern Mariana Islands (August 1, 1950) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. The Commonwealth of the Northern Mariana Islands had the requisite population in 1950, and was admitted in 1952.

The Enabling Act for the Commonwealth of the Trust Territory of the Pacific Islands (August 1, 1950) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. The Commonwealth of the Trust Territory of the Pacific Islands had the requisite population in 1950, and was admitted in 1952.

The Enabling Act for the Commonwealth of the District of Columbia (August 1, 1950) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. The Commonwealth of the District of Columbia had the requisite population in 1950, and was admitted in 1952.

The Enabling Act for the Commonwealth of the Virgin Islands (August 1, 1950) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. The Commonwealth of the Virgin Islands had the requisite population in 1950, and was admitted in 1952.

The Enabling Act for the Commonwealth of the Northern Mariana Islands (August 1, 1950) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. The Commonwealth of the Northern Mariana Islands had the requisite population in 1950, and was admitted in 1952.

The Enabling Act for the Commonwealth of the Trust Territory of the Pacific Islands (August 1, 1950) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. The Commonwealth of the Trust Territory of the Pacific Islands had the requisite population in 1950, and was admitted in 1952.

The Enabling Act for the Commonwealth of the District of Columbia (August 1, 1950) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. The Commonwealth of the District of Columbia had the requisite population in 1950, and was admitted in 1952.

The Enabling Act for the Commonwealth of the Virgin Islands (August 1, 1950) authorized the people to form a constitution and State government, and provided that when the number of inhabitants in any Territory should equal the ratio of representation required for a member of Congress, they might be admitted into the Union on an equal footing with the original States. The Commonwealth of the Virgin Islands had the requisite population in 1950, and was admitted in 1952.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 195. — 14. Juli 1835.

Ueber Myſtik und Myſticismus.

(Fortſetzung aus Nr. 194.)

Aus den Miſchungen des Myſtiſchen entſtehen nicht ſelten Erſcheinungen, die der geſammten Myſtik böſe Vorwürfe zugezogen. Eine träumende Phantaſie überläßt ſich ihrem Fluge ohne Rückſicht auf Ordnung, Gedankenzuſammenhang und gleichlautende Ausſage; Grübelei vertieft ſich in das Entlegenſte, Seltſamſte; Intoleranz wird ungerecht gegen Andere, die nicht bereitwillig der vorgezeichneten Richtung folgen oder Bedenklichkeit dagegen erheben; Hochmuth geheimer Wiſſenſchaft verwirft das Thun anderweitiger Unterſuchungen und den Werth anderweitiger Kenntniß; gottgeweihte Beſchaulichkeit verachtet die Werke des guten, gerechten, nützlichen Handelns und Wirkens in der Welt; ſelbſt Heuchelei mag ſich verbergen hinter Frömmigkeit, Eifer für Gott und Gotteserkenntniß; — immer aber iſt wohl zu merken, daß ſolche Ausartungen nicht nothwendig mit der Myſtik verbunden ſind, ſondern aus der Individualität ihrer Bekenner, aus Uebertreibungen gewiſſer Lehrſätze, aus falſcher Auffaſſung fremder Gedanken und Gemüthszuſtände hervorgehen.

Zur Mittheilung dieſer Betrachtungen hat eine Schrift Gelegenheit gegeben, die uns zugekommen:

Des franzöſiſchen Philoſophen L. Cl. de St. Martin's nachgelaſſene Werke. Aus der Urſchrift und mit Anmerkungen von W. A. Schickedanz. Erſter Theil: Die theoſophiſchen Gedanken. Münſter, Theißing'ſche Buchhandlung. 1833. 8. 22 Gr.

Der Titel bezeichnet einen Philoſophen mit theoſophiſchen Gedanken, und der Herausgeber iſt ihm gewogen. Er glaubt, dieſer Nachlaß ſei leichter zu verſtehen als eines von St. Martin's größern Werken, aber der Hauptgrund des Werthes liege im vortrefflichen Gehalt, ſodaß dieſe „Gedanken" ein Erbauungsbuch für chriſtliche Denker ſein könnten. Dem erſten Theile ſoll ein zweiter folgen, worin das Uebrige aus des Verf. nachgelaſſenen Werken, begleitet von einer gedrängten Darſtellung der vornehmſten theoſophiſchen Lehrſätze, enthalten ſein wird. Schon im vorliegenden Theile hat der Herausgeber die Ueberſicht erleichtert, indem er das unordentlich Gemiſchte der Urſchrift unter gewiſſen Ueberſchriften zuſammenſtellte.

St. Martin iſt Theoſoph, und zwar einer der liebenswürdigſten, gebildetſten, ziemlich alleinſtehend in Frankreich, da ſeine Zeit weder dem Religiöſen überhaupt, noch insbeſondere der Theoſophie günſtig geweſen; dennoch von Einigen ſehr geſchätzt und in Deutſchland nicht unbekannt durch mancherlei Streitigkeiten über den wahren Schlüſſel ſeiner Bücher. Geboren 1743 zu Amboiſe in Touraine von vornehmen Aeltern, erhielt er eine ſorgfältige und wiſſenſchaftliche Erziehung, entſagte der Rechtsgelehrſamkeit, wofür er beſtimmt worden, und nahm im 22. Jahre Kriegsdienſte. Hier lernte er durch gleichgeſinnte Freunde den Theoſophen Martinez Pasqualis kennen, der 1754 mit einem kabbaliſtiſchen Syſtem und Ritus hervortrat, welches in mehren Freimaurerlogen eingeführt wurde und ſpäter um 1768 Anhänger in Paris fand, die nach ihm Martiniſten hießen, welchen Namen man gewöhnlich — aber irrig — von unſerm St.-Martin ableitete. Letzterer gewann durch ſeinen Lehrer großen Geſchmack an der Freimaurerei, die er für einen Ausfluß der Gottheit hielt und mit der Welt zugleich entſtehen ließ. Sein Buch: „Des erreurs et de la vérité", machte einſt in den deutſchen Logen großes Aufſehen und wurde von Vielen als Fundgrube echt maureriſcher Wiſſenſchaft angeſehen. St. Martin betrieb die vielſeitigſten wiſſenſchaftlichen Studien als Hülfsmittel und Unterlage ſeiner theoſophiſchen Forſchungen, verließ den Kriegerſtand, lebte in Paris nicht ohne angeſehene geſellige Verbindungen und ſtarb dort in ſeinem 60. Jahre 1803. Noch im letzten Jahrzehend ſeines Lebens lernte er mit vieler Mühe die deutſche Sprache, um Jakob Böhme zu leſen, deſſen ſchwerverſtändliche Werke er ins Franzöſiſche überſetzte und zugleich dieſelben ſo hoch achtete, um zu äußern: „ſein erſter Lehrer Pasqualis habe ihm die Wahrheit nur halb und in der Ferne gezeigt, Jakob Böhme die ganze in der Nähe".

Für unſere vorhin angegebenen Charaktere des Myſtiſchen nach deſſen verſchiedener Geſtaltung enthält der Nachlaß allerlei Belege. Das Erbauliche, deſſen der Herausgeber erwähnt, fällt mit dem Religiöſen überhaupt zuſammen und zeigt ſich auf eine feine, geiſtreiche Weiſe; die Anklänge der eigentlichen Theoſophie finden ſich ſeltener als in den übrigen Schriften des Verf., und daraus entſpringt die leichtere Verſtändlichkeit. Geſetzt auch, mit Manchem könnte ein geneigter Leſer nicht übereinſtimmen,

wie dies der Herausgeber von sich kundgibt, so doch mit dem Meisten, und mit sehr Vielem Jeder.

Es ist allgemeiner Charakter der Frömmigkeit, sich den Weltkindern entgegenzustellen. „Wie vermöchten die Weltmenschen ohne Gebrechen und Laster zu sein, da sie nur an das Nichts und die thierische Sinnlichkeit denken, während Diejenigen, die lebendig nach der Wahrheit streben, tausend Mühen bestehen müssen, um jene zu erlangen, und ihrer verlustig gehen, sobald sie nur ihre Kräfte mäßigen! Nur im Schatten, in der Forschung, in der Demuth und Geduld kann der Mensch seine Kraft und Tugend finden."

Aber die Frömmigkeit geht hervor aus einem unvertilgbaren Gottesbewußtsein, und so darf der Mystiker sagen: „im Grunde seien alle Menschen auf Erden gleich ihm gesinnt, ohne diejenigen auszunehmen, die dem Anscheine nach am weitesten abstehen". Sie Alle sind wie dasselbe Salz, in verschiedene Wasser aufgelöst; man lasse das Wasser, nämlich die Vorurtheile, Leidenschaften, Unwissenheit u. s. w. verdunsten, und man findet endlich das Salz.

St. Martin war jedoch oft in der Nothwendigkeit, sein Herz zu verengen, sodaß Diejenigen, welche ihn nicht näher kannten, zuweilen hätten zweifeln mögen, ob er wirklich ein Herz habe. „Wie hätte er sich entschließen können, sein Herz an Menschen zu geben, die es nur an sich gerissen hätten, um es in ihren Thorheiten, Schwachheiten und Unreinigkeiten zu begraben?"

Daraus entspringt ein Abscheu „vor dem Geist der Welt", eine Traurigkeit wegen „der Größe des Uebels und Sehnsucht nach der Wiedergeburt des Menschen". Aber St. Martin liebte zugleich die Gesellschaft, ihm blieb ein „Nebenzug seines Charakters die Fröhlichkeit"; er will sich jedoch allzu sehr der Lustigkeit und dem Witz überlassen haben und floh dann zuweilen die Menschen aus Furcht vor Ansteckung mit ihrem Verderben, oft auch aus Schwachheit, ja selbst aus Eitelkeit, indem er fühlte, seine Mittel zum Siege über ihren verdorbenen Willen seien zu schwach, und er würde das eigne Unvermögen zu seiner Demüthigung verrathen haben. Er fand nur den Frieden, als er sich genug erhoben hatte zur Welt der Wesenheiten. Dennoch ist er nicht trübsinnig, denn er fühlte, „wie verkehrt es sein würde, wenn man immer nur die Schattenseite des Lebens betrachten wollte. Man wird dadurch entmuthigt, und es ist daher gut, auch die Schönheit der Wahrheit oft zu betrachten, weil dieser Anblick erfreut, erhebt und stärkt."

Schön ist das Leben des Frommen, „das Gebet ist das Athemholen der Seele", und zwar „des inwendigen Menschen, über Formulargebete erhaben", wiewol die sichtbare Gemeinschaft ihm oft stärkende Hülfe gewähren kann. Religion ist keine Sache, die dem Streite der Menschen unterliegen kann, sie ist „die Wissenschaft des Herzens, die Frucht des treuen Glaubens und der Demuth". Sie ist nicht schwer zu erreichen, St. Martin sprach zu sich im 18. Jahr: „es gibt einen Gott, ich habe eine Seele, — weiter bedarf es Nichts, um weise zu sein", und auf dieser Grundlage ist hernach sein ganzes System entstanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorher, Während, Seitdem. Zeitbilder von 1790—1830. Von Fr. Gleich. Drei Theile. Altenburg, Exped. des Eremiten. 1834. Kl. 8. 2 Thlr.

Ein nicht ganz uninteressantes Buch bleibt dies „Vorher, Während, Seitdem" immer, wenn man auch die extremen Meinungen des Verf. nicht zu den seinigen machen kann, und wenn die Anschauung der Zeiten, minder großartig, als wir wünschen möchten, sich auch in Kleinbilder und Genregemälde verlieren sollte. Es ist immer ein lebhafter und nicht mißlungener Versuch, die dreifache Gestaltung der Zeit, welche unser Leben umfaßt und welche Vater und Mutter der Gegenwart sind, in Charakterbildern zu fixiren, und namentlich zeugt es von einer gewissen Einsicht des Verf., einmal, daß er alle Caricatur vermieden, und zweitens, daß er statt der dramatischen Form in seinem Vorbilde „Avant, pendant et après", die raschere und flüssigere des Romans gewählt hat. Seine Ideen sind weniger groß, als sie mitunter treffend sind, und die Aehnlichkeit seiner Bilder wird, wenn diese auch nicht vollständig erachtet werden können, wenigstens nicht in Zweifel gezogen werden dürfen. Freilich fehlt viel daran, daß wir überall seiner Meinung sein könnten, sowie an der Vollständigkeit seiner Bilder gleichfalls viel mangelt; aber die Wahrheit der Züge, die er gibt, müssen wir nichtsdestoweniger doch anerkennen. Gewöhnlich ist sein Gesichtspunkt für jede seiner Epochen ein vierfacher; zur Vollständigkeit gehörte wenigstens ein zehnfacher; Gesellschaft, politische Ereignisse, Literatur und Theater reichen dazu nicht aus; auch Philosophie, Wissenschaft, industrielle Fortschritte, Bildung der untern Stände, Ereignisse jenseits des Oceans und ganz besonders das durch die Kriegsleiden erwachte Interesse an Gemeindeverhältnissen, der Sinn engerer Verbrüderungen, was man in England vorzugsweise Gemeinsinn nennt, hätten dazu gehört, wiewol sie der Verf. übergeht. Zwar sucht er durch das Einzelne das Ganze zu repräsentiren; aber indem er seine Repräsentanten beinahe ausschließlich aus einer Familie, und noch dazu aus einer jüdischen — halb undeutschen — wählt, zieht er seinen Kreis doch zu eng und läßt allzugroße Lücken. Ein Zwiefaches also fehlt seinen Bildern: Vollständigkeit, wenigstens relative, und Großartigkeit. Dafür ist er in einzelnen Zügen (besonders in der sentimental-ästhetischen Epoche) ziemlich glücklich. Die Gesinnung der höchsten und die der niedrigsten Stände scheint ihm unbekannt geblieben zu sein, wenigstens versucht er ihre Zeichnung nicht; dagegen sind die verschiedenen Wechselgänge derselben in den mittlern Ständen ihm genau bekannt und werden gut geschildert. —

Bevor wir auf eine weitere Betrachtung dieser Tageserscheinung eingehen, fühlen wir das Bedürfniß, uns über einen Hauptpunkt mit und gegen den Verf. auszusprechen. Dieser Punkt ist die nun wiedererwachte Bewunderung Napoleon's, welche einmal schon Deutschland verdarb und zum zweiten Mal unserm Vaterlande Gefahr droht. Friedrich Buchholz sagt einmal äußerst wahr und äußerst richtig bei Gelegenheit Fr. August's von Sachsen und Napoleon's: „Wir bewundern nichts mehr, als die Eigenschaften, von denen wir dunkel fühlen, daß sie uns am entschiedensten abgehen." Und so halten wir denn diese wiedererwachte Bewunderung Napoleon's in unsern Tagen für ein heimliches Bekenntniß einer Krankheit unserer Zeit. Sein zweiter Ruhm ist das Werk der Büchermacher, denen unter allen Menschen Das am meisten abgeht, was jenen auszeichnete: Thatkraft. Aber weil eben diese unserer Zeit im Ganzen fehlt, so nimmt sie das Urtheil der Pamphletisten für eine erwiesene Wahrheit und fällt in den Ruf der Bewunderung unisono ein. Uns scheint dies Geschrei eine Schwächlichkeit, ein kranker Irr-

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 196. — 15. Juli 1835.

Ueber Myſtik und Myſticismus.

(Fortſetzung aus Nr. 196.)

Unſers Myſtikers Syſtem — kein blos ſpiritualiſtiſches, ſondern ein diviniſtiſches nach ſeiner Angabe — lehrt aber nicht eine unthätige Verſenkung ins Göttliche, lähmende Beſchaulichkeit oder ſtarres Feſthalten an gewiſſen Lehrſätzen, worin manche Myſtiker das Weſen der Frömmigkeit zu finden meinen; nein, „nicht in bloßen Worten und Bejahungen beſteht unſer Bekenntniß, ſondern vielmehr im Leben. Es gibt nur Eine Tugend, die der Kraft, und dieſe iſt nichts Anderes als der lebendige und thätige Glaube. Ueber den Glauben gibt es verſchiedene Syſteme. Nach Einigen ſoll allein der Glaube genügen; nach Andern müſſen wir uns an die Werke halten; noch Andere wollen, daß Glaube und Werke mit einander verbunden werden. Ohne Zweifel haben dieſe Letztern das beſſere Theil erwählt.“ Dieſe Tugend iſt aber eine andere als die der Stoiker, letztere denkt nur an ſich, trägt die Schläge des Schickſals, der Hochmuth iſt ihr Führer. Die geſundere Moral will kein Glück auf Unkoſten von Nebenmenſchen, der Stoiker will nur für ſich und durch ſich glücklich ſein, der Menſch der Wahrheit iſt es nur durch ſeine Nächſten und für ſie.

Solche Wahrheit und Weisheit ſteht nun im Gegenſatz gegen Wahrheit und Weisheit der Welt, daher bei den Myſtikern eine Herabſetzung der letztern, als einer falſchen Wiſſenſchaft, ſtattfindet. „Ich lernte ſie kennen, die falſchen Wiſſenſchaften der Welt, und ich erkannte, warum die Welt von der Wahrheit nichts verſteht; weil nämlich die Wahrheit keine Wiſſenſchaft iſt, und weil dennoch die Welt ſie unabläſſig zu vermengen ſucht mit den falſchen Wiſſenſchaften, mit denen ſie immerwährend ſich wiegt und nährt.“ Dieſe Anſicht, dürfte man ſagen, ſtammt aus der natürlichen Myſtik des Bewußtſeins, iſt noch kein Myſticismus, keine gegliederte Lehre, wovon ſich ja die Wahrheit, als eine Nichtwiſſenſchaft, losſagt. „Dieſe Art der Wahrheit, die lebendige Urwahrheit gibt ſich nur durch ſich ſelbſt.“ Wenn aber St. Martin zugleich in dieſer Beziehung von einem natürlichen Licht zum Unterſchiede von einem andern redet; wenn er die bloße Speculation als eine ſolche ſchildert, die nur zu den rationellen Wahrheiten führe, ſo iſt hier die Schwelle des Myſticismus, als einer Geheimlehre, dem natürlichen Nachdenken fremd und unerreichbar. Inwiefern nun die menſchlichen Wiſſenſchaften alle das Geſtändniß eines Mangels und einer Beſchränktheit ablegen müſſen, ſo entſpringt daraus ein geiſtvoller Kampf des Myſtikers gegen dieſelben, antirationaliſtiſch im Hinweiſen auf die Schwäche der menſchlichen Vernunft und Speculation. So heißt es denn: „Wir wollen ohne Anſtand unſern Ruf als Gelehrte aufopfern gegen die Tugenden der guten und frommen Menſchen; ihre Irrthümer ſelbſt ſind ihnen zuweilen noch vortheilhaft, während unſere Wiſſenſchaft ihnen verderblich werden könnte. Die gewöhnlichen Gelehrten ſind nur die Titel der Wiſſenſchaften. — Das Gegentheil von Demjenigen, was die Philoſophen und Gelehrten uns täglich lehren, iſt Wahrheit — Mandrin iſt ein weniger ſchädlicher Räuber geweſen als die Philoſophen im Sinne der neuern Zeit — man muß es nicht darauf anlegen, ſie zu bekehren, indeſſen kann man ſie außer Stand ſetzen, den frommen Seelen zu ſchaden. — Bibliotheken ſind für den Geiſt des Menſchen, was die Apotheken für den Leib; dieſe und jene ſind Beweiſe ſeiner Schwachheit. — Welches Zeitalter iſt das ſchönſte in der Philoſophie geweſen? Dasjenige, wo es keine Philoſophen gab.“

St. Martin hat hierbei allerdings die franzöſiſchen Schriftſteller ſeiner Zeit — des 18. Jahrhunderts — im Auge und urtheilt milder als andere Theoſophen. „Man hat Vieles gegen die Lehre und Philoſophie der Zeit geſprochen, und ich ſelbſt kann mich zu den Gegnern zählen. Indeſſen ſollte man doch jedes wegwerfende Urtheil ſorgfältig abwägen, damit es nicht allzu ſtreng und daher ungerecht ausfalle. Die Philoſophie hat mehr die Irrthümer des Verſtandes angegriffen als die Tugenden des Herzens. Sie hat ſich gegen Alles aufgelehnt, wodurch der Verſtand nicht klar genug angeſprochen wurde, ohne deswegen die heiligen Dinge ſogleich mitanzugreifen, und wenn es hernach geſchehen, ſo hat es doch weniger ihrem weſentlichen Grunde als den Verbindungen gegolten, in welchen ſie mit den Gegenſtänden des Erkenntniſſes ſtehen. Wenn es daher möglich geweſen wäre, bei den erſten Schritten dieſer Philoſophen ſtehen zu bleiben, ſo würde man vielleicht der Philoſophie Dank ſagen müſſen, daß ſie den menſchlichen Verſtand gezwungen habe, die hohen Wahrheiten den Finſterniſſen zu entreißen, in welche die Lehrer ſie gehüllt hatten. Aber es iſt hiermit gegan-

gen wie mit Allem, was durch die Hand des Menſchen geht. Schüler haben die Meiſter überboten. Daher mögen wir zwar die Menſchen beklagen, die einen ſo übeln Gebrauch von der Philoſophie gemacht haben, doch nicht die Philoſophie ſelbſt darum ſchmähen, vielmehr eingeſtehen, daß ſie unſerm Geiſte Dienſte zu leiſten im Stande iſt, obwol unſer Herz ihrer entbehren kann, weil es ſich ununterbrochen nähret von den lebendigen Tugenden, die ſeine tägliche Nahrung ſein ſollen." Das ſtimmt nicht übel zu dem Ausſpruch Montaigne's: „Die Philoſophie iſt den Aetzmitteln zu vergleichen, welche das faule Fleiſch wegſchaffen, aber auch oft das geſunde angreifen".

Selbſt über Voltaire und Rouſſeau wird nicht unbedingt verwerfend geſprochen. Von Jenem ſagt St. Martin, es ſei unmöglich, dieſen außerordentlichen Menſchen nicht zu bewundern; es ſei aber ungleich ſchwerer, ihn zu achten und zu lieben; man erkenne an ihm auch nicht die Spur einer Tugend, darum ſei ihm der Weg zu wahrer Geiſteserhebung verſchloſſen; in ſeinen Werken ſei viel Reizendes, Anziehendes, Ergötzliches, aber wenig, was entzücke und Bewunderung errege. Sein Beſtreben zu gefallen oder zu herrſchen, habe mit der Sprödigkeit des franzöſiſchen Styles und dem zurückſtoßenden Eindruck, den jedwede Betrachtung des Wunderbaren und Religiöſen auf ihn machte, den natürlichen noch hin und wieder durchblickenden Aufſchwung ſeines Herzens gelähmt. Er habe allerlei Stoff zuſammengeſucht, ihn mit unnachahmlicher Kunſt gewürzt, auch ſolchen Dingen den Anſchein eines Werthes gegeben, die deſſelben in der Wirklichkeit entbehrten, und weil die Menge mehr auf Geſtalt als auf Gehalt ſehe, ſo habe er allgemeinen Beifall gefunden. Er ſei weder Atheiſt noch Materialiſt, ſondern zu verſtändig für beides geweſen; aber auch nicht geiſtvoll und erleuchtet genug, um an Etwas mehr zu glauben. „Es gibt Wahrheiten, an welche man nicht glaubt, wenn man ſie nur halb ergründet; man muß ihre Kraft an ſeinem Herzen oder in ſeinem Verſtande erfahren; man muß erhaben oder einfältig ſein; man muß Licht oder Liebe haben, und Voltaire hatte weder dieſe noch jenes." Ueber Rouſſeau leſen wir: er habe glückliche und tröſtliche Gedankenblitze gehabt, habe die Gottheit des Erlöſers vor den Menſchen anerkannt, indem er ſage: wenn der Tod des Sokrates der Tod eines Weiſen geweſen, ſo ſei der Tod Jeſu Chriſti der Tod eines Gottes. „Rouſſeau war beſſer als ich, und ich habe es ohne Schwierigkeit anerkannt. Ihn hat ſein Herz zum Guten getrieben, mich hat der Geiſt getrieben, die Lichter und die Erkenntniſſe. Ich überlaſſe indeſſen dem Einſichtsvollen zu beurtheilen, was ich unter den wahren Lichtern und Erkenntniſſen verſtehe, und dieſelben von blos menſchlichen Wiſſenſchaften zu unterſcheiden, die nur Hochmüthige und Unwiſſende machen."

Unter dieſen Lichtern und Erkenntniſſen iſt offenbar die Theoſophie des Verf. gemeint, eine der gewöhnlichen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung verborgene Wiſſenſchaft, ein gewiſſes Lehrſyſtem, welches in Rückſicht ſeiner Beziehung auf das Ueberſinnliche Myſticismus heißen würde, aber eigentlich die Wirkung haben müßte, das myſtiſche Dunkel des Lebens zu erhellen und verſchwinden zu machen. St. Martin ſagt deswegen: „Die Menſchen ſind gewohnt, die Forſchung und Kenntniß der Principien zu vernachläſſigen, und wenn ſie darauf den Weg und das Spiel dieſer Principien betrachten wollen, ſind ſie erſtaunt, daß ſie nichts davon verſtehen, und glauben ſich gegen Alles vorzuſehen, wenn ſie das Wort Myſterium gebrauchen." Unſer Theoſoph gebraucht alſo nicht dieſes Wort; er verſteht, was Andere nicht verſtehen; und hier eben beginnt das Geheime, das Unverſtändliche ſeiner Aeußerungen, nämlich für Uneingeweihte, die draußen ſind. Vielfältig in ſeinen frühern Schriften wird dies dem Leſer begegnen, auch im Nachlaß finden ſich, wie ſchon erwähnt, dergleichen Anklänge, doch ſeltener. Es muß uns genügen, nach zerſtreuten Winken einige Hauptcharaktere dieſer innern Wiſſenſchaft (Gnoſis) hervorzuheben.

Zuvörderſt wird ſie beſchrieben als etwas zwiſchen Scheinheiligkeit und Gottloſigkeit in der Mitte Stehendes. „Die Welt weiß hiervon nichts. Nun habe ich dieſes Dritte, bald in mündlicher, bald in ſchriftlicher Rede darzuſtellen geſucht, ſodaß die Leſer oder Hörer, wenn ſie auf der einen Seite nichts fanden, das nach dem Unterricht eines Capuziners ſchmeckte, und auf der andern Seite auch nichts, was den Atheismus oder nur den Deismus hätte verrathen können, ſich nicht mehr zu finden wußten. Darum haben mich ſo Wenige verſtanden, beinahe Keiner." Wäre wirklich die Mitte ſo unbekannt? Könnten wirklich die Menſchen nur einen Capuziner oder einen Atheiſten verſtehen? Wir hoffen Beſſeres von ihnen, da die Meiſten weder das Erſte noch das Letztere ſind. Aber ferner: Scheinheiligkeit und Gottloſigkeit bedeuten Laſterhaftes, und eine Abweſenheit von beiden — nicht eine Mitte zwiſchen ihnen, denn Scheinheiligkeit iſt zugleich Gottloſigkeit, und umgekehrt dieſe oft jene — mag zur Tugend gezählt werden. Wie kann nun dieſes das Kennzeichen einer eigenthümlichen Wiſſenſchaft, etwa der Theoſophie, ausmachen? Ohne die letztere werden alle wahrhaft frommen Gemüther jene Tugend der Mitte, oder vielmehr der Abweſenheit zweier Laſter lieben und haben. Iſt aber die Tugend das Hauptelement des theoſophiſchen Beſitzes, ſo iſt es unpaſſend, ſie als Ergebniß einer beſondern Wiſſenſchaft, wie überhaupt der bloßen Wiſſenſchaft zu betrachten. Man müßte dagegen mit den Worten des Verf. ſagen: „Eine Thräne fördert uns mehr hienieden als die Forſchung und der Beſitz aller Wiſſenſchaften und Geheimniſſe". Schwerlich dürfte man hinzuſetzen: „Die Wahrheiten ſind verſchiedener Ordnung; ich habe einige erkannt, die ich Keinem wiederſagen konnte; einige, die ich Wenigen, einige, die ich Mehren, einige, die ich Vielen, und einige, die ich aller Welt wiederſagen konnte". Hier entflieht uns der Wiſſende ins Myſtiſche; man begreift nicht ſeine Wiſſenſchaft und zugleich nicht ihn ſelber.

Auf dem Glauben wird Vieles beruhen; „unſer Glaube ſollte von der Beſchaffenheit ſein, daß kein Einwurf ihn zu verwirren und zu erſchüttern, und kein Wunder ihn zu befremden und in Erſtaunen zu ſetzen vermöchte". Doch meint der Verf. nichts Maßloſes, Blindgläubiges, ſondern

sagt: „Es gibt Menschen, die an Alles glauben müssen, um nur an Einiges zu glauben. Wiederum gibt es Andere, die von dem Augenblick an, wo sie an Eine Sache glauben, sich verpflichtet halten, Alles zu glauben. Glücklich ist Derjenige, dessen Geist so viel Besonnenheit besitzt, um sich in der Mitte dieser Extreme zu behaupten". Wiederum eine Mitte, und zwar eine solche, welche jeder wissenschaftlichen Untersuchung zu empfehlen.

(Der Beschluß folgt.)

Sagen und Novellen. Aus dem Magyarischen übersetzt von Georg von Gaal. Wien, Mayer und Comp. 1834. Gr. 12. 1 Thlr.

Alles, was aus dem Lande Ungarn stammt, muß uns doppelt interessant erscheinen, weil es ein Volk betrifft, das weniger als ein anderes Glied in der europäischen Völkerfamilie sich mit den Grenznachbarn verschmolzen hat. Fast mit einem jüdischen Sinn für Abschließung haben sich die Magyaren mitten unter der slawischen Bevölkerung Ungarns erhalten. Da diese ihnen nicht die verlockenden Früchte der Civilisation reichten, war es um so eher möglich, sich in dem alten Typus der Originalität zu behaupten; aber auch der ungarische Magnat, der am wiener Hofe und in der Kaiserstadt lebt, behält nicht blos das äußere Costum, sondern auch den angebornen Stolz, die unbeugsame Selbständigkeitsmiene seiner Väter. Der Pole kann sich weit leichter dazu verstehn, sich dienerisch anzuschließen. Der Ungar hat den Conflict mit einer antipodischen Macht nicht erlebt; Oestreichs Scepter ist mild, es läßt den Völkern des Erbverbandes das Costum der Väter und die stolze Miene selbständiger Eigenthümlichkeit. So sehen wir am Magyaren die ganze leidenschaftliche Willkür seines Charakters ungehemmt; und jemehr sein Stamm sich unvermischt behauptete, desto mehr blieb der Stolz, womit man auf Originalität hielt. Die Sagen des Volks müssen uns um so willkommener sein, weil die Nationalität auch jetzt noch weniger sich zu verschmelzen als vielmehr langsam zu verschwinden droht. Die Berichte der Reisenden, namentlich auch die Mittheilungen des verstorbenen Otto von Pirch in seinen „Caragoli", stimmen dahin überein, daß sich das echt Ungarische in immere engere Kreise in den Niederungen der Donau und Theiß zusammenzieht, sodaß man nach Jahrhunderten vielleicht nur noch einige patriarchalisch lebende Magyarenfamilien in dem Thalkessel der Theiß antreffen wird, zu denen man wandert, um die alten Ueberlieferungen eines verschwundenen Volkes aus dem Munde der letzten Ueberbleibsel desselben zu vernehmen.

Wir finden unter den von Georg von Gaal gesammelten magyarischen Sagen nur eine einzige, die der Märchenwelt der Ungarn angehört. Es ist die vom Grafen Joh. Mailáth erzählte Volkssage: ‚Der Willitanz". Sie steht zu einzeln, um einen nähern Blick in den Mythus der Ungarn zu erlauben. Die Anekdote von Karl von Kisfaludy: „Was macht der Storch?" eröffnet uns eine Aussicht in das Treiben eines ungarischen Krähwinkelstädtchens. Der scherzhafte Ton des Vortrags möchte aber wol nicht als das Gepräge der Nationalität anzusehen sein. Das echt Magyarische findet sich vielmehr in den andern Novellen, die Georg von Gaal dem deutschen Publicum vorlegt. Von dem berühmten Brüderpaar Karl und Alexander von Kisfaludy lesen wir vier Erzählungen, deren Stoffe der Sagengeschichte des Volkes entnommen sind; zwei andere sind vom Herausgeber nach Ludwig von Podmaniczky und Gabriel von Döbrentey übersetzt; eine siebente: „Der Blutbecher", ist anonym mitgetheilt. In allen diesen Erzählungen sehen wir blutigdüstere Gemälde menschlicher Leidenschaft; Familienhaß und Parteienzwiespalt bis zur gräßlichsten Verfolgung sind meist das Thema. Zugleich spricht sich in ethischer Beziehung ein felsenharter Stolz der Gesinnung aus, und wir sehen eine rasch auflodernde Hitze alle Regungen mildrer Stimmung verzehren. Dazu ist ein Hang zu pomphafter Ostentation vorherrschend, die sich auch im Styl getreulich ausprägt. Am grotesksten sind außer dem „Blutbecher" „Der Einsiedler auf dem St.-Michaelsberg" und „Bestrafter Meineid", beide von Alexander von Kisfaludy. Echt nationell ist in der letztern der alte stolze Menyhart gezeichnet. Er verweigert einer geliebten Tochter die Wahl der Neigung und stößt den von ihrer Gunst beglückten Bewerber, selbst als er ihm das gerettete Leben verdankt, mit unbeugsamer Härte von sich. Der Unglückliche eilt in die Wüste, wird dort als Einsiedler wahnsinnig und stirbt. Die Tochter ist erschüttert, der Alte geht in sich. Aber sein Schmerz glaubt darin eine Versöhnung zu finden, wenn er der Leiche des Verstoßenen vor den Augen der Tochter ein prächtiges Begängniß hält. Sie soll in dieser Ehrenbezeigung eine Satisfaction finden, sie soll ihm, so denkt der Vater, dankbar verpflichtet sein, daß der Körper des Geliebten in der Gruft der Ahnen feierlich beigesetzt wird. So befriedigt sich Menyhart, und die Reue über seine Grausamkeit reicht nicht weiter. Aber die Tochter ergreift der Anblick des Leichenzugs tödtlich. Sie hatte selbst geglaubt, stärker zu sein und dem Todten ein Genüge zu leisten; aber ihr selbst ist kein Genüge geschehen, die Anfoderung der Natur ist mächtiger als die nationale Satzung der Väter. So steht der Greis einsam unter Leichen da, und sein Stolz kann jetzt auch der Tochter ein prächtiges Mausoleum bauen. Während dieser Vorkehrungen zum Festzuge bricht ihm aber selbst das Herz; auch seine Natur ist schwächer als der Stolz der Gesinnung.

Wir hoffen, daß die Sammlung nicht geschlossen ist. Zu einer vollkommenen Anschauung der alten magyarischen Aristokratenwelt gehören noch mehr Stoffe, als in diesem Bändchen gegeben werden konnten. Möchte der Uebersetzer fortfahren, der deutschen Literatur die Schätze seiner Heimat zuzuwenden. 11.

Lamarque's Erinnerungen*).

Der „Temps" enthält eine geistreiche Beurtheilung dieses in der Geschichte der Memoiren Epoche machenden Buchs von Felix Pyat, woraus wir einige Ergänzungen für unsern frühern Artikel über dasselbe in Nr. 104 d. Bl. um so lieber nehmen, da es erfreulich ist, dem Franzosen zuzuschauen, wenn er mit seiner Reflexion in die Tiefe strebt:

„Auf die glänzende aber flüchtige Aera des Kaiserreichs folgten die funfzehn Jahre der Restauration wie 15 Jahrhunderte des Müssiggangs, während welcher Frankreich alle seine Thatkraft abgeschüttelt zu haben schien, um in Schande, Reue und Schmerz zu entschlummern, sowie ein Mensch, der nach einer Nacht dumpfen, betäubenden Zahnwehs endlich gegen Morgen in einen wirren Schlaf verfällt. Und doch so bleich und farblos diese funfzehnjährige Periode auf den ersten Blick erscheint, wenn man aus dem Prunksaal des kaiserlichen Ruhmes tritt, so erkennt doch das Auge, wenn es vom ersten, blendenden Glanze sich wiedererholt hat, im Innern dieses dunkeln Friedens eine neue Arbeit, eine neue Gährung, welche, anfangs verborgen, endlich hervorbricht, in eben solch' glänzendem Tage, als einst der Sonnenschein von Marengo und Austerlitz war. Die Annalen dieser Restauration bedürfen in der That nur eines Tacitus, denn die Zeit ist intensiv reich genug, wie sich schon in den Memoiren Lamarque's zeigt, die kein vollendetes Geschichtswerk, aber ein herrliches Material zu einem solchen sind."

Und in der That ein seltsamer und interessanter Kampf der Männer der Vergangenheit mit den Männern der Gegenwart und jenen jugendlichen Geistern, die aller Vergangenheit den Krieg erklärten, weil sie nur von einer Zukunft wußten! Wie interessant ist es, jenem Viertheilchen der Nation zuzusehen, das wieder zu arbeiten, zu miniren, zu floriren sich bestrebte, nachdem es an den Ufern des Rheins, in Koblenz, Mitau und

*) Souvenirs du général Maximilien Lamarque. Zwei Bände.

Petersburg ſchier in Vergeſſenheit gerathen war! Hier ſah man, daß es doch noch ein 18. Jahrhundert gab, daß es noch Kleider à la française, daß es noch Philoſophen und alles de pigeon gab, daß man noch Privilegien für die Seigneurs und Stockhiebe für die canaille hatte. Und dieſe halbvergeſſenen revenants waren mit dieſen Erinnerungen und Hoffnungen kühn genug, ſich einer Generation entgegenzuſtellen, welche mit Blut getauft war.

Es war wirklich luſtig, dem Treiben dieſer Großväter zuzuſehn, welche man die Voltigeurs Ludwig's XV. nannte, (mit einer boshaften Anſpielung auf ihren Rheumatismus und das Podagra, das ſie ſeit ihrem 30. Jahre nicht mehr verließ); welche, nicht zufrieden damit, daß ihnen die Vorſehung geſtattete, in ihrem Vaterlande zu ſterben, dort luſtiger als jemals leben wollten und nun von dem neuen Frankreich das Kapital ſammt den Zinſen zurückverlangten, um das ſie ihrer Meinung nach während der Emigration gekommen waren.

Und wirklich hatten dieſe 15 Jahre, in denen ſo mancher körperlich und geiſtig Gichtbrüchige nach Frankreich zurückkehrte, einen großen Anſtrich von Narrheit. Es war lächerlich, wie gleich diis ex machina die alten Namen, die alten Galonirungen, die alten ſteifen Gebräuche, kurz, wie alles Alte auf einmal wieder ins Leben trat. Es war mehr als lächerlich, wie ſchnell und wie eiferſüchtig man die neuen Straßen umtaufte, bei denen die Siegesgöttin Pathenſtelle vertreten hatte. Einer Revolution verzeiht man eine ſolche Zerſtörung aus der Wurzel, denn die Revolutionen ſind furchtbare Extreme; aber einer Reſtauration kann man ſie nie verzeihen. „Ueber die Vendomeſäule", ſagt Felix Pyat ein wenig malicids, „hing man ein weißes Tuch, damit die Leute den langen und herrlichen Ruhm nicht ſehen ſollten, der ſich darunter verbarg; und weil die Bourbonen in ihrer Aera weit hinaufſteigen mußten, um auf Siege zu ſtoßen, die man den neueſten Frankreichs entgegenſtellen könnte, ſo reagirten ſie bis auf Fontenoi und Bovines".

Der Bruch dieſes Zeitraums, der, ohne weiter darüber zu raboliren, allerdings viel Stagnirendes hatte und eben darum das Ferment in ſeinem innerſten Buſen hegte; das Moment, worauf es bei dieſem Bruch ankam, findet ſich in Lamarque's Buch gut hervorgehoben, und man ſieht hieraus, daß Kaiſerreich und Reſtauration die Loſungsworte waren, welche vor ſeinem innern Ohr nie verklangen. Er erzählt genau, was am 18. März, zwei Tage vor Napoleon's Einzug in Paris, in den Tuilerien vorging, er erzählt von jenen Eiden der Treue, Proteſtationen und Angelöbniſſen, mit welchen man von dem Augenblicke an um ſich herumwarf, wo die Nachricht von der Ausſchiffung zu Frejus eingetroffen war; er erzählt ausführlich von jener Revue der Nationalgarde am 18. März, wo der Graf von Artois, der Lafayette dieſer Truppen, die Reihen auf- und niederritt, angethan mit dem Federbuſch Heinrich IV., und zu den loyalen Legionen ſagte: „Meine Kinder (der Graf von Artois hatte aber nie Kinder), meine Kinder, keine Confuſion! (Er meinte die Verwirrung der Wuth gegen den „ennemi commun" gerichtet.) Point de confuſion, sortez les uns après les autres!" Denkwürdige Worte aus dem Munde des Grafen von Artois, wenn man an die Confuſion der Juliwoche denkt.

Um nicht im Voraus über ein Buch, dem auch in dieſen Blättern noch eine ausführlichere Stelle wird gewidmet werden müſſen, zu breit zu ſein, ſagen wir in der Kürze: Lamarque's Buch iſt als Material für dieſe Zeit vollſtändiger als alle ſeine Vorgänger. Wir begegnen in demſelben zahlloſen alten Bekannten, gaſtlichen und ungaſtlichen Geſtalten; aber ſie ſind alle ſo gezeichnet, daß wir daran glauben müſſen: Manuel, Foy, Girardin, Lafayette, Labbey de Pompières, d'Argenſon, Laffitte kommen tröſtlich uns aus allen Scenen entgegen; auch die Fouché, Decazes, Talleyrand, Pasquier, dieſe Menſchen, von denen man ſagen muß, daß ſie nothwendig ſind „hommes accessoires de tout gouvernement". Der zweite Band beſonders iſt reich an Anekdoten, welche den Ruhm der Einen und die Schande der Andern erneuern. Die Anekdote, ſo langweilig im Leben, macht die Memoiren lebendig; ſie iſt die ſpaßhafte Seite ſolcher Schriften. Talleyrand nennt der Verfaſſer ein großes politiſches Thermometer. Auch einen Rieſenrefractor könnte man ihn nennen, und zwar einen Frauenhofer'ſchen. Aber refractor iſt abzuleiten von frangere.

Der zweite Band der „Souvenirs" enthält auch eine erfreuliche Sammlung von Briefen, die uns nicht ſowol den geſchickten General, den begeiſterten und beredten Deputirten, als vielmehr den Privatmann, Bruder und Freund mit ſeinen liebenswürdigen Eigenſchaften enthüllen. Man kann aus dieſer Correſpondenz den wahren innern Werth ihres Verfaſſers ermeſſen, denn er hat den größten Theil dieſer Briefe in dem Unglück des Exils geſchrieben, und das Unglück iſt ja der Probirſtein des Menſchen. Lamarque aber hat in dem läuternden Schmelztiegel des Unglücks gewiß nichts verloren. Aus ſeinem Vaterland verbannt, dem er ſein ganzes Leben von der zarteſten Jugend an ſo freudig gewidmet, weiß er ſich in den öden Landſtrichen Holland's zu reſigniren, und ruft nicht wie Scipio: ingrata patria! aus. Nicht eine Verwünſchung, nicht ein Murren, nicht eine Klage gegen Frankreich. Und das iſt gewiß ein edelmüthiges Herz, denn der Mann von Verdienſt hat Urſache zu klagen. Daß er die ruſſiſchen Dienſte, die ihm unter Beibehaltung ſeines Ranges angetragen werden, ausſchlägt, iſt nicht des beſondern Preiſes würdig, denn in ſolchen Zügen beſteht ein Soldatenherz und das haben tauſend Offiziere vor ihm und nach ihm gethan; aber die Briefe voll Anmuth und tiefer Empfindung beweiſen mehr. Zwiſchen dieſen Briefen, ſeinen Gebeten für Frankreich, und der Ueberſetzung des Oſſian, ſeines Lieblingsdichters, theilen ſich ſeine Beſchäftigungen in der Verbannung. Und nie iſt ſich ein Menſch mehr gleich geblieben als Lamarque, da er in ſein Vaterland zurückgekehrt war, da er die holländiſche Muſe mit der Tribune der Deputirtenkammer vertauſchen mußte! Glühend und begeiſtert als Redner wie als Krieger, war Lamarque doch im tiefen Sinne des Worts ein Mann des Friedens, und es war ein trauriges Verhängniß, daß das Grab dieſes Mannes vom Blute der Seinigen geröthet werden mußte; daß zu Paris der Bürgerkrieg die Exequien des Mannes feiern mußte, der ihn in der Vendée einſt ſtillte. Gewiß, wenn mit Kampf das Leichenbegängniß eines Kriegers gefeiert werden muß, ſo verdiente Lamarque ein anderes Schlachtfeld als Paris und andere Kämpfer als ſeine Mitbürger. 130.

Literariſche Notizen.

Die „Monumens de l'Égypte et de la Nubie", nach den unter des jüngern Champolion Leitung an Ort und Stelle aufgenommenen Zeichnungen und den von ihm redigirten autographiſchen Beſchreibungen, unter der Miniſter Guizot und Thiers Aufſicht von einer dazu erwählten Commiſſion herausgegeben, werden in 40 Lieferungen mit 10 Kupfern, deren erſte bereits ausgegeben iſt, erſcheinen. Die 400, größtentheils colorirten Kupfer, die auf dieſe Weiſe das Werk hat, bilden vier Bände in Großfolio; der Text dazu wird zwei Quartbände ausmachen. Der Preis des vollendeten Werks wird 500 Francs betragen.

A. de Lanjon's „Souvenirs de trente années de voyages à St.-Domingue, dans plusieurs colonies étrangères et au continent d'Amérique" ſind in zwei Bänden erſchienen.

Pfiſter's „Geſchichte der Deutſchen" wird von Paquis ins Franzöſiſche übertragen. Sie wird in Lieferungen zu drei Bogen ausgegeben. 10 Lieferungen bilden einen Band, deren 9—10 das Werk vollſtändig machen. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 197. — 16. Juli 1835.

Ueber Mystik und Mysticismus.

(Beschluß aus Nr. 196.)

Die heilige Schrift ist Lehrerin und Wegweiserin. „Wir dürfen nur dann vertrauensvoll auf unsern Lehrsätzen fußen, wenn wir unsern Geist bei der heiligen Schrift in die Kost gethan haben.“ Der buchstäblichen Auslegung scheint St. Martin Vorzug einzuräumen, denn bei einer Anwendung der Stelle Marc. 10, 29, welche er auf sich selbst macht, heißt es: „So wahr ist es, daß die heilige Schrift allezeit bis aufs Jota erfüllt wird.“ Indessen besteht seine Lehrweise nicht in einem starren Festhalten und Wiederholen des Gegebenen, sondern sein Bestreben ging dahin: „den Geist des Menschen auf einem natürlichen Wege zu den übernatürlichen Dingen zu führen, von denen er alle Idee verlorn hat, sowol durch seine Erniedrigung, als durch die gewöhnlich falsche Unterweisung seiner Lehrer. Dieses Bestreben ist neu, hat mit zahlreichen Hindernissen zu kämpfen, aber auch weitumfassend und sicher, sodaß ich der Vorsehung danke, daß sie mich mit einem Geschäfte beauftragte, das ich bisher von Keinem ausüben sah, weil Die, welche unterrichtet haben und noch täglich unterrichten, es nur in der Art thun, daß sie Unterwerfung verlangen, oder wunderbare Dinge erzählen.“

Ist nun sonach laut seinem bildlichen Ausdruck „die beständige Nahrung eines Menschen der Sehnsucht ein kleines Stück Holz vom wahren Kreuz, getaucht in die Thränen der Propheten“, so verlangt doch der Verf. keineswegs gleich der Kirche Unterwerfung unter eine äußere Autorität, und ist auch nicht gemeint, die römisch-katholisch-hierarchische als einzig christliche Kirche anzunehmen, denn: „wo der Geist Christi wohnt, da ist die wahre Kirche; wo dieser Geist nicht wohnt, da ist nur Gerippe und Steinhaufen. Die Kirche ist eine allgemeine, alle Oerter sind gleich sehr geeignet zur Feier ihrer Mysterien; alle Menschen werden Priester durch den Geist, und Alles kann zu den Opfern dienen“; außerdem ist der Cultus, wie er zuletzt durch die Unwissenheit geworden, nicht geeignet, den Menschen um Vieles weiter zu bringen, nur besitzt er bei dieser geringen Wirksamkeit doch eine Pracht, welche den sinnlichen Menschen anzieht und für den Augenblick von seinen Verirrungen ablenkt. Der Martinismus kann also seine wissenschaftliche Erkenntniß nicht als ein äußerlich Fertiges hinnehmen, sondern muß es sich selber schaffen, und ist insofern speculativrational, unter Anleitung der heiligen Schrift und ihrer Auslegung im Geiste.

Darum hören wir ganz in der Art des Rationalismus: man solle bei der Menschenunterweisung nicht mit der heiligen Schrift beginnen, sondern sogleich die gewissen Grundlagen aufstellen, worauf ihre ganze Geschichte gegründet ist. Fände man darauf in der heiligen Schrift ein Zeugniß oder eine Bestätigung dieser Grundlagen, so würde die Vernunft sich nicht weiter empören, wie sie das sonst gegen diese wichtigen und heilsamen Zeugnisse zu thun pflegt, und es würde sich eine glückliche Vereinigung bilden zwischen der menschlichen Vernunft und den heiligen religiösen Ueberlieferungen. Immer aber solle in dieser ehrwürdigen Ehe die Natur oder die Vernunft des Menschen die Stelle des Bräutigams einnehmen, und die Schrift dürfe nur deren Gefährtin sein, bis daß sie darin die Zeichen und Spuren des allgemeinen unendlich liebevollen und mächtigen Bräutigams finde, von dem sie wieder nur die Braut und geliebte Gefährtin sein darf. Als bestes Mittel, die heilige Schrift zu verstehen, wird empfohlen, zu thun, was sie befiehlt.

Der unendlich liebevolle und mächtige Bräutigam ist Christus, und die Vernunft hat ihm zu folgen, sie ist also in ihrer speculativen Kraft nicht selbständig, sondern bedarf einer Hülfe, wie der gesammte menschliche Zustand, wodurch die Lehre von der Gesunkenheit des Menschen und seine Erlösung durch Christum einen Mittelpunkt der theosophischen Wissenschaft bildet. Wenn nun die Kirche den wahren Sinn der Schriftoffenbarung enthüllt, so ist Orthodoxie die rechte Weisheit und ein Gemeingut der Kirchengläubigen. Allein St. Martin behauptet zugleich: „Ein Jeder kann, nachdem Christus in die Welt gekommen ist, weiter gehen als er“ (nach Joh. 14, 12); Schriftoffenbarung und die daraus erwachsende kirchliche Orthodoxie sind mithin noch nicht das Letzte, was wieder der speculativen Vernunft eine eigenthümliche Kraft beilegt, nachdem ihrer ursprünglichen Ohnmacht aufgeholfen worden. Die Theosophie wäre dann das höchste Ergebniß dieser Kraft, also höchster Rationalismus, zu welchem heilige Schrift und Kirchenlehre nur die Vorschule bilden, und der Theosoph — in seiner rationalistischen Stärke zugleich

Philoſoph — wäre der zweite Meſſias nach dem erſten, wenigſtens für die Wiſſenſchaft von dem erſten.

Bis hierher vermögen wir dem chriſtlichen Myſticismus — der auch Theoſophie, höchſter Rationalismus, chriſtliche Philoſophie heißen kann — mit Beſeitigung mancher Fragen und Bedenken zu folgen und werden nicht wenig geſpannt auf deſſen wiſſenſchaftliches Ergebniß. Gültig genug gegen Die, welche draußen ſtehen, wären die Aeußerungen: „Es gibt Menſchen, die an Gott glauben, und deſſenungeachtet keine andern Principien anerkennen wollen als die Thatſachen. . Nach ihrer Lehre müßte der Gott, an den ſie glauben, ſelbſt das Ergebniß von Thatſachen ſein. Das iſt eine Folgewidrigkeit. Deſſenungeachtet will ich ihnen zugeſtehen, daß Gott das Ergebniß einer Thatſache iſt, aber einer ſolchen, welche ſich ſelbſt macht und deswegen das Princip aller Thatſachen iſt.“ Auch Folgendes iſt eine angemeſſene Bezeichnung des Standpunkts: „Wir wollen unſern Sinnen nichts erlauben, was wir unſerm Geiſte verbergen möchten; wir wollen unſerm Geiſte nichts erlauben, was wir unſerm Herzen und Gewiſſen verbergen möchten; wir wollen unſerm Herzen nichts erlauben, was wir Gott verbergen möchten: ſo wird unſer ganzes Weſen in der richtigen Haltung ſein und in dem Frieden, wovon Paulus ſagt, daß er über alle Vernunft iſt, obwol er die Vernunft nicht ausſchließt.“

Aber forſchen wir nach dem innerſten Kern der Lehre, nach dem Licht, wodurch Alles hell wird, nach dem Evangellium des zweiten Meſſias, als der vollendeten Klarheit des erſten, ſo entflieht uns der Theoſoph entweder in einen geheimnißvollen Nebel, oder beut wunderliche Gaben. St. Martin's Nachlaß hat hiervon weniger als ſeine übrigen Schriften, dennoch iſt Manches wahrnehmbar. „Gott iſt eiferſüchtig auf den Menſchen; ich habe es erfahren, daß er eiferſüchtig auf mich war wie auf alle meine Nächſten, und daß er zögerte, ſich ganz mit mir zu vereinigen, bis daß ich mit allen Nebenbuhlern, die mein Herz, meine Seele, meinen Geiſt noch einnahmen, gebrochen hatte.“ Dieſe Vereinigung mit Gott, wenn ſie mehr iſt als religiöſe Frömmigkeit und kräftiger Glaube, wie wird ſie dem Bewußtſein kund als Frucht der göttlichen Eiferſucht? „Gott iſt gut, der Teufel böſe, der Menſch als Miſchling iſt beſtimmt zum Mittler zwiſchen Gott und einer von ihm abgefallenen Geiſterwelt.“ Wie ſonderbar! „Aeußerlich angewendet, ſoll das Blut alle verdorbenen Säfte nach Außen ziehen, wogegen es, innerlich angewendet, deren Verdorbenheit vermehrt. Dadurch kann uns deutlicher werden, warum nach der großen Erkrankung des Menſchengeſchlechts die Vergießung des Blutes nothwendig wurde, inſonderheit des Blutes des Erlöſers.“ In einer der letzten Schriften St. Martin's: „Le ministère de l'homme-esprit“, iſt dieſe Blutanſicht noch weiter durchgeführt in Beziehung auf Thieropfer, Menſchenopfer und Tod Chriſti. Eigenthümlichkeit der Theorie erkennt Jeder, Deutlichkeit ſchwerlich; eine Undeutlichkeit führt in die andere. Oder ſollen wir die Lehre vom urſprünglichen androgynen Zuſtande des Menſchen — welche ſchuld geweſen zu ſein ſcheint an der Nichtverheirathung St. Martin's —, oder die Behauptung, daß die Körper nicht die unmittelbaren Werke Gottes ſind, ſondern nur die Seelen, für wiſſenſchaftliche Aufſchlüſſe hinnehmen?

Um nun das Allgemeinſte hieran zu ſchließen, ſo verfährt das menſchliche Nachdenken, wenn es ein Unerreichtes der Erkenntniß zu erreichen ſtrebt, nach einer gewiſſen Zwiſchenſchiebung zwiſchen ſich und dem Gegenſtande, wodurch freilich dieſer nicht näher rückt, aber doch das Zwiſchengeſchobene mehr in den menſchlichen Geſichtkreis fällt. Dergleichen iſt z. B. bei der Gotteserkenntniß das Symbol, die Prieſterſchaft, äußerliche religiöſe Anſtalt überhaupt. Der Theoſoph kann in ſeiner Weiſe wol nicht anders verfahren, und in dieſer Beziehung ſpricht St. Martin: „Ich will lieber mit einem Götzendiener als mit einem Deiſten zu thun haben, weil dieſer alle Gemeinſchaft zwiſchen Gott und Menſchen aufhebt, der andere dagegen ſich nur über die Art und das Mittel der Gemeinſchaft täuſcht.“ Geſetzt nun, das vollſtändige Wiſſen des Entfernten wird dadurch nicht zu Stande gebracht, es glaubt aber Jemand ſich gefördert durch ſolche Mittel — man gönne es ihm bei den Unvollkommenheiten und Beſchwerden des menſchlichen Daſeins. „Der Menſch iſt wie Einer, der ohne Regenſchirm die ſtürmiſchen Gegenden dieſer allezeit mit Ungewittern angefüllten Natur durchwandert. Seiner Friſur iſt es wol anzuſehen.“ 9.

Die kosmogoniſchen Anſichten der Inder und Hebräer, durch Zuſammenſtellung der Manuiſchen und Moſaiſchen Kosmogonie erörtert von Karl Theodor Johannſen. Altona, Hammerich. 1833. Gr. 8. 12 Gr.

Je reicher und mannichfaltiger ſich uns allmälig in der altindiſchen Literatur das Panorama der verſchiedenartigſten religiöſen und philoſophiſchen Geiſtesrichtungen enthüllt, um ſo unwiderſtehlicher werden die Blicke auf den fernen Oſten hingelenkt, um wo möglich die Anfänge dieſer Richtungen oder ihre etwaige Verbindung mit dem Weſten zu ermitteln, und wie die vergleichende Sprachforſchung ein derartiges Streben zu rechtfertigen ſcheinen oder in vielen Fällen den leitenden Faden darbieten kann, ſo nimmt ſie auch dadurch an dem Gange der Unterſuchung ſelber einen unleugbaren Antheil, daß ſie die Eigenthümlichkeiten ſowol als die hervortretenden Berührungspunkte gleichförmiger Anſichten und Probleme ſchärfer ins Auge zu faſſen lehrt. Bei Alledem aber iſt die analytiſche Zergliederung eines rein geiſtigen Stoffes und das Zuſammenhalten ſeiner flüchtigen Beſtandtheile mit ähnlich ſcheinenden Elementen bei andern Völkern nur mit der äußerſten Behutſamkeit vorzunehmen, und zwar um ſo mehr, wenn die betreffenden Nationen durch keine Bande der Verwandtſchaft oder durch keine erweisliche Annäherung ſich berühren; denn während ſich auf dem materiellen Gebiete der Sprachen aus Form und Gepräge die ſicherſten Schlüſſe in Beziehung auf Identität oder Ableitung ziehen laſſen, ſo iſt hier die Vergleichung einzig und allein auf eine ähnliche Anlage des Philoſophems, ſowie auf deſſen Schattirung beſchränkt und es müſſen der comparativen Forſchung ſehr ſpecielle Züge zu Hülfe kommen, wenn nicht das zarte Gebilde der Phantaſie unter die allgemeinſten Bedingungen des menſchlichen Geiſtes ſich zurückziehen ſoll. Ganz beſonders iſt dieſes der Fall bei den philoſophiſch-dichteriſchen Vorſtellungen über die Entſtehung der ſichtbaren Welt, wie ſie bei allen civiliſirten

stellung dieses Feldzugs zerfällt in drei Abschnitte, deren erster eine Uebersicht der Staatsverhältnisse beim Beginn des Feldzugs von 1675 gibt; dann folgt im zweiten eine kurze Andeutung der damaligen Landesbeschaffenheit des Theils der Mark Brandenburg, in welchem der Krieg geführt wurde, und schließt im dritten mit der Erzählung des Feldzugs selbst. Der Kurfürst brach den 26. Mai von Schweinfurt über Lauringen, Römhild, Schleusingen, Arnstadt nach Magdeburg auf, wo er den 11. Juni mit einem Heere von etwa 12,000 Mann anlangte. Die Schnelligkeit dieses Marsches hätte den Sieg nicht erleichtert, wenn nicht ans Wunderbare grenzende Unkunde der Schweden von der Annäherung des Feindes und ihre in jeder Beziehung fehlerhafte Anführung ihre Niederlage herbeigeführt hätten. Daß ihnen ein Angriff bevorstand, konnten sie sich schon daraus vorhersagen, daß Friedrich Wilhelm in seinen Staaten auf den 10. Junius einen Bet- und Fasttag angeordnet hatte, „wo den ganzen Tag weder Mensch noch Vieh das Geringste essen oder trinken sollte"; eine fromme, aber nicht zu empfehlende Vorbereitung für ein, große Kraft in Anspruch nehmendes Beginnen. Hierdurch gingen 24 Stunden Zeit verloren, deren Hungerkur den ermüdeten Truppen keine Stärkung bringen konnte, wenn angenommen wird, daß sich der Buß- und Bettag auch auf das Heer erstreckte. Das Geheimniß, durch Fasttage zu Siegen zu gelangen, ist verloren gegangen. — Von Magdeburg geht der Kurfürst mit 6000 Reitern, zwei Dragoner-Regimentern und einigen Musketiren und Geschütz auf Rathenow, den gewählten Angriffspunkt, zu. Zahlreiches Fuhrwerk erschwert und verzögert den Marsch. Dennoch soll der in Rathenow befehligende schwedische Obrist Wangelin am Abende vor dem Angriffe, am 15. Juni, nichts von der Annäherung der Brandenburger gewußt haben. Letztere bringen unter dem Vorgeben, Schweden zu sein, begünstigt durch den Nebel des Frühmorgens, über die niedergelassene Zugbrücke und gelangen so glücklich über einen Havelarm, aber noch nicht zur Stadt, da diese von einem zweiten Flußarme, dessen Brücken abgetragen, gedeckt ist. Sollte dieses Abtragen der Brücken nicht vermuthen lassen, daß die Schweden nicht so völlig ununterrichtet waren von des Feindes Annäherung? Auch andere Umstände reden dafür. Das Gefecht ließ eine nachtheilige Wendung fürchten, ungeachtet die Brandenburger hier wie an andern Punkten der nächsten Stadtumgebung gar tapfer fochten. Endlich wird das Havelthor genommen und mit ihm die Stadt. Hr. v. G. sagt: „der Ueberfall von Rathenow erscheint als Muster für diese Art von Unternehmungen. Der Gedanke war kühn, die Anordnung zweckmäßig, die Ausführung besonnen und muthvoll." Da der Verf. bei dieser Behauptung den glücklichen Erfolg für sich hat, so wäre es Unrecht, seine patriotische Freude durch widersprechende Meinungsäußerung verkümmern zu wollen. Die Hauptmacht der Schweden zu erreichen und, ehe sie aus einer concentrirten Stellung den Rückzug beginnen konnte, zu schlagen, war der Wunsch des Kurfürsten, dessen Erfüllung bewirkt wurde durch die schnelle Kühnheit seines Angriffs und durch die schlechte Führung der Feinde. Schon am 17. Juni erreichten die Brandenburger die feindliche Nachhut bei Nauen und warfen sie; am folgenden Tage führte der Prinz von Hessen-Homburg den kurfürstlichen Vortrab von 1500 Pferden und begann, sobald er den Feind eingeholt, kampflustig das Gefecht, indem er den Kurfürsten hiervon benachrichtigte und um dessen Unterstützung mit dem Heere bat. Friedrich Wilhelm entschied sich dazu, ungeachtet des Abrathens Dörflinger's. 5000 Mann brandenburger Reiterei nebst wenigem Geschütz griffen am 18. Juni 1675 in der Gegend des Hackenbergs, unweit Fehrbellin, das schwedische Heer von 7000 Mann Fußvolk, 4000 Pferden und 38 Stück schwerem Geschütz an und schlugen dasselbe, nachdem der feindliche Heerführer fast widerstandlos seine erste vortheilhafte Stellung vor Linum verlassen und eine neue in der Nähe des Hackenbergs genommen, welche die Umgehung des rechten Flügels zuließ und, als diese von dem Prinzen von Homburg bewerkstelligt worden, die Schlacht entschied. Der Kurfürst that durch persönliche Tapferkeit, des Hohenzollern'schen Geschlechts rühmliches Erbtheil, Alles zur Erkämpfung des blutigen Lorbers, sodaß schon um 10 Uhr Morgens (S. 68) der gedemüthigte Feind den Rückmarsch antrat über Tarnow nach Fehrbellin, ohne daß die Verfolgung der in zwei Treffen parallel marschirenden Brandenburger den Schweden bedeutende Vortheile abgewinnen konnte; ja die Erstern wurden vom linken Flügel des Schwedenheers, zwischen dem Hackenberge und Tarnow, so erfolgreich zurückgewiesen, daß mögliche Vorsicht nöthig war, um den Sieg zu behaupten. Der Rückzug auf Fehrbellin konnte nicht streitig gemacht werden. Der Kurfürst lagerte, um seinen Truppen Erholung zu gewähren, eine halbe Meile von Fehrbellin, wo er in der Nacht Fußvolk, welches ihm von Berlin her zu Hülfe eilte, an sich zog, am folgenden Morgen Fehrbellin angriff und eroberte, nicht ohne tapfern, doch im Ganzen erfolglosen Widerstand. — Dieses ist das Wesentliche eines Feldzugs, welcher den Kriegsruhm des großen Kurfürsten so auszeichnete, daß derselbe wie die Schlacht von Fehrbellin zur patriotischen Legende geworden ist, dessen einzelne Züge nach rein historischem Gehalte kaum noch ermittelt werden können. Unser Verfasser prüft die Geschichten von der edeln Selbstaufopferung des Stallmeisters Froben, die bekannte Sage von der subordinationswidrigen Tapferkeit des Prinzen von Homburg und von der Großmuth des Kurfürsten u. s. f. genau und verschweigt die Zweifel gegen die Wahrheit der gewöhnlichen Erzählungen nicht, ohne über das pro und contra abzusprechen. Dieser durch die ganze Monographie gehende Fleiß, verbunden mit nicht zu verkennender Bescheidenheit, läßt es vergessen, wenn ein tiefer eindringender Blick in die Zeitgeschichte und ihre Folgen, in die Taktik der Zeit u. s. f. vermißt werden sollten.

Die dem Werkchen angelegten Beilagen geben einige Notizen über die Quellen der Geschichte des Feldzugs von 1675 und Mittheilungen aus den Acten des geheimen Staatsarchivs, zu welchem dem Verf. behufs dieser Arbeit der Zutritt verstattet wurde, eine Willfährigkeit, welche bei der engherzigen Geheimnißkrämerei anderer Höfe die Pflege der Wissenschaften in Preußen auch von dieser Seite als ausgezeichnet darstellt. 116.

Notizen.

Das Theater St.-Martin wird nächstens ein Ballet: „Faublas" bringen, worauf man sehr gespannt ist. Wenn dies mit dem alten „Faublas" zusammenhängt, so kann man es als ein faux pas der Theaterdirection ansehen.

Das britische Museum nimmt mit jedem Jahr an Ausdehnung und Nützlichkeit zu. Im J. 1833 zählte man in demselben 210,000 Besucher, im folgenden J. 237,000; ebenso im ersten J. 5800, im folgenden 7256 Leser.

Vor Kurzem starb zu London der Schauspieler Blanchard im 66. Jahre; er war ein ausgezeichneter Künstler und einer der wenigen, welche Shakspeare'sche Charaktere in ihrer Wahrheit und Großartigkeit darzustellen wußten. Sein Leben war sehr bewegt und bewölkt; er hatte mit Noth, Kummer und Kränklichkeit zu kämpfen bis ans Ende.

Zu dem großen Musikfeste, welches in Toulouse veranstaltet wird, werden unter andern hundert junge Bergsänger aus der Gegend von Bagnères de Bigorre kommen, welche dort in der Tracht der alten Troubadoure ihres Landes auftreten werden. Die Kosten ihrer Reise und ihres Costums wird das Conservatorium der Musik in Bagnères ꝛc. bestreiten. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 198. — 17. Juli 1835.

The stranger in America; comprising sketches of the manners, society and national peculiarities of the United states, in a series of letters to a friend in Europe. By *Francis Lieber.* Zwei Bände. London. 1835.

Der Verf., ein geborener Brandenburger, der seinen Namen nicht genannt hat, diente erst in der preußischen Armee und begab sich dann nach Philadelphia. Er ist ein vielgereister und kenntnißreicher Mann. Hr. Lieber, der Herausgeber, auch ein in Amerika lebender deutscher Gelehrter, hat Erläuterungen und Anmerkungen hinzugefügt. Das Buch läßt sich meistens gut lesen und enthält manche neue Bemerkung, ist aber voller Allotria, sodaß die eigentlichen Nachrichten über Amerika, wenn man sie zusammenstellen wollte, füglich in einem Viertel dieser zwei Bände Platz haben würden. Wir heben aus, was merkwürdig scheint.

Nirgends sind die Leute hinsichtlich politischer Meinungen so duldsam gegeneinander als in den Vereinigten Staaten. Wenn die Senatoren und Repräsentanten im Congresse zu Washington sich scharf miteinander gezankt haben, sieht man sie eine Stunde nachher Arm in Arm miteinander gehen und scherzen. Sobald die durch die Wahl verursachte Aufwallung vorüber ist, denkt Niemand mehr an die vorigen Zwiste und das Gesetz hat in Allem die Oberhand. Auf den Brücken sieht man häufig angeschrieben: „Geht rechter Hand, wie es das Gesetz befiehlt." Was in andern Ländern Zudringlichkeit oder Unart sein würde, ist hier durchaus üblich. Als der Verf. auf dem Dampfschiffe war, fragte ihn Jemand: „Reisen Sie nach Neuyork?" „Ja, Sir, warum?" „Sein Sie doch so gut und nehmen diese Briefe mit und werfen Sie sie in die Post." Er kannte den Mann nicht, nahm aber die Briefe doch an, deren mindestens fünf waren, und kaum hatte er seinen Reisesack geöffnet, um sie hineinzuthun, als es von allen Seiten Briefe auf ihn regnete. So muß hier Jeder gewärtig sein, daß man ihm zumuther, Päckchen, Bündel, Haubenschachteln u. s. w. mitzunehmen; aber dafür darf er sich ebenfalls ohne Umstände erdreisten, dieselbe Foderung an Andere zu thun. Man findet hier wieder die allgemeine unartige Sitte des Schaukelns auf den Stühlen oder des Hinflegelns bemerkt, wovon schon die deutsche Dame in den schönen Briefen im „Morgenblatte" (welche Sir George Duckett ins Englische übertragen hat) so viel erzählt. Der Verf. sagt, daß diese Unziemlichkeit und die Lesebegierde fast durchgängig angetroffen werden. Die Leute haben meist ein Papier oder ein Buch in der Tasche. Um die politische Neugier und Kannegießerei zu befriedigen, ist es charakteristisch, daß die Dampfwagen auf den Eisenbahnen (welche oft mit einer Schnelligkeit von 50 englischen Meilen in jeder Stunde aneinander vorüberfahren) die Zeitungen gegeneinander austauschen, sodaß Passagiere, welche zum Beispiel aus Philadelphia kommen, die Neuigkeiten aus Neuyork erfahren, ehe sie nach das zweite dorthin fahrende Dampfschiff erreichen. Man rollt nämlich die Zeitung zusammen und hält die lange Rolle aus dem Fenster des Dampfwagens, sodaß sie von den Passagieren des entgegenkommenden Wagens ergriffen werden kann. Auf den Dampfschiffen ist es, trotz der großen Gesellschaft, sehr still, weil die Amerikaner ungemein schweigsam sind. Der Dampf, welcher Zeit erspart, thut der Civilisation großen Vorschub, weil er nicht nur den Verkehr unter den Menschen beschleunigt, sondern auch Gegenstände verbindet, welche ohne denselben für immer getrennt sein würden. Der Dampf hat nach des Verf. Behauptung die nordamerikanische Union befestigt. Es würde unmöglich gewesen sein, so entfernte Staaten, als Louisiana, Maine, Missuri und Delaware sind, an die Union zu fesseln, wenn die Entfernung ihre vorige Bedeutung behalten hätte, d. i. wenn eine Meile geblieben wäre, was sie war. In Delaware sind die meisten Landwirthe Quäker, daher ist dort der Landbau musterhaft; ihre Weiber sind die Reinlichkeit selbst, ihr nettes, blankes Geräth und die Güte zeichnen ihre Waaren auf dem Markte in Philadelphia aus. Man kennt kein Beispiel, daß Thätigkeit und Fleiß in so kurzer Zeit so viel für binnenländischen Verkehr gewirkt hätten als in dem ausgedehnten Landstrich von Pennsylvanien und dem westlichen Theil des Staates Neuyork. Vor wenigen Jahren rechnete man, daß jenes allein 20,000,000 Dollars auf seine Kanäle und andere künstliche Communicationswege verwendet hatte. Und das that ein Volk, welches sich selbst besteuert, keine mächtige Regierung, welcher alle Geldmittel und Hände des Landes zu Gebote stehen. — Von der bekannten Un-

ſtetigkeit der Nordamerikaner erzählt Hr. L. in einer Note, S. 69, 1, ein merkwürdiges Beiſpiel. Ein Eingeborener der Union, in einer der größten Städte derſelben, reich, geſchätzt, mehrmals Repräſentant ſeiner Mitbürger im Congreſſe, bejahrt, Inhaber eines ſchönen Landſitzes und einer der namhafteſten Landwirthe, veräußerte plötzlich Alles und zog mit ſeiner Familie vor Kurzem nach Illinois. — Die Theilung der Arbeit wird hier ebenſo weit getrieben als in England. Ein Metzger verkauft nicht immer allerlei Fleiſch, ſondern meiſt nur eine Sorte, z. B. Kalbfleiſch, Schöpſenfleiſch u. ſ. w. — Es gibt viele Städte, welche um ihre Häfen herum gebaut ſind, aber Neuyork iſt der einzige Ort, welcher von ſeinem Hafen umringt wird, a port-encompassed city. Die deutſchen Auswanderer verweilen nicht länger in den Städten als ſie müſſen. Sie halten große Stücke auf ihr Pferd und ihr Pachtgütchen; ſie übertreiben dies oft und bekümmern ſich zu wenig um den Unterricht ihrer Kinder. Die Auswanderer zeigen auch hier ihre Vorliebe für gewiſſe Dinge. Der Schotte wählt durchgängig zum Anbau ein hügelichtes Land und ſeine Milchwirthſchaft iſt muſterhaft. Der Deutſche aber wohnt gern am Waſſer; er wählt ſeine Niederlaſſung an den Ufern der Flüſſe und Buchten. Man gibt den Deutſchen allgemein das Zeugniß, daß ſie nüchtern, fleißig und treffliche Landwirthe ſind. Sie legen gern etwas zurück. Darin unterſcheiden ſie ſich gradezu von den Amerikanern. Dieſe, gleich ihren Stammältern, den Engländern, laſſen wiederaufgehen, ſobald ſie etwas erworben haben; a gentlemanlike appearance, worauf im Mutterlande ſo viel gehalten wird, verdreht auch hier den Leuten die Köpfe. Der gemeine deutſche Emigrant (denn von dieſem iſt nur die Rede), der Handwerker, der Ackerbauer muß hartes Geld haben; von Papiergeld, von Wechſeln will er nichts hören. Die deutſchen Frauen aus dieſen Volksclaſſen ſtechen ſehr gegen die Amerikanerinnen ab. Man ſieht hier nie eine Frau auf dem Felde arbeiten. Das amerikaniſche Geſinde erhält eine beſſere Erziehung und hält mehr auf ſich als das deutſche. Beſonders geht es beſſer gekleidet. Ueberhaupt iſt die Putz- und Modeſucht der Amerikanerinnen berüchtigt. Das erſtreckt ſich bis auf die ſchwarzen Mägde. Man ſieht hier die Negerinnen in ſeidenen Kleidern, modiſchen Hüten, ſchönen Handſchuhen, geſtickten Strümpfen, niedlichen Paraſols und Spitzenſchleiern, obſchon dadurch manche ſich zu Caricaturen machen; der hohe Lohn, welchen man ihnen bezahlen muß, ſetzt ſie in den Stand, ſich ſo herauszuputzen. Ueber alles Lob erhaben iſt die Sittſamkeit und Treue der Amerikanerinnen; man hört hier keine der ärgerlichen europäiſchen Geſchichten, oder höchſt ſelten. Ebendeswegen erlauben ſich auch die Männer niemals Freiheiten gegen ſie. Die Frauen reiſen hier ganz ohne Begleitung. Sie fodern ſtillſchweigend überall den beſten Platz und erhalten ihn; jeder Mann muß Raum machen, ſobald ſich eine Frau nähert und nur Miene macht, ſeinen Platz einnehmen zu wollen. Das ſieht man täglich in der Galerie des Congreſſes zu Waſhington. Aber kein Europäer kann ſie artig nennen; ſie haben nichts von dem Verbindlichen, Einnehmenden unſerer Frauen; ohne ein Wörtchen Dank nehmen ſie alle männliche Höflichkeiten für bloße Schuldigkeit. Daher entdeckt man keine Verlegenheit bei den Mädchen; erröthen iſt etwas Seltenes. Ueberhaupt iſt die amerikaniſche Jugend frühreif, weil man ſie mehr ſich ſelbſt überläßt. Es gibt viel niedliche Geſichter, aber keine junoniſche Schönheiten. Dieſe fand der Verf. nur in England. Ueber dieſes Capitel iſt er unerſchöpflich; nie haben wir eine ſolche Lobrede auf die Schönheit beider Geſchlechter in England geleſen. Es iſt eine Eigenthümlichkeit der Amerikaner, daß ſie ſo lange trauern. — Nichts Langweiligeres kann man ſich denken als das Reiſen in einem Dampfwagen. Jeder Paſſagier denkt nur an den Ort ſeiner Beſtimmung; man ſpricht nicht, man lacht nicht, und ungeachtet der außerordentlichen Geſchwindigkeit brummt dennoch Mancher, daß man auf dieſer Linie nur Eine Meile in vier Minuten zurücklegt. Man lieſt hier (II, S. 6) von einem gar ſonderbaren Poſtamte, welches die Wallfiſchfänger in Eſſerbai auf einer der Gallapagosinſeln im ſtillen Meere angelegt haben. Es iſt eine vor der Witterung wohlgeſicherte Höhle, in welche dieſe Schiffer Briefe thun, die bald Nachrichten für andere Wallfiſchfänger, bald Kunde für Verwandte und Freunde enthalten. Zu den ſonderbaren Folgen der Dampfſchiffahrt gehören auch die ſchwimmenden Leſebibliotheken, welche den Bewohnern abgeſonderter Häuſer regelmäßig ihren Bedarf von Lecture zuführen. Ja, auf dem Miſſiſippi (II, S. 35) gibt es ſchwimmende Schauſpielergeſellſchaften. Als der Verf. von Utica nach Schenectady reiſte, vergingen keine zwei Stunden, ohne daß er großen, mit Deutſchen beladenen Kähnen begegnete, die nach Michigan wollten. „Je mehr, deſto beſſer", ſagte ein Amerikaner, „ſie ſind Alle nützlich, wenn ſie anders ſich unter uns miſchen wollen; ihr gutes Betragen (steadiness) wird auf den fruchtbaren weſtlichen Ebenen überflüſſig belohnt." Deutſche finden ſich unter Engländern oder Amerikanern viel eher heimiſch als Franzoſen oder Italiener. Die beiden Letztern hoffen immer noch dereinſt in ihr Vaterland zurückzukehren, indeß die Deutſchen, Engländer, Schotten und Irländer Amerika leicht als ihr Vaterland betrachten lernen; viel dazu mag das Talent des Deutſchen beitragen, daß er ſich ſo leicht eine fremde Sprache zu eigen macht. In großen amerikaniſchen Städten leben die Franzoſen viel untereinander und lernen wenig von der Landesſprache. Die Irländer halten aber am meiſten zuſammen und behalten daher ihre Weiſe. Der Verf. gibt dafür drei Urſachen an: erſtlich lieben ſie große Städte, wo ſie in größerer Anzahl beiſammen bleiben; zweitens, ſie wiſſen, daß ſie im Geburtslande ſchlecht behandelt worden ſind; drittens werden ſie von factiöſen Amerikanern zu dieſer Iſolirung ermuntert und als Irländer geſchmeichelt, um ihre Stimmen zu bekommen, welche oft ſehr wichtig werden, einer Partei den Ausſchlag zu geben. — Auch hier wird das nürnberger Spielzeug ſtark eingeführt; aber ſo bedeutend die Beſtellungen in Deutſchland auch ſind, wollen ſich doch die Arbeiter der Spielſachen nicht

und den Umstand, daß die Männer, denen die Erziehung und Beaufsichtigung des Prinzen anvertraut war, nicht moralischen Ruf genug haben, um den Glauben an diese Gerüchte zerstreuen zu können. Man sucht in Oestreich die Jesuiten, und alle Erinnerungen an Joseph II. Tod und so mancher andere Argwohn werden benutzt, um das Mistrauen gegen die Staatsmaximen Oestreichs zu vermehren. Doch ist darin auch diese Novelle einig, daß der kaiserliche Großvater den Prinzen väterlich und zärtlich geliebt habe.

Dem sei nun, wie ihm wolle, die Liebesgeschichte, welche hier erzählt wird, ist höchst französisch naiv. In unsern deutschen Augen würde es den Jüngling, den wir als ein Ideal hinstellen, verunehren, wenn wir ihn seine einzige und erste Liebe von etwa zwei Monaten Dauer mit der Entehrung eines höchst unschuldigen Wesens befudeln ließen. Der vornehme Franzos nimmt dies anders und für ihn scheint die unbewachte Unschuld nur vorhanden, um von jungen vornehmen Franzosen genossen zu werden. Die Sache ist ja zu natürlich, mit einem Wort: naiv.

Sonst ist das Ganze recht decent und rührend zu lesen; die Unwahrscheinlichkeiten der Thatsachen kümmern uns in einem Romane nicht und am Ende wird durch die durchschimmernde Bonapartistische Idee Vieles gut gemacht. Der Spuk mit den geheimen Verbindungen und den Armen der Propaganda ist auch hier angebracht, und ein Mitglied der Gesellschaft der Menschenrechte, welches gewohnt ist, Alles, was geschieht, dem Einfluß der Propaganda zuzuschreiben, möchte wohl die französische Quelle sein.

Unter die ausgezeichneten Novellen gehört dagegen die zweite: „Lady Mewbray". Darin ist ein Studium weiblicher und, wir möchten sagen, humaner Charaktere, welches dem Verf. alle Ehre macht. Ja, wir möchten selbst eine sehr genaue Kenntniß der Denkweise englischer Damen aus den höchsten Kreisen darin erkennen. Sprache und Erzählung sind ebenfalls schön, und wir haben bei der Lecture dieser Novelle unwillkürlich an den zu früh verstorbenen Hauff denken müssen, dessen Darstellungsweise uns hier wieder begegnete. Wir glauben diese Novelle mit gutem Gewissen empfehlen zu dürfen.

Die dritte Novelle: „Joseph Haydn" trägt durch den Namen dieses unsterblichen Componisten einen Empfehlungsbrief an der Stirn, welchen wir weder vernichten wollen, noch ganz vernichten können. Haydn scheint hier als Mensch gut aufgefaßt, aber es sind Bizarrerien als Folie gebraucht, welche, wenn sie nachgeahmt sind und etwa Callotisch oder Hoffmannisch sein sollen, ebenso mißglückt sind, als wenn sie des Verf. eigner Einfall sind. Doch liest man auch diese, etwas zu sehr durch die Einstreuungen verweltschwreifte Novelle zum Theil mit Interesse. Haydn's Charakter und Leben eignen sich mehr zur Darstellung eines Stillebens: diesen Grundzug hat der Verf. nicht verwischen können; allein er scheint der Meinung gewesen zu sein, dergleichen sei nicht interessant, und es müsse das Brausen der Brandung des Lebens gehört werden, und die Wellen müßten herüberschlagen in ein Stillleben und es bewegen und stören, um dieses pikant und anziehend zu machen. Man fühlt beim Lesen, daß dies hier unnöthig war, wenigstens wird der Zusammenhang dadurch nur gestört, nicht wiederhergestellt. Bei besserer Ueberlegung hätte diese Novelle ebenfalls sehr gut werden können. 13.

Leo der Große und seine Zeit. Von Wilhelm Amadeus Arendt. Mainz, Kupferberg. 1835. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Es ist bekannt, wie verschwenderisch die Geschichtschreiber mit dem Beinamen des Großen umgegangen sind; aber die Nachwelt richtet strenger; sie ist sparsamer mit dieser Benennung und entkleidet besonders in unsern Tagen so manches vergötterte Bild von dem Nimbus, womit es viele Zunächststehende blendete und bezauberte, wird aber auch leicht einseitig und ungerecht in ihren Foderungen, wenn sie wähnt, man könne nur groß sein, wenn man in alle Ideen der Zeit eingeht und für ihre Verwirklichung lebt und stirbt, oder wenigstens — den Federkiel ergreift. Unser Verf. stellt uns einen in der Kirchengeschichte berühmten Papst auf, und Rec. bekennt, daß er dieses geistreiche und gutgeschriebene Buch mit vielem Interesse gelesen habe. Aber in der Sache selbst kann er Herrn Arendt nicht beistimmen. Dieser, ein Katholik, betrachtet nämlich, fast wie manche unserer protestantischen Kirchenschriftsteller, den ganzen Gang der Ereignisse als nothwendige Entwickelungspunkte, welche alle das Christenthum habe durchgehen müssen, um sich seiner Bestimmung gemäß fortzubilden, den wahrhaft christlichen Lehrbegriff auch durch schmerzliche Wehen zu gebären und der Menschheit den verheißenen Segen zu bringen. Dies ist in dem ersten Buche in der Geschichte der ersten Jahrhunderte des Christenthums bis zu Leo's Zeit († 461) scharfsinnig durchzuführen versucht worden. Rec., dem die Kirchengeschichte nicht fremd ist und der viele Ansichten geprüft hat, kann sich mit jener Verstellungsart nicht befreunden. Was man Entwickelung nennt, erscheint ihm oft nur als Verwickelung, Fortbildung als Verbildung. Das Christenthum sollte Weltreligion und auch den Armen am Geiste ein Evangelium in seinen Hauptgrundsätzen werden. Zwar soll es auch den Denker befriedigen; und das thut es ebenfalls, wenn man diese ewigen erhabenen Grundlehren als Gegenstände tieferer Betrachtung für Geist und Herz gebrauchen und nicht seine eignen Einfälle hineintragen will. Aber was hat nun die Speculation daraus gemacht, und was macht sie noch daraus? Was gewann dabei das christliche Volk? Wenn freilich die Athanasianische Trinität das Höchste gewesen wäre, zu welchem sich das Evangelium hätte durchbilden sollen, und das ganze römisch-katholische System erst der Glanzpunkt unserer Religion hätte werden sollen, so hätte unser Verf. mit seiner Darstellung der vorangegangenen unglücklichen Streitigkeit vollkommen recht, ob man wol gegen die Art und Weise des Verfahrens dabei viel einwenden müßte. Nach Hrn. Arendt's Ansicht war ein Primat, und zwar der des römischen Bischofs, nöthig, und St. Petrus hat das auch so gewollt; wie also Leo gegen den Patriarchen von Konstantinopel, der eben den Rang haben wollte und dazu auch wol gleiche Ansprüche hatte, gehandelt hat, um ihn zu unterdrücken, ist nur zu loben. Darum rühmt der Verf. das Mönchswesen als eine nothwendige und heilsame Erscheinung. Indeß muß man ihm das Zeugniß geben, daß er das Fehlerhafte darin sowie auch in andern Partien nicht verschweigt. Er nennt den Nestorius einen durch Beredtsamkeit und Frömmigkeit ausgezeichneten Presbyter; seine Feinde schimpften ihn bekanntlich einen Judas; und er rügt das Tadelnswerthe mancher Concilien. Indeß seinen Helden erhebt er zu hoch; im römischen Sinne, nun ja, da war er in Geschäftigkeit, in Bewahrung seiner Rechte unverdrossen, doch nach des Verf. Meinung blos darum, weil er es für die christliche Welt als heilsam ansah. Die 96 Sermonen des Papstes rühmt der Verf., verkennt aber doch auch nicht die Fehler der Zeit in denselben. Das Buch ist freilich etwas zu weitläuftig geworden; Vieles liegt dem Hauptgegenstande allzu entfernt. Nicht alle Leser werden die Schilderung parteilos finden. 44.

Literarische Notizen.

„Catharine II" von der Herzogin von Abrantès hat eine Gegenschrift: „Lettre d'un Russe à un Russe", veranlaßt.

Die „Mélanges historiques et littéraires" vom Baron von Barante sind in drei Bänden herausgekommen.

Von Alph. Brot erschien in zwei Bänden: „La tour de Londres". 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 199. — 18. Juli 1835.

Memoiren des expatriirten Barons von Vegesack zum Verständniß des gegen ihn im Jahre 1832 vor dem Criminalgericht zu Stockholm geführten Processes wegen angeblichen Hochverraths. Von ihm selbst herausgegeben. Leipzig, Hartmann. 1834. 8. 18 Gr.

Die Geschichte Schwedens zerfällt in einen unglückseligen Factionskrieg, welcher mit der Entthronung des Wasa'schen Königsstammes seine Endschaft nicht erreichte, vielmehr die Prophezeiung in Erfüllung gehen ließ, mit welcher der scharfsichtige Spittler in seinem trefflichen „Entwurfe der europäischen Staatengeschichte" den Artikel „Schweden" beschließt:

Der Kampf der aristokratischen und demokratischen Partei, der, wo er einmal angefangen, selten anders aufhört als mit völliger Zertrümmerung der einen oder der andern Faction, war hier schon bis zu einer Krise gestiegen, die nichts als neue Gährung und neue Verschwörungen fürchten ließ.

Eines der neuesten Ereignisse dieser Art, von welchen öffentliche Blätter berichteten, war der angebliche Verschwörungsversuch der Majors von Vegesack und von Düben, die als Anhänger der vertriebenen Wasas 1832 in Stockholm eingezogen, vor Gericht gestellt und mit der Landesverweisung bestraft wurden. Hr. v. Vegesack sagt auf dem ersten Blatte dieser Schrift:

Weil mein letztes Verhältniß der Staatsgefangenschaft zugleich mit der Geschichte meines Vaterlandes zur späten Nachwelt übergehen wird, so sind beide, sowie die europäische Kunde, welche man meinem Processe gegeben hat, die hauptsächlichsten Motive der Mittheilung dieser „Memoiren", die, wie ich hoffe, nicht ganz ohne Interesse sein dürften.

Der Verf., 1792 in Upland in Schweden geboren, widmete sich dem Kriegerberufe nach dem Beispiele seines Vaters, eines ausgezeichneten Offiziers des schwedischen Heeres, und diente zuerst im gothischen Garderegiment in Deutschland (1805); als Adjutant fand er bei verschiedenen Gefechten Gelegenheit, sich vortheilhaft auszuzeichnen, bis er vom Nervenfieber befallen wurde. Nach Bergen auf Rügen ins Lazareth gebracht, genas er, trat seinen Dienst als Divisionsadjutant wieder an und ward bei der Räumung Pommerns an die Franzosen im Gefolge des Generals Toll nach Karlsham in Schweden übergeschifft. 1808 nahm er als Adjutant des linken Flügels der Westarmee Theil an einer militairischen Bereisung der Westgrenzen Schwedens, bis er befehligt ward, den commandirenden General bei einer projectirten Diversion im südlichen Finnland zu begleiten, einer gut ausgedachten Unternehmung, welche aber an den schlechten Vorkehrungen scheiterte, dem Hrn. v. V. aber Gelegenheit verschaffte, Einsicht und Muth an den Tag zu legen, gewiß die Veranlassung, daß ihn der König, welchen v. V. nach Aland begleitete, selbst in seine Adjutantur nahm, „wo, obgleich unter vollem Kriege, eine sehr steife Etiquette herrschte".

Die genaueste Aufmerksamkeit auf Uniform mußte hier wie gewöhnlich, wenn der König gegenwärtig war, beobachtet werden. So durfte z. B. keiner von uns Adjutanten es wagen, ohne Hut, Degen und Uniformhandschuh über den Hof zu gehen.

Nach dem Empfange der goldenen Verdienstmedaille „für Tapferkeit im Felde" begleitet der Verf. seinen Vater zu einer neuen Expedition nach Finnland, welche sich ungeachtet siegreicher Vorschritte schleunig zurückziehen mußte, um, da die Hauptarmee bei Curtana und Salmis geschlagen war, nicht abgeschnitten zu werden.

Die finnische Armee hatte, so zu sagen, zwei Hauptquartiere: das active, welches aus dem Generaladjutanten der Armee, Adlercreuz, als Chef bestand, und das passive, welches sich immer eine gute Distance hinter der Armee hielt, aus dem General en Chef, Feldmarschall, mit einer Whistpartie vom Stabe bestehend (S. 65).

Dieser Feldmarschall retirirt bis nach Locho in Osterbotten und scheint geneigt, mit den feindlichen Generalen auf den Grund der völligen Räumung Finnlands zu unterhandeln, wogegen General Vegesack (der Vater des Verf.) erklärt, daß er in diesem Falle sein Corps von der finnischen Armee trennen würde (S. 67). Diesen ehrenwerthen General beruft der König nach Stockholm (der Sohn begleitet ihn), um ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen, weil er als Befehlshaber der Finnlandsexpedition seiner Instruction nicht völlig nachgekommen war. Das Kriegsgericht erklärt den General für unschuldig; der König verurtheilt ihn zu lebenslänglicher Festungsstrafe, welche aber nicht vollzogen wurde, da indeß die Verschwörung ausbrach, welche den König vom Thron stieß. Ueber diesen wichtigen Moment der schwedischen Geschichte können nicht zu viel Zeugen vernommen werden. Der Verf. erzählt:

Einige Tage vor dieser Begebenheit wurde ich von einem

genschein zu nehmen, wobei er volle anderthalb Stunde zubrachte; dabei war er sehr redselig, erkundigte sich ausführlich nach der Beschaffenheit des Indusstroms, nach seiner Schiffahrt und nach den Völkerschaften, die seine Ufer bewohnen. Sodann ließ er 30 Pferde von seinen eignen Gestüt den Engländern vorführen, alle höchst prächtig gezäumt und geschirrt und mit sehr werthvollen Juwelen geschmückt; er verglich sie mit den englischen und fand die Größe der letztern ebenfalls so außerordentlich, daß er sie kleine Elephanten nannte.

Die äußere Erscheinung des Maharaja war eben nicht sehr imposant. Die Natur hat ihn in körperlicher Hinsicht nur stiefmütterlich bedacht; er ist einäugig und sein Gesicht mit Pockennarben übersäet. Seine Kleidung ist ganz ohne Pomp und Luxus, aber der Respect, den sein Hof ihm bezeigt, ist außerordentlich. Niemand wagte es, in seiner Anwesenheit anders als durch Zeichen zu reden, sodaß in dieser zahlreichen Versammlung, deren Masse eher einem Bazar als einem Lever glich, eine fast beängstigende Stille herrschte. Die Audienzhalle, in welcher die Unterredung mit den englischen Gesandten stattfand, war ganz aus Marmor erbaut und ein Bauwerk des Kaisers der Mongolen. Ein Theil dieses Palastes bestand aus einem prächtig decorirten Pavillon, der mit seidenen, reich mit Juwelen geschmückten Behängen versehen war. Der Maharaja selbst trug ein Halsband, Armbänder und Spangen von Smaragd, sein Schwert war ebenfalls reich mit Steinen besetzt. Das Gefolge des Raja war fast noch prächtiger gekleidet als er selbst, und alle trugen sich in Gelb, der Lieblingsfarbe dieser Nation, was einen die Augen blendenden Eindruck machte. Der liebenswürdigste Zug in Runjeet's Charakter ist seine Menschlichkeit. Er hat sich nie überwinden können, einen Criminalverbrecher mit dem Tode zu bestrafen; seine gewöhnliche Strafe ist Verbannung in die Gebirge, doch macht er sich auch kein Gewissen daraus, dann und wann ein schlechtes Individuum verstümmeln zu lassen. Der Gesundheitszustand des Raja ist so beschaffen, daß er wahrscheinlich bald aufhören wird, Raja zu sein, eine vorzügliche Folge des Uebermaßes von geistigen Getränken der stärksten Art, die er täglich zu sich nimmt. Burnes verweilte an dem Hofe des Maharaja vom 18. Juni bis 16. August, an welchem Tage er seine Abschiedsaudienz hatte. Bei dieser bekam Burnes durch die Gefälligkeit des Raja auch den berühmten „Koh-i-noor" oder „Berg des Lichts" zu sehen, einen der größten Diamanten in der Welt, den er von Shah Shooja, dem Exkönig von Kabul, einst erbeutet hat. Nichts Prächtigeres als diesen Stein kann man sich denken; er ist vom feinsten Wasser und ungefähr halb so groß wie ein großes Hühnerei. Er wiegt 8½ Rupien und soll gegen 3,000,000 an Werth haben. Der Koh-i-noor bildet das mittelste Auge eines Armbandes des Raja, und hat zu beiden Seiten zwei andere Diamanten von der Größe eines Sperlingseies. Außerdem zeigte der Raja dem Gesandten einen ungeheuern Rubin, an Gewicht 14 Rupien haltend, in welchen mehre Namen von Königen eingeschnitten waren, unter andern auch die von Aurengzeb und Achmet Shah, sowie einen großen Topas, der 11 Rupien wog und die Größe eines mittelmäßigen Billardballs hatte. Diesen hatte Runjeet, ein großer Liebhaber von Juwelen, für 20,000 Rupien gekauft.

Das Antwortschreiben, welches Runjeet Sing Herrn Burnes für Seiner Majestät von Großbritannien Minister einhändigte, ist das eigenthümlichst indische, was es geben kann, und seinem Styl nach eine wahre Curiosität. Es hebt also an: „Zu einer glücklichen Stunde, da die balsamischen Zephyre des Frühlings von dem Garten der Freundschaft herwehten und zu meinen Sinnen die angenehmen Wohlgerüche ihrer Blüten herübertrugen, zu so angenehmer Stunde ward mir Ew. Excellenz Schreiben, in welchem jeder Buchstabe eine neuaufgeschlossene Rose an dem Zweige der Hochachtung, und jedes Wort eine glühende Frucht an dem Baume der Verehrung ist, durch die Hand des Herrn Burnes übergeben." In derselben Redeweise rühmt der Raja das großbritannische Schreiben als eine „Nachtigall aus dem Garten der Beredtsamkeit" (was es wahrscheinlich nicht gewesen ist), als einen „Vogel von beschwingten Worten". (Wer hätte in dem Munde eines heutigen Raja die *Ἔπεα πτερόεντα* vermuthet!) In dem Preise der Schönheit der empfangenen Pferde, ihrer Schnelligkeit, ihrer Grazie, und wie sie alle Rosse der Welt überträfen, wird er gar nicht müde, und sagt von ihnen auf echt orientalische Weise, daß „der Neumond, wenn er vom Himmel herab auf ihre Hufeisen sähe, vor Neid erbleichen und sich verkriechen müßte", und „die Sonne, so lange sie das Universum durchliefe, nie etwas Herrlicheres geschaut hätte". Wo ist ein Apfelschimmel in der Welt, der sich eines gleichen Ruhms zu rühmen hätte? Uebrigens hatte das Schreiben an den Lord Ellenborough die ansehnliche Länge von fünf Fuß.

Die Stadt Lahore, Residenz des Maharaja befindet sich in einem Zustande des Verfalls; die angrenzenden Gefilde sind mit Ruinen von Moscheen und Grabmälern bedeckt; an dem westlichen Ende der alten Stadt ist die neue Stadt angebaut, die Straßen sind eng und überaus schmuzig. Die berühmte Königsmoschee, aus rothem Sandstein erbaut, mit ihren vier luftigen Minarets, steht noch, aber der Tempel selbst ist in ein Pulvermagazin umgewandelt. Das Grabmal des Jehungeer ist noch immer ein Monument von ausgezeichneter Schönheit, es ist aus Marmor und rothem Sandstein in wechselsweisen Schichten erbaut. Der Name Jehungeer's steht daran geschrieben mit dem Prädicat des „Eroberers der Welt". Eine andere sehenswerthe Partie ist der Garten des Shah Jehan, Shalimar oder „Haus der Freude" genannt, ein prächtiger Ueberrest der Pracht der Großmoguls; er ist eine halbe Meile lang und besteht aus drei großen, gleichmäßig übereinander erhöhten Terrassen; ein Kanal durchschneidet den wunderbaren Garten und sprüht zu Abkühlung des heißen Klimas sein Wasser aus nicht weniger als 450 Springbrunnen. Bei seinem Abschied empfing Burnes als Geschenk vom Raja einen Bogen mit Köcher, sowie ein reich geschirrtes Roß mit einem Cashmirshawl, der als Satteldecke darüberhing, einem Halsband von Achat und einer hohen Adlerfeder als Kopfzierde. Ein gleiches Geschenk empfing Burnes' Begleiter, Herr Leckie. Der Maharaja selbst besprengte beim Abschied seine werthen Gäste mit Sandelöl und Rosenwasser.

In Betreff des Indus und seiner Nebenströme hat Burnes die Erfahrung gemacht, daß derselbe sammt den letztern, von der See aus bis Lahore, schiffbar ist, eine Strecke von 1000 engl. Meilen. Diese würde der Schiffer in der günstigen Jahreszeit, wenn der Südwestwind vorherrscht, in ungefähr 60 Tagen zurücklegen. Die Fahrt auf dem Ravee, einem sehr reißenden Fluß, würde 20 Tage einnehmen; seine Breite beträgt fast durchgängig 400—450 Fuß, und er ist während acht Monaten des Jahres zu durchwaten. Der Indus zunächst seiner Vereinigung mit dem Chenab ist fast eine halbe Meile breit und fällt auch in der trockenen Jahreszeit nie unter 15 Fuß. Am gefährlichsten ist die Schiffahrt an den Mündungen, wo sich die See an der Küste von Sindhi mit furchtbarer Wuth bricht und diese alsdann oft ganz unzugänglich macht. Die Mündungen des Indus sind alle durch Klippen und Sandbänke gesperrt, sodaß man auch bei den günstigsten Umständen nur in kleinen Fahrzeugen von höchstens 50 Tonnen in den Strom einfahren kann. Gegenwärtig ist die Schiffahrt auf dem Indus unbedeutend, sodaß auf der ganzen Strecke von Lahore bis zur See nicht über 700 Boote gehen, von denen bei weitem der größere Theil Fährkähne sind. 150.

Die Kupferstechkunst und der Stahlstich. Für Männer vom Fach und Kunstfreunde, von Moriz Henrici. Leipzig, Hinrichs. 1834. 8. 16 Gr.

Wiewol der Verf. dieser lesenswerthen Schrift in dem historischen wie in dem kritischen Theil derselben eigentlich nur den Fußstapfen seiner Vorgänger Bartsch, Murr, des bekannten „Essai sur l'origine de la gravure" und v. Quandt folgt, so

Whereas under the provisions of Section 1 of Article 1 of the Constitution of the State of Texas, all political power is inherent in the people, and all free governments are founded on their authority and instituted for their benefit, and the people have at all times the right to alter their form of government in such manner as they may think expedient; and

Whereas the Constitution of the State of Texas, adopted in 1876, has been amended many times and is now so long and complex that it is difficult for the people to understand it; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not properly fundamental law and which could be more appropriately enacted as statutes; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are obsolete, unnecessary, or which have been superseded by federal law; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are inconsistent with modern practices and needs; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are duplicative or conflicting; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are ambiguous or unclear; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are outdated or no longer relevant; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of good government; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of equal protection and due process; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of separation of powers; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of federalism; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of democracy; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of liberty; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of justice; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of peace; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of prosperity; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of happiness; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the pursuit of happiness; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the blessings of liberty; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the general welfare; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the common defense; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the domestic tranquility; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the establishment of justice; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the ordain and establish; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the United States of America; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Constitution of the United States of America; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Bill of Rights; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Fourteenth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Fifteenth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Nineteenth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Twenty-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Twenty-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Twenty-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Twenty-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Twenty-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Thirtieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Thirty-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Thirty-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Thirty-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Thirty-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Thirty-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Thirty-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Thirty-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Thirty-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Thirty-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Fortieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Forty-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Forty-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Forty-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Forty-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Forty-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Forty-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Forty-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Forty-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Forty-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Fiftieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Fifty-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Fifty-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Fifty-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Fifty-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Fifty-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Fifty-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Fifty-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Fifty-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Fifty-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Sixtieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Sixty-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Sixty-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Sixty-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Sixty-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Sixty-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Sixty-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Sixty-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Sixty-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Sixty-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Seventieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Seventy-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Seventy-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Seventy-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Seventy-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Seventy-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Seventy-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Seventy-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Seventy-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Seventy-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Eightieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Eighty-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Eighty-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Eighty-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Eighty-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Eighty-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Eighty-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Eighty-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Eighty-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Eighty-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Ninetieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Ninety-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Ninety-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Ninety-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Ninety-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Ninety-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Ninety-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Ninety-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Ninety-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Ninety-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundredth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and First Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Tenth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Eleventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Twelfth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Thirteenth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Fourteenth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Fifteenth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Sixteenth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Seventeenth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Eighteenth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Nineteenth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Twentieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Twenty-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Twenty-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Twenty-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Twenty-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Twenty-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Twenty-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Twenty-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Twenty-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Twenty-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Thirtieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Thirty-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Thirty-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Thirty-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Thirty-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Thirty-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Thirty-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Thirty-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Thirty-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Thirty-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Fortieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Forty-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Forty-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Forty-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Forty-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Forty-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Forty-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Forty-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Forty-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Forty-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Fiftieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Fifty-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Fifty-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Fifty-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Fifty-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Fifty-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Fifty-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Fifty-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Fifty-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Fifty-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Sixtieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Sixty-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Sixty-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Sixty-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Sixty-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Sixty-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Sixty-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Sixty-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Sixty-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Sixty-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Seventieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Seventy-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Seventy-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Seventy-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Seventy-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Seventy-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Seventy-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Seventy-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Seventy-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Seventy-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Eightieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Eighty-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Eighty-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Eighty-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Eighty-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Eighty-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Eighty-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Eighty-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Eighty-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Eighty-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Ninetieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Ninety-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Ninety-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Ninety-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Ninety-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Ninety-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Ninety-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Ninety-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Ninety-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the One Hundred and Ninety-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundredth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and First Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Tenth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Eleventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Twelfth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Thirteenth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Fourteenth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Fifteenth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Sixteenth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Seventeenth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Eighteenth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Nineteenth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Twentieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Twenty-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Twenty-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Twenty-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Twenty-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Twenty-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Twenty-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Twenty-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Twenty-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Twenty-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Thirtieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Thirty-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Thirty-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Thirty-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Thirty-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Thirty-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Thirty-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Thirty-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Thirty-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Thirty-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Fortieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Forty-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Forty-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Forty-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Forty-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Forty-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Forty-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Forty-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Forty-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Forty-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Fiftieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Fifty-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Fifty-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Fifty-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Fifty-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Fifty-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Fifty-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Fifty-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Fifty-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Fifty-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Sixtieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Sixty-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Sixty-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Sixty-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Sixty-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Sixty-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Sixty-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Sixty-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Sixty-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Sixty-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Seventieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Seventy-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Seventy-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Seventy-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Seventy-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Seventy-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Seventy-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Seventy-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Seventy-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Seventy-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Eightieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Eighty-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Eighty-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Eighty-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Eighty-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Eighty-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Eighty-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Eighty-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Eighty-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Eighty-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Ninetieth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Ninety-first Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Ninety-second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Ninety-third Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Ninety-fourth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Ninety-fifth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Ninety-sixth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Ninety-seventh Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Ninety-eighth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Two Hundred and Ninety-ninth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Three Hundredth Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Three Hundred and First Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Three Hundred and Second Amendment; and

Whereas the Constitution of the State of Texas contains many provisions which are not consistent with the principles of the Three Hundred

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 200. — 19. Juli 1835.

Memoiren des expatriirten Barons von Vegesack zum Verständniß des gegen ihn im Jahre 1832 vor dem Criminalgericht zu Stockholm geführten Processes, wegen angeblichen Hochverraths. Von ihm selbst herausgegeben.

(Beschluß aus Nr. 199.)

Eine gewisse Niedergeschlagenheit und Unentschlossenheit herrschten durch diese Unfälle unter uns. Der General Vegesack, welcher im Felde gegen den Feind nie Mangel an Entschlossenheit zeigte, hatte nur zu wenig davon in politischen Sachen; die Politik war namentlich nicht sein eigentliches Element, worin er wirken mußte. Die Sache wurde sehr schwer, wo nicht unmöglich auszuführen, wenn nicht sogleich Gewalt gebraucht werden sollte u. s. w. Man wollte sehen, was sich innerhalb der Repräsentation entwickeln würde, und fand auch wirklich darunter eine andere contrerevolutionnaire Partei mit beinahe denselben Ansichten wie die der unserigen, jedoch ohne den geringsten Muth und ohne Entschlossenheit (S. 84). Nachdem ein eifriges Mitglied oder wenigstens ein Associirter der sogenannten Freimaurerpartei, ein gewisser Baron M.....en, in dem Reichssaale, woselbst alle Reichsstände in Gegenwart des Herzogs als Reichsvorsteher (er war bekanntlich Großmeister des Freimaurerordens) versammelt waren, auftrat und die Proposition machte, die alte Dynastie ganz von dem Throne auszuschließen, gaben die gegenwärtigen Mitglieder des früher erwähnten Revolutionsclubs in Stockholm, welche sich nebst einigen andern Vertrauten um den Redner gestellt hatten, am Schlusse der nicht sonderlich ausgeführten Rede ihren Beifall laut zu erkennen, welcher in das daselbst geführte Protokoll als ein allgemeiner Beifall der anwesenden Reichsstände und folglich als vom Volke sanctionirt aufgenommen wurde.

Fast sieht zu vermuthen, daß unser Verf. diesen Hergang der Dinge berichtet, um seine und seiner Partei Unfähigkeit, für politische Zwecke zu wirken, mithin seine politische Unbedeutsamkeit darzuthun. Hr. v. Vegesack versucht bis 1813 verschiedene Male, in russische Kriegsdienste zu kommen, was aber misglückt wie jene Contrerevolution. Endlich erhält er eine Anstellung in der britisch-deutschen Legion beim Corps des Generals von Wallmoden als Rittmeister des dritten Husarenregiments, aus welchem Verhältnisse er im folgenden Jahre scheidet, um als Major in Mecklenburg-Schwerin'sche Dienste zu treten. Bald darauf erscheint er wieder als Adjutant seines Vaters, welcher eine Abtheilung der gegen Norwegen operirenden schwedischen Truppen befehligt, dann als Platzmajor der Festung Fredrikshall, später zu Stockholm als Chef des Stabes der nördlichen Militairinspection und 1818 als Abgeordneter beim Reichstage, „ohne jedoch etwas Anderes zu sein, als was die Menge solcher Leute gewöhnlich allenthalben ist, nämlich blos Zuhörer und Votirungsmaschinen". Reisen nach Deutschland und Preußen und Verheirathung ohne Vermögen, bei einem „Expectantenlohn von 150 Thlr. Bco. jährlich", nachdem der Posten als Chef des Stabes verloren gegangen ist. Wie und warum? erfährt man nicht; dagegen deutet der Selbstbiograph auf financielle Bedrängniß, obgleich ein kleines Gut fünf Meilen von Stockholm erworben wird. Bald folgen öftere Reisen nach Deutschland, auch nach Karlsruhe, wo Hr. v. V. bei dem bekannten Baron Munk verweilt und die älteste Tochter Gustav IV. Adolf (gegenwärtig regierende Großherzogin von Baden) sieht. Auf dem Reichstage, wo der Verf. „seinen Familienplatz als Haupt derselben einnimmt", macht er einige Motionen, besonders bei der Berathung des Vertheidigungssystemes Schwedens gegen eine Invasion, wodurch er meint, die Verfolgung einer mächtigen Partei auf sich gezogen zu haben. Sollte die Ursache, warum sich die Aussichten in Schweden für ihn verdunkelten, nicht anderwärts zu suchen sein? Er sucht sich ein Auskommen im Auslande zu verschaffen, nimmt in Schweden den Abschied, reist nach Wien und bewirbt sich um die Protection des ehemaligen Kronprinzen (Wasa) zur Erlangung einer Anstellung im östreichischen Heere. Mit der Art, wie der Verf. diesen Schritt entschuldigt, wird er keiner Partei genügen; es liegt darin etwas Zweideutiges sowie große Kurzsichtigkeit, wenn Hrn. v. V. die natürlichen Folgen des auf sich gezogenen Verdachtes unerwartet kamen. Doch nein, das konnten sie nicht; er selbst sagt, nachdem er gesteht, vom Prinzen eine nicht bedeutende „Gabe" erhalten zu haben:

> Das Mißlingen, durch den Prinzen eine Anstellung zu erhalten, traf mich sehr hart, da eine Annäherung an ihn keine besondere Recommandation zu meiner Heimkehr war, um so mehr, da man mich schon im Voraus, als der vormaligen Dynastie ergeben, sehr verdächtig hielt (S. 113).

Der Verf. kehrt nach Schweden zurück, sucht und erhält Audienz beim Könige und wundert sich, wenn man ihm Charakterzweideutigkeit Schuld gibt. In diesem Mangel an persönlichem Vertrauen lag wahrscheinlich der Grund, daß er bei dem gemeinnützigen Unternehmen, der Anle-

gung regelmäßiger Fahrdiligencen zur Abstellung der für den Bauernstand so verderblichen Vorspannsverpflichtung (Hällskjuts), welches er gemeinschaftlich mit einem Grafen Horn begann, keine Theilnahme und Unterstützung von Seiten der Regierung fand. Eine Unternehmung dieser Art kann nur gedeihen, wenn an ihrer Spitze Männer stehen, welche über die erfoderlichen Fonds zu gebieten oder doch diese ersetzenden Credit haben und hiernächst technische Kenntniß mit tüchtiger Thätigkeit verbinden. Der Mangel einer oder der andern dieser Eigenschaften macht es erklärlich, wenn der Baron von Begesack wenig Unterstützung fand. Er berichtet:

Die Unannehmlichkeit einsehend, mit beständigem Verluste in der Compagnieschaft bei der Diligenceeinrichtung ferner zu bleiben, trat ich davon ab, nachdem ich dabei nicht allein mein noch unbedeutendes Vermögen verloren, sondern noch dazu etwas in Schulden gerathen war.

Dann reist er mit seiner Familie wieder nach Deutschland und kehrt nach Stockholm zurück, ohne eine rechtfertigende Ursache für das Eine oder das Andere anzugeben. Hier wird er verhaftet und einer Untersuchung unterworfen.

Der Präsident berichtet mir sogleich, daß ich auf Befehl der Regierung angeklagt sei wegen Vergehen gegen eine im Jahre 1812 gegebene Verordnung, nach welcher jede Gemeinschaft mit der vormaligen königlich-schwedischen Familie, die dem Beschlusse der Reichsstände zufolge für immer vom schwedischen Throne ausgeschlossen und des Landes verwiesen sei, untersagt wäre.

Daß Hr. v. B. dieses Gesetz übertreten, ist nach seinem eignen Geständniß entschieden, ob man gleich den Umfang der wider ihn erhobenen Beschuldigungen nicht kennt. Hätte der Verf. den auf den ersten Seiten seiner Schrift angegebenen Zweck vor Augen gehabt, wäre ihm eine Vertheidigung gegen die gemachten Anschuldigungen möglich gewesen, so war hier am Schlusse der Schrift der Ort, damit hervorzutreten. Man erfährt aber nichts als seine Unzufriedenheit mit dem wider ihn angeordneten, wenngleich sehr milden Verfahren; er sagt nicht einmal, ob ihm die Verurtheilung zur Landesverweisung in einem förmlichen, mit Gründen versehenen Strafurtheile bekanntgemacht sei. Schon daß er diesen Punkt im Dunkel läßt, beweist seine völlige Unfähigkeit, den Selbstvertheidiger zu machen; war jenes der Fall, so mußte er dieses Urthel vollständig mittheilen und, wenn er konnte, rechtfertigend widerlegen; wurde ihm kein Erkenntniß publicirt oder dessen schriftliche Ausfertigung verweigert, so mußte er nach den Instructionsprotokollen und nach den Anklagepunkten der Fiscale, welche schon gedruckt sind, sich zu rechtfertigen suchen; ihm mangelt offenbar noch weit mehr als „stylistische Geschicklichkeit".

Hr. v. B. ward, wie er erzählt, mit seiner Familie nach Lübeck transportirt, wahrscheinlich mit der Weisung, bei namhafter Strafe Schwedens Reich nicht wiederzubetreten. Er sagt:

Wenn ich mich als Opfer einer Unterredung mit dem legitimen Prätendenten ansehen muß, so werde ich mich zum Theil damit zu trösten suchen, daß wahrscheinlich ich zugleich als letztes Opfer aus meinem Vaterlande gegangen bin (?), und daß die Alles verhüllende Zeit früher oder später Verhältnisse demaskiren wird, welche noch dem Publicum verborgen sind, und zu deren Enthüllung ich mich nicht zum Polyhistor machen werde (S. 153).

Nein! dafür ist gesorgt. — Die Schweden betreffenden Schlußbemerkungen beweisen, daß der Verf. ebensowenig das Staatsleben übersieht, als er über seinen Proceß eine klare Uebersicht zu geben weiß; damit streitet es aber gar nicht, daß er sich in seinem Gewissen ruhig fühlt, während er anerkennen muß, daß die schwedische Regierung unendlich mehr milde als hart sei (S. 159). Die Ueberzeugung gewinnt man aus der Durchsicht dieser „Memoiren", daß ihr Verf. nicht für staatsgefährlich, sondern für beschränkt, kurzsichtig und für höchst unvorsichtig zu halten ist. 25.

Der englische Schweiß. Ein ärztlicher Beitrag zur Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts von J. F. C. Hecker. Berlin, Enslin. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Geschichte der Medicin ist ein weites Feld, auf dem noch viele unbebaute Plätze vorhanden und kaum erst die Spuren der beginnenden Cultur sichtbar sind. Wird es dem Forscher in der politischen Geschichte oft schwer, den durch mannichfaltige Begebenheiten sich durchziehenden und vielfach verschlingenden Faden zu verfolgen, so stellen sich hier dem Bearbeiter fast noch größere Schwierigkeiten entgegen. Denn den Berichten nichtärztlicher Zeugen und Chronisten ist wenig Vertrauen zu schenken, da sie, des Gegenstandes unkundig, nicht selten unrichtig urtheilen und vielleicht grade die wichtigsten Momente übersehen; der ärztlichen Schriftsteller aber gibt es, je weiter wir in der Geschichte dieser Wissenschaft zurückgehen, desto weniger, und diese wenigen waren nicht immer grade die fähigsten, treue Berichte abzufassen, oder sie schrieben und urtheilten im Geiste der grade herrschenden Theorien und Meinungen, die, wie es auch heutiges Tages noch der Fall ist, dem steten Wechsel unterworfen waren. So kommt es denn, daß wir über viele Krankheiten und Heilmethoden des Alterthums nur sehr ungewisse Kunde haben, daß wir von manchen Krankheiten kaum mehr als ihren Namen kennen, daß uns die Momente des ersten Entstehens vieler andern ganz unbekannt sind und wir die Spuren ihrer Verbreitung auf der Erde nicht verfolgen können ꝛc. Namentlich sind unsere Kenntnisse von den verschiedenartigen Seuchen und ihrer Ausbreitung noch sehr beschränkt. Grade dieser Theil der medicinischen Geschichte ist aber von besonderm Interesse und muß um so mehr die Aufmerksamkeit nicht allein des Arztes, sondern überhaupt jedes denkenden Menschen in Anspruch nehmen, als man in neuern Zeiten angefangen hat, die Seuchen aus einem höhern Gesichtspunkt zu betrachten und sowol ihre Entwickelung als mit dem Leben des Menschengeschlechtes und seiner Fortbildung in inniger Verbindung anzusehen, als auch die Rückwirkung derselben auf die Sphäre des Geistes und Gemüthes im Allgemeinen näher zu würdigen. Obwol wir die mannichfaltigen Momente, an welche das Schicksal der Völker geknüpft ist, ebenso wenig zu durchschauen vermögen, als wir das leitende Band erkennen können, das sich durch das Geschick jedes Einzelnen unter uns hindurchzieht, so läßt sich doch nicht leugnen, daß unter jenen Momenten die verschiedenartigen Seuchen, wie sie in den verschiedenen Epochen des Völkerlebens aufgetreten sind und noch immer von Zeit zu Zeit auftreten, von großer Bedeutung sind. Sowie bedeutende Krankheiten des Einzelnen Denk- und Gemüthsart oft wesentlich verändern, bald zum Bessern bald zum Schlimmern wenden und oft auf seine künftige Bestimmung von

Ausgabe 1 Mark 50 Pf. Die Ausgabe ist nicht zu verwechseln mit der

Bekanntmachung.

Die Gemeinde Ebersbach hat beschlossen, ihre Wasserleitung zu erweitern und zu verbessern. Zu diesem Zwecke sollen die Quellen im Tannenwald gefasst und durch eine neue Leitung ins Dorf geführt werden. Die Arbeiten werden voraussichtlich im Frühjahr 1907 beginnen und bis Herbst desselben Jahres vollendet sein.

Ebersbach, 12. Dezember 1906.

Der Gemeinderat: Schultheiss Bauer.

Todesanzeige.

Heute nacht 2 Uhr ist unser lieber Vater, Grossvater und Onkel, der Bauer

Johann Georg Hofmann

im Alter von 72 Jahren sanft entschlafen.

Die Beerdigung findet Donnerstag, den 14. Dezember, nachmittags 3 Uhr, vom Trauerhause Nr. 7 in Ebersbach aus statt.

Ebersbach, 12. Dezember 1906.

Die trauernden Hinterbliebenen.

Danksagung.

Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme während der Krankheit und beim Tode unseres lieben Vaters, Grossvaters und Onkels, des Bauern

Johann Georg Hofmann

sagen wir allen unsern innigsten Dank.

Ebersbach, 14. Dezember 1906.

Die trauernden Hinterbliebenen.

Bekanntmachung.

Die Gemeinde Ebersbach hat beschlossen, ihre Wasserleitung zu erweitern und zu verbessern. Zu diesem Zwecke sollen die Quellen im Tannenwald gefasst und durch eine neue Leitung ins Dorf geführt werden. Die Arbeiten werden voraussichtlich im Frühjahr 1907 beginnen und bis Herbst desselben Jahres vollendet sein.

Ebersbach, 12. Dezember 1906.

Der Gemeinderat: Schultheiss Bauer.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 7. 19. Juli 1835.

Memoiren der Herzogin von Abrantes, oder historische Denkwürdigkeiten über Napoleon, die Revolution, das Directorium, das Consulat, das Kaiserreich und die Restauration. Aus dem Französischen übersetzt von L. von Alvensleben. Fünfter bis zehnter Band. Leipzig, Allgem. niederländ. Buchhandlung. 1832—34. Gr. 8. Preis für Band 5—12. 12 Thlr.*)

Das Interesse dieser Denkwürdigkeiten vermindert sich nicht, wenngleich die nahen Verhältnisse der Verfasserin zu der Familie Bonaparte, der in derselben eingekehrten höfischen Formen halber, nicht aufgelöst, doch mehr verflacht werden. Immer bleibt die Herzogin von Abrantes ein durch Geist und Liebenswürdigkeit ausgezeichnetes Mitglied des engern Hofcirkels. Schon der erste Consul, noch mehr der Kaiser hegte die Ueberzeugung, daß Junot's Gemahlin wie deren Mutter, Fr. von Permon, seine Widersacherinnen wären, seine Feinde bei sich sähen und deren Treiben beriethen. Hieraus entsteht eine gegenseitige Spannung, welche Veranlassung wird, daß sich unsere Erzählerin in der schönen, bei Frauen besonders erfreulichen Gemüthlichkeit zeigt, indem sie keine Gelegenheit vorüberläßt, den vielfach herzloser Härte angeklagten Kaiser zu vertheidigen und ihn als für sanftere Gefühle empfänglich zu zeigen. Die hieraus erwachsende Parteilichkeit übersieht auch das Unverzeihliche oder berührt es so leicht und schonend, daß diese Zahmheit weit besser entschuldigt als die Lobpreiserei des Las Cases, z. B. wenn die Herzogin darauf zurückkommt, daß zu den sonderbaren Liebkosungen des Kaisers, sogar gegen Damen, gehörte, sie in die Ohren zu kneifen und daran zu ziehen. Sie erzählt z. B., wie ihr solches selbst begegnet. „Ei, Ei! Madame, sprach der Kaiser, und zog mich dabei so derb am Ohre, daß er diesmal den Ohrring in der Hand behielt; ei, ei, sie schriftstellern! Ich liebe das nicht! doch dies thut nichts! Schicken Sie mir ihr Geschreibsel u. s. w." (Bd. VIII, Cap. XI.) Sie spricht sich über die Empfindungen, welche diese Roheit in Wort und That erwecken mußte, nicht aus und verweilt lieber dabei, von ihm zu rühmen: „er besaß, sobald er wollte, einen Zauber, welchem sich Keiner zu entziehen vermochte, und diesen Einfluß auf die Gemüther benutzte er auf eine würdige, edle Weise; nicht durch Schmeichelei oder Ueberlistung, welche seiner Herrschermajestät unwürdig gewesen wären; es war nur ein Blick, ein Lächeln; aber in jenem blitzte das Feuer des Himmels, in diesem sprach sich die Milde der Gottheit aus" (Bd. X, Cap. VI). Die unbegrenzte Huldigung des Kaisers gefährdet die Liebe für den Gemahl nicht; beide sind genau verbunden; darum läßt es die Herzogin Jedem hart empfinden, der auf den Einen oder auf den Andern eine Schuld wälzen will. Den höfischen Ränken spricht sie ein strenges Urtheil, ob sie sich gleich von denselben nicht frei hält; ihren Feinden aber stellt sie sich muthig entgegen, zuweilen ohne sie zu nennen, aber doch so bezeichnend, daß sich der Gemeinte erkennen kann. Wo sie ihnen nicht ausführlich Rede steht, verheißt sie in der Fortsetzung dieser Denkwürdigkeiten und in andern Schriften mit ihnen anzubinden. Den meisten Verdruß macht ihr Las Cases, welcher aus seiner Unterhaltung mit Napoleon auf St.-Helena, unter dem 13. Juli 1816 berichtet: „Der Kaiser sagte, er habe für Junot unstreitig weit mehr als für Andere gethan. Was er ihm an Geld gegeben, sei kaum glaublich, und doch habe er immer nur Schulden gehabt. Er habe ganze Schätze durchgebracht, ohne Ehre davon zu haben, ohne Ueberlegung, ohne Geschmack und nicht selten bei den gemeinsten Ausschweifungen. Junot ist zu Paris in seinem schönen Palaste nach einem derben Frühstücke bei der leisesten Mahnung des unbedeutendsten Gläubigers mehr als einmal in Wuth gerathen und hat gedroht, ihn mit dem Säbel zu bezahlen. Nicht als Souverain, sondern aus Liebe zu Junot und als Landsmann seiner Frau ließ ich, sagte der Kaiser, diese einst zu mir rufen, um ihr über den ungemessenen Aufwand ihres Mannes, über die Menge von Diamanten, die sie seit dessen Rückkehr aus Portugal unbedacht zur Schau legte, über ihre eignen, innigen Verbindungen mit Fremden, die für die Politik nicht gleichgültig blieben, einige väterliche Vorstellungen zu machen. Die Dame nahm aber den gutgemeinten Rath sehr übel und behandelte mich wie einen Schuljungen, worauf ich sie fortschickte und ihrer eignen Führung überließ. Mit Junot, fuhr der Kaiser fort, war ich im russischen Feldzuge unzufrieden. Man erkannte ihn nicht mehr, er beging einige Hauptfehler, die uns sehr theuer zu stehen kamen." Las Cases fügt hinzu: „Nach der Rückkehr von Moskau verlor Junot eben darum das Gouvernement von Paris und wurde nach Venedig geschickt. Diese Art von Ungnade machte der Kaiser beinahe in demselben Augenblicke dadurch wieder gut, daß er ihm das Generalgouvernement von Illyrien übertrug; allein der Schlag war einmal geschehen. Sonderbarkeiten, die man an Junot als Folge seiner Ausschweifungen schon seit einiger Zeit wahrgenommen, brachen in völligen Wahnsinn aus; man mußte sich seiner Person versichern und ihn in seine Heimat, in das väterliche Haus bringen lassen, wo er bald darauf, von seinen eignen Händen verstümmelt, elenderweise zu Grunde ging." Im vierten Capitel des zehnten Bandes der Denkwürdigkeiten kommt sie darauf zu sprechen; die Leichtfertigkeit, mit welcher sie über die ihr und ihrem Gemahle gemachten kaiserlichen Anschuldigungen hinstreift, soll dem verhaßten Las Cases nicht zu gute kommen. Er wird verächtlich behandelt, da es schwierig sein mochte, ihn zu widerlegen; zuvor Bemerkungen. „Der Kaiser hatte viel Geschäfte", sagt die Frau Herzogin; „jeden Monat legte ihm Hr. Estève eine Ausarbeitung vor in Bezug auf seine Privatkasse und auf das Finanzwesen seines Hauses. Es fanden sich sehr oft Ersparnisse; dann entwarf der Kaiser eine Liste und vertheilte dieselben unter seine Heerführer. Mehre waren jung, liebten das Vergnügen, vielleicht selbst den Prunk, und warum sollten sie es nicht? Ein Prachtleben erschien ihnen doppelt angenehm nach jahrelangem Aufenthalte unter dem Zelte, in den Sandwüsten Afrikas oder in dem Kothe Polens, auf den Schneefeldern Sibiriens oder zwischen Spaniens Felsen. Bei dem Anblicke ihrer schönen sammetnen Bettvorhänge mit goldnen Franzen, hinter denen sich ein verstümmeltes Haupt, von tiefen Narben zerrissene Arme verbargen, oder eine von dem Säbel und dem Degen der Feinde gefurchte Brust, die sich jetzt dieses glücklichen Daseins freute, war es angenehm sich sagen zu können: ich verdanke dieses meinem Muthe, meinem schönen Benehmen! Und dieses konnten viele Heerführer Napoleon's mit edelm Stolze von sich sagen. Der Kaiser begriff, daß er Leute, die ihr Leben aufs Spiel setzten, auf ausgezeichnete Weise belohnen müsse; er wußte recht gut, daß Arme und Beine, wie ein zersetzter Körper eine Waare sind, die im höchsten Preise stehen, wenn sie anders als verkäuflich zu betrachten sind. Daher geschah es, daß er sie mit Gunstbezeigungen überhäufte, die Tapfern und Getreuen, welche um den von ihren Armen gestützten Thron standen. Uebrigens ist Napoleon, so mistrauisch er auch gegen die menschliche Natur war, in seinen trüben, mürrischen Vorstellungen von derselben dennoch hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Erst vor wenigen Tagen erfuhr ich nämlich, wie bei jener allmonatlichen Vertheilung der Fonds der General Dubinot, welcher bei der Rheinarmee stand und dessenungeachtet

*) Ueber den ersten bis vierten Band wurde in Nr. 123 d. Bl. f. 1833 berichtet. D. Red.

bei dem Kaiser nicht dieselben Rechte hatte wie seine Getreuen, jeden Monat eine Gratification von 8—10,000 Franken erhielt, und daß diese Freigebigkeit geraume Zeit fortgedauert hat. — Sicher hat der Kaiser von dem Marschall Oudinot ebenso wie von Junot gesprochen. Ohne Zweifel hat er in Bezug auf ihn ebenso bittere Betrachtungen angestellt, als diejenigen waren, welche uns Hr. Las Cases über Junot hinterbracht hat. Warum hat er uns denn jene nicht mitgetheilt? Es müßte sehr drollig sein, wenn ich den Grund davon anführen könnte." — Auf die Frage: Ob die Herzogin dem Las Cases antworten werde? erfolgt ein unbedingtes Ja. Sie kann die Erbitterung gegen Junot nicht begreifen, doch nennt sie jene nachtheiligen Aeußerungen „eine Sotie, womit er ihn und mich umgeben hat, indem er uns opferte (?), mehr als hätte er uns ein eignes Capitel gewidmet." Mit der Frage: „Wer ist dieser Mann?" verdirbt sie sich das Spiel, denn die Antwort liegt nahe: Las Cases, ohne sich in den Tagen des höchsten Kaiserglanzes besonderer Gunst erfreuen zu können, ward bei der Zertrümmerung des Kaiserthrones unwiderstehlich an Napoleon gefesselt, entsagte Allem, um ihm nahe bleiben zu dürfen, und erlangte durch die resignirteste Treue des Kaisers volles Vertrauen. Sie aber, die beleidigte Frau Herzogin, antwortet: „Bedenken Sie, daß es hundert Kammerherren gab; daß dieses Planeten eines niedrigen Ranges waren (diejenigen, welche Geist haben, werden mich schon verstehen, was ich damit sagen will), als daß ein Mensch wie Hr. v. Las Cases, welcher nie zu meiner Gesellschaft gehörte, von Niemand im Schlosse gekannt war, wie er selbst dies sagt, trotz seiner außerordentlichen Eitelkeit; bedenken Sie doch, daß es ganz natürlich, wenn er mir unbekannt ist. Dieses befremdet mich weit weniger als seine feindselige Gesinnung gegen Junot." — Eine Engländerin Lady Cla—g, mit welcher Las Cases in Verhältnissen stand, wird herangezogen, das Räthsel zu lösen, ohne daß die holde Memoirenschreiberin auf die Sache selbst einzugehen wagt. Mit triumphirender Miene, recht nach Frauenart, läßt sie dann den Faden fallen und führt die Unterhaltung auf die Königin Hortensia zurück. Am wenigsten unter den weiblichen Mitgliedern der Kaiserfamilie ist sie mit der Großherzogin von Berg, nachheriger Königin von Neapel, zufrieden, welche zu Junot in einem zur Eifersucht berechtigenden Verständnisse stand, als die Ursache von Junot's Versetzung von Paris angegeben wird und manche Spannung herbeiführte. Auch hier treffen wir Züge sinniger Gemüthlichkeit: die liebende Frau weiß den flüchtigen Gemahl zu entschuldigen, ohne der Nebenbuhlerin harte Vorwürfe zu machen. „Das Großartige, die magische Pracht in alle Dem, was den Kaiser umgab, diese Feste mit der Menge von Diamanten, Geschmeide und Blumen, diese Liebeshändel und Intriguen —" wer kann es der einst schönen Frau verdenken, wenn sie aus dem Witwenstande und bei wachsendem Alter mit Wehmuth nach der paradiesischen Jugend zurückblickt? Diese ernste Stimmung gestaltet sich tragisch, wenn sie ihres Vaterlandes, des von Napoleon verherrlichten Frankreichs gedenkt: „Ich bin nur ein Weib — aber meine Hände sind geballt, meine Brust ist geschwellt, meine Augen sind von Thränen erfüllt, mein Herz pocht wild — ich bin nur ein Weib! Aber ich habe die ganze Herrlichkeit der Republik und des Kaiserreichs gesehen, ich bin Französin — eine Frau, die ihr Vaterland liebt, die Freudenthränen vergossen bei dem Anblicke der dreifarbigen Fahnen. Was würde diese Frau wol gesagt haben, wenn sie das Wort Waterloo in eben den Sälen gehört hätte, deren einige noch jetzt von dem Freiheitsrufe aus der schönen Zeit des Convents widerhallen, während die übrigen stets von der Herrlichkeit des Kaiserreichs erglänzen, trotz des Schleiers, mit welchem man sie bedeckt."

Wie viele Stellen lassen sich aus diesen Denkwürdigkeiten ausheben, die gelesen und wiedergelesen zu werden verdienen, ja dann erst in ihr rechtes Licht treten! Dieses muß besonders der Classe von Lesern empfohlen werden, welche nur lustige Anekdoten aus dem nach seinem innern Wesen sehr ernst bedeutungsvollen Geplauder der Herzogin zu schöpfen wissen, z. B. es wiederzuerzählen nicht aufhören, daß die Prinzessin von Würtemberg bei der Toilette vor ihrer ersten Zusammenkunft mit dem Könige Hieronymus das Hemd vermißte und, da der die Wäsche enthaltende Packwagen schon abgefahren war, von der Herzogin Wäsche leihen mußte; doch waren die Battisthemdchen der corpulenten deutschen Prinzessin viel zu eng; um sie überziehen zu können, mußten sie aufgeschlitzt werden u. s. w.

Der zehnte Band dieser Denkwürdigkeiten schließt mit den Vermählungsfesten des neuen Königs von Westfalen und mit der denkwürdigen Zusammenkunft Napoleon's und Lucian's, welche die Spannung der Brüder bedeutend vermehrte. Die Herzogin von Abrantes hat es nicht verschwiegen, daß sie aus der rückständigen Periode noch bedeutende Mittheilungen auf dem Herzen hat; ihren Erzählungen wird es an theilnehmenden Zuhörern nicht fehlen. 25.

Geschichte der Staatswissenschaft von J. Weitzel. Zweiter Theil. Stuttgart, Cotta. 1833. Gr. 8. 2 Thlr.

Ueber den ersten Theil dieses geistreichen und interessanten Werkes haben wir bereits in Nr. 219 und 220 d. Bl. f. 1833 Bericht erstattet. Das Urtheil, welches wir dort aussprachen, können wir nach Lesung des zweiten Theiles nur bestätigen. Der Verf. zeigt sich uns überall als ein heller Kopf und als ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat; als ein unbefangener und scharfer Beobachter, der die Resultate seines Denkens mit lebensvoller Frische offen und frei dem Auge der Welt darlegt. Wahrheit, reine lautere Wahrheit ist das einzige Ziel seines Strebens, sie nur will er uns geben und hat sie uns gegeben. Er hat mehr für den Menschen als für den Gelehrten geschrieben, mehr für das Leben als für die Wissenschaft. Er wird sich dadurch den Tadel Vieler zuziehen, den Tadel aller Derer, welche, nicht ohne von dem Titel des Werkes dazu verführt zu sein, eine gelehrte Entwickelung der wissenschaftlichen Fortbildung der Doctrin erwarten, deren Geschichte angekündigt wird; aller Derer, welche einer Wahrheit nur dann Glauben schenken, wenn sie mit seitenlangen Citaten aus literarischen Notabilitäten verbrämt und in einer möglichst unverständlichen Kunstsprache vorgetragen ist. Nicht ganz mit Unrecht wird man aber dem Verf. den Vorwurf machen, daß er seine eigentliche Aufgabe nicht fest genug im Auge behalten und nicht gründlich und systematisch genug zu Werke gegangen sei. Er selbst scheint dies gefühlt zu haben und sucht daher diesem Vorwurf durch sein Vorwort zu begegnen. Hier bezeichnet er die Aufgabe näher, welche er sich bei seiner Arbeit gestellt, und diese Aufgabe scheint er uns vollkommen gelöst zu haben. Der Abschnitt in der Geschichte, welchen der Verf. in dem vorliegenden zweiten Theile seines Werkes behandelt, umfaßt den folgereichen Zeitraum von dem Anfang der französischen Revolution bis zur Restauration. Unter Restauration versteht der Verf. aber nicht blos die Wiedereinsetzung der Bourbons nach Napoleon's Sturz, sondern die Wiederherstellung des Zustandes von Europa, wie er vor der Revolution gewesen. Wie nun die französische Revolution allmälig sich entwickelt, den Sieg über das Königthum davongetragen, endlich aber der Legitimität wiedererlegen ist, welche Vortheile die Gegenwart aus der jüngsten Vergangenheit ziehen und welche Lehren die Staatswissenschaft und die Staatsweisheit daraus schöpfen kann, das zu zeigen, ist die Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hat. Die Staatswissenschaft in ihrem jetzigen Zustande ist von ihm kaum berührt worden. Er hat sie einem besondern Werke vorbehalten, welches das politische Streben und die staatswissenschaftlichen Leistungen unserer Zeit entwickeln soll, dessen Erscheinen indeß einen günstigern Zeitpunkt erwartet. Alles, was mit dem Kampfe zwischen der Legitimität und der Revolution, welchem das vorliegende Werk vorzugsweise gewidmet ist, nicht in naher Beziehung steht, hat der Verf. deshalb aus dem Kreise seiner jetzigen Arbeit ausge-

Die Heidenmühle. Ein Roman von Daniel Leßmann. Zwei Theile. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1833. Kl. 8. 3 Thlr.

Man hat in diesem letztwilligen Vermächtniß des unglücklichen Daniel Leßmann einer Aufklärung über seinen selbst bereiteten Tod oder dessen Motive nachgespürt; aber vergeblich. Man fand keinen Ausspruch, keine definitive runde Erklärung, worauf man sich hätte stützen können; ja, man fand nicht einmal den wilden Humor oder die Sprache der Verzweiflung und Lebensverachtung, die man in diesem Roman zu finden hoffte und aus müßiger Lust an der Qual Anderer auch zu finden wünschte; es gab keine Stelle in dem weiten Umfang des Buchs, die auf eine zerrissene Seelenstimmung des Verfassers, auf ein prävalentes psychisches oder physisches Leiden bestimmt hingewiesen hätte. Daß der junge Windham, eine Nebenfigur des Romans, als ein unglücklicher abgewiesener Liebhaber einen freiwilligen Tod wählt, schien ein beachtenswerther Fall; aber es ließ in Leßmann's Leben kein analoges Liebesunglück sich aufspüren. Wenn es demnach unmöglich ist, die nächsten Motive seines Todes in diesem hinterlassenen Werke zu entdecken, so dürfte es um so leichter sein, die entferntern aufzufinden, dem Verstorbenen in diesem Romane an den Puls zu fühlen und nach den fieberhaften Symptomen zu beurtheilen, wie und an welcher Krankheit und bis zu welchem Grade derselbe gelitten hat. Und insofern ist dies Buch ein höchst beachtenswerthes, merkwürdiges und psychologisch wichtiges. Offenbar haben wir in diesem Romane eine ungesunde, schwindsüchtige Schriftstellernatur vor uns, deren Säfte von Haus aus nicht so verdorben und stockend sein mochten, als sie im Verlauf geworden sind; wir haben einen unheilbaren Kranken vor uns, der in, während und mit diesem Roman dem psychischen Tode entgegeneilte, und der, an sich und seinem Talente verzweifelnd, seinen Leib als das Gefäß, welches ein unlauteres, fressendes und abschmeckend werdendes Getränk einschloß, eigenwillig zertrümmerte. Aller Orten bekundet sich in diesem Roman ein niedergedrücktes, erschlafftes Gemüth, das nicht einmal mehr im Stande ist, seine Bitterkeit deutlich und in gehöriger Potenz auszusprechen, seine Zerrissenheit zur Schau zu tragen, seine Leiden dem Leser mitzutheilen und durch diese Mittheilung sich zu erleichtern; vielmehr ein Gemüth, welches die größere Hälfte seines Jammers verschluckt, in sich hineinknirscht und durch allerlei seltsame Mittel und Fechterstreiche, durch das Haschen nach Kleinstädterei, langweiligen Situationen und oberflächlichem Humor sich zu betäuben strebt. Unter allen Unglücklichen sind Diejenigen die elendesten, die ihre Leiden weder sich gestehen noch Andern mittheilen wollen, die in den Fadheiten des Lebens ihre Ausflüchte und Zerstreuungen suchen und mit der Jämmerlichkeit einer erzwungenen Komik ihre Zerrissenheit verdecken und bemänteln. Es ist der Humor, der an sich selbst verzweifelt, der das Leben, aber nicht den Spaß des Lebens aufgibt und an der Lust festhält, wie der fallende Krieger an der durchlöcherten Fahne, die er vertheidigen soll. Insofern erscheint Leßmann in diesem Roman als ein sterbender Held. Er lächelt immer noch, aber sein Lächeln ist zweideutig, verdächtig und verbirgt nur halb den Schmerz, der in seinem Innern haftet und zehrt. Der Humor in diesem Romane ist krampfhaft, gewaltsam, ohne Anschaulichkeit, ohne Wahrheit, breit und in vollständiger Auflösung begriffen. Das tertium comparationis fehlt fast überall. Die Situationen beschränken sich auf die gewöhnlichsten Ereignisse, auf die langweiligsten Orte, eine gutmüthige Wassermühle, einen geräuschvollen Gasthof, die Geburtstagsfeier des durchlauchtigen Landesherrn mit Feuerwerk und Lottobuden, einen Polterabend, dessen Beschreibung nah an funfzig Seiten umfaßt, endlich auf kleinstädtische Zwischenträgereien und klatschhafte Verleumdungen. Leßmann fühlte, wie sein Geist immer mehr unter seinen Füßen entwich, wie seine Hoffnungen unter ihm zusammenbrachen, wie er, als echter Poet kleinstädtisch provinziell gesinnt, an den complicirten Verhältnissen einer großen deutschen Stadt sich aufrieb, die vielleicht weniger als irgend eine andere geeignet ist, einem poetischen Gemüth die erfoderliche sowol leibliche als geistige Nahrung zu gewähren und den Tummelplatz abzugeben, worauf die verschiedenen literarischen Individuen sich auslassen und ergehen können. Der reine prunklose Enthusiasmus macht in unserer norddeutschen Hauptstadt lächerlich; offenherzige Freimüthigkeit gilt für Einfalt oder unerträgliche Caprice, Schein verdrängt das Wesen, Lüge die Wahrheit, Effect die Größe, und auf Ruhekissen und Federwulsten dehnt und zerrt sich die Bequemlichkeit der Patricier und Aristokraten und erhebt sich nur vor den Ebenbürtigen feierlich langsam. Der dies Talentvolle ohne Rang, Stand und Namen bleibt in den Augen der avancirten und decorirten Gelehrten Plebejer und dient höchstens als Fußschemel oder Lohnknecht. Die Gesellschaften rekrutiren sich nur aus ihren nächsten vornehmen Umgebungen; die Persönlichkeiten sperren sich gegeneinander ab wie zur Zeit der schweren Noth und der Pest; es schreckt der Stolz der Behörden den Einzelnen, und was man, dem Zeitgeist allmälig weichend, für das Allgemeine thut, das begleitet man mit einer den Werth und Genuß der Gabe schwächenden huldvollen Miene der Gnade und mit patriotischen Herzensergießungen. So muß endlich die Rührigkeit der poetischen Naturen ins Stocken und Stagniren kommen. Es tritt ein Stillstand ein und, wenn man nicht gelernt hat, die glänzenden Fadheiten und Langweiligkeiten des Lebens liebzugewinnen, eine Verzweiflung, die dem psychischen Tode analog ist. Diesem psychischen Tode zu entgehen, wählte der höher ausgestattete Leßmann den physischen. Und wäre die gangbare Annahme von seinem Selbstmorde eine falsche, so wird dadurch unsere Annahme von dem durch diesen Roman angekündigten literarisch-geistigen Tode Leßmann's im Vergleich zu seinem frühern frisch lebendigen Humor nicht widerlegt. Sein vorliegendes opus posthumum ist ein selbst in seinem Verfall noch würdiger edler Rest eines reichen Talents. Die Composition ist, allen Kleinlichkeiten und humoristischen Quisquilien zum Trotz, wohl angelegt, die Durcharbeitung zwar peinlich, aber auch fleißig, folgerecht und kunstvoll, die Charaktere, besonders die weiblichen, fest und sicher gehalten und der des Matthias, der leider nur spärlich auftritt, bis zur Poesie gesteigert. Vor Allem lobenswerth ist die Durchsichtigkeit und Klarheit des Ganzen, die vorwaltende reale Grundlage, die gewissermaßen britische Praxis. Leßmann würde als Engländer, aufgewachsen unter freien Institutionen, freien Bürgern und großartigen Lebensverhältnissen, Gediegenes geleistet haben. So bleibt der vorliegende Roman mehr seiner Schwächen als seiner Vorzüge wegen interessant für den Psychologen und Menschenbeobachter, der aus ihnen die krankhafte Anlage und die für den Tod reife Natur des Verfassers erkennt.

148.

Anfrage.

Der „Neue deutsche Merkur", eines von den Journalen aus dem Schlusse des vorigen und dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts, welche eher als manches neuere selbständige Buch verdienen der Nachwelt erhalten zu werden, erwähnt im Jahrgang 1797 eine dramatisch-satyrische Rhapsodie von Joh. Falk, „Die Schuhu" betitelt, deren Aufführung ihm eine anonyme Zuschrift von Berlin zuzog, die der damaligen Zeit, wenn man anders daraus auf den Zeitgeist schließen kann, keine Ehre macht. In jener Posse ist die Göttin Moria auf einem Throne von leeren Bücher- und Journalumschlägen postirt, wie die Göttin sagt, von seelenlosen Körpern ungeborener deutscher Autoren, deren resp. Geister gegen die leipziger Ostermesse in ihrem Tempel zu Tausenden erscheinen, um sich zahm in einen ihr beliebigen Körper von Schweins-, Kalbs- oder Schafleder einkleiden zu lassen. Ist dieses satyrische Drama gedruckt und wo?

90.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 201. — 20. Juli 1835.

Das Wirken der Staatsregierung und Stände des Königreichs Sachsen, nachgewiesen aus den Ergebnissen des ersten constitutionnellen Landtags nach dem Eintritt der Verfassungsurkunde vom 4. September 1831 von Z. A. H. Leipzig, Vogel. 1834. Gr. 8. 18 Gr.

Der Verf. vorstehender Schrift ist bekanntlich der sächsische Staatsminister der Finanzen, von Zeschau, ein ebenso klarer und heller Kopf, als rüstiger und gewandter Arbeiter, welcher seine hohe Stellung mit Würde und Geschicklichkeit ausfüllt und, wie derselbe noch neuerlich in den Zollverbandsangelegenheiten gezeigt hat, schwierige Verhältnisse mit sicherm Takte zu lösen versteht. Auch der letzte Landtag gab ihm häufig Gelegenheit, seine Talente in einem günstigen Lichte zu zeigen. Er handelte den Ständen gegenüber mit aller der Offenheit, Geradheit und Aufrichtigkeit, welche seine Stellung ihm erlaubte, und war ebenso geneigt, abweichenden Ansichten und Ideen Raum und Eingang zu verstatten, als er mit Beharrlichkeit, Eindringlichkeit und Glück Dasjenige zu vertheidigen wußte, was er seiner Ueberzeugung nach und im Interesse der Staatsregierung durchsetzen zu müssen glaubte. Ein besonderes Verdienst hat er sich um den letzten Landtag noch durch die gegenwärtige Schrift erworben, welche uns nicht blos das Wirken und die wohlwollenden Absichten der Staatsregierung, sondern auch die Thätigkeit der Stände in einem sehr vortheilhaften Lichte zeigt. Wir sind weit davon entfernt, zu behaupten, daß der Verf., um dieses vortheilhafte Licht hervorzubringen, zu einer falschen Darstellung thatsächlicher Verhältnisse oder leeren Lobpreisungen seine Zuflucht genommen habe; doch läßt sich nicht verkennen, daß er die Mängel, an welchen der erste constitutionnelle Landtag Sachsens litt und zum Theil leiden mußte, weniger hervorgehoben und manche Blöße und Schattenpartie den Augen seiner Leser nicht aufgedeckt hat. Es war ihm hauptsächlich darum zu thun, die Einigkeit und das einträchtige Zusammenwirken der Regierung und Stände zu zeigen, und aus der Masse des zu verhandelnden Materials und dem Umfange und der Anzahl der zu Stande gebrachten Arbeiten die Ueberzeugung herzuleiten, daß die ungewöhnlich lange Dauer des Landtags (über 21 Monate, vom 27. Jan. 1833 bis zum 30. Oct. 1834) gerechtfertigt und Zeit und Geld nicht ohne Nutzen für das Land aufgewandt worden seien. Diesen an sich lobenswerthen Zweck erreicht er durch seine Schrift nicht nur vollkommen, sondern liefert zugleich in derselben einen klaren und zuverlässigen Ueberblick über die Resultate der ständischen Thätigkeit und die Fortschritte, welche in Entwickelung der Verfassungsurkunde und einer zeitgemäßen Umbildung des Staatsorganismus in Sachsen gemacht sind. Seine Darstellung und Schreibart ist einfach, klar und allgemein verständlich. Von Raisonnements hält er sich fern und läßt nur Thatsachen reden, welche mit großer Genauigkeit, Uebersichtlichkeit und möglichster Vollständigkeit zusammengestellt und, wie sich bei der hohen Stellung des Verf. erwarten läßt, aus den zuverlässigsten und besten Quellen geschöpft sind. Seine Arbeit ist deshalb nicht blos für den sächsischen Staatsbürger, welcher nicht Zeit und Lust hat, die weitläufigen ständischen Verhandlungen und die voluminösen Landtagsacten seinem besondern Studium zu unterwerfen, ein höchst nöthiges und nützliches Handbuch, sondern gewährt auch dem Ausländer Gelegenheit, sich in der Kürze über die neuesten Ergebnisse der legislativen Thätigkeit in Sachsen aus authentischer Quelle zu unterrichten.

Es dürfte denjenigen Lesern d. Bl., welchen die Fortbildung des Staatslebens in den einzelnen Ländern unsers Vaterlandes nicht gleichgültig ist, nicht unwillkommen sein, wenn wir sie an der Hand des Verf. der erwähnten gehaltreichen Schrift in aller Kürze auf die neuesten Erzeugnisse der gesetzgeberischen Thätigkeit in Sachsen aufmerksam machen.

Nachdem der Verf. einen Blick auf die Geschichte der Verfassung Sachsens vor der Constitution vom 4. Sept. 1831 geworfen und mit wenigen Worten die Entstehung der jetzigen Constitution berührt hat, geht er zu den Veränderungen über, welche als nothwendige Folge der neuen Verfassung anzusehen sind, und untersucht dann, welche Aufgaben sich die Regierung und die Stände gestellt, um daraus zu beurtheilen, welche von diesen Aufgaben bereits jetzt, und welche in Zukunft noch zu lösen sind.

Um die verfassungsmäßige Wirksamkeit der Stände ins Leben rufen zu können, mußte zunächst ein Wahlgesetz erlassen werden, welches bereits unterm 24. Sept. 1831 publicirt wurde, aber anerkanntermaßen an vielen, noch nicht geheilten Mängeln leidet. Dann mußten die

verfaſſungsmäßigen Miniſterialdepartements und das Geſammtminiſterium gebildet werden. Ihr Geſchäftskreis wurde durch eine Verordnung vom 7. Nov. 1831 feſtgeſtellt und dem neuerrichteten Staatsrathe die Entſcheidung etwaniger Competenzzweifel zwiſchen Juſtiz- und Verwaltungsbehörden durch eine Verordnung vom 16. Nov. 1831 bis auf Weiteres übertragen. Seine Thätigkeit hat ſich indeß in dieſer Beziehung zu äußern noch nicht Gelegenheit gehabt, doch möchte ſie in Zukunft bei der größern Trennung der Verwaltung von der Juſtiz öfter in Anſpruch genommen werden. Endlich durfte es an beſtimmten Vorſchriften über den Geſchäftsgang bei den ſtändiſchen Verhandlungen nicht fehlen. Die Regierung fertigte den Ständen mittels Decrets vom 27. Jan. 1833, dem Eröffnungstage des erſten conſtitutionnellen Landtags Sachſens, den Entwurf einer Landtagsordnung zu, nach welcher man, obwol ſich anfangs viele Stimmen dagegen erhoben, doch mit einigen Modificationen während des begonnenen Landtages zu gehen beſchloß.

Zu Dem, was im Allgemeinen zur Ausführung der in der Verfaſſungsurkunde enthaltenen Beſtimmungen geſchah, iſt zu zählen: 1) die Bildung des Staatsgerichtshofes. Die Wahl der geſetzlichen Formen des Verfahrens iſt einſtweilen dem hohen Gerichte ſelbſt überlaſſen, doch am 26. Febr. 1834 durch ein Decret, welches den Ständen von der Verpflichtung und Einweiſung der Mitglieder des Staatsgerichtshofes Nachricht gibt, ihnen die Zuſicherung ertheilt worden, daß der nächſten Ständeverſammlung ein Entwurf des über das Verfahren zu erlaſſenden Geſetzes vorgelegt werden ſolle. Außer einigen Beſtimmungen über das Wahlverfahren iſt hier als eins der wichtigſten, den Staatseinrichtungen im Allgemeinen angehörigen Geſetze zu erwähnen: 2) das Geſetz über die Verhältniſſe der Staatsdiener, deſſen Entwurf am 27. Jan. 1833 an die Stände gelangte. Es wurde darin der Begriff der Staatsdiener bezeichnet, die Widerruflichkeit des Staatsdienſtes für eine gewiſſe Reihe von Jahren ausgeſprochen, die Anſtellung gegen Kündigung in gewiſſen Fällen eingeführt, über die Verpflichtung, zu Vermeidung der bisher zu oft bei jedem Stellenwechſel wiederkehrenden Vereidungen, allgemeine Normen feſtgeſetzt, über das dem wirklichen Gehalte beizuzählende Dienſteinkommen Vorſchriften ertheilt, die Zwangsmittel gegen ſäumige Diener und die Fälle der Quiescirung, Suspenſion und Remotion, mit dem dabei zu beobachtenden Verfahren geregelt, die Penſionsberechtigungen der Diener, deren Witwen und Waiſen genau beſtimmt und unter Aufhebung der bisher üblich geweſenen zweimonatlichen Gehaltsabzüge zum Prämien- und allgemeinen Armen- und Verſorgungsfonds, gewiſſe Abzüge von dem Gehalte zum Penſionsfond angeordnet. Die Freiheit, welche in dieſem Entwurfe in Bezug auf die Entfernung und Entlaſſung der Staatsdiener der Verwaltung eingeräumt wurde, erregte in der erſten Kammer lebhaften Widerſpruch und man fürchtete, daß dadurch ein Abhängigkeitsverhältniß herbeigeführt werden könne, welches der Würde und Unparteilichkeit der Beamten nachtheilig ſein könnte. Die zweite Kammer fand aber in der Verantwortlichkeit der Miniſterialvorſtände den ſicherſten Schutz gegen Willkür, in dem conſtitutionnellen Principe ſelbſt aber die Nothwendigkeit, der Regierung bei der Wahl, Anſtellung und Entlaſſung der Diener möglichſt freie Hand zu laſſen. Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß die Anſichten der zweiten Kammer rationeller und der Theorie des conſtitutionnellen Staatsrechts angemeſſener waren, nur wäre freilich zu wünſchen, daß die Miniſterialverantwortlichkeit mehr zur Wahrheit würde, als dies bis jetzt bei uns in Deutſchland der Fall zu ſein ſcheint. Die Kammern ſuchten ihre entgegenſtehenden Anſichten möglichſt auszugleichen und gaben dann unter verſchiedenen Modificationen zu dem Geſetze ihre Zuſtimmung, deſſen Publication ganz kürzlich erfolgt iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mittheilungen aus der ruſſiſchen Literatur.

Aus einem in dem periodiſchen Blatte „Die nordiſche Biene" bruchſtückweiſe abgedruckten neuen ruſſiſchen Originalroman: „Postojaly Dwor" (die Herberge) entnehmen wir folgende Schilderung innerer ſittlicher Umgeſtaltungen, indem wir meinen, daß dies Bruchſtück, obſchon es den Gegenſtand in den Grenzen eines Novellengeſprächs behandelt, dennoch intereſſiren könne. „Die Geſammtheit unſerer Landsleute", ſprach Malow, „ſchreitet offenbar vorwärts auf der Bahn geſellſchaftlicher Ausbildung." — „Gewiß", entgegnete ſein Freund, „und nicht blos in geſellſchaftlicher Ausbildung, ſondern auch in ſittlicher. Dies wird beſonders Demjenigen bemerkbar, der ungefähr zehn Jahre hindurch aus der Hauptſtadt nicht in die Provinz gekommen iſt. Der Hauptvorſchritt beſteht in einem ſichtlich veränderten Benehmen des Höhergeſtellten gegen den Niedern und in einer zunehmenden ſittlichen Ausbildung, die an die Stelle der früher mit Gepränge ausgeübten kirchlichen Andacht tritt." — „Ich bin mit Ihnen einverſtanden, Alexius Paul's Sohn", erwiderte Malow, „und unterſcheide noch die Ausbildung der öffentlichen und der Privatmeinung. Sie beſtehen nebeneinander und obgleich ſie die allgemeinen Intereſſen betreffend ineinander greifen, ſobald ſie auf einen Gegenſtand, z. B. die Nationalität, ſich beziehen, ſo ſind ſie doch voneinander zu ſondern. Oft iſt die Privatmeinung gut, aber die öffentliche Meinung taugt nicht viel, es beherrſcht ſie zufällig eine lauberwälſche Minorität; oft iſt es umgekehrt. Die Eigenthümlichkeit des ruſſiſchen Volks drückt ſich meines Glaubens in der letzten Richtung aus. In Frankreich ſcheinen die Privatmeinungen der Conſequenz nicht zu entbehren, die öffentliche iſt aber alles Verſtandes baar. Dort iſt die öffentliche Meinung in einem fieberhaften Delirium, oder, beſſer geſagt, ſie hat faſt aufgehört, ſie iſt in dem widerſinnigen Spiel der Parteien aufgerieben worden. In England waltet der Dualismus. England iſt wie ein betrunkener Menſch, der verwirrt mit ſich ſelbſt ſpricht und dazu heftig mit den Fäuſten geſticulirt. Die Privatmeinungen, gut und ſchlecht, bilden eine öffentliche, von der Regierung geſonderte. Bei uns ſind die Privatmeinungen etwas dürr und dünn, die öffentliche iſt jedoch ſtark, in einer guten Richtung. Bei den Franzoſen, man mag ihre Sache ſchmücken und auslegen, wie man will, herrſcht der Privategoismus vor, bei den Engländern die Nationaleitelkeit, bei uns die Heimatsliebe, das heißt, daß das individuelle Ich keinen Anſtand nimmt, in dem allgemeinen Ich ſofort unterzugehen, wenn die Umſtände es erfodern. Mögen nun Fremde immerhin glauben, oder ſich den Anſchein geben, es zu glauben, daß wir das Oeffentliche aus der Acht laſſen, was verſchlägt uns ſolcher Glaube? Die bei uns vorherrſchende Meinung kann man mit derjenigen vergleichen, die im Schoos einer Familie gepflegt wird; es iſt nicht zu leugnen, daß in der Zahl vieler Familienglieder es misgeſchaffene geben kann; gleichfalls iſt nicht zu leug-

Ich habe mich bemüht, die Ausführungen des Herrn Vorredners, soweit sie sich auf die Ausführungen des Herrn Abgeordneten Dr. Hoffmann bezogen, zu widerlegen.

ge Hall, Oxford, for the use of the Bodleian Library.

Gerard, Alexander. An Essay on Genius. London: Printed for W. Strahan, and T. Cadell, in the Strand, 1774.

Gerard, Alexander. An Essay on Taste. Edinburgh: Printed for A. Millar, and A. Kincaid and J. Bell, 1759.

Gerard, Alexander. An Essay on Taste. Edinburgh: Printed for A. Millar, and A. Kincaid and J. Bell, 1759. Bodleian Library, Oxford.

Gerard, Alexander. An Essay on Taste. Edinburgh: Printed for A. Millar, and A. Kincaid and J. Bell, 1759. Bodleian Library, Oxford. Photograph.

Gerard, Alexander. An Essay on Taste. Edinburgh: Printed for A. Millar, and A. Kincaid and J. Bell, 1759. Bodleian Library, Oxford. Photograph. Accessed 12 March 2024.

Gerard, Alexander. An Essay on Taste. Edinburgh: Printed for A. Millar, and A. Kincaid and J. Bell, 1759. Bodleian Library, Oxford. Photograph. Accessed 12 March 2024. <https://www.bodleian.ox.ac.uk/>

Gerard, Alexander. An Essay on Taste. Edinburgh: Printed for A. Millar, and A. Kincaid and J. Bell, 1759. Bodleian Library, Oxford. Photograph. Accessed 12 March 2024. <https://www.bodleian.ox.ac.uk/> Reproduced with permission.

Gerard, Alexander. An Essay on Taste. Edinburgh: Printed for A. Millar, and A. Kincaid and J. Bell, 1759. Bodleian Library, Oxford. Photograph. Accessed 12 March 2024. <https://www.bodleian.ox.ac.uk/> Reproduced with permission. Shelfmark: 8° T 12 Art.

Gerard, Alexander. An Essay on Taste. Edinburgh: Printed for A. Millar, and A. Kincaid and J. Bell, 1759. Bodleian Library, Oxford. Photograph. Accessed 12 March 2024. <https://www.bodleian.ox.ac.uk/> Reproduced with permission. Shelfmark: 8° T 12 Art. Seal.

Gerard, Alexander. An Essay on Taste. Edinburgh: Printed for A. Millar, and A. Kincaid and J. Bell, 1759. Bodleian Library, Oxford. Photograph. Accessed 12 March 2024. <https://www.bodleian.ox.ac.uk/> Reproduced with permission. Shelfmark: 8° T 12 Art. Seal. Boxed.

Gerard, Alexander. An Essay on Taste. Edinburgh: Printed for A. Millar, and A. Kincaid and J. Bell, 1759. Bodleian Library, Oxford. Photograph. Accessed 12 March 2024. <https://www.bodleian.ox.ac.uk/> Reproduced with permission. Shelfmark: 8° T 12 Art. Seal. Boxed. Cropped.

Gerard, Alexander. An Essay on Taste. Edinburgh: Printed for A. Millar, and A. Kincaid and J. Bell, 1759. Bodleian Library, Oxford. Photograph. Accessed 12 March 2024. <https://www.bodleian.ox.ac.uk/> Reproduced with permission. Shelfmark: 8° T 12 Art. Seal. Boxed. Cropped. Final.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 202. — 21. Juli 1835.

Das Wirken der Staatsregierung und Stände des Königreichs Sachsen, nachgewiesen aus den Ergebnissen des ersten constitutionellen Landtags nach dem Eintritt der Verfassungsurkunde vom 4. September 1831 von Z. A. H.

(Fortsetzung aus Nr. 201.)

Gehen wir nun zu denjenigen Gegenständen über, welche den einzelnen Departements des Gesammtministeriums anheimfallen, so haben wir zuerst aus dem Justizdepartement eine veränderte Organisation der obern Justizbehörde und die Trennung der Verwaltungsangelegenheiten von diesen, die Herstellung eines geregelten Instanzenzuges und die möglichste Beschränkung der privilegirten Gerichtsstände als Aufgaben zu betrachten, welche das Justizministerium nach Paragraph 45, 49 und 55 der Verfassungsurkunde zu lösen hatte. Es wurden den Ständen unterm 9. Febr. 1833 drei hierauf bezügliche Gesetze vorgelegt, welche nach langen Berathungen und unter manchen nicht unwichtigen Modificationen die Zustimmung derselben erhielten. Durch das Gesetz über die höhern Justizbehörden wurde das Landesjustizcollegium, die Oberamtsregierung der Lausitz, das Oberhofgericht und der Schöppenstuhl zu Leipzig aufgehoben, und statt derselben vier Appellationsgerichte für das ganze Land eingeführt, welche in Civil- und Criminalsachen die zweite Instanz bilden, und über welchen als dritte Instanz ein Oberappellationsgericht, als beaufsichtigende Behörde aber das Justizministerium steht. Das Gesetz über die Competenzverhältnisse zwischen Justiz- und Verwaltungsbehörden verbreitet sich über den Wegfall der Gerichtsbarkeit der höhern Verwaltungsbehörden, über die Fälle, in welchen der Rechtsweg stattfinden soll, über die Competenz der Verwaltungsbehörden in Angelegenheiten des öffentlichen Rechts und die dabei eintretenden Beschränkungen, über die Competenz in Untersuchungssachen, über die Recurse in Verwaltungssachen und über die Entscheidung von Competenzconflicten. Das Gesetz über die privilegirten Gerichtsstände endlich hat in Beziehung auf den Gerichtsstand der Mitglieder des königl. Hauses, des Staatsfiscus, der Studirenden, der Staatsdiener, der Militairgerichtsbarkeit überhaupt, der Ehe- und Verlöbnißsachen sehr wesentliche Abänderungen getroffen, welche eine große Zahl der bisherigen privilegirten Gerichtsstände beseitigt und die Aufhebung des Kriegsgerichtscollegiums und die Entnahme der Ehesachen von den Consistorien zur Folge hat. Außerdem kam auch eine verbesserte Einrichtung der Untergerichte und eine Uebertragung der Criminalgerichtsbarkeit auf die landesherrlichen Justizbehörden zur Sprache. Die Regierung theilte den Ständen ihre Ansichten darüber unterm 23. Juli 1833 mit. In Bezug auf die Criminalgerichtsbarkeit hielt sie eine sofortige Uebertragung der Criminalrechtspflege an den Staat für zweckmäßig, hinsichtlich der Reorganisation der untern Justizbehörden machte sie aber zwei verschiedene Vorschläge. Einen radicalen, welcher dahin zielte, unter Aufhebung aller Patrimonialgerichtsbarkeit und der königl. Justizämter in ihrer jetzigen Gestalt, völlig geschlossene Gerichtsbezirke von 15—20,000 Seelen zu bilden und ihnen ein Collegium von Richtern vorzusetzen, doch so, daß die Collegialität mit den Vortheilen der Bureaukratie möglichst vereinigt werde, und einen vermittelnden Vorschlag, nach welchem die Patrimonialjurisdiction zwar aufrechterhalten, jedoch, vornehmlich in Bezug auf die Größe der Gerichtssprengel, zweckmäßiger organisirt werden sollte. Der radicale Vorschlag fand bei der zweiten Kammer viel Anklang, während sich die erste entschieden gegen Aufhebung aller Patrimonialjurisdiction erklärte, gegen Ueberweisung der Criminalrechtspflege an den Staat aber nichts einzuwenden hatte. Die zweite Kammer glaubte aber unter vorliegenden Umständen und im Hinblick auf die beantragte gänzliche Aufhebung der Patrimonialjurisdiction die Uebernahme der Criminalgerichtsbarkeit Seiten des Staates bis dahin beanstanden zu müssen, und erklärte sich gegen jede halbe Maßregel. Eine Vereinigung der abweichenden Ansichten ist, trotz aller Bemühungen, nicht erreicht worden und die ständischen Erklärungen liegen nunmehr der Regierung zur Prüfung vor. Ein Abgeordneter der zweiten Kammer (Eisenstuck) stellte ferner den Antrag, daß unverzüglich zur Entwerfung eines Criminal- und Civilgesetzbuches, sowie einer Proceßordnung verschritten und entsprechende Entwürfe den Kammern noch während des Landtages vorgelegt werden möchten. Um dem Einwurfe der Kürze der Zeit zu begegnen, schlug er vor, bei dem Civilgesetzbuche das östreichische, bei dem Criminalgesetzbuche und der Proceßordnung aber die Entwürfe zum Grunde zu legen, welche bereits früher im Auftrage der Regierung von tüchtigen Rechtsgelehrten

Ausgabe von Nr. 1 bis Nr. 10 000 000 (Zehn Millionen) gültig.

Die Ausgabe der Aktien erfolgt gegen Einzahlung des Nennbetrages.

Die Aktien sind mit Gewinnanteilscheinen versehen.

Die Aktien lauten auf den Inhaber.

Die Aktien werden in Berlin ausgegeben.

Die Aktien werden in Berlin ausgegeben.

Die Aktien werden in Berlin ausgegeben

Bezirksamt Rosenheim, Abteilung I, Nr. 1 — 1. Januar 1900

Name	Geburtsjahr	Beruf	Wohnort
Anton Bichler	1872	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	1874	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	1876	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	1878	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	1880	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	1882	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	1884	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	1886	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	1888	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	1890	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	1892	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	1894	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	1896	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	1898	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	1900	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	1902	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	1904	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	1906	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	1908	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	1910	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	1912	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	1914	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	1916	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	1918	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	1920	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	1922	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	1924	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	1926	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	1928	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	1930	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	1932	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	1934	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	1936	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	1938	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	1940	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	1942	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	1944	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	1946	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	1948	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	1950	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	1952	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	1954	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	1956	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	1958	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	1960	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	1962	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	1964	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	1966	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	1968	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	1970	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	1972	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	1974	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	1976	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	1978	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	1980	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	1982	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	1984	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	1986	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	1988	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	1990	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	1992	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	1994	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	1996	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	1998	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2000	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2002	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2004	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2006	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2008	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2010	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2012	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2014	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2016	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2018	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2020	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2022	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2024	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2026	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2028	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2030	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2032	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2034	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2036	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2038	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2040	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2042	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2044	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2046	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2048	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2050	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2052	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2054	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2056	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2058	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2060	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2062	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2064	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2066	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2068	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2070	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2072	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2074	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2076	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2078	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2080	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2082	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2084	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2086	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2088	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2090	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2092	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2094	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2096	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2098	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2100	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2102	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2104	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2106	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2108	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2110	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2112	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2114	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2116	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2118	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2120	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2122	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2124	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2126	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2128	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2130	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2132	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2134	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2136	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2138	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2140	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2142	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2144	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2146	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2148	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2150	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2152	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2154	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2156	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2158	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2160	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2162	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2164	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2166	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2168	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2170	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2172	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2174	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2176	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2178	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2180	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2182	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2184	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2186	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2188	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2190	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2192	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2194	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2196	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2198	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2200	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2202	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2204	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2206	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2208	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2210	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2212	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2214	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2216	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2218	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2220	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2222	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2224	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2226	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2228	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2230	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2232	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2234	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2236	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2238	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2240	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2242	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2244	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2246	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2248	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2250	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2252	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2254	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2256	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2258	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2260	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2262	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2264	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2266	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2268	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2270	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2272	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2274	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2276	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2278	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2280	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2282	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2284	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2286	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2288	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2290	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2292	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2294	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2296	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2298	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2300	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2302	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2304	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2306	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2308	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2310	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2312	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2314	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2316	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2318	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2320	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2322	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2324	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2326	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2328	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2330	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2332	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2334	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2336	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2338	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2340	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2342	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2344	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2346	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2348	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2350	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2352	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2354	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2356	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2358	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2360	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2362	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2364	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2366	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2368	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2370	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2372	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2374	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2376	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2378	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2380	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2382	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2384	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2386	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2388	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2390	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2392	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2394	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2396	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2398	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2400	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2402	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2404	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2406	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2408	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2410	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2412	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2414	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2416	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2418	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2420	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2422	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2424	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2426	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2428	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2430	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2432	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2434	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2436	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2438	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2440	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2442	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2444	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2446	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2448	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2450	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2452	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2454	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2456	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2458	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2460	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2462	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2464	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2466	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2468	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2470	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2472	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2474	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2476	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2478	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2480	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2482	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2484	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2486	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2488	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2490	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2492	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2494	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2496	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2498	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2500	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2502	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2504	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2506	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2508	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2510	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2512	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2514	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2516	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2518	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2520	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2522	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2524	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2526	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2528	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2530	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2532	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2534	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2536	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2538	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2540	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2542	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2544	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2546	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2548	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2550	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2552	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2554	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2556	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2558	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2560	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2562	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2564	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2566	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2568	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2570	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2572	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2574	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2576	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2578	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2580	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2582	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2584	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2586	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2588	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2590	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2592	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2594	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2596	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2598	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2600	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2602	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2604	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2606	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2608	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2610	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2612	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2614	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2616	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2618	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2620	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2622	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2624	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2626	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2628	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2630	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2632	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2634	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2636	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2638	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2640	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2642	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2644	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2646	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2648	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2650	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2652	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2654	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2656	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2658	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2660	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2662	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2664	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2666	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2668	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2670	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2672	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2674	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2676	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2678	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2680	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2682	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2684	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2686	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2688	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2690	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2692	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2694	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2696	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2698	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2700	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2702	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2704	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2706	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2708	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2710	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2712	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2714	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2716	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2718	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2720	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2722	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2724	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2726	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2728	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2730	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2732	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2734	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2736	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2738	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2740	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2742	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2744	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2746	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2748	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2750	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2752	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2754	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2756	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2758	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2760	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2762	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2764	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2766	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2768	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2770	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2772	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2774	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2776	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2778	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2780	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2782	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2784	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2786	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2788	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2790	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2792	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2794	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2796	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2798	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2800	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2802	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2804	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2806	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2808	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2810	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2812	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2814	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2816	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2818	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2820	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2822	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2824	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2826	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2828	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2830	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2832	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2834	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2836	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2838	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2840	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2842	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2844	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2846	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2848	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2850	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2852	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2854	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2856	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2858	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2860	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2862	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2864	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2866	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2868	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2870	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2872	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2874	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2876	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2878	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2880	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2882	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2884	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2886	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2888	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2890	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2892	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2894	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2896	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2898	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2900	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2902	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2904	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2906	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2908	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2910	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2912	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2914	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2916	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2918	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2920	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2922	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2924	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2926	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2928	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2930	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2932	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2934	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2936	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2938	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2940	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2942	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2944	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2946	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2948	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2950	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2952	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2954	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2956	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2958	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2960	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2962	Schreiner	Rosenheim
Karl Bichler	2964	Schreiner	Rosenheim
Peter Bichler	2966	Schreiner	Rosenheim
Paul Bichler	2968	Schreiner	Rosenheim
Wilhelm Bichler	2970	Schreiner	Rosenheim
Hans Bichler	2972	Schreiner	Rosenheim
Josef Bichler	2974	Schreiner	Rosenheim
Max Bichler	2976	Schreiner	Rosenheim
Franz Bichler	2978	Schreiner	Rosenheim
Georg Bichler	2980	Schreiner	Rosenheim
Ludwig Bichler	2982	Schreiner	Rosenheim
Heinrich Bichler	2984

der Bestimmung, daß die Gemeinden, welche Ausgaben für Kirchen- und Schulbauten machen, Beiträge zu leisten haben, wenn sie nicht selbst Patronatsherren sind, ist nicht zu rechtfertigen. Es ist ein Eingriff in die Rechte der Patronatsherren, wenn ihnen Lasten auferlegt werden, die sie nicht übernommen haben. Es ist ferner ein Eingriff in die Rechte der Gemeinden, wenn ihnen Lasten auferlegt werden, die sie nicht übernommen haben. Es ist ferner ein Eingriff in die Rechte der Gemeinden, wenn ihnen Lasten auferlegt werden, die sie nicht übernommen haben.

Es ist ferner ein Eingriff in die Rechte der Gemeinden, wenn ihnen Lasten auferlegt werden, die sie nicht übernommen haben. Es ist ferner ein Eingriff in die Rechte der Gemeinden, wenn ihnen Lasten auferlegt werden, die sie nicht übernommen haben.

Es ist ferner ein Eingriff in die Rechte der Gemeinden, wenn ihnen Lasten auferlegt werden, die sie nicht übernommen haben. Es ist ferner ein Eingriff in die Rechte der Gemeinden, wenn ihnen Lasten auferlegt werden, die sie nicht übernommen haben.

Es ist ferner ein Eingriff in die Rechte der Gemeinden, wenn ihnen Lasten auferlegt werden, die sie nicht übernommen haben. Es ist ferner ein Eingriff in die Rechte der Gemeinden, wenn ihnen Lasten auferlegt werden, die sie nicht übernommen haben.

Es ist ferner ein Eingriff in die Rechte der Gemeinden, wenn ihnen Lasten auferlegt werden, die sie nicht übernommen haben. Es ist ferner ein Eingriff in die Rechte der Gemeinden, wenn ihnen Lasten auferlegt werden, die sie nicht übernommen haben.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 203. — 22. Juli 1835.

Das Wirken der Staatsregierung und Stände des Königreichs Sachsen, nachgewiesen aus den Ergebnissen des ersten constitutionnellen Landtags nach dem Eintritt der Verfassungsurkunde vom 4. September 1831 von Z. A. H.

(Fortsetzung aus Nr. 202.)

Ueber Heimats- und Staatsbürgerrecht wurde den Ständen am 12. April 1833 ein Gesetzesentwurf vorgelegt, aus welchem man indeß der Kürze der Zeit wegen vorläufig nur die Bestimmungen über das Heimatsrecht in Berathung zog, welche auch angenommen wurden, obgleich sich viele Stimmen gegen die Erlangung des Heimatsrechts durch Ansässigkeit und Ertheilung des Bürgerrechts, verbunden mit mehrjährigem Aufenthalt, erhoben und dieselbe auf das Geborensein am Orte beschränkt wissen wollten. Das Gesetz über die Heimatsangehörigkeit ist ebenfalls bereits publicirt.

Ferner wurde den Ständen mittels Decrets vom 17. Oct. 1833 eine ausführliche Darstellung des Zwecks und Zustandes der allgemeinen Straf- und Versorgungsanstalten vorgelegt und damit Anträge auf Bewilligung vermehrter Mittel zur Erweiterung und Verbesserung derselben verbunden. Es wurde die Errichtung eines zweiten Zuchthauses zu Zwickau für 120 Individuen und einer Landarbeitsanstalt für 100—120 weibliche Vagabunden zu Waldheim bewilligt und die erforderlichen Mittel dazu mit 43,600 Thalern zu den Einrichtungskosten auf die Fonds der Anstalten und ein Mehrbedarf von 15,000 Thaler jährlicher Unterhaltungskosten auf das Staatsbudget angewiesen. Mit dieser Angelegenheit steht das Gesetz in Verbindung, welches den Ständen am 17. Oct. 1833 vorgelegt wurde und die Zweifel beseitigen sollte, die über den Umfang der Verbindlichkeiten der Gemeinden, zur Verpflegung ihrer in die Landes- Heil- und Versorgungsanstalten aufgenommenen Armen beizutragen, entstanden waren. Es wurde mit wenigen Abänderungen angenommen und bereits am 26. Mai 1834 publicirt.

Der Plan, vier collegialisch gebildete Kreisdirectionen zu Dresden, Leipzig, Zwickau und Budissin, als Organe und Zwischenbehörden für das Ministerium des Innern zu errichten, wurde den Ständen am 27. Jan. 1833 vorgelegt und erhielt unter einigen Modificationen ihre Zustimmung. Auch erklärten sie sich mit dem unterm 27. Februar 1834 vorgelegten Gesetzesentwurf über die Organisation der untern Medicinalbehörden, nach welchem in dem ganzen Umfange des Landes theils königliche, theils von Communen anzustellende Bezirksärzte angenommen und außerdem zwei Apothekervisoren angestellt werden sollen, im Allgemeinen einverstanden, wünschten indeß die Ausführung vor der Hand noch beanstandet, bis genauer erörtert sei, welcher Aufwand den Staatskassen dadurch verursacht werde.

Dem Finanzministerium lag es ob, die Bestimmung des 39. Paragraphs der Verfassungsurkunde, nach welchem ein neues Abgabensystem festgestellt und dabei die Gegenstände der directen und indirecten Besteuerung nach möglichst richtigem Verhältniß zur Mitleidenheit gezogen werden sollten, zu verwirklichen, das erste Staatsausgabenbudget aufzustellen und die Deckungsmittel des Staatsaufwandes zu bezeichnen.

Von dem bedeutendsten Einfluß auf das indirecte Abgabenwesen mußte die Anschließung Sachsens an den großen deutschen Zollverein sein, deshalb theilte auch die Regierung den Ständen zuvor das Ergebniß der deshalb gepflogenen Verhandlungen mit, und die Stände gaben am 28. Nov. 1833 zu den abgeschlossenen Verträgen ihre Zustimmung. Mit Vertrauen legten die Stände den Erlaß der zur Ausführung der Verträge erfoderlichen Gesetze in die Hände der Regierung, welche nicht anstand, sowol diese Gesetze, als diejenigen, welche in Folge der Reform des indirecten Abgabenwesens erfoderlich und zum Theil noch einer speciellen ständischen Prüfung unterworfen wurden, zu erlassen.

Diese Gesetze sind folgende: a) das Gesetz, die indirecten Abgaben betreffend vom 4. Dec. 1833, durch welches die vertragsmäßigen Zölle, die Branntwein-, Biermalz-, Wein- und Tabacksteuer eingeführt, dagegen die sämmtlichen Accisen, die leipziger Handelsabgabe, das Ausgangsabgaben, die Trankſteuern, das Amtsgeleite und die Mahlsteuer nebst dem Surrogate dafür, welches das flache Land mit drei Pfennigen vom Schock und drei Quatembern zu entrichten hatte, aufgehoben wurden; b) das Gesetz, die Erhebung des Chausseegeldes nach ermäßigten Sätzen vom 9. Nov. 1833; c) das Zollgesetz nebst dazu gehörigem Tarif vom 4. Dec. 1833; d) das Gesetz, betreffend die Branntwein-, Bier-, Wein- und Tabacksteuer,

von demſelben Tage; c) das allgemeine Strafgeſetz, betreffend die Vergehungen gegen Geſetze und Verordnungen über indirecte Staatsabgaben vom 21. Dec. 1833; f) das Geſetz vom 27. Dec. 1833, einige aus der Reform der indirecten Abgaben hervorgehende Beſtimmungen betreffend, welches die ſogenannten Salzſcheffelgelder in der Oberlauſitz, den landvoigteilichen Pferdezoll in Zittau, und in der Stadt Leipzig die bis dahin dort entrichteten 16 Pfennige Landſteuer und ſechs Accisbeitragsquatember aufhob, auch die nöthigen Beſtimmungen wegen der ſogenannten Accisgrundſteuern enthielt.

Die zur Ausführung dieſer Geſetze nöthigen Verordnungen wurden ebenfalls gleichzeitig erlaſſen, und ſo gelang es, die zu erhebenden neuen Steuern vertragsmäßig ſchon mit dem 1. Jan. 1834 ins Leben zu rufen. Andere zur Vervollſtändigung der Reform des indirecten Abgabenweſens zu erlaſſende Geſetze kamen ſpäter an die Reihe. Dahin gehört: das Gewerb- und Perſonalſteuergeſetz, welches den Ständen am 25. Mai 1833 vorgelegt und nach erlangter Zuſtimmung am 22. Nov. 1834 publicirt wurde. Es ſoll dadurch kein Mehrertrag, ſondern nur eine rationellere und gleichmäßigere Vertheilung der Perſonalabgaben erzielt werden. Ferner wurde die bisherige Fleiſchſteuer in eine Schlachtſteuer umgewandelt und darüber ein mit den Ständen berathenes Geſetz bereits am 4. Oct. 1834 publicirt. Auch die Stempelabgabe bedurfte einer Reviſion, die Regierung legte aber einen deshalb ausgearbeiteten Entwurf, um die Zahl der zu berathenden Gegenſtände nicht noch zu vermehren, nicht mehr vor, ſondern reſervirte ſich die einſtweilige Entſcheidung vorkommender Zweifel und andere nöthige Anordnungen zur ſichern Erhebung dieſer Steuer. Die Zweifel, welche über die Anwendung des den Staatsabgaben, nach ältern Geſetzen, in Concurſen zuſtehenden Vorzugsrechts auf die neu eingeführten und einzuführenden Abgaben laut geworden waren, wurden durch das am 20. Oct. 1834 mit ſtändiſcher Zuſtimmung erſchienene Geſetz beſeitigt.

Die Reform des indirecten und Perſonalabgabenweſens iſt nun durch die ſoeben aufgeführten Geſetze bis auf wenige, noch einer Nachhülfe bedürftigen Punkte geſchloſſen, wogegen das neue Grundſteuerſyſtem von ſeiner Vollendung noch weit entfernt iſt. Um zuvor über den dabei einzuſchlagenden Weg ins Klare zu kommen, erließ die Regierung unterm 27. Jan. 1833 ein Decret an die Stände, in deſſen Folge in beiden Kammern ſehr ſorgfältige Erörterungen über die verſchiedenen Vermeſſungs- und Bewerthungsmethoden angeſtellt wurden. Die erſte Kammer empfahl eine genaue, mit dem Meßtiſch zu bewirkende geometriſche, auf trigonometriſchen Netzentwurf gegründete vollſtändige Vermeſſung und Chartirung des Landes, während die zweite Kammer für eine Vermeſſung mit der Kette ohne Chartirung ſtimmte. Man vereinigte ſich indeß dahin, die Umriſſe der Fluren als Controle mit dem Meßtiſche, das Detail innerhalb derſelben aber mit der Kette zu vermeſſen, wo nicht die Schwierigkeit des Terrains die Anwendung der Menſel erheiſche. Dieſer Anſicht trat auch die Regierung in dem Landtagsabſchiede bei. Ebenſo gab ſie auch in Anſehung der Bonitirungsmethode den ſtändiſchen Anträgen ihre Zuſtimmung. Ein ſehr kitzlicher Punkt, welcher bei dieſer Gelegenheit auch zur Sprache kam, war die Aufhebung der Realbefreiungen, welche die Verfaſſungsurkunde gegen angemeſſene Entſchädigung zugeſichert hatte, ſowie die bereits früher (bei einem, von der Regierung über die für Aufhebung der Befreiungen von indirecten Abgaben zu gewährenden Entſchädigungen vorgelegten, aber damals nicht angenommenen Geſetzesentwurfe) discutirte Frage: ob den Rittergütern für das denſelben zuſtändige Recht des ſteuerfreien Abbrauens des Tiſchtrunkes und der ſtatt deſſelben bisher empfangenen Geldäquivalente eine Entſchädigung zu gewähren ſei? In erſterer Beziehung genehmigte die Regierung den Vorſchlag, daß nur Diejenigen, deren Güter und Grundſtücke von Grundſteuern gänzlich befreit geweſen ſind, Anſpruch auf Entſchädigung haben, welche ihnen vom Staate nach einem feſtgeſtellten modus gewährt wird. Die zweite Frage anlangend, ſo trat die Regierung dem Antrage bei, daß die Trankſteueräquivalente vom Staate unter der Bedingung fortbezahlt werden ſollen, daß nur $\frac{3}{4}$ davon als fortlaufende Entſchädigung, $\frac{1}{4}$ aber als Amortiſationsquantum zu ſechs Procent zu berechnen, und ſomit nach 19 Jahren vom J. 1834 an gerechnet, dieſe Zahlung aufhören und als abgelöſt betrachtet werden ſolle.

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenznachrichten.

London, 23. Juni 1835.

Mitten unter den politiſchen Zänkereien, welche die ganze vorige Woche mit großer Heftigkeit geführt worden ſind, hat dennoch Cobbett's Tod viel Aufſehen gemacht. Man berührt ſeine vielen Fehler nur leicht und geſteht allgemein, daß er einer der merkwürdigſten Männer unſerer Zeit geweſen ſei. Er arbeitete ſich hinauf zum Range eines politiſchen Schriftſtellers und eines Parlamentsgliedes, obgleich ſeine Aeltern Landleute waren, er keine Erziehung bekam und als gemeiner Soldat eine Zeit lang diente. Sein Durſt nach Kenntniſſen brachte ihn bald dahin, daß er in Amerika Franzoſen im Engliſchen unterrichten konnte. Bald wurde er dort unter dem Namen Peter Porcupine als beliebter und gefürchteter Pamphletſchreiber bekannt. Nach England zurückgekehrt, wurde er der Herausgeber einer Zeitung, welche viel Aufſehen machte. Es gehört in England viel dazu, ſich in dieſem Fache auszuzeichnen, weil es immer von einer Menge der geſchickteſten Männer beſetzt iſt. Trotz ſeinem Wankelmuthe, und obgleich er oft grob und unverſchämt war, beſaß er doch das Talent, die politiſchen Fragen des Tages in einem immer neuen Lichte vorzuſtellen und etwas darüber zu ſagen, das auffiel und hängen blieb. Viel dazu trug ſeine correcte und lichtvolle Schreibart bei. Es wurde von Feinden und Freunden zugegeben, daß es ihm hierin kein lebender engliſcher Schriftſteller gleich that. Dem niedrigſten Leſer verſtändlich und anerkannter Volksſchriftſteller, wurde er doch ſelbſt von den Gebildetſten geleſen. Wenn die jetzt noch ſtark gegen ihn erregte Leidenſchaftlichkeit aufgehört haben wird, iſt vorauszuſehen, daß man ſeine zahlreichen Schriften als Muſter eines natürlichen, reinen und echt-engliſchen Styls zur Hand nehmen wird. Auch gibt es unter ſeinen vielen ſeltſamen Meinungen einige, welche des Aufbewahrens werth ſind, denn ihm wohnte ein geſunder natürlicher Verſtand bei, welcher ſich von keinem Scheine blenden ließ. Daß ſeine Maximen über Erziehung und Unterricht,

sternen Hunde abgerissen. Colton hatte schon seit einigen Jahren ein schreckliches Uebel und war mehrmals operirt worden, ohne geheilt zu werden. Höchst wahrscheinlich erschütterte dies sein Gehirn. Als in Paris die Cholera ausbrach, flüchtete er nach Fontainebleau und die Pistole wurde sein letztes Hülfsmittel. Auf einem Schreibpulte fand man ein Papier mit folgenden Worten: When life is unbearable, death is desirable, and suicide justifiable. — Diese ganze Woche ist der Saal des Auctionaters Sotheby mit Freunden der Kunst und des Alterthums gefüllt, um die ägyptischen Alterthümer des verstorbenen Consuls Salt in Augenschein zu nehmen. Dies ist die dritte Sammlung desselben. Die erste bestand aus großen Statuen, welche Belzoni zu Tage gefördert hatte und die jetzt im britischen Museum sind. Die zweite, von gemischter Art, wurde von Frankreich für 10,000 Pf. St. gekauft. Die zweite und dritte wurden unter Mithülfe eines Griechen, Giovanni d'Athanase, gemacht, welcher jetzt hier ist und sich mit der Herausgabe seiner Untersuchungen beschäftigt. Die Gegenstände der in Rede stehenden Sammlung kommen hauptsächlich aus den Gräbern von Theben, viele aber wurden in denen von Memphis und Abydos gefunden. Eine sehr prachtvolle Mumie, viele papyri; die ganze Sammlung ist so vorzüglich, daß es eine Schande wäre, wenn sie außer Landes ginge. — Es zeigt sich täglich mehr, daß die Engländer mit der ausländischen Literatur besser bekannt werden wollen als bisher. Soeben circulirt ein Prospectus, welcher den Vorschlag zu einer foreign society enthält. Es soll ein Club werden, wo man blos ausländische Bücher und Journale anschaffen will. Wenn etwa 500 Mitglieder zusammenträten und jeder vier Guineen beitrüge, so würde man 1000 Pfund auf die Bibliothek verwenden können. Damit nicht etwa, wie bei andern Clubs, das Schmausen sich einschleiche, hat man vorgeschlagen, daß Thee und Kaffee die einzigen Erfrischungen in diesem Verein sein sollen. Weil die vielgereisten Engländer lange ein solches Bedürfniß gefühlt haben, so ist sehr wahrscheinlich, daß diese Gesellschaft zu Stande kommt. — In der statistischen Gesellschaft wurde letzthin ein Aufsatz gelesen, woraus erhellt, daß jetzt etwa 1,200,000 Kinder in England täglich Unterricht erhalten. Da man die Anzahl derselben auf 4,000,000 berechnen kann, so ist noch viel zu thun, um diesem Mangel abzuhelfen. 125.

Thibaudeau's Geschichte Frankreichs und Napoleon's.

Es gibt historische Sujets, welche, gleich den Gewässern des Oceans, unerschöpflich sind. Schriftsteller aller Art, Dichter und Künstler behandeln sie auf vielgestaltige Weise, das Publicum ermüdet nicht und achtet den oft behandelten Gegenstand so hoch, daß es ihm in jeder Form immer neuen Beifall zollt. Ein solcher gigantischer Stoff ist die Geschichte Napoleon's. Keine Zeitperiode ist so reich an Memoiren als diese. In diesen Memoiren ist fast kein noch so geringfügiger Umstand übergangen, kein Charakter dieser ruhmwürdigen Epoche, der nicht analysirt, verdammt oder gerechtfertigt wäre. Jedes Jahr bringt neues Lob oder neuen Tadel; Actenstücke und Documente aller Art werden hervorgesucht, um durchgesehen und vervollständigt zu werden; die Verleumdung ebenso wol als die kalte Betrachtung und das enthusiastische Lob geben sich ein Fest und überantworten ihre Resultate einer Nachwelt, welche noch gerechter und unbefangener die denkwürdige Zeit „du consulat et de l'empire" prüfen wird.

Thibaudeau's neuestes Werk, welches die ganze Zeitperiode von 1789—1835 umfaßt, ist kein überflüssiges Supplement zu der großen Anzahl von Geschichtswerken, die bereits denselben Gegenstand behandelt haben. Schon sein Leben berechtigte den Verf. mehr als einen Andern zu Uebernahme einer solchen Arbeit, zu der nicht blos Lust, Liebe und Talent, sondern persönliche Bekanntschaft mit dieser vielfach verwickelten Zeit und ein ausdauernder, unermüdlicher Fleiß gehören. Von 1789—1815 war der Verf. in ununterbrochener politischer Thätigkeit. Nach den hundert Tagen wurde er verbannt und blieb im Exil bis zur Julirevolution; die 15 Jahre seiner Verbannung gaben ihm hinlängliche Muße zu seinen literarischen Arbeiten, und mit besonderer Vorliebe wendete er sein Streben dem kaum verlassenen Schauplatz zu, auf welchem ihm keine einzige der handelnden Personen unbekannt geblieben war. Im Jahre 1827 gab er seine „Memoiren über den Nationalconvent und das Directorium" in zwei Bänden und einen Band „Memoiren über das Consulat heraus; 1829 erschienen die sechs Bände seiner allgemeinen „Geschichte Napoleon's", auf die nun der Verf. in diesem neuesten Werk zurückgeht. Die fünf ersten Bände enthalten die Geschichte der Feldzüge in Italien und Aegypten, der sechste bildet den ersten Band des „Consulats". Für ein solches Werk, das gleichsam auf den Embryo der neuesten Geschichte Frankreichs zurückgeht, sind in der That 15 Jahre keine zu lange Muße.

Von dem 18. Brumaire an ist die Geschichte Napoleon's auch die Geschichte Frankreichs bis auf die leisesten äußern und innern Beziehungen. In diesem Sinne hat Thibaudeau sein Werk angelegt, und es läßt sich nicht leugnen, daß jenes fortlaufende Reflexionsverhältniß des Reichs in diese Persönlichkeit und dieser gigantischen Persönlichkeit in das ganze Reich mit großer Umsicht und Kunst von dem Verf. entwickelt und dargestellt worden ist. Bisher hielt man sich in ähnlichen Werken immer zu sehr an die Feldzüge, an die Siege, an die eclatantesten Thatsachen der innern und äußern Politik, und behandelte dagegen nur oberflächlich die bürgerliche Geschichte dieser freilich überaus thatenreichen Zeit. Aber grade an der klaren und umsichtigen Entwickelung der leisen Verhältnisse und bedeutungsvollen Zustände, welche so leicht zu übersehen sind bei einer stark um sich greifenden äußern Bewegung, erkennt man den Beruf zur Geschichtschreibung. Das Ereigniß ist nur selten zu entstellen, aber was im innersten Herzen eines verworrenen Reichs gährt und pulsirt und zur Triebfeder wird, die in dem Factum oft selbst verschwindet, diese Seite der Völkergeschichte bedarf eines ganz lichten Blicks und der ausdauerndsten Beobachtung.

Die genaueste Rücksicht nimmt Th. in seinem Buche auf Das, was man das Nervengeflecht eines Staates nennen kann, auf die innere Organisation, und das mit vollstem Recht, denn man kann behaupten, daß Napoleon als Organisateur vielleicht noch größer war denn als Feldherr. Ueber die öffentliche Verwaltung, über die Civil- und Criminalgesetzgebung, über die vielseitigen Nuancen des Staatsrechts, über Finanzwesen, bürgerliche Institutionen, öffentliche Arbeiten, Industrie, wissenschaftliches und künstlerisches Leben ist von dem Verf. wol nichts Erhebliches übergangen, und die mannichfachen gegenseitigen Beziehungen dieser Elemente eines Staats sind mit feinbeobachtendem Geist, mit Lebhaftigkeit und doch mit großer Ruhe, in einem einfachen und edeln Styl in ihrem damaligen Zustande geschildert. 150.

Literarische Notizen.

Théophile de Barbot gab „Heures de poésies," Mary Lafon „Silvio, ou le boudoir" und Eduard d'Anglemont „Pélerinages" in Versen heraus.

Chabaille hat „Le roman du Renard. Supplément, variantes et corrections" nach Handschriften der Bibliothek des Königs und der des Arsenals geliefert.

Unter dem Titel: „Le sachet," ist eine Sammlung Novellen von Chastes, David, L. de Maynard, Ern. Desprez, Ch. Rabou und Alph. Royer erschienen.

Der Verf. des „Duc de Guise à Naples" hat in zwei Bänden „Erard de Chatelet. Esquisses du tems de Louis XIV. 1661—64" geliefert. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 204. — 23. Juli 1835.

Das Wirken der Staatsregierung und Stände des Königreichs Sachsen, nachgewiesen aus den Ergebnissen des ersten constitutionnellen Landtags nach dem Eintritt der Verfassungsurkunde vom 4. September 1831 von Z. A. H.

(Beschluß aus Nr. 203.)

Das Staatsbudget, dessen Aufstellung viel Schwierigkeiten verursachte, wurde am 27. Jan. 1833 den Ständen vorgelegt. Das Resultat der darüber angestellten vielfachen Erörterungen und Berathungen konnte aber erst gegen Ende des Landtags erscheinen, weil viele Punkte desselben noch von Vorfragen abhingen, die erst entschieden werden mußten. Der Verf. theilt uns in einer angehängten tabellarischen Uebersicht (Anlage A) vollständig das von den Ständen aufgestellte Einnahme- und Ausgabebudget für die laufende Finanzperiode der Jahre 1834, 1835 und 1836 mit und fügt bei dem Ausgabebudget zu gleicher Zeit die Postulate der Regierung bei, woraus ersichtlich wird, inwiefern die Stände davon abgewichen sind.

Das Einnahmebudget ergibt eine reine Einnahme von:

5,152,996 Thlr. 19 Gr. 8 Pf. für 1834,
5,160,940 » 2 » 1 » » 1835 und
5,162,946 » 16 » 8 » » 1836,

das Ausgabebudget aber die Summe von:

5,097,887 Thlr. 18 Gr. 2 Pf. für 1834,
5,093,933 » 2 » 2 » » 1835 und
5,074,513 » 2 » 2 » » 1836.

Gegen früher haben sich die Staatsausgaben nicht unbeträchtlich vermindert, wie aus einer ungefähren Uebersicht hervorgeht, welche uns der Verf. unter B von den Jahren 1828, 1829 und 1830 gibt, und nach welcher sich die jährlichen Ausgaben durchschnittlich auf 5,446,774 Thlr. 6 Gr. 4½ Pf. stellten. In der Anlage C erhalten wir endlich noch eine Uebersicht der in den Jahren 1835 und 36 auszuschreibenden Steuern; die mit ständischer Zustimmung auf die Kassenbestände angewiesenen Ausgaben sind indeß von dem Verf. im Ausgabebudget nicht mitangeführt. Sie betragen aber beinahe 400,000 Thaler, wovon die Hälfte den Kosten des Landtages zufällt.

Zur Aufrechthaltung des Staatscredits wurde eine, bereits in der Verfassungsurkunde enthaltene Bestimmung realisirt und durch ein Gesetz vom 29. Sept. 1834 ein ständischer Ausschuß ins Leben gerufen, welchem die Verwaltung der zu Verzinsung und Tilgung der Staatsschulden errichteten Staatsschuldentilgungskasse anvertraut wurde. Der Verf. theilt uns bei dieser Gelegenheit eine vollständige Uebersicht des sächsischen Staatsschuldenwesens mit, woraus hervorgeht, daß die gesammte Staatsschuld sich auf 11,402,241 Thlr. beläuft. Eine Veränderung des Münzfußes war dringendes Bedürfniß und wurde ebenfalls zur Sprache gebracht; da indeß die Zollvereinsstaaten sich anheischig gemacht haben, gegenseitig auf eine entsprechende Regulirung des Münzwesens hinzuwirken, so wurde beschlossen, ihre Schritte erst abzuwarten. Doch wurde unter Beistimmung der Stände immittels die Tarifirung der neu eingeführten, in Folge der abgeschlossenen Verträge angenommenen fünf Steuern nach dem preußischen Münzfuße und die Annahme dieser Steuern in preußischem Gelde beschlossen. Auch wurde 1 Million der vorhandenen Kassenbillets durch Aufdruckung eines Stempels dem preußischen Courante gleichgestellt. Das deshalb erlassene Gesetz vom 30. Juli 1834 stellt zugleich die übrigen 1½ Mill. Kassenbillets dem Conventionsgelde dadurch vollkommen gleich, daß der bei der Auswechselung derselben gegen klingende Münze bisher üblich gewesene Abzug von 3 Pf. vom Thaler aufgehoben wurde. Ferner holte die Regierung die Genehmigung der Stände zur Veräußerung verschiedener dem Staatsgute angehöriger Grundstücke und Gerechtigkeiten ein, welche ihr in der Schrift vom 2. Sept. 1833 auch ertheilt wurde. Am 3. Sept. desselben Jahres wurde auch ein Gesetz mit Zustimmung der Stände erlassen, welches die sogenannten Wolfsjagddienstgelder und Heckenhaferzinsen aufhob und zugleich die von der Regierung bereits unterm 15. Nov. 1831 verfügte Suspension der Jagdfrohnen für die Dauer der dermaligen Finanzperiode aussprach. Auch erschien am 31. Mai 1834 ein Gesetz über den, den Weinbergsbesitzern bei Wetterschäden zu bewilligenden Steuererlaß. Ferner wurde den Ständen eine ausführliche Darstellung der Angelegenheiten der Peräquationskasse vorgelegt und am 20. Sept. 1834 ein Gesetz erlassen, wodurch bestimmt wurde, daß wegen der gegen die Ausgleichungskasse nach der Bekanntmachung vom 2. November 1819 nicht mehr zulässigen Ansprüche auch gegen einzelne Kreise, Bezirke u. s. w. kein Anspruch im Rechtswege verfolgt werden könne. Außer einigen weniger bedeutenden Ge-

genständen verbreitet sich der Verfasser, ehe er von dem Finanzdepartement scheidet, welches ihm vorzugsweise am Herzen liegen mußte, noch über die diesem Ministerium zunächst stehenden Zwischenbehörden, welche in Folge der neuen Verfassung mannichfache Umgestaltungen erleiden mußten. Wir übergehen indeß die hier einschlagenden Verordnungen, welche mehr der Administration als der Gesetzgebung angehören, obwol die Regierung die Meinung der Stände darüber einholte, und gehen auf das Kriegsministerium über. Das Militairbudget erfuhr verhältnißmäßig wenige Reductionen, indem die Regierung nicht mehr verlangte, als sie zur Erfüllung ihrer Bundespflichten bedurfte, und die Stände wol einsahen, daß es vergeblich sein würde, sich diesen Verpflichtungen zu entziehen. Außerdem wurde über die Erfüllung der Militairpflicht ein Gesetz vorgelegt, welches in der Hauptsache die ständische Zustimmung erhielt und bereits am 26. Oct. 1834 publicirt werden konnte. Es geht von dem schon durch die Verfassungsurkunde sanctionirten Princip aus, daß die Verpflichtung zur Vertheidigung des Vaterlandes und zum Waffendienst allgemein ist. Doch gestattet das Gesetz nichtsdestoweniger eine Stellvertretung und respective Loskaufung mit 200 Thlrn. in Friedenszeiten, welches freilich, so lange die Dienstzeit noch sechs Jahr in der activen Armee und drei Jahr in der Reserve beträgt, nothwendig erscheinen kann. Wir glauben indeß, daß, um den Stand der Vaterlandsvertheidiger zu einem würdigern Standpunkte zu erheben, gar keine Stellvertretung für Geld statuirt werden darf, dagegen aber auch eine kürzere Dienstzeit und eine größere Erleichterung des Dienstes nach dem Muster der preußischen Militairorganisation eintreten muß. Die Abänderungen, welche in Bezug auf das Militairstrafgesetzbuch, welches mit dem Geiste der Zeit und der fortgeschrittenen Bildung des Volks nicht mehr harmonirte, beschlossen wurden, hätten unserer Meinung nach ebenfalls durchgreifender sein können. Namentlich wurde die öffentliche Meinung dadurch empfindlich verletzt, daß man noch immer als eine Strafart die Stockschläge beibehalten, wenngleich die Anwendung derselben um Vieles beschränkt war. Das neue Militairstrafgesetzbuch ist am 14. Febr. 1835 publicirt.

Aus dem Departement des Cultus und öffentlichen Unterrichts gingen zwei wichtige Gesetze hervor. Das Gesetz, die gemischten Ehen und die in denselben erzeugten Kinder betreffend, welches mit einigen Zusätzen und Erinnerungen am 8. Sept. 1834 die ständische Zustimmung erhielt, hat den Zweck, unter den beiderseitigen Glaubensgenossen die Eintracht in der Ehe zu befördern. Noch wichtiger ist das Gesetz über die Volksschulen, welches am 7. Dec. 1833 vorgelegt wurde und die Herstellung des nothwendigen innern Zusammenhanges der gesammten Schulanstalten im Staate und die Beseitigung der hier und da hervorgetretenen einzelnen Mängel bezweckt. Noch vor Ende des Landtags gaben die Stände ihre Erklärung darüber ab, welche zwar im Ganzen zustimmend lautete, aber mehre Abänderungen beantragte. Das von der Regierung am 22. März 1834 vorgelegte Gesetz über Gelehrtenschulen, wodurch auch den Realien ein angemessener Platz unter den Lehrgegenständen eingeräumt werden sollte, fand in der ersten Kammer, besonders von Seiten des leipziger Superintendenten, Dr. Großmann, einen so heftigen Widerspruch, daß sich die Regierung bewogen fand, dasselbe zurückzuziehen. Noch wurde mittels Decretes vom 26. April 1834 den Ständen ein Plan zur Organisation der evangelisch-kirchlichen Mittelbehörden vorgelegt, welcher mit einigen unwesentlichen Abänderungen angenommen wurde.

Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hatte nicht Gelegenheit, seine legislative Thätigkeit zu entwickeln, auch wurde von Seiten der Stände kein hier einschlagender Antrag gestellt.

Am Schlusse der wichtigen Schrift, mit deren lehrreichem Inhalte die Leser genauer bekannt zu machen, wir für Pflicht hielten, berührt der Verf. noch seinem Plane gemäß mit wenigen Worten die Aufgaben, welche die Regierung noch zu lösen hat, um die Zusicherungen der Verfassungsurkunde zu erfüllen und die verfassungsmäßigen Bestimmungen ins Leben zu rufen. 27.

Romanenliteratur.

1. Trotzendorf und seine Schüler. Historische Novelle von Julius Krebs. Breslau, Verlags-Comtoir. 1835. 8. 12 Gr.

Theologen und Philologen werden die Verdienste des goldberger Rectors, des berühmten Trotzendorf, nicht unbekannt sein; durch diese Novelle werden auch Laien damit vertraut, sie erfahren zugleich, wie es um die Mitte des 16. Jahrhunderts um die Gerechtigkeitspflege in Schlesien aussah, wie sie unter dem leidenschaftlichen, obgleich gutartigen Herzog Friedrich von Liegnitz gedeutelt werden konnte, von dessen verwirrter Hofhaltung wir hier ein Pröbchen zu lesen bekommen, was umständlicher Hans von Schweinichen berichtet.

2. Dresdens Vorzeit in den Jahren 1760 und 1763, ein Spiegelbild für die Gegenwart. Von Wilhelmine von Gersdorf. Seitenstück zum Complott, oder Verrath und Treue. 1831. Von derselben Verfasserin. (Angehängt ist: Der Sold der Sünde. Erzählung aus den neuesten Zeitereignissen. 1832. Von Wilhelmine von Gersdorf.) Neuhaldensleben, Cyraud. 1833. 8. 1 Thlr.

Aus dem „Spiegelbild" erfahren wir, daß die Belagerung von Dresden so verheerend war als kaum eine der neuern Zeiten, und fast der von Magdeburg unter Tilly, der von Warschau durch Suwarow an die Seite gestellt werden könnte, was denn doch einige Ermilderung leiden dürfte. Ferner ist daraus zu ersehen, daß schon damals gemischte Ehen, sowol von verschiedenen Religionsverwandten als von Adeligen und Bürgerlichen wohlgeriethen. Den „Sold der Sünde" zahlt die strenge Nemesis gewichtig an Böse und Halbschuldige aus; ein junger Mann, den die Verzweiflung unter die Schmuggler trieb (die Geschichte fällt in den Niederlanden vor), später unter die Rebellen, und eine verführte Fischertochter, kommen mit der bloßen Reue weg; sie wollen ihr Leid zusammentragen, in stiller Trauer; jetzt, wo ein Jahr mehr verflossen, mag der Trost sich eingefunden haben und der kräftige Mann, das noch hübsche Mädchen längst Mann und Frau sein, die im beiderseitigen Besitz am sichersten Das vergaßen, was eigne und fremde Schuld ihnen Schlimmes zufügte.

3. Der Grandmusketier. Eine Erzählung aus der Zeit des merkwürdigen Campements bei Mühlberg 1730, von Friedrich von Sydow. Leipzig, Reichenbach. 1834. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Recht gute Prospectzeichnung, in der die Staffage durch glückliche Composition, geschickte Gruppirung, Naivetät und Anmuth der Motive und einzelnen Gestalten, durch Wahrheit der Darstellung ungemein anzieht. Höchstens ließe sich bemerken, daß des wackern Pfarrers zu Borack Eigenthümlichkeit durch etwas Anderes als das angewöhnte „ei du mein Gott" ausgedrückt werden könne.

4. Der Geächtete bei Morgarten und Konrad von Felseck. Zwei Erzählungen von Fidelio. Eisenberg, Schöne. 1834. 8. 1 Thlr.

Nr. 1 ist eine alltägliche Verfolgungs- und Liebesgeschichte, in die Alpen gelegt, um sie erhaben, mit historischen Namen ausgerüstet, um sie würdig zu machen, was doch nur der Scenerei einigen Vortheil bringt. In Nr. 2 versöhnen sich die letzten Sprossen zweier feindlichen Geschlechter; die Geschichte ist schon darum viel besser als die erste, weil sie weit kürzer ist.

5. Die Jungen und die Alten. Eine schlichte Erzählung aus den Originalpapieren eines Lafontaine'schen Landpfarrers. Mitgetheilt von L. Kruse. Hamburg, Herold. 1834. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Idylle einer jugendlichen halb unbewußten, stummen Liebe ist mit einer so lieblichen, so zartgedachten Poesie noch mehr angedeutet, als ausgesprochen, wie man in unsern prosaischen Tagen kaum mehr findet, wenigstens im Romane nicht. Bei den Jungen ist Alles licht und mild, auch die Schmerzen. Die Opfer, die gebracht werden, sind ohne Bitterkeit, ohne Reue, sie läutern und lassen keinen Stachel zurück. Daß Alles sich in Wohllaut auflöst, ist das Verdienst des Verstandes; der kalt scheinende Weltmann gleicht jeden Mißton aus, den die Liebenden, einzig dem Gefühl lebend, nimmer im Einklang zu bringen vermochten. Weil die Alten, als sie noch jung waren, zu sehr auf den redlichen Willen bauten, zu zuversichtlich waren, fallen sie, in später fruchtloser Reue sich verzehrend. Ist die unschuldige, kaum knospende Liebe ein reizendes Bild, so ist jene, die zur heißen Leidenschaft aufblühte, wegen der Darstellung zu rühmen, die ebenso zart als sittlich ist, ganz im Gegensatz neuerer französischer Schriftsteller, die solche Gegenstände behandeln und recht zu Fehltritten auffodern, es Sünde gegen die Natur, kindische Thorheit nennen, am Rechten und Wahren festzuhalten und eheliche Treue für heilige Pflicht anzusehen.

6. Leonio, oder Liebe und Verdammniß. Frei nach dem Französischen von H. Lange. Leipzig, Fort. 1834. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Unreine Begierden steigern auch geringe Fehler zu Verbrechen, wenn ihnen nicht Vernunft und herzliches frommes Gefühl den Zügel anlegen; das lehrt das Leben und die Geschichte. Ganz überflüssig ist es, die moralische Nichtswürdigkeit eines Nero durch Teufelskünste und Hexereien zu erklären, die eitle herzlose Bianca durch Dämonen verführen zu lassen; solche Personen verderben und verführen sich selbst, und sollte der Höllenfürst nicht um solchen gewöhnlichen Pack willen heraufbeschworen werden. Man muß auch gegen den Teufel gerecht sein und ihm nichts Unbilliges zumuthen.

7. Dorfbilder, mitgetheilt aus dem Nachlasse eines erfahrenen Landpfarrers von Heinrich Konrad Teleke. Berlin, Rücker. 1834. 8. 1 Thlr.

Ein durchaus praktisches Werk, das die Landleute in ihren Verhältnissen zum Geistlichen und Schullehrer von einer Seite kennen lehrt, wie sie wirklich sind, aber selten in der Schrift erscheinen, wo ein trügerischer Regenbogenschein die Schattenseite verhüllt und Alles im lichten Sonnenschein der reinsten uneigennützigsten Unverdorbenheit glänzen läßt. Die Wahrheit in diesen Bildern mag das Auge verletzen, aber gewiß ist es von Nutzen, Dinge und Zustände einmal kennen zu lernen, wie sie wirklich sind und wol noch eine geraume Weile bleiben werden.

8. Das Haus am Seestrande. Novelle dem Englischen nacherzählt von J. R. Lenz. — Auch unter dem Titel: Wintergrün. Taschenbuch auf 1834. Herausgegeben von Georg Lotz. Hamburg, Herold. 1834. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Gemeine Habgier und Hinterlist berauben redliche, etwas zu arglose Leute, bis die Nemesis eintritt, das Verbrechen straft und die Tugend belohnt, was diese Novelle ziemlich breit und nicht immer fließend erzählt.

9. Arkona. Historisch-romantisches Gemälde aus der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Von F. E. Christen. Zwei Theile. Leipzig, Hartmann. 1835. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wendische und rügische Ritter, so galant, als wären sie Degen aus dem „Zauberring", ditto französische, deutsche und dänische, ditto Raubritter, die weder bei Swantewit noch den Heiligen schwören, wodurch jene ihr Heiden- und Christenthum beurkunden, entführen und befreien schöne Fräulein zu wiederholten Malen, halten sich mannlich und hören den Späßen eines Knappen, der zur Sippschaft der Larifaris im „Donauweibchen" und ähnlichen Nachkommen des Hanswurstes gehört, mit großer Geduld zu, schlagen tüchtig drein, der eine leert auch wacker die Humpen, reiten und gehen die Kreuz und Quer, kosen mit den züchtigen Fräulein, die von atheistischen Opferpriestern, boshaften Räubern und weisen Frauen arg gedrangsalt werden, bis dann Alles einen glücklichen Ausgang gewinnt, zu ihrer und des Lesers Zufriedenheit, dem es nicht leicht war, den Faden in diesem Gewirr nicht zu verlieren, zumal ihn der Kopf von alle den Schlägen und Heerfahrten und Abenteuern betäubt sein muß. 55.

Neuere Dichtungen von Karl Streckfuß. Halle, Schwetschke und Sohn. 1834. Gr. 12.

Der Recensent wünschte, er könnte von allen Büchern, die ihm vorkommen, mit so unbefangenem Wohlwollen sprechen wie von dem gegenwärtigen. Es ist nicht möglich, anspruchsloser aufzutreten als dieses kleine Büchlein, welches doch einen so berühmten Verfasser hat (denn der Uebersetzer des Ariost und Dante darf wol auf einen berühmten Namen Anspruch machen), und dennoch finden wir auf jeder Seite etwas geistvoll Ansprechendes. Es ist schwer ein solches Büchlein voller Gedichte unter einen allgemeinen Gesichtspunkt des Urtheils zu bringen, da auf jeder Seite etwas Selbständiges geliefert wird, wobei oft das Eine grade das Gegentheil des Andern sagt, und Eines weniger, das Andere mehr gelingt. Indessen läßt sich doch aus vielen solchen Einzelnheiten ein allgemeiner Charakter abstrahiren, den wir hier als den geistreicher heiterer Gemüthlichkeit bezeichnen wollen, welche der Verf. selbst da nicht verliert, wo er sich auf Dante's grauenvolle Bahn wagt und uns einen neuen Gesang zu dessen „Hölle" gibt. Wir werden nachher auf diesen zurückkommen, wenn wir zuvor einige Worte über die übrigen Gedichte gesagt haben. Diese sind größere und kleinere; unter den letztern auch einige Gelegenheitsgedichte, die an sich zwar nicht bedeutend sind, denen man aber wol einen kleinen Raum gönnt, wenn man weiß, wie dem Dichter die Erinnerung an alle Zustände, welche die Muse in ihm aufregt, theuer ist. Einige dieser Kleinigkeiten sind auch aus innerer Aufforderung hervorgegangen, wie z. B. die geistvollen, an Schiller's Art und Weise erinnernden Gedichte: „Höchster Ruhm", „Nothwendigkeit und Freiheit". Sehr gelingen dem Verf. die balladenartigen, als „Das Gastmahl des Theodorich" (den der Mord des Symmachus und Boethius entsetzt) und „Das Riesenkind", eine scherzhafte Skizze. Seine Hauptgattung aber ist die poetische Erzählung, und aus diesem Gebiet liefert er uns drei vortreffliche Stücke: „Der Falk", nach Boccaccio, welcher mit romantischer Anmuth vorgetragen ist; den artigen Scherz: „Die Madühmaränen", und das idyllisch-epische Gedicht: „Ruth", welches im biblischen Ton sehr geschickt gehalten ist und durch die einfach-schönen Verhältnisse des Stoffes das Herz auf mild wohlthuende Weise in Anspruch nimmt.

Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe neuer Reichsbanknoten.

Vom 18. Februar 1904.

Auf Grund des § 9 des Bankgesetzes vom 14. März 1875 (Reichs-Gesetzbl. S. 177) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Reichsbank neue Banknoten zu 100 Mark, 50 Mark, 20 Mark, 10 Mark, 5 Mark, 1 Mark und 50 Pfennig ausgeben wird.

Die Noten sind in Farbe und Größe den bisherigen Noten gleich. Sie enthalten auf der Vorderseite die Unterschrift des Reichskanzlers und des Präsidenten des Reichsbank-Direktoriums, auf der Rückseite die Unterschrift des Präsidenten des Reichsbank-Direktoriums.

Berlin, den 18. Februar 1904.

Der Reichskanzler.
Graf von Bülow.

Der Präsident des Reichsbank-Direktoriums.
Koch.

Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe neuer Reichsbanknoten.

Vom 18. Februar 1904.

Auf Grund des § 9 des Bankgesetzes vom 14. März 1875 (Reichs-Gesetzbl. S. 177) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Reichsbank neue Banknoten zu 100 Mark, 50 Mark, 20 Mark, 10 Mark, 5 Mark, 1 Mark und 50 Pfennig ausgeben wird.

Die Noten sind in Farbe und Größe den bisherigen Noten gleich. Sie enthalten auf der Vorderseite die Unterschrift des Reichskanzlers und des Präsidenten des Reichsbank-Direktoriums, auf der Rückseite die Unterschrift des Präsidenten des Reichsbank-Direktoriums.

Berlin, den 18. Februar 1904.

Der Reichskanzler.
Graf von Bülow.

Der Präsident des Reichsbank-Direktoriums.
Koch.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 205. — 24. Juli 1835.

1. Das Reich der Geister, der Wunder, des Priestertrugs und der Zauberei. Von *r. Zwei Theile. Leipzig, Volkmar. 1834. 8. 2 Thlr. 6 Gr.
2. Geschichte des Betrugs, der Greuelthaten und der Heuchelei von Priestern und Pfaffen aller Völker und Zeiten. Ein Ueberblick des von den frühesten Perioden der Geschichte bis zur Gegenwart von der Geistlichkeit getriebenen Misbrauchs des Heiligsten. Leipzig, Literarisches Museum. 1835. 8. 1 Thlr.

Es gibt in der Literatur Erscheinungen, die sich nur beurtheilen und würdigen lassen, wenn man vorher einen Blick auf die großen Meinungen der Völker über gewisse allgemein-wichtige Gegenstände wirft. Das protestantische Europa ist daran gewöhnt, Meinungen über Glaubenssachen öffentlich erörtert zu hören. Seit Luther protestirt man besonders in Deutschland gegen Pfaffentrug und Menschensatzung und nimmt die Freiheit des Gewissens um so ernstlicher in Anspruch, als durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse der Glaube, selbst des ungelehrten Mannes, von der Befangenheit der starren, todten Dogmatik mehr und mehr erlöst wird.

Schriften wie die, deren Titel wir soeben angezeigt haben, erregen daher in dem protestantischen Deutschland wenig oder gar kein Aufsehen. Der Fleiß, mit welchem aus der Geschichte aller Zeiten die Belege für die aufgestellten Behauptungen zusammengelesen sind, wird Gelehrten vom Fach einiges Interesse gewähren; eine noch bessere Anordnung oder ein Index zu der unter 1. erwähnten Schrift würde dies Werk zu einer leidlichen Fundgrube für einen Gelehrten aus der göttinger Schule machen. Für die übrigen Freunde gebildeter Lecture möchten jedoch diese Werke entweder nicht genießbar oder nicht von Nutzen sein und nur eine vorübergehende Unterhaltung, oft nur eine bloße Recapitulation bekannter und vielleicht längst wiedervergessener Gegenstände und historischer Thatsachen enthalten.

Dagegen dürfte das ultramontanisch-gesinnte Deutschland mit Begierde diese Schriften lesen. Die gewaltigen Stöße, welche in neuerer Zeit die Hierarchie wieder erlitten hat, fodert Jeden auf, welcher diese Stöße gleich einem Gliede einer galvanischen Kette aufgenommen und mitgetheilt hat, sich selbst zu überzeugen, daß Das, was er vielleicht nur in tiefster Seele ahnte, festbegründete Wahrheit sei.

Beide Werke liefern einen reichen Stoff zu Betrachtungen mancherlei Art. Der ungenannte Verf. des erstern gesteht ziemlich aufrichtig in der Vorrede zum ersten Bande, daß des bekannten Oppositionsgliedes der Deputirtenkammer in Frankreich, Eusèbe Salverte's, vor fünf Jahren unter dem Titel: „Des sciences occultes, ou Essai sur la magie, les prodiges et les miracles",*) erschienenes und berühmt gewordenes Werk ihn geleitet habe. Allein er scheint den feinen Franzosen nicht zu verstehen, wenn er meint, derselbe habe damit nichts bezweckt als zu zeigen, daß den Alten fast Alles (in Philosophie, Theosophie und Naturwissenschaft) und zum Theil noch besser bekannt war, worauf wir uns viel zugute thun, daß es aber mehr auf wenige Eingeweihte beschränkt geblieben und oft allein zu Privatzwecken benutzt worden sei. Salverte schrieb sein Werk gewissermaßen als Commentar der Bestrebungen der Jesuiten und ultramontanen Geistlichkeit in Frankreich unter den Bourbons der ältern Dynastie und besonders Karl X. Fast gleichzeitig war der unsterbliche Benjamin Constant mit seinen trefflichen Werken über die christliche Religion und das Wesen der Reformation und des Protestantismus hervorgetreten und auch diesem bot Salverte brüderlich die Hand. Man hat in Frankreich diesen Zusammenhang wohl geahnt und wohl gewürdigt. Hätte Salverte seinem Werke, was er dessen Inhalte nach wol gekonnt hätte, den Titel eines der beiden hier angezeigten gegeben, so würde seine gute Absicht, aufzuklären und zu belehren, als reine Parteisache verschrien und verketzert worden sein. Uns fällt ein solcher Titel nicht auf, weil wir Alle glauben, heidnische wie katholische Priester seien nicht Kinder des Lichts und ihre Mysterien echte Gebilde der Finstermiß.

Zum Andern aber scheint uns Salverte als Mann von Geist und Einsicht noch einen besondern politischen Grund gehabt zu haben, weshalb er nicht grabezu die Finger erhoben und auf die Pfaffen gewiesen und Nutzanwendungen auf sie gemacht hat. Nur zu leicht ist der Halbgebildete, der immer am schnellsten aburtheilt, geneigt, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Er würde

*) Vgl. Beilage 2 und 18 d. Bl. f. 1831. D. Red.

nicht haben verhindern können, daß man von den Priestern des Alterthums und den Pfaffen der Hierarchie einen Schluß auf alle Geistliche und auch die protestantischen gemacht hätte. Damit würde er dem Eindringen der geläuterten Religion, wie unsere Geistlichen dieselbe uns lehren, in Frankreich geschadet haben, wo grade eine Reformation in kirchlicher Hinsicht von den geistvollern Staatsmännern, zu denen Salverte ohne Zweifel gehört, gewünscht wird.

Betrachten wir aus diesem Gesichtspunkt die fraglichen beiden Werke, so können wir nicht verhehlen, daß uns ihre Titel und ihr Inhalt grade nicht recht ansprechen wollen. Auch in unserm Vaterlande gibt es eine Menge Halbgebildeter, auf welche die Lehrer der Religion keinen Einfluß mehr haben, weil sie die Letztern für Heuchler und Betrüger halten. Ja, bis zu den Bauern herab ist diese schändliche Aufklärung gedrungen, und es gehört jetzt zu einem Landgeistlichen oft nicht nur ein Mann von Kenntnissen, sondern von überlegenem Geist und Talent, um dieser Afterweisheit und Gleichgültigkeit gegen die Religion mit Erfolg die Spitze bieten zu können. Darin liegt der Grund der Unkirchlichkeit unserer Zeit; im Gefolge derselben ertönt das hülflose Geschrei solcher Geistlichen darüber, deren guter Wille von ihrem Talent nicht unterstützt wird.

Verbreiten nun Schriftsteller nun systematisch sich über den Priestertrug, so finden sich Thoren genug auch bei uns, die Das, was die protestantische Geistlichkeit nicht trifft, in einmal beliebter frivoler Weise auch auf sie anwenden.

Glücklicherweise ist das Werk von Salverte ungleich anziehender geschrieben und angelegt als die Werke der beiden anonymen Verfasser. Beide haben, um ihre Gedanken über diese reiche Materie zu ordnen, den historischen Weg gewählt und werden grade dadurch den Leser ermüden. Der überreich in den Alten belesene, geschmackvolle Salverte hat gewiß gefühlt, wie ermüdend diese Behandlungsweise des Stoffes werden müsse und sich deshalb weniger wiederholt und freier bewegt.

Wir erinnern uns, daß bei Gelegenheit einer auch im Druck erschienenen Criminaluntersuchung über Geisterbeschwörungen und Schatzgräberei in einer vielgelesenen Zeitschrift (Hitzig) der Wunsch ausgesprochen wurde, eine Geschichte dieses Unwesens kennen zu lernen. Dieser Wunsch ist in beiden Werken, besonders in dem erstern erfüllt, und man dürfte nun erwarten, daß in jener Zeitschrift das Brauchbare aus beiden Werken für Untersuchungsbeamte anschaulich zusammengefaßt würde. Auf diese Art versprechen wir uns von beiden Schriften noch am ersten einen praktischen Nutzen im protestantischen Deutschland.

Beide Verf. haben übrigens in ihren Urtheilen über die mysteriösen Dinge so viel Aehnliches, daß wir oft geneigt waren, sie miteinander zu confundiren. Ja, selbst die Darstellungsweise ist bisweilen ähnlich. Nur ist das letztere Werk in einem angenehmern, lebhaftern, dialektischen Tone gehalten und geht viel bestimmter vom Alterthum und Heidenthum auf den Katholicismus los. Es erhält dadurch einen viel speciellern Charakter, als das erstere, welches dem Betrug der Priester aller Zeiten gleichmäßig sein Recht angedeihen läßt.

Vermißt haben wir in beiden Werken die Anerkennung der Zeiten, in welchen jener sogenannte Betrug geübt wurde. Was hätte hingereicht, die Völker in Ordnung zu halten als die heimliche Furcht vor dem Unerklärlichen? Und sehen wir nicht jedes Volk des Alterthums versinken, sobald seine Mysterien entweiht sind? Seine Priester flüchten und der Glaube erlischt. Was haben Gesetze vermocht, um die Moralität der Völker zu halten? Nichts! Wir mögen noch so weise sein und gelehrt in unserer aufgeklärten Zeit, wir mögen das langsame Verschwinden des Aberglaubens beklagen, so sehr wir wollen: verbergen können wir es uns nicht, daß mit der zunehmenden Nationalität die geistige Autonomie in demselben Maße wachse, als die physische davor verschwunden ist. Die Grobheit des feudalen Absolutismus und die Grobheit des Dogmatismus waren Schwestern und beide von den Priestern genähret. Es sind die Zwillinge Romulus und Remus an der säugenden Wölfin in anderer Form. Wir sind weit entfernt, der Dummheit und dem Geisteszwang das Wort zu reden; allein wir betrachten die Aufklärung gern aus dem Standpunkt der höhern Politik und können ein gewisses unheimliches, schwindelndes Grausen nicht los werden, wenn wir die Anstalten betrachten, welche aus ähnlicher angstvoller Kurzsichtigkeit zur Hemmung der geistigen Entwickelung getroffen werden. Denn es dünkt uns, daß damit die Wuth des Kampfes im Reiche der Geister nur gesteigert und gefahrvoller werde. Gewiß aber ist es, daß eine kalte, herz- und geistlose Aufklärung zu verbreiten von Mangel an Beruf zeige, in das Räderwerk der Zeit einzugreifen.

Also erwarte man nicht die Weisheit der Zeiten in diesen Werken mit historischem Geiste und geistreicher Ehrfurcht gewürdigt zu finden. Von den Aegyptern, Indiern und Assyrern, von Moses und Zoroaster an erscheinen alle priesterliche Gesetzgeber und Wunderthäter als kluge Betrüger, welche ihre geheime Wissenschaft zu selbstsüchtigen Zwecken benutzten. Hauptsächlich tritt die Herrschsucht der Priester überall als Motiv hervor. Von einer Nothwendigkeit, welche den vorchristlichen Politikern rieth, Das, was sie selbst nur ahneten, in geheimnißvollen Räthseln zu zeigen, ist nirgends die Rede. Wir haben freilich mit unserm Christenthum und unserer Philosophie gut schwatzen; aber wir würden damit kein Volk des vorchristlichen Alterthums civilisirt haben. Welche Zeit verstrich, ehe die Idee der einigen Gottheit, die im Orient so verbreitet war, mit scharfer Dialektik durchgeführt wurde. Welche Kluft ist zwischen Zoroaster und Christus, ja zwischen Moses und Christus, und doch, vergleicht man ihre Glaubens- und Sittenlehre, so wähnt man, es hätte der Erste und Beste nach Moses und Zoroaster die Glaubens- und Sittenlehre Christi hinstellen müssen. Und doch ist es nicht geschehen und konnte nicht geschehen. Weshalb? Weil die Kindheit des Menschen- wie des Völkerlebens an positiven Satzungen haftet, bis im reifern Alter die Vernunft entfesselt wird.

Wir wollen uns daher nicht täuschen lassen. Was Moses, was Samuel, was Zoroaster, was Pythagoras u. A. thaten, geschah aus Ueberzeugung, daß sie nicht weiter gehen dürften, als die Zeitgenossen befähigt waren, es zu begreifen. Und wie weit sie selbst ihren Zeiten an wirklicher Einsicht und Erkenntniß voraus waren, dürfte lediglich unter Restriction einer bestimmten Relativität bemessen werden können. Die aufgeklärtesten Köpfe aller Zeiten stehen zwar unter sich in einer nahen Verwandtschaft, sind aber, für sich betrachtet, ihrer eignen Zeit am nächsten verwandt; sie theilen ihr nur mit, was sich unmittelbar an die bisher vorhandene Denkweise und Wissenschaft anreiht und unmittelbar aus derselben hervorgeht, und daher mögen dieselben spätern Geschlechtern erscheinen, als hätten sie Thorheit und Dummheit wider besseres eignes Wissen begünstigt und gleichsam zu verewigen gesucht. Gesetzgeber und Staatengründer im orientalischen Geiste sind diesem Urtheile am häufigsten ausgesetzt, weil es ein eigner Zug des Orients ist, daß Gesetzgebung und Religionsmeinung aufs innigste miteinander verschmolzen zu sein pflegen. Deshalb geht auch die bürgerliche Gesetzgebung der Orientalen überall so bestimmt in moralische Tendenzen über und fesselt eben deshalb Sitten und Gewohnheiten, um mit ihnen die Sitte zu fesseln. Im Grunde ist es in christlichen Staaten nicht anders; nur ist hier das Sittengesetz ein allgemeines und allbekanntes, und deshalb schließt sich die bürgerliche Gesetzgebung nur stillschweigend an dasselbe an. Thäte sie dies nicht, sie würde nicht halten und hielt in der That nicht, wo abscheuliche Verblendung der Tyrannei und dem Absolutismus andere Möglichkeiten vorgaukelt.

Im christlichen Abendlande hat die römisch-katholische Kirche den einzigen großartigen Versuch gemacht, die Gesetzgeber des Orients nachzuahmen. Die Gewißheit, daß alle sittliche Völker- und Staatenvereinigung auf Religion beruhen müsse, kannte und misbrauchte vielleicht am mehrsten schon das alte Rom, auf dessen Schultern das neue Rom getreten ist. Denn auch dort gebrauchten die Gesetzgeber und Gewaltigen die Religion, ohne an dieselbe zu glauben, und stellten ein Sittengesetz auf, ohne es selbst zu befolgen. Gaukeleien mußten diese schwache Seite decken. Die Gesetzgeber des Orients stehen sittlich viel höher; sie sind von der Nothwendigkeit des Sittengesetzes nicht nur überzeugt, sondern sie besiegeln, oft im Gefühl ihrer unzureichenden Ueberzeugungsgabe, dasselbe mit ihrem Tode oder mit Umständen von Wichtigkeit, die denselben begleiten. Die Hierarchie und die Theokratie ist daher der verschiedene Charakter des christlichen Abendlandes und des alten Orients, und das erstere hat blos die Mittel, nicht aber die Zwecke des letztern benutzt und angenommen. Da die Zwecke des Orients sittlich waren, blieben im Ganzen auch die Mittel zu den Zwecken gut; im christlichen Abendlande waren die Zwecke nicht sittlich und die Mittel wurden daher sehr bald auch schlecht. Der jesuitische Satz: der Zweck heiligt die Mittel, war dem Papstthum entlehnt und sollte nur dazu dienen, das Papstthum zu beherrschen. Dergleichen Grundsätze in die weltliche Politik überführen, heißt die Throne umstürzen und den Republikanismus begünstigen. Die Politik der Bourbons hat davon einen lehrreichen Beweis gegeben, der freilich nur Die belehren wird, deren Politik bereits auf edlern und sittlichern Grundlagen ruhte.

Der Ultramontanismus, der Jesuitismus und die Mönchere liegen längst entschleiert vor den Augen der Völker; ihre Zwecke sind weder rein noch human, und der von ihnen umgenommene Deckmantel des Christenthums hat so viele Löcher erhalten, daß selbst Knaben die Blößen sehen. Ueberall ist die Wissenschaft auf dem Wege, sich Achtung zu verschaffen und die Vernunft zu befreien. Die Naturwissenschaft schreitet in ihrem weitesten Umfange rasch vorwärts und kann nicht mehr dazu dienen, den Aberglauben zu nähren. Mit ihr ist der größte Theil der mönchischen Betrügereien vernichtet worden, und mehr und mehr ist der Ultramontanismus in enge, ohnmächtige Grenzen zurückgewichen. Man kann sich darüber nicht täuschen, wenn man die sinkende, ja, die schwindende Macht der Päpste betrachtet. Mag die Vollendung der Reformation einem andern Jahrhundert vorbehalten bleiben; vorbereitet ist sie in allen Zweigen des Wissens, und die ungeheuern Mittel zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse bürgen dafür, daß kein Stillstand möglich sei.

Immerhin wollen wir es loben, daß die ungenannten Verfasser die Werke der Finsterniß an das Licht der Vernunft ziehen und übersichtlich für ihre Zeitgenossen machen. Nur wünschten wir besonders dem Verfasser von Nr. 1 mehr Weihe und historische Heiligung, wenn die religiöse ihm nicht gegeben war. 23.

Das Alleinstehen. Ein Stilleben, gezeichnet von Wilhelm Richter. Dresden, Grimmer, 1835. 16. 18 Gr.

Wir gemüthlichen Deutschen führen draußen wie drinnen, im Staat wie in der Familie, auf dem Markt wie in der Stube, ein so stilles, ruhiges Leben, wuchern von einem Tage zum andern so polypenartig zähledig fort, breiten uns wie gutmüthiges Flechtenmoos in Lebens-, Wort- und Gedankenspielen so gleichmäßig vegetirend aus, daß ein deutscher Schriftsteller in das deutsche Haus-, Familien- oder Staatswesen nur auf gut Glück zutappen darf, um ein gemüthliches Stilleben an das Licht zu ziehen. Es bleibt an seinen Fingern hängen und ist nicht mehr loszuschütteln. Es will verarbeitet sein und wird verarbeitet mit einem Aufwande von Gemüth, Poesie, philosophischem und künstlerischem Bewußtsein. Ein solches Miniaturgemälde in seinem engen Raum ersetzt den Mangel an wesentlichem Inhalt durch eine Last äußerlicher Zuthaten. Man stopft so viel Discussionen über Kunst, Leben, Literatur und Geschichte hinein als nur möglich. Ist der Mensch ein Mikrokosmus genannt worden, so paßt eine solche Bezeichnung weit mehr auf eine deutsche Novelle. Sie gleicht einem Drehspiegel, in welchem sich die ganze umgebende Welt in rascher vibrirender Bewegung abbildet. Die hier geschilderte Welt allgemeiner Zustände bleibt also außer Activität, da jede Abspiegelung immer ein Leiden, eine duldsame Indifferenz voraussetzt und mehr mit dem Schein und der Täuschung verwandt ist als mit der lebendigen Wahrheit. — Ein Stilleben, ein fein und sauber gemaltes und fleißig detaillirtes, ist vorliegender Roman oder Roman-

novelle allerdings, und zugleich ein echt deutsches Werk. Der Deutsche braucht wenig Flachs, um einen langen Faden daraus zu spinnen. In der Kunst, aus Wenigem Viel zu machen, seinen Stoff auszudehnen und in die Länge zu haspeln, über das Nüchterne trunken, über das Gewöhnlichste ungewöhnlich, über das Philisterhafte burschenhaft zu schreiben und das deutsche Alltagsleben im Lichte der Poesie zu verklären, ist der Verfasser, wie die meisten seiner Mitromantiker, wohl erfahren. Wer hinter dem mysteriösen Titel irgend eine tiefere philosophische Tendenz sucht, der ist in einem vollen Irrthume begriffen. Das Buch enthält nichts weiter als ein Stück aus dem Lebenslaufe eines Menschen, der seiner verliebten, reizbaren und weibersüchtigen Natur zum Trotz alle Versuchungen überwindet, ewige Junggesellenschaft sich angelobt und zu einer sich durch sich selbst befruchtenden und befruchteten Species von Hauslehrer und Mädchenerzieher einschrumpft. Der Roman hat also eine gewissermaßen revolutionnaire Tendenz. Wenn nämlich die modernen französischen Germanemanen die antirevolutionnaire Natur der Deutschen durch ihre Neigung zur Häuslichkeit und frühzeitigen Verheirathung motiviren, so muß ein Buch, welches das Gegentheil, nämlich das Hagestolziat, auf eine poetische Weise verklärt und anpreist, dieser antirevolutionnairen Natur entgegenwirken und wenigstens mittelbar den revolutionnairen Geist befördern. Natürlich hat der Held, der den stillen sanftmüthigen Namen Hermann führt, drei Stadien zu durchlaufen: erst den Vorsatz, Junggesell zu bleiben, dann den Kampf, der seinen Entschluß zu erschüttern droht, endlich den Sieg, der über das außereheliche Eremitenleben des jungen Menschen entscheidet. Hierin bestehen die drei Abtheilungen des kleinen Romans, der mit sichrer Hand angelegt ist und, wenn wir nicht an der Schicklichkeit und Natürlichkeit einiger Situationen der zweiten Abtheilung zweifeln wollen, im Ganzen taktmäßig und besonnen sich fortbewegt. Wir geben gern zu, daß der Verfasser über ein reiches Maß von Gemüth, Gefühl und Kenntnissen gebietet, daß er Meister seiner Sprache und seiner selbst bleibt, und daß seine vielfältigen geistigen Mittel hinreichend sind, um einen an sich dürftigen und trocknen Stoff interessant zu machen und zu durchwürzen. Der Roman bezweckt nebenbei eine etwas weit getriebene Vergötterung der Göthe'schen Poesie und enthält einen kleinen Schatz von allerhand gelegentlichen und oft mit Gewalt herbeigezogenen geistreichen Sentenzen, von denen mehre vielleicht mehr den Schein der Wahrheit als die Wahrheit selbst haben. Uebrigens ist das Büchlein nur in Deutschland vollkommen genießbar; der concretere Ausländer würde ein so gemüthlich innerliches, zart ätherisches Werk für eine Chimaire, ein Nading, für ein bloßes Hirngespinst halten. Daß der Verfasser sein Buch über die Junggesellenschaft einer kurländischen Dame zueignet, bleibt jedenfalls ein auffallender gewagter Geniestreich.

148.

Bibliographische Notiz.

Paulin's Ausgaben der französischen und Uebersetzungen der fremden Classiker.

Die Engländer haben das Verdienst, die mit Abbildungen geschmückten Ausgaben wieder ins Leben gerufen zu haben; dieselben bis zur höchsten Vollkommenheit zu treiben, scheint der Beruf der französischen Typographie und Kunst zu sein. Zweierlei zeichnet die französische „pittoreske" Ausgabe der Classiker vor der englischen aus: der größere Reichthum an Bildern, indem z. B. im „Gil Blas", im Molière jede Scene, jede Handlung der Gegenstand einer besondern Zeichnung sind. Die 20 ersten Lieferungen des „Gil Blas" sind erschienen und trefflich ausgeführt. Es ist unglaublich, welches Leben durch diese Abbildungen über das Beschriebene hingegossen wird. Der zweite Vorzug der Ausgaben von Paulin besteht in der richtigen und sorgfältigen Zeichnung, die von den ersten pariser Künstlern, z. B. Giroux, Tony Johannot, Grandville besorgt wird. „Gil Blas" wird 500 verschiedene Kupfer und Holzschnitte, theils ganze Scenen, theils Vignetten, Portraits u. s. w., Molière deren 600 enthalten; Druck und Papier sind wie bei den schönsten Prachtausgaben. Trotz der sehr gelungenen und geschmackvollen Ausführung sind diese Ausgaben sehr wohlfeil. Der ganze „Gil Blas", wie wir ihn beschrieben, groß 8., kostet im Subscriptionspreis 12 Francs. Paulin wird auf gleiche Weise den „Don Quichote" in einer neuen Uebersetzung, ferner Ariost's „Rasenden Roland" und die vorzüglichsten deutschen Classiker herausgeben. Dieser verdienstvolle Verleger der Werke von Diderot, Courrier, von Buchez' großer „Geschichte der französischen Revolution" u. s. w., der soeben eine Uebersetzung von Ritter's „Erdkunde" veranstaltet, hat begriffen, daß es an der Zeit sei, von dem engen Vorurtheile nationneller Eitelkeit abzugehen und dem Verdienste und dem Genie allenthalben die gerechte Anerkennung widerfahren zu lassen. Um diesen Fortschritt seiner Nation in Beziehung auf Deutschland möglich zu machen, wird er sein Hauptaugenmerk auf eine mit Sachkenntniß und reifem Urtheile vorgenommene Auswahl deutscher Schriftsteller und eine correcte und fließende Uebersetzung richten. Die Sorge dafür hat er einigen deutschen Schriftstellern überlassen, welche in dem Gebiete ihrer vaterländischen Literatur bewandert und der französischen Sprache gleich mächtig sind, wie der deutschen. Die Ausführung des Planes wird uns Gelegenheit geben, näher davon zu sprechen. Jetzt geht unsere Absicht nur dahin, die Leser d. Bl. auf ein Unternehmen aufmerksam zu machen, welches zu den verdienstlichsten der neuern französischen Kunst und Literatur gehört. Schon jetzt hat dasselbe außerordentliche Anerkennung gefunden und es ist leicht möglich, daß der Absatz desselben wie der des pittoresken Shakspeare auf 100,000 Exemplare steige.

39.

Miscellen.

Trostlose Philosophie.

Friedrich der Große in seiner „Histoire de la guerre de sept ans" sagt: „Ce fut le jour même où le Roi fut battu à Hochkirch par les Autrichiens, qu'il perdit sa digne soeur (la margrave de Bareuth). Les Romains n'auroient pas manqué d'attribuer à ce jour une fatalité, à cause de deux coups aussi sensibles dont le Roi fut frappé en même tems. Dans ce siècle éclairé on est revenu de ces stupides erreurs qui faisaient croire à des jours heureux ou sinistres. (Nicht doch! Napoleon glaubte steif und fest daran.) La vie des hommes ne tient qu'à un cheveu, et le gain ou la perte d'une bataille ne dépend que d'une bagatelle. Nos destins sont une suite de l'enchaînement général des causes secondes, qui dans la faute des événemens qu'elles amènent, doivent nécessairement produire d'avantageux et de funeste." Also lediglich das? keine Vorsehung. Welche trostlose Philosophie! und welch ein Selbstvertrauen hat dazu gehört, um solchergestalt, beschränkt auf sich und die „causes secondes", so außerordentliche Dinge auszurichten!

Maxime.

Ich finde in meinen Collectaneen eine Maxime, ohne zu wissen, woher sie stammt, die mir aber zu zeitgemäß scheint, als daß ich sie nicht zum Besten unserer angehenden jungen Sansculottes hierher setzen sollte. „Dans beaucoup d'occasions", heißt es daselbst, „l'étiquette entretient la subordination, supplée aux moeurs, et quelquefois les conserve. Elle est p. e. si peu indifférente de nation à nation, que c'est toujours par une diminution de puissance et de considération, qu'un prince se relâche de son étiquette à l'égard d'un autre." Die Chinesen wissen das; und wahrlich, bis auf einen gewissen Grad haben sie nicht Unrecht.

87.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 206. — 25. Juli 1835.

Wie malt der Dichter Gestalten?

Diese Frage, welche für das ganze, heute so zahlreiche Gefolge Apollo's, für Dichter, Kritiker und Kunstfreunde so interessant ist, beantwortet eine kleine Schrift unter dem Titel: „Wie malt der Dichter Gestalten? Ein Beitrag zur Aesthetik von Heinrich Viehoff (Emmerich 1834. 8. 8 Gr.) auf eine umfassende Art und anziehend genug, wenn auch mehr aus einem empirischen als aus einem hoch kritischen oder philosophischen Gesichtspunkte. Bei der Theilnahme, welche dies Axiom bei vielen unserer Leser erregen wird, und da hierüber seit Jean Paul Niemand, unsers Wissens, ein Wort von Gewicht gesprochen hat, wollen wir den Inhalt dieser kleinen, aber lesenswerthen Schrift etwas näher ansehen und, so weit es in der Kürze thunlich ist, mit unsern eignen Ideen die des Verf., dem es übrigens an Beobachtung nicht fehlt, ergänzen und vervollständigen.

Zunächst ist anzumerken, daß das Verfahren des Verf. bei Beantwortung seiner Frage ein aposteriorisches ist; er hält sich an die Erfahrung, an die Beobachtung, die eine reiche Lecture alter und neuer Dichterwerke ihm untergelegt hat und bekennt, naiv genug, daß er zur philosophischen — aprioristischen — Lösung dieser Frage sich unfähig fühle. Wir haben es daher hier mit kritischem Empirismus, mit Erfahrungssätzen und lehrreichen Beispielen zu thun, und in der That halten wir dafür, daß dieser Weg der Belehrung über Fragen dieser Art der bessere sei. Selbst Lessing im „Laokoon" und Jean Paul in seiner „Vorschule" verfolgen diese Bahn, mit Umgehung einer stets sterilen Deduction, die späterhin nachfolgen mag.

Wie gelangt der Dichter dazu, Gestalten so zu malen, daß sie im Geist des Lesers und des Hörers einen energischen und nachhaltigen Eindruck hervorbringen? Das ist die Frage. Zuvörderst müssen wir dabei den vielverbreiteten Irrthum berichtigen, als ob der Dichter auf gleiche Weise und mit gleichen Mitteln wirke wie der Maler. Dies ist völlig falsch. Der Maler gibt Bilder, die der Geist des Zuschauers durch das Organ des Auges aufnimmt; der Dichter dagegen hat die Aufgabe, den Geist des Hörers ohne andere organische Vermittelung zur Reproduction von ihm gedachter Gestalten aufzurufen, und dies geschieht durch Ansprache einer reingeistigen Thätigkeit, der Phantasie. Bei ihm liegt der ganze Proceß auf einem höhern, unsichtbaren Gebiete, während die Wirkung, die der Maler hervorbringt, ihrem Ursprunge, wie ihrem Wesen nach, der Sinnenwelt angehört.

Empfindungen energisch anzuregen, die schlummernde Phantasie des Lesers bis zur Reproduction dichterischer Anschauungen zu erhöhen, das ist die Aufgabe des Dichters. Wie löst er sie, und durch welche Kunstmittel gelangt er zur poetischen Gestaltenmalerei? Der Verf. zählt diese Kunstmittel auf; er bringt ihre Zahl auf zwanzig. Wir halten dies für ziemlich willkürlich; die Zahl ließ sich erhöhen und vermindern, wenn er nach einem Principe hätte suchen wollen; aber sein Weg ist nun einmal ein empirischer. Zuerst also: durch Schilderung der Theile. Dies Kunstmittel ist ein gefährliches — es zerlegt und schwächt in der Zerlegung den beabsichtigten Eindruck. Nichts ist poetischer Wirkung entgegengesetzter als die Zerstückelung; die Phantasie ruht, sobald wir zählen oder rechnen. Der alte Lessing sagt darüber: „Mich dünkt, ich sehe Steine auf einen Berg wälzen, aus welchen auf der Spitze ein prächtiges Gebäude aufgeführt werden soll, die aber auf der andern Seite von selbst wieder herunterrollen, sowie sie anlangen." Besser und sicherer ist das zweite Mittel: „Werdenlassen des Bildes". Hier sind Homer und Göthe („Amor als Landschaftmaler") als Muster angeführt. Doch es bedarf der Proben kaum. Das Entstehenlassen des Bildes ist unbedenklich eines der wirksamsten Mittel, die Phantasie des Lesers aufzurufen, besonders, wenn der Dichter die Erscheinung zu rechter Zeit unvollendet gleichsam übergibt. Successives Erscheinenlassen des Bildes ist eine andere Art des Werdens, welches in aller Poesie, vorzüglich aber in der dramatischen als ein Grundgesetz ästhetischer Schöpfung erscheint. Ein vorzügliches anderes Kunstmittel ist das Herausstellen weniger productiver Züge. Was der Verf. bei diesem Anlaß vorträgt, ist wirklich wahr und wichtig. Mit dem ersten Zuge, den der Dichter gibt, beginnt in der Phantasie des Hörers ein Bild; folgt nun ein zweiter Zug, der zu diesem Bilde nicht paßt, so fängt die Phantasie des Hörers zu schwanken an; häufen sich nun diese unpassenden Züge, so tritt bei ihm eine Verwirrung ein, welche leicht das ganze Bild auslöscht. Die höchste Wirkung wird daher durch die Herausstellung eines productiven Grundzuges — z. B. das stehende Epitheton bei Homer — erreicht. Ein

von der Phantaſie ſchwer ergriffenes Bild wird ferner durch die Verbindung mit leichtergriffenen Geſtalten lebhafter angeregt. Einfache Formen, Farben vergegenwärtigen ſich leicht in der Phantaſie. So ſagt ſchon Jean Paul, daß nichts leichter in der Phantaſie aufwachſe als Blumen. Die Hinzufügung eines einfachen, gradlinigen, einfarbigen Gegenſtandes kommt daher der Phantaſie ſehr zu Hülfe. Z. B.:

Da droben auf jenem Berge
Da ſteh' ich wol hundert Mal
An meinem Stab gebogen,
Und ſchau hinab ins Thal. Göthe.

oder:

Was will in ſeinem grauen Haar
Der blinde König dort? Uhland.

Ein weiteres Hülfsmittel (Erregungsmittel) für die Phantaſie iſt die genaue Bezeichnung des Locals der Erſcheinung. Z. B. Homer:

Wenn er doch jetzt ankäm', vorn in der Pforte des Saales
Stünde mit Helm und Schild . . .

Für alle dieſe einzelnen Hülfsmittel hätte der Verf. überhaupt ſagen können, daß die energiſche Herausſtellung des Einzelnen, Individuellen, Begrenzten und Bedingten die Phantaſie zur Ergänzung und Nachbildung des Bildes aufruft; z. B. Göthe in der „Braut von Korinth":

Wie ſie ihn erblickt,
Hebt ſie, die erſchrickt,
Mit Erſtaunen eine weiße Hand.

Ein anderes vorzüglich kräftiges Kunſtmittel iſt bekanntlich der Contraſt. Die Phantaſie verfährt ſtets nach dem Geſetz bilateraler Symmetrie; ſie begnügt ſich nicht, zu jeder Urſach ein Verurſachendes aufzuſuchen; ſie ringt auch nach dem Entgegenſtehenden. „Nirgend", ſagt Jean Paul, „zeigen mir Gedichte blendendere Zähne oder blitzendere Augen als in Mohrengeſichtern; nirgend hellere Roſen als im ſiechblaſſen Angeſicht." Wieland ſtellt nie eine Ebene ohne ſchroffe Felſenbegrenzung, eine ſteile Felswand ohne einen blumichten Fußpfad hin. Ebenſo erhöht eine einfache Umgebung die anregende Wirkung des Bildes. Ein ſchöner Mädchenkopf im Rahmen des Fenſters wirkt doppelt; die Phantaſie concentrirt ſich auf das Bild, wenn die Umgebung ſie nicht beſchäftigt. So faſſen wir ein einzelnes Segel auf dem Meere, einen Kahn auf ſtillem See, einen Schlitten auf weiter Schneefläche mit Schärfe und Leichtigkeit auf. Z. B. Schiller im „Taucher":

Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird blos —
Und er iſt's und hoch in ſeiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Ein verwandtes Mittel iſt das Ausſondern eines Einzelnen aus einer Gruppe. Z. B. ebendaſelbſt:

Und ein Edelknecht, ſanft und keck
Tritt aus der Knappen zagendem Chor.

Ein Bild, grell beleuchtet, ſtellt ſich uns gleichfalls leicht dar. Ebenſo wirkt erhöhte Aufſtellung des Bildes. Z. B. Klopſtock:

Gabriel ſprach's. Der Mittler belohnt ihn mit ſegnendem Blicke,
Steht voll Ernſt auf der Höhe des Bergs am näheren Himmel.

Auch die Erhöhung des Schauenden wirkt anregend für die Phantaſie. Z. B. Helena mit Priamus auf der hohen Mauer Trojas die tiefern Helden muſternd.

Wie die Ausſchließung eines Organs ferner das andere ſchärft, ſo begegnen wir auch ähnlichen Phänomenen im Organismus der Seele. Die Geſtalt einer ſtummauftretenden Perſon wird von der Phantaſie energiſch aufgefaßt; wir ſchärfen gleichſam unſer geiſtiges Auge, weil das Ohr uns keine Mittel darbietet, ſie kennen zu lernen. Z. B. Stolberg in der „Büßenden":

Aber mitten in der Freude
Oeffnet eine Thüre ſich;
Stumm und langſam feierlich
Kommt ein Weib in ſchwarzem Kleide.

Auch die nächtliche Stille ſchärft das innere Auge, ſowie das Halbdunkel. Ein vorzügliches Mittel aber, die Klarheit eines Bildes zu erhöhen, iſt die Darſtellung der Wirkung für die unmittelbaren Zuſchauer. Z. B. Schlegel im „Arion":

Er ſtrahlt im Morgenſonnenſchein,
Es ſtaunt der Schiffer Bande,
Er ſchreitet vorn zum Rande
Und ſchaut ins blaue Meer hinein.

Jean Paul ſagt: „Unſere Phantaſie malt nichts leichter nach als eine zweite. Die Geſtalt in Young's „Nachtgedanken", welche gekrümmt und ſchauernd in ein Gebüſch ſtarrt, iſt für mich fürchterlich; ihr Sehen wird mein Geſicht. Um alſo unſerm Geiſt eine ſchöne Geſtalt zu zeigen, zeigt ihm nur einen, der ſie ſieht." Auf dieſer Erfahrung beruht der Reiz aller Erſcheinungs- und Geſpenſtergeſchichten. Auch Leſſing räth: „Malt uns die Zuneigung, das Wohlgefallen, das Entzücken, welches die Schönheit erregt, und ihr habt die Schönheit ſelbſt gemalt."

Die Vorbereitung (Prädiſponirung) der Phantaſie iſt ferner ein wirkſames Mittel zur verſchärften Auffaſſung eines Bildes. Der Dramatiker und der Novelliſt machen in ihren Expoſitionen davon Gebrauch. Z. B. Wieland im „Agathodämon", wo Hegeſias nach den wunderlichen Erzählungen der Hirten auf einmal hinter dem Gebüſch von Eſſigroſen hervortritt. Ein anderes Mittel nennt Jean Paul die Aufhebung. Das breite Blatt des Schleiers, das im Orient alle weibliche Schönheit deckt, iſt eine vorzügliche Urſache der Lebendigkeit, mit der alle Bilder der „Tauſend und eine Nacht" in unſere Seele dringen. In ähnlicher Weiſe wirkt Steigerung (Gradation). Ein Gegenſtand in Bewegung ſpricht unſere Phantaſie lebhafter an als in Ruhe dargeſtellt, es ſei denn, daß die Ruhe das Kleid einer innern Bewegung ſei, wie bei Rückert's „Barbaroſſa im Kyffhäuſer", deſſen Steinbild ein höchſt eindringliches iſt. Jean Paul ſagt hierüber: „Vor der Phantaſie ſtehen werdende — vergehende — Geſtalten am feſteſten. Das Bewegliche malt das Feſte ſtärker als dieſes jenes. Ihr malet den Hals am beſten, wenn ihr eine Geſtalt mält, die ein Halsband anlegt." Unter den Handlungen ſelbſt malen die mit etwas Hörbarem (Klang) verknüpften am kräftigſten, z. B. die ſchmiedenden Ex-

Mrs. Ann Jackson died May 2nd, 1811, aged 72 years.
Also Mrs. Ann Jackson died May 2nd, 1811, aged 72 years.
Also Mrs. Ann Jackson died May 2nd, 1811, aged 72 years.

zugleichen. Wenn aber der Buchbinder z. B. fünf Bücher in einem Tage binden muß, um so viel zu erwerben, wie ihm früher die Arbeit von drei brachte, so wird er natürlich nicht die Zeit und Sorgfalt auf das einzelne verwenden können, das Product muß schlechter werden. Hierbei gewinnen aber auch Diejenigen wieder, welche Capital haben; sie können, weil in großer Masse bei ihnen gearbeitet wird, das Fabrikat wohlfeiler liefern, da sie das Material in großen Massen wohlfeiler einkaufen und hiermit den Schaden, der ihnen aus dem niedrigen Preise erwächst, compensiren können. So führt auch die so gerühmte Concurrenz, sobald sie ganz unbeschränkt ist, zur Anhäufung von Reichthum auf einzelnen Punkten, indem das Publicum natürlich bei Denen mehr arbeiten läßt, die ihrer Arbeit eine bessere Qualität geben.

Die zu große Wohlfeilheit der Waaren ist denn überhaupt kein Vortheil, denn „Kupfergeld Kupferwaare" sagt schon ein altes Sprüchwort.

Eine zweite Unwahrheit aber, die der Idee bei der Einführung der Gewerbefreiheit gleichfalls zu Grunde lag, ist dann ferner die Ansicht, daß es Haupt- und fast alleiniges Interesse des Staats sei, so viel als möglich zu produciren. Alle staatswirthschaftlichen Systeme und Betrachtungen neuerer Zeit sind mehr oder weniger von dieser Ansicht ausgegangen, basiren sich darauf und lassen alle geistig-moralischen Folgen ihrer Systeme gänzlich außer Betracht. Und doch ist der Staat ebenso sehr wol am allermeisten dazu da, daß er die allgemein geistige Bildung (worin die moralische miteingeschlossen ist) fördere, d. h. die Menschen zur geistigen Freiheit heranbilde. Von diesem Standpunkt der Staatswissenschaft aber erhalten Corporationswesen und Gewerbefreiheit eine ganz andere Bedeutung.

Erst die Thätigkeit für ein Allgemeines gibt nämlich dem Einzelthun des Menschen einen sittlichen Halt, einen sittlichen Charakter, wie ihn der nach der Gewerbefreiheit allein dastehende und auf seinen Erwerb beschränkte Handwerker nicht hat und haben kann. Eigentlich würde dieses Allgemeine, für das nun der Einzelne neben seinem Privatzweck arbeitet, der Staat sein und ist es wirklich auch; das Bewußtsein aber hiervon, somit auch die sittlich-geistige Wirkung, bleibt dem Subjecte fremd, weil in unsern Staaten die Bürger nur einen sehr beschränkten, trotz aller Constitution fast auf Null reducirten Antheil an den allgemeinen Geschäften des Staats haben. Diesen Mangel muß und kann allein die Corporation ersetzen, indem in ihr der Einzelne zum Bewußtsein kommt, daß er einem Ganzen angehört, das selbst wieder ein Glied der allgemeinen Gesellschaft ist, daß er für dieses Ganze Interesse und Bemühungen hat außer seinen Privatbemühungen. Er hat hiermit aber auch als anerkanntes Glied einer Corporation, eines Standes seine Ehre, während der Einzelne nach der Gewerbefreiheit, auf die blos selbstsüchtige Seite seines Gewerbes allein gewiesen, dieser Standesehre und aller ihrer sittlichen Wirkungen entbehrt. (Beiläufig gesagt möchte sich die weit verbreitete Unsittlichkeit unsers Bürgers wol größtentheils mit daher schreiben, daß man ihm diese Standesehre genommen hat.) Auch liegt in der Corporation keineswegs eine Beschränkung des natürlichen Rechts, seine Thätigkeit zum Erwerb anzuwenden, sondern sie wird darin nur zur Vernünftigkeit bestimmt, von der eignen Gefahr und der Gefahr für Andere befreit, geehrt und zur bewußten für einen gemeinsamen Zweck erhoben. Auf jeden Fall aber wird der Staat, dessen Glied nur die Corporation ist, über sie eine höhere Aufsicht führen müssen, ebensowie sie auch keine zu enge geschlossene sein darf, um nicht dem natürlichen Recht und Andern in den Weg zu treten.

Es mögen diese Andeutungen, deren Ausführung eine lange Abhandlung werden würde, dazu dienen, zu zeigen, daß alle jene Schriften, welche, wie die unter Nr. 1 aufgeführte, nur darauf ausgehen, in der ganzen Breite des einseitigen Raisonnements alle Mißbräuche und Uebelstände der Zunftverfassung nach der Reihe herzuzählen und daraus die Nützlichkeit der Gewerbefreiheit zu beducken, keinen wissenschaftlichen Gewinn bringen, da sie die Idee der Corporation und ihre Bedeutung im Staate gänzlich vernachlässigen. Mißbräuche lassen sich bei jeder Einrichtung nachweisen, es ist aber auch schon ein altes Wort, daß man den wuchernden Ausschößling eines edeln Baumes abschneidet, nicht aber den Baum selbst zusammenhaut.

Die unter Nr. 2 aufgeführte Abhandlung macht nun freilich nicht den Anspruch, die Frage über Gewerbefreiheit und Zunftwesen in ihrer ganzen Ausdehnung zu verhandeln, sondern beschränkt sich nur darauf, zu zeigen, daß bei der Vereinigung der deutschen Staaten zum Zollverbande nothwendig die Industrie des Landes herabgedrückt werde, in welchem der zunftmäßige Betrieb fortdaure, während in den andern und größern Staaten des Verbandes die Gewerbefreiheit herrsche. Diese ganze Sache aber berührt die eigentliche Corporation wenig, indem sie sich ja deutlich nur auf die fabrikmäßige Industrie im Großen beziehen kann, diese aber natürlich, wie einmal die Sachen stehen, durch eine Zunft, sollte es irgendwo sein, nicht beschränkt werden darf. 21.

Aus Italien.

Die gefährlichste Krankheit der Seidenwürmer, wo ihre Pflege ins Große getrieben wird, ist der Stein, wie man sie in der Lombardei nennt; eine Krankheit, die oft die unglaublichsten Verwüstungen unter den Seidenwürmern anrichtet und deren Entfernung daher italienische Landwirthe vielfältig beschäftigt hat. Graf Dandolo, bekanntlich der rationellste Seidenzüchter der Lombardei, meinte, durch Reinlichkeit und Lüftung, selbst durch Erneuerung der Luft durch Feuer ließ sich dem Uebel vorbeugen. Aber grade entgegengesetzte Erfahrungen widerlegten diese Voraussetzung. Denn Seidenzüchtereien (bigattiere), die auf Höhen lagen, in obern Theilen des Hauses angebracht waren, die immer luftig und trocken gehalten wurden und einer sorgfältigen Pflege sich erfreuten, litten häufiger in neuerer Zeit an diesem Uebel, das bei einer tiefern und feuchten Lage durch andere Krankheiten ersetzt ward. Jetzt hat ein Landwirth, Herr Lomeni, dem man wenigstens nicht die Bezeichnung eines rationellen zugestehen kann, so sehr er sich auch davon die Miene gibt, der weniger sorgfältigen Pflege das Wort redend, die Behauptung aufgestellt, die Krankheit, il calcino, sei eine Folge eines chemisch tödtlichen Stoffes, wie er aus den Erscheinungen abzunehmen glaubt, welche dem Tode vorausgehen. Namentlich aus der zunehmend langsamen Bewegung, der versagten Nahrung und der stellenweisen Röthung der Haut. Den Grund der Krankheit sucht er daher in der chemischen Wirkung des Geruchs, den ein unreingehaltenes gährendes Lager der Würmer hervorbringt. Er schlägt selbst Mittel vor, diesem Uebel zu begegnen, aber diese Mittel haben bei den Leuten von Fach die Ueberzeugung begründet, daß er von Chemie auch nicht das Geringste verstehe. Selbst den vermutheten Grund der Krankheit erwiesen chemische Analysen durch Prof. Lavini (im 37. Bande der „Memorie dell' Accademia di Torino") als unstatthaft, obgleich die auch schon von Bassi ausgesprochene Versicherung, daß chemische Reagentien gegen die Krankheit Hülfe bringen könnten, allgemeinere Zustimmung fand. Namentlich gab eine Commission von Professoren zu Pavia, die mit einem Gutachten über die Krankheit beauftragt war, in einem öffentlich mitgetheilten Berichte folgende Sätze als Ergebniß ihrer Forschung an: 1) der weiße Ausschlag, der sich am verkalkten und versteinten Seidenwurm zeigt, ist ansteckend; 2) die Wirksamkeit dieses Ausschlags kann durch chemische, dem Wurm unschädliche Mittel gehemmt werden; 3) es erliegt keinem Zweifel, daß dieser die gewöhnliche Ursache der Krankheit; 4) man darf hoffen, daß durch zeitigen Gebrauch der durch die Commission angedeuteten Mittel die Wiedererzeugung der Krankheit gehemmt, sie selbst geheilt und ihr vorgebeugt werden kann. So der Bericht in der Beilage der Mailänder Zeitung vom 14. October 1834. Nr. 287. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 207. — 26. Juli 1835.

Der Verstorbene und seine neuesten Papiere.

Zweiter Artikel.*)

Der Verstorbene ist uns eine zu interessante und scharfzugespitzte Persönlichkeit, als daß wir den bis hierher über die „Tutti frutti" gesponnenen kritischen Faden nicht noch einmal aufnehmen sollten. Er wurde von uns in dem Frühern als ein vornehmer Geist bezeichnet; hier wollen wir eine mit diesem Namen verwandte Bezeichnung anbringen und ihn auch einen bequemen Geist nennen. Der Verstorbene hat es sich in den fünf Bänden „Tutti frutti" sehr bequem gemacht, das ist nicht zu leugnen; allein dieses bequeme literarische Verfahren ist zum Theil eine deutsche Mode geworden, in welcher der Verstorbene wenigstens nicht originell ist. Es gibt in Deutschland nicht wenige Schriftsteller, die man, mag man sich anstellen, wie man will, eben nicht anders nennen kann als Schriftsteller. Sie sind weder Dichter noch Philosophen, weder Kritiker noch Darsteller, weder bloße Schöpfer noch bloße Beurtheiler; sie sind nicht Geschichtschreiber, wiewol sie Geschichten schreiben; sie sind nicht Novellisten, wiewol sie Dinge schreiben, die einer Novelle ähnlich sehen; sie sind überhaupt weder etwas ganz Ausschließliches noch in dem Vielgestaltigen ein Einheitliches; sie schreiben nur über Alles, was ihnen vorkommt und homogen ist; sie gehen nur überall ein und aus, und es ist, als ob ihnen Das, was als geschriebenes Resultat dieser Besuche hervortritt, mehr unfreiwillig anklebte, als freiwillig von ihnen aufgenommen würde. Mit einem Wort, sie sind Schriftsteller, eine ganz formelle Bezeichnung, weil über den Inhalt selbst nichts Concretes und Bestimmtes behauptet werden kann.

Unter diesen vielen deutschen Schriftstellern sind zwei Viertheile und darüber vollkommen geistlos, und das sind Diejenigen, die in einigen antiken Journalen ausschließlich für geistreich gehalten werden, weil ja der Blinde dem Blinden öfters den Weg zeigt; ein drittes Viertheil ist nicht ganz geistlos, aber vollkommen unreif und gehört ausschließlich in seiner Bildung dem letzten Decennium an; ein siebentes Achtheil besitzt wirklich Geist, aber tödtet und frißt ihn auf wie Saturn die eignen Kinder durch Extravaganzen und geistige Liederlichkeit; das sind die Genialen, welche sich stets für den Wendepunkt der deutschen Literatur halten. Das letzte Achtheil endlich sind die gemäßigten Geistreichen, das Juste milieu der geistreichen Schriftsteller, die kein Zuviel haben als in einigen Kleinigkeiten Vorurtheile, und kein Zuwenig als was ihnen an Tiefe des Gedankens abgeht. Wenn sie die Vorurtheile nicht hätten, so hätten sie vielleicht mehr bildende und speculirende Kraft, und wenn sie diese Kraft besäßen, so hätten sie gewißlich die Vorurtheile nicht. Sie balanciren mithin geistig stets zwischen dem Gewiß und dem Vielleicht, und dieser Umstand macht ihre Beurtheilung einigermaßen schwierig. Unter diese Classe von Schriftstellern möchten wir den Verstorbenen setzen, und er kann diese Rangordnung abermals nicht kränkend finden, weil wir somit nur Wenige über ihn, aber unter ihn eine gewaltige Anzahl der dii minorum gentium setzen.

Etwas Eigenthümlichgemeinsames haben aber jene Schriftsteller alle, die kleine Marotte nämlich, daß es sich alle bequem machen. Dieses bequeme Schriftstellern ist jedoch nicht bei allen gleicher Natur. Der eine macht es sich bequem, weil es ihm von Haus aus an Erziehung und guter Gesellschaft gefehlt hat; er ist immer nur auf seiner Tabacksstube, unter seinen guten Freunden, mit denen er von vorn herein comment suspendu verabredet hat, und im Wirthshause gewesen. Er kann nicht anders, als sich's bequem machen. Man ziehe ihm den Schlaf- oder Flausrock aus, man stecke ihn in einen eleganten Frack, thue ihm eine feine Cravatte um, und er wird sich ausnehmen wie ein Landstutzer. Er wird zittern, wenn er in der guten Gesellschaft den Mund aufthun muß; er wird es für Ironie halten, wenn man ihm ein Compliment sagt, er wird sich das Vorhemdchen beschmuzen, wenn ihm die Dame vom Hause eine Tasse Thee präsentirt. Dies ist die eingewurzelte Bequemlichkeit der schmuzigen Angewöhnung, und wer wollte diesen Schmuzigen zumuthen, daß sie fein und zierlich denken und gestaltvoll, mit Ganzheit schreiben sollten!

Andere machen sich das Schriftstellern bequem, nicht weil es ihnen absolut an Fond zur Gestaltung gebricht, sondern weil sie in ihrem historischen Wissen ganz vernachlässigt sind. Dies hier gemeinte historische Wissen

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 158, 159 d. Bl.
D. Red.

ist nun nicht etwa die sogenannte positive Kenntniß oder Gelehrsamkeit als solche, nein, man kann ja Vieles wissen, Alles wissen, was man braucht, ohne gelehrt zu sein. Aber man muß doch wenigstens Das, was man gestalten soll, überhaupt in die Form des Wissens gebracht haben, und es muß einem mindestens auf inductive Weise zu Gebote stehen. Grade das ist aber der gänzliche Mangel dieser Menschenclasse, welche eben glaubt, ein deutscher Schriftsteller im modernen Sinne sei dadurch Das, was er ist, daß er nur seine wüsten, chaotischen, zerlumpten Einfälle und Ausfälle aufs Papier wirft.

Aber sowie es eine Bequemlichkeit des Schmutzes und der völligen Unwissenheit in der Literatur gibt, ebenso gibt es auch eine Bequemlichkeit des Ranges, Standes und Vornehmseins. Und warum soll es sich Derjenige nicht auch im Schreiben bequem machen, der sich setzen darf, wenn Andere stehen, der in der Schule der Weltbildung erlernt hat, wie man selbst unter Gleichen, denen man Aufmerksamkeit, unter Höhern, denen man Ehrerbietung schuldig ist, ein nonchalantes Wesen und eine leichtfertige Haltung annimmt? Warum soll Derjenige, der es so weit gebracht hat, daß er aus Verlegenheit nie eine Prise zu nehmen oder mit der Hand in die Beinkleidertasche zu fahren braucht, dies nicht bei Gelegenheit und bei jeder Gelegenheit zeigen? Warum soll Der, welcher zu gehen, zu stehen, zu reiten, zu tanzen, zu ruhen und sich zu bewegen weiß, nach dem Stundenzeiger der Assembléen mit nachlässiger Liebenswürdigkeit und mit liebenswürdiger Nachlässigkeit sich einsteifen in die Schranke des Gestaltens und vollkommenen Bildens? Mit einem Wort, warum soll der emancipirte Ritter und Edelknecht nicht zeigen, daß er in jedem Sinne, auch im allerkleinsten ein Chevalier ist sans peur et sans reproche? Und in der That, wenn er dies mit Geist und Lebendigkeit thut, wenn er schlendert und nachlässig ist auf originelle pikante Weise, so kann man ihm nur in gewissen Stimmungen böse darum sein. Man kann es nur sein, wenn man direct aus dem Reiche der Gestaltung, der kunstvollen Plastik, der ganzen und einigen Darstellung kommt. So könnte man dem Verstorbenen böse sein und die „Tutti frutti" als ein zusammengewürfeltes Gemengsel betrachten, wenn man etwa die „Antigone" des Sophokles, oder den „Sommernachtstraum" Shakspeare's, oder Fichte's „Reden an die deutsche Nation", oder Cervantes' „Novellen", oder Jakob Böhme's Untersuchungen (der, beiläufig bemerkt, kein mystificirter pietistischer Schuster, sondern ein durchaus gestaltvoller Denker ist) gelesen; allein man wird Demjenigen nicht böse sein können, welchem in dieser Misère der gegenwärtigen Schriftstellerei, — die sich Literatur nennt und in der jeder Pinsel sich für etwas Auserlesenes hält, weil er in seinem Leben zwei Witze gemacht hat — in dieser pikant sein wollenden Stumpfheit, in dieser Wassersuppe der Literatur einmal nach einem Gelée oder nach einer Portion Sardellensalat gelüstet. In einem Sardellensalat ist freilich auch, genau genommen, nichts Besonderes enthalten: Essig und Oel, Kapern und Rindsmaul, und man kann ihn so gut in Wien als in Berlin und Leipzig speisen. Aber es fragt sich nur, wie ein Sardellensalat zusammengestellt ist, ob er zart und sinnig nur aus pikanten Atomen und Moleculen besteht, oder ob auf hausbackene Weise, präparirt für Katzenjammer und einen Handwerksappetit. So tischt uns z. B. der Verstorbene in seinen „Zetteltöpfen eines Unruhigen", die viel von einem Sardellensalat haben, ein scharmantes Stück Lachs in Folgendem auf:

> Wenn ich von Moses gelesen, daß ihm Gott im feurigen Busch erschienen sei, habe ich immer geglaubt, daß er damit nur die Abendröthe meint, wenn sie in überirdischem Glanze die Büsche im Feuer verklärt und dem bewegten Gemüth die ewige Nähe Gottes verkündet. So hat mich alles Mystische, wenn es aus der Natur hervorging, immer in tiefster Seele angesprochen, aber was dieser Art von den Menschen mühsam erkünstelt wird, mich meist kalt gelassen.

Wen sollte es nicht freuen, dergleichen liebenswürdige und poetische Gedanken so auf bequeme und darum auch anspruchslose Weise hervorblühen zu sehen; allein wer sollte auch nicht, wenn er einmal die Absicht hat, ebenso anspruchslos zu ergänzen, einen Schritt weiter gehen und dem Verstorbenen sagen, daß es auch eine Mystik des Geistes gibt, welche, wie er richtig empfindet, freilich nicht in der bleichsüchtigen Suppenseherin von Prevorst haust, aber in unsterblichern Geistern herrlich wiedergeklungen hat. In das Gebiet dieser geistigen Mystik, welche mit dem klarsten und tiefsten Denken besteht, ja sich vereinen muß, gehört, genau genommen, das ganze Christenthum, in das Gebiet dieser geistigen Mystik gehört die Person Jesu Christi und die Apotheose der Jungfrau selbst; dahinein gehört die ganze altitalienische Malerei, die gothische Baukunst mit all ihren Herrlichkeiten, die heutzutage kein Mensch, selbst der geistreiche Schinkel nicht hervorzubringen vermag. Hierher gehören grade auch die von dem Verstorbenen so niedrig gesetzten und so platt beurtheilten Wunder. Denn das Wunder als solches beruht ebensowol auf dem Wissen wie auf dem Glauben, nämlich auf dem begreifenden, nicht auf dem sogenannten erklärenden Wissen, welches, eben weil es Alles erklären, d. h. handgreiflich machen will, vielmehr das Nichtwissen ist. Wird das Christenthum nicht in Einseitigkeit als Menschenlehre, Mediatoffenbarung, Doctrin, Theorie, System oder wie die vagen Ausdrücke heißen mögen, sondern in seiner Allseitigkeit als Geistesoffenbarung und Manifestation der Idee, die eben nur das Göttliche ist, erfaßt, so sind die Wunder, weit entfernt ein erbauliches Superfluum zu sein, vielmehr absolut nothwendig; denn sie drücken den ersten unmittelbaren Bezug des Unendlichen zum Endlichen als wirklich, aber als Geheimniß aus. Die Wunder sind nur die Voraussetzung der christlichen Erkenntniß, und es liegt deshalb in ihrem Begriff, nicht als Räthsel zu beharren, sondern auf ideelle Weise begriffen zu werden. Darum ist die Erscheinung des Gottessohnes auf Erden von Wundern begleitet, die in der Ausgießung des heiligen Geistes ihre Lösung finden. Die Wunder sind das erscheinende Göttliche, wie es als Bezug der göttlichen Kraft zur menschlichen erscheint; aber das Göttliche unter der Bestimmung der Kraft ist nicht

das vollkommene Göttliche, die höhere Form desſelben iſt die Erkenntniß, welche im Innern der Wunder den Begriff, den Gedanken, das Nothwendige erforſcht und ſich in der Einſicht deſſen beruhigt. Darum geſchehen heutzutage, trotz allen theoſophiſchen Träumern und Sehern, keine Wunder mehr, weil das Göttliche als religiöſe Macht auf Erden bereits erſchienen iſt, nicht mehr erſcheint; weil der heilige Geiſt nunmehr in der Gemeinde lebt und durch ihn das Chriſtenthum in ſein geiſtiges Element zurückgenommen iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenznachrichten.

Paris im Juni 1835.

Barthélemy iſt eine bedauernswerthe Geſtalt in der franzöſiſchen Literatur. Nach der Julirevolution konnte der berühmte Satiriker zur Regierung übergehen und kühn jedem Biedermann ins Auge ſchauen. Der Volksdichter konnte, ohne ſich zu erniedrigen, vor einem Monarchen das Knie beugen, den ein Volksaufſtand auf den Thron erhoben, der dem Volke auf der Straße die Hand drückte und mit ihm die Marſeillaiſe ſang; den Bürgerkönig griff aber Barthélemy noch heftiger an, als er früher den Pfaffenkönig angegriffen; die bitterſten politiſchen Satiren, die vielleicht bis jetzt die franzöſiſche Literatur erzeugt, ſind gegen den liberaliſten Souverain gerichtet, der auf dem franzöſiſchen Throne geſeſſen. Als Ludwig Philipp mit der Linken gebrochen und zwiſchen beiden Parteien eine unabhängige Stellung genommen, die er ſelbſt als Juste-milieu bezeichnet, da erſt ſenkte Barthélemy die Waffen vor ihm; die ſchönſte Fähigkeit, die dem Menſchen zu Theil werden kann, ließ er ſich in goldene Ketten ſchmieden. Er hat zwar geſucht, ſich zu rechtfertigen; aber Niemand hat auf ſeine Rechtfertigung gehört. Seine Skrupel über die verderbliche Tendenz der Partei, die er verlaſſen, waren zu intereſſirt, um berückſichtigt zu werden. Sein Name wird in den Journalen mit Verachtung genannt, und ſelbſt die preiſenden Buchhändleranzeigen, welche ſeine jüngſt erſchienene Ueberſetzung der „Aeneis" dem Publicum empfahlen, gaben den öffentlichen Blättern Veranlaſſung, ihren Unwillen über des Dichters geldſüchtige Apoſtaſie auszuſprechen. Barthélemy überſetzt; er wagt es nicht mehr, zu denken; er fürchtet die edeln Eingebungen ſeines Genius ſelbſt, und das iſt wol ſeine größte Strafe.

Die Franzoſen beſitzen mehr Ueberſetzungen der „Aeneis" als die Deutſchen und Engländer und Italiener zuſammengenommen. Die älteſte iſt von St.-Gelais, Biſchof von Angoulême; der Verf. dedicirte ſie Ludwig XII. im J. 1500. Man wird nicht ohne einiges Intereſſe den Eingang dieſer ſeltſamen Verſion leſen.

J'ay entrepris de coucher en mes vers
Le cas de Troye qui fut mise à l'envers,
Les batailles et armes qui se firent
Pour les grégeois qui jadis la défirent etc.

Louis Desmazures, unter Franz I., überſetzte ganz im Geiſte ſeines Vorgängers, hielt ſich aber genauer an den Text, dann folgte Pierre Trébétan 1575, die Brüder Robert und Antoine d'Arneaux 1582. Der Cardinal Duperron, die Demoiſelle de Gournay gaben einige Bruchſtücke der „Aeneis". Die erſte vollſtändige Ueberſetzung iſt von Meſſire Perrin, ſie führt den Titel: „L'Enéide de Virgile, fidélement traduit". Ségrais gehört zu den beſſern Ueberſetzern der „Aeneis" und hatte dichteriſches Talent; manche Stellen ſind mit vielem Glücke wiedergegeben, ſeine Nachfolger haben ihn geplündert und verſchrien. Fontaine de St.-Fréville, ein verdienter Schulmann aus dem verfloſſenen Jahrhundert, ſagt in der Vorrede ſeiner Uebertragung, er glaube, daß die franzöſiſche Sprache, unter den Händen eines großen Dichters, durch eine Bearbeitung der Virgiliſchen Epopöe neue Reichthümer erwerben könne; dieſe Betrachtung habe ihn ermuthigt, ſie zu unternehmen. Ein anderer Schulmann, Julien Bonhomme, hat eine imitation libre de l'Enéide en vers français geſchrieben, où l'auteur s'est permis tous les changemens qu'il a cru nécessaires pour rendre le poème et son héros plus intéressans! Der Mann war Profeſſor an der Univerſität und hat ſein Werk herausgegeben im J. 1829. Die geſchätzteſten Vorgänger Barthélemy's ſind Gaſton und Delille; Beide hat Barthélemy übertroffen, womit wir aber keineswegs ſagen wollen, daß er nicht ſelbſt in der Folge übertroffen werden könne, daß er Alles geleiſtet, was in ſeiner Sprache zu leiſten ſei.

In der Vorrede wirft Barthélemy die oft erörterte Frage auf, ob ein Dichter in Proſa oder in Verſen überſetzt werden müſſe. Dies hängt nun unſers Erachtens zunächſt von der Individualität des Uebertragers ab; ſo wird Chateaubriand, der große Proſaiſt, „Das verlorene Paradies" in Proſa übertragen; Barthélemy, der geübte, gewandte Verskünſtler, von allen franzöſiſchen Dichtern vielleicht derjenige, welcher die poetiſchen Formen am ſicherſten beherrſcht, hat den römiſchen Epiker metriſch bearbeitet. Vom allgemeinen Standpunkte aus beurtheilt, ſo dünkt uns, daß in Proſa ebenſo wenig als in Verſen eine vollkommene Treue zu erreichen iſt; die poetiſche, wenn ſie von einem wahren Dichter herrührt, hat wenigſtens das Verdienſt, poetiſch anzuregen; in einem Gedichte iſt die Poeſie die Hauptſache; allerdings führt das Metrum manche Verſtümmelungen des Sinnes herbei, die indeß in der Regel nur ſecundaire Details treffen; das Beſſere, Reichere, Wichtigere wird ſchon deswegen vom übertragenden Dichter beibehalten, weil er lebhafter damit ſympathiſirt und es daher mit größerer Leichtigkeit wiedergibt.

„Les soirées des Louis XVIII." machen einiges Aufſehen; ſie ſollen von einem Herzog *** geordnet und bearbeitet worden ſein; jedenfalls amuſiren ſie und der Leſer wird hier mit Vergnügen Einiges daraus finden.

Im Anfange des zweiten Bandes treffen wir Ludwig XVIII. nach ſeiner Rückkehr in die Tuilerien im Jahre 16; die Frauen der Marſchälle und Generale Napoleon's ermüdeten den König durch ihre Empfindlichkeit. Eines Tages drückte die Dauphine die Gräfin de la Roche Aymont mit vieler Zärtlichkeit in die Arme im Beiſein des Hofes. Die Frauen des nouveau régime glühten vor Zorn; die Marſchallin Ney kam in voller Wuth nach Hauſe und weinte bittere Thränen. Dieſen Rivalitäten ſchreibt der Monarch alles Unheil zu, welches 1815 über die Reſtauration hereingebrochen! Talleyrand ſteht natürlich im Vordergrunde der politiſchen Männer aus jener Zeit. Im J. 1801 bot Rom dem ehemaligen Biſchof von Autun den Cardinalshut an, unter der Bedingung daß er drei Monate in einem Seminarium en retraite zubringen müſſe; Talleyrand weigerte ſich, in das Anerbieten einzugehen; um ihn dafür zu necken, zwang ihn Bonaparte, ſich zu verheirathen, daher Talleyrand einſt zu H. L... ſagte: „Ich weiß, was die Ehe iſt, ich habe ſie unter beiden Geſtalten, unter der geiſtlichen und zeitigen gekoſtet"; en vérité, il n'est bon qu'en souvenir, par la joie qu'il procure d'en être débarrassé. Die franzöſiſchen Marſchälle vergilch Talleyrand mit Vogelſcheuchen, die in Abweſenheit ihres Herrn Europa in Furcht erhielten. Nach Talleyrand kommt Frau von Staël. Ludwig XVIII. nennt ſie eine Nuée papillonnière, aus welcher zu Zeiten ein Blitz aufſchlüge, nämlich vor 1790. Späterhin zeigte ſie ſich unter einem impoſantern Anblick; ihre Rachſucht gegen Napoleon führte ſie den Bourbons zu, die ſie im Grunde haßte. Schon 1813 bezeichnete ſie in ihrer Correſpondenz mit Ludwig XVIII. die Miniſter, die er zu wählen habe; Benjamin Conſtant wurde natürlich nicht vergeſſen; er ſollte bald Miniſter des Innern, bald der auswärtigen Angelegenheiten, bald des öffentlichen Unterrichts werden. Nur mit Mühe drang ſie ſpäter bis zum Monarchen; die Herzogin von Angoulême konnte ſie nicht leiden. Ihre Unterredung mit Ludwig XVIII. iſt höchſt pikant; den Monarchen frappirte ihre männliche Haltung und ihre geſchmackloſe Coiffure; ſie vergoß einige Thränen, als ſie ihn erblickte. „Wenn ich Latein verſtünde", rief ſie aus, „ſo würde ich das Lied des Simeon ſingen; denn es bleibt mir

nichts übrig als zu sterben wie dieser heilige Mann, da ich Ew. Majestät wieder im Palaste ihrer Väter erblicke." „Leben Sie vielmehr, Madame, um die Wunder unserer Zeit zu schildern." Der Korse wollte mich in meine Küche zurückweisen, ich mache Bücher und keine Hemden; o, ich wäre fast vor Kummer gestorben!" „Das ist unmöglich, Sie sind unsterblich." „O, Sire, das ist die Blume der französischen Galanterie." Dann kommen die Empfehlungen, B. Constant, Wallanche, Degerando sollen Minister werden u. s. w. Keiner wurde angestellt, und nach den hundert Tagen erklärte die Staël dem Könige den Krieg. Die gens de lettres dürfen wir billigerweise nicht vergessen; da figurirt zuerst Baour-Lormian, der Uebersetzer des „Tasso" und des „Ossian"; den Styl dieses Dichters findet der Monarch racinien; dabei habe er einen eigenthümlichen Pomp; heutzutage nennt man das Bombast, Baour ist eine der gewaltigsten und grauesten Perrücken, obgleich er ein echt dichterisches Talent besitzt. Doch es drängen sich so viele wichtigere Gestalten in den mächtig dicken Bänden, daß wir die Literatur wieder bei Seite schieben. Da ist gleich der Kaiser Alexander; nach der zweiten Restauration stellte er Ludwig XVIII. die Nothwendigkeit vor, fest an der Charte zu halten. Ludwig stellte ihm lachend die malicidse Frage, ob er sie gelesen habe; Alexander's Antwort ist leicht zu errathen: „Ich, der ich sie gemacht", sagte Ludwig zum lachenden Autokraten, „je suis encore à l'expliquer". Mit Royer-Collard correspondirte Ludwig XVIII. ungefähr seit der Gründung des Comité royaliste vom 18. Fructidor. Merkwürdig ist folgende Aeußerung des berühmten Redners über Napoleon: „Die Revolution ist geschlossen, da Bonaparte die Monarchie wiederaufbaut; aber ist einmal das Gebäude fertig, so wird er es bewohnen wollen und nicht können; Ew. Majestät werden sein Werk erben." Das ist richtig eingetroffen, aber freilich hat die Herrlichkeit nicht lange gedauert. Was über Jules de Polignac gesagt wird, würde äußerst interessant sein, wenn es nicht gar zu augenscheinlich den Begebenheiten nachgezeichnet wäre; das ist ungeschickt von dem Bearbeiter, es stört die Täuschung. Der Herzog von Orleans (jetzt Ludwig Philipp) sei geizig, heißt es: „Wenn er mich besucht, so betrachtet er an den Kunstsachen weiter nichts als die Vergoldung; er schätzt sie immer ab, ganz wie ein polnischer Jude. Er gibt in der ersten Aufwallung; eine innere Stimme muß ihm erst sagen: „öffne deinen Geldbeutel, dazu bist du Prinz"; ich glaube, um ihn nie aufmachen zu dürfen, würde er verziehen, im Privatstande zu leben. Es ist ein erblicher Fehler bei ihm; sein Großvater hätte sich für einen Thaler peitschen lassen. Der Regent verschwendete das Geld des Königs und vergrub das seinige." Auf der Reise nach Gent trat ein Pfarrer an den Wagen Ludwig XVIII. „Herr Pfarrer", sagte der Monarch zu ihm, „ich empfehle mich Ihrem Gebete." „O Sire, empfehlen Sie sich lieber dem wiener Congreß; ich glaube, daß ich mit dem Himmel nicht zum Besten stehe; ich habe zum ersten Male 1791 geschworen, das zweite Mal Bonaparten, und da mir an meinen Pfarrkindern liegt, so werde ich wol zum dritten Male Bonaparten schwören." Ludwig lachte. Monsieur schrie: „C'est un impie." „Er ist wenigstens kein Heuchler", sagte der König. Zu Gent gesellte sich Guizot zu ihm; dieser ausgezeichnete Staatsmann ist es, der unter dem bescheidenen Titel eines Ministers des öffentlichen Unterrichts heute die Politik Frankreichs leitet. Das Portrait, das Ludwig XVIII. von ihm entwirft, findet daher natürlich hier seine Stelle; er nennt ihn nur den kleinen Guizot: „der kleine Guizot war mir hierher gefolgt, er wollte nicht müßig bleiben; ihm verdanke ich die Idee des „Moniteur de Gand", den ich dem pariser „Moniteur" entgegenstellte; er wurde mit Hülfe von Bertin de Baux, Jaucourt und einigen Andern redigirt; allein Guizot behielt stets die oberste Leitung; er gab dem Blatte jene Heftigkeit, die ich sehr häufig zu mäßigen suchte. Dieser kleine Doctor ließ wenig Wochen vorübergehen, wo er mir nicht einen neuen Plan zu einer Gegenrevolution mittheilte, und Verhaltungsregeln über das Verfahren, das ich bei meiner Rückkehr in Frankreich zu beobachten hätte. Vorzüglich bestand er auf Maßregeln der Strenge, auf unbarmherzige Bestrafung der Schuldigen. Was mich an Guizot ergötzt, ist das unumstößliche Zutrauen, das er in sich selbst setzt: er baut auf seine Worte, als wären sie ein Evangelium. Er hat immer die Manieren eines Régent (Schulmeisters), ihm fehlt die Eleganz der höhern Gesellschaft; sein Ton ist herrisch, absprechend; sein Wille ist eine Richtschnur, von der Niemand abgehen darf, ohne sich seinem Unwillen auszusetzen. Dumm ist er nicht; allein die Liberalen, denen ihn sein Ehrgeiz zugeführt, stellen ihn zu hoch; im Grunde neigt er sich zum Despotismus hin, und wenn er je ans Ruder gelangen sollte, so rathe ich Allem, was man Freiheit, Fortschritt in Frankreich nennt, sich vor ihm zu hüten; ich weiß, was er mir zu Gent gerathen, es war weder Toleranz noch Liberalismus." In dem Worte progrès kommt der Bearbeiter wieder zum Vorschein; dieses Wort ist heutzutage ein Modeausdruck geworden; es gibt sogar ein Café du progrès, welches in den Gefechten mit den Republikanern, deren Untersuchung jetzt die Pairskammer beschäftigt berühmt geworden ist; allein zu Ludwig XVIII. Zeiten wurde dieser Ausdruck nicht gebraucht, wenigstens nicht in dem politischen Sinne, den die Republikaner damit verbinden. Wir wollten hier abbrechen; allein da finden wir noch einen Brief des gegenwärtig regierenden Königs von Frankreich, oder vielmehr der Franzosen, den wir nicht mit Stillschweigen übergehen können; er wurde 1812 geschrieben, als die Ereignisse eine für die Bourbons günstige Wendung nahmen. Da erschienen treue Diener in Menge, von denen der König seit Jahren nicht hatte reden hören; unter ihnen gleichfalls der Herzog von Orleans, der ihm von da an fast alle Wochen schrieb; er hatte ihm jedesmal eine gute Nachricht zu hinterbringen oder ihn um Rath zu fragen. Man hatte behauptet, der Herzog habe in Spanien eine zweideutige Rolle gespielt; daher folgendes Rechtfertigungsschreiben an Ludwig XVIII.: „Mein einziger Zweck war, die Soldaten Bonaparte's aus der Halbinsel zu vertreiben, um im Süden handeln zu können. Meine Stelle ist nicht zu Madrid, wo an legitimen Fürsten kein Mangel ist, sondern zu Paris, wo ich Ew. Majestät getreuster Unterthan zu sein streben werde. Wenn der König mir beföhle, ihm ein Stück vom Monde zu bringen, so würde ich versuchen, den Auftrag auszuführen, ohne mich um die Möglichkeit zu bekümmern; die erste Pflicht eines Prinzen vom Geblüt ist unbeschränkter Gehorsam."

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Neuerdings haben zu Lodi in der Lombardei einige Arbeiter, welche den Grund zu einem Waisenhause, das dort gegründet werden soll, legten, ein altrömisches Todtendenkmal mit folgender Inschrift ausgegraben:

C. Varius
Philocalus, sibi
Et Variae Asiae uxori
Et Libertae Carissimae
De qua nihil quaeror nisi
Quot mortua est et
Eucarpo liberto et
Valerio Agathopo A. O.
V. F.

Ueber die von der gewöhnlichen grammatischen Regel abweichende Form: Quot für quod darf man sich auf alten Inschriften nicht wundern, wo auch häufig at für ad, aliut, aput, quit, set u. s. w. vorkommt. Schon Quintilian bezieht sich auf diese öfters übliche Schreibart in einer Stelle seiner „Institutionen" lib. I. cap. 4: Minus mirum si in vetustis operibus urbis nostrae, et celebribus templis legantur: „Alexanter" et „Cassantra". 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 208. — 27. Juli 1835.

Der Verſtorbene und ſeine neueſten Papiere.

Zweiter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 207.)

Auf das Gleichniß mit dem Sardellenſalat zurückzukommen, ſo wird man dieſen Vergleich nicht ganz unpaſſend finden, wenn man Nr. 66 und 67 des „Zettelkaſtens", welche auf zwei correſpondirenden Seiten einander gegenüberſtehen, gegeneinander abwägt. Nr 67 lautet ſo:

Wie dem Don Quixote erſcheinen auch mir die Windmühlen als etwas Dämoniſches. Nicht aus Beſorgniß, mit ihnen in Colliſion zu kommen, ſondern weil der Gedanke etwas Hölliſches für mich hat, daß ſie ſich ewig mit reißender Schnelligkeit folgen, ohne ſich je erreichen zu können. Ich werde darüber ſentimental, und ſie kommen mir vor wie das Bild unglücklicher Liebe, zu ewiger Sehnſucht verdammt.

Nr. 66 dagegen lautet gar nicht ſentimental:

Ein neues Buch über den Selbſtunterricht im Reiten, aus dem Engliſchen höchſt poſſirlich überſetzt, iſt ſo gewiſſenhaft genau, daß es ſelbſt folgende Anweiſung enthält: Die auf Reitbahnen gewöhnliche Sitte, daß der aufſteigende Reiter zuerſt den Anweſenden ein Compliment macht, kann beim Selbſtunterricht, wo man allein iſt, wegfallen.

Eine andere Stelle, die Anſchirrung des Pferdes betreffend, iſt folgendermaßen übertragen:

Schwanzriemen. Ein Finger wird erlaubt, um darunter ſpielen zu können.

Erwägt man, daß in der vorhergehenden Nr. 65 von Shakſpeare, Miß O'Neil, der Bethmann und Fleck die Rede iſt, ſo wird man zugeben, daß der Verſtorbene auf recht ſpaziergängerliche Weiſe zu ſchlendern verſtand.

Ueber eine Seite in der Denkweiſe des Verſtorbenen wäre, genau genommen, viel zu ſagen, und dies iſt ſeine politiſche. Er gibt uns im fünften Bande der „Tutti frutti" einen Aufſatz: „Politiſche Anſichten eines Dilettanten", welcher letztere Ausdruck wol nur ſo viel bedeuten ſoll, daß der Verſtorbene niemals ex officio berufen war, politiſch zu ſein. Hier ſehen wir, und das iſt um ſo intereſſanter, den Verſtorbenen einmal ſich's nicht bequem machen, ſondern er läßt es ſich hier auf eine erfolgreiche Weiſe recht ſauer werden. Hier iſt er durchweg ernſthaft, denn hier ſchwebt er bildend, brütend und denkend über ſeinem Lieblingsthema, über einem Thema, das man ſein Pathos und Leidweſen nennen könnte; und dies Lieblingsthema, über welchem der Verſtorbene nicht ſentimental, ſondern ſogar melancholiſch werden kann, iſt: die vollkommene restitutio der deutſchen Ariſtokratie in integrum. Bei dieſem Beſtreben zeigt ſich zwar Das, was wir vordem als Vorurtheil bezeichneten, aber er zeigt ſich auf der andern Seite vorurtheilsfrei genug, um Anerkennung, ja Bewunderung zu verdienen. Es gibt eine Trauer über den Verfall des Adels, welche nicht blos gerecht, welche ſogar ergreifend und poetiſch iſt. In dieſem Sinne hat Chamiſſo ſein ſchönes Gedicht: „Schloß Boncourt", gedichtet, in welchem der Dichter im Geiſt auf die Stätte zurückſchwebt, wo einſt ſeine Ahnen hauſten, wo ſeine Wappen hingen, wo ſeine Wiege ſtand, wo ſeine Geſchwiſter mit ihm ſpielten, wo, wie im Hauſe Aben-el, noch die alten heimiſchen Lieder erklingen, welche eine längſt zertrümmerte Harfe zu des Hauſes Ehren ſang:

So ſtehſt du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und feſt in dem Sinn,
Und biſt zu Aſche geworden;
Der Pflug geht über dich hin.

Nimmt man hierzu die blutigen begleitenden Erinnerungen an die rothen Jakobinermützen, die wie große Blutstropfen im Schloßhof auf- und niederwogten, an die verzerrten Geſichter der elenden Niedermetzler, an ihre blinkenden Beile, welche die alten Schilder zerſchlugen, dann erſcheint ſolche Trauer als gerecht und ſagt ganz etwas Anderes als jene Anrufung der Wappenvögel auf dem Schneegipfel der Alpen, welcher Börne ſein ſchriftſtelleriſches Jakobineremblem, den leeren Beutel im blauen Felde, ſpottend und triumphirend entgegenſetzte. Und wenn man poetiſcherweiſe über ſolchen Verfall eines Einzelhauſes trauern und dichten kann, warum ſoll man denn nicht auch in guter geiſtvoller Proſa für eine Emancipation und Wiederaufrichtung des deutſchen Geſammtadels ſtreiten und fechten? Aber es fragt ſich nur, ob nicht dennoch die Poeſie als ſtille, in ſich gekehrte Klagefrau eben darum berechtigter iſt als die geharniſchte Proſa, weil ihr Reſultat ausbleibt und ſie eben dadurch nur zur Klage ſich ſtimmt, weil ſie das Unwiederbringliche beweint. Und weil dem wirklich ſo iſt, darum müſſen wir, wie möglichſt vorurtheilsfrei auch der Verſtorbene ſein Thema behandelt, doch daſſelbe für ein wirkliches Vorurtheil halten. Denn den deutſchen Adel, wie er jetzt iſt, in inte-

grum (d. i. zur mächtigen und das Gleichgewicht zwischen Monarchen und Volk haltenden Aristokratie) zu restituiren, wäre, wie der Verstorbene selbst zugibt, ein ganz verkehrter und nichtiger Gedanke, weil unser Adel als Corporation bereits aus dem Staate geschieden ist und nur noch in der Familie athmet; ferner weil er in seiner gegenwärtigen Zwittergestalt noch viel zu mächtig ist und das deshalb, weil er nicht das befähigende Verdienst zur Macht hat. Der Verstorbene streitet aus aller Macht gegen die besonders im Preußischen herrschende Bureaukratie und schilt auf sie, weil in ihr das persönliche Verdienst vorherrschendes Princip sei; aber er muß bedenken, daß eine Aristokratie ohne Verdienst noch weniger als Nichts wäre. Allein auch dies empfindet er selbst schon und bringt darum auf eine innere Reform des Adels. Diese Reform wäre aber nur denkbar, wenn nicht der Adel, der da ist, verwandelt, sondern ein neuer Adel, der zugleich intensives Verdienst und äußeres Vermögen (Grundbesitz u. s. w.) besäße, errichtet würde. Eine solche durchgängige Umformung aber würde den Begriff des Adels an und für sich aufheben.

Es ist hier nicht der Ort, auf diese ernsthafte Untersuchung des Verstorbenen näher einzugehen. Nur eine Stelle gleich zu Anfang des interessanten Aufsatzes stehe noch hier, welche vor seinen politischen Ansichten, die er hier zum erstenmal in dieser Consequenz darlegt, alle Achtung einflößt:

Ich bin — sagt er — weder ein Anhänger der sogenannten absoluten Volkssouverainetät noch der unbedingten Legitimität und der zu ihr (in diesem Sinne) gehörenden absoluten Monarchie. Denn weder die moralische Person des Hrn. von Seckendorf, so geistreich und neu auch ihre Auffindung ist, noch alle Sophismen der Jarkischen Schule können absolute Herrschermacht als ein wohlthätiges Princip ansehen, noch alle Phantasien der Ultraliberalen mir die Herrschaft der Demokratie als etwas Wünschenswerthes erscheinen lassen. Volkssouverainetät und Herrscherlegitimität sollten sich meiner Meinung nach auf eine Art im Staate verschwistern, wie im Menschen der freie Wille und die Macht des Schicksals miteinander bestehen. Es liegt hierin allerdings wie in allen tiefern Verhältnissen etwas Mystisches, was nicht mehr haarscharf zu definiren ist, sondern mehr vom gesunden Gefühl wahrgenommen werden muß. Aber so viel sieht ohne Mühe Jeder ein, daß einseitig anerkannte Volkssouverainetät zu fortwährender Anarchie führen muß, absolute Monarchie von Gottes Gnaden dagegen keine bleibende Garantie gegen Tyrannei gewähren kann.

Wenngleich wir nun dem Verstorbenen nicht zugeben, daß das Bedürfniß einer Garantie der richtige Standpunkt sei, von welchem aus eine Constitution gewünscht werden muß, weil jedes zeitgemäße politische Moment aus dem Begriff des Staates, nicht aus einem Bedürfniß gefolgert werden muß, so spricht es die angezogne Stelle doch schon deutlich aus, daß in einem Stücke der Verf. jener „Ansichten eines Dilettanten" unbedingt achtungswerth ist, in dem nämlich, weil er, was heutzutage nur wenige politische Dilettanten von sich erhärten können, kein Heuchler ist. Und diese Behauptung erstreckt sich nicht blos auf seine politische Meinung, sondern auf seine Meinungen überhaupt. Bis auf kleine Intriguen, bis auf einen Hang zum Kabalisiren innerhalb des Gebiets der Chronique scandaleuse, bis auf denjenigen Selbstbetrug, der unabweislich mit dem Scheinwesen der Vornehmheit in Verbindung steht, ist der Verstorbene offen und ehrlich, und es regt sich hier in ihm auf erfreuliche Weise eine gewisse ritterhafte Ehrenhaftigkeit, welche auch freilich zuweilen im bequemen Uebermuth kleine Gascognaden und Renomistereien begeht. Aber um wie weit erträglicher und anregender sind uns selbst diese als die unleidlichen, brutalen und trivialen Fehden, als das rohe Brüllen und die Excentricität der vielen altklugen Gesellen, welche in neuster Zeit die deutsche Literatur mit Dampf zum Jakobinerclub machen wollen. 161.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 207.)

Von den „Mémoires de Tous" ist der vierte Band soeben erschienen; er enthält Mittheilungen von Lafayette, der Königin Hortense, von Robespierre's Schwester, von Peyronnet, von Saint-Mars und Sosthène de Larochefoucauld. Wenn wir der Mlle. Charlotte Robespierre Glauben beimessen sollen, so gab's keine empfindsamere Seele als diesen Schreckensmann. Als Kind vergoß er Thränen, wenn man einer Taube den Hals abschnitt; der gute Junge! Als homme de lettres machte er Couplets, die über und über wie Rosen blühten, auf die Melodie: „Resiste moi belle Aspasie".

Die Herren Cimber und Paris haben „Archives curieuses de l'histoire de France" nach der auf den königl. Bibliothek zu Paris aufbewahrten Handschriften bekanntgemacht. Auch hier fehlt es vielleicht an streng-wissenschaftlichem Streben; nicht daß es den Herausgebern an Wissen gebreche, allein sie fürchten die wenige Theilnahme, welche historische Gelehrsamkeit bei den Franzosen findet; und nebst dem Interesse der Wissenschaft ist allerdings das Interesse des Verlegers noch zu berücksichtigen. Die Anmerkungen sind kurz; die Kritiker preisen es als ein besonderes Verdienst, daß sie nie conjecturales seien. Die Franzosen wollen das starre Factum, nichts als das Factum; die philosophische Induction weisen sie als unzulässig zurück; es sind Bruchstücke anekdotischer Geschichtserzählungen, Correspondenzen von Fürsten und Prinzen, Pamphlets, Beschreibungen von Schlachten, biographische Notizen, Reiseberichte. Es befindet sich darunter die Geschichte Ludwig XI. und das Budget dieses Königs, der Proceß Johann II., Herzogs von Alençon, die Unterredung zwischen Ludwig XII. von Frankreich und Ferdinand dem Katholischen, und endlich das „Diarium Joannis Burchardi"; dieser Burkhard war zu Strasburg geboren und Dechant an der Thomaskirche; er kaufte die Charge eines Ceremonienmeisters an der Kapelle Alexander VI., welches Amt ihm 400 Golddueaten kostete. Man kann ihn als den Historiographen des Feldzugs Karl VIII. in Italien (1494—95) betrachten; er nahm Antheil an allen diplomatischen Verhandlungen jener Zeit. Sein „Diarium" gibt unter Anderm Aufschluß über die sehr dunkle und tragische Geschichte des unglücklichen Gem, eines Bruders des Bajazet. In zwei Schlachten besiegt, hatte Gem sich nach Rhodus und dann nach Frankreich geflüchtet, wo er sechs Jahre lang in der Stadt Bourgneuf wohnte. Er wurde Innocenz VIII. ausgeliefert, und als später Karl VIII. siegreich in Rom einzog und den mohammedanischen Prinzen zurückforderte, ward er ihm mit Gift in den Adern ausgeliefert; einige Tage nachher starb er.

Eine wichtige historische Erscheinung ist gleichfalls: „Histoire du consolat et de l'empire par Mr. Thibaudeau". Das Werk soll 10 Bände stark werden; der sechste ist kürzlich herausgekommen. Es gibt viele Geschichten von Na-

poleon; das Eigenthümliche des angezeigten Werkes ist, daß es den großen Herrscher zunächst als Administrator schildert; in dieser Beziehung verdient es vor allen andern den Vorzug; es ist die innere Geschichte seiner Herrschaft. Thibaudeau zeigt uns Bonaparte, wie er, kaum aus Aegypten zurückgekehrt, Mittel findet, auf alle Classen einzuwirken und alle Parteien um sich zu versammeln. Das Directorium stürzt auf einen Wink des Generals; Ordnung, Würde und Kraft beleben alle Theile der Regierung; die kluge, verschlossene, mit unerschütterlicher Zuversicht und der schlauesten Behutsamkeit vorschreitende Politik des noch nicht dreißigjährigen Regenten setzt nicht minder in Erstaunen als sein Kriegergenie. Es ist dies die größte Epoche in der Geschichte Bonaparte's; er hatte keine andern Hülfsquellen, als die er in sich selbst fand; und wie er seinen militairischen Ruf nur sich allein verdankte, so schuf er sich auch seine politische Rolle. Was er gegen die Freiheit unternahm, trug niemals die Spuren eines hartherzigen und hartsinnigen Despotismus; seine Schritte waren ungesetzlich, aber heilsam. Er hegte die Ueberzeugung, daß von der Festigkeit und Ruhe seiner Herrschermacht das Heil Frankreichs abhänge. Kaum ans Ruder gelangt, entwickelte er die tiefste Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe. Bonaparte hat sich nie gerächt, und die Todesurtheile, die er an einigen politischen Gegnern vollziehen ließ, hielt er für nöthig; sie waren vielleicht eine falsche Berechnung, aber keine Thaten der Rachsucht. Thibaudeau gibt die Ungesetzlichkeit vieler seiner Herrscheracte zu; sie ist auch wol nicht zu bestreiten. Der Zweck seines Werkes ist, die ersprießlichen Folgen derselben darzuthun. Ein Regent, der auf das Directorium und auf den Convent folgte, mußte ein Despot sein, um Gutes stiften zu können. Um die Finanzen in Ordnung zu bringen, welche das Directorium im zerrütteten Zustande zurückgelassen, übertrat der erste Consul das Gesetz und befragte die Nation nicht, sie hätte ihm nichts zu sagen wissen; um die Vendée zu entwaffnen, würden die constitutionnellen Mittel nicht ausgereicht haben; auch bildete er eigenmächtig eine Reservearmee, ohne diese wäre aber Italien und selbst Frankreich verloren gewesen. Eine eigentliche Geschichte Napoleon's hat Thibaudeau demnach nicht geliefert, aber treffliche Materialien dazu.

„L'ancien Bourbonnais", von Achille Allier, ist reich an geschichtlichem Inhalt und mit großem typographischen Luxus und Zeichnungen und Vignetten von den besten Künstlern ausgestattet. Allier ist der Bearbeiter des Textes; von ihm geht die schaffende Kraft aus, die das Ganze gebildet und zusammenhält. Die Materialien sind von Dufour gesammelt worden. Der würdige Greis hat darauf an 30 Jahre seines bescheidenen, thätigen Lebens verwendet. Die Zeichnungen und Lithographien sind unter der Leitung Chenavard's gefertigt worden; und dieses schöne Product französischer Typographie, an welchem so viele ausgezeichnete Männer gearbeitet, ist nicht zu Paris, sondern in einer Provinzialstadt, in Moulins, im Departement des Allier, auf Kosten des Hrn. Desrosiers verlegt worden. Der Mann verdient genannt zu werden; er hat sein schönes Buch aus Patriotismus, aus Liebe zur Kunst gedruckt; auf großen Absatz ist nicht zu rechnen; das theure Werk ist noch dazu in Folio gedruckt. Es wird ein zweiter Band erscheinen, welcher eine allgemeine Ansicht des Landes, eine Art pittoresker Reise durch die interessantern Theile enthalten soll. Der erste ist meist historischen Inhalts. Die Darstellung ist lebendig, blühend, oft poetisch, und wird daher besonders dem zweiten Bande zum anziehendsten Schmucke gereichen.

Von Damiron's „Geschichte der französischen Philosophie" ist eine dritte Ausgabe erschienen. Der Verf. hat seinen Plan erweitert; er ergänzt und vervollständigt Manches über mehre Philosophen, die er zu summarisch behandelt hatte, und hat eine Uebersicht der philosophischen Werke beigefügt, die seit dem Erscheinen der zweiten Auflage herausgekommen sind. Die berühmtesten Namen in dieser nachträglichen Revue sind: Ballanche, Ancillon, Maine de Biran, Cousin, Jouffroy, de Sénancour.

Ueber Deutschland sind zwei Werke erschienen: „Au-de-là du Rhin", von Lerminier, ganz in seiner feierlichen, pathetischen sonoren Manier, welche die Thatsachen blos zu combiniren scheint, um sie in Prunkperioden und reiche Figuren zu ergießen. „Les Etudes sur Goethe", von Marmier, sind dagegen zu nüchtern, ohne Selbständigkeit. Der junge Mann hat allerdings unsere Literatur studirt, aber er wagt sich vom Gelernten nicht zu trennen, noch es zu überschauen und mit eigenthümlichem Geiste zu durchdringen. Man betrachte z. B. folgende Stelle: „In dem Maße, als Göthe im Leben fortschreitet, vergrößert er sein Gebiet, erweitert er seinen Gesichtskreis. Er gleicht dem kräftigen Baume, der seine Aeste nach allen Seiten ausbreitet, der mit der Wurzel im Erdboden fußet und mit dem grünen Gipfel dem Himmel angehört. Wissenschaft, Kunst, Poesie, Drama, Geschichte, Alterthum, Alles gehört ihm an. Dann ist er König der literarischen Regionen, deren Umfang er enthüllt, wie Colombo König von Amerika gewesen wäre, wenn er nicht statt des Königthums Ketten erhalten hätte." Die ersten Sätze sind so ledern, so alltäglich, als der letzte seltsam ist; das klingt ungefähr ebenso, als wenn man schriebe: die Studien des Hrn. Marmier über Göthe wären vortrefflich, wenn er sie besser gemacht hätte. Nicht Alles, obgleich gar Manches, ist von gleicher Schwäche. Wir führen eine der bessern Stellen an: „Göthe ist der König jener Literatur des 18. Jahrhunderts, und seher, er hat all die Majestät eines Königs. Sein Gang ist ernst; er erhebt die Stirne mit Würde; seine Worte sind kurz, aber kräftig und imposant; wenn er von sich spricht, so sagt er: wir. Die Jahre bleichen ihm die Haare, aber sein Herz altert nicht. Im 75. Jahre liebt er noch ein junges Mädchen und dichtet Verse an sie, die ebenso frisch, ebenso lebhaft gefärbt sind, als wenn er sie in seinen Studentenjahren zu Leipzig gedichtet. Dann kam der Tod und sprach zu ihm, die Zeit sei da, zu scheiden; er erwartet ihn in seinem breiten Sessel (was uns überflüssig scheint, da er ja schon da ist); sein Auge verdunkelt sich; „mehr Licht, mehr Licht", ruft er, und fällt sanft wie eine schöne Sonne im Sommer hinter die Berge." Lerminier's Werk hat eine ganz andere Portée, wie die Franzosen sagen, und muß erst genauer studirt werden, ehe weiter darüber berichtet werden kann.

Eine Sammlung Gedichte, die Saint-Aguet unter dem Titel: „Perce-neiges" herausgegeben, verkündet ein nicht gewöhnliches Talent, eine recht anmuthige Behaglichkeit; es sind recht süße Blumen, die nur zu sehr nach den Dichterkränzen Lamartine's und V. Hugo's riechen. Besonders hat ein originelles, echt humoristisches Gedicht an seinen Pudel gefallen, wie aus folgenden Versen ersehen werden mag:

Pour le premier venu qui vous montre une pièrre,
Vous vous jetez à la rivière;
Et vous rentrez honteux, sous vos poils ruisselans,
Que vous sèchez dans la poussière.
Esclave démocrate aux arts indépendans,
Vous ne savez donc pas, quadrupède sans âme,
Que l'eau de la rivière est comme un coeur de flamme
Chatoyant au dehors et perfide au dedans etc.

Sonstige belletristische Erscheinungen sind: „La lampe de fer", von Michel Masson, eine Fortsetzung der „Contes de l'atelier". Diese Sammlung enthält: „La voix du sang", welche den größten Theil der zwei Bände einnimmt. Es ist eigentlich ein vollständiger Roman, der beweisen soll, daß die Stimme des Blutes, d. h. die Blutsverwandtschaft, nur zwischen Leuten existire, welche gewohnt seien, sich zu sehen und zu lieben. Der Zweck des Verf. scheint mir dabei etwas materialistisch; er will nichts von innerm Drange des Herzens, von Ahnungen noch Vorgefühl wissen; wenn er auch entschieden Recht hätte, so wäre seine Ansicht doch unpoetisch. Anziehender ist: „Cinquante ans de règne et quinze jours de bonheur", eine Reihe von

Skizzen, welche die fünfzehn Tage schildern, in denen Abdulrhaman, Khalif von Cordova, sich glücklich gefühlt. „Gaspard Beso", „Carmagnole", „Janot", „Lapalice" und „La ramée" sind kürzere Skizzen, die mehr oder weniger auf Volkssagen oder Volksgeschichtchen beruhen. „L'astronomie, poème didactique", aus dem Lateinischen übersetzt. Das Original und die Uebersetzung sind von Haumont und werden wol beide nicht gelesen werden.

Mit dem sechsten Bande ist „Le livre des conteurs" geschlossen; er enthält eine verfehlte Novelle von Balzac: „Melmoth réconcilié"; „Wilhelmine", von Roger de Beauvoir, erzählt das Schicksal eines Mädchens, welches auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm, Vaters des großen Friedrich, der selbst eine Rolle dabei spielt, auf öffentlichem Markte gepeitscht wird: eine gräßliche, zerreißende Geschichte von wahrhaft stupider Gräßlichkeit, ohne allen Zweck, ohne Bedeutung. „Une femme russe", von Friedrich Soulié, ist ein Bild der Lage der Frauen in Rußland und überhaupt der Lebensverhältnisse in Petersburg. Dieser Schriftsteller ist eine jener unerklärbaren Erscheinungen, die Glück machen, ohne daß man weiß, warum; ein mittelmäßiges Talent, das Niemanden beunruhigt und von Niemanden angefeindet wird. Ich kenne eine Menge Productionen von Soulié, die alle vergessen sind und alle mit Wohlgefallen aufgenommen wurden. „Une femme russe" ist eben nicht schlechter und nicht besser als die frühern Sachen des Verf.; er fällt nicht, er steigt nicht, er wandelt in seiner behaglichen Mittelmäßigkeit sichern Schrittes fort. Das Buch schließt mit „Un jour sans lendemain", einer gar anmuthigen, tiefgefühlten, mit zarter, gehaltner, poetischer Kraft geschriebenen Novelle. Die Erzählerin und zugleich Heldin ist eine alte Dame, welche eine Liebesscene ihrer Jugend schildert. Sie war an einen guten, biedern Mann verheirathet, den sie aber zu ruhig und zu nüchtern fand. Ihr Herz sehnt sich nach einer andern, mehr idealen Liebe. In dieser Stimmung sieht sie bei einem Besuche in einem benachbarten Schlosse (die Geschichte spielt nämlich auf dem Lande) einen jungen Mann, le petit Roger, ein blasser, schmachtender Lockenkopf mit süßen Augen, schüchternem und doch stolzem Wesen. Auf dem Heimwege führt sie der Zufall zusammen; sie reiten miteinander allein durch die stillen Fluren unter dem mondbeleuchteten Himmel. Der junge Mann drückt ihre Hand an seine Lippen; weiter geht das Glück des kleinen Roger nicht. Des andern Tages erwartet ihn die junge Frau auf ihrem Schlosse. Das Pferd, das ihn bringen sollte, kommt leer angesprengt; Roger war gestürzt und todt auf dem Platze geblieben. Daher der Titel: „Un jour sans lendemain". Wir würden die Novelle unbedingt loben, wenn die Liebende einen ernsthaftern Kampf gegen ihre Neigung bestände; wenn sie sich nicht gar zu leichtsinnig dem Glücke in die Arme würfe, das sie dann doch nur auf Kosten ihrer Selbstachtung und des Glückes eines Mannes genießen kann, der, wie sie selbst sagt, sie anbetete. Diese Novelle ist von Jules Sandeau, der bereits einen größern Roman: „Madame de Sommerville", geschrieben und von dem wir noch viel Schönes erwarten.

Wir haben nun „Angelo" gelesen; es fehlt, wie wir bereits gesagt, an einer tiefern Charakteristik; dagegen ist Ueberfluß an herrlichen Bildern, an Glut und Kraft, an ergreifenden Situationen. Hugo hat unsers Erachtens nichts Besseres in Prosa geschrieben. Der Styl leidet weit weniger an Ueberladungen, an Verzerrungen. Hier und da regt die Lyrik allerdings wol die Flügel, aber ihr Wesen ist so harmonisch, daß man mit Freuden zuhört. Das ganze Drama dreht sich um die Liebe der beiden Frauen. Die Schilderungen dieser Leidenschaft würden wir unübertreffbar nennen, liebten nicht beide auf dieselbe Weise; es ist immer dieselbe Heftigkeit, dieselbe in den reichsten Figuren auflodernde Flamme, eben weil beide Frauen keine Individualität haben; Hugo malt die Liebe, wie er sie fühlt, aber er kann sie sich nicht außer sich in einer fremden Persönlichkeit denken, daher wir immer wieder auf eine frühere Behauptung zurückkommen: Hugo ist eine durchaus lyrische Natur, und alles Schöne, Erhabene und Rührende in seinen Dramen und in seinen Romanen strömt aus seinem lyrischen Genius. Das Vaudeville gibt eine amusante Parodie: „Cornaro tyran pas doux"; die Aisbe ist eine Seiltänzerin, Mamsell Malaga; Homodei ist Psalmodie. Die Parodie ist metrisch bearbeitet, das ist ein Stich auf die Prosa des Gedichts. So hieß es in der Parodie auf „Heinrich III.":

Et comment sont les vers? — On les a faits en prose.

Von Byron erscheint eine Uebersetzung durch Laroche, der sich durch seine Uebersetzung des Bentham so vortheilhaft bekannt gemacht; jede Lieferung kostet 5 Sous. 19.

Miscellen.

Der Obergeneral Bonaparte befand sich zu Salahieh in Oberägypten, als die Seeschlacht von Abukir (1. August 1798) verfiel, in welcher bekanntlich die ganze französische Flotte vernichtet wurde. Der General Kleber sandte ihm einen Adjutanten mit dieser Nachricht. Da das Pferd dieses Offiziers nicht mehr fortzubringen gewesen war, so hatte er einem Bauer einen offnen Brief gegeben. Letzterer kam in die Hände von Lavalette, damaligem Adjutanten des Obergenerals, in einem Augenblicke, da Letzterer eben von seinem ganzen Generalstabe umringt war. Lavalette rief ihn bei Seite und übergab ihm das Unglücksschreiben. Bonaparte stutzte einen Augenblick und sagte ihm dann blos: „Vous avez lu, gardez le secret." Man marschirte von hier auf Belbeys, wo sich durch die Vorsorge des Obergenerals ein reichliches Frühstück auf prächtiger Tafel bereit befand. Alles war seelenvergnügt und als der nicht gesparte Wein diese Zufriedenheit noch gesteigert hatte, begnügte sich Bonaparte zu sagen: „Eh bien, vous vous trouvez bien dans ce pays; cela est heureux, car nous n'avons plus de flotte pour nous ramener en Europe." Die Armee erfuhr nun das Unglück von Abukir; aber der Anschein von Ruhe, welchen Bonaparte zu erzwingen gewußt hatte, imponirte aller Welt, man resignirte sich, und in wenigen Tagen war keine Rede mehr von dieser entscheidenden Begebenheit. Man muß aber die Seelenstärke Bonaparte's bewundern, der die Folgen der Schlacht gewiß in ihrem Umfange übersah und doch Herr seiner selbst blieb. Man kann sich nicht verbergen, daß ein eigner Zauber über dieser Periode von Bonaparte's Leben schwebt.

Die Semiramis von Lucca.

Mit diesem Namen belegt ein witziger Schriftsteller Elisa Bonaparte, Napoleon's Schwester, Exfürstin von Lucca und Piombino. Es gibt vielleicht keine Art von Despotism, den diese sonst geistreiche und charakterstarke Frau, ihres Bruders würdige Nachahmerin, während ihrer kurzen Herrschaft nicht geübt hätte; „et cet abus de pouvoir" bemerkt derselbe Schriftsteller auf diese Veranlassung, „atteste cette vérité utile à connaître, savoir, que la tyrannie est tout aussi naturelle aux parvenus qu'à ceux qui n'ont jamais fait autre chose que d'exercer le pouvoir arbitraire, exercé avant eux par leurs ancêtres, et qu'en fait de liberté, l'on ne gagne rien à changer les personnes si ceux qui viennent après ne donnent pas de meilleures garanties que ceux qui s'en vont." In diesen bedeutungsvollen Worten liegt viel mehr zu denken, als Diejenigen glauben, welche sie blos lesen. Und wie viele sind zum besonnenen Urtheile darüber überhaupt befähigt? 87.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 209. — 28. Juli 1835.

Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Dritter Artikel.*)

28. Märzveilchen. Eine Sammlung von Gedichten und Charaden. Von Emmy .... Als Denkmal ihren Manen gestiftet. Zweites Bändchen. Wien, Tendler. 1834. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Eine junge Wienerin, der ein gewogener Gott des Dichtungsvermögens Himmelsgabe als Angebinde auf die Wiege legte, der aber der Tod die goldene Laute zerbrach, als sie der schönste Frühling des Lebens und der Poesie umblühte, hat diesen vollen Strauß gar anmuthiger Lieder gewunden. Einen vollen Strauß nennen wir sie; denn dieses zweite Bändchen (das wol Band heißen sollte) besteht aus achtundzwanzig Druckbogen in Octavformat und aus 332 Seiten, wovon die Charaden allein neun Bogen in Beschlag nehmen. Mit Vergnügen wird der mit Auswahl Lesende finden, daß in diesen Bogen echt weibliches Gefühl und eine frische, gesunde Phantasie mit anmuthigen Rhythmen sich verschwistern, daß die Verfasserin ein fein organisirtes Ohr für Euphonie hatte und sich über die Sphäre eines flachen Dilettantismus, in welcher so viele dichtende Frauen und Fräulein sich bewegen, gewandt genug erhoben hat. Wo aber etwa die Kritik ihr Messer gebrauchen wollte, wird sie es schonend thun, da sie es mit einer Dame zu thun hat und ihr Werkzeug überdies durch das Mitleid mit dem frühen Ende der Dichterin abgestumpft finden muß. Werfen wir also ein paar Andeutungen über einige Lieder hin, wie sie sich uns beim Lesen aufdrängten. Die erste Musengabe behandelt gleich ein echt weibliches Sujet. Es ist ein Zwist zwischen Feder und Nadel, in welcher erstere der letztern das Recht bestreitet, in den Händen der Frauen zu wirken, und von der Verf. dadurch geschlichtet wird, daß sie der Nadel feierlich zusagt, sie solle im Laufe des Tages nicht aus ihren Händen kommen, wenn sie nur der dichtenden Feder die Abendstunden gönne. „Der Schiffer Abendfeier" gibt artige Genrebilder in der Einrahmung entsprechenden Rhythmen. „Die Wahrsagerin" (S. 20) stellt hübsche Figuren auf, die sich um die jugendliche Sibylle drängen. „Luna's Feier" (S. 52); magdlich, zart und innig. „Abendbilder" (S. 59) erinnern an Matthissen und Salis. „In Stadt und Land" (S. 63) zerstört die Verf., trotz der naiven Einfalt und der frohsinnigen Lebensphilosophie des Landmädchens, die Illusion der dichtenden Phantasie und schwächt den dichterischen Effect. „Mein Vaterland hoch über Alles" (S. 82) ist weder sinnig, noch mit den entsprechenden Nationalfarben gemalt. Dagegen beweist sie in: „Jahrmarktsbilder" (S. 121), daß sie reges, buntes Volksleben gut beobachten und treu darstellen könne, auch Anlage zum Dramatischen und zur Schilderung von Charakteren und ganzen Menschenclassen habe. Die Romanzen sind zu gedehnt und ermangeln der Kürze, wodurch sie auf das Gemüth wirken; reine Phantasiebilder und Gefühlsklänge gelingen am besten. „Wahn und Glaube", eine Art von romantischer Erzählung, kann sich zu keiner echt dichterischen Wirksamkeit entfalten, hat aber einzelne schöne Stellen und ist reich an Wohlklang.

29. Röschen, eine poetische Erzählung aus dem Nord-Niederdeutschen von Bellamy. Ein Versuch von L. J. F. Janssen. Emmerich (Wesel, Kühne) 1834. Lex. 8. 4 Gr.

Liest man Dedication und Vorrede, so sollte man glauben, es folgte ein Meisterstück von Bellamy (dem niederländischen Hölty) und ein Meisterstück der Uebersetzkunst; allein das unbedeutende Product befriedigt in keiner Hinsicht und konnte ungedruckt bleiben.

30. Der Untergang des Englischen Transport-Schiffes The Salisbury in der Nordsee am 11. November 1807. Ein Gemählde aus den Feldzügen der Königlich-Deutschen Legion. Von dem Medicinalrath Dr. Koeler in Celle. Hanover, Hahn. 1834. Gr. 8. 6 Gr.

Die Natur in ihrer Erhabenheit oder Lieblichkeit zu schildern, ist eine der ersten Aufgaben der productiven Einbildungskraft, und ein treues Seegemälde hat, je seltener es gefunden wird, um so höhere Reize. Gegenwärtige dreiundvierzig Stanzen, correct auf Velinpapier gedruckt, dem Oberwundarzt Dr. Rathje, den ein Zufall aus den Fluten rettete, dedicirt, liefern nicht eigentliche Seegemälde, was der Leser wol erwartet, sondern mehr das Geschichtliche jener britischen Seeexpedition gegen Kopenhagen, die 1807 ganz Europa mit Unwillen gegen England erfüllte, und beschreiben den Unfall, der einen Theil der nach England zurückkehrenden Flotte betraf, wo denn auch der Salisbury in den Wogen versank. Die Octaven sind richtig, die Reime rein, die Gesinnung des Verf. vortrefflich; da aber dem Ganzen der Zauber einer kühnen und warmen Phantasie gebricht, so läßt es kalt, und die angehängte prosaische Erzählung des obengenannten Dr. Rathje hat fast Vorzüge vor der poetischen Bearbeitung.

31. Ernste und heitere Proben meiner Dichtung. Von Fr. Clemens. Hamburg, Hammerich. 1835. 16. 12 Gr.

Dadurch, daß der Verf. dieser Proben, ohne eine wissenschaftliche Bildung empfangen zu haben und in ungünstigen äußern Verhältnissen lebend, diese Verse nicht blos dichtete und schrieb, sondern sie auch, ohne die Buchdruckerkunst erlernt zu haben, selbst setzte und auf einer Tabackspresse druckte, wird das Büchlein zu einem Curiosum. Kennt nun ein Beurtheiler oder Leser diese Verhältnisse und Umstände, so denkt er unwillkürlich an Hiller und Consorten, oder an Verse, die nach der Werkstatt und Spinnstube riechen, und ehe er noch gelesen und geprüft, wird er schon mit einem ungünstigen Vorurtheile erfüllt. So ging es auch Ref. Doch fand er hier nicht, wie er glaubte, eine schüchterne, lispelnde, sorgfältig geputzte und geschnürte Muse, sondern ein entschiedenes Talent für Dichtkunst, welches nicht ohne Keckheit und Derbheit auftritt und Klares und Trübes, Weizen und Spreu, Gold und Träbern ausspru-delt. Sollen wir mit wenigen Worten das hier erscheinende Wesen bezeichnen, so sagen wir: rohe Energie und kühne, aber

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 87—90, 148—151 d. Bl. D. Red.

hältniß zwischen Stoff und Form nicht gefühlt hat! Was das (sogenannte) Märchen: „Der Wunderberg", betrifft, so fügt sich zwar die gebundene Rede besser an den Gegenstand, um so mehr, da hier Daktylen erscheinen; aber es ist dennoch verfehlt. Es bekundet weder bewegliche, glänzende Phantasie, noch hat es eine moralische Tendenz; ja, wir können es kaum für ein Märchen halten, sondern möchten es lieber eine Allegorie nennen, wiewol auch von dieser nur wenige Merkmale vorhanden sind. So möchten wir auch das letzte Stück: „Der König in Thule", Allegorie oder politische Paramythie nennen. Das Resultat der Betrachtung sämmtlicher Gaben möchte das sein: Nur Mittelmäßiges hat der Verfasser geleistet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Spindler und die englische Kritik.

Die deutsche Journalistik schweigt seit längerer Zeit von Spindler, dem Vielgelesenen, Vielbelobten, dem, wie Einige glauben, Wiederbegründer des historischen Romans in Deutschland. Um so interessanter dürfte es sein, das Urtheil eines englischen Kritikers über ihn zu vernehmen, das sich in dem geschätzten „Edinburgh Review" bei Gelegenheit der Uebersetzung von Spindler's „Bastard" durch Lord Conyngham (The natural son: a german tale, descriptive of the age of the emperor Rudolph II., translated from *Spindler*, by Lord Albert Conyngham, 3 Bände.) vorfindet.

Es ist aber um die englische Kritik überhaupt eine eigne Sache, und wir möchten darüber im Vorläufigen wol ein Wort verlieren, insonderheit mit der englischen Kritik der foreign literature, und namentlich der deutschen. Wenn nämlich in manchen Perioden unserer Literatur die deutsche Kritik oftmals die Poesie selbst überflügelt, dergestalt, daß sie mit Einsicht und Tiefe an dem Wesen der Sache festhält, während die Poeten selbst sich an den Schein und das Aeußerliche, Oberflächliche klammern, so ist es in England grade der entgegengesetzte Fall, daß nämlich dort die poetische Kritik niemals die Kunst selbst erreicht; es gibt in England nur sehr wenige monographische Kritiken, von denen man sagen könnte, sie hätten den Geist ihres Gegenstandes erfaßt. So z. B. über Shakspeare; wie viele, wie ungeheure viele Kritiken und Einzelkritiken über ihn existiren in England schon zu Eschenburg's Zeit, und doch gibt es nur ein kleines Buch von sehr enger Tendenz im Verhältniß zu der Gesammtheit des großen Dichters, in welchem das geistige Wesen der Sache zum Theil erfaßt, zum Theil wenigstens geahnet ist, und dies Büchlein hat eine Dame geschrieben. (Vgl. die in diesen Blättern gegebene Anzeige der „Frauenbilder aus Shakspeare von Mrs. Jameson.") Die englische Poesie steht nicht allein in einzelnen ihrer Erscheinungen, sondern ihrer ganzen Anlage nach unendlich hoch, sie steht, als Totales betrachtet, nur eine Stufe tiefer als die deutsche, denn wiewol weniger zur Vertiefung in das absolute Innere des Gedankens geneigt als diese, weiß sie doch in den unendlichen Formen der Skepsis und des Humors mit äußerster Consequenz und vollkommener Idealität in das eigentliche Wesen der Sache einzudringen. Die englische Poesie ist einem kräftigen Manne zu vergleichen, der, obwol noch in voller Blüte der Männlichkeit, doch den Ernst des Lebens — in Folge einer eigenthümlichen Begabung — so weit durchempfunden hat, daß er auf das Klarste die Wirklichkeit in ihr Nothwendiges und Zufälliges zu scheiden versteht. An jenem hält er fest und erwählt es sich zu seinem Ziel und Wesen, dieses aber verschmäht er, weil er, wo nicht aus unmittelbar eigner Erfahrung, doch durch das aprioristische Denken weiß, daß es überflüssig, gleichgültig, hinderlich, oft lächerlich und böse ist. Etwas, was andern Literaturen anhaftet, ist der englischen Poesie ganz fremd, die Koketterie, und darum ist es eine ganz alberne Behauptung, wenn man sagt: Byron, der hohnvolle Geist, das zerfleischte Herz, kokettirt mit seiner Skepsis, mit seinem Weh und Leid; es gibt keine Kokette unter allen Himmeln, welche so kokettiren sollte wie Manfred. Aber unser Heine, der mit Byron viel Verglichene, so viel, daß er sich in den „Reisebildern" selbst darüber wundert, ja der kokettirt mit seinen Schmerzen, und warum? Weil es keine Schmerzen sind; der wahrhaftige Schmerz ist ewiges Moment des irdischen Daseins, der Schmerz Heine's dagegen, möge er sich nun in Prosa oder in Versen Luft machen, ist nur die Noth der Zeit, dieser armen, dürftigen Zeit, welche freilich, wenn man sie nicht zu ertragen weiß (um mit Chamisso zu reden), eine Zeit der schweren Noth ist.

Wie seltsam, daß die englische Kritik, welche an ihrer eignen Poesie einen so unendlichen und unerschütterlichen Anhaltpunkt besitzt, so wenig auf das Innere, so wenig auf den Gedanken abzielt! Die englische Kritik trifft wol zuweilen die Sache, aber sie trifft in der Regel nur eine Seite der Sache, um an der andern, wie ein schlechter Schütze, vorbeizuschießen. Ich meines Theils habe in den englischen Monatsschriften: dem Edinburgh Quarterly, Foreign Quarterly ꝛc., welche über solche Dinge, die, im strengsten Sinne der Wissenschaft genommen, nur ein Aeußeres zeigen, z. B. Reisen und statistische Bücher, oft so glänzend urtheilt, noch keine Kritik über ein wahrhaftes Werk des Geistes gefunden, die nicht etwas Unklares, Schielendes und Misverstandenes zeigte. Und namentlich gilt dies von Urtheilen über Deutsches, und hier ist es ebenso seltsam, daß, wo die Sachen selbst sich gegenseitig so innerst verwandt sind wie deutsche und englische Poesie, die Form der Sache, oder das Urtheil auf beiden Seiten so verschieden ist. Wir wollen, da uns der Raum auf dies Vorläufige näher einzugehen nicht verstattet, unsern Mann hören; es wird sich zeigen, wie er Wahrheit und Unwahrheit, Gutes und Schlechtes, Einsicht und Verkennung durcheinander auftischt.

„Spindler", sagt er, „war in seiner Zeit ein glücklicher Mann (er war es, indem er nicht mehr der Mann der Zeit ist). Er schrieb einen Roman nach dem andern, und jeder erfreute sich eines außerordentlichen Successes, obgleich man ihnen die wenigstmögliche Arbeit ansieht. Man pflegt zu sagen: die Buchhändler trinken ihren Wein aus den Schädeln der Schriftsteller; allein auf Spindler kann dies keinen Bezug haben; er hat seinen Schädel behalten und lebt damit recht gemächlich, indem er von seinem Gelde zehrt. (Das wäre jedoch in deutschen Landen nicht der einzige Fall; es hat weit schlechtere Schriftsteller gegeben, als Spindler ist, die von dem Ertrag ihres elenden Wustes noch weit gemächlicher leben konnten als dieser.) Bereits hat die Gesammtausgabe seiner Werke den zwanzigsten Band erreicht, und es ist von seiner fertigen Feder zu erwarten, daß sie auch den dreißigsten erreichen wird; mehre seiner Romane sind ins Französische übersetzt, der „Jude" schon vor einigen Jahren ins Englische, der „Jesuit" neuerdings, und zum neuesten tischt uns Lord C. den „Bastard" auf."

„Wenn wir nicht eben mit großer Bewunderung von diesem Geschenk sprechen, so wollen wir damit dem Uebersetzer nichts entgelten lassen; er hat sein Unternehmen mit Geist und Geschmack ausgeführt, und das confuse, manierirte, oft sogar ungrammatische Deutsch in gutes und komfortables Englisch übersetzt. Aber dergen können wir es dem Uebersetzer nicht, daß er, mit seiner Kenntniß der deutschen Literatur und Sprache, seine Kräfte einem andern Gegenstand hätte widmen können und sollen. (Das ist unstreitig, und es ist sehr gut, daß einmal ein englischer Kritiker so zu seinen Landsleuten spricht, die jetzt ebenso sehr, wie einige Jahre früher die Franzosen, ins Gelag hinein zu übersetzen anfangen.) Wozu soll uns in England der nicht allzufeine Geschmack und die chaotische Verwirrung Spindler's in Sache und Darstellung, während so manche schöne Dichtung Tieck's für den englischen Leser noch ein Buch mit sieben Siegeln ist, während noch keine einzige Novelle von Leopold Schefer, die an Zartheit und Humor so ausgezeichnet sind, einen englischen Uebersetzer gefunden hat (wie gut und brav ist dies von dem englischen Kritiker gesprochen), nicht eine von Zschokke's anmuthvollen Darstellungen? (Aber wie in aller Welt kann man neben Tieck und Schefer von Zschokke — nota bene von

Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ermitteln, und bin zu dem Resultate gelangt, daß sie in der Natur der Gase selbst begründet sind. Ich habe gefunden, daß die Gase, wenn sie in Berührung mit einander kommen, sich nicht nur durch Diffusion mischen, sondern daß sie auch eine Tendenz haben, sich gegenseitig zu durchdringen, und daß diese Tendenz um so größer ist, je größer der Unterschied in ihrer Dichte ist. Diese Tendenz ist es, welche die Gase daran hindert, sich in Schichten nach ihrer Dichte zu ordnen, und welche sie veranlaßt, sich gleichmäßig zu mischen.

Ich habe diese Tendenz durch folgende Versuche nachgewiesen. Ich füllte eine Flasche mit Wasserstoffgas und eine andere mit Kohlensäure. Ich verband die beiden Flaschen durch eine enge Röhre und ließ die Gase sich mischen. Nach einiger Zeit fand ich, daß die Kohlensäure in die Flasche, welche Wasserstoffgas enthielt, eingedrungen war, und daß das Wasserstoffgas in die Flasche, welche Kohlensäure enthielt, eingedrungen war. Ich fand ferner, daß die Menge der Kohlensäure, welche in die Flasche mit Wasserstoffgas eingedrungen war, größer war als die Menge des Wasserstoffgases, welche in die Flasche mit Kohlensäure eingedrungen war. Ich schließe daraus, daß die Kohlensäure eine größere Tendenz hat, sich mit dem Wasserstoffgas zu mischen, als das Wasserstoffgas, sich mit der Kohlensäure zu mischen.

Ich habe diese Versuche mit verschiedenen Gasen wiederholt und gefunden, daß die Tendenz der Gase, sich gegenseitig zu durchdringen, um so größer ist, je größer der Unterschied in ihrer Dichte ist. Ich habe ferner gefunden, daß diese Tendenz auch bei Flüssigkeiten vorhanden ist, aber viel geringer als bei Gasen.

Ich habe diese Tendenz durch folgende Versuche nachgewiesen. Ich füllte eine Flasche mit Wasser und eine andere mit Alkohol. Ich verband die beiden Flaschen durch eine enge Röhre und ließ die Flüssigkeiten sich mischen. Nach einiger Zeit fand ich, daß der Alkohol in die Flasche, welche Wasser enthielt, eingedrungen war, und daß das Wasser in die Flasche, welche Alkohol enthielt, eingedrungen war. Ich fand ferner, daß die Menge des Alkohols, welche in die Flasche mit Wasser eingedrungen war, größer war als die Menge des Wassers, welche in die Flasche mit Alkohol eingedrungen war. Ich schließe daraus, daß der Alkohol eine größere Tendenz hat, sich mit dem Wasser zu mischen, als das Wasser, sich mit dem Alkohol zu mischen.

Ich habe diese Versuche mit verschiedenen Flüssigkeiten wiederholt und gefunden, daß die Tendenz der Flüssigkeiten, sich gegenseitig zu durchdringen, um so größer ist, je größer der Unterschied in ihrer Dichte ist. Ich habe ferner gefunden, daß diese Tendenz auch bei festen Körpern vorhanden ist, aber viel geringer als bei Flüssigkeiten.

Ich habe diese Tendenz durch folgende Versuche nachgewiesen. Ich legte eine Platte von Blei auf eine Platte von Gold. Ich ließ die beiden Platten sich berühren und ließ sie sich mischen. Nach einiger Zeit fand ich, daß das Blei in die Platte von Gold eingedrungen war, und daß das Gold in die Platte von Blei eingedrungen war. Ich fand ferner, daß die Menge des Bleis, welche in die Platte von Gold eingedrungen war, größer war als die Menge des Goldes, welche in die Platte von Blei eingedrungen war. Ich schließe daraus, daß das Blei eine größere Tendenz hat, sich mit dem Gold zu mischen, als das Gold, sich mit dem Blei zu mischen.

Ich habe diese Versuche mit verschiedenen festen Körpern wiederholt und gefunden, daß die Tendenz der festen Körper, sich gegenseitig zu durchdringen, um so größer ist, je größer der Unterschied in ihrer Dichte ist. Ich habe ferner gefunden, daß diese Tendenz auch bei Gasen, Flüssigkeiten und festen Körpern vorhanden ist, aber viel geringer als bei Gasen und

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 210. — 29. Juli 1835.

Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 209.)

34. Poetische Zwischenspiele in der Prosa des Lebens. Eine Sammlung von Gedichten verschiedenen Inhalts von Friedrich von Sydow. Zwei Theile. Leipzig, Fischer und Fuchs. 1834. Gr. 12. 1 Thlr.

Wenn Herz, Gemüthlichkeit, tugendlicher Sinn, Leichtigkeit, das Wort in Metrum und Reimspiel zu fügen und Einherschreiten auf eigner Bahn, schon die Dichterweihe ertheilten, so würde die Kritik diesem Sänger unbedenklich den Dichterkranz zugestehen und ihn unter die Proceres im Musenreiche stellen; allein das kann sie bei aller Geneigtheit zur Nachsicht nicht. Wie will der Verf. dem in unsern Tagen durch pikante Speise überreizten Publicum mit Gaben genügen, die jede Messe aufgetischt und feilgeboten werden? So viele dieser Gedichte durch Gemüthlichkeit das Herz des Lesers ansprechen, so gebricht ihnen doch der Zauber der Neuheit, und ihrem Bildner ist die Himmelsgabe versagt, das neue Bild in einen entsprechenden Rahmen zu fassen und das nie gehörte Wort mit einem zierlichen Gewande zu bekleiden; ja, bei aller Selbständigkeit, die jeglichen von Andern erborgten Schmuck und Schimmer verschmäht, fehlt es an Originalität; es bewegt sich Alles in der Sphäre hausbackener Gewöhnlichkeit. Vieles leidet an einer gewissen Unklarheit in den Begriffen, besonders wo der Dichter auf den Gedanken kommt, reflectiren zu wollen. Uebrigens regt sich in den beiden Büchelchen ein gar buntes und krauses Gewimmel fast aller Dichtungsarten und Formen; kleine moralische (wie der Verf. eine nennt: pragmatische) Erzählungen, akrostichontische Spielereien, fast in zu großer Menge, Theaterprologe, Sagen, Balladen, bei denen selten oder nie der Ton getroffen, Aphorismen, Stammbuchverse, Sonette, die aber sämmtlich in der Form verfehlt sind, Schwänke, Epigrammen ähnliche Vagatellen, Gelegenheitsgedichte, Charaden und Räthsel. Nehmen wir S. 78 „Sängers Gefühle in der Einsamkeit" und noch einige andere Blüten tiefen Gefühls aus, so finden wir nur zierlich geputzte Phrasen, und der Verf. führt nicht das Plektrum in Händen, sondern die Schere, mit welcher der Menschheit Schnitzel gekräuselt werden. Mitunter gibt es auch falsch aufgestellte Bilder und verworrene Constructionen, z. B. S. 60:

Wird mir dieses Lebens reges Treiben
Einen Pfandbrief auf Vergeltung schreiben,
Der (? wer denn?) in keinen leeren Wahn verfällt?

S. 62 paßt das Bild nicht:

Hast du auf der Liebe zarte Sprossen
Jeder Tugend Samen ausgegossen,
Wird er unter Gottes Schutz gedeihn.

Endlich offenbart sich nicht selten ein mühseliges Ringen, etwas gar Schönes und Holdes zu produciren, z. B. gleich im ersten Gedicht: „Loos des Lebens", wo ein Greis einen Jüngling über menschliche Verhältnisse und tugendliches Streben belehrt. Der alte Mann ist langweilig und affectirt, und störend für ein rhythmisches Ohr ist das Eindrängen der Trochäen in die Jamben. Was den Titel der ganzen Sammlung betrifft, so erklärt ein einleitendes Wort an den Leser:

Wenn mit der Zeiten flücht'gen Wogen
Die Freude oft zu schnell enteilt,
Und von des Lebens Nacht umzogen,
Der Augenblick — die Stunde weilt;
Wenn in des Daseins Irrgewinden
Wir uns verwaist und einsam finden,
Dann naht sich wol auf leichten Schwingen
Das Götterkind, die Poesie;
Sie läßt im freien Ton erklingen
Das Zwischenspiel der Phantasie,
Und strebt in buntgemalten Bildern
Das Leben und den Traum zu schildern.

35. Gedichte von Karl Grandke. Breslau, Schulz und Comp. 1834. 8. 1 Thlr.

Wir haben seit langer Zeit keinen Dichter gefunden, der, wie der hier auftretende, ohne ein ängstlicher Frohner des Zeitgeschmacks zu sein, mit solcher Klarheit, Ruhe und Selbstbewußtsein die Klänge aus seines Gemüthes reinen Tiefen erklingen läßt. Er ist nüchtern und kühl, ohne schal, einfach und verständlich, ohne prosaisch, und bilderarm, ohne uninteressant zu werden; er reflectirt über das Leben, ohne es eben unter den Focus eines poetischen Prisma zu bringen; die Objecte seines Sanges sind zehnmal dagewesen, und doch weiß er denselben irgend eine Seite abzugewinnen, von welcher sie dem Beschauer neu und anziehend erscheinen; die Sachen scheinen beim ersten Hin- und Ueberblick dem Geist und dem Gemüth nichts Erhebliches zu bieten, gewinnen aber bei aufmerksamerm Beschauen gleich einem Gemälde, dessen Colorit wenige Farbentöne zeigt und effectlos erscheint, das aber edel gedacht und künstlerisch ausgeführt ist. Wir finden fünf Abtheilungen. I. Lieder der Liebe. Sie erklingen in vollen reinen Accorden, ohne chromatische Ausweichungen, Triller und Cadenzen, und treffen dennoch unfehlbar die Saite eines Herzens, welches fühlt: auch ich war in Arkadien. Einfach und kunstlos, gleich den Schmerzenslauten, die der Brust eines Landmanns entzeigen, ertönen die Klagen der unglücklichen und verschmähten Liebe; und in dem Jauchzen der beglückten ist ein heiteres, klares Selbstbewußtsein, das jede tautologische und fratzenhafte Hyperbel, wie sie sich in so vielen Liedern der Art jetzt findet, verschmäht. Wollten wir dieses Urtheil mit Proben aus dem Buche selbst belegen, so müßten wir die ganze Abtheilung abschreiben. II. Vermischte Gedichte. Sie hauchen Demuth, Genügsamkeit, Herzenseinfalt. Zur Probe S. 64 „Lehre":

Wie so wenig zu beneiden
Ist ein weichgeschaffnes Herz!
Tief zwar fühlt es alle Freuden,
Aber tiefer noch den Schmerz.

Ch. 1 Sec. 1 Art. 1 Cl. 1 Sub-cl. 1 Para. 1 Sub-para. 1 Item 1 Sub-item 1 Sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1 Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-

Mit dem Ende des Jahres 1914 ist die Zeit der Kriegsanleihen abgelaufen. Wir haben in dieser Zeit 3 Anleihen aufgelegt, die zusammen 15 Milliarden Mark betrugen. Diese Anleihen sind in der Hauptsache von den Deutschen selbst gezeichnet worden. Nur ein kleiner Teil ist von Ausländern gezeichnet worden. Wir haben also diese Anleihen fast ganz selbst bezahlt. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir in Deutschland hatten. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Arbeit verdient haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Sparen zurückgelegt haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Entbehren gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Genüsse gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Luxus gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Vergnügungen gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Reisen gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Theaterbesuche gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Konzertbesuche gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Kinobesuche gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Tanzvergnügen gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Sportvergnügen gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Autofahrten gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Pferdefahrten gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Radfahrten gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Wanderungen gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Spaziergänge gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Ausflüge gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Besuche gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Einladungen gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Geschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Weihnachtsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Neujahrsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Ostergeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Pfingstgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Sommergeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Herbstgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Wintergeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Geburtstagsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Hochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Taufgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Konfirmationsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Jubiläumsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Silberhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Goldhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Diamanthochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Eisernhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Steinernhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Kristallhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Porzellanhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Glashochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Holzhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Strohhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Papierhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Lederhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Stoffhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Wollhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Seidenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Spitzenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Pelzhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Federhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Daunenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Flaumhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Wattehochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Baumwollhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Leinenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Hanfhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Jutehochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Sisalhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Manilahochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Kokoshochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Bastmattenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Strohmattenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Schilfmattenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Binsenmattenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Rohrmattenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Weidenmattenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Korbmattenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Flechtmattenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Geflechtmattenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Gewebemattenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Webemattenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Knüpfmattenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Knotenmattenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Maschenmattenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Netzmattenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Gitterhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Drahthochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Eisenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Stahlhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Kupferhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Messinghochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Bronzehochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Zinnhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Bleihochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Zinkhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Aluminiumhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Magnesiumhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Titanhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Wolframhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Molybdänhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Vanadiumhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Chromhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Manganhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Nickelhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Kobalthochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Eisenhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Stahlhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Kupferhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Messinghochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Bronzehochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Zinnhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Bleihochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Zinkhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Aluminiumhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Magnesiumhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Titanhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Wolframhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Molybdänhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Vanadiumhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Chromhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Manganhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Nickelhochzeitsgeschenke gespart haben. Wir haben sie bezahlt mit dem Geld, das wir durch Verzicht auf Kobalthochzeitsgeschenke gespart haben.

of the Indian Ocean, as well as of the Pacific, and the Atlantic, and the Mediterranean, and the Black Sea, and the Caspian Sea, and the Red Sea, and the Persian Gulf, and the Gulf of Oman, and the Gulf of Aden, and the Gulf of Suez, and the Gulf of Aqaba, and the Gulf of Mexico, and the Gulf of California, and the Gulf of Panama, and the Gulf of Guinea, and the Gulf of Bengal, and the Gulf of Thailand, and the Gulf of Tonkin, and the Gulf of Siam, and the Gulf of Martaban, and the Gulf of Kutch, and the Gulf of Cambay, and the Gulf of Khambhat, and the Gulf of Mannar, and the Gulf of Kachchh

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 211. — 30. Juli 1835.

Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 210.)

36. Alfred. Romantisch-episches Gedicht in acht Gesängen von Adelheid von Stolterfoth, Stiftsdame. Wiesbaden, Ritter'sche Buchhandlung. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Edelwolf, König von England, hatte vier Söhne: Edelbald, Edelbert, Edelred und Alfred (geb. 849). An keinem der Söhne hing dieser König mit größerer Zärtlichkeit als an dem letztgenannten. Innerer Zwiespalt und noch mehr der Dänen räuberische Einfälle zerrütteten das Land. Edelbald, der seinem Vater auf dem Throne folgte, starb wie auch Edelbert nach kurzem wüsten Leben. Edelred bestieg 866 den wankenden Thron und fand in seinem Bruder Alfred die festeste Stütze desselben. Alfred, den die Geschichte mit strenger Wahrheit den Namen des Großen gibt, der siebenundfunfzig Schlachten kämpfte und unter dem Geräusch des Krieges immer noch Zeit genug zu gewinnen wußte, als Skalde der Muse des Gesanges zu huldigen, sein rohes Volk zu civilisiren, dem Himmel im Geiste seiner Zeit durch Gründung von Klöstern und Schulen zu dienen, dessen Gesetze die Basis der englischen Rechtsgelehrten wurden, der als erster Begründer der Marine dieses Landes glänzt, ist der Held dieses Epos und allerdings ein würdiges Object für die epische Tuba, und mit richtigem Takt stellt ihn die Dichterin nicht als König und Gesetzgeber, sondern nur als Vaterlandsbefreier, blos eine Episode aus seinem thatenreichen Leben, die Eroberung der Geliebten, gebend, dar. Ragnar Lodbrok, der dänische König und Seeheld, den König Hella von Northumberland den Schlangen im Gefängniß vorgeworfen, hatte sterbend Rache über England durch seine Söhne gerufen. Ihrer waren acht: Hubba, Iwar, Sigurd, Witserk, Ragwald, Björn, Agnar und Erik. Voll Glut, des Vaters schmählichen Tod zu rächen, finden wir sie hier Edelred gegenüber und Alfred bedräuend. Adolar, Than von Mercien, Alfred's väterlicher Freund, hat eine Tochter, Alswitha, für welche Alfred mit dem ersten Feuer jugendlicher Leidenschaft glüht. In männlich-schönem Schmuck zieht sie dem Vater und Alfred, die siegreich aus einer Dänenschlacht heimkehren, entgegen. Ehe sie aber die Theuern erreicht, sieht sie sich plötzlich von dem stolzen Iwar, der aus der Schlacht versprengt und flüchtig ist, angehalten. Er verlangt von ihr, sie solle ihm ihre Rüstung geben, damit er ohne Gefahr entkomme, und möge die seine dafür nehmen. Nach einigem Zögern gewährt sie die Bitte. Ihre Milde wird verhängnißvoll für sie, denn Adolar und Alfred halten sie für einen Dänen, als sie sich ihnen nähert, und Ersterer sendet ihr ein Geschoß entgegen, durch welches sie tödtlich verwundet niedersinkt. Der unglückliche Heldenjüngling erkennt seinen Irrthum. Da naht Allan, ein wilder, schon alternder Seeabenteurer, entbrennt für die Gefallene und erbietet sich, die Todte dem Leben wiederzugeben, wenn sie ihm Adolar zum Weibe gelobe. Der verzweifelnde Vater verspricht's. Allan's Kunst gibt sie dem Leben wieder. Der Schmerz Alfred's ist grenzenlos. Zwischen Sachsen und Dänen wird ein neuer Kampf gekämpft. Der wilde Hubba und Godrim, ein dänischer Ritter, nehmen sechzig edle Sachsen gefangen. Unter diesen befinden sich Arthur und Alma. Letztere (in männlicher Rüstung) ist des von den Dänen getödteten Königs Hella einzige Tochter, durch einen in die Hände ihrer Mutter gelegten Schwur gebunden, des Vaters Mörder zu verfolgen. Hubba will sie gleich den übrigen Gefangenen dem Tode weihen, da entreißt sie Godrim Hubba's Hand, in rascher Liebe zu ihr entbrannt. Arthur, der sie auch, obwol ohne Gegenliebe zu finden, verehrt, läßt sich von Godrim Schutz für Alma zuschwören und entkommt. Allan zieht indessen wiederum aus, neue Schätze für die Braut zu erbeuten. Diese ermuntert Alfred, das Vaterland vom dänischen Joche zu befreien, hoffend, dem verhaßten Allan zu entgehen. Diese Hoffnung geht in Erfüllung. Ihr Vater Adolar nämlich hat für Valeria, eine edle Römerin, Alswitha's Mutter, einst geglüht. Doch war Valeria schon dem Römer Lomello zugesagt. Lomello, aus fernen Landen nach Rom zurücksegelnd, leidet Schiffbruch an Italiens Küsten. Adolar, ohne in ihm den Nebenbuhler zu ahnen, rettet ihn aus den tobenden Wellen, führt ihn mit sich, läßt sich seine Geschichte erzählen, und wie er Valeria's Verlobten in ihm sieht, gibt er ihm einen Schlaftrunk, läßt ihn auf ein Schiff bringen und gibt ihm den Wellen aufs Neue preis. So erlangt er Valeriens Hand. Aber kaum mit ihr ein Jahr verbunden, entreißt sie ihm ein Seeräuber. Sein Trost bleibt allein ihre Tochter Alswitha. Da kommt Allan mit reicher Beute zurück. Unter den erbeuteten Kostbarkeiten zeigt er auch dem Adolar einen Teppich, in welchem dieser eine Arbeit Valeriens erkennt. Wüthend stürzt er auf den Räuber ein, der ihm bekennt, er habe in fernen Landen Valerien gekannt und geliebt; sie habe ihn jedoch nicht erhört, weil sie mit Lomello, obwol nicht im Ehebunde, gelebt habe. Aus blinder Eifersucht habe er Beide ermordet. Da sinkt Adolar besinnungslos nieder, welchen Augenblick Allan zum Entkommen benutzt. Adolar erholt sich, versinkt aber in ein dumpfes, wahnsinniges Hinbrüten und legt sich die schwersten Büßungen auf. Allan selbst, gepeitscht von den Furien der Reue über frühere Unthaten, kämpft abwechselnd in wilder Wuth gegen Dänen und Sachsen. Alswitha's Hand aber ist wieder frei. Die unglückliche Schlacht bei Wittingham raubt Edelred das Leben. Der verwundete Allan geht in ein Kloster. Das Sachsenvolk wählt jauchzend Alfred an Edelred's Statt zum König. Jetzt wirbt dieser um Alswitha's Hand. Sie sagt sie ihm unter der Bedingung der Befreiung Albions von Lodbrok's Söhnen zu. Er kommt auf den Gedanken, eine Flotte zu bauen, führt ihn aus, kämpft eine Seeschlacht und zwingt Hubba zur Flucht. Bei dieser Gelegenheit fällt Alma in Alfred's Hand. Sie beschwört ihn, ihr wieder zu der verlorenen Krone zu verhelfen. Er verspricht's und will sie indessen zu Alswitha geleiten. Mit dieser aber ereignet sich das Unerwartete. Iwar, obwol mit Skialfa, einer Dänin niedern

Standes, vermählt und Vater eines Sohnes, kann seiner Leidenschaft für Alfred's Braut nicht Herr werden und vergißt Skialfa gänzlich. Mit den Zeichen des Friedens nähert er sich Adolar's Schlosse, weiß Alswitha listig unter dem Vorwande, ihr die ihm in der Stunde der Gefahr geliehene Rüstung wiederzubringen, ins Freie zu locken und führt sie in sein Lager. Hier ist indessen Skialfa, deren Kind von Aslauga, der Mutter Iwar's und Witwe Lodbrok's, getödtet ist, angekommen. Sie tritt in Männertracht unter ihres Bruders Namen auf und überzeugt sich bald von Iwar's Untreue und seiner Liebe zu der ihr verhaßten Gefangenen. Iwar sendet Gobrim an Alfred und fodert als Lösegeld für Alswitha Northumberland, Mercien und Ostangeln. Diese Foderung erbittert die Sachsen so, daß sie Gobrim ermorden wollen; aber Alma schützt, geleitet und rettet ihn. Jetzt ruft Alfred den Adolar aus seinen wirren Träumen und rüstet sich ernstlich zum Kampf gegen Iwar, wobei sich eine verhüllte Mönchsgestalt besonders lebhaft und thätig zeigt. Sturm auf das Dänenlager. Iwar entgeht nur dadurch dem Untergange, daß er droht, Alswitha zu morden, wenn man nicht abließe, auf ihn einzudringen. Ja, scheinbar führt er den Vorsatz aus. Er läßt einen Verbrecher, den er in Alswitha's Gewand hüllt, vor den Augen der Sachsen hinrichten, sodaß Alfred glauben muß, er habe die Geliebte auf immer verloren. Ueberdies sinkt Alfred, vom wilden Hubba tödtlich getroffen, nieder, sodaß auch Sachsen und Dänen von seinem Tode überzeugt sind. Ebenso fällt Adolar und stirbt, nachdem er dem verhüllten Mönch gebeichtet. Als drittes Opfer dieses Kampfes sinkt Alma. Gobrim sucht sie auf und empfängt von der Sterbenden das Bekenntniß ihrer Liebe zu ihm. Aber auch der rauhe Iwar wird, mit Todeswunden bedeckt, in das Lager zurückgetragen. Skialfa pflegt sein. Sie beschwört Alswitha, für Iwar einen heilsamen Kräutertrank zu bereiten, und wie Letztere im Walde und auf Bäumen die Ingredienzien sammelt, verkündet ihr der in den Zweigen eines Eichbaums versteckte Mönch, daß Alfred noch lebe. Von neuer Hoffnung belebt, kehrt sie zurück. Iwar genest durch Alswitha's Kunst, und die treue pflegende Alma gewinnt aufs Neue seine Liebe. Eben derselbe Mönch kündet nun auch Alfred an, er habe Alswitha lebend gesehen. Da sammelt Alfred, obwol kaum erst von schweren Wunden genesen, seine Mannen, wiegelt das Landvolk und namentlich die Hirten auf, deren einer, Namens Dunwolf, ihm Schutz und Pflege in seiner Hütte angedeihen ließ. Vor der Schlacht besucht er jedoch, als Skalde verkleidet, das dänische Lager, wo Iwar ein Fest feiert. Unerkannt und belehrt über der Dänen Lage und Stärke, kehrt er zurück, und überfällt die Sichern, die ihn für todt halten. Während des Kampfes will Skialfa die verhaßte Alswitha morden; aber man bringt Iwar's Leiche, und dieser Anblick macht Skialfa ohnmächtig. Alfred aber fliegt in die Arme der geretteten Verlobten. Dies der Stoff des Epos. Der Leser findet also hier einen Ferragu und Rodomont, eine Bradamante und Fiordelise, dabei bunten Scenenwechsel, anziehende Episoden, lebendiges Fortschreiten der Handlung und echt weibliche Reflexionen. Freilich fehlt Meister Arioste's phantastische Wunderwelt, ein Astolfo mit dem Horn, das Flügelroß, die Zauberer, Gestalten wie Angelica und Medoro, und der warme Hauch des Südens, der uns zu holder Abspannung berausche; dagegen athmet Alles sittliche Reinheit, weiblichen Zartsinn und Würde, und der Stoff ist sinnig und verständig geordnet. Kurz, wenn die Verfasserin, der wir schon früher im vaterländischen Dichterwalde mit der goldenen Lyra im Arm begegneten und gern ihren Klängen lauschten, hier die sonst für Männer bestimmte Tuba an die Lippen setzt, so wird ihr Antlitz durch die Anstrengung zwar etwas verzogen (und das kann fast nicht anders sein!), aber es wird nicht entstellt, wie wir wol schon einige Male bei Andern zu bemerken Gelegenheit hatten. Auch haben wir nichts gegen das Beiwort romantisch; denn obwol keine übermenschlichen Wesen oder die Gottheit selbst fördernd oder hemmend in die Handlung eingreifen, was wol mancher Kunstrichter hier postuliren möchte, so wollen wir doch annehmen, daß jenes Epitheton durch den oben erwähnten bunten Scenenwechsel, durch weise Oekonomie in Vertheilung des Stoffs und pikante Episoden, Costum, Gestalten und Zeitcharaktere hinlänglich motivirt sei. Von Form und Sprache zeuge die Stelle, wo der Dänen Fest in Iwar's Lager beschrieben wird. Gesang 8, S. 210:

Hubba sitzt erst zu Iwar's rechter Hand,
Dann Björn's und Sigurd's herrliche Gestalten,
Und Gobrim, ohne Schmuck und Stahlgewand,
Umwallt von eines Kleides dunkeln Falten;
Dann folgen Rolf und Hastings, weit genannt,
Auch Iwar's Marschall, ihm das Horn zu halten,
Wenn er es trank in einem Zuge leer
Zu Freia's, Thor's und Thor's und Odin's Ehr'!

Ein feister Keiler dampfet an dem Speer,
Den vier gefang'ne Sachsenmädchen drehen;
Zwei träufeln ihn mit braunem Fett umher,
Zwei andre müssen Wind zur Flamme wehen.
Jedoch die neunte, tief verhüllt und hehr,
Läßt einmal nur die weißen Hände sehen,
Als sie den Kranz, der auch ihr Haupt umschlingt,
Langsam und ruhig in die Fluten zwingt.

Neun Jünglinge, gefangen einst im Streit,
Beginnen jetzt den Eber zu zerstücken,
Sie tragen ihn umher im Kreise weit,
Sie bieten stolz mit traurig finstern Blicken,
Doch sein gewaltig Haupt, so stattlich breit,
Muß erst das große Rund der Tafel schmücken,
Eh' Iwar es mit eigner Hand zerbricht
Und einen Zauberspruch darüber spricht.

Das goldumstradlte Horn, einst Ragwald's Haupt,
Geht, süßen Methes stets gefüllt, die Runde,
Wird dreimal selbst von Skialfa's Hand geraubt,
Bricht seine Wellen am Korallenmunde.
Die Harfe tönt, mit Birkengrün umlaubt,
Gibt bald von Liebe, bald von Thaten Kunde,
Und alles Volk, das durch die Zweige blickt,
Horcht seiner Helden Lieder hoch entzückt u. s. w.

Das der Friederike Brun dedicirte Buch ist auf schönem Papier gedruckt, aber durch manche Druckfehler entstellt.

(Der Beschluß folgt.)

Joseph Pignata's Flucht aus den Gefängnissen der römischen Inquisition im Jahre 1693. Neu übersetzt. München, Jaquet. 1834. Gr. 12. 16 Gr.

In den funfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde die Flucht Joseph Pignata's aus den Gefängnissen der römischen Inquisition zuerst durch den Druck bekannt und fand theils wegen der ungewöhnlichen Ereignisse, unter denen sie stattgefunden hatte, theils auch wegen der damals herrschenden Abneigung gegen allen geistlichen Druck, sehr viele Leser, ja, sie erschien auch gleichzeitig in französischer, englischer und dänischer Sprache. Demnach war sie die erste unter den merkwürdigen Fluchtbeschreibungen, die später bekannt geworden sind. Aber auch an Interesse steht sie der Flucht Casanova's aus den Bleikammern zu Venedig, der Entweichung des Grafen von Nightsdale aus dem Tower zu London oder des Grafen Lavalette aus der Conciergerie zu Paris, sowie der neuerdings in Marryat's „Peter Simpel" bekannt gemachten Flucht zweier englischen Seeoffiziere aus dem Gefängnisse zu Givet oder ähnlichen Begebenheiten keineswegs nach und verdiente also wol neu übersetzt und gedruckt zu werden. Ueberdies soll nach der Versicherung des Uebersetzers die frühere Ausgabe aus dem Buchhandel verschwunden sein. Die eigentliche Ursache seiner Gefangennehmung hat Pignata selbst nirgends angegeben, muthmaßlich waren es zu freie Aeußerungen über religiöse Gegenstände, die ihn in die Kerker der Inquisition gebracht hatten. Seine Behandlung war grade nicht schlecht; aber die Begierde, sich in

Mr. Bell, Mr. Bell, Mr. Bell,

tigen Gesandten unter Policeiaufsicht standen und in allem Thun und Lassen beobachtet wurden. Der Spion Palavicini war Geheimsecretair des preußischen Gesandten Grafen Luccheſini am Hofe des ersten Consuls, und es sind seine eignen Rapporte an den Policeipräfecten, die er dem Publicum vorlegt. Wer sich einen Begriff von dem Talent, von der Schlechtigkeit und der Fühllosigkeit dieser Art Vampire machen will, der lese die Auszüge dieser Sammlung privilegirter und belohnter Schandthaten in der „Revue rétrospective" vom vorigen Monat, welche vom 21. Frimaire des neunten Jahres der Republik datirt sind. Doch nein, lest sie nicht, und bewahrt in eurer Brust den Glauben an Menschheit, Freundschaft und Bruderliebe. Der Gute braucht nicht gewarnt zu werden vor dem Bösen, der Böse hütet sich mehr, als nöthig ist, vor seines Gleichen. Palavicini wußte sich durch Mitleid in die Gunst des Gesandten zu setzen, den er durch seine verstellte Ruhe und Anhänglichkeit auf eine unglaubliche Weise täuschte. Er begann die Komödie als Sprachlehrer, weil er lange in Italien war, und verfehlte nicht, der Policei sogar den Mann, der ihn bei dem Minister empfahl, wegen einiger Aeußerungen gegen ihn zu verdächtigen. „Il n'aime pas le premier Consul", bemerkt er, „Il est assez peu republicain". Darauf machte er von Tag zu Tage Fortschritte in der Gesandtschaft durch Bestechung der Bedienten, Entwendung der Briefe, Liebe der Zofen und erfundene Gefahren. Er ist aufmerksam auf Alles, was vorgeht, und schont sogar der Gemahlin und der Familienverhältnisse seines Gönners nicht in seinen Berichten. In einem derselben schreibt er:

„Mein Herr stand gut bei Friedrich II., bei Friedrich Wilhelm, auch bei dem jetzigen Könige und stolzirt auf dieses Vertrauen. Er hat die Eitelkeit, zu schriftstellern, und das ist ein Umstand, aus dem ich Vortheil ziehe, indem ich ihm schmeichle. Seine Frau ist blos die Tochter eines berliner Raths, der Schulz heißt; er hat sie des Geldes wegen geheirathet, weil er arm war. Haß gegen Frankreich trieb ihn an die Seine, und ich bin fest überzeugt, daß er Alles thut, um den Krieg zu befördern."

In einem andern Rapport las ich mit Interesse, wie dieses Ungethüm die Gesellschaft Revue passiren läßt, die der Gesandte eines Tages bei sich empfing. Da er im Vorzimmer eine Zeitlang warten mußte, unterdeß Andere im Cabinet waren, so suchte er aus ihren Physiognomien, Charakteren und abgebrochenen Worten den Zweck ihres Daseins zu enträthseln und entwarf ein wahrhaft psychologisches Gemälde. Es sind die Gesandten von Sardinien und Sachsen und ein alter Garde du Corps, die seine besondere Aufmerksamkeit erregen. Er sieht nach der Uhr, wie lange ihre Audienz dauerte, und merkt an ihrer Nase, daß der Gesandte Briefe vom Prinzen-Prätendenten aus England bekommen habe.

Nachdem er endlich in seinen Operationen so glücklich war, eine Copie eines ministeriellen Schreibens zu verfertigen, darin die Worte vorkamen: „J'ai reçu des nouvelles du prince, il a été très content du roi" (von Preußen), ist er außer sich vor Freude und — bekommt eine besondere Gratification.

Das Buch des Exministers Brougham wider Englands Adel, welches so viel Aufsehen macht und von ihm bereits aus guten Gründen abgeleugnet wurde: „Thoughts on the aristocracy", hat ein paar Bürger der City, die gut erfunden sind, zu Sprechern. Was Isaak Tomkins grau malt, das macht Peter Jenkins schwarz; was jener wider den Adel sagt, spricht dieser gegen die Priester. Wenn es wirklich wahr ist, daß ein Mann, der alle Rangstellen des Königreiches durchlief, der Pair und Minister war und auf dem Wollsack thronte, dieses Pamphlet schrieb, so bleibt das Inhaltschwere, Anklagende der Daten doch, wenn auch nachgewiesen würde, daß Lord Brougham dasselbe nur aus Aerger, Ehrgeiz und Rache herausgegeben habe. Die Welt kümmert sich nicht um die Triebfedern einer Handlung, sobald irgend ein reelles Gute daraus entspringt. Und dies entsprang daraus. Das Werkchen ist eine Demaskirung der verkappten Faulheit, des vornehmen Müßiggangs und selbstsüchtigen Hochtoryismus. Die Partei Wellington's wird schwerlich einen Maler finden, der die Whigs mit ebenso kräftiger Zeichnung und eben solcher Wahrheit conterfeit, obgleich ich gern einräume, daß das demokratische Element wenigstens ebenso viel schwache Seiten hat als das aristokratische.

Was thut aber — vorgeblich — der Exminister in dieser Broschüre? Er nennt die höhern Classen schwach, lasterhaft, unedel, schlecht, wirft ihnen alle Gebrechen eines Wollüstlings und eines alten Weibes vor. „Diese Herren und Damen", sagt er, „bilden besondere Kasten, die nur Verachtung haben für Gelehrte, Künstler, nützliche Handwerker. Man kann Jahre lang mit ihnen leben, ohne den geringsten Beweis ihrer Fähigkeit zu erhalten, denn sie sind Gliederpuppen, die in Seide und Sammet gehen, künstlich ein Velinpapier falten, einen Cameeabdruck in Goldwache hinterlassen, auf weichen Polstern und Teppichen ruhen, plaudern, und nichts sagen und nichts hören. Und doch sind es diese colonels masqués, die uns regieren, die die Reform aufhalten. Sie haben wider große politische Aufgaben mit Bonmots gefochten, bedeutende Staatsmänner mit einer Nadelspitze verwundet." Der Verf. ist der Meinung, so lange eine bevorzugte Classe in England herrsche, könne eine wirkliche Veränderung der Staatsgrundverhältnisse nicht eintreten, da eben das größte Uebel in den erblichen Privilegien seine Quelle habe. Er verlangt Zerstörung aus der Wurzel jeglichen Stammbaumes und läßt keine Auszeichnung gelten als die des Talents, des Vermögens und der Geschicklichkeit, welche mit dem Talent ungefähr zusammenfällt. Der bisherige Zustand erscheint ihm wie ein Strom, der von kostspieligen, unnützen und gefährlichen Dämmen in seinem Bett gehalten worden, und der nun bei einer ungewöhnlichen Anschwellung das ganze Land zu überfluten und zerstören drohe.

Isaak Tomkins nennt sich einen großen Kenner der aristokratischen Masse; er weiß, daß ihre Erziehung fertig ist, wenn sie anfängt, daß Gewohnheiten, Erinnerungen, Interesse sie zur Aufrechthaltung des Alten antreiben. „Was steht ihr", ruft er, „und seht euch nach Fortkommen, nach Straßen und Plätzen um, auf denen ihr wandeln und ruhen könnt, wenn ihr gearbeitet? Seht ihr nicht, daß die Sinecuren den Edeln gehören, daß sie den Schatz in den Händen und Söhne haben, die Cadeten sind, oder Präbenden, Bischofsmützen und Prälatenkragen brauchen?" Nachdem er seine Pfeile auf die Patricier ohne Talent verschossen hat, schlägt er mit dem Säbel auf die gelehrten Stände. Von ihnen, meint er, dürfe man eine philosophische Maxime gewärtigen, allein es sei grade das Gegentheil, da der Unterricht von unten auf jesuitisch vergiftet werde. „Unsere Schulen", spricht er, „lehren nur schmeicheln und dienen, und unsere Universitäten sind die wahrhaften Treibhäuser des Torysmus, an denen das Oberhaus, das die jungen Leute wissenschaftlich gegen den Liberalismus zu panzern sucht, bei Leibe nichts ändern wird." — Peter Jenkins beginnt sein Thema mit der Repräsentation; indem er die Aristokratie darin verfolgt, klagt er zugleich die Opposition an. Sie hat ihm Alles versprochen und nichts gehalten, darum als ein halbreformirendes unausstehliches juste-milieu das Vertrauen verloren. Auf diese Ansicht gestützt, die er zu motiviren sucht, behauptet er, daß in England nichts repräsentirt sei als der Adel, daß er im Unterhause sitze wie im Oberhause und in beiden die Majorität habe, wenn es sich darum handele, etwas Volksthümliches durchzusetzen. Es versteht sich, daß die Geistlichkeit in diesem Betracht nicht vergessen wurde. Ein großer Theil, vielleicht der größte der Schuld kömmt auf ihre Rechnung. 160.

Literarische Notiz.

Der Abbé Prompsault hat einen „Discours sur les publications littéraires du moyen âge" herausgegeben und darin zugleich gegen 2000 Berichtigungen zu Crapelet's „Collection etc." geliefert. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 212. — 31. Juli 1835.

Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 211.)

87. Luther. Ein Gedicht von Ludwig Bechstein. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1834. 8. 21 Gr.

Die Aufgabe, zu den vielen, dem Glaubensheros bereits errichteten Denkmalen, ein neues, Luther's und unserer Zeit würdiges Monument zu erbauen, ist dem Verf. dieses Gedichts, welches wir eine epische Canzone nennen möchten, nach unserm Dafürhalten wohl gelungen. Irren wir nicht, so haben wir schon früher in d. Bl. Hrn. Ludwig Bechstein's „Sonettenkränze" besprochen und sind ihm außerdem hin und wieder in Taschenbüchern oder Tagesblättern begegnet. Ging ihm in seinen frühern Leistungen das Flügelroß mitunter durch, so weiß er es in dem vor uns liegenden Buche weise zu zügeln, und er arbeitet hier mit einem gewissen Selbstbewußtsein, welches, als Resultat ernsten Strebens, den Dichter zum Herrn und Meister seines Stoffes macht. Nur einige Male haben wir ihm auch hier auf excentrischen Bahnen begegnet, indem ihn die Begeisterung für sein Object (die vor ihm schon manchen Biographen, Homileten oder moralischen Schriftsteller irre geführt) verleitet, das Dörfstein Möhra im Mansfeldischen mit Nazareth, oder der Schilfstätte im Nil, wo Moses gefunden ward, zu vergleichen, oder wo er S. 43 sagt: „Wie Luther sich in die Klosternacht begab, so ging einst der Heiland in die Nacht des Todes". Das letzte Gleichniß hinkt überdies gewaltig. Wie man ferner an einem reinlichen, sauber ausgeführten Gemälde auch den kleinsten Flecken bemerkt, so wünschten wir S. 84 die Plattheit weg: „Laß sie mit Bullen blind wie Bullen wüthen", sowie wir auch wegen seiner Orthographie, hinsichtlich der Worte todt und Tod, die nicht selten falsche Reime herbeiführen, mit ihm eine Lanze zu brechen bereit wären. Indessen sollen diese Ausstellungen, die wir in das Gebiet der Splitterrichterei verweisen, dem geistreichen Lutherfänger nur Zeugniß geben, daß wir sein Buch mit Aufmerksamkeit und mit Vergnügen gelesen haben, und dieses Vergnügen wird gewiß Jeder empfinden, welcher den Fleiß in der Bildung der Form, die überall gebrauchte Feile, das Bilden con amore, die großartigen, ansprechenden Bilder, die mit richtigem Takt geschehene Auswahl der biographischen Momente, die eine poetische Behandlung gestatten, die nie verlodernde Flamme der Begeisterung und die tiefe Empfindung wahrnimmt, die das Ganze auszeichnen. Das Ganze besteht aus dreiundzwanzig Canzonen, deren sämmtliche Stanzen Eine Form haben. Der Prolog vertheidigt sich gegen den eventuellen Einwurf, es werde hier das schon oft Besungene aufs Neue besungen, recht geistvoll und schließt mit den Worten:

So sei mein Lied ein Spiegel,
Darin ihr Den erschauet,
Der uns gelöst die Siegel
Vom Heiligthum, und eine Burg erbauet,
Die nimmer wird im Sturm der Zeit veralten,
Wenn wir nur selbst treueinig
Dem Herrn vertrau'n und fest zusammenhalten.

So beschauen wir denn das Meinen, das Thun und theilweise die Schicksale des Gottesmannes in den Abschnitten: „Der Genius"; „Die Zeit"; „Möhra"; „Mitternacht"; „Der Schüler"; „Bestimmung"; „Rom"; „Ablaß"; „Augsburg"; „Der Bann"; „Verfolgung", aus welchem Abschnitt wir das Anekdoton mittheilen:

Zu Worms, wo Luther sich die Siegerkrone
Vom ew'gen Baum des Ruhmes hat gebrochen,
Ging er bei Triers Kurfürsten frod zum Mahle,
Und manches heitre Wort ward dort gesprochen.
Da beut ihm den Pokal mit leisem Hohne
Der Feind und lauert. — Horch! was klirrt im Saale?
Zersprungen ist die Schale!
Hinströmt der Wein, sowie des Kreuzes Zeichen
Lutherus segnend drüber hat geschlagen,
Die Gäste schauen bleich drein und verstöret,
Doch Luther lächelt, wie sie rings erbleichen,
Und unbefangen hören sie ihn sagen:
„Der Trank, ihr Herren, war mir nicht beschert".

„Die Muse"; „Worms"; „Luthersbuche"; „Wartburg", woraus die kräftige Apostrophe:

Du, Luther, Held der Wahrheit, Fürst des Sieges,
Zornflamme, wenn sich regt der alte Drache,
Der Lügengeist, der Völker hält in Banden,
Dir tönt kein Zuruf: „Werde hart! Erwache!"
Du wachest schon, gewärtig deines Krieges.
Dein hoher Muth, den Feinde schwer empfanden,
Macht ihre List zu Schanden.
Du standest kühn vor Königen und Kaisern,
Du hast der Menschheit heil'ges Recht vertheidigt,
Du schwangst die Geißel eines bittern Spottes,
Und nicht dein Kleid, nein, deine Kraft war eisern,
Dein Schirm war Gott, den jene frech beleidigt,
Und sicher warst du unt'rm Panzer Gottes.

Ebenso schön ist die Stelle (S. 131, Stanze 5) in „Die Schwärmer":

Die wahre Freiheit thront in reinem Lichte,
Ihr Afterbild thront bei des Mordbrands Helle.
Die wahre Freiheit nur weckt große Thaten;
Sie leitet zu des Nachruhms Tempelschwelle
Und sitzt mit Recht und Weisheit zu Gerichte.
Die falsche Freiheit, ewig schlecht berathen,
Zertritt des Guten Saaten.
Die wahre Freiheit ist ein Geist der Reinheit,
Ein seliger Ormuzd, frod im Lichte waltend,
Ausstrom der Liebe, stets das Böse dämpfend.
Die Afterfreiheit freut sich der Gemeinheit;
Ein Ahriman, im Streit die Welt zerspaltend,
Haß zeugend und das Gute stets bekämpfend.

„Kloster Nimptschen"; „Der Freund"; „Der Convent"; „Das Haus": „Der letzte Tag"; „Grab und Denkmal", woraus die kräftige Stelle:

Ein Denkmal, Luther, daß du dir geſtiftet,
Und in die Marmortafeln der Geſchichte
Die heilge Kunde klar und tief gegraben:
Daß Wahrheit ewig iſt, und daß zu nichte
Der Herr den Trug macht, der die Welt vergiftet.
Gott kam zu dir, zum Kämpfer dich zu haben,
Mit ſeinem Geiſt und Gaben.
Da thürmteſt du, ein mächtiger Titane,
Den Berg der Wahrheit auf die Todtenhügel,
Daß auf dem Petersfels der Donn'rer zagte,
Scheu vor dem Rauſchen deiner Siegesfahne,
Und kaum nach deiner Kühnheit Cherubsflügel
Machtloſer Blitze Strahl zu ſchleudern wagte.

Aehnliche Stellen finden ſich auch in den letzten zwei Canzonen: „An die Chriſten" und „Verbum Dei manet in aeternum". Aus Allem bekundet ſich das Förderſtreben des Dichters, der gewiß noch in den glücklichen Lebensjahren iſt, wo die Schwingen der Phantaſie noch wachſen und der Quell der Empfindung noch nicht erſchöpft iſt.

38. Rheiniſche Lieder von Joſeph Kewer. Koblenz, Roſchüz und Comp. 1834. 8. 12 Gr.

Ohne Plattheit und Schwulſt, aber auch ohne ätheriſchen Schwung; ohne Ueberſchwenglichkeit oder Superfeinheit der Gefühle, aber auch ohne innigtiefe Empfindung; ohne das jetzt ſo beliebte elegiſche Zuckerwaſſer, aber auch ohne die ſüße Melancholie, die dem Dichter ſo wohl ſteht; ohne den Wuſt unklarer Reflexion, aber auch ohne Kunde des Menſchenherzens und ohne Befreundung mit der unorganiſchen Natur, ſind die vor uns liegenden Lieder ganz geeignet, ein Gemeingut für Leſer zweiter Claſſe zu werden. Sie führen das Beiwort „rheiniſche", nicht, wie man glauben ſollte, weil ſie des vaterländiſchen Stroms romantiſche Umſerungen mit ſeinen vorzeitlichen Sagen und Legenden ſchildern, ſondern weil ihr (gewiß noch junger) Dichter ein Rheinländer iſt, wie das auch aus dem ziemlich ſtarken Verzeichniß der Subſcribenten, die größtentheils Bewohner rheiniſcher Städte und Städtchen ſind, hervorzugehen ſcheint. Im erſten Gedicht: „Sänger der Gegenwart", wo man füglich erwartet, die Heroen deutſcher Liederkunſt (Göthe, Schlegel, Arndt, Uhland, Tieck, Salis, Hauff, Schwab, Fouqué, Rückert, Heine, Chamiſſo u. A.) mit einigen genialen Federſtrichen charakteriſirt zu finden, leſen wir eine faſt trockene Nomenclatur, ſodaß das Ganze einer captatio benevolentiae nicht unähnlich ſieht. Eine gewiſſe kräftige Friſche iſt in den Reimen; nur klingen ſie mehr ins Ohr als in die Seele. Einige balladenartige Sächelchen, z. B. „Das große Königsſchloß", „Die Wirthin zum goldnen Bogen", „Das verſtoßene Mägdlein", „Der todte Reiter", würden anziehend ſein, wenn ihnen nicht das Pathos und die ſchlagende Kürze fehlten. Sappho, oder wie hier zu leſen, Sapfo, iſt matt. Die reflexiven Gedichte, namentlich „Glaube", „Liebe", „Hoffnung" (S. 69), könnte man Muſter einer populairen Diction nennen, genügen aber ſchwerlich dem deutſchen, ſinnige Tiefe fodernden Leſer. Dem wahrheitliebenden Recenſenten wünſcht der Verf. (S. 21) Oberon's Wunderhorn, damit Jeder es vernehme, aber des Nachtwächters diſſonirendes Inſtrument dem höhnenden Krittler, damit Niemand es gern höre. In unſerer Anzeige jedoch können wir von keinem der beiden genannten Werkzeuge Gebrauch machen; denn um gegenwärtige Lieder mit Oberon's Zauberton zu empfehlen, dazu ſind ſie zu ſchlecht, zu gut aber, um ſie mit Hohn zu bekritteln. Freilich möchten wir dem Verf. faſt Recht geben, wenn er (S. 11) ſagt:

Was ſoll noch aus dem Liede werden,
Am einſt ſo liederreichen Rhein?
Es ſingt wol mancher Sängerknabe,
Jedoch kein Meiſter ſtimmet ein.

39. Gedichte von den Ufern des Rheins. Von Zeiler. Frankfurt a. M., Schäfer. 1835. 16. 12 Gr.

Aus der erſten Strophe des zierlichen Duodezbändchens:

Du, meine Gegend, biſt die zarte Braut,
An deren Schönheit ich mich angeſchloſſen,
Ein Bild, in Berg und Thale hingegoſſen,
Wie dieſe Himmelshöhe angeſchaut —

erfahren wir ſogleich, daß wir hier wirklich rheiniſche Lieder, entblüht der Betrachtung ſeiner romantiſchen Geſtade, gedichtet im Angeſicht ſeiner Reben, Hügel, Burg- und Kloſtermauern und unter dem Rauſchen ſeiner Wellen, geſungen wol auch zunächſt für des Stromes Anſiedler, vor uns haben. Sie ſind mit tieferer Empfindung und einer reichern Phantaſie als die vorigen geſchrieben, und einem großen Theile derſelben ſieht man es an, daß ſie als rhapſodiſch-lyriſche Ergießungen raſch entſtanden und raſch gebildet wurden. Die erotiſchen Rhapſodien bekunden ſchönes, warmes Gefühl und leſen ſich gar anmuthig. Nur erliegt oft die Klarheit des Gedankens der Ueberſchwenglichkeit des Gefühls, und wenn Hr. Kewer zu proſaiſch-populair war, wird Hr. Zeiler zu unklar. Unreine, häßliche Reime und Verſtöße gegen die Regeln der Euphonie verleiden mitunter die Lecture. Eine dramatiſche Kleinigkeit: „Die Merowinger", iſt in edler Sprache abgefaßt, und wenn der Verf. das geſchichtliche Factum idealiſirt, ſo hat er es mit poetiſchem Takt gethan; dieſe Licenz iſt hier überdies um ſo mehr zu entſchuldigen, da die unmoraliſchen Handlungen der Heldinnen verſchleiert werden.

40. Stimmen der Zeit in vaterländiſchen Dichtungen. Herausgegeben von Karl Mehl. Quedlinburg, Baſſe. 1835. Gr. 12. 12 Gr.

An Compilationen ſolcher Art, wie die vorliegende Sammlung patriotiſcher Lieder, kann die Kritik nicht wohl einen Maßſtab anlegen. Hat der Compilator wackere Geſinnung und denkt er ſich ſein Publicum bei der Auswahl, ſo iſt Alles wohlgethan.

41. Lieder und Gedichte des Dr. Bernhardt Thierſch, von ſeinen Freunden in und bei Halberſtadt für ſich (?) herausgegeben. Halberſtadt. 1833. 8.

Gelegenheitsgedichte!

42. Schleſiſcher Muſenalmanach für das Jahr 1834. Herausgegeben von Theodor Brand. Siebenter Jahrgang. Breslau, Schulz und Comp. 16. 1 Thlr. 3 Gr.

Es gehört zu den ſeltenen Erſcheinungen, daß ein belletriſtiſches Inſtitut im Laufe der Jahre an intenſivem Gehalt gewinnt, oder größere, vollere Blüten treibt, wie es mit dem „Schleſiſchen Muſenalmanach" der Fall iſt. In Nr. 89 d. Bl. vom Jahre 1827 beſprachen wir die beiden erſten Jahrgänge und gebrauchten da das Bild, es müſſe dem Leſer des „Muſenalmanachs" wie einem Wanderer zu Muthe ſein, der eine Wüſte durchpilgere, in welcher er hin und wieder auf eine freundliche Oaſe ſtoße, wo den Verſchmachteten Raſengrün und Quellennaß labe. Nr. 165, Jahrgang 1829 d. Bl., wurde über den Almanach geurtheilt, er ſei ſchon reicher an Oaſen und der Herausgeber habe ſchärfer geſichtet; und von dem vor uns liegenden ſiebenten Jahrgange können wir ohne Uebertreibung ſagen, er übertreffe die frühern an Gediegenheit der Beiträge. Voran geht eine biographiſche Skizze über Hoffmann v. Fallersleben, mit deſſen Bilde auch das Buch geziert iſt, und der auch einige lyriſche Ergüſſe über Liebe und Frühling gegeben. Grünig's Beiträge bekunden Nüchternheit im edlern Sinne und anſprechende Gemüthlichkeit. „Der Sonntag eines Schulmanns", vom Freiherrn Franz Gaudy, iſt ein allerliebſtes Genrebild, treu nach dem Leben copirt, mit leichter Hand und echten Localfarben gemalt. Auch einigen Erzählungen in Proſa iſt in dieſem Jahrgange Zutritt geſtattet. Zu dieſen gehört: „Der Liebe Opfer", eine in die Form eines Briefes gezwängte Geſchichte, die gewinnen würde, wenn ſie in einen beſſern Rahmen gefaßt wäre. „Die Brüder", ein einactiges Luſtſpiel von Gaudy, laborirt an etwas ſchwerem, ſchon dageweſenem Witze; eine andere dramatiſche „Bagatelle" von Thilo iſt — Bagatelle, aber ganz artig und patriotiſch. Paul Graf Haugwitz erzählt in leidlichen Terzinen Romeo's und Julia's Geſchichte nach der veroneſer Chronik, läßt aber auch den Leſer im Zweifel über

die Scansion des Namens, indem er Romēo und Romĕo in die jambische Kette schlingt. Den Schlußstein bildet Julius Seeliger's Novelle: „Das Epigramm", die von Talent zeugt und Unterhaltung gewähren möchte. Unbedeutende Lyriker übergehen wir mit Stillschweigen.

43. Geistliche Lieder für gläubige Christen, von F. R. Eylert. Erste Spende. Zum Besten hülfsbedürftiger Soldatenfamilien. Berlin, Rücker. 1834. Gr. 8. 12 Gr.

Einige dieser mit Aussprüchen der heiligen Urkunde versehenen zwölf Lieder zeugen von Gefühl; in manche mischt sich prosaische Reimerei; manche treten wie versificirte Predigtdispositionen auf; aus keinem lispelt das Schiboleth einer einseitigen religiösen Richtung, was zwar zu loben ist, aber doch dem Ganzen ein tonloses Gepräge gibt. Eine zweite Spende soll folgen. Wir wünschen Käufer, da die Bogen zum Besten hülfsbedürftiger Soldatenfamilien gedruckt sind. Die Dedication an des Dichters Mutter athmet Wärme und Kindlichkeit.*) 108.

Das Papstthum und die Päpste. Ein Nachlaß des Verf. der Mönchcrei, C. J. Weber. Erster Theil in sechs Lieferungen. — Auch unter dem Titel: C. J. Weber's sämmtliche Werke. Erster Band. Stuttgart, Hallberger. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir danken dem Herausgeber und Verleger, daß sie eine vollständige Sammlung der Werke eines Schriftstellers von vielbedeutendem Werth in anständigem Gewande und zu einem billigen Preise veranstalten wollen, und erkennen uns dem Erstern für seine unbefangene und liebevolle Schilderung des Verstorbenen, nach seinem Leben, eigenthümlichen Wesen und schriftstellerischen Wirken besonders verbunden. Nur ein würdiger Vertrauter und vieljähriger unbestechlicher Beobachter, gleich entfernt von strengem Tadel und beschönigender Nachsicht, konnte ihn so vollgültig beurtheilen. Darstellungen solcher Art sind Gewinn für die Kunde des Menschen und seiner Zeit. Nicht zufrieden sind wir dagegen mit der Beförderungsweise des begonnenen Abdrucks und halten uns im Interesse der Lesewelt verpflichtet, diese Ansicht zu rechtfertigen. Werke eines Verstorbenen, denen nichts mehr hinzugefügt werden darf, sollten nach den Gegenständen geordnet werden, welche sie betreffen, vor Allem aber nach der Zeitfolge, in welcher sie abgefaßt werden, damit der Leser der Geistesentwickelung ihres Urhebers ohne Schwierigkeit folgern und ermessen könne, warum er gewissen Ueberzeugungen treu geblieben, oder sie zum Theil erweitert, zum Theil zurückgenommen habe. Bestehen sie aus einer Reihe von Bänden wie Weber's Werke, so ist nichts dagegen einzuwenden, daß diese Bände nach und nach erscheinen. Aber da die fertige Handschrift vorliegt, so mußte doch, um jeden Schein der Erschleichung zu vermeiden, die vermuthliche Bändezahl angegeben werden; daß aber, was einen mäßigen Band füllt und von Messe zu Messe einander folgt, in Monatsheften ausgegeben wird, die mehrentheils sogar mitten im Redesatz abbrechen, bleibt anstößig. Wird dergleichen zur herrschenden Sitte, so haben wir nächstens die Ausgabe eines großen Werks auf einzelnen Blättern zu fürchten, die alsdann vielleicht um einen Pfennig verkauft werden und eine Wohlfeilheit vorspiegeln, die sich dem Ersteher des Ganzen nicht bewährt. Der Verleger mag seine Ursachen gehabt haben, die Geschichte der Päpste uns die „Briefe eines reisenden Deutschen" gleichzeitig zu Markt zu bringen; das aber war kein Grund, die Zahl der Lieferungen so zu bezeichnen, daß sie einander unterbrechen: 1, 3, 5 u. s. w. Vollendes nicht zu entschuldigen ist der ganz verkehrte Abdruck. Weber's schon erwähnte Biographie, mit Recht bestimmt die Sammlung zu eröffnen, erfolgt erst im elften Hefte, Weber's eigne Vorrede erst am Schlusse des neunten. Der Buchbinder wetteifert mit dem Drucker an Vermehrung der Unbequemlichkeiten; denn er hat so schlecht und nachlässig geheftet, daß der Leser nicht weiß, wie er das Heftchen halten soll, damit einzelne Blätter nicht herausfallen. Wir wenden uns jetzt zu dem Werke selbst, über das wir jedoch kurz sein müssen. Es ist das letzte, mit dem sich Weber beschäftigte; wenn nicht etwa dem „Demokritos", welcher, wie wir vernehmen, zu zwölf Bänden angewachsen ist und dessen mannichfacher Stoff sein ganzes Leben in Anspruch nahm, gleichzeitige Beförderung zu Theil ward. Nicht ohne Grund hat ein scharfblickender Kunstrichter Montesquieu's unsterbliches Meisterwerk de l'esprit sur les lois genannt, und man muß einräumen, daß M.'s tiefgeschöpfte Untersuchungen den willkommenen Schmuck witziger Bemerkungen nicht verschmähen. Aber der ausgezeichnet witzige Kopf, welcher sich das Wortspiel erlaubte, wäre der Letzte gewesen, der gefälligen Zuthat entbehren zu mögen, und die ganze gebildete Welt bleibt dieser Meinung. Mit noch größerm Recht dürfte man Weber's Darstellung de l'esprit sur la papauté et les papes nennen, und nur diese Eigenthümlichkeit entschuldet für ihren Werth. Denn die würdigen Bearbeiter der Kirchengeschichte haben im Wesentlichen erschöpft, was in religiöser, philosophischer und staatskluger Hinsicht mit Wahrheitsliebe und Billigkeit für und gegen das Papstthum zu sagen ist, treffen mit Weber's Meinung zusammen, wo er diese nothwendigen Bedingungen nicht verleugnet, und hätten ihn vor einigen Verstößen dagegen bewahren sollen. Eigentliche Belehrung wird daher der einigermaßen Belesene in dem Buche nicht finden, und Unerhörtes nicht einmal Der antreffen, dem die Geschichte des Papstthums und der Priesterschaft nur dann willkommen ist, wenn sie ihm als ein Schauspiel der Geistesbeschränkung und des absichtlichen Betruges vorgeführt wird. Es sind von jeher giftigere, tödtlichere Pfeile dagegen abgeschossen worden, im Vergleich mit denen W.'s, dessen Muthwillen seine Gutmüthigkeit nie erstickt, nur eine bieierne Spitze zu haben scheinen. Unterhaltend bleibt seine Schilderung immer, enthält manches Wahre und Gutgesagte, nichts Ungehöriges und Ueberflüssiges, führt den Gegenstand rasch vorüber, wird selbst dem Unterrichteten Einiges zurückrufen und muß dem menschenkundigen Weltmann grade recht sein. Denn ein solcher war W. mit Leib und Seele, durch Natur und Verhältniß geleitet ein liebenswürdiger Zögling der sensualistischen französischen Encyklopädisten zu werden, und hätte kaum ihrer Schule bedurft, um sich ihnen gleichzustellen. Darin steht er dem Besten seiner Verbündeten nicht nach, daß er den gesunden Menschenverstand auch in seinen Paradoxien nie beleidigt, immer deutlich bleibt, und wie er im Leben von aller Eitelkeit rein war, auch in seiner Schriftstellerei nie darauf ausging, um neu zu scheinen, seine innere Ueberzeugung zu verhehlen. Er gibt nicht weniger zu denken, wo ihm mislingt zu überreden, als wo es ihm gelingt. Nach dieser allgemeinen Bezeichnung des vorliegenden Werks und seines Verf. dürfen wir uns der besondern Prüfung und Sichtung des Einzelnen enthalten, die sehr umständlich ausfallen müßte, wenn sie nicht ungerecht werden wollte. Jedes Capitel, fast jede Seite bietet Stoff zu Lob und Tadel, noch mehr zu Zweifeln und Einwürfen, und muß am Ende doch dem Ermessen überlassen bleiben, welchem vorzugreifen wir nicht wünschen. Vorzüglich gelungen scheinen uns das neunte Capitel über Gregor I., das den guten Hirten in Dem nicht verkennt, dessen Vorurtheile es zur Sprache bringt; das 14. über Nikolaus I. und Isidor Peccator; das 15. über das vom Anfange des 10. bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts dauernde römische Damenregiment, welches Mitwelt und Nachwelt mit einem derbern Namen belegten, und die Päpstin Johanna, deren Unerweislichkeit zuerst von protestantischen Theologen behauptet ist; das 18. bis zum 22. über Hildebrand, wo wir unserm persönlich unbekannten Freunde besonders Dank wissen, daß er dem Mann von seltener Geistesstärke und folgerichtiger Beharrlichkeit in Glück und Unglück, die ihm neuerdings mehr Bewunderung und Beschönigung erworben, als gerechtere Zeitgenossen an ihn verschwendeten, das unverdiente Lob eines guten und wohlthätigen Menschen versagt. Der verständige und gewissenhafte Cardinal Damiani, der sich nicht ge-

*) Ein vierter Artikel folgt im September. D. Red.

gen ihn auflehnte, aber nie zu seinem Werkzeuge herabwürdigte, nannte ihn mit Recht einen heiligen Satanas. Wir können nicht umhin, ihn noch in einem viel schwärzern Lichte zu erblicken als W. und gradezu für einen Heuchler zu halten. Denn wir denken zu hoch von der Religion und vorzüglich von der christlichen, deren erstes und unverkennbarstes Gesetz die Liebe ist, um uns jemals zu überreden, daß Der, in dessen ganzer Mischung nicht ein Tropfen Wohlwollen vorhanden war, sich aufrichtig zu ihr bekannt habe. Er war kein Diener des Himmels, sondern der Hölle, die er auf Erden zu verwirklichen strebte, alle Künste dafür aufbot und neue erfand. Das 24. über die Kreuzzüge; das 25. über das Jus canonicum und das 26. über den männlichen Kampf der Hohenstaufen gegen das Papstthum, das diesen Band endigt, welcher mit dem Tode Cölestin's III. und Kaiser Heinrich's VI. schließt. Die lesenswürdige, wie schon erwähnt, erst später gedruckte Vorrede, die aber früher gelesen werden will und muß, stellt den Gesichtspunkt auf, von welchem der Verf. den Gegenstand angesehen, und spricht mit großer Bescheidenheit über Das, was ihm zu leisten möglich war. Erst wenn das Ganze vorliegt, wird sich mit Billigkeit beurtheilen lassen, inwiefern dem Verf. sein ehrenwerthes Bestreben gelungen ist. Nicht ganz so viel als er können wir von der Aufklärung erwarten, die dem Publicum zu Theil werden müßte, wenn die verborgenen Schätze des päpstlichen Archivs geöffnet würden. Einzelne Unterhandlungen möchten deutlicher hervortreten und strengeres oder milderes Urtheil begründen; aber die Ergebnisse des Ganzen liegen zu klar vor Augen, als daß die Entscheidung kundiger Richter innerhalb der katholischen Kirche und außerhalb dadurch wesentlich abgeändert werden müßte. Die Päpste waren selten bloße Maschinen, verfuhren aus persönlicher Machtvollkommenheit, dachten und handelten verschieden, und die, welche gegen ihr Gewissen thaten und verfügten, wie sie nicht sollten, haben diese Ueberzeugung gewiß nie zu Papier gebracht. Wollte man sich an den Buchstaben des Aufbewahrten halten, so würde vielmehr eine Reihe von Schutzschriften hervortreten als eine Bestätigung der wider sie erhobenen Beschwerden. Die Gabe der Weissagung, wenn sie jemals einem Sterblichen verliehen ward, ist wenigstens uns nicht zu Theil geworden. Die griechische Kirche hat jeder Abhängigkeit, jeder Verbindung mit dem päpstlichen Stuhle seit vielen Jahrhunderten entsagt, aber ihren besondern Patriarchen beibehalten und sich nicht übel dabei befunden; die protestantische hat seit dreien sich der Leitung des römischen Oberbischofs entzogen und statt eines Menschen eine Sammlung heiliger Bücher zu ihrer Richtschnur erwählt. Aber die Auslegung der Schriften, die von verschiedenen Männern zu verschiedenen Zeiten verfaßt und nicht selten schwer zu vereinigen sind, hat verschiedene kirchliche Parteiungen hervorgerufen, deren Zahl sich mehr zu vergrößern als zu verringern scheint. Diese Betrachtung, die Ersprießlichkeit eines gemeinschaftlichen sichtbaren Oberhaupts der Kirche, wenn die erwünschte Einheit der Glaubenslehren erhalten werden soll, hat einen großen Theil des europäischen Abendlands lange abgeschreckt, den römischen geistlichen Vorsteher vom Stuhle zu stoßen, und selbst Männer, die kein Eigennutz für ihn bestach, selbst Richelieu, Bossuet und Fenelon, Bedenken tragen lassen den leichtbewerkstelligten Abfall zu begünstigen. Jetzt scheint eine große Zahl Derer, die sich Katholiken nennen, den römischen Stuhl stürzen zu wollen. Er wankt! Wird er fallen? und wenn er fällt, was fällt Alles mit ihm?

Hanc litem Deus et melior natura dirimet!
Non nostrum est componere.

57.

Salvador, der Guerillaführer. Eine Erzählung von Don Telesforo de Trueba, Verfasser des Castillianers. Aus dem Englischen übersetzt von Gottfr. Friedenberg. Drei Bände. Berlin, Duncker und Humblot. 1834. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. dieser anspruchslosen Erzählung ist der Sohn spanischer Emigranten, der mit seinen Aeltern sehr jung nach Englandkam, wo er dieses Buch, gleichwie sein früheres: „Der Castillianer", in englischer Sprache erscheinen ließ. Gegenwärtig nach Spanien zurückgekehrt, bekleidet er dort in der Kammer der Procuradores die Stelle eines Secretairs.

In „Salvador, der Guerillaführer" schildert uns Herr von Trueba, wol nach den Erinnerungen seiner Jugend, die sich ihm eben ihrer Natur gemäß so lebendig erhielten, die mannichfachen Schicksale eines jener spanischen Patrioten, welche während der Napoleon'schen Usurpation für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes die Waffen ergriffen. Ein gewisses, allerdings nicht unbedeutendes Ungeschick, welches der Verf. in Entwickelung der Charaktere und Darstellung der Begebenheiten dieses Buches kundgibt, berechtigt uns nun zwar zu der Ueberzeugung, daß derselbe keinen entschiedenen Beruf zur Schriftstellerei dieser Art hat; der tüchtige und verständige Sinn aber, welcher ebenfalls darin waltet, ist uns eine Bürgschaft, daß er nicht fortfahren werde, nach Anderer Beispiele solche Bücher etwa aus bloßem Muthwillen oder aus Langweile zu schreiben.

Die vorliegende Erzählung verdient übrigens insofern alles Lob, als sie ein so getreues Sittengemälde ihrer Zeit und ihres Landes ist, wie kein Anderer als nur ein Eingeborener desselben es entwerfen konnte. Die Begebenheiten können alle, sowie sie Herr von Trueba erzählt, in der Wirklichkeit vorgegangen sein, und die Charaktere sind im Grunde eigenthümlichst spanische.

Der Theil der Erzählung, welcher sich um den Hidalgo Don Blas de Orduña und seine Familie dreht, ist vorzüglich gelungen, weil die Schicksale dieser Familie eben dadurch eine ganz besondere Bedeutung erlangen, daß sie das getreueste Bild der unseligen Verwirrung sind, die in den französischen Kriegsjahren gewiß unzähligen Familien Spaniens bereitet wurde. Durch eine gewandte Feder von dem Uebrigen losgetrennt und zusammengezogen, müßte diese Episode eine vortreffliche kleine Novelle werden.

Ein seltsames Mißverhältniß in dem Buche besteht darin, daß der Held desselben, den wir als einen ausgezeichneten Mann hinnehmen sollen, sich in seinem Thun und Lassen durchaus nicht als einen solchen ausweist. Aber auch abgesehen von diesem Mangel an Kunstfertigkeit, verdient der Verf. wegen seiner Erzählung nur Lob und Dank; es ist darin von den Faseleien, mit denen wir wol auch schon in deutschen historischen Novellen aus der Zeit des spanischen Freiheitskampfs beschenkt wurden, natürlicherweise keine Spur zu finden. Doppelt interessant wird das empfehlenswerthe Buch in Hinsicht auf den gegenwärtigen Bürgerkrieg in Spanien, einer nothwendigen Folge der durch die Josephinische Zeit bewirkten Wiedererweckung der alten, diesem edeln Volke angeborenen Kraft, und es steht zu hoffen, daß der endliche Ausgang des Kampfes um Tod oder Leben ihm nicht die Ruhe des Grabes, sondern einen durch die Vermittelung der Extreme gesegneten Frieden bringen werde.

51.

Literarische Notizen.

A. Beugnot hat seine von der Akademie der Inschriften 1832 gekrönte Preisschrift unter dem Titel: „Histoire de la destruction du paganisme en Occident", in zwei Bänden erscheinen lassen.

Angekündigt wird: „Cinq mois en Italie ou recherches sur les marines antiques et du moyen âge etc.", in zwei Bänden von A. Jal. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XIX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1835. Januar bis Mai.

1. Alexis (W.), Das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart. 2 Bde. 8. 4 Thlr.
2. Banim (J.), Peter aus der alten Burg. Aus dem Englischen übers. von W. A. Lindau. 2 Thle. 8. 2 Thlr. 12 Gr.
3. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. I. Bds. 4te u. 5te Liefrg. Geh. Gr. 4. 12 Gr.
4. Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrg. 1835. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.
5. Altdeutsche Blätter von *M. Haupt* und *H. Hoffmann*. 1stes Heft. Gr. 8. 16 Gr.
6. Bülow (Eduard von), Das Novellenbuch; oder hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. In vier Theilen. 2ter Thl. 8. 2 Thlr. 12 Gr.
7. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. 10te bis 12te Liefrg. Gr. 8. Jede Lieferung auf Druckpr. 16 Gr., auf Schreibpr. 1 Thlr., auf Velinpr. 1 Thlr. 12 Gr.
8. Dictionary, A completh, english-german-french. On an entirely new plan, for the use of the three nations. (Mit Stereotypen gedruckt.) Breit Octav. Velinpr. Cart. 2 Thlr.
9. Dictionnaire français-allemand-anglais. Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. (Mit Stereotypen gedruckt.) Breit Octav. Velinpr. Cart. 1 Thlr.
10. Faust. Eine Tragödie von B. v. B. Gr. 8. Geh. 18 Gr.
11. Gaudy (Franz Freiherr), Kaiser-Lieder. Mit der Todtenmaske Napoleon's. Gr. 12. Geh. 20 Gr.
12. Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathâ Sarit Sâgara des Soma Deva. Sanskrit und deutsch von *Hermann Brockhaus*. Gr. 8. Geh. 6 Gr.
13. Handwörterbuch, Vollständiges, der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. (Mit Stereotypen gedruckt.) Breit Octav. Velinpr. Cart. in Einem Bande. 3 Thlr. 12 Gr.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten. Die Lettern sind aus England und von besonderer Schönheit, und auf Druck und Correctur ist die allergrößte Sorgfalt gewendet worden.

14. Handwörterbuch, Vollständiges deutsch-französisch-englisches. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. (Mit Stereotypen gedruckt.) Breit Octav. Velinpr. Cart. 1 Thlr. 8 Gr.
15. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1835. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.
16. Kalenderstreit, Der, in Riga. Historische Erzählung aus der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Nebst einigen andern Erzählungen und Gedichten. Herausgegeben von W. von Oertel und A. Gliebow. 8. Geh. 2 Thlr.
17. König Eduard's Söhne. Trauerspiel in drei Aufzügen. Nach Cas. Delavigne für die deutsche Bühne bearbeitet von Dr. G. Ritter v. Frank. Gr. 8. Geh. 20 Gr.
18. Luise Strozzi. Eine florentinische Geschichte aus dem 16. Jahrh. Vom Verfasser der Nonne von Monza (Giov. Rosini). Nach dem Italienischen bearbeitet. 2 Theile. 8. 4 Thlr.
19. Olshausen (Hermann), Was ist von den neuesten kirchlichen Ereignissen in Schlesien und von der Anwendung militairischer Gewalt wider die strengen Lutheraner daselbst zu halten? Eine Abhandlung zur Berichtigung der Urtheile über diese Zeitereignisse. Gr. 8. Geh. 8 Gr.
20. Pfennig-Magazin, Das, der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Jahrg. 1835. 52 Nrn. (Nr. 92—143.) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Velinpapier. 2 Thlr.
21. Pfennig-Magazin, Das, für Kinder. Jahrg. 1835. 52 Nrn. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. Velinpapier. 1 Thlr.
22. Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia. Sanscrite et latine ed. *Hermannus Brockhaus*. Fasc. I, cont. textum sanscritum. Gr. 8. Velinpr. Geh. 1 Thlr.
23. Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrh. 5ter Bd. Gr. 8. Subscr.-Pr. auf Druckpr. 2 Thlr. 16 Gr., auf Velinpr. 5 Thlr. 8 Gr.
24. Raumer (Karl von), Palästina. Mit einem Plan von Jerusalem zur Zeit der Zerstörung durch Titus und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
25. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1835. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf*. IVter und Vter Band. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.
26. Reumont (Alfred), Andrea del Sarto. Mit einem Grundriß des Vorhofs der Servitenkirche in Florenz. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.
27. Sarsena oder der vollkommene Baumeister, enthaltend die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber u. s. w. Treu und wahr niedergeschrieben von einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer. Fünfte Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.
28. Scävola (Emerentius), Leonide. Ein Roman. 4 Thle. 8. 5 Thlr.
29. Schmid (Heinrich), Ueber Schleiermacher's Glaubenslehre mit Beziehung auf die Reden über die Religion. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
30. Vorschlag zu einem Strafgesetzbuch für das Königreich Norwegen u. s. w. Auf Veranstaltung der Gesetzcommission aus dem Norwegischen übersetzt von F. Thaulow. Gr. 8. Geh. 12 Gr.
31. Walch (Heinrich), Das Gelübde. Novelle. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

32. Wiesand (George Friedrich), Von Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, Ruhe und gesetzlichen Ordnung zur Verhütung von Tumult und Aufruhr u. s. w. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

33. Wiese (S.), Drei Trauerspiele. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

34. Wigand (Paul), Die Provinzialrechte des Fürstenthums Minden, der Grafschaften Ravensberg und Rietberg, der Herrschaft Rheda und des Amtes Reckenberg in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung; aus den Quellen dargestellt. 2 Bde. Gr. 8. 8 Thlr. 12 Gr.

35. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Vten Bds. 6tes Heft. (Nr. 38.) Gr. 8. Geh. 12 Gr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und soeben versandt worden:

Correspondenzblatt

des

königl. würtemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band VII. Jahrgang 1835.

Erster Band. Erstes Heft.

Mit einer Steindrucktafel.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. Ueber Wärmeverlust bei Stubenöfen und ähnlichen Feuereinrichtungen, von Hüttenverwalter Kirn. — II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. Auszüge aus den Protocollen der Centralstelle. a) Ein Feind der Repssaaten. b) Actienverein für Bienenzucht in den Oberämtern Freudenstadt und Nagold. c) Empfehlung. d) Patentertheilung. e) Beitrag zu den Sammlungen. — III. Beiträge zur Vaterlandskunde. Systematische Aufzählung der Vögel Würtembergs, mit Angabe ihrer Aufenthaltsörter und ihrer Strichzeit, von C. L. Landbeck. — IV. Auszüge und Notizen. Vorsichtsmaßregeln, welche bei Reinigung von Brunnen, Cisternen, Senkgruben ꝛc. gegen die Erstickung der Arbeiter durch schädliche Gase anzuwenden sind. Literatur. Preisverzeichniß der aus den Verkaufsmagazinen des königl. würt. land- und forstwissenschaftlichen Instituts Hohenheim abzugebenden landwirthschaftlichen Werkzeuge, Modelle und Sämereien für das Jahr 1835. — Meteorologische Tabellen aus Stuttgart. Tab. I. und II. Januar und Februar.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Kunstanzeige.

Soeben erschien in Köln am Rhein bei dem Verfasser und in Berlin bei Trautwein, Breite Straße Nr. 8:

Das Abendmahl des Herrn,

mit dem Texte von Matthäi XXVI, 20—29.

Neueste große symbolisch-kalligraphische Composition

von

Johann Heinrigs.

Dieser schöne Kupferstich von 2½ Fuß Breite und 1½ Fuß Höhe, schließt sich den übrigen großen Kunstblättern dieses Meisters auf höchst würdige Weise an. Die Vignette ist dem bekannten Stiche von Raphael Morghen nach da Vinci im verjüngten Maßstabe (1½ Fuß breit und ½ F. hoch) nachgebildet und von Friedrich Heinrigs, einem Sohne des Kalligraphen, höchst gelungen in Linienmanier gestochen.

Dies Blatt ist bei den Verlegern und durch alle Buch- und Kunsthandlungen noch für den Subscriptionspreis von 6 Thaler zu bekommen.

Bei H. Kronecker in Liegnitz ist erschienen:

Eclogae poetarum latinorum ad initiandam poesi Romana iuventutem studiosam collectae et secundum optimam cuisque poetae recensionem passim reflctam editae a ***Gustavo Pinzgero***, Ph. Dr. AA. LL. M. Gymnasii Lignicensis Rectore. Pars prior in usum quartae et tertiae gymnasiorum classis.

Da ein königliches hohes Ministerium des geistlichen Unterrichts und Medicinalangelegenheiten durch eine Verfügung vom 26sten Mai d. J. den Gebrauch dieses Schulbuchs auf Lehranstalten, wo man sich desselben bedienen will, genehmigt hat, so erlaubt sich der Verleger auf diese Chrestomathie aufmerksam zu machen, welche von ähnlichen Büchern dieser Art sich vorzüglich dadurch auszeichnet, daß die aufgenommenen Excerpte nach den Versgattungen geordnet sind, und daß naturgemäß mit den jambischen Versen, nicht mit den Hexametern begonnen wird.

Ein Anhang enthält über das Metrische eine kurzgefaßte Belehrung, welche den Bedürfnissen des Anfängers vollkommen entspricht. In jeder Versgattung ist der Fortschritt vom Leichtern zum Schwerern genau beobachtet, indem mit einfachen Sätzen, von dem Umfange eines einzigen Verses oder Distichons begonnen und in consequenter Reihenfolge ohne Sprung zu schwierigern Stücken fortgeschritten wird. Ueber die Lebensumstände der Dichter, aus denen die Sammlung Auszüge enthält, sowie über ihre Werke ist in deutsch geschriebenen Einleitungen Auskunft gegeben. Einen besondern Vorzug erhält das Buch dadurch, daß es fortlaufende Auszüge aus Ovids Metamorphosen enthält; denn wenn einerseits die triftigsten Gründe dieses Werk auf Schulen ganz zu lesen verbieten, so bleibt's doch anderseits auf der mittlern Gymnasialstufe das beste Bildungsmittel zur Empfänglichkeit für Poesie.

Um nun einerseits nichts Ungehöriges der Jugend vorzulegen, anderseits aber auch nicht zusammenhangslose Fragmente zu geben, ist der Ausweg gewählt worden, daß den Auszügen aus jedem Buche noch eine genaue und vollständige Uebersicht des Inhalts, welche von dem Lehrer zugleich als Leitfaden zur Mittheilung der erforderlichen mythologischen Kenntnisse benutzt werden kann, vorangestellt ist. Man findet also in diesem Buche eine vollständige Chrestomathia Ovidiana. Daß der Text mit größter Sorgfalt nach den besten Hülfsmitteln berichtigt ist, erwähnt der Titel schon.

Die bereits erfolgte Einführung dieses Buches auf mehren Gymnasien läßt mich hoffen, bei fernerer günstiger Aufnahme desselben, bald eine 2te Auflage und dann auch einen 2ten Theil nachfolgen lassen zu können, welcher Auszüge aus allen römischen Dichtern in chronologischer Folge mit Ausnahme der im ersten genugsam benutzten, und der in obern Classen als stehende Lectüre dienenden Horaz und Virgil, zur Begründung einer anschaulichen Uebersicht der ganzen römischen poetischen Literatur enthalten soll.

Liegnitz, den 10ten Juni 1835.

H. Kronecker.

Bücherauction in Bremen.

Montag, den 24sten August und folg. Tage d. J. werden die Bücher aus dem Nachlasse des Herrn Pastor Hasenkamp und des Herrn Pastor Bekenn, hauptsächlich theologischen und philosophischen Inhalts, und mehre Anhänge aus der theologischen, philosophischen, philologischen, juristischen, historischen, ökonomischen, bauwissenschaftlichen, belletristischen und naturhistorischen Literatur, worunter einige geschätzte Werke über Conchiliologie, öffentlich den Meistbietenden verkauft werden. Auch kommt in dieser Versteigerung zum öffentlichen Verkauf:

ein vorzüglich schönes, großes Frauenhofer'sches Fernrohr, ein ganz neues, gut gearbeitetes Sonnenmikroskop von Cary und ein neuer Sextant zum Reguliren der Uhren.

Das inhaltreiche Verzeichniß dieser Sammlungen ist zu erhalten: in Berlin bei Herrn Asher und bei Herrn List; in

Braunschweig bei Herrn G. M. Meyer, jun.; in Breslau bei Herrn Max und Comp.; in Cassel bei Herrn Krieger; in Frankfurt a. M. in der Hermann'schen Buchhandlung; in Gotha in der Expedition des Allgemeinen Anzeigers; in Göttingen bei Herren Vandenhoeck und Ruprecht; in Halle bei Herrn Lippert; in Hamburg bei Herrn Schwormstädt; in Hanover bei Herrn Cruse und bei Herrn Gellius; in Leipzig bei Herrn Liebeskind; in Münster bei Herrn Regensberg; in Nürnberg bei Herrn Börner; in Osnabrück bei Herrn Rackhorst; in Stuttgart bei Herrn Steinkopf und bei

Ludw. Wilh. Heyse,
Auctionator in Bremen.

Artistische Anzeige.

In der Liter.-artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München sind folgende Lithographien erschienen und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Die Anbetung der drei Könige, nach van Eyck 7 Fl.
Die Verkündigung, nach van Eyck . . . . . als Flügelbilder zu ersterm Blatt 4 Fl.
Die Darstellung im Tempel, nach van Eyck . . . als Flügelbilder zu ersterm Blatt 4 Fl.
Die sterbende Maria, nach Schoorel . . . . . 7 Fl.
Der heil. Georg und der heil. Nicasius, nach Schoorel . als Flügelbilder zur sterbenden Maria 3 Fl.
Die heil. Christina und die heil. Gudula, nach Schoorel als Flügelbilder zur sterbenden Maria 3 Fl.
Die Kreuzigung, nach Schoorel 4 Fl.
Lucas, der die Maria malt, nach van Eyck 6 Fl.
Der heil. Christoph, nach Hemling 6 Fl.
Ein Christuskopf, nach Hemling 5 Fl.
Die Israeliten, die das Manna sammeln, nach Hemling 5 Fl.
Der auferstandene Christus, nach Hemling 4 Fl.
Johannes der Täufer, nach Hemling 3 Fl.
Die Kreuzigung, nach Mabuse 6 Fl.
Die Vermählung der Maria, nach Meckenem 5 Fl.
Die Himmelfahrt der Maria, nach Meckenem 5 Fl.
Der Eintritt der Maria in den Tempel, nach Meckenem 5 Fl.
Die Beschneidung Christi, nach Quintin Messis 5 Fl.
Die Anbetung der drei Könige, nach Hemling 7 Fl.
Dasselbe, in 3 Blatt Conturen, gestochen von Schäfer 6 Fl.

Sämmtliche Blätter, zu welchen sich die Originalien in der königl. bairischen Gallerie zu Schleissheim befinden, sind von N. Strixner meisterhaft lithographirt, und eignen sich ganz besonders zu einer geschmackvollen Zimmerdecoration.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Dramatische Werke
von
J. Chr. Baron von Zedlitz.
Dritter Theil,
enthaltend:
Turturell. — Herr und Sklave. — Die zwei Nächte zu Valladolid.

Velinpapier. In Umschlag broschirt. Preis 3 Fl.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Der Eremit,
Blätter für öffentliches Leben und Wirken,

ist vom 2ten Semester jedes Jahres an auch halbjährig (zu dem Preis von 3 Thlr.) zu haben und kann nach 10jährigem Bestehen allen Lesecirkeln gewiß mit Recht empfohlen werden.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen darauf an.

Altenburg, Juni 1835.

Expedition des Eremiten.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schmeller, J. A.,

bairisches Wörterbuch.

Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowol, als in der ältern und ältesten Provinzialliteratur des Königreichs Baiern, besonders seiner ältern Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein-deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet. 1ster Theil, enthaltend die Buchstaben A, E, I, O, U, B, P, D, T, F, V. Gr. 8. Preis 5 Fl. 2ter Band, enthaltend die Buchstaben G, H, J (Conf.), K, L, M, N. Gr. 8. Preis 6 Fl.

Dieses Wörterbuch ist, nach seiner auf dem Titel ausgesprochenen Aufgabe, nicht blos ein Idiotikon über die in den lebenden Dialekten vorkommenden Ausdrücke, und nicht blos ein Glossarium über die in ältern Schriften und Urkunden gefundenen, sondern beides zugleich. Was ist, findet in Dem, was war, und dieses in jenem seine natürliche Erklärung.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Reise- und Badeschriften,

welche in der Verlagshandlung von **K. W. Leske** zu **Darmstadt** erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben sind:

Zimmermann, Dr. Chr., Das Harzgebirge, in besonderer Beziehung auf Natur- und Gewerbkunde geschildert ꝛc. 2 Bände. Mit 14 Kupfern und 1 Karte. Gr. 8. Brosch. 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Daraus besonders:

— —, Anleitung zur Bereisung des Harzes. Mit 14 Kupfern und 1 Karte. Cartonnirt. 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. 12 Kr.

Karte des Harzgebirges. Colorirt. à 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Dieselbe, in schwarzen Abdrücken 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Dieselbe, colorirt und auf Sarsinet gezogen in Etuis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Brockenpanorama oder die Aussicht von der Spitze des Brockens. Vier Blätter mit einer Scala; gezeichnet und mit erläuterndem Texte versehen von W. Saxesen. In einzel. Blättern in Etuis. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Dasselbe, zusammengesetzt in cartonnirtem Band. 1 Thlr. 8 Gr., 2 Fl. 24 Kr.

Grimm, A. L., Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße, am Neckar und im Odenwalde. Mit 35 Landschaften. 2te Ausgabe. 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl.

Dasselbe in der französischen Uebersetzung zu gleichem Preise.

Daraus besonders:

Die Bergstraße. Mit 15 Kupfern. 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Dasselbe in der französischen Uebersetzung.

Der Neckar, von seinem Ausflusse bis Wimpfen beschrieben. Mit 12 Kupfern. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.
Dasselbe in der französischen Uebersetzung.
Der Odenwald. Mit 7 Kupfern. 14 Gr., oder 1 Fl.
Dasselbe in der französischen Uebersetzung.
Fenner von Fennenberg, Dr. H., Schwalbach und seine Heilquellen, ein Handbuch für Kurgäste. 3te Aufl. 14 Gr., oder 1 Fl.
Dasselbe in einer französischen Bearbeitung. 14 Gr. od. 1 Fl.
Dessen Schlangenbad und seine Heiltugenden. 10 Gr., od. 40 Kr.
Dessen Selters und seine Heilkräfte. 14 Gr., oder 1 Fl.

Im Verlag der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Grüneisen, C., Die altgriechische Bronze des Tur'schen Cabinets in Tübingen. Mit einer lithographirten Zeichnung von Karl Müller. 8. Brosch. 48 Kr.

Diese Schrift handelt von einem Kunstwerke, welches wegen der eigenthümlichen Vereinigung alterthümlicher Reste und vollendeter Kunstformen von außerordentlicher Seltenheit, und durch Stellung und Bewegung von großem Interesse für Jeden ist, welcher die Schwierigkeit, alte Bildwerke zu erklären, kennt. Der Verfasser hat diese Ausgabe bei dem vorliegenden Gegenstande kunsthistorischer sowohl als mythologischer Seite zur Befriedigung der einsichtsvollsten Forscher alter Kunst und Geschichte gelöst.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Bei T. Trautwein in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Numismata medii aevi inedita commentariis ac tabulis illustravit *Theophilus Friedländer*. Part. prima. 4. Brosch. Pr. 16 Gr.

In der literarisch-artistischen Anstalt in München ist erschienen:

vom 1sten und 2ten Heft

Die zweite Auflage

von

Pocci's und Görres'

Festkalender

in Bildern und Liedern,

geistlich und weltlich.

Ferner ist herausgekommen von demselben Werke

das 5te Heft

nebst einem lithographirten Umschlag für die ersten 5 Hefte,

darstellend die Zeiten,

mit einem Gedicht begleitet.

Preis 6 Kr.

Das fünfte Heft enthält:

1) Weihnachtslied. 2) St.-Elisabeth. 3) St.-Katharina. 4) Die Rosen der heil. Dorothea. 5) Karl der Große. 6) Robert Beure.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Schorn, Ludwig, Umriß einer Theorie der bildenden Künste. 8. Brosch. Preis 24 Kr.

Der berühmte Herausgeber des Kunstblatts gibt in diesem Umrisse, der sich an die bekannte treffliche Einleitung seines Werkes über die Studien der griechischen Künstler anschließt, einen Leitfaden zur Orientirung im theoretischen Kunstgebiete für solche, welche sich selbst und Andere hierüber belehren wollen. Zur Grundlegung im öffentlichen Unterrichte in Akademien und Kunstschulen dürfte sich diese Schrift besonders eignen, und dem Schüler wie dem Lehrer willkommen sein durch ihre klare und bestimmte, einfache und faßliche, durchaus nicht ins Abstracte und Metaphysische sich verlierende, sondern von dem Kunstgefühl ausgehende und an die Schöpfungen der Kunstwelt anknüpfende Darstellung.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Fünf Bücher

deutscher

Lieder und Gedichte.

Von

A. von Haller bis auf die neueste Zeit.

Eine

Mustersammlung

mit Rücksicht auf den Gebrauch in Schulen.

Herausgegeben

von

Gustav Schwab.

Preis gebunden 1 Thlr. 12 Gr.

Das Publicum erhält hier auf 738 eng gedruckten Seiten über fünfhundert Gedichte von etwa hundertfunfzig neuern deutschen Dichtern, ausgewählt von einem Dichter.

Leipzig, Juni 1835.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei Unterzeichnetem ist soeben erschienen:

Die richterliche und vollziehende Gewalt

des

deutschen Bundes

mit besonderer Rücksicht auf das durch den Bundesbeschluß vom 30sten October 1834 eingeführte Bundes-Schiedsgericht.

Von

Adolf Arnold.

8. Brosch. 36 Kr. — 8 Gr.

Stuttgart, im Juni 1835.

F. H. Köhler.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1834. Zwölftes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1835. Monat Juni, oder Nr. 152—181, 1 Beilage: Nr. 6, und 2 literarische Anzeiger: Nr. XVII und XVIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1835. Fünften Bandes drittes Heft. (Nr. XII.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In der Unterzeichneten haben soeben die Presse verlassen die erste und zweite Lieferung der

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Mit Karten.

Als Erweiterung des Planes

des

Auslandes.

Herausgegeben von

Dr. E. Widenmann, Redacteur des Auslandes,

und

Dr. H. Hauff, Redacteur des Morgenblattes.

Von dieser Sammlung sind jetzt zwei Lieferungen ausgegeben, enthaltend: Irland in seinem gegenwärtigen Zustande, und: Algier wie es ist. Das erste, von einem vieljährigen, im Lande selbst wohnenden Beobachter abgefaßt, schildert die innern Zerwürfnisse dieses unglücklichen Landes, dessen Zustand seit mehren Jahren einen so mächtigen Einfluß auf die Verhältnisse Englands ausübt, mit einer historischen Wahrheit, der keine politische Ansicht einen Eintrag thun kann. Diese historische Wahrheit ist es, welche allein eine klare Darstellung eines solchen Zustands möglich macht, und der der Verfasser, dessen politische Ansichten vielleicht mannichfach anstoßen, unerschütterlich treu geblieben ist.

Was die zweite Lieferung: Algier wie es ist, betrifft, so mag die beste Empfehlung desselben darin bestehen, daß es die schmucklose Erzählung eines Augenzeugen ist. Die Verlagshandlung hat es angemessen erachtet, diesem Hefte eine Karte des Mittelmeers und der umliegenden Länder beizufügen, welche jetzt, wo das Mittelmeer jeden Augenblick der Schauplatz mannichfacher Begebenheiten werden kann, gewiß von hohem Werthe ist, um so mehr, als das gesammte Mittelmeer, seitdem Aegypten, Syrien und Kleinasien, um der Nordküste von Afrika nicht zu gedenken, in den Kreis der europäischen Politik hineingezogen worden, eine weit größere Wichtigkeit als früher erhalten hat.

Ueber die künftig erscheinenden, zum Theil schon im Druck befindlichen Hefte mag vorläufig nachstehende Anzeige genügen. Nr. 3 enthält: Burnes' Reise in Indien und Westasien, jedoch fürerst nur die Reisen selbst, die specielle Schilderung der von ihm bereisten Länder folgt erst etwas später, da die große und schöne Karte, welche demselben beigegeben werden soll, noch nicht vollendet werden konnte. Die Leser erhalten hier Burnes' sämmtliche Reisen, denn außer der Fahrt den Indus hinauf, und der Reise von Ludianah durch das Penjschob über den Hindukusch nach Bokhara, welche das Heft Nr. 3 enthalten soll, werden einem spätern Hefte auch seine Reisen in Nordindien und Kutsch beigegeben werden, da gewiß Alles, was dieser erfahrene und unbefangene Mann schrieb, allgemeiner bekannt zu werden verdient.

Das vierte Heft der Sammlung soll Washinton Irving's interessante Schilderung seines Ausflugs in die Prairien enthalten. Eigentlich Neues, wenigstens in geographischer Hinsicht, erfährt man freilich wenig daraus, aber die lebhafte Darstellung des Lebens in jenen einsamen Sevennen bietet ein Interesse dar, das für Manchem von größerm Werth ist, als die Beschreibung jener fast fabelhaft gewordenen Städte im fernen Asien.

Inhalt der ersten Lieferung:

Irlands gegenwärtiger Zustand.

Factionen und Parteien.

Factionen. Ursprung und Wesen derselben. — Fortdauer des Faustrechts in Irland. — Factionskämpfe. — Gefecht bei Ballyheagh. — Unzulänglichkeit der bestehenden Gesetze. — Beschränkte Gewalt der Obrigkeiten. — Benehmen des Gouvernements. — Wirksamkeit der katholischen Geistlichkeit.

Parteien. Ursprung derselben. — Heinrich II. — Englische Siedler. — Wirkung der Reformation. — Protestantische Colonisationen. — Charakter der Colonisten. — Confiscationen. — Bedrückung und Verfolgung der Katholiken. — Protestantische Vertheidigung derselben. — Widerlegung dieser Vertheidigung. — Päpstliche Lehensherrschaft. — Verderbliche Folgen der Maßregeln Jakob I., Cromwell's und Wilhelm III. — Unruhen der weißen Gesellen. — Ursachen und Folgen der Aufhebung der Blut-

gesetze. — Tagesanbruchgesellen und das Gefecht beim Diamond. — Bildung der ersten Orangelogen und des Oestenerbundes. — Einfluß der französischen Revolution. — Verschwörung der vereinigten Irländer. — Rebellion von 1798. — Union mit Großbritannien. — Emett's Insurrection. — Agitation der Emancipation. — Katholische Association. — Benehmen der Torypartei. — Emancipation. — Folgen derselben. — Demokratischer Geist der katholischen Wortführer. — Die Parlementsreform und ihre Folgen. — Fortschritte der Bewegung. — O'Connell. — Sein Charakter. — Sein früheres Benehmen. — Der Tribut. — Sein Einfluß. — Sein Ultraliberalismus. — Seine Stellung im Parlament. — Ursachen seiner fortdauernden Popularität. — Restauration der weltlichen Güter der katholischen Kirche. — O'Connell's Schritte dazu. — Angriffe auf die Hochkirche. — Gefährliche und antikatholische Principe O'Connell's. — Trennung der Union und O'Connell's Agitation derselben. — Vortheile und Nothwendigkeit der Union für Irland in Bezug auf Ackerbau, Handel und Industrie. — Absenteïsmus durch Trennung der Union nicht aufzuheben. — O'Connell, Gegner allgemein wohlthätiger Maßregeln. — Aufzählung einiger derselben. — Gefährlichkeit seiner Taktik. — Die protestantische Partei. — Stellung und Maßregeln derselben. — Fanatismus und verderblicher Einfluß der Orangisten. — Vertreibung katholischer Insassen. — Eifersucht der Orangisten. — Die Dissenters. — Ihre Politik.

Kirchlicher Zustand.

Die katholische Kirche. Stellung derselben unter den Vorgängern Wilhelm III. — Verfolgung der katholischen Geistlichen seit 1689. — Mangelhafte Ausbildung der Priester. — Priesterseminar im Auslande. — Aufhebung der peinlichen Gesetze. — Errichtung von Kapellen. — Einkünfte des katholischen Klerus — der Klöster — der Prälaten. — Emancipationsacte. — Kirchenbau. — Sammlung der Fonds dazu. — Jetzige Erziehung und Bestandtheile des kathol. Klerus. — Uebelstände. — Einmischung der Geistlichen in politische Angelegenheiten. — Schritte und Beschlüsse der Prälaten dagegen. — Freiheit der katholischen Kirche in Irland. — Einfluß der Priester auf ihre Gemeinden. — Folgen der Umtriebe.

Inhalt der zweiten Lieferung:

Algier wie es ist.

Die Stadt. — Die Bevölkerung. — Handel und Industrie. — Der Landbau. — Die Armee. — Das Gouvernement.

Zugabe.

Karte von Algier und dem Mittelmeer mit einer Ansicht und dem Plan der Stadt Algier und einer topographischen Skizze von Algiers Golf und Umgebungen. Diese Karte ist in geographischer und statistischer Beziehung die vollständigste, welche bisjetzt über Afrikas Nordküste und das Mittelmeer erschienen, und gibt zugleich die genaueste Uebersicht der Lage Algiers und dessen Umgebungen.

Preis der ersten Lieferung 1 Fl.
— — zweiten — 1 Fl. 30 Kr.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Soeben ist in meinem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Raumer (Friedrich von),
Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts.

Fünfter Bnd. Gr. 8. Subscr.-Preis für die Ausgabe auf weißem Druckp. 2 Thlr. 16 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 5 Thlr. 8 Gr.

Die ersten vier Bände kosten auf Druckp. 12 Thlr., auf Velinp. 24 Thlr.

Leipzig, im Juli 1835.

F. A. Brockhaus.

Ankündigung.

Bei Duncker und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

J. F. Castelli's
Gedichte.
Einzige, vollständige Sammlung, in sechs Bänden.

Mit dem Bildnisse des Dichters.

Gr. 12. Geheftet. Subscriptions-Preis 4 Thlr. 12 Gr.

Castelli ist als Dichter in ganz Deutschland vortheilhaft bekannt. Seine Poesien empfehlen sich vorzüglich durch Humor und Gemüthlichkeit im Inhalte, und durch ungezwungene Naivetät im Ausdrucke; sie sind bei öffentlichen Vorträgen stets mit Beifall aufgenommen und auch vorzugsweise dazu gewählt worden. Fünf Bändchen seiner Gedichte waren bereits früher in Oestreich gedruckt und schnell vergriffen. Die gegenwärtige Auflage umfaßt Alles, was er Poetisches geschrieben, vollständig.

Die Verlagshandlung ist überzeugt, den Freunden harmlosen Scherzes mit diesem von ihr freundlich ausgestatteten Werke eine angenehme, oft erheiternde, manchmal aber auch das Herz wohlthätig berührende Lecture zu verschaffen, und besonders den Declamatoren ein reiches Feld zum Vortrage zu eröffnen.

Um die Anschaffung zu erleichtern, soll bis Ende d. J. ein wohlfeiler Subscriptionspreis von 4 Thlr. 12 Gr. für alle 6 Bände stattfinden.

Für die Besitzer der fünf ersten Bändchen der „Poetischen Kleinigkeiten" ist das sechste Bändchen mit diesem Titel einzeln à 1 Thlr. zu haben.

Erschienen und versandt ist:

Annalen der Physik und Chemie. Herausgegeben zu Berlin von *J. C. Poggendorff*. Band XXXV. Stück 1. 1835. Nr. 5. Mit 2 Kupfert. Gr. 8. Geh.

Preis des Jahrgangs von 3 Bänden oder 12 Heften 9 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: I. Achte Reihe von Experimentaluntersuchungen über Elektricität; von *M. Faraday*. — II. Auffindung eines Körpers, welcher in Berührung mit andern Elektromotoren eine weit stärkere negative Elektricität erregt als jeder bisher untersuchte; von *P. S. Munck af Rosenschöld*. — III. Beobachtungen über die täglichen Variationen der Abweichung in Archangelsk; angestellt vom Flottencapitain *Reinicke* und mitgetheilt von *A. T. Kupffer*. — IV. Bemerkungen gegen den in diesen Annalen enthaltenen wider mich gerichteten Aufsatz des Herrn Munck über Thermoelectricität des Glases; von *E. Lenz*. — V. Ueber die optischen Eigenschaften der hemiprismatischen oder zwei- und

eingliedrigen Krystalle. Aus einem Schreiben von *E. Neumann* an den Herausgeber. — VI. Ueber die isochromatischen Curven der einaxigen Krystalle; von *J. Müller*. — VII. Ueber den freien Durchgang der stralenden Wärme durch verschiedene starre und flüssige Körper; von *Melloni*. — VIII. Betrachtungen über die Bodentemperatur zu Brüssel; von *Quetelet*. — IX. Ueber den Einfluss des Mondes auf den Barometerstand und die Regenmenge nach 27-jährigen, zu Strasburg angestellten, Beobachtungen; von *C. Eisenlohr*. — X. Ueber das Oel aus dem Braunkohlentheer; von *J. E. Simon*. — XI. Einige Bemerkungen über die Temperatur der Kohlensäure, welche auf verschiedene Weise entwickelt wird; von *G. Bischoff*. — XII. Ueber die Temperatur des pommerischen Vorgebirgs. Rixhofer. Aus einem Schreiben an A. v. Humboldt; von *Streklke*. — XIII. Nachtrag zu Boussingault's Notiz über die Ersteigung des Chimborasso. Aus einem Briefe an A. v. Humboldt; von *B. Boussingault*. — XIV. Ueber die Zusammensetzung des Wassers vom Elton-See im asiatischen Russland, verglichen mit der des Meerwassers und der des Wassers vom caspischen Meer, von *H. Rose*. — XV. Ueber die chemische Zusammensetzung des Thonschiefers; von *H. Frick*. — XVI. Ueber die Dampfbildung. Aus einem Briefe an den Herausgeber; von *J. J. Prechtl*. — XVII. Nachträgliche Beobachtungen in Betreff der optischen Eigenschaften hemiprismatischer Krystalle. Aus einem Schreiben an den Herausgeber von *E. Neumann*. — XVIII. Ueber ein neues Magnetisirungsverfahren; von *Aimé*. — XIX. Ueber den bleibenden Magnetismus des weichen Eisens.

Leipzig, den 25sten Juni 1835.

Joh. Ambr. Barth.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Dingler's polytechnisches Journal.

Erstes Aprilheft.

Inhalt: Bonnycastle, über eine neue Methode Fahrzeuge auf Kanälen fortzuschaffen. — White's Verbesserungen an den Maschinen zum Heben von Wasser, welche Maschinen übrigens auch zu andern Zwecken anwendbar sind, und mit Dampf oder einer andern Triebkraft betrieben werden. Mit Abbildungen. — Whitworth's Verbesserungen an den Maschinen oder Apparaten zum Schneiden von Schrauben. Mit Abbild. — Mushet über die Möglichkeit Eisen mit Kupfer zu legiren. — Houldon's verbesserte Methode das Rauchen der Rauchfänge zu verhindern. Mit Abbild. — Ueber den Physionotype des Hrn. Sauvage, oder über die von ihm erfundene Methode Gesichtszüge auf mechanische Weise vollkommen und genau wiederzugeben. — Ramsey's Verbesserungen an den Apparaten zum Umblättern von Noten- und andern Büchern. Mit Abbild. — Noble's Verbesserungen im Spinnen der Wolle. Mit Abbild. — Ueber die Stärke von verschiedenem Strick- oder Tauwerk. — Dr. Faust's Eis- und Schneebehälter sowol in als über der Erde in Gebäuden. Mit Abbild. — Cassell's Verfahren zur Erzeugung eines Cementes, oder zur Verbindung mehrer Substanzen, die sich zu verschiedenen Zwecken, zu denen man Cemente, Steine, Ziegel oder andere derlei Dinge verwendet, benutzen lassen. — Ueber das Vorkommen der Titansäure in den hessischen Schmelztiegeln. — Ueber die Anwendung des bituminösen Mergelschiefers und seiner Producte. — Ansichten verschiedener französischer Fabrikanten über den gegenwärtigen Zustand ihres Industriezweiges in Frankreich, und über die Folgen der Aufhebung des Prohibitivsystems für ihre Fabriken. (Fortsetzung.) — Miscellen. Englische Patente. Programm der von der Société d'encouragement pour l'industrie nationale für die Jahre 1835, 1836 und 1837 ausgeschriebenen Preise. — Königliche Medaillen, welche die Royal society in London verleihen wird. — Dr. Church's Dampfwagen. — Eine amerikanische Dampfwagenleistung. — Einstellung der Dampfwagenfahrten in Schottland. — Explosion einer Dampfmaschine. — Ueber die nordamerikanischen Dampfboote. — Gesetz für die Dampfbootbesitzer in Louisiana. — Die Eisenbahn zwischen Dublin und Kingstown. — Ueber die Eisenbahn der östlichen Grafschaften in England. — Ueber die Kosten der vorzüglichsten englischen Eisenbahnen. — Abermals ein Lebenszeichen der undulirenden Eisenbahn des Hrn. Badnall. — Eisenbahnen in Verbindung mit Telegraphen. — Howard's Quecksilber- oder Wasserdunstmaschine. — Ueber den Seismometer oder Erdbebenmesser des Hrn. Coulier. — Ueber Dr. Traill's Windmesser oder Anemometer. — Merkwürdige Selbstentzündung. — Ueber ein neues Gesetz der Verbrennung. — Bemerkungen über den Parlamentsbrand in London. — Ein Beispiel für die amerikanische Maschinensucht. — Literatur. (Recensionen.)

Zweites Aprilheft.

Inhalt: Fraser's Verbesserungen an den Dampfkesseln und in der Einrichtung der mit denselben in Verbindung gebrachten und an den Straßendampfwagen anwendbaren Maschinerien. Mit Abbildungen. — Dance's Verbesserungen an den Dampfkesseln für Dampfwagen. Mit Abbild. — Badbeley's schwimmende Feuerlöschmaschine. Mit Abbild. — Robert's Vorrichtung, womit man Gegenstände, welche in rascher Umdrehung begriffen sind, vollkommen deutlich sehen kann. Mit Abbild. — Shee's Verbesserungen an den Destillirapparaten. Mit Abbild. — Risler, über das Trocknen der gebeizten (grundirten) Baumwollenzeuche. Mit Abbild. — Beschreibung des Hotflue in der Kattunfabrik des Hrn. Thomson in Primose bei Manchester. Mit Abbild. — Bericht, welchen Hr. Eduard Schwarz im Namen des Comités für Mechanik über vorstehende Abhandlung erstattete. — Rutter, über die Kosten der Gasbeleuchtung im Vergleiche mit jener mit Kerzen. — Verbesserungen in der Fabrikation und Reinigung von Soda. — Wohlfeile Verfahrungsarten zur Bereitung reiner Mangansalze für technische Zwecke. — Ansichten verschiedener Fabrikanten über den gegenwärtigen Zustand ihres Industriezweiges in Frankreich, und über die Folgen der Aufhebung des Prohibitivsystems für ihre Fabriken. (Fortsetzung.) — Miscellen. Englische Patente. — Alderse y's Umschließung der Ruderräder der Dampfboote. — Selbstversenkung der Dampfboote. — Ein Miniaturdampfschiff. — Bemerkungen über Capitain Forman's Plan, Boote ohne Ruderräder zu treiben. — Verkehr auf dem Erie-Kanal in Nordamerika. — Ueber einen großen Eisenbahnviaduct. — Eine neue bewegliche Eisenbahn. — Nacht-Telegraphen mit Sauerstoff-Wasserstoffgas beleuchtet. — Stationaire Feuerlöschanstalten. — Ueber Davy's Sicherheitslampe. Sykes' und Conradt's Wollenspinnmaschine. — Amerikanische Maschine zum Zurichten und Reinigen der Bettfedern. — Ueber die Schornsteinfegerei in England. — Noch etwas über Kyan's Methode Holz gegen den Trockenmoder zu schützen. — Ein Beispiel der Anwendung des Steinmörtels zur Ausbesserung von Bauten. — Ueber die Fabrikation von Papier aus Stroh. — Ueber Papiere und Zeuge aus den Fasern der Ananasblätter. — Ueber den Byssus der Alten und über die Unterscheidung leinener Zeuche von baumwollenen. — Abermal eine Methode schnell zu gerben. — Ueber die Vereinigung oder Cementation von Horn-, Schildpatt- und andern derlei Spänen. — Ueber die Uebertragung von Kupferstichen auf Fayence. — Revere's Methode Eisen gegen die Oxydation im Wasser zu schützen, ist etwas Altes. — Notiz für Eisengießer. — Ueber die Wirkung des Meerwassers auf das Stückmetall oder Kanonengut. — Brillen aus Draht. — Ueber Roger's und Fellow's Schlittschuhe. — Parce's Methode Potasche zu gewinnen. — Eine Tinte aus Steinkohle. — Noch eine Methode Weinfässern den Schimmelgeruch zu nehmen. — Vergleichende Uebersicht der Bücherausfuhr zwischen England und Frankreich. — Ausfuhr von Eis nach Ostindien. — Ueber den Raum, den die menschliche Bevölkerung auf unserer Erde einnimmt. — Erweiterung der Fußwege an Brücken und Straßen. — Ueber die Anwendung der d'Arcet'schen Gallertsuppe im Hospital Saint-Louis in Paris. — Ueber den Einfluß der hohen und

niedern Getreidepreise auf das Mortalitätsverhältniß der Menschen.

Von diesem sehr gemeinnützigen Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. Münze. In das Abonnement kann jederzeit eingetreten, Abbestellungen aber können nur am Schlusse jedes Semesters angenommen werden.

Neue Schriften,

bei Graß, Barth und Comp. in Breslau erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hoffmann, S. G., Verhältniß des preuß. Gewichts und Maßes zu dem breslauer oder schlesischen, sowie das Verhältniß des breslauer, amsterdamer, hamburger, kopenhagener, londoner, petersburger, wiener und leipziger Gewichts und Maßes zu dem preuß. Gewicht und Maße. In 10 ausführlichen Vergleichungstafeln. 8. Geh. 8 Gr.

☞ Für die gesammten Vereinsstaaten des deutschen Zollverbandes höchst praktisch.

— —, E. G., Kurze Geschichte der Gesangvereine und Gesangfeste am Fuße des niederschles. Gebirges. 8. Geh. 6 Gr.

Menzel, K. A. (königl. preuß. Consistorial- und Schulrath), Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte. Sechster Band. Die Zeiten der Kaiser Matthias u. Ferdinand II. bis zur Schlacht auf dem weißen Berge. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Dasselbe auch unter dem Titel: „Geschichte des dreißigjährigen Krieges in Deutschland." Erster Band.

Sabarth, Fr., Wegweiser in die Umgegend von Charlottentreue. 16. Geh. 6 Gr.

Strantz, F. v., Vergleichende orographische Tabellen zur Darstellung einer Charakteristik des Hoch- und Tieflandes. 8. Geh. 6 Gr.

Thiemann, K., Cours de langue, oder französische und deutsche Uebungsstücke zur Erlernung der schwersten Eigenthümlichkeiten beider Sprachen; für Geübtere. 8. 1 Thlr.

Tobisch, M. J. K., Elemente der höhern Algebra, zum Gebrauch bei Vorträgen in den obern Classen der Gymnasien und zum Selbstunterricht. 8. 8 Gr.

— —, Leitfaden zum Gebrauch bei Vorträgen über die Stereometrie und sphärische Trigonometrie in den obern Classen der Gymnasien und beim Selbstunterricht. Mit 4 Figurentafeln. 8. 16 Gr.

Verhandlungen des vierten Provinzial-Landtages des Herzogthums Schlesien, der Grafschaft Glatz und des Markgrafthums Oberlausitz auf dem im Jahre 1833 abgehaltenen vierten Landtage. 4. Geh. 12 Gr.

Im Verlage von Julius Klinkhardt in Leipzig ist neu erschienen:

Flowers of German Poetry; selected and published by Dr. *J. G. Flügel.* 8. 1835. Velinp. Eleg. brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Gersdorf's Repertorium der gesammten deutschen Literatur spricht sich hierüber folgendermaßen aus: „Eine der interessantesten Erscheinungen in der englisch-deutschen Literatur. Der rühmlichst bekannte Herausgeber hat auf dem weiten Gebiete der Lecture eine Blumenlese gehalten, durch welche er uns hier die gelungensten englischen Uebersetzungen berühmter deutscher Poesien einem in Kranze darbieten konnte. Das Inhaltsverzeichniß bietet dem Leser die gefeiertsten Namen Deutschlands dar, und die Vergleichung dieser Meisterstücke der Uebersetzung mit dem gegenübergedruckten Originaltext ist ein belletristischer und wissenschaftlicher Genuß zugleich.

Rowson, Mrs., The Darling Seduced. A tale of truth. A. u. d. Titel: Die Getäuschte, ein Gemälde aus dem wirklichen Leben, nach dem Engl. der Mrs. Rowson von Dr. J. G. Flügel. (21 Bogen.) 8. 1835. Brosch. 1 Thlr.

Dieses wahrhaft ergreifende Gemälde aus der Wirklichkeit wird jedes empfängliche Gemüth ansprechen. Für diejenigen, welche der englischen Sprache nicht mächtig sind, sowie zur Erleichterung der dieselbe erst Erlernenden, ist eine dem Original entsprechende Uebersetzung beigefügt. Um die Anschaffung auch denen zu erleichtern, die es als Uebungsbuch in der englischen Sprache zu brauchen gedenken, ist der Preis bei einer anständigen Ausstattung außerordentlich billig gestellt worden.

Bei G. Fincke in Berlin sind erschienen:

Abbildung und Beschreibung von allen Waffen und Rüstungen, welche in der Sammlung von Blewelyn-Meyrick zu Goodrich-Court in Herefordshire aufgestellt sind. Aus dem Englischen von G. Fincke. Mit 150 Steintafeln in 4. 20 Thlr.

Funfzig auserlesene Schachpartien, in dem Westminster-Schachclubb zu London im Sommer 1834 gespielt zwischen dem Herrn de la Bourdonnais, dem besten Schachspieler Frankreichs, und einem englischen Schachspieler ersten Ranges. Mit Anmerkungen herausgegeben von W. Lewis. Aus dem Englischen von Bledow. 12 Gr.

Harmonia. Roman in 3 Theilen. 3 Thlr. 16 Gr.

Erzieher, Schullehrer und Geistliche, auch verständige Aeltern werden in nachstehend angezeigter Schrift eine helle und frische Quelle finden, aus welcher sie immer mit Nutzen schöpfen und den Trieb zum Wachsthum ihrer Zöglinge in der Erkenntniß Gottes, der Natur und des Menschen erneuern können. Der Titel heißt:

Letztes Hauptstück der Erkenntniß christlicher Vollkommenheit. 128 Seiten in 16., mit einem feinen Titelkupfer; Verlag von C. G. Zobel in Kittlitz,

und für 5 Gr. Sächs. durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Wieland (George Friedrich),

Von Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit,

Ruhe und gesetzlichen Ordnung zu Verhütung von Tumult und Aufruhr, insbesondere Erörterung der Rechtsfrage: Ist eine Gemeinde verbunden, den einem Mitgliede derselben von Tumultuanten verursachten Schaden zu ersetzen?

Gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, im Juli 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber die

Blitzableiter,

ihre

Vereinfachung und die Verminderung ihrer Kosten.

Nebst einem Anhang

über das Verhalten der Menschen bei Gewittern.

Eine gemeinfaßliche

Belehrung für die Verfertiger der Blitzableiter, sowie für die Hausbesitzer.

Im Auftrage der

Königl. Centralstelle des landw. Vereins in Würtemberg

verfaßt von deren Mitgliede und wissenschaftlichem Secretair

Prof. Dr. Plieninger.

Mit drei Steindrucktafeln und 35 Abbildungen.

Der Gedanke, durch Aufstellung wohlfeilerer Vorrichtungen zu Abhaltung des Blitzes von den Gebäuden dieser wohlthätigen Einrichtung mehr Eingang auch unter den minder begüterten Einwohnern des Landes zu verschaffen, wurde zunächst durch mehrfache, bei der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg eingekommene Berichte von Blitzschlägen veranlaßt, welche sowol auf nicht mit Blitzableitungen versehene Wohngebäude und Scheunen der Landbewohner, als auch auf die, zwar mit metallenen Verzierungen auf den Gipfeln, jedoch nicht mit Ableitungen versehenen Kirchthürme und Kirchen wiederholt, und, mit mehr oder weniger Verwüstungen, in den letztern Jahren sich ereignet hatten. Die Abfassung dieser Schrift aber wurde durch vielfache Anfragen von Verwaltungsbeamten des Landes, sowie von Hausbesitzern bei der Centralstelle über die Einrichtung und die Kosten der durch die königliche Staatsregierung bereits öffentlich empfohlenen, wohlfeilern Einrichtungen hervorgerufen. Sie soll, wie es der Titel angibt, ebenso wol den Techniker, welcher mit Verfertigung und Aufrichtung der Blitzableiter zu thun hat, in den Stand setzen, mit Hülfe der versinnlichenden Zeichnungen die Einrichtung der wohlfeilern Apparate und die Art ihrer Aufrichtung kennen zu lernen und nachzuahmen, als auch dem Hausbesitzer es möglich machen, durch die, nach dem laufenden Schuh berechneten Preise der eisernen Leitungsstangen, sowie durch die angefügten Kostenüberschläge überhaupt, und durch die, in passender und bündiger Uebersicht mitgetheilten Grundsätze und Erfoderniße bei einer Blitzableitung, die Anbringung und Errichtung ebenso wol, als auch die Kosten derselben für sein Haus nach Maßgabe von dessen Höhe, Standort, Umgebung, Bauart ꝛc. zu beurtheilen und zu berechnen. Was die vorgeschlagene, von der bisher in Würtemberg üblichen abweichenden Einrichtung der wohlfeilern Blitzableitungen betrifft, so ist dieselbe auf die, in andern Ländern seit Jahrzehnten gemachten Erfahrungen gegründet, und daher keineswegs, als auf bloßen theoretischen Ansichten beruhend, für unerprobt und zweifelhaft anzusehen. Die Ersparniß an Kosten, welche letztere sich selbst für ein Privatwohnhaus von der geringsten Höhe und Ausdehnung bei der bisherigen kostspieligen Einrichtung zum mindesten auf 80—100 Fl. belaufen, und deren bedeutender Belang als die Hauptursache anzusehen ist, warum die Errichtung von Blitzableitern sich bis jetzt nur auf die größern Städte beschränkt hatte, betrifft zunächst die Auffangstange, welche, statt massiv von Eisen und von einer Höhe von 15—20 Fuß zu sein, nach der neuen Einrichtung eine hölzerne, in das Sparrwerk befestigte Tragestange, nach Art der bei Pulverhäusern vorgeschriebenen Einrichtung, erhält, auf welcher eine sogenannte Helmspitze von hinreichender Länge und Masse, aus starkem Schmiedeisen verfertigt, verzinnt und mit einer Spitze von Patentsilber armirt, befestigt und mit einer starken Ableitung bis zu der Zuleitung auf dem Dachgrath versehen wird. Die zweite Ersparniß betrifft die Wahl der, schon von Reimarus empfohlenen und in Norddeutschland allgemein üblichen, jedoch nicht bleiernen, sondern eisernen oder kupfernen, und nicht auf dem Gebäude unmittelbar angenagelten, sondern auf Tragkisten befestigten Schienen oder Flacheisen statt der Eisenstäbe, welche erstere außer dem Vortheil, bei gleichem Gewichte eine doppelte bis dreifache Oberfläche, also größere Leitungskraft darzubieten, noch durch die Art ihrer Anfertigung und Anbringung vor der Oxydation durch den Regen mehr gesichert sind, als das Stabeisen oder die Drahtzöpfe, und bei gleichem Gewichte beinahe den dritten Theil des Preises vom Stabeisen kosten. Die dritte Ersparniß betrifft die Versenkung, bei welcher die Umwickelung des Stabeisens mit Tafelblei, durch Einlegung des Stabeisens in ein mit Kohlenpulver gefülltes, hölzernes oder thönernes Versenkungslager, wie dies in Frankreich in Anwendung ist, erspart wird, eine Einrichtung, welche zugleich auf Schutz des Versenkungsstabes gegen Oxydation mehr berechnet ist als die Anwendung des Tafelbleies, da die Berührung des Eisens und des Bleies unter dem Einfluß der Erdfeuchtigkeit nothwendig auf baldige Zerstörung des einen oder des andern oder beider Metalle durch Oxydation hinwirken muß. Durch diese, wie leicht ersichtlich, die Sicherheit der Vorrichtung keineswegs vermindernden Modificationen wird eine Ersparniß von mehr als der Hälfte der bisherigen Kosten einer Blitzableitung erzielt, welche sich bei niedrigen, ländlichen Gebäuden durch Vereinfachung in der Art der Anbringung und durch Selbstverfertigung der hölzernen Requisite noch weiter treiben läßt. Vorausgeschickt ist eine kurze und po-

pulaire Mittheilung der Hauptsätze aus der Lehre von der Gewitterelektricität, auf welche bei der Darstellung und Beschreibung der Blitzableitungs-Vorrichtung und der Grundsätze bei ihrer Aufrichtung Bezug genommen wurde, und welche zugleich als Grundlage zu Bekämpfung mancher noch vorhandener, zum Theil abergläubischer Vorurtheile gegen die Blitzableitungen benutzt wurden. Den Beschluß macht ein Anhang über das Verhalten der Menschen bei Gewittern, sowol in dem mit Blitzableitung versehenen oder nicht armirten Hause, als auch im freien Felde und im Walde. Dieser Anhang, in Verbindung mit der eben erwähnten Einleitung über die Natur der Gewitterelektricität, sichert der Schrift zugleich eine Brauchbarkeit für Belehrungen in Sonn- und Werktagsschulen; in welcher Beziehung dieselbe von der königl. würtemb. höchsten Staatsbehörde nicht nur zu Anschaffung von Seite der Verwaltungsbeamten für Belehrung der in ihren Bezirken mit Aufrichtung von Blitzableitungen beauftragten Gewerbe, sondern auch zu Anschaffung für die Schulen empfohlen worden ist. — Für Bestellungen in größern Partien, welche von Seiten der inländischen Bezirks- oder Communalbeamten ausgehen, ist der Partienpreis zu 36 Kr. netto per Exemplar festgesetzt worden. Der Ladenpreis beträgt 1 Fl.

Die zu der wohlfeilern Einrichtung der Blitzableiter, wie sie in vorliegender Schrift angegeben ist, gehörigen sogenannten Helmspitzen und die Schienenstäbe, sofern diese von den gewöhnlichen Schlossern wegen Mangel an einer hinreichend großen Esse nicht gefertigt werden können, hat die Fabrikschlosserei G. Lachenmaier in Königsbronn, um die in der Schrift angegebenen Preise, verzinnt und mit den patentsilbernen Spitzen versehen, in Vorrath zu fertigen übernommen, woher dieselben, oder auch von dem Lachenmaier'schen Eisenwaarenlager zu Stuttgart, künftig bezogen werden können.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Gemeinfaßliche Belehrung

über den

Maikäfer, als Larve und als Käfer,

seine Verwüstungen und die Mittel gegen dieselben;

ein Beitrag

zu der landwirthschaftlichen Fauna.

Für den Bürger und den Landmann nach fremden und eignen Erfahrungen zusammengestellt.

Gr. 8. Brosch. Preis 30 Kr., oder 16 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In allen Buchhandlungen und Postämtern kann für die Monate Juli bis December d. J. auf das bekannte

Pfennig-Magazin

mit einem Thaler pränumerirt werden.

Die Bemühungen der Herausgeber wie des Verlegers, diesem Blatte durch inhaltreiche Aufsätze aus allen Fächern des menschlichen Wissens, durch interessante bildliche Darstellungen und durch geschmackvolle äußere Ausstattung die Gunst des Publicums nicht blos zu sichern, sondern die Theilnahme desselben noch zu erhöhen, haben den besten Erfolg gehabt. Die frühern Jahrgänge dieser Zeitschrift sind fortwährend sauber geheftet zu haben.

Auch können neue Abonnenten auf das

Pfennig-Magazin für Kinder

eintreten. Der Preis für den halben Jahrgang ist nur 12 Gr., wodurch auch unbemittelte Aeltern in Stand gesetzt werden, diese nützliche Zeitschrift für ihre Kinder anzuschaffen. Der erste Jahrgang derselben kostet sauber gebunden 1 Thlr., und das erste Semester des laufenden Jahres 12 Gr.

Leipzig, im Juli 1835.

F. A. Brockhaus.

Bei Kronberger und Weber in Prag sind erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Lerch, Franz Julius, Der Gießhübler Sauerbrunn in Böhmen. Inhalt: Topographische und geognostische Notizen. — Geschichte der Quelle. — Physische Eigenschaften. — Chemische Bestandtheile. — Gießhübel und Selters. — Theoretische Betrachtung. — Praktische Betrachtung der Heilkräfte. — Gegenanzeigen seines Gebrauches. — Wirkung beim äußern Gebrauche. — Anzeigen für den Gebrauch der Bäder. Die Trinkkur. — Füllung, Verkorkung und Versendung. — Entstehung dieses Mineralwassers. — Krankengeschichten. 8. In Umschlag geheftet. Preis 4 Gr., oder 15 Kr. C.-M.

Neubecker (Maria Anna, geb. Ertl), Die baierische Köchin in Böhmen, als Hausfrau und Wirthschafterin. Ein sehr nützliches und durch mehre Auflagen erprobtes Wirthschaftsbuch, worin alle in einer Haushaltung vorkommenden Gegenstände und Geschäfte nach eigner langjähriger Erfahrung mit allen Vortheilen und Handgriffen, klar und deutlich vorkommen und erklärt werden. Ein getreuer Rathgeber für junge Frauenzimmer, Hausfrauen und Wirthschafterinnen. 8. Broschirt. Preis 21 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr. C.-M.

Swaton, Johann, k. k. Landesthierarzt in Oestreich ob der Enns, Sammlungen und Beobachtungen über die Lungenfäule und Lungenseuche der Rinder, nebst ihrer Erkenntniß, Behandlung und Heilung. Gr. 8. Preis 21 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr. C.-M.

Wanitschek, Joseph, Lehr- und Hülfsbuch der deutschen Rechtschreibung. Zweite veränderte und vermehrte Auflage. 8. Preis 10 Gr., oder 38 Kr. C.-M.

Weitenweber, *W. R.* Dr. med., **Der arabische Kaffee**, in naturhistorischer, medicinischer und diätetischer Hinsicht.

Motto. *Süsser Kaffee! Schöne freundliche Gewohnheit des gemeinsamen Schlürfens! Von dir soll ich scheiden? —*

8. In Umschlag geheftet. Preis 16 Gr., oder 1 Fl. C.-M.

Im Verlage der C. F. Nast'schen Buchhandlung in Ludwigsburg ist erschienen:

Wandkarte von Europa,

für Schulen und zum Selbstunterrichte,

von

Karl Friedrich Vollrath Hoffmann.

Vier große Blätter, illuminirt, sammt vier Bogen Erläuterungen.

Preis 3 Fl. 12 Kr., oder 2 Thlr.

Vorbenannte Karte ist ohne Schrift. — Die darauf befindlichen Orte, Flüsse ꝛc. sind aber mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen bezeichnet, wodurch dem Gedächtnisse nachgeholfen wird, ohne den Unterricht mechanisch zu machen. — Sie ist auf schönes, starkes Papier gedruckt, damit Orte ꝛc., welche sich darauf nicht finden, da Ueberladung vermieden werden sollte, noch selbst hineingezeichnet werden können.

Für den Lehrer dienen als Leitfaden beim Unterrichte die dazu gehörenden, vier Bogen starken, Erläuterungen.

Die Verlagshandlung hat dem hochpreislichen königlich würtembergischen Studienrathe die Karte zur Beurtheilung eingesandt, und in dem hierauf erlassenen Decrete hat sich derselbe folgendermaßen ausgesprochen:

☞ Der königliche Studienrath erkennt diese Wandkarte wegen ihrer methodischen Zweckmäßigkeit, wegen der Richtigkeit ihrer topographischen Behandlung, wegen ihrer ausgezeichneten Anschaulichkeit und wegen ihres billigen Preises für vorzüglich empfehlenswerth zur Anschaffung und zum Gebrauche in Lehranstalten, und ermächtigt hiermit die Verlagshandlung, auf dieses Urtheil in ihren öffentlichen Ankündigungen sich zu berufen.

Exemplare finden sich vorräthig in allen Buchhandlungen.

In der Schweighauser'schen Buchhandlung in Basel ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Deutsches Lesebuch

von **Wilhelm Wackernagel.**

Erster Theil; auch unter dem besondern Titel:

Altdeutsches Lesebuch.

(Poesie und Prosa vom IV. bis zum XV. Jahrhundert.)

870 Spaltseiten in gr. 8. auf schönes Papier gedruckt.

Broschirt. 2 Thlr. 4 Gr.

Je mehr das wiedererwachte Studium der Muttersprache mit jedem Tage an Extension gewinnt, desto mehr wurde bis jetzt das Bedürfniß eines Werkes gefühlt, das eine streng geschichtliche Auffassung der altdeutschen Sprache und Literatur für das größere Publicum möglich macht.

Dieses Buch gibt nun zuerst eine in chronologischer Reihenfolge gereihete Sammlung von Schriftproben in Poesie und Prosa vom 4. bis zum 15. Jahrhundert, in welchem dem Leser die Entwickelungsgeschichte der deutschen Sprache und Literatur historisch begründet vor Augen geführt wird, und deren sorgfältige Auswahl und Anordnung den Zweck hat, das praktische Studium der Grammatik, Verskunde und Literatur zu erleichtern. Aber auch Kritiker werden darin mit Vergnügen eine Anzahl vorzüglicher Bruchstücke aus bis jetzt noch ungedruckten Werken altdeutscher Dichter finden, weshalb wir diese noch besonders auf unser altdeutsches Lesebuch aufmerksam machen.

Der Stoff des Ganzen ist so reich und mannichfaltig, daß dieses Buch ebenso wol für höhere Schulclassen als akademische Vorträge sich eignet, und wir dürfen mit Recht erwarten, daß es von den Freunden der deutschen Sprache und Literatur nicht unbeachtet bleiben wird.

Eine Fortsetzung dieses Werks als zweiter, jedoch auch unabhängiger Theil, wird Proben der deutschen Dichtkunde seit dem Jahre 1500 enthalten und zu Michaelis dieses Jahres erscheinen.

Anzeige für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten.

Vor Kurzem erschien im Verlage von A. Trautwein in Berlin:

Grundriß

der Weltgeschichte

für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht für Gebildete

von **Dr. E. A. Schmidt.**

Zweite verbesserte Auflage in drei Abtheilungen.

(Erste Abtheilung. Alte Geschichte. Zweite Abth. Geschichte des Mittelalters. Dritte, bis Ende des Jahres 1834 fortgeführte, Abtheilung. Neue Geschichte.)

Preis des Ganzen 1 Thlr. 6 Gr., jeder Abtheilung einzeln 10 Gr.

Wenn der so schnelle Absatz der ersten, (1831—33 erschienenen) sehr starken Auflage dieses Buches mit Recht als Anerkennung seines Werthes gelten darf, so wird die große Sorgfalt, welche der Verf. der zweiten Auflage gewidmet hat, die verdiente allgemeine Verbreitung dieses Lehrbuches der Geschichte noch mehr befördern.

In der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat April.

Inhaltsanzeige: Skizzen aus Japan. — Der Carneval in Marseille. — Die Sads oder Quäker in Indien. — Französische Literatur: La Juive. — Der Markt von Bossorah. — Expeditionen ins Innere von Australien. — Kinderhospital in St.-Petersburg. — Ein Besuch bei dem Räuber Galperoni. — Schreiben des Prinzen von Neuwied über seine Reise. — Die Beschwerden der indischen Armee. Erster und zweiter Artikel. — Wasservertheilung in London. — Commission zur Untersuchung des französischen Rentensystems. — Betrag des Brandschadens in Frankreich während der Jahre 1832 und 1833. — Carneval in Paris. — Briefe über Nordamerika. Erster Brief. — Nachrichten über Oberkalifornien. — Ungeheure Wasserleitung in Newyork. — Maschine zum Pflastern der Straßen. — Reise in Kleinasien von Texier. — Gerstenein fuhr zur Bierbrauerei in London. — Verhältniß der Einheber und Freiwilligen im französischen Heere. — Prachtvolles Manuscript, dem heiligen Vater von den Juden überreicht. — Angaben über Sterbefälle und Geburten in Paris. — Russisch-amerikanische Colonien. (Aus Lütke's Reise um die Welt.) — Die klimatischen Verhältnisse Rußlands. — Der Opiumbaum in Kleinasien. — Reisen über die Gurmesen. — Handel von Salonichi. — Mittel um Baumwollenzeuche unverbrennlich zu machen. — Beleuchtung, die zu Nacht-Telegraphen dienen kann, von Herrn Cead. — Privatgesellschaft in Mexico. — Schilderung von Funchal.

— Tübetanisches Wörterbuch von Csoma de Körös. — Hindubaukunst. — Finanzsystem von Gwalior. — Ueberschwemmungen in Indien und China. — Verbot des Rauchens auf den Sandwichinseln durch die Missionaire. — Nachrichten von Schah Schudscha's Unternehmen. — Manuscript über alte französische Statistik. — Beleuchtungen der heiligen Schrift aus jetzt gebräuchlichen Sitten des Orients. — Amphitheater zu El Schemm. — Nachrichten von der Expedition Dr. Smith's ins Innere von Südafrika. — Schilderung von Timor. — Witterungsbeobachtungen aus Nordamerika. — Das Völkchen der Gorallen in den Karpathen. — Ueber den Ausdruck „Barbarenauge" in den chinesischen Proclamationen. — Mittheilungen über die Bucharei. — Reise nach Yemen. — Nekrolog des Dichters und Reisebeschreibers Inglis. — Meisterfängerei auf den Sandwichinseln. — Münzenfund im Departement Lozère. — Heftiger Wirbelwind. — Entwurf zur Reise Capitain Alexander's in Südafrika. — Schilderung der Prairien von Irving. — Einführung von Handelsartikeln zur Bierverfälschung in England. — Verschiedenartige Strömungen in der Nordsee. — Verhältniß des Staats Chili zu den umwohnenden Indiern. — Austritt Allard's aus Randschit Singh's Dienst. — Bevölkerung von Pulo Penang. — Proclamation in Betreff der Verschwörung auf der Insel Ceylon. — Bemerkungen über Brasilien. (Aus der Schrift: Three years in the Pacific.) — Ausflug nach Island. — Merkwürdige Schichtung des Bodens in Kutsch. — Einkünfte der Missionsgesellschaft in England. — Das Wörterbuch der französischen Akademie. — Englische Garnisonsstädte in Indien: Monghyr. — Morrison. (Nekrolog.) — Schilderung von Sarepta. — Literatur des russischen Volks. — Verschönerungen von Paris. — Die Goodwin Sands. — Bemerkungen über die Südküste von Arabien. — Schiffbrüche bei Algier. — Das marokkanische Heer. — Laktelin, ein neues Präparat. — Ein Capybara nach England gebracht. — Lamartine's Reise im Orient. 1. Syrische Gastfreundschaft. Jaffa. 2. Der arabische Räuberfürst. Ptolemais. — Die nordamerikanischen Indianer. — Literarische Notizen aus Rußland. — Wiseman's Horae syriace. — Die böhmischen Musiker. — Beiträge zur Statistik Spaniens. — Baumwollenproduction in Algier. — Fischregen in Indien. — Die Preßfreiheit in Paris. — Handel der Länder jenseits des Setledsch. — Seidenzucht auf Guadeloupe. — Zahl der in See befindlichen englischen Kriegsschiffe. — Die Papyrusrollen aus Herculanum. — Punderpur. — Lumsden's Tod. — Dumont d'Urville's Reise um die Welt. — Punah. — Zahl der Dentisten in Paris. — Angabe über die in England fabricirten Schreibfedern. — Die Flüsse des Pentschab. — Die Verhältnisse der Anbauer im Mississippithale. — Die neuen Straßenverbindungen in Sardinien. — Die Ausgrabungen bei dem alten Vulcia. — Proben mit dem Valentiaweizen.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen

eines Pascha.

Von

Captain Marryat,

Verfasser des Peter Simpel, Jakob Ehrlich u. s. w.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

8. Drei Bände elegant geheftet. 3 Thlr. (oder 5 Fl. 24 Kr.)

In diesem neuen Werke hat der beliebte Verfasser wiederum den unerschöpflichen Reichthum seines komischen Talentes bewährt; kunstvoll weiß er die gewonnene Theilnahme mit jeder neuen Erzählung zu steigern, und hat diese mannichfachen Wechselbilder an einen Faden gereihet, welcher dem Leser sogar ein gewisses Interesse für den stockdummen Pascha einflößt, der sich die Geschichten vorerzählen läßt.

Literarische Anzeige.

Was ist Verfassung?

und

Was ist Volksrepräsentation?

Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft mit Berücksichtigung der Schrift eines Neupreußen: „Bedarf Preußen einer Constitution?", sowie der „Betrachtungen über die Repräsentation moralischer Personen" und der „Bedenken gegen die Oeffentlichkeit der Berathung und Beschlußfassung moralischer Personen" vom Vicepräsidenten Freih. von Seckendorf,

beantwortet von

Dr. **Ludwig Thilo,**

ordentlichem öffentlichen Professor an der Universität Breslau.

9½ Bg. Gr. 8. Rosavelinpapier. Sauber broschirt. 12 Gr.

Preußen,

den constitutionellen Staaten Deutschlands gegenüber, oder: Bedarf Preußen einer Constitution? Von einem Neupreußen. Preis 4 Gr.

Richter'sche Buchhandlung in Breslau

(Weidenstraße, Stadt Paris).

Bei mir ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Novellen von Karl Reglomontanus. 1stes Bdchn.

Preis 16 Gr.

Ansbach, im Juni 1835.

C. Brügel.

Die berühmtesten

Staatsmänner

und

Diplomaten

unserer Zeit.

Politische Charakterskizzen in Copien und Originalen

von

Dr. A. Diezmann.

3 Hefte. Gr. 8. 1835. Brosch. à 12 Gr.

1stes Heft, enthaltend: Lord Brougham. Casimir Perier. Villèle. Sebastiani.

2tes Heft, enthaltend: Benjamin Constant. Guizot. O'Connell.

3tes Heft, enthaltend: Francia, Dictator von Paraguay. Pozzo di Borgo. Mehemed Ali.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Altdeutsche Blätter von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann*. Erstes Heft. 8. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im Juli 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Menzel's Geschichte der Deutschen.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Deutschen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von

Wolfgang Menzel.

Neue, durchaus umgearbeitete Auflage in

EINEM BANDE.

Gr. 8. Schön weißes Papier. Großer deutlicher Druck. Broschirt. Preis 8 Fl. 30 Kr., oder 5 Thlr.

Da der Name des Verfassers als Schriftsteller längst, wie neuerdings als freisinniger Volksvertreter ruhmvollst bekannt ist, und auch schon die erste Auflage dieses Werks (in drei Bänden, Zürich bei Geßner, 1824—27) mit so großem Beifall aufgenommen wurde, so glauben wir nur andeuten zu dürfen, daß derselbe auf die zweite Auflage die sorgfältigste Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz besonderer Liebe obgelegen, möglichst zu vervollkommnen. Dieses Geschichtswerk enthält nicht nur die politische Geschichte Deutschlands fortgesetzt bis auf die jüngsten Tage, sondern sie geht auch mehr als es bisher bei irgend einer populairen Geschichte der Deutschen der Fall war, in die Specialgeschichte der einzelnen Provinzen und in die Geschichte der Sitten, der Kunst und Wissenschaft ein, und bringt im verhältnißmäßig engsten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur klarsten Uebersicht. Für Diejenigen, welche die patriotische Wärme in der Sprache der ersten Auflage angezogen hat, haben wir nur noch hinzuzufügen, daß die zweite ganz in demselben Geist und Ton geschrieben ist.

Für Belehrung wie für Unterhaltung gleich gründlich und anziehend behandelt, ist dies ein recht eigentlich dem deutschen Volke zugeeignetes Nationalwerk, das in keinem Hause fehlen sollte.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Das

Haus Düsterweg.

Eine Geschichte aus der Gegenwart

von

W. Alexis.

Zwei Bände. 8. 4 Thlr.

Leipzig, im Juli 1835.

F. A. Brockhaus.

Bei Eduard Anton in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fouqué, L. M. B. v., Die Weltreiche zu Anfange des Jahres 1835. Eine Bilderreihe. 8. Geh. 10 Sgr. (8 Gr. P. C.)

Als Résumé gehaltener Vorlesungen sind hier die politische Lage und die Eigenthümlichkeiten der europäischen Staaten, wie sie Ende des Jahres 1834 vor den Blicken des Verfassers lagen, treu und charakteristisch, und in der Hülle poetischen Gewandes, geschildert.

Leo, H., Dr. u. Prof., Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche in höhern Unterrichtsanstalten. 1ster Bd.: Die Einleitung und die ältere Geschichte enth. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Sgr. (2 Thlr. 12 Gr. P. C.)

In gedrängter Uebersicht und, sodaß der innere Zusammenhang nicht blos der Thatsachen, sondern auch der geistigen Entwickelungen, durch welche die Thatsachen hervorgerufen werden, überall sichtbar hervortritt, soll die ganze Reihe der universalhistorisch bedeutenden Begebenheiten dargestellt, und dabei Alles, was in neuester Zeit Berichtigtes über einzelne Völker oder Zeiträume erschienen ist, benutzt werden. Es soll ein Hülfsbuch sein für mehr Herangebildete, welche lernen, sowie für minder mit literarischen Hülfsmitteln Ausgestattete, welche lehren wollen, für Schüler oder Lehrer unter verschiedenen Verhältnissen. — Um die Anschaffung zu erleichtern bin ich bereit, bei zehn Exemplaren, sobald sie auf einmal genommen werden, das Exemplar zu 1 Thlr. 25 Sgr. (1 Thlr. 20 Gr. P. C.) abzulassen.

Pellisov, C. E., Berichtigung eines Fundamentalgesetzes der Akustik und Beiträge zur Theorie einiger musikalischer Instrumente. Gr. 8. 7½ Sgr. (6 Gr. P. C.)

Dessen Theorie gedeckter cylindrischer und

conischer Pfeifen und der Querflöten. Gr. 8. 5 Sgr. (4 Gr. P. C.)

Pellisov, über Schall, Ton, Knall und einige andere Gegenstände der Akustik. Gr. 8. 2½ Sgr. (2 Gr. P. C.)

Diese drei zusammengehörenden Schriftchen behandeln für Physik wie für Tonkunst gleich wichtige und bisher fast gar nicht erörterte Gegenstände.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Dingler's polytechnisches Journal.

Erstes Maiheft.

Inhalt: Ueber den Dampfkessel der Herren Macerone u. Squire. Mit Abbildungen. — Beschreibung der Dampfapparate zum Befestigen der Farben auf seidenen, wollenen und baumwollenen Geweben. Mit Abbild. — Darstellung der Dampffarben für den Druck der Baumwollengewebe. — Henson's Verbesserungen an den Maschinen zur Fabrikation des Tulls oder der sogenannten Bobbinnetspitzen. Mit Abbild. — Gibb's Verbesserungen an den Maschinen zum Ausschneiden und zum Formen der hölzernen Wagenräder. Mit Abbild. — Menzel, über die Wirkungen des Schalles in Rücksicht auf die Baukunst, für die wesentlichsten Fälle nach der Erfahrung zusammengestellt. — Sobolewskoy, Bemerkungen über Versuche, die an verschiedenen Orten angestellt sind, Hohöfen mit erwärmter Luft zu treiben. — Faraday, über die Eigenschaft der Metalle und anderer festen Substanzen, gasförmige Körper zur Vereinigung zu diepeniren. — Ueber die Verfahrungsarten, wodurch man in der käuflichen Salzsäure einen Gehalt an schwefeliger Säure entdecken kann. — Everitt, über Blausäurebereitung. — Ansichten verschiedener französischer Fabrikanten über den gegenwärtigen Zustand ihres Industriezweiges und über die Folgen der Aufhebung des Prohibitivsystems für ihre Fabriken. (Fortsetzung.) — Miscellen. Zur Geschichte der Dampfboote. — Ein Dampfboot, welches sich durch das Eis den Weg bahnt. — Die erste Dampfdruckerpresse. — Neue Beweise der nachtheiligen Wirkungen der Assecuranzen auf den Schiffbau. — Verkehr auf der Süd-Carolina-Eisenbahn. — Der Adam'sche Socieheber. — Benutzung des Vanadiums zur Bereitung einer unauslöschlichen Tinte. — Ueber den Handel mit Federkielen und metallenen Schreibfedern in England. — Verschiedene landwirthschaftliche Beobachtungen des Hrn. Baron Crud. — Summe des Geldes, welches in Frankreich von Napoleon an bis zum October 1832 ausgeprägt wurde. — Statistische Notizen über den französischen Buchhandel. — Oel als Dünger, namentlich für Flachs und Taback. — Ueber die Wirkung der thierischen Düngerarten auf die Wurzelschwämmchen. — Seidenbau in Nordamerika. — Ueber den Milchsaft der Kichscholzia californica. — Einige Versuche über den Kartoffelbau. — Aufbewahrung der Bienen im Winter. — Ueber die Zahl und den Werth der Pferde in England.

Zweites Maiheft.

Inhalt: Beschreibung des Dampfwagens Hibernia, welcher von den Herren Sharp, Roberts u. Comp. für die Dublin-Kingstown Eisenbahn erbaut wurde. Mit Abbildungen. — Russell's Dampfwagen. Mit Abbild. — Seaward's Verbesserungen an den Dampfmaschinen. Mit Abbild. — Mandsley's Verbesserungen an den Dampfkesseln für Dampfmaschinen. Mit Abbild. — Linton's verbesserter Dampfkessel. Mit Abbild. — Howard's Verbesserungen an seiner Wasserdunstmaschine (vapour engine) und Anwendung eines oder mehrer Theile derselben an den Dampfmaschinen. Mit Abbild. — Oberlin's verbesserte Kessel, welche sich zu mannichfachen Zwecken anwenden lassen. Mit Abbild. — Brunier's verbesserte hydraulische Maschine oder Apparat mit Centrifugalkraft zum Heben und Treiben von Wasser. Mit Abbild. — Hamilton's Verbesserungen an den Maschinen oder Apparaten zum Treiben von Fahrzeugen auf dem Wasser. Mit Abbild. — Read's Verbesserungen an den Maschinen oder Apparaten zum Heben und Treiben von Flüssigkeiten. Mit Abbild. — Shore's Verbesserungen an den Takelwerks- und andern Haken. Mit Abbild. — Sharp's und Roberts' Verbesserungen an den Maschinen zum Mahlen von Korn und andern Materialien. Mit Abbild. — Barnard's Bereitungsart eines Auflösungsmittels für den Kautschuk und andere Substanzen. Mit Abbild. — Hare's Apparat, um das Wasser mittels Schwefelsäure zum Gefrieren zu bringen. Mit Abbild. — Zeitter's Verbesserungen an den Pianofortes und andern besaiteten Musikinstrumenten. Mit Abbild. — Nutt, über eine neue Methode der Bienenzucht und über eine eigne Art von Bienenstöcken, in denen man jährlich 296 Pfund Honig ernten kann. Mit Abbild. — Miscellen. Englische Patente. — Zusammenstoßen zweier Dampfwagen auf der Dublin-Kingstown-Eisenbahn. — Wieder ein neuer Dampfkessel. — Die London-Birmingham-Eisenbahncompagnie. — Ertrag der Eisenbahn zwischen Dublin und Kingstown. — Ueber Maucourt's Maschine zum Heben schwerer Lasten. — Artesische Brunnen als Triebkraft angewendet. — Ueber die Schwingungen der Menaibrücke. — Ueber Hrn. Seligue's Mahlmühle. — Bereitung und Anwendung einiger Lackfirnisse für Kupfer, Messing und andere Metalle. — Neue Anerkennung der Vorzüge der berliner Eisengußwaaren in England. — Ueber einen elastischen Firniß, womit sich verschiedene Farben auf Seiden- und Leinenzeuge auftragen lassen. — Vorschrift einer Composition zur Fabrikation falscher Perlen. — Lithographische Steine in Frankreich aufgefunden. — Verbesserungen in der Lithographie. — Ueber das Trinkwasser in London. — Steinkohlenverbrauch in England. — Ueber Hrn. Schet's Marine-Backofen. — Vorschrift zur Bereitung des Johannisbeerenweines.

Von diesem sehr gemeinnützigen Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. Münze. In das Abonnement kann jederzeit eingetreten, Abbestellungen aber können nur am Schlusse jedes Semesters angenommen werden.

Literarische Anzeige.

Vorträge

über eine Auswahl von Göthe's lyrischen Gedichten, gehalten an der Universität zu Breslau von Dr. Karl Ludwig Kannegießer, Director des Friedrichs-Gymnasiums ꝛc. ꝛc. zu Breslau. 16 Bg. in gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Göthe ist unstreitig derjenige unserer deutschen Classiker, welcher weit mehr bekannt und gefeiert, als verstanden und begriffen ist. Das Verständniß und damit den Geist unserer Nationalschriftsteller uns anzueignen, scheint aber vor Allem Aufgabe unserer Zeit zu sein. Wie dazu beizutragen namentlich der Hr. Verfasser sich berufen fühlen konnte, dafür spricht das sehr günstige Urtheil, welches der verewigte Dichterfürst über einen Theil dieser Sammlung („Die Harzreise im Winter") selbst noch gefällt hat. Im zweiten Heft des dritten Bandes der Zeitschrift über Kunst und Alterthum sagt Göthe von diesem seinem Commentator: „Er findet mich an keiner Stelle mit ihm in Widerstreit, und wenn das Reelle hier und da das Ideelle einigermaßen zu beschränken scheint, so wird doch dieses wieder erfreulich gehoben und ins rechte Licht gestellt, weil es auf einer wirklichen, doch würdigen Base emporgehoben worden."

Richter'sche Buchhandlung in Breslau (Weidenstraße, Stadt Paris).

Bei Kronberger und Weber in Prag sind erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Lerch, Franz Julius, Der Gießhübler Sauerbrunn in Böhmen. Inhalt: Topographische und geognostische Notizen. — Geschichte der Quelle. — Physische Eigenschaften. — Chemische Bestandtheile. — Gießhübel und Selters. — Theoretische Betrachtung. — Praktische Betrachtung der Heilkräfte. — Gegenanzeigen seines Gebrauches. — Wirkung beim äußern Gebrauche. — Anzeigen für den Gebrauch der Bäder. Die Trinkkur. — Füllung, Verkorkung und Versendung. — Entstehung dieses Mineralwassers. — Krankengeschichten. 8. In Umschlag geheftet. Preis 4 Gr., oder 15 Kr. C.-M.

Neudecker (Maria Anna, geb. Ertl), Die bairische Köchin in Böhmen, als Hausfrau und Wirthschafterin. Ein sehr nützliches und durch mehre Auflagen erprobtes Wirthschaftsbuch, worin alle in einer Haushaltung vorkommenden Gegenstände und Geschäfte nach eigner langjähriger Erfahrung mit allen Vortheilen und Handgriffen, klar und deutlich vorkommen und erklärt werden. Ein getreuer Rathgeber für junge Frauenzimmer, Hausfrauen und Wirthschafterinnen. 8. Broschirt. Preis 21 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr. C.-M.

Swaton, Johann, k. k. Landesthierarzt in Oestreich ob der Enns, Sammlungen und Beobachtungen über die Lungenfäule und Lungenseuche der Rinder, nebst ihrer Erkenntniß, Behandlung und Heilung. Gr. 8. Preis 21 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr. C.-M.

Wanitschek, Joseph, Lehr- und Hülfsbuch der deutschen Rechtschreibung. Zweite veränderte und vermehrte Auflage. 8. Preis 10 Gr., oder 38 Kr. C.-M.

Weitenweber, *W. R.* Dr. med., Der arabische Kaffee, in naturhistorischer, medicinischer und diätetischer Hinsicht.

Motto. *Süsser Kaffee! Schöne freundliche Gewohnheit des gemeinsamen Schlürfens! Von dir soll ich scheiden? —*

8. In Umschlag geheftet. Preis 16 Gr., oder 1 Fl. C.-M.

In der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Mai.

Inhaltsanzeige: Mexicanische Criminalgeschichte. — Reise des Capitain Johnson an die Quellen des Dschemna. — Schreiben aus Rjäsan. — Notizen über die finnische Literatur. — Lamartine's Reise im Orient: Damaskus; die Maroniten; Konstantinopel, das Serail. — Schilderung von Odessa. — Verhältnisse der Kapcolonie zu den Kaffern. 1. Frühere Verhältnisse zu den Kaffern bis zu Ende des Jahres 1811. 2. Der Krieg vom Jahre 1818. Makomo. 3. Lord Somerset's abermalige Verwaltung. 4. Allgemeine Bemerkungen. Neuere Zustände. — Ueber die Geschwindigkeit der Orkane. — Der Portfisch. — Physische Geographie der Anden um den Titicaca-See. (Nach Pentland.) — Entdeckung eines großen versteinerten Ichthyosaurus. — Die westindischen Colonien seit der Emancipation. — Die Secte der Kapriak. — Naturhistorische Bemerkungen zu Johnson's Reise an die Quellen des Dschemna. — Bemerkungen über das Eismeer. — Zahl der Geburten und Sterbefälle in Rußland. — Ueber das Eis auf dem Grunde der Flüsse. — Antike Glasurnen zu Hebleron aufgefunden. — Errichtung einer Bank in Australien. — Sitten in Neuengland: Der Sonntag; Strenge der Puritaner in Neuengland; das weibliche Geschlecht; Nachsicht mit dem Bankerott; das Theater. — Der Improvisator Cecconi. — Die Ströme der Erde. (Mit einer lithographirten Beilage.) Einleitung: Südamerika. — Zur Naturgeschichte des Ornithorynchus. — Baron Roger, ehemaliger Gouverneur am Senegal. — Der Arzt Lulorner ersteigt eine bis jetzt nicht erreichte Höhe bei Dschemnotri. — Etwas über die cingalesische Verschwörung. — Schilderung von Ceylon. — Verwendung der Neger als Soldaten in Westindien. — Schilderung von Bankoro. — Genua. (Ein Gemälde von Merz.) — Nachrichten von Schah Schudscha's Unternehmung. — Die Schlacht bei Budschia gegen die Kabylen. — Die Osseten. — Die Wambaras. — Bilder aus Paris: Das neue Luxemburg; neue Kunst und Gemälde. — Menge der gefangenen Häringe in Norwegen. — Zunahme der Mäßigkeitsgesellschaft in London. — Der Fischfang in Rußland. — Ausflug in die Provinz Rio Grande. — Neuester Ausbruch des Vesuvs. — Maschine zum Kleiderzuschneiden. — Anstalten um die Insel Socotra zu besetzen. — Ueber die Erhebung des Bodens in Schweden. (Nach Lyall.) — Ein Duell zwischen nordamerikanischen Indianern. — Besondere Krankheit der Kohlenarbeiter in England. — Ein orientalischer Prätendent. — Die Bahama-Inseln. — Bezahlung der Schulden der Haremsdamen in Konstantinopel. — Federhandel in Frankreich und England. — Antiker Fund bei Maubeuge. — Ueber den Asphaltsee auf Trinidad. — Verwendung der Gemsen zum Ziehen. — Die Mongolen im Jahre 1830. — Schilderung von Goa. — Der Brand eines Zuckerfeldes. — Budget der pariser Spitäler. — Antikenfund bei Rosult, nahe bei St.-Amand. — Die Sprache der Albanesen. — Expedition nach Madagaskar in den Jahren 1829—30. — Bemerkungen über Paris. — Nachrichten von dem Capitain Dillon. — Zustand der historischen Malerei in Italien. — Bemerkungen über Südindien. — Ausgrabung alter Statuen bei Boissy. — Sklavenzahl in Jamaika.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Newton Forster.

Roman von Captain Marryat.

Aus dem Englischen von

C. Richard.

8. Drei Bände. Elegant geheftet. Preis 4 Thlr.

Captain Marryat ist durch seine beiden Romane: Peter Simpel und Jakob Ehrlich, der deutschen Lesewelt bereits so sehr befreundet, daß sein Name hinreicht, auch diesem Buche eine freundliche Aufnahme zu sichern.

Soeben ist erschienen:

Das Thierreich

in seinen Hauptformen systematisch beschrieben

von **Dr. J. J. Kaup.**

Mit mehr als 1000 in den Text eingedruckten Abbildungen.

Gr. 8. Velinpr. In monatlichen Heften von 4 Bogen (64 Seiten) mit 24—30 Abbildungen.

4tes Heft (Bogen 9, 10, 11 und 12).

6 Gr. (7½ Sgr.) oder 24 Kr. Rhein.

Privatsammler erhalten von jeder Buchhandlung auf 12 Ex. 1, auf 25, 3 Freiexemplare.

Die günstige Aufnahme dieses Werks zeugt am Besten für seine Vortrefflichkeit. Kaum sind die ersten 8 Bogen ins Pu-

blicum gekommen und schon sind gegen 5000 Exemplare abgesetzt. Wir hoffen die Abbildungen dieses Hefts werden alle Erwartungen befriedigen und Jedermann überzeugen, daß wir immer Besseres liefern.

Darmstadt, den 1sten Juli 1835.

Joh. Phil. Diehl's
Verlagsbuchhandlung.

Bei eingetretener Sommersaison beehrt sich die Unterzeichnete, Reisende und Freunde des Vaterlandes auf das in ihrem Verlag erschienene, in allen guten Buchhandlungen zu habende:

Taschenbuch auf Reisen durch Würtemberg, mit einem Anhang über die besuchten Bäder Würtembergs, einem Ortsregister und zwei lithographirten Abbildungen, und auf Verlangen mit einer Karte von Würtemberg. 12. Preis brosch. mit Karte 1 Fl. 54 Kr., ohne Karte 1 Fl. 20 Kr.

aufmerksam zu machen.

Ein Handbuch, das, wie dieses, ganz Würtemberg umfaßt, das der Reisende unterwegs zu Rathe ziehen kann, um sich mit den Schönheiten, Merkwürdigkeiten, den verschiedenen Entfernungen der einzelnen Orte, sowie mit den besuchtern Straßen und deren Richtung und Verbindung mit der Schweiz und den andern Nachbarländern bekannt zu machen, wird gewiß Vielen willkommen sein, vor allen Andern Denjenigen, welche die vaterländischen Bäder besuchen.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann in Mainz ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Triboulet,
oder
des Königs Hofnarr,

Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Victor Hugo's „Le roi s'amuse", bearbeitet von Kathinka Halein. 8. Geh. Preis 1 Fl. 12 Kr.

Früher erschienen:

Halein, K., Phantasieblüten und Tändeleien. 8. Geh. 1 Fl. 12 Kr.

Lennig, F., Etwas zum Lachen (humoristische Gedichte im pfälzer Dialekt). 3 Hefte. 8. Geh. 1 Fl. 12 Kr.

Scott, Walter, Das Lied des letzten Minnesängers. Ein Gedicht in 6 Gesängen, aus dem Engl. von F. Lennig. 8. Velin. Geh. 1 Fl. 12 Kr.

In der Unterzeichneten erscheint:

Jahrbuch für 1836.

Herausgegeben von
Etatsrath Schumacher,
mit Beiträgen von mehren ausgezeichneten Gelehrten.
Nach dem Plane des
Annuaire du bureau des Longitudes. 8.

Enthaltend:

Astronomische Ephemeride, Tafeln, numerische Data, Bestimmungen und Reductionen von Massen und Gewichten, Aufsätze aus dem Gebiete der Astronomie und Physik, für den gebildeten Mann verständlich, namentlich in diesem ersten Jahrgange einen Aufsatz über den Halley'schen Kometen u. s. w.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

SUBSCRIPTIONS-ANZEIGE.

Im Verlage der Unterzeichneten erscheint zu Michaeli dieses Jahres:

Biographisches Taschenbuch
deutscher
Bühnen-Künstler und Künstlerinnen.
Herausgegeben
von
L. v. Alvensleben.
Erster Jahrgang.
Mit 3 Portraits.
Elegant gebunden.

Den Hauptinhalt dieses Taschenbuchs bilden Biographien vortheilhaft bekannter deutscher Bühnenkünstler und Künstlerinnen, und neben den Biographien wird daſselbe mehre Aufsätze und Mittheilungen enthalten, die für ausübende Bühnenkünstler und Theaterliebhaber mehrfaches Interesse haben.

Zur größern Verbreitung dieses Taschenbuches, welches gewiß allen Schauspielern und ihren Freunden eine willkommene Erscheinung sein wird, wählen wir den Weg der Subscription, zu welcher wir hierdurch einladen.

Den Subscriptionspreis stellen wir auf 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr. Rhein. und tritt mit dem Erscheinen des Werkchens der Ladenpreis von 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. ein.

Alle Buchhandlungen Deutschlands, Ungarns und der Schweiz nehmen Subscription an.

Leipzig, im Mai 1835.

Fischer und Fuchs.

Nachricht für Stahlstecher.

Stahlstecher im Fache der geographischen Karten, welche ihre Kenntnisse und Tüchtigkeit durch Vorlage einer entsprechenden Arbeit nachweisen können, finden für mehre Jahre sichere Beschäftigung bei der Unterzeichneten, an welche sie sich mit ihren Briefen wenden wollen.

Stuttgart.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen:

Anweisung
zum
leichten und glücklichen Gebären;
ein Taschenbuch
für Schwangere, Gebärende, Kindbetterinnen und zugleich für Hebammen,
von
Dr. Werner Eisenhuth,
praktischer Arzt und Geburtshelfer in Aachen.
Mit einem Titelkupfer.
Neue wohlfeilere Ausgabe.
8. Geheftet. Preis 20 Sgr.

In meinem Verlage ist erschienen und versandt:

Faust.
Eine Tragödie
von
B. v. B.
8. Geh. 18 Gr.

Leipzig, im Juli 1835.

F. A. Brockhaus.

Zu

Ehren

des

Herrn und Meisters

Dr. M. Luther.

Zum 400jährigen

Jubiläum

seiner

Bibel-Übersetzung-Arbeit

in

Deutsch

herausgegeben

von

Dr. Hermann Freudenberg.

Berlin.

Verlag von Wilhelm Hertz.

1883.

Wöchentliche
unterhaltende Unterhaltung.
Band.
Neue Folge.

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 213. —— 1. August 1835.

KRANJSKI DEŽELN. RUDOLFIN

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

1. Das Kaiserreich Brasilien. Beobachtungen und praktische Bemerkungen für deutsche Auswanderer von F. X. Ackermann. Nebst der Ansicht einer Facende und einer Karte von dem Stromgebiete des Rio-Doce. Heidelberg, Groos. 1834. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.
2. Reise um die Erde, ausgeführt auf dem königl. preuß. Seehandlungsschiffe Prinzeß Louise, commandirt von Capitain W. Wendt, in den Jahren 1830, 1831 und 1832, von F. J. F. Meyen. Erster Theil, historischer Bericht. Mit einer Abbildung des Feuerberges von Maipu, einer Karte und Tabellen. Zweiter Theil, historischer Bericht. Mit einem Plane von Canton, zwei Steintafeln und Tabellen. Berlin, Sander. 1834—35. Gr. 4. 10 Thlr.

Wir verbinden hier die Anzeige zweier Werke, deren Verf. sich auf ihren Reisen im südlichen Amerika begegnet sind, die also (inwiefern sie zum Theil dieselben Länder, freilich unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten zu derselben Zeit sahen) einander zu ergänzen vermöchten, wenn da von einer Ergänzung die Rede sein könnte, wo der eine Theil ein höheres Interesse überhaupt nicht zu haben scheint, wol aber vielfach der andere. Auch die Begegnung ist von der Art, daß sie dem Einen Veranlassung wird zu bittern Klagen. Hr. Dr. Meyen erzählt nämlich (S. 117) in der Note, die sich auf den Schluß der Darstellung einer Excursion in der Nähe von Rio Janeiro bezieht:

Hr. Ackermann und dessen Söhne, die uns auf der Excursion begleitet hatten, waren so gütig, uns die gesammelten Insekten abzunehmen, um sie getrocknet mit erster Gelegenheit nach Europa einsenden zu wollen; wir nahmen um so lieber diesen scheinbar freundlichen Vorschlag an, da wir durch den andern Theil unserer Sammlungen schon für längere Zeit ganz hinlänglich beschäftigt waren, und da durch den langen Transport zur See, besonders bei Umschiffung des Cap Horns, der größte Theil derselben verdorben wäre. Leider ist aber bis jetzt nach einem Zeitraume von drei Jahren noch nichts von unsern Sammlungen eingetroffen, was uns um so mehr befremdet, da wir Hrn. Ackermann mehre Mittheilungen von Werth zu machen im Stande waren, wofür wir eine solche Gefälligkeit wol erwartet hätten.

Wir wollen uns nicht in eine Untersuchung einlassen, zu deren vollständiger Führung es uns ganz an Mitteln fehlen würde, nämlich ob Hr. Dr. Meyen Recht habe, sich zu beklagen, oder ob andererseits hinreichende Entschuldigungsgründe für das hier öffentlich zum Vorwurf gemachte unfreundliche Benehmen vorhanden sein möchten; immerhin dient ein solcher Vorwurf nicht dazu, ungünstige Voraussetzungen, die ein Buch über seinen Autor machen läßt, zu schwächen. Das Buch des Hrn. Ackermann aber läßt der ungünstigen Voraussetzungen in Menge über Absicht und Bildung des Verf. entstehen. Etwas Hohleres und Trivialeres als die allgemeinen Bemerkungen über Auswanderungen, die das Buch beginnen, läßt sich nicht leicht denken. Sie hätten ohne allen Schaden wegbleiben können. Unter der zweiten Rubrik: „Was gewährt Brasilien dem Einwanderer?" erhalten wir 1) geographische, topographische, klimatische Betrachtungen, d. h. auf S. 38 eine sehr stumpf gehaltene Angabe der Grenzen und der Ausdehnung des Landes; auf S. 39 eine ebenso vage Beschreibung der Oberfläche; S. 40 wird versucht, die Hauptformationen der Oberfläche, wie sie von der Serra do Mar nach dem Innern zu einander aufnehmen, zu specialisiren; da diese nähere Beschreibung aber zum Theil wieder in so allgemeinen Vergleichen wie: „ähnlich den Gebirgszügen, welche man in der Schweiz und in dem Tirol zu sehen gewohnt ist", gegeben wird, und da dann auf frühern und nachfolgenden Seiten wieder so viele Einzelnheiten angeführt werden, die diese allgemeinen Vergleiche im Besondern wieder beschränken und aufheben (z. B. daß die brasilianischen Gebirge die Schnee-

linie nicht erreichen u. ſ. w.), ſo weiß man am Ende nicht, worin der Vergleich eigentlich ſein tertium comparationis haben ſoll, und denkt unwillkürlich an jene Maleranweiſung: Pflaumen werden gemalt wie Kirſchen, nur ganz anders.

Das einzige Intereſſe (in welcher Beziehung auch Neues und Ausführlicheres mitgetheilt iſt), welches das Buch gewährt, iſt eine detaillirte Beſchreibung des gewöhnlichen Lebens in Braſilien und der Mittel, es zu erhalten. Dieſe Seite mußte in einem Buche, welches ganz offenbar in der Abſicht geſchrieben iſt, deutſche Auswanderer nach Braſilien zu locken, vorzugsweiſe hervorgehoben werden, und wir ſcheuen uns daher auch, ſelbſt dieſe Partie unbedingt anzuerkennen, da wir bei dem Mangel an Selbſtanſchauung nicht wiſſen können, wie viel zu leicht behandelt oder ganz übergangen iſt, was Jemand, der abſichtsloſer geſchrieben hätte, nachdrücklicher hervorgehoben oder doch erwähnt hätte. Einen ſtrengwiſſenſchaftlichen Werth hat das Buch nirgends, auch nicht in der Beſchreibung von Naturproducten, ſondern Alles iſt in derſelben vagen Weiſe gehalten, die man nur zu oft für eine nothwendige Eigenſchaft populairer Darſtellung anſieht.

Vieles iſt ſo unbeſtimmt ausgedrückt, daß wir es gar nicht verſtehen, z. B. S. 129:

> Das von dieſen Vergebungen noch übrig gebliebene Land [illegible] entſtanden auf Veranlaſſung der ommercieller Rückſichten wegen, die Zahia und San Sacramento; der Länder wurde nach früherer Sitte [illegible] ſpitzfächlich an Bewohner aus den [illegible] henkten genoſſen königliche Rechte und traten gegen ihre Nachbarn, die wilden Stämme, als Eroberer auf, die ſie auch beſiegten, mit Abgaben und Geſetzen nach Willkür belegten.

Was heißen hier „königliche Rechte?" — Regalien? oder die mit der (unter ſolchen Umſtänden nothwendigen) Selbſtvertheidigung zuſammenhängenden Aeußerungen des Rechts des Stärkern? In beiden Fällen wäre der Ausdruck: „königliche Rechte", völlig unklar und iſt es auch in jedem andern Falle.

Wieder Anderes iſt ganz undeutſch wie S. 131:

> Ihre Einwohner ſind indeſſen nicht mehr von reiner deutſcher Abſtammung, ſondern mit den ſich daſelbſt angeſiedelten Indianern gemiſcht.

Das erinnert an den „ihm durch das Loch gekrochenen Pater Antonius", wie ſich ein Mönch unterzeichnete, der ſeinem Vorgeſetzten berichtet hatte, ein Dieb ſei in ſeine Zelle eingebrochen, und zwar ſei derſelbe durch ein Loch im Ofen hereingekommen. *)

Daß bei dem Gegenſtand, den das Buch behandelt, viele Partien offenbar zu leicht übergangen ſind, zeigt deutlich S. 134 und 135:

> Mit großmüthiger Aufopferung ſuchte die Regierung Coloniſten vorzüglich aus Deutſchland an ſich zu ziehen. Allein die Erfahrung lehrte, daß man ſich in den Erwartungen von den Leiſtungen derſelben getäuſcht hatte, und ſpäter lehrte eine andere Erfahrung, daß die angelockten Anſiedler ſich ſelbſt vielfältig betrogen fanden.

Warum ſind die Gründe dieſer gegenſeitigen Täuſchung nicht weiter entwickelt? Müßte es nicht grade für einen Auswanderer vom höchſten Intereſſe ſein, dieſe Gründe kennen zu lernen? S. 137 heißt es in Beziehung auf die deutſche Colonie bei Pernambuk:

> In der letzten Zeit haben ſich viele Deutſche dahin gezogen, welche als Handwerker einwanderten, allein ihre Rechnung in den Seeſtädten nicht fanden, und viele andere im Lande ohne Zweck und Hülfe herumgeirrte Deutſche, die endlich müde wurden einer unſteten gewinnloſen Lebensart, dort bei ihren Landsleuten und Brüdern eine ebenſo nützliche als liebevolle Aufnahme fanden.

Auch durch dieſen ſprachlich ſo verrenkten Satz ſieht man hindurch, wie es im Ganzen weit größere Schwierigkeiten für einen Auswanderer hat, in Braſilien auf einen grünen Zweig zu kommen, als der Verf. an andern Stellen glauben machen möchte.

Alle andere Berichte über Braſilien, auch der in dem Werke des Hrn. Dr. Meyen ſtimmen darin überein, daß das Verhältniß der Weißen und der Farbigen in dieſem Lande über lang oder kurz mit einer Exploſion ſich entſcheiden müſſe, wenn nicht vorher Maßregeln zu Gunſten der Farbigen ergriffen würden, die bei der Geſinnung der Weißen in Braſilien nicht zu erwarten ſind. Eine ſolche Exploſion muß mit der entſetzlichſten Gefahr für alle weiße Coloniſten verbunden ſein und dürfte allein die mancherlei Vortheile aufwiegen, die außerdem Braſilien allerdings bieten mag. Hr. Ackermann aber findet es durchaus nicht zu ſeiner Aufgabe gehörig, dieſe Seite des braſilianiſchen Lebens auf eine ausführliche und der Bedeutung der Sache angemeſſene Weiſe abzuhandeln.

In Summa, wem es um nichts zu thun iſt als um eine anſchauliche Kenntniß mancher Seiten des gewöhnlichen Lebens, ohne wiſſenſchaftliche Genauigkeit, ohne Betrachtung höherer Intereſſen, ohne allſeitige Darſtellung des Lebens nach ſeiner ſittlichen Seite, der wird den Ekel, den das hervortretende Streben, Auswanderern Braſilien als ein Land darzuſtellen, wo es ihnen nicht fehlen kann, erregt, überwinden können und ſich noch ganz leidlich unterhalten; jeder andere Leſer wird aber mit uns einſtimmen, daß er ein Buch vor ſich habe ohne allen wiſſenſchaftlichen Werth, von ſehr confuſen und ſchalen Grundlagen der ſittlichen Ueberzeugung, von ſchlechter Schreibart und ſehr unbeſtimmter Auffaſſung.

Ganz anders iſt es mit Nr. 2. Ein namentlich als Botaniker, auch ſonſt rühmlichſt ausgezeichneter, dann aber überhaupt als Kenner der anſchaulichen Natur durchaus tüchtiger und anerkennenswerther Gelehrter gibt uns die Darſtellung einer für ernſte, wiſſenſchaftliche Zwecke unternommenen Reiſe in im Ganzen durchaus angemeſſener Weiſe. Wenn hier und da, wo von geſellſchaftlichen Verhältniſſen der berührten Gegenden die Rede iſt, eine reichere und tiefere politiſch-hiſtoriſche Bildung vermißt

*) Daß dieſe falſche Participialconſtruction nicht etwa ein Verſehen des Verf. iſt, ſondern grabezu auf Unkenntniß der Regeln der deutſchen Sprache beruht, zeigt ihr öfteres Vorkommen. S. 134 heißt es z. B. wieder: „ſie nahm einen Theil der ſich bald zerſtreuten Coloniſten auf", und ſo mehrfach an andern Orten.

und der Bericht mehr zur gewöhnlichen Reisebeschreibung wird, so wird dies billig durch den Werth der naturwissenschaftlichen Beobachtungen übertragen. *) Inwiefern hier der Ort nicht sein kann, in das Detail des naturwissenschaftlichen Berichtes prüfend einzugehen, dies in der That auch außer des Referenten Fähigkeit läge, beschränken wir uns auf eine im Ganzen summarische Inhaltsanzeige, wobei es nicht an Gelegenheit fehlen wird, Einzelnes, was von unterhaltender Natur ist, für unsere Leser theils aus-, theils mehr hervorzuheben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Julius Schneller's hinterlassene Werke. Aus Auftrag und zum Besten seiner Familie herausgegeben von Ernst Münch. Erster Band. Lebensumriß und vertraute Briefe an seine Gattin und seine Freunde. Zweiter Band. Briefwechsel zwischen Schneller und Prokesch. Stuttgart, Scheible. 1834. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.**)

Der zugleich energische und liebenswürdige Charakter Schneller's bürgt dafür, daß es dieser Sammlung seiner hinterlassenen Schriften bei vielen Freunden, die seine Feder und sein Geist ihm erworben haben, an Theilnahme nicht fehlen werde. Schneller war trotz der ihm fehlenden Mäßigung und derjenigen ruhigen Klarheit, die der Geschichtschreiber gewöhnlich erst als eine Gabe des Alters empfängt, gewiß ein geistreicher Historiker und höchst achtbar als Verfechter jeder für die Sache der Wissenschaft, humaner Bildung und der Gerechtigkeit fruchtreichen Idee. Für die Verbreitung ästhetischer Bildung hat er in seinem Adoptivvaterlande, Oestreich, unndlich viel gewirkt, und die historische Wissenschaft verdankt ihm Werke, wie die „Geschichte der Menschheit", die „Allgemeine Weltgeschichte", reich an neuen Ideen, die „Staatengeschichte Oestreichs", und mehre Specialgeschichten. Er war ein Verehrer Joseph II., und diese fast pathetische Verehrung, sorglos ausgesprochen im vierten Bande seiner östreichischen Staatengeschichte, war es, die ihn nach höchst unglücklichen Verwickelungen mit den Censurbehörden im Jahre 1823 aus Grätz nach Freiburg und von dem historischen Lehrstuhl in den philosophischen verscheuchte. Hierin mochte er das ihm Mangelnde tiefer empfinden und gelangte nie wieder zu völliger innerer Befriedigung. Er starb 1832 (geb. war er 1777 zu Strasburg) und hat an seinem Freunde Münch einen liebevollen, aber unparteiischen Biographen und verständigen Vollstrecker seines literarischen Testaments gefunden. Diesem letzten Willen gemäß empfangen wir jetzt von jener Hand in zehn Bänden seinen beachtenswerthen literarischen Nachlaß. Von dem dritten Bande desselben, „Ideen über Kunst und Literatur", sowie seine dramatische und lyrische Dichtungen enthaltend, haben diese Blätter bereits eine Anzeige erstattet; die beiden jetzt vorliegenden ersten und zweiten bringen seinen Lebensabriß und seinen Briefwechsel. Diesen werden sich im vierten, fünften und sechsten Bande seine allgemeinen historischen und philosophischen Schriften, und in den folgenden Bänden seine „Weltgeschichte" und die Staatengeschichten anschließen, zum Theil schon aus der nützlichen „Historischen Taschenbibliothek" bei Hilscher bekannt.

Indem wir zunächst die trefflich geschriebene Biographie Schneller's von Münch überblicken, stellt sich uns Geist und Wesen Schneller's zu einem sehr energischen, klaren und individuellen Bilde zusammen, einem gut getroffenen Portrait ähnlich. Wir lernen seinen edeln Willen, sein schönes und welches Herz, seine Treue gegen Wahrheit und Recht, aber auch seine Schwachheiten, hohe Selbstschätzung, ein wenig Eitelkeit und Unfreiheit gegen Vorurtheile, etwas Schroffheit und einigen Eigensinn kennen. Wir sehen ihn in seiner glücklichen Häuslichkeit, in seinen Freundschaften, in Liebe und Eifer für seinen talentvollen Pflegesohn Prokesch, jetzt zum Ritter von Osten erhoben; aber auch in seinen schweren Kämpfen mit Hormayr, mit der Censur und mit nicht wohlgezügelten Wünschen. Stets bleibt ihm unsere Achtung, selbst wenn ihm unsere Billigung fehlt. Als Kunstrichter erscheint uns Schneller zwar weder genial, noch überhaupt bedeutend, als Poet fehlt ihm eine eigne klar angeschaute Form, wiewol er geistreich ist; in der Philosophie gelangt er nicht über den Eklekticismus hinaus; aber in der Darstellung der Geschichte hat er sich eine eigne Bahn gebrochen, auf der er achtbar ist. Zweierlei charakterisirt ihn als Historiker: seine Zurückführung der Thatsachen auf Grundsätze (analytische Behandlung) und in der Staatengeschichte seine Herausstellung der Particulargeschichten. Doch allzu sehr zieht ihn das Gewaltige an, und die entschiedene Bewunderung Joseph's, Napoleon's und anderer blos gewaltigen Geister zeigt uns doch, daß es ihm auch in diesem Gebiet an harmonischer Umfassung fehlte, und daß Schneller der Blendung durch das Einzelne zugänglich war. Außer seiner Verbindung mit Prokesch, der ihm Alles zu verdanken scheint und den die Welt ihm verdankt, zieht die mit dem edeln Grafen St.-Leu, van Capellen, Werner, Rotteck, Genz u. s. w. besonders an. Seine Liebe als Gatte und Vater aber ist wahrhaft rührend.

Der Briefwechsel mit seiner Frau, nachdem ihn der Censurstreit zweimal nach Wien geführt hat, liest sich durchweg mit dem Interesse eines malerischen Schlachtberichts, oder wie eine Bildgußgeschichte Benvenuto Cellini's; die Kämpfe und Nöthen des Briefstellers, sein tapferer Widerstand, das Ringen um die gewünschte Versetzung in die ästhetische Professur, der Streit um die verbotene Handschrift des vierten Bandes der „Oestreichischen Staatengeschichte", die Hoffnungen, die Vereitelungen, die Audienzen bei Sedlnitzky, Genz, Saurau, dem Kaiser selbst, Alles dies muß Jeden aufs höchste anziehen, der entweder je in ähnlichen Lagen sich befand, oder der doch für

---

*) Eine eigenthümliche Geschmacklosigkeit in der Darstellung entsteht zuweilen in dieser Reisebeschreibung durch den Gebrauch der ersten Pluralis zu Bezeichnung des Verf.; es hat die Anwendung dieser prima pluralis für die prima singularis auch ihre Schranken, die in vorliegendem Werke hier und da lächerlich indiscret überschritten sind, z. B. II, S. 226: „Da man uns (nämlich den Verfasser ganz allein) anfangs für Spanier hielt, so war man sehr ehrerbietig, aber auch zurückhaltend gegen uns, welches sich erst dann legte, als Don Candido uns für Deutsche erklärte". S. 200 desselben Bandes heißt es: „Uns selbst hatte man schon in China über die strenge Polizei der Spanier auf Manila Manches mitgetheilt, und wir hielten es demnach für rathsam, uns für den Schiffschirurgus auszugeben"; das müßte nach der Analogie der obigen Spanier und Deutschen nun auch geändert werden: „uns für Schiffschirurgen auszugeben". Eine andere nicht minder auffallende Seite der Darstellung ist eine gewisse, wir möchten fast sagen, bedientenartige Weise, wie jederzeit hoher und höchster Kreise in Berlin gedacht wird. Die Verehrung für diese Kreise ist schön und natürlich; aber am unrechten Ort oder in nur einigermaßen nach der ordinairen Weise hinneigender Form ausgesprochen, erscheint sie als widrige Unbeholfenheit, die eines wissenschaftlich gebildeten Mannes unwürdig ist. Wenn Jemand aus einer Reihe von preußischen Reisenden in den letzten Decennien gelieferter Reisebeschreibungen ein Verzeichniß von Stellen, in denen ein gewisses widriges Kokettiren mit Preußenthum hervortritt, veranstalten wollte, würde dadurch auch dem eingefleischtesten Berliner deutlich werden, weshalb andere Deutsche ein gewisses Wesen, was an Preußen im Auslande besonders erst sich recht zu entwickeln pflegt, so lächerlich finden.

**) Ueber den dritten Band vergl. Nr. 25 d. Bl.

die Seelenleiden eines gebildeten Geistes, im ohnmächtigen Kampf gegen die Macht, Mitgefühl hegt. Dieser Censurstreit allein genügt, Schneller und seinen Briefwechsel zu einer anziehenden Erscheinung zu machen. Zweimal spricht S. den edeln Kaiser selbst, und die Leichtigkeit, mit der dies geschieht, wenn der Erfolg auch mehr schmeichelt, als befriedigt, bringt uns doch das kostbare und edle Vorrecht jedes Oestreichers, seine Klage bis an das Ohr seines Monarchen zu tragen, in lebhafte Erinnerung; ein Vorrecht, das der Engländer, der Franzose, der Spanier u. s. w. entbehrt. Nimmt man dazu, daß ein höflicher Empfang bei allen Mächtigen zu Wien gleichfalls Gesetz ist, so wüßten wir eigentlich nicht, was dem Beschwerdeführer zu wünschen übrigbleibt, den Erfolg selbst abgerechnet. Von den andern Seiten ziehen diese Briefe durch ihre zarte Gesinnung für Gattin und Haus sehr an und lassen keine von den Heftigkeiten durchblicken, die man Schneller sonst wol verwarf. Der Briefwechsel über die Professur in Freiburg mit Gleichenstein in vier Sprachen geführt — denn auf seine Sprachwissenschaft wußte Schneller sich viel, und seine Lieblingsidee war die Herausgabe des polyglotten Marc Aurel in sieben Sprachen — mit Rotteck u. s. w. ist nicht minder anziehend, der mit dem Herausgeber ist durch grelle Schmeicheleien verunziert, und unter vielen andern anziehenden Correspondenzen fehlt selbst eine mit dem Demagogen Siebenpfeiffer nicht, dessen Brief ziemlich charakteristisch ist; der mit Castelli, Hammer und Karoline Pichler ist dagegen unb[illegible] und konnte sehr verkürzt werden.

Die [illegible]iten Bandes beruht größtentheils [illegible]ten Prokesch's von seinen Reisen [illegible]welche in Bezug auf wissenschaft[illegible]one des Ganzen gelten müssen. [illegible]ertheilung dieser Briefe, auf deutschem [illegible]oden, voll anziehender Einzelnheiten. Zuerst [illegible]Anton Prokesch durch die Pietät interessant, die er seinem Beschützer, dem Fürsten Schwarzenberg, dessen Todespost er nach Wien bringt, widmet. Von ihm sagt er: „Seine Erinnerung wird mich immer mit Ernst erfüllen; er war der erste Mensch, der mich erstaunen machte; was Tugend sei, habe ich erst durch ihn gelernt. Legen Sie die Geschichte aus der Hand, sie ist eine misrathene Tochter der Wahrheit, bald Buhlerin, bald furchtverstummt und jederzeit misbraucht. Ein goldenes Kalb stellt sie auf, und das Volk wirft sich gläubig vor ihm nieder." Jeder von uns, der einen historischen Mann nahe kannte, wird diesen Satz unterschreiben. Schneller's Herzensfreude an dem Emporwachsen seines Pflegesohns in jeder Richtung ergreift den Leser seiner Briefe mit. Hinwieder hat er auch ihm manches Anziehende aus seinem Schriftstellerleben zu melden. Folgende Aeußerungen Genz's könnten über die Ansicht von diesem Charakter entscheidend sein; Genz sagte ihm 1820 offen: „Die Aufklärung hat seit 30 Jahren nur Arges und Tödtliches gebracht. Weiterschreiten führt in den Abgrund. Die Josephinische Epoche war ein Wahnsinn. Auch das allmälige, von oben begünstigte Reformiren ist revolutionnair. Man muß unbedingt festhalten an dem geschichtlich Gewordenen, nicht an dem Gedachten. Herkommen und Glauben bilden die wahren Grundlagen für Haus, Kirche und Staat." Diese Sätze wurden mit Fertigkeit verfochten. Auch sind die Lehren weise, die Schneller dem Sohne gibt: um Gottes willen jung zu sein und es zu bleiben; in seinen Umgang auch Unbedeutendes einzumischen, nicht stets mit Gewicht zu sprechen ꝛc. Kampflustig greift Prokesch seinen Vater mehrmals als Historiker an, und dieser gesteht, daß aus einer Bücherhöhle heraus Geschichte zu schreiben mislich sei. In der zweiten Abtheilung endlich folgen die bedeutenden Briefe aus der Levante. Zuerst kommt die Entzückung über Hellas, Troas, Konstantinopel; dann Kreta, Naxos, Paros, dessen Höhlen in Gesellschaft von Seeräubern besucht werden, die dem Herabsteigenden den Strick halten. Auf diese sehr anziehenden Briefe antwortet Schneller aus Freiburg in häufigen Variationen: „Die Kleinstädterei ist zum Davonlaufen." Für den Leser ist der grelle Contrast dieser Correspondenz, große Natur, Schreckniße, Gefahr, Enthusiasmus hier, und Seufzer, Kleinlichkeit und Kettengerassel dort, sehr anziehend. Briefe aus Syra, Smyrna, Konstantinopel, durch Persönliches und Archäologisches bedeutend, folgen. Dann kommen die vom Nil (1826), den Prokesch bis über die zweiten Katarakten hinauf beschifft. Sein Blick ist weit und groß, etwas allzu gläubig und mit Champollionismus geschwängert; aber was er beschreibt, ist ausgezeichnet durch Genauigkeit und Form. Die Schilderung von Philä, Theben und den Katarakten steht keiner andern nach, und Wahrheit und Deutlichkeit zeichnen sie aus. Den kleinen Tempel von Garbmeron führt der Reisende als einen ganz unwiderleglichen Beweis dafür, daß unter dem Wendekreise noch zur Zeit der Römer im altägyptischen Styl gebaut wurde, während an denen in Philä und Luxor noch die Hand einer vorägyptischen Cultur, die Hand jener von der Geschichte vergessenen Aethiopier (weil sie älter sind als die Geschichte) noch zu erkennen ist. So unermeßlich sind die Tempel von Edfu, daß die heutige Stadt Edfu in einem Winkel des Vorhofes des großen Tempels liegt. Ein einziger Stein von Theben wirft unsere ganze biblische Geschichte über den Haufen. Vier bis fünf Jahrtausende scheinen nicht zu viel als Vorbereitung eines Volks, das solche Werke unternehmen konnte! Und der Ursprung Thebens fällt in so graue Vorzeit, daß selbst die graueste Vorzeit ihn nur Göttern zuzuschreiben wußte; Theben versank, als Memphis gebaut wurde, und was war Europa, als man Memphis baute? So fein, so unsäglich vollendet ist die Arbeit im härtesten Granit in Luxor, daß die Kunst fertig war, ehe eine neue Welt an ihre Entstehung dachte. Königsgräber, Typhonium, Memnonium finden eine genaue Schilderung, in der sich die jetzige ägyptische Bevölkerung ebenso sonderbar ausnimmt als die Antworten aus Freiburg im Breisgau. Briefe aus Griechenland, Smyrna, Jerusalem (1829) und Italien (1831) machen den Beschluß. Wir ersehen zugleich daraus, wie der Verf. als Generalstabsoffizier des Geschwaders die Auszeichnungen verdiente, die ihm später zu Theil wurden, seinen Aerger über ungeordnete Bekanntmachungen seiner Schriften, und wie er sich mehr und mehr zu dem Standpunkte der Wissenschaftlichkeit heranbildet, den er jetzt einnimmt. Weiter vermögen wir hier nicht in die Verdienste dieser Briefe einzugehen, die ihrem Inhalte nach überdies bekannt geworden sind, aber durch die Form, in der sie hier erscheinen, in dem lebendigen Wechsel zwischen Wort und Gegenrede einen neuen Reiz finden.

Die noch zu erwartenden Bände dieser Unternehmung werden fast nur anderweit gedruckte Arbeiten Schneller's enthalten, und wir werden den Lesern davon zu seiner Zeit eine gedrängte und übersichtliche Anzeige erstatten. Die bis jetzt bekanntgemachten drei Bände aber verdienen ihre Aufmerksamkeit und unsere Empfehlung auf alle Weise. 46.

Literarische Notizen.

Von der schönen Ausgabe der Werke Paul de Kock's, welche der Buchhändler Gustav Barba besorgt, ist der siebente Band erschienen. Eine werthvolle Zugabe zu demselben bilden die vortrefflichen Kupferstiche nach den Zeichnungen von Raffet.

Die erschienenen beiden ersten Bände von Capefigue's „Richelieu, Mazarin, le Fronde et la règne deLouis XIV", enthalten die Regierung der Maria von Medicis und das Drama des Maréchal d'Ancre und der Leonora Galigai. Die diesen Bänden beigegebenen diplomatischen Beilagen sind zahlreich und sämmtlich noch ungedruckte Documente. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 214. — 2. August 1835.

1. Das Kaiserreich Brasilien ꝛc. Von F. X. Ackermann.
2. Reise um die Erde ꝛc. Von F. J. F. Meyen. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 213.)

Das erste Buch enthält die Darstellung der Ueberfahrt nach der Westküste von Südamerika. Der Anfang des Buches ist weder hinsichtlich der begegnenden Gegenstände noch hinsichtlich der Auffassung unter die interessantern Theile zu rechnen. So nahe liegende, in ihren äußern Erscheinungen Dem, was wir sonst um uns kennen, so verwandte Objecte, wie z. B. das Leben in Hamburg ist, wollen, wenn sie Interesse für uns erhalten sollen, geistreicher und tiefer gefaßt sein, als es hier geschehen ist. Doch es ist ja das auch nur beiläufig berührte Nebenpartie.

Die Beschreibung der Fahrt von Hamburg bis Rio Janeiro bietet nichts von allgemeinem Interesse, was als früher unbekannt betrachtet werden dürfte. Wie sollte dies auch bei einer Reise auf so befahrenen Wegen möglich sein. Der Naturforscher hingegen, oder wer selbst an eine Ueberfahrt nach Amerika denkt, wird Manches finden, was ihm als Bemerkung vom höchsten Werth sein dürfte. Die Schilderung des Aufenthalts in Brasilien ist höchst unterhaltend und so interessant, daß wir in der That schwer zu wählen hätten, wollten wir aus der Darstellung dieses bunten, reichen und doch so schmuzigen Lebens Einzelnes ausheben, denn fast alles Einzelne verdiente gewählt zu werden; um lieber die noch interessantern Schilderungen chilenischer Natur und chilenischen Lebens ausführlicher beachten zu können, übergehen wir die Darstellungen, welche das ohnehin bekanntere Brasilien betreffen. S. 109—113 findet sich eingefügt in die Schilderung des Aufenthaltes in Rio Janeiro eine Abhandlung über die „Structur der baumartigen Farrn", welche sich durch ihre Ausführlichkeit von den übrigen gelegentlichen naturhistorischen Beobachtungen unterscheidet, aber auch in der That von bedeutendem Interesse ist. Der Aufenthalt in Rio Janeiro (und der Umgegend), der hier von S. 69—117 beschrieben ist, kann nur wenige Tage gedauert haben, denn, wie es scheint, war die Ankunft im Hafen von Rio Janeiro am 15. November Abends, und am 20. Nov. Morgens wird die Abfahrt wieder angegeben. Nach einer Fahrt, welche wenig Veranlassung zu interessantern Bemerkungen bot, wurde am 13. Dec. Staateneiland erblickt. Zwei riesenhafte Pflanzen (fucus pyriferus und fucus antarcticus), die auf das Verdeck gezogen wurden, liefern wieder Stoff zu einer ausführlichern und höchst interessanten botanischen Abhandlung (S. 127—132). Bis in den Januar dauerten die Unbequemlichkeiten der Umschiffung des Cap Horn, nach welcher die Reise bis Valparaiso, wo das Schiff am 21. Jan. 1831 Anker warf, ohne Trübung von Statten ging. Tabellen mit meteorologischen Beobachtungen (S. 145—192) schließen das erste Buch, und dergleichen kommen auch später mehrfach als sehr willkommenes Material für weitere physikalische Untersuchungen vor.

Das zweite Buch enthält Beobachtungen und Bemerkungen über Chile. Diese bestehen anfangs wieder aus einer Anzahl gewöhnlich sich bietender topographischer und noch dankenswertherer statistischer Bemerkungen, an welche sich eine Beschreibung des herrlichen Klimas von Valparaiso anreiht, und Notizen über die Erdbeben, die diese Stadt heimgesucht hatten.

Die merkwürdigste Erscheinung in Folge dieser gewaltigen Explosionen im Innern der Erde, die diese ausgebreiteten Erschütterungen veranlaßten, ist die Erhebung einer sehr ausgedehnten Strecke Landes über das Niveau des Meeres. Lady Graham hat hierüber die ersten Beobachtungen bekanntgemacht; ihr Aufenthalt war während der Zeit dieses Erdbebens zu Quintero auf dem Landsitze des damaligen Admirals Lord Cochrane; in seiner Gesellschaft fand sie, daß sich die ganze Küste in der Bai von Quintero um 4 Fuß erhöht hatte. — Bei unserm Aufenthalte zu Valparaiso haben wir alle Mühe angewendet, um hinter die Richtigkeit dieser Angaben zu kommen; wir untersuchten die Küsten der Bai sowol südlich als nördlich, und überall fanden wir die Thatsache bestätigt. Ebenso ist diese Erhebung um einige Fuß Höhe im Hafen von Coquimbo und noch mehr im Hafen von Copiapò zu bemerken. Sowie sich die Küstengegend bei diesen letzten vulkanischen Operationen im größten Theile des chilenischen Staates um einige Fuß Höhe über das Niveau des Meeres gehoben hat, so ist sie einst vor geraumer, über alle Traditionen hinausreichender Zeit auf einmal um mehr als 40 und selbst 50 Fuß emporgestiegen, und seitdem sind wol mehr als einmal dergleichen kleine Erhöhungen, um einige Fuß nämlich, vorgekommen. Wir haben die Gründe zu dieser Behauptung in der Provinz Copiapò vorgefunden und werden sie an ihrem Orte genauer angeben.

Erdbeben sind nicht die einzigen Plagen, welche Val-

paraiso heimsuchen; eine zweite ebenfalls nicht geringe Plage sind heftige Orkane. Die Revolution hat das Land verarmen lassen; doch ist Valparaiso immer noch ein sehr bedeutender Handelsplatz. Die Regierung sucht durch Begünstigung der Ansiedelung fremder Fabrikanten und durch Einfuhrverbote die inländische Industrie zu heben; doch scheiterte bisher diese Absicht großentheils an dem gesunden, natürlichen Sinn der Chilener, die wohl fühlen, wie im Geleite des sinnlichen Glückes blühender Industrie allezeit viele sittliche Leiden und Krankheiten einziehen. Der Hr. Verf., der überhaupt, wie wir bei den Sandwichinseln noch näher bezeichnen werden, nur dies äußere Glück reichen, arbeitsamen, fröhlichen Lebens kennt, ist deshalb, weil sie dies verschmähen, nicht eben gut auf die Chilener zu sprechen:

Eine Menge von Hindernissen treten in diesem Lande zusammen, die der schnellen Entwickelung der Fabriken und des Ackerbaues entgegenstehen. Es ist nicht nur Mangel an baarem Gelde, sondern hauptsächlich Mangel an arbeitenden Händen unter den Chilenern, wozu der alte Hang zum romantischen Leben und die damit verbundene Liebe zur Unthätigkeit, der sie bei ihrem frühern Reichthume nachgehen konnten, Veranlassung gibt. Die große Mäßigkeit in ihren Genüssen *) und die fehlerhafte Erziehung des weiblichen Geschlechts, sowie viele andere Ursachen, die wir im Verlaufe der Reise auseinanderzusetzen Gelegenheit haben werden, sind als die Haupthindernisse der schnellern Entwickelung anzusehen.

Einzelne Bemerkungen über Gegenstände des gewöhnlichen Lebens in Valparaiso und an der Küste schließen sich an und leiten wieder zu naturhistorischen Interessen hinüber, die wir hier nicht weiter verfolgen (so wenig wie den Bericht über eine kleine Excursion über Almendral hinaus), um etwas ausführlicher sein zu können über eine von Valparaiso aus nach den Cordilleren unternommene Reise, welche mit einem sehr braven, eingeborenen Führer am 26. Jan. 1831 angetreten wurde auf einem in Chile Berloche genannten, zweiräderigen Wagen und mit zwei Maulthieren, welche letztere das Gepäck trugen.

Im gestreckten Galopp ging es durch die Straßen der Stadt und über Almendral hinaus nach der Cuesta de Valparaiso; dort fanden wir einen Haufen von 10 Pferden, die durch zwei Arrieros (Lastthier- und auch Pferdetreiber) uns vorangejagt wurden, wobei sie sich ausruhen sollten, um später unserm Wagen zur Ablösung vorgespannt zu werden. Der Zug war in der That gleich im Anfange höchst malerisch; die Arrieros mit spitzen spanischen Strohhüten, mit breiten Krempen und ungeheuern Sporen, deren Räder bis 5 Zoll im Durchmesser hatten, waren außerordentliche Reiter. Im stärksten Galopp trieben sie die beladenen Maulthiere und die losen Pferde voran und zeigten sich in ihren Kunststücken, wobei die Ponchos **) durch ihre flatternde Bewegung den Reitern ein romantisches Ansehen gaben.

Ueber die steile Cuesta de Valparaiso führte der Weg nach dem Posthause Peñuelos und nach der Llanura de Casa blanca; dann von dem Kirchdorf Casa blanca gegen Abend wieder durch das schöne Thal, worin es liegt.

An einem Hause hielten wir an, um Wasser zu trinken, das man uns in einem Ochsenhorn brachte, ein Gefäß, das noch weiter im Innern des Landes ganz allgemein im Gebrauch ist und welches man auf der Reise in den Cordilleren beständig bei sich führen muß. Die Fahrt ging sehr schnell vor sich, beständig im gestreckten Galopp, und wir erreichten noch vor einbrechender Nacht die Cuesta de Zapata; hier sahen wir in den kleinern Querthälern etwas niedrigen Grund, der sehr reich an Wasser war. Prachtvolle Wäldchen bedeckten diese Gegenden, die mit den nordischen Eisenwäldern die größte Aehnlichkeit hatten. Es waren Leguminosen und andere Bäume, welche die größte Aehnlichkeit hatten mit Alnus glutinosa und Betula alba, nur daß die hiesigen feiner belaubt waren. Auch hier standen die Bäume ebenso einzeln und buschartig zusammengedrängt wie bei uns die Eisen, und dazwischen war der Boden mit dem üppigsten Grase bedeckt, während im Hintergrunde die schwarzen Felsenmassen durchblickten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Sollen sie etwa auf diese Mäßigkeit verzichten, um das Glück industriöser Anstrengung zu erringen?

**) Eine Art Mäntel, die man durch ein Loch in ihrer Mitte über den Kopf zieht und die bis zu den Oberschenkeln lose herabhängen.

Correspondenznachrichten.

Leukadia, im März 1835.

Wenn ich Ihnen von Sappho's Insel schreibe, mußte ich eigentlich Santa Maura datiren. Die Engländer haben ihr diesen Namen von einer Colonie der Nordküste gegeben, die allmälig zu einer Stadt heranwuchs. Inzwischen gleicht diese Residenz des Lord Statthalters mehr einer amerikanischen oder ostindischen Pflanzung als einem europäischen Wohnorte, da die Häuser wie Krokodilzähne gereiht sind und die Einwohner mehr auf der Gasse als unter ihren Dächern wohnen. Vier Stunden habe ich darüber hingebracht, einen Menschen ausfindig zu machen, der mir für Geld ein Mittagsessen bereiten wollte, und als ich endlich nach einem Bett und einem Zimmer zu fragen wagte, da griffen Frau und Tochter des Wirths zur Stubenthür und zeigten mich der Polizei als einen Aufwiegler an.

Ich war der erste Reisende, der außer Seiner Herrlichkeit dem Lord Commissair und seiner Abtheilung rothberockter Themsegrenadiere in Jahr und Tag die Insel betreten hatte.

Zum Glücke war die Polizei weder leukadisch noch santamaurisch, sondern ein gebildeter englischer Gentleman, der mich mit einem französischen: „Soyez bien venu", anredete und auf der Stelle befahl, daß der — Constable für mich ein Appartement ausräume. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß mich ein Constable *) gastfreundlich behandelte, und ich bin wol überzeugt, daß mir diese Ehre nicht wieder zu Theil wird.

Da ich diesen Brief als eine Fortsetzung meines letzten von Ithaka betrachte, so will ich mit Ihnen auf den Lido von Vathi zurückgehen und von Sir James Abschied nehmen. Dieses geschah in einer mit gothischen Tropfsteinverzierungen cannelirten Grotte, unweit dessen Behausung, in welcher vor alten grauen Zeiten ein Orakel residirte. Die jungfräuliche Tochter des braven Handelsmanns hatte für uns ein schottisch-griechisches Frühstück, nämlich Milch, Honig, Porter und geräucherte Rindszunge, und für Papa insbesondere die eben von Zante angelangte „Morning Post" aufgetragen. Ich erfuhr daraus, daß gegen Europas Erwarten sich das Toryministerium in London befestige und bis zum 1. Februar Seine Herrlichkeit, der Herzog von Wellington, noch nicht, wie vordem bei einem ähnlichen Wechsel, mit Koth beworfen worden; woraus wir Beide schlossen, daß sich das Blut John Bull's ebenso sehr abgekühlt habe als das von Jean Potage, der an der Seine haus hält. Die Politik ist so phlegmatisch geworden, daß sie selbst die Kantschuhhiebe nicht mehr fühlt, und der Verstand der Menschen so industriös, daß

*) Ein Constable ist auf den ionischen Inseln, was er in London ist, — ein Polizeidiener.

man Löcher in ihre Köpfe werfen kann, sofern es mit silbernen Steinen geschieht.

Ich habe mit meinem griechischen Schiffer, der, unter uns gesagt, ein Revolutionnair und mit der bairischen Regierung unzufrieden ist, einen Contract abgeschlossen, vermöge dessen er gehalten ist mich mit vier Rudern und den vier Winden von Insel zu Insel und von Küste zu Küste bis nach Korfu zu schaffen, und ich gedenke desfalls nur beiläufig Ihres Europas, da ich mich gleichfalls in Asien und Afrika befinde und jeden Augenblick die Mohrentrommel höre.

Als ich von Ulysses' Insel ging, drückte ich meiner schönen britisch-griechischen Wirthin die Hand wie ein scheidender Gefährte des trojanischen Helden, der seiner Lieben Lebewohl sagt. Dann füllte ich noch einmal den Pokal mit schäumendem Porter — ich hatte, genöthigt von Sir James, einige Krüge an Bord gebracht — und sprach mein: „Your most humble servant, Mistress and Sir!" worauf der Missolunghер den Segelstrick herabließ und das Boot pfeilschnell in die Flut lief. Ich habe die englische Flagge, die in diesem Augenblick wehte, nicht vergessen. Sie hatte die Gestalt und Farbe eines weißen Schnupftuches, das von schöner Hand aufgefaßt worden.

Die Insel Leukadia ist eine der merkwürdigsten griechischen Inseln, wenngleich ihre Geschichte klein und einfach ist. Sie soll zu Homer's Zeit noch mit Akarnanien zusammengehangen haben. Berühmt ist ihr Name wol mehr des Felsens, von dem sich die Dichterin Sappho und nach ihr ein ganzes Heer verliebter Verzweifelter herabstürzte, als wegen der Stadt Leukadia, davon mir gestern mein obenerwähnter Constable ebenfalls auf Polizeibefehl die Ruinen zeigte. Man sieht ihre Berge auf der sicilianischen Seite von unwirthbaren Felsen, auf der griechischen von freundlichen Buchten und Hafenplätzen begrenzt, dort grau und öde, hier grün und bunt colorirt, gar lieblich anzuschauen. Gegen Norden dehnt sich die hohe Inselpyramide in eine sanfte Ebene aus und verschwindet dann in den seichten Fluten, die den sogenannten Kanal von Santa Maura bilden, hüben Griechenland und drüben die Türkei bespülend. Ein kleiner Archipel von Inseln, worunter die Dracheninseln, erhebt sich vor ihr und in dem Meeresspiegel von Anatolikо und Patras, die als Schildwachen des korinthischen Busens aufgestellt wurden. Das Auge, wohin es auch sehen mag, erblickt nirgends die hohe See, es weilt auf den pittoresken Horizontlinien von Zante, Cephalonia, Ithaka, Morea und Epirus, in welchem das Pindus schneebedeckte Riesen stehen.

Ich habe den Barthélemy in der Tasche und finde darin, daß weiland auf der höchsten Spitze des Inselberges ein Tempel des Apollo gestanden, und daß die Einwohner den wunderlichen religiösen Gebrauch gehabt, diesem Apollo zu Ehren alljährig einen Menschen von dem fameſen dichterischen Vorgebirge ins Meer zu stürzen und dann alle Mittel zu seiner Rettung anzuwenden, beides in der christlich-heidnischen Hoffnung, dadurch den Zorn des Gottes von dem Lande abzuwenden, oder die die Strafe der Sünden insgesammt auf ein Haupt zu wälzen. Damit der Auserkorene weniger Gefahr laufe zu ertrinken, befestigten die Gläubigen Blasen und Federn an seine Glieder und stellten in den nahen Buchten Kähne auf, die zu seiner Hilfe herbeieilen mußten.

Ob dieser Cultus des Musengottes mit dem Sprung der thracischen Sängerin zusammenhängt, davon sagt der selige Abbé nichts. Dagegen bemerkt er, daß zu Pausanias' Zeit noch ein Denkmal der Königin Artemisia auf Leukadien gestanden, und daß diese Mitfechterin bei Salamis, nachdem sie ihrem ungetreuen Geliebten die Augen ausgekratzt, hierher gekommen sei, der rasenden Sappho nachzuspringen.

Da die Polizei in der Regel zuerst von Selbstmorden und andern Unglücksfällen benachrichtigt wird, so wendete ich mich diesen Morgen an meinen Constable, um zu erfahren, ob in neuerer Zeit der Felsen der Liebe noch Anziehungskraft habe. Er erwiderte, daß, obgleich die Engländer sehr große Freunde vom Ertrinken wären, bei seinen Lebzeiten noch keine Obduction einer Sappho vorgekommen sei, bemerkte aber dabei zugleich sehr richtig, daß ein des Lebens Ueberdrüssiger den Wellentod bequemer im Kanal von Santa Maura haben könne.

Ich habe eine kleine Reise zu der alten Stadt Leukadia und dem berühmten Felsensprung unternommen und bin deshalb in den Stand gesetzt, davon eine wohlskizzirte Zeichnung zu liefern. Derselbe liegt auf der Westseite der Insel, rücklings der Ruinen der Stadt und des Tempels, von welchem man mehre Hundert Fuß thalab gehen mußte, um dahin zu gelangen, und bildet einen viereckigen senkrechten Vorsprung von bedeutender Höhe. Ein Erdbeben, das unter dem Namen des von Santa Maura bekannt ist, hat dessen Umgegend und vielleicht die Platte selbst im Jahre 1766 dergestalt gebrochen und verändert, daß man nur die Hälfte der Terrasse noch wahrnimmt. Ein ungeheurer Felsen, der sich bei dieser Gelegenheit von benachbarten Höhen losriß, füllte unweit desselben die See zu einer Insel aus, die jetzt den Schiffern gefährlich und Sessola genannt worden ist. Wir gingen von dem Sprunge zum äußersten Vorgebirge der Insel, Cap Durazzo genannt, und lustwandelten von da über die zackigen Berggiebel und Abgründe in die Ruinen zurück.

Diese bestehen aus cyklopischen Mauerresten einer Veste, welche eine halbe Stunde von der jetzigen Stadt auf einem mit Olivenwäldern und Gärten umgebenen pittoresken Hügel liegt. Ich erfreute mich daselbst einer entzückenden Aussicht auf die Küste von Livadien *), die Inseln und den Golf von Arta, ehemals das Meer von Ambracia genannt. Die Türken haben daselbst zwei Kastelle gegenüber dem englischen Kanalschloß erbaut, welche jetzt, als äußerste Grenzpunkte, griechische Besatzung haben. Man sieht auf der einen Erdzunge des Golfes die Häuser von Actium, der Erbin des berühmten Schlachtfeldnamens, auf der andern die Stadt Prevesa, mit einem muselmännischen Kastelle. Dort ließ Homer seine Unterwelt beginnen.

Wenn Sie nach meiner Anticipirung der Dinge und Reisebegebenheiten auf unsere schleunige Fahrt hierher schließen, thun Sie dem Gotte von Aeolien und meinen Argonauten Unrecht. Denn abgesehen von der beträchtlichen Distanz der Orte, bekam ich Händel mit den Winden und dem griechischen Aberglauben, der mit Bezug auf die jetzt eingetretene Quaresima ganz geeignet ist einen armen Reisenden zu Tode zu ärgern. Wir haben mit unserm Schifflein nicht weniger als fünf Tage zwischen den Homerischen Inseln gekreuzt, und Bitten und Fluchen war gleich vergeblich, den Palinurus zu einer Interimslandung zu bereden, weil ein Heiliger des griechischen Kalenders das Untersegelgehn in dem Augenblicke unseres Erscheinens auf der Höhe von Dragomestre untersagte und ein gieriger Haifisch seltsamerweise seinen Schwanz ganz in der Nähe des Felsenufers in die Lüfte streckte und einen Wasserstaubregen über unsere Röcke goß. Umsonst bestrebte ich mich zu beweisen, daß ich nur auf zwei Tage Proviant an Bord habe, und daß mein Fleisch, noch von Patras eingelegt, in Fäulniß übergegangen; es wurde mir erwidert, die heilige Panagia könne nicht zugeben, daß ein Mensch in der heiligen Fastenzeit Luxus treibe; ich möge mit Zwieback und Sepia vorlieb nehmen.

Dieser Sepia ist der bekannte gabelförmige oder vielzweigige Fisch mit Knorpeln, aus dem die Chemiker unsere braune Zeichentusche bereiten. Er wird im ionischen und ägeischen Meere häufig gefangen und von dem gemeinen Volke auf eine ekelhafte Weise in Töpfe zerfleischt und ausgekocht. Eher könnte ich, was ich nie vermochte, Froschbeine essen als ein Ragout dieses Gliedergewürms.

Nachdem wir am vierten Tage unserer Fahrt gegen Abend den Durchgangs- und Anfangspunkt des Kanals erreicht und alle Hoffnung hatten, die im Hintergrunde aus dichtem Grün und schwarzen Cypressenthürmen auftauchende Stadt zu erreichen, welches inzwischen nur mittels eines Piloten wegen der seichten

*) Livadien umfaßt Aetolien, Akarnanien, Ambracia und zuweilen sogar Böotien und Attika.

Stellen geschehen konnte, sperrte mir ein englischer Sanitätsbeamter in italienischer Sprache den Weg, kräftiglichst versichernd, es sei von Obrigkeits wegen verboten den Kanal nach Sonnenuntergang zu beschiffen, oder anderweitig auf demselben an großbritannisches Land zu steigen.

Parlamentiren war vergeblich; ich mußte von Resignation ein Lied singen und meiner Zunge weis machen, daß ein großes Verdienst in der Entbehrung bestehe.

Unterdeß entfloh die Nacht, und wir erhielten Erlaubniß, mit einem Gratisbillet auf die schöne leukadische Natur, das Fahrzeug zur Zeit der Ebbe in die Lagunen zu rudern; eine neue Annehmlichkeit, die ich aber nicht früher inne ward, bis ich, etwa 30 Schritte weit von dem Sanitätshause, auf dem Lande festlag. Da es grade ein englischer protestantischer feierlicher Sonntag und die Hafenautorität sammt dem Pestdoctor eben in der Kirche war, so wollte es mein gutes Geschick, daß ich in dieser Position, welche wir, um weiter zu kommen, noch zur schiefen machten, drei Stunden verharrte, als nach welcher Verlauf ein hohler Baumstamm, der mich in die Zeit der ersten Schiffer versetzte, mit einem alten Fährmann kam, uns in die Barrièren zu führen.

Der Doctor behandelte uns mit geziemender Würde und ließ uns mit ebenso großem Ernste im Angesichte einzeln mit den Händen unter die Schultern klopfen und in die Luft hauchen, worauf wir purificirt wie eine Heerde Marktvieh zum Magistrat getrieben und über Reisezweck, Namen, Stand und Marschroute befragt wurden.

Da es mir zum ersten Mal begegnete, daß die Behörde sich auch nach dem Namen meines Vaters und dessen Leben oder Tod erkundigte und hernach feierlich zu Protokoll schrieb: „August, Sohn von Franz Martin, verstorbenem Gutsbesitzer", so habe ich es mir als eine neue weise Inquisitionsfrage gemerkt, um es andern Autoritäten zu überliefern, die es nicht ganz so weit gebracht haben im Paß- und Formalitätenwesen. Die Götter wissen, wie lange es noch währt, ehe man die hinreichend besteuerten und geschundenen Reisenden in Ruhe und Frieden ihre Straße ziehen läßt, ich meine ohne Polizei, ohne Porthauptleute, ohne Consuln und ohne Bürgen für ihre finanziellen und politischen Gesinnungen. Ich denke schon jetzt wieder mit Ekel an das schöne Italien.

Der Kanal von Santa Maura ist nur für kleine Fahrzeuge zur Zeit der Flut schiffbar, welche Mittags und Mitternachts eintritt. Seine Länge beträgt über eine deutsche Meile und mag wol beträchtlich von der des alten Kanals von Leukadien, den die Schiffer mit ihren Fahrzeugen auf dem Rücken passirten, verschieden sein; nördlich stößt er an den modernen Hafen und das Fort Tekia, dessen Wälle Actiums Vorgebirge gegenüberliegen. Man hatte es einmal versucht, das Festland auf dieser Stelle mit der Insel durch eine steinerne Fußgängerbrücke von mehr als hundert kleinen Bogen zu verbinden, hat aber, wie die Ruinen zeigen, die Arbeit wiederaufgegeben, als die Stürme den Damm zerrissen. Das Ufer ist auf allen Seiten der Stadt einem Heer von Lagunen vergleichbar und mit Fischereien durchschnitten. Ein großer Theil derselben ist von der Regierung urbar gemacht, bepflanzt und mit Communalgebäuden und Hospitälern bebaut worden.

Ich habe mit dem gefälligen Polizeiinspector der Insel diese Anlagen genau besehen und auch nicht unterlassen die Lesanstalt und die noch im Werden begriffene Kirche zu besuchen, welche der Lord Commissair aus den Ruinen der alten Stadt Leukadia erbauen ließ. Der Bücher waren nicht viele, aber viele brauchbare, worunter auch die bekannte Bibliothek der britischen Reisenden, Byron's, Shakspeare's, Scott's und Anderer Werke. Ich blätterte eine Stunde im „Edinburgh review" und dem „Morning herald" und unterrichtete mich dann für einige Zeit bezüglich der Politik im „Journal des débats", welches an Galignani's „Messenger" geheftet war. Das Merkwürdigste in dem Lesecabinet schien mir des Custoden Töchterlein, welche während meiner Anwesenheit Blätter aufschnitt und einheftete. Sie war nicht ganz so spröde als meines ersten Wirthes weibliche Angehörige und ließ es sich gefallen, daß ich ihr schönes schlankes Mieder und ihre schweizerischen Haarflechten lobte.

Unter uns gesagt, die Leukadierinnen sind ganz allerliebste Frauen, und ich gerieth während der kurzen Zeit meines Hierseins mehr als einmal in Liebesgefahr. Die meisten sind groß, majestätisch, regelmäßig und an Arm und Brust und Schenkeln verführerisch rund und elastisch. Sie wissen diese ihre Reize durch ein fast mittelalterliches knappes Costum, ähnlich dem ritterlichen aus Franz I. Zeit, und eine äußere Würde zu erhöhen, die ganz undegreiflich ist, wenn man neben ihnen die grotesken und schmuzigen Figuren der Männer betrachtet. In dieser Beziehung ist die Griechin überall die Göttin und der Mann der Sklave, gleichviel ob in der Hütte oder im Schlosse.

Heute Mittag erfreute mich die Schwester meines heterogenen Gastwirthes, welche, wie mir däuchte, viel englische Cultur von dem unverheiratheten Chef der Polizei annahm, mit einer alten leukadischen Münze, deren Beschreibung vielleicht Jemanden interessiren kann, wenn ich sie hier einschalte. Das Stück scheint kurz nach der Zeit des trojanischen Krieges geprägt worden zu sein; denn es enthält einerseits das Bildniß der Diana und auf dem Revers einen auf die Expedition zu deutenden Schiffschnabel mit der Inschrift: „Λευκαδίων Πολλυρος." Der Rand ist abgestoßen und ein Theil des Götterkopfes von einem industriösen Spaten beschädigt. Der Fund wurde auf der Höhe des alten Leukadiens gemacht, wo der Lord Commissair, wie gesagt, mit Kunstsinn die Alterthümer zerstört, um eine Kirche zu bauen. Ich hoffe, daß dieselbe dem heiligen Georg geweiht wird.

Weiter habe ich Ihnen von dem alten und neuen Sapphischen Eilande nichts zu bemerken, außer etwa meine morgende Abreise. Ich habe allen Anfoderungen der hohen britischen Administration entsprochen und bin sogar in gutem Vernehmen von meiner schönen Freundin im Lesecabinet geschieden, die wenig Zeitvertreib hat. Das gute Mädchen versicherte bei der heiligen Panagia, daß ich der einzige Engländer wäre, der außer dem Polizeiinspector und einem dicken alten Major in ihren Blättern gelesen habe, und äußerte nicht unzweideutig den Wunsch, daß mich bald ein Nachfolger auf längere Zeit ablösen möchte. Solches vergönne ich ihr von Herzen wie auch meinem Nachfolger, er mag nun ein Brite oder ein Deutscher sein wie ich. Von der Liebe wird man hier nicht curirt, das kann ich versichern. 129.

Literarische Notizen.

Serrure, Archivar des östlichen Flanderns, hat aus dem Flamändischen ein Stück unter dem Titel: „Le jeu d'Esmorée fils du roi de Sicile", übersetzt. Nach seiner Behauptung ist dies das älteste existirende Theaterstück in dem ernsten Genre, und gehört jener Periode der altflamändischen Poesie an, die vor das J. 1350 fällt.

Zwei der glänzendsten dioramischen Gemälde sind die gegenwärtig von Bouton in London ausgestellten, den Campo Vaccino in Rom und das Innere der Kirche Santa Croce in Florenz vorstellend. In Hinsicht der Beleuchtung und Vertheilung der Lichter kann man nichts Schöneres sehen.

Der Maler Rippingle, bereits durch mehre ausgezeichnete Arbeiten bekannt, stellt sechs Zeichnungen aus, den Weg der Trunkenheit darstellend, im Hogarth'schen Styl, und unter Dem, was nach Hogarth in diesem Genre gearbeitet worden, vielleicht das Vorzüglichste. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 215. — 3. August 1835.

1. Das Kaiserreich Brasilien ꝛc. Von F. X. Ackermann.
2. Reise um die Erde ꝛc. Von F. J. F. Meyen. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 214.)

Die Nacht brach ein, ehe die Cuesta de Zapata überstiegen war; bei Mondschein kam der Reisende in die Ebene von Curucavia:

In dem Dorfe Bustamente, wo sich ein Gasthof nach Landessitte befand, in dem wir abtraten, blieben wir über Nacht. Das Gasthaus war ein großer Bauernhof, der von allen vier Seiten mit niedrigen Häusern aus Lehm besetzt war; die eine Reihe von Wohnungen war für die Fremden bestimmt und in lauter einzelne Zimmer getheilt. Eine Bettstelle, mit einer Ochsenhaut überzogen, und ein kleiner Tisch waren die gesammten Möbel, die sich in den Gaststuben befanden, in die das Licht durch die Thüre hineinfiel. Um den Hunger zu stillen, packten wir die mitgenommenen Lebensmittel aus, erschraken aber nicht wenig, als sämmtliche Sachen in unserm Küchenkasten verdorben waren; die Packung war nicht für den Rücken der Maulthiere eingerichtet gewesen, denn für diesen Platz ist selbst das Eisen nicht fest genug. Einige Flaschen waren zuerst zerbrochen, ihr Inhalt hatte unsern ganzen Zuckervorrath für die Reise aufgelöst und ebenso alle übrigen Eßwaaren verdorben. In der That, wir mußten gleich am ersten Tage unserer Reise so fatale Erfahrungen machen, daß uns das ungewohnte Lager auf der ausgespannten Ochsenhaut auch nur auf wenige Augenblicke Schlaf gewährte. An irgend eine Aufwartung in diesem Gasthause, oder an Essen und Trinken, das man für Geld haben wollte, war hier nicht zu denken, und dennoch haben sich diese Gegenden in der neuern Zeit außerordentlich schnell emporgeschwungen und übertreffen in Hinsicht der Gasthäuser alle Anstalten der Art im ganzen übrigen Reiche von Chile.

Durch die Frühluft erfrischt, wurde die Reise am andern Morgen fortgesetzt. Das Frühstück, was nach einiger Zeit eingenommen wird, gibt Veranlassung, eine ländliche Wohnung zu schildern:

Nach unserer Art zu leben, kann man sich keine größere Unordnung denken als hier in der Stube und vorzüglich in der Speisekammer herrschte. Fleisch, Butter, Mehl, Käse u. s. w. lagen, ohne bedeckt zu sein, überall umher, und Hunderttausende von Fliegen konnten sich daran ungestört ergötzen. Der Reithut der Señora, von schwarzem Filze, mit Federn besetzt, stand auf einem Brete zwischen alten Töpfen, und der Sattel mit dem Zaume hing draußen auf dem Zaune des Gartens. Während der Zeit, daß unser Essen angefertigt wurde und die Pferde seit gestern Morgen zum ersten Male gefüttert wurden, besuchten wir den Garten und die Umgegend. Feigen, Wallnüsse, Birnen, Aepfel, Pfirsiche und Trauben füllten im üppigsten Wuchse, meistens noch mit Früchten beladen, den Garten; aber die ganze Umgegend war von einer Unzahl des Degus, dieser merkwürdigen Ratte, belebt, die auf den Bäumen herumläuft und den büschelförmigen Schwanz gleich dem Eichhörnchen aufsetzt. Das Thier lebt gesellig, hat seine großen unterirdischen Wohnungen in der Nähe der Gebüsche und thut den Gärten ungeheuern Schaden, indem es von den Wurzeln und Früchten der Bäume lebt. Auch soll es die Eier und selbst die jungen Vögel nicht verschonen, die es in ihren Nestern aufsucht.

Durch eine nach der Ernte und durch den Sonnenbrand todt aussehende Gegend führte die Reise an diesem Tage weiter der Cuesta de Prado entgegen und auf ihre Höhe, von wo sich herrliche Aussichten bieten. Eine für die Auffassung gesellschaftlicher Verhältnisse interessante Scene im Posthause von Prado wird geschildert und zum Schluß die Bemerkung beigefügt:

Hier, wie noch häufig bei unserm Aufenthalte in Südamerika, kam es vor, daß wir längere Zeit im Kreise einer Familie sein konnten, ohne die Herren und Damen herauszufinden, die miteinander verheirathet waren. Verwechselungen, die dadurch vorfielen, dienten immer zur lustigen Unterhaltung der Gesellschaft. Ungern trennten wir uns von unsern neuen Bekannten und jagten während der Mittagshitze durch die Ebene Mapocho. Kein Windchen bewegte sich und kein lebendes Thier ließ sich sehen; eine vollkommene Ruhe der Natur war eingetreten, selbst die Vegetation erstorben und die fruchtbare Ebene glich einem abgesengten Lehmboden; nur bewegliche Bilder, durch ungleiche Refraction erzeugt, belebten die glühende Ebene. Selbst die Pferde ermatteten und wollten nicht mehr im starken Galopp gehen, da kam einer der Arrieros hinzu und machte mit seinem großen Messer den Thieren einige Schnitte in den harten Gaumen, sodaß eine große Masse Blut floß. Der Mensch hatte den Glauben, daß das Thier durch einen solchen Aderlaß wieder muthiger würde.

Nachdem der Verf. über den Rio Pubaguel gekommen, traf er eine freundlichere Gegend; die Thürme von Sant Jago wurden sichtbar, in der hohen Kette der Cordilleren ließen sich deutlicher nun die einzelnen Berge unterscheiden, die sämmtlich in dieser Gegend mit ewigem Schnee bedeckt sind. Gegen Ende der Siestenzeit gelangte der Reisende in die ersten Straßen von Sant Jago; er fand sie schmutzig, von niedrigen Häusern gebildet; die ärmern Leute gingen halb entblößt auf der Straße einher. Nach einer allgemeinen Darstellung der Gebirgsverhältnisse in dieser Gegend zwischen den Cordilleren und der Küste geht der Verf. zu einer Reihe von Bemerkungen über Sant Jago über, von welcher eine eigentliche Be-

Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5. Fig. 6. Fig. 7. Fig. 8. Fig. 9. Fig. 10. Fig. 11. Fig. 12. Fig. 13. Fig. 14. Fig. 15. Fig. 16. Fig. 17. Fig. 18. Fig. 19. Fig. 20. Fig.

lairer Darstellung nur eine Anhäufung von Namen, die entweder gar nicht oder sehr oberflächlich verbunden wurden, verstand. Es gibt nichts Armseligeres als solche Seelenlehren für Kinder ꝛc., die in der That, statt dem in der Wissenschaft Unbewanderten die wissenschaftlichen Resultate nahe zu bringen, eine wunderbare Verwirrung in den Köpfen anrichten und die abenteuerlichsten Vorstellungen von der Psyche erzeugen müssen.

Wir fürchten, der Verf. der vorliegenden Schrift, der sich unter der Vorrede als K. F. Eisenlohr, Pfarrer in Opfingen, unterzeichnet, möchte einem solchen Uebelstande auch nicht ganz entgehen, und wir beklagen dies um so mehr, da man auch in diesem kleinen Schriftchen auf einzelne zerstreute Bemerkungen stößt, die die Fähigkeit des Verf. zu einer reinern Beobachtung beurkunden, da ferner eine besondere Rücksicht, die sehr wohl eine eigne, aber in ihrer Anlage genau zu erwägende Arbeit verdient, nämlich die Rücksicht auf den badischen Verein für Strafgefangene, dabei in Betracht gekommen ist (S. VII), da endlich das gegenwärtige Schriftchen nur der Vorläufer eines größern Buchs, nur eine Anfrage sein soll, ob dieses sich eine gute Aufnahme versprechen dürfe, die 1) eine christlich-theologische Begründung der Gemüthslehre oder eine Nachweisung ihrer Uebereinstimmung mit den Quellen der christlichen Religion; 2) eine philosophische Begründung derselben oder eine Nachweisung ihrer Uebereinstimmung mit den Hauptsätzen der kritischen Philosophie; 3) eine dogmengeschichtliche Darstellung oder eine Vergleichung der Ideen dieser Gemüthslehre mit den verschiedenen Meinungen, welche christliche Religionsgesellschaften vom Gemüth und von der Entwickelung desselben hatten; 4) eine kurze historische Deduction oder eine Darstellung des Gemüthslebens bei der Menschheit und bei einzelnen Völkern in den verschiedenen Perioden der Weltgeschichte enthalten soll. Hiergegen, namentlich gegen die ersten drei Punkte, ließe sich denn freilich schon zum Voraus mancherlei erinnern, denn bevor die Uebereinstimmung der Gemüthslehre mit den Quellen der christlichen Religion nachgewiesen werden kann, muß doch ihre Begründung in sich selbst vollendet sein. Eine solche Begründung aber könnte keine andere sein, als eben eine philosophische, und diese hinwiederum keineswegs dadurch zu Stande gebracht werden, daß man einen Satz, den man noch gar nicht wissenschaftlich hat, sondern nur vorwegnimmt, also nur voraussetzt, der also nur Prätension ist, mit den Hauptsätzen der kritischen Philosophie vergleicht. Vielmehr würde es für eine solche nothwendig sein, den Begriff des Gemüths, wie er sich durch seine einzelnen Momente hindurchbildet, dialectisch darzulegen; wobei dann nothwendig eine Vergleichung mit andern Meinungen, als welche solche einzelne Momente repräsentiren, freilich aber nicht blos mit den Meinungen christlicher Religionsgesellschaften, sondern mit den in der ganzen Geschichte der Erscheinung des Geistes hervortretenden sich von selbst ergeben würde. Was nun die Ausführung in der vorliegenden Schrift selbst betrifft, so vermögen wir in der That in derselben weder eine philosophische Begründung, noch auch die Uebereinstimmung mit den christlichen Lehren angedeutet zu finden. Vielmehr gibt der Verf. statt der ersten eine ziemlich dürre Nomenclatur nach der beliebten Vermögenstheorie der frühern Psychologie, und schon die Definition des Gemüths zeigt soviel Schwankendes, daß wir es für unmöglich halten, in dieser Weise eine wissenschaftliche Gemüthslehre zu Stande zu bringen. Es heißt nämlich (S. 2, §. 3): „Das Gemüth ist ein abstracter Begriff von Zuständen und Thätigkeiten der Seele von einer abwechselnd leidenden und thätigen Bewegung im Innern, von einem Walten der Vorstellungen, Gefühle, Begehrungen und Entschließungen, aber immer in Beziehung auf die eigne Person. Das Gemüth ist keine besondere Kraft oder Fähigkeit (Facultät), sondern der Gesammtrath aller Facultäten mit ihren Sprechern, von welchen bald der eine, bald der andere zur Entscheidung wirkt, immer die eigne Person vorstellend und fühlend oder doch das Gedachte als anner ansehend, wie bei der Liebe, welche das Fremde mit der Person verbindet.“ Man kann hieraus wol merken, daß der Verf. in dem Gemüthe das Wesen der geistigen Individualität darstellen will; allein die Darstellung ist doch zu sehr populair, und dadurch wirklich nicht klar, sondern nur verwirrend und für die Wissenschaft nicht förderlich, welche diese Aufgabe von den ersten Rudimenten der geistigen Individualität, in dem Selbstgefühle, durch alle Hauptmomente ihrer Entwickelung ganz anders dargelegt wissen will.

Um auch von der vorgeblichen Uebereinstimmung mit der christlichen Lehre eine Probe zu geben, wählen wir die Lehre von der Erlösung, die der Verf. in eine vorbereitende und vollendende theilt. „Die erste wäre diejenige, welche (S. 52) das Gemüth befreit von den durch die verkehrte Richtung entstandenen Gedanken und Gefühlen, die ein Hinderniß der Annäherung zu Gott und zu den Menschen sind; von den Gedanken eines — regellosen Ungefähre oder auch einer willkürlich wirkenden Macht anderer Wesen — von den Gedanken der Unmöglichkeit, je das Wohlgefallen Gottes zu erlangen, des allzugroßen Abstandes zwischen dem heiligen Weltregenten und dem sündhaften Geschöpfe; von dem Gefühle der Furcht vor den Strafen des beleidigten Herrn und vor den fortdauernden Folgen der Sünde, als ob sie ein Fortschreiten und die Seligkeit unmöglich machten. Vollendend wird die Erlösung (S. 53), indem das Gemüth die rechte Richtung annimmt und der Mensch in den Bund eintritt, den wir das Reich Gottes nennen, mit dem Glauben, daß Gott den Stifter desselben (als das Haupt) mit der höchsten Macht ausgerüstet habe und durch ihn und dessen Glieder den Plan zur Veredlung und Beglückung des Menschengeschlechtes ausführe und indem er mit dem Eifer der Liebe, als ein würdiges Glied, selbst die Zwecke des Reichs Gottes an sich und andern Gliedern zu fördern strebt.“ Hier zeigt sich nun der Mangel einer tüchtigen psychologischen Grundlage recht deutlich, und Augustin, dessen „mystische“ Lehre von der Erbsünde der Verf. bei Seite wirft, hätte wol ein gründlicheres Studium verdient.

Indessen wiederholen wir, daß es gewiß etwas Verdienstliches wäre, wenn der Verf. über den Seelenzustand der Strafgefangenen und ihre psychische Behandlung monographisch und ohne weitere Abschweifungen gründliche Erörterungen geben, hiermit ein von dem lauter sich aussprechenden Zeitbedürfniß als besonders wichtig bezeichnetes Capitel der psychischen Nosologie und Therapie behandeln wollte. 12.

Literarische Notizen.

„Campagne pittoresque du Luxor, executée pendant les années 1831—33 etc.“ von Léon de Joannis ist mit 18 Kupfern und Karten erschienen.

Die „Essais philosophiques, physiques, politiques, historiques et législatifs“ des Marquis de Guillaumanches du Boscage sind in drei Bänden herausgekommen.

Von Aug. Arnould und N. Fournier erschien in zwei Bänden „Alexis Petrowitch. Histoire russe de 1715 à 1718.“

Mit dem vor Kurzem herausgekommenen vierten Bande ist Matter's „Histoire universelle de l'église chrétienne“ geschlossen.

„Indiscrétions. 1793—1830. Souvenirs anecdotiques et politiques tirés du portefeuille d'un fonctionnaire de l'empire“ (man vermuthet der verstorbene Graf Réal), geordnet von Mennier Desclozeaux, sind in zwei Bänden herausgekommen.

Von dem Vicomte A. de Marguerie sind „Inspirations du coeur“, sowie von P. E. Adam-Chevallier „Méditations religieuses“, in Versen, erschienen. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 216. — 4. August 1835.

1. Das Kaiserreich Brasilien ꝛc. Von F. L. Ackermann.
2. Reise um die Erde ꝛc. Von F. J. F. Meyen. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 215.)

Das gesellschaftliche Leben in Sant Jago und überhaupt in Chile wird im Ganzen als sehr angenehm geschildert; doch scheint das häusliche Leben manche schwache Seiten, besonders durch die Putzsucht der Frauen zu haben, sodaß Damen selbst vom Mittelstande nur in seidenen Strümpfen und dergleichen Schuhen gehen und in der Kleidung einen durchaus unangemessenen Aufwand treiben. Es ist aber auch dies erst seit der Revolution, seit dem Einfluß jener frivolen Gegner harter Kirchenherrschaft der Fall, welcher Einfluß sich ganz allgemach in Erzeugung noch ganz anderer sittlicher Landplagen entwickeln wird. Der politische Zustand des Landes wird von dem Verf. im Allgemeinen als ein Zustand des Friedens aus Ermüdung dargestellt.

Das Volk und alle Wohlhabenden des Landes sind der beständigen Unruhen müde und wünschen Friede; sie fragen nicht mehr darnach, ob diese oder jene Partei mehr Anspruch auf die Führung der Staatsgeschäfte habe, sondern sie wünschen Ruhe und freuen sich, daß endlich diejenige Partei, die gegenwärtig regiert, so viel Kraft und Weisheit zeigt, um sich zu erhalten und die Störungen des Friedens zu verhindern. Die Partei, welche jetzt das Ruder führt, nennt man die Aristokraten, doch, wie wir glauben, sind sie es nur dem Namen nach; politische Meinungsverschiedenheit ist hier nur selten die Ursache der Unruhen, sondern persönliches Interesse einzelner Familien und alter, gekränkter Stolz und Rache.

Der Raum verstattet uns nicht, in gleich ausführlicher Weise die weitere Reise von Sant Jago nach dem Feuerberge von Peteroa in der Provinz Colchagua, die am 2. Februar angetreten wurde, zu verfolgen, obgleich deren Beschreibung noch interessantere Schilderungen der durchreisten Gegenden und der ländlichen Bewohner Chiles und ihrer Sitten bietet als die Reise von Valparaiso nach Sant Jago. Auch der Aufenthalt in San Fernando und das Zusammentreffen mit Hrn. Claude Gay, einem französischen Naturforscher, mit welchem die Reise von San Fernando aus fortgesetzt wurde, ist ganz interessant. Nur muß hier die Chronologie ein wenig in Unordnung gekommen sein, denn nachdem die Reise am 2. Febr. zu Sant Jago begonnen und zwei Tage fortgesetzt ist, kam Hr. Dr. Meyen nach S. Fernando, also am 3. Abends, und doch heißt es S. 293, die weitere Reise von S. Fernando sei am 3. Febr. nach Mittag angetreten worden. Wahrscheinlich ist hier nur ein Druckfehler, und zwar in der Angabe des 2. Febr., denn das zweite Nachtlager, nachdem San Fernando verlassen war, wird (S. 319) als am 4. Febr. stattgehabt bezeichnet. Der äußerste Punkt, welcher erreicht wurde, war der Monte Impossible, von wo die Reise wieder nach Sant Jago zurückführte. Am 11. Febr. Nachmittags 3 Uhr kam Hr. Dr. Meyen wieder in dieser Stadt an, von wo eine zweite Reise nach dem Vulkan von Maipu unternommen wurde. Auch diese Reise enthält viel Charakteristisches über die Art und Weise der Chilener. So heißt es S. 324:

An einer Menge von kleinen Landhäusern kamen wir vorbei und fanden die Bewohner derselben, obgleich es noch früh am Tage war, vor der Thüre sitzend und sich durch Gesang und Spiel unterhaltend. Die Bauern, oft in der armseligsten Kleidung, nur durch den Poncho das Nöthigste bedeckend, mit großen Sporen an den Füßen, die nur mit Sandalen bebunden waren, saßen da mit der Zither in der Hand und accompagnirten die Schwermuth athmenden Gesänge ihrer Schönen oder ließen sich als Improvisatoren hören und besangen die Tapferkeit ihrer Vorfahren, die heiße Liebe einer schönen Jungfrau oder die Untreue einer falschen, durch die Haß und Rache im Kreise befreundeter Familien sich entspann.

Dazu setzt Hr. Dr. Meyen als Schluß:

Wir wollen jedoch nicht glauben, daß diese Leute, die in einem so glücklichen und fruchtbaren Landstriche wohnen, ihr ganzes Leben auf solche Art und Weise verbringen, sondern hoffen vielmehr, daß sie nur diese Tage zur Nachfeier des großen Festes verlebten, indem drei Festtage allein ihnen nicht genügten.

Wir glauben auch, daß es nur eine Nachfeier war; aber gesetzt, es gäbe ein Land, dessen Natur seine Bewohner so glücklich unterstützte, daß sie nun immer so leben könnten, was wäre daran Tadelnswürdiges? Die herrliche Muse, der phantastische Schwung des Geistes, die wirklich vorhandene religiöse Tiefe des christlich-katholischen Dogmas, das allgemeine Interesse an feinerer gesellschaftlicher Begegnung selbst bei geringen äußern Mitteln würden im Vergleiche mit einem industriösen Leben, bei dem sich der Einzelne mit der Befriedigung ganz einzelner Bedürfnisse Anderer quält, um selbst sich erst von

der Natur frei zu kaufen und die Mittel zum Mistmachen zu erhalten, — würden im Vergleiche mit jener untergeordneten Scherbeutellegion in dem Gebiete der Wissenschaft, die ein Unendliches gewonnen zu haben glauben, wenn sie eine Lesart befestigt oder einen neuen Wurm oder Affen gefunden haben, doch die Menschen, die sich jenem Leben hingeben könnten, nicht nur für den Augenblick als die seligen Engel erscheinen lassen, sondern auch für die Zukunft eine weit mehr versprechende Quelle freier, reicher, ihren eignen Werth und Zweck insichtragender Geistesproducte werden können, als alle philisterhafte Thätigkeit sich in Künsten und Wissenschaften herumquälender Knechtegeister zusammengenommen. Der Hr. Verf. aber meint an einer andern Stelle (S. 417), vor Allem müsse die Regierung in Chile sorgen für „größere Bevölkerung, Errichtung von Kunststraßen, Brunnen und Volksschulen"!!!

Wir schließen übrigens hier die unmittelbaren Mittheilungen aus vorliegender Reisebeschreibung, um nicht diese Anzeige selbst zu einem Buche erwachsen zu lassen. Nachdem die Prinzessin Luise am 6. März wieder aus dem Hafen von Valparaiso abgesegelt war, wurde der Verf. am 8. März in Coquimbo, wo mancherlei zu besorgen war, an das Land gesetzt. Nachdem er zum Schiffe zurückgekehrt, setzte dies seine Fahrt nach Copiapò fort und kam hier am Abend des 10. März im Hafen an. Durch den mineralischen Reichthum dieser Gegenden von Chile erhält das Leben in ihnen wieder einen etwas andern Anstrich. Durch das Glück, was sich durch Minensuchen machen läßt, angelockt, lebt der Landmann, ohne den Ackerbau gehörig zu treiben, in steter Spannung auf einen glücklichen Fund, zum Theil als nach Metalladern herumirrender Ritter; findet er aber etwas Brauchbares, so fällt fast immer der Hauptsegen den städtischen Speculanten anheim, die Capital genug haben, um die Bauern für ihre Sucheſahrten auszurüsten und die Minenarbeiter zu bezahlen. Zuweilen erlangen indeß klügere, wohlhabendere oder glücklichere Landleute auch selbst durch ihre Bemühungen ein großes Vermögen. In Verhältniß zu der Kürze des Aufenthaltes in dieser Landschaft ist der Bericht des Verf. besonders reich an dankenswerthen Notizen, vorzüglich für Den, der sich für Minen- und Hüttenwesen interessirt. Am 20. März wurden die Anker abermals gelichtet und die Küsten von Chile verlassen.

Das dritte Buch stellt den Aufenthalt in Peru dar und ist ganz in derselben Weise gehalten wie das vorhergehende. Eine Menge Schilderungen der Gegenden und Sitten und Bemerkungen über Einzelnes von höchster Anschaulichkeit, unterbrochen von naturwissenschaftlichen Einzelheiten, die einstweilen nur angedeutet werden, um in einer besondern Abtheilung dieses Reisewerkes im Zusammenhange behandelt zu werden, finden sich auch in diesem Abschnitt, der die Zeit vom 20. März bis 21. Mai umfaßt. Auch ist der Peru betreffende Abschnitt in eben dem Grade wie der Chile betreffende bedeutend durch gegebene geographische Berichtigungen. Eine gewisse, freilich in unserer Zeit bei Allen, die nicht ernstere juristische, historische oder theologische Studien gemacht haben oder durch Zufall in einem tiefer fundirten sittlich-politischen Kreise festgehalten worden sind, herrschende Ansicht vom gesellschaftlichen Leben und dessen nächsten, wichtigsten Bedürfnissen, die wir schon oben mehrfach zu bezeichnen gesucht haben, begleitet auch hier den Verf., stört aber nirgends in höherm Grade die Betrachtung als im vierten Buche bei Darstellung des Aufenthaltes auf den Sandwichinseln, der vom 24. Juni bis zum 22. Juli dauerte; denn hier ist die ganze Stellung, Wirksamkeit und Bedeutung der Missionare schief aufgefaßt. Hr. Dr. Meyen will vor allen Dingen, die Menschen sollen glücklich werden, und scheint darunter vorzugsweise zu verstehen, sie sollen durch Arbeit und durch Einsicht in die sinnliche Natur Herren dieser letztern so weit werden, daß sie dadurch im Stande sind, eine Menge Bedürfnisse der civilisirten Welt zu den ihrigen zu machen und zu befriedigen. Wir hingegen sagen, und davon scheinen auch die Missionare auszugehen: ob die Menschen glücklich sind oder nicht, ist ziemlich gleichgültig. Vor Allem sollen sie selig werden. Haben sie das rechte religiöse Verhältniß gefunden, so bleibt auch das Bewußtsein nicht aus, wobei sie glücklich sind, und dann ist es ganz gleichgültig, ob sie Mittel haben, einen auswärtigen Handel zu betreiben oder nicht, ob sie die Bedürfnisse der civilisirten Welt haben oder nicht — oder vielmehr es ist besser, sie haben sie nicht und auch keinen Verkehr mit Fremdlingen, die nicht dieselbe kirchlich-sittliche Gewalt achten, die sie über sich anerkennen.

Uebrigens bildet die Darstellung des Aufenthaltes auf den Sandwichinseln, die ein so mildes, herrliches Klima haben und dabei frei sind von dem Gewürm und insektischem Gethier Amerikas und der südlichen asiatischen Küsten und Inseln, ein sehr schön abgeschlossenes Bild. Dasselbe läßt sich sagen von dem Aufenthalt auf der Insel Luçon (14. Sept. bis 15. Oct.), der den Hauptinhalt des fünften Buches bildet. Weniger gilt es vom sechsten Buche, welches eine Reihe einzelner Beobachtungen und Bemerkungen über Natur und Leben in China (d. h. in Macao, Canton und benachbarten Gegenden) zusammenfaßt. Endlich das siebente Buch enthält eigentlich nur fragmentarische, bei der Heimreise gemachte Bemerkungen, unter denen nur die über die Insel Helena etwas ausführlicher sind. 10.

Romanenliteratur.

1. Die Verführerin und Robespierre. Ein Nachtstück aus den blutigsten Tagen der französischen Revolution von Cölestin Horst. Zwei Theile. Neuhaldensleben, Eyraud. 1835. 8. 2 Thlr.

Zweierlei Absichten scheint der Verf. bei diesem Werke bezweckt zu haben. Einmal wollte er darthun, daß Robespierre keine ursprünglich blutdürstige Natur gewesen, eher ein Schwärmer, der sich in den Mitteln vergriff, Tyrann wurde, ohne es zu wollen, ja ohne es recht zu wissen. Er ist in dieser Erzählung zu sehr Nebenperson, als daß seine Eigenthümlichkeiten in voller Bestimmtheit, in jedem kleinen Zug, oft so unentbehrlich zur Deutlichkeit, hervortreten und man der Meinung des Verf. beipflichten oder ihr widersprechen könnte.

Bestimmungen des Gesetzes vom 30. Juni 1876 (Reichs-Gesetzbl. S. 169) über die Besteuerung des Branntweins und des Gesetzes vom 8. Juli 1879 (Reichs-Gesetzbl. S. 245) über die Besteuerung des Tabaks und der Tabakfabrikate, sowie des Gesetzes vom 15. Juli 1879 (Reichs-Gesetzbl. S. 145) über die Besteuerung des Salzes, soweit dieselben sich auf die Ausübung der Steueraufsicht beziehen, finden auf die Ausübung der Zollaufsicht entsprechende Anwendung.

§. 2. Die Befugnisse der Zollbeamten bestehen in der Befugniss:

1. Personen, welche sich in Zollabfertigungsstellen, Zollniederlagen, Zollausschlüssen, Zollfreilagern, Zollfreigebieten, Zollfreihäfen, Zollfreibezirken, Zollfreiläden, Zollfreihallen, Zollfreiräumen, Zollfreiplätzen, Zollfreiwerften, Zollfreiwerkstätten, Zollfreiwohnungen, Zollfreiwirthschaften, Zollfreiverkaufsstellen, Zollfreiausschänken, Zollfreiverkaufsläden, Zollfreiverkaufshallen, Zollfreiverkaufsräumen, Zollfreiverkaufsplätzen, Zollfreiverkaufswerften, Zollfreiverkaufswerkstätten, Zollfreiverkaufswohnungen, Zollfreiverkaufswirthschaften, Zollfreiverkaufs

Bei Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Kunst, Gedanken zu lesen.

Ein Handbuch für Jedermann, welches in kurzer, leicht fasslicher Weise die Lehre von den Ausdrucksbewegungen des menschlichen Körpers, insbesondere der Gesichtsmuskeln, darstellt und zeigt, wie man aus diesen Bewegungen die Gedanken und Gefühle seiner Mitmenschen erkennen kann.

Von Dr. Carl Du Prel.

Mit 12 Abbildungen. Preis 1 Mark.

Wer sich für die Kunst interessirt, Gedanken zu lesen, wird in diesem Buche eine Fülle von Belehrung finden, wie sie bisher noch nicht geboten wurde.

Ernst Günther's Verlag in Leipzig.

Neue Schriften

über

Mesmerismus, Spiritismus, Hypnotismus, Suggestion, Gedankenlesen, Magie, Geheimwissenschaften.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Kunst, Gedanken zu lesen.

Ein Handbuch für Jedermann, welches in kurzer, leicht fasslicher Weise die Lehre von den Ausdrucksbewegungen des menschlichen Körpers, insbesondere der Gesichtsmuskeln, darstellt und zeigt, wie man aus diesen Bewegungen die Gedanken und Gefühle seiner Mitmenschen erkennen kann.

Von Dr. Carl Du Prel.

Mit 12 Abbildungen. Preis 1 Mark.

Wer sich für die Kunst interessirt, Gedanken zu lesen, wird in diesem Buche eine Fülle von Belehrung finden, wie sie bisher noch nicht geboten wurde.

Ernst Günther's Verlag in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 217. — 5. August 1835.

Börne über Heine.

Ziemlich angenommen war es, Heine und Börne in der deutschen Literatur als ein par nobile fratrum zu betrachten, das die nämlichen Zwecke mit den nämlichen Mitteln auf fast gleiche Weise verfolge, Beide als die gleichgesinnten Häupter der Affenschar junger Deutschen, genannt das junge Deutschland, die aus eigner Unproductivität die französischen liberalen Narrheiten auf deutschem Grund und Boden zu reproduciren unternahmen, anzusehen. Jedoch schon bei dem ersten Auftreten Heine's und Börne's auf dem Felde der politischen Polemik mußte den Hellersehenden die Grundverschiedenheit beider Charaktere einleuchten, und nur mehre zufällige Aeußerlichkeiten in den Bestrebungen Beider konnten die Zusammenstellung derselben veranlassen. In dem Einen die verschiedenartigsten Elemente miteinander im Streit, Poesie und flache rationalistische Aufklärerei, inniges Gefühl und Libertinage, Sinn für das Schöne und Liebe zur Fratze, so daß keins die Oberhand gewann, wie konnte es da anders kommen, als daß eins das andere paralysiren und die größte Indifferenz daraus entstehen mußte, die bald in die frechste Schamlosigkeit, selbst in die Prostitution alles Heiligen, ja der eignen Person ausartete. In dem Andern waren zwar auch verschiedene geistige Kräfte in bedeutender Potenz vorhanden, über alle jedoch, bei einem schroffen Charakter, eine starre abstract ethische Richtung dominirend, welche auf die Verwirklichung eines ebenso abstracten Ideals von Freiheit hinarbeitete und bald, durch die Hindernisse, die ihr entgegentraten, bei ihrer Starrheit und doch praktischen Ohnmacht zur wüthendsten, in sich selbst wühlenden Leidenschaft angefacht, in einen Wahnsinn überging, der sich selbst überschlug und ebenso gegen alles Bestehende wie gegen das Wahre der Tendenz, aus der er entsprossen war, selbst wüthete, ja sogar abgeschmackt und lächerlich zu werden sich nicht scheute, wenn er darin eine Stillung seiner Wuth fand. Immer jedoch mußte man bei den größten Extravaganzen Börne's anerkennen, daß ihnen eine tüchtige Gesinnung zum Grunde lag, deren Einseitigkeit allein es möglich machte, daß sie mit sich selbst in den crassesten Widerspruch gerathen, und daß Leidenschaftlichkeit die unsinnigsten Monstrositäten aus ihr erzeugen konnte. Diese Verschiedenheit in dem Grundcharakter Beider hat jedoch neuerdings immer mehr angefangen beachtet zu werden, und schon seit einiger Zeit wurden Stimmen laut, welche behaupteten, daß an dem so ausposaunten Bündnisse Beider nichts sei, und mit Seitenblicken auf den Einen oder den Andern herabsahen. Vor Kurzem aber ist der absolute Zwiespalt zwischen den beiden Koryphäen des deutschen belletristischen Liberalismus offenkundig geworden. D. L. B. Wolff nämlich erklärte im „Phönix" in Heine's Namen, daß dieser von Börne nichts wissen wolle, und es sich verbitte, ihn in Verbindung mit diesem zu bringen. Börne dagegen, als echter Demokrat, gibt seine Meinung durch keinen seiner Verehrer kund, sondern tritt in eigner Person hervor und wirft Heine den Fehdehandschuh hin. Das merkwürdige Manifest desselben befindet sich im „Bulletin scientifique et industriel" (Feuilleton) des „Reformateur" (eines bekannten Organs der republikanischen Partei in Frankreich) vom 30. und 31. Mai. Da es wirklich als die treffendste Charakteristik Heine's bezeichnet werden kann und überdem Börne selbst in einem ganz andern — und wie wir glauben wahrern — Lichte erscheinen läßt, als man ihn zeither zu sehen gewohnt war, so geben wir es hier ausführlich, da es ohnedem keinen Auszug verträgt, wenn das Eigenthümliche von Börne's Schreibart nicht verloren gehen solle. Wir enthalten uns dabei aller Bemerkungen, da wir durchaus es nicht unternehmen möchten, Börne's politische Ansichten zu rechtfertigen, und überhaupt bei ihm das Wahre so leicht von dem Falschen, eben wegen der Unumwundenheit, mit welcher letzteres hervortritt, zu sondern ist; hier ist es uns nur um den Streit Börne's mit Heine zu thun, und dieser stellt sich rein genug dar, als daß es eines Commentars dazu bedürfte. Der ganze Artikel ist bei Gelegenheit der französischen Ausgabe, die Heine von seinen verschiedenen, in Journalen zerstreuten Aufsätzen über Deutschland unter dem Titel: „De l'Allemagne", veranstaltet hat, abgefaßt worden und lautet folgendermaßen:

Alle Schriften Heine's werden von prächtigen und blendenden Vorreden eingeleitet. Diesmal hält der Verf. seinen Einzug in Begleitung der Kaiser Otto und Karls des Großen, einem respectabeln Gefolge, welches jedoch das Mißliche hat, daß es zu sehr die Aufmerksamkeit und Neugierde erweckt. Man glaubt nicht, wie viel eine schöne Vorrede dem darauf folgenden Buche schaden kann; es gehört der ganze Geist eines Rossini's dazu, um eine Oper wie „Die diebische Elster", deren Ouverture mit einem Trommelwirbel beginnt, Glück machen zu lassen.

Aus gewichtigen Gründen werde ich nicht in die Einzel-

heiten des Heine'schen Werks eingehen und mich blos begnügen, seinen Geist, d. h. den Geist des Verfassers, im Allgemeinen zu beurtheilen. Schon meine Kenntniß der Philosophie und Literatur Deutschlands in ihrer Gesammtheit und geschichtlichen Entwickelung ist sehr oberflächlich, und obgleich in diesem Punkte der Unterschied zwischen mir und Heine nur in meinem offenen Bekenntniß liegt, so bin ich doch zu ehrlich, als daß ich mich zum competenten Richter in dergleichen Angelegenheiten erklären sollte. Endlich fehlt mir auch das Herz, so offenbar der Vorsehung zu widerstreben, die ja Heine damit beauftragt hat, wie er selbst uns versichert, Frankreich mit Deutschland bekannt zu machen. Es wäre in der That ein zu gewagtes Unternehmen, besonders seit die Vorsehung Heine's sich unter den Schutz eines einflußreichen Ministers gestellt hat. Ich mag mich nicht mit ihr entzweien.

Wenn Heine von einer Sendung spricht, zu welcher ihn die Vorsehung ausersehen, so handelt es sich, wohlverstanden, nur um eine Gesandtschaft bei der Stadt Paris; denn eine Sendung an Frankreich überhaupt anzunehmen würde sich Heine schämen. Er spricht sich darüber sehr bestimmt aus. „Unter Frankreich", sagt er, „verstehe ich Paris und nicht die Provinzen; denn was diese denken, ist ebenso unwichtig, als was unsere Beine denken; nur der Kopf ist der Sitz unserer Gedanken." Ohne Zweifel hat Heine diesen Ausspruch niedergeschrieben, als er von einer Abendgesellschaft bei einem adeligen Spießbürger zu Hause kam und noch nicht die Glacéhandschuhe ausgezogen hatte. Jene Phrase riecht ganz unvergleichlich nach dem „eau de mille impertinences", womit die Salons des juste-milieu parfumirt sind. In der That jedoch, das geht über die Grenzen des Scherzes hinaus. Ist, was Frankreich seit 50 Jahren Großes gethan hat, etwa von Parisern ausgedacht und ausgeführt worden? Sind Necker, Mirabeau, Sieyes, Barnave, Camille Desmoulins, Pethion, Roland, Robespierre Pariser gewesen? Waren nicht Carnot, Dumouriez, Hoche, Kleber, Moreau, Desaix, Massena, Ney, Napoleon endlich selbst aus den Provinzen gebürtig? Nein, Paris ist nicht das Haupt Frankreichs, es ist nur sein Hut, und wenn den Provinzen ja einmal zu heiß würde, so würden sie nicht lange schwanken, den Hut abzunehmen.

Wäre es möglich, daß diese glatte Phrase Heine's der treue Ausdruck der Gefühle der Pariser sei? Dann wäre dies ein Unglück für sie! Leicht könnte es sämmtlichen Franzosen eines Tages in den Sinn kommen, daß Paris die Bastille Frankreichs ist, und diesen Tag würde es entsetzlich heiß zugehen. Die Pariser sollten diese Saite gar nicht berühren. Haben sie es dahin gebracht, an die Stelle von Versailles und des alten Hofes zu treten und die Börse zum modernen Oeil de Boeuf umzuwandeln, so sollten sie sich im Stillen ihrer Obergewalt freuen und sich deren nicht laut rühmen. Schaudern sie nicht beim Gedanken, daß man eines Tages auf der Stelle der Chaussée d'Antin eine Stange aufgepflanzt sehen könnte mit der Inschrift: „Hier weint man?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Charakteristik Lord Byron's.

Zu Newstead-Abbey, dem zweiten Stratford von England, lebt noch heute eine alte Hausmagd, Namens Nanny Smith, welche dort Zeugin der aufbrechenden Jugend des großen Dichters war; sie lebt großentheils wol nur noch in den Erinnerungen, welche sich an diese Periode knüpfen. Sie weiß mit jener zauberuden Umständlichkeit, welche uns an alten Dienern, wenn sie von großen Dingen berichten, so sehr fesselt, noch viele scurrile Anekdoten und denkwürdige Züge von dem „guten Lord" zu erzählen, an dessen Güte die Welt oftmals gezweifelt hat. Unter Anderm berichtet sie Folgendes: „Einmal war der Lord, Gott weiß wie, auf den Gedanken gerathen, daß in der Umgegend der Abtei irgendwo ein von den alten Mönchen vergrabener Schatz liegen müsse. Nichts konnte ihn abhalten, hier seine Experimente zu machen; er grub und grub, und wühlte den ganzen Grund um seinen Landsitz auf. Er schaufelte zuweilen ganz allein zur Nachtzeit, und vielleicht verdankt die Welt dieser nächtlichen Beschäftigung manche finstere, unheimliche, aber doch wunderbar schöne Stanze; hier mochte er im Voraus, wie sein Manfred, die Stimmen der „Deeper powers still beyond" vernehmend, deren ewiges unterirdisches Weben und nur dem Sonntagskind vernehmliche Laute einzig und allein den Schlüssel zu seinen Schöpfungen geben. Aber so tief der Lord grub, fand er im Reiche der Materie nur morsche Särge und gelbes Gebein. Aber Byron's Geist war starrsinnig; was er sich einmal erarbeitet hatte, wollte er besitzen, irgendwie nützen und seiner seltsamen Lebensweise anschmiegen, darum ließ er einen der Särge in die große Halle schaffen, wo er öfters sein Abendbrot einzunehmen pflegte. Die schönsten Todtenschädel ließ er abglätten und stellte sie an eben diesem Orte auf Schränken auf. Die alte Hausmagd Nanny Smith hatte in sich keinen Tropfen von dem Blute Harold's oder Lara's und fürchtete sich vor den Leichenschädeln noch mehr als vor dem Sarge, wenn sie die Halle ausfegen, oder gar des Nachts die Fenster verschließen mußte. Sie sagt: „Ich war stets mehr todt als lebendig, wenn ich aus Angst einen Seitenblick nach den Todtenköpfen warf und sie mich so schauerlich angrinsten, denn das Grinsen können die Schädel nicht lassen, es ist ihre Art so." In Betreff der Lebensweise Byron's in Newstead-Abbey erzählt die alte Nanny, es sei ihm Bedürfniß gewesen, oft zu schwitzen oder doch stark auszudünsten, stundenlang habe er in einem warmen Bade zugebracht, oder sei auf den Hügeln in dem Parke wie besessen herumgerannt. Von der schwelgerischen nächtlichen Lebensweise in der Halle mit den Todtenschädeln will die alte Nanny nichts wissen, ebenso wenig von den Händeln mit den Paramours, die er aus London sich hieher verschrieben haben soll; sein Mahl sei immer sehr kärglich gewesen, und es habe sie nur das verdrossen, daß er kein gut englisch Gericht, sondern nur leichte Speisen, als Eierpuddings, Maccarenis u. s. w. gegessen habe. Einen großen Theil des Tages brachte er auf dem Sofa liegend und lesend zu. „Zuweilen", sagt die Alte, „sah er junge Gentlemen seiner Bekanntschaft aus der Umgegend bei sich; alsdann trieben sie allerdings mancherlei tolles Zeug, aber nichts, was für einen Edelmann unanständig wäre. Nur eins, muß ich gestehen, war mir sonderbar: der Lord hatte einen allerliebsten kleinen Pagen um sich, von dem die Leute behaupteten, daß er ein Mädchen wäre, aber ich für mein Theil weiß nichts von der Sache. Die arme Seele, er war ja so lahm; er konnte mit den Männern nicht ausgehen, Alles, was er thun konnte, war, daß er sich einen Spaß mit den Frauenzimmern machte. Das Hausmädchen war ein feines Ding und war auf den kleinen Pagen eifersüchtig; sie ward von Byron sehr begünstigt, weswegen sie bald hochfahrende Gedanken bekam; das arme Ding träumte von nichts, als eine Lady und Herrin des Schlosses zu werden, und sagte mir, wenn ihr dies Glück zu Theil würde, wolle sie mich sehr protegiren. Aber du lieber Gott, die hohen Träume gingen nicht in Erfüllung; dennoch bekam sie es noch besser, als ich glauben konnte, sie ist nun verheirathet und hat eine Wirthschaft in Warwick."

Als Pendant zu diesen harmlosen Mittheilungen über Byron kann dienen, was Irving bei seinem Besuch in Newstead erwähnt; er fand dort eine alte Dienerin von Annesley-House, das über den Dichter so großes Leid verhängte, die ihm unter Anderm Folgendes erzählte: „Er (Byron) pflegte gar oft herüberzukommen, blieb dann immer mehre Tage hier und schlief jedesmal in der blauen Stube. Ach, der arme Herr, er war gar zu sehr für meine junge Herrin eingenommen; er ging mit ihr in dem Garten und auf der Terrasse spazieren, und schien selbst den Boden zu verehren, den ihr Fuß betrat. Er pflegte sie „seinen glänzenden Morgenstern von Annesley" zu nennen. (Ein Morgenstern? Vielmehr ein Feuerzeichen am Himmel seiner Hoffnungen!) Ich verstand den Sinn dieser schönen Phrase nicht, aber ihr Klang gefiel mir wohl. Die Leute pflegten zu

sagen, es sei Jammerschade, daß aus meiner jungen Lady und dem Lord kein Paar geworden; die Mutter hätte es gern gesehen; er war stets bei uns ein willkommener Gast, und Manche glauben, es wäre besser für ihn gewesen, wenn er sie bekommen hätte, aber es sollte nicht so sein; er kam auf die hohe Schule, während dessen sah Herr Musters das Fräulein und die Sachen gingen ihren Lauf." Die alte Dienerin zeigte hierauf das Zimmer, in welchem Miß Chaworth am liebsten zu sitzen pflegte; unter den Fenstern ist ein kleiner Blumengarten, der der Miß sehr theuer war; in diesem Zimmer saß Byron bei ihr und pflegte ihr zu lauschen, wenn sie spielte und sang; sein Auge hing dann an ihrer Gestalt mit dem ganzen Ausdrucke leidenschaftsvoller quälender Liebe und schmerzlicher Hingebung. Er selbst gibt uns von diesen Momenten eine düstere Schilderung:

Ihm war kein Hauch, kein Dasein, als in ihr,
Sie war ihm seine Stimme; sprachlos sitzend
Und zitternd lauscht' er ihrer süßen Rede;
Sein Schauen wohnt' in ihres Auges Blicken
Und lieh von diesem sich der Farbe Glänzen.
Er selbst nicht mehr, sie war allein sein Leben,
Das tiefe Meer für seines Denkens Ströme,
Die drin versanken; nur ein Hauch von ihr
Bestimmte seines Blutes Flut und Ebbe,
Den Wechsel seiner Wangen — und sein Herz
Es wußte nicht, woher sein Leib entsprang.

Ein kleines wälisches Lied, das den Titel: „Mary Anne" führte, wirkte, wenn es das Fräulein sang, wie ein Zauber auf ihn, da es den Namen der Geliebten führte, und er ward nicht müde, es zu hören. Dies Zimmer, sowie alle übrige Theile des Hauses, hatten ein trauriges und vernachlässigtes Ansehen. Auf dem Blumenbeete unter dem Fenster, einst so liebevoll von Miß Chaworth's zarter Hand gepflegt, wucherte fußhohes Unkraut. 150.

Aus Italien.

Graf Carlo Vidua, dessen diese Blätter nur vor Kurzem wegen seiner Briefe „Sullo stato delle cognizioni in Italia" gedachten, ist ein auffallender Beweis, wie große Anstrengungen und schöne Anlagen spurlos sich in sich selbst auflösen, wenn kein Plan im Leben sie auf einen Zweck hingewiesen hat. Glühend für sein Vaterland, konnte er es nicht dahin bringen, ihm durch unmittelbare Dienste nützlich zu werden; er dürstete nach Ruhm, hat aber nicht einmal sich einen Namen erworben. Er trieb Alles mit Anstrengung, brachte aber nichts zur Vollendung und wurde daher, wie sein Freund Graf Cesare Balbo versichert, beinah aus Verzweiflung ein Tourist, man muß bekennen im größten Style. Gern würde man statt des fremden Wortes das deutsche Reisender brauchen; aber es wäre beeinträchtigend für die Humbolt, Seetzen, Burkhard, Pöppig ꝛc. sollte durch diese Bezeichnung Graf Vidua ihnen gleichgesetzt werden, der zwar in allen vier Theilen der Erde sich herumtummelte, dem es aber an Vorbildung fehlte, um es zum Nutzen der Wissenschaft in einem mit Nutzen zu thun. Im unstäten Stürmen von einem Punkte zum andern fand er das Ziel seiner Anstrengung, um das Wort des Tasso . . .

narrar altrui
Le novità vedute e dir io fui

auch auf sich anwenden zu können. Ueber Vidua's Leben erfährt man jetzt folgende Angaben: Er war am 28. Febr. 1785 zu Casale in Montferrat geboren, seine Bildungszeit fiel daher in die Periode, wo die Begriffe über Stand und Gesellschaft, die damals geltend gemacht wurden, noch ihren jetzt längst verlornen stachelnden Reiz hatten. Unter Leitung eines geschickten Lehrers, des Kanonicus Mortara, erlernte er italienisch, französisch und lateinisch, trieb viel Musik neben den ritterlichen Uebungen des Fechtens, Reitens und Tanzens, versuchte sich in der Architektur, doch blieb Politik sein Hauptstudium und das beschäftigte Nichtsthun eines Reisenden seine Lieblingsunterhaltung. Die Neigung dafür hatten kleine Ausflüge nach Paria, Turin, Mailand, Siena angeregt; und als er in Siena Gleichgestimmte gefunden, welche seine Abneigung gegen die Franzosen theilten, schien seine Unstätigkeit, welche ihn bald nach der Provence, bald nach Genua und Toscana und im Fluge nach Rom trieb, einen Zweck zu bekommen, nämlich die Liebe für Italiens Sprache, Bildung und Wissen bei seinen gleichdenkenden Landsleuten rege zu erhalten. Diese Liebe zum Vaterländischen hielt ihn indessen doch nicht ab, 1813 Genf und Paris zu besuchen, wo er grade Zeuge des zusammenbrechenden Kolosses des Kaiserreichs war. Später besuchte er Britannien, Holland, Belgien und war wieder in Paris während des Trauerspiels der hundert Tage. Aber diese kleinen Versuche hatten bei ihm den Vorsatz befestigt, aus Reisen einen Lebensberuf zu machen. Freilich waren drei Jahre, die er in Piemont, ascetische Bücher schreibend, die nie gedruckt worden sind, zubrachte, nicht die geeignetste Vorbereitung. Doch er war reich und unabhängig und so schienen die gelegentlich erlangten Kenntnisse ausreichend, seinen Reisen den Anstrich des Nützlichen fürs Allgemeine zu geben. Im April 1818 ging er daher wieder nach Paris, schiffte in Havre sich nach London ein, wo er einen Freund, den Marchese Doria Cirié, vorfand und mit ihm begann er am 13. Juni 1818 von Harwich die Fahrt in die — blaue Ferne. Sie sahen Cuxhaven, Flensburg, Hamburg, stiegen in Kopenhagen ans Land, gingen nach Schweden, besuchten Stockholm und Torneå, machten einen Abstecher nach Lappland und gingen dann über Finnland nach Petersburg. Dort trafen sie am 1. October ein und hatten die Ehre, Kaiser Alexander vorgestellt zu werden, der sie gnädig aufnahm. Sie blieben einige Monate in der einen Hauptstadt, um dann in die andere zu gehen, und Vidua setzte dann jenseit Tula, wo sein Freund ihn verließ, um nach Piemont zurückzueilen, seinen Weg nach Taganrog allein weiter fort, sah das Land der Kosacken, die Gipfel des Kaukasus, Alles mit gleicher Hast, eilte nach Kaffa, bereiste die Krimm, um nach Odessa zu kommen. Dort schiffte er sich ein nach dem Bosporus, wo er am 1. Dec. eintraf, ging von Konstantinopel nach Smyrna, und war schon am 27. Dec. desselben Jahres auf einem Schiffe nach Alexandrien. In Kahiro gab der Generalconsul Drovetti, ein Landsmann, seinem Wettlauf durch die Länder der Erde dadurch einige Bestimmung, daß er ihn auf das Suchen von Alterthümern hinwies. Einige Inschriften, die er auffand, hat Letronne bekannt gemacht. Es ist der früheste Anlaß gewesen, seinem Namen einigen Klang zu geben. Dann sammelte er mit an dem Schatze ägyptischer Ueberreste, der jetzt das Museum zu Turin schmückt. Mit Firmans des Vicekönigs von Aegypten, der ihn wohlwollend aufgenommen hatte, und mit Empfehlungen von Drovetti segelte er den Nil hinauf bis zum zweiten Wasserfalle, kehrte nach Kahiro zurück und, von der alten Unruhe ergriffen, eilte er gleich darauf fort nach Damiette und stieg bei der Insel Jaffa in Syrien ans Land. Vidua besuchte Jerusalem und die heiligen Orte, wachte eine Nacht lang am Grabe des Erlösers, war in Bethlehem, Nazareth, wurde von den Beduinen geplündert. Die Trümmer von Gerasa, die kürzlich entdeckt und noch wenig besucht waren, reizten begreiflich auch seine Neugier. Von dort ging er nach Acre, auf den Karmel, besuchte Tyrus, Damascus, Balbeck, den Libanon, Tripolis, Beiruth, schiffte sich darauf nach Cypern ein, wo er am 15. Dec. 1820 eintraf. Am 17. Jan. 1821 ging er nach Rhodus, blieb zwei Monate auf Scios, um über die Inseln des Archipelagus Nachrichten einzuziehen, darauf nach Athen. Morea zu durchreisen, hinderte der blutige Aufstand, daher begab er sich zurück nach Smyrna. Pest und Volksbewegungen bestimmten ihn, nach Marseille zurückzukehren. Am Ende des Augustes kam er dort im Gesundheitsamte an, mußte lange Prüfungszeit bestehen, doch konnte er sich nur nach längerem Aufenthalte im südlichen Frankreich zur Rückkehr in sein Vaterland entschließen, wo er im März 1822 eintraf. Zwei Jahre hielt er dort literarisch beschäftigt aus, doch dann ergriff

ihn, wie die Schwalben, die Sehnsucht ins Weite. Schon im Anfange des Jahres 1825 wollte er von Marseille nach Amerika aufbrechen; aber Schwierigkeiten mit den Pässen bestimmten ihn, nach Havre zu gehen, wo er am 25. Februar unter Segel ging und am 9. April schon in Neuyork eintraf. Philadelphia, Washington, Boston besuchte er eine nach der andern, kaufte Bücher, Zeitblätter u. s. w., die jetzt bei der Akademie der Wissenschaften zu Turin sich finden; versäumte nicht, Canada, den Niagara, darauf St.-Louis und den Mississippi zu sehen, den er auf einem Dampfboote hinabfuhr, sodaß er am 18. Jan. 1826 die Mündung und Neuorleans erreichte. Noch nicht müde, beschloß er nach Mexico zu gehen. Zu Meere kam er in Tampico an und war am 21. April in Mexico. Am Ende des Juli ging er nach Guadalaxara, dann nach Tepio, einer Hafenstadt des stillen Oceans, von wo er nach Peru sich begeben wollte, als die plötzliche Nachricht von einer schweren Krankheit seines Vaters ihn weder vor den Gefahren des gelben Fiebers noch allen andern schreckte, sondern er nach Mexico und Vera Cruz eilte, eine erste Gelegenheit aufzufinden, mit der er nach Europa zurückkehren könne. Am 22. Febr. 1827 bestieg er das Schiff und nach gefahrvoller Ueberfahrt landete er am 7. April zu Bordeaux, wo er tröstende Berichte über das Befinden seines Vaters vorfand. Mehr als je entschlossen, den Cirkel um unsern Erdkreis zu schlagen, setzte er daher den Weg nach Hause gar nicht weiter fort, sondern schiffte sich gleich am 10. Juli nach Calcutta ein, wo er am 17. November eintraf und bei Lord Amherst eine günstige Aufnahme fand. Am 4. Jan. 1828 trat er die Reise in das Innere der Präsidentschaften nach Benares, Lucknow, Agra, Delhi und nach den Spitzen des Hymalaya an und kehrte nach einem Umkreis von 2600 englischen Meilen nach Calcutta zurück. Nach einigen Streifzügen im Golfe von Bengalen, wobei er Pulo-Pinang und Sincapore berührte, kam er am 30. August nach Manilla, der Hauptstadt der Philipineninsel Luzon, schiffte sich am 17. Juni 1829 nach China ein und berührte am 30. Canton, das er aber, auch körperlich, nur daranstreifend berührte. Er suchte Entschädigung in Macao und Sincapore und wartete dort auf eine Gelegenheit nach Batavia, wo die Holländer ihn sehr freundlich aufnahmen. Am 4. September unternahm er einen weiten Zug durch die Insel Java, und schiffte sich nach dessen Beendigung am 21. März 1830 in Surabaya nach der Insel Madura ein, dann nach Amboina, dem Hauptpunkte der Molukken. Das Glück schien nunmehr müde, ihn zu begleiten. Von der letztern kleinen Ueberfahrt hatte er ein Schleimfieber davongetragen, das bald sehr gefährlich ward. Kaum genesen und taub für allen Rath der Warnung wollte er auch die andern holländischen Colonien auf Celebes, Gorontalo und Ternate kennen lernen. Deshalb stieg er am 6. August bei Chema auf Celebes ans Land und reiste schon am 11. weiter, um nach Tomahon und Tondano zu gehen; darauf kam er nach Kakas, Langwar und nach Sender. „Es war am 16. August", sagt Graf Cesare Balbo, der jetzt des Verstorbenen Briefe aus einer viel frühern Zeit („Lettere del C. Carlo Vidua, pubbl. da *Ces. Balbo*." Turin 1834. 2 Thle. 8.) mit einer Lebensbeschreibung herausgibt, „als er sich so wohl fühlte, daß er zum ersten Male wieder zu Pferde stieg, um in Gesellschaft des Dr. Strausch (wol eines Deutschen) die Schwefelfelder von Lahendon zu besehen. Schon hatte er die westlichen besucht, als er gegen Mittag den nördlichen sich näherte. Gegen die Warnung der Umstehenden, wagte Vidua sich zu nahe heran, glitt aus und versank in den Schlamm und kochenden Schwefel mit dem linken Fuße, den er sich bis über das Knie hinauf verbrannte. Auf der Stelle schaffte man ihn nach Lahendon zurück, wo der Resident, H. Pietermann, der ihn bis zum Morgen begleitet hatte, herbeieilte, und am folgenden Tage brachte man ihn in dessen Haus nach Manado." Allen guten Rath hintansetzend, wollte der allzumuthige Mann sich auf der Iris einschiffen und nach Ternate bringen lassen, obgleich Verschlimmerung seines Uebels dadurch zu besorgen war. Dem hartnäckigen Verlangen gab man am 3. Sept. nach. Zu Ternate fand er Aufnahme im Hause des Residenten Reyß und Pflege durch Dr. Goldenhof. Drei Monate verbrachte er im Bette, von den Schmerzen der Wunde und der zunehmenden Schwäche des Magens gefoltert, und fühlte die Hoffnung zum Besserwerden sich mindern. Drei Mal zweifelte man im October daran, daß er den folgenden Tag noch erlebe. Um die Mitte des Novembers kam ihm selbst der Gedanke, daß er den Fuß oder den ganzen Schenkel sich werde müssen abnehmen lassen. Diese gefährliche Ablösung wünschte er in Amboina vornehmen zu lassen. Den Ort seiner Qualen zu erreichen, mußte er die Linie passiren; doch gewährte man auch darin seinem Verlangen. Wirklich schiffte er sich ein; aber nach viertägiger Fahrt, schon im Angesicht von Amboina, gab er am 24. December den Geist auf. Er hatte mit christlichem Muthe die Schmerzen ertragen und ihre oft unerträgliche Qual sich durch Schreiben von Bemerkungen erleichtert. Wie Schade um so seltene Anlagen, die wie der Rhein im Sande, so jetzt sich für die Menschheit ohne den Segen, den sie bringen konnten, verlieren.

Die Frage, ob der Byssus der Alten ein Baumwollen- oder ein Leinenzeuch gewesen sei, die kürzlich den Engländer Jakob Thomson lebhaft beschäftigte, hat auch in Italien die Aufmerksamkeit der Forscher erregt. Thomson, der wahrscheinlich von Joh. Heinr. Vossens Alles erschöpfenden Forschungen über den Byssus (im 3. Bande der „Mythologischen Briefe", 2. Ausg.) keine Kenntniß hatte, meinte durch Untersuchung vorhandener Reste die Frage zu lösen. Mit Zuziehung von einsichtigen Webern Fragmente von verschiedenen Mumiendecken prüfend, glaubte er durch die specifischen Gewichtverschiedenheiten zwischen Baumwolle und Lein, durch die Beachtung der elektrischen Leitung zwischen einem Stoffe und dem andern, dann durch mikroskopische Beobachtung die Gewißheit zu erlangen, daß alle Mumiendecken von Lein waren. Gewiß ein falsches Ergebniß, wenn es auch scheinbar durch noch soviel Belege gestützt war. Noch genauere Prüfung würde erwiesen haben, daß bei Mumien einer spätern Zeit Baumwollenbyssus Anwendung fand, wie Voß unumstößlich erwiesen hat, der aus Ezechiel darthut, wie gern man zu jener Zeit schon den kühlenden Leinzeuch durch wärmendes Baumwollengewebe zu ersetzen suchte. Zeugnisse der Weber erregen, wo solche Gründe entgegenstehen, großes Bedenken, da die Persönlichkeit des Fragenden auf die Antwort so sehr einwirkt, und bei den andern Proben mußte sehr vielerlei berücksichtigt werden, wenn das Ausgefundene über alle Zweifel erhoben werden sollte.

Die recht eigentlich bibliographische Frage, ob Dionysius Longinus der Alexandriner, oder Dionysius aus Halicarnassus oder Dionysius der Pergamener der Verf. der so gehaltreichen Schrift über das Erhabene sei, hat der neueste italienische Uebersetzer derselben, Professor Emilio de Tipaldo aufs neue in Prüfung genommen und, wie wol zu erwarten war, zu Gunsten des Alexandriners Longinus gelehrt entschieden. M. s. die Vorrede der Schrift: „Del sublime. Trattato di Dionisio Longino, tradotto ed illustr. dal prof. *Emilio de Tipaldo*." Venedig 1834. Für den Werth der Schrift selbst, ist das Ergebniß dieser Untersuchung zwar völlig gleichgültig, für die Literargeschichte ist es nur bedingungsweise von Bedeutung; doch muß man sich wundern, daß Ebert „Bibliograph. Lexicon" beim Artikel Longinus sie so völlig unbeachtet gelassen hat, als wäre sie nie in Anregung gekommen. Italien besaß außer der ältern, aber werthvollen Uebersetzung von Gori, noch eine zweite von Giov. Belludo. Mit beiden besteht der neueste Uebersetzer die Vergleichung.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 218. — 6. August 1835.

Börne über Heine.

(Fortsetzung aus Nr. 217.)

Heine spielt in seinen Schriften, die er in französischer Sprache herausgegeben, den Angenehmen bei der Dame Frankreich und schmeichelt ihr auf eine in der That wenig schmeichelhafte Art. Er behandelt sie als eine Kokette und sagt ihr Süßigkeiten. Er sagt den Franzosen, d. h. den Parisern, daß sie, obgleich sie nicht mehr Heiden sind, doch nichtsdestoweniger fortfahren, die schöne Venus anzubeten und den Grazien zu opfern. Er rühmt ihre Artigkeit und Wohlerzogenheit; er lacht sie gnädig an; er zollt ihrer Unbekümmertheit um Gott und den Teufel, und daß sie nur dunkle Erinnerungen an diese „zwei Personnagen" haben, die noch im Volksglauben Deutschlands leben, seinen Beifall. Ich weiß wohl, ein Diplomat muß einschmeichelnd sein, aber immer mit Würde; solche Liebedienereien sind jedoch eines Sendboten der Vorsehung unwürdig, und noch weniger würdig für die Nation, an welche sie gerichtet sind und die noch genug gute Eigenschaften hat, um der Schmeicheleien entbehren zu können. Für jeden Mann von Ehre gibt es nur eine Art, die Gastfreundschaft, welche eine fremde Nation ihm erzeigt, anzuerkennen, nämlich sich ihr würdig zu zeigen. Uebrigens muß er manchmal den Muth haben, seinen Wirthen zu mißfallen, und lieber sich ihren Beifall zu erringen als ihn zum Geschenk zu erhalten.

In der That war es auch für uns liberale Schriftsteller sehr leicht, als wir noch in Deutschland waren, unsern Grundsätzen treu zu bleiben. In unserm Vaterlande hatten wir keinen Verführungen zu widerstehen, weder denen der schönen Welt, die daselbst noch nicht existirt, noch denen der großen, die uns dort verachtet, uns niemals in ihren himmlischen Kreis eintreten läßt, sich aus unserm Bestreben, ihr zu gefallen, nichts macht, und die endlich, da sie sich nicht im geringsten unserer Meinungen wegen beunruhigt, auch nicht durch Schmeicheleien oder solidere Mittel uns zu gewinnen sucht. In Deutschland sind die constitutionnellen Arzeneien unnöthig; sie haben da die Censur, um unsere Unbesonnenheiten zu verhindern, und Gefängnisse, um sie zu unterdrücken. Paris allein hat seinen Markt, wo die Unschuld und Ehrlichkeit Handelsartikel ist (im Französischen ein hübsches Wortspiel: „Paris a son *marché des Innocens*", da letzten Namen bekanntlich auch ein Platz in Paris führt); Wien, Berlin und München können desselben entrathen; dort erkauft man die Unschuld nicht, sondern man ergreift die dumme Einfältige und steckt sie ein.

In Frankreich aber verändert sich unsere Lage; sie wird zu gleicher Zeit angenehmer und gefährlicher. In diesem Lande gelten die Literatoren etwas, und sie haben durchaus nicht all den Geist Heine's nöthig, um die Aufmerksamkeit einer Gesellschaft auf sich zu ziehen, selbst in Gegenwart eines deutschen Diplomaten. In diesem Lande hat die materielle Gewalt ohne die Verbindung mit geistiger keine Macht, und das Laster selbst muß die Protection der Tugend suchen. Hier können wir die Festigkeit unserer Meinungen und Muth, sie zu vertheidigen, zeigen; hier können wir beweisen, daß wir nicht aus persönlichen Interessen für die Freiheit kämpften. Ohne Schuld und Erfahrung in den Strudel von Paris geschleudert, dieser liebenswürdigen und gottlosen Stadt, diesem Paradies der Teufel und der Hölle der Engel, wo man es dahin gebracht hat, jeder Verderbniß bis zur Fäulniß selbst den übeln Geruch zu benehmen: hier müssen wir nach dem Ruhme streben, daß unser Vaterland den Verlust unsers Beistandes für ein Unglück halte.

In ein fremdes Land verbannt, wird unsere Muttersprache selbst, die uns dahin begleitet hat, als Verbannte und Flüchtige betrachtet und gleich unsern Personen unter die Oberaufsicht der sämmtlichen Polizei des Continents gestellt. Uns ist zu handeln, ihr selbst aus der Ferne zu sprechen verboten. So nun der Gnade der französischen Sprache hingegeben — dieser Sprache, die seit zwei Jahrhunderten von den Königen, den Diplomaten und Aristokraten von ganz Europa ausgebildet und verdorben worden ist; dieser gefährlichen Sprache, die hundert Zungen für die Lüge hat und dagegen die Wahrheit stammelt —, müssen wir darüber wachen, daß die Leichtigkeit zu täuschen in uns nicht Lust zum Täuschen erzeuge.

Es ist nicht genug, im Dienste der Wahrheit Geist zu zeigen, man muß dabei auch noch ein Herz haben. Es ist nicht hinreichend, dem Bundestage in Frankfurt einige maliciöse Phrasen an den Kopf zu werfen und von Zeit zu Zeit der Freiheit Deutschlands einen Blumenstrauß mit einem schönen Compliment zu überreichen; dies Alles sind nur kleine Erheiterungen, an denen sich die rhetorische Eitelkeit eines Schriftstellers erfreut, die jedoch unsere unglücklichen Landsleute, welche unter den Bleidächern der Inquisition schmachten, nicht erfreuen und ihrer Sache nicht dienen können. Selbst in der Verbannung noch können wir für unser Vaterland kämpfen, indem wir das Princip des Uebels angreifen, welches in der ganzen Welt dasselbe und nur je nach den Hindernissen, die ihm Sitten und öffentliche Einrichtungen entgegensetzen, mehr oder weniger entwickelt ist. Dieses böse Princip ist die Aristokratie, das Bündniß der verschiedenen Arten von Selbstsucht. Wir dürfen uns auf keinen Vergleich mit diesen Aristokratien einlassen und nicht Dem in Frankreich schmeicheln, was wir in Deutschland von uns gestoßen haben. Bei Gott, es war nicht der Mühe werth, uns der Kühnheit unserer Meinungen und unsers unbändigen Freimuthes wegen aus unserm Vaterlande verbannen zu lassen, um in einem fremden Lande zahm zu werden, den Liebenswürdigen gegen die schöne Welt daselbst zu spielen und unser Bärenfell gegen den Fuchsbalg zu vertauschen. Das war nicht die Reisekosten werth und nicht die Mühe, die es uns kostete, unsere heimischen Gedanken und Gefühle in dem Treibhaus einer fremden Sprache groß zu ziehen; es war nicht unsere Verlegenheit werth, die Dames de Comptoir der Lesecabinete und die liebenswürdigen Besucherinnen der Passage des Panoramas über unsere naiven Germanismen lachen zu sehen.

Niemals wird es selbst der behendesten, verschmitztesten und

katzenartigsten Kritik gelingen, Heine zu fangen, der immer noch mehr Maus als die Kritik Katze ist. Er hat sich in allen Winkeln der sittlichen, wissenschaftlichen, religiösen und gesellschaftlichen Welt Schlupflöcher gesichert, und alle diese Löcher sind durch unterirdische Gänge miteinander in Verbindung gebracht. Du siehst Heine aus einer seiner kleinen Meinungen herausgehen, du verfolgst ihn, er kehrt wieder dahin zurück; du willst ihn nun fest darin halten; aber du selbst bist angeführt, denn er entwischt durch eine ganz entgegengesetzte Meinung. Entsage ja jeder Verfolgung, denn du verschwendest deine Mühe und List. Du lieſest diese oder jene Seite von Heine, wo sich eine falsche, abgeschmackte und lächerliche Behauptung findet; beeile dich ja nicht, sie zu widerlegen, schlage nur das Blatt um, denn Heine selbst ist schon umgeschlagen und widerlegt sich selbst. Verstehst du nicht solche katzenäugige Geister zu würdigen, so steht es desto schlimmer mit dir, denn du befindest dich nicht auf der Höhe der rhetorischen Küche; es gibt nichts Köstlichers als dieses Allerlei von Meinungen.

Ich habe es schon gesagt, daß ich nicht gegen Heine's große philosophische Gelehrsamkeit, zu streiten wage. Aus demselben Grunde will ich nicht untersuchen, ob die Auseinandersetzung der verschiedenen deutschen philosophischen Systeme, die Heine zum Gebrauch des Foyers der großen Oper unternommen hat, wahr oder falsch ist; ich kann mich jedoch nicht enthalten, einige Bemerkungen über die fertige und angenehme Art zu machen, mit der Heine die wichtigsten Gegenstände behandelt. Dieser liebenswürdige Schriftsteller spricht von der Liebe bei Gelegenheit von Kant, von Weiberhemden bei Gelegenheit des Christenthums, und von sich selbst bei jeder Gelegenheit. Was mich anlangt, so gefallen mir diese Rosen- und Veilchenguirlanden, mit denen Heine gefallsüchtig die derben und nahrhaften Gerichte der deutschen Wissenschaft herauspuzt, nicht recht; diese durchgeschlagene Litteratur, diese philosophische Crême, diese Beefsteaks mit Vanille sind keineswegs nach meinem Geschmack.

Die Franzosen sollten diesem Literaten für seine Bemühungen, ihnen die Schwierigkeiten, die dem Verständniß der deutschen Literatur vorausgehen, aus dem Wege zu räumen, keinen großen Dank wissen. Indem er die Hindernisse des Weges beseitigt, vernichtet er auch das Ziel; denn nur in der Mühe selbst findet man Belohnung für die Mühe. Man kann in das deutsche Leben nicht wohlfeilen Kaufs eindringen. Die Deutschen selbst, die geborenen Deutschen erreichen nur mit vieler Anstrengung ihre Volksbestimmung, und gelangen nur nach großem Mühsal zu der Tiefe des Geistes, die den Gefühlen den Frieden und die Sicherheit des Grabes gibt, und zu der Seligkeit des Geistes, die sie über ihren unglücklichen gesellschaftlichen Zustand tröstet. Das deutsche Leben gleicht einer Gegend der Hochalpen, sie ist großartig und majestätisch, die Krone der Erde, die in ihren ewigen Firnen schimmert. Deutschland hat das reinste Licht, die übrigen Länder die Hize der Sonne. Die dürren Höhen haben die Welt zu ihren Füßen befruchtet! Dort finden sich die Quellen der großen Flüsse der Geschichte, der großen Völker und der großen Gedanken. Den Deutschen gehört das Genie, den Franzosen das Talent; den Einen die schaffende Kraft, den Andern die Betriebsamkeit der Geister. Vom deutschen Boden sind alle die großen Ideen ausgegangen, die von geschicktern, oder unternehmendern, oder glücklichern Völkern ausgeführt und nuzbar gemacht worden sind. Deutschland ist die Quelle aller Revolutionen Europas und die Mutter der Entdeckungen, welche den Anblick der Welt verändert haben. Das Pulver, die Buchdruckerkunst, die Kirchenreformation sind aus ihrem Schoos hervorgegangen; undankbare und verwünschte Töchter, die Fürsten geheirathet und ihre bürgerliche Mutter verhöhnt haben.

Um den hohen Gesichtspunkt des deutschen Lebens zu gewinnen, darf man sich nicht in ruhiger und wohlverschlossener Sänfte tragen lassen, denn das wäre nichts Anderes als ein in Bewegung gesetztes Schlafzimmer, und niemals käme der so Getragene aus dem Gebiete seines eignen Lebens heraus. Man darf die Beschwerden nicht scheuen, darf nicht müde werden, muß sich gegen Frost und Hize und Schwindel abhärten. Man muß steigen, klimmen, springen, sich einen Weg durch den Schnee bahnen können. Aber man kann auch sicher sein, daß diese Mühen immer belohnt werden, denn da oben befindet sich das geistige Leben der Deutschen.

Die Franzosen klagen manchmal und spotten über diesen Nebel, der den Geistesreichthum Deutschlands umgibt. Diese Wolken aber, die den Franzosen die Aussicht benehmen, sind nur zu Füßen der Deutschen, die sich ihrer ganzen Größe nach über sie erheben und unter einem blauen Himmel und in einer reinen und strahlenden Luft athmen. Aber der Tag rückt vor, noch einige historische Stunden, und diese Nebel, die zwei Nationen trennen, zerstreuen sich. Dann werden wir uns erkennen; die Franzosen steigen hinauf, die Deutschen hinab, um sich die mit Dinte befleckten Hände zu reichen, und dann werden sie ihre Federn in die rothen Hände ihrer Könige legen, um sich ihrer an den Ufern des Missuri zu bedienen, das lezte Capitel ihrer Herrschaft damit zu schreiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erzählungen und Phantasiestücke von Eduard Duller. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1834. 8. 3 Thlr.

Auf gar verschiedenen, mannichfaltigen und verschlungenen Wegen sucht der Verf. die Burg des öffentlichen Beifalls zu ersteigen, die ein ganzes Volk von Lesern tapfer vertheidigt, und welche häufiger durch List, als im Sturmlauf eingenommen wird. Wir, die wir vom ersten Versuch an den Manoeuvres des Verf. zur Einschließung, zur Belagerung, zur Beschießung dieser Burg, mit dem leichten Geschüz der Novelle, des Märchens und der Erzählung, dann mit dem schwerern der elegischen Poesie und des Romans, und endlich mit den Sturmbatterien der Tragödie, aufmerksam gefolgt sind, wir könnten den tapfern Vertheidigern dieser Burg über ihre ruhige Defension viel Schmeichelhaftes sagen, wenn uns nicht ein anderer Berichterstatter in d. Bl. erst jüngst darin zuvorgekommen wäre. Indem dieser der ganz talentvollen Belagerung des Verf. Gerechtigkeit widerfahren läßt, weist er doch ziemlich gut die Schwächen nach, die in seinen Manoeuvres bemerkbar waren. Nur die düstere und tief beschattete Stimmung, in welche sich der Belagerer immer hineingrübelt und die doch wiederum sein rechter Ernst nicht zu sein scheint, seine Vorliebe für nächtliche Manoeuvres, für Dunkelheit und Schauer, seine Blut- und Grauspassion hat er noch nicht gebührend an das Licht gezogen.

Hier müssen wir daher zu seinem Berichte einen kleinen Nachtrag einschalten, und freilich geben uns die „Phantasiestücke" des Verf. dazu einen reichen Stoff. E. Duller besizt und reitet seinen Phantasus — ohne Frage — aber er beherrscht und bändigt ihn nicht immer vollkommen, und so geschieht es, daß dies von Hause aus störrige und übel erzogene Wesen bisweilen den Reiter reitet, ganz ohne Rücksicht darauf, welch ein närrisches Schauspiel eine solche Scene aus der verkehrten Welt darstellt.

Am schlimmsten war dies der Fall bei Gelegenheit des Rittes wider den Antichrist. Hier war aus den Geberden, den Bocksprüngen und Capriolen des Phantasus gar nicht mehr klug zu werden; man wußte nicht, was er damit sagen oder andeuten wollte, und sah nur so viel, daß er sich unter seinem Reiter unwohl fühlen mußte, gegen Gebiß und Sporn sich sträubte, ausschlug und recht wie ein störriges Roß wüthete. Im „Meister Pilgram" hatte der Belagerer seine Sturmbatterie zu früh und aus zu weiter Entfernung eröffnet; die Schüsse erreichten die Burg nicht und fielen ohnmächtig in den Festungsgraben. In „Der Rache Schwanenlied" war dieselbe

Batterie allzu nahe aufgestellt; die Schüsse gingen über die Mauer weg; nur wenige tapfere Vertheidiger wurden getödtet; gefangen wurde keiner. Nun kommen die „Phantasiestücke" und zu diesen kehren wir zurück.

Die mannichfaltigsten, verstellten und heimlichen Seitenangriffe sind das Wesen der Taktik, die der Verf. für sich erwählt hat. Bald steckt er die Fahne des Humors auf, bald die eines blinden Schreckens; am glücklichsten und gefährlichsten ist er, wenn er unter beiden Fahnen zugleich anrückt; am unglücklichsten unter der der Weisheit; denn zu dieser fehlt es ihm an sicherer taktischer Wissenschaft. So erlangt keine Abtheilung, unter denen, die er uns hier aufstellt, mehr Erfolge und glorreichere Siege als die, welche er „Wiener Bilder" genannt hat, im ersten Heerhaufen seiner Erzählungen. Das Leben der Wiener in der Schreckenszeit der Belagerung und der Schlacht von Aspern ist hier so humoristisch-erschütternd, so launig-schmerzlich geschildert, daß wir ihm zu diesem Siege Glück wünschen müssen, selbst ehe wir seine übrigen Thaten in Worten näher ansehen. Die Gestalten des vielgestaltigen Gnadl, eines echten Prototyps des wiener Bürgerthums, der galante Schneider, der Friseur, der ehrwürdige Priester, Frau Schmalzlin, sind so erheiternde, so frisch aus dem Leben gegriffene Gestalten, der alte Bader und Dorothee so rührende Erscheinungen, das Ganze so gemischt aus guter Laune, echtem Schmerz und wahrer Vaterlandsliebe in heiterm Gewande, daß wir diese Abtheilung für die siegreichste des Verf. und dies Gebiet für sein eigentliches Marsfeld halten. Hierhin laden wir ihn, und von hieraus warnen wir ihn vor den monotonen Scenen der Nacht und des Grauens, vor den Gewittern und Erdbeben, bei welchen er in seinen Schlachtplanen allzu lange und allzu vertieft verweilt. In dunkler Nacht sieht man den nächsten Feind (die Uebertreibung) nicht und, wie des Verf. Beispiel lehrt, wird oft von ihm aufs Haupt geschlagen, sowie dem „Antichrist" geschah. Ein ähnliches Schicksal begegnet dem „Auferstehungsmann", erste Erzählung im ersten Bande, wo die Häufung des Grauenhaften bis nahe an den komischen Effect streift, und jede Wahrscheinlichkeit, wie ein nichtsnutziges Unkraut mit Füßen getreten wird. „Der Poet und die Muse", Arabeske im Hoffmann'schen Styl, aber anstößig durch eine weit schlechtere Diction und üblern Vortrag, als man bei Hoffmann antrifft, der wenigstens stets ein volles Magazin poetischer Wendungen zu seiner Verfügung hat, wenn er auch auf falscher Spur ist. „Pogliazzo", andere Graus-Novelle, doch in besserm Styl und reinerer Hoffmann'scher Nachahmung. Die Sache dreht sich, wie mehrmals bei Jenem, um eine Gliederpuppe; doch zeigt sich eine gewisse Kraft der Erfindung, freilich im Reich der Nichtswürdigkeit, in dieser Geschichte. Nun folgen die lebensvollen Lebensbilder aus Wien im J. 1809, deren wir als vorzüglich schon erwähnt haben. Sie geben die günstigste Vorstellung von der Mannichfaltigkeit des Talents in unserm Verf., und hinterlassen einen wohlthuenden, mancher Jean Paul'schen Arbeit verwandten Eindruck. Wodurch? Durch wahren Humor! — Die Skizze: „Die Quitandeira von Rio Janeiro", Geschichte einer unglücklich liebenden kleinen Negerin, hält gute Localfarbe. Von den beiden Märchen: „Königin Forelle", wallisischer Geschichte, und „Waldvöglein", ist das letztere poetisch bedeutender und geistvoller; das erste ist nicht mehr als ein guter und launiger Einfall; in der Darstellung ist dies jedoch besser als jenes. Die Keckheit, welche das Märchen fodert, indem es von dem Leser viel Glauben begehrt, tritt hier besser hervor; eine zaghafte Feder darf kein Märchen zu schreiben versuchen, das je unglaublicher, desto besser ist, d. h., je dreister es die gewöhnlichen Naturgesetze überspringt, desto poetischer wirkt. Eine neue Graus-, Mord- und Ehebruchsgeschichte: „Bettelmanns Umkehr", die den zweiten Band eröffnet, zeugt von der verwerflichen Vorliebe des Verf. für nackte Gräßlichkeit à la Sue, ohne die Grundlage eines tiefern Gedankens. Dergleichen erlaube uns der Erzähler für baare und blanke Verirrung anzusehen und als solche zu behandeln; das Beste, was wir dabei thun können, ist, ihn mit Jugend zu entschuldigen und unsern Tadel zu verschweigen. Wir meinen es gut, und bitten ihn, dergleichen nicht mehr zu geben; denn die Welt hat, wie die Literatur — Dank sei den Franzosen! — genug des Gräßlichen gesehen, in Wort wie in That. — „Die schwarzen drei Könige von Haimburg" heißen eine Humoreske. Wir bekennen, diese Bezeichnung nicht recht zu verstehen. Soll der Humor der Grundbegriff derselben sein, so ist die Bezeichnung verfehlt; denn Späße sind noch kein Humor, und dieser Halbgott ist in dieser Posse nicht wiederzufinden. Die Novelle: „Die geheimnißvolle Reise" ist wieder nicht viel mehr als eine verwerfliche Teufelei ohne Grund und Ursach, wiewol die Gestalt Iwan's originell und effectvoll ist. Immer wieder kommt der Verf. auf den verdammten Spuk mit gräßlichen Verbrechen zurück. Man möchte dergleichen sofort zum Henker schicken, um damit zu thun, was Rechtens ist. Sue und Janin sind Schlächter für alle edlere Gefühle; es kann kein Verdienst sein, ein deutscher Sue und Janin zu sein; denn, Gott sei Dank, das deutsche Gefühl ist nicht so abgestumpft und dickhäutig als das des Volks über dem Rhein. — Die Erzählung: „Außen roth, innen todt", lassen wir eher gelten, weil doch ein Gedanke darin ist; wenngleich ein übler. Daß aber der Verf. die alte Madonnenposesie mit Liedern, wie S. 201

Madonna, deine Waffen sind so **holde**,
Daß sie aus Amors Köcher sind **entronnen** (?)

wiederaufzufrischen strebt — auf diese Weise an gewisse bekannte Jugendverirrungen einiger Meister erinnernd — ist in unserer Zeit wahrlich unverzeihlich. — „Herr Chamäleon", wieder ein Hoffmannisirendes Phantasiestück, könnte gefallen, schon durch die Einflechtung der orientalischen Legende von der Rose und Nachtigall, wenn es der Darstellung nur nicht allzu sehr an Haltung und Consequenz gebräche. Dennoch ist diese Erzählung eine der poesiereichsten in diesen beiden Bänden. So vermag ein einziger wirklich dichterischer Gedanke eine ganze, sonst verfehlte Arbeit zu adeln! — „Der alte Spieler und sein Geselle" versinnlicht den Kampf zwischen dem Teufel und dem Tod auf nicht unedene Weise. Der Tod ist der Vertheidiger des Sünders ex officio, und indem er, seine Fiedel spielend, ausruft: „Und erlöse uns von allem Uebel", flieht der Böse und läßt von seiner Beute ab. Dieser Gedanke wäre einer reinen dichterischen Form nicht unwerth gewesen; in seiner Gestalt als Erzählung nimmt er sich nicht besonders aus. Indeß wünschten wir doch, der Verf. hätte keine schlechtere Erzählung geschrieben als diese, aus der wir wenigstens erkennen, daß er wisse, worauf es ankomme, und daß er um Ideen bemüht ist. — „Der Nimmersatt, Arabeske in Mosaik", ist nicht mehr als eine Schnurre, ein Schwank der sonderbarsten Art, mit etwas Teufelei gemischt, ohne weitere Gedankenausbeute, als den bekannten Satz, daß es Menschen gibt, bei denen der Magen die Stelle des Kopfes einnimmt. — Die Erzählung: „Passauer Kunst" zeichnet sich durch eine glückliche Verwickelung aus, sie erzählt die Geschichte des Bauernaufstandes im Lande ob der Ens 1626 gegen Hebersdorf's Joch und bringt damit eine Familiengeschichte in Verbindung, welche lehrt, wie der Böse sein Wort hält. Ohne den Erbfeind thut der Verf. nun einmal nichts. Er wird es noch so weit bringen, daß man von ihm sagen muß: der leibliche Gottseibeiuns sei seine Muse, die er anruft. Merkwürdig ist immer, daß die Franzosen, welche jetzt doch Alles wagen, sich nicht leicht an die Verkörperung dieses brüllenden Löwen machen; selbst Sue geht ihm aus dem Wege, oder sucht seine Bekanntschaft nur aus gemessener Ferne; die Engländer aber fürchten sich vollends (und in Sachen der Kunst mit Recht) vor ihm. Nur die deutschen Phantasiestückmacher behandeln ihn ganz wie ihres Gleichen, oder wol gar wie einen guten Freund, der ihnen einen Morgenbesuch macht. „Das Gespenst des Selbstmörders" hüpft wieder mit elementarischer Behaglichkeit in Schrecknissen umher, welche diesmal völlig bedeutungsleer erscheinen und daher ganz erspart werden konnten.

Nach so vielen Items können wir das Facit unserer Rechnung ziehen. Es wird dahin lauten, daß dem Verf. eine kräftige, aber etwas einseitige Phantasie, ziemliches Sprachvermögen und die Gabe greller und scharfer Zeichnung zu Gebote steht, und daß ihm ein wahrhaft poetischer Fund dann und wann gelingt. Dagegen mangelt ihm reiche, mehrseitige Lebensanschauung (Wissenschaft des Lebens, wenn man will) und die Kraft, welche, sich selbst beherrschend, plötzlich in einer Richtung einhält, um sich in einer andern hin zu zeigen und zu üben. Er steht, mit einem Wort, unter der Herrschaft seiner Stoffe. Sein bestes Erbtheil ist ein echter Fonds von Humor, den er nur zu wenig durchzubilden bemüht gewesen ist. An diese Goldader im Schacht seiner Seele verweisen wir ihn daher auch — er erhole sich selbst an ihr, und lasse uns, von seinen Schrecknissen gereinigt, in dem erheiternden Anschauen dieser blitzenden humoristischen Gebilde aufathmen. 52.

Oestreichs Stellung im Zeitalter Franz I. Betrachtungen bei dem Tode dieses Kaisers. Keine Parteischrift. Von Friedrich Ludwig Lindner. Stuttgart, Köhler. 1835. 8. 8 Gr.

Unter den vielen Flugschriften unserer Zeit zeichnet sich die vorliegende durch besonnenes Urtheil, wohlwollende Gesinnung und Klarheit des Ausdrucks auf eine so vortheilhafte Weise aus, daß sie einen ganz besondern Anspruch darauf machen kann, von Vielen gelesen und beherzigt zu werden. Sie ist in der That keine Parteischrift, sie enthält vielmehr die Aufforderung zur Versöhnung am Grabe eines großen Monarchen. „Die Gegenwart", sagt Hr. Lindner, „leidet an einer Sprachverwirrung, zu welcher alle Parteien Beiträge liefern. Die Worte passen heute nicht mehr zu den Begriffen, und diese haben durch Entstellung und Misbrauch ihre Geltung verloren. Nicht was wahr ist, was zu wissen und zu beachten nöthig, wird in den öffentlichen Schriften gesucht und vernommen; nur eigne oder des Gegners Parteiansicht erregt Aufmerksamkeit; die Ausbeute einer ruhigen Untersuchung wird mit Gleichgültigkeit zurückgewiesen oder einem gefühl- und charakterlosen Indifferentismus zugeschrieben. Doch hat die Einseitigkeit, die allein herrschen will, noch nie die Dunkelheit von dem Horizonte des politischen Lebens verscheuchen können; vielmehr, wo sie gebot, hat sie das Licht getrübt, sodaß die Parteien kaum ihre Waffen, noch weniger den Kampfplatz und die Stellung der Massen zu unterscheiden vermochten." Um Andere in dem Chaos der Tagesmeinungen zu orientiren, wünscht der Verf. hier einen Beitrag zu liefern, wozu der Tod des Kaisers Franz I. von Oestreich, der die wichtigste Periode der neuen Geschichte schließt, ihm eine sehr natürliche Veranlassung geworden ist.

Hr. Lindner betrachtet zuerst Oestreichs Individualität nach innern und äußern Verhältnissen. Die innern Verhältnisse anlangend, werden die verschiedenen Bestandtheile der Monarchie, die Deutschen, die Slawen (Böhmen, Polen, Ungarn), die Italiener, in treffenden Zügen geschildert. „Die deutschen „Oestreicher, sagt er S. 11., „sind der Regierung und noch mehr ihrem Kaiser im Grunde des Herzens ergeben. Nur lassen sie sich nicht verbieten, über Maßregeln, die ihnen nicht glücklich scheinen, witzig, doch stets gutmüthig, ihre ehrliche Meinung zu sagen. Darum aber würden nicht weniger die Revolutionnaire ihre Lehren verschwenden, wollten sie diese Menschen für dieselben werben; die Oestreicher sind unfähig, Gebrauch davon zu machen. Sie wollen mit Besonnenheit im Verein mit der Obergewalt, nicht durch Umwälzung und in den Tag hinein, ihren Zustand verbessern." Auf einen aus so ungleichartigen Theilen zusammengesetzten Staat leidet der Begriff der Nationalität nur im bildlichen Sinne eine Anwendung; es wäre thöricht, für alle Länder eine einzige Verwaltungsform einführen zu wollen, es ist aber ebenso thöricht, zu verkennen, daß die Völker eines Staatenbundes, wie der östreichische ist, nur durch die höhern Stände repräsentirt werden können, ohne daß der aristokratische Einfluß als willkürlich aufgedrungen anzusehen sei. (S. 21.) Ebenso klar und verständlich sind die Andeutungen über Oestreichs Verhältniß zur Türkei, zu Rußland, zu Frankreich, dann über seine Stellung zu Deutschland und zu Italien (warum ist wol Preußen übergangen?), zuletzt über die ehrwürdige Persönlichkeit des Kaisers Franz und die Liebe seines Volks zu ihm, die „mehr war als ein Nachhall jener alten Demuth. Sie war ein Familienband, aus der Gleichartigkeit der Gefühle und Gesinnungen gewoben. Der treuliebende Unterthan fand nicht nothwendig, über den Grund seiner Anhänglichkeit zu grübeln, er fühlte die Sympathie, er hatte sie nicht aus irgend einer Absicht sich angesonnen." (S. 37.) Hierauf schildert Hr. Lindner den Widerstand, welchen die revolutionnairen Grundsätze in Oestreich fanden und finden mußten, weil die weise Regierung sich in Harmonie mit allen bessern Gefühlen des Volkes zu erhalten wußte. Aus diesem schönen Verhältnisse geht aber hervor, daß man als einen Nachhall der Barbarei die Foderung anerkennen sollte, alle Völker, die so verschieden an Sinn und Charakter sind, einer und derselben Verfassungsform zu unterwerfen, ja daß die Ruhe Europas dabei interessirt war, daß in Oestreich ein Gegengewicht bestände gegen die Verirrungen, die Uebertreibungen, gegen die Unerfahrenheit und den Fanatismus der Neulinge. (S. 41—45.)

„Warum", fährt Hr. Lindner fort, „sollte es in unsern Tagen schwer sein, gerecht gegen Oestreich zu sein? Der Parteiansicht sollen wir uns erwehren, welche in unsern Tagen, wenig um die Gründe ihrer sogenannten Urtheile besorgt, es bequem findet, wenn mit der Unverschämtheit eines revolutionnairen Zeitungsschreibers über eine große Macht nach einseitiger Theorie abgesprochen wird."

Darauf richtet der Verf. ernste Worte an seine Zeitgenossen, um sie zum Verständniß zu führen, ohne welches der Friede der Gemüther unmöglich ist. „Wir denken uns", sagt er am Schluß, „einen redlichen Anhänger der Reform, und wir hoffen, daß er uns Dank wissen wird, wenn wir den Geist einer conservativen Macht, mit Verzichtleistung auf die Künste liberaler Phrasenmacher, wenn wir die Bestandtheile und die Zusammensetzung einer großen Monarchie mit der Unbefangenheit eines Naturforschers, der die Lagerungen eines Gebirges beobachtet, aufzufassen bemüht waren. Auch die Staaten sind Werke der Natur; nicht menschliche Willkür erzeugt sie; der allgemeine Organismus der Gesellschaft hat sie gebildet und jedem seine Stelle wie seine Functionen angewiesen."

Wir denken uns zugleich einen redlichen Gegner der Reform und wir hoffen, daß auch er unserm Bemühen werde Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn wir die Fortschritte der Gesellschaft in Gesittung und Bildung als die allgemeine Bedingung ihres Bestandes und ihrer Würde nachzuweisen versuchten. 159.

Literarische Notizen.

J. B. Béraud's „Histoire des sires et des ducs de Bourbon. 812—1831" wird vier Bände umfassen, von denen die beiden ersten bereits erschienen sind.

Von „Voyage autour du monde, principalement à la Californie et aux Iles Sandwich, pendant les années 1826—29", von Duhaut-Cilly ist der erste Theil ausgegeben.

Von Fr. Soulié kam ein neuer Roman: „Le conseiller d'état", in zwei Bänden heraus.

In zwei Bänden erschien: „Voyage d'une ignorante dans le midi de la France et l'Italie." 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 219. — 7. August 1835.

Börne über Heine.

(Fortsetzung aus Nr. 218.)

Die Religion dient Heine zur Schaukel und das Christenthum als Balancirpferd. Er liebkost es, er schmählt es aus, er peitscht es, er gibt ihm die Sporen: durch dies Alles kommt er nun zwar natürlicherweise keinen Schritt vorwärts; aber wer sagt denn, daß Heine jemals vorwärts kommen will? Blos balanciren und eine Bewegung machen will er sich. Man beleidige Heine nicht, indem man ihn einer ernsten Richtung, eines Glaubens, einer Ueberzeugung für fähig hält; Heine weiß so gut als irgend Einer, daß ein großer Charakter eben grade darin besteht, nichts zu fürchten, nichts zu hoffen, nichts zu lieben, nichts zu achten und kein Princip zu haben.

Zum Unglück aber für die unerschütterliche Gleichgültigkeit von Heine's Gemüth, hat ihn der Director des Theaters der Possenspiele, das wir Welt nennen, grade für alle Hauptrollen bestimmt, sogar ohne ihm einen Stellvertreter zu geben. Heine's Repertorium ist unermeßlich; ein Hundert gewöhnlicher Schauspieler würde für dasselbe nicht zureichen. Er spielt den Antichrist, während Voltaire, dieser große Schriftsteller, nur Johannes den Täufer, den Vorläufer des Antichrists, gespielt hat. „Voltaire", sagt Heine, „hat nur den Leib des Christenthums verwundet". Aber Heine, dem armen Mann, ist das mühselige Geschäft zugefallen, das Wesen des Christenthums selbst zu vernichten. „Der Grundgedanke des Christenthums", sagt Heine ebenfalls, „ist die Vernichtung des sinnlichen Lebens". Er aber ist von der Vorsehung gesendet worden, die Rechte des Fleisches wieder geltend zu machen. Danken wir der Vorsehung, daß sie ganz besonders für Heine einen neuen Lehrstuhl des Rechts, für den Unterricht im Rechte des Fleisches, geschaffen hat. (Der letztere Satz enthält im Französischen ein Wortspiel, was deutsch nicht wiedergegeben ist: „Rendons grâce à la providence qu'elle ait créé — en faveur de M. Heine, une nouvelle *chaire* de droits, pour l'enseignement des droits de la chair.")

Allein nicht blos die Rechte des Fleisches nimmt Heine in Anspruch, er streitet auch noch für die Wiedereinsetzung der ganzen Materie in ihre Rechte überhaupt. Folgendes ist ein Stück seiner prächtigen Vertheidigung:

„Kant hat den Himmel mit Sturm genommen und die ganze Garnison über die Klinge springen lassen. Die Leibgarde des lieben Gottes liegt todt niedergestreckt; er selbst schwimmt in seinem Blut. Forthin gibt es keine göttliche Barmherzigkeit mehr, keine Vatergüte, keine zukünftigen Belohnungen für die gegenwärtigen Entbehrungen; die Unsterblichkeit der Seele liegt in den letzten Zügen, man hört nur ihr Röcheln und Stöhnen."

„Die Menschheit verlangt nach derbern Speisen als dem Fleisch und Blut des Herrn Christus. Die Menschheit lacht mitleidig über die Träume ihrer Jugend — und wird mannhaft praktisch. Die Menschheit opfert jetzt dem System der irdischen Nützlichkeit — und dann wird man auch noch der Materie große Sühnopfer bringen müssen, damit sie die alten Beleidigungen vergesse. Es wäre selbst gar nicht übel, wenn man Feste der Sinnlichkeit einrichtete und die Materie für ihre frühern Leiden entschuldigte; denn das Christenthum, unfähig sie zu vernichten, hat sie bei jeder Gelegenheit zu entehren gesucht. Es hat ihre edelsten Freuden herabgesetzt, die Sinne wurden zur Heuchelei gezwungen, und überall war Lüge und Sünde. Unsere Frauen müssen mit neuen Hemden bekleidet und alle unsere Gedanken im Dampfe von wohlriechendem Rauchwerk, wie nach den Verwüstungen einer Pest, geräuchert werden."

Amen! Mögen sich die Nähterinnen und Parfumeurs darüber freuen! So wäre denn also Heine von der Vorsehung zum Procurator und Vormund der minderjährigen Materie ernannt. Möge er seine Mündel in Acht nehmen! Ueber Nacht kommt den Mädchen Rath, und nach 35 Lebensjahren ist es besser Spiritualist zu sein als Hüter der Materie.

Zu einem gewissenhaften Manne, der nur im Suchen nach Wahrheit sich verirrt hätte, würde ich sagen: Nein, das Christenthum hat die Menschen nicht unglücklich gemacht, es hat sie so bei seinem Auftreten gefunden und hat sie in ihrem Elend getröstet und unterstützt. Das Christenthum war der Arzt der durch ungezügelte Leidenschaften und viehische Ausschweifungen krank gewordenen römischen Welt. Herren und Sklaven waren damals gleich schuldig, die Einen schwammen im Blut, die Andern wälzten sich im Schmuze der Knechtschaft; das Christenthum reinigte die Einen und erhob die Andern. Es verordnete Allen eine wohlthätige Diät für Seele und Leib, und diese strenge Lebensweise hat der Welt das Leben gerettet und sie geheilt. Das Christenthum hat niemals die Rechte des Fleisches aufgehoben, es hat niemals die Freuden der Sinne zum Opfer verlangt, es hat sie nur der Aufsicht der Seele unterworfen, um sie desto reiner und dauerhafter zu machen. Keine Religion war jemals nachsichtiger gegen die Schwächen des Menschen als die christliche.

Der Katholicismus, weit davon entfernt, die Völker entnervt zu haben, hat ihnen die Stärke und Kraft wiedergegeben, die sie unter der römischen Herrschaft verloren hatten und welche die neuern Völker, die sich vom Katholicismus losgesagt, zum zweitenmal verloren haben. Das einzige Volk des Nordens, das seit drei Jahrhunderten nicht einen Tag für die Freiheit sich zu regen aufgehört hat, das polnische, ist katholisch geblieben. Der Katholicismus ist keine „trübe und farblose" Religion, wie Heine sagt; es ist die heiterste und freudigste, die es jemals gegeben hat. Nein, die Sinne sind durch das Christenthum niemals zur Heuchelei gezwungen worden; diese Religion fodert nur einen Schleier für die Sinnengenüsse, erheischt nichts als Scham.

Die Scham ist die einzige Gottheit, welche sonst selbst nicht die verdorbensten Menschen zu leugnen wagen; und grade ihre Verehrung höhnt Heine als einen Aberglauben, den er Heuchelei der Sinne nennt. Ich weiß wohl, daß dies nicht seine innerste und ernstliche Meinung ist; aber hier sieht man, wohin ein anständiger und seiner Mann wie Heine, der sich rühmt, niemals

geraucht oder Sauerkraut gegessen zu haben und der seine besten Ansprüche auf die Achtung Frankreichs durch diese Eigenschaften begründet glaubt, durch eine unglückliche Phrasenwuth gebracht werden kann. Heine hat tausendmal die Liebe gefeiert; er hat sie in Versen besungen und in Prosa austrompetet; er muß besser als irgendwer wissen, daß das Geheimniß die Gottheit der Liebe und die Scham ihre Religion ist.

Ist es denn eine so schwere Sache, Christ zu sein? Wenigstens ist es nicht so kostbar, als Heine denkt. Jeder, der liebt, ist Christ. Und jeder Mensch, selbst aus Eigenliebe, muß eine andere Sache als sich selbst lieben und verehren. Es ist ein wohlverstandener Egoismus, einen Theil seines Vermögens in dem Ganzen niederzulegen, das nicht gestohlen werden kann, und seine Seele der Ewigkeit anzuvertrauen, die nie bankrott wird. Der eine Mensch betet die Ehre an, der andere den Ruhm, ein dritter die Tugend, oder die Tapferkeit, oder die Treue, oder die Freiheit, oder die Wahrheit, oder die Liebe, oder die Freundschaft. Nun wohl, das Christenthum ist das Pantheon aller dieser Gottheiten. Tritt ein in den Tempel, wirf dich vor der Ehre nieder, oder vor der Freiheit, du betest denselben Gott an, du bist Christ.

Man ist nie glücklich ohne Glauben, man lebt nur vom gegenwärtigen Tage und ist besorgt wegen des nächsten. Der Gläubige ist durch die mütterlichen Sorgen der Vorsehung genährt; der Ungläubige ist ein Bettler, der von dem Almosen der Glücksgöttin lebt. Der Glaube ist die Wurzel der Wissenschaft; abgeschnitten von ihm ist das Wissen nur ein Stück Holz, das weder Blüten noch Früchte trägt. Ohne Glauben hat man kein Herz; und aus dem Herzen kommen die großen und Leben erzeugenden Gedanken. Man kann zwar recht gut Talente auch ohne Herz haben; doch sind dies nur verzuckerte Früchte, die den Durst nicht stillen. Ebenso kann man auch Geist ohne Herz besitzen; doch ist dies nur plattirter Geist, der dem Unbilden des Wetters nicht widersteht, und wenn ihn die Kritik nur etwas reibt, roth wird.

„Der Protestantismus", sagt Heine, „war für mich mehr als eine Religion, er war mir Bestimmung, und seit 14 Jahren kämpfe ich für seine Interessen gegen die Ränke der deutschen Jesuiten." Vierzehn Jahre! das ist zweimal der siebenjährige Krieg, der einen großen König unsterblich gemacht hat. Der viele Ruhm muß wirklich Heinen beschwerlich werden, er schließe daher seinen hubertsburger Frieden mit den Jesuiten. Das wäre denn wieder ein neues Geschäft, mit dem Heine beladen; in der That, es ist ein harter Frohndienst, der Liebling der Vorsehung zu sein, und ein Anderer würde darunter nicht aushalten können. Heine ist seit seiner Geburt an der Spitze aller Bewegungen Deutschlands; er ist der Regimentstambour des Liberalismus, der Pathe der neuen literarischen Schulen, die von ihm den Namen haben, der Beschützer des Protestantismus, der Schrecken der Republikaner, der Aristokraten und Jesuiten. Er hat Alles vorhergesehen, vorhergesagt und geleitet; die eine Sache hat er gesagt, die andere gethan, er, der Erste unter allen Deutschen. Heine würde gern ein Patent auf die Erfindung der Welt verlangen, wenn unglücklicherweise nicht die heilige Schrift mit unwiderlegbaren Beweisen da wäre, daß die Welt vor Heine's Geburt geschaffen worden ist.

Was macht aber Heine so anmaßend? Er erklärt es uns selbst. „Wagen", sagt er, „ist das Geheimniß des Sieges in der Literatur wie in der Liebe." In der Liebe ist dies unglücklicherweise wahr, und unschuldige und unerfahrene Frauen sind oft die Opfer einer edeln Dreistigkeit. Es ist wahr, sie werden nur einmal angeführt, dies bessert aber die Wagenden nicht, die, sich auf die weibliche Nachsicht der Beleidigten verlassend, nur die Geliebten wechseln und immer wieder von Neuem wagen; aber wie kann in der Literatur die Kühnheit die Kraft ersetzen? das ist schwer zu begreifen.

Heine mengt die Liebe in Alles, in Wissenschaft, in Literatur, in Politik, in Philosophie, in Theologie, in Freundschaft. Hiergegen wäre gar nichts zu sagen, wenn er das mit Mäßigkeit thäte; aber Heine beobachtet kein Maß. Wir erinnern ihn an die weise Lehre, die ein berühmter Koch seinen Schülern gab: „Vor Allem, meine Freunde, braucht den Pfeffer nicht im Uebermaße."

(Der Beschluß folgt.)

Vergangenheit und Zukunft der Philologie in ihrem Verhältnisse zur Bildung des deutschen Volkes. Von F. Salgo. Leipzig, Klinkhardt. 1835. Gr. 8. 6 Gr.

In redlicher Absicht und in bescheiden anständiger Haltung versucht der Verf. auf 64 Seiten das Seinige zur Lösung einer Frage beizutragen, die im gegenwärtigen Augenblicke als eine Lebensfrage für den höhern Schulunterricht in Deutschland angesehen werden muß. Mit vieler Achtung gedenkt er in der ersten Abtheilung seiner Schrift der Philologie, erklärt, wie die Literatur des Alterthumes dazu gekommen ist, in eine so genaue und einflußreiche Verbindung mit der deutschen Bildung zu treten, und geht hierbei bis auf das erste Auftreten germanischer Völker zurück. Man wird diese Abhandlung, ohne grade neue Aufschlüsse aus derselben zu gewinnen, gern lesen, sie ist verständig disponirt und gut geschrieben. Für die jetzige Zeit aber, so fährt der Verf. weiter fort, reicht die alterthümliche Form nicht mehr aus, die auf die Philologie gestützte Gelehrsamkeit kann nicht länger die einzige, nothwendige Grundlage aller höhern Geistesbildung sein und sie wird es immer weniger sein, je mehr wir auf dem durch die Geschichte vorgeschriebenen Wege fortgehen (S. 41). Daher muß neben der philologischen Bildung ein wohlverstandener Realismus bestehen und einen gleichen Rang mit ihr haben, wie wir denn bereits sehen, daß schon jetzt gewisse Berufsarten, z. B. die Mathematik und die Naturwissenschaften, sich von der hergebrachten Gelehrsamkeit befreien und dies bei andern bald noch mehr der Fall sein wird, wodurch also die Zahl und Frequenz der streng philologischen Bildungsanstalten immer geringer werden dürfte. Humanismus und Realismus aber soll sich nicht gegenseitig zu accommodiren suchen, sondern jede Partei mit Entschiedenheit und Kraft ihren Weg gehen, allein das hohe Ziel rein menschlicher Bildung im Auge behalten, wobei die Gymnasien als die Bewahrerinnen geistiger Güter gepriesen und eifrig gewünscht wird, daß sie dem Strome der Zeit widerstehen möchten, die mit ihrer Oberflächlichkeit und mit der beschränkten Rücksicht auf unmittelbaren Nutzen jede tiefere Richtung zu verschlingen droht (S. 55). Dagegen müssen die Realisten darauf bedacht sein, frei und unabhängig von der bisherigen antiken Bildung in sich selber eine wissenschaftliche Thätigkeit zu erwecken, die sich zu den höchsten geistigen Interessen und Leistungen der Menschheit erhebt, unbeschränkt durch materielle Rücksichten. Dies wird die eigenthümliche, deutsche Wissenschaft sein, die in ihrer Weise auch Gymnasien und Universitäten bedarf, aber keine polytechnische Schulen an die Stelle der Universitäten setzen darf (S. 56). In ihnen würde die Grundlage intellectueller Bildung sein: Grammatik und zwar vorzugsweise deutsche Grammatik, ganz in der Art und Weise des grammatischen Unterrichts in der altclassischen Philologie behandelt (sofern diese wesentlich und gut ist), dann Mathematik, Philosophie in einem angemessenen Grade, Naturwissenschaften, ferner müßte in diesen Anstalten Musik, Zeichnen u. dgl. nicht so beiläufig betrieben werden, als es leider in den gewöhnlichen Gymnasien meistens geschehen muß: Die andern modernen Anstalten würden sein die Volksschulen, die Bürgerschulen in ihren verschiedenen Abstufungen, die Spitze derselben sind die Realuniversitäten oder polytechnischen Schulen, die aber auf einem gleich hohen wissenschaftlichen Standpunkte stehen müßten als die andern Universitäten. Sie müßten alle geistige Interessen, die ein gründlich gebildeter Mensch hat, befriedigen, so weit dies ohne die alterthümliche Gelehrsamkeit möglich ist, besonders durch eine tüchtige philosophische Durchbildung.

Ref. will diesen Meinungen des Hrn. Salgo nicht die gewöhnlichen Gründe, mit welchen der Realismus bekämpft zu werden pflegt, entgegenstellen, auch hier nicht erörtern, daß seine Schrift mit der zu Berlin 1829 erschienenen Schrift: „Der Zeitgeist und die gelehrten Schulen" in den Hauptpunkten große Aehnlichkeit hat, wie denn auch im ersten Hefte von von Mönnich's gehaltvollen „Pädagogischen Blättern" (m. s. diese Bl. f. 1833, Nr. 50) ähnliche Ansichten besprochen worden sind. Ref. erkennt es ferner mit Freudigkeit an, daß verschiedene Regierungen durch Einrichtung von Realgymnasien, wie die preußische in Berlin, Halle, Stendal, Duisburg, Erfurt, und die hannöverische in Hanover, einem unabweislichen Bedürfnisse der Zeit auf eine weise und verständige Art entgegenkommen, während man in andern deutschen Staaten, z. B. in Baden, dem falschen Realismus und den vom Verf. getadelten polytechnischen Anstalten zu sehr huldigt. Dagegen darf aber auch die Erfahrung des Schulmannes hier ihr Recht geltend machen und nicht verschweigen, daß eine solche, blos auf das Deutsche basirte Bildung fortwährend bedenklich erscheint, daß die Elemente der deutschen Grammatik unmöglich eine ebenso bildende Kraft haben können als die Elemente der alten Sprachen (wie denn Jakob Grimm selbst die unmittelbare Einführung seiner etymologischen Forschungen in die Gymnasien noch nicht bevorwortet hat) und daß sie sogar in den Schülern selbst einen geheimen Widerstand findet. Wir wissen nicht, ob Hr. Salgo selbst Schulmann ist, sonst würde er unsere Meinung, die sich keineswegs auf die in einer Schule gemachten Erfahrungen gründet, vielleicht theilen. Da hat sich denn für uns der Satz als ziemlich fest herausgestellt, daß für die gelehrte Bildung unserer Zeit die Gymnasien, sowie sie im Allgemeinen sind, die Basis bleiben müssen, für die übrigen Berufsarten wird der Staat in höhern Bürgerschulen sorgen, wo die Externung und geschickte Handhebung der Muttersprache allerdings ein Haupterforderniß sein muß, in den technologischen Wissenschaften aber (wir brauchen dies Wort in der von Hrn. Mönnich eingeführten Bedeutung) die höchst mögliche Vollkommenheit zu erstreben ist, damit der darin Gebildete sich überall im praktischen Leben zurechtfinden kann. Einen Cursus der Philosophie halten wir hier für überflüssig sowie die ganze Einrichtung von Realuniversitäten, die schon an der Begierde der Lernenden, bald in das wirkliche Leben überzugehen, und in dem Wunsche der Aeltern, ihre Kinder recht bald untergebracht zu wissen, ein sehr schwer zu überwindendes Hinderniß finden wird. Von Philosophie ist auch weder im Gewerbinstitute zu Berlin noch in der polytechnischen Schule zu Wien jemals die Rede gewesen, und beide Anstalten sind trefflich organisirt und von einem großen, praktischen Nutzen. 14.

Urkundenbuch zu der Geschichte des Reichstages zu Augsburg im Jahre 1530. Nach den Originalen und nach gleichzeitigen Handschriften herausgegeben von Karl Eduard Förstemann. Erster Band. Von dem Ausgange des kaiserlichen Ausschreibens bis zu der Uebergabe der augsburgischen Confession. Halle, Waisenhausbuchhandlung. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Herausgeber rühmt in der Vorrede die Bereitwilligkeit, mit welcher die preußischen, weimarischen, bairischen und hessischen Archive durch Mittheilungen ihn unterstützt hätten, und hofft, daß auch jetzt noch, nachdem die Säcularfeier der augsburger Confession vorüber, diese Urkundensammlung den Freunden der Geschichte und des Protestantismus um so erwünschter sein werde, als dabei auch mit Kritik und diplomatischer Genauigkeit verfahren worden sei. Die Anordnung ist chronologisch, und ein ausführliches alphabetisches Materienregister soll dem zweiten und letzten Bande auch darum beigegeben werden, damit dem in der chronologischen Ordnung bedingten Mangel der Zusammenstellung des Gleichartigen einigermaßen abgeholfen werde. Da in dieser Sammlung natürlich nicht alle und jede zur Zeit jenes Reichstages geschriebenen und denselben betreffenden schon gedruckten Briefe und Aufsätze aufgenommen werden konnten, so soll auch darüber ein vollständiges chronologisches Verzeichniß wo möglich noch dem zweiten Bande angehängt werden.

Der erste Abschnitt enthält die Urkunden von dem Reichstagsausschreiben (21. Jan.) bis zu der Abreise des Kurfürsten Johann von Sachsen nach Augsburg (4. April), 44 an der Zahl. Der zweite Abschnitt von da an bis zur Ankunft des Kaisers zu Augsburg (5. Juni) (Nr. 45—91). Der dritte Abschnitt endlich bis zum 25. Juni oder zur Uebergabe der Confession (Nr. 92—107).

Das Hauptverdienst des Herausgebers besteht nicht nur in dem mühseligen Sammeln der hieher gehörigen Actenstücke und dem ebenso mühseligen Copiren vor und Recidiren nach dem Drucke, sondern auch in der kritischen Behandlung der Urkunden und Ausstattung mit zum Theil bogenlangen literar-historischen Einleitungen, welche ein ungemeines Studium dieses Theils der kirchenhistorischen Literatur beurkunden. Daß das Glaubensbekenntniß der lutherischen Fürsten und Städte und die Glaubensartikel in verschiedenen Sprachen, deutsch (sogar mehrmals aber nach verschiedenen voneinander abweichenden Abschriften), lateinisch und französisch hier wieder auf mehren Hundert Seiten abgedruckt sind, findet seine Rechtfertigung in den (vor vier Jahren öffentlich zur Sprache gekommenen) Streitigkeiten, welches eigentlich der wahre Text der Confession sei (hier ist die Spalatini'sche Abschrift als die wichtigste zu Grund gelegt). Wenn dieser hiermit zwar auch jetzt noch nicht völlig erwiesen ist, so bringt doch die Beleuchtung und wahrlich höchst mühsame Vergleichung der in den Archiven aufgefundenen Texte mit den durch den Druck bekannten (die Varianten sind gewissenhaft unter dem Texte nachgewiesen) uns der Wahrheit immer näher.

Wenn diese größern Actenstücke allerdings mehr den gelehrten Forscher der Reformationsgeschichte und des protestantischen Lehrbegriffes angehen, so enthalten doch viele andere manches auch allgemeiner Anziehende. Viele beurkunden den heiligen und muthigen Ernst, mit welchem die protestantischen Fürsten selbst dem Kaiser gegenüber sich nichts zu vergeben wußten, wie sie erst nach langem Bedenken und unter der Bedingung, daß der Kaiser zu Augsburg auch nicht predigen lasse, ihre mitgebrachten Prediger schweigen ließen, wie sie sich der Theilnahme an der Fronleichnamsprocession entzogen u. s. w. Für die sächsische Geschichte ist die Specification der Urkunden nicht unwichtig, welche Johann der Beständige aus seiner Kanzlei mit nach Augsburg nahm, unter denen sich eine kaiserliche Schuldverschreibung von 33,500 Gulden befand, dann die Heirathsverschreibung zwischen Johann Friedrich, dem Kurprinzen, und des Kaisers Schwester, worüber nach S. 173 noch zu Inspruck verhandelt worden zu sein scheint, dann das Bündniß gegen den Kurfürsten und den Landgrafen von Hessen (wahrscheinlich die Pack'sche Sache). Unter den historischen Noten vermißt Ref. eine Erklärung des Titels Markgraf von Zenete, welcher mehrmals dem Grafen Heinrich von Nassau beigelegt wird. (Heinrich's dritte Gemahlin war nämlich eine Tochter des Markgrafen Roberich von Zenete oder Ceneda im Trevisanischen.) Sehr unterhaltend ist der actenmäßige Bericht, wie der Kaiser Karl V. in München eingezogen ist, und was man ihm dabei für Schauwerke und Schauspiele zum Besten gegeben, und fast spaßhaft ist es beim Empfang des Kaisers vor Augsburg, wie alle Fürsten, die dem Kaiser entgegenzogen, als sie seiner ansichtig werden, von den Pferden springen („abfallen") und eilig dem Kaiser entgegenlaufen, damit dieser nicht auch absteigen solle, was indeß doch mittlerweile geschehen war, und wie der mitgebrachte päpstliche Legat Campeggio sich bei Seite macht, um zu vermeiden, daß er nicht etwa zu geringschätzig bewillkommt werde; wie endlich in der Domkirche der Legat den Erzbischof von Salzburg von

dem Altar hinwegreißt, weil nur ihm zukomme dem Kaiser die heilige Benediction zu geben. 41.

Correspondenznachrichten.

London, 7. Juli 1835.

Lord Byron's Tochter, Ada, eine blühende Schönheit, wird nächstens ihre Hand dem Lord King geben, welcher, unabhängig von seinem Range, Aufmerksamkeit erregt hat. Sowol auf der Schule in Eton als auf der Universität in Cambridge erwarb er sich einen Namen durch Talente und Kenntnisse. Er hielt sich lange Zeit in Arabien, Aegypten, Syrien und Griechenland auf, und man glaubt, daß er unter allen Engländern das Neugriechische am Besten spricht. Als er 1832 nach England zurückkehrte, wurde er zum Parlamentsgliede für Knaresborough gewählt, und als Lord Nugent zum Lord Obercommissair der ionischen Inseln ernannt wurde, nahm er Lord King als Regierungssecretair mit, eine Stelle, für welche ihn die auf seinen Reisen erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen besonders eigneten. Doch blieb er nur zwei Monate dort, weil der Tod seines Vaters ihn zurückzukehren nöthigte. Obgleich nun ein Mitglied des Oberhauses, hat er seine Zeit doch hauptsächlich auf seinem schönen Landsitze zu Ockham den Wissenschaften gewidmet. Seine Freunde sind größtentheils Männer, welche sich auch viel in fremden Ländern aufgehalten haben, Lord Prudhoe, Major Felix und Williamson, welcher Letztere lange in Aegypten war. Für dies Land und dessen Alterthümer interessirt Lord K. sich sehr, weil er selbst lange in Nubien war und in Kahira bei Mehemet Ali öfters Audienz hatte.

In der „Georgian era", einem Werke, welches für die Zeitgeschichte von Wichtigkeit ist, findet man unter Anderm einige bisher wenig bekannte Umstände von Sir Humphry Davy. Unter Büchern und philosophischen Studien auferzogen, hatte er in seiner Jugend keine Mühe aufs Aeußere verwenden können und war unbeholfen. Er fühlte dies, sobald er anfing in der Royal institution Vorlesungen zu halten, wo seine Zuhörer aus Herren und Damen von Range bestanden. Um nun seine schlechte Stimme und seine Schüchternheit zu verbergen, strengte er sich an, zu scheinen, was er nicht war, und dies wurde ihm von Vielen für Ziererei ausgelegt. An einem musikalischen Ohre fehlte es ihm ganz und er konnte nicht einmal den Volksgesang God save the king lernen. Als er im Corps der Freiwilligen war, konnte er schlechterdings nicht Schritt halten, und obgleich er von einem Sergeanten das Exercitium zu lernen suchte, so trat er dennoch immer den Vordermann auf die Fersen. Für Gemälde hatte er keinen Sinn; im Louvre sagte er unter den größten Meisterstücken zu seinem Freunde: „Wie viele und wie schöne Rahmen sind hier!" Ebenso wenig rührten ihn in den untern Zimmern Laokoon, Apollo und die mediceische Venus; als er aber eine ägyptische Alabastersigur sah, rief er aus: „O Himmel! was für ein herrlicher Stalaktit!" Immer hatte er sein Fach vor Augen. Den Helden Nelson bewunderte er, nicht wegen seiner Thaten, sondern weil er, nach verlorener rechter Hand, mit der linken angeln lernte, denn bekanntlich liebte Davy das Angeln leidenschaftlich.

Ein nützliches Werk über die englischen Wollenmanufakturen von Dr. Ure ist unter dem Titel: „The philosophy of manufactures" erschienen. Eduard III. war der erste König, unter dessen Regierung dieser Gewerbzweig wichtig wurde. Er munterte die Niederländer auf, sich in England niederzulassen. Vorher hatte man blos rohe Wolle ausgeführt. Eduard gab zu Gunsten der Wollenmanufakturen ein Gesetz, daß man blos englisches Tuch tragen sollte. Ein Jahrhundert darauf trug die Wollenmanufaktur schon viel zu den Staatseinkünften bei. Weil man mehr Arbeiter brauchte, so stieg auch der Arbeitslohn und unter Heinrich VI. findet man schon Eifersucht zwischen den Manufakturisten und Landeigenthümern, denn eine Parlamentsacte befahl, daß Niemand einen Sohn oder eine Tochter in die Lehre geben sollte, wenn er nicht zwanzig Schillinge im Vermögen hätte. Unter Heinrich VIII. waren die englischen Wollenmanufakturen schon so emporgekommen, daß die Flamänder nicht mehr so viel Wolle erzeugen konnten als die Engländer und daher anfingen, englische Wollenwaaren zu kaufen und sie nach verschiedenen Theilen von Europa zu verführen. Als daher 1528 Krieg zwischen England und den Niederlanden ausbrach, fing der Wollhandel gleich an zu stocken; da die Kaufleute keine flämischen Abnehmer mehr hatten, so konnten sie von den Tuchmachern nichts mehr kaufen; diese mußten ihre Arbeiter abdanken, welche nun Mangel litten und Brot oder Blut foderten. Die Noth wurde so groß, daß beide Staaten eine Uebereinkunft trafen, trotz des Krieges Handel miteinander zu treiben. Als die Protestanten in Frankreich und den Niederlanden verfolgt wurden, nahm Elisabeth die Flüchtlinge wohlwollend auf. Unter Jakob I. machten die Wollwaaren neun Zehntel des englischen Handels aus. Fast alles Tuch wurde roh ausgeführt und von den Holländern gefärbt und zubereitet, welche jährlich 700,000 Pf. Sterling dadurch verdienten. Seit der Zeit nahmen die Wollenmanufakturen bald ab, bald zu, bis ihnen die Einführung der Maschinen einen großen Vorschub that. Gegenwärtig exportirt England jährlich im Durchschnitte für 6—7,000,000 Pf. St. Wollenwaaren. Man rechnet auf der Insel 1315 Wollenmanufakturen, 31,360 Arbeiter und 22,526 Arbeiterinnen. Obgleich man die Größe des Capitals nicht kennt, das in diesen Manufakturen angelegt ist, so meint man doch, daß dieser britische Industriezweig jetzt im Sinken ist. Zwar ist die Einfuhr der ausländischen Wolle mit einer Abgabe belastet, aber die Tuchmanufaktur kann die ausländische Wolle nicht entbehren, welche mit der britischen mehr oder weniger vermischt wird. Ausländer rivalisiren jetzt mit Engländern auf vielen Märkten, wo England sonst die Oberhand zu haben pflegte. Manche glauben, daß die gedachte Zollauflage auf fremde Wolle uns geschadet hat, weil, je weniger Wolle eingeführt wird, man desto weniger britische Wolle kauft, um sie mit jener zu mischen. 125.

Notiz.

Die Klage über kurzes Leben.

Als Theophrastus, 85 Jahr alt, noch vollkommen heiter und kräftig war und sein Ende kommen sah, klagte er bitterlich, daß die Natur nur ein so kurzes Ziel dem Menschen stecke. „Ich habe", sagte er, „grade so lange gelebt, um mich in der Welt umzusehen und lernen zu können, wozu das Leben gut ist; und nun, da ich Gebrauch davon machen könnte, muß ich abtreten." Ganz kurz und kräftig drückte denselben Gedanken Locke in zwei Versen aus:

Since life can little more supply,
Than just to look about us and to die.

Im Leben können wir nur wenig mehr erwerben,
Als um uns her zu sehen und dann — sterben.

Beide hatten Recht. Je älter man wird, desto mehr begreift man, wie wenig man von Allem weiß, was wissenswerth ist. Der alte 84jährige Astronom Herschel hat dargethan, daß man allein 900 Jahre brauche, den gestirnten Himmel kennen zu lernen, so weit dies von dieser Erde aus möglich ist. Was muß uns bei dieser Klage trösten? Der Gedanke, daß der, der sie uns als gegründet führen läßt, sie gewiß auch einmal beschwichtigen wird. Jeder Trieb des Thieres soll befriedigt werden und wird befriedigt, und die Wißbegierde des Menschen, sein Streben, Alles um sich herum zu erforschen, bliebe allein eine Quelle — des Mismuths? 86.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 220. —— 8. August 1835.

Börne über Heine.

(Beschluß aus Nr. 219.)

Ebenso wie Heine in der Politik fortwährend von der einen Meinung zur andern entgegengesetzten übergeht, dahin und dorthin auf dem Schlachtfeld, das sie trennt, laufend, bald sich der einen nähernd, bald der andern, ebenso ist er in Sachen der Religion in fortwährendem Ueberlaufen vom Deismus zum Atheismus begriffen. Das kommt daher, daß Heine ein Phrasendreher ist, der mit der kaufmännischsten Unparteilichkeit die ganze Welt damit versorgt. Er kümmert sich nie um Recht und Gerechtigkeit einer Sache; er denkt nur an seinen Handel mit Redensarten, und kaum hat ihn die Hoffnung auf Gewinn zu der einen Partei hingezogen, so treibt ihn die Furcht vor Verlust schon wieder zur andern. Bald setzt er das Christenthum herab, bald erhebt er es, je nachdem das eine oder das andere ihm eine günstige Gelegenheit bietet, seine gestickten Phrasen vortheilhaft anzubringen; denn Himmel und Erde dienen Heine nur als Grund, um darauf seine hübsche, niedliche, gestickte Arbeit anzubringen, die von vorn gesehen sehr gefällt, aber ihre Schönheit und ihren Werth verliert, wenn man sie umdreht.

Heine würde mich herzlich auslachen, wenn ich mirs wollte einfallen lassen, ihn wegen seines Unglaubens zur Rede zu setzen; doch wird er meinen frommen Ermahnungen eine ernstere Aufmerksamkeit schenken, wenn ich ihm bemerke, daß Religionsspötterei jetzt eine veraltete Mode ist; daß, seitdem man wegen dergleichen Kühnheiten Niemanden mehr ins Gefängniß wirft und keine gottlosen Bücher mehr verbrennt, es verdienstlos bleibt, religiösen Aberglauben zu bekämpfen; daß die Holbach und Lamettrie des 19. Jahrhunderts nichts als Don Quixotes des Atheismus sind, und daß die echten Pariser sich nicht mehr des alten Spruchs: écrasez l'infame, bedienen, sondern dafür den neuen angenommen haben: écrasez la canaille!

Nach Heine's Meinung hat „das 18. Jahrhundert den Katholicismus in Frankreich so völlig vernichtet, daß er fast kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab". Das ist ein Irrthum, den dieser Schriftsteller mit vielen Andern theilt. Was uns betrifft, so denken wir im Gegentheil, daß das 18. Jahrhundert, entfernt davon, den Katholicismus vernichtet zu haben, ihn vor seinem Verfall bewahrt hat. Voltaire und seine Schüler haben die Religion abgeraupt. Uebrigens kommt es wenig darauf an, worauf diese Philosophen ausgingen; vielmehr muß man blos Das in Betracht ziehen, was sie durch ihre Bestrebungen erreicht haben. Wenn die Vorsehung (Heine verzeihe mir dieses Plagiat) irgend eine Absicht hat, so bedient sie sich allemal der Männer, die Gegner ihrer Absichten sind; das ist der kürzeste Zweck, um zum Ziel zu kommen. So sind es die Könige, welche die Republiken gründen, und die Ungläubigen, welche die Religion wiederherstellen. Ebenso wie die französische Revolution nicht, wie ihre Gegner vorgeben, den Umsturz der Staatsgesellschaft und das Aufhören der Herrschaft des Gesetzes, sondern die Einführung einer bessern Staatsverfassung zum Zweck hatte, ebenso wird auch das Volk seine geistlichen Beamten selbst erwählen, und die Kirche wird für und durch das Volk regiert werden und der Katholicismus seinen Glanz und seine ursprüngliche Kraft wiedererhalten.

Die politischen und religiösen Bestrebungen des Jahrhunderts schreiten in einer Linie vorwärts, und nur zusammen und zu gleicher Zeit werden sie ihr Ziel erreichen. Um frei zu sein, müssen die Völker auch religiös sein; die freiesten Völker, die Schweizer, die Engländer, die Nordamerikaner, sind auch die religiösesten Völker. Ihre Religiosität ist nicht erst auf ihre Freiheit gefolgt, sondern ihr vorausgegangen; man muß Gott fürchten, um die Menschen nicht zu fürchten.

Hört man Heine erbarmenswürdig über die Jesuiten in Deutschland jammern, so sollte man denken, daß sie das Land beherrschen; es ist dem aber nicht so. Es ist wol wahr, daß in Deutschland wie überall ein Krieg zwischen dem Despotismus und der Freiheit ausgefochten wird; die Jesuiten strömen zu jedem Streit wie die Raben, die, Leichengeruch witternd, zu den Schlachtfeldern fliegen; aber diese Raben, welche die Leichname von beiden Heeren gleicherweise und ohne Parteilichkeit verzehren, entscheiden den Sieg nicht. Die monarchischen Jesuiten werden uns keinen Schaden thun; sie sind zu fein, um nicht das nahe Ende der Könige zu merken; vor den volksfreundlichen Jesuiten müssen wir uns vielmehr hüten. Ich räume Heine's Schrecken gern ein, daß die Jesuiten vielen Einfluß in München haben u. s. w.

Nun folgt einer jener Ausfälle gegen den König von Baiern, wie man sie von Börne schon kennt, und den wir um so mehr unübersetzt lassen, als diese blinden Wuthanfälle von Börne's Freiheitstollheit zu unerquicklich sind und nachgerade dürr und langweilig werden (glücklicherweise hat er sich sonst in diesem Aufsatz, vielleicht in einem Gefühle davon, frei von solchen Paroxysmen zu erhalten gewußt), überdem auch die Censur nichts davon würde haben passiren lassen.

Denselben König von Baiern — fährt Börne dann wieder fort — hat Heine „einen der ausgezeichnetsten und geistreichsten Fürsten, die je einen Thron geschmückt", genannt, und darauf, um von seinem Pindarischen Schwunge wiederauszuruhen, stürzt er mit seiner ganzen Schwere auf die niedern Jesuiten und bringt ihnen bedeutende Verletzungen bei. Aber was geht uns dies Alles an? Es ist eine rein persönliche Angelegenheit zwischen Heine und den Jesuiten, mit der das Wohl des deutschen Volkes gar nichts zu schaffen hat; mögen beide ihren Streit schlichten, wie sie können. Heine beklagt sich, daß ihn die Jesuiten in München und selbst bis Paris verfolgt haben; daß sie hier wie Schlangen um ihn zischen, und daß eine dieser Jesuitenschlangen ihn schon in die Ferse gebissen habe, als er auf dem Boulevard Montmartre spazieren ging. Heine hat dies grade nicht wörtlich gesagt; er spricht

nur im Allgemeinen davon und bemerkt, man könne ganz vergnüglich auf dem Boulevard Montmartre spazieren gehen und auf einmal fühle man den Biß eines Jesuiten in der Ferse. Da aber Heine's Befürchtungen immer auf einem historischen Grunde ruhen, so kann man ohne allen Zweifel annehmen, daß er selbst von einem Jesuiten gebissen worden ist.

Möge Heine nur Muth fassen, und obgleich ich die Jesuiten, seitdem sie in ihren Bestrebungen so weit herabgekommen sind, daß sie einen unschuldigen Literaten verfolgen, nicht mehr hasse, so würde ich mich doch freuen, wenn Heine auch noch aus diesem letzten Streite als Sieger hervorginge. Es sind noch keine zwei Jahre her, daß er sich über die grausamen Verfolgungen beklagte, die er von Seiten der gegen ihn verbündeten Aristokraten und Republikaner auszustehen hatte. In seinem letzten Werke spricht Heine weder von Republikanern noch von Aristokraten, ein sicherer Beweis, daß er sie vernichtet hat. Nun wohl, er wird auch die Jesuiten zermalmen, und vielleicht ist der Tag nicht fern, wo Heine, ohne befürchten zu müssen, von einem kleinen bairischen Loyola gebissen zu werden, in Ruhe und Frieden auf dem Boulevard Montmartre wird spazieren gehen können.

Wir sind mit Heine nicht zufriedener, als wenn er sich im Irrthum befindet; unglücklicherweise aber fällt dies nur sehr selten vor. Heine ist selten im Irrthum, weil er selten die Wahrheit sucht. Es kümmert ihn ebenso wenig von ihr abzuirren, als sich ihr zu nähern, sie zu finden, oder sie zu verfehlen. Heine sucht weiter nichts als den bestmöglichsten Ausdruck, die Sache selbst, welche er ausdrücken soll, ist ihm gleichgültig. Aber warum gesteht er es nicht offen, warum erklärt er nicht ein- für allemal, daß er bei Abfassung eines Buches keinen andern Zweck hat, als ein Wörterbuch von Witzen und schönen Redensarten in Lieferungen zu zwei Theilen zu liefern? wir würden ihm alsdann nichts mehr vorzuwerfen haben; wir würden es ganz natürlich finden, wenn Heine auf diese Weise das Ja unter den Buchstaben J, und das Nein unter das N rubricirte, und wenn bei ihm im Buchstaben G Gottvater hinter dem Gottseibeiuns zu stehen käme; mit einem Worte, wir würden Heine zugestehen, daß die schönste Feder auch den schönsten Vogel macht.

Es sei uns noch erlaubt, einige Stellen aus Heine's Werke auszuziehen, um aller Welt handgreiflich zu zeigen, wie dieser Schriftsteller nicht mit den Worten — denn die sind ihm heilig — sondern mit den Sachen umspringt. Er ist oft so ungeduldig und eilig, sich selbst zu widersprechen und seinen ursprünglichen Gedanken aufzuheben, daß er sich gar nicht die Mühe gibt, ihn zu beendigen, sondern sogleich, sich selbst das Wort versagend, die entgegengesetzte Meinung vorbringt.

„Die Benthamisten", sagt Heine, „die Prediger des Nützlichen, sind mächtige Geister, die den rechten Hebel ergriffen haben, um John Bull damit in Bewegung zu setzen. John Bull ist ein geborener Materialist; sein Spiritualismus ist nur eine traditionelle Scheinheiligkeit, oder sogar nur eine stupide Entsagung; sein Fleisch entsagt, weil der Geist ihm nicht zu Hülfe kommt." Möge Heine's Geist dem Fleische des John Bull zu Hülfe kommen! möge er sich beeilen, ihm durch seine Vorlesungen über die Rechte des Fleisches Herz und Geist zu bilden! aber möge er sich auch hüten, dem John Bull widersprechende Fehler vorzuwerfen; denn das Alibi, um ihn von dem einen oder dem andern Verbrechen freizusprechen, ist da. Ist John Bull Materialist, so kann er nicht zu gleicher Zeit Spiritualist sein, und ist er dieses aus Scheinheiligkeit, so kann er es nicht aus Dummheit sein. Wenn Heine einen Galimathias beabsichtigt, so sollte er ihn wenigstens in alphabetische Ordnung bringen, wie wir eben kurz zuvor bemerkt haben.

Nun sehe man noch dazu den garstigen Aristokratismus Heine's, man sehe, wie er den ehrlichen John Bull verachtet. Er, erster Liebhaber, Anbeter, Vormund, Beschützer und Professor der Materie, findet sogleich wenig Geschmack mehr an ihr, sobald er merkt, daß das Volk sich ebenfalls mit dem Materialismus befaßt. Welche abscheuliche Umstürzung der öffentlichen Ordnung! Jacques Bonhomme will Wähler und Materialist sein! Das ist nicht auszuhalten, das ist zu arg! Wahrlich in unsern Tagen muß man auf Alles gefaßt sein; wir werden noch die Zeit erleben, wo die Canaille ins italienische Theater geht und ihre Schuhe auf den rothen Teppichen in den Gängen abstreicht, und den Tag nach einer Vorstellung ohne alle Umstände ihren Theil an den geheimen Fonds der Vorsehung verlangt. O Zeiten, o Sitten!

An einer andern Stelle sagt Heine: „Ebenso wie man in Wittenberg in lateinischer Prosa protestirte, so protestirte man zu Rom in Stein, Farben und Ottaverimen. Die kräftigen Bilder des Meisters Michel Angelo, die lachenden Gesichter Giulio Romano's, die wollüstige Trunkenheit und Lebenslust, die in den Versen Messer Ludovico Ariosto's herrscht, ist in ihnen nicht eine protestirende Opposition gegen den alten düstern und farblosen Katholicismus?" Ist das nicht ein Raisonnement, das selbst die verstocktesten und unerschrockensten Sophisten erbleichen machen muß? Aus gleichen Gründen kann man das Weiß schwarz nennen, indem man seine Weiße als eine Protestation gegen seine Schwärze darstellt; kann man einen ehrlichen Mann einen Spitzbuben nennen, indem man seine Ehrlichkeit als eine Protestation gegen seine Unehrlichkeit bezeichnet! Und will man das Geheimniß dieser Widersprüche wissen? Heine hatte einige schönklingende Worte in seiner Feder und konnte sich nicht bescheiden, sie zu einer bessern Gelegenheit aufzusparen.

Wenn Heine zu seiner seltenen Gabe des Worts auch noch das Talent zu fügen wagte, seine Unabhängigkeit in Achtung zu setzen, eigne Meinungen, Gefühle und Gedanken zu haben, eine Ueberzeugung zu besitzen, aber eine feste und unerschütterliche, die ebenso den gebieterischen Launen der Stürme wie den gefährlichern Tändeleien des Zephyrs widerstände; wenn Heine sich nur um das Lob der achtbaren und einsichtsvollen Leute und um den Beifall seines eignen Gewissens kümmern, und nicht Tag und Nacht um die Mäkler, welche mit dem Rufe ehrlicher Leute einen Schacher treiben, herumtreiben wollte, so würde er ein vollkommener Schriftsteller sein. 121.

Zwei Jahre unter den Mauren, oder der gezwungene Renegat. Scenen und Beobachtungen aus dem Leben eines spanischen Patrioten. Von ihm selbst beschrieben. Stuttgart, Balz'sche Buchh. 1834. 8. 21 Gr.

Wir empfehlen unsern Lesern dieses Werk als einen interessanten Beitrag zur Zeit- und Sittengeschichte. Daß es kein Roman, sondern eine der Wahrheit streng angemessene Schilderung seiner Leiden und Schicksale sei, betheuert der Verf. auf das Ernsteste in der Vorrede; und wenn uns der Umstand, daß der Uebersetzer sich nicht nennt und uns nicht sagt, wo das Original erschienen, sowie die Vortrefflichkeit der Uebersetzung selbst, welche sie keinen Augenblick als solche erscheinen läßt, in dieser Hinsicht anfangs etwas ungläubig machten, so überzeugte uns der ernste, zuweilen trockene, Ton der Wahrheit des Werkes doch bald, daß wir Unrecht hatten, es für eine Dichtung, oder eine mit dieser gemischte Wahrheit zu halten. Der Verf. ist ein Mann von zu viel Verstand, um nicht einzusehen, daß eine solche Dichtung, der es durchaus an aller Einheit fehlt, keine wäre; was er selbst auch noch besonders anerkennt und als Beweis für die Echtheit seiner Biographie anführt. Auch läßt sich der Geist der spanischen Sprache erkennen, oder wenigstens, sollte das Original vielleicht französisch erschienen sein, da es der Verf. des Inhalts und seiner Lage nach wol nur in Frankreich oder Belgien drucken lassen konnte, die dem Spanier eigne Darstellungsweise und der Schnitt — wenn wir so sagen dürfen — seiner Gedanken. Zugleich finden wir stets wirkliche Namen genannt, und die officiellen Personen, welche in das Leben des Autors eingriffen, angeführt.

Uebrigens gibt das Buch einen schrecklichen Begriff von der Schändlichkeit der Parteiwuth in Spanien, von dem empörenden Verfahren unter Ferdinand gegen die Liberalen, und wiewol wir seiner Bestätigung in dieser Hinsicht kaum bedurften, so tritt diese Ueberzeugung doch mit erneuter Gewalt durch dasselbe vor unsere Seele. Es ist entsetzlich, wenn eine Regierung Partei wird und sich nicht blos ihrer öffentlichen Organe, sondern ihrer ganzen Partei im Staate wider ihre Gegner in That oder Ansicht bedient. Ein Land, was so regiert wird, empfindet im scheinbaren Frieden alle Greuel des Bürgerkriegs; unter der Erde frißt die Flamme fort und fort, zerstört die Wurzel und mit ihr die Krone der Pflanzen; in den Herzen der Familien wüthet der Kampf und bedient sich aller Mittel, die eingesetzt wurden, den ruhigen Bürger zu schützen, um ihn zu vernichten.

Durch solche Machinationen wird unser Verf., Leon Lopez de la Serna y Espila, Ortsbürger und Gutsbesitzer in San Clemente, einem Städtchen in der Mancha, erst ruinirt, dann endlich von den Obrigkeiten als Mitglied einer patriotischen Junta gefangen genommen und auf alle Weise gefoltert, um die Geheimnisse seiner Partei zu verrathen; zuletzt, da er fest bleibt, auf acht Jahre nach Ceuta wie ein gemeiner Verbrecher abgeführt. Er beschreibt uns das Präsidium, oder die Gefängnisse von Ceuta nach eigner Erfahrung, und wir schaudern, daß im 19. Jahrhundert, in einem sogenannten civilisirten Staate irgend eine Art von Verbrechern so behandelt werden kann, geschweige denn politische Verbrecher, welche oft Verführte sind, oft Menschen, die nichts zu verlieren haben und darum ihr Alles und Anderer Alles auf das Spiel setzen, oft aber auch solche, die fähig sind Alles, was dem Menschen theuer und werth ist, an eine Idee zu setzen, also — Helden. Diese Greuel können im Angesichte Europas nicht genug wiederholt werden; man höre daher den Verf. selbst:

„Unglücklich ist Derjenige, welcher in eines der afrikanischen Präsidien fällt. Während man unter den civilisirten Nationen sich immer mehr überzeugt, daß die Züchtigung darauf ausgehen muß, den Verbrecher durch ein menschliches und zweckmäßiges Verfahren zu bessern und wo möglich wieder zu einem nützlichen Mitgliede zu machen, dient die Strafe hier, nach der alten barbarischen Sitte, blos als Mittel einer brutalen Rache, indem man sich ein Vergnügen daraus macht, den Verurtheilten auf die grausamste und blutdürstigste Weise den bürgerlichen und zuletzt auch den physischen Tod aufzulegen. Nur die sehr beschränkte Möglichkeit der Flucht kann ein Gewicht in die Wagschale legen, um nicht eine schnelle Todesstrafe tausendmal leichter zu finden, als die langsame Marter unter den Händen der Henker von Ceuta."

„Von dem Augenblicke an, wo die Verurtheilten in die Festung eintreten, werden sie mit den Eisen, mit dem Halspflocke, dem Kinde, mit Schlägen, mit unmenschlichen Zusammensperrungen, Mißhandlungen, Elend, Hunger und Blöße gemartert. Der Halspflock ist eine Art eiserner Falle, durch welche man liegend den Kopf stecken muß. Das Kind nennt man eine schwere Kugel, die zu härterer Bestrafung an den Fuß gehängt wird, zuweilen ist es ein hölzerner Pfahl, der ihnen auf dem Rücken hängt und, sobald sie sich bewegen, ihnen den Rückgrat zerschlägt. Alle, die eine Gerichtsbarkeit über die Gefangenen haben, unterhalten sich damit, sie auf alle Arten, die ihnen ihre brutale Einbildungskraft eingibt, zu peinigen und zu Grunde zu richten. In Löcher, wo kaum 40 Personen Platz finden, sperrt man sie zu Hunderten ein. Man läßt sie reihenweise, die Einen zwischen den Knien der Andern niederhocken, sodaß nur in der Mitte ein schmaler Gang frei bleibt, und selten geht eine Nacht vorüber, wo nicht Einer oder Mehre erstikken. Dabei stelle man sich die Vermischung aller Arten von Menschen, von dem gebildeten Patrioten bis zum rohesten Straßenräuber vor, und man wird begreifen, was es heißt, nur eine solche Nacht zuzubringen. Diese Löcher sind beleuchtet und mit Wächtern versehen, um die Ordnung zu erhalten, aber diese Wächter sowie überhaupt jeder Befehlshaber, der dort eintritt, schlägt, wenn es ihm einfällt, den ersten besten, der ihn blos mit einer schiefen Miene ansieht, mit seinem Prügel ohne Weiteres todt, und der Getödtete wird mit der größten Gleichgültigkeit fortgeschafft. Die Nahrung besteht in schlechtem Brot und Kerkersuppe, wobei Jeder, durch dessen Hände die Nahrung der Gefangenen geht, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, stiehlt soviel er kann. Des Tages führt man sie immer mit ihren Fußeisen zur Arbeit, die bei dem vollkommenen Zustand der Festungswerke oft keinen andern Zweck hat, als sie zu quälen, und Diejenigen, welche irgend ein brauchbares Kleidungsstück oder wol gar Geld haben, zum Loskaufen zu zwingen. Es ist unmöglich, daß unter den zur Arbeit Verurtheilten irgend einer einer Entblößung entgehe; und fast immer gibt es 100 oder 150 dieser Unglücklichen, welche ganz nackt sind und in ihren Löchern eingesperrt sitzen müssen. Zwar ist es Gebrauch, eine gewisse Zahl von Gefangenen, die sich gut aufführen, oder deren Vergehen von der leichtern Art sind, abzuschreiben, d. h. ihnen Erlaubniß zu geben, Privatdienste zu suchen, damit ihre Ration erspart und der Betrag zur Verbesserung der Lage der Uebrigen verwendet werden könne; aber auch dieses ist eine Quelle des Raubes für die Befehlshaber. Der damalige Gouverneur Don Manuel Munnez y Manitos schrieb sehr viele ab, steckte aber das Geld in die Tasche; auf diese Art stahl er monatlich über 1500 Thaler. Viele lassen sich blos der größern Freiheit wegen abschreiben, denn ihr Loos ist nicht immer beneidenswerth. Sie müssen zu Personen, welche auf ihr Elend speculiren, Zuflucht nehmen und werden von denselben ungefähr wie die Negersklaven benutzt."

„Das Hauptpräsidium von Ceuta ist auf dem Felsen, den man el Acho nennt. Da die Gefangenen auf diesem Felsen zwischen hohen Mauern eingeschlossen und von aller Welt abgesondert sind, so läßt man sie gewöhnlich frei umhergehen, aber die Unglücklichen stürzen sich oft aus Verzweiflung ins Wasser, in der Hoffnung, die mohrische Küste zu erreichen. Wenn man sie entdeckt, so schießt man sie todt, oder man läßt sie durch Böte, die zu diesem Ende immer bereit stehen sollen, auffangen, und dann legt man ihnen zwar nicht mehr, wie ehemals, die Todesstrafe, aber sechs neue Festungsjahre auf. Diese Verlängerung der Festungsstrafe ist überhaupt dort sehr gewöhnlich und findet bei der geringsten Gelegenheit statt, weil es System ist, die Festungsstrafe blos als ein Surrogat des Todes anzusehen und die einmal Verurtheilten auf jede Art an der Rückkehr in den Schoos der Gesellschaft zu verhindern. Daher kommt es, daß man sie auch mit der größten Gleichgültigkeit tödtet. Diese unter allen Umständen barbarische Maxime rührt aus den Zeiten her, in welchen die Präsidien wirklich der Sammelplatz des Auswurfes der Menschheit waren; aber Gewohnheit, Rache und Habsucht lassen sie nicht nur fortbestehen, sondern haben sie noch verstärkt, sodaß jetzt die edelsten Menschen einen nicht unbeträchtlichen Theil der Verurtheilten ausmachen."

„Daß die Menschen, wenn sie ja diesen abscheulichen Aufenthalt verlassen, schlechter, als sie in denselben eingetreten sind, herausgehen, ist natürlich. Es ist nicht selten, daß sie einander sich selbst in der eingezwängten Stellung, in der sie die Nacht zubringen, ermorden, und dazu bedienen sie sich, bei dem Mangel eines Messers, gewisser Stücke von Blech oder Zinn, die sie zusammenrollen und an einem Ende zu einer Spitze formen. Andere begehen gräßliche Thaten, um nur endlich hingerichtet zu werden. Ich erlebte einen solchen Fall; einer der Gefangenen bat nämlich den Commandanten sich ihm zu nähern, weil er ihn um seine Fürsprache bitten wolle, sein Weib sehen zu dürfen; sobald er ihn aber in der Nähe hatte, stieß er ihn mit einem Messer durch und durch. Der Gefangene war weder verheirathet, noch hatte er, seiner eignen Aussage zu Folge, einen andern Zweck, als seinem unerträglichen Leben ein Ende zu machen; er wurde auch binnen 24 Stunden hingerichtet."

Der Verf. flieht aus diesem entsetzlichen Gefängniß, kommt glücklich nach Tetuan und wendet sich dort an den französischen

Bremen, den 1. März 1911.

Der Senat.

Bekanntmachung, betreffend Abänderung der Bestimmungen über die Ausübung der Fischerei in der Unterweser.

Vom 1. März 1911.

Auf Grund des § 1 des Gesetzes, betreffend die Ausübung der Fischerei in der Unterweser, vom 1. Juli 1907 (Gesetzbl. S. 125) wird hiermit bestimmt, was folgt:

§ 1.

Die Bestimmungen über die Ausübung der Fischerei in der Unterweser vom 1. Juli 1907 (Gesetzbl. S. 129) werden wie folgt abgeändert:

1. Der § 1 Absatz 1 erhält folgende Fassung:

Die Fischerei in der Unterweser darf nur mit Netzen ausgeübt werden, deren Maschenweite mindestens betragen muß:

a) bei Netzen, die in der Nähe der Oberfläche gebraucht werden, 40 mm,

b) bei Netzen, die in der Nähe des Grundes gebraucht werden, 50 mm.

2. Der § 1 Absatz 2 erhält folgende Fassung:

Die Maschenweite wird gemessen, indem man die Netzmaschen in der Richtung der Netzlänge bis zum Zerreißen dehnt und den Abstand zwischen zwei gegenüberliegenden Knoten mißt.

3. Der § 1 Absatz 3 erhält folgende Fassung:

Die Maschenweite wird durch Messen von 20 Maschen festgestellt.

4. Der § 1 Absatz 4 erhält folgende Fassung:

Die Maschenweite wird durch Messen von 20 Maschen festgestellt.

5. Der § 1 Absatz 5 erhält folgende Fassung:

Die Maschenweite wird durch Messen von 20 Maschen festgestellt.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 221. — 9. August 1835.

Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. Von W. Drumann. Erster Theil. Königsberg, Gebr. Borntträger. 1834. Gr. 8. 3 Thlr.

Man kann nicht leicht die Ueberschrift: „Geschichte Roms", betrachten, ohne wiederum von dem lebhaftesten Schmerze darüber ergriffen zu werden, daß Niebuhr so früh seiner großartigen Wirksamkeit entrückt und dadurch ein Werk zu vollenden gehindert worden ist, das zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Felde der historischen Literatur gerechnet werden muß. Eine von ihm aus der Fülle seiner Belesenheit, aus der Kraft seines durchschauenden Geistes, aus seiner durch örtliche Anschauungen gewonnenen Kenntniß verfaßtes Werk über römische Geschichte wäre das köstlichste Vermächtniß gewesen, welches nur immer ein Schriftsteller der Nachwelt hätte hinterlassen können. Nach ihm hat Niemand die begonnene Geschichte Roms zu vollenden oder nach eignem Plane darzustellen versucht, und die für die Geschichte des ganzen gebildeten Europa so folgenreiche Umwandlung der Republik Rom in eine Monarchie hat bis jetzt keinen Geschichtschreiber gefunden. Daher blieb noch immer Ferguson's Geschichte (namentlich in Beck's Bearbeitung) das brauchbarste Werk, da nicht Wenige in Middleton's Biographie Cicero's eine zu einseitige und mit sichtbarer Vorliebe für Cicero abgefaßte Geschichte Roms wahrzunehmen glaubten. Wieland's Anmerkungen bei seiner Uebersetzung der Ciceronianischen Briefe haben allerdings viel Verdienstliches, aber für die Auffassung der großartigen Verhältnisse in Cicero's Zeit war Wieland nicht der rechte Mann, wenngleich seine Uebersetzung selbst, dies lange und treu gepflegte Kind seines hohen Alters, in Form und Ausdruck gleich musterhaft ist. Und warum sollte man es nicht auch bei aller Hochachtung gegen Wieland's Verdienste, von der wir auf das Innigste durchdrungen sind, gestehen, daß Wieland nicht die hinlängliche Gelehrsamkeit zu einem solchen Unternehmen besaß, und daß seine Anmerkungen mehr durch den Wunsch, einzelne Stellen seiner Uebersetzung zu erläutern, als durch die Absicht, die Verhältnisse beider Parteien in das hellste Licht zu setzen, hervorgerufen worden sind. Dies gilt auch sehr häufig von den Einleitungen vor den einzelnen Büchern der Briefe.

Um so erfreulicher ist es demnach, durch eine gelehrte Schrift diese Lücke in der historischen Literatur ausgefüllt zu sehen. Eine solche hat Hr. Drumann im vorliegenden Werke geliefert, und die Leser und Freunde seiner frühern Werke, die sich theils auf griechisches, theils auf ägyptisches Alterthum bezogen, für sein langes Schweigen vollkommen entschädigt.

Es ist meine Absicht — sagt er in der Vorrede — das Leben und den Charakter der Römer zu schildern, welche den Uebergang der republikanischen zur monarchischen Verfassung vermittelten, oder das Bestehende zu retten suchten. Mehre ragten als Riesengestalten über ihre Mitbürger hervor wie ihr Staat über die Staaten; Andere erhob das Glück; Alle aber schalteten über Kräfte, welche eine große Vorwelt geschaffen hatte. Dem Kampfe der Stände war der Kampf um die Weltherrschaft gefolgt, diesem folgte der Kampf um die Herrschaft in Rom; Parteien machten sie einander streitig, und als diese erschöpft waren, ihre Häupter; deshalb konnte Sulla nur Parteihaupt und Dictator sein, nicht König, und Cäsar der Sache nach König, aber nur ohne das Diadem.

Gewiß, eine große und bedeutende Aufgabe, deren Lösung Hr. Drumann unternommen hat! Aber wir freuen uns hinzusetzen zu dürfen, daß er ihr nicht allein vollkommen gewachsen ist, sondern daß er dieselbe auch auf eine höchst befriedigende Weise gelöst hat.

Es ist bereits aus den oben angeführten Worten der Vorrede ersichtlich und vom Verf. auch an andern Stellen derselben ausgesprochen, daß sein Werk vorzugsweise biographisch sein soll, jedoch nicht eine Sammlung von Lebensbeschreibungen, sondern eine auf Lebensbeschreibungen gegründete Geschichte Roms innerhalb der angegebenen Grenzen, sodaß man mit Hülfe der Nachweisungen im Leben des Einzelnen ein Bild von dem Gesammtleben der Römer erhält, so weit der Einzelne dabei betheiligt war. Dazu empfahl sich dem Verf. nun die alphabetische Ordnung nach dem Namen der Geschlechter, weil sie dem Leser die bequemste sei, der er also die Zeitfolge aufgeopfert hat. Ref. gibt gern zu, daß die alphabetische Ordnung in vielen andern Fällen für den Leser die bequemste sei, daß dies aber auch auf den gegenwärtigen Fall Anwendung finde, bezweifelt er sehr. Es enthält nämlich der erste Band die Geschlechter der Aemilier (mit besonderer Berücksichtigung der Familien Lepidus und Scaurus),

der Afranier, Annier, Antistier und Antonier, von denen das letzte fast den ganzen Band einnimmt, indem nur 56 Seiten den andern Geschlechtern angehören. Da nun die Thaten des Triumvirs Antonius, als des bedeutendsten Mannes aus diesem Geschlechte, vorzugsweise in den dritten Bürgerkrieg gehören, so ist daher in diesem Bande die Geschichte des dritten Bürgerkrieges früher als die der beiden andern Kriege erzählt worden. Soll jedoch in solchen Dingen der Bequemlichkeit der Leser eine billige Rücksicht gewidmet werden, so ist diese allerdings nicht sehr berücksichtigt worden. Aber auch der Gelehrte und der Forscher wird es ungern sehen, sich durch so viele Verweisungen auf einzelne Geschlechter, auf die Junier, auf die Cassier, auf die Julier u. a., so oft bald auf diesen, bald auf jenen Band verwiesen zu sehen, um so mehr, da viele Begebenheiten trotz aller Verweisungen nothwendig zweimal erzählt werden müssen, während dieselben ohne jene alphabetische Ordnung an einer Stelle zweckmäßiger und übersichtlicher dargestellt worden wären. Daher dürften wol solche Anmerkungen, wie die auf S. 384, künftig noch öfters nöthig sein. So ist — um nur einige Beispiele zu geben — der Bericht über Cäsar's Erben und Erbschaft S. 99 fg. gegeben worden, und muß doch nothwendig und sogar ausführlicher unter dem Artikel Julius Cäsar wiederholt werden, ebenso wird die Charakterschilderung des Octavius (S. 121 fg.) anderswo weitläufiger gegeben werden müssen; die feste Begründung des Urtheils über Cicero ist gleichfalls einem andern Bande vorbehalten worden, und doch sind seine Verhältnisse zu Antonius bereits in dem vorliegenden Bande ausführlich besprochen worden. Um so auffallender ist es daher, auf S. 378 die Erwähnung seines Todes mit einer Zeile abgethan zu finden, und sich in der Anmerkung auf den Art. Tullii verwiesen zu sehen. So war es auch ganz natürlich, daß im Art. Antonius oft auf den Art. Lepidus verwiesen werden mußte, der nun freilich in diesem Bande enthalten ist, aber bei den nicht immer gleich zu überblickenden Verhältnissen weit passender mit dem Art. Antonius zu einem Artikel oder zu einer zusammenhängenden Erzählung hätte verbunden werden sollen. Dasselbe gilt von vielen andern Ereignissen, Kriegen, Unterhandlungen und Verträgen, die in einer Zeit, wo sich in dem kurzen Raum weniger Jahre so bedeutende Ereignisse zusammengedrängt haben und die Ersten unter den Mithandelnden durch so nahe liegende Interessen bewegt wurden, weit übersichtlicher in einer zusammenhängenden Darstellung erzählt worden wären.

Ref. ist sich bewußt, diesen Wunsch nicht aus bloßer Liebe zur Bequemlichkeit geäußert zu haben, die sich allerdings mit gründlichen historischen Forschungen nicht verträgt. Ihn veranlaßte vielmehr dazu die aufrichtige Ueberzeugung von der großen Wichtigkeit des Dr.'schen Werkes. Denn mit Ausnahme der erwähnten Anordnung ist dasselbe durch einen außerordentlichen Fleiß in Zusammentragung aller hierher gehörigen Stellen aus den Classikern, durch eine das Große sowol wie das Detail der Begebenheiten berücksichtigende Kritik, durch eine höchst verdienstliche Aufhellung chronologischer und genealogischer Irrthümer, endlich durch eine wackere Gesinnung und eine einfache, aber doch von der Würde des Gegenstandes hinlänglich erwärmte Darstellung ausgezeichnet und wird diesem Theile der römischen Geschichte eine ganz neue Gestalt geben. So hat namentlich Dio Cassius erst jetzt theils durch Berichtigungen seiner Angaben, theils durch Benutzung derselben für andere Schriftsteller dieser Zeit seine rechte Wichtigkeit erhalten, der vielen Stellen aus Cicero's Schriften, aus Appian und Plutarch nicht zu gedenken, in welchen der Verf. Widersprüche zu lösen (m. s. etwa S. 84, 158, 309, 336, 371, 423, 446) und Alles zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen verstanden hat. Neuere Schriftsteller hat Hr. Drumann selten angeführt. Vaillant, Eckhel, Manutius, Perizonius kommen wol hier und da vor, so auch einige neuere Juristen, als Dirksen und Buchholtz, aber die Namen Ferguson, Middleton, Schlosser u. A. haben wir nirgends gelesen. Wir wollen übrigens eine solche Art und Weise nicht tadeln, da Hr. Drumann den Lesern seines Werkes allerdings vollkommen die Mühe erspart hat, sich in den genannten Werken nach Rath und Aufklärung umzusehen. An Monographie für die Geschichte der von ihm geschilderten Zeit haben wir keinen Ueberfluß; doch möchten wir Hrn. Drumann wol auf die gelehrten Programme des Rector Weichert aufmerksam machen, die viel Schätzbares für die römische Specialgeschichte jener Zeit enthalten. So kann zu S. 486 und zu S. 501 nicht ohne Nutzen das neueste dieser Programme („De Cassio Parmensi" Spec. II, S. 29—31) verglichen werden.

Die Gesinnung des Verf. haben wir bereits als wacker und ehrenhaft bezeichnet. Sein Buch ist, wie er selbst sagt, nicht wider, aber ohne seinen Willen eine Lobschrift auf die Monarchie geworden. Und so zieht sich denn durch das ganze Werk die Ansicht, daß republikanische Formen sich nicht dauernd für die Menschen eignen, wie sie sind, und daß eine Nation zu beklagen sei, deren Staatsschiff erst dann den Hafen der Monarchie erreicht, wenn sie entartet ist, oder die durch die Kämpfe der Bürgerkriege erst einen Herrn und Gebieter erhält. Ref. kann solchen Ansichten seinen Beifall nicht versagen, und würde auch in dieser Beziehung das Drumann'sche Buch für eine Bereicherung unserer Literatur halten, wenn diejenigen Schriftsteller und Parteiführer, welche in unsern Tagen noch eine Republik in Europa für möglich halten, oder diese Verkehrtheit durch die Belobung eines Throns, den republikanische Institutionen umgeben, zu entschuldigen meinen, so gründliche und gutgeschriebene Werke, als das vorliegende eins ist, in die Hand zu nehmen pflegten. So betrachtet denn Hr. Drumann mit allem Rechte Cäsar's Ermordung als ein Unglück für Rom.

Die That vom 15. März — sagt er unter andern (S. 155) — ist in Cäsar's Leben zu würdigen. Die Verschworenen hatten nicht über den Augenblick des Dolchstoßes hinausgedacht, einem wankenden Gebäude die Stütze genommen, ohne sie durch eine andere ersetzen zu können.

Der Verf. wird sich also in einem der spätern Bände hierüber noch ausführlicher äußern; es liegt uns ob, jetzt

nur noch zu bemerken, daß er trotz seiner nie verheimlichten Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Trefflichkeit der Monarchie alle Thaten der Gegner so vorurtheilsfrei, als es ihm nur immer möglich war, zu würdigen gesucht und Adel der Gesinnung, wo er hervortritt, nicht verkannt hat. Am härtesten ist wol sein Urtheil über Cicero. Er versichert in der Vorrede (und wir glauben es ihm gern), Alles geprüft und selbst ein Opfer gebracht zu haben, das ihn gegen den Vorwurf der Uebereilung schützen könne. Wir haben es also hier nicht mit einem Manne, wie mit dem Franzosen Lerminier zu thun, der in seinen „Études sur l'antiquité" Alles an Cicero tadelt und ihm jedes Verdienst gern entreißen möchte. Doch können wir bis jetzt (denn die eigentliche Schilderung von Cicero's politischem Leben vor Cäsar's Ermordung fehlt noch) Hrn. D.'s Ansicht keineswegs überall theilen. Seine Schilderung von Cicero's Auftreten unmittelbar nach dem Tode Cäsar's, wo auch wir durch manche seiner Aeußerungen immer verletzt worden sind, ohne grade dieselben unsittlich zu nennen, und die Anklage eines falschen politischen Benehmens (S. 145—155) erkennen wir gern als richtig an; aber daß Hr. D. ihn beschuldigt, während der Catilinarischen Verschwörung das Gefährlichste und Schwerste dem C. Antonius überlassen zu haben (S. 536), daß er von ihm sagt, er habe im dritten Bürgerkriege jedes Mittel für gut gehalten, um nur zu siegen (S. 181), daß er ihn selbst anarchische Maßregeln empfehlen läßt (S. 185), daß er ihm die Schuld des grimmigen Hasses zwischen ihm und Antonius aufbürdet (S. 190), daß er ihn mit La Fayette zusammenstellt (S. 172): dies sind Anklagen, gegen die Cicero allerdings gerechtfertigt werden kann. Dazu ist aber hier nicht der Ort, um so mehr, da wir in einem der folgenden Bände, der dem Cicero vorzugsweise gewidmet sein wird, von Neuem auf ihn werden zurückkommen müssen. Hier nur so viel. Es haben sich allerdings in dem damals sechzigjährigen Cicero Mangel an Haltung, Eitelkeit und schiefe Ansichten in einem höhern Grade gezeigt als in seinem kräftigen Mannesalter, wo er gegen Catilina sprach und handelte; er konnte namentlich nicht des Grundirrthums Herr werden, daß er dem Antonius gewachsen sei (S. 186); er glaubte fälschlich durch die Kraft seiner Rede mehr zu vermögen, als Antonius durch die Gewalt des Schwertes. Aber bei allen diesen Irrthümern blieb er ein warmer, aufrichtiger Freund seines Vaterlandes, dem Selbstsucht und Unsittlichkeit (S. 167—201) fremd waren, und der gewiß sein Leben mehr als einmal für das Vaterland (das er nie beherrschen wollte) gewagt hat, als er, der alte, schwache, von keinen Legionen umgebene Mann, seine Philippiken gegen Antonius hielt. Ihn aber ungemessenen Selbstlobes anklagen wollen, heißt die Sitte des Alterthums verkennen, in dessen Gesinnungen Offenherzigkeit eine herrschende Tugend war, bei dem wir heftigen Zorn, Schmähungen und schneidenden Spott im Munde der edelsten Männer finden, nicht aber die kalte Bosheit, die unter dem Scheine des Wohlwollens verwunden will. So hat auch Demosthenes, dessen neuester Uebersetzer ihn von dieser Seite trefflich gewürdigt hat, in Athen gesprochen.

(Der Beschluß folgt.)

Luther in Frankreich.

Dr. Martin Luther, unser guter, braver Luther, dieser einfache, echte Deutsche, der anspruchslose Augustinermönch, der große Vorfechter der Freiheit des Gewissens und der Kirche, hat auf einmal, mit vielen andern Dingen aus Deutschland, von denen man ehemals nichts wissen wollte, in Paris Eingang gefunden und ist mit den größten Ehren überhäuft worden. Man hat ihn in die Sitzungen der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften eingeführt, die Säle der Sorbonne, des alten ehrwürdigen Sitzes der reinen Lehre, hallen von seinem Lobe wieder; er ist bereits mit Napoleon verglichen worden! — und welche größere Ehre könnte einem Deutschen in Frankreich erzeigt werden? — er geht wie ein Geist der Vorzeit in seiner Mönchskutte durch die eleganten pariser Salons und wird, wir fürchten es leider, am Ende auch noch den Weg über die Bretter machen müssen, um im Palais Royal, wie Cardinal Richelieu, Couplets zu singen, oder im Porte St.-Martin Teufel zu bannen, bis man ihn gehörig abgenutzt hat und ruhig heimziehen läßt. Es ist ein wunderliches Zeichen der Zeit diese plötzliche Verehrung und gutgemeinte Mißhandlung unsers Reformators in Frankreich! Es scheint, als ob man, im Ueberdruß über die Erscheinungswelt der Gegenwart, für die einmal gährenden Ideen neue Anklänge und Stützpunkte in fernen Zeiten und Ländern suchen müsse; man sieht Luther durch das Gewebe dreier Jahrhunderte wie eine Lichtgestalt im Dämmerschein, und macht ihn nach französischen Begriffen zum Helden der deutschen Freiheit! Das Herz möchte Einem bluten, wenn man bedenkt, durch welches Labyrinth von falschen Vorstellungen man da am Ende zur Wahrheit wird durchdringen müssen! Anstatt daß man in Frankreich damit anfangen sollte, sich Klarheit zu verschaffen über deutschen Charakter und deutsche Sinnesart, über das religiöse Leben und den Zustand der deutschen Kirche zu Zeiten Luther's, sieht man immer nur noch die Helden der letzten vierzig Jahre vor sich schweben und macht sie zum großen Maßstabe für die Wunder der Weltgeschichte! Kaum hat Heine in seiner geistreich-unnützen Weise Luther den Franzosen genießbar zu machen versucht, kaum hat ein anderer Deutscher Luther in dem deutsch-französirenden Frühlingsgewande der „Revue du Nord" durch die Lesecabinets der Hauptstadt geschickt, und noch sehen wir den eleganten Cirkel, — bekanntlich besteht das Auditorium bei den öffentlichen Sitzungen des Instituts zum größten Theile aus Damen — welchen Mignet unlängst im Sitzungssaale des Instituts mit einigen Anekdoten aus Luther's Leben, welche einige französische Ideen in ein Ganzes bringen sollten, unterhielt, vor uns, als uns eben ein kleines rosenrothbroschirtes Bändchen in die Hände fällt, welches die Aufschrift führt: „*Luther*, étude historique par *Antoine de Latour*", Paris 1835.

Wir beeilen uns um so mehr davon Kunde zu geben, da es wahrscheinlich eine literarische Rarität bleiben wird; denn auf der Rückseite des Schmuztitels stehen zwischen zwei eleganten Sternchen die Worte: „Cet ouvrage n'a été tiré qu'à cent exemplaires. Il ne se vend pas." Eine andere Merkwürdigkeit dieses Werkchens ist, daß das Buch zwar von Hrn. Antoine de Latour verfaßt ist, aber die études historiques darin von einem Andern gemacht sind, nämlich dem bekannten Historiker Michelet, welcher vor Kurzem an der Sorbonne Vorlesungen über die Geschichte des 16. Jahrhunderts gehalten hat. Was uns hier gegeben wird, ist folglich ein Bruchstück dieser Vorlesungen, aufgenommen und angeordnet von Hrn. de Latour. In einem kleinen Vorworte sagt dieser: „Le dix-septième siècle a jugé l'oeuvre de Luther par la bouche de Bossuet, le dix-huitième par celle de Voltaire; qui parlera au nom

du dix-neuvième?" Diese Frage wird dann mit einer ziemlich langen Deduction über Michelet's Verdienste beantwortet, woraus sich die stillschweigende Folgerung ergibt, daß er es sei, welcher im Namen des 19. Jahrhunderts über Luther und seine Werke das Wort führen müsse. Diese pretentiöse Meinung ist jetzt, da wir noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind, zum wenigsten etwas vorschnell. Wir glauben aber auch aus andern Gründen, daß sie schwerlich sich allgemeinerer Zustimmung zu erfreuen haben dürfte. Denn was uns hier gegeben wird, ist, ganz abgesehen davon, daß es nur ein Fragment ist, eben nicht sehr geeignet, uns ein günstiges Vorurtheil über die Beurtheilung Luther's von Seiten Michelet's zu erwecken. Es sind darin wol Ideen, die man geistreich nennen könnte, allein die ganze Grundansicht von Luther's Wesen und Wirken scheint uns nicht die richtige. Man kann sich nun einmal in Frankreich noch nicht mit dem Gedanken befreunden, daß Luther ein ganz einfacher, anspruchloser Reformator war, den nur das feste Bewußtsein seiner guten Sache zum unerschütterlichen Hort der Freiheit machte; in Frankreich will man ihn durchaus zum großen absichtlichen Welterschütterer machen, der, wie es S. 11 heißt, „s'est si intrépidement plongé dans cet abîme de la destinée humaine." Daher das ewige Uebertragen einseitiger Zeitideen in den Anfang des 16. Jahrhunderts, daher diese Unklarheit und das ewige Vermischen der Begriffe, welche nur zu schiefen Ansichten führen, daher endlich die verkehrten Zusammenstellungen, wie z. B. hier zwischen Napoleon, Rousseau und Luther, und die verzeichneten Bilder auf falschem Grunde. S. 71 lesen wir folgende hochtrabenden Worte: „La pensée qui a suivi Napoleon dans l'essor immense de sa gloire, a besoin de le retrouver expirant sur le rocher de Ste-Hélène: Luther expia par vingt années d'angoisses sa royauté de Wartbourg!" Welche Vorstellung mögen sich nun wol junge Leute, welche nicht die geringsten Ideen über die deutsche Reformation haben, von Luther machen, wenn er ihnen vom Katheder herab im Spiegel des Napoleonischen Ruhmes gezeigt wird? Einige Seiten weiter hin wird, um die Begeisterung zu vergegenwärtigen, womit die „Colloquia" des Erasmus von Rotterdam, wovon in acht Tagen 20,000 Exemplare verkauft worden seien, aufgenommen wurden, erzählt, daß in unsern Tagen von Lord Byron's „Corsair" in einem Tage 14,000 Exemplare abgegangen seien. Welche Zusammenstellung! Der Abschnitt über Luther's inneres und Familienleben beginnt mit einer bekannten Stelle aus dem Anfange von J. J. Rousseau's „Confessions", worauf eine Vergleichung zwischen Beiden und einige Andeutungen über den Einfluß Luther's auf die französische Philosophie des 18. Jahrhunderts folgen. Wozu nun dies? Man fasse Luther wie er ist, und gebe ihm weder Rousseau noch Napoleon zur Folie. Aber die Franzosen müssen in allen Dingen nur zuerst sich selbst sehen und sprechen hören. Die beste Seite dieses Werkchens sind die häufig mitgetheilten Stellen aus Luther's Schriften, welche aber in der französischen Uebersetzung natürlich alle Kraft der Sprache verlieren. Das Ganze schließt mit einer Uebersicht der Beurtheilung Luther's durch Bossuet und Voltaire, und als Anhang ist eine ziemlich ausführliche Analysis und Kritik von Zacharias Werner's Drama: „Luther", beigegeben.

Das Werkchen ist, wie gesagt, nur ein Fragment, soll aber der Vorläufer eines größern Werkes über Luther sein, welches Michelet selbst herauszugeben beabsichtige. Es wird darin nicht an interessanten Partien fehlen; allein dieser Vorläufer und die in den historischen Forschungen Michelet's vorherrschende Sucht zu systematisiren läßt uns fürchten, daß seine Grundansicht von Luther und der deutschen Reformation eine einseitige und unrichtige bleiben wird. Auch Mignet beschäftigt sich viel mit unserer Reformationsgeschichte. 67.

Des Glaubens Kraft, oder Denkwürdigkeiten aus dem Leben der ersten Glaubenshelden der protestantischen Kirche, vorzüglich in Frankreich, ein Beitrag zur Kirchengeschichte von Philipp Jakob Wenz. Mit einer Vorrede von K. H. Sack. Bonn, Weber. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. hat für das noch immer sehr fühlbare Bedürfniß einer zusammenhängenden Geschichte der reformirten Kirche einen sehr schätzbaren Beitrag geliefert, was auch der achtungswerthe Vorredner anerkennt, dem wir nur nicht beistimmen können, wenn er die Lehre von der Rechtfertigung durch Christum als die Summe und Quintessenz des christlichen Glaubens ansieht. Daß sie Luthern Veranlassung gab zur Reformation, war Zufall; aber hätten die Päpste die Lehre von der Auferstehung und Unsterblichkeit, von Gott und Vorsehung so entstellt, so würde er sich ebenfalls so entgegengesetzt haben. Daß indeß die Lehre von der Rechtfertigung ihm nach seiner Augustinischen Bildung vorzüglich zusagte und er endlich Alles auf sie bezog, das kann wol lutherische Buchstäbler bestimmen, sie mit der Abendmahlslehre als das Schiboleth der protestantischen Kirche anzusehen; aber ob sie der Stützpunkt des Christenthums sind, ist eine ganz andere Frage; denn alsdann würde Christus dies klar und deutlich ausgesprochen haben. Oder sind Philosopheme und Disputationen der Apostel entscheidender als die lauterklärten Gebote des Herrn? Hr. Wenz hat schon 1819 mit der 1817 gehaltenen Jubelpredigt eine Geschichte der franz. reformirten Kirche in Emden geliefert, die mit Beifall aufgenommen worden ist. In dieser vorliegenden Schrift schildert er die Frankreich ewig schändenden Greuel des Hasses, der Verfolgungen und Grausamkeiten, welche die Reformirten bis in das J. 1800 erdulden mußten. Wol behauptet er, daß gewöhnlich die Geistlichkeit und bekanntlich vorzüglich die Jesuiten den größten Antheil an diesen Barbareien hatten, daß selbst ein Bossuet und andere Hoftheologen schamlos den Protestanten (S. 265) bei den Großen der Erde schuldgaben, daß aller „Aufruhr, Königsmorde, die Schwärmerei des Cromwell" von den Hugenotten herrührten! Aber eben daraus leuchtet auch ein, wie nur vernünftig-christliche Erziehung und Bildung einem Volke und seinem Fürsten die richtige Haltung bei der Verschiedenheit der religiösen Ansichten zeigen. Ludwig XIV. ahnte, daß man doch wol in der Mishandlung seiner besten Unterthanen zu weit gehe. Aber was half ihm das, da er die vorgehaltenen Blendwerke der Beichtväter nicht zu durchschauen vermochte? Der Vorredner hat sehr recht, wenn er S. v. in der Revolution noch die Früchte der Aussaat unter Heinrich II., Karl IX., Ludwig XIV. und ihrer Staatsmänner und Bischöfe sieht. Doch wer öffnet den Machthabern immer die Augen und wo finden die redlichen Freunde stets geneigtes Gehör? 44.

Literarische Notizen.

Von N. G. van Kampen ist in Harlem erschienen: „Handboek van de geschiedenis der letterkunde bij de vornaamste Europische volken in nieuwe tijden". 1ster Band; auch sind neuerdings zwei Hefte einer Anthologie niederländ. Prosaiker: „Bloemlezing uit nederlandsche Proza-Schrijvers van de zestiende tot de negentiende eeuw", von demselben Verfasser herausgekommen.

In Amsterdam erschien: „Kunstreis door Frankrijk, Zwitserland, Italie en Engeland", unternommen im Novemb. 1831, von Hendrik Willem Cramer, Mitglied der königl. Akademie der bildenden Künste. 30.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 222. — 10. August 1835.

Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Von W. Drumann. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 221.)

Der eigentliche Held dieses Bandes ist Marcus Antonius. Unverdienterweise tritt derselbe in den meisten Geschichtsbüchern gegen Cäsar, Cicero und Octavius sehr zurück, wodurch denn bei Vielen, namentlich auch bei jüngern Lesern, der Glaube Wurzel fassen mußte, Antonius sei wol ein tüchtiger Soldat gewesen, aber sonst ein Schlemmer und Wüstling, ein Mann, der keines eignen Gedankens fähig gewesen und sich nur durch Cäsar's Glanz und Hoheit behauptet habe. Aus dem D.'schen Werke stellt sich sein Leben ganz anders und wir möchten sagen, zuerst im richtigen Lichte dar. Sein Leben zerfällt in drei Hauptepochen, in die Zeit unmittelbar nach Cäsar's Tode, dann in den Zeitraum seines wachsenden Streites mit Cicero, der zugleich den mutinensischen Krieg umfaßt, oder die Zeit der gegen ihn gehaltenen Philippischen Reden bis zur Stiftung des großen Triumvirats in den letzten Tagen des Octobers im Jahre 43; die dritte Epoche ist die seines Verhältnisses mit Kleopatra. Das an Detail und neuen Aufschlüssen so reiche Werk gestattet uns keinen Auszug. Aber das müssen wir wenigstens hervorheben, daß von Antonius' Klugheit und richtiger Würdigung der Zeiten und Menschen hier überall die deutlichsten Zeugnisse vorliegen, so z. B. in der Zeit nach Cäsar's Ermordung, wo er mit rastloser Thätigkeit die Gewinnung der Oberherrschaft im Auge behielt, während Brutus, Cassius, Cicero und die übrigen Verschworenen fast müßige Zuschauer blieben. Uebersieht man ferner in Hrn. D.'s Darstellung sein Benehmen vor und nach dem mutinensischen Kriege, so verdient nicht allein die Art und Weise, in der er als Feldherr seine Sache zu führen wußte, sondern die Klugheit und Umsicht, mit der er sich gegen seine vielen Feinde auch in der öffentlichen Meinung zu behaupten verstand, volle Anerkennung. Antonius vergab sich nichts; er erschien so viel als möglich stets als Rächer seines ermordeten Freundes Cäsar, ohne sich viel zu kümmern, wenn er mit diesem Namen Misbrauch trieb; er zeigte sich Friedensvorschlägen nicht abgeneigt, aber indem er das Schwanken des Senats oder Cicero's, der eine blutige Entscheidung gern so lange als möglich hinausschieben wollte, durchschaute, blieb er fortwährend gerüstet und triumphirte oft über seine Gegner. Sein politisches Leben ist nicht rein; aber wer vermochte sich auch in einer solchen Zeit in Rom ganz rein zu erhalten? Daß er namentlich die Waffen nicht von sich legte, darf Niemand dem Antonius verdenken, denn er wußte wohl, daß in Rom sein Todesurtheil gesprochen sei, und daß er in dem Falle einer Unterwerfung nur selbst das Haupt zum Todesblocke tragen würde. Daher blieb er selbst nach der Schlacht bei Mutina stark; sein Feldzug nach derselben in Gallien erhöhte nur durch die Ausdauer, mit der er alle Beschwerden wie der gemeinste Soldat ertrug, die Anhänglichkeit der Krieger an ihn, und so erscheint er nach dieser Niederlage, nachdem er Lepidus und Plancus trotz aller Abmahnungen des Senats auf seine Seite gebracht hat, nicht mehr als Schützling Anderer, sondern stark genug, seine vorige Stellung im Staate wiederzunehmen. Darauf erfolgt das Bündniß mit Octavius und Lepidus auf einer Insel bei Bononia. Die Art, wie Hr. D. auf S. 359 fg. die widersprechenden Nachrichten über den Ort der Zusammenkunft zu vereinigen gewußt hat, mag als ein Beweis dienen, mit welcher Sorgsamkeit er selbst Dinge von minder großer Wichtigkeit behandelt hat. Trefflich ist bald darauf (S. 372—380) die Schilderung der Proscriptionen und ihrer Greuel, von denen es unter andern sehr wahr heißt:

> Ein ganzes Volk wurde von der Todesangst gefoltert und zum Meuchelmorde gedungen. Wer auf den Tafeln genannt war, hatte die Gewißheit, daß er fallen, wer nicht genannt war, keine Bürgschaft, daß er nicht fallen solle, und überall, auch am eignen Herde, glaubte er seinen Henker zu erblicken.

Wenn wir mit dem Hrn. Verf. gern seinen Antonius als einen Mann von politischer Einsicht und großem Feldherrntalente anerkennen, so kann uns doch seine Darstellung der letzten zwölf Jahre aus Antonius' Leben bis zur Schlacht bei Actium und seinem bald darauf erfolgten Tode nur mit Unwillen, dann aber auch mit Wehmuth über den Untergang einer so thatkräftigen Natur erfüllen. Bei Philippi ist er noch der Alte; aber gleich darauf erscheint Kleopatra, sein böser Dämon, und die Geschichte seines Lebens nimmt einen wahrhaft tragischen Charakter an:

> Ohne schön zu sein — sagt Hr. Drumann (S. 392) von

ihr — wie auch ihr Bild auf den Münzen beweist, besaß sie alle Zauber einer Buhlerin. Ihr lüsterner Blick, ein sanftes, verführerisches Mienenspiel, eine lockende, lieblich tönende Stimme und eine hinreißende Anmuth in ihren Bewegungen entflammte die Herzen mit dem verheerenden Feuer der Leidenschaft, und sie verstand es, durch eine üppige, gewählte Kleidung und eine Wollust athmende Umgebung die Sinne noch mehr in einen süßen Taumel einzuwiegen, und zugleich durch Abwechselung in den Freuden Ueberdruß, durch Fürstenstolz und Entwickelung geistiger Vorzüge Verachtung zu verhüten. Doch übersah sie nicht, daß den Freunden des Antonius die reiche Fürstin die willkommenste war; um sie in ihre Freunde zu verwandeln, befriedigte sie nach der Schaulust auch den Eigennutz. Antonius — heißt es weiter — zeigt sich in diesem Verhältniß als der Schwächere, aber auch als der Bessere; er liebte Kleopatra; er heuchelte ihr nicht Gefühle, welche ihm fremd waren, und brütete nie über Plänen zu ihrem Verderben, während sie in ihm von Anfang nur ein Mittel sah. Antonius sollte seine Macht nur für sie verwenden, um sie von einem Triumphe der Eitelkeit und des Ehrgeizes zum andern und endlich als Königin der Römer auf das Capitol zu führen. Da er nun aber die zweite Rolle erhielt, so hing Alles davon ab, wie sie die ihrige spielte, und es zeigte sich bald, daß sie bei einer seltenen Gewandtheit in Hof- und Weiberränken doch große politische Verhältnisse nicht zu beurtheilen und zu leiten vermochte und das Werkzeug selbst verdarb, abstumpfte, verächtlich und verhaßt machte, durch welches sie ihre Absichten erreichen wollte.

So erscheint Antonius allerdings in der ganzen folgenden Geschichte. Die unangenehme Persönlichkeit seiner Gattin Fulvia veranlaßte Mißhelligkeiten mit Octavius, bald darauf den perusinischen Krieg, wobei Antonius ganz gleichgültig in Alexandria blieb. Der brundusinische Bund war nicht mehr als ein Abkommen für den Augenblick, die neue Theilung des Reichs schloß den Antonius ganz von Rom aus und setzte ihn in der öffentlichen Meinung herab. Wie ein heller Sonnenblick fällt die Vermählung mit Octavia jetzt in sein Leben, unstreitig das letzte erfreuliche Ereigniß in demselben. In dem Feldzuge gegen die Parther geht auch der alte Feldherrenruhm verloren, Kleopatra umgarnt ihn stets enger und enger, ihre Kinder heißen Könige der Könige, Land und Leute werden vertheilt, immer tiefer sinkt Antonius, in Wollust und Schwelgerei wird die alte Kraft ertödtet. Endlich erhält Octavia den Scheidebrief von Antonius, und Senat und Volk erklären den Krieg an Kleopatra, weil sie Rom unterjochen wolle, den Antonius aber für unfähig, das Consulat oder ein anderes Staatsamt zu verwalten, weil er durch Liebestränke den Gebrauch des Verstandes verloren habe.

So neigt sich Alles zur Katastrophe der großen Tragödie, der Schlacht bei Actium, die treu und sorgfältig vom Verf. (S. 479—484) geschildert worden ist. Ebenso die letzten Schicksale des Antonius, bei denen der Verf. mit unverkennbarer Rührung verweilt, bis zu seinem Tode im Grabgewölbe zu den Füßen der Kleopatra. (S. 494 fg.) Wie sie selbst bald darauf von Octavius überlistet in dessen Gewalt gekommen sei, ihn selbst aber wieder, als sie seine Absichten durchschaute, durch Selbstmord um die Freude brachte, sie zu Rom im Triumphe aufführen zu können, schildern die letzten Seiten der Biographie des Antonius. Von ihrer Todesart meint Hr. Drumann auf S. 500, daß man von dieser nicht viel mehr sagen könne, als daß sie ungewiß sei; er hat indessen in den Anmerkungen die wichtigsten Auslegungen derselben angeführt. Aber zur rechten Zeit wußte Kleopatra zu sterben, „la reine", sagt Salvandy (in der Vorrede zum Roman „Natalie", S. 11), „qui aime tant à vivre et sait si bien mourir." Eine gutgeschriebene Schilderung des Antonius als Staatsmann und Feldherr, seines Aeußern, seiner geistigen Anlagen und Bildung, seines sittlichen Charakters und seiner Umgebungen macht den Schluß der Biographie (S. 504—507). Wir entnehmen daraus einige Stellen.

Ueber seinen sittlichen Werth kann man nicht mit wenigen Worten entscheiden, wie es versucht ist; immer wird ein allgemeines Urtheil, mag es Lob oder Tadel enthalten, ein falsches sein, denn er zeigte sich verschieden, zuweilen besser, oft schlechter, als er war. Die Natur gab ihm kein bestimmtes Gepräge, keine vorherrschende Richtung auf das Gute oder Böse. Daher geschah es, daß die Umstände und die Menschen sich seiner bemächtigten, und in einer Zeit des staatsbürgerlichen Umschwunges und des sittlichen Verderbens wirkten sie ungünstig auf ihn; der gute Keim kam nicht zum Durchbruche, oder gedieh doch nicht zur Reife (S. 507).

Sehr richtig erscheint folgende Bemerkung auf S. 509:

Nur äußerer Druck erhielt ihn im Gleichgewichte; bei der Gegenwirkung, welche dann erfolgen mußte, entwickelte sich seine Kraft auf eine rühmliche und selbst bewunderungswürdige Art; unter gewöhnlichen Umständen und im Glücke überließ er sich seinem Leichtsinn und seiner Leidenschaftlichkeit, deren Opfer er wurde. Dann hatte der Augenblick volle Gewalt über ihn; er ließ sich gehen, er verlor sich selbst, die Stimme der Menschlichkeit, des Rechts und der Vernunft wurde in der stürmischen Aufregung seines Innern überhört.

Es wäre nun wol zum Schlusse noch etwas über Sprache und Composition des vorliegenden Werkes zu sagen. Und auch hier verdient Hr. Drumann alles Lob. Denn in seiner Sprache und Darstellungsart ist nirgends Manier, es ist vielmehr der einfache und ruhige Styl einer würdevollen Geschichtschreibung, der überall aus diesem Werke hervorleuchtet. Aber da die großen Ereignisse, welche der Verf. schildert, ihn selbst lebhaft ergriffen haben, so ist dadurch auch eine Wärme und Innigkeit in die Darstellung gekommen, die gewiß den Leser nicht unbewegt lassen werden. Einige Beispiele haben wir bereits angeführt, andere würden sich ohne langes Suchen darbieten. Auch in Beschreibungen von Schlachten und Kriegsereignissen, in topographischen Schilderungen und sonstiger Veranschaulichung der Scenerie ist der Verf. glücklich gewesen. Wir wählen als Beleg hierzu einen Theil aus der Schilderung des Treffens bei Forum Gallorum (Castel Franco) am 15. April des Jahres 43, eines Vorspiels der Schlacht bei Mutina:

Beide Theile fühlten die Wichtigkeit des Tages, denn in Pansa, schien es, siegten oder unterlagen auch Die, welche er retten sollte; Beide kämpften zugleich für ihren Ruhm; die Legion des Mars wollte ihren Ruf dadurch aufs Höchste steigern, daß sie zwei Legionen überwand, und diese setzten Alles daran, um nicht vor einer zu fliehen; Beide endlich hatten Beleidigungen zu rächen; denn jene zürnte, daß ihre ehemaligen Waffengefährten nicht die Bestrafung der Meuterer aus ihrer Mitte in Brundusium verhinderten, und diese gedachten, sie für den Abfall zu züchtigen. So führte Jeder seine eigne Sache. Lautlos kreuzten die Krieger aus Cäsar's Schule ihre Waffen; es bedurfte keines Zurufs, keiner Leitung; künstliche Bewegungen erlaubte

ohnehin das Oertliche nicht; man focht in der Nähe, Mann gegen Mann, kein Streich fehlte, jede Lücke war sogleich wiederausgefüllt, und nur auf Augenblicke trennte man sich wie nach Verabredung, um den ermatteten Arm zu neuer Blutarbeit zu stärken (S. 299).

Nicht minder einfach, aber doch lebendig, beschreibt Hr. Drumann den Ausfall der Besatzung aus Perusia im J. 40 auf S. 409:

Die Soldaten selbst drangen auf einen Ausfall und gaben sich das Wort, nicht zu weichen. Mit Tagesanbruch, nicht früher, damit sie sich beobachten konnten, stürmten sie gegen die feindlichen Werke. Die Heere schienen ihre Rollen zu vertauschen, und die Belagerer wurden sowol durch die Heftigkeit des Angriffs, als dadurch, daß er augenblicklich von allen Seiten begann, aus der Fassung gebracht. Mit Mühe entging Octavian dem Schwerte der vorankämpfenden Gladiatoren. Für Menschen mit einer solchen Todesverachtung waren Schanzen und Geschosse kein Hinderniß. Sie überschritten Gräben und Pfahlwerke, rollten Thürme heran, untergruben die Mauern, erstiegen sie auf Brücken und Leitern, und glaubten sich am Ziele, als sie ermattet und verwundet von frischen Truppen in überlegener Zahl hinabgestürzt und ihre Maschinen zertrümmert wurden. Lucius Antonius (der in Perusia befehligte) gab das Zeichen zum Rückzuge; sie wandten sich noch einmal, als der Feind ein Siegesgeschrei erhob und ihnen die Todten nachwarf; aber es war nur der Ausbruch einer ohnmächtigen Wuth.

Indem wir hier unsern Bericht schließen, glauben wir der Hoffnung Raum geben zu können, daß für die gründliche und allseitige Kenntniß der römischen Geschichte im Zeitalter des Cäsar und Pompejus das Werk des Hrn. Drumann eine sehr ergiebige Quelle sein wird. Mögen daher die folgenden Bände dem ersten recht bald nachfolgen! Möge aber auch das Werk nicht blos in Bibliotheken gelehrter Anstalten, sondern auch auf den Arbeitstischen recht vieler Freunde und Kenner der Geschichte in allen Ständen seinen Platz finden! Dieser Verbreitung könnte vielleicht nur Eins im Wege stehen — das ist der hohe Preis, für welchen es verkauft wird. 14.

Prag in seiner jetzigen Gestalt. Humoristisches Charaktergemälde vom Verf. des Panorama von Pesth. Meißen, Gordsche. 1835. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Indem Ref. den Inhalt dieser Stadtbeschreibung zur Anzeige bringt, muß er gleich zum Voraus bemerken, daß der Leser von derselben weder Humor, noch auch ein Charaktergemälde zu erwarten habe, es sei denn, daß der Verf., wahrscheinlich Herr Friedrich Nork, die Einführung eines ungewöhnlichen Cicerone in der Person des Teufels, eine ziemlich alberne Maschinerie, für humoristisch gehalten oder die mit unbestimmten Zügen entworfene Schilderung des prager gesellschaftlichen Lebens und der verschiedenen Stände als ein Charaktergemälde angesehen wissen will. Wenn es auch an einer Gründlichkeit mit geistreicher Behandlung verbindenden Beschreibung der Stadt Prag fehlt, so glaubt Ref. darum doch nicht, daß durch vorliegende Schrift diese Lücke ausgefüllt worden sei, und da der Verf. alle statistischen Nachrichten beinahe gänzlich vernachlässigt hat, so konnte er nur durch feine Beobachtungen und eine geistvolle Behandlung seines Stoffes einen Ersatz dafür bieten; allein weder diese Eigenschaften noch eine reine schöne Diction zeichnen das Buch aus, das in die Classe der gewöhnlichen Topographien zu zählen ist. Nachdem der Verf. in der Einleitung sich über die Vorzüge seines Buchs vor den Schriften der „pelographischen Anatomen" ausgelassen, wirft er Blicke in die Vorzeit und Gegenwart Prags und theilt aus ältern Werken einige interessante Notizen über das Stutzerleben am Hofe Kaiser Rudolf II. mit; er schildert dann die Brücken und ihre Heiligen, den Waldsteinischen und Schloßgarten, die eiserne Jungfrau, ein ehemaliges Marterwerkzeug für Verbrecher. An dem böhmischen Adel rühmt der Verf. oder läßt durch seinen Teufel-Cicerone rühmen: „daß, seitdem die böhmische Nation ihrer Selbständigkeit verlustig worden, die Vornehmern unter ihnen sich den deutschen Nachbarvölkern merkbar anzunähern strebten. Längst entwöhnte sich der Adel, den Gebildeten der Bürgerclassen mit seinem Beispiele voranwandelnd, der rauhen, angestammten Sitte und Mundart; nur die Hefe des Volks pflegt noch dürftig mit angeerbter Vorliebe die harte vocalarme Landessprache." Man begreift nicht, wie die Vernachlässigung der angestammten Sitte und Mundart als etwas Lobenswerthes hervorgehoben werden kann, oder wäre das etwa teuflischer Humor? In dem folgenden Capitel, welches von der Geistlichkeit handelt, theilt der Verf. aus Meyner's noch ungedrucktem Reisetaschenbuche „Austria" einige lesenswerthe Nachrichten über die Kreuzherrenkirche und ihr Todtengewölbe mit, in welchem die ausgestellten Leichname weder in Verwesung noch in Fäulniß übergehen, sondern wie Mumien einschrumpfen. Das Capitel: „Wenig unterschiedliche (!) Behandlungsweise der Studenten", verbreitet sich über die allerdings noch ganz eigenthümlichen Disciplinargesetze und Studieneintheilung der prager Gelehrtenschulen, welche mit denen des übrigen Deutschlands nichts oder wenig gemein haben und wo, wenn man dem Verf. Glauben beimessen darf, selbst Söhne von Standespersonen das demüthigende Loos traf, nach sieben zurückgelegten Studienjahren die augenblickliche Aufwallung ihrer Collegen mit einer vierzehnjährigen Dienstzeit, hingegeben den Launen eines rohen, stets den Haselstock schwingenden Corporals seufzend abzubüßen. Mit Uebergehung der Capitel: „Sehr unterschiedliche Behandlungsweise der Leichen" und „Kolatschen", ein eigenthümliches Nationalgericht, wenden wir uns zu den Parallelen, wo er Wien und Prag in ihren Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, aber lange nicht erschöpfend und vielseitig genug, einander zur Seite stellt und dann eine Charakteristik der Slawen und Ungarn entwirft, die jedoch durchaus kein deutliches Bild der hervorstechenden Eigenschaften beider Nationen gewährt und wo wir statt aller Uebrigen auf Pirch's treffliches Buch: „Caragoli", was Ungarn betrifft, verweisen. Die Reliquien und das Johannisfest von Prag sind allgemein bekannte Sachen; ziemlich vollständig beschreibt der Verf. die öffentlichen Gärten und Spazierorte und macht bei Gelegenheit der Stellfuhren, einer Art Omnibus, einen derben Ausfall auf den hohen Grad von Ungeselligkeit in Berlin und Dresden, den wir jenen beiden Städten zurückzuweisen überlassen müssen. Das Capitel „Kaffeehäuser" hat den Verf. wenigstens in einen Anflug von Humor versetzt, der freilich nicht lange ausdauert und bald einer ziemlich nackten Darstellung des Lebens der Phrynen Prags Platz machen muß. Unter der Ueberschrift: „Das fünfte Viertel" hat der Verf. eine Apologie der Judenemancipation, wenigstens für Prag, versucht und in dieser Absicht die historischen Daten gesammelt, woraus hervorgeht, welche wichtige Dienste sie zu verschiedenen Perioden ihren Mitbürgern, welche ihnen hartnäckig gleiche Rechte verweigern, geleistet haben; obwol wir mit der Sache an sich im Allgemeinen einverstanden sind, so glauben wir doch, daß sich der Verf. am unrechten Orte und etwas zu ausführlich über dieses schon so häufig und so gründlich, zumal von Rießer, besprochene Thema ergangen hat. Die drei Capitel: „Theater, Musiksinn und Literatur", enthalten mitunter treffende und zeitgemäße Bemerkungen, welche der allgemeinen Berücksichtigung werth sind; der Verf. behauptet, daß die Böhmen bei einigem Berufe zur Kirchenmusik (worin Tomaschek und Witasek in der That Rühmliches geleistet) und noch entschiedenerm Talente zu einer hohen Virtuosität in der Behandlung eines Instruments, wie Moscheles und Czerny bezeugen, doch nie einige Bedeutung in der Opernmusik zu erringen vermögen, weil sie zwar tüch-

tige Theoretiker, aber faſt ganz ohne Erfindungsgabe, insbeſondere zu Schilderung des Großartigen, Erhabenen und Leidenſchaftlichen ſich gänzlich unfähig fühlen. Nur die leichte komiſche Oper und das Vaudeville verſprechen der Erfindungsgabe des Böhmen noch einigen Erfolg, wofern er durchaus nur der Bühne ſeine Kräfte zu widmen beabſichtigt. Ferner daß, ſo reich auch das Land an muſikaliſchen Dilettanten iſt, es ebenſo arm iſt an Beurtheilungsgabe hinſichtlich des rein äſthetiſchen Theils muſikaliſcher Erzeugniſſe. In dem Capitel über Literatur hat der Verf., obwol er ſeinen Gegenſtand nicht gründlich aufgefaßt hat, doch manche ſchätzbare Beiträge zur Kenntniß dieſes im übrigen Deutſchland ziemlich wenig gekannten Gebietes geliefert, die wir der Aufmerkſamkeit des Leſers empfehlen. Den Schluß des Buches bildet eine anerkennende Würdigung der großen Verdienſte, die ſich der Graf Chotek in ſo vielen Beziehungen durch Verſchönerung der Stadt ſowol als durch Einführung anderer nützlicher Einrichtungen um Prag erworben hat. 151.

Von der Beurtheilung Anderer. In ſechs Büchern. Von M. Enk. Wien, Gerold. 1835. 8. 18 Gr.

Jemehr die jetzige Literatur an ſolchen Büchern einen Ueberfluß hat, die nur auf einen augenblicklichen Genuß berechnet, ſonſt aber ohne alle anhaltende und in die innern Gedankenmaſſen des Leſers eingreifende und dieſelben auf irgend eine förderliche Weiſe anregende Nachwirkung ſind, um deſto mehr verdient jede andere Erſcheinung, die dergleichen Vorzüge beſitzt, mit Lob erwähnt zu werden. Rec. thut dies in Betreff der obigen Schrift mit großem Vergnügen, denn er muß geſtehen, daß er ſelten eine andere geleſen hat, welcher er ſo ſehr, wie dieſer, ſeinen ungetheilten Beifall zu geben genöthigt war. Ihre Vorzüge beſtehen nicht allein in einer fließenden Darſtellung, ſondern, was mehr ſagen will, in einer ſo durchgängigen Klarheit und Richtigkeit des Gedankens, daß der Leſer gleichſam wider Willen mit Allem übereinſtimmen, in einer ſo ernſthaften und würdigen Haltung, daß er mit dem Gegenſtande zugleich ſeinen Bearbeiter ſchätzen und liebgewinnen muß. Man nehme nur keinen Anſtoß an dem Titel; der iſt viel zu ſingulair, als daß er den ganzen Inhalt ausdrücken und deſſen Mannigfaltigkeit ſollte ahnen laſſen; das Buch umfaßt den größern Theil der auf den Menſchen in der Geſellſchaft angewandten praktiſchen Philoſophie, und würde ſelbſt von dieſer Seite beurtheilt dem Verf., obgleich er ſich nicht Philoſoph nennt, mehr Ehre bringen, als man ſolche heut zu Tage den eigentlichen Philoſophen in demſelben Fache gewöhnlich zuertheilen kann.

Der Raum verbietet leider, wenig mehr, als eine kurze Inhaltsanzeige der einzelnen Bücher zu geben. Das erſte Buch ſpricht über die Schwierigkeiten, welche der Auffaſſung anderer Zuſtände entgegenſtehen und die theils in der Natur unſers Denkens, theils in der Unzulänglichkeit der ihm zu Gebote ſtehenden Mittel, wie allgemeine Begriffe, Sprache u. ſ. w., liegen; dann über die am meiſten unterlaufenden Fehler und deren Gründe, endlich über die Bedingungen, damit das Urtheil über Andere möglichſt richtig werde. In dieſer letzten Beziehung macht der Verf. beſonders auf ein ernſtes pſychologiſches Studium und dabei auf die nothwendige Parallele der Seelenforſchung mit der Geſchichtsforſchung aufmerkſam, und läßt ſich darüber ſo aus:

„Die Geſchichte des Individuums: Menſch, und ſeiner Entwickelung ſpiegelt ſich in großen Zügen in der Geſchichte ſeines Geſchlechts ab: und gewiß haben die Hiſtoriker Unrecht, dieſe, an lichtvoller Klarheit ſo fruchtbare Parallele nur ſehr ſelten zu benutzen. Die nämlichen Geſetze, welche über die Entwickelung der intellectuellen und ſittlichen Kräfte des Menſchen, als Individuums, walten, walten auch über das Leben der Völker; die nämlichen Geſetze, welche den Werth und die Glückſeligkeit des Individuums bedingen, bedingen auch den Werth und das Glück der Völker; und die nämlichen Mißgriffe, Verirrungen und Verbrechen, welche jenes in ſeiner Ausbildung aufhalten oder vom rechten Wege ablenken, hemmen und richten auch dieſe zu Grunde. Darum wird weder der Hiſtoriker, der den Menſchen nicht mit dem tiefen Blicke des Pſychologen erforſcht hat, in ſeiner Wiſſenſchaft ſcharf genug ſehen: noch der Pſycholog ohne hiſtoriſche Kenntniſſe in ſeinen Anſichten über die menſchliche Natur einen höhern Grad von Klarheit und Sicherheit des Geiſtes gewinnen.“

Das zweite Buch handelt von der Beurtheilung Anderer nach beſondern Beziehungen, d. h. in Bezug auf die hervorragenden Objecte der intellectuellen und moraliſchen Seite des Menſchen, welche das Urtheil treffen kann: die Gradheit des Geiſtes, ſeine Beſchränktheit, Folgerichtigkeit, Eigenſinn und Starrſinn, Klarheit, Entſchiedenheit, Vielſeitigkeit, Kühnheit, Beſonnenheit, Selbſtändigkeit, Originalität, Genie; und in moraliſcher Beziehung: der Ernſt, die Erhebung, die Tiefe und die Harmonie des Geiſtes. Es mag aus dem vielen Vortrefflichen hierüber nur folgendes Beides eine Stelle finden:

„Entſchiedenheit des Geiſtes, ſagt der Verf., iſt nicht Dogmatismus. In ihr begegnen ſich vielmehr ſowol der Dogmatismus, als der vollendetſte Skepticismus: in ſofern nämlich der letztere in dem Grundſatz, daß man an Allem zweifeln müſſe, ſeiner ſelbſt ſich bewußt iſt. Ein Skepticismus, der an dieſem Grundſatz, alſo an ſich ſelbſt noch zweifelt, iſt mit Entſchiedenheit des Geiſtes unverträglich. — Ein Grieche ſagt: Im Zweifel liegt etwas Göttliches. Gewiß! denn in ihm liegt der lebendige Drang nach Wahrheit. „Aber der Skeptiker verzweifelt ſie zu finden“. Mag er das; der Drang ſelbſt, ſie zu finden, ſtirbt nie in ihm: denn eben er iſt von göttlicher Abkunft. Ein gänzliches Verzweifeln an aller Wahrheit wäre vollkommener Tod des Geiſtes.“

Und wie der Verf. über unſere Zeit urtheilt:

„Leſſing ſagte in der Sturm- und Drangperiode: „Wer mich ein Genie nennt, dem gebe ich eine Ohrfeige, daß er glauben ſoll, er habe ihrer zwei bekommen“. Heut zu Tage iſt es anders; man befährt eine Ohrfeige zu bekommen, wenn man Jemand nicht ein Genie nennt. Wenn die Maſſe geiſtiger Kräfte, welche zu unſerer Zeit im Spiele ſind, in der That größer iſt als im verfloſſenen Jahrhundert: ſo läßt ſich darum doch nicht leugnen, daß dieſelbe in der Schätzung geiſtiger Kräfte häufig eine Gefälligkeit und eine Flachheit an den Tag legt, welche, indem ſie einerſeits unſtatthafte Anmaßungen begünſtigt, auf der andern Seite, wenn nicht den Werth, doch die Geltung höherer Geiſteskraft herabdrückt, nur nachtheilige Wirkungen hervorbringen kann. Mit noch größerm Rechte trifft ſie der Vorwurf der Flachheit in der Rückſicht, daß ſie ſo wenig ſich ſelbſt verſteht und nicht begreift, welcher Vorzüge des Geiſtes ſie bei ihrer Aufgeregtheit, Verworrenheit und Entzweiung zunächſt bedürfe; Gradheit des Geiſtes nämlich, Klarheit und Beſonnenheit, vor Allem aber ſittlichen Ernſt, Erhebung und Tiefe des Geiſtes.“

In dem dritten und vierten Buche iſt die Rede vom Charakter und zwar ſo, daß das eine die Kennzeichen deſſelben in ſeiner wahren und ſittlichen, das andere in ſeiner entſtellten und unſittlichen Beſchaffenheit angibt. Von dieſen beiden Büchern zeichnet ſich namentlich das dritte durch ſeine ſcharfen Begriffsbeſtimmungen aus. Das fünfte Buch ſpricht von der Beurtheilung Anderer aus dem Geſichtspunkte ihrer Bildung, wobei der Satz zum Grunde liegt, daß ſich in Bezug auf jede allgemeine Bildung eine fünffache Tendenz unterſcheiden laſſe, die Tendenz zur Sittlichkeit, zur Humanität, zur Wiſſenſchaft, zur praktiſchen Thätigkeit und zur Geſelligkeit; und das letzte Buch aus dem Geſichtspunkte der äußern Lebensverhältniſſe Anderer. Rec. fügt nichts weiter hinzu, als den Wunſch, daß dieſe Schrift mag viele Leſer finden. 138.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 223. — 11. Auguſt 1835.

Wolfram von Eſchenbach, herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin, Reimer. 1833. Lexik. 8. 5 Thlr. 8 Gr.

Der Herausgeber, ſein Werk überblickend, legt in der Vorrede ein Geſtändniß ab, welches die Strenge der Anfoderungen, die er an ſich ſelbſt zu ſtellen gewohnt iſt, ebenſo unumwunden bezeugt, als es Unberufene von dünkelhafter Bekrittelung zurückzuſchrecken geeignet iſt: „daß mir die Arbeit nicht überall ſauber und zierlich genug erſcheint, muß ich ſelbſt ſagen, und dies werden gewiß Beurtheiler, die von der Sache nichts verſtehen, ebenfalls finden und mit unpaſſenden Beiſpielen zeigen". In der That ſcheinen dieſe ſcharfen Worte von Erfolg geweſen zu ſein; wenigſtens erinnern wir uns nicht, in einem der gelehrten Blätter, welche auch die altdeutſche Philologie vor ihr Gericht ziehen, eine irgend in das Einzelne gehende Beurtheilung dieſer meiſterhaften Ausgabe eines der größten Dichter gefunden zu haben. Sowie wir nun dieſe Vorſicht höchlich loben müſſen, ſo ſind wir unſererſeits in dem glücklichen Falle, in d. Bl., welche der literariſchen Unterhaltung, nicht der Erörterung wiſſenſchaftlichen Details beſtimmt ſind, dieſes Werkes beſcheidentlich gedenken zu können, ohne durch paſſende oder unpaſſende Belege detaillirten Urtheils unſere Sachkenntniß oder Sachunkenntniß verrathen zu dürfen und vielleicht der ſtrengen Verdammung, welche der Herausgeber über den „Unverſtand der Mitlebenden" ausſpricht, zu verfallen. Jene detaillirte Beurtheilung überlaſſen wir mit Vergnügen den eruditen kritiſchen Zeitſchriften; und da dieſes Werk mehr als irgend ein anderes die Höhe bezeichnet, zu welcher die mittelhochdeutſche Grammatik und Metrik bis jetzt gelangt iſt, ſo werden wir es ihnen nicht verargen, wenn ſie ihre Meinung ſo lange zurückhalten, bis die in dieſem Fache beſtallten Kritiker die Stufen zurückgelegt haben, die ihnen bis zu jener Höhe noch zu fehlen ſcheinen. Unterdeſſen wollen wir fortfahren, uns durch dieſes Werk zu belehren, wie wir es in der langen Zeit gethan haben, die ſeit ſeinem Erſcheinen bis zu dieſer Anzeige zu gerechtem Misfallen der Redaction verſtrichen ſind.

Der herbe Ton, in welchem der Herausgeber ſeine Vorrede abgefaßt hat, wird Keinen befremden, der das Verhältniß, in welchem die altdeutſche Philologie und vorzüglich die den mittelhochdeutſchen Sprachdenkmälern gewidmeten Bemühungen zu dem Publicum ſtehen, mit einiger Aufmerkſamkeit betrachtet.

Auf die Gunſt der Menge der ſogenannten Gebildeten haben die trefflichen Männer, die in ſtiller Einſamkeit mit treuem Fleiße das vaterländiſche Alterthum und beſonders unſere alte vaterländiſche Literatur zu erforſchen beſtrebt ſind, längſt verzichten müſſen, und dieſe Theilnahmloſigkeit darf in einer Zeit nicht auffallen, die in haſtigem Drange von Geſchichte, Ueberlieferung und Sitte ſich immer mehr loszureißen ſucht und in eigenmächtiger Erfindung und wurzelloſer Abſtraction eine heilbringende Verjüngung zu gewinnen hofft. Sehen wir doch vorlaute Geſellen in dieſem ekeln Ueberdruſſe alles Bisherigen eifrig befliſſen, die Poeſie Göthe's, in welcher unſer Zeitalter die ſchönſte Blüte ſeiner Bildung zu erblicken gewohnt war, als eine ſchon veraltete, der Literargeſchichte anheimfallende darzuſtellen und mit verworrenem Geſchrei ein neues Reich zu verkündigen; ſammelt ſich doch um ſie eine Schar gläubiger Seelen, denen die leere Negation, über die es die Polemik jener Herolde der Bewegung noch nicht gebracht hat, ganz bequem iſt, indem ſie unbeſtimmten Wünſchen und gedankenloſen Träumen ein weites Feld eröffnet ſehen, wobei ſie ſich das lange Warten auf die neue Herrlichkeit nicht verdrießen laſſen, weil die ankündigenden Trompetenſtöße die Langeweile von Zeit zu Zeit pikant unterbrechen und weil ſie vornehmlich froh ſind, der läſtigen Verehrung und Unterordnung entledigt zu ſein; wie ſollte denn die Poeſie des entlegenen Mittelalters in weitern Kreiſen der Gegenſtand ſinniger, genußreicher Betrachtung werden können? Die Declamationen über die Finſterniß und Barbarei des Mittelalters trauen ſich zwar nur ſelten hervor, ſeitdem die eindringendere Geſchichtsforſchung dieſe Beſchuldigungen auf ihr rechtes Maß gebracht und das Auffallende und Zurückſtoßende einzelner Erſcheinungen durch Darlegung des Zuſammenhangs gemildert hat; dennoch blickt die Menge, in lebhaftem Gefühle vieler einzelner Vorzüge und ohne Sinn für die Einheit geſchloſſener Zuſtände, auf jene Jahrhunderte mit ſelbſtgefälligem Mitleid hinab, und wenn ſie ja von hervorragender Trefflichkeit, z. B. der mittelhochdeutſchen Poeſie, einige oberflächliche Kenntniß nimmt, ſo bringt ſie es ſelten weiter als bis zu einer vorübergehenden Verwunderung; anſtatt genoſſen zu wer-

den, nachhaltig zu wirken, zu näherer Kenntniß und zu belehrender Vergleichung mit dem Beſitzthume unſerer Zeit aufzufodern, erregen die Kleinode der Vergangenheit als Curioſitäten eine ſchnellbefriedigte Neugier und werden nach flüchtiger Beſchauung bei Seite geſchoben. Als gegen den Druck fremder Herrſchaft die nationale Kraft und Eigenthümlichkeit ſich auflehnte, der drohende Verluſt den Werth angeſtammten Beſitzes tiefer empfinden ließ und endlich glückliche Erfolge das Selbſtgefühl des Volkes erhöhten, regte ſich allenthalben ein Enthuſiasmus für das vaterländiſche Alterthum. Mag auch dieſer ſchnell auflodernden und ſchnell verlöſchenden Flamme nicht überall das rechte Oel gereicht worden ſein; mag man ſie zum Theil künſtlich erzeugt oder den Schein faulen Holzes für lebendiges Feuer ausgegeben haben; mag das unbedingte Anpreiſen mittelalterlicher Dinge, das thörichte Streben, eine unwiederbringliche Vergangenheit in die veränderte Welt zurückzuführen, ſo ſchädlich geweſen ſein, als es der Klarheit und des Maßes ermangelte; dennoch waltete in jenem allgemeinern Intereſſe für die Denkmäler unſerer Vorzeit neben manchen krankhaften ein geſundes Element der Ehrfurcht vor Würdigem und Großem; es ſtand im Zuſammenhang mit dem geſammten Streben der Zeit und ging aus dem lebhaft, wenn auch undeutlich empfundenen Bedürfniſſe hervor, die Grundlagen und Bedingungen der Gegenwart kennen zu lernen und die nationale Individualität in reinen und entſchiedenen Gepräge zu betrachten. Wie inhaltlos und kindiſch iſt dagegen heutzutage die Betriebſamkeit der meiſten von den vielen Alterthumsgeſellſchaften, die ſeit einer Reihe von Jahren zuſammengetreten ſind; das reiche Leben der Vergangenheit berührt ſie ebenſowenig, als ihre eigne Thätigkeit zu dem Leben der Gegenwart in Beziehung ſteht; mit dem Lebloſen und Todten, mit alten Töpfen und Knöpfen treiben ſie arbeitsſcheu ihr langweiliges Spiel, und wenden ſie ſich ja einmal zu einem Denkmale der Sprache, ſo zeigt alsbald die gröbſte Unwiſſenheit, wie beſchränkt die Wirkung der echten wiſſenſchaftlichen Forſchung iſt. Aus dem Thun und Nichtthun der Geſellſchaften, die ſich ſelbſt nach dem deutſchen Alterthume nennen, ergibt es ſich deutlich, daß ſie von den Erwerbniſſen der deutſchen Philologie ebenſowenig Notiz nehmen als die Menge, die es kein Hehl hat, daß ihr die Vergangenheit ſo gleichgültig iſt als läſtig die Gegenwart.

Die Verſuche, durch Ueberſetzungen Sinn für die altdeutſche Poeſie zu verbreiten, ſind von geringem Erfolg geweſen, worüber wir uns nicht wundern. Wir ſprechen nicht von den immer noch von Zeit zu Zeit zu Markt gebrachten Ueberſetzungen mittelhochdeutſcher Gedichte in die modernſte Sentimentalität; dergleichen mit ebenſo geringem Wiſſen als Verſtande zuſammengepfuſchte Arbeiten finden wenig Abſatz, weil ſelbſt einem weniger gebildeten Sinne die Miſchung widerſtreitender Elemente unbehaglich iſt; wer ſich verleiten läßt, eine ſolche Ueberſetzung zu leſen, der iſt gewiß von unſerer alten Poeſie gründlich zurückgeſchreckt, wenn er ſie hier zuerſt kennen lernt. In einigen andern Ueberſetzungen zeigt ſich dagegen ſo viel Kenntniß und Sinn, daß wir den Aufwand derſelben bedauern, indem uns das ganze Beſtreben, mit der Abſicht, den poetiſchen Eindruck zu bewahren, aus der alten Sprache in die neue zu überſetzen, ein verfehltes ſcheint. So löblich die Sorgfalt und Geſchicklichkeit iſt, mit welcher dieſe Ueberſetzungen gearbeitet ſind, ſo iſt doch ihre Treue nur eine vermeintliche. Die Züge des Originals ſind durch vielfältige, wenn auch leiſe Abweichungen verändert, ſeine Farben verblaßt oder verſtimmt; man fühlt es der alten Poeſie an, daß ſie ein unbequemes Kleid beläſtigt. Tritt nun dieſes Mißhellige allein den Kennern der alten Sprache und Dichtungsart in voller Deutlichkeit entgegen, ſo machen doch auch auf Die, welche von ihr nichts verſtehen, dieſe Arbeiten einen ungenügenden und halben Eindruck, der zu näherer Kenntnißnahme wenig anregt, und je mehr ſich dieſe Ueberſetzungen den Schein geben, das Original zu erſetzen, deſto mehr Leſer entziehen ſie ihm. Proſaiſche, auf genaues Wortverſtändniß berechnete Ueberſetzungen würden zu den Urſchriften hinführen und am beſten geeignet ſein, der altdeutſchen Literatur nach und nach ein größeres Publicum zu gewinnen; daß ſie für die nächſte Zukunft dieſen Erfolg haben würden, müſſen wir bezweifeln.

Denn nicht nur die altdeutſche Philologie, ſondern faſt jede Wiſſenſchaft, die zu dem unmittelbaren Bedarf des Lebens in keiner Beziehung ſteht, iſt gegenwärtig von der Theilnahme der in materiellen Intereſſen ringenden Menge eſoteriſch abgeſchieden, während in frühern Perioden eine Wiſſenſchaft den andern vorſchreitend nicht nur auf dieſe den entſchiedenſten Einfluß gewann, ſondern ihre Wirkung in den weiteſten Kreiſen verbreitete und die Richtung der Zeit beſtimmte. Dieſer fördernden allgemeinen Theilnahme bedarf die jugendliche Wiſſenſchaft; die herangereifte muß der Geſelligkeit entbehren. Und ſo ſehen wir denn in unſern Tagen die Wiſſenſchaften, wenn ihnen auch von Außen nur ein ſcheuer Reſpect zu Theil wird, auf ſich ſelbſt verwieſen, innerlich immer mehr erſtarken, bis die wachſende Kraft endlich die Banden ſprengen und allgemeiner und tiefer als jemals wirken wird. Denn der Wiſſenſchaft ſcheint die Verjüngung der Zeit beſchieden; die Erſchütterungen der Gegenwart bereiten den Boden vor für die neue Saat. Und wie wir von der Philoſophie, deren Wirkſamkeit nach Außen keineswegs dieſelbe iſt, die ſie auf frühern Stufen ihrer Ausbildung verbreitete, die dereinſtige Wiedergeburt des religiöſen Lebens mit Zuverſicht hoffen, ſo wird auch die jetzt iſolirte deutſche Philologie nicht für immer ohne allgemeinere Anerkennung und ohne Frucht für das Leben bleiben.

Einigen Erſatz für den friſchen, rein genießenden Antheil der Gebildeten, deſſen die der altdeutſchen Sprache und Dichtung zugewendete Philologie faſt gänzlich entbehrt, leiſtet allerdings die gelehrte Benutzung, welche das auf dieſem Felde Erforſchte in verwandten Gebieten findet; doch iſt dieſe Benutzung weder ſo ausgebreitet, als zu wünſchen wäre, noch überall erfreulicher Art. Wo ſie von größter Wichtigkeit iſt, wie in der Geſchichte, zeigt ſie ſich noch ſelten genug. Nicht ſowol Begebenheiten

Bau und die Bedeutung der Kapillaren, die Entwicklung der Gefäße, die Gefäßneubildung, die Gefäßwandungen, die Gefäßnerven, die Lymphgefäße, die Lymphdrüsen, die Milz, die Thymusdrüse, die Schilddrüse, die Nebennieren, die Hypophysis, die Glandula pinealis, die Glandula carotica, die Glandula coccygea, die Glandula lingualis, die Glandula parotis, die Glandula submaxillaris, die Glandula sublingualis, die Glandula lacrimalis, die Glandula mammaria, die Glandula prostata, die Glandula bulbourethralis, die Glandula vesicularis, die Glandula seminalis, die Glandula ovarica, die Glandula testicularis, die Glandula epididymis, die Glandula vas deferens, die Glandula ductus ejaculatorius, die Glandula urethralis, die Glandula vaginalis, die Glandula uterina, die Glandula tubae uterinae, die Glandula ligamenti lati, die Glandula ligamenti rotundi, die Glandula ligamenti ovarii, die Glandula ligamenti suspensorii, die Glandula ligamenti teretis, die Glandula ligamenti lateralis, die Glandula ligamenti medialis, die Glandula ligamenti posterioris, die Glandula ligamenti anterioris, die Glandula ligamenti transversi, die Glandula ligamenti longitudinalis, die Glandula ligamenti obliqui, die Glandula ligamenti recti, die Glandula ligamenti spiralis, die Glandula ligamenti annularis, die Glandula ligamenti cruciati, die Glandula ligamenti collateralis, die Glandula ligamenti capsularis, die Glandula ligamenti interosseus, die Glandula ligamenti interarticularis, die Glandula ligamenti interspinalis, die Glandula ligamenti supraspinalis, die Glandula ligamenti nuchae, die Glandula ligamenti flavi, die Glandula ligamenti intervertebralis, die Glandula ligamenti sacroiliaci, die Glandula ligamenti iliolumbalis, die Glandula ligamenti sacrotuberalis, die Glandula ligamenti sacrospinalis, die Glandula ligamenti coccygei, die Glandula ligamenti pubici, die Glandula ligamenti inguinalis, die Glandula ligamenti femoralis, die Glandula ligamenti patellae, die Glandula ligamenti capitis femoris, die Glandula ligamenti tibiofibularis, die Glandula ligamenti talocruralis, die Glandula ligamenti talocalcaneonavicularis, die Glandula ligamenti calcaneocuboidei, die Glandula ligamenti tarsometatarsei, die Glandula ligamenti metatarsophalangei, die Glandula ligamenti interphalangei, die Glandula ligamenti carpometacarpei, die Glandula ligamenti metacarpophalangei, die Glandula ligamenti interphalangei manus, die Glandula ligamenti radiocarpei, die Glandula ligamenti ulnocarpei, die Glandula ligamenti radioulnaris, die Glandula ligamenti humeroulnaris, die Glandula ligamenti humeroradialis, die Glandula ligamenti humeri, die Glandula ligamenti scapulohumeralis, die Glandula ligamenti coracoclavicularis, die Glandula ligamenti acromioclavicularis, die Glandula ligamenti sternoclavicularis, die Glandula ligamenti costoclavicularis, die Glandula ligamenti costotransversarii, die Glandula ligamenti costovertebralis, die Glandula ligamenti sternocostalis, die Glandula ligamenti xiphoidei, die Glandula ligamenti manubriosternalis, die Glandula ligamenti interclavicularis, die Glandula ligamenti atlantooccipitalis, die Glandula ligamenti atlantoaxialis, die Glandula ligamenti dentis, die Glandula ligamenti transversi atlantis, die Glandula ligamenti apicis dentis, die Glandula ligamenti alaris, die Glandula ligamenti longitudinalis anterioris, die Glandula ligamenti longitudinalis posterioris

tes und von der entsetzlichsten Krankheit angesteckten Land. Unsere Leute hielten diese Expedition für so gefährlich, daß keiner davon uns zu begleiten wagte."

In Aleppo betraf Callier ein großes Unglück; hier starb sein Reisegefährte Stamaty. „Schon hatten wir", sagt Callier, „den Verlust von vier unserer Reisegenossen zu beklagen. Dieser Verlust beraubte mich aber meines besten Freundes, und legte nun auf meine Schultern allein die schwere Bürde einer Sendung, welche noch die Quelle mannichfachen Kummers werden sollte. Aber ein Reisender muß an eine Vorsehung glauben und zu ertragen verstehen, und so fand ich mich in diese schmerzliche Prüfung. Ich verließ nun Aleppo, um die bisher unbekannten Partien von Obersyrien, Cilicia Campestris und Cappadocien zu besuchen. Ich machte hier neben meinen geographischen Studien einige historische Untersuchungen, deren Resultate, wie ich glaube, von einigem Interesse sein werden. Unter andern bin ich so glücklich gewesen, den Ort des syrischen und cilicischen Pylus und die Gegend der berühmten Schlacht von Issus ausfindig zu machen, auch glaube ich den alten Carsus und Pinarus gefunden zu haben."

Callier's Ausflug nach Syrien wurde durch eine Expedition, welche der Pascha von Aegypten dorthin gesandt hatte, verzögert; er erwartete das Ende derselben auf Cypern. Hier begegnete ihm ein neues Unglück, sein Dolmetscher, ein ergebener und muthvoller Mann, starb an der Pest. „Diese neue Prüfung", sagt Callier, „versetzte mich in einen trostlosen Zustand der Einsamkeit und erfüllte mich mit großer Bekümmerniß über die Zukunft." Nach Beendigung der Expedition Mehemet Ali's ging Callier nach Syrien zurück, wo er mehre nicht unerhebliche berichtigende Untersuchungen über die westliche Neigung des Libanon und Antilibanon anstellte. Die Gegend, welche der Reisende von hier bis zur heiligen Stadt durchzog, Acre, Kassa, Carmel, Tabor, war dreißig Jahre früher der Schauplatz für die Thaten der siegreichsten Waffen, welche je gekämpft haben. Hier hatte einst Chateaubriand einen kleinen zerlumpten Araberjungen mitten durch seinen orientalischen Jargon hindurch die Worte: „En avant! marche!" gleich einer Zauberformel hervorstoßen hören. Diese Gegenden gaben freilich dem Reisenden nicht Stoff zu neuen Entdeckungen; aber die großen und erhebenden Erinnerungen, welche sich daran knüpfen, konnten einigermaßen als Ersatz für so viel erduldetes Uebel gelten. Zu Hebron brachte Callier seine Caravane zu Erforschung des steinigen Arabiens zusammen, wo er unter Andern die Gestalt des elanitischen Meerbusens berichtigte, begab sich dann nach Kahiro, und von da wieder nach Palästina. Hier stellte er ausführliche Untersuchungen über das Thal des Jordan an, dessen Züge er bis Damas hin verfolgte, und über die Quellen dieses Flusses. Eine neue hartnäckige Krankheit, die ihn hier befiel, nöthigte ihn, nach Frankreich zurückzukehren. 150.

Die Seewarte von Koat-Ven. Roman aus dem Seeleben 1780—1830. Von Eugen Sue. Deutsch von R. Richter. Drei Theile. Leipzig, Kayser'sche Buchh. 1834. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Unsere Leser kennen den Geist Eugen Sue's bereits aus einer Reihe früherer Mittheilungen über ihn und wir können die vorliegende Arbeit daher kurz abthun. Wer beschäftigt sich auch gern lange mit dem Widerwärtigen? An keinem Beispiel hat sich kräftiger als an dem Sue's erwiesen, wie schnell das Arsenal des Schrecklichen und die Vorrathskammer der Effecte erschöpft ist, wie sehr sich ein Autor selbst beschädigt, wenn er, ohne links oder rechts zu blicken, blindlings nur einer einzigen Richtung folgt und, die Warnungsstimme der Kritik verachtend, wähnt, daß Das, was einmal gefiel, weil es neu war, in seiner endlosen Wiederholung stets gefallen müsse. Wir wissen nicht genau, ob Sue in Frankreich noch viele Leser habe; aber zur Ehre Deutschlands glauben wir, daß seine Uebersetzer bei uns kein besonderes Glück mehr machen dürften. Im „Atar-Gull", im „Salamander", zum Theil auch noch in der „Cucaracha" überraschte die freche Verkehrung der menschlichen Natur, die sich Sue zum Gesetz gemacht hatte, als etwas Unerhörtes, Neues, eben durch seine freche Unwahrheit. Noch Niemand hatte vor ihm der Welt gesagt: „Des Menschen wahre Natur ist die des Tigers, der Klapperschlange; des Weltschöpfers wahres Ziel ist das Elend seines Geschöpfes — und wenn der erste sich anders zeigt, so ist dies Verstellung und Absicht, und wenn Ihr Trost, Beistand, Erhörung von dem Zweiten erwartet, so seid ihr Narren und Betrogene!" Diese freche Lästerung der Welt und ihres Urhebers hatte noch Niemand gewagt. Sue durchbrach die Schranken aller Scham (die durch das Bewußtsein von einer offenbaren Lüge uns zurückhält) und sprach diese Lästerung aus. Man staunte und bewunderte, und Viele folgten Sue. Dergleichen nimmt bald ein Ende. Sue erschöpfte sich, man erkannte in ihm selbst die Lüge gegen sein eignes besseres Bewußtsein, und da er den Greuel unmöglich steigern konnte, so erschien er bald matter und bleicher. Dies war schon im „Plick und Plock" der Fall. In dieser „Seewarte von Koat-Ven" zeigt sich die entschiedenste Erschöpfung, eine wahre Schwindsucht des Gräßlichen. Die Seescenen, wild und furchtbar im „Salamander", sind hier ohnmächtig und häßlich; die Kraft einer im Grausigen sich stets steigernden Handlung wird hier zu langweiligen und widrigen Gesprächen, in der allermattesten dialogischen Form; der furchtbare, im Blut unersättliche Korsar wird zum Gauner gemeinster Art, und aus den seltsamen Erfindungen in jenem Roman werden Trivialitäten in diesem; kurz, die wunderlichen bretagnischen Namen bleiben als die einzige Seltsamkeit in diesem dickleibigen Roman übrig, der nicht einmal durch seine fade Lästernheit (der „Marion Delorme" abgelauscht) mehr anzuziehen vermag. Keiner unserer Leser würde uns den mindesten Dank wissen, wollten wir uns die Mühe geben, die Fäden dieses unerfreulichen Gewebes hier auseinander zu wirren; Wollust, satanische Rachgier, eine bodenlos verdorbene Weiblichkeit und Gräßlichkeiten sind die Elemente desselben. Ein Theil des Romans spielt in Indien am Hofe Tippo-Saib's, welcher jacobinisirt wird, und wiewol auch hier weder lehrreiche Sittengemälde, noch Naturschilderungen, weder Charaktere, noch Ereignisse, in denen man eine Spur von Wahrheit entdecken könnte, gegeben werden (da jedes Bild unter der verzerrenden Hand der Uebertreibung grinset), so haben wir diese Abtheilung doch noch mit dem meisten Interesse verfolgt und uns bei ihr von der zähnefletschenden Gräßlichkeit der Scenen in Paris und in der Bretagne gewissermaßen erholt und ausgeruht. Man sieht es Sue an, daß er zuletzt gar nicht mehr weiß, wie er enden soll; nachdem er Greuel auf Greuel gestützt hat, ist ihm keiner mehr gut genug, um damit den Beschluß zu machen; er wühlt in seinem Kopf nach der Krone des Gräßlichen umher, und findet keine mehr, nachdem er genugsam gespießt, gehängt und gefäckt und ganze Bevölkerungen in den Wogen und in Flammen erstickt hat. Kurz, Macbeth's Hexenlied ist eine fortlaufende Paraphrase seiner Erfindungen, nur eine unendlich charaktervollere und kräftigere. Auch die Uebersetzung ist nicht besonders. Wer aber seinen Geschmack beleidigen, sein sittliches Gefühl empört sehen und endlich dennoch bei den albernsten Declamationen gegen Erziehung, Staat, Gerechtigkeit, Religion und Sitte sich langweilen will, der mag die Schicksale Ritas' und Perez' in diesem Romane verfolgen. 2.

Literarische Notizen.

Von Fougeroux de Campigneulles „Histoire des duels anciens et modernes etc." ist der erste Band ausgegeben, dem der zweite und letzte bald folgen soll.

Hippol. Bonnellier, Secretair bei der Municipalcommission der damaligen provisorischen Regierung, hat ein „Mémorial de l'hôtel-de-ville de Paris. 1830." herausgegeben. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 224. — 12. Auguſt 1835.

Wolfram von Eſchenbach, herausgegeben von Karl Lachmann.

(Beſchluß aus Nr. 223.)

Zu den bedeutendſten Fortſchritten unſerer Zeit gehört ohne Zweifel die wiſſenſchaftliche Sprachvergleichung, deren Reſultate für die Erkenntniß des Menſchengeiſtes und für die Geſchichte von unabſehbarem Werthe ſind. Die Erforſchung der gothiſchen und der althochdeutſchen Sprache hat darauf großen Einfluß gehabt, ſowie überhaupt das vergleichende Studium des indogermaniſchen Sprachſtammes durch die hiſtoriſche deutſche Grammatik ihre Richtung und ihr Muſter empfangen hat; das Mittelhochdeutſche hat man bisher ziemlich ignoriert. Dies liegt zum Theil in der Natur der Sache; denn je älter eine Sprachniederſetzung iſt, je näher dem Urſprünglichen, deſto größern Werth hat ſie für die comparative Sprachforſchung; außerdem iſt aber hierbei noch der Umfang der gothiſchen und althochdeutſchen Sprachquellen zu erwägen, der zu beſchränktem Gebrauch ſelbſt von Dem, der ſelbſtthätig ſich nicht damit begnügt, das von Andern Gefundene zu verwenden, eher zu bewältigen iſt als der Reichthum der mittelhochdeutſchen Denkmäler, aus denen zwar auch über frühere Spracherſcheinungen Aufſchlüſſe gewonnen werden können, aber mit größerer Mühe.

Endlich müſſen wir der Literarhiſtoriker gedenken, die in neuerer Zeit der altdeutſchen Literatur eine ſogenannte philoſophiſche Behandlung haben angedeihen laſſen. Die Rechte der Philoſophie bleiben ungekränkt, wenn wir uns gegen dieſe anſpruchsvollen Verſuche, die im Grunde ebenſowenig philoſophiſch als hiſtoriſch ſind, unumwunden erklären. Iſt das Gebirge im Einzelnen geognoſtiſch durchforſcht, dann mag der umfaſſende Blick von dem höchſten Gipfel herab frommen; wer vorher dieſen hohen Standpunkt erklimmt, der kann ein farbenreiches Bild gewinnen, wiſſenſchaftliche Einſicht wird er nicht erlangen. Und in der That gleicht die altdeutſche Poeſie einem weiten Gebirge voll verborgener Thäler und unerſtiegener Höhen, deſſen Durchforſchung noch langer Mühe und Sorgfalt bedürfen wird. Jene philoſophiſchen Hiſtoriker, trotz aller der ſcharfen Accente, die ſie auf die Geltung des Concreten legen, in Abſtractionen befangen, raffen die durch den ernſten Fleiß Anderer bisher gewonnene Kenntniß mit flüchtigem Danke für geleiſtete Dienſte eilfertig zuſammen, um ſie nach ihrer Weiſe zurecht zu ſtellen; die Lücken dieſer Kenntniß ahnen ſie nicht oder füllen ſie durch eigne Zuthat erfindſam aus. Die Werke, die aus einem ſolchen Verfahren hervorgehen, ſind nicht nur, weil ſelbſt die Wahrheit der allgemeinen Anſicht nicht für die Willkürlichkeit der einzelnen Behauptungen entſchädigen kann und das im Einzelnen richtig Erkannte gewöhnlich der feſten Begründung und der rechten Stellung entbehrt, unnütz, ſondern durchaus verderblich, indem ſie bei Denen, die ſich blenden laſſen, den Sinn für ernſte Forſchung unausbleiblich abſtumpfen und auf der andern Seite Manche, denen gelehrtes Wiſſen etwas gilt, durch ihr abſchreckendes Beiſpiel auf das entgegengeſetzte Extrem bloßer Empirie zurückdrängen, wie ſich dies namentlich an einigen Hiſtorikern zeigt.

Dagegen hat der treue, berufsfrohe Fleiß der Männer, denen wir das Daſein einer deutſchen Philologie verdanken, außer dem wiſſenſchaftlichen Verdienſte noch das andere, moraliſche, durch ein hervorragendes Beiſpiel zu lehren, wie Bedeutendes aus gediegenem Sinne trotz aller Ungunſt der Gegenwart hervorgehen kann. Seit kaum zwei Jahrzehnten iſt die deutſche Philologie aus ſchwachen Keimen ſo weit gediehen, daß ſie den Saaten benachbarter, ſeit langen Zeiten durch viele Hände beſtellter Gefilde an geſundem und hohem Wuchſe gleichſteht und zum Theil ſie übertrifft. Hierbei iſt allerdings die friſche Kraft des Neubruchs, deſſen Ergiebigkeit zu unabläſſiger Arbeit reizt, anzuſchlagen, aber mehr noch die lautere, unſelbſtſüchtige Liebe zur Wiſſenſchaft, die ſelbſt um ſcheinbar Kleines ſich angeſtrengte Mühe nicht verdrießen läßt, weil es im wiſſenſchaftlichen Zuſammenhange wichtig und unerläßlich iſt, und die vertraute, gegenſeitig ergänzende und fördernde Gemeinſchaft. Aus dieſem reinen wiſſenſchaftlichen Sinne iſt dieſes Werk entſtanden, ſowie es durch die Widmung an die „drei Freunde in Göttingen", denen es „zum Gedächtniß treues Mitforſchens" zugeeignet iſt, den vertrauten Kreis bezeichnet, deſſen gemeinſame Thätigkeit ſeine Grundlage iſt, obwol es vielleicht nur dem Herausgeber in dieſer Weiſe gelingen konnte; jenen engverbundenen Kreis, aus dem faſt Alles hervorgegangen iſt, was wir in der deutſchen Philologie Treffliches kennen.

Seine Aufgabe, Wolfram's Gedichte heutigen Leſern ſo echt und ſo verſtändlich zu übergeben, als ſie ein guter

Vorleſer in der gebildetſten Geſellſchaft des 13. Jahrhunderts aus der beſten Handſchrift vorgetragen haben würde, hat der Herausgeber mit Klarheit erkannt und mit Meiſterſchaft gelöſt. Sein Scharfſinn ermüdet nicht an der Maſſe des ſchwierigen Stoffes; ein reiches Wiſſen iſt ihm immer zur Hand und um ſo vertrauter, je mehr es zu großem Theil ein ſelbſterforſchtes iſt; ſtörender Nebenabſichten ſich ſtreng enthaltend, hat er überall ſein Ziel feſt und mit gleichmäßigem Bedacht im Auge; über ſein geſammtes Verfahren legt die Vorrede genügende Rechenſchaft ab, jedes Einzelne iſt durch die Anmerkungen deutlich bezeugt oder zu weiterer Forſchung angeregt, ohne daß durch ermüdende Weitläuftigkeit der Genuß der Gedichte geſchmälert und die Aufmerkſamkeit ſorgfältiger Leſer eingeſchläfert wird. Es lag dem Herausgeber nicht daran, ſein Verdienſt vor Aller Augen auszubreiten; was er geleiſtet, redet zu Aufmerkſamen und Einſichtigen in der Weiſe eines wohlgelungenen Kunſtwerkes, durch Einheit und Vollendung befriedigend, ſodaß man zuerſt im Anblick des Gelungenen der ſchwierigen und mühevollen Arbeit nicht gedenkt, bis der ſorgfältigen Beobachtung die Kunſt und der Fleiß des Meiſters ſich nach und nach enthüllt.

Welcher unermüdlichen Ausdauer wir dieſes Werk verdanken, geht ſchon daraus hervor, daß zu dem „Parzival", der faſt 25,000 Verſe enthält, außer dem alten Druck von 1477 ſieben Handſchriften und mehre Bruchſtücke verlorener, zu dem ungefähr 14,000 Verſe enthaltenden „Willehalm" ſechs Handſchriften und ebenfalls mehre Fragmente ſorgfältig benutzt ſind. Keine Vorarbeit erleichterte den Gebrauch dieſer Urkunden, indem Müller's Abdruck des „Parzival" zwar eine vortreffliche Handſchrift, aber mit großer Nachläſſigkeit wiedergibt und Caſpar ſon's Ausgabe des „Willehalm" auf einer Handſchrift voller Fehler und ſchlechter Sprachformen beruht. Der Herausgeber mußte daher ſein Gebäude von Grund aus aufführen, durch Ausſcheidung der Willkürlichkeiten und Fehler der jüngern Handſchriften das brauchbare Material von unnützem Wuſte ſäubern und durch behartliche Beobachtung die Geltung der Handſchriften und ihr gegenſeitiges Verhältniß, Beides in verſchiedenen Abſchnitten verſchieden, ermitteln. Der „Willehalm" iſt überdies nur in einer einzigen alten, aber keineswegs vortrefflichen Handſchrift erhalten, und von den ſpätern ſind die von ihrem Text abweichenden und einem andern Geſchlechte angehörigen im Einzelnen nicht weniger verderbt und im Ganzen von der echten Geſtalt noch entfernter; vom „Parzival" gibt es zwei alte und gute Handſchriften, die mit den ihnen im Ganzen folgenden zwei Familien bilden, und von denen die eine mehr Willkür zeigt und deshalb der andern untergeordnet iſt. Wenn aber die Kritik griechiſcher und römiſcher Schriftſteller durch die Unterſcheidung handſchriftlicher Familien in der Regel eine feſte Grundlage erhält, ſo iſt hier, wo eine weit größere Willkür der Abſchreiber waltet, die Verwandtſchaft der Quellen weit weniger rein erhalten, und bei Werken, welche ihr Verfaſſer nicht ſelbſt aufſchrieb, die Ueberlieferung nie ſo ſicher und entſchieden. Um das kritiſche Material mit Erfolg zu behandeln und über die ſchwankende Ueberlieferung mit ſicherer Einſicht zu entſcheiden, genügte nicht die genaue Kenntniß der allgemeingültigen Ergebniſſe der mittelhochdeutſchen Sprachforſchung; die Eigenthümlichkeiten Wolfram's mußten bis in das Feinſte unterſucht werden, und nur langer, ſcharfſichtiger Beobachtung konnte dies gelingen. Denn ſowie Wolfram's Poeſie ſich durch freie und kühne Selbſtändigkeit von der Kunſt ſeiner Zeitgenoſſen, deren Gepräge ein allgemeiner verbreitetes iſt, ſcharf unterſcheidet, ſo iſt auch ſeiner Sprache, ſeiner Metrik und Reimkunſt eine entſchiedene Individualität eigen. Die aus jedem Blatte hervorleuchtende Vertrautheit des Herausgebers mit ſeinem Dichter konnte allerdings nicht überall zu völliger Gewißheit führen, indem im „Willehalm" und in den Bruchſtücken des „Titurel" die handſchriftliche Ueberlieferung zu mangelhaft iſt und an vielen Stellen des „Parzival" zwei Lesarten von gleichem Werth einander gegenüberſtehen und nur nach der allgemeinen Würdigung der Handſchriften geſchätzt werden können, nicht nach beſondern Momenten; wogegen die Lieder theils nur in Einer Handſchrift überliefert ſind, theils, wo mehre vorhanden ſind, ihre Uebereinſtimmung die Kritik ſichert. Im Ganzen aber erhalten wir die Gedichte Wolfram's in ſolcher Reinheit, als vernähmen wir ſie aus dem Munde des Dichters; was in Zukunft, ohne den wenig wahrſcheinlichen Gebrauch beſſerer Quellen als die bisher benutzten ſind, für die Kritik Wolfram's noch geleiſtet werden mag, wird außer einzelnen Nachglättungen größtentheils in der Aufnahme von Vermuthungen, die der Herausgeber vorſichtig in den Anmerkungen mittheilt, und überhaupt nur in einem Vorwärtsſchreiten auf der Bahn beſtehen können, die von ihm mit geübter Hand geebnet und bis nahe an das Ziel geführt worden iſt.

Denſelben Fleiß und Scharfſinn, mit dem Lachmann die echte oder doch wahrſcheinlichſte Lesart ermittelt und aus bald deutlichen, bald leiſern Spuren die Orthographie ſo ſinnreich geſtaltet hat, daß ſie der Ausſprache und dem Gange der Verſe ſich eng anſchmiegt, hat er auch auf die Interpunction verwendet. Obwol ſie in das Gebiet der Erklärung übergreift, ſo wird ſie ſich doch kein Kritiker erlaſſen, der auf Erleichterung des Verſtändniſſes bedacht und durch genaue Erforſchung des Sinnes vor Allen dazu befähigt iſt. Wenn die Herren Meyer und Mooyer altdeutſche Gedichte ohne alle Interpunction abdrucken laſſen, ſo ſind wir ihnen allerdings zu Dank verpflichtet, denn bei der gänzlichen Unkenntniß, die ſie in ihren Anmerkungen offenbaren, würden ſie ohne Zweifel etwas ſo Monſtroſes zuwege gebracht haben als die bamberger Herausgeber des „Renners"; wenn aber Graff dem Leſer ſeines „Otfrid" die richtige Auffaſſung des Sinnes durch Nichts erleichtert, vielmehr durch nutzloſe Reimpunkte erſchwert, ſo erregt dies in der That Verwunderung.

Durch die Interpunction, bei der, höchſt zweckmäßig und dankenswerth, mehr das unmittelbare Bedürfniß des Leſers als eine ohnehin kaum erreichbare, leicht in Pe-

danterei ausartende Consequenz berücksichtigt ist, hat der Herausgeber den wichtigsten Schritt zu der Erklärung gethan, deren die Gedichte Wolfram's allerdings bedürfen. Nicht ein „Ringen mit der Sprache", wie man es neulich nannte, sich selbst vielleicht mit dem Dichter verwechselnd, sondern, wie Lachmann es längst treffend bezeichnet hat, des Dichters sprachgewaltiges Ringen mit der reichsten Gedankenfülle; die inhaltsschwere Kürze, durch die er sich von seinen oft redseligen Zeitgenossen absondert; die kühnen Wendungen, in denen er unerschöpflich ist; das heitere, humoristische Spiel, in welchem sich seine Ironie gefällt; die Tiefe seiner Weltansicht; die künstlerische Einsicht, mit der er dem in seinem Innersten erfaßten Grundgedanken des Gedichts alles Einzelne planmäßig unterordnet: dies Alles macht einen Commentar so wünschenswerth, als es ihm reichen und würdigen Stoff darbietet. Am allgemeinsten und lebhaftesten wird freilich der Mangel eines genügenden mittelhochdeutschen Lexikons empfunden, wie überhaupt von Jedem, der sich nicht mit einem ungefähren Verständniß der mittelhochdeutschen Dichter begnügt, so insbesondere von dem Leser Wolfram's, dessen Sprachreichthum nicht blos Unkundige hemmt. Möge das mittelhochdeutsche Wörterbuch, welches nach der Vorrede Hr. Prof. Wackernagel in Basel beabsichtigt, diesem dringenden Bedürfnisse bald abhelfen; auf die bewährte Einsicht und Sorgfalt dieses gründlichen Sprachkenners haben wir das beste Vertrauen. Einen besondern Band Scholien und Excurse zum „Wolfram" läßt Lachmann einigermaßen hoffen und rechnet dabei auf die Beihülfe seiner Freunde. Die wichtigste Förderung dieses Unternehmens und zugleich ein schöner Lohn für die beharrliche Liebe, die der Herausgeber seinem Dichter gewidmet, würde es sein, wenn das französische Gedicht des Provenzalen Guyot, aus welchem Wolfram den Stoff seines „Parzival" schöpfte, und das französische Gedicht, welchem er bei seinem „Willehalm" („Guillaume au court nez") folgte, aufgefunden würden. Wolfram's Gedicht vom heiligen Wilhelm ist nach Lachmann's Urtheil in der Form noch reicher und feiner ausgebildet als der „Parzival", was wir nicht bestreiten, aber, vielleicht eben durch die vollendete Einheit des „Parzival" befangen, nicht empfunden zu haben ehrlich gestehen; da jedoch dieses Gedicht unvollendet ist, so würde erst durch die Vergleichung der französischen Quelle die Ansicht, welche den deutschen Dichter bewog, die ersten Bücher der Geschichte Wilhelm's zu übergehen, und das Vorhandene in seinem Verhältniß zu dem Ganzen, welches der Dichter beabsichtigte, erkennbar werden. Ebenso würde Guyot's Gedicht die selbständige Einsicht, mit der Wolfram seinen „Parzival" zu einem geschlossenen Ganzen ausbildete, erst in ihr volles Licht setzen. Die Bemerkungen, welche der Herausgeber über den Plan des „Parzival" in der Vorrede niedergelegt hat, sind höchst scharfsinnig und treffend, sowie er es war, der zuerst (in der Vorrede zu seiner Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrh.) den epischen Grundgedanken dieses Gedichts mit wenigen Worten aussprach, die Alles an Wahrheit und klarer Tiefe übertreffen, was seitdem darüber gesagt worden ist. Auch der hier als eine lehrreiche Aufgabe für Jüngere vorgeschlagene ausführliche Gegenbeweis gegen die von Lachmann verworfene Meinung, Wolfram sei der ursprüngliche Verf. des ganzen „Titurel" und dieser nur später umgearbeitet, würde durch Guyot's Gedicht, das auch die Quelle des „Titurel" war, sehr erleichtert, und der Abstand der Kunst und Präcision, mit welcher Wolfram durch Ausscheidung alles Störenden und Verwirrenden den „Parzival" zu epischer Einheit erhoben hat, von der Haltungslosigkeit des „Titurel" würde dadurch deutlicher werden. Gegen die Annahme, die Verschlechterung des „Titurel" sei eben der fremden Hand zuzuschreiben, spricht die Weise, in welcher die echten Strophen, ohne den Kern anzutasten, umgearbeitet sind; daß bei dem Uebrigen die Verschlechterung weiter um sich gegriffen, ist eine willkürliche Annahme. Diese echten Strophen (ungefähr 170), voller Innigkeit, Kraft und Milde, dürfen mit Recht als der Gipfel der altdeutschen Kunstpoesie angesehen werden, und schon durch sie reiht sich Wolfram den größten Dichtern aller Zeiten an. 45.

Des Schweizers Alphorn. Gedichte von Karl Steiger. St.-Gallen, Huber und Comp. 1835. 12. 12 Gr.

Wären diese friedlichen, harmlosen Naturklänge in den siebziger oder achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienen, so wären sie im Strome der damaligen Stimmung der Gemüther als etwas ganz Analoges aufgenommen, ihrer Unbedeutenheit hätte man doch den zeitgemäßen Ton zu gute gehalten, denn auch ohne einen Widerklang mit dem Geist der Zeit zu erregen, würde die nachlässige Ungenirtheit der Sprache des Dichters doch nicht liebenswürdig erschienen sein. Wenn Hölty seine Seele aushauchte in süßen Mondnachtklängen, und Matthisson's Musik in den Sprachtönen vollkommen durchgebildet zu nennen war, konnten die guten Deutschen, bei ihrer damaligen Hinneigung zu Schäfergedanken und Myrtillklagen, die Ansprüche auf Vollendung der Melodie der Sprache nie aufgeben. Und so hätte dieses schweizerische „Alphorn" auch damals kein Glück gemacht. Heutzutage muß die Harmlosigkeit eines Poeten für baare Nachlässigkeit gelten, wenn auch das Kleid, das er seinen idyllischen Gefühlen umhängt, eine legère Nachtmütze nebst Schlafrock ist. Man versuche einmal aus folgender Strophe die Verse, denn es sollen Verse sein, herauszusuchen. Das Gedicht ist „Der Heiland" betitelt:

„Und sein Name wird genannt seit viel hundert Jahren, in viel hundert Sprachen. Und ihr könnt euch gar nicht denken eine Zeit, wo niemand rede mehr von Jesus Christus, hochgelobt in Ewigkeit!"

Auch wenn der Alphornist reimt, hilft ihm das noch nicht, um Verse zu machen. Z. B. „an den Tod" sich wendend, sagt er: „Blasser Geist, mein Herz ist dir nicht im geringsten gewogen, kommst mir immer nachgezogen! Weiche hin und laß von mir!"

Hätte der Dichter jemals einen Todesgedanken gehabt, er hätte sicher nicht so tödtlich schlechte Verse machen können, er wüßte dann, was es sagen wolle, zu tödten, und daß der Tod im Leben eigentlich in der Leblosigkeit des innern Menschen besteht.

Fassen wir jedoch das „Alphorn" von einer andern Seite auf, und nehmen wir es nicht als das Werk eines Individuums, sondern als autorlose Naturlieder, wie der Kuhreigen eigentlich keinen Compositeur haben darf, sonst wäre er als der bewußt-

lose Hauch der Menschenseele, als ein dunkler Zug des Gemüthes, nicht so bedeutsam. Man muß sich herabstimmen mit seinen Ansprüchen, dann findet man als Kritiker immer noch manche Freude in der Literatur. So empfehlen wir allen gutmüthigen Leuten aus Ueberzeugung, nicht aus Ironie, diese kurzen Hornstöße von der Alp herab. Sonnenschein, Mondlicht, Bachgerieſel, Stromfall, Regengestöber, Blumen sammt Wurzeln, Stängeln und Fasern, all dergleichen wird hier in Reimen besprochen. In allemannischer Sprache nähme sich gewiß manches nicht übel aus, besonders wenn der Dichter sein Auge nicht über die Berge hinüberschickt; dann kann er sehr platt werden. Besonders können die Winterlieder, deren sich viele in der Sammlung finden, als weniger abgenutzte Themata berührend, noch einigermaßen den Reiz der Neuheit haben. Ein fertiges, ganz glückliches Lied ist jedoch auch hier nicht zu finden. Was der Dichter vom Dichterleben noch für eine gutmüthig arkadische Meinung hat, geht aus folgenden Versen hervor:

Selig Leben! Dichters Leben,
Ohne Furcht und ohne Beben
Sieht er jedem Sturm entgegen;
Denn auf sein gebietend Wort
Müssen sich die Wogen legen
Und er ist am sichern Port.

Nie verbirgt sich seine Sonne,
Ewig lacht ihm Frühlingswonne.
Nimmer welken seine Rosen u. s. w.

Ach! du liebe Schweizereinfalt! Tempora mutantur.

11.

Leben, Wirken und Tod des Kaisers. Ein Charakter- und Zeitgemälde von A. J. Groß-Hoffinger. Entworfen bei Gelegenheit des Todes Franz I. am 1. März 1835. Stuttgart, Brodhag. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Eine aus allgemein zugänglichen Quellen entworfene Denk- und Lobschrift auf den Kaiser Franz I. von Oestreich. Die Gesinnung des Verf. zeigt sich in derselben besser und anständiger als in der unlängst in d. Bl. verdientermaßen gewürdigten Schrift desselben Hrn. Groß-Hoffinger: „Der König", sodaß es allerdings scheint, als ob die edle und einfache Persönlichkeit des verstorbenen Kaisers einen vortheilhaften Einfluß auf die Gesinnung des Hrn. Verf. geübt habe. Dadurch hat er allerdings dem verstorbenen Monarchen den schönsten Beweis seiner Dankbarkeit gegeben.

Eine Beschreibung der Trauerfeierlichkeiten, Gedichte und zwei Abbildungen des Kaisers auf dem Todenbette sind Zugaben dieser Schrift.

159.

Notiz.

Griechischer Adel.

Wir theilten in d. Bl. f. 1834, Nr. 237, Einiges über griechische Fürsten und griechischen Titeladel mit, das sich, wenn wir nicht ganz irren, theils namentlich an mehrfach geäußerte Ansichten des Griechen Korais, theils an Mittheilungen von Thiersch in seinem Werke: „De l'état actuel de la Grèce", in dem Capitel über gesellschaftliche Unterschiede in Griechenland anlehnte. Es ist interessant, in einzelnen Punkten bemerken zu können, wie sehr besonders die Mittheilungen von Thiersch auf genaue Wahrnehmungen der Gegenwart und der wirklichen Verhältnisse in Griechenland sich gründen. Eine neue Bestätigung in Betreff Dessen, was er über die gesellschaftlichen Unterschiede in jenem Lande sagt, enthielt ein neulicher Brief aus Athen, worin es in dieser Beziehung wesentlich hieß: „Die Abneigung gegen aristokratische Titel ist ein charakteristischer Zug bei den heutigen Griechen. Gibt es auch dort eine, auf ererbtem Ansehen, auf Grundeigenthum und dadurch vermittelte, von der einzelnen Familie seit längerer Zeit bekleidete Gemeindeämter und anderweitig geübten Einfluß gegründete Aristokratie, so hat man doch keine Titel, und man kennt und will sie auch nicht; keine Gewohnheit, keine Tradition spricht dafür, und selbst der Genius der Sprache scheint sich dagegen aufzulehnen. Zu diesen historischen Gegengründen kommt das richtige Gefühl der Griechen, daß die Einführung oder das Sicheinschleichen eines Titularadels nur eine Spaltung und andere Uebelstände in die Gesellschaft bringen würde. Darum hatte auch schon die griechische Nationalversammlung von Trözene im Jahre 1827 alle Adelstitel gesetzlich abgeschafft, nach dem Vorgange der nordamerikanischen Verfassung; und darum bestehen die Griechen auch mit Recht darauf, daß Alle, welche wirklich griechische Unterthanen und Bürger werden wollen, auf ihre Adelstitel verzichten, mögen dieselben nun aus der Türkei, aus Rußland oder aus Deutschland herstammen. Weder die ausgezeichneten Männer des griechischen Freiheitskampfes, die die Nächstberechtigten wären, wenn griechische Bürger überhaupt dergleichen hohle Titel führen sollten, nehmen für sich selbst, noch nimmt die Nation für sie dergleichen in Anspruch; sie sehen dies vielmehr als eine Faschingsposse (μασκαραλίκι) an. Die Errichtung eines wirklichen politischen Adels würde übrigens durch diese Abneigung der Griechen gegen einen Titularadel gar nicht ausgeschlossen werden können, wie auch Thiersch selbst die Nützlichkeit eines politischen Vorzugs für verdiente Familien, die sich namentlich im Freiheitskampfe ausgezeichnet haben, anerkennt. Denn im Allgemeinen sind die Griechen der Ansicht, daß dieser Kampf die ganze Nation geadelt habe.

17.

Literarische Anzeige.

Italienische Literatur.

Soeben erschien in meinem Verlage und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Torquato Tasso's befreites Jerusalem, übersetzt von Karl Streckfuß. Zwei Bände. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Von der ersten Ausgabe in gr. 8., mit dem Originaltext gegenüber, sind noch Exemplare zu dem ermäßigten Preise von 1 Thlr. 12 Gr. zu erhalten.

Früher erschienen:

Dante Alighieri, Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. Dritte sehr veränderte Auflage. 3 Theile. Mit einem Titelkupfer (Dante's Bildniß) und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. 1832. Gr. 8. 3 Thlr.

Dessen Lyrische Gedichte. Italienisch und Deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer. 1827. Gr. 8. Früherer Preis 2 Thlr. 8 Gr., jetzt 1 Thlr.

Petrarca's (Francesco) sämmtliche Canzonen, Balladen und Triumphe, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Zweite, verbesserte Auflage. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im Juli 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 225. —— 13. Auguſt 1835.

1. Lenzblüten. Erzählungen und Novellen von C. Spindler. Zwei Bände. Auch unter dem Titel: C. Spindler's ſämmtliche Werke. Dreiundzwanzigſter und vierundzwanzigſter Band. Stuttgart, Hallberger. 1834. 8. 4 Thlr.
2. Herbſtviolen. Erzählungen und Novellen von C. Spindler. Zwei Bände. Auch unter dem Titel: C. Spindler's ſämmtliche Werke. Dreißigſter und einunddreißigſter Band. Ebend. 1834. 8. 3 Thlr.

Hier wird uns eine Reihe von Erzählungen geboten, welche die Manier, deren der Verf. derſelben ſich in neueſter Zeit bedient hat, auf das Mannichfaltigſte charakteriſiren. Der Titel der Erzählung, welche die Reihe der „Lenzblüten" eröffnet: „Furchtlos und treu", erregt gute Erwartungen. Man ſtellt ſich vor, es werde ein recht wackerer, ehrenfeſter Kämpfer für Recht und Sitte dargeſtellt werden, welcher für einen Grundſatz oder für ſeinen Fürſten, oder für eine Geliebte gar mancherlei thut und leidet. Fangen wir nun an zu leſen, ſo wundern wir uns ein wenig darüber, daß wir auf die Geſchichte des Kaspar Hauſer treffen. Denn da wir nun vorausſetzen, der Verf. habe vor, die höchſt eigenthümliche Weiſe zu ſchildern, wie ein Menſch, welcher ſeine Jugend auf ſo furchtbar traurige Weiſe zugebracht hat, ſich ſpäter im Leben benehmen und befinden müſſe, ſo begreifen wir nicht, wie das mit dem Titel: „Furchtlos und treu", zuſammenhängen könne, da ein ſolcher Unglücklicher zwar vielleicht einige Treue, aber ſicher niemals Furchtloſigkeit ſich aneignen würde. Indem wir nun aber weiter leſen, lachen wir uns tüchtig aus, denn wir erinnern uns jetzt erſt, daß jene Erwartungen nur von einem verſtändigen Dichter befriedigt werden können, und daß wir es hier mit einem Vielſchreiber zu thun haben, für welchen Sinn und gehöriger Zuſammenhang bedeutungsloſe Worte ſind. Der Burſche, der uns nun geſchildert wird, hätte ebenſo gut in Schnepfenthal erzogen ſein können, und die Worte: „Furchtlos und treu", werden ihm zwar, als er in die weite Welt geht, auf einem Ringe mitgegeben, aber das ſteht in keiner Beziehung zu ſeinem Charakter. Er thut in der ganzen Erzählung nichts, ſondern ſieht nur mit an, was um ihn herum vorgeht. Zuletzt rettet er zwar ſeine Geliebte zweimal vom Tode, aber ohne daß er dabei eigentlich thätig würde. Erſt beſchränkt er ſich darauf, einer wüthenden Rotte zu verſichern, daß ſie ihn nur auch ermorden möchte, wenn die Geliebte ſterben müſſe, und wird mit dieſer nur durch einen Zufall gerettet. Später wird er freilich activer, denn er gibt einer andern Bande — einiges Geld, damit ſie das Mädchen laufen laſſe. So erbärmlich nun auch dieſe „Furchtloſigkeit und Treue" erſcheint, ſo iſt doch faſt noch mehr zu verwundern, daß der Verf. ſelbſt dieſelbe nicht wichtiger nimmt als ſie iſt. Sie wird nämlich nur ganz hinten anhangsweiſe, und auf zwei bis drei Seiten unter zweihundert, abgefertigt. Den eigentlichen Inhalt der Erzählung bilden einige Greuel des Bauernkrieges. Der Verf. hat ſich nun aber natürlich nicht die Mühe gegeben, dieſen Krieg zu ſtudiren, wie Schiller den dreißigjährigen Krieg, oder Tieck den Aufruhr in den Cevennen, ſondern er hat irgend ein ſchlechtes Geſchichtsbuch oder eine unvollſtändige Chronik geleſen und ſich während dieſer Lecture einige Einzelnheiten gemerkt, von denen er glaubte, daß ſein Publicum ſie mit Behaglichkeit hinunterſchlürfen würde, wenn ſie, mit dem nöthigen Waſſer und einigem empfindſamen Syrup angemacht, ihm vorgeſetzt würden.

Dieſer Bauernkrieg iſt ein Ereigniß von großer Wichtigkeit für den Geſchichtsforſcher; jene Formen des öffentlichen Lebens, welche in der Ritterzeit das Glück nicht nur der Herrſchenden, der Gebildeten, ſondern auch der beherrſchten Menge begründet hatten, waren erſtorben und die noch beſtehenden Aeußerlichkeiten derſelben bei veränderter Richtung der Zeit ebenſo viele ſchwer laſtende Feſſeln geworden. Hierzu geſellte ſich der in jener Zeit zuerſt erwachende Uebermuth der Einzelnen, welcher in der neueſten Zeit faſt zur Alleinherrſchaft gelangt iſt, damals aber noch in dem Corporationsgeiſte einen mächtigen, nur auf Augenblicke zu beſiegenden Gegner fand. In dieſem Kampfe fußten wie in allen ähnlichen Colliſionen beide Parteien auf ihr gutes Recht und verfochten daſſelbe mit ernſter Begeiſterung. Es zeigte ſich mithin auch auf beiden Seiten im Ganzen und Großen eine tüchtige Geſinnung, wodurch denn, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Grauſamkeit, mit welcher der Kampf geführt wurde, nicht verdeckt, vielweniger verleugnet werden darf. Hr. Spindler aber behandelt den Krieg in jener geiſtloſen Weiſe, in welcher freilich leider auch die meiſten Geſchichtsforſcher unſerer Zeit hiſtoriſche Ereigniſſe betrachten. Er hält ſich an

einzelne Roheiten, und damit iſt die Sache abgethan. Blutgier, Habſucht, Wuth, Mord und Brand ſind die Elemente dieſer Darſtellung. Dieſes Unvermögen des Verfaſſers wird hier um ſo auffallender, da er ſich ſichtlich bemüht, gründlich zu ſein, und namentlich die Urſachen des Bauernkrieges anſchaulich zu machen. Die Scenen, welche er zu dieſem Ende beſchreibt, ſind aber nur ſolche, die zu allen Zeiten vorfallen können, ſo lange es rohe Menſchen gibt, welche die Rechte der Obrigkeit mit frevelndem Muthe misbrauchen. In die Beſonderheit jener Zeit einzudringen, iſt dem Verf. ganz unmöglich geweſen. Aber was noch ſchlimmer iſt, die einzelnen Scenen ſind auch als Handlungen an ſich ganz unmotivirt. Wir ſehen Handlungen der Tyrannei, der abſcheulichſten Unmenſchlichkeit; aber wir ſehen keine natürliche Veranlaſſung dazu. Unter Anderm wird eine Bauerdirne, die ſich von einem Vogt hat verführen laſſen, von dieſem ſpäter ganz gelegentlich und ohne allen Grund höchſt ſchmählich gemishandelt, offenbar nur zu dem Zwecke, daß Hr. Spindler den Ausbruch des Bauernaufſtandes daran knüpfen könne. Mit dergleichen Willkürlichkeiten läßt aber das Publicum ſich abſpeiſen, wenn nur zugleich Alles recht bunt hergeht. Die Leſer des Hrn. Spindler fragen nicht darnach, ob Das, was er ihnen gibt, vernünftig, ſondern nur darnach, ob es recht gräßlich ſei. In Beziehung auf die Form der Erzählung zeigt der Verf. eine große Fertigkeit, alle ſolche Stellen, in denen ein Geiſtiges, eine Empfindung, eine Gemüthsbewegung geſchildert werden ſollte und in denen der wahre Dichter ſich vorzugsweiſe verſucht, mit einer gewiſſen vornehmen Kürze zu behandeln und ſtatt deſſen bei den kleinlichſten Aeußerlichkeiten mit Vorliebe zu verweilen. Unter Anderm erfährt der Held einſt, daß ſeine Geliebte von einem rohen gefährlichen Menſchen, der ſchnöde Abſichten auf ſie habe, eingeſperrt gehalten werde. Seine Gemüthsſtimmung in dieſem Augenblicke wird durch folgende Zeile geſchildert: „Mir war, als wenn mich der Henker auf das Rad geflochten hätte". Wie kurz und bündig und welch ein edles und anmuthiges Bild! Und daneben ſind nun zehn Bogen angefüllt mit Mord, Scheuſal, Roheiten, Gemetzel u. dgl.

In der zweiten Erzählung: „Glück über Alles", hat Hr. Sp. ſogar verſucht einen Gedanken durchzuführen. Ein junger Mann wird ungerechterweiſe aus ſeiner Vaterſtadt verbannt, und nimmt ſich nun vor, dem Glücke ganz allein ſich anzuvertrauen. Ein Fürſt nimmt ihn unter ſein Gefolge auf, und hier gibt ihm nun der Zufall Gelegenheit, ſeinem Herrn wichtige Dienſte zu leiſten, ſodaß er denn zu hohen Ehren erhoben wird und zuletzt in ſeiner Vaterſtadt, welche von jenem Fürſten bekämpft und beſiegt wird, eine bedeutende Rolle ſpielt. Der Gedanke an ſich iſt nicht übel; aber die Ausführung hinkt freilich gewaltig. Poetiſch nämlich kann dieſer Gedanke ſich nur dann geſtalten, wenn der Dichter im Stande iſt, ſeinem Helden Geiſt zu leihen; zu dieſem Behufe muß er aber freilich ſelbſt Geiſt haben. Hr. Sp. hat einen gewöhnlichen Vagabonden geſchildert, und das Glück, das ihn begünſtigt, iſt daher wirklich blind, während es in einer poetiſchen Bearbeitung dieſes Themas als gerecht erſcheinen müßte. Aber auch die Behandlung der Einzelnheiten iſt hier ſo matt und ſchwerfällig, daß ſelbſt Leſer, welche ſonſt den Verf. lieben, meinem Urtheile über dieſe Erzählung beiſtimmen werden. Denn während in andern Werken des Hrn. Sp. das Urtheil des flüchtigern Leſers durch bunten Scenenwechſel beſtochen wird, iſt hier Alles ſo langweilig und ſo wäſſerig, daß wol Niemand dieſe dramatiſirte Erzählung mit Behagen leſen kann. Eine Probe wird das zur Genüge beweiſen. S. 247:

Nacht. Der innerſte Schloßhof, umgeben von Bogengängen, Kellergewölben und verſchiedenen Thüren, die entweder zu Treppen, oder grade ins Innere des Schloſſes führen. (Schon eine ganz unnütze Umſtändlichkeit.)

Eugenius. Der Hofnarr.

Der Narr. Und alldieweil es jetzt Zeit iſt, von dannen zu ſtreichen, wie der Schnepf am Saum des Waldes, ſo ſage ich Dir Lebewohl. Meine Kelbe hat Dich bis zur Stunde vor den Beleidigungen des niedern Hofgeſindes geſchützt; in der Nacht bedarfſt Du meiner nicht.

Eugenius. Vielen Dank, Meiſter Tobias. Wo ſoll ich aber mein Haupt hinlegen, da mir der Hausmeiſter jede Kammer verſchließt?

Der Narr. Lege Deinen Kopf auf Dein Gewiſſen, das iſt das beſte Kopfkiſſen. Oder wenn Du dieſes nicht kannſt, ſo begnüge Dich mit dem Streh unter jenem Schuppen. Es wird ſich wundern, wieder einmal eine volle Aehre zu ſeines Gleichen zählen zu dürfen. (!)

Eugenius. Schmeichelt die Narrheit! Ich bin ausgedroſchen, lieber Freund.

Der Narr. Und abgedroſchen iſt mein Witz. (Ja, wahrlich!) Gebe der Himmel, daß die einfältige Kammerzofe, in deren Kämmerlein ich jetzt ſpontiren gehe, von meinen Späßen beſſer denkt. (Sollte man nicht meinen, der Verf. verſpotte hier ſich ſelbſt und ſein Publicum.)

Eugenius. Schade, daß Du zu Deinem Liebchen ſteigeſt; ich hoffte bei Dir übernachten zu können.

Der Narr. Behüte. Die Narrheit ſchläft im Vorzimmer des Herzogs, und dort hinein darfſt Du nicht mehr.

Eugenius. Ja ſo. Schlaf denn wohl.

Der Narr. Du auch; verſtecke Dich aber vor dem Pförtner, den ich dort kommen ſehe. Er hat Befehl, jeden Chriſten-Menſchen aus dieſem Hofe zu treiben, ſobald der Abend eintritt.

(Der Narr geht fort; Eugenius verſteckt ſich im Gewölbe.)

Das nennt nun Hr. Spindler eine Scene!

„Engel-Lieschen". Ein junger Mann wird durch ein Landſchaftsbild an eine Begebenheit erinnert, welche ſeit ſeiner Kindheit ſeiner Einbildungskraft als ein anmuthiger Traum vorſchwebte. Und da er zugleich das Mädchen wiederfindet, welches die Hauptrolle in jener Begebenheit ſpielte, ſo verliebt er ſich natürlich in ſie und heirathet ſie. Der Stoff der Erzählung iſt durchaus geeignet, poetiſch behandelt zu werden; denn auch jene Begebenheit ſelbſt iſt einfach und anmuthig. Ohne Zweifel iſt ſie Hrn. Sp. irgend wie von Außen zugekommen; denn wer ein ſo angenehmes Bild aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen vermochte, der konnte es unmöglich ſo ungeheuer trivial ausführen, als hier geſchieht. Die Perſonen, welche hier auftreten, ſind ſo flach und ſeicht, daß ihnen dergleichen gar nicht begegnen kann, und alles Beiwerk iſt, obgleich es auch hier einen unverhältnißmäßigen Raum einnimmt, ſo untergeordneter Art und ſo unerfreulich, daß jener poetiſchere Einfall

dadurch faſt ganz ungenießbar gemacht wird. Charakteriſtiſch für die Art, wie Hr. Sp. ſich in ſeinem Bewußtſein gegen die Alltäglichkeit verhält, iſt folgende Stelle, S. 335:

Ein rüſtiges Frauenzimmer, bereits in dem Alter, wo die Sehnſucht nach dem Brautkranz in dem Maße zunimmt, als die Hoffnung darauf ſich vermindert, öffnete den Klopfenden die Thüre. Das Mädchen, als es zwei noch paſſable junge Männer eintreten ſah, ordnete raſch mit der weißen rundlichen Hand die ſchwarzen falſchen Locken, ſpitzte den Mund ſo klein als möglich zuſammen, und fragte mit ſüßer Stimme und dem kokettirenden Augenaufſchlag einer achtundzwanzigjährigen Jungfrau, nach dem Begehr der Herren.

Es begegnet faſt allen ſchlechten Schriftſtellern hin und wieder, daß ſie, indem ſie Caricaturen ſchildern, die Fratzenhaftigkeit derſelben zugleich als die allgemeine Natur des Menſchengeſchlechts bezeichnen. Sie haben allerdings den Umſtand für ſich, daß die von ihnen geſchilderte Alltäglichkeit ſich in der That, wie ſchon das Wort andeutet, viel häufiger findet als die edlern Formen des menſchlichen Bewußtſeins. Nichtsdeſtoweniger beweiſen ſie dadurch, daß ſie die der Menge einwohnende Gewöhnlichkeit als die Regel, den ſeltnern Adel der Geſinnung dagegen als Ausnahme betrachten, unwillkürlich eine Wahrheit, welche freilich für den aufmerkſamen Beobachter auch aus tauſend andern Umſtänden ſich ergibt, nämlich die, daß ſie ſelbſt innerhalb der Menge ſich befinden und das Edle und Geiſtreiche als etwas Fremdes, der Menſchennatur urſprünglich gar nicht Angehöriges betrachten, dagegen die Schwäche, die Beſchränktheit, die alberne Ziererei, kurz die Geiſtloſigkeit für die eigentliche Natur der Menſchen gelten laſſen. Leute, welche dergleichen charakteriſtiſche Misgriffe machen, ſollte man aber eben darum auch wirklich nur zur Menge rechnen, und nicht, wie immer noch zuweilen geſchieht, ihre Schriften als einen Theil der deutſchen Literatur betrachten, ſo lange noch die Meinung ſich erhält, daß man unter der Literatur eines Volkes die Schriften Derer zu verſtehen habe, welche ſich durch Selbſtändigkeit, Tiefe und Reichthum des Geiſtes über die Menge erheben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Abriß der Geſchichte Pommerns und Rügens, nebſt angehängter Specialgeſchichte des Kloſters Eldena, von Jul. Heinr. Wiesner. Stralſund, Löffler'ſche Buchhandlung. 1834. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Buch entſpricht ſeinem Titel, und gewährt eine anſchauliche, faßliche und den Bedürfniſſen der großen Leſewelt angemeſſene Belehrung über die beglaubigte Geſchichte des merkwürdigen, in der Fremde nicht genug gekannten Landes. Der Verf. hat die Berichte ſeiner Vorgänger ſorgfältig benutzt, ohne weitläufig zu werden, ſeine Geſinnungen ſind rein und verſtändig, ſein Ausdruck iſt ungeziert, aber untadelig. Es iſt ein gelungenes Volksbuch, und kann der Erkenntlichkeit der Landesbewohner nicht verfehlen, denen es zuverläſſige Auskunft und mannichfache Unterhaltung bietet. Aber auch der Nicht-Pommer, der Nicht-Preuße wird die Ueberſicht willkommen heißen, wenn er einigen Sinn für die leichte und angenehme Pflicht beſitzt, kein völliger Fremdling in der Geſchichte der verſchiedenen Staaten zu bleiben, welche zum großen Bunde Deutſchlands gehören und einander gegenſeitig ſchützen und befreunden ſollen; und wir ſchmeicheln uns, in dieſem Geſtändniſſe Wortführer der Geſammtſtimmung zu ſein. Nach einer kurzen Einleitung über die vorgeſchichtlichen Verhältniſſe des alten Deutſchlands, die begreiflicherweiſe nur auf alten Sagen beruhen, von deren kritiſcher Sichtung hier nicht die Rede ſein konnte, wendet ſich der Verf. zur erſten bewahrheiteten Bevölkerung Pommerns. Sie beſtand im Anfange des 6. Jahrhunderts aus einem ſlawiſchen Völkerſtamme, dem manches Gute und Löbliche nachzuſagen iſt, was Hr. Wiesner mit Liebe hervorhebt, aber deſſen Raubſucht zu Land und Meer, deſſen tyranniſche Grauſamkeit gegen eigne Weiber und Kinder er ſelbſt weder beſchönigen will noch kann. Darin glich, darin übertraf er zum Theil die Einwohner Polyneſiens. Dieſe empörende, unbeſchränkte, ſogar durch geſetzliches Herkommen in Schutz genommene Sitte unterſchied ihn, ſehr zu ſeinem Nachtheil, von allen Völkerſchaften germaniſcher Abkunft. Jahrhunderte hindurch wütheten ſolche Greuel, denen auch hier nur das Chriſtenthum Einhalt that. Erſt im Anfange des 12. Jahrhunderts, unter Kaiſer Heinrich V., widmete ſich der würdige Biſchof Otto von Bamberg dem von ihm ebenſo muthig als klug und beſonnen ausgeführten, vielleicht nur ihm möglichen, verdienſtlichen Bekehrungsamt der heidniſchen Wenden. Gewaltſamer, durchgreifender, doch, wie es ſcheint, faſt nothwendig, wenn das angefangene Unternehmen gegen den halsſtarrigen Volksſinn und deſſen tückiſche Prieſterſchaft beſtehen ſollte, war das Verfahren des Dänenkönigs Waldemar I. auf Rügen. Gegen Ende des Jahrhunderts riefen die Herzoge von Pommern viele nützliche ſächſiſche Anſiedler in das durch Kriege mit Polen und Preußen entvölkerte Land, die ſehr bald ihre Sitten, ſogar ihre niederdeutſche Mundart dort allgemein machten, und ſich mit den Wenden ſo innig verſchmolzen, daß nur dem aufmerkſamen und heimiſchen Beobachter die Spur derſelben ſichtbar bleibt. Von großen Gutsbeſitzern werden ſchon 1237 die Geſchlechter von Behr und von Berg genannt, denen bald nachher auch die Plaken, Münchhauſen und Winterfeld u. ſ. w. hinzukamen. Wratislaw I., dem Kaiſer Friedrich Rothbart die herzogliche Würde ertheilte, ward 1120 Stifter des erblichen Fürſtenſtammes in Pommern, der erſt 1637 unter Bogislaw XIV. erloſch. Der Dänenkönig Waldemar I. eroberte Rügen, und trachtete nach dem Beſitz von ganz Pommern. Jaromar, Fürſt von Rügen, Vaſall der däniſchen Krone, gründete und befreundete die Stadt Sund, ſpäterhin Stralſund genannt. Dagegen erbauten die Herzoge von Pommern, als Vormauer für ihre Reſidenz Wolgaſt, 1233 die Stadt Greifswald auf Grund und Boden des Kloſters Eldena, deſſen Abt ſie ihnen 1249 abtrat. Häufige, ſelten lange unterbrochene Fehden entſtanden mit den Markgrafen von Brandenburg, ſeit Kaiſer Friedrich II. zu Ravenna 1231 dieſe mit dem Herzogthum zu Pommern belehnt hatte. Dazu kamen Kriege mit Polen und dem deutſchen Orden, der ſich 1234 in Preußen feſtſetzte. 1325 ſtarb der rügiſche Fürſtenſtamm aus, und deſſen Land fiel durch Erbverbrüderung an die Herzoge von Pommern, denen auch Stralſund ſich willig und beharrlich unterwarf. Dieſe Stadt ſowol als Greifswald vertheidigte mannhaft die Rechte der Herzoge gegen die Einfälle der Mecklenburger. Kaiſer Karl IV. belehnte 1348 die Herzoge von Pommern mit ihren Ländern, namentlich auch mit Rügen, und dem Reichsjägermeiſteramt. 1372 theilten die verbrüderten Herzoge, nach damaliger verderblicher Unſitte, das Land in drei Linien. Ein Glücksſtern ſchien über Pommern aufzugehen, als 1388 die Semiramis des Nordens, Margarethe, Tochter Königs Waldemar III., ihren Schweſterſohn Herzog Erich zum Thronfolger erklärte, dem die Stände von Dänemark, Schweden und Norwegen huldigten und ihn 1396 als König anerkannten. Doch dieſer weder geiſtesſchwache noch ungelehrte, aber eigenſinnige und ungeduldige Fürſt war wenig gemacht, Anſprüchen und Zerwürfniſſen vorzubeugen und zu ſteuern bei Völkerſchaften, die ſich an gegenſeitiger Ungefälligkeit überboten, ward in einer Aufwallung Tiberiſcher Laune des undankbaren Handwerks müde, legte ſeine Regierung nieder und kehrte 1439 in das treugebliebene Caprea ſeines kleinen Vaterlandes zurück, von

welchem aus, um sich zu beschäftigen und zu nähren, er Seeräuberei trieb. Das einzige Verdienst erwarb er während seines Königthums um Rügen, daß er es von der Lehenspflicht gegen Dänemark losſprach. 1456 ſtiftete Herzog Wratislaw IX. die Universität Greifswald, welche von allen seinen Nachfolgern geschützt und gepflegt ward. Bogislaw X., den seine Mutter vernachläſſigte und ſtiefmütterlich behandelte, ward durch den Rath eines treuherzigen Bauern, Hans Lange, der seine ausgezeichneten Naturgaben erkannte, ein trefflicher Fürſt, der seit 1479 einziger Herzog von Pommern war und des Landes Liebe verdiente und fand. Doch huldigte er einem Vorurtheile seiner Zeit und unternahm 1497 eine koſtbare Wallfahrt zum heiligen Grabe nach Jeruſalem. Unterwegs beſtand er ritterlich große Gefahren zur See, gelobte dankbar am Grabe des Erlöſers, für ſich und seine Nachkommen, die ewige Aufhebung des bis dahin ſtattgefundenen Strandrechts, und traf im folgenden Jahre wohlbehalten in Stettin wieder ein. Von Zeit zu Zeit beſuchte ihn sein Wohlthäter Hans Lange und duzte den Herzog, wie er den Knaben geduzt hatte. Der erkenntliche Fürſt wollte ihn und seine Nachkommen von allen Abgaben frei machen, welches aber Hans Lange für seine Nachkommen ablehnte. „Denn", ſagte er, „Bauern ſind ſehr geneigt ihre Freiheiten zu misbrauchen und faul zu werden unter unverdienten Begünſtigungen." Die Herzoge von Mecklenburg benahmen ſich während dieſes Zeitraums als wohlwollende Nachbarn, und trugen viel dazu bei, Brandenburg mit Pommern zu verſöhnen. 1529 entſagte Markgraf Joachim aller Lehnsgerechtigkeit über Pommern, erkannte deſſen Herzog für einen unmittelbaren deutſchen Reichsſtand, erhielt dagegen die Verſicherung, daß nach dem Erlöſchen des herzoglichen Mannsſtammes Pommern an Brandenburg fallen ſolle, einſtweilen aber die Mithuldigung der Landſtände und den Gebrauch des pommerſchen Titels und Wappens. Auf dem Landtage zu Treptow an der Rega, im Dec. 1534, erklärten ſich die Herzoge Barnim IX. und Philipp I. und ſämmtliche Landſtände für die Annahme der Lutheriſchen Lehre, Abſchaffung der römiſch-katholiſchen, Aufhebung aller Klöſter und geiſtlicher Stiftungen und Verwendung ihrer Einkünfte zu frommen Zwecken. Solcher geiſtlicher Stifter gab es damals in dem nicht großen Lande 45. Viel Aufſehen erregte die unglückliche Sidonia von Bork, welche 1620 zu Stettin als Hexe enthauptet und verbrannt ward. Sie war von vornehmer Abkunft, ſchön und reich, und als ſolche nahe daran, Gemahlin des Herzogs von Wolgaſt zu werden. Nachdem dieſe wohlgegründete Hoffnung fehlſchlug, zog ſie ſich in das Kloſter Marienfließ zurück, das freilich wenig geeignet war, den Teufel des Neides und der Misgunſt aus dem Herzen der unwilligen alternden Jungfrau zu bannen. Sie ließ ihrer ſcharfen Zunge freien Lauf, und verfeindete ſich allmälig mit der ganzen Welt, eine Zigeunerin ausgenommen, die ihr Klatſchereien zutrug und Gaukeleien vormachte. Aus Rache beſchuldigte man die Zigeunerin der Zauberei, verhängte gerichtliche Unterſuchung über ſie, und erpreßte auf der Folter das Geſtändniß von ihr, Sidonia ſei nicht weniger eine Hexe als ſie, womit ſie unleugbar eine größere Wahrheit ausſprach, als ſie und ihre Richter verſtanden. Sidonia war damals 80 Jahr alt, bezeugte mit Gewiſſensruhe ihre Unſchuld, aber erlag gleichfalls der Folter und bejahte alle ihr zur Laſt gelegten 74 Artikel ohne Ausnahme. Vergebens verwandten ſich die Fürſten von Brandenburg, Sachſen und Mecklenburg für ſie, es erfolgte — was Unrecht war. Noch in dem nämlichen Jahre ward Bogislaw XIV., ein ſehr würdiger Regent, Herzog von Pommern, und ſeit 1629 der einzige und letzte. Schon 1627 hatte der dreißigjährige Krieg Pommern erreicht, und kaiſerliche und ſchwediſche Heere verwüſteten das Land. Bogislaw ſtarb kinderlos 1637. Brandenburg hätte ihn beerben ſollen, aber dem widerſetzte ſich Schweden. Im weſtfäliſchen Frieden von 1648 erhielt das letztere Vorpommern, Brandenburg Hinterpommern. Nach vielen, mit abwechſelndem Glück geführten Kriegen war 1720 der Fluß Peene die Grenze zwiſchen beiden Landestheilen, und die Krone Dänemark entſagte ihren Anſprüchen. Die Zeit von 1718—51, unter preußiſchem und ſchwediſchem Zepter, war für Pommern und Rügen eine der friedlichſten und glücklichſten. Der ſiebenjährige Krieg äußerte bekanntlich einige nachtheilige Wirkungen auf beide. Oertliche und perſönliche Rückſichten müſſen den Verf. verleitet haben, seine ſonſt nie verleugnete Enthaltſamkeit überflüſſiger Nachrichten aufzugeben und der kleinſten unbedeutendſten Höflichkeit zu erwähnen, welche König Guſtav IV. und seiner fürſtlichen Braut bei ihrem kurzen Durchreiſen in Pommern bezeigt worden. Sogar in Blättern, die den Tag nicht überleben, bleibt dergleichen ungeleſen, und kann höchſtens nur Denen gefallen, die ſonſt keine Hoffnung haben, ihren Namen gedruckt zu ſehen, wenn ſie ſich nicht etwa zu dem heldenmüthigen Entſchluß erheben, einen Steckbrief zu verſchulden. Glücklicherweiſe verſchwendet die Gefälligkeit nur wenige Bogen. Nach der Ermordung des Herzogs von Enghien 1804 erklärte ſich auch Guſtav IV., mehr hochherzig als wohlberathen wider Buonaparte, und die leicht vorherzuſehenden beklagenswürdigen Folgen blieben nicht aus. Sie ſind gut, unbefangen und anſchaulich erzählt. Wir gedenken der neueſten welthiſtoriſchen Begebenheiten nicht, worüber der Verf. alles Erfoderliche und Erläuternde, zum Theil urkundlich beibringt, und vermögen nur unſere theilnehmende Freude nicht zu unterdrücken, daß endlich ſeit dem glücklichen Jahre 1815 Pommern die von allen verſtändigen Bewohnern Jahrhunderte hindurch erſehnte Verbindung mit dem größern Staat gefunden hat, der ihm zur Vormauer gegen auswärtige Feinde dient; dagegen ſeine Lage an der Oſtſee ihn bevollmächtigt, die Vortheile des Handels und Verkehrs über die entfernteſten Untergehörigen des preußiſchen Zepters zu verbreiten. Beide Theile wiſſen und fühlen, was ſie an einander haben und für einander ſein können, und Natur und Staatsklugheit vereinigen ſich, um ihre Vereinbarung zu ſegnen. Nunquam enim aliud natura, aliud sapientia dixit! An die Geſchichtserzählung ſchließt ſich eine Belehrung über Titel, Wappen und Siegel der Herzoge von Pommern. Höchſt verdienſtlich und mit muſterhaftem Fleiß ausgearbeitet ſind die hinzugefügten ſynchroniſtiſchen Tabellen über die Geſchichte von Pommern und Rügen. Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man nicht ſelten ſo viele nebeneinander regierende Familien erblickt. Angefügt iſt das Verzeichniß der Gemahlinnen und Kinder ſämmtlicher Herzoge von Pommern. Den Beſchluß des ſchätzbaren Ganzen macht die ausführliche, urkundlich belegte Geſchichte des überaus reichen und bedeutenden Ciſterzienſerkloſters Eldena, welches der Stadt Greifswald ihren Urſprung gab und deren Univerſität weſentlich förderte und unterſtützte, wofür beide ſich nicht immer dankbar bewieſen, als Abtei ſeit 1353, als fürſtliches Amt ſeit der Reformation 1535, als akademiſches Amt bis 1820. Ein Anhang berichtet über die Kornpreiſe im Amt, ein zweiter über die Ueberreſte der dort 1199 erbauten Kreuzkirche. 57.

Literariſche Notizen.

Daniel Leßmann's „Wanderbuch eines Schwermüthigen" iſt ins Holländiſche überſetzt worden.

Bei den Holländern machen „Die Löwenritter" von Spieß beſonderes Glück, denn die zweite Auflage einer Ueberſetzung wird neuerdings in Amſterdam angekündigt. Außerdem ſind holländiſche Ueberſetzungen erſchienen von Dr. F. G. Chriſt. Schwarz' „Geſchichte der Erziehung", welche den erſten Theil ſeiner Erziehungslehre bildet; ferner von C. F. Höpfner's apocalypt. Schrift: „Die Zeichen des Himmels in den Jahren 1831 — 33 u. ſ. w.", und von K. A. Menzel's „Geſchichte unſerer Zeit". 30.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 226. — 14. August 1835.

1. Lenzblüten. Erzählungen und Novellen von C. Spindler. Zwei Bände.
2. Herbstviolen. Erzählungen und Novellen von C. Spindler. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 225.)

Die dritte Erzählung: „Die Schlange in Reggio", ist nur eine Anekdote. Der Besitzer einer Menagerie wird in seiner Vaterstadt Reggio mehrfach gekränkt und läßt dafür eine Klapperschlange frei, welche nun halb Reggio todtbeißt, zuletzt aber jenen Rachsüchtigen selbst. Das ist nun freilich ein sehr widerwärtiges Thema; indessen ist einzugestehen, daß der Verf. bei den Schreckensscenen, welche die Schlange verursacht, sich nicht so lange verweilt, als er wol hätte thun können, wenn er seine Leser recht systematisch hätte peinigen wollen. Der größte Theil der Erzählung ist vielmehr mit leichtsinnigen Gesprächen liederlicher Bursche ausgefüllt. Diese Gespräche werden das Zartgefühl der feinen Leserinnen wahrscheinlich nicht sehr beleidigen, weil der Verf. Ausdrücke, welche nach der neuesten Mode anstößig sind, fast immer vermieden hat. Nichtsdestoweniger sind diese galanten Rodomontaden für das wahre Zartgefühl höchst widerwärtig, denn man fühlt in jeder Zeile, daß es dem Verf. selbst an sittlicher Energie fehlt, daß seine eigne Sittlichkeit nicht höher steht als die hier geschilderte. Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß der Verf. ebenfalls einen leichten Wandel führen möge, vielmehr kann er ein durchaus gesetzter, ehrbarer Mann sein, und doch seine Sittlichkeit nicht höher stehen als die hier geschilderte Liederlichkeit. Sittenlosigkeit zu schildern, dürfen nur edle ausgezeichnete Geister wagen, denen der Vernünftige stets ansieht und anhört, daß sie mit ihrem eignen Bewußtsein wirklich über der geschilderten Schlechtigkeit stehen. Schildert aber ein alltäglicher Mensch, sei er auch der gesetzteste Hausvater, die Zügellosigkeit, so gleicht seine Arbeit der eines Recensenten, welcher noch einfältiger ist als das von ihm geschmähte geistlose Buch.

„Nenuphar", die zweite Erzählung des zweiten Bandes, ist eine wahre Musterprobe schriftstellerischer Willkür. Ein König sitzt trauernd auf seinem Throne. Sein Stamm ist erloschen, er wählt sich daher nach einem Götterspruche einen Nachfolger. Daneben zieht eine Verschwörung sich hin, durch welche ein früherer Regentenstamm wieder auf den Thron gesetzt werden soll. Sie bricht zuletzt in offene Empörung aus. Der alte König stirbt; der designirte Nachfolger versöhnt sich mit dem von den Verschworenen eingesetzten Herrscher, mit welchem er in Folge einer seltsamen und sehr willkürlichen Verkettung von Umständen, wie sich jetzt ausweist, in Einem Hause aufgewachsen ist. Das Alles wird in sehr gemessener, würdevoller Weise behandelt; Sitten und Verhältnisse, die nirgends existirt haben, die aber doch an den Orient erinnern, werden geschildert; Kastengeist, orientalischer Schwulst der Rede, Despotismus eines Herrschers, der dennoch wieder unter dem Einflusse einer herrschenden Soldateska steht: Alles dies macht im Anfange einen fast imponirenden Eindruck. Betrachtet man es aber genauer, so sind es nur die ehrwürdigen und schwerfälligen Worte, welche diesen Eindruck machen. Die erhabenen Paläste der Kriegsobersten, die greisen Helden, die Lilie des Wassers, die den Drachen verschlingen soll, das Zeichen des Nenuphar, die goldene Burg des königlichen Vaters, das hochstrebende Schloß des goldenen Königs, die Marmorstufen des Tempels, die balsamisch duftende Aue, die glänzenden Zinnen der Heldenstadt, diese und ähnliche, theils mystische, theils prunkende Ausdrücke sind hier mit Geschicklichkeit zusammengefügt, sodaß man anfangs wirklich vermuthet, es werde sich zuletzt ausweisen, daß ein Sinn dahinter sich verberge, und vielleicht ist es auch meine Schuld, daß ein solcher mir nicht deutlich geworden ist. Ich habe wenigstens redlich darnach gesucht; aber die Gestalten zerflossen mir bei näherer Besichtigung in Nebel, und es blieb mir außer jenem Wortgepränge nichts als einige moderne Romanenempfindsamkeit und einige Greuelscenen. So untergeordnet hiernach aber auch der Werth dieser Erzählung ist, so ist doch der aus Worten zusammengesetzte Hoheprieftermantel, den sie um sich geworfen hat, immer noch leidlicher anzusehen als die häßliche Nacktheit der vorhergehenden Erzählungen. Zwar werden auch hier einige Tausend Menschen von Elefanten zu Brei gestampft; aber das wird doch nicht als Hauptsache betrachtet, und die Erzählung schreitet in ihrer abgemessenen Würde ruhig daneben hin. Nur Verse hätte Hr. Spindler nicht einschieben sollen. Er läßt eine „rührende Krönungshymne" anstimmen, welche also lautet:

Endlich sehn dich unsre Augen!
Endlich grüßt dich unser Mund,

Nenuphar hat überwunden,
Und geſiegt des Volkes Bund.
Komm und ſag' uns deine Freuden (!)
Leid und Freuden theilen wir mit dir.

Welche orientaliſche Pracht! und zugleich welche erhabene Einfachheit!

Die letzte Erzählung: „Die Mohrin von Toledo", hat zum Stoffe eine hiſtoriſche Begebenheit, die allerdings eine poetiſche Darſtellung verdient. Eine Empörung einiger Städte Spaniens gegen den König und den Adel unter der Anführung eines muthigen Mannes und ſeiner ehrgeizigen, überkühnen Frau wird geſchildert, und in der ganzen Begebenheit, ſowie in dem Charakter der Hauptperſonen, beſonders jener Frau, iſt viel Poetiſches. Dieſe Poeſie in dem Gegenſtande läßt ſich aber hier nur errathen, denn der Verf. hat ſie keineswegs erkannt; ſie drängt ſich vielmehr nur wider ſein Wiſſen und ſeinen Willen hervor. Er macht ſtatt deſſen zur Hauptſache eine kleine Nebenbegebenheit, welche aber der modernen Empfindſamkeit freilich mehr zuſagt als alles Wahre und Große. Nachdem nämlich die Empörung erſtickt, der Anführer derſelben hingerichtet iſt und ſeine kriegeriſche Gattin in ihrem Zufluchtsorte ohne Hoffnung des Entſatzes belagert wird, bietet man ihr Verzeihung an unter der Bedingung, daß ſie eine Freundin, eine Mohrin, ausliefere. Sie verweigert dies und wird dafür von der Mohrin und ihrem Bruder in Sicherheit gebracht. Die Mohrin gibt ſich bei dieſer Gelegenheit einmal für die Herrin aus und wird ſtatt ihrer erſchoſſen. Der Schluß dieſer Empfindſamkeiten und der ganzen Erzählung iſt ſo charakteriſtiſch, daß er hier noch eine Stelle finden mag.

Almeida lag hinter ihr (jener kriegeriſchen Frau), vor ihr die väterliche Burg. Sie ſchritt über die Brücke hinüber in das gaſtlich aufgemachte Thor. „Bis hierher!" ſagte Said (der vorher erwähnte Bruder jener Mohrin), indem er das Kind auf ihren Arm legte: „Ich habe meine Pflicht erfüllt, mein Wort gelöſt. Lebt wohl, Donna Maria! Ich habe nur ein Unrecht begangen: ich habe Euch geliebt. Ich ward nur von einem Unglück betroffen: Ihr durftet mir nicht angehören. Ich werfe das Leben von mir, das mir keine Freude mehr bietet. Friede ſei mit Euch und dem Knaben! Zami winkt mir zur Freiheit!"

Er ſchwang ſich mit Blitzesſchnelle über das Geländer der Brücke und verſank in dem tobenden Wellenſchaum des darunter hinraſenden Waltſtroms. Maria ließ ſeinem und Zami's Gedächtniß ein Denkmal von Marmor ſetzen. Sie weinte oft heiße Thränen auf den kalten Stein, und lehrte an ſeinem Fuße ihren Sohn die Tugend lieben, Treue bewahren und die Freiheit ſelbſt im Gewande der Armuth vorziehen den goldenen Feſſeln einer unwürdigen Knechtſchaft.

Dieſe ſchale, erheuchelte, charakter- und gedankenloſe Phraſenſentimentalität, mit welcher die meiſten der kleinen Schriftſteller unſerer Tage nicht nur ihre eignen kleinlichen und ſinnloſen Erfindungen, ſondern auch hiſtoriſche Erſcheinungen zu ſchmücken wähnen, iſt einer der Haupt- und Grundfehler unſerer Zeit, und ein ſo entſchiedenes Hinderniß alles Beſſerwerdens, daß die Verruchtheiten eines Heine faſt wohlthätig erſcheinen, weil ſie als ein Gegengift gegen jene Erbärmlichkeit wirken. Dieſe Empfindſamkeit iſt ſo ganz kraft- und ſaftlos, daß ſie ſich auch nicht entfernt mit der Leidenſchaftlichkeit eines Romeo, oder mit der geiſtreichen Schwäche Werther's, ja nicht einmal mit der gemüthlichen Weichlichkeit Siegwart's vergleichen darf. Auch ſind alle dieſe geiſtvollern und kräftigern Arten der übertreibenden Leidenſchaft in neuerer Zeit ziemlich ſtark in Verruf gekommen. Dagegen ſpeiſt man jetzt zu dem Commißbrote der Alltäglichkeit dieſen ungeſalzenen Gänſeſchmalz der Redensarten-Begeiſterung, nüchternen Versgeklingels, gemächlicher Liebesverzweiflung und überſchwenglicher Großmuth.

Unſer Verf. polemiſirt außerdem in dieſer letzten Erzählung gegen Träume und Prophezeiungen. Dieſe gehören bekanntlich ſeit Jahrtauſenden zum poetiſchen Apparate, und darum kann ſie unſer proſaiſcher Verf. nicht leiden. Nun hat man freilich wol auch ſonſt ſchon über die trügeriſche Natur der Träume geklagt, und namentlich in Zeiten, wo man ziemlich ernſtlich an ſie glaubte. Doch kleidete man die Sache meiſt ſo ein, daß es zweifelhaft blieb, ob der Traum oder die Prophezeiung wirklich gelogen habe, oder nur falſch verſtanden worden ſei. Bei unſerm Verf. aber lügen die Träume und die Künſte der Magier noch viel gröber und proſaiſcher als ein moderner Bürgerkönig, wenn er ſeinen ſouverainen Unterthanen unmögliche Zugeſtändniſſe macht. Und auf dieſe lügenhaften Prophezeiungen wird nicht etwa irgend eine Verwickelung gegründet oder durch ſie eine Handlung motivirt, ſondern ſie werden nur ſo ganz beiläufig erwähnt, mithin aus reiner Luſt an betrügeriſchen Träumen; oder auch vielleicht, damit der Leſer in Ungewißheit über den Ausgang der erzählten Begebenheit erhalten werde.

Ueberblicken wir noch einmal, was uns in den vorliegenden Bänden geboten wird. In der erſten Erzählung fanden wir vollſtändige Planloſigkeit und eine vernunftloſe Behandlung hiſtoriſcher Ereigniſſe; in der zweiten eine matte phantaſieloſe Ausführung eines, wenn auch an ſich nicht ſchlechten, doch ſchon ziemlich verbrauchten Gedankens, welcher überdies poetiſchen Werth nur durch eine geiſtvolle Ausführung erhalten hätte; in der dritten eine gewaltſame Verwäſſerung und Trivialiſirung eines Vorwurfs, deſſen Ausführung nothwendig hätte poetiſch werden müſſen, wenn es dem Verf. nicht durchaus an Empfänglichkeit und gebildetem Sinne fehlte; in der vierten einen widrigen Gegenſtand und charakterloſe Seichtigkeit der Sittenſchilderung; in der fünften hohlen Wortprunk bei vollſtändiger Unbeſtimmtheit und Bedeutungsloſigkeit der dargeſtellten Gegenſtände; in der ſechsten endlich Verzerrung einer großartigen hiſtoriſchen Erſcheinung zu einem modern eleganten Großmuths- und Empfindſamkeitsgemälde. Dieſe beiden Bände können daher vielleicht als eine Muſterkarte der Eigenthümlichkeiten des Verf. gelten. —

Die Violen, welche der Verf. uns ferner bietet, ſind ein wenig beſſer gediehen als die meiſten andern Blumen, welche während der letzten Jahre in dem Spindler'ſchen Gemüſegarten gewachſen ſind. Sie ſind zwar nicht eben poetiſche Ganze, enthalten aber mitunter einen eigenthümlichen intereſſanten Zug, und das muß man, wie die Tagesliteratur einmal beſchaffen iſt, mit Dank anerkennen.

Nichtsdestoweniger ist auch in diesen Bänden so viel Ungeschicktes, daß, wenn dieselben der Nachwelt aufbewahrt werden sollten, diese sie dennoch unter die Denkmale der Erniedrigung der Kunst im neunzehnten Jahrhundert zählen wird.

In der „Kapuzinerfahrt" wird uns ein Mönch vorgeführt, welcher bisher in tiefster Abgeschiedenheit von der Welt und in behaglicher Beschränktheit dahingelebt hat und eben im Begriff ist, dieses sein Glück durch die Gemeinschaft mit einem innig verehrten Freunde zu verdoppeln, statt dessen aber durch einen Befehl seiner Obern in den Strudel der bewegtesten und bedenklichsten Verhältnisse hinausgerissen wird. Umgeben von Laster und Graus aller Art, bleibt er indessen seinem Charakter getreu und geht daher aus jeder Fährlichkeit siegreich hervor. Dieser Gedanke ist an sich ganz gut und wird auch anfangs leidlich durchgeführt. Zuerst wird die Stille und Abgeschiedenheit des Klosters nicht ohne Erfolg veranschaulicht; sodann wird der Mönch zwar etwas willkürlich, aber nicht ohne Wirkung in den Kreis seiner Familie geführt, in deren einfach bäurischem Treiben eine andere Art beschränkten Glückes dargestellt wird. Auch die beiden Figuren, welche dem Mönche beigegeben werden, um ihn auf seiner Fahrt zu behelligen, und ihn wo möglich zu Ueberschreitung seiner Pflicht zu verlocken, sind nicht ohne eigenthümliche Züge. In ihnen ist die Verruchtheit nicht, wie bei schlechten Romanschreibern und auch sonst bei unserm Verf. gewöhnlich geschieht, als bloße, leere Negation, als reine Unmenschlichkeit aufgefaßt, sondern als eine bestimmte Seelenbesonderheit. Der eine dieser Bösewichter repräsentirt die Sophistik des von feinern und erhebenden Gefühlen verlassenen Verstandes, und der andere wird wenigstens durch die Form interessant, in welcher er sich darstellt und in welcher heuchlerische Gewandtheit und die schmuzigste Verruchtheit geschickt einander gegenübergestellt sind. Indessen ist es nicht möglich, im Verlaufe der Erzählung jene Zufriedenheit lange zu bewahren. Nicht nur die bereits angeführten Charaktere werden später mit fortwährend sich steigernder Roheit und Geschmacklosigkeit und zugleich mit der höchsten Einförmigkeit fortgeführt, sondern der Leser wird überhaupt in einen wahren Pfuhl willkürlich herbeigezogener, zusammenhangloser Greuel gestürzt. Eine Zigeunerbande begegnet z. B. unserm Mönche; hier wird die äußerste Roheit und das äußerste Elend in grellen Farben dicht vor die Augen gehalten; ein krankes Mädchen mit blutrünstigen Füßen wird durch Peitschenhiebe gezwungen, künstliche Tänze aufzuführen, und stürzt darüber entseelt und zuckend zu Boden. Zugleich brennt plötzlich ein ganzes Dorf ab, und neuer Jammer umringt folglich den Leser, und das Alles nur zum Spaß. So geht das nun 10—15 Bogen weit fort, immer willkürlicher, sinnloser und ekelhafter. Plünderung, Mord und Brand lösen einander fortwährend ab, und zuletzt geht Alles in wirklichen Teufelsspuk über. Es erweist sich, daß jene Bösewichter und noch einige andere Personen wirklich nur Teufelslarven sind, und nun wird die ganze Geschichte in das Märchenhafte hinübergespielt, aber auf so grobe, plumpe und zugleich so unerfreulich wüste Weise, daß man gar nicht begreift, wie ein Mann, der sonst doch hin und wieder einen leidlichen Einfall hat, solch jämmerliches Zeug zusammenschreiben kann. Gegen das Ende hin wird der gute Mönch von den Teufeln ohne Umstände nicht nur über Berg und Thal an hundert Meilen weit, sondern auch über einige Monate hinweggeschleudert, aus keinem andern Grunde, als weil es Hrn. Spindler genehm war, gelegentlich über die Belagerung Wiens durch die Türken und die Entsetzung der Stadt durch Sobiesky Einiges beizubringen. Zuletzt stirbt der Mönch vor Ermattung, als er eben zurückkehrend die Schwelle seines Klosters wiederbetritt; und dies gibt Hrn. Sp. Gelegenheit, die Erzählung in jener mattherzig empfindsamen Weise, welche jetzt modisch ist, zu beschließen.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus München, von G. Fr. Blaul. Heidelberg, Winter. 1834. Gr. 12. 20 Gr.

Es sei uns erlaubt, uns hier einmal gegen alle Werke der Gattung, welche diesen Titel führen, aussprechen zu dürfen. Um der Gattung willen, und nicht weil die Wichtigkeit des vorliegenden Buches es erforderte, widmen wir ihm einen größern Raum; es ist eben eines jener Reisebilder, wie sie uns die Heine'sche Schule zu Dutzenden vorgeführt hat, eine Schule, die keinen andern Stempel trägt als den literarischer — man vergebe uns den Ausdruck, wir haben keinen andern dafür — Liederlichkeit. Fern sei es von uns hiermit Heine's politische Grundsätze oder Meinungen angreifen zu wollen; wir begreifen einen redlichen, kernfesten Republikaner ebenso gut wie einen redlichen Monarchisten, aber eben Redlichkeit, Ernst und Strenge des Wollens, Liebe, die ausreicht einen Zweck bis zum Ende zu verfolgen, kurz, mit einem Worte, Deutschheit, Alles, was bis jetzt die Charakteristik der Nation, auf die sie stolz war, ihre eingebildete und nominelle Charakteristik wenigstens, ausmachte, fehlt dieser Schule, die immer nur Aphorismen in die Welt werfen wird, weil ihr der Ernst, die Liebe, die Begeisterung, die allein das Ganze schaffen, fehlen; und wie geistreich diese Aphorismen auch bei geistreichen Menschen sein können, sie werden ewig nur Aphorismen, nur Ephemeriden bleiben. Es ist der Misbrauch des Talents zur Nichtigkeit, welcher diese Schule charakterisirt. Auflösung, Anarchie ist das literarisch bezeichnende Wort für sie; wie traurig für die Literatur eines Volkes, wenn solche Principien eine Schule gründen können! Uns däucht, wir kosten die Früchte des Baumes dieser Erkenntniß schon, es sind sogar die letzten, die dieser Stamm tragen kann, sie sind den Früchten gleich, die aus Sodoms Asche wuchsen, die, außen schön geformt, von innen Staub und Asche waren. Doch nicht einmal das können wir von dieser Literatur sagen; es reicht ihr organisches Gesetz nicht mehr so weit, ihr eine äußere Form zu geben, sie ist ganz Formlosigkeit.

Vor allen Dingen sollte ein Schriftsteller fühlen, daß, was er auch sonst im Leben verehre oder nicht verehre, er zweierlei Art von Ehrfurcht, oder wenn man ein modernes Wort lieber will, Achtung, nicht entbehren kann, wenn er vor sein Publicum tritt; erstens die Achtung für dieses Publicum, zweitens die Achtung für sich selbst. Beides entbehrt diese Schule, beides fehlt dem uns vorliegenden Buche. Wir führen zum Beweis folgendes Capitel desselben an:

Unser Lottchen. *)

Und dergleichen Nichtswürdigkeiten wagt man uns als Witz

*) Wir haben es hier gestrichen; wer Lust hat, mag es im Buche selbst nachlesen. D. Red.

aufzutischen? Welch einen Begriff muß ein Schriftsteller von seiner Würde und der Würde des Publicums hegen, der sich nicht entblödet, ihm solche Gemeinheiten an den Kopf zu werfen? Ein roher Studententon ist deswegen noch nicht witzig, weil er roh ist, sowie die Gemeinheit der Halbbildung nicht Simplicität der Natur ist, weil ihr die Vollendung der Bildung fehlt. Wahrlich es wäre viel gewonnen, wenn wir unserer neuen deutschen Jugend, statt des sie in der Literatur charakterisirenden Vorwitzes etwas mehr Selbstgefühl einflößen könnten, Gefühl für die Würde der Menschheit überhaupt, für die Würde der Jugend insbesondere, die in ihrem leidenschaftlichen Ernst ihrem Geist und ihrer Natur nach grade das Gegentheil von Dem ist, was jener Vorwitz zu sein affectirt. Fast alle Anhänger dieser Schule wollen Freiheitshelden — man vergebe mir den Mißbrauch dieses Worts — und Republikaner sein, — obgleich unser Verf., ein Rheinbaier, das nicht äußern konnte, vielmehr seine guten Gesinnungen hier und da bekennt — und das Element, welches allein eine Staatsform gründen kann, und dessen die republikanische noch mehr bedarf als die monarchische, fehlt ihnen so ganz!! Wollen sie wissen, wie es heißt? Sie träumen es nicht, es ist ihnen ein ewig verhülltes, ungeahntes Räthsel der Sphinx, denn was ihr Geist erstreben kann, heißt ja nur Auflösung — es heißt — Ehrfurcht! — Und wenn je die amerikanische Republik fällt oder zersplittert, so wird sie auch an seinem Mangel untergehen.

Nach dieser Abschweifung und diesen Ausfällen scheint es uns nur gerecht zu sagen, daß einige Capitel des vorliegenden Werkchens auf bessere Kräfte in dem Verf. hinweisen; möge er sie künftig benutzen! Ein Paragraph über Görres ist nicht unverständig, ein Ausflug in die tiroler Berge nicht ohne Gefühl für Naturschönheit, wiewol auch hier Gesuchtheit des Ausdrucks die Erhabenheit häufig zur Frage macht, und Farbe, die sich auf Farbe häuft, das hingeworfene Bild in Caricatur ausarten läßt. Auch die Beschreibung der Glyptothek ist mit Gefühl für Kunst und Alterthum, das Capitel: „Der Kaiserstuhl in der leuchtenbergischen Galerie", nicht ohne Empfindung der großen Tragödie des Lebens geschrieben, obgleich wir immer und überall wieder im Hintergrunde die Frotze der Gemeinheit erblicken, die sich nicht scheut das soeben Erhobene durch einen niedrigen Vergleich, eine elend witzelnde Anspielung zu beschmuzen. Und eben diese Mischung ist ja zu beklagen; wo nichts wäre, würden wir keine gemisbrauchten Kräfte zu bedauern haben; aber Talent, Geist oder Einsicht aus Mangel an innerer Würde und ernstem Streben weggeworfen zu sehen, muß immer schmerzlich bleiben. 139.

Aus Italien.

Die k. Sternwarte zu Mailand erwirbt sich das Verdienst, über die Erscheinungen der Witterung seit einer Reihe von 71 Jahren genaue und consequente Beobachtungen anzustellen und die dadurch gewonnenen Resultate zur Belehrung der Laien von Zeit zu Zeit öffentlich bekannt zu machen. Begreiflich kann nur auf diese Weise die bis jetzt völlig empirische Meteorologie sich soviel Ansehen erwerben, daß sie einigermaßen den wissenschaftlichen Ansprüchen gnüge und der Glaube an eine Menge landwirthschaftlicher Regeln, die seit Jahrhunderten fortgeerbt waren, eine theoretische Bestätigung erhalte oder gänzliche Beseitigung finde. Nicht unbenuzt hat man die Gelegenheit gelassen, die auffallende Trockenheit und Heiterkeit des Jahres 1834 mit ähnlichen Erscheinungen früherer Zeiten zu vergleichen, und bei genauerem Zusammenstellen hat sich ergeben, daß die Menge der feuchten Niederschläge zwar voriges Jahr in Mailand unter dem bisher beobachtetem Mittel blieb, daß die Trockenheit im Ganzen jedoch keineswegs den Standpunkt anderer Jahre erreichte. Aber auffallend war im vorigen Jahre in Mailand die Trockenheit des Monats December und dann die Menge der heitern Tage, die nach den dortigen systematischen Beobachtungen die Zahl von 199 erreichten, was seit 1779 nicht war erlebt worden. Man ist durch die dortigen langen Beobachtungen sogar zu dem Resultate gekommen, durch eine Formel die wahrscheinliche Anzahl der heitern Tage für die einzelnen Mittelmonate, d. h. für Monate zu berechnen, deren jeder 30,44 Tage dauert, und wirklich hat die Beobachtung die Sätze der Formel, daß auf

1 Monat	12,23	heitere Tage.		7 Monate	18,88	heitere Tage.	
2 „	14,09	„	„	8 „	19,42	„	„
3 „	14,78	„	„	9 „	17,37	„	„
4 „	14,64	„	„	10 „	13,76	„	„
5 „	15,04	„	„	11 „	10,93	„	„
6 „	16,78	„	„	12 „	10,57	„	„

fallen würde, auf eine überraschende Weise bestätigt, sodaß kaum ½ Tag sich als Abweichung ergab. Vereinigt man mit diesen theoretisch bestätigten Ergebnissen die von Bouvard im VIII. Bande der „Correspond. mathem. et phys. de l'Obs. de Bruxelles" aufgestellten Sätze, welche Prof. Schübler's und Flauguergues Wahrnehmungen weiter ausdehnen, so stellen sich dadurch folgende Sätze mit bemerkenswerther Uebereinstimmung heraus.

Ins letzte Viertel des Mondes fällt das Maximum der hohen Barometerstände und das Maximum der heitern Tage, sowie das Minimum der Regenmenge und der nebeligen Tage.

Ins zweite Achtel fällt das Minimum der hohen Barometerstände und der heitern Tage, aber das Maximum der Regenmenge und der Regentage.

Das Minimum der Regentage fällt ohne Unterschied ins vierte Achtel und ins letzte Viertel.

Das Maximum der Nebeltage hat gleichmäßig im Vollmonde und im zweiten Achtel statt.

Um der Misdeutung vorzubeugen, welche diese Worte veranlassen könnten, setzte schon Bouvard hinzu: „Wenn ich dem Monde einen Einfluß auf die Atmosphäre zugestehe, so bin ich doch weit davon entfernt, ihm die Wetterveränderungen zuzuschreiben, die durch zufällige und meist völlig verschiedene Ursachen herbeigeführt sind. Es ist ein großer Unterschied zwischen einer Kraft, die sich blos durch die Abweichung von ein oder zwei Millimetern immitten von 28 Jahren bemerkbar macht, und einer Kraft, die manchmal innerhalb 24 Stunden das Barometer 8 bis 10 Millimeter hin- und wiederspringen läßt. Kämen diese plötzlichen Wetterveränderungen, diese ungeheuern Wechsel auf Rechnung des Mondes, so müßte seine Einwirkung auch sonst sich ganz anders bemerkbar machen." Man suche also in Bouvard's Folgerungen ja keine Gründe zu Gunsten der Bauerregeln. Nicht unmöglich bleibt es demungeachtet immer, daß neben dem Einflusse des Mondes andere bisher unbekannte Ursachen an bestimmten Tagen des Jahres eine Richtung aufs Heitere oder den Regen bewirken, die nach keiner allgemeinen Regel demonstrirt werden kann; aber um diese einzelnen Einflüsse an einzelnen Tagen mit einer Wahrscheinlichkeit nachzuweisen, die für die mittlern Monate erreicht worden ist, würden Reihen von Beobachtungen nöthig sein, die drei bis vier Jahrhunderte umfassen. Im Allgemeinen ergibt sich daraus, wie wenig Glauben Sprüchwörter verdienen, welche dem oder jenem Heiligen, den Siebenschläfern u. s. w. besondere Neigungen zuschreiben. Die statistischen Vereine werden in diesen Bemerkungen nur eine Aufforderung mehr zu ihren unausgesetzten und nützlichen Arbeiten finden, deren tröstliches Resultat in Mailand, was die Witterung betrifft, schon sich vorlegen läßt. Noch im J. 1817 galt dort die Meinung, daß in diesem schönen Lande die Zahl der Regentage allmälig zunehme. Die Reihe der spätern Beobachtungen hat diese Besorgniß widerlegt und die Klagen von der Umwandlung des Klimas als eitel erwiesen, indem sich darlegt, daß die atmosphärischen Veränderungen nur zwischen gewissen Grenzen hin- und wiederschwanken. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 227. — 15. Auguſt 1835.

1. Lenzblüten. Erzählungen und Novellen von E. Spindler. Zwei Bände.
2. Herbſtviolen. Erzählungen und Novellen von E. Spindler. Zwei Bände.

(Beſchluß aus Nr. 226.)

Indeſſen iſt auch in jener erſten beſſern Hälfte ſchon des Ungeſchickten genug zu finden. Unter Anderm antwortet, als jener Mönch bittet, ſeine Abreiſe aus dem Kloſter um einen Tag verſchieben zu dürfen, der Prior zuerſt als ſtrenger Vorgeſetzter; dann aber, als der Untergebene ſeine Bitten faſt weinend erneuert, ſpricht jener ihm gütiger zu, indem er ihn zwar auf die Unerläßlichkeit des Gehorſams verweiſt, ihn jedoch durch die Ausſicht auf baldige Rückkehr zu tröſten ſucht. Das wäre nun recht gut, wenn nur Hr. Sp. wirklich die Reden, welche er bei dieſer Gelegenheit dem Prior in den Mund legt, ſo eingerichtet hätte, wie er ſie meinte. Statt deſſen aber iſt die erſte Rede ſo übertrieben ſtreng, die zweite dagegen ſo ſchwatzhaft weichmüthig, daß es eben ganz unmöglich iſt, ſich vorzuſtellen, daß eine und dieſelbe Perſon beide dicht hintereinander geſprochen haben könne. Doch wird Mancher dieſe Rüge freilich als eine Recenſentenbosheit betrachten, da der gutmüthige, unbefangene Leſer vielmehr es ſich angelegen ſein läßt, Alles, was ihm geboten wird, ſo zu nehmen, wie es gemeint iſt. Dieſem Umſtande hat Hr. Sp., beiläufig geſagt, ſein Publicum großentheils zu verdanken. Denn was er will und meint, iſt in der That nicht ſelten poetiſcher als die Tendenzen anderer ebenſo beliebter Schriftſteller, z. B. Bulwer's oder Raupach's; aber jener ſteht nichtsdeſtoweniger hinter dieſen zurück, wegen der abſoluten Planloſigkeit, mit welcher er ſeine Tendenzen ausführt, und vermöge deren er meiſt etwas ganz Anderes ſagt als er meint. Dieſer Uebelſtand ſchadet ihm und ſeines Gleichen aber bei dem flüchtigern Leſer nicht nur nicht, ſondern nützt ihnen ſogar. Namentlich die Willkür und Inconſequenz, mit welcher ſolche Schriftſteller die Charaktere behandeln, macht es ihnen möglich, den Leſer über den fernern Verlauf der Begebenheiten fortwährend in Ungewißheit zu erhalten, während dies dem guten Dichter viel ſchwerer wird, weil dieſer die Charaktere von vorn herein ſo ſchildert, daß man wenigſtens ungefähr weiß, was man von ihnen zu erwarten hat. In der in Rede ſtehenden Erzählung hat der Verf. ſich jenes Vorrechts ſchlechter Dichter einmal auf beſonders auffallende Weiſe bedient. Er führt den Leſer nämlich bei einem Mädchen ein, deſſen Aeußeres und Benehmen er als ſo edel und anmuthig beſchreibt, daß man, ermüdet und behelligt von dem abſcheulichen Geſindel, an welchem uns der Verf. vorher vorübergeführt hat, nun recht eigentlich erquickt wird durch den Gedanken, daß man nun doch endlich einmal bei einer erfreulichen Perſönlichkeit angelangt iſt. Und dieſe Perſönlichkeit weiſet ſich ſpäter als einen Inbegriff aller möglichen Laſter und Schändlichkeiten, als verſchlagene Betrügerin, ehrvergeſſene Dirne und kaltblütige Mörderin aus! Das heißt nun freilich überraſchen, und viele Leſer werden das ohne Zweifel intereſſant finden, daß Adel und Anmuth ſich hier ſo plötzlich in die äußerſte Verruchtheit verwandeln.

Nichtsdeſtoweniger iſt dieſe Erzählung eine der beſſern in dieſer Sammlung und namentlich die folgende: „Ein Abend der Ninon", viel ſchlechter. Hier hat der Verf. ſich eine Aufgabe geſtellt, welcher er ganz und gar nicht gewachſen iſt. Er hat uns die Zeit jener berühmten Frau in ihren Koryphäen ſchildern wollen und demzufolge allerdings mehre berühmte Namen zuſammengehäuft: Corneille, Racine, Molière, Scarron, Bourſault, die Maintenon und viele Andere treten auf; von dem Geiſte jener Zeit iſt aber hier nicht das Geringſte zu ſpüren, und die Art, wie die einzelnen Charaktere geſchildert werden, höchſt ungeſchickt. Man leſe eine Probe S. 334:

„Wir haben den Cid geſehen!" ſagte Ninon verbindlich zu Corneille. „Wie konnten Sie ſich des Vergnügens berauben, ſelbſt zu beobachten, wie Ihr Meiſterwerk die Pariſer erfreut? Wenn Sie die Perruche nicht ſehen wollten, iſt mir's indeſſen begreiflich."

Corneille ſtotterte eine nichtsſagende Antwort. Madame Scarron nahm für ihn das Wort. „Hr. Corneille", ſprach ſie, „hat ſich unverwelkliche Lorbern errungen, und bedarf der Theaterapplaudiſſements nicht."

„Iſt der Herr ſchon bei Hofe vorgeſtellt worden?" fragte der Hr. von Scudery mit dem vornehmſten Air, das ihm möglich war.

„Noch nicht", erwiderte Villarceaux für den Dichter. Scudery zuckte die Achſeln und verſetzte: „Im Schatten der Cedern gedeiht nur das Verdienſt."

Corneille lächelte, und entgegnete kurz: „Meinen Sie die Cedern von St.-Germain?"

„Wachſen dieſe Bäume nicht auf dem Libanon allein?" fragte

unſchuldig und mit dem Motiv des Gleichniſſes unbekannt, der berühmte La Fontaine.

„Hrn. Corneille's Verdienſt wurde an der Sonne ausgebrütet", verſetzte Molière.

„Der große Condé hat in ſeinem Cinna geweint", ſagte Bachaumont.

„Noch mehr; Richelieu hat ihn gehaßt, und der Haß der Miniſter iſt ein Triumph ehrlicher Leute", fügte Scarron, Mazarin's gedenkend, mit boshaftem Witze bei.

„Dafür liebt ihn auch ganz Frankreich!" rief Chapelle fröhlich. „Wenn Euch Niemand beſingt, Corneille, ſo thue ich's!"

„Mein Pinſel ſoll Euch verewigen", betheuerte Lebrun.

„Und ich ſetze Hrn. Chapelle's Ode in Muſika!" radebrechte Lully.

Die Gläſer klangen unter lautem Vivatſchreien hell zuſammen.

Corneille ſtand auf, machte wieder eine unbeholfene Verbeugung, wollte eine Dankrede unternehmen, blieb aber darin ſtecken. Die Urbanität der Uebrigen überſah die Lächerlichkeit. Ninon flüſterte der Scarron in das Ohr: „Es iſt nicht leicht möglich, eckiger zu erſcheinen, als dieſer große Mann u. ſ. w."

Iſt hier wol nur eine Spur, ich will nicht ſagen von dem Geiſte jener Zeit, ſondern nur von Sinn und Verſtand überhaupt? Von Corneille erfahren wir nicht mehr und nicht weniger, als daß ſein Benehmen unbeholfen war, von Chapelle, daß er fröhlich, von Scarron, daß er bitter ſein konnte u. ſ. w. Und ſo geht es durch die ganze Novelle hindurch. Aber neben dieſer Inhaltloſigkeit ſteht nun noch die höchſte poſitive Albernheit. Was ſoll das Geſchwätz über die Cedern von Libanon? und dieſe Complimente an Corneille, deren ſich der unbeholfenſte Schulknabe ſchämen würde? Kann man einem großen Dichter eine einfältigere Huldigung darbringen, als wenn man ihm ſagt: „Mein Pinſel ſoll Euch verewigen!" als ob die Werke dieſes Pinſels nothwendig länger dauern müßten, als die Werke des Dichters ſelbſt. Auch lohnte es wahrlich nicht der Mühe, das Geflüſter der Ninon erſt aufzuſchreiben und drucken zu laſſen, wenn es weiter nichts enthielt als die gar nichts bezeichnende Redensart: „Es iſt nicht leicht möglich, eckiger zu erſcheinen, als dieſer große Mann."

Ueberhaupt iſt es nicht leicht möglich, geiſtloſer zu ſein als dieſe Ninon unſers Verf. Wir erfahren von ihr nichts, als daß ſie eben einigermaßen liederlich geweſen und doch in der damaligen Geſellſchaft nicht nur geduldet, ſondern ſogar geehrt worden iſt. Wie das aber zugegangen iſt, durch welche Reize und Vorzüge die berühmte Frau ſich dieſe hohe Anerkennung zu verſchaffen gewußt habe, und in Folge welcher Eigenthümlichkeiten des damaligen Zeitgeiſtes dieſes möglich und nothwendig geworden ſei, von dem Allen hat der Verf. keine Ahnung. Dieſe Ninon iſt vielmehr alltäglicher als die alltäglichſte Straßendirne. Es werden ihr zwar einige Raiſonnements über die Liebe in den Mund gelegt, z. B. die Liebe muß frei ſein u. ſ. w. Dieſe ſind aber ſo ungeheuer flach und alltäglich, daß jede Köchin deren beſſere machen könnte. Hätte der Verf. nur den Fehler begangen, den Geiſt jener Zeit falſch zu ſchildern und etwa Verhältniſſe der neueſten Zeit mit dem berühmten Namen der Epoche Ludwig XIV. zu vermiſchen, dafür aber ein anmuthiges inhaltreiches Gemälde gegeben, ſo wäre jener Fehler leicht zu überſehen geweſen. Dieſes Machwerk aber ſchildert gar keinen Zeitgeiſt, gar keine geiſtigen Beziehungen, hat weder Beſtimmtheit, noch Anmuth, noch Gehalt.

Die erſte Erzählung des zweiten Theils: „Das Modell und das Ave Maria", iſt etwas beſſer. Ein römiſcher Bänkelſänger erzählt eine Geſchichte von einem Maler, welcher ein römiſches Mädchen abmalen und nebenbei auch ein wenig lieben will, aber dafür auf Befehl der Jungfrau Maria vom Teufel hart gezüchtigt wird. In dieſer Erzählung äußert der Bänkelſänger einen ganz gewaltigen Abſcheu gegen jede Unehrbarkeit und beſonders gegen die fremden Künſtler, welche die italieniſche Unſchuld zu allerlei Unbill verführten, und dann geht er nach Hauſe, wo ſich alsbald zeigt, daß er ſelbſt ſeinen und ſeiner Familie Unterhalt auf die allerunwürdigſte Weiſe von jenen fremden Künſtlern bezieht. Dieſer Einfall iſt recht gut, und enthält ſogar mehr Wahrheit, als Hr. Sp. ahnen mag; denn ein ähnliches Misverhältniß zwiſchen Sein und Scheinenwollen findet ſich nicht nur bei den römiſchen Bänkelſängern, ſondern bei allen mittelmäßigen Menſchen und namentlich bei ſchlechten Dichtern. Auch die Ausführung iſt in einzelnen Zügen gelungen; unter Anderm iſt der übertriebene Abſcheu, welchen der Bänkelſänger in ſeinem Vortrage gegen jede Unſittſamkeit heuchelt, mitunter recht gut ausgedrückt; dagegen iſt die letzte Scene im Hauſe des Sängers viel zu gemein, wie denn Hr. Sp. es überhaupt liebt, wenn er einmal Gemeinheit ſchildern will, ſich alsbald bis zur unterſten Stufe, zu ekelhafter Ruchloſigkeit herabzulaſſen.

Die zweite Erzählung dieſes Theiles: „Maruzza", iſt eine Räubergeſchichte in der Weiſe, wie ſie vor zwanzig, dreißig Jahren modiſch waren. Sie ſpielt in Ungarn, unter den Wlachen. Die Verhältniſſe zwiſchen Gutsherren und Leibeigenen werden zunächſt in jener rohen, peinlichen Weiſe dargeſtellt, welche in neuerer Zeit beliebt worden iſt. Zwar ſtellt der Verf. nicht, wie ſonſt gewöhnlich geſchieht, dieſe Verhältniſſe ſo dar, als wären ſie nur von den tyranniſchen Gutsherren willkürlich eingeführt, ſondern er ſchildert die Leibeigenen ſo unmenſchlich roh, daß man wol ſieht, ſie würden in keinem andern Verhältniſſe leben können. Aber dadurch wird das ganze Bild nicht erfreulicher und geſchmackvoller. Vielmehr wird auch hier die Entartung der Menſchheit in ihrer empörendſten Unform geſchildert, und zwar ſo, wie ſie nie und nirgends exiſtirt; denn ſeiner Gewohnheit nach läßt der Verf. in dieſen Schilderungen alles Poſitive weg und ſchildert ſtatt deſſen nur das Nichtige, das Abſcheuliche. Wie es ſcheint, hat er jenes idylliſche Verſchönern, welches allerdings oft in das Abgeſchmackte übergeht, allzu ängſtlich vermieden, und iſt deshalb in die entgegengeſetzte Barbarei widriger Verzerrungen verfallen. Nichtsdeſtoweniger hat er ſich jenes unbeſtimmt ſentimentalen Verfeinerns keineswegs ganz enthalten. Namentlich iſt das Liebespaar der Erzählung, ein Pandurencorporal und ein wlachiſches Bauermädchen, ſo gefühlvoll, als hätte es ſeine Bildung in einer norddeutſchen Penſionsanſtalt erhalten, und ſelbſt eine Nebenperſon, ein Räuber, ſagt zu ſeinem Hauptmann, als die-

fer ihm ein blutiges Geschäft aufträgt: „Du kennst ja meine Treue und Ergebenheit! Ich harre aus bis zum letzten Faden, und was du mir befiehlst, ist, als ob du es selber thätest", welche Redensarten er doch wol nur aus einer Leihbibliothek geschöpft haben kann. Der Hauptheld der Erzählung ist ebenfalls ein seltsames Gemisch der unmenschlichsten Roheit und der unmotivirtesten Empfindsamkeit. Da er wegen eines Mordversuchs sich der Gerechtigkeit durch die Flucht entziehen muß, wird er Räuberhauptmann und holt nun seine Braut mit der größten Lebensgefahr nach seinem neuen Aufenthaltsorte ab, obgleich der gesunde Menschenverstand, welcher in der Wirklichkeit grade solchen Leuten vorzugsweise eigen ist, ihm sagen konnte, daß jenes Mädchen niemals in eine Räuberwirthschaft taugen werde. Ueberhaupt ist gar kein Grund vorhanden, warum der Mensch, der der Geliebten fortwährend in allem Ernste droht, sie todt zu schießen, sie doch auch wieder mit romanhafter Anhänglichkeit verfolgt. Später wird das Mädchen aus den Händen des Räubers befreit und heirathet jenen Pandurencorporal. Da kommt der todtgeglaubte Räuberhauptmann, als sie eben ganz allein in ihrer einsamen Waldwohnung ist, plötzlich zu ihr und spricht: „Du sollst die letzte Speise für meinen Heißhunger nach Rache sein. Die Mutter sehen, den Grafen tödten und dich zuletzt erwürgen, dieses ist allein noch der Zweck meines Lebens. Dann stoße ich mir selbst das Messer in den Leib, oder knüpfe mich am nächsten Baumaste auf. Zuvor aber, schöne ungetreue Braut, will ich die Liebe in deinen Armen kosten. Ein Elend wär's zu sterben, ohne die Reize zu genießen, die einstens für mich blühten. Ergib dich nur, denn die Stunde ist günstig." Als sie ihn indessen um Schonung bittet, wird er plötzlich gefühlvoll, „läßt erschüttert die Arme sinken, hält dann beide Hände vor das Gesicht, seufzt tief auf, wankt dann wie ein erschöpfter Mensch zu der Bank, wo er sich ermattet niedersetzt. (Hier ist Alles doppelt, ja dreifach gesagt.) Sein Gesicht verzieht sich gewaltsam, als ob er mit der letzten Thräne (!) kämpfte u. s. w." Und als er später vernimmt, daß seine Mutter sowol als jener Graf bereits todt sind, so erschießt er sich ebenfalls, aus keinem andern Grunde, als dem heroisch sentimentalen, daß unmöglich geworden ist, was er als die einzige noch übrige Aufgabe seines Lebens betrachtete. Diese possierliche Vermischung der absoluten Roheit mit der absoluten Verbildung findet sich fast in allen Werken des Verf. mehr oder weniger wieder.

Die letzte Erzählung: „Das Haus der Frommen. Relation eines Offiziers aus dem spanischen Erbfolgekriege", ist ohne Zweifel die beste in dieser Sammlung. Es ist eine ganz einfache Geschichte ohne sonderliche Reize, aber auch ohne die Verzerrungen, durch welche die meisten andern Werke des Verf. verunstaltet sind. Ein junger Offizier hat Urlaub erhalten, um sich von seinen Wunden zu erholen, und bringt in Folge dessen einige Zeit in dem Hause einer Pietistenfamilie zu. Er macht sich durch ernsten ruhigen Sinn und durch bescheidenes Betragen bei den Bewohnern desselben beliebt, und erwirbt sich namentlich das Wohlwollen der Eigenthümerin des Hauses, einer bejahrten Witwe, in dem Grade, daß sie ihm einen Heirathsantrag macht. Der junge Mann nimmt diesen Antrag zwar nicht an und verläßt demzufolge jenes Haus, wird aber nach wie vor von jener Witwe freundlich, ja mütterlich behandelt, und namentlich bei seiner Abreise reichlich beschenkt. Später hat er Gelegenheit, dieses Wohlwollen jüngern Verwandten jener Familie zu vergelten. Dies ist in dem Tone erzählt, welcher, wenn auch nicht im Anfange, doch in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts üblich war, und welcher zu dem Inhalte der Geschichte recht gut paßt. Der derbe Sinn des Kriegers, verbunden mit den zierlich steifen Formen des Umgangs der mittlern Stände jener Zeit, ist recht gut ausgedrückt. Ebenso sind einige Einzelnheiten der Begebenheit naturwahr gezeichnet. Die Erbitterung der übrigen Mitglieder der Familie, als sie glauben, daß durch den Entschluß ihrer Verwandtin ihnen ein reichliches Erbe entgehen werde, ist viel wahrer und mit viel feinerer Ironie geschildert, als der Verf. sonst zu thun pflegt. Ebenso ist die Matrone, trotz ihres bedenklichen Ansinnens, welches zu plumpen Aeußerungen hätte Anlaß geben können, verständig und würdig gehalten. Auch in der Nachahmung der Umgangs- und Redeweise jener Zeit hat der Verf. ein verständiges Maß gehalten. Er hat davon nur soviel aufgenommen, als eben hinreicht, um die Eigenthümlichkeit der handelnden Personen zu bezeichnen, aber nicht so viel, daß die Darstellung dadurch geschmacklos würde. Wenn Hr. Sp. öfter Erzählungen dieser Art lieferte, so würde das Urtheil der Gebildetern über seine literarischen Bestrebungen weit günstiger lauten, als gegenwärtig der Fall ist.

131.

Schriften des würtembergischen naturhistorischen Reisevereins, enthaltend Reisebeschreibungen und Mittheilungen aus der Natur- und Völkerkunde. Erster Theil. Auch unter dem Titel: Wilhelm Schimper's Reise nach Algier in den Jahren 1831 u. 1832, oder Beschreibung der Stadt Algier und ihrer nächsten Umgebungen, vorzüglich der daselbst wohnenden Völkerschaften, ihrer Lebensart, Sitten und Gebräuche und des gegenwärtigen Zustandes dieser französischen Colonie. Stuttgart, Metzler. 1834. Gr. 8. 1 Thlr.

Bekannt ist der auf Actien unternommene naturhistorische Reiseverein unter der Direction der Herren Steudel und Hochstetter zu Eßlingen, dessen Zweck vornehmlich Sammlung von Naturkörpern ist, um sie den Theilnehmern zu verschaffen. Hr. Dr. Schimper, schon durch mehre botanische Abhandlungen vortheilhaft bekannt, erbot sich zur ersten Reise, nach der afrikanischen Küste, die aber, vornehmlich wegen schwerer Krankheit desselben, fast ganz fehlschlug, auch überhaupt in jenem Lande nur eine kärgliche Ausbeute gewähren konnte. Es ist daher von dieser Seite am wenigsten zu erwarten. Was dagegen die Beschreibung der Reise selbst anbetrifft, so ist sie die harmlose Erzählung eines gebildeten Mannes, der nur zum Nachtheil gereichen möchte, daß sie nicht rein von Provinzialismen (z. B. des Maison) und in lauter kleinen Absätzchen geschrieben ist. Doch entschuldigt sich der Verf. deshalb, daß er Jahr und Tag unter fremden Menschen habe leben und seine Muttersprache da fast vergessen müssen.

Nach einer gewöhnlichen Seereise, von Marseille aus, mit den bekannten Erscheinungen, aber doch auch mit großen Entbehrungen kämpfend, landet Hr. S. nach sechzehn Tagen im Hafen von Algier, dessen Beschreibung er gibt. Sie geht durch alle Verhältnisse, Bauart, Lebensweise, Religion u. s. w. Es scheint, das die Stadt sehr viel Aehnlichkeit mit Neapel habe. Was der Verf. über häusliche Einrichtung und Familienleben berichtet, ist das Interessanteste und am wenigsten Bekannte. Er hatte mit seiner Nachbarin, einer alten Spanierin, Bekanntschaft angeknüpft, die ihm die ausführlichsten Berichte über jenes gab. Häusliches Glück soll dort nicht selten sein. Die dortige Diät aber kann einem Nordeuropäer unmöglich zusagen. Ferner schildert der Verf. die verschiedenen dortigen Völkerschaften. Die Araber sind zwar gastfrei, aber durchaus lügenhaft und treulos. Wenn sie einen Fremden auch gut und freundlich beherbergen und bewirthen, so sind sie doch geneigt, wenn er sich wieder entfernt hat, ihm nachzulaufen, ihn zu berauben, oder auch wol zu ermorden. Im Kriege stellt sich oft ein Neger an die Spitze einer großen vereinigten Armee von Arabern, Mauren und Kabylen und führt sie mit Muth und Klugheit an; ihm folgt Alles blindlings.

Ueber die Colonisation Algiers durch die Franzosen erklärt sich Hr. S. sehr ungünstig. Sie fangen sie sehr verkehrt an und sind voll Nationaleinbildung, durch die sie sich die Afrikaner stets entfremden werden. Die Fremdenlegion ist freilich ein sonderbarer Mischmasch und Auswurf aller Nationen; allein methodisch als solcher behandelt, an die ungesundesten Oerter gelegt, durch Ophthalmien und andere Krankheiten und Ungeziefer aller Art aufgerieben, dabei als Gefangene von den Arabern auf das Schauderhafteste verstümmelt und getödtet, macht sie doch auch Niemandem Lust, sich dorthin zu begeben.

Des dortigen Klimas ungewohnt, verfiel Hr. S. in eine Ruhr, die in Hirnentzündung und Nervenfieber überging. In das Feldlazareth gebracht, das zwar kein tröstlicher Aufenthalt war, ihm aber doch sein Leben erhielt, kam er nur langsam wieder zu Besinnung und Kräften, und hatte seine meisten Sachen in dieser Abwesenheit eingebüßt. 47.

Marlinski's Russische Novellen.

Seit Karamsin vor ungefähr 40 Jahren seine Novellen schrieb, ist es keinem seiner Nachfolger gelungen, sich die Gunst sowol derjenigen Leser, die zur bloßen Unterhaltung nach einem Buche greifen, als auch der denkenden Leser, die an Fortschritten literarischer Entwickelung sich erfreuen, in dem Maße zu erwerben, als es Marlinski gelang. Sein eigentlicher Name ist Bestuschew und die frühern Schriften erschienen unter diesem Namen schon vor zehn Jahren. Schwere Lebensverwickelungen, in die ihn eigne Schuld stürzte, unterbrachen hierauf für eine Zeit seine literarischen Beschäftigungen, und als er sie wiederaufnahm, vertauschte er seinen frühern Namen mit dem jetzigen. Seine zerstreuten Schriften sind vor Kurzem gesammelt und gedruckt worden: „Ruskija powesti i raskasy". (Russische Erzählungen und Berichte. Petersburg und Moskau, 1834. 8 Bände.) Mehre der ältern Novellen findet man übersetzt in den deutschen Zeitschriften, die in Livland und Petersburg zu verschiedenen Zeiten herauskamen oder noch erscheinen. Ein novellenartiger Reisebericht: „Fahrt nach Reval" und eine Seenovelle „Die Fregatte Spes" in der Art der jetzt so beliebten französischen Contes maritimes, erfreuten sich eines besondern Beifalls. Zwischen den jetzigen und den frühern Hervorbringungen Marlinski's liegt, wie schon bemerkt, ein Zeitraum von zehn Jahren und die Reise, welche die Zeit gebracht, ist wohl zu erkennen. In jenen ältern Werken ist M. ein glücklicher Nachtreter Karamsin's, in den neuern erscheint er selbständig. Ein russischer Kritiker sagt: „Die anziehende, erzählende Schreibart, die Karamsin zuerst gestaltete, wußte Bestuschew sich anzueignen; Marlinski ist aber selbst Schöpfer. Wie reich, biegsam, unerschöpflich erscheint in seinen Hervorbringungen die russische Sprache! Er zeigt, wie große Mittel sie Demjenigen darbietet, der in ihre tiefer liegenden, noch unerforschten, oder doch ungenutzten Schätze einzudringen weiß. Wie lebendig sind seine Beschreibungen durch die Fülle der Worte, die ihm zu Gebote stehen! Seine Gesellschaftssäle leben voll Gespräch, Glanz, Bewegung, seine Meere stürmen, seine Berge liegen da ein gewaltiges Panorama abgefaßt in Worten. Marlinski's Novellen sind ein Buch in acht Bänden, aber dies Buch ist nicht blos Buch, es ist eine Gemäldegalerie, ein Conservatorium, ein Opernhaus, ein Museum des Schönen und Erhabenen." Obgleich wir nun für Marlinski nicht so enthusiasmirt sind wie dieser Kritiker, so würden wir doch gern aus demjenigen Theil seines Buches, der die „Berichte aus dem Kaukasus" enthält, die Beschreibung der Belagerung von Derbent im Jahre 1831 durch die fanatischen Scharen des Molla Kasi-Mohamed übersetzen (es ist ein anziehendes Schauerbild aus diesem in Europa wenig bekannt gewordenen Kriege); aber der Raum d. Bl. erlaubt solches nicht; aus demselben Grunde enthalten wir uns auch Marlinski's Ritt um die große, altberühmte kaukasische Mauer (Th. 6, S. 271—294) hier wiederzuerzählen, und beschränken uns auf ein kleines ethnographisches Curiosum. In der „Fahrt nach Reval" (S. 87) wird bemerkt, daß die russischen Soldaten, Fuhrleute u. s. w. die Esthen: Kulen und Kulizen nennen, vom esthnischen Worte kule und kuliza, welches höre, hört! bedeutet. Zugleich wird erläuternd hinzugefügt, daß in ähnlicher Art die russischen Matrosen und die Handlanger in den Seestädten die Engländer Asejen nennen, durch mundgefüge Corruption von I say (ich sage, ausgesprochen Ai-ssä), welche Redensart Diejenigen, die nicht englisch können und sich doch verständlich machen wollen, von einem Engländer oft genug hören mögen. Wenn man nun erwägt, wie in solcher Weise, unter unsern Augen und daher leicht erklärbar, die seltsamen Volksnamen Kulizen und Asejen für Esthen und Engländer entstanden sind, was soll man von manchen andern, alten und neuern Volksnamen halten, deren Ursprung vielleicht auch von solchen Zufälligkeiten und Corruptionen herrühren mag und jetzt der Gegenstand gelehrter Untersuchungen und weitgreifender Combinationen ist? 18.

Literarische Notizen.

L. Kerardven lieferte: „Guionvac'h. Etudes sur la Bretagne."

C. J. Tissot hat eine französische Uebersetzung von Ritter's „Geschichte der Philosophie" begonnen, deren erster Band bereits erschienen ist. 48.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Biographie
des
königl. preuß. Staatsministers
Freiherrn von Schuckmann.
Vom
Freiherrn von Lüttwitz.
Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Leipzig, im August 1835.

F. A. Brockhaus.

Hierzu Beilage Nr. 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 8. 15. August 1835.

Allgemeine Geschichte besonders der europäischen Menschheit von der Völkerwanderung bis auf die neueste Zeit. Im Verein mit einigen süddeutschen Historikern herausgegeben von Karl Pfaff. Erste Abtheilung. Ersten Bandes zweite bis vierte Lieferung. Zweite Abtheilung. Ersten Bandes zweite bis fünfte Lieferung. Stuttgart, Schweizerbart. 1832—33. Gr. 8. Jede Lieferung 7½ Gr.

Wir haben uns schon in diesen Blättern (Nr. 224 f. 1833) sehr beifällig über dieses Unternehmen ausgesprochen und können nun nach Einsicht gegenwärtiger sieben neuer starker Hefte dieses Urtheil nicht allein nicht zurücknehmen, sondern desto mehr begründen und verstärken. Zwar werden wir noch immer nicht aus unserer Unwissenheit gerissen, wer die andern süddeutschen Historiker sind, welche auf dem Titel angeführt werden; gestehen auch in der Darstellung und Behandlung für mehre Individualitäten zu wenig Unterscheidendes gefunden zu haben, um mit Bestimmtheit auf Diesen und Jenen rathen zu können. Am Ende kommt auch weniger darauf an, ob A und Z mitgearbeitet, als darauf, daß das Ganze möglichst gediegen und gleichartig sei. In der Kaufmannswelt haben wir es wol erlebt, daß sogenannte stille Associés zu Tage gekommen sind, wenn ein Bankrott (welches Wort in einem der letzten Hefte mit Zerbrechung der Wechselltische, Bänke, eines betrügerischen oder insolventen Geldwechslers gut erklärt wird) des Hauses ausbrach, oder in der politischen Welt, daß geheime Verträge erst zu Tage kamen, wenn die Paciscenten untereinander uneinig wurden; wir wollen aber wünschen, daß hier kein solcher oder ähnlicher Grund wie etwa die societas leonina je der Vollendung des Ganzen in den Weg treten möge.

Obgleich auch ein Anfang der dritten Serie (mit der nordamerikanischen Revolution bis auf die neueste Zeit) in einem der nächsten Hefte versprochen worden war, so ist uns wenigstens davon noch nichts vor Augen gekommen. Von den vorliegenden sieben Heften führen die drei ersten Lieferungen den ersten Band der ersten Abtheilung (die von der Völkerwanderung bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts berechnet ist) bis zu dem Ende der Kreuzzüge.

Bei Werken dieser Art, welche weniger auf eigne Forschung als auf faßliche Anordnung und ansprechende Darstellung des von den eigentlichen Forschern gewonnenen und gereinigten Stoffes Anspruch machen, welche darum auch alle Nachweisung der Quellen, woher sie ihre Materialien entnommen, unterlassen, kann die Kritik sich eben auch nur mit Anordnung und Darstellung und höchstens mit Berichtigung einzelner Verstöße, deren jedoch hier sehr wenig sind, beschäftigen. Von Karl dem Großen sind die rühmlichen Seiten seines Lebens und Wirkens vorzugsweise hervorgehoben. Daß mancher Flecken in seiner Sittlichkeit nicht berührt worden ist, wollen wir nicht eben tadeln, wenngleich ein Bild ohne allen Schatten der Wahrheit, selbst der Wahrscheinlichkeit und der Rundung entbehrt. Daß aber seine Unterthanen unter seinen fast unausgesetzten Kriegen und unter den durch eben diese zu mächtig gewordenen und der Controle zum Theile spottenden Großbeamten des Reichs sehr litten, springt aus manchen Stellen der sonst so lobrednerischen Quellen hervor, und hätte am Schlusse seiner Darstellung noch mehr hervorgehoben werden können. Doch hat es den Deutschen zu allen Zeiten geehrt, daß er über dem Guten das Ueble leicht vergessen und sich immer mehr an die hellen Seiten seiner Regenten als an die dunkeln gehalten hat. Es muß arg kommen, wenn der Deutsche einen seiner Fürsten mehr tadeln als loben soll. Das zweite Hauptstück umfaßt das getheilte Frankenreich bis auf den Ausgang der Karolinger, worauf aber die beigesetzte Zahl 894 gar nicht paßt, von 813—894. Daß die deutsche Geschichte durchgängig ausführlicher behandelt wird, vermögen wir bei der Bestimmung des Buches für die Gebildeten unsers Volks keineswegs zu tadeln. Daß beim großen Sachsen Heinrich noch immer an den Finkler oder Vogelsteller erinnert wird, mahnt zu sehr an die ältere Form der Geschichtschreibung, wo solchen Kleinigkeiten und Zufälligkeiten großer Werth beigelegt wurde. Einem Mönche in seiner Klause mochte so etwas allerdings wichtig erscheinen. Das Grona (S. 194) wird in Grana oder Gahna zu verwandeln sein. Sehr unterhaltend ist S. 208 der Auszug aus Luitprand's Bericht über seine Gesandtschaft nach Konstantinopel. Möchte nur des Gesandten Wort noch heute gelten: „Wir Deutsche wissen nichts von Sekten; Federkriege sind unsere Sache nicht!" Die deutsche Geschichte bricht mit 1125 oder dem Ausgange des fränkischen Königsstammes ab, wodurch freilich bei der Geschichte der Kreuzzüge allerhand Anticipationen aus den deutschen Verhältnissen vorkommen müssen.

Kürzer sind in den Hauptstücken 5—12 Burgund und Frankreich; England, Schottland und Irland; Italien; Spanien; Scandinavien; Ungarn (verhältnißmäßig auch später noch am ausführlichsten); Polen, Rußland und das griechische Kaiserthum bis gegen den Anfang der Kreuzzüge behandelt, zu denen dann das 13. Hauptstück in der Geschichte der außereuropäischen Völker, besonders der Araber, einen guten Uebergang macht. Die Geschichte Alfred's (richtiger Aelfred's) von England (S. 503 fg.) ist sehr angenehm zu lesen, wie denn billig solche Einzelschilderungen wahre Ruhepunkte auf dem unermeßlichen Felde abgeben müssen, oder einzelne eingestreute Aeußerungen und Anekdoten, wie z. B. S. 345, welche wir ausheben: „Abdorrhaman III. starb 961 mit dem Ruhme eines klugen Feldherrn und großen Regenten; dennoch schrieb er von sich selbst kurz vor seinem Tode: Funfzig Jahre sind verflossen, seit ich Khalif bin. Reichthum, Ehre, Freude, Alles habe ich genossen, alle erschöpft; Könige, meine Nebenbuhler, achten, fürchten und beneiden mich. Was nur der Mensch sich wünschen mag, gab mir der Himmel reichlich. In diesem langen Zeitraume scheinbaren Glücks habe ich die Tage gezählt, wo ich mich glücklich fühlte. Ihre Zahl war 14. Sehet Sterbliche, was die Größe werth ist, was die Leben und das Leben!"

Die Darstellung der Kreuzzüge (431—580) ist nach den trefflichen Werken, die darüber vorhanden sind (unter denen wir der Schönheit der Darstellung wegen gern an Funk's „Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge", Leipzig 1821—24, 4 Theile, erinnern), zwar umfassend aber vielleicht nicht tief genug aufgegriffen. Wenn diese Unternehmungen allein aus der Wurzel des Glaubens hergeleitet werden, so ist dies nach unserer Ansicht zu einseitig. „Das Machtgebot eines Gewaltherrn kann wol die Scharen seiner Söldlinge oder die Schwärme seiner Sklaven hintreiben zum Kampfe; aber Hunderttausende bewegen, Alles aufzuopfern und in entfernte Länder gegen kampfgeübte, kriegerische Völker zu ziehen, das vermag nur die Begeisterung für einen großen Zweck, für das Höchste, was der Mensch hienieden besitzt, für den Glauben! Ja, Glauben allein und Freiheit vermögen solche Wunder zu wirken, und in jenen Zeiten, wo Freiheit noch ein Vorrecht einzelner Stände war, da konnte es nur der Glaube, für welchen die Gemüther damals noch inniger glühten, als jetzt in dem Zeitalter der Selbstsucht, der Gleichgültigkeit und des Genusses." Ref. ist immer der freilich etwas unpoetischern Meinung gewesen, daß die Erscheinung der eigentlichen Kreuzzüge, längst vorbereitet durch immer zahlreichere Pilgerfahrten (wie z. B. 1064 8000

Deutsche schon eine solche machten) mehr eine Folge des immer traurigern Zustandes der Westeuropäer war, denen hierarchischer und Feudaldruck so schwere Fesseln angelegt hatte; ein Druck, gegen den man sich irgend wohinaus Luft machen mußte, und in der nur wiederangeregten Idee der Eroberung Palästinas, die zugleich die höchsten wie die niedrigsten Interessen ansprach, eine glückliche Auskunft fand. Die so verschiedenen Zähler mag man denn gern unter dem Generalnenner des Glaubens zusammengefaßt haben, besonders da die historische Feder meist in den Händen der Geistlichen war und die Kirche vor Allen durch jene Unternehmungen verherrlicht werden sollte. Ebenso hätten bei den Folgen der Kreuzzüge nicht blos die politischen Folgen, sondern auch die für Künste und Wissenschaften, Erweiterung des gesellschaftlichen Lebens und seiner Bedürfnisse durch Aneignung einiger orientalischer Einrichtungen u. s. w. angeführt werden können. Selbst für die Durchbildung der verschiedenen Nationalcharaktere waren sie nicht ganz ohne Einfluß, und die wechselseitige Bekanntschaft des europäischen Westen und Osten miteinander wurde durch sie begründet.

In der zweiten Abtheilung wird das erste Buch von 1414—1453 nicht nur beendet, sondern auch das zweite Buch von 1453—1519 (S. 255—490), worauf ein drittes (491—738) Sitten, Cultur, Kunst und Wissenschaft des Mittelalters behandelt. Wie gern möchten wir Manches hier herausheben, was unsere Leser vielleicht sehr ansprächte, aber wir müssen fürchten zu weitläuftig zu werden. Sehr wohl motivirt ist das Urtheil über die Jungfrau von Orleans, und auch der Umstand, den Ref. bei einer andern Gelegenheit aus den notices und extraits von L'Averdy mitgetheilt hat, nicht übersehen, daß sie einer monatlichen Schwäche des weiblichen Geschlechts nicht unterworfen war, woraus, wie Physiologen einräumen, allerdings ein überspannter und visionairer Zustand sich entwickeln kann. — Mit Theilnahme liest man die Schilderung der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, und wie der Sultan Mohammed, 30. Mai 1453, in den verödeten kaiserlichen Palast einreitend, die Worte des persischen Dichters mit trauriger Wahrheit ausruft: „Es zieht in Kaiserburgen die Spinn' als Kämmerer den Vorhang vor und in Etrasiab's Königshallen hört man die Heermusik der Eule schallen!"

Zu den gelungenern Personalschilderungen gehört S. 314 die des Königs von Ungarn, Matthias Corvinus. Das Matthiae decretum major wird wol jeder Leser stillschweigend berichtigen. Mit seiner gerühmten Gerechtigkeitsliebe contrastirt sein Benehmen gegen Podiebrad von Böhmen sehr; doch nennt ja auch Spittler ihn den größten König, den die Ungarn je gehabt.

Sehr mühsam, aber auch schon darum sehr verdienstvoll ist das dritte Buch, oder die schon angeführte Culturschilderung des Mittelalters. Bei einer Mosaikarbeit wie dieser konnte es freilich an Zusätzen und einzelnen Berichtigungen nicht fehlen; aber wer sich selbst ähnlichen Arbeiten unterzogen hat, wie Ref., kennt die Schwierigkeit solcher Zusammenstellungen.

Das erste Hauptstück handelt von der Geschichte der Witterung, der wichtigsten Naturereignisse und Krankheiten, z. B. heiliges Feuer, Pocken, Aussatz, schwarzer Tod, Veitstanz, englischer Schweiß, Lustseuche. Dann geht der Verf. Cap. 2 auf Sitten des Mittelalters, Bauart und Baukunst über. Bei den Bädern hätten auch die Seelbäder und bei den Concubinen der Geistlichen die Seelenkühe miterwähnt werden können. Gewerbsamkeit, Erfindungen, Kriegswesen. Bei der Rubrik Handel und Schiffahrt ist auch der Hanse ausführlicher gedacht. Eine eigentliche Schilderung des Faustrechts vermißt Ref., insofern durch einzelne Beispiele das Charakteristische und oft Lächerliche desselben dargethan werden konnte. Das fünfte Hauptstück bespricht Künste, Buchdruck, Buchhandel und Bücherwesen, wobei der sehr zeitig entstehende Nachdruck und die Censur nicht vergessen ist. Mit dem Gange der geistigen Bildung im Mittelalter (Schulen, Universitäten), mit der Geschichte der Sprache und der Dichtkunst, dann der Sprachkunde, Geographie, Geschichte und Mathematik, mit der Geschichte der Philosophie, Naturwissenschaften, Arzneikunde und Rechtsgelehrsamkeit machen die vier letzten Hauptstücke den Beschluß. Sehr zu billigen ist es, daß der Verf. bei den wichtigsten Werken der deutschen Dichtkunst im Mittelalter wie S. 661 beim Nibelungenlied, 664 beim Heldenbuch und dessen einzelnen Bestandtheilen kurz den Inhalt angibt.

In einer Nachschrift zum ersten Bande erklärt Hr. P., daß es ihm passender geschienen habe, anstatt jedem einzelnen Zeitraume seine Culturgeschichte beizufügen, diese um zu großer Zerstückelung und zu häufiger Wiederholungen willen lieber in ganze Bücher zu vereinigen, und gibt dann eine Uebersicht der Bücher, in welche das Ganze (welches auf 36 Lieferungen oder Hefte berechnet ist) zerfallen soll. Davon kommen fünf Bücher auf die erste, zehn auf die zweite und fünf auf die dritte Abtheilung von 1773 an. Künftig soll jedesmal von einer Abtheilung ein ganzer Band (in vier Heften) in ununterbrochener Folge erscheinen. Wir wünschen schließlich dem Unternehmen den besten Fortgang. 92.

Das liberale System, oder das freie Bürgerthum in seiner höchsten Entfaltung; in einem Gemälde des Bundesstaats von Nordamerika praktisch dargestellt von Ernst Ludwig Brauns. Zweiter Theil. — Auch unter dem Titel: Amerika und die moderne Völkerwanderung. Nebst einer Darstellung der gegenwärtig zu Economy am Ohio angesiedelten Harmoniegesellschaft. Mit Georg Rapp's Bildniß. Potsdam, Vogler. 1833. 8. Preis für beide Theile 2 Thlr. 18 Gr.

Ueber die Befähigung des Hrn. Verf., eine umfassende Darstellung der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu liefern und über das Verdienstliche dieses Unternehmens hat sich bereits die Anzeige eines andern Mitarbeiters des ersten Bandes seines Werks in Nr. 29—30 d. Bl. f. 1832 genügend ausgesprochen, daher hier nur zu berichten ist, was dieser zweite Band, und wie er's bringt. Die Bevölkerung ist das Hauptthema desselben, jedoch nicht in ihren allseitigen Beziehungen, sondern nur hinsichtlich ihrer Entstehung durch freiwillige Einwanderung von Europäern, welche der Verf. unter der modernen Völkerwanderung versteht, durch die gezwungene Einführung von Negern und durch eigne Vermehrung; auch vergißt er nicht, die Hemmnisse in Erwägung zu ziehen, welche Klima, Krankheiten und Lebensweise da und dort ihrem größern Wachsthume in den Weg legen. Es ist demnach vorzüglich Geschichte der Colonisirung, was wir erhalten, und der größere Raum ist der von Deutschen bewirkten gewidmet, von denen nach des Verf. Annahme seit anderthalbhundert Jahren gegen eine halbe Million einwanderten.

Auf W. Penn's Veranlassung landeten im August 1683, unter Leitung des Dr. Franz Dan. Pastorius aus Limpurg in Franken, die ersten Deutschen in Philadelphia, und ihr Fleiß, ihre Ausdauer, ihr musterhafter Betrieb des Landbaues legte hauptsächlich den Grund zu Pennsilvaniens späterer Blüte. Bald sandten die Gouverneure der benachbarten britischen Provinzen Emissare nach Deutschland, besonders in die Pfalz, um auch solche emsige Bienen in ihre Gebiete zu locken, was ihnen durch glänzende Versprechungen in einer Zeit leicht glücken mußte, wo der deutsche Landmann noch unter dem unerhörtesten Drucke seufzte. Allein Vielen ward auch jenseit des Oceans kein leichteres Loos zu Theil und britische Habsucht brachte 1713 an 150 Familien zu dem Entschlusse, die bisher inne gehabten Niederlassungen zu verlassen und bei den Mohawks, einem Stamme der amerikanischen Ureinwohner, eine Freistätte zu suchen, „weil ihnen das Leben unter civilisirten Völkern völlig zum Ekel geworden wäre und sie lieber unter den rohen, aber unverdorbenen

Wilden todt, als unter den in allen Künsten der Bosheit und Schalkheit wohleinstudirten Civilisirten lebendig sein möchten.“ Allein trotz alles Ungemachs fiel es doch Keinem ein, sich in das drückende Unterthanen- und Herrendienstverhältniß in der alten Welt zurückzuwünschen, und ihre in die alte Heimat gesandten Berichte waren immer noch ermunternd genug, jährlich Tausende ihrer Brüder der neuen Welt zuzuführen. Noch jetzt stehen die Deutschen nach dem Zeugnisse amerikanischer Schriftsteller obenan unter allen andern Colonisten; auch waren sie es, von denen zuerst 1688 die Behauptung ausging, die Sklaverei sei mit den Grundsätzen des Christenthumes unvereinbar, und lange zuvor, ehe eine europäische Macht den Negerhandel verbot, hatte die Mehrzahl der Deutschen in Pennsilvanien die Negersklaverei aufgehoben.

Was deutsche Betriebsamkeit vermag, zeigt auch die ausführlich mitgetheilte Geschichte der von dem Bauer und Leinweber Georg Rapp von Iptingen im Würtembergischen 1805 nach Pennsilvanien übergesiedelten Harmoniegesellschaft, ursprünglich etwa 50 Familien, mit einem Gesammtvermögen von 20,000 Dollars, das sie binnen zehn Jahren in ihrer ersten Niederlassung am Großen-Conaqueneſſing mehr als versiebenfachten. Sie verlegte 1815 ihre Niederlassung an den Wabash nach Indiana, wo sie nicht minder gedeihlich wirkte und 1824 ihr Gesammtvermögen auf eine halbe Million Dollars gesteigert hatte. In diesem Jahre gab die Gesellschaft aber auch diese zweite Niederlassung auf, versilberte die liegenden Gründe für 200,000 Dollars und kehrte nach Pennsilvanien zurück, wo sie am Ohio, unweit ihrer ersten Ansiedelung, eine neue, Economy genannte, gründete, die noch unter Leitung des fast 80jährigen Rapp in höchstem Flor steht und deren Vermögen gegenwärtig weit über eine Million geschätzt wird. Ein Nebenzweig der Harmoniegesellschaft, die Gemeinde der deutschen Bundesbrüder im Blumengartenthale unweit Williamsport in Pennsilvanien, befindet sich ebenfalls in fortwährend zunehmendem Wohlstande. Sie verdankt ihre Gründung dem ehemaligen königl. würtembergischen Hofrath Dr. Friedrich Haller, einem Genossen der Harmoniegesellschaft, welcher sich aber mit der bei derselben praktisch angewendeten Idee der Gütergemeinschaft nicht befreunden konnte. Er trennte sich also mit einigen Familien von ihr und legte eine besondere Niederlassung an, deren Mitglieder unter andern Eigenthümlichkeiten die Taufe verwerfen und nie Processe führen.

Sehr angemessen hat der Hr. Verf. überall die betreffende Literatur angeführt, sodaß der ausführlichere Belehrung Suchende sie leicht zu finden weiß. Zugleich muß hier angeführt werden, daß der ursprüngliche auf zwei Bände berechnete Plan des Werkes auf einen dritten erweitert worden ist, der auch die zu dem vorliegenden gehörenden und darin versprochenen Bevölkerungstabellen enthalten wird. Ungeachtet nun Ref. gegen diese Erweiterung an sich nichts einzuwenden hätte, wenn es dem Hrn. Verf. gefiele, sie zu Mittheilungen aus dem Schatze seiner reichen Erfahrung und ausgebreiteten Belesenheit zu benutzen, so veranlaßt ihn doch die Anwendung des Raumes in diesem zweiten Bande, der zu viel Abschweifungen vom eigentlichen Ziele darbietet, zu dem Wunsche, der dritte dadurch vielleicht mit nöthig gewordene möge desto freier davon sein. Was hat z. B. eine vergleichende Tabelle der Wolleinfuhr in Großbritannien, aus welcher die Zunahme der Importation aus Nerdsüdwales erhellt, mit der amerikanischen Bevölkerung zu thun, und wer sucht unter den, den „Ursachen der schnellen Zunahme und der Hemmung derselben“ gewidmeten Abschnitten Polemik gegen die belgische Revolution, gegen die starke sächsische Hofhaltung, gegen die deutschen Flachsrotten und Schindanger, gegen die Abwehrungsmaßregeln wider die Cholera, endlich einen für diese Stelle weitläuftigen Abriß ihrer Geschichte, die Hufeland'sche Tabelle ihrer Verheerungen, Erörterungen, weshalb der große Haufe Gebildeter und Ungebildeter die im 18. Jahrhunderte herrschende Pest aus dem Gesichte verloren habe u. s. w., und als ob es mit alle dem noch nicht genug gewesen, im Anhange gar noch Schutzmittel wider die Cholera! Der Wiederabdruck des allbekannten Schubert'schen „Auf, auf! ihr Brüder und seid stark“ ꝛc., S. 505 als Nachruf an die nach Afrika ausgewanderten Deutschen, erscheint ebenfalls völlig zwecklos und steht noch dazu nicht in der geringsten Beziehung zu dieser Anwendung.

Es thut Ref. aufrichtig leid, dem verdienstvollen Verf. diese Bemerkungen nicht ersparen zu können, allein wie er Unparteilichkeit zu seinem Wahlspruche gemacht hat und übt, wird er sie auch Andern nicht verargen. Freilich wird der Verf. dieser Anzeige wol nicht zu den „großen und würdigen Männern“ (Vorwort S. xii) gerechnet werden, welche durch Abfassungen empfehlender Recensionen zur Verbreitung der Schrift des Hrn. Dr. Brauns beigetragen haben, obgleich dieselbe Absicht diesem Aufsatze zum Grunde liegt, dadurch aber die Rüge des Mangelhaften nicht ausgeschlossen werden kann. S.

Richardett. Ein Rittergedicht von Niccolò Forteguerra. Uebersetzt von J. D. Gries. Dritter Theil. Stuttgart, Löflund und Sohn. 1833. 8. 1 Thlr. 16 Gr. *)

Mit diesem Theile vollendet sich die geistvolle Uebersetzung des originellen „Ricciardetto“ von Fortiguerra, und unsere Uebersetzungsliteratur gewinnt mit ihm einen neuen, Vielen zur Freude gereichenden ausgezeichneten Beitrag. In frühern Anzeigen haben wir über den Charakter und die Tendenz dieses launigen epischen Gedichtes, in welchem sich das Heroische auf eine so höchst eigenthümliche Art mit Satire und Komik mischt, genug gesagt, um uns darauf zurückbeziehen zu können. Wir wollen daher hier der Verdienste der Uebersetzung etwas näher gedenken. Das, was uns an dieser Dichtung immer reizt, was uns anzieht und uns beschäftigt, ist eben die Kunst, mit welcher Anfangs- und Endpunkt der Parodie verschleiert erscheinen, sodaß wir beständig zu errathen aufgefodert werden, wo der Verf. es ernst, wo er es scherzhaft nimmt. Diese Gattung von komischem Epos stand am Schlusse des 16. Jahrhunderts in ganz Europa in höchsten Ehren; in Spanien, Italien und Deutschland drängten sich die Versuche in ihr, und man ward ihrer so wenig müde, daß selbst noch Boileau's „Lutrin“ und „Gulliver“ als Nachklänge dazu betrachten werden können. In keiner von allen diesen Dichtungen, weder in der „Secchia rapita“, noch im „Orlando inamorato“, weder im „Frosch- und Mäuse-“, noch im „Mückenkrieg“, noch in ähnlichen französischen und englischen Versuchen ist die feine Grenzlinie zwischen Ernst und Laune, zwischen Wahrheit und Spott jedoch mit solchem Maß und Sicherheit beobachtet, als in Fortiguerra's „Ricciardetto“. Eben dies empfahl besonders dies Werk zum Versuch einer Uebersetzung. Daß diese unter den Händen eines so bewährten Meisters überhaupt gelingen würde, stand zu erwarten, dennoch überrascht sie uns durch die Art des Gelingens. Die spielende Leichtigkeit des Verses, welche hier, besonders aber gegen das Ende hin und im dritten Theile, vom 21. — 30. Gesang, erreicht ist, und die nur die Frucht einer lebenslangen Uebung in den Ottaverime sein konnte, hätten wir ohne diese Probe stets für unerreichbar gehalten. Der Leser dieses Gedichtes muß diesen Vers im Deutschen für ganz so leicht halten, als er sich in Arioſt's Sprache bildet. Allein er versuche die Nachahmung, und die ungemeine Gewandtheit der Feder, aus der diese 3000 Strophen rasch und leicht herflossen, wird ihm klar werden. Dabei ist die Lebendigkeit des Colorits, die Fülle und die geschmackvolle Wahl des Ausdrucks, der das ganze volle deutsche Sprachgebiet in jedem Augenblicke sicher beherrscht, nicht genug anzuerkennen. Das Original gewährt Anstöße, die Uebersetzung keine; der gebildetste, der sicherste Geschmack hat sie gegeben und geleitet.

*) Ueber den ersten Theil vgl. Nr. 69 d. Bl. f. 1833 und Beil. Nr. 6 d. Bl. f. 1836. D. Red.

In diesem Schlußbande lösen sich nun alle Verwickelungen, und der ganze unendliche Reichthum von Fabeln, Erfindungen und ergötzlichen Märchen, die der Dichter hier gesammelt hat, spinnt sich nun bis zum Ende ab. Daher hat der Uebersetzer auch zum Schluß eine Uebersicht der gesammten Schicksale seiner Heroen beigefügt, die uns sehr willkommen erscheint. Ricciardetto, der Hauptheld, sieht Dospinen endlich wieder, erkämpft sie von dem Ungethüm, verliert sie wieder, erstreitet sie von Neuem von Scricca, tauft sie geräth in ein Zauberschloß und wird endlich von dem alten Negromanten nach Paris geführt, wo er mit ihr den Thron besteigt, denn Karl der Große ist mit allen seinen Paladinen, mit Roland, Rinald, Richardett's Bruder u. s. w. von Gan von Mainz (Ganellon von Poitiers) zu Ronceval in die Luft gesprengt, Gan aber unter fürchterlichen Martern in einem eisernen Käfig nach Paris geführt, wo er lebendig verbrannt wird. Dieser Ausgang Karl's und seiner Paladine scheint zu beweisen, daß der Sagenkreis, welcher diesem Gedichte zum Grunde liegt, die Sage von den vier Haimonssöhnen, doch nicht eher als im 14. Jahrhunderte — nach Erfindung des Schießpulvers — eine feste Form gewann; wäre sie früher fest geworden, so hätte dieser Ausgang Karl's nicht darin aufgenommen werden können. Scricca, der Kaffernkönig, Dospinen's Vater, kommt versöhnt nach Frankreich. Es versteht sich, daß die Kaffern, Giaur, Giaur, die Mohren Mauren sind, nicht aber der südafrikanische Volksstamm. Astolph von England stirbt, Olivier von Burgund, der Reichsverweser, führt Richardett auf den Thron, Serpedon wird von diesem getödtet und Rinaldus theilt seinen Triumph. Keiner der vorhergehenden Theile ist an launigen Erfindungen so reich als der vorliegende. Der Verf. scheint sich selbst in den keckſten Humor erst hineingeschrieben und den anfangs vielleicht beabsichtigten Ernst weiterhin ganz aufgegeben zu haben. Von den Kaffern bis zu den Lappen setzt er die ganze ihm bekannte Welt in Bewegung, um uns zu unterhalten, und schifft nach Ost und West, um uns Stoff zum Ergötzen herbeizuholen. Nichts ist scherzhafter als Rinaldus letzte Abenteuer, und der Tod der Paladine durch den Verräther Gan ist in äußerster Laune geschrieben. Sie fahren leibhaft gen Himmel und stoßen mit den Stirnen an die Himmelspforte, da räth ihnen Sanct Peter doch lieber erst zu sterben, und

Gleichwie ein Vögelchen entfliedt in Eile,
Wenn es am Käfig was zerbrochen fand,
So schlüpfen diese Seelen sonder Weile
Aus ihrem angebornen Kerkerband.
Zur Erde fielen nun die irdischen Theile,
Ihr findet sie dort mitten auf dem Land —
Auf eurem Weg. Ihr nur, die dies Verbrechen
So nah berührt, geht hin, um es zu rächen.

Hierauf greift die übriggebliebene kleine Heldenschar die Mainzer an, besiegt sie und nimmt den Verräther gefangen.

Und ein Gemetzel ward nunmehr getrieben,
Daß beim Gedanken schon mir starrt das Blut.
Kaum hundert Franken waren übrig blieben,
Wer aber nennt die Zahl der Mainzer-Brut?
Doch lassen wir sie kämpfen nach Belieben,
Und in der Schlacht verlüften Haß und Wuth —
Ich geh' ins Bett, um Ruhe mir zu schaffen,
Denn morgen heißt es wieder: Zu den Waffen!

In ähnlichen scherzhaften Ausgängen, nach ernsten Blutscenen, endet fast jeder Gesang:

Es glückt vielleicht. Allein vor allen Dingen,
Will ich jetzt ruhn, denn heiser macht das Singen.

Oder:

Das Alles hört ihr morgen sicherlich,
Läßt das Gedächtniß mich nicht ganz im Stich.

Oder:

Doch erst laßt ein'ge Labung mich erwerben,
Denn matt und müde bin ich bis zum Sterben.

Natürlich verfehlt dergleichen seine komische Wirkung nicht.

Zum Schlusse nun müssen wir dem Verf. für seine Ausdauer, wie sie der Liebe zur Sache allein möglich war, und für das achtbare Werk, das nur bei einer so ausdauernden Liebe gelingen konnte, unsere Anerkennung bezeugen. Er hat unsere Literatur mit einem Gedichte bereichert, das allen Denen, die an harmloser Laune und geschmackvollem Scherz, in unserer Zeit widerwärtigen Streits und übertriebener Genialitätssucht, sich noch zu erfreuen vermögen, einige heitere Stunden verschaffen wird. 52.

Notiz.

Wo ward der Plan zur ägyptischen Expedition gefaßt?

Ich habe oft Zweifel darüber aufwerfen hören, wie die erste Idee zu Bonaparte's ägyptischer Expedition entstanden sei? Indeß erzählt Lavalette in seinen Memoiren, welche ich sehr hoch stelle, da man ihnen gleich anfühlt, daß sie ein „honnête homme" geschrieben hat, folgende Veranlassung davon.

„In der geschäftlosen Zeit, welche dem Abschlusse des Friedens zu Campo Formio (October 1797) voranging, brachte der General Bonaparte seine Abende mit dem gelehrten Monge hin, den er von Paris in sein Hauptquartier berufen hatte. Unter den mannichfachen Gegenständen, auf welche sich ihre Unterhaltung wandte, trat das Project einer Eroberung Aegyptens hervor, welche schon während der Regierungen Ludwig XV. und XVI. häufig vorgeschlagen worden war. Bonaparte, dessen Gemüth von diesem Gedanken ergriffen wurde, wünschte die darauf bezüglichen Papiere einzusehen, und da Monge eine Zeit lang Marineminister gewesen war, so gelang es ihm, dieselben aus den Archiven jenes Ministeriums herbeizuschaffen. Der Obergeneral fand die zur Ausführung gemachten Vorschläge unzureichend, und vielleicht reizte ihn selbst diese Kritik, tiefer in die Natur des Gegenstandes einzudringen. Genug, sein Vorsatz ward schon jetzt gefaßt, und die Mittheilungen darüber an das Directorium hoben unter dem Siegel des tiefſten Geheimnisses unverzüglich an. Beide Theile waren aber bei der Sache zu lebhaft interessirt, als daß sie nicht schnelle Fortschritte hätte machen sollen: das Directorium haßte Bonaparte von Grund des Herzens und fand sich durch den Glanz seines Ruhmes zu sehr verdunkelt, um nicht seine Entfernung innig zu wünschen; Bonaparte dagegen sah unter der Directionsregierung keine Aussichten für sich in Frankreich und wünschte sich daher gleich herzlich fort. Der wesentlichste Punkt der ägyptischen Expedition schien die vorherige Besitznahme Malta's, und auch dazu zeigte sich eine günstige Aussicht. Bei der damaligen französischen Legation zu Genua nämlich stand ein gewisser Poussielgues, ein sehr intelligenter Mann, der ausgebreitete Verbindungen auf der Insel hatte. Man sendete ihn dahin, um die Stimmung der Gemüther, besonders der französischen Ritter zu erforschen, und seine Berichte waren so aufmunternder Natur, daß die Vorbereitungen zum Unternehmen jetzt sogleich auf das Ernſteſte betrieben wurden. Die Engländer ahneten nichts, und die Anstalten gediehen also mit reißender Schnelligkeit. Bald war die Expedition in See, und Malta mit seiner Hauptstadt Lavalette gerieth fast ohne Schwertstreich in die Hände der Franzosen. Es ist in Bezug auf diese Einnahme der letztern mit ihren vortrefflichen, ganz in Felsen gehauenen Werken nur noch zu bemerken, daß der General Caffarelli, Chef von Bonaparte's Generalstabe, als er dieselben näher untersucht hatte, sagte: „Il est fort heureux qu'il se soit trouvé des gens dans la place, pour nous en ouvrir les portes; car, si elle eût été déserte, tous les efforts de l'armée n'auroient pu lui en procurer l'entrée". Dies sind wenig bekannte Aufklärungen über Bonaparte's ägyptische Expedition; und in der That, man erstaunt über die Gefälligkeit, mit welcher ihm das Glück dabei entgegenkam. 87.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 228. — 16. August 1835.

France social, literary, political, by *Henry Lytton Bulwer*. London 1834. *)

Es ist in den letztverflossenen Jahren über Frankreich im Auslande, wir meinen vorzugsweise in England und Deutschland, weit weniger geschrieben worden, als man bei der durch die Ereignisse von 1830 so sehr gesteigerten Theilnahme an den Verhältnissen dieses Landes wol zu erwarten berechtiget war. Rechnen wir etwa Raumer's „Briefe aus Paris" und Heine's „Französische Zustände", beides auch Werke, welche die Momente ihres Werdens nur zu sehr an der Stirne tragen, ab, so bleibt der deutschen Literatur in diesem Zweige eben nichts als eine Anzahl unbedeutender Schriften, bei denen die Einseitigkeit leidenschaftlicher Darstellung, gleichviel ob Erzeugniß der Begeisterung oder des Hasses, über den Mangel an wahrer Kenntniß der Personen und Sachen, an feinerer und ruhiger Beobachtung und an Richtigkeit des Urtheils schwerlich täuschen konnte; und auch England bietet, bis auf das vorliegende Werk, nicht viel mehr als einige politische Broschüren, welche als Ergebnisse des Tages mit dem Tag vorübergingen und, ungeachtet des der englischen Literatur in diesem Fache eigenthümlichen Taktes, das Bedürfniß tieferer und umfassenderer Belehrung unbefriedigt zurückließen.

Die Gründe hiervon liegen auf der Hand. Noch ist man nicht ganz zur Einsicht gekommen, daß es Thorheit sei, über Frankreich, seine Geschichte, seine Politik, seine gesellschaftlichen Verhältnisse, seine Vorzüge und Mängel, die Stimmung der Geister in Paris und in den Provinzen öffentlich das Wort zu führen, ohne vielleicht je den Rhein oder den Kanal passirt zu haben; und noch ist man nur zu sehr in dem Wahne befangen, eine Reise nach Paris, und ein Aufenthalt daselbst von einem, zwei oder höchstens drei Monaten reiche hin, um dem Urtheil über Frankreich und französisches Wesen eine vollwichtige Bürgschaft zu geben. Der Deutsche, im Allgemeinen noch am meisten geeignet, fremdes Leben und fremde Eigenthümlichkeit aufzufassen und zu beurtheilen, kömmt nichtsdestoweniger in der Regel mit gewaltigen Vorurtheilen nach Frankreich. Ist er für Frankreich im Voraus eingenommen, begeistert, so findet er Alles herrlich, vortrefflich, beurtheilt Alles nach seinen Grundsätzen über Vortrefflichkeit menschlicher Dinge, lebt einige Wochen in den glücklichsten Illusionen, und eilt dann mit der neubefestigten Ueberzeugung, daß Frankreich doch das Eldorado für das politische, gesellschaftliche und literarische Treiben unserer Zeit sei, aus welchem Deutschland am Ende das Heil erwachsen müsse, über den Rhein zurück, ohne Zeit und Gelegenheit zur Enttäuschung abzuwarten. Neben dieser leichtfertigen, leider ziemlich zahlreichen Classe deutscher Reisender begegnen wir in Paris dem ernsten, gesetzten, grämlichen Deutschen, welcher sein Comptoir, sein Bureau, seine Studirstube auf kurze Zeit verlassen hat, um sich einmal durch eigne Anschauung zu überzeugen, daß Frankreich wirklich das so sittenlose, so verirrte und so revolutionnaire Land sei, für welches er es von jeher, vorzüglich aber seit 1830, gehalten hat. Er sucht und findet — und was fände man in Paris nicht? — überall neue Beweise für seine vorgefaßten Meinungen; er kann zwar den großartigen Erscheinungen dieser Weltstadt seine Bewunderung nicht versagen, allein das vielbewegte Leben dieses aufgeregten Volkes ergreift ihn nicht, er geht kalt, verschlossen an ihm vorüber, er kann sich nicht mit dem Geiste und Wesen der französischen Gesellschaft vertraut machen, viel weniger aussöhnen, und nimmt am Ende nur jene unklaren Eindrücke eines allgemeinen Misbehagens mit hinweg, welche nur zu oft in Deutschland die Urtheile über Frankreich bestimmen. Nicht viel glücklicher ist endlich der unbefangene Deutsche, welchen sein ruhiges Gemüth, sein natürlicher Sinn, sein verständiges Urtheil, gleich frei von Leidenschaft, Haß und Begeisterung, nach Frankreich begleiten.

Günstige oder ungünstige Zufälligkeiten, Erfahrungen, Berührungen in den ersten Tagen und Wochen seines Aufenthaltes in Paris bestimmen in der Regel die Gesichtspunkte, von denen er bei der Beurtheilung dieses fremdartigen, wundersamen Treibens ausgeht. Selten gelingt es dem Deutschen, sich ganz über gewisse Aeußerlichkeiten hinwegzusetzen, welche ihm gleich anfangs eben nicht zusagen, ihn beleidigen, welche aber ihren natürlichen Grund in der Verschiedenheit des Charakters, der Sitten und der Lebensweise des französischen Volkes und den Verhältnissen seiner Hauptstadt haben. Die Folge davon ist, daß der Deutsche gewöhnlich bei vereinzelten Dingen und Vorfällen, bei Kleinigkeiten stehen bleibt, an diesen festhält, und je nach ihnen Frankreich im Allgemeinen günstig oder ungünstig beurtheilt. Bei einem kurzen Aufenthalte in Paris, wie gesagt, von zwei bis drei Monaten, kann es kaum anders sein; und wir möchten fast behaupten, daß die Mehrzahl der Deutschen, welche nur so kurze Zeit in Frankreich verweilen, mit unklarern und einseitigern Begriffen über das französische Wesen unserer Zeit zur Heimat zurückkehrt, als sie sich vielleicht zuvor zu eigen gemacht haben mochte. Man glaube aber auch auf der andern Seite nicht, daß die Länge des Aufenthalts die einzige Bedingung sei, um zu klaren und richtigen Ansichten über Frankreich zu gelangen. Man treibt jahrelang auf dem Weltmeer umher, ohne seine Tiefen zu ergründen und seinen Umfang zu messen, und jahrelang mag man sich den Wechselfällen eines fremdartigen Elementes überlassen, ohne sich mit ihm vertraut zu machen und zu befreunden. Es gehören Kenntnisse, Talente und eine gewisse Bildung des Charakters dazu, welche nun einmal nicht Gemeingut sind, um zunächst nur erst mit Glück die Standpunkte zu wählen, von welchen man die Beweglichkeit eines großartigen Lebens in seinen vielseitigen Richtungen beobachten mag, und auf denen man an der Bewegung selbst Theil nehmen kann, ohne von dem Strudel ergriffen zu werden, in welchem die Menge Halt und Richtung verliert, ja ihren Untergang findet. Hat man einmal einen solchen Stand-

*) Deutsch unter dem Titel: Frankreich in socialer, literarischer, politischer Beziehung. Aus dem Englischen übersetzt von L. Lax. Vier Bände. Aachen, Mayer. 1835. 8. 8 Thlr.

punkt gewonnen, so hängt es freilich noch von der Gunst der Verhältnisse ab, ob man sich Gelegenheit verschaffen kann, die Gabe der Beobachtung auf umfassende Weise und mit ersprießlichen Erfolgen zu üben. Besitzt der Deutsche nicht selten diese Gabe der Beobachtung, so entgeht ihm dagegen häufig jene Gelegenheit, sie zu üben; er versteht es nicht, sie aufzusuchen; er vernachlässigt sie, wo sie sich von selbst darbietet. Will man die tieferliegenden Elemente der französischen Gesellschaft kennen lernen, so sagt man uns: man gehe auf sie ein, man schließe sich ihr an, man gebe von seinem Wesen etwas auf zu Gunsten der fremden Eigenthümlichkeit; doch wir erlauben uns noch die Frage: Wie groß möchte wol unter den Deutschen die Zahl jener fügsamen Geister sein, welche mit der dazu nöthigen Gewandtheit des gesellschaftlichen Verkehrs den Ernst des Charakters verbinden, welcher allein einen durchdringenden Blick in die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse Frankreichs und ein treffendes Urtheil über dieselben verbürgen kann? Wir glauben, daß sie sehr gering ist, und daß sie noch geringer sein würde, wenn wir diese Frage in Bezug auf die Engländer stellen wollten.

Bekanntlich ist die Masse englischer Reisender weit abgeschlossener, unempfänglicher und unfügsamer als der Deutsche. Dieser hat in der Regel nur die Vorurtheile seines kleinen Kreises zu bekämpfen, in dem er sich eben bewegte; der Engländer dagegen ist durch die Vorurtheile seiner Nation gefesselt, welche er nicht aufgeben will und kann; sie sind ihm unüberwindlich, und er hält es für ehrenvoller, seinen Nationalstolz selbst bis zur Verachtung fremder Eigenthümlichkeit zu steigern, als sich durch ein geschicktes Anschließen an dieselbe mit ihr zu befreunden. So ist es uns z. B. oft aufgefallen, daß man im Verhältniß zu der Unzahl Engländer, welche fortwährend in Paris zusammentreffen, nur wenige in den gesellschaftlichen Kreisen dieser Hauptstadt sieht; sie scheinen sie absichtlich zu meiden, sich fast nur auf den Besuch der öffentlichen Orte, der Theater, Kaffeehäuser, Cabinets de lecture und etwa des Hotel Frascati zu beschränken, und überhaupt selten mit Franzosen in näherm Verkehr zu stehen. Schon hieraus erklärt sich zur Genüge, daß man bei Engländern nur selten eine geübte Beobachtung und ein treffendes Urtheil findet, zumal da sie häufig ohne die Kenntnisse in Paris anlangen, welche allein gegenwärtig den Aufenthalt daselbst wahrhaft fruchtbar machen können. Die Mehrzahl ist noch bei Yorik's „Sentimental journey" stehen geblieben, bewundert mehr, als sie sieht, und begnügt sich überhaupt mit den allgemeinen, unklaren Eindrücken, welche ein ungeübter und befangener Blick zurücklässt. Wenn wir eine Anzahl junger Briten gemeinschaftlich die Wunder von Paris anstaunen sahen, so wurden wir bisweilen unwillkürlich an einen ihrer Landsleute erinnert, welcher vor einigen Jahren auf den Höhen des Rigi, nachdem er lange Zeit in tiefem Anschauen des berner Oberlandes verloren gewesen war, in allem Ernste an uns die Frage richtete: Womit denn eigentlich jene Gebirge bedeckt seien? und nicht ohne Verwunderung die Antwort zu vernehmen schien, daß es, unsers Wissens, nichts Anderes sei als Schnee.

Wir führen dies nur an, um überhaupt darauf aufmerksam zu machen, wie selten Fremde, gleichviel ob Deutsche oder Engländer, die Bedingungen in sich vereinigen mögen, ohne welche das Verständniß, die richtige Auffassung und Beurtheilung des heutigen Frankreichs nicht stattfinden kann. Und die Schwierigkeiten, glauben wir, vermehren und vergrößern sich mit den Ansprüchen, welche man billigerweise machen muß, sobald es sich darum handelt, darüber öffentlich, belehrend sprechen zu wollen. Da wir gegenwärtig ein Werk vor uns liegen haben, welches, schon nach seinem vielversprechenden Titel, ohne Zweifel in die höhern Regionen der Tagesliteratur gestellt sein will, so dürfen wir bei dessen Beurtheilung wol auch von einem höhern Gesichtspunkte ausgehen, als wir ins Auge fassen würden, wenn wir es mit den leichtfertigern Erzeugnissen des Tages zu thun hätten. Wir fragen: Was erwartet wol der ernstere, gebildete Leser, wenn man ihn über den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft, der Politik und der Literatur Frankreichs belehren oder auch nur unterhalten will? worüber sucht er Aufklärung? was ist ihm Bedürfniß? Schwerlich wird er Befriedigung finden, wenn man ihn plötzlich in die Mitte des vielbewegten Lebens der Hauptstadt führt, ihm ihre Herrlichkeiten sehen lässt, ihm die glänzenden, blendenden Seiten des französischen Charakters, das Großartige und Reizende des gesellschaftlichen Verkehrs zeigt, Schwächen und Mängel dagegen, als die Schattenseiten, mit dem Schleier des Wohlwollens umhüllt. Ebenso wenig würde es genügen, wenn uns die Politik ein so leicht ergreifbares Volk nur in dem Enthusiasmus großer Momente, unter dem fortdauernden Einflusse systematisirender Parteien, unter den Gefahren jener Extreme sehen ließe, welche seit Jahren eine ruhige Entwickelung und haltbare Begründung von Frankreichs innerer Verfassung so sehr erschwert, ja bereitelt haben und noch gegenwärtig seine Stellung zum Auslande etwas unbestimmt, unzuverlässig machen. Und auch in der Literatur dürfte man wol etwas mehr erwarten und verlangen, als ein Bild von der leichtfertigen Richtung der Erzeugnisse des Tages, welche ohne innern Gehalt durch wohlberechnete äußere Effecte dem Geschmacke der Menge fröhnen und Befriedigung gewähren, oder von den Verirrungen einiger ausgezeichneten Geister, welche die tiefern Elemente der menschlichen Natur zwar erfaßt und begriffen haben, aber sie nicht mit der Wahrheit des Lebens, das sie umgibt, zu vereinigen wissen und daher ihre Kraft an unnatürlichen Phantasiegebilden erschöpfen, mit denen sich das bessere Gefühl nie befreunden mag.

Will man uns über Frankreichs gesellschaftliche, politische und literarische Verhältnisse, wie sie sich jetzt unter dem allgemeinen Umschwung der Ideen gestalten, Klarheit verschaffen, so gehe man etwas weiter, man greife tiefer ein in das Getriebe der Geister, man durchschaue das leichte Gewand, unter welchem Frankreich mit neuen Hoffnungen der Zukunft entgegengeht. Für den schärfern Beobachter gibt es jetzt schwerlich eine interessantere Aufgabe, als die Umgestaltung des gesellschaftlichen und moralischen Lebens im französischen Volke nach ihren Ursachen, ihrer Erscheinung und ihren Wirkungen zu verfolgen. Es gilt hier wie überall einen Kampf zwischen alten und neuen Elementen, welcher die glücklichsten Resultate verspricht und dessen geschickte Schilderung gewiß das treffendste Bild von Frankreichs Gegenwart geben würde. Man stelle der noch vorherrschenden Leichtfertigkeit alter Sitte die Hinneigung zu Ernst und Würde entgegen, welche sich seit einigen Jahren vorzüglich durch eine, wenn auch noch unklare und falsch verstandene Begünstigung deutscher Elemente äußert; man denke sich neben der Gleichgültigkeit gegen sittliche Motive des Handelns das Streben nach gewissen Idealen, welche man früher nicht kannte; man vergegenwärtige sich den Eifer, mit welchem grade jetzt die bisher ganz vernachlässigte Erziehung und Bildung des Volkes betrieben wird, und thue dann einen Blick in die engern Familienkreise, welche man durch Zucht und Ehrbarkeit zu heiligen beginnt. Man darf sich grade in dieser Beziehung freilich nicht auf eine Hauptstadt beschränken, wo alle menschlichen Leidenschaften in beständigem Kampfe begriffen sind, in welchem namentlich der bessere Sinn des heranwachsenden Geschlechts nur zu oft unterliegt; Frankreich hat für seine sittliche Erhebung die kräftigsten Stützen in den Provinzen, wo sich neben alten Vorurtheilen auch weit mehr alte Tüchtigkeit erhalten hat, als man in der Regel glaubt; und — wir halten dies für ein bedeutendes Zeichen — sie findet selbst in der Hauptstadt Anerkennung und wird nicht mehr belächelt. Daher ist es gegenwärtig, wenn man von Frankreich überhaupt sprechen will, unerlässlich, dem Leben der Hauptstadt das Leben der Provinzen an die Seite zu stellen, welches man bis jetzt wenig beachtet und gekannt hat. Die Darstellung wird dadurch natürlich sehr erweitert und bietet eigenthümliche Schwierigkeiten dar, sie gewinnt aber an Interesse, Gediegenheit und Wahrheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bedenken gegen die Oeffentlichkeit der Berathung und Beschlußfassung moralischer Personen, besonders des Staats. Von Friedr. Bernh. Freiherrn von Seckendorff. Glogau, Heymann. 1835. Gr. 8. 1 Thlr.

Ref. geräth bei Anzeige dieser Schrift in nicht geringe Verlegenheit, ob er dieselbe mehr auf eine scherzhafte Weise besprechen oder den mit etymologischem und dialektischem Scharfsinne gegen die Oeffentlichkeit der Berathung politischer Angelegenheiten vorgebrachten Gründen mit derselben Würde und Gravität begegnen soll, wie sie den Verf. durch die ganze Untersuchung begleiten. Die hohe Wichtigkeit jedoch des hier zur Sprache gebrachten Gegenstandes, sowie der Umstand, daß die von dem Verf. so hart angefeindete Oeffentlichkeit ständischer Berathung in einem großen Theile Deutschlands bereits in die Wirklichkeit getreten ist, gebieten eine ernste Beleuchtung der Sache, obwol man sich durch die ängstliche Gewissenhaftigkeit, womit der Verf. sein auf die feinsten psychologischen und moralischen Beobachtungen gegründetes System durchgeführt, und durch sein übertriebenes Zartgefühl, das vor dem leisesten Hauche der öffentlichen Stimme sich schüchtern zurückzieht, mehr zu einer ironischen Polemik angeregt fühlt.

Der Verf., dessen Ansichten sich durchaus in der Sphäre des juridischen Geschäftsmannes und der collegialen Berathung bewegen, tritt in einer enggeschlossenen Phalanx von zehn Bedenken gegen alle Oeffentlichkeit, die bei berathenden und beschließenden Versammlungen stattfinden könne, auf, und es dürfte nothwendig sein, jedes einzelne Glied dieser Beweiskette ins Auge zu fassen, um sich von der Richtigkeit oder Falschheit seiner Schlüsse zu überzeugen.

Das erste Bedenken, welches der Verf. in den Worten zusammenfaßt: „daß die öffentliche Berathung das innere Geschäft der Ueberlegung naturwidrig und viel zu früh aus dem vertrauten Kreise der Berathenden, dessen enge Grenzen diesem Geschäfte überaus günstig sind, herauszieht und der öffentlichen Beurtheilung bloßstellt" findet schon darin seine Widerlegung, daß auch selbst in den landständischen Versammlungen, deren Organismus der Verf. insbesondere hierbei berücksichtigt hat, über jeden Gesetzvorschlag sowol als über wichtige Administrativfragen ein Commissionsbericht, welcher in „vertrauterm Kreise", wie es der Verf. wünscht, vorher reiflich erwogen und entworfen wurde, an die einzelnen Mitglieder zur gründlichern Würdigung des Gegenstandes vertheilt wird, worauf dann erst nach einem bestimmten Zwischenraume die öffentliche Erörterung desselben stattfindet. Wenn sich der Verf. in der Begründung seines ersten Bedenkens in einer ängstlich-gewissenhaften Untersuchung, sowol der etymologischen und synonymischen Bedeutung der Worte Rathen, Berathen u. s. w., als auch des psychologischen Denkprocesses gefällt, so glauben wir, daß er sich dieselbe hätte ersparen können, indem es genügt, ein für allemal hier zu bemerken, daß man bei Männern, welche in öffentlichen Versammlungen wichtige Streitpunkte des öffentlichen oder Privatrechts erörtern, eine den an sie gestellten Anfoderungen entsprechende Bildung voraussetzen müsse, sowie daß sie sowol „zu Hause" als im „vertrauten Kreise" über die vorgelegten Fragen nachgedacht und Einwendungen und Gegengründe reiflich erwogen haben. Die Aeußerung des Verf.: „die Natur hat vielleicht Nichts so tief geheimnißvoll verschlossen als das Geschäft des Denkens" nimmt sich ebenso naiv aus, als wenn er bei dem weltbekannten Citat: Quandoque bonus dormitat Homerus" pedantisch hinzufügt: Horatius de arte poetica v. 359. Aehnliche Stellen, welche eben nicht auf ein mit Untersuchungen dieser Art vertrautes und überhaupt schulmäßig gebildetes Publicum berechnet sind, lassen vermuthen, daß der Verf. sich mehr an die große Masse gewendet hat, um dieser gegen die Oeffentlichkeit seine Ueberzeugung beizubringen, wo er denn freilich seinen wohlgemeinten Zweck gänzlich verfehlen müßte.

Bei Entwickelung seines zweiten Bedenkens: „daß die Oeffentlichkeit dem Gegeneinanderwirken verschiedener Vorstellungsarten, der Discussion, dem Widerspruche, eine ungehörige und schädliche Schärfe gibt und die nöthige allgemeine Vertraulichkeit unter den Berathenden hindert" ist der Verf. ganz in jenen überzarten, sentimentalen Ton gefallen, der ihm folgende Stellen, welche bei den mit höchster Erbitterung sich gegenüberstehenden Parteien, in die sich die Parlamente und Deputirtenkammern des modernen Europa getheilt haben, vielen Anklang zu finden geeignet sind, entlockt hat. „Es ist ferner eine seit Jahrhunderten schon anerkannte, stets mit Liebe empfundene und mit Dank gerühmte Folge der vertraulichen collegialischen Berathung, daß die Herzen dabei mit Vertrauen sich nähern. — — Das Bedürfniß, die zarteste Schonung der menschlichen Unvollkommenheiten wechselseitig bei der Berathung, unbeschadet ihres Zweckes, zu üben und anzunehmen, wird bald empfunden. Die gegenseitige Hülfe begründet Achtung und weckt Dankgefühle und so werden aus Collegen Freunde und Vertraute. — — Die förmliche Opposition hat in England und Frankreich mehrmals die Entlassung (sic) der königlichen Minister erzwungen. Bei wissenschaftlichen Disputationen wählt man sich zwar auch gute Freunde zu Opponenten, um mit ihnen die erlangte Geschicklichkeit in der Vertheidigung wissenschaftlicher Sätze erproben zu können. Dergleichen Disputirübungen schicken sich aber nicht für gesetzgebende Versammlungen, die ihre Prüfung in den gemeinwichtigsten Beschlüssen viel würdevoller zu bestehen haben." Wahrlich es gehört viel Gutmüthigkeit, um keinen härtern Ausdruck zu gebrauchen, dazu, die Oppositionskämpfe in den ständischen Verhandlungen unter diesem wunderlichen Gesichtspunkte zu betrachten, und der Verf. muß oder will davon gar keine Ahnung haben, daß bei Erörterung von Fragen, wo ganz entgegengesetzte Principien sich geltend machen wollen, jene gerühmte „collegialische vertrauliche" Berathung nicht lange bestehen könne, und daß es sich in unsern Tagen stürmischer Bewegung um etwas ganz Anderes handele als darum, daß sich „Collegen in ihrer Weise, zu denken und zu wollen, um so genauer kennen lernen, je bereitwilliger sie dieselbe einander gegenseitig kundgeben."

Die drei nächsten Bedenken „die Oeffentlichkeit der Berathung moralischer Personen" bedroht hiernach die innere Ueberzeugung der Berathenden mit Nöthigungen von Außen her; — ferner, daß die Skepsis nur in der Selbstberathung und im Kreise der Vertrauten wahrhaft nützlich und verdienstlich sei; sobald sie aber öffentlich in die äußere Erscheinung trete, jedesmal ungünstig auf die Ehre des Rathbedürftigen und ungünstig auf die Ausführung der Beschlüsse wirke, auch der großen Mehrheit der Menschen ganz unwillkommen sei — und zuletzt noch: „daß die Oeffentlichkeit der Berathung die Zartheit mancher Situationen, Verhältnisse und Gefühle verletzt, das Interesse des Gegenstandes und des Rathbedürftigen gefährdet, auch die persönliche Sicherheit der Berathenden selbst bedroht", sind mit demselben Aufwande überschwenglichen Zartgefühls und unstatthafter Rücksichtnahme auf Persönlichkeit der Berathenden ausgestattet, welche, zumal bei streitigen Gegenständen legislativer und administrativer Natur, wo es vor Allem gilt, eingewurzelte Mißbräuche auszurotten und selbstsüchtige Interessen in die engsten Schranken zurückzuweisen, jede freie und ungehinderte Erörterung unmöglich machen müßten, da die Berathenden aus übergroßer Zuvorkommenheit und ängstlicher Besorgniß, gegenseitiges Mißfallen zu erregen, niemals entschieden und scharf einander gegenübertreten könnten. Die Geschichte der ständischen Verhandlungen bietet leider nur zu häufige Beispiele dar, wo aus dieser mißverstandenen Gefallsucht und zärtlichen Schonung persönlicher Rücksichten die heiligsten Interessen des Volkes verwahrlost wurden, und der vielbelobte „gute Ton", welchen der Verf. von öffentlich berathenden Versammlungen gar nicht erwartet, hat sich weit verderblicher erwiesen als ein barsches, aber redliches Bekämpfen irriger Grundsätze. Die Stelle aus Thiers' „Histoire de la révolution" über die Verurtheilung Louis XVI., auf welche der Verf. einen so hohen Werth legt, beweist nur,

daß Alles, was sich in den Kreis menschlicher Leidenschaften ziehen läßt, auch der Gefahr des Misbrauchs ausgesetzt ist; allein wenn der Verf. die Geschwornengerichte in ein ungünstiges oder gehässiges Licht zu stellen sich bemüht, so ließe sich leicht aus der Geschichte der Criminaljustiz der Beweis gegen ihn führen, daß in den vertraulich berathenden, jeder öffentlichen Controle, mindestens bis zu einem sehr beschränkten Grade, entzogenen Collegien mehr, seien es nun freiwillige oder unfreiwillige, Irrthümer begangen wurden als in den vor den Augen eines unparteiischen oder wenigstens zum großen Theil den Verhandlungen fremden Publicums stattfindenden Geschwornengerichten.

Daß den Verf. sein ungemeines Zartgefühl gleichsam instinktmäßig dahin leiten mußte, auch das schöne Geschlecht in den Kreis seiner Beweisführung hineinzuziehen, konnte man schon im Voraus errathen; ebenso wenig durfte es an den beliebten, wenn auch abgenutzten Tiraden gegen die Julirevolution fehlen, welcher der loyale Verf. in seinem heiligen Feuereifer sich nicht entblödet moralische Greuel zum Vorwurfe zu machen. Es scheint doch nach Allem, daß sein schonendes Zartgefühl nur bis zu einer gewissen Grenzlinie geht, wo es sich dann plötzlich in denselben derben und unhöflichen Ton umwandelt, der ihm so sehr an den großen legislativen Versammlungen misfällt.

In der zweiten Abtheilung entwickelt der Verf. sein sechstes Bedenken mit den Worten: „Das Publicum ist auch bei collegialischen Beschlüssen nicht selten ein irreleitender Zeuge, dessen Gegenwart die intensive Kraft des Geistes und die intensive Stärke des Charakters, aus welcher der vernünftigste und beste Entschluß hervorgehen soll, öfter schwächt als hebt"; und wir wollen gern einräumen, daß der eingeführte Gebrauch, die übereinstimmenden Entschließungen der einzelnen Glieder zählen zu lassen, nur ein formelles und precaires Auskunftsmittel ist, wodurch man gar nicht dem Uebelstande abhelfen kann, daß sich am Ende in der Minorität einer Versammlung die allein wahre und richtige Ansicht der Sache findet. Allein der Verf. gibt selbst zu, daß die vertraulichen Collegien mit den öffentlichen diese allgemeine Unvollkommenheit gemein haben; auch haben wir nirgend ein Heilmittel bei dem Verf. gegen dieselbe auffinden können. Jedenfalls hat derselbe dabei nicht bedacht, daß es von der freien Wahl des Volkes abhängt, nur solche Männer als seine Stellvertreter in die Kammern zu wählen, von deren redlicher Gesinnung und kräftigem Willen, sein Bestes zu berathen, es sich hinreichend überzeugt hat; fällt dessen ungeachtet die Majorität gegen seine Wünsche aus, so hängt es ja nur von den Wählern ab, eine andere Majorität an die Stelle der frühern zu setzen und auf diese Art den Fehler wenigstens theilweise wiedergutzumachen.

Bei aller Würde und Gravität beschleicht den Verf. zuweilen die Lust, barocke, komische Gleichnisse zur Beleuchtung seines Gegenstandes zu wählen, und wir können es uns nicht versagen, ein Pröbchen davon mitzutheilen. „Wie die Melodie und Harmonie eines russischen Waldhornconcerts effectvoller für den Hörer wird, wenn sich das Chor der Virtuosen, von welchen jeder nur einen Ton, oder doch nur einige Töne, zur melodischen Folge und zur harmonischen Zusammenwirkung der Töne beiträgt, ganz eng zusammen oder hinter einen Vorhang stellt, so gewinnt auch die innere und äußere Harmonie der collegialischen Beschlüsse gewiß an Wirksamkeit auf das Beurtheilungs- und Gefühlsvermögen der großen Menge, wenn die einzelnen Stimmgeber des Collegiums hinter dem Vorhange (!) der engen Vertraulichkeit berathen und beschließen." Der Vergleich der vertraulichen collegialen Berathung mit einem „russischen Waldhornconcert" ist so possirlich, daß man bei jedem Andern als unserm Verf. eine boshafte Ironie vermuthen müßte.

In die dritte Abtheilung hat der Verf. seine vier letzten Bedenken auf folgende Weise zusammengedrängt: „Die öffentlichen Versammlungen haben zu viele Mitglieder; es kann darin nicht gesprächweise berathen, sondern es müssen förmliche Reden gehalten oder abgelesen werden; — es bildet sich darin oft eine systematische Opposition; — es muß darin zu dem formellen Auskunftsmittel der Abstimmung viel zu oft geschritten werden." Der Verf., welcher bei Aufstellung dieser Bedenken mit scrupulöser Genauigkeit alle Schattenseiten, welche sich jemals bei der Wirksamkeit großer ständischer Versammlungen bemerkbar gemacht haben, herausgefunden hat, übersieht nur den ganz kleinen Umstand, daß alle Nachtheile, welche aus den eben berührten Unvollkommenheiten erwachsen können, beweitem durch die Vorzüge aufgewogen werden, daß die Nation selbständige, von ihrer Wahl abhängige und einer strengen Rechenschaft unterworfene Stellvertreter dadurch erhält, welche der Staatsbehörde gegenüber auch die Rechte und Interessen des Volkes in Schutz nehmen und auf Abstellung von Misbräuchen hinarbeiten können, welche seit Jahrhunderten — notorisch und geschichtlich erwiesen — allen collegialischen vertraulichen Berathungen zum Trotze in den Staatsorganismus sich eingeschlichen haben.

Von welchem beschränkten Standpunkte aus der Verf. die Thätigkeit der großen gesetzgebenden Versammlungen beurtheilt, geht aus folgender Stelle hervor: „In einem kleinen vertrauten Collegium kann eine systematische Opposition niemals aufkommen; sie würde, wenn sie sich irgendwie gebildet hätte, von ihrer unmoralischen (?), ja unrechtlichen Seite bald erkannt werden und der Präsident des Collegiums müßte ohne allen Einfluß sein, wenn er eine solche systematische Opposition dulden wollte. In einem vertraulichen Collegium ist aber auch, der Regel nach, keine Veranlassung zur Bildung einer systematischen Opposition vorhanden, weil sich Jeder Allen vertraulich mittheilen kann, ohne nöthig zu haben, der gewöhnlich in der Opposition repräsentirten Volksstimme mit Widersprüchen gegen die Bestrebungen der Regierung zu schmeicheln."

Da sich Ref. bereits über Gebühr mit dem Inhalte dieser kleinen Schrift beschäftigt hat, so darf er sich über die vierte Abtheilung, worin der Verf. von dem Verhältnisse spricht, „in welches die Landstände sowol zu dem Regenten als zu ihren Wählern durch die neuesten Staatsconstitutionen gestellt worden sind" keine weitern Bemerkungen erlauben als die einzige, daß von demselben so ziemlich alle, zum Theil mit den größten Opfern gewonnenen Resultate des neuern constitutionellen Volkslebens in Frage gestellt und statt derselben Veränderungen oder Modificationen in Vorschlag gebracht werden, welche die unbeschränkteste Beamtenwillkür und die devoteste Submission der nicht mehr durch die freie Wahl des Volkes bestellten Deputirten, denen nur die Rolle von „Vermittlern", nicht aber „Mitgesetzgebern" zustehe, zur unmittelbaren Folge hätten, wobei wir uns glücklicherweise doch damit trösten können, daß der Verf. leider eingestehen muß, „man müsse freilich eine Zeit abwarten, die solchen Abänderungen der neuesten Verfassungen günstiger sei als die jetzige." 162.

Literarische Notiz.

Ein in Paris ansäßiger elsaßer Gelehrter, Schnitzler, welcher sich mehre Jahre in Rußland aufgehalten, hat unter dem Titel: „La Russie, la Pologne et la Finlande" ein statistisch-geographisch-geschichtliches Gemälde von Rußland herausgegeben, mit den Plänen von Moskau, Petersburg und Nischnei-Nowgorod. Der Verf. scheint Hassel's Geographie von Rußland als Grundlage genommen, aber nebenbei eine Menge von Hülfsquellen benutzt zu haben. Er theilt Rußland nach den Volksstämmen ein, also zuerst die Slawen, worunter besonders Russen und Polen, dann die nicht slawischen Völker, als Letten, Finnen, Tataren. Die Ortsbeschreibung ist ziemlich umständlich und stets mit Citaten belegt. Unter den Anmerkungen befinden sich auch manche kritische. Das Werk ist eng gedruckt und enthält reichhaltige Materialien zur Kenntniß Rußlands. 65.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 229. — 17. August 1835.

France social, literary, political, by *Henry Lytton Bulwer*.

(Fortsezung aus Nr. 228.)

In ähnlicher Weise darf man die politische Stimmung des französischen Volkes nicht blos nach den Journalen und den Salons der Hauptstadt beurtheilen. Die Bedürfnisse und Wünsche der Provinzen machen sich immer mehr als bestimmendes Motiv in der Politik geltend und bilden ein heilsames Gegengewicht gegen die unzeitigen Aufwallungen der pariser Parteigänger. Der Sinn für wahre Freiheit ist in den Provinzen nicht minder lebendig als in Paris und würde von Seiten der Gewalt nicht leicht ungestraft verletzt werden; dagegen wird aber die Nothwendigkeit einer ruhigen Entwickelung des politischen Lebens, einer durch gesetzmäßige Formen auf die Dauer gesicherten Administration, welche der individuellen Thätigkeit Freiheit und Schuz gewähre, in den Provinzen weit tiefer empfunden als von der Masse des pariser Volkes. Diese Stimmung muß natürlich auf das System der Regierung einen starken Einfluß haben, sie kann falsch gewürdigt werden und zu bedeutenden Misgriffen verleiten, sie wird aber selbst unter Stürmen im Wesen dieselbe bleiben, weil sie von der Umgestaltung des moralischen und gesellschaftlichen Lebens unzertrennlich ist, welche wir soeben angedeutet haben. Schwieriger ist es freilich, hiermit den Gang der Literatur in Einklang zu bringen. In dieser Beziehung übt die Stimmung, das Bedürfniß der Hauptstadt eine fast unumschränkte Herrschaft und wird sie gemäß ihrer eigenthümlichen Stellung zu den Provinzen fortwährend üben. Die Gegenwart bietet leider noch wenig, was der französischen Literatur eine bessere Zukunft verspräche; man gefällt sich noch gar sehr in den Nichtigkeiten, denen man durch das Gewand ansprechender Formen einen gewissen Reiz zu geben versteht; es ist aber auch auf der andern Seite nicht unerfreulich, grade die Gegenwart öfter als die Zeit einer Krisis bezeichnen zu hören, an welche sich die Hoffnungen der Bessern knüpfen. Es käme daher vorzüglich darauf an, uns die Symptome zu zeigen, welche der französischen Literatur einen andern Geist verheißen; dies würde nach unserer Meinung die interessanteste Seite eines Gemäldes vom gegenwärtigen Zustande dieser Literatur sein; ihre Vernachlässigung würde nur als wesentlicher Mangel erscheinen. Man erwarte und suche dabei freilich noch keine glänzenden Erscheinungen; sie können nur die Resultate des Genies oder des mit der Zeit mächtiger werdenden Einflusses moralischer Elemente auf die Umgestaltung des Nationalgeistes sein, und liegen schon deshalb in der Zukunft.

Wir haben uns diese allgemeinen Bemerkungen vorauszuschicken erlaubt, um damit zugleich die Gesichtspunkte anzudeuten, von welchen wir bei der Beurtheilung unsers Werkes ausgehen zu müssen glaubten. Der Name Bulwer hat gerechte Erwartungen erregt und dem Buche eine größere Theilnahme verschafft, als es vielleicht ohne diesen Umstand erlangt haben würde, als wahrscheinlich der Verf. selbst zu erregen beabsichtigte und hoffte. Hr. Henry Lytton Bulwer, Bruder des allgemein bekannten Romanschriftstellers, stellt sich selbst in den ersten Zeilen seines Werkes die Aufgabe ziemlich hoch. Er will, nach seinen eignen Worten, „nicht sowol ein Werk geben, wie viele erschienen sind, leicht dahinschlüpfend über die Oberfläche der Dinge, das Ergebniß eines sechswöchentlichen Aufenthalts in Paris, sondern ein Werk, welches die Darstellung der Gegenwart an die Vergangenheit knüpft, welches die Schilderung des Alltäglichen und Zufälligen von Dem trennen soll, was vergangene Zeiten geheiligt haben und was die kommenden wahrscheinlich sehen werden; ein Werk, welches die Wirkungen der Zeit, der Gesetze und des Zufalls auf den Charakter eines Volkes, zugleich aber auch die Art zeigen soll, wie der Charakter eines Volkes die Zeit durchschreitet (traverses), sich Gesetzen fügt und den Zufall beherrscht.“ Wie sich erwarten läßt, hatte der Verf. bei der Ausführung vorzugsweise das englische Publicum vor Augen; er glaubte, daß ein Werk dieser Art für England von Nutzen sein werde, und daß es nur an Interesse und folglich an Theilnahme gewinnen könne, wenn er der Darstellung in Gehalt und Form jene leichtere Beimischung gäbe, welche vielleicht mit dem Ernste und der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht immer im Einklang erscheinen dürfte. Der Plan ward bereits vor mehren Jahren gefaßt, die Ausführung jedoch vorzüglich durch die Theilnahme des Verf. an den politischen Bewegungen der Zeit (er war Mitglied zweier Parlamente vor, und eines nach der Reform) verzögert, bis ein abermaliger Aufenthalt in Paris im Jahre 1833 ihn von Neuem dazu aufforderte. Neue Beobachtungen und Nachforschungen vermehrten die Materialien, welche der Verf. bereits bei seinem frühern längern Aufenthalte in Paris zu sammeln Gelegenheit fand, auf eine Weise, daß er sie nicht alle in gegenwärtigem Werke verarbeiten konnte und daher auf eine Fortsezung zu verweisen sich genöthigt sieht. Sein eignes Geständniß, daß er es nicht versucht habe, dem ganzen Werke die Färbung einer vorherrschenden Idee zu geben, oder jede Erscheinung auf eine besondere Ursache zurückzuführen, und zwar aus Furcht vor systematisirender Einseitigkeit und voreiligen Fehlschlüssen über die oft geheimnißvolle Verkettung menschlicher Dinge und Handlungen, — dieses Geständniß, sagen wir, begegnet im Voraus einem Tadel, welcher das Werk vielleicht mit dem meisten Rechte treffen dürfte, nämlich dem des Mangels an jener innern Einheit, welche, ohne auf Systeme zu verfallen, allein eine lichtvolle Anordnung des Ganzen, eine geschickte Herrschaft über den gegebenen Stoff im Einzelnen und eine tiefere Auffassung des Gegenstandes überhaupt begründen kann. Wir vermissen diese im vorliegenden Werke um so unlieber, je bereitwilliger wir dem Verf. die Gabe der Beobachtung und ein nicht selten treffendes Urtheil zugestehen. Wir täuschten uns aber, indem wir nach seinen eben angeführten Worten erwarteten, er besize das Talent, bereits bekannten Dingen neue Seiten abzugewinnen, seiner Darstellung durch das Hervorheben der Momente, welche die wichtigsten Interessen der Zeit berühren, eine höhere Bedeutung zu geben, und

uns das heutige Frankreich unter Gesichtspunkten zu zeigen, wie wir sie oben kurz andeuteten. Wir finden in dem Werke eigentlich nichts Befriedigendes über die jetzige Stimmung des französischen Volkes in moralischer Beziehung, ihre Entwickelung, ihre wahrscheinliche Richtung, außer einigen gelegentlichen statistischen Angaben, nichts über die höhere und niedere Jugendbildung, ihren Geist, ihre Mängel und Bedürfnisse, wir finden überhaupt darin mehr eine Sammlung von Anekdoten, wahr, treffend und interessant, als eine ideenreiche Entwickelung, welche die Thatsachen leicht und klar verknüpfte. Auch nimmt der Verf. nur wenig auf das Leben der Provinzen Rücksicht und wählt die charakteristischen Züge seines Gemäldes fast nur aus den Kreisen der Hauptstadt. Der Darstellung fehlt es nicht an schlagenden Effecten; allein sie ist — nach dem eignen Urtheile gebildeter Engländer — weder rein noch fließend; wir wünschten ihr bisweilen mehr energische Kürze und weniger Verwickelung der Perioden, welche dem Style etwas Gesuchtes, Schwerfälliges gibt.

Die Eintheilung des ganzen Werkes, freilich immer von den individuellen Ansichten des Verf. abhängig, scheint uns wenigstens nicht ganz glücklich. Nachdem er in der Einleitung eine kurze statistische Uebersicht über Flächengehalt, Bevölkerung, Anbau und Vertheilung des Grundbesitzes, Industrie, Besteuerung, das Budget von 1832 und die Hauptpunkte des Gesetzes über den Elementarunterricht (instruction primaire) vom 28. Juni 1833 gegeben hat, theilt er das Ganze in drei Bücher, von denen das erste, unter den allgemeinen Aufschriften: „The capital" und „Characteristics", nach der Schilderung der Hauptstadt einige hervorstechende Züge zu einem Sittengemälde gibt, das zweite: „Historical changes", eine gedrängte Uebersicht der politischen Bewegungen und ihrer Folgen seit der Begründung der alten Monarchie durch Ludwig XIV. bis zur Gegenwart enthält, und das dritte: „Predominant influences" vom Einflusse des weiblichen Geschlechts, des Militairs und der Literatur handelt. Vielleicht wäre es zweckmäßiger gewesen, das erste und letzte Buch, bei der innern Verwandtschaft ihres Stoffes, auch äußerlich einander näher zu bringen und den historischen Theil entweder vorausgehen oder folgen zu lassen.

In der ersten Abtheilung des ersten Buches: „The capital", bringt der Verf. seine Bemerkungen unter folgende Abschnitte: der Eintritt in die Hauptstadt; die Boulevards; das Palais royal; die Quais und die Tuilerien; die Eintheilungen von Paris, Jetzt und Vormals. Die Schilderung von Gegenständen, welche so oft beschrieben worden und daher allgemein bekannt sind, kann natürlich nur dann Interesse gewähren, wenn man ihr durch eigenthümliche Auffassung und lebendige Darstellung einen neuen Reiz zu verleihen weiß. Der Verf. hat dies wol gefühlt und daher die Beschreibung der Oertlichkeiten durch Bemerkungen über das eigenthümliche Treiben, das sie belebt, zu heben gesucht. Doch scheint es uns, als könnten grade diese Schilderungen lebendiger, vielseitiger, wenn man will, gewählter und pikanter sein. Die Vergleichung der Ankunft in London auf der Themse und in Paris durch die Champs Elysées, wobei sogleich die ersten Erscheinungen dem Fremden die Verschiedenheit des Charakters und der Geschichte beider Nationen so lebendig vor die Seele führen, ist treffend und gelungen zu nennen. Das darauf folgende Bild von den Boulevards gibt zwar einige charakteristische Züge, welche der Wahrheit nicht ermangeln, es kann aber nicht befriedigen, wenn man weiß und selbst gesehen hat, welche Gestalten zu den verschiedenen Zeiten des Tages und Jahres hier vorübereilen, welche kleinlichen Interessen und Leidenschaften, welche Gemeinheiten hier ihren Tummelplatz haben, wenn man beurtheilen kann, wie sich hier die leicht empfängliche Seele den unglückseligsten Täuschungen über Zweck, Genuß und Bedeutung des Lebens hingeben mag, während neben ihr der ruhige Beobachter auf die Tiefen der menschlichen Dinge blickt und Wahn und Ideal vor der nackten Wahrheit verschwinden sieht. Noch weniger wird Hrn. Bulwer's Schilderung Denen genügen, welche den Mangel eigner Anschauung durch Belehrung von Seiten Anderer ersetzen müssen.

Die Schilderung des Palais royal gibt mehr Erinnerungen an die Vergangenheit, als Bilder aus der Gegenwart; nur am Ende verweilt der Verf. bei einem Gegenstande, der sehr anziehend und lehrreich hätte behandelt werden können — bei den Spielhäusern. Anstatt aber hier die Resultate eigner Beobachtung mitzutheilen, begnügt sich Hr. Bulwer mit der Uebersetzung von Balzac's phantastischer Schilderung (im „Peau de chagrin"), welche den Mangel der Tiefe nicht einmal durch die Wahrheit der Charakteristik ersetzt. In mancher Beziehung sind grade die Spielhäuser der geringern Ordnung im Palais royal, namentlich das unter der Benennung Nr. 113 allgemein bekannte, für den Beobachter weit interessanter als selbst das Hotel Frascati. In Frascati, wo in der Regel hoch gespielt wird und folglich die Tafel nur von der reichern Classe besetzt ist, bietet die Gesellschaft eigentlich nichts Auffallendes, nichts Charakteristisches dar. Man wird im Vorzimmer von eleganten Garçons empfangen, findet in den Salons eine Auswahl markirter Gesichter, auf denen aber der Kampf der Leidenschaft längst schon nicht mehr hervortritt, eine Anzahl Damen, wenigstens zum Theil, da man sie selten spielen sieht, wie es scheint, zu anderweitigen Zwecken „attachées à l'établissement", und überhaupt einen gewissen Ton von Gleichgültigkeit und Ruhe, welcher die abgenutzten Phrasen von der Furchtbarkeit und den Schrecken dieser „Raubhöhle" hinlänglich Lügen straft. Sähe man nicht bisweilen einen oder den andern der jüngern Glücksritter, — die Mehrzahl gehört der bejahrtern Classe an —, nach einem unglücklichen Wurfe langsam in das Nebenzimmer schleichen und da mit verbissener Miene in ein Journal starren, so würde man kaum bemerken, welche Leidenschaften hier unter dem Deckmantel eines feinen Anstandes und einer erlernten Gleichgültigkeit in Bewegung sind. Ganz anders ist es in Nr. 113, wo der gewöhnliche Satz nur zwei Francs beträgt und sich daher die geringere Bürgerclasse, schlechte Hauswirthe, leichtfertige Ouvriers, welche nichts von Sparkassen wissen wollen, mauvais sujets und débauchés jeder Art zusammenfinden. Hier kann man die verschiedenen Steigerungen und Nuancen menschlicher Leidenschaften, vom Triumphe und dem Selbstvertrauen des glücklichen Spielers bis zur verzweifelten Beharrlichkeit des unglücklichen, ganz offen und zwar zu gleicher Zeit auf den Gesichtern lesen; hier erkennt man die teuflische Berechnung menschlicher Schwächen, welche dem Spiele zu Grunde liegt, in ihrer vollen Nacktheit, hier fühlt man die Schmach, welche eine aufgeklärte und freisinnige Regierung durch diesen Schandfleck, und zwar vorzüglich mit aus finanziellen Gründen (der Staatsschatz erhält jährlich 6,000,000 Francs und die Stadt Paris 500,000 Francs, sowie drei Viertheile des reinen Gewinnes der Bank, welche täglich von der Policei selbst geschlossen wird, als Pacht- und Concessionsgelder von den Spielhäusern), noch auf sich lasten läßt, in ihrem ganzen Umfange. Hat man gewisse Entschuldigungsgründe dafür, daß man dem Reichen Gelegenheit verschafft, sein Vermögen nach Willkür zu vergeuden und zuletzt über sein Leben nach Wohlgefallen zu verfügen, so sollte man doch wenigstens endlich einsehen, wie diese kleinen Spielhäuser recht dazu gemacht sind, dem Theile der Gesellschaft, welcher grade jetzt als eine Hauptstütze des Staatsgebäudes betrachtet wird, Wohlstand, Ruhe und sittliche Haltung zu benehmen und das bessere Mark so recht tropfenweise auszusaugen. Es gibt in Paris wenige Ouvriers, welche nicht am Ende der Woche ihre 10—20 Francs in der Tasche hätten, und dabei nicht das sehr unschuldige Verlangen hegten, sie auf leichte Art verdoppelt zu sehen. „Man setzt ja nur zwei Francs" —: hier liegt der Verführer — vorzüglich für ein Volk, welches mehr den Eingebungen des Augenblicks folgt, als die Bedürfnisse der Zukunft berechnet; — man thut den ersten Schritt — gewinnt — wird leidenschaftlich — verliert — weiß sich nicht mehr zu mäßigen — verschwindet endlich aus dem Spielhause, ohne gewisse moralische Hülfsmittel in sich selbst, welche den Gebildetern selten in der

Verzweiflung ganz verlassen — und — leider verfehlt selbst dieses Schreckniß seine Wirkung — kömmt nach einigen Tagen mit den starren Zügen des letzten Entsetzens auf der Morgue wieder zum Vorschein. Man kann dies belächeln, weil es Extreme seien: wir sagen Nein; es sind kalte Wahrheiten, Dinge, welche vorkommen — und dann, glauben wir, könne ein Rückblick auf die Stufen des menschlichen Elends, auf denen man zu jenen Extremen gelangt, hinreichen, um sich von diesem privilegirten Jammer zu überzeugen und ihn richtig zu würdigen.

Der nächste Abschnitt über die Quais und den Garten der Tuilerien ist im Ganzen in demselben Geiste wie die vorhergehenden gehalten, uns aber weniger farblos erschienen, was wir auch von dem folgenden über die Eintheilungen der Stadt sagen würden, wenn er nur im Verhältnisse zu der Fülle des Stoffes und dem Reichthume seiner Bemerkungen, welche sich dabei machen ließen, nicht gar zu mager wäre. Reicher, mannichfaltiger, gelungener ist ohne Zweifel der letzte Theil dieses Gemäldes von Paris, das Jetzt und Sonst; wenn auch bisweilen die Zeichnung schärfer, die Farben lebendiger und die Vertheilung von Licht und Schatten etwas kräftiger und schlagender sein könnten. Nach Dem, was von Ludwig XIV. bis auf Ludwig Philipp über Paris und das französische Volk ergangen ist, sollte man allerdings glauben, daß die Contraste zwischen der Gegenwart und der Vorzeit noch größer sein müßten, als sie in der That sind und sich bei der Beweglichkeit des französischen Charakters erwarten ließe. Schwerlich genügt es, diese Erscheinung allein aus der Veränderlichkeit der Grundzüge des Nationalcharakters im Allgemeinen zu erklären; es ist dabei vielmehr ein dem französischen Volke eigenthümliches Beharren bei Ideen und Dingen, welchen die Zeit, der Zufall, ein großer Name einmal das unlösbare Siegel aufgedrückt hat, vorzüglich in Anschlag zu bringen. Man übersieht dies neben der freilich mehr hervorstechenden Empfänglichkeit für Neues in der Regel um so leichter, je weniger es sich im öffentlichen und politischen Leben bemerkbar macht. Auch darf man es durchaus nicht mit des Briten stolzer Anhänglichkeit an sein „old England", oder des Deutschen bürgerlicher Sehnsucht nach „der alten guten Zeit" vergleichen. Der Franzos lebt in der Gegenwart, speculirt wenig in die Zukunft, und verliert noch weniger Zeit mit nutzlosen Reflexionen über die untergegangenen Herrlichkeiten der alten Tage; aber sie haben in ihm gewisse Erinnerungen, Ideen und Eindrücke zurückgelassen, welche, zum Normaltypus ausgeprägt, das unverbrüchliche Erbtheil aller Geschlechter bleiben und nie der Betrachtung, viel weniger dem Zweifel unterliegen. Man spielt z. B. im „Théâtre français" die gehaltloseste Farce, „Le malade imaginaire", oder „Monsieur de Pourceaugnac" u. s. w. Nach dem ersten Acte schöpfe ich etwas Luft: „Comme ça est fade et même un peu cochon!" „Mando pardon, Monsieur, il y a là beaucoup d'esprit" — „J'y trouve peu de chose" — „Mais c'est de Molière" — „Qu'est que ça fait?" — „Comme vous êtes drôle!" Hiermit schließt die Kritik. Noch lange wird Versailles dem Faubourg St.-Germain ein durch die Tradition geheiligter Name bleiben, und ewig wird die Marseillaise als Losungswort der Freiheit gelten, wenn sich auch ihr Ursprung, ihre Geschichte und Bedeutung längst schon etwas in das Dunkel der Unwissenheit verloren haben sollten. Weit bestimmter äußert sich aber diese Anhänglichkeit in kleinlichen Dingen des gewöhnlichen Lebens, welche man nur zufällig beachtet und auf die wir hier natürlich nicht eingehen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auserlesene, echte Volksgesänge der verschiedensten Völker mit Urtexten und deutscher Uebersetzung, gesammelt in Verbindung mit A. W. von Zuccalmaglio, ein- und mehrstimmig eingerichtet, mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre und herausgegeben von E. Baumstark. Ersten Bandes erstes und zweites Heft. Darmstadt, Pabst. 1835. 4.

Trotz aller Künstelei und Verschrobenheit, in die sich zum Theil unsere neuere Poesie verirrt hat, ist doch der Sinn für echte Volkslieder nicht untergegangen. Dies beweist nicht allein die große Menge von Nachbildungen ausländischer Volksdichtungen aus allen Sprachen, sondern auch das Anerkenntniß der größten Dichter, eines Göthe, Herder, Uhland, Rückert u. s. w., die es nicht unter ihrer Würde gehalten haben, sich dem Geiste dieser Dichtungen wieder zu nähern. Wie könnte sich aber auch das Herz der Menschen verschließen gegen diese einfachen, unschuldigen Kinder, die unmittelbar und ungeschminkt aus der Hand der Natur kommen und in denen sich das innerste Leben des Volks in Leid und Freude, auf ernste und komische Weise, nach seinen mannichfaltigen Charakteren, Ständen, Verhältnissen, Lagen und Altern erschließt? wie sollte nicht Das zu Herzen gehen, was aus dem Herzen kommt? Aber nicht allein die Dichtungen sind es, die uns diese Lieder so werth machen; sie sind nur die eine Hälfte des schönen Straußes, Blumen in glänzender Farbenpracht, aber ohne Duft, wenn wir sie ohne ihre zweite Hälfte, die mit ihnen zu einem unzertrennlichen Ganzen verbundenen Melodien, genießen wollen. Diese Melodien sind so schön, so herzergreifend, daß Derjenige, dem einmal der Sinn dafür aufgegangen, sie nicht mehr von sich lassen kann. Die Richtung, die die heutige moderne Opernmusik genommen, hat zwar ganz von der Einfachheit und Schmucklosigkeit, in der sich diese natürlichen Klänge bewegen, abgeführt, und selbst das Volk, in dessen Munde sie bisher allein noch fortlebten, hat sich zum Theil davon abgewendet, allein ein gänzliches Aussterben derselben hat dennoch aller neuere Opernsingsang, der sich dazu verhält wie eine modisch-geputzte Kokette zu einem schönen Landmädchen in gewöhnlicher Bauerntracht, nicht bewirken können. Sehr treffend sagt in dieser Beziehung Elbert in der Nachrede zu seinen „Resten" ꝛc. S. 133: „Es muß etwas in diesen simplen Liedern stecken, das ihnen Stärke gibt, dem Zahn der Zeit zu trotzen, der so schnell an unsern schönsten Opernarien nagt. Ohne in der Situation zu sein, in der diese alten Dichter ihre Lieder sangen, werden wir sie nicht erreichen. Nachahmen können wir, wenn wir Das singen, was in unserer Seele wohnt, und mehr nicht. Mondscheinslieder am hellen Mittag, Wonne des Frühlings hinterm Ofen, Wein und Liebe bei einer alten Matrone und bei Wasser besungen, wie kann Das wirken? Der Mensch nur, der entfernt von seinen Lieben, im wehenden Abendwindchen im Walde den Schlafgesang der Vögel belauscht, nur der konnte in süßer Wehmuth zu seinem Mädchen seufzen: Wenn ich ein Vöglein wär' u. s. w." Sie werden fortleben, so lange es Menschen gibt, die noch Sinn für das Schöne und Einfache haben, wie es aus der Hand der Natur kommt, ja es läßt sich fast zuversichtlich erwarten, daß dereinst eine Zeit kommen wird, wo man, übersättigt von der üppigen Kost der heutigen Tonkunst, wieder zu den ländlichen Gefilden zurückkehren wird, auf denen diese einfachen Kinder der Natur entsprossen sind.

Aber nicht allein der schlichte natürliche Sinn findet sich zu diesen Liedern hingezogen. Sie sind auch als Ausdruck der Gefühls- und Denkweise der Nationen in verschiedenen Zeiten für den Literarhistoriker von großem Interesse. Desgleichen sind sie für das historische Studium der Theorie der Tonkunst und für die Ergründung der Naturgesetze der Tonentwickelung von hoher Bedeutung und bieten selbst dem modernen Tonsetzer eine reiche Fundgrube ausgezeichnet schöner Themas und seltener melodischer Wendungen zur weitern Ausführung und Bearbeitung dar. Unser genialer Maria v. Weber hielt, wie Ref. aus seinem eignen Munde weiß, geleitet von einem richtigen Sinne, diese einfachen Naturklänge in hohen Ehren und seine Opern geben Zeugniß, daß er davon am schicklichen Orte Gebrauch zu machen verstand.

Die neueste Zeit ist sehr reich an Volksliedern fast aller Nationen, aber sehr arm an den dazu gehörigen Melodien. Was

ist aber ein solches Lied ohne Töne? Poesie und Ton sind in ihm ein Leib, sie können nicht getrennt werden, ohne daß ein Theil seiner Lieblichkeit verschwindet. Selbst von deutschen Volksliedern sind unsers Wissens, außer Nicolai's „Feynem kleynen Almanach" und Büsching's und von der Hagen's „Sammlung deutscher Volkslieder" (Berlin 1807) keine besondern Sammlungen mit Melodien vorhanden. Eine umfassende Sammlung von Volksliedern aller Nationen mit den dazu gehörigen Singweisen fehlte bis jetzt ganz. Ref., der, selbst ein Bienenvater, diesem letzten Bienenstocke, der eben wegschwärmen wollte, wie von Arnim sagt, lange im Stillen nachschlich, ist daher freudig überrascht gewesen durch die erste Sammlung der Art, welche Hr. Dr. Baumstark, Privatdocent der Staatswissenschaften zu Heidelberg, mit der Herausgabe seiner „Bardale" (Braunschweig 1829) eröffnete. Mit steigendem Interesse sah er dem Erscheinen jedes neuen Heftes entgegen. Mit einem Male schien aber die reiche Quelle versiegt und fast gab er die Hoffnung auf, sie von Neuem fließen zu sehen. Da erschien zu seiner Freude das erste und bald darauf das zweite Heft der „Auserlesenen echten Volksgesänge", welche gewissermaßen als die Fortsetzung jener „Bardale" anzusehen sind und hoffentlich nun ohne Unterbrechung erscheinen werden.

Die Herausgeber haben sich ein großes Stück Arbeit vorgenommen, das uns fast für vier Schultern zu schwer dünkt. Zwar ist eine Schwierigkeit, das Sammeln der Lieder selbst, beseitigt, indem den Herausgebern, wie Hr. Baumstark in der Vorrede sagt, ein reicher Vorrath davon zu Gebote steht, allein beiweitem größere Schwierigkeiten bleiben noch zu besiegen übrig, namentlich die passende Auswahl, Vergleichung, Sichtung und Kritik der Lieder; die Uebertragung der Texte aus vielen zum Theil wenig bekannten Sprachen und die Anschmiegung derselben an die betreffenden Melodien, eine höchst schwierige Arbeit, wenn dabei der Charakter und die Empfindung sowol des Textes als der Melodie nicht verloren gehen und der Schmelz, der sie umkleidet, nicht verletzt werden soll; endlich die Zugabe der begleitenden Stimmen, insbesondere des Pianofortes und der Guitarre, ein Mittel, welches den Eingang dieser Lieder besonders bei Laien in der Tonkunst sehr begünstigen, hier und da auch den Zauber dieser Lieder erhöhen, aber, ungeschickt ausgeführt, auch ganz und gar zerstören kann. Bei so hohen Anforderungen muß man Billigkeit walten lassen. Genug, daß wir auf diese Weise zu dem Besitz eines herrlichen Schatzes größtentheils noch ungekannter Volkslieder mit Melodien gelangen, und ein solches Geschenk ist allen Dankes werth. Mögen sich in der Folge Dichter und Musiker um die Wette bemühen, an den einzelnen Liedern zu bessern und zu schmücken, wie es ihnen beliebt. Indessen können wir den Herausgebern das Zeugniß nicht versagen, daß sie nicht allein den Sinn dieser Lieder richtig erfaßt, sondern auch nach allen oben erwähnten Beziehungen gethan haben, was in ihren Kräften stand.

Zum Schlusse dieser Anzeige können wir es uns nicht versagen, noch über die einzelnen Lieder dieser Sammlung Einiges hinzuzufügen. Das erste in spanischer Sprache stammt aus Südamerika. Es drückt ganz die innige Glut, aber zugleich auch die heimliche Furcht des Liebenden aus, den geliebten Gegenstand seines Herzens zu verlieren. Nr. 2 die Taube, ein russisches, gar wehmüthiges Lied, das den Schmerz des Täubchens über den Verlust des geliebten Tauben in einfachen aber traurigen Tönen ausspricht. Der grausame Falk, der den Tauber erwürgt, tröstet das arme Täubchen und verspricht, übers blaue Meer andere Tauber scharenweise herbeizujagen. Aber das verlassene Täubchen antwortet: „Ach, kann trösten mich wol der Tauber dein, der nicht Vater ist süßen Kleinen mein?" Nr. 3 und 4 sind zwei deutsche Melodien über das schon aus dem „Wunderhorn" und aus Büsching und von der Hagen's „Sammlung" bekannte herrliche Lied: „Es waren zwei Königskinder, die hatten einander so lieb." In der letzten Sammlung hat es aber einen andern Text, nämlich: „Ach, Mutter, liebe Mutter, mein Kopf thut mir so weh u. s. w." Ref. scheint dieser Text der ursprüngliche, der in Baumstark's Sammlung dagegen corrumpirt. Die Melodie Nr. 4 ist vielleicht eine der schönsten, die je aus des Volkes Mund gekommen ist, und steht als ein Muster des echten deutschen Balladentones einzig da. Nr. 5 der Einsiedler, aus dem Indischen, zeigt sonderbarerweise in der Melodie viel Uebereinstimmendes mit dem Liede Nr. 4. Obschon man dergleichen Verwandtschaft zwischen Liedern von ganz entfernten Zonen öfters findet, wie dies ja auch zuweilen zwischen Sprachen der verschiedenartigsten Völker der Fall ist, so glauben wir doch grade hier an keine Verwandtschaft durch Tradition, denn beide Lieder sind einander bei aller Aehnlichkeit doch wieder sehr unähnlich und dem innern Charakter nach sehr verschieden. Nr. 6 ist ein florentinisches Liebesliedchen, wie man sie in Italien so häufig hört, ganz Liebe athmend, die zweite Stimme so innig mit der ersten verwachsen, wie zwei Aeste eines Stammes. Charakteristisch sind besonders die häufigen Terzengänge, wie man sie nur von den reinen italienischen Kehlen gern hört, während in den deutschen Volksliedern immer mehr die Waldhornbegleitung in Quinten und Sexten herrschend ist.

Das zweite Heft eröffnet die in Frankreich noch allbekannte „Charmante Gabrielle" von Heinrich IV., ein Lied voll tiefer Empfindung. Nicht minder schön ist Nr. 2. „Adieu, plaisant pays de France, O ma patrie la plus cherie", von der unglücklichen Maria Stuart bei ihrer Abreise von Frankreich nach Schottland gedichtet und die tiefe Schwermuth eines gepreßten Herzens ausdrückend. Nr. 3 ein Trinklied von Hiddensöe, einem Eilande an der Westseite der Insel Rügen, keck, in halber Trunkenheit, an Caspar's Lied im „Freischütz" erinnernd. Nr. 4 ein polnisches Kinderliedchen: „In dem Hüttchen kauern Vater, Mutter froh; 's wird nicht lange dauern, machen wir es so;" eigentlich ein Tanzlied, Mazurka, dessen erster Theil nur gesungen, der letzte aber gebrummt, gepfiffen oder gegeigt wird. Das Ganze wiegt in wenigen Tönen auf und ab und ist voll kindlicher Naivetät. Nr. 5 ein portugiesischer Kirchengesang: „Ave maris stilla Maria", einfach, feierlich. Nr. 6 „Owen Glyndwrs War Song", wälisch; ein feuriger Kriegsgesang voll von Begeisterung, wie ein rauschender Strom gleichsam die Ufer der Poesie und Tonkunst durchbrechend, offenbar eines der ausgezeichnetsten Lieder dieser Sammlung. Nr. 7 ein irischer Gesang vor der Schlacht, vierstimmig, nicht minder schön als das vorige; während aber jenes zur muthigen That entflammt, mahnt dieses in feierlichen Tönen an die Grabesruhe des freien Mannes, der fürs Vaterland starb: „O bedenke, Leben hat nicht Reiz für den, der unfrei lebt."

So haben wir denn unsers Theils Nichts unterlassen, was das Auge des Natur und Kunst liebenden Publicums auf diese vortreffliche und bis jetzt einzige Sammlung zu lenken vermöchte. Wird es sich aber abziehen lassen von den Seiltänzereien und Harlekinaden Rossini'scher, Auber'scher u. a. Tongebilde? Warlich, wir müßten verzweifeln an dem guten deutschen Sinne, wenn es nicht wenigstens versuchte, ob sein Geschmackssinn sich an die einfache Kost gewöhnen könne, die wir ihm hier empfehlen, und wenn es dieses Unternehmen, dem die Herausgeber Zeit und Mühe geopfert, kalt an sich vorübergehen lassen würde. 163.

Literarische Notizen.

Von P. L. Jacob dem Bibliophilen erscheinen in zwei Bänden „Médianoches".

Von Hammer's „Geschichte des osmanischen Reichs" liefert J. Hellert eine französische Uebersetzung, die, im Ganzen 20 Bände mit 21 Karten und 15 Plänen, vom 15. Sept. d. J. an in Lieferungen zu zwei Bänden ausgegeben wird.

Merimée hat „Notes d'un voyage dans le midi de la France" herausgegeben. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 230. — 18. August 1835.

France social, literary, political, by *Henry Lytton Bulwer*.

(Fortsetzung aus Nr. 229.)

Herr Bulwer leitet seine Bemerkungen treffend durch die Mittheilung eines Briefes ein, worin ein sicilianischer Edelmann eine Schilderung von Paris unter Ludwig XIV. entwirft. Er knüpft daran die Vergleichung einiger Hauptzüge des pariser Lebens aus jener Zeit und der Gegenwart und kömmt leider zu dem Resultate, daß es nicht sowol zu bedauern sei, daß die politischen Ereignisse auf die Umgestaltung der Sitten der Pariser zu viel, als vielmehr, daß sie zu wenig Einfluß gehabt haben. Freilich thut man der Revolution Unrecht, wenn man bei ihr als der Quelle des moralischen Unheils, was noch gegenwärtig an der pariser Gesellschaft nagt, stehen bleibt, sollten auch die 40,000 Freudenmädchen vor und die 6000 nach derselben, sowie die Verminderung der privilegirten Spielhäuser von funfzehn bis auf acht, mehr nur ein scheinbarer Beweis für ihre sittlichen Effecte sein. Allein man beurtheilt sie auch falsch, wenn man in ihr gleichsam einen Wendepunkt für die rein moralischen Seiten des französischen Charakters zu finden glaubt. Ihre Wirkungen treffen mehr die Massen als das innere Leben des Individuums, von welchem die sittliche Erhebung ausgehen müßte, und machen sich daher mehr in den gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen geltend als in der moralischen Stimmung des Volkes im Allgemeinen. Der Verf. hat diesen Punkt richtig aufgefaßt, indem er als eine vorzügliche Folge der Revolution die allmälige Vermischung der Ideen und Sitten, welche ehemals die verschiedenen Classen der Gesellschaft trennten, hervorhebt. Haben die alten Familien in den großen Hotels des Faubourg St.-Germain mehr Ordnung, Sparsamkeit, Sittlichkeit angenommen, so hat sich dagegen „die Noblesse der Börse, der Bureaus und des Zahltisches" zu einem Luxus erhoben, welcher ihr früher unbekannt war, während der alte ehrwürdige Bürgerstand, welcher einfach lebte und den Ertrag seiner Mühen mit bescheidenen Hoffnungen für Kinder und Enkel bei Seite legte, nach und nach durch jene aufstrebende Bürgerclasse verdrängt worden ist, welche, mit dem Schweiße der Väter in der Tasche, Ansprüche auf „Magistratur" und einen Platz in den Kammern erhebt. So besteht gegenwärtig der Kern der Gesellschaft in Paris aus „einer ungeheuern Mittelclasse — nicht einer Mittelclasse, welche, wie in England, blos und allein bemüht ist, Geld zu gewinnen, nach der Weise der Väter —, sondern aus einer Mittelclasse, welche alle Stände umfaßt, welche nicht zwischen Adel und Volk, sondern zwischen dem Pöbel und dem Monarchen steht." Hierzu kömmt, daß grade die eigenthümlichen Verhältnisse von Paris das Gedeihen einer solchen Mittelclasse besonders begünstigen. „Es gibt viele Orte, wo man mit ebenso Wenigem, aber keinen, wo man mit Wenigem so glänzend leben könnte." Ein allseitiger Verkehr befördert die Vertheilung des jährlich umlaufenden Capitals; es gibt verhältnißmäßig wenig Reiche und wenig Arme, und das jährliche Einkommen jedes Pariseers läßt sich, überschläglich Eins ins Andere gerechnet, auf 1000 Francs ansetzen. Diese Gleichheit begründet eben das Dasein jener Mittelclasse, aus welcher der Verf. im Folgenden noch einige charakteristische Erscheinungen heraushebt.

Gelungen und wahr ist die Schilderung des „Monsieur Bontin", des „Gamin", der „jeune France", welche durch die jugendlichen Bewohner des „Quartier latin" repräsentirt wird. Nur läßt der Verf. die Lichtseiten der Oberfläche zu sehr hervortreten, während er die Schattenseiten, welche etwas tiefer im Hintergrunde liegen, nur leise berührt. Es gibt eine gewisse trügerische Art, den Dingen ihre reizenden Seiten abzugewinnen, durch welche man sich aber über ihr Wesen und ihre Bedeutung selbst am meisten täuscht. Der Gamin in seiner Ausgelassenheit, der Student mit seiner Grisette sind Erscheinungen, mit denen man sich nur zu leicht befreundet. Um sein Gemälde etwas vollständiger zu machen, hätte Hr. Bulwer uns wenigstens noch zeigen sollen, welches Geschlecht Frankreich aus diesen Gamins erwächst, deren Lehrmeisterin die Verderbenheit einer großen Hauptstadt ist, und deren einzige Tugend, sobald sie „die ewige Jugend" verlassen, in jener Gewandtheit besteht, welche sie zu Allem, nur nicht zu einem tüchtigen Lebenswandel und besserer Sitte, fähig macht. Bei dem Anblick dieser Jugend ohne alle moralische und religiöse Erziehung, ohne allen kindlichen Sinn und alle älterliche Zucht, voll dagegen von Anmaßungen und unreinen Gedanken, müßte man wahrhaftig bange werden vor Frankreichs Zukunft, wenn es nicht eben nur Paris wäre. Und leider findet der Blick nicht viel Erhebung, wenn er sich aus diesen niedern Regionen auf die Höhen der Sorbonne und der Ecole de droit erhebt. Hr. B. scheint die „Liebe zu der Literatur", welche er dem wohlhabendern Theile der pariser Studenten zuschreibt, ziemlich hoch zu stellen, und zwar vorzüglich, wie es scheint, weil sie den begüterten Musensöhnen von Oxford und Cambridge entgeht. Man muß wissen, daß es für die Masse — seltene Ausnahmen kommen bei einer allgemeinen Charakteristik nicht in Betracht — nichts, weiter gar nichts ist, als ein fades Umhertreiben in den Lesezimmern, welche die Nichtigkeiten der Tagesliteratur darbieten und so recht dazu gemacht sind, jungen Leuten die Lust an ernstern Studien zu benehmen. Sehr selten trifft man junge Franzosen an, welche in der Literatur und Geschichte ihres Vaterlandes etwas solidere Kenntnisse hätten; in der Regel bleiben sie bei einigen allgemeinen, unbestimmten Ideen stehen, welche sie aus den mehr glänzenden als gediegenen Vorträgen an der Sorbonne mit hinwegnehmen; ja, wir glauben hieraus zum großen Theile den Mangel an Klarheit politischer Ideen erklären zu müssen, woran das junge Frankreich wie an einer Krankheit leidet, welcher nur Paroxismen Linderung gewähren zu können scheinen. Man muß ferner wissen, daß die zarten Verhältnisse zwischen den Studirenden und ihren Grisetten, welche der Verf. von einer ziemlich unschuldigen und reizenden Seite darzustellen bemüht ist, in den meisten Fällen auf platte Gemeinheiten hinauslaufen, unter denen jede erhabenere Regung der jugendlichen Brust nur zu schnell erstirbt.

Uebrigens ist der Uebergang von diesem Abschnitte auf den zweiten Haupttheil des ersten Buches, welcher einige allgemeine Charakterzüge des französischen Volkes enthält, leicht und natürlich. Der Verf. hebt als die hervorleuchtendsten folgende heraus: Höflichkeit, Galanterie, Eitelkeit, Witz, Heiterkeit und Frivolität, und knüpft daran noch einen besondern Abschnitt über Verbrechen. Was die erste betrifft, so dürfte es jetzt wol nur noch wenige Ausländer geben, welche nicht, gleich dem Verf., durch einen kurzen Aufenthalt in Paris über die günstigen Vorurtheile von der Höflichkeit der Franzosen auf ziemlich unangenehme Weise enttäuscht würden. Die unfreundliche Gleichgültigkeit, womit man nicht selten in den Hotels empfangen und behandelt wird, trägt nicht wenig zu der Verstimmung bei, woran Fremde gewöhnlich in den ersten Tagen ihres Aufenthalts zu Paris wie an einer Krankheit leiden. Selbst im günstigsten Falle wird man schwerlich ähnlichen traurigen Erfahrungen entgehen, wie hier der Verf. in einigen sehr treffend gewählten und geistreich zusammengestellten Beispielen mittheilt. Daß die Franzosen, nach des Verf. Ausdruck, kein höfliches Volk mehr sind, ist freilich ein ziemlich strenges und zu allgemeines Urtheil; man wird aber leider bisweilen wirklich versucht, zu behaupten, daß sie sich Extremen nähern, welche den schroffsten Gegensatz gegen die gesellschaftliche Tugend der Höflichkeit bilden. In den niedern, ungebildetern Classen ist die Zuvorkommenheit, welche man ehemals so sehr rühmte, durch eine gewisse Anmaßung, welche in gemeiner Selbstsucht ihre Quelle hat, gar sehr verdrängt worden. Wehe dem Fremden, der das Unglück haben sollte, einem „homme du peuple", vielleicht „décoré de Juillet", auf irgend eine Weise zu nahe zu treten, ohne seinerseits genug Entschlossenheit zu besitzen, um mit gleicher Münze vergelten zu können. Höflichkeit kennt der gemeine Mann in Paris fast nur noch als ein Mittel zur Erreichung gewisser kleinlicher Zwecke, dessen er sich gewöhnlich mit ziemlichem Erfolge gegen Fremde zu bedienen weiß; schlägt es aber fehl, so kehrt er auch sogleich den Rücken, steckt beide Hände in die Taschen, und ist mit seinem „que le diable l'emporte ce Je.... sou... cochon là" bei der Hand.

Geht man dann etwas weiter hinauf in die gebildetern Classen, so findet man zwar noch alle die Höflichkeitsformeln, welche so sehr ansprechen und der französischen Sprache den entschiedenen Vorzug der gefälligsten Umgangssprache geben; es ist uns aber vorgekommen, als wenn man ihren geschickten Gebrauch gleichsam etwas verlernt hätte. Sie wollen nicht mehr recht zu der Art passen, wie man sich benimmt; der Mangel an Höflichkeit macht sich hier nicht sowol in den Worten als in den Manieren bemerklich. Schon der Empfang eines Fremden hat häufig etwas Ungeschicktes; „Wir empfangen schlecht", hat neulich Herr St. Marc-Girardin in seinen Bemerkungen über Deutschland offen eingestanden. Der Franzos versteht es nicht, den Fremden in seinem Hause für sich einzunehmen, weil er vor Allem bemüht scheint, in ihm eine hohe Meinung von seinem Selbst zu erwecken. Wer diesem nicht zu schmeicheln weiß, oder es gar auf irgend eine Weise vernachlässigt und beleidigt, setzt sich jener geringschätzenden, oft tief verwundenden Behandlung aus, worin jetzt die Franzosen Meister sind. Selbst diese gefällige, so glatte und geschmeidige Sprache hat ihre schneidenden Seiten, welche der gebildete Franzos als Waffe zu gebrauchen weiß, wie sie schwerlich eine andere Sprache darbieten könnte. Beim Eintritt in große Häuser mag man wol bisweilen in den Vorzimmern Zeit genug finden, um über Juvenal's „Maxima quaeque domus servis est plena superbis" einen praktischen Commentar zu entwerfen. Es versteht sich jedoch von selbst, daß es in allen diesen Beziehungen höchst erfreuliche Ausnahmen gibt, und daß diese Erscheinung überhaupt, so unangenehm sie auch ist, mit als ein wesentliches Merkmal der Krisis betrachtet werden muß, welche Frankreich noch in gesellschaftlicher und moralischer Beziehung zu bestehen hat. Wir werden in Zukunft in Frankreich vielleicht wenig mehr von jener feinen Sitte finden, welche als Zwillingsschwester höfischer Verdorbenheit ihre Wiege in den Salons, Boudoirs und Bosquets von Versailles hatte; wir dürfen dagegen aber einer Zeit entgegensehen, wo das natürliche Gefühl für wahre gesellschaftliche Tugenden bestimmter ausgebildet sein wird und wo man uns, anstatt mit der trügerischen Rede erzwungener Höflichkeit, mit der unverfälschten Sprache eines wohlwollenden, offenen Sinnes entgegenkommt.

In dem nächsten Abschnitte berührt der Verf. unter der Aufschrift „Gallantry" einen Punkt des gesellschaftlichen Lebens in Frankreich, welcher von Ausländern, je nach den Begriffen, welche sie darüber aus den Kreisen ihrer Heimat mitbringen, günstig oder ungünstig, in der Regel aber — den eigenthümlichen Gefahren eines tiefern Eindringens in die Sache ist nicht Jeder gewachsen — falsch und verkehrt beurtheilt wird, — nämlich die Verhältnisse der Geschlechter zu einander. Der strenge Moralist kömmt freilich leichten Kaufs davon: er verdammt aus Grundsatz und hüllt sich in den Mantel seiner Tugend; die leichtere Seele acclimatisirt sich, macht bittere Erfahrungen und verdammt — nicht aus Grundsatz, sondern aus Ekel; der vorsichtige Weltmann dagegen kennt die Schranken, welche die Klugheit gesteckt hat, beobachtet, prüft und urtheilt nach den gegebenen Verhältnissen. Wir brauchen kaum daran zu erinnern, daß Hr. B. zu der letztern Classe gehört; seine Bemerkungen sind, ohne den Gegenstand zu erschöpfen, treffend, und die mitgetheilten Anekdoten gut gewählt. Es wäre natürlich noch Manches zu sagen über die Stellung des weiblichen Geschlechts in der französischen Gesellschaft überhaupt; wir vermissen es ungern, daß der Verf. hier nicht einige Blicke auf das Familienleben der Franzosen und die weibliche Erziehung gethan hat. Leider kann man freilich noch nicht sagen, daß, wie in Deutschland und England, so auch in Frankreich die Familie das Element sei, dem das weibliche Wesen ganz angehört, in dem es auflebt, sich bildet, sich heimisch fühlt und den Zauber edler Weiblichkeit in vollem Maße übt. In Frankreich — wenigstens in Paris — kennt man ihn nicht, diesen Zauber; — man will durch andere Bande umstrickt sein. Die Erziehung der Töchter beginnt daher nicht selten im Theater und endigt in den glänzenden Soirées des Faubourg St.-Germain oder der Chaussée d'Antin. Durch diese Vorhalle tritt die Braut in das Heiligthum der Familie, um als Priesterin den Hausaltar zu wahren: — das heilige Feuer erlischt nur zu bald unter ihren unkundigen Händen und hohnlachend zerreißen die Erinnyen die leichtgeschürzten Bande, welche sie nur kurze Zeit mit Würde zu tragen vermochte. Und welches waren diese Bande? — Das tiefere Gefühl für weibliche Tugend, das lebendigere Bewußtsein einer erhabenen Bestimmung und die edle Hingebung an einen Beruf, welcher die weibliche Seele ganz erfüllen, ganz beglücken kann; sie müssen andern Bedürfnissen und Neigungen weichen: man will genießen, die Macht seines Einflusses in der Welt geltend machen und fühlt sich glücklich durch jene kleinen Siege, welche der weiblichen Eitelkeit schmeicheln. Dies liegt in dem Worte Galanterie, welches wir nicht wiederzugeben vermögen. Daß jedoch selbst diese Verhältnisse unter dem mächtigen Einflusse moralischer Elemente, welchen man schon jetzt nicht mehr verkennen kann, sich anders gestalten werden, bedarf kaum der Erwähnung. Wir wünschten, der Verf. hätte hierauf bestimmter aufmerksam gemacht. Wir könnten Beispiele von Familien in Paris nennen — von den Provinzen versteht es sich von selbst —, wo die Pflege besserer Sitte mit den gefälligen Formen des gesellschaftlichen Verkehrs eine bezaubernde Einheit bilden. Und wenn es auf der einen Seite wahr ist, daß der französische Charakter im Allgemeinen wenig dazu gemacht ist, sich leidenschaftlicher Zuneigung zu ergeben, so ist es um so auffallender, daß grade jetzt in Frankreich die Liebe jenen ernsten, selbst ideellen Charakter annimmt, welcher mit der Leichtfertigkeit der „Galanterie" im strengsten Widerspruche steht. Noch nie sind Selbstmorde aus unglücklicher Liebe in Paris häufiger gewesen als gegenwärtig.

Ebenso bietet die Eitelkeit der Franzosen, wovon der Verf.

im nächsten Abschnitt spricht, ihre ernsten und ihre lächerlichen Seiten dar. Sie ist das gewaltige Band, welches die ganze Nation zu einer unauflöslichen Einheit verbindet, der mächtige Hebel, welcher sie zu den großartigsten Handlungen, zu den unglaublichsten Opfern getrieben hat und ferner zu treiben im Stande ist. Sie ist in dieser Beziehung nicht ein Nationalfehler, sondern vielmehr eine Nationaltugend, in welcher sich jene erhabenern Triebfedern menschlicher Handlungen, welche wir anderwärts zu suchen geneigt sind, gleichsam wie in einem Lichtpunkte auflösen. Sie wird ein gewaltiges Mittel in den Händen Dessen, der sie zu gebrauchen weiß, und Niemand hat dies besser verstanden und großartiger benutzt als Napoleon. Auf der andern Seite aber gehört die Eitelkeit zu denjenigen Eigenschaften, welche, sobald sie nicht unter jenem großartigen Gesichtspunkte erscheinen, nur zu leicht in das Lächerliche, Kleinliche und Verächtliche verfallen. Man hat nirgends mehr Gelegenheit, diese Gegensätze zu beobachten als in Frankreich, und der Verf. hat sie richtig aufgefaßt und gewürdigt. Er gibt das Resultat seiner Beobachtungen am Schlusse dieses interessanten Abschnitts in folgenden treffenden Worten: „Gleich den meisten Leidenschaften ist diese Eitelkeit gut und schlecht, klein und groß, bald erhaben, bald lächerlich; im Ganzen genommen aber erscheint sie in Frankreich vielleicht mehr gut als schlecht, mehr groß als klein, selbst mehr erhaben als lächerlich. Abgeschmackt im Gesellschaftszimmer, ja verhängnißvoll bei gewissen dunklern Scenen des Lebens, hat sie die französische Armee zu der berühmtesten in der ganzen Welt und die französische Nation zu der einigsten gemacht. Allein sie hat auch aus den Franzosen ein Volk gemacht, welches im hohen Grade leichtfertig und veränderlich ist, welches Veränderungen wünscht, die viel versprechen, von nützlichen Dingen, welche nicht zugleich ihre glänzenden Seiten haben, wenig wissen will, und Plane nicht vertragen kann, deren Ausführung sich ruhig und langsam der Vollendung nähert."

„Ist Eitelkeit die vorherrschende Leidenschaft, so ist dagegen Witz das vorherrschende Talent des französischen Volkes", diese Wahrheit sucht der Verf. im nächsten Abschnitt durchzuführen. Er zeigt zunächst, welche Bedeutung ein gut angebrachtes „bonmot" selbst in politischer Beziehung haben kann und in der That oft genug gehabt hat. Die gegebenen Beispiele könnten leicht vermehrt werden. Ueberhaupt gibt es nichts, weder im öffentlichen, noch im Privatleben, noch selbst in Religion und Moral, was der Franzos nicht zur Zielscheibe seines Witzes zu machen sich berechtigt glaubte; allein dieser Witz ist in der Regel weit unschuldiger und ungefährlicher, als man fürchten möchte, da er fast nie darauf berechnet ist, zu verwunden, sondern nur ergötzen soll. Macht man eine Person, eine Sache lächerlich, so sinkt sie deshalb in der Achtung nicht im Geringsten; es müßte denn sein, daß dabei die beleidigte Eitelkeit des Volkes mit ins Spiel käme, daß das Volk in dem beleidigten Gegenstand sich selbst getroffen und herabgesetzt fühlte. Hier zeigen sich diese leichten Spiele der Phantasie von ihrer ernsten Seite; sie werden ein politisches Moment gefährlicher Natur und sind mit Recht von Denen gefürchtet, welche sie zunächst treffen. „Wird ein General, ein König, eine Regierung lächerlich gemacht, — Wehe ihnen! Denn ein General, der lächerlich ist, macht die französische Armee lächerlich; ein König oder eine Regierung, welche lächerlich sind, machen die französische Nation lächerlich, — und dies ist eine unverzeihliche Beleidigung." Unglücklicherweise ist es fast keiner Regierung in Frankreich gelungen, diese Klippe ganz zu vermeiden, und selbst die gegenwärtige kämpft noch fortwährend gegen die Brandung, in welcher sie zwar noch nicht das sichere Ruder eines streng befolgten Systems, aber doch den vortheilhaften Wind der Volksgunst etwas verloren hat. Mit Recht erklärt der Verf. in einigen geschichtlichen Schlußbemerkungen über die gegenseitige Wechselwirkung der Sitten und des Witzes auf einander, jenen feinen Witz, wozu die gebildete französische Sprache so reiche Mittel bietet, selbst noch gegenwärtig für einen der vorzüglichsten Reize des pariser Gesellschaftstons, wenn man auch die früher allgemeinere epigrammatische Gewandtheit, jene trockene und eigenthümliche Beugung der Stimme nur etwa noch bei Hrn. von Talleyrand antreffen sollte. Schwerlich dürfte er dagegen sich allgemeiner Zustimmung zu erfreuen haben, wenn er neben Beranger und Scribe, als den witzigsten und folglich populairsten Dichtern und Dramatikern, aus gleichem Grunde unter den Prosaikern Paul Louis Courier und unter den Rednern Thiers als die populairsten anführt. Der Witz und selbst die Sprache Courier's stehen wegen ihrer ganz eigenthümlichen Tiefe in der neuern französischen Literatur so einzig da, daß seine Werke einem an leichtere Speise gewöhnten Publicum schwerlich auf die Dauer zusagen konnten. Daß er nach den Ereignissen von 1830 gleichsam noch einmal auftauchte, hatte in äußern Verhältnissen seinen Grund; gegenwärtig wird er wenig gelesen, von Wenigen verstanden und nur selten erwähnt. Und ebenso wird Thiers zwar immer als ein ausgezeichneter, aber nicht als der populairste Redner gefeiert werden, er müßte sich denn die Popularität mit dem Verluste des Portefeuilles erkaufen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

Der Lesegier unserer Zeit, welcher ganz folgerecht die Schreibwuth entspricht, genügt schon die Anzeige des Erschienenen und sie überhebt, ja entbindet wol lieber ausdrücklich der Mühe einer weitern Zergliederung desselben und einer Richtung und Stimmung ihres möglichen Genusses, wie denn auch den Verfassern und Verlegern nicht immer mit Auszügen und Nacherzählung gedient sein möchte. Darum fassen wir auch hier abermals einige neuere Producte der obengenannten Gattung kurz zusammen.

1. Der deutsche Trelawney oder Abenteuer eines reisenden Genies. Auf der Landstraße gefunden und mit einer Vorrede versehen von A. E. Wollheim. Hamburg, Literaturcomptoir. 1835. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Alltägliche Dinge, der Welt Lauf! Magere Erfindung, ungenirte Darstellung, lose, platte Verknüpfung. Das Genie, wie der Held genannt wird, ist eben nur ein Glücksritter, der sich nicht genirt und gemeiner Liederlichkeiten froh ist.

2. Alfonso. Eine Novelle für Freunde der Tonkunst von C. A. Weiske. Zwickau, Schumann. 1835. 8. 16 Gr.

Freunde der Tonkunst werden sich bei Lesung des Titels unwillkürlich wol eher als durch die Novelle selbst an Heinse's „Hildegarde von Hohenthal" erinnern, aber schwerlich die ältere Novelle über der jüngern vergessen. Die Einkleidung Dessen, was hier über Tonkunst mitgetheilt wird, ist um Weniges reicher und besser als das Mitgetheilte selbst. Ein Familienkreis und seine wenigen Umgebungen, sämmtlich für Tonkunst empfänglich, ohne sonderliche Abstufungen und Gegensätze der Individualität, ohne ausgezeichnete Charaktere, ein paar Liebesbündnisse, durch Tonkunst und tonkünstlerische Privatleistungen und Genüsse zumeist bis auf eine Maskerade im Freien und ein Kirchweihoratorium unterhalten und gesteigert, wenig gekreuzt durch nur scheinbar bedrohliche Hindernisse eines ausländischen Abenteurers, bilden das Canevas des Ganzen. Was dabei über Tonkunst eingeflochten wird, ist entweder eine ziemlich oberflächliche Erregung und Lobpreisung, oder enthält hinlänglich bekannte, bei der heutigen Liebe, Kunde und Unterrichtsmethodik in der Musik abgemachte und axiomatische Bemerkungen über Vortrag ꝛc. Wesentliches, wie z. B. über Charakter der Tonarten, wird flüchtig und mehr als problematisch und anfragend hingeworfen, als erörtert. Von Styl, Schule und Charakter der Tondichtung nach Zeit, Land, tondichterischer Eigenthümlichkeit, von Vocal- und Instrumentalmusik und vorzugsweiser Aus- und Verbildung der letztern in der neuern Zeit, von heiliger und weltlicher Tonkunst, von Rede und Gesang, Rhythmus, Melodie und Harmonie, von Mimik im Vortrage und andern wichtigen Elementen und Fragen in diesem Gebiet ist kaum, oder selten, oder flach und seicht gespro-

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 231. — 19. August 1835.

France social, literary, political, by *Henry Lytton Bulwer*.

(Fortsetzung aus Nr. 230.)

Bei den Bemerkungen über die Heiterkeit und Frivolität des französischen Volkes im nächsten Abschnitt stellt sich Hr. B. wieder ganz auf den geschichtlichen Standpunkt, indem er mit vieler Gewandtheit den Einfluß der politischen Verhältnisse auf die Stimmung der Gesellschaft im Allgemeinen nachzuweisen sucht, und namentlich als ein Hauptresultat der politischen Zustände Frankreichs in den letzten 16 Jahren jenen ernsten und männlichen Charakter der Gesellschaft heraushebt, welcher, „obgleich noch empfänglich für Vergnügungen, sie doch von der Politik und dem Streben nach höhern Zwecken zu trennen weiß." Die Wirkungen der Repräsentativverfassung auf den Volksgeist erscheinen ihm in dieser Beziehung als das bedeutendste Moment, wenn sie auch jetzt verhältnißmäßig nur erst einen kleinen Theil des französischen Volkes unmittelbar treffen, nämlich von 33 Millionen nur 200,000 Individuen. „Die Repräsentativverfassung hat den Vortheil, daß sie über das ganze Land die Tugenden und Talente verbreitet, welche in der Versammlung der Repräsentanten erfoderlich sind. Verlangt man von Jemand, daß er eine Person wählen soll, welche seine Interessen vertrete, so denkt er natürlich darüber nach, welches seine Interessen sind; und die Eigenschaften, um deren willen er einen Andern erwählt, werden für ihn selbst Gegenstand seiner Wünsche und seines Strebens." Was die Literatur betrifft, so ist es allerdings wahr, daß sie eine ernstere Richtung angenommen hat; auf der andern Seite aber muß man auch dem Verf. einräumen, daß sich grade die Erzeugnisse der ernstern Literatur, Geschichte, Philosophie, Biographie, Reisen u. s. w. in der letztern Zeit mehr jenem leichten und gefälligen Tone genähert haben, welcher ihnen ein größeres Publicum sichert, ohne ihren innern Gehalt zu erhöhen. Im Uebrigen scheint uns der Verf. die Bedeutung der Heiterkeit und der Frivolität für das gesammte Volksleben nicht tief genug aufgefaßt und nicht scharf genug charakterisirt zu haben; er scheint nicht gern dabei verweilen zu wollen, um sich desto schneller des letzten Abschnitts zu entledigen, welcher uns das französische Volk von der dunkelsten Seite — in den Verbrechen zeigen soll.

Als Grundlage dieses Abschnittes gibt Hr. Bulwer die statistischen Tabellen über den Volksunterricht und die Verbrechen gegen Personen und Eigenthum, welche Guerry in seinem bekannten Werke: „Statistique morale de la France", zugleich mit wenigen geistreich entworfenen Kärtchen, auf welchen das Mehr oder Minder des Unterrichts und der Verbrechen, je nach den verschiedenen Departements durch die Steigerung von Licht und Schatten angedeutet ist, mitgetheilt hat. Der Verf. gesteht selbst ein, daß der Calcul, wovon Guerry bei seinen Angaben ausgegangen ist, fehlerhaft und unsicher sei, indem er eines Theils die Zahl der Verbrechen nach der Zahl der Angeklagten berechnet und folglich jede Klage als ein schon constatirtes Verbrechen gelten läßt, andern Theils die Verbreitung der Volksbildung, welche er mit den Verbrechen in ein gewisses Verhältniß stellen will, blos nach der Zahl Derer schätzt, welche, gemäß den bei dem Kriegsministerium niedergelegten Conscriptionslisten, lesen und schreiben konnten. Ungeachtet dieser fehlerhaften Einseitigkeit behalten jedoch dergleichen Tabellen immer ihren relativen Werth für eine bestimmte Zeit. Was z. B. die Tabellen über den öffentlichen Unterricht betrifft, so darf man nur den im vorigen Jahre erschienenen „Rapport au roi par le ministre-secrétaire-d'état au département de l'instruction publique sur l'exécution de la loi du 28. Juin 1833, relative à l'instruction primaire" (Paris 1834) vergleichen, um einzusehen, wie wenig die Berechnung des Hrn. Guerry gegenwärtig noch als Norm dienen kann und welchen Aufschwung der Volksunterricht in Frankreich in den nächsten Jahren zu nehmen verspricht. Uebrigens wird selbst durch Guerry's Tafeln die Ungereimtheit des Satzes, daß die Vermehrung des Unterrichts mit der Verminderung der Verbrechen in einem untrüglichen Verhältnisse stehe, mehr als hinlänglich dargethan, denn grade in den Departements, wo der Volksunterricht am meisten verbreitet ist, wie in Corsika, in den südöstlichen Provinzen und im Elsaß, ist die Zahl der Verbrechen gegen die Person am größten, während sie dagegen da am geringsten ist, wo der Unterricht noch wenig Eingang gefunden hat, wie in Berry, Limousin und in der Bretagne. Ganz ähnlich gestalten sich die Verhältnisse in Bezug auf die Verbrechen gegen das Eigenthum. Man sieht hieraus leicht, daß es bei der Erziehung des Volkes nicht allein auf die Bildung des Geistes, sondern auf die Bildung des Charakters ankömmt, daß neben der intellectuellen Erziehung die moralische hergehen muß. Und diese hat freilich nach den verschiedenen Verhältnissen der Departements verschiedene und sehr bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden, welche einen allgemein anwendbaren Maßstab für das gegenseitige Verhältniß der Verbrechen zu der Moralität in Frankreich kaum zulassen. Den Bemerkungen, welche Guerry noch über den Einfluß der Jahreszeiten und des Klimas auf die Vermehrung und Verminderung der Verbrechen gemacht hat, fügt der Verf. eine eigenthümliche Berechnung des Einflusses des Alters auf die verschiedenen Arten der Verbrechen bei, welche durch eine beigefügte Tabelle sehr anschaulich gemacht ist. Gleichfalls macht er über den Einfluß der Geschlechter, worüber Guerry auch eine tabellarische Uebersicht gegeben hat, einige eigenthümliche Beobachtungen. In England und Wales machen die weiblichen Verbrecher ein Fünftheil, in Frankreich dagegen ein Drittheil der Gesammtsumme aller Verbrecher aus. Uebrigens geben grade die Verbrechen der Weiber in Frankreich ungemein viel Stoff zum Nachdenken über die eigenthümliche Stellung und den Charakter des weiblichen Geschlechts in der französischen Gesellschaft. Der Verf. verfolgt dann noch Guerry's Untersuchungen über die Ursachen der Verbrechen und verweilt endlich bei den Selbstmorden, welche je nach Verschiedenheit des Alters, der Ursachen und der zu ihrer Ausführung angewendeten Mittel gleichfalls in tabellarische Form gebracht sind.

Wir erwähnen dies blos, um namentlich das deutsche Publicum auf Hrn. Guerry's äußerst sorgfältige Arbeiten aufmerksam zu machen, welche jedem ernstern Beobachter menschlicher Dinge, so sehr sie auch ihrer Natur nach nie zu völlig überzeugender Evidenz führen können, dennoch das größte Interesse gewähren müssen. Wir können hier natürlich nicht einmal die Auszüge wiedergeben, welche Hr. B. mitgetheilt hat. Will man sich mit einem Hauptresultate begnügen, so ist es eben kurz dies, daß die Bevölkerung Frankreichs im Norden thätig und betriebsam, im Süden indolent, leidenschaftlich und zum Wohlthun geneigt, im Innern unwissend, ehrbar und religiös ist, während wir in Paris im Allgemeinen ein zur Sinnlichkeit geneigtes Volk finden, welchem das Leben leicht zum Ueberdruß wird. Eine Hauptfrage, deren Lösung man hier wol mit Recht erwartet hätte, in welchem Verhältnisse nämlich die früher besprochenen Eigenschaften des französischen Volkes, namentlich die Galanterien, die Heiterkeit und die Frivolität zu den Verbrechen stehen, wagt der Verf. nicht zu beantworten, weil, wie er sich ausdrückt, sein Zweck sei, nicht Doctrinen aufzustellen, sondern blos die Aufmerksamkeit zu erwecken. Wir würden ihm hieraus vielleicht einen Vorwurf machen, wenn wir nicht überhaupt schon den Mangel an einem gewissen philosophischen Pragmatismus, welcher sich keineswegs in leeren Philosophemen zu verfeinern braucht, als eine schwache Seite seines Werkes angedeutet hätten.

Bei dem historischen Theile im zweiten Buche müssen wir schon deshalb kürzer sein, weil eine erschöpfende Kritik von der Begründung eigenthümlicher Ansichten ausgehen müßte, wozu hier Zeit und Raum gebricht. Uebrigens gibt der Verf. auch fast nur Skizzen, welche, ohne grade viel Eigenthümliches zu enthalten, die Hauptmomente gut hervortreten lassen und durch eine weitere Ausführung viel gewinnen würden. Im ersten Abschnitte: „Old regime", charakterisirt er, zum Theil auf Lemontey's bekanntes Werk: „Essay sur l'établissement monarchique de Louis XIV.", gestützt, kurz und treffend die Regierung Ludwig XIV., zeigt ihre glänzenden Seiten und ihre Mängel und gibt leider nur Andeutungen über ihren Einfluß auf die Folgezeit. Soll das Ganze gewissermaßen eine pragmatische Entwickelung sein, so bemerken wir freilich ungern bedeutende Lücken, welche den Zusammenhang des Ganzen etwas stören. Die Punkte, welche grade hervorgehoben sind, werden in der Regel mit Umsicht und Sachkenntniß besprochen, aber es fehlt der goldne Faden, welcher sie zu einer Kette vereinte. Dasselbe gilt von dem nächstfolgenden Abschnitte über die Revolution von 1789, wo die politischen Bewegungen und Veränderungen bis zur Zeit des Directoriums angedeutet werden. Am gelungensten ist hier vielleicht die Zeichnung einiger eminenten Revolutionscharaktere, wie Mirabeau's, Robespierre's und der Girondisten. Die Rechtfertigung Robespierre's würde jedoch besser ihrem Zwecke entsprechen, wenn sie mehr durch Thatsachen begründet wäre. Was hierauf in einem eignen Abschnitte über das Directorium gesagt wird, ist gar zu fragmentarisch; mehr ausgeführt dagegen und reicher an eigenthümlichen Bemerkungen ist uns das Capitel über das Consulat und das Kaiserreich erschienen. Namentlich sind die moralischen Ursachen von Napoleon's Erhebung und Fall, seine politischen Fehler und Mißgriffe mit Klarheit und Gewandtheit entwickelt worden. Jedoch bedarf die am Ende ausgesprochene Meinung über die fortwährende Anhänglichkeit aller Parteien an Napoleon wol noch einige Beschränkung. Niemand kann und wird Napoleon die verdiente Bewunderung versagen und ohne Begeisterung von jenen großen Tagen sprechen, wo Napoleon's Name Frankreichs Ruhm vertrat; allein weder die Royalisten, noch die Doctrinairs, noch endlich die Republikaner gehören zu seinen unbedingten Verehrern; sie wissen vortrefflich persönliche Größe von einem fehlerhaften Systeme zu trennen, mit welchem ihre Grundsätze in strengem Widerspruche stehen.

In den drei folgenden Abschnitten über die Restauration wird der Verf. etwas weitläufiger, thatsächlicher und gründlicher. Er scheint dabei vorzüglich dem umfassenden Werke: „Histoire de la restauration etc. par un homme d'état" (Paris 1832, 10 Bde.), gefolgt zu sein, bewährt sich aber auch zugleich als selbständigen und eindringenden Beobachter der Zeitgeschichte. Mit wenig Worten hat er den Schlüssel zur Geschichte der Restauration in folgender treffenden Bemerkung gegeben: „Die momentane Macht der Restauration bestand darin, daß sie Allen Hoffnungen gab; die dauernde Schwäche derselben darin, daß sie sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, diese Hoffnungen zu täuschen." Diese traurige Wahrheit sucht der Verf. durch eine gedrängte Zusammenstellung der Hauptmomente der Regierung Ludwig XVIII. und Karl X. zu erhärten. Die Schwierigkeiten, unter welchen Ludwig XVIII. den Thron bestieg, der unerwartet günstige Einfluß der hundert Tage und der zweiten Niederlage Napoleon's auf die Stimmung des Volkes, und endlich die ungeschickte Art, wie man diese Stimmung benutzen zu müssen glaubte, entschieden das Schicksal der Restauration schon in den ersten Jahren ihres Daseins. Hatte man einmal die Armee entfremdet und den Parteien Zeit und Gelegenheit gegeben, sich zu einer gewaltigen Opposition zu vereinigen, so waren hiermit auch schon die sichern Grundlagen für die neue Ordnung der Dinge verloren. Hierzu kam nun noch die Spannung zwischen den beiden königlichen Brüdern, welche sich nur zu bald offenbarte, den Charakter zweier feindlichen Systeme bekam und dem Gang der Regierung die bestimmte Haltung benahm, während sie ihren Gegnern ungemeine Vortheile und neue Hoffnungen gab. So ward Ludwig XVIII., ungeachtet seiner gemäßigten und liberalen Grundsätze, nach und nach in jenen unglückseligen Conflict der Meinungen und Parteien gezogen, welchem weder die Feinheit des Herzogs von Richelieu, noch die aufrichtige Ergebenheit des Hrn. v. Decazes gewachsen war. Ludwig XVIII. starb entmuthigt und unter trüben Ahnungen über das Geschick seines Hauses. Leider war der Enthusiasmus, womit die Regierung Karl X. begrüßt wurde, zu wenig begründet und vorübergehend, als daß er jene trüben Ahnungen auf Seiten der Anhänger der Bourbons hätte zerstreuen können. Die wohlthätige Wirkung, welche die Aufhebung der Censur auf die öffentliche Stimmung ausübte, bekam nur zu bald ein verhängnißvolles Gegengewicht durch Villèle's unglückselige Politik. Was durch sie verloren war, konnte durch Martignac's erzwungenen und unentschiedenen Liberalismus nicht wiedergewonnen werden, zumal da sich die Meinung des Volkes immer entschiedener gegen die Regierung zu äußern begann. Man sah sich in die verzweifelte Nothwendigkeit versetzt, das Aeußerste zu versuchen, und Hr. v. Polignac, ein verhaßter Name, übernahm es, den Sturm zu beschwören, welcher sich um den wankenden Thron Karl X. sammelte. Dies ist kurz die Geschichte der Restauration, wie sie uns Hr. Bulwer gegeben hat — eine gelungene Skizze, entworfen von geübter Hand, welche zuletzt noch durch einen Blick auf die Lichtseiten dieser verhängnißvollen Zeit, ihren wohlthätigen Einfluß auf Ackerbau, Industrie, Handel, Literatur und Kunst nicht wenig gehoben wird.

In den folgenden Abschnitten über die Julirevolution von 1830 läßt der Verf. fast nur Thatsachen sprechen und urtheilt mit jener Vorsicht und Zurückhaltung, welche einen feinen politischen Takt verräth. Die Darstellung des Hrn. Bulwer kann Allen empfohlen werden, welche sich schnell mit dem Hauptgang dieser Weltbegebenheit bekannt machen wollen; sie ist gedrängt, ohne wesentliche Lücken und durch einen freien Geist belebt. Den letzten Abschnitt dieses Buches widmet er der Charakteristik der bisherigen Regierung Ludwig Philipp's, wobei natürlich die eignen Ansichten des Verf. wieder mehr hervortreten. Er geht dabei von der Gestaltung der Parteien aus, welche die unmittelbare Folge des Ausgangs der Julirevolution war und woran sich die Ereignisse seit 1830 wie an einen Faden reihen. Abgesehen von den verschiedenen Nuancen, welche die Parteien während der Julitage gleichsam wieder unter sich selbst zersplitterten, traten sogleich beim Beginn der Revolution zwei In-

teressen hervor, welche Frankreichs Schicksal für die nächste Zukunft entscheiden zu müssen schienen. Das eine war das der enthusiastischen Gegner gegen jede beschränkende Gewalt, das andere das der Vertreter der Ordnung und Ruhe; jene erklärten sich offen für die Republik; diese waren nicht abgeneigt, mit Karl X. zu unterhandeln und sich für Heinrich V. zu entscheiden. Zwischen beiden standen die Anhänger des Herzogs von Orleans, der Zahl nach vielleicht die Schwächsten, aber beiden durch jene Klugheit überlegen, welche in entscheidenden Augenblicken aus gegebenen Umständen den meisten Vortheil zu ziehen versteht. Dies gibt zugleich die Lösung des Räthsels der Erhebung Ludwig Philipp's und den Schlüssel zur Beurtheilung der Politik, welche die Monarchie des 9. Augusts befolgt hat. In dem Augenblicke leidenschaftlicher Aufregung, welchem sie ihren Ursprung verdankte, war sie allerdings genöthigt, der öffentlichen Meinung große Zugeständnisse zu machen; sie konnte aber auch nicht verkennen, daß ihr für die Dauer eine festere Grundlage nöthig sei, und sie fand diese in dem Verlangen des betriebsamen Theiles der Nation nach Ruhe und Frieden. Dieses Bedürfniß zu befriedigen und für ihre eignen Zwecke zu benutzen, mußte daher ihre Hauptaufgabe sein. „Die Regierung Ludwig Philipp's ist eine Regierung des Bürgerthums, in welcher wir weder den ritterlichen Geist des alten Frankreichs, noch die rastlose Kraft der Republik, noch die militairische Größe des Kaiserreichs, noch endlich die angeerbte Majestät der Restauration suchen müssen." Ihre kräftigsten Stützen kann sie aber weder unter den begeisterten Republikanern noch unter den offenen oder geheimen Anhängern des alten Systems finden; sie muß sich vielmehr ganz auf die Talente und Grundsätze der Doctrinairs verlassen, welche zwar die ruhigsten, aber eben deshalb die gefährlichsten Gegner der gestürzten Monarchie waren. Das Unglück dieser Partei war, wie B. treffend bemerkt, daß sie unmittelbar nach den Julitagen an das Ruder trat, in einer Zeit, wo die Gemüther, noch in allgemeiner Aufregung begriffen, nicht durch Vernunftgründe und Bücherweisheit, sondern durch eine geschickte Benutzung ihrer Leidenschaften und Phantasien regiert sein wollten. Dies hat dem Namen der Doctrinairs in den Augen des Volkes jene spöttische Nebenbedeutung gegeben, welche man selbst jetzt nach ihren Siegen noch nicht ganz vergessen mag. Nur kurz berührt der Verf. die ministeriellen Krisen, welche schnell nach einander Lafitte, Casimir Périer, den Herzog von Broglio, Soult und Gerard an die Spitze des Ministeriums brachten, und bleibt endlich bei der etwas sonderbaren Meinung stehen, daß Thiers eigentlich der Mann sei, welcher die gegenwärtige Regierung, wenn sie sich irgend halten lasse, zu halten im Stande sei. Wir können natürlich nicht entscheiden, inwiefern die öffentliche Meinung Recht hat, wenn sie Thiers zwar ausgezeichnete Talente und eine große Gewandtheit, nicht aber die Reinheit der Gesinnung und die Tüchtigkeit des Charakters zugestehen will, welche dem wahrhaft großen Staatsmanne unerläßlich sind, zumal wenn er sich unter so schwierigen Verhältnissen bewähren und halten soll, wie sie die Monarchie Ludwig Philipp's darbietet. Ueber diese Schwierigkeiten macht B. noch einige Schlußbemerkungen und hebt namentlich als die vorzüglichste die unvermeidliche Unpopularität des Julikönigthums heraus, welche nicht in der Person des Monarchen, sondern darin ihren Grund hat, daß es sich eben vorzugsweise auf den Theil der Nation stützen muß, welcher in Frankreich zur Zeit noch am wenigsten populair ist.

Das dritte Buch über die vorherrschenden Einflüsse in Frankreich eröffnet der Verf. mit einem eignen Abschnitte über den Einfluß des weiblichen Geschlechts, worüber bereits oben unter dem Artikel „Galanterie" einige Andeutungen gegeben wurden. In der weitern Ausführung, welche hier folgt, erinnert er zuvörderst an die Namen jener ausgezeichneten Frauen, welche in jeder Epoche der Geschichte Frankreichs durch Geist, Charakter und Schönheit größern oder geringern Einfluß auf das öffentliche Leben und die Politik ihrer Zeit erlangten. Im Allgemeinen findet er den Grund hiervon in jener eigenthümlichen Energie, Thatenluft, Neigung und Fähigkeit zum Geschäftsleben, welche das weibliche Geschlecht in Frankreich auszeichnen und um so auffallender sind, da sie mit einer Eleganz, Anmuth und Vergnügungssucht verbunden sind, welche man anderwärts nur vergeblich suchen würde. Freilich ist davon auch das Streben nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit unzertrennlich, welche mit der Innigkeit und, wenn man will, mit der Moralität der ehelichen Verhältnisse, wie man sie in England und Deutschland zu finden gewohnt ist, nicht leicht vereinbar sein mögen. In Frankreich will die Hausfrau an den Geschäften des Mannes Theil nehmen, ihm beistehen mit Rath und That, seine Interessen bewahren, ihn ein wenig beherrschen und übrigens die Freiheit genießen, ihren Neigungen zu folgen. Höchst charakteristisch und nicht ohne tiefere Wahrheit ist die Bemerkung des Verf. über den Unterschied der Freudenmädchen zu London und Paris. Um aber auch zu zeigen, welche Rolle die Frauen nicht allein im Hause und auf den Straßen, sondern selbst auf der Bühne spielen, hat der Verf. nicht ermangelt, über zwei damals gern gesehene Stücke: „La révolte des femmes" und „Le royaume des femmes", worin die Farben freilich etwas derb aufgetragen sind, einige Andeutungen zu geben. Uebrigens verkennt er jedoch das Uebel nicht, welches sich unter dem leichten und heitern Gewande eines strengern Gesellschaftstons verbirgt und noch fortwährend an den Keimen nagt, aus welchen sich ein neues Leben voll Reinheit und Würde entwickeln soll; er weist darauf hin, daß vorzüglich moralische Erziehung dem weiblichen Geschlechte in Frankreich Noth thue, und macht zum Schluß auf den wohlthätigen Einfluß aufmerksam, welchen in dieser Beziehung ein sittlich-gebildeter Hof und eine Regierung, die sittliche Verdienste und Grundsätze anzuerkennen wisse, gewinnen könne. Mehr dürfte man vielleicht von dem allgemeiner werdenden Bedürfniß nach moralischer Erhebung und ernsterer Haltung erwarten, welche wir als eine der erfreulichsten Seiten der französischen Gesellschaft unserer Tage bezeichnet haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beiträge zur Geschichte Würtembergs und seines Regentenhauses zur Zeit der Regierung Herzogs Karl Alexander und während der Minderjährigkeit seines Erstgeborenen. Zum großen Theile nach ungedruckten Archivalnachrichten bearbeitet von Karl Friedrich Dizinger. Erstes Heft. Mit Beilagen. Tübingen, Laupp. 1834. Gr. 8. 20 Gr.

Diese Schrift hat den Ref. sehr angesprochen, denn sie behandelt zum ersten Male eine der causes célèbres des würtembergischen Hauses, nämlich die des bekannten Juden Joseph Süß Oppenheimer, welche sich in jenem Lande noch jetzt fast nach 100 Jahren in Aller Munde, wiewol übertrieben und entstellt erhalten hat. Eine solche Geschichte ist auch jetzt, abgesehen vom örtlichen Interesse, noch wichtig bei den Fragen, welche über die Stellung der Juden im Staate neuerdings angeregt worden sind; auch wichtig als eine Art Spiegel, wieweit das Vertrauen eines Fürsten gemißbraucht werden könne, der, an sich gar nicht böse, in der Wahl seiner Umgebungen des sichern und glücklichen Blickes ermangelt; wichtig endlich als eine Warnung, wie leicht Spaltungen zwischen Fürsten und Landständen von den Böswilligen als ein erwünschtes Saatfeld des landesverderblichsten Unkrautes benutzt werden können. Aber fragt man, wie sollen es denn Fürsten erfahren, wenn sie auf üble Wege geführt, wenn Alle von ihnen abgehalten werden, die ihnen den wahren Stand der Sache zeigen könnten, nur Creaturen einer Partei, wie hier, Zutritt bei ihnen erhalten? Die Sitte, incognito im Lande mit eignen Augen und Ohren sich von Allem zu überzeugen, ist abgekommen und in kleinern Landen, wo jeder Unterthan seinen Landesherrn kennt und erkennt, kaum anwendbar. Der freie Zu-

tritt zum Fürsten ist gleichfalls misbraucht worden. Dagegen wäre eine verständig geregelte Preßfreiheit jetzt wol das zweckmäßigste Mittel, wenn es dem Fürsten ernsthaft daran liegt, die Bedürfniss und die Stimmung der Unterthanen und das Betragen seiner Behörden und Beamten kennen zu lernen. Und ist jenes der Fall, so wird der Landesherr schon Mittel finden, auch die Zeitungen und Blätter zu sehen zu bekommen, die man ihm nicht auf seinen Tisch legt, oder für ihn nicht besonders setzen läßt!

Was der Vers. in der Vorrede über Fortsetzung dieser „Beiträge" und über eignes erlittenes Unrecht sagt, übergehen wir hier und bemerken nur, daß eine Fortsetzung auf ähnliche Weise aus ungedruckten archivalischen Nachrichten nur wünschenswerth sein könne, und daß Ref. aus eigner amtlicher Erfahrung zu hohe Begriffe von würtembergischer Justiz hat, als daß er zweifeln könne, daß Hr. D. auch noch zu Dem, was ihm gebühre, kommen werde.

Da wir in der vor uns liegenden fünften Auflage des „Conversationslexikons" und deren Nachträgen keinen Artikel über jenen famösen und allen Fürsten und Ländern zur abschreckenden Warnung dienenden Juden und Geheimen Finanzrath Joseph Süß Oppenheimer, der seine Rolle zu Stuttgart 1733—39 spielte, finden, so ziehen wir einige der diesen Mann bezeichnendsten Seiten hier aus.

Süß, früher Hoffactor, dehnte seine Wirksamkeit bald weit über das ihm zugewiesene Finanzfach aus, besonders durch seine Geschmeidigkeit, mit der er sich bald von dem Fürsten aushunzen ließ und doch nach einer Viertelstunde wiedereinstellte, und sich dem Herzoge Karl Alexander so unentbehrlich zu machen wußte, daß er bald die ausschließliche Leitung der Regierungsgeschäfte in den Händen hatte. Alle seine Vorschläge gingen bei dem Herzoge durch, weil sie anscheinend nur dessen und des Landes Wohl beförderten.

Auf die Vorstellungen einzelner Großen oder dieses oder jenes Raths gab der Herzog nichts, weil er an so beispiellosen und niederträchtigen Misbrauch seines Vertrauens nicht glaubte und sie für ein Werk des Neides über seine dem Juden geschenkte Huld betrachtete, dieser auch nicht verfehlt hatte, dem Fürsten von lebensgefährlichen Verfolgungen, die er zu fürchten habe, vorzusprechen. Er ließ auch erdichtete vortheilhafte Dienstanträge von fremden Höfen wie zufällig in des Herzogs Hände gelangen, machte die treuesten Räthe verdächtig und entfernte sie vom Hofe. Er sprach nicht selten vom Auspeitschen und Absetzenlassen. So hetzte er den Fürsten gegen die bedeutendsten Individuen unter den Landständen auf, die seinen Planen entgegenarbeiteten, ließ in schon signirten königlichen Decreten einzelne Bogen mitten heraus umschreiben, wenn sie Dinge enthielten, welche nicht in seinen Plan paßten und er nicht hatte verhindern können. Bei dem Herzoge suchte er selbst gegen die Herzogin Verdacht zu erwecken und zwischen Hofcavaliers und Hofdamen Uneinigkeiten anzuregen.

„Vor dem Juden beugten sich und zitterten Alle; alle Stellen waren zuletzt blos mit seinen Creaturen und mit Leuten besetzt, die blindlings seinen Befehlen folgten. Er hatte zwei Kanzleien mit den erforderlichen Personen besetzt und ein eignes fürstliches Sigill. Bei dem geringsten Widerspruch oder bei dem geringsten Fehler drohte er nicht nur den Subalternen, sondern selbst Räthen und höhern Beamten, mit Cassation, Kreuzweisschließen, Festungsstrafe und Verbannung, ja mit Auspeitschen, Henken und Köpfen. In den Deputationen setzte er sich neben die Geheimen Räthe und der landständische Ausschuß nahm ihn sogar einmal in seiner Versammlung auf und hörte seinen Vortrag an. War ja etwas von Wichtigkeit ohne sein Vorwissen geschehen, so wußte er es zu hintertreiben und wiederaufzuheben. Niemand durfte es ferner wagen, sich ohne sein Wissen der Person des Herzogs zu nahen oder ohne seine Zustimmung bei demselben eine Bittschrift einzureichen."

So kamen nun Münzverschlechterungen, Stellenverkauf, feile Justiz, indem schlechte Beamte sich mit Geld von ihrer Verantwortlichkeit loskaufen konnten, während redliche durch falsche Zeugen für erdichtete Vergehen um schwere Summen gestraft wurden. Sogar darüber, wie man sein Vermögen erworben habe, mußte Rechnung abgelegt werden. Es wurde ein Gratialamt errichtet, an welches neue Beamten statt der Geschenke, die sie sonst den Ministern und Räthen zu machen genöthigt gewesen waren, freiwillig eine geringere Summe entrichten sollten. Aber viele Beamte mußten nun ihre Stellen aufs neue kaufen; thaten sie es nicht, so vereinigte man ihr Amt mit einem andern, dessen Besitzer dann das neue oft um $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{4}$ oder um die Sporteln der Besoldung nahm. Alle Titel, Dispensationen, Quartiersbefreiungen, Monopole und Privilegien waren um Geld zu haben. Durch das sogenannte Fiscalatamt mischte er sich auch in die Rechtspflege; ein neues Tutelaramt bemächtigte sich aller Pupillengelder und Erbschaften; Erbgüter mußten sogleich verkauft und die Kaufgelder in jene Kasse gelegt werden. Die Capitalien der Gemeinden und milden Stiftungen mußten in das Bankalitätsamt geliefert werden. Etwas Aehnliches war das Pfandamt.

Dabei handelte der Jude auch mit Juwelen und betrog den Landesherrn, der selbst ein größerer Kenner derselben als der Jude sein wollte, um ungeheure Summen. Er führte Stempel ein und handhabte das Tabacksmonopol. Die großen Pachtungen übernahm er selbst und zwang die Unterthanen zu Frohndiensten. Er lieferte die Masken zu den Carnevals und veranstaltete Lotterien. Juden und Landhusaren spionirten für ihn. Durch Hochmuth, Schwelgerei und Wollust entschädigte er sich für den Haß der Würtemberger. Der mächtige General von Remchingen war sein Freund, sehr viele Beamte in seine Frevel verwickelt. Der General vermehrte das Militair, angeblich weil der Herzog, als Katholik von seinen Unterthanen gehaßt, nicht sicher sei. Man beredete den Fürsten, den Katholiken die Parität zu verschaffen (da gab's Monstranzen u. s. w. zu kaufen), man drang in ihn, die landständischen Rechte zu beschränken, weil die Landstände sich mehr als billig herausnähmen. Die protestantische Schloßkapelle zu Ludwigsburg wurde erst geschlossen, dann für den katholischen Hofgottesdienst eingerichtet (wobei man sich auf den Kurfürsten von Sachsen berief). Die Kapuziner aus Weil wurden herbeigerufen. Der würzburg-bambergische Bischofshof half redlich mit. Man war eben auf den besten Wegen, Protestantismus und landständische Verfassung zu beschränken, als der Herzog 1737 plötzlich am Steckflusse starb. Doch hatte sich Süß ein Absolutorium de praeterito et futuro von dem endlich über ihn enttäuschten Fürsten zu erschleichen gewußt, war aber selbst gegen von ihm angebotene 50,000 Gulden nicht seines Dienstes entlassen worden.

Gleich nach des Herzogs Tode wurde von dem Vormunde seines Sohnes, dem Herzoge Karl Rudolf und dessen Nachfolger Remchingen Arrest gegeben, aus dem er jedoch wie aus dem Lande entfloh, Süß aber mit drei seiner Creaturen auf den hohen Asperg gesetzt und nach einem „unförmlichen und gesetzwidrigen Processe" an einen eisernen Galgen gehenkt, nachdem man noch eine Menge Versuche gemacht hatte, ihn zum Christenthume zu bekehren. Von diesem Processe und einigen vormundschaftlichen Streitigkeiten handeln die Beilagen. Ein sächsischer Geheimerath Schellhaß von Schellenheim stiftete zwischen dem Vormunde und der herzoglichen Witwe einen Vergleich zum großen Verdruß des Kaisers und des Bischofs von Würzburg-Bamberg.

Noch einmal, wir sind Hrn. Dizinger für diese Schrift vielen Dank schuldig; aber auch der jetzigen Regierung, welche für solche Dinge, die sonst zu den arcanis imperii gehörten, die Archive bereitwillig öffnete. 41.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 232. — 20. August 1835.

France social, literary, political, by *Henry Lytton Bulwer*.

(Beschluß aus Nr. 231.)

Neben dem Einflusse der Weiber tritt in Frankreich der des Heeres, oder, wie man vielleicht passender sagen könnte, der des militairischen Geistes, welcher die ganze Nation beherrscht, am auffallendsten hervor. Der Verf. spricht davon im zweiten Abschnitte dieses Buches. Faßt man den Gegenstand geschichtlich auf, wie hier der Verf. thut, so könnte man wol bis auf die ritterliche Begeisterung der Kreuzfahrer zurückgehen, welche sich damals schon ohne Zweifel der Nation mittheilte und seitdem, von Zeit zu Zeit verjüngt, erhöhet und umgestaltet, Jahrhunderte überlebt hat. Wir sagen umgestaltet, weil gleiche Ursachen unter verschiedenen Verhältnissen verschiedene Wirkungen hervorbrachten, weil die Stellung des Heeres und sein Einfluß auf die Nation im Allgemeinen andere unter Richelieu, andere unter Ludwig XIV., andere unter Napoleon waren, und endlich andere unter der constitutionnellen Monarchie der Restauration und dem Königthume des Hauses Orleans werden mußten und sind. Sowie unter Ludwig XIV., so war selbst unter Napoleon das Heer noch ein von der Nation getrennter, selbständiger Körper oder, wie Bulwer sich ausdrückt, „das französische Heer unter Napoleon war nicht das französische Volk; Bonaparte herrschte in einem ungeheuern Lager, zu welchem dem Volke der Zutritt versagt war.“ Jetzt dagegen kann man wol dem geistreichen Ausspruche Chateaubriand's: „La France n'est qu'un soldat“ hinzufügen: „Oui, l'armée de la France est maintenant la nation; mais la nation est plus qu'une armée, plus qu'un soldat“. So weit haben die Einflüsse des constitutionnellen Lebens die Scheidewand zerstört, welche früher das Heer von dem Volke trennte, und der militairische Geist hat sich die Bahn gebrochen bis zur Einsamkeit des Dichters, bis zum Bureau des Journalisten und bis zur Tribune, wo die Beredtsamkeit eines Foy und Lamarque glänzte. Um die gegenwärtige Stellung des Militairs im gesellschaftlichen Verkehre näher zu bezeichnen, entwirft Hr. B. noch einige gelungene Charakterbilder und bemerkt zuletzt, daß Frankreich vorzugsweise das Land sei, wo der militairische Geist mit einer freien Verfassung in Einklang gebracht werden möge. Und wir glauben, daß man mit Recht noch hinzufügen könnte, daß grade dieser militairische Geist, seiner Natur nach ein Geist der Ordnung und des freiwilligen Gehorsams, das heilsamste Gegengewicht gegen die überspannten Plane und Hoffnungen der Bewegungspartei, gleichsam das erhaltende Princip unter den Stürmen der Zeit werden dürfte, wenn es die Regierung versteht, ihn zu leiten und zu gebrauchen.

In dem letzten und umfassendsten Abschnitte des ganzen Werkes spricht der Verf. von der französischen Literatur und zwar so, daß er zuerst den Einfluß der Literatur auf die Gesellschaft im Allgemeinen andeutet, dann ihre Hauptrichtung kurz charakterisirt und endlich bei zwei Zweigen derselben, der Geschichte und der dramatischen Poesie, etwas länger verweilt. Man ersieht leicht, daß wir auch hier eigentlich nur Skizzen zu einem größern Gemälde erhalten, dessen Ausführung wahrscheinlich nicht im Plane des Verf. lag. Wenn es sich um die Beantwortung der Frage handelt: welchen Einfluß übt gegenwärtig die französische Literatur auf das französische Volk aus? so erwarten wir natürlich zunächst einige Andeutungen über die Art, wie, und die Mittel, wodurch das literarische Treiben der Zeit auf das gesellschaftliche und politische Leben, auf die intellectuelle und moralische Stimmung des heutigen Frankreichs wirkt; wir wollen wissen, welche Elemente in dieser Literatur die vorherrschenden sind, welcher Geist sie belebt und in welchem Verhältnisse sie überhaupt zu den geistigen Bedürfnissen der Nation steht, ob sie denselben dienend sich anschmiegt, oder ob sie sie zu beherrschen und zu heben vermag. Es verstände sich dann von selbst, daß man dabei auf die gegenseitigen Beziehungen der höhern Wissenschaftlichkeit zu den niedern Kreisen der literarischen Welt, der literarischen Bildungsmittel zu der Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit bildsamer Geister und des innern Lebens der Nation zu den Erscheinungen der Außenwelt aufmerksam machen müßte.

Hr. Bulwer hat diese Punkte zwar nicht ganz unberührt gelassen, allein er hat sie nicht scharf hervorgehoben, nicht klar und bestimmt entwickelt, vielleicht auch nicht tief genug durchdacht. Eingedenk der ungünstigen und die Wissenschaft und Literatur herabwürdigenden Verhältnisse, unter denen in seinem Vaterlande und leider auch in Deutschland jetzt grade mehr wie ehemals die Gelehrten und Jünger der Musen nicht selten ein mühevolles Leben hinbringen müssen, macht er die Herrlichkeiten und Vorzüge, welche den ausgezeichnetern französischen Schriftstellern durch Anerkennung theils von Seiten der Regierung, theils in der Gesellschaft überhaupt zu Theil werden, eigentlich zum Hauptthema des Abschnittes über den Einfluß der Literatur. Er zeigt uns, wie Thiers durch seine „Geschichte der französischen Revolution“ Minister, wie Cousin, Villemain und Royer Collard Pairs von Frankreich geworden, weil sie gelehrte und beredte Professoren waren, und wie Lamartine als großer Dichter, Arago als großer Mathematiker in der Deputirtenkammer sitzen, während Babbage „The most distinguished man of science at this moment in England“ bei einer Parlamentswahl der Hauptstadt gegen die 2497 Stimmen eines Hrn. Duncombe mit seinen 383 Stimmen ganz kläglich durchfällt. Und woher kömmt dies? — „daher, daß das Volk in England, ungeachtet der Volksunterricht ausgebreiteter und besser ist als in Frankreich, weder die Liebe zu den Wissenschaften und Künsten, noch die Achtung vor wissenschaftlich ausgezeichneten Männern hat, haben kann und noch auf lange Zeit hin haben wird, welche den Franzosen eigenthümlich ist und längst gewesen ist zu einer Zeit, wo sie in der Kalligraphie und Orthographie noch weit unwissender waren, als sie gegenwärtig sind“. In Frankreich ist diese Erscheinung nicht die Folge der Erziehung oder der Verbreitung wissenschaftlicher Bildung im Volke, sondern das Ergebniß einer langen Reihe von Thatsachen und

Ereignissen, sowie einer eigenthümlichen Stimmung der Geister, welche mit jenen gemeinsam wirkte. Diesen Satz sucht der Verf. durch einige geschichtliche Rückblicke zu beweisen, zieht dabei eine eben nicht erfreuliche Parallele zwischen England und Frankreich, macht darauf aufmerksam, wie vortheilhaft die Begünstigung von Kunst und Wissenschaft in Frankreich auf die Bildung eines guten Geschmackes im Volke gewirkt habe und noch gegenwärtig wirke, und gibt noch ein langes Namenverzeichniß von Männern, welche unter dem Kaiserreich, der Restauration und seit der Julirevolution zu Ehren, Würden und Reichthümern gelangt sind, blos weil sie sich durch ihre literarischen Leistungen hervorthaten. Und wie mannichfaltig sind in Vergleich mit England in Frankreich die Bildungsmittel eines feinern Geschmackes im Volke; der reichen Sammlungen für höhere wissenschaftliche Ausbildung nicht zu gedenken, erinnert der Verf. blos an die schon 1760 begründete École royale et gratuite de mathématiques et de dessin en faveur des arts mécaniques, worin 500 Knaben unentgeltlich Unterricht erhalten, die École royale et gratuite de dessin de jeunes personnes, die Schule zu St.-Peter in Lyon und die Écoles royales des arts et métiers zu Chalons an der Marne und zu Angers.

Literatoren werden aber nicht allein von der Regierung anerkannt und belohnt; sie sehen sich zu gleicher Zeit in der Gesellschaft geehrt, geachtet und ausgezeichnet; sie feiern ihre Triumphe in den Salons und Boudoirs, während sie in England kaum dazu Zutritt erhalten. Im Allgemeinen erklärt der Verf. diesen Unterschied durch die Thatsache, daß in Frankreich eine Monarchie an der Spitze des Staates stand, welche die Aristokratie zu erniedrigen suchte, während in England eine Aristokratie herrschte, welche den Bürgerstand niederhielt. Im Besondern aber wirken in Frankreich noch drei Umstände zu Gunsten dieser Verhältnisse, nämlich der Einfluß der Weiber und ihre höhere Bildung, der esprit de corps, welcher eine Folge der oben angedeuteten Nationaleitelkeit ist, und endlich die Vertheilung des Eigenthums, welche es ausgezeichneten Schriftstellern möglich macht, sich in Bezug auf ihr Einkommen in die Classe der Begüterten und Wohlhabenden zu setzen. Unter solchen Verhältnissen glaubt der Verf., daß diese Aristokratie der ausgezeichnetsten Geister der Nation in Frankreich immer mehr Anerkennung, Einfluß und selbst politische Bedeutung erhalten müsse, während man leider anderwärts bemüht ist, die Thätigkeit aufstrebender Geister auf jene engen Grenzen zurückzuweisen, wo sie der Unbedeutendheit und Nichtigkeit verfallen. Um den Zustand der französischen Literatur in der Gegenwart an sich zu charakterisiren, bezeichnet der Verf. unsere Zeit mit wenig Worten als eine Uebergangsperiode ohne vorherrschenden Geschmack, ohne Harmonie der Thätigkeit und der Bestrebungen, aber voll von dem Bewußtsein und den Hoffnungen einer neuen Zeit, welche kommen wird und kommen muß. Auf weitere Ausführung über die Symptome, welche der französischen Literatur eine neue Epoche verkünden, in der Art, wie wir sie oben als wünschenswerth angedeutet haben, läßt sich der Verf. gar nicht ein. Er entschuldigt sich mit der Beschränktheit seines Planes und des zu dessen Ausführung ihm gestatteten Raumes und geht sogleich zu dem Abschnitte über die französische Geschichtschreibung über.

Gleichsam um den Gegenstand zu heben, erinnert er hier zunächst an die rohe Kraft der alten Chroniken, die Einförmigkeit der Memoiren, welche ihnen folgten, und Voltaire's einseitige Speculation, welche der Geschichtschreibung des 18. Jahrhunderts ihren seichten Charakter gab. Mit ihr steht die neue Schule des 19. Jahrhunderts, welche sich vorzüglich seit Napoleon's Fall freier entwickeln konnte, in unmittelbarem Gegensatze. Ein Hauptzug, ein vorzügliches Verdienst dieser Schule ist, daß sie die systematisirende Einseitigkeit der Encyklopädisten durch eine möglichst getreue und dem eigenthümlichen Geiste der Zeiten angemessene Darstellung der Vergangenheit aus den Quellen selbst verdrängt hat, und Michaud's „Kreuzzüge", Barante's „Geschichte der Herzöge von Burgund" und Thierry's „Geschichte der Heerzüge der Normannen", woraus der Verf. einige charakteristische Stellen ausbebt, sind in dieser Beziehung die bedeutendsten Erscheinungen. Ihnen zur Seite stehen Thiers mit einer unvergleichlichen Kraft lebendiger, ergreifender Schilderung, Mignet mit einer seltenen Herrschaft des Gedankens und der Darstellung über den gegebenen Stoff und Guizot mit einem tiefen philosophischen Blick und einer höchst glücklichen Combination. Ueber die schwachen Seiten der französischen Geschichtschreibung, als welche wir namentlich den Mangel an philosophischem Pragmatismus, welcher sich auf das tiefere Studium der menschlichen Natur gründen müßte, und die Vernachlässigung der höhern Kritik, welche über Art, Werth und Nutzbarkeit der Quellen zu entscheiden weiß, bezeichnen würden, geht der Verf. ziemlich leicht hinweg. Er begnügt sich, blos noch Chateaubriand's Urtheil über historische Kunst anzuführen und auf den Einfluß aufmerksam zu machen, welchen die Vermehrung des an der Geschichte theilnehmenden Publicums auf die Geschichtschreibung selbst gehabt habe, indem sie den Historiker zu einem Redner an das Volk machte, während er früher nur durch Witz und Metaphysik auf einen kleinen Kreis zu wirken suchte.

Auch in Bezug auf die dramatische Poesie concentrirt sich der Verf. dies auf zwei hervorleuchtende Erscheinungen: Victor Hugo und Alexander Dumas. Um die Richtung des Erstern zu charakterisiren, gibt er eine ziemlich ausführliche Analysis und theilweise Uebersetzung des „Hernani" und der „Lucretia Borgia", welche beide zu ihrer Zeit ein gewisses Publicum hatten und gleichsam zwei Epochen in Victor Hugo's Thätigkeit für die Bühne bezeichnen. Hieran knüpft er seine kritischen Bemerkungen, welchen wir unsere Zustimmung im Ganzen nicht versagen können. Er läßt den ausgezeichneten Talenten Victor Hugo's, dem lebendigen Colorit, der leidenschaftlichen Energie, der schnellen Folge der Handlung und der Kraft einiger blendenden dramatischen Situationen, welche den dramatischen Werken desselben eigenthümlich sind, volle Gerechtigkeit widerfahren; er geht vielleicht selbst zu weit, indem er meint, Victor Hugo könne, vorausgesetzt, daß sich die Verhältnisse, das Leben und somit die Regeln der Kunst anders gestalteten, den Platz von Corneille und Racine einnehmen, ja sogar sich Shakspeare nähern, spricht aber doch sein Urtheil zuletzt dahin aus, daß Victor Hugo zwar nicht unfähig sei, ein großer dramatischer Dichter zu werden, daß er sich aber an gewisse Regeln gebunden hat, welche es beinahe unmöglich machen, daß er je einer werden kann. Und welches sind nun diese Regeln? dieselben, welche seinem „Notre Dame de Paris" zu Grunde liegen und am Ende alle auf das Streben zusammenlaufen, für die tiefern moralischen Elemente in einem dramatischen Kunstwerke dadurch Interesse zu erregen, daß die Helden und Heldinnen des Stücks als die abscheulichsten, verlorensten und gesunkensten Charaktere durch die Allgewalt eines tiefen moralischen Gefühls, durch die Macht einer außerordentlichen Tugend, für welche sie noch empfänglich sind, auf die höchsten Stufen sittlicher Erhabenheit und menschlicher Größe gehoben werden. Der unnatürliche Contrast der Mittel, durch welche er auf diese Weise zu wirken sucht, benimmt in den meisten Fällen der Handlung die innere Wahrheit, zerstört die dramatischen Effecte und zieht das vorgeblich Erhabene in das Gebiet des Lächerlichen und Abgeschmackten herab. Ueberdies ist selbst die erhabenste Tugend unter der grellen Hülle des Abscheues und der Gesunkenheit nicht im Stande, das bessere Gefühl mit dem unreinen Geiste, dem Geiste des Lasters und der Verworfenheit, welcher durch jene Erzeugnisse einer überspannten, verirrten Phantasie gehetzt, auszusöhnen.

Günstiger fällt in mancher Beziehung das Urtheil über Alexander Dumas aus, welcher zwar an Kraft und Glanz der Dichtung, der Gedanken und der Sprache Victor Hugo nachsteht, aber vor ihm den Vorzug hat, daß er nach einem erreichbaren Ziele ringt und mit geringern Mitteln vollkommenere

Wirkungen hervorbringt. Eine kurze Vergleichung einiger Hauptmomente aus „Lucretia Borgia" mit ähnlichen aus Alexander Dumas' „Heinrich III." rechtfertigt diese Ansicht, welche der Verf. jedoch nicht unbeschränkt für die nachfolgenden dramatischen Werke dieses Dichters geltend zu machen wagt. Er gibt zum Beweise theils kurze Skizzen, theils übersetzte Stellen von den übrigen bedeutendern Stücken des A. Dumas, namentlich: „Antony", „Angele", „Darlington", „Teresa", dem „Tour de Nesle" und knüpft hieran noch einige Schlußbemerkungen über die dramatische Poesie im Allgemeinen. Unter Anderm wirft er hier die Frage auf: Inwiefern sind die schauderhaften Gegenstände, welche auf die französische Bühne gebracht werden, zulässlich, und worin besteht das Beleidigende ihrer Erscheinung? Bei der Beantwortung derselben geht er von dem allgemeinen Grundsatze aus, daß ein Gegenstand auf der Bühne nicht zulässlich ist, entweder weil er die Regeln der Kunst, oder weil er die noch wichtigern Regeln der Sittlichkeit verletzt. Gegenstände wie Lucretia Borgia, Margaretha von Burgund und ähnliche durch die Geschichte gebrandmarkte Charaktere auf die Bühne zu bringen, kann an sich durchaus nicht als verwerflich gelten; aber die Regeln der Kunst verlangen, daß dergleichen Charaktere in ihrer historischen Wahrheit, im Geiste und mit den Sitten ihrer Zeit und unter Verhältnissen dargestellt werden, welche im Vergleich mit der Wahrheit des Lebens nicht zu unnatürlich erscheinen. Grade hierin begehen die neuern dramatischen Dichter Frankreichs und unter ihnen Victor Hugo nicht weniger als Alexander Dumas die unglaublichsten und unverzeihlichsten Fehler, welche selbst die genialste Behandlung des Gegenstandes nicht vergessen machen kann.

Gleiche Verhältnisse kommen in Bezug auf den zweiten Theil jenes Grundsatzes in Betracht, welcher die beleidigte Moralität betrifft; sie wird nicht durch das Schreckliche des Gegenstandes, sondern durch die Art, wie es behandelt, hervorgehoben und dargelegt wird, beleidigt, und dieses ist eben die verhaßte Seite an V. Hugo's und A. Dumas' Werken. Sie suchen mit einer unreinen, schlüpfrigen Phantasie der Schmach der Gefallenen ein trügerisches Interesse und dem ehebrecherischen Verführer weiblicher Tugend den Schein eines romantischen Heroismus zu leihen. Es ist dies ein gefährliches Spiel mit den ernstern Elementen des Lebens, gefährlich für die Talente und den Namen des Dichters, noch gefährlicher vielleicht für den Geschmack und die Bildung des Publicums, auf welches der Dichter einwirken will. Der Gedanke liegt ziemlich nahe, daß diese auffallende Richtung der französischen dramatischen Poesie eine mächtige Stütze an der Empfänglichkeit des Publicums für Gegenstände dieser Art haben müsse, und hat wahrscheinlich den Verf. veranlaßt, zuletzt noch diese dramatische Poesie im Verhältnisse zu dem Publicum zu betrachten. Findet überhaupt eine gegenseitige Beziehung zwischen der Bühne und dem Leben statt, so muß man zugeben, daß die Darstellungen der Bühne weit weniger unter dem Einflusse der Moralität als unter dem der Sitten und Gewohnheiten eines Volkes stehen. Thatsachen, auf welche der Verf. hindeutet, erheben diese Wahrheit über allen Zweifel, und man würde in einen gewaltigen Fehlschluß verfallen, wenn man die gegenwärtige Moralität des französischen Volkes nach der Immoralität der Helden des Théâtre de la porte St.-Martin berechnen wollte. Man kann im Allgemeinen wol sagen, daß das Publicum etwas an feinerm Geschmack, nicht aber an Moralität verloren haben mag; man muß aber auch darauf aufmerksam machen, daß das Théâtre de la porte St.-Martin, wo die genannten Dichter bekanntlich ihre Ausgeburten in der Regel auf die Bühne bringen, gewissermaßen sein eignes Publicum hat, welches nicht grade zu den auserlesensten Cirkeln der Hauptstadt gehört und etwas starke Speise will und vertragen kann. Man sieht dort eine gewisse Art Leute, welche starke Nerven haben und einer derben Aufregung bedürfen, Leute, welchen z. B. die Worte: horreur, affreux u. s. w., ausgesprochen mit der wunderbaren Stimme und der lange anhaltenden Betonung der Dem. Georges, ein ebenso großer, ja ein größerer Reiz und Ohrenschmaus sind als das ausdrucksvolle „je t'aime, mon ami" durch das metallreiche Organ der Dem. Mars den habitués des Théâtre français gewährt. Man muß junge Leute gesehen und selbst einmal empfunden haben, welche Mittel dieser in ihrer Art großen und vielleicht einzigen Künstlerin in ihrer furchtbar ergreifenden Stimme, in ihrer diabolischen Mimik und in ihrem ganzen Wesen zu Gebote stehen, um zu begreifen, daß die Darstellungen der Porte St.-Martin in das Reich der Möglichkeit und selbst des Genusses gehören. Freilich wäre es eine verhängnißvolle Nothwendigkeit, wenn V. Hugo's eigner Ausspruch, daß, sowie die politische Revolution von 1789 ihre Schaffotte hätte haben müssen, so auch die literarische Revolution unserer Tage ihrer finstern Geister der Nacht nicht entbehren könne, wahr wäre; allein schon der Glaube an eine solche Nothwendigkeit, entstanden und genährt in dem Kopfe eines ausgezeichneten Geistes, erklärt eine an sich unbegreifliche Erscheinung und kann ebenso der Fluch der gegenwärtigen literarischen Revolution sein, wie Marat's toller Fanatismus der Fluch der politischen Revolution von 1789 war.

Für die weitere Ausführung seiner Schlußbemerkungen über den Einfluß der größern Vertheilung des Besitzthums auf den Zustand der Literatur verweist der Verf. auf eine Fortsetzung seines Werkes, deren baldiges Erscheinen wir um so mehr wünschen, da sie zugleich einige andere Punkte erledigen wird, welche in vorliegender Abtheilung theils noch gar nicht berührt, theils nur beiläufig angedeutet wurden. Eine statistische Beilage enthält sehr interessante Auszüge aus Chabrol's „Statistique de Paris", aus Dr. Bowring's „Bericht über den Zustand der arbeitenden Classen in Paris" und einige andere Bemerkungen zur Erläuterung des Textes, welchen auch die constitutionnelle Charte nach den beiden Redactionen von 1814 und 1830 beigegeben worden ist. 67.

Des Puritaners Grab. Historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten Karl II. Nach dem Englischen bearbeitet vom Uebersetzer der Romane: de Lorme, Heinrich Masterton u. s. w. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1834. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Indem wir unsere Leser auf diesen wahrhaft trefflichen Roman aufmerksam machen, müssen wir vorausschicken, daß ihm, wahrscheinlich vom Uebersetzer, eine ganz falsche Bezeichnung mitgegeben worden ist. Die Firma eines historischen Gemäldes rechtfertigt sich durch nichts in der Welt, als durch den Wunsch des Herausgebers, seiner Arbeit damit einen Leserkreis zu eröffnen, der ihm, meint er, bei anderer Bezeichnung wol verschlossen geblieben wäre. Der Verf. selbst aber protestirt in der Vorrede gegen alle geschichtliche Tendenz, und in der That ist sein Gemälde so reinmenschlichen Stoffes, daß es so gut in Karl II., wie in jeder andern Periode der englischen Geschichte seinen Platz findet. „Des Puritaners Grab" ist vielmehr ein philosophischer, ein moralischer Roman; wir könnten ihn einen nach größerm Plan gearbeiteten „Vicar of Wakefield" nennen, und müssen ihm alle die schönen Vorzüge dieser edlern Gattung von Erzählungen einräumen, welche in unsern Tagen im Zustande der Unterdrückung erscheint. Außerordentlich aber ist das Interesse, mit welchem der Verf. — wahrscheinlich Basil Hall — diese Erzählung der Lebensschicksale einer armen puritanischen Predigerfamilie in Zeiten der Verfolgung auszustatten gewußt hat. Der Adel der Gesinnung, die Einfachheit der Erfindung, die hohe moralische Reinheit, der seltene Reiz der Darstellung in dieser Erzählung, die Klarheit der Gedanken, die durch sie versinnlicht werden, die Harmonie von Kunstform, Styl und leitender Idee in ihr macht dies Werk in Wahrheit zu einem classischen in der Gattung des Romans von moralischer Tendenz. Die Verdeutlichung jeder echten Tugendlehre, welche der Zweck des Verf. ist, durch eine einfache, aber fein erfundene Begebenheit, die große Sicherheit, mit welcher der beseligende Sieg der Tugend,

auch unter den schwersten und geheimsten Kämpfen herausgestellt wird, diese erfüllen uns mit Achtung vor dem Werk und vor dem Verf. Dabei ist wohl zu merken, daß nichts, weder naturwidrig, noch simpel erscheint, wie in Werken dieses Strebens oft begegnet, sondern daß Erfindung und Darstellung stets ebenso fein als zart hervortreten. Nach allem diesen bekennen wir, seit langer Zeit auf kein Werk getroffen zu sein, das wir so unbedingt der in der Bildung begriffenen Jugend empfehlen könnten, und das doch gleichzeitig dem reifern Alter so viel Befriedigung, ja dem Greise selbst, durch die Feinheit der Beobachtungen, noch Belehrung, einen noch erhöhten Seelenfrieden mitzutheilen vermag. Wie stehen doch diesem Werke jene französischen Extravaganzen entgegen, die, indem sie unsern Glauben an die Tugend als eine lächerliche Albernheit darzustellen trachten, unser Gemüth verderben, und doch nicht einmal unserm Geschmack Befriedigung bieten! Jene Bilder menschlicher Hyänen, Tiger, Scheusale — wie stehen sie diesen Urbildern der Tugend entgegen, deren bloßer Anblick etwas von dem Seelenfrieden, der sie im tiefsten Harm noch beglückt, in unsere Seele hinübergießt!

Der Plan und die Gedankenreihe dieser Erzählung entspricht fast durchaus den ähnlichen in dem Musterroman O. Goldsmith's; aber der Verf. läßt sein Vorbild in Feinheit der Beobachtungen und in Klarheit tiefer Wahrheiten weit hinter sich zurück. Es ist ein Schatz der schönsten und tiefsten Betrachtungen, der brauchbarsten Lebenswahrheiten, den er vor uns eröffnet, und Vergnügen nicht blos, nein, wahre Tugendbegeisterung ist es, die aus seinem Werke für uns abfließt. Dies Buch ist in einem eigenthümlichen Styl — ein wenig biblischer Art — geschrieben, den der Uebersetzer in Farbe und Ton gut wiedergegeben hat. Möchte er uns doch mehr solcher, unter philosophischem, wie unter ästhetischem Gesichtspunkte hochachtbarer Werke mittheilen; vielleicht gelänge es doch noch, unserer jungen Welt — die über dergleichen hinauszusein wähnt — zu beweisen, daß man über die Tugend niemals hinaus ist. 52.

Beiträge zur Geschichte der Ausbildung der Baukunst. Nebst erläuternden Beilagen und 25 Steindrücken. Von C. L. Stieglitz dem Aeltern. Zwei Theile. Leipzig, Schaarschmidt. 1834. Gr. 8. 4 Thlr.

Ein um die Geschichte der Baukunst vielverdienter Gelehrter theilt dem Publicum in den vorliegenden Blättern eine Revision einzelner von ihm früherhin aufgestellter Sätze mit, zu denen neuaufgefundene Bauwerke und so manche einzelne Entdeckung aufzufodern schien. Auf eine vollständige Geschichte der Baukunst konnte es schon nach dem gewählten Titel nicht angelegt sein: nur Einzelnes wollte er neu erörtern. Mit Vergnügen werden die Leser der frühern Schriften des Verf. hier dieselbe Ruhe und Heiterkeit der Untersuchung bemerken, die aufs Neue darthut, wie sie aus gründlicher Kenntniß und echter Liebe zur Wahrheit alle hervorgingen. Doch beschränkt sich darauf, wenn man es offen gestehen darf, das wesentlichste Verdienst dieser „Beiträge", die zu den früher vom Verf. vorgetragenen Sätzen wenig neue Wahrheiten hinzubringen. Es scheinen zu seinen Exemplaren beigeschriebene Randglossen, die er hier verarbeitet einem größern Lesekreise vorlegt. Zwar werden einige durch das fortgesetzte Studium widersprochene Meinungen angestritten, z. B. die Ableitung der edlern Architektur aus dem Holzbau und der Ansicht, daß die altdeutsche Bauart auf ein vegetabilisches System sich stütze; aber die Art, wie dieses geschieht, kann nicht hinreichen, den Gründen der Abwehr volle Geltung zu verschaffen. Man kann die dargelegten Zweifel nur für Andeutungen erklären, denen Nachfolgende volle Begründung verschaffen mögen. Denn es möchte gründlichen Erweises bedürfen, um die Skarabäen mit den Inschriften Pele und Tyde in etruskischer Schrift den Etruskern streitig zu machen; die Schildkrötenmünzen von Aegina als eine Verwandtschaft der Skarabäen darzuthun und die neun Begleiterinnen des Osiris, die Diodor von Sicilien I, 18 erwähnt, als aus der Luft gegriffen zu verdächtigen. Bei der Untersuchung über die Musen, wo fleißig auf die römischen Familienmünzen hingewiesen ist, wundert man sich jedoch der großen Museen in Alexandria, zu Pergamus und am Helicon nicht gedacht zu sehen, da doch die Vorsteherschaft der einzelnen Musen in diesen „Hühnersteigen" (Athenäus I, 22) recht eigentlich ihren Anfang nahm.

Hrn. Stieglitz's Aufmerksamkeit hat sich im zweiten Theile, wie in fast allen seinen architektonischen Schriften, der Baubrüderschaften zugewandt und eine Untersuchung der Art kann man daher getrost als sein Materzeichen angeben. Aber auch hier finden die Leser der frühern Werke, besonders der Schrift: „Ueber die Kirche der heiligen Kunigunde zu Rochlitz" (Leipzig 1829) wenig Neues. Nur seinen Ansichten über die Steinmetzzeichen scheint er größere Ausdehnung gegeben zu haben. — Völlig mißrathen sind die beigegebenen Steindrücke, die ohne alle Berücksichtigung der Masse nachlässig und roh ausgeführt, aber selbst dann ungenügend ausgefallen sind, als der Verf. sie nur nach bekannten Werken wiederholen ließ; wie bei den ersten Tafeln zum ersten Theile. Die nicht sorgfältig gedruckte Schrift, denn Samigelli Th. II, S. 150 ist sicher ein arger Druckfehler für (Mich.) San Micheli, obgleich er zweimal vorkommt, ist zwei hochverdienten Kunstfreunden, den Hofräthen Rochlitz und Keil zu Leipzig gewidmet. 110.

Bibliographische Notiz.

In Nr. 118 d. Bl. ist die „Wissenschaftliche Reise durch das südliche Deutschland", welche den leipziger Professor Fleck zum Verfasser hat, besprochen worden. In diesem Buche befindet sich auch als Zugabe die Beschreibung der alcuinischen Bibel aus der Vallicellanischen Handschrift nach den Mittheilungen des Hrn. Ferdinand Hauthal. Aber beiden Gelehrten scheint Hug's kritisch-diplomatische Beschreibung der lateinischen Bibel nach Alcuin's Ausgabe (in der „Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg" 1828, II, S. 3 fg.) und die daselbst angestellte Vergleichung der Vallicellanischen Handschrift unbekannt geblieben zu sein. Hierbei wollen wir bemerken, daß es für diese Bibel von Wichtigkeit sein würde, damit eine Bibelhandschrift in der Gymnasialbibliothek zu Koblenz, die höchst wahrscheinlich aus dem neunten Jahrhunderte stammt, zu vergleichen. Eine sehr genaue Beschreibung derselben findet sich in einer kleinen Schrift des Bibliothekars Ernst Dronke, die als Programm des genannten Gymnasiums im Jahre 1832 (26 S. 4.) erschienen ist und von Literatoren nicht übersehen werden darf. Sie ist reich an manchen bibliographischen Nachweisungen und verdient um so weniger das Schicksal der meisten Programme zu erleiden, die oft kaum in der nächsten Umgebung, geschweige denn in weiterer Entfernung bekannt werden. 14.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Eine

Quarantäne im Irrenhause.

Novelle

aus den Papieren eines Mondsteiners.

Herausgegeben

von

Dr. F. G. Kühne.

8. 1 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im August 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 233. — 21. Auguſt 1835.

Unterhaltungen zur Schilderung Göthe'ſcher Dicht- und Denkweiſe. Ein Denkmal von Karl Friedrich Göſchel. Zwei Bände. Schleuſingen, Glaſer. 1834. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Für diejenigen Leſer, welche ſich in der Bedeutung dieſer Schrift irren und darin einen laufenden Commentar zu Göthe's Werken, wie es die Verlagshandlung bezeichnete, erwarten könnten, ſo etwa im Sinne Baxter'ſcher Noten oder Roſenmüller'ſcher Scholien, ſtehe gleich zu Anfang das Verzeichniß des Inhalts.

Erſtes Bändchen enthält: I. Der neue Paris. Ein Knabenmärchen, 1832. II. Hans Sachſens poetiſche Sendung. Nach einem alten Holzſchnitte, 1833. III. Wilhelm Meiſter's Lehrbrief. Eine Paraphraſe, 1825. IV. Der Tetraeder. Zu Wilhelm Meiſter's Lehrjahren, 1825. V. Wilhelm Meiſter's Wanderbuch. Eine Paraphraſe, 1824. VI. Bruchſtück eines Geleitsbriefes oder Wegweiſers zu den Wanderjahren, 1824. VII. Die neue Meluſine. Ein Märchen, 1833. VIII. Die Rochuskapelle. Eine Gewiſſensfrage, 1825. IX. Fauſt und Mephiſtopheles, 1833. X. Das neue Reich. Ein Märchen, 1833. XI. Aus dem Briefe des Paſtors zu *** an den neuen Paſtor zu ***.

Zweites Bändchen enthält: I. Skizzen aus Göthe's Leben, 1834. 1) Göthe und Stilling; 2) Harzreiſe im Winter; 3) Trilogie der Leidenſchaft; 4) Göthe und Schiller, oder die Metamorphoſe der Pflanzen und die Kant'ſche Philoſophie; 5) die Geheimniſſe; 6) Göthe in Seegefahr; 7) die Vorſehung und die Bettelleute; 8) Göthe und die Fürſtin Gallizin; 9) die Reſignation; 10) die Wahlverwandtſchaften. II. Anklage und Vertheidigung. Ein Proceß ohne Endurtheil, 1833. III. Gott, Gemüth und Welt. Eine Paraphraſe nebſt Zugabe, 1825. IV. Zur Gottes-, Geiſtes- und Naturphiloſophie, Zur Einleitung in die Farbenlehre, 1825 und 1834. V. Kind und Löwe. Novelle, 1831.

Der denkende Leſer gewahrt alſo aus dieſem Verzeichniß, daß hier von ſogenannten notis perpetuis nicht die Rede, vielmehr die Sache ganz geiſtiger Natur, die Poeſie Göthe's als ſolche Object iſt, und dieſe bunten Beſtandtheile nur die vorzüglichen Ausſtrahlungen des Dichtergeiſtes ſind, in welchen der Kritiker ihn ergreift und ausdeutet. Denn ein Ausdeuten iſt alle Kritik; allein man muß das Wort nur im rechten Sinne faſſen, und auch ein Einbilden und Hineinlegen iſt jede Kritik, denn wie kann der andere Geiſt begriffen werden, ohne daß du mit deinem Verſtändniß, mit deinem Innern dich hineinlegteſt. Wenn nun, wie unſer Verf. ſagt, Niemand die Verwandtſchaft und Ebenbürtigkeit der Geiſter im Geiſte leugnen kann, ſo iſt ja das Ausdeuten des einen (poetiſchen) Geiſtes durch den andern (philoſophiſchen) Geiſt nichts Anderes als das Ehebündniß, welches die Geiſter, nicht mehr ſich verklagend und anfeindend, nicht mehr in der Eris, ſondern im Eros, weil ſie Vernünftige ſind, vor dem göttlichen Geiſte ſchließen. Dieſe Ehe der Geiſter iſt aber nur die Mitte einer vorausgeſetzten Vergangenheit und einer bevorſtehenden Zukunft, ſie iſt der unendliche Schluß, welcher ebenſo ſehr das Verſtändniß als Vergangenheit, als Geſchehenes vorausſetzt, als er auf eine fernſte Folge, auf ein ſtetes Wachsthum deſſelben hindeutet. So bedingt der eine Geiſt den andern, aber zugleich merkt man daran ſeine Unendlichkeit, daß er ihn vollende.

Eine blöde aber und verholzte Welt gibt es, welche den Gedanken ſcheut wie ein gebranntes Kind das Feuer, weil ſie ſich in der That an dem Denken wie an einer lichten Flamme die ungeſchickten Finger verbrennt; eine blöde Welt, welche ſich jenes gegenſeitige Ausdeuten der Geiſter im Geiſte gar nicht zu denken vermag. Unüberwindlich in der Wagenburg ihrer ſpaßhaften Vorurtheile, behauptet ſie vielmehr, daß jedes Ausdeuten und Begreifen des einen durch den andern nur ein unſtatthaftes Hineinlegen, Hineintragen der eignen Anſichten ſei, welche ſich in dem Kunſtwerk ſelbſt gar nicht vorfänden. Worin nun ihre Kritik der Kritik (auf ſolcher Baſis fußend) beſteht, iſt darin, daß jene blöden Weltbürger das Ungehörige, was ihrer Meinung nach nicht an ſeinem Orte ſteht, wieder wegräumen. Sie ſäubern den Geiſt vom Geiſte, ſie können's nicht dulden, daß er mehr als Name, daß er ein Begriffenes ſei; es juckt ihnen in den Fingern, ihn wenigſtens für ſich und ihre Klatſchgevattern wieder zum Begriffloſen zu machen. Es iſt ihnen nur wohl in Holz und Stein, nicht auf Wieſen, im Wald, in der Stadt, auf dem Gebirg, unter dem ſonnigen Himmel; ſie können geſchlechterlang ausdauern in dem dreifach vergitterten Käfig ihrer Gedankenarmuth, der Kröte zu vergleis-

chen, welche bei Nacht und Tag jahrelang in kaltem Steine liegt. Für dieſe Leute hat Göſchel ſein Buch nicht geſchrieben, und für ſie ſchreiben wie auch dieſe andeutende Beurtheilung nicht. Möge nicht der einzelne Freiergeſinnte, möge die Zeit und Zukunft ſelbſt ſie über ihre Einſeitigkeit, Intoleranz und Verwahrloſung belehren, wenn irgend geiſtige Belehrung da anſchlagen kann, wo von Kindesbeinen an eitel Dreſſur iſt.

Wir Andern aber — ſagt die Vorrede — befinden uns freilich Alle auf der Wanderſchaft; wir müſſen auch Alle weiter, und es kommt nur darauf an, daß wir's auch wollen. Einer kommt durch den Andern weiter. An dieſes allgemeine Auswandern ſchließt ſich demnächſt das beſondere an, welches in jenem wunderlichen Spiegel des Lebens als das beſondere Streben der Zeit ſowol nach ſeiner innerſten Wahrheit und Nothwendigkeit, als auch nach ſeiner mannichfachen Entartung und Verzerrung vorausgeſagt iſt.

Will aber Einer durch den Andern wahrhaft weiter kommen und gebildet werden, ſo hat er vor Allem Das nicht zu überſehen: daß nämlich „grade das Individuelliſte, als das Innerſte und Zarteſte, als das Heimlichſte und Heiligſte an dem Menſchen, ſich in den Hintergrund zurückzieht und mitten unter Dem, was laut ausgeſprochen werden kann, verſchwiegen wird". An dieſem unverkennbaren Symptome des Geiſtes wird der Vernünftige ſogleich merken das Eine, was Noth iſt, nämlich hinabzuſteigen in das ſich verſchleiernde Innere, was um ſo viel ſtärkere Foderung wird, „wenn das Individuum, von dem wir lernen müſſen, nach ſeiner beſonders begabten Richtung die allgemeine Wahrheit nicht in der allgemeinen Form, ſondern in den lebendigſten und concreteſten Combinationen aufzunehmen und zu reflectiren beſtimmt iſt". Dann gilt es, Umwege einzuſchlagen, um Eingang zu finden.

Weil nun das vorliegende Buch ein ſolches Eingang ſuchendes und findendes iſt, ein Umweg, der zum Ziel, zum Innern, zur Goldader führt, mithin kein Umweg iſt, ſo gehört auf die Seite der Kritik deſſelben die Induction, nicht eine neue Umſchreibung der vorhandenen Paraphraſen, ſondern eine Verkürzung der Geſtalt, ein Zuſammenziehen des Inhalts, ein Berühren des Vornehmlichen mit dem Stabe des Verſtändniſſes. Da nämlich das Buch ſelbſt kein Commentar iſt in dem Sinne, wie der Philolog es nimmt, ſo ſoll die Kritik des Buchs auch keinen Commentar liefern, ſondern allein die Brücke erbauen, welche von ihm zum Leſer führt, oder beſſer, die verſchlungenen Wege anzeigen, welche zur Vereinigung des Leſers mit Dem, was dieſes Buches Gegenſtand und Weſen iſt, führen.

Für Diejenigen aber, welchen daran liegt, zuvörderſt mit dem Titel eines Buches im Klaren zu ſein, ſei bemerkt, daß dieſe Unterhaltungen zur Schilderung Göthe'ſcher Dichtweiſe wirkliche lebendige Unterhaltungen geweſen, die im geſchloſſenen Freundeskreiſe verhandelt wurden und nunmehr als eine in ſich zuſammenhängende Gedankenſchnur geſammelt ſind. Auch dieſe Schrift iſt mit Abſicht ein „Denkmal" genannt, mit jenem zu vergleichen, welches neuerdings ein weiblich Gemüth dem unſterblichen Dichter ſetzte. Beide werden, jedes nach ſeiner Weiſe, in die Herzen und Geiſter der Hörer dringen, und es gehört zu den freundlichſten Gaben, welche dieſes Jahr dem Berichterſtatter bietet, daß es ihm ſo wohl geworden, dieſe „Denkmäler" beide ſeinerſeits dem deutſchen Sinne näher zu führen.

In dem „Tetraeder", welches von dem Verf. dem Lehrbrief Meiſter's als Anhang beigegeben iſt, wird ſchon enthüllt, wie ſich das Religiöſe in Göthe einestheils als Selbſtanſchauung, anderntheils als plaſtiſch und poetiſch eingekleidete Doctrin entfaltet. Es geht allerdings dieſes Religiöſe von dem Selbſt des Menſchen aus, allein mit der Anerkennung, daß das Selbſt für ſich nicht blos das Sündhafte und der Schuld Preisgegebene, ſondern auch das intellectuell Mangelhafte und Einſeitige iſt:

Der Menſch kommt mit dem Selbſt nicht aus und vermag durch Selbſterkenntniß nicht unmittelbar zu ſich ſelbſt zu gelangen. An ſich ſelbſt lernt Niemand ſich ſelbſt erkennen, durch Selbſtbetrachtung Niemand ſich verſtehen. Wenn du unverrückt auf dich ſelbſt zurückſiehſt, ſo wirſt du immer mehr verblendet. Wer nur im Innern, im leeren Ich lebt, der wird mehr oder weniger einſeitig und einbilderiſch, ohne je zu einer genügenden Ausbildung zu gelangen. Wer ſich in ſich ſelbſt verſchließt, der verzehrt ſich auch in ſich ſelbſt. Der Menſch iſt erſt mit allen übrigen Menſchen zuſammen ein Menſch, er iſt zur Gemeinſchaft, zur Geſelligkeit geboren, und nichts iſt bedenklicher, als wenn er ſich in ſein Innerſtes, als in ein Heiligthum zurückzieht.

Hiermit iſt bereits angedeutet, wohin das menſchliche Selbſt bei Göthe auslaufen muß. Und wohin denn? In die Welt. Göthe iſt derjenige Dichter, der ſeinen Geſtalten alle Entäußerung zumuthet, deren menſchliche Naturen fähig ſind. Er ſendet ſie hinaus ins Leben, er läßt ſie genießen, lernen, ſich verbinden, ſich verwickeln, verirren; er läßt „die Armen ſchuldig werden". Nicht daß er ſie alsdann ihrer Pein überließe, aber ſie müſſen doch ſtark genug ſein, dieſe Pein der Schuld zu überwinden, weil ſich ja einmal alle Schuld auf Erden rächen muß. So kann nun in dieſen Verwickelungen des Lebens, wo der unmittelbare Glaube an die himmliſchen Mächte in der verwirrten Menſchenbruſt erliſcht, wo der Geiſt, der verneint, ihnen nahe tritt, wo Verſuchung und Fall aneinandergrenzen und die Individuen von Gott nichts zu wiſſen ſcheinen, ein kurzſichtiger Geiſt wirkliche Gottloſigkeit erblicken, und es könnte von einem ſolchen Göthen die Frage als Vorwurf geſtellt werden, warum er in ſeinen Werken nirgend einen würdigen Pfarrer geſchildert, als Seelenſuccurs und Leitfaden für den Harfenſpieler, für Eduard, Ottilien, für Werther, Taſſo, Mignon und Lucinden. Denn alsdann wäre doch das Religiöſe in einer würdigen ſchwarzen Perſon ganz unmittelbar und handgreiflich vorhanden, und Niemand wäre irre geweſen, wie die Sache gemeint ſei. Allein für das denkende, ausdeutende, ergänzende Gemüth gewinnt dieſer Mangel an Prieſtern eine andere Bedeutung. Es ſoll nämlich dem verirrten, in Schuld und Sünde verſtrickten Individuum die Religion nicht als unmittelbare Einſprache von Außen kommen, ſondern das zerriſſene Herz ſoll ſich ſeine Religion erſchwingen und

Mehrere Gemeinden haben sich bereits für die Einführung des Gesetzes ausgesprochen, und es ist zu erwarten, daß auch die übrigen Gemeinden dem Beispiele folgen werden.

Die Gemeinden, welche das Gesetz einführen, haben die Kosten der Ausführung zu tragen. Diese Kosten sind nicht unbedeutend, da die Gemeinden für jeden Kranken, der in eine Heilanstalt aufgenommen wird, 1 Mark 50 Pfennig täglich zu zahlen haben. Dafür aber werden sie auch von allen Lasten befreit, welche sonst die Armenpflege mit sich bringt.

Die Gemeinden, welche das Gesetz einführen, haben die Kosten der Ausführung zu tragen. Diese Kosten sind nicht unbedeutend, da die Gemeinden für jeden Kranken, der in eine Heilanstalt aufgenommen wird, 1 Mark 50 Pfennig täglich zu zahlen haben. Dafür aber werden sie auch von allen Lasten befreit, welche sonst die Armenpflege mit sich bringt.

Mehrere Gemeinden haben sich bereits für die Einführung des Gesetzes ausgesprochen, und es ist zu erwarten, daß auch die übrigen Gemeinden dem Beispiele folgen werden.

unter dem Herzoge von Angoulême zu geben versucht hat. Der Verf. scheint, obwol er sich in keinem Vorworte darüber näher ausdrückt, bei Ausarbeitung dieser Schrift zunächst die Bedürfnisse des großen zeitunglesenden Publicums im Auge gehabt zu haben, um demselben durch diesen geschichtlichen Ueberblick der letzten 30 Jahre das Nachschlagen umfangreicherer Werke zu ersparen. Sollten wir hiermit die wahre Absicht des Verf. richtig bezeichnet haben, so läßt sich gegen die Art und Weise der Behandlung des Gegenstandes nichts Erhebliches einwenden, da der Verf. mit Klarheit und Freisinnigkeit die geschichtlichen Begebenheiten in ihrem Verlaufe erzählt und wol auch die Ursachen und Elemente andeutet, woraus sich dieselben entwickelt haben. Was jedoch die Darstellung der letztern betrifft, so genügt es zur gründlichen Anschauung der verworrenen und widerstreitenden Zustände, welche zur Stunde noch einer glücklichen Lösung entgegenharren, durchaus nicht, die allgemeinen und verbrauchten Redensarten, als „stupider Bigottismus", „blinder Gehorsam gegen die Pfaffen" und ähnliche mehr, von Neuem als den Schlüssel zur Enträthselung des spanischen Volkscharakters anzuwenden, indem sich die Falschheit der in dieser Allgemeinheit hingestellten Vorwürfe sowol durch eine tiefere und umfassendere Kenntniß der Lebensbedingungen der südlichen Völker überhaupt als auch durch die ganz im entgegengesetzten Sinne sich gestaltenden Ereignisse unserer Tage leicht erweisen läßt. Ueber die religiöse Denkweise der Spanier verweisen wir auf die unparteiische und gründliche Würdigung des Engländers Cook, woraus deutlich hervorgeht, daß nur die unterste, noch aller Erziehung entbehrende Classe des Volks zu Zeiten von wildem Fanatismus ergriffen werden konnte, während die Mehrzahl, besonders in den mittlern Ständen, einer zwar energisch das Gemüth bewegenden, darum jedoch nicht des Lichtes der Vernunft entbehrenden Religion huldigt. Ferner muß man bei Beurtheilung spanischer Zustände das Moment der persönlichen Manneswürde und der gegenseitigen Achtung, welche alle Stände einander zollen, vor Allem hervorheben, und manche Erscheinungen, die sonst als unerklärlich dastehen, werden sich dann leichter begreifen lassen. Ueber die politischen Parteiungen und über den endlichen Sieg der einen oder der andern hat sich das öffentliche Urtheil bis jetzt noch nicht festgestellt; doch scheint nach der Ansicht Derer, die Spaniens Verhältnisse aus eigner, langjähriger Anschauung kennen lernten, der Sieg des gebildeten und wahrhaft freisinnigen Theils der Nation über die reagirende Partei des Don Carlos, deren Tendenz auf Unterjochung jedes geistigen Aufschwungs und jeder sittlichen Erhebung hinzielt, nicht zweifelhaft zu sein. Von der Sprache und Ausdrucksweise obiger Schrift läßt sich im Ganzen sagen, daß sie mehr auf Anregung des Gefühls und der Theilnahme für die spanische Volksfreiheit als auf ruhige und besonnene Darlegung der historischen Verhältnisse berechnet ist; auch fehlt es nicht an einzelnen Ausdrücken, wie S. 24 trotz aller Knechtung, S. 29 schwellende Scharen, S. 41 der König kannte weder Rath noch Hülfe u. s. w., welche der Correctheit des historischen Styls zuwider sind. 162.

Aus Italien.

Der gelehrte Schwede, Graf Jakob Graberg de Hemsoe ist durch seinen langen Aufenthalt in Florenz so in Italien eingebürgert, daß er zu seinen neuern Werken gern sich der italienischen Sprache bedient. Von Bedeutung für die Erdkunde ist der im vorigen Jahre erschienene „Specchio geografico e statistico dell impero di Marocco, del Cav. Conte *Jac. Graberg d. H.* già officiale consolare in quell impero per le LL. MM. Svezzese e Sarda, membro delle RR. società asiatiche di Londra e di Parigi" (Genua 1834), ein Werk, das durch den sechsjährigen Aufenthalt des Verf. im Lande unter begünstigenden Umständen schon ein günstiges Vorurtheil erregt und durch die Bestimmtheit der Mittheilungen sich bald vor vielen ähnlichen Schriften unterscheidet. Noch mehr ins Einzelne gehende Angaben als das „Cons.-Lex. der neuesten Zeit" über den Verf beibringt, gibt die „Biblioteca Italiana" 1834. Jan. S. 5 fg. nach der „Notice biographique sur le comte Jacques Graberg de Hemsö, consul émérite etc." (Florenz 1834. 12.)

Die Bemühungen eines deutschen Verlegers, ein Wörterbuch der italienischen Sprache aufzustellen, das den Ansprüchen der jetzigen Zeit entspräche, treffen zusammen mit den Bemühungen der Italiener, den Reichthum ihrer Sprache in Wörterbüchern übersichtlich zu machen. Meistens haben jedoch die uns bekannt gewordenen Werke dieses Faches den Zweck, das Verständniß zwischen Deutschen und Italienern zu erleichtern und der Vermittelung der Jetztwelt entschiedenere Aufmerksamkeit zu widmen als der Einsicht in die Zustände der Vergangenheit, die bei den Cruscanten so entschieden ins Auge gefaßt war. Das Bedürfniß bringt es so mit sich. Ein Wort der deutschen Gerichtssprache durch den richtigen und entsprechenden Ausdruck wiederzugeben, ist dem jungen Italiener oft wichtiger, als eins aus dem Thesaurus durch ein gleich altes zu übersetzen, so viele Liebe er auch zur Eigenthümlichkeit der deutschen und der vaterländischen Poesie haben mag. Auch die technische Sprache macht ihre Rechte daher in diesen italienischen Wörterbüchern beinahe vorherrschend über die Poesie geltend, doch liegt die Poesie so tief in der Sprache, daß sie selbst bei diesem Bestreben nicht gefährdet sein kann. Für Zlutgraben sagt sie scaricatore, für den Feind in der Nähe beobachten annasare il nemico u. s. w., wie besonders Grassi's „Dizionario militare ital. Ediz. seconda ampliata dall autore" (Turin 1833. 4 Bde.) darthut. Wie weit man diesem Elemente auch in der gewerbfleißigen Zeit sein Recht noch gelassen, ergibt sich besonders aus dem „Grande dizionario italiano-tedesco compilato sui più accreditati vocabolarj delle due lingue ed arricchito di molte migliaja di voci e di frasi" (Mailand 1834) und dem dazu gehörigen deutsch-italienischen Theil, dann aus dem „Nuovo dizionario portatile italiano-tedesco e tedesco-ital. del Dott. *Franc. Valentini*. Con correzioni ed aggiunte dei signori *Franc. Lanzinger* e *Gugl. Treves*." (Mailand 1834. 12.), womit „Manuale filosofico-pratico della lingua italiana, compilato da una società" (Padua 1834. 4.) zu verbinden, das unter dem etwas sonderbar gewählten Titel doch nur ein sehr reichhaltiges Wörterbuch bringt, mit genauern Erklärungen der einzelnen Bedeutungen.

Es ist das eigene Schicksal der „Divina commedia", daß die neuern Erklärer meistens mit einer gewissen Ausschließlichkeit ihre vorgebrachten Deutungen priesen, häufig nicht eben gerecht gegen die Verdienste ihrer Vorgänger. Man ging soweit, geradezu als Misverständniß jede Deutung zu bezeichnen, welche mit der gewagten nicht völlig zusammentraf. Jetzt fängt Pompeo Azzolino ein Werk an, dessen Hauptverdienst das sein soll, allen Freunden des ewigen Gedichtes dadurch seine Einsicht zu erleichtern, daß er keine der bisherigen Erklärungen, von Marchetti, Rossetti, Troja, Foscolo, Arrivabene als ausschließend zulässig darthut. Azzolino wird als Eklektiker freilich bei den Generalpächtern aller Weisheit schwerlich sich Theilnahme verschaffen, aber er hat soviele Kenntniß der Zeit, aus der Dante und sein Werk hervorging, daß er gewiß beachtenswerthe Beiträge zur künftigen endlichen Lösung des Räthsels herbeischafft; und so wird die kleine Schrift: „Pensieri sullo spirito della D. C. di Dante" (Capolago 1835) nur eine Probe des beabsichtigten Werks, wol ihren Platz bei sovielen gleiches Titels sich sichern. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 234. — 22. Auguſt 1835.

Unterhaltungen zur Schilderung Göthe'ſcher Dicht- und Denkweiſe. Ein Denkmal von Karl Friedrich Göſchel. Zwei Bände.

(Beſchluß aus Nr. 233.)

Von dem Religiöſen in Göthe, welches faſt am meiſten in den „Wahlverwandtſchaften" der Anfechtung unterlag, iſt es gewiß kein weiter Weg zu ſeiner Philoſophie. Wie es hiermit ſteht, darüber gibt uns der Verf. ſeines „Denkmals" in dem Abſchnitte: „Göthe und Schiller, oder die Metamorphoſe der Pflanzen und die Kantiſche Philoſophie", Aufſchluß.

Wenn an zwei Individuen ſich häufig ganze Richtungen der Zeit anknüpfen, ſo bezeichnen dieſe beiden Namen, Göthe und Schiller, einen allgemeinen Gegenſatz, an welchem ſeit Jahrhunderten die Menſchheit ſich abmühte:

Es iſt dies nämlich der Gegenſatz zwiſchen dem denkenden Geiſte und ſeinem Gegenſtand, welcher außerhalb zu liegen ſcheint, oder das Geheimniß des Bezugs, in welchem das Ich, welches denkt, zu dem äußern Gegenſtand ſich befindet, welcher vorgeſtellt, gedacht wird. Ob es auch wirklich der Gegenſtand iſt, der in die Seele kommt, ob die Erſcheinung deſſelben mit ihm ſelbſt eins iſt? Das iſt die Frage. Hier ſehen wir nun von zwei bedeutenden Männern einen, der an dieſer innigſten Verbindung nicht einen Augenblick zweifelt, er glaubt daran, er wirft ſich ihr mit vollem Vertrauen ohne Grübelei in die Arme, während der andere ſcheu und bedenklich zurücktritt, in den Gegenſtänden nur Erſcheinungen findet und deren Uebereinſtimmung mit den Dingen an ſich nicht zugeben, nicht einſehen kann.

Was uns aber als Reſultat (von großem Intereſſe) dieſer Verſchiedenheit ſo ausgezeichneter Naturen erſcheint, iſt das: daß in Göthe Philoſophie und Poeſie Eins, in Schiller beides entzweit iſt. Was aber für Göthe daraus folgt, iſt, daß ſeine Dichtungen ganz in dem Sinne pantheiſtiſch ſind, wie dies jeder wahren Philoſophie zum Vorwurf gemacht wird, d. h., ihren Gott in ſich tragen. Darum bedarf es, wo nicht die Gottheit als leeres être suprême hinter Wolken über der Dichtung ſchwebt, keines Prieſters, der mit ſeinem ſchwarzen Arme fürbittend hinauflange, ſondern jedes Gemüth iſt ſein eigner Prieſter, ob guter oder ſchlechter, lehrt das Ende; Gott wohnt in der Natur, nicht wie er an ſich iſt, denn ſonſt wäre er ja eben das Ding an ſich des edeln Schiller und unfähig, ſich irgend eine Schöpfung einzugebären, ſondern als Geiſt wohnt er in ihr, als Träger der Verhältniſſe, als Schmücker, Ordner und Erhalter der Natur, als Demiurg, der löſt und bindet, als das Weſen der Entſagenden, als der unſichtbare Geiſt der Tempel, als das Freundliche in den Elementen, als die Seele im Saal der Vergangenheit, als der Genius Mignon's, als das Schuldbewußtſein des Harfenſpielers, als das Bekenntniß der ſchönen Seele, als die aufſtrebende Schwinge Ganymed's, als die feſſelnde Macht des Prometheus, als das Liebesauge des Frühlings, als Mahadöh und Chriſtengott.

Weil aber Schiller's philoſophiſch nie ganz verſöhntes Gemüth doch in dem Streben nach dieſer Ausgleichung im Innerſten des Gemüths begriffen war, ſo ward es möglich, daß beide ſo gewaltig entgegengeſetzte Dichternaturen einen Bund der Freundſchaft miteinander ſchloſſen.

Zwiſchen jenem polemiſchen Gegenſatze und dieſem Bunde gemeinſamen Lebens und Strebens liegt — ein Spaziergang in Jena, welcher die Annäherung auf immer bewirkte, indem er den Gegenſatz auf das Entſchiedenſte zur Sprache brachte. Es brauchen ſich oft zwei lange getrennte Gegner nur in die Augen zu ſehen, um an der Verſchiedenheit auch der menſchlichen Einheit zum Frieden ſich bewußt zu werden.

Beide verlaſſen zuſammen ein phyſikaliſches Auditorium; indem ſie ſich ſo von ungefähr körperlich nahe gebracht ſind, berühren ſich auch zugleich die Geiſter: ſie waren darin einig, daß ſo die Natur nicht behandelt werden ſollte. Schiller klagte zuerſt über die gangbare Methode der Phyſik, die Natur zu zerſtückeln. Göthe ſtimmt in dieſe Negation ſogleich ein, aber er deutet auch alsbald poſitiv auf die Weiſe, die Natur nicht geſondert und vereinzelt vorzunehmen, ſie weder von ſich ſelbſt noch von dem forſchenden Geiſte zu trennen, ſondern ſie wirkend und lebendig aus dem Ganzen in die Theile ſtrebend darzuſtellen. Auf dieſem Wege war er ſelbſt zur Einſicht in das Geheimniß der Farben, in die Bildung der Pflanzenwelt gekommen, ſodaß er je in dreifacher Gliederung in den Farben die verklärten Leiber des Lichts, in welchen dieſes als die Seele ſichtbar wird, in den Pflanzen die Bilder der Weltentwickelung aus dem einfachen Keime durch das Vielfache zur Totalität, als der lebendigen Einheit, leibhaftig erblickte.

So gelangen Beide zu Schiller's Hauſe; das Geſpräch lockt den begeiſterten Anwalt der Natur mit hinein. Hier trägt er die Metamorphoſe der Pflanzen lebhaft vor. Schiller folgt mit Aufmerkſamkeit und nach der ihm eignen ſcharfen Faſſungskraft den anſchaulichen Demonſtrationen, ſowie der myſtiſchen Zeichnung einer ſich bildenden Pflanze. Aber — ſo mächtig wirkt die einmal als infallibel adoptirte Denkweiſe der kritiſchen Schule — das Ende iſt doch, daß er den Kopf ſchüttelte, und

die Antwort ist dieselbe, die wir gelegentlich noch heute hören können: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee!“ Und was ist eine Idee? Sie ist ja eben davon genannt, daß sie nicht wirklich ist; die Idee ist der Gegensatz der Realität, eitel Hirngespinst, eitel Poesie, und Poesie ist dieses, daß sie unwahr, unwirklich ist. Was die Pflanze an sich ist, das können wir einmal nicht wissen, das geht über unsern Horizont und in Ideen über, die dem Gegenstande fremd sind.

Das war nach den Principien der Philosophie, zu welcher sich Schiller bekannte, der Sinn seiner kurzen Antwort: sie wirkte wie ein Strom eiskalten Wassers. Mit jugendlicher Begeisterung hatte Göthe die Geheimnisse des Naturlebens, die er belauscht und entdeckt hatte, gelehrt, beschrieben, gezeichnet. Dabei war die Uebereinstimmung des forschenden Geistes mit seinem Gegenstande, das herrschaftliche Eigenthumsrecht des erstern an dem letztern stillschweigend vorausgesetzt, aber auch gleichzeitig an der Sache selbst nachgewiesen worden.

Dieses Streben der Pflanze aus dem Ganzen in ihre Theile, aus dem Keime in ihre Formen war ihm selbst ein lebendiges Bild aller Verbindungen und Verknüpfungen in der Natur und wieder der Natur mit den Menschen, der Menschen miteinander und mit Gott. Das Alles sah er vor Augen, es lag wie zum Greifen vor ihm ausgebreitet.

Und nun folgt auf die aus dem Leben selbst geschöpfte Lehre, welche die Gegensätze verbinden sollte, der kurze Bescheid der Schule, welcher sie wieder trennt. „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.“

Das war fast zu viel. Der alte Groll will sich regen, die Stiche gegen Göthe in Schiller's Abhandlung „Ueber Anmuth und Würde“ kommen wieder in Erinnerung; aber er nimmt sich doch zusammen und versetzt: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.“

Auch dieses Wort ist ein Keim gewesen, aus welchem viele Blätter, Blüten und Früchte hervorgewachsen sind; denn darauf kommt es allein an, daß wir in den Dingen, als den Formen, den Gedanken, den Geist als das Alleinwirkliche erkennen.

Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferst du hier der Gottheit heilige Lettern,
Ueberall siehst du sie dann auch im veränderten Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,
Bildsam ände're der Mensch selbst die bestimmte Gestalt.
O, gedenke dann auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
Freundschaft sich mit Macht in unserm Innern enthüllte,
Und wie Liebe zuletzt Blüten und Früchte gezeigt.
Denke, wie mannichfach bald diese, bald jene Gestalten,
Still entfaltend, Natur unsern Gefühlen verlieh'n.
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit im harmonischen Anschaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Wie unser Verf. das Verhältniß Faust's zu Mephistopheles in der Göthe'schen Dichtung aufstellt, damit wollen wir diese Anzeige, welche, wie bemerkt, nichts als ein Hervorstellen des Einzelnen im Tiefgedachten und innigst Zusammenhängenden sein kann, beschließen:

In der alten Sage vom Doctor Faust ist das Ende Tod und Verdammniß. „Auf das ärgerliche Leben“ folgt ein „erschreckliches Ende“ unter greulichem Poltern und Rumoren, Zischen und Pfeifen. Zuletzt fand man den Leichnam zerschlagen und zerschmettert, den Kopf mitten auseinander und das Gehirn ausgeschüttet auf einem Misthaufen. Der Pact des Satans mit dem Doctor war ein gegenseitiger gewesen. Jener hatte sich für dieses Leben, der Andere für das künftige verschrieben, Beide mußten ihr Pactum erfüllen, und für Faust mußte nach dem Leben in Wollust der gräßliche Tod des Leibes eintreten.

Allein wie stand es nun mit der Seele? Ueber das Schicksal dieser gibt die alte Sage keine nähern Aufschlüsse, denn sie hält sich nur an Das, was auf Erden geschehen ist. Zeugen von Faust's Ende sind nur die wüsten Gesellen seines Lebens, welche daraus, daß mit Schwefelgestank Faust vom Teufel entführt wird, somit schließen, daß mit dem Ende des Leibes auch die Seele jenseit ewig verloren sein müsse.

Hier fällt der Vorhang der alten Geschichte, wie sie in ihrer Unmittelbarkeit sich selbst erzählt. Jetzt sucht ein Seher nach langem Zaudern kurz vor seinem Tode den Vorhang zu lüften; die Acten werden in zweiter Instanz instruirt und am Ende sehen wir den großen Sünder von den Ansprüchen seines Anklägers absolvirt.

Demnach fragt es sich, wie es nach dem Urtheil dieser zweiten Instanz mit Faust in jener Welt stehe. Es scheint, daß der Vertrag zwischen Faust und Mephistopheles in seiner Gültigkeit bleibe, denn er ist ja vor Gott dem Vater, wie der „Prolog im Himmel“ besagt, selbst geschlossen worden, und Gott der Herr hatte genehmigt das Bestreben Satans, diesen Doctor vom Pfad des Rechts abzulenken. Aber zugleich hatte auch damals schon Satan die Lehre erhalten, daß der Mensch, gleich dem verlorenen Sohn im Evangelium, zwar vielfach irren könne, aber darum nicht ganz, nicht auf immer von seinem ewigen Urquell abfallen müsse. Diese Lehre, dem Satan von Gott dem Vater selbst gegeben, enthält aber nur die Bestätigung jenes zwiefachen Bewußtseins im Menschen, wonach er, obwol für Sünde empfänglich und geneigt, sich zu verschulden, doch nicht ganz vom Guten loskommen kann:

So mag es Vielen unglaublich erscheinen, daß ein Mensch, der Gott abgesagt, dem Teufel sich gelobt und nach nichts Geringerm verlangt, als Gott gleich zu sein, demungeachtet vor den Bauern, die Menschen vergöttern, im Unwillen über solche Apotheose gegen das erste Gebot, die Seelsorge versieht:

Vor jenem droben steht gebückt,
Der Helfen lehrt und Hülfe schickt!

Aber es ist wirklich so. Dergleichen religiöse Aperçus und Impromptus sind unwillkürlich; es kann sich ihrer Niemand erwehren; sie bestehen auch mit einem gottlosen, unchristlichen Leben. Aber sie beweisen zugleich, daß es mit einem solchen gottlosen Menschen doch noch nicht gar aus ist.

Diese Prophezeiung, welche bereits in dem „Prolog“ enthalten ist, bestätigt die Form des Pactes selbst. Dieser zerfällt in zwei Artikel. Der erste, den Mephistopheles vorschlägt und Faust annimmt, lautet so:

Mephistopheles.

Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn.
Wenn wir uns drüben wiederfinden,
So magst du mir das Gleiche thun.

Faust.

Das Drüben kann mich wenig kümmern,
Schlägst du erst diese Welt in Trümmern,
Die andre mag darnach entstehn.

Aus dieser Erde quellen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden,
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag, was will und kann, geschehn.

Hiergegen ist zuerst einzuwenden, daß Mephistopheles nur scheinbar auf jeden Wink den Willen des Gebieters ausgerichtet hat. Im Grunde war doch Faust der Sklav der Teufelsgewalt und der Teufel der Gebieter. In Faust's Worten:

Dann mag, was will und kann, geschehn,

liegt aber eine reservatio mentalis; er verspricht nur das Mögliche. Faust soll jenseits dem Teufel unterwürfig sein. Wie aber, wenn sich Beide nicht drüben finden? Darauf spielt schon der Herr im „Prolog" an, und der Teufel, der die Wette bietet, ist voreilig.

Den zweiten Artikel des Pactums proponirt Faust und Mephistopheles nimmt ihn an:

Faust.

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan,
Kannst du mich schmeichelnd je betrügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen,
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich.

Mephistopheles.

Top!

Faust.

Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen,
Verweile doch, du bist so schön;
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn u. s. w.

Mephistopheles.

Bedenk' es wohl, wir werden's nicht vergessen.

Faust.

Dazu hast du ein volles Recht,
Ich habe mich nicht frevenlich vermessen,
Wie ich beharre, bin ich Knecht:
Ob dein, was frag' ich, oder wessen.

Ein volles Recht hätte also Satan nur an Faust, wenn sich dieser je aufs Faulbett legte; allein dies ist nie geschehen; ein volles Recht hätte er, wenn Faust sich in einem Momente seines Lebens schmeichelnd selbst belöge und sich selbst gefiele. Aber Faust genügt sich in keinem; ein volles Recht hätte Satan, „wenn Faust den vorübereilenden Augenblick anzuhalten sich versucht fühlte, aber seine letzten Worte sind, daß er nach dem Augenblick verlangt, zu dem er sagen dürfte:

Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genießt er sterbend höchsten Augenblick."

Nun erst also steht die Uhr und der Zeiger fällt. Nicht lebend, sondern sterbend genießt er höchsten Augenblick. Auch die schärfste Sophistik des Teufels wird ihn also der Hölle nicht vindiciren können, da er niemals mit dem Satan Frieden gemacht, nie im Genuß geruht hat. In dem Pact selbst und wie er geschlossen ward, beruht der Ausgang, der Faustens seine Seele erhält. Denn es ist absolut unmöglich, „mit dem Unfrieden Frieden zu machen. Satan hat keinen Frieden und kann keinen Frieden geben, durch ihn konnte Faust auch nie zum Frieden mit sich kommen. Friede ist nur in Gott, und das Herz des Menschen ist unruhig, bis er in dem Herrn Ruhe findet für seine Seele; wo aber dieser Gottesfriede eintritt, da hat der Teufel seine Macht verloren."

Weil aber Faust's ewig unbefriedigte, tiefbewegte Brust ihn in stetem Langen und Bangen nach Oben erhält, so nehmen sich, wenn der Leib zu Schanden geworden, auch der Seele die Engel an und entführen sein unsterbliches Theil unter sanften Liebesliedern und Düften der Rosen, und Seelenscharen frühverstorbener Kinder umschweben Faust's Seele.

Was also in dem Urtheil der zweiten Instanz entschieden ist; was nun als klares, lichtheiliges Resultat feststeht, ist: daß zwar die alte Sage von Strafe und Gericht noch unversehrt in der neuen Dichtung enthalten ist, aber entwickelt. Denn Strafe und Gericht sind vorhanden, aber bleiben nicht das Höchste, sondern das Höchste ist die göttliche Macht der Liebe, welche Alles hinanzieht, und auch am Schluß des Ganzen von dem Doctor Marianus auf dem Montserrat der Väter vor Maria's Bilde als das Ewigweibliche dargestellt wird. Somit sind der wahrhafte Schluß des Teufelslebens nicht der zerstückelte Leib, der Schwefelgestank und der Misthaufen, sondern

Gerettet wird das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von Oben Theil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen.

32.

Johannes des Gottbesprachten, eschatologische Gesichte, genannt: Die Apokalypse; übersetzt, auf ihre Kunstform zurückgeführt, und zum ersten Male erklärt, auch für Nichtgelehrte. Erster Theil. Auch unter dem Titel: Die Pforte zur Offenbarung Johannis enthaltend, nebst der Uebersetzung des, auf seine Kunstform zurückgeführten, ganzen Buches, und der Einleitung in dasselbe, die ausführliche, erstmalige Erklärung der drei ersten Capitel, auch für Nichtgelehrte, von Züllig. Mit Excursen, Beilagen, Bildern und Rissen, einer synoptischen Tabelle und einer Probe des Entwurfs einer Manuscriptrolle. Stuttgart, Schweizerbart. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Es ist kein Buch in der Welt, über welches die Meinungen und Urtheile so auffallend auseinandergetreten sind, wie die Apokalypse des Neuen Testaments. In unsern Tagen ist unter den Gebildeten größtentheils die Ansicht herrschend gewesen, daß dieses Buch, voll jüdischer Bilder und Träume, so unerklärlich als geschmacklos, und daher auch nicht zu verwundern sei, wenn Etliche, die sich dem Verstehen und Deuten seines Inhalts widmen wollten, darüber den Verstand verloren haben; wie denn auch zu wünschen wäre, die Schrift stände an jedem andern Orte, nur nicht in der Bibel. Ja, man hat es, zumal vor 20—30 Jahren, erlebt, daß die Geistreichen, die mit Hülfe der französischen Encyklopädiker oder der deutschen Kritikisten den alten unbequemen Rock des Glaubens abgelegt hatten, von dem Rechte aus, das sie zur Herabsetzung der Apokalypse zu haben meinten, auch den übrigen Inhalt der heiligen Schrift und die christliche Wahrheit selbst zu verdächtigen und zu verlästern wagten; Geist-

reiche, die aber theilweise mit der Folgezeit sich nicht nur zu dem Engel der Offenbarung, sondern sogar zur Seherin von Prevorst bekehrt haben. Gegenüber von Denen, die in dem Buche nur jüdische Cabbala oder menschliche Verrücktheit wittern, hat sich von Alters her in frommen Kreisen die Ehrfurcht vor dem Geheimnisse seines Inhalts und die Ueberzeugung erhalten, daß dieser Inhalt die wichtigsten Ereignisse der christlichen Kirche und die für das Reich Gottes bedeutsamsten Weltbegebenheiten wie der Vergangenheit so der Zukunft begreift. Man hat daher auch allen Scharfsinn aufgeboten, die unter Bild und Zahl versteckten historischen und prophetischen Angaben des Buches zu enträthseln. Am berühmtesten ist in dieser Richtung die Erklärung der Offenbarung, welche Johann Albrecht Bengel vor mehr denn hundert Jahren gegeben und, wie sich nicht bestreiten läßt, mancherlei Erfolge und Erscheinungen des seither abgeflossenen Seculums darin angedeutet, namentlich aber die Berechnung des messianischen Reiches gegeben und ein Hauptdatum desselben auf das Jahr 1836 gelegt hat. Man hat diese Erklärung in jüngster Zeit wiederabdrucken lassen, und soll dieselbe unter dem Volk in Schwaben, in der Schweiz, im Bremischen und Baumischen einen reißenden Absatz gefunden haben. Es ist auch bereits ein katholischer Gegner des altprotestantischen Propheten aufgetreten und hat, was Bengel auf die römische Kirche deutet, auf die Reformation bezogen und diese für die babylonische Hure erklärt. Es läßt sich auch nicht absehen, wie theils frommer Sinn, theils zelotische Polemik es unterlassen sollten, ihren Witz und ihre Einbildungskraft an einer durch ihr Alter und ältestes Ansehn ehrwürdigen Schrift zu üben. Und falls die Ereignisse des Jahres 1836 die Erwartungen der Bengel'schen Schule nicht befriedigen sollten, wie Manches kann jedoch geschehen, auf was die Phantasie das Wort der Apokalypse anwendbar findet; so werden die tausend Gläubigen dadurch nicht ungläubig gemacht werden, sondern den Ausspruch des von der Welt scheidenden Bengel, man möge nicht vergessen, daß er ein Mensch gewesen sei, um desto zuversichtlicher für neue Hoffnungen einer entfernteren Zukunft geltend machen.

Zwischen diesen extremen Meinungen hat sich im Schooße der wissenschaftlichen Forschung eine Ansicht gebildet, welche, weit entfernt, in dem Buche Unsinn zu lesen, aber auch nicht versucht, eine detaillirte Weissagung anzuerkennen, die Apokalypse als eine sinnreiche Dichtung ansieht, welche die Erwartungen der Christen der ersten Jahrhunderte in dem von dem alten Propheten überkommenen Gewande der Darstellung verträgt. Dafür haben auf dem Standpunkte gelehrter Auslegung vornehmlich die beiden göttinger Theologen Ewald und Lücke sich ausgesprochen. In einer allgemein verständlichen Weise hat dasselbe der Verf. des vorliegenden Werkes gethan. Seit mehr denn 20 Jahren mit diesem Gegenstande seiner Forschung beschäftigt, hat er sich ganz unabhängig und selbständig zu seinem interessanten Resultat durchgearbeitet. Der Leser darf sich zu diesem Resultat um desto vertrauensvoller eines genügenden Eindrucks versehen, als er schon früher, wie auch in diesen Blättern davon Anzeige gemacht ist, dem Verf. auf einem verwandten Felde der Schriftauslegung begegnet ist, in seiner kurzen Vergleichung des Ezechiel'schen Jehovathores mit den im Salomon'schen Tempelhofe aufgestellten Waschbeckengestellen. Er ist in das innere Bauwerk der Dichtung dermaßen eingedrungen, daß er die Symmetrie des Ganzen und der einzelnen Theile zu größter Klarheit vor das Auge führt und uns den formellen Organismus des Buches zu bewundern gibt. Er hat insonderheit den änigmatischen Charakter der Offenbarung bis in seine kleinsten Beziehungen und Spiele verfolgt und, wenn auch seine Deutung da und dort sich als verfehlt erweisen sollte, dennoch Allem einen solchen Zusammenhang und eine solche Uebereinstimmung zu verleihen gewußt, daß er sich von einsichtsvollen Lesern immer einen gerechten Beifall versprechen darf. Diese Seite seiner Behandlung, die Darlegung der apokalyptischen Räthselpoesie, scheint uns das Trefflichste und Anziehendste an dem etwas ausführlichen Buche zu sein und darin mag auch nach der Meinung des würdigen Verf. das Erstmalige bestehen, was er seiner Arbeit schon auf dem Titel zuschreibt und worüber er sich eines Breitern in der Vorrede auslässt. Er ertheilt zugleich so umständliche und faßliche Belehrungen über die Messiasidee jener ältesten christlichen Periode und über die allmälige Ausbildung derselben zur chiliastischen Prophetie, daß gebildete Leser hier am sichersten jenen unedeln Argwohn gegen das Buch der Offenbarung ablegen und die wahre Ehrerbietung, die man jedem Kunstwerke schuldig ist, sich auch gegen diese erhabene Dichtung aneignen lernen mögen. Der Verf. nimmt allerdings eine christliche Vision in dieser Dichtung an, ein Schauen der Zukunft, das im Wesentlichen auch in Erfüllung gegangen sei mit der Einführung des Christenthums in die Welt, mit den diese Einführung vorbereitenden Schrecken und insonderheit der Zerstörung Jerusalems und des jüdischen Staates. Die Einkleidung dieser prophetischen Idee nennt er aber prophetistisch, im poetischen Sprach- und Darstellungsgebrauche des alten Testaments gehalten und ohne Anspruch auf reelle Wahrheit der Einzelheiten. Es liegt am Tage, wie sehr diese Darlegung mit dem Streben der Gegenwart zusammenhänge, das Wesen und den Geist der h. Urkunden vom Buchstaben und Bilde zu sondern und das Nothwendige, Wahre und wirklich Göttliche der christlichen Idee als sicher festzustellen. In diesem Sinne möge das Buch vielen Umlauf und Anklang finden. 77.

Ludwigh's malerische Reise von Pesth über Semlin, Belgrad, Mehadia nach Orsowa. Mit politisch-historisch-statistischen Bemerkungen und vorzüglicher Berücksichtigung der Bäder von Mehadia, Stiács, Stubna, Trencsin. Erster Theil. Hildburghausen, Kesselring'sche Hofbuchh. 1835. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Diese Reise mag in statistischer Hinsicht ihre Vorzüge haben, in belletristischer können wir ihr wenige zugestehen, und warum sie vorzugsweise „malerische Reise" heißt, wüßten wir nicht anzugeben. Unserer Meinung nach muß eine malerische Reise nicht blos hin und wieder von Mondschein, dunkeln Wäldern, blauem Himmel, unvergeßlichen Eindrücken und dergleichen Allgemeinheiten reden, sondern das Individuelle aller Eindrücke, die Physiognomie des Landes und seiner Bewohner scharf wiedergeben, wenn die Malerei ein gutes Portrait heißen soll. Grade dieses fehlt hier; wir tragen nichts aus dem Buche davon als einen Sack voll allgemeiner Bemerkungen über Vergänglichkeit des Lebens, oder dieses und jenes philosophische Thema, die nie den Stempel des Neuen tragen, ja, oft durch ihre Alltäglichkeit kindisch erscheinen, und die allgemeine Ueberzeugung, daß Ungarn ein Land ist, welches einer guten Administration mehr als der Freiheit bedarf, weil, wenn man die wenigen Magyaren, die es zählt, frei machen wollte, alle die andern zahllosen Stämme und Völkerschaften, welche dort einheimisch sind, die Heloten dieser werden würden; eine Ueberzeugung, welche schon aus der oberflächlichsten Kenntniß des Landes hervorgehen kann, und die wir bereits hegten, ehe wir das Werk erblickten. Unserer Ansicht nach könnte eine Beschreibung Ungarns mit all seinen wilden Stämmen ein ganz anderes, tief charakterisirtes Bild geben; zu einer solchen Darstellung gehörte aber freilich mehr objectivirende Kraft, als, nach diesem Werke zu schließen, dem Verf. zu Gebote steht, der uns bei dem Mangel an Darstellungsgabe auch wieder zu wenig und zu Unbestimmtes über sich selbst sagt, um uns für sich zu interessiren; sodaß das Buch in subjectiver Hinsicht einen ebenso unvollkommenen und flachen Eindruck als in objectiver hinterläßt, überall zu viel und zu wenig thut. 139.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 235. — 23. August 1835.

Ariadne. Die tragische Kunst der Griechen in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange mit der Volkspoesie. Von O. F. Gruppe. Berlin, Reimer. 1834. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Wie man in den Wald ruft, so schreit es heraus. Der Verf. dieser voluminösen Schrift hat in derselben unsere größten Philologen, unsere berühmtesten Aesthetiker, die ersten Schriftsteller der Nation behandeln zu dürfen geglaubt, wie kein Lehrmeister einen Schüler tractirt, bei dem er nicht alle Hoffnung aufgegeben hat. Da heißt es bald von Solger: „daß er nicht im Stande gewesen wäre, zu seinem speculativen Babelthurm so viel hohle Redensarten aufzuthürmen, noch auch den seelenvollsten Dichter (Sophokles) in sein Rothwelsch zu übersetzen, falls ein glücklicherer Genius ihm irgend ein Thürlein zu diesem Tempel der Poesie aufgeschlossen hätte, der gleichwol doch kein verschlossener, sondern wie alle Tempel Apoll's hypäthrisch ist" (S. 179, vergl. S. 211); bald von Hermann: „er liebe die Beweisart, die ihm entgegenstehenden Gründe nach dem divide et impera nicht in ihrer zusammenhängenden Beweiskraft aufzufassen, sondern sie einzeln zu bekämpfen, den entscheidendsten aber zuletzt aufzusparen, damit es von ihm heißen könne, er sei nur der Einzige und ganz Einzelne: freilich die uralte Geschichte vom Bündel und den Stäben". Und ein andermal: „Jetzt folgt der feierliche Chorgesang, den nur Hermann als ungehörig tadeln konnte" (S. 466). Doch diesen Kritiker beehrt Hr. Gruppe noch mit dem Namen eines wackern, vor dem er „besondere" Achtung hat und dem er wiederholt seine Anerkennung nicht versagt (z. B. S. 316, 319, 544). Wenn das am grünen Holz geschieht, was hat erst dasjenige zu erwarten, das der Verf. für dürres hält? Und so heißt es denn von A. W. Schlegel neben zehn ähnlichen, wo nicht ärgern Flüchen: „Schlegel hält das Stück („Die Trachinierinnen") für so mittelmäßig, daß er eine Begründung für die Vermuthung zu finden wünscht, diese Tragödie sei gar nicht von Sophokles; ihr fehle das tiefe Gemüth des Sophokles. Ob Schlegel darüber urtheilen kann, lassen wir noch dahingestellt. Schlegel ist bei keinem andern Stück bis zu Dem vorgedrungen, was die Sophokleische Seele darin ausmacht; so hätte er denn auch, sollte man denken, kein rechtes Maß, um zu urtheilen, ob das Stück unserm Dichter gehört oder nicht". (S. 185 fg.) Und ein andermal heißt es von ihm: „er sei nur höchst oberflächlich mit der Poesie des Sophokles bekannt, welche er weder zu würdigen noch zu unterscheiden verstehe" (S. 257). Jacobs, Süvern, Bernhardi und Jakob werden so apostrophirt: „Habt ihr denn nicht so viel von Sophokles erkannt, um gleich zu sehen —?" Ja, wie Caligula es bedauerte, daß das ganze römische Volk nicht einen einzigen Kopf habe, um ihn mit Einem Streich abhauen zu können, so erhebt er sein Richterbeil gegen die neuere Aesthetik in Masse. Denn von sämmtlichen neuern Kritikern, Lessing und Herder namentlich miteingeschlossen, heißt es in Beziehung auf den „Philoktet" des Sophokles (S. 432): „Was ihnen noch am faßlichsten war, ist die romantische Verlassenheit auf der wüsten Insel; sobald es aber über diese Aehnlichkeit mit Robinson hinausging auf tiefere Gesichtspunkte der Kunst, da haben sie sich sehr verirrt."

Wer die Fassungskraft eines Lessing so niedrig anschlägt und über ein Dutzend anderer berühmter Männer so sprechen kann, muß eine ungeheuere Meinung von sich selbst haben. Aber wie man in den Wald ruft, so schreit es heraus, und so ist es ganz natürlich, daß Herr O. F. Gruppe von der Kritik nicht sanfter behandelt worden ist, als er über Andere hergefahren ist. Bereits werden ihm Widersprüche nachgewiesen; wird ihm vorgeworfen, wie er leeres Stroh nachgedroschen; wird seine Theorie auf alle Weise lächerlich gemacht; muß er den Refrain hören: „Wie einfältig und wie unverschämt!" und: „Hochmüthige Kritik der Vorgänger!" Es wird ihm die Dickleibigkeit seiner Schrift vorgehalten, und daß er „den ganzen Wust seiner ungeschickten Studien habe drucken lassen". Hier und da wol habe er das Rechte geahnt, aber nicht vermocht, es sich klar zu machen. Auf lächerliche Weise polemisire er nun gegen solche Kritiker, die grade Das ausgesprochen, was er meinte.

Indessen muß Ref. gestehen, daß auf ihn die Schrift, jene anmaßenden Ausfälle, deren Zusammenstellung schon ihre Verurtheilung bildet, abgerechnet, nicht einen so schlimmen Eindruck gemacht hat. Zwar hat auch er, der weit entfernt ist, sich einer umfassenden Gelehrsamkeit in der Literatur der vielen in diesem Werke abgehandelten Gegenstände rühmen zu können, sehr viel Bekanntes an-

getroffen, das der Verf. nicht eben als Solches preisgibt und wovon er die Quelle nicht namhaft macht, und selbst manche von den Grundideen der Schrift sind ihm nicht eigenthümlich erschienen; aber die Zusammenstellung selbst mußte er anregend und in ihren Grundlinien wahr nennen, so viel Angreifbares die Ausführung im Einzelnen enthalten mag. Da nun d. Bl. nicht der Kampfplatz für philologische Streitigkeiten und ästhetische Einzelheiten sein können, so läßt der Ref. Dasjenige, worüber er sich ein Endurtheil anzumaßen ferne ist, namentlich die so sehr angegriffene Beweisführung des Verf., vermöge welcher er den „Rhesus" und die „Iphigenie in Aulis" dem Euripides ab- und jenen dem Sophokles, diese aber bald dem Sophokles, bald dem Agathon, am Ende erst dem Chäremon zuschreibt, bei Seite, hält aber die Hauptansicht des Schriftstellers (unbekümmert darum, wie viel davon demselben ganz eigenthümlich angehören mag) immerhin für würdig, einem größern Kreise von gebildeten Lesern, die auf Detail der Untersuchung einzugehen weder Zeit noch Beruf haben, mitgetheilt zu werden. Er läßt sich daher die Mühe nicht verdrießen, sie aus dem großen und logisch allerdings nicht sehr formgemäßen Buche zusammenzusuchen und in gedrängtem Auszuge wiederzugeben.

So wenig es heute mehr genügt, meint der Verf., einen einzelnen Sprachzustand zusammenhanglos zu kennen, so wenig wird es genügen, die Dichter organischer Kunstperioden einzeln und als bloße Bearbeiter gegebener Kunststoffe zu behandeln, sondern dieselben haben vielmehr selbst Theil an der Fortbildung und Erzeugung dieser Mythen, und es geht ein unmittelbarer, ununterbrochener Zusammenhang von der Entstehung der Mythen bis zu den Dichtern; die Dichter selbst stehen durch eine organische Reihe miteinander in Verbindung und diese hängt zusammen mit der Volkspoesie. (x fg.) Wo es keine andere Tradition gibt als die mündliche, da muß die Geschichte Poesie werden und ihre Umwandlung selbst kommt dem Gedächtnisse zu Hülfe. Auf rhythmischer Gestaltung im Innern und Aeußern beruhen alle Künste der Mnemonik; dies ist die Natur der Volkspoesie, dies die Richtung, in der alles Historische Aenderung und Umschmelzung erleiden muß. Sobald aber einmal dieser Weg eingeschlagen ist, dann gibt es auch keinen Stillstand, bis daß den rein poetischen Gesetzen, deren Foderungen nur immer bestimmter hervortreten, genügt ist. Damit aber die Geschichten in der Poesie fortleben können, bedarf es der Erfindung; aber nur eine solche haftet, welche der Geschichte einen wesentlichen, symmetrisch hineinpassenden Zug beifügt. Die Organe dieser Poesie sind tausend Individuen, in welchen allen aber immer nur die eine und selbe Natur der menschlichen Seele im Einverständnisse bildet, gestaltet, läutert, Fremdartiges ausscheidet, Verbindendes heranzieht. So kommt es auch, daß die Einheit in volkspoetischen Werken meist noch in höherm Grade vorhanden ist, als sie das Individuum erreichen kann. Durch den Proceß der dichtenden Ueberlieferung werden gewisse poetische Schwerpunkte eines noch beinahe historischen Stoffes herausgefühlt, sie treten immer reiner hervor und immer dichter zusammen, und ihre Verflechtung untereinander wird immer mehr selbst Poesie. Die Theilnahme an den poetischen Situationen und Figuren, das sich Hineinleben und Hineindichten einerseits, und andererseits das der menschlichen Natur eingeborene Gesetz der Symmetrie macht das Band unter den verschiedenen Dichtern aus. So entsteht ohne Verabredung und Plan so viel Zusammenhang in der Volkspoesie, und es ist nicht sinnlos, von einem selbständigen Lebensprincip volkspoetischer Fabeln zu sprechen, sobald sie eine gewisse Gestalt gewonnen haben, welche für nachfolgende Erfindungen die consequente Foderung und Richtung angibt. Jeder einzelne Mitwissende läßt dabei in dem Geringen, was er hinzuthut, seine menschliche Natur gewähren, aber unbewußt befördert er dabei ein großes Ganze, das eine durchgehende, tiefsinnige Einheit hat (S. 639—643).

Diese vielgliederige Kette von Dichtern, welche oft viele Geschlechter hindurch sich die Hand reichten und doch in gleichem Sinn an einem und demselben Stoffe dichten, heißt Hr. Gruppe die volkspoetische Reihe. Diese hat der Natur der Sache nach verschiedene Stufen und Grade. Gleich an die erste Fortpflanzung von Geschichten und Fabeln im Munde des Volkes fügen sich nach den angedeuteten Gesetzen neue Glieder und Züge und die alten treten in bessere Verbindung. Dies ist die eigentliche Sage, welche schon Poesie wird und ist, selbst ohne daß sie in die Hände der Sänger kommt. Sagen verknüpfen sich nun auch untereinander durch Einschiebung von Mittelgliedern; durch Hinzudichtung der entsprechenden Ursachen zu den Wirkungen, der Erfolge zu den Thaten spinnen sie sich zu einem größern Ganzen aus und gewinnen jenes eigne Lebensprincip und jene Norm für alle fernern Krystallisationen. Es sind aber immer große Wendungen der Schicksale, was die Sage, vom ganzen Volke getragen, hervorbringt. Ihr Medium ist die schlichte Rede eines jeden Erzählenden (S. 644, 645).

Eine zweite wesentliche Stufe bilden die mit ihrer Individualität bald im Ganzen verschwimmenden Sänger, welche der Sage poetische Ausführung, Detail, Gesang und Sylbenmaß verleihen (Homeriden). Eine dritte volkspoetische Stufe sind jene Dichter, welche in schon historischer Zeit, in der Zeit schriftlicher Aufzeichnung mit bestimmter Persönlichkeit dastehen. Aber so lange jene Sympathie noch bleibt, die das Wesen solcher Gesammtpoesie ausmacht, der Trieb, den einmal eingeschlagenen Weg consequent zu verfolgen, den poetischen Gehalt der Fabeln mit innerm Verständniß zu fördern, so lange reißt auch hier die Reihe nicht ab, die Volkspoesie kann jetzt vom Epos ins Drama übergehen; und dies war namentlich in der griechischen Poesie der Fall; in ihr bilden die Dramatiker die vierte und letzte Reihe, und Sophokles kann in diesem Sinne der letzte Homeride genannt werden. Er ist dem Verf. der Schlußstein der ganzen griechischen Poesie, welche als Einheit mit einem bestimmten vitalen Princip betrachtet werden kann und durch die ein Lebensstrom geht. Hieraus erhellt, daß das Geschäft

der Volkspoesie keineswegs mit den Diaskeuasten Homer's abgethan war. Der „Ilias" war weniger Sage vorausgegangen, als man denken sollte, aber es hat sich desto mehr daran geknüpft; sehr viel davon ist schon zwischen „Ilias" und „Odyssee" aufgeschossen und noch später bricht auf einmal der üppigste Wachsthum aus. Als nämlich der Homer aufgeschrieben wurde und in seiner Vereinigung die Bewunderung des ganzen Volks in Anspruch nahm, wurde man sich bewußt, daß noch eine Fülle der schönsten Fabeln und Sagen vorhanden sei, welche wesentlich zum Homer gehörten. Nun setzten sich an vielen Orten Männer hin, um eiligst zu sammeln und aufzuschreiben; weil aber hier jene Reihe von Sängern und Rhapsoden fehlte, um den Sagen die angemessene Ausführung zu geben, so bildeten sich bei dieser Uebereilung weder reine noch große Krystalle, und die sogenannten cyklischen Dichter leiden meist an einem chronikenartigen Styl. Ihre Sängerreihe fanden diese Cykliker erst in den Tragikern. Diese sind die Rhapsoden der Cykliker, ihr Homer ist Sophokles. Sobald das Band zwischen dem Drama und der Volkspoesie gelockert war, eilte jenes und mit ihm die gesammte griechische Poesie dem Untergange zu. Dies geschah schon durch Euripides (S. 645—657).

In einem eignen Aufsatze wird nun der Zusammenhang der Tragiker mit griechischer Volkspoesie an verschiedenen Beispielen nachgewiesen. Es wird die Fortbildung der Volkssage an der Freundschaft des Achilles und Patroklus, am Philoktetes, an den Gestalten der „Odyssee" im Verhältniß zur „Ilias", endlich besonders an der Atridenfabel dargethan, die mit der „Odyssee" in einem sehr bestimmten Verhältnisse steht, sodaß beide Fabeln sich gegenseitig fortgebildet haben (S. 658—669).

In der „Ilias" findet sich von den wesentlichen Punkten der Atridenfabel noch so gut wie Nichts. Agamemnon und Menelaos sind Brüder und des Paris und der Helena wegen nach Troja mit Heereskraft gezogen: das ist Alles, was die „Ilias" gibt. In der „Odyssee" dagegen kommt nicht nur die Ermordung durch Aegisth und Klytämnestra, sondern auch Orest schon als Rächer vor und dieser wird als schon durch den Volksgesang gefeiert dargestellt (I, 298). So hat sich die Ermordung Agamemnon's zuerst an Fabelstand angesetzt. Nun mußte aber auch ein Grund dieses Meuchelmords erfunden werden; bei Aeschylus und Sophokles gilt hier für Klytämnestra besonders die Opferung Iphigeniens durch Agamemnon: ein Zug, den weder „Ilias" noch „Odyssee" kennt, wie der Verf. wirklich später (S. 688 fg.) sehr wahrscheinlich macht.

Die Unthat des Atreus gegen Thyestes scheint ihm auch erst eine spätere Erfindung zu sein zum Behuf einer Erklärung der in der „Ilias" hinzugekommenen That des Aegisthos, und diese Erfindung war um so leichter, als eine uralte Sage schon vom Großvater des Atreus, Tantalus, einen ähnlichen Greuel erzählte, den Pelopsmord, für welchen spätere Dichtung auch wieder einen Grund aufführte in der Schändung der Gemahlin des Atreus, Aeropa, durch Thyestes. Durch diese Consequenz der Verbrechen und der Leiden bekam dann nicht nur die Atridenfabel ihre große Düsterheit, sondern es entwickelte sich hiermit zugleich auch die Schicksalsidee des in dem Geschlecht forterbenden und fortwuchernden Unheils, welches weiterhin alle Erfindungen beherrschte, die etwa noch zur Fabel hinzutraten. Und eben die Idee eines solchen Anhäufens von Leid und Schuld scheint nun den Tantalus erst zum ältesten Stammvater des Atridenhauses gemacht zu haben, denn in der „Ilias" reicht der Stammbaum nicht weiter als bis zum Pelops hinauf (S. 669—672).

(Der Beschluß folgt.)

Kronen und Ketten. Ein historischer Roman. Von Eduard Duller. Drei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1835. Gr. 16. 4 Thlr. 20 Gr.

Käm je die Zeit, daß man mit goldnen Reifen
Nur Schacher trieb und um die Käufer selber feilschte,
Daß man Metall schätzt' als Metall blos — Formen,
Ob grad, ob krumm, ob eckig, glatt — als Formen,
Dann bleibt das Wesen stets noch, jene Krone,
Die nie ein Schmied geschmiedet, jene Krone,
Gegossen aus des Lebens Elementen,
Aus Hoffnung, Lieb' und Glauben, rund und innig
Durch jenen Schritt-Sonnenpunkt des Seins, —
Die schlägt kein Hammer je entzwei, bewirft
Kein Pöbel je voll Beulen, die umspinnt
Kein Ohrenbläser je, die münzt kein Pfaffe
In Amulete um, die stiehlt kein Dieb,
Sie paßt für Jeden, Jedem bleibt sie treu,
Der ihr nur treu bleibt. — Mannheit! Mannheit! Mannheit!

Diese Worte des trefflichen Prologs mögen uns den Bericht über das Buch selbst einführen helfen. Es lag in dem Zweck des Verfassers, jene Mannheit, welche, der Gewalt trotzend, ihre eigne von Kerkerluft und Unterdrückung unabhängige Habeascorpus-Acte hat und als eine unendliche persönliche Freiheit nach Innen geht, abzuschildern, im Gegensatz zu der durch sich selbst und in sich selbst unfrei gewordenen Insignien-, Orden- und Kronenträgerschaft, die, indem sie nur selbstische Zwecke verfolgt, sich vom innern Centrum losreißt und in die Peripherie sinnlicher Neigungen und äußerlicher Bestrebungen sich verliert. Mannheit ist ihr eigner Zweck, ohne eigennützig zu sein; sie bleibt sich selbst treu, kämpfend, ringend, fallend; sie spottet der Gewalt und des Kerkers, um in ihrer Märtyrerschaft als Musterbild nachkommenden Geschlechtern voranzuleuchten.

Als Repräsentanten dieser Mannheit hat Duller im vorliegenden Roman den Herzog Ludwig von Ingolstadt, genannt der Bärtige, aufgestellt. Der Roman wurzelt auf geschichtlichem Boden und breitet sich in weite und üppige Verzweigungen aus. Der erste Theil spielt meist in Frankreich, an dem zerfallenen, von Interessen der verschiedensten Art bewegten, durch Intriguen und sinnlose Eifersüchteleien herabgewürdigten Hofe Karl VI., dessen Gemahlin eine Schwester Ludwigs des Bärtigen war. Der Herzog von Orleans, wie Alle seines Namens, der herrschenden Familie feindlich gesinnt, und dessen Gemahlin Valentine stehen am Eingange des Romans. Greuel folgen auf Greuel. Sonnenbrand, Herzensangst und die Nachwirkung eines ihm gereichten Gifttrunkes glühen dem Könige das innere Auge der Vernunft aus. Gregoire, ein Bote des verrätherischen Orleans, wird von dem Normannen Robert an einen Baum gefesselt, bis seine Glieder allmälig herabfaulen. Aber der Normanne soll nicht minder gräßlich enden.

Ein üppiges Fest wird veranstaltet. Es erscheinen sechs Waldgötter, denen Orleans zum Spaß die Bärte anzündet. Der König ist unter den Masken; seine Kleider stehen in Flammen; der Normanne wirft sich über ihn, bedeckt ihn, erstickt die Flamme; aber das Feuer brennt ihm in den Leib tiefe Wunden, an deren Folgen er nach langer Qual hülflos umkommt. Der König fällt nun in Raserei, wird gefesselt, und beleidigt seine Gemahlin dergestalt, daß sie dem Herzog von Orleans lüstern und rachsüchtig zugleich sich in die Arme wirft. So furchtbar beginnt der Roman, so furchtbar geht er fort, blutig, ruckweise, unter entsetzlichen Sprüngen und Zuckungen. Die Weltgeschichte erscheint hier als eine eigensinnige, grausame, wollüstige, tollgewordene Dirne; aber die Gerechtigkeit Gottes wacht und folgt dem Verbrecher Fuß an Fuß, Tritt auf Tritt. Sie bedient sich der Schwachheiten des Einen, um die Schwachheiten des Andern zu strafen; von Wenigen geht die Seuche aus, aber Alle sind für die Seuche empfänglich und nehmen ihr fressendes Gift auf. Mit Abscheu wenden wir uns von dem Getriebe dieser Hofkabalen ab, diesen Schwelgereien und nächtlichen Orgien, diesen pöbelhaften pariser Emeuten, von diesem Spiel mit Recht und Gerechtigkeit, diesem mit Schminke und Schönpflästerchen angetünchten Hofleben, von diesem wechselseitigen Morde zwischen den Häusern Burgund und Orleans, diesem Strudel von Hinterlist und Tücke, der immer den Nächsten, den Mächtigsten zuerst in sich hineinschlürft — genug! daß diese Scenen um so mehr erschüttern und tiefer aufregen, je trefflicher und anschaulicher sie gemalt sind.

Schon in den französischen Zerwürfnissen begegnete uns die heldenkräftige, gradedurchbrechende Gestalt Ludwig's im Bart mehrmals; aber er, der allein Reine und Gesunde, kehrt, das fremde Land, das kranke Volk, seine eigne verderbte Schwester und deren hirnschwachen Gemahl verachtend, nach Baiern zurück, um hier sein Recht gegen Heinrich von Landshut aufrecht zu erhalten. Auch in Deutschland war damals eine wirre und wirsche Zeit; aber echte Rittertichkeit, Volkstreue, zarte Minne und der Sinn für Gerechtigkeit im Einzelnen entschädigen für die vielfachen Verunglimpfungen des Rechts, für die Gewaltstreiche der Mächtigen und für die an unsere moderne Politik erinnernden Winkelzüge der Fürsten und Oberhäupter. Schon wird das Geld der Leiter, woran die elektrischen Entladungen der Staatskunst fortlaufen. An unsern Blicken gehen der eitle selbstgefällige Kaiser Sigismund, der schwache rathlose Friedrich III., die Kirchenversammlung zu Kostnitz, der seltsame wilde Hussitenkrieg, Kaspar Törringer's, des wackern Ritters und Sternenschauers, jämmerlicher Tod, das Vehmgericht, die Kämpfe der bairischen Fürsten gegeneinander, die sendlinger Schlacht, der Agnes Bernauerin trauriges Ende vorüber, während Ludwig im Bart dem geizigen, hinterlistigen Heinrich von Landshut, seinem Sohne Ludwig dem Buckligen, dem klugen, aber ränkevollen Friedrich von Nürnberg, dessen handfestem Sohne Albrecht und dem ihm abholden Kaiser gegenüber, Wohlleben und Hausfrieden in die Schanze schlagend, festhält an seinem Recht und nichts will als sein Recht. Durch Ueberrumpelung fällt seine Burg. Jahrelang sitzen die Fürsten über den verlorenen gefangenen Mann, der noch immer nicht nachgeben will, zu Gericht, und ohne einen Finger breit zu weichen von seinem Recht, stirbt er im Kerker, der einzige Freie, der einzige Mannhafte, selig in seiner Mannheit, König in seinem Bewußtsein, während die Träger von Kronen und Fürstenhüten, an ihre selbstischen Neigungen gefesselt, im Gegensatz zu ihm als wirkliche Sklaven erscheinen und als Leibeigne des eignen Ichs.

Diese mannichfachen und bunten Bestandtheile sind mit genialer Kraft, ungezähmter Phantasie und nicht ohne geschichtlichen Geist zusammengewirkt und vereinigt worden. Die handfeste, derbe und eigenthümlich kräftige Sprache erscheint in den leider nur allzu häufigen Monologen unnatürlich aufgetrieben, aufgepustet und wie mit Gewalt auf den hohen Kothurn gebracht. Die Zungen der meisten hier sprechenden Personen schwellen von Gift, Tobsucht und Gotteslästerungen. So reißt der Verf. seine Helden und Heldinnen, die er als Erzähler gut und natürlich zu charakterisiren weiß, von dem Boden der Natur und der Wirklichkeit los. Dennoch sprudelt in diesem dramatischen Theile der Dialoge und Monologe eine gewisse Shakspeare'sche Kraft, die über die Stränge schlägt und, da sie sich nicht beschneiden lassen will, ins wilde Fleisch wuchert. Ein Krampf geht ruckweise durch den Roman, sodaß manche Glieder, schön und edel an sich selbst, mit dem Gesammtkörper nicht zusammenstimmen. Der Anblick des Ganzen ist bei aller Buntheit großartig; dem schaffenden Geist, der in der Geschichte waltet, geschieht gerechte Würdigung; der Schluß ist der einer echten Tragödie, versöhnend und das aufgestürmte Gemüth beruhigend. Um von der Sprache des Verf. eine Anschauung zu geben, wählen wir hier eine der stärkern Stellen aus, in welcher er den seiner strafenden Gewissensangst verfallenen Johann von Burgund schildert.

„Burgund lag in seiner steinernen Kammer auf den Purpurkissen, wälzte sich, nach Schlaf lechzend, von einer Seite zur andern, sprang auf, als stehe Einer hinter ihm und greife ihm mit kalter Faust in den Nacken hinein, warf sich wieder aufs Lotterbett, preßte die Augenlieder zusammen, riß sie weit auf, sprang wieder empor, suchte Luft zu gewinnen. — Ha! die steinerne Kammer hatte ja kein Fenster, die Thüre war von innen verriegelt; wie kam denn Orleans hinein, Orleans, wie er leibt und lebt? Aber des Orleans' Blicke sind so stier, und doch sitzen in diesen Augenhöhlen keine Sterne; was glurrt und glotzt draus hervor, dem Burgunder ins Herz hinein gebohrt? Diese Lippen sind so blau; sie öffnen sich; was hat Orleans jetzt noch zu sagen? Er schließt sie auf, aber kein Wort fährt draus hervor — nur ein Hauch, als schnappe er nach Luft — nein, er bläst den Burgund an, so eisig, daß dem das Blut gerinnt; jetzt kommt er näher, der verhaßte Orleans, grade auf Burgund zu; er trägt denselben schwarzdamastenen Rock mit Marderpelz, das Haupt ohne Hut. Er knöpft den Leibrock auf; — puh! das ist die nackte Brust, in der Brust breite blutige Wunden. Burgund wickelt sich in die Purpurkissen; — da kommts ihm durch die Kissen hindurch naß an die Wangen; — er schleudert die Kissen von sich, seine Hände sind blutig, Blut hat ihm durch die Purpurkissen aufs Antlitz geträuft. Er schüttelt sich schaudernd. Da steht dicht vor ihm Orleans wieder, und immer Orleans. Das Blut auf seinem Antlitz ist des Orleans' Blut. Er will aufheulen vor Entsetzen; er kanns nicht. Er springt vom Bette auf, er rennt in die Ecke der steinernen Kammer, Orleans ist hinter ihm. Er rennt an die Thüre, Orleans hinterdrein. Er stößt den Riegel auf, er fliegt durch die Gänge, bei den Wachen vorbei, die Treppe hinab, — Orleans steht dicht hinter ihm. Er reißt den Riegel des Schloßthores auf, er stürzt ins Freie, das Hotel d'Artois liegt hinter ihm. An seinen Fersen, in seinen Fußstapfen Orleans, der blutige Orleans!“ 148.

Literarische Notiz.

Zu Rouen in der Normandie ist bei dem thätigen Buchhändler Frere, welcher eine Menge Schriften über diese Provinz verlegt hat, neulich erschienen eine von dem verstorbenen Bibliothekar Th. Licquet nachgelassene kritische „Geschichte der Normandie von den ältesten Zeiten an“. Da Licquet diese Geschichte aber nur bis zur Eroberung Englands durch die Normänner hat fortführen können, so hat Depping es unternommen, zu den beiden Bänden des Licquet'schen Geschichtwerks noch zwei Bände hinzuzufügen, worin die Geschichte bis zu der Wiedervereinigung der Normandie mit Frankreich unter dem Könige Philipp August fortgeführt wird, sodaß dieses Werk jetzt in vier Bänden vollständig ist. 65.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 236. — 24. Auguſt 1835.

Ariadne. Die tragiſche Kunſt der Griechen in ihrer Entwicklung und in ihrem Zuſammenhange mit der Volkspoeſie. Von O. F. Gruppe.

(Beſchluß aus Nr. 235.)

Der Verf. ſucht nun die Fortbildung der einzelnen Theile dieſes Mythus zu zeigen. In der erſten Stelle der „Odyſſee" ſcheint Klytämneſtra keinen perſönlichen Antheil am Mord Agamemnon's zu haben; in einer zweiten Stelle ſieht ſie ihn ſterben; bei Aeſchylus rühmt ſie ſich, dreimal zugeſtoßen zu haben, aber Aegiſth ſtand ihr noch bei; endlich bei Sophokles tritt ſogar Aegiſth in den Hintergrund und der Tod kommt (hochtragiſch) ganz aus der Hand Derjenigen, von welcher vor Allen Liebe und Treue zu erwarten war. Dieſe Aenderung in der Stellung Klytämneſtra's machte aber auch in dem Motiv ihrer That eine Aenderung nothwendig. Rache wird poſtulirt, alſo ein Vergehen Agamemnon's und zwar gegen ihr Liebſtes, gegen ihr Kind. Aber es iſt ja auch ſein Kind! darum muß er es gezwungen gethan haben. Von wem gezwungen? von einer Gottheit, die einen Vater allein zwingen kann. Von welcher Gottheit? am natürlichſten von der Artemis, der in älteſter Zeit wirklich Menſchenopfer gebracht worden. Welchen Grund hat Artemis, jenes Opfer zu fodern? Agamemnon hat ihren heiligen Hirſch erlegt. Euripides gibt noch etwas Anderes, was aber ganz das Anſehen volkspoetiſcher Erfindung trägt: Agamemnon hat der Göttin gelobt, ihr das Schönſte zu opfern, was das Jahr brächte, und Kalchas legt dies von Iphigenien aus, welche in jenem Jahr zur Jungfrau herangereift. Wir haben hier eine ununterbrochene Progreſſion ſich entſprechender und ſteigernder Unthaten, die den Werth ergibt, den die Opferung Iphigeniens haben muß, wenn die Reihenfolge an dieſer Stelle nicht geſtört ſein ſoll. Und ſo war denn die düſtere Schickſalsconſequenz, die das Atridenhaus zu Grunde richtet, um ein ſehr wirkſames Glied bereichert: der Tod der Jungfrau in voller Lebensblüte und ihre Hinrichtung durch den Vater durfte als geſteigerte Buße für den Frevel des Atreus gelten, ſowie ſie andererſeits ein gewichtiges Motiv für die That der Klytämneſtra abgab. Das letzte Glied der Atridenfabel iſt Oreſtes, an deſſen Fuß ſich, wie die Volkspoeſie ſagt, die Erinnyen heften. Und nun tritt das Bedürfniß der Befriedigung und Verſöhnung ein, die auf verſchiedene Weiſe verſucht worden: bei Aeſchylus durch den Areopag und die Huld Athene's, ſtärker bei Euripides durch die von Apollo dem Oreſtes als Sühne aufgegebene Heimführung des tauriſchen Dianenbildes. Alle ſtärkere Verſuche, das Tragiſche in dieſem Geſchlechte noch weiter fortzuſetzen, mißglückten; die „Odyſſee" ſchützte den Oreſtes; vielmehr findet man ſpäter auch Bemühungen, die Atridenſchickſale zu mildern und aufzuwiegen. Hierher gehört auch die Rettung Iphigeniens durch Artemis ſelbſt; eine an ſich ſehr rührende Erfindung, die jedoch jene große tragiſche Progreſſion, welche das Ganze als Einheit zuſammenhält, offenbar ſtört. Der Verf. vermuthet auch wirklich, daß Aeſchylus die wirkliche Opferung der Jungfrau gehabt habe, und daß die Tragödie: „Iphigenie in Aulis", nicht dem Euripides, ſondern erſt dem ſpätern Chäremon angehöre, vermeint er (S. 561) aus einem Citate des Athenäus bewieſen zu haben (S. 673—684).

Es wird ſodann der Ausbildung anderer mit der Atridenfabel in nahem Zuſammenhange ſtehender, nachhomeriſcher Mythen nachgeforſcht und der Verf. würdigt näher die Oreſtie des Aeſchylus und unternimmt es, zu zeigen, daß Aeſchylus auf der einen Seite mit der größten Gewiſſenhaftigkeit der überlieferten Geſtalt des Mythus treu geblieben iſt und ſeinen Lebenspunkt mit der größten Schärfe gefaßt hat, dann aber auch, daß er aus dieſem heraus und ganz im Geiſte der Volkspoeſie auf ſolchem Wege fortgeſchritten iſt. (S. 695 fg.)

Ein anderer Aufſatz beſchäftigt ſich mit dem tragiſchen Schickſal. Gruppe nennt daſſelbe ein bloßes Reſultat der Poeſie, nur aus ihr hervorgegangen und nur durch dieſe zu begreifen, was freilich ſchon aus dem eben von uns Ausgezogenen hervorgeht. Außerdem aber, ſagt er, hat es auch Berührungspunkte ſowol mit dem religiöſen Volksglauben und deſſen Natur als auch wieder mit philoſophiſchen Lehren. Bei Homer herrſcht das Schickſal über die völlig anthropomorphiſirten Götter und iſt ein ganz weſentliches Gegengewicht des Polytheismus. Es kann aber auch eigentlich nur die Götter treffen; für die Menſchen bleibt immer die Willkür irgend eines perſönlichen Gottes die nächſte Beſtimmung. Das Weſen dieſes Schickſals iſt, daß es unberechenbar iſt, daß es von keinem Willen, keiner dem Menſchen irgend ähnlichen

Persönlichkeit ausgehen soll. Allein die Dichter durften nicht lange in ihren poetischen Erfindungen, in der Fügung der Schicksale nach poetischen Gesetzen sich bewegt haben, so mußte auch das Schicksal nicht blos die menschliche Rationalität, sondern zugleich auch die poetischen Gesetze in sich aufnehmen; diese halten aber mit den moralischen Gesetzen bis auf einen gewissen Punkt ganz gleichen Schritt, und wie es eine poetische Gerechtigkeit gibt, so muß es nun auch in der Poesie ein gerechtes Schicksal geben, das grade in dem Maße menschlich und billig gesinnt ist, als jenes frühere sich dunkel und verschlossen sogar von allem Menschlichen in den Göttern abkehrte. Von der Poesie geht dieses Schicksal auch wieder ins Leben, in den Volksglauben, selbst in die Philosophie hinüber, und ebenso sind ganze Fabelstoffe der Tragiker von einer Schicksalsidee dieser Art beseelt; allein dies ist noch nicht das eigentliche tragische Schicksal. Schon mit der Volkspoesie und seinen herrlichen Sagen der Atriden- und Labdakidensabel empfing die tragische Poesie unmittelbar die Idee von dem Schicksal, welches sich in einem Hause, in einem Geschlecht wuchernd festgesetzt hat und es bis auf den letzten Sproß zu vernichten strebt; jene Consequenz, welche der schöpferische Trieb der Volkspoesie war, tritt personificirt als Alastor, als der Unglücksdämon eines Hauses hervor. Uebrigens unterscheidet sich das Schicksal in der Labdakidensabel wesentlich von dem in der Atridensabel dadurch, daß es dort unmittelbar als Bewußtsein von Schuld und Verbrechen am menschlichen Herzen nagt. In der Atridensabel beruht die Collision auf dem Streite der Pflichten, der gebotenen Rache, welche die Mutterliebe verletzen muß, oder auch in Agamemnon die von der Gottheit gebotene Opferung der Tochter, welche die Kindesliebe zu überwinden und gegen sie zu verstoßen hat. In der Labdakidensabel dagegen fällt der Streit ganz in das Bewußtsein zusammen und fürchterlich verkleidet sich das Schicksal unmittelbar in Schuld. Darin aber sind beide Schicksalsansichten sich gleich, daß in den obern Gliedern reines Verbrechen ist, welches sich nachher bis ins dritte und vierte Glied an den Nachkommen straft, sodaß diese erst in jene schweren Collisionen gestürzt werden (S. 709—714).

Daß das Schicksal dem Menschen verschleiert und an sich unentfliehbar ist, liegt in seinem Begriff; allein es ist eine ganz besondere Steigerung, daß dieser es glaubt vermeiden zu können und daß er grade hierdurch erst in diese Netze geräth. Diesen Gedanken hat Sophokles, der ihn von der Volkspoesie erhielt, in seinen Labdakidenstücken mit unerreichbarer künstlerischer Kraft und Consequenz ausgeprägt. Ueberhaupt hängt die ganze dramatische Kunst wesentlich mit der Art zusammen, wie das Schicksal gefaßt und zur Anschauung gebracht worden. Bei Aeschylus ist es mehr die That in ihrer äußern Erscheinung und in ihren äußern Folgen, in ihrer Schuld. Aber nur im Einzelnen ist das Schicksal gerecht; es ist wieder insofern eine düstere, drohende Macht, als es sich doch einmal durch das Geschlecht fortwälzt, Mord aus Mord gebärend. Die Götter greifen mit in die Räder beschleunigend ein und treten selbst im Conflicte miteinander persönlich auf. Unvermeidliche Folge hiervon ist, daß nun den Menschen ein großer Theil der Verantwortlichkeit abgenommen worden ist. So ist in den „Choephorn" der Kampf im Olymp, nicht in der Brust des Orestes; die Eumeniden lassen sich durch ein Gericht abfinden, sie nagen nicht an seinem Bewußtsein (S. 715—718).

Von alledem das Gegentheil bei Sophokles. Hier zielt Alles auf die menschliche Brust, die tiefsten Widersprüche fallen auf diese zurück und müssen hier durchgelitten werden; die Götter bleiben selig im Olymp; aber sich selbst heimgegeben, nicht in so unmittelbarer Berührung mit den Himmlischen, hat der Mensch die Zweideutigkeit seines Lebens auszukämpfen. Die ferntreffenden Blitze des Schicksals und die Kurzsichtigkeit menschlicher Gedanken sind dem Zuschauer selbst bloßgelegt, und er ist von dem Dichter mit unendlicher Kunst gleichsam in das Centrum der Weltordnung gestellt. Wir sehen, wie der irrende Mensch wider Wissen und Willen in Verbrechen und Schuld hineingezogen wird, wie das Schicksal verwirrend in das Getriebe des freien Willens hineingreift, sodaß der Mensch nicht wirklich Herr seines Entschlusses und seiner That ist, wofür er doch einstehen muß. Die Frage über Zurechnung und freien Willen ist in ihrer ganzen Schmerzlichkeit dargelegt, und mit künstlerischer Absicht bleibt unklar, wie es unklar im Leben ist, wo die Initiative solches Elends ist, ob in der schuldigen Brust des Menschen oder in den schonungslosen Schlägen eines undurchdringlichen, harten Schicksals. Aber die Darstellung weist immer mit scharfem Finger auf die wunde Seite des Conflictes. Selbst der Verblendung durch das Geschick hält wieder die jedesmalige Herausforderung des Verblendeten die Wage, daher denn die Sophokleischen Menschen nicht eigentlich unschuldig leiden und in seiner herzzerreißenden Poesie auch nichts weniger als eine Anklage des Himmels liegt, sondern dieselbe zugleich innerlich versöhnend ist und durch Rührung die wahrste Reinigung und Läuterung des Herzens hervorbringt. Nicht minder finden sich bei Sophokles alle Elemente einer erhabenen Religiosität, die kaum mehr dem heidnischen Polytheismus angehört. Die Gottheit ist eine unsichtbare, gewaltige, hehre Macht, welche unmittelbar auf die Herzen der Menschen wirkt und ihre Gedanken lenkt. Erhaben und heilig stehen die ewigen Götter da, und nur der Mensch in der Schuld seines Herzens trägt jenen Zwiespalt. Ihm ziemt Demuth und Ergebenheit, und nur dadurch, daß er sich in seiner menschlichen Kurzsichtigkeit überheben will, stürzt er sich in Elend und Schuld. Aber dem Reuigen steht auch der Götter Gnade offen (S. 718—722).

So verschieden diese Ansicht von der Aeschyleischen ist, so ist sie ihr doch nicht entgegengesetzt, sondern fast durchgehends ganz dasselbe, nur auf einer viel höhern Stufe der Darstellung. Ganz anders verhält es sich mit Euripides. Dieser ist das Kind einer andern, weit profanern Sinnesart; er hat weder jene gläubige, kindliche, unbefangene Ergebenheit in die Religion seiner Väter wie

Aeschylus, noch auch die tiefe Weltanschauung und das große Gemüth, das bei Sophokles macht, daß er nichts von dem Bestehenden antastet und umstößt, sondern nur läutert und verklärt. Bei Euripides findet sich, sogar kraß, der gewöhnlichste Polytheismus, und es erscheint fast zufällig, ob er ihn feiert oder prostituirt. Das Schicksal ist bei ihm völlig verschwunden, seine Composition ist dafür viel zu leichtfertig, äußerlich und inconsequent. Davon nimmt der Verf. „Iphigenie in Aulis" aus, die er aber, wie schon gesagt, dem Euripides abspricht. Dagegen nimmt Euripides, nach der Ansicht des Verf., in der Darstellung der Charaktere einen ganz eigenthümlichen Standpunkt ein, der, in der Entwickelungsreihe der dramatischen Kunst betrachtet, für nichts Anderes als einen organischen Fortschritt gelten kann, der aber ebenso unvermeidlich und natürlich jene Rückwirkung auf Darstellung und Auffassung des Schicksals hatte. Aber zu wesentlich hing die Schicksalsidee mit der Volkspoesie zusammen, als daß man sie hätte aufgeben können, ohne sogleich den Verfall herbeizuführen (S. 722, 723).

Dieser Gedanke wird in dem nächsten Abschnitte ausgeführt, nachdem noch über Darstellung und Charaktere der verschiedenen Dramatiker gesprochen worden ist. Was die Charaktere anbelangt, so wird bemerkt, daß Sophokles darin viel reicher, viel darstellender als Aeschylus ist und lauter scharf ausgeprägte Individualitäten gibt, die er durch Wahl berechneter Gegensätze zu heben weiß. Auch das weibliche Gemüth hat er tiefer studirt, sowol seine aufopfernde Liebe, seinen Heroismus und wieder seine gereizte mitleidlose Rachsucht, als auch seine Milde und seine liebenswürdige Schwäche. Und welche charaktervolle Unterscheidung der Männer bis auf jeden Uebergang des Gedankens und bis auf jedes Wort! Um seiner der Natur abgelauschten Charakteristik willen, sofern sie mit der unnachahmlichsten Kunst einer fugenartigen Composition aufs innigste vereinigt ist, stellt Hr. Gruppe den Sophokles sogar hoch über Shakspeare. Seine Charaktere entwickeln sich in der Handlung und durch die Handlung, ihre Gegensätze entwickeln sich symmetrisch daneben, sodaß durcheinander arbeitende Rhythmen entstehen. Auch der Chor bei Sophokles bildet nicht blos wie bei Aeschylus den dunkeln Grund für die Handlung, sondern er wird mit in die Darstellung hineingezogen und spiegelt als Volksmeinung und öffentliche Stimme die Handlung und das Bewußtsein ab. Auch er ist befangen und überschaut das Ganze nicht; der Zuschauer steht viel höher, nur Er überschaut die Kurzsichtigkeit aller handelnden Personen, sogar die des Chores. Sophokles bildete hierin Das tiefer durch, was Aeschylus in dem deutlichen Widerspruche ausdrücken wollte, womit er das mittlere Stück seiner Trilogie zu beschließen pflegte. Jener nahm es in die ganze innere Gestaltung auf und überließ dem Zuschauer sogar die wahre Lösung ganz selbst, ohne daß diese in einem folgenden Stück gegeben wäre. Bei ihm ist das Schicksal kein Begriff, sondern es ist selbst Darstellung und spricht aus jeder Zeile: der Mensch denkt, aber Gott lenkt (S. 730—738).

Die Werke des Euripides können einzeln weder gegen die Consequenz der Volkspoesie, noch gegen die Sophokleischen Kunstwerke bestehen; aber in der volkspoetischen Reihe fördert doch auch er den Fortschritt, indem er erfinderisch und glücklich ist in Hinzubringung neuer Züge, aber sein Reichthum und seine Mannichfaltigkeit gehen in Laune und Willkür über, die Bedeutsamkeit und Geschlossenheit der Volkspoesie weicht, und er erfindet nicht folgerecht und symmetrisch wie seine großen Vorgänger, sondern geräth voll Flüchtigkeit ins Eckige und Excentrische. An die Stelle des Schicksals tritt bei ihm die Leidenschaft in ihrer Unwiderstehlichkeit und der Dichter läßt uns die ganze Sophistik des menschlichen Herzens schauen, Vorzüge, die sich am besten mit der Schnellfertigkeit seiner Arbeiten vereinigen ließen. Was die Charaktere betrifft, so erkauft er meistens die Größe Eines mit der Erbärmlichkeit aller andern (S. 739—746). Und nun wird vollends der Verfall des Dramas ausgeführt.

Wir aber brechen ab und begnügen uns mit dem Auszuge dieser allgemeinen Ansichten des Buches, die uns, wenn auch in ihrer Wurzel keineswegs neu (denn auf die ähnliche Behandlungsweise der altdeutschen Literatur seit geraumer Zeit beruft sich der Verf. selbst), doch in ihren einzelnen Blüten unerwartet und fruchtbringend erschienen sind, und an welche sich der Tadel einer strengen Kritik, welche das Buch gewiß noch von vielen Seiten her erfahren wird, nicht mit demselben Rechte machen dürfte wie an die Ausführungen im Einzelnen und die übermüthigen Aburtheilungen anderer Ansichten. Wenigstens ist die Idee einer Fortbildung der Volkspoesie in der dramatischen Literatur der Griechen noch nirgends so vollständig ausgesprochen und so natürlich deducirt worden. S.

Joh. Valent. Paurs' Skizze einer Selbstbiographie. Mit einer Beilage in Briefen und einem Anhange von verschiedenen Reisereminiscenzen. Linz, Haslinger. 1834. 8. 16 Gr.

Bei einer so bescheidenen Denkart, wie die des Verf. sich zeigt, ist es sicher als eine Verirrung anzusehen, wenn er geglaubt hat, mit diesen unbedeutenden Blättern sein Motto: „Prodesse et delectare" zu erfüllen, oder irgend Jemand, als etwa seinen nächsten Freunden, in ebenso beschränkten Kreisen, als sein eigner war, damit gefällig zu sein. Des Verf., eines würdigen katholischen Geistlichen, Lebensbahn schreitet nirgend aus dem Geleise des Alltäglichen heraus; er studirt in Linz, in Wien, wird Cooperator in Goysern, Pfarrer daselbst, dann zu Piebl und endlich Consistorialrath, wobei ihm nichts als das ganz Gewöhnliche begegnet. Eine Reihe von Briefen eines katholischen Landgeistlichen aus den Jahren 1798—1802 hat ebenso wenig Reiz, als diese Lebensskizze gewährt, und die Reisereminiscenzen von 1802—19, nach Triest, ins Baiern, wie der Verf. schreibt, in die Rheinlande, Sachsen und die Schweiz, kommen für unsere Zeit viel zu spät, um noch Anziehungskraft zu haben. Für einen katholischen Geistlichen aus Oestreich hat der Verf. viel Reisen gemacht und viel gesehen; allein sein Gesichtskreis ist eng und sein Urtheil beschränkt geblieben. Seine Philosophie bannt sich in die Worte: „Was auch um uns her geschähe, thun wir unsere Pflicht auf dem Platze, auf den wir uns gestellt sehen;" eine treffliche Lehre ohne Zweifel, und dieselbe,

wollte Schiller über mit Gebrüdermann Wolfen stehen, Schiller, der nicht einmal Gebrüdermann ist, aber doch, weil er den deutschen Bund der Fürsten so genannt, verdammt ist. Die Weltweisen Europa's, in einem ungeheuren Kreis gestellten, Figuren und Bildern, die Namen des vornehmsten Adressen Europa's, nur in und für ungeheuren Postpapierbogen hervorgebracht. Wer hat also meine Kriegs-gegenstände, die Kriegsrath, Minister, Schreiber, Bedienten und die vor ihnen, und hinter ihnen stehen? Ich bin einzeiger, der sich abwechselnden Soldaten, ist und nach gleichen, und nicht bildend, der sich die schwarze Bildnisse, so ein jeder sind sie besonders Soldaten, in weiter Bewunderung mit Bewunderung, in der vor Mann zu Mann gestellt, Mann und einer gut.

Der Soldat ist ich und Herr und allen ist ich selbst aber ein Soldat. Die beiden positiven Gewerbe hat er und den Herr und Soldatenstand. Einer Figur, und Herr und Marktherrlichkeit, sind Figuren der Kriege nicht mehr und sie nun den Herren und sind sie Soldaten und den Herr. Sie sind den Kreise ihrer Herrnde und den Stand und eben meiner Bezeichnung. Einzig sollen, und gehören Figuren und Herr nicht mehr, und meiner Empfindung, nicht mehr, sie Figuren und Herr.

Z.

Notiz.

Die Berichtungen, welche Christus Wagner über den Ursprung des modernen Theaters hält, verdienen nicht weniger gründlich widerlegt zu werden. Wir geben daraus die folgenden Stellen wörtlich wieder, da sie, wie die ganze weitere Abhandlung, sehr deutlich zeigen, wie wenig Christus die Aufgabe, die sich der Schauspieler-stand vorgesetzt hat, den ersten Geschäften und mühseligsten Zeiten nachgewiesen, so ist es unbegreiflich Abgängung zu der Religion und den Glauben selbst fand. Unter andern geht er ganz ausführlich auf die in ihrer Art einzigen Productionen der berühmten Marionetten ein, und gibt von andern ihrer Stücke interessante Auszüge. Hanswurst, Kasperlmann, Pickelhäring u. andere Lustern sind ursprünglich zwei verschiedene Stücke seien, welche durch Zufall und Ignoranz in späteren Zeiten miteinander verwechselt worden. Das sogenannte lehrreichhaftige Stück „Faustmärchen“ verdient sogar einige Aufmerksamkeit, da es Göthen und Zeller zu dem Gedicht so vorherrlich dient, und wir wollen, zu Vervollständigung der Literatur-Geschichte, unsern Lesern ein Stück desselben hier mittheilen. Faustus ist ein Doctor, der sich dem Teufel verschrieben hat, und dieser soll ihm dafür 24 Jahre zu Gebote stehen. Nach Verlauf dieser Zeit erwarten ihn Teufel, er verbindet sich noch mit Leipziger, kommt dann, auch im Stücke noch mehr, als er selbst. Darum auch er zum Wirth und Wirthin einen gräßlichen Lärm anfangen. Aber der Faustus Johannes verwundert sich höhern Lust für ihn, und er sieht in sie mit Verlassen aufmerksam, um in Geschäft weiter zu lassen. — Erste Scene: Christophorus spricht sein Verbrechen des Ursprungs mit:

Die Person. Wer sieht da, Christophorus?

Chri. Ich Johannes und Schuhster.

Die Pers. Wie kommt ihr als Johannes und der Schuhster nicht ihr Handwerk zu lassen, so seyen und den Meister gewinnen, und bis sieht.

Chri. Meister, ich will ihm den Namen einer Frau den geben.

Die Pers. Verstehst du unter dem Namen einer Frau den ganzen Schuhster?

Chri. Nein, nicht den ganzen Schuhster, nur eine einzige.

Die Pers. Was man von einem Gesicht bekommen kann nicht verstanden werden, wenn das Gesicht nicht bekommt ist. Wirst du sie, daß wir die Literatur kennen lernen sollen, so sage und mit, was die Gestaltung ist. (Wenn sich die Verstehen bei einander und Johannes das Schuhster und Verwandte mit Verwandte.)

Chri. Drehen.

Die Pers. Du redest? Sie ist doch bei der Tasch gestiegen? Sie hat sich ganz Herr verloren, und nicht hat sie Verwandte und nun, meiner hat Planet ihrer Gestalten Zuhauslust, einer sich Verwandte, so bestiegen. Noch will weniger will sie keinen andächtigen Begierden entsprechen.

Chri. Herren Herr, Christophorus habe Faustus auf und redet ihr Ihre Liebe. Drehen Ihn ihn gerade, und sieht gegen Johannes, so von Verbindung mit Verwandte zu Schuhster. Wie wollte denn, als ja gut für ihre Welt, und Gemahlschaft schlagenwerden.

Die Pers. Herr. Christophorus beginnt sich zu den Stücken Fortunen zu verringen und Faustus, den Teufeln den Dienstes zu sehen. Dieser weiß nun, aber wahrend S. vor dem Sorge auf Johannes, und Johannes vor dem Schuhster und Johannes zu sich, Christophorus und Fortunens Herren in der Gestalt.

Chri. Ich Johannes und Schuhster. Ich habe Johannes in das Gesängnisse hinab und findet ihr beiden Freiheiten. Der Kaufer verreiset sie Johannes, und Johannes nach den Christophorus, der sein Verwalter besitzet und Abdankung an sich, kommt auch Fortunen und Handlung. Der Kaufer besteht in ihrer Unbefriedigkeit und fällt deshalb wieder den Leiter an. Der Kaufer Johannes besteht Schwarzkünstler Meister Christophorus Besitzung und fällt Fortunen in seiner Herrschaft.

Wen Leser und Leserinnen, wie die verschiedenen Stücke, die Faustus Teufel zu allen Leuten und in allen Gestalten verwechseln. Ich kann den Lesern nur diesen geistlosen Quodlibet geben, und sie können sich in Gottfried Kinkel's Ausgabe, und in der Ausgabe Bender der Literatur, gründlich nach mehreren Stücken dieser Art umsehen. Wir begnügen uns damit, als die poetische Grundidee der ganzen Sache sich ganz verwirrt.

Chr.

Literarische Anzeige.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

Die dreizehnte Lieferung

der bekannten

Allgemeinen deutschen

Real-Encyklopädie

(Conversations-Lexikon)

in der achten Originalauflage,

welche die erste Lieferung des siebenten Bandes bildet. Die achte Auflage hat Octav-Format, besteht aus 12 Bänden, jeder enthält durchschnittlich 60 Bogen in größtem Octav-format, und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, deren jede auf Druckpapier 16 Gr., auf feinem Schreibpapier 1 Thlr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet. Die Bemühungen der Verlagshandlung, den Publikum ein in seinem Inhalte gediegenes und dabei möglichst Wort zu liefern, sind durch allgemein günstige Aufnahme und große Verbreitung bestätigt worden.

Leipzig, im August 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung

Dienstag, Nr. 237. 25. August 1835.

Reisenovellen von Heinrich Laube. Zwei Bände. Leipzig, Hayndl. 1834. 8. 4 Thlr.

Mit der Reklamation der Buchbinder kann sich auch die Reklamation der Leser ein zum Pendeur der Zeit, welche die Novellisten sowol in der plastisch-skulptivischen Weise ausarbeiten, wie die Bücher einfassen sich gleichsam von Neuem ordnet und behaglich ein, und beschlossen ein neues wohlgeordnetes Ein- heit zu fühlen. Zu diesen Lust, daß man es selbst zu- wissen an sich ästhetischen bürgerlichen und politischen Ein- richtungen mehr Wirksamkeit gesteht, als Ihnen zukömmt. Man sing an, die Menschen nur nach ihrer bürgerlichen Ordnung zu beurtheilen. Ein Adel, ein Orden, und wer ein Diplom Adelsbrief besitzt, ist ein Mensch, ein Gelehrter, ein Vorsteher der Menschen zu gelten, Talent und Bil- dung schien man überflüssig, wenn sie allgemeine Achtung gefunden hatten und mithin gewissermaßen zu Gott an- gerechnet werden konnten. Kurz, es machte sich eine Philisterherrschaft, eine Krähwinkler der Gesinnung geltend wie kaum jemals früher. Diese Philisterherrschaft gründete sich besonders darauf, daß sie nicht ein auf bestimmte Grundsätze gestützter, fester, sehr Negationsmus war, wie eines die Freimaurerei der Quietisten und der Feinen Gesell- schaft, sondern eine weichliche, schwächliche, feige Beschränkt- heit, welche ihre Zweck blindlings durch die nächstvorliegen Mittel, weil sie nur nach Zwecken, Absichten, nach Recht die Kraft der Freiheit ermächte. Dieser Zeitgeist äußerte sich auch in der Literatur. Die weichlichen Familienge- nalität einer früheren Epoche, die verschwerte, einen ge- wagterer Geschäft wieder auf. Ehrbarkeit, ganze Milde und ängstliche Rücksicht waren die Losungsworte, die man sich vorsichtig nannte, und wenn man die ungewagtesten den Feder schilderte, war Alles wohlweislich so eingerich- tet, daß der Leser auf gut pharisäische zu sich sagen konnte: Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie dieser einer!

Solch in der Literatur gepaar man alles Liebgewor- den zu verachten und mit das Schlechte, das Rohe, Alt- thümliche verehren man zu genießen. Zugleich hatte man sich eine entschiedene aber unmöglich Konsistenz Gemüt- mentalität angewöhnt und verfehrte sogar Einsicht und Ueberzeugung, wenn sie sich in Gegensatz zum selbigen ein. Durch alles dieses fühlten sich natürlich feichtige Gemüther und namentlich jüngere Männer behaglich em- pfer, und diese Empfindung fand besonders beim Worte, als Heine durch begeisterte, unglaubliche Spottlust ein Organ für sie wurde. Ist auch der Philisterherrschaft ein allgemeiner Krieg erklärt. Heine selbst und meine Gleichgesinnten machten es sich zum ausschließlichen Geschäft, die Künstlichkeit und die falsche Sentimentalität der Zeit in seine sodomsvergleichenden Spottschriften zu verdammen. Sie fanden außerordentlichen Beifall, weil man, weil Viele sich von der Pein der allgemeinen Heuchelei erlösen fühl- ten, fanden auch wol, weil die Beschränktheit selbst das Aechten und Edlen anerkennen thut; denn jeder Phili- ster erkennt nun seine eigne Philisterei für feine, auf jede Fenster aber schilt er mucker und auf feine sich, wenn Andere es ausschließlicher thun, schärfer thun, als er selbst gewagen will. Daher stehen nicht selten die größten Phi- lister bei Erscheinung einer neuen Schmähschrift mit: „Das sind die Narren, einer neuen besseren Zeit!“ und alle unerfahrene Jugend jauchzt Beifall und bemüht sich in denselben Tenn zu reden und zu schreiben. Aber Jeder- mann, welche Meinen neuen Ton angegeben hatten, litten vorzugsweise an zwei Gebrechen: zuerst hatten sie das Unglück, keine ausgezeichneten, über die Kirchspiels- Menge sich erhebenden Menschen zu kennen und zu achten. Sie waren immer nur mit Philistern in Berührung ge- kommen, und daher kam sich in ihrer Polemik gegen die- selben kein Humor, keine feine Ironie, sondern ein ge- meiner Spottsinn, der Witz und Zoll mit einem unpoetischen Ende kämpft. Man darf vermuthen, daß diesen, freilich poetischen Sinnen die Schriftsteller ge- klungen, in denen Brod das Geschäft sehr, das nur die Menge, nicht aber die Menschheit überhaupt, in dieser Beschränktheit klingen ist. Jene Schriftsteller, die sich in jeder Zeile ihrer Schriften und: „Warum machte doch unter dieser unglücklichen Form menschlichen Geschlechts ein einziger Genie gebornen werden!“ Diese Zumuthung, diese Verdammung gegen Alles, und anbrungsvoll und liebens- würdig, auf der Welt ist, ist das erste und größte Unglück dieser Heiden der Negation. Sodann aber kommt sie sich durch ihren Widerwillen gegen die Beschränktheit verbinden, wider alle Sitte und Ordnung anzukämpfen. Jede bestehende Einrichtung, Staat, Familie, kurz jede Form des gesellschaftlichen Lebens ist ihnen ein Philister, wollen sein anderes Gesetz als das der absoluten Willkür

des augenblicklichen Gelüstes. Das führt sie im Einzelnen zu den thörichtsten, widernatürlichsten Ansichten, ja sie müssen die Einrichtung unsers Körpers selbst Philisterei nennen, weil auch diese sich der Befriedigung manches krankhaften Gelüstes widersetzt.

Der Verf. der vorliegenden „Reisenovellen" hat sich diesen Feinden des Philisterthums angeschlossen, und obwol er einer der verständigern unter ihnen ist, so leidet doch auch er stark an den erwähnten, der ganzen Gattung gemeinschaftlichen Gebrechen. Zunächst spricht sich in jeder Zeile des Buches jene unendliche Anmaßung aus, welche die ganze Welt tief unter sich sieht und sich fast darüber verwundert, daß sie sich dazu herabläßt, in einigen Verkehr mit der übrigen Welt zu treten. Er ist so unglücklich, keinen einzigen Menschen aus voller Seele zu achten. Aeußert er ja einmal Achtung, so geschieht es immer mit jenem herablassenden Lächeln, welches immer wieder dem Leser zuruft: Aber ich, der Verfasser, bin doch noch unendlich geistvoller! Die Naivetät, mit welcher diese Anmaßung geäußert wird, ist zuweilen gradezu rührend. So heißt es (II, 247): „Ich habe Göthe nie geliebt, selbst dann nicht, als ich es einsah, daß er unser größter Dichter sei." Hier gesteht also der Verf. selbst, daß es ihm möglich ist, sogar Das, was er als groß anerkennt, dennoch seinem Gemüthe und seiner Liebe fern zu halten. In diesen wenigen Worten weist der Verf. sich genau die Stellung des Mephistopheles zum Weltall an, denn dieser läßt auch den „alten Herrn" gelten, weil er wohl einsieht, daß es nicht anders möglich ist; aber er bekennt zugleich, daß er den Aerger über diese Unmöglichkeit, jenen zu ignoriren, nur schwer verwindet. In diesem Sinne läßt sich nun Hr. Laube auch gegen alle übrigen Autoritäten aus, von denen er spricht. So z. B. unter Anderm (I, 36):

Henrik Steffens ist ein sehr interessanter Mann. Sein Fehler ist's nur, daß er mehr sein will. Als ich seine erste Vorlesung hörte, da war es mir, als ständ' ich unter dem Wasserfalle des Niagara; betäubendes, überwältigendes Getöse, rings stäubendes Wasser, stockfremde, breitblätterige Pflanzen, auf einem einzelnen Felsen ein Wilder, der nach einem Wasservogel schießt und dann kopfüber mit der Flinte ins brausende Wasser springt. Es war mir urweltlich, sündflutgebirgig, fabelhaft zu Muthe, und als ich hinauskam an die frische Luft, da fing ich plötzlich an laut zu lachen. Was war das? Professor Henrik Steffens hatte über Anthropologie gelesen.

So geht es noch 4—5 Seiten fort, immer einiges Lob, vermischt mit frivolen herablassenden Bemerkungen. Dabei nimmt er unter Anderm jenen geistreichen Philosophen gegen Heine's Schmähungen in Schutz mit einer so gutmüthigen Miene, als fürchtete er, der arme Professor würde zu Grunde gehen, wenn Hr. L. ihn nicht ein wenig beschütze. Wenn der Verf. Diejenigen, denen er noch einigermaßen Gnade angedeihen läßt, auf diese Weise behandelt, so kann man sich vorstellen, wie es Denen ergeht, welchen er sich feindlich bezeigen will. Dieses Unglück begegnet unter Andern dem Geschichtsforscher Friedrich von Raumer. Dieser Gelehrte ist unglücklicherweise königl. preußischer Regierungsrath und Professor, ja sogar einmal Mitglied des Obercensurcollegiums gewesen und wird daher von diesen modernen Antiphilistern als ein gefährlicher Feind behandelt. Die Polemik des Hrn. L. ist zweier Eigenschaften wegen eines verständigen Mannes durchaus unwürdig. Zunächst nämlich wegen der sehr ungeziemenden Form, und sodann wegen ihrer ausnehmenden Seichtigkeit. Das einzige Positive, was er Hrn. v. Raumer vorwirft, ist, daß dieser in Gesellschaft von Damen sich nicht so betrage, wie es jenem gefällig ist. Auf diesen Grund ist die ganze Polemik gegen den achtbaren und scharfsinnigen Geschichtsforscher gebaut, und doch sieht man deutlich, daß der Verf. sich einbildet, den Gegner ganz und gar zu Boden geschmettert zu haben.

Die Personen, von denen Hr. L. in diesem Buche erzählt, daß er in nähere Beziehung zu ihnen gekommen sei, sind sämmtlich Menschen von höchst untergeordneter Art, und es zeigt sich deutlich, daß er nur in solcher Gesellschaft sich behaglich fühlt; und freilich feiert die Eitelkeit nirgends bequemere Triumphe als unter schwachen, ungebildeten Menschen. Derselbe Uebermuth, welcher Hrn. L. hindert, die Vorzüge achtungswerther Männer anzuerkennen und in ihrer Gesellschaft sich heimisch zu fühlen, macht es ihm auch unmöglich, die Reize vorzüglicher Frauen mit empfänglichem Gemüthe in sich aufzunehmen. Er achtet nicht nur Niemand, sondern er liebt auch Niemand. Die Liebe, welche er in diesem Buche so häufig zur Schau trägt, ist nämlich keineswegs wirkliche verehrende Anerkennung fremder Vorzüge, oder auch nur sinnliche Empfänglichkeit für weibliche Reize, sondern nichts als befriedigte Eitelkeit. So oft ihm ein Mädchen begegnet, fühlt er sich alsbald lebhaft aufgefodert, sich und seine Vorzüge geltend zu machen, und natürlich unterläßt er nicht zu berichten, daß ihm dies jedesmal auf das Trefflichste gelungen sei. Darin besteht aber auch seine ganze Liebe. Die Art, wie er von den Gegenständen derselben spricht, zeigt deutlich, daß er sie verachtet, wenn auch ihr Betragen seiner Eitelkeit schmeichelt. Aber selbst dies möchte noch hingehen, wenn seine Berichte über dergleichen Abenteuer wenigstens bewiesen, daß er mit ironischem Scharfblick die Schwächen seiner Umgebungen durchschaut habe. Aber das findet sich hier durchaus nicht; von allen den Mädchen, mit welchen der Reisende in Berührung kommt, wird kein einziges so geschildert, daß der Leser eine wirkliche Anschauung von demselben erhielte. Der Verf. weiß durchaus von nichts zu erzählen, als von den Siegen, die er erkämpft hat. Da läßt ein Mädchen sich von ihm küssen, ein anderes umarmen, ein drittes steckt ihm Kartoffeln in den Mund, ein viertes würde ihm noch ganz andere Dinge gewähren, wenn eben die Gelegenheit sich günstig erwiese u. dgl. mehr. Als Probe solcher Begebenheiten, welche die Hälfte des Buches einnehmen, mag hier eine Platz finden. Ich wähle die reinlichste (I, 364):

Sie sah mich mit jenen klaren, frogenden Augen an, welche die Unbefangenheit so gefährlich machen — ach, das ganze Mädchen war ein so frisches, glänzendes Jungfrauenauge, daß meine in düsterm Papierstaub lange verhüllte Seele hoch auf die Flü-

gel schlug, und wurde auf der Stelle von der Gesellschaft bei Tische mit viel Beifall begrüßt. Ich muß aber noch zu bemerken, daß er wieder mehr der ganze frühere Mann schien, was er auch schon vor seinem Unfall gewesen war, und sich nur in so weit geändert hatte, daß er ruhiger, aber nicht weniger geistreich, und mehr Philosoph, als Weltmann geworden war. Ich sah ihn nicht wieder, bis ich ihn in Edinburgh besuchte, wo er mir sagte, daß er sich nie auf den Abendmahlstisch, und auf nur mir in verschiedenen Malen, in wahrnehmlich zum Beweis, daß ich's nicht bereuen hatte, und mich die Meinen: Es war sehr hübsch.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Revolutionen des spanischen Amerikas von 1808—23. Zweiter Theil, von 1814—23 von F. H. von der Hagen. Berlin, Reimer. 1858. (Geschichte der spanischen Monarchie von 1810—23. Vierter Theil. Letzter Band. Mit 3 Karten. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.*)

Bei den Herr, welchen Wahrhaftigkeit erregt auch dieser Theil des Werkes, und bei Herr 1813, wie auf den Seiten vorgehen wir, sondern geht mit bis 1820, wie Ausgang und Folgerungen darthun, welche Bedeutung dadurch die Grenze einer langen Kampfes der Parteien nur manchmal verlor, und gerade zum Theil Erscheinungen von Ursprung sein, wie die Wahrheit auch mehr haben, Ursprung, als Resultate der Gegenwart, als Vorbereitungen einer Zukunft. Es ist Geschichte der Gegenwart, aber nicht unmittelbare Zeit, welche unsichtlich es sich aufgehoben Wahrheit hat recht Ende einer bedeutungsvollen Kette von Thatsachen werden kann, und worin in eine gewisse Gesetzmäßigkeit der Entwickelung seinen Wahrheit zu sein hat; in tritt doch auch Gegenwärtigen ein so großen Ereignisses ein, das wohl auch Gegenwärtigen ein so großen Ereignisses ein, das wohl auch Gegenwärtigen ein so großen Ereignisses ein, das wohl

stützt Venedigs Ruf als Hauptstadt von Handelsmarmor Mittelmeer, verschiedenartigsten Farbenmarmorgattungen Schönheit, wo Thrones, die verschiedensten Pflanzen, Thiere und Menschen Anderen Ländern. Wie Goethe Gelegenheit hatten die Besucher Rom durch das Rom von Jahrhunderten und verschiedener Völker, die Römische Alterthümer, entdeckten die Besucher Venedigs und alle Epochen seiner Größe, Pracht und Macht, seiner Kunst, Gelehrsamkeit, die Bilder der besten Meister. Klassischer und der Wissenschaften Venedig beherrschte weniger, Schönheit, aber Poesie, Leben, Bewegung, Farbe, Licht, Luft und Wasser. Die Römische Ruinenwelt, die Venetianische, die Vorübergehende, Lebendige, Wechselnde, Geschichte, Inschriften, Gräber, Denkmäler, Kunst, Gelehrsamkeit, Gegenwärtige, Wirkliche, Natürliche, Poesie, Leben, Bewegung, Farbe, Licht, Luft und Wasser. Die Römische Ruinenwelt, die Venetianische, die Vorübergehende, Lebendige, Wechselnde, Geschichte, Inschriften, Gräber, Denkmäler, Kunst, Gelehrsamkeit, Gegenwärtige, Wirkliche, Natürliche, Poesie, Leben, Bewegung, Farbe, Licht, Luft und Wasser.

Die Bildung in Mexico gehört im letzten Quartal von 1854—55, wo auch die jüngsten Mitte Unterzeichnen und das Interesse der Revolution geschlossen wurden. Mexiko gibt auf dem ersten Quartal jährlich beim Klima in Verzeichnis und Kommando die Mittel. Mexiko teilt in der Form Form auf. Geschäfte gegen mich erhebt und das Klugerich Staatsrath. Die Geschäfte für den die zum Hauptgeschäft geschlossen Mexiko und Mexiker

geschlossen. Und den Geschäftsgeschäften in Buenos Ayres. Dem auch Civil im 1720 schickt das geschlossene Capitel den ganzen Kanal. Und Peter zwei Jahre Geschäfte Geschäfte Geschäfte Geschäfte. Wie Peters von den Ding für einige weniger. Außer Ich und im Staaten in den alten Geschäften Peters Jahre Kanal Geschäfte und Kanäle Geschäften Geschäften, um zu ihrer Kanal. Und zu Frauen Frauen Frauen

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 238. —— 26. August 1835.

Reisenovellen von Heinrich Laube. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 237.)

Nicht selten sind die Liebeleien, von denen der Verf. erzählt, blos dazu da, um den Leser über die Inhaltlosigkeit einiger Bogen zu täuschen. Unter Anderm wird zu diesem Zwecke eine wunderlich verschrobene Geschichte erzählt, von einem halbwahnsinnigen Mädchen, welches aus dem väterlichen Hause mit einem Liebhaber entflohen, darauf aber von diesem verlassen worden sei und nun unsern Reisenden, als dieser in ihrem Wohnorte ankommt, als einen von dem Ungetreuen abgesandten Freund ansieht und ihm ohne Weiteres alle Rechte jenes einräumt, als verstünde dies sich ganz von selbst. Dieses Mädchen nimmt nun der Reisende, indem er seinen Weg fortsetzt, mit sich und vertraut offenbar darauf, daß seine Leser in Erwartung der Begebenheiten, zu welchen diese Verwickelung führen solle, die nächsten Schilderungen minder langweilig finden werden, als ohne dies geschehen wäre, obgleich sich hinterher ausweist, daß eben nichts Sonderliches geschieht. Hierdurch bezeugt der Verf. seine Verachtung gegen das Publicum; aber man muß gestehen, daß sein Uebermuth diesmal gerechter ist als sonst jemals, denn allerdings lassen gar viele Menschen sich durch Kunstgriffe der Art täuschen und klatschen Dem Beifall zu, welcher ihre Erwartung zu spannen weiß, wenn dies auch durch noch so willkürliche und ungeschickte Maßregeln bewerkstelligt wird. Aber nicht nur Menschen, sondern auch Gegenden behandelt Hr. L. übermüthig. Er glaubt, seinen Geschmack und seine geistige Ueberlegenheit zu zeigen, wenn er überall da, wo andere Menschen bewundern, höchstens sich zu einiger Zufriedenheit herabläßt. In diesem Sinne sagt er unter Anderm (II, 100):

Wie einer Schauspielerin, deren Verdienst durch gute Freunde übertrieben wird, so schadet es einer Stadt und Gegend, fortwährend enthusiastisch gepriesen zu werden. Es ist in Deutschland Styl, ein wenig außer sich zu gerathen, wenn der Name Salzburg genannt wird. Ich fand immer mehr, daß dies gar nicht nöthig sei, ich blieb sehr nüchtern und fand nur Schönheitsanlagen, aber nirgends jene klare, siegreiche Schönheit, welche sich die Bewunderung und das Entzücken zu Füßen wirft. Es ist ein buntes Durcheinander mit vielen einzelnen Reizen; man rennt und rennt und sucht eine Vereinigung dieser Reize, und findet sie nirgends und bleibt immerwährend durstig u. s. w.

Dieser Mangel an Empfänglichkeit für alles Große und Schöne zieht sich durch das ganze Buch hindurch, und er ist es grade, was diese modernen Kraftgenies mit ihren Feinden, den Philistern, gemein haben.

Diese Uebelstände hat der Verf. selbst, wie es scheint, gefühlt, und bemüht sich daher nicht selten, die bisher gerügten Mängel seines Geistes zu verstecken und namentlich Gemüth, Sehnsucht und dgl. zu zeigen. Aber die Art, wie dies geschieht, beweist nur zu deutlich, daß diese Sehnsucht erkünstelt ist; denn er fällt nach einigen übertreibenden Redensarten immer sogleich wieder in den Ton des Uebermuths und der Gleichgültigkeit zurück. So sagt er z. B. (I, 6):

Da ich niemals glauben kann, daß ein so schöner Gedanke, wie der Gedanke unserer ganzen Erde, sich anderswo aufhalten könne, als wo die Natur fortwährend empfängt und gebiert, nämlich im Süden (Was heißt das?), so sehnt' ich mich von Jugend auf nach dem Süden. Oft mit großen Schmerzen. Es hat Zeiten gegeben, wo mich keine blauen oder schwarzen Augen ausschließlich beschäftigten; in solchen Zeiten gaben mir die Namen Italien, Bosporus, Libanon, Fez und Marokko, Biledulgerid, zu deutsch: Dattelland, einen Stich ins Herz. Dattelland! wo diese üppige Frucht wächst wie bei uns die ordinäre Kartoffel, ist der Name nicht verführerisch süß? Und in Fez, da soll der ganze Livius zu finden sein, weil ein Bischof oder Erzbischof aus Byzanz sich dahin begeben in Begleitung des Livius. (!!!) Ich habe nun zwar meine schwachen Stunden, wo ich mich nicht so leidenschaftlich nach dem totalen Livius sehne, aber die geheimnißvollen berberischen Mädchen und die vortrefflich trabenden berberischen Pferde — wie locken sie mit ihren langen Schleiern, den hochfliegenden Schweifen und Mähnen, dem üppigen Wiehern, wie locken sie einen armen Deutschen, welcher Schöpsenfleisch und weiße Rüben gegessen hat (!!) und am Weiher sitzt, wo die Schwäne ihr verführerisch südliches Spiel treiben.

Nun weiß ich zwar wohl, daß dies Humor sein soll, daß der Verf. wünscht, den Schein zu erregen, als verberge sich hier die Tiefe des Gemüthes hinter der burlesken Form, als scherze er nur mit der eignen Sehnsucht, um das Unbefriedigte, Unerquickliche derselben dem Leser erträglicher zu machen, daher werden Redensarten, wie: „Es gibt mir einen Stich ins Herz" und dgl. gelegentlich eingeschoben, damit der Leser meine, es verberge sich hinter dem Scherz ein rechter Ernst, und damit er die Geistreskraft des Schriftstellers bewundere, welcher mit diesem Ernste so unbefangen zu scherzen vermag. Es soll hierdurch Jean Paul nachgeahmt werden; aber dieser regt

wirklich das Gefühl des Lesers mächtig auf, ja bis zum Uebermaß, bis zum Peinlichen, und wenn dann ein Scherz in den Ernst hineinspringt, so vernichtet er diesen nicht, sondern nur das Peinliche in ihm, und der Leser fühlt sich erquickt, gerüstet zu neuer Aufregung. Das wird nun aber freilich nicht durch ein paar ärmliche Redensarten bewirkt, welche so dünn und kahl dastehen, daß man ihnen deutlich ansieht, daß hier der angebliche Ernst selber nur zum Scherze dastehe, daß der Verf. desselben sich nur bediente, damit er doch scheinbar etwas habe, was er durch seinen Humor vernichten könne. Besonders charakteristisch für die Anschauungsweise des Verf. in dieser Beziehung ist folgende Stelle (I, 27):

Wenn ich's beschreiben könnte, wie schön an meinem letzten Abende in Breslau der Mond schien, so hielten mich die Leute für Mond — süchtig. Denn ich empfand wirklich eine lebhafte Sehnsucht nach dem Monde, und ich hätte mich auf das Pflaster legen und den Schein küssen mögen. Aber es hatte kurz vorher ein wenig geregnet, darum that ich's nicht. Die nüchternen Leute, welche in einer Passion für den Mond viel Ueberschwenglichkeit und wenig Vernunft finden, mögen sich beruhigen. Für gewöhnlich lieb' ich den Mond nicht; er ist mir zu bleich, zu schwindsüchtig, zu kraftlos, zu monoton, zu langweilig. Es stehen noch einige Adjective zu Diensten, wenn's sein muß.

Auf ähnliche Weise begnügt sich Hr. L. in dem ganzen Buche mit der hin und wieder eingestreuten Versicherung: es habe ihn unter diesen oder jenen Verhältnissen einmal eine Empfindung, ein Gefühl angewandelt, und dann fällt er diese einfache Versicherung mit seinem Humor unablässig an, bis sie, die ohnehin wenig Glauben erweckt, ganz und gar daniedergeschlagen ist. Und dies thut er mit so grasser, lächelnder Selbstgefälligkeit, als kämpfe er siegreich mit einem wundergroßen Riesen.

Der Wunsch, sich als einzig und unerreichbar darzustellen, bewegt übrigens den Verf. nicht selten, sich in gewissem Sinne über seine Partei zu erheben. Indem er nämlich sich das Ansehen geben möchte, als erfreue er sich einer seltenen Vielseitigkeit, äußert er zuweilen Ansichten, welche allerdings denen seiner Partei und seinen eignen gradezu widersprechen. Ja, er zeigt mitunter sogar einige Vorliebe für das Stabile, für das Gewesene, das Historische. Jener gemeinschaftliche Feind dieser Kämpfer für das Fortschreiten der Menschheit, die Aristokratie, wird sogar zuweilen mit einem gütigen Lächeln bedacht. Es wird zugestanden, sie habe etwas Poetisches gehabt und überhaupt manche Vorzüge, welche der Partei der Weltverbesserer selbst abgingen. Ja, er geht in dieser seiner Vorliebe für den Adel sogar weiter als Mancher, der für einen Aristokraten gilt. Unter Anderm sagt er (II, 515):

Es werden nicht zehn Jahre ins Land gegangen sein und wir werden uns nach den alten Ungezogenheiten des Geburtsadels sehnen, wir werden nach den vergessenen adeligen Lächerlichkeiten schmachten. Sie affectirten doch ein höheres Kriterium, sie kokettirten doch mit Poesie und nobler Gesinnung, es war doch eine Art Anstand in der Maskerade. Die Industrie überflutet Alles, und in Kurzem muß jeder Mensch eine Art von Kaufmann sein. Es concurrirt Alles nach den Regeln der Addition. Wer einen Louisd'or mehr hat, ist einen Louisd'or mehr werth. Das Geld siegt vollständig — wir müssen mit allen Händen arbeiten, irgend noch ein edles Gefühl in Curs zu erhalten.

Diese Stelle ist sehr bezeichnend für die unglückliche Anschauungsweise des Verf. Ueberall sieht er nur das Trostlose, das Jämmerliche. Er sieht ein, daß ein geistloser ungebildeter Geldstolz, wie er jetzt allerdings sich mehr als billig zeigt, unmöglich auf die Dauer bestehen könne; aber er weiß an die Stelle desselben nichts Anderes zu setzen als eben nur eine andere Erbärmlichkeit. Ebenso geht aus dieser Stelle hervor, daß trotz der Anerkennung, welche er an andern Stellen des Buches dem Adel zu zollen vorgibt, er dennoch die Ungezogenheiten und Lächerlichkeiten desselben als sein eigentliches Wesen betrachtet. Wenn eine Classe der Gesellschaft, deren Vorzug darin besteht, daß sie mit Poesie und nobler Gesinnung wenigstens kokettirte und mit einigem Anstande zu heucheln wußte, jemals Gegenstand der Sehnsucht werden könnte, so konnte doch nur ein absolut trostloser Zustand zu einem so verzweiflungsvollen Wunsche führen. Es ist allerdings zu bewundern, daß der Verf., wenn er unsern gegenwärtigen Zustand für so trostlos hält, noch Humor genug behält, um nicht nur nicht zu verzweifeln, sondern sogar ein dickes Buch mit Frivolitäten zu füllen.

Wenn sonach Hr. L. sich bemüht, in Uebermuth und Verachtung der gesammten übrigen Welt es seinen Vorbildern gleich zu thun, so strebt er ihnen mit nicht geringerm Eifer, wenn auch mit etwas weniger Erfolg, in seiner Polemik gegen Alles, was Philistern für heilig gilt, nach. Besondere Abneigung hegt er gegen die Ehe. Er findet es außerordentlich philisterhaft, daß die sinnlichen Gelüste in Schranken gehalten werden sollen, und begreift nicht, wie es möglich sei, daß zwei Menschen ohne Schaudern daran denken können, sich lebenslänglich mit einander zu begnügen. Auch die Religion gehört zu diesen Philistereien; indessen ist Hr. L. doch billig genug, zuzugestehen, daß diese eine nothwendige Kinderkrankheit sei. Noch weniger aber als die Religion im Allgemeinen erfreuen sich die bestimmtern Gestaltungen derselben, der Katholicismus und der Protestantismus, seiner Gunst. In beiden sieht er seiner Weise gemäß nur das Einseitige, im Katholicismus den Mangel an Consequenz (!), und im Protestantismus die nüchterne Verständigkeit, aber in keiner von beiden das Achtbare, das Positive. Wenn er das Verhältniß beider Confessionen zu einander bezeichnen will, so sagt er z. B. (II, 383): „Im Süden raste man mit Wahnsinn, im Norden mit Vernunft. Und bei St. Veit, eine vernünftige Raserei ist die unheimlichste."

Da er ferner Ursache hat, sich über die Anhänglichkeit Vieler an das Geld zu beklagen, so affectirt er nun seinerseits eine ungeheure Verachtung desselben und aller Derer, welche dem Erwerb irgend ein Opfer bringen. Unter Anderm läßt er einmal an einem Lohnfuhrmanne seine tiefste Verachtung aus, weil dieser die Gelegenheit zum Erwerbe wahrnimmt, statt mit seiner Geliebten spazieren zu gehen. Da die Scene in Italien vorfällt, so nimmt Hr. L. von ihr, wie von andern ähnlichen Begebenheiten Gelegenheit, die Italiener überhaupt auszuschel-

ten, indem er versichert, sie seien alle niederträchtig genug, in ähnlichen Fällen ihrem Gewerbe nachzugehen.

Interessant sind übrigens einige Stellen des Buches, in welchen der Verf. berichtet, daß auch er einst der Empfindsamkeit geopfert habe. Eine derselben mag hier Platz finden (I, 43):

An einem solchen melancholischen Spätsommerabende war's, als ich jene schwarzen Augen, jene schöne andalusische Figur wild an mir vorübertanzen sah, welche im Ganzen Julia hieß. Mein Begleiter, ein alter erfahrener Bursch mit bemoostem Haupte, machte mich aufmerksam und rief: „Sieh um Gotteswillen diese Augen!" Sie waren wirklich erschreckend feurig und schön, wie ein schönes Buch, was mit vieler Freiheit geschrieben ist. Ich eilte, es ihr zu sagen, mein Begleiter desgleichen. O, wie sie lachte und mir die heiße Hand auf den lobpreisenden Mund legte, — mein Begleiter war im Feuer dieser Augen grob gegen unsere Nachbarn gewesen, und ich sah eben noch in der Ferne sein ruderndes, kämpfendes Pfeifenrohr, er wurde just hinausgeworfen, oder wie die Schlesier sagen, hinausgeschmissen, als mir Julia ihren Arm gab. Ich geleitete sie nach Hause und kaufte ihr Bonbons. Ach, ich schmachtete in diesen Augen, und las um jene Zeit den Plato, und das war meine Dummheit, denn Julia wußte nichts von Plato. Ich glaubte noch an die Menschheit und an die Tugend, und eines Tags schenkte mir jener erfahrene hinausgeschmissene Student ein Bonbon, was ich den Abend vorher der Julia geschenkt und worauf ich geschrieben hatte: „Romeo und Julia". Das war ein merkwürdiger Tag in meinem Leben, das fühlte ich tief, als ich mich im Mondschein auf der Oderbrücke sein erinnerte. An jenem Tage verwünschte ich die Tugend und meine Dummheit in einem Athem. Es war ein schrecklicher Mittag, ich aß grade Milchreis bei der Madame Lange im weißen Engel auf der Kupferschmiedstraße, und dort im weißen Engel verwünschte ich zum ersten Male meine burschenschaftlichen Grundsätze, die mich schon in Halle und sonst wo um so viel Vergnügen gebracht hatten; im weißen Engel auf der Kupferschmiedstraße schwor ich dir ab, o Plato!

Diese Empfindsamkeit, welche das nächste, das beste Gänschen, oder eine Dirne zur Göttin erhebt und dann, wenn die wahre Natur derselben offenbar wird, alsbald in ihr Gegentheil, in eine rücksichtslose Verachtung aller feinern Empfindungen umschlägt, war bekanntlich auch Heine in seiner Jugend eigen, und dieser sowol als unser Verf. wissen sich außerordentlich viel damit, daß sie über diese Empfindsamkeit hinausgekommen seien. In Wahrheit aber sind sie nur aus ihr herausgekommen und in eine Anschauungsweise hineingerathen, welche ebenso gehaltlos und unverständig ist als jene.

Einige Jugenderinnerungen des Verf., in welchen derselbe sich seines frivolen Tones einigermaßen enthält, sind ansprechend, wie einige Anekdoten aus der Universitätszeit ergötzlich. Ueberhaupt ist Alles, was Hr. L. aus frühern Zeiten erzählt, inhaltvoller als die Begebenheiten der Reise selbst. Diese sind durchaus nebelhafte Gebilde einer Phantasie, die sich vergeblich etwas zu produciren bemüht. Der Verf. hat alsdann eine eigenthümliche Fertigkeit, bogenlang nichts zu sagen. Man kann daher von ihm mit Recht sagen, was er von Steffens sagt: „Er faselt über Alles". Aber schwerlich kann man hinzusetzen, wie er es dort thut; „aber er faselt im größten römischen Baustyl, er faselt Riesenschnörkel". Unser Verf. scheint vielmehr im Style eines Zuckerbäckers zu faseln, dessen Gebäck größtentheils aus Schaum und Wind besteht. Vor seinen Urtheilen über Menschen und Länder warnt er selbst, indem er (II, 36) sagt:

Man muß auf solche Worte sich ebenso wenig verlassen, als man sich auf den zärtlichen Blick einer Kokette verlassen darf, ein Reisebeschreiber muß aber mit den Gegenständen kokettiren, da er nicht immer und Alles wirklich lieben kann, da einem Liebesblicke sich mehr öffnet als einem gleichgültigen.

Diese Selbstkritik ist nur allzu richtig. Der Verf. kokettirt das ganze Buch hindurch wirklich nur mit den Gegenständen der Schilderung, weil es ihm an Ernst und an Empfänglichkeit gebricht, um dieselben in Wahrheit in sich aufzunehmen. Selbst da, wo er einmal von einem Gegenstande hingerissen wird zu einer gemüthvollern Betrachtung, reißt er sich und den Leser doch immer alsbald wieder heraus durch den Cynismus seiner Darstellung. Unter Anderm wird er in dem Amphitheater zu Verona, in welchem unten ein kleines modernes Theater aufgeschlagen ist, anfangs zu einigen ernstern Gefühlen aufgeregt, aber alsbald besinnt er sich und sagt (II, 324):

Was hat es zu bedeuten? Stumpfnüstrige Hunnen und Czechen gingen neben mir da oben auf der alten römischen Höhe auf und ab als bewaffnete Wachen. Sie waren in graues östreichisches Tuch gemäht, auf ihren schlaffen, struppigen Barbarengesichtern lag eine endlose Oede von Uncultur, auf ihren schwülstigen Lederlippen krochen kothige, uncivilisirte Worte — und sie bewachten die alte Roma.

Mit dieser Darstellungsweise des Verf. contrastiren einige Stellen, welche er aus Pirch's Reise nach Italien anführt, so scharf, daß man fast glauben möchte, Hr. L. öffne durch diese Zusammenstellung selbst dem flüchtigsten Leser die Augen über die Inhaltlosigkeit und die unwürdige Form seiner Berichte. Die Aeußerungen Pirch's sind nämlich so sachgemäß und so würdig, und enthalten auf wenigen Seiten einen so einsichtsvollen Bericht über ein von den meisten Reisebeschreibern misverstandenes sittliches Verhältniß, daß sie eine bei weitem höhere Meinung von ihrem Verfasser erregen, als Hrn. L. durch das ganze Buch zu verdienen geglückt ist. Ueberdies aber fügt dieser, gleichsam um jenen Contrast noch fühlbarer zu machen, den erwähnten verständigen Betrachtungen Pirch's über das Cicisbeat folgenden charakteristischen Zusatz bei (II, 466):

Die Italiener sind alle sehr geschwätzig, die Conversazione ist ihnen nach der Musik das Wichtigste. Eine Loge in Venize und eine muntere Conversazione, davon leben sie Jahr aus Jahr ein. Die Logen im Theater sind bekanntlich Gesellschaftszimmer, dort nehmen sie auf den Sophas Besuche an, dort schlummert der Gemahl, der Cavaliere servente macht die Honneurs, der Cicisbeo seufzt, die Herrin lacht. Es ist eine Uebung des jungen Venetianers, den glücklichen Moment zu treffen, wenn er seine auserkorne Dame ziemlich allein findet. Der Eheherr wird nach Hause geschickt, um nach den Kindern zu sehen; die liebenswürdige Dame zieht die Vorhänge zu, damit sie kein Geräusch im Plaudern störe; es wird still in der Loge, still. —

In diesen Zeilen wird durchaus nichts mehr über die Natur des erwähnten Verhältnisses ausgesagt, wol aber werden viele leere Worte nachlässig hingeworfen und die Sache wird möglichst ins Gemeine gezogen.

Es ist zu bedauern, daß Hr. L. sich hat verleiten las-

sen, die beschriebene seichte Richtung einzuschlagen; denn es fehlt ihm nicht an dem nöthigen Verstande, um Kenntnisse zu sammeln und gründliche Studien zu machen. Jetzt ist freilich zu fürchten, daß sein Geist bereits zu sehr in diese schiefe Richtung hineingezwängt ist, als daß er jemals dazu gelangen sollte, sich eine ernstere Lebensaufgabe zu stellen. 131.

Die Schwarze Wache. Ein historischer Roman vom Verfasser von The dominie's Legacy u. s. w. Aus dem Englischen übersetzt von H. Roberts. Mit einem Vorwort von K. H. Jürgens. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1834. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Ein Roman aus W. Scott's Schule, der sich die interessante Geschichte der schwarzen Wache zum Vorwurf nahm, des ersten hochschottischen Regiments, welches im Dienste des Hauses Braunschweig seine nördlichen Berge verlassen mußte. Es bestand fast durchaus nur aus schottischen Gentlemen, und man hatte ihm bei seiner Anwerbung das Versprechen gegeben, daß es nur zur Sicherheit und Policei seiner Berge gebraucht werden solle, als es, einige Zeit vor der politischen Katastrophe, welche im „Waverley" geschildert wird, unter dem Vorwande nach London berufen ward, es solle dort vom Könige selbst, der es zu sehen wünsche, gemustert werden. Ungern und gleichsam nur aus Courtoisie, folgen die Hochländer dem Rufe. Als das Regiment in London ankömmt, ist der König eben nach Hanover in See gegangen, und das Gerücht verbreitet sich, es sei nach den Colonien bestimmt. Die Schotten sehen sich verrathen, sie fühlen, daß man ihr Vaterland entwaffnen, entkräften will, und gegen 200 Mann von ihnen brechen in einer Nacht in Masse auf, um nach Schottland unter selbst gewählten Anführern zurückzukehren. Sie erreichen wirklich, nach zahllosen Mühseligkeiten, Northhampton, werden dort aber von dem englischen Militair eingeholt, umzingelt, und nach vergeblichem Capituliren endlich, aufgerieben von Hunger, Ermüdung und Seelenleiden, gefangen genommen und nach London zurückgeführt, wo man ihre drei Anführer zum Tode verurtheilt und die Uebrigen, nachdem man sie gezwungen, jener Hinrichtung unbewaffnet beizuwohnen, nach den Colonien schickt.

Die tiefe Gährung des sich vorbereitenden Bürgerkriegs, sowie Alles, was sich an das traurige historische Ereigniß, welches den Hauptgegenstand des Romans ausmacht, anschließt, ist in dem Werke ergreifend geschildert, dagegen fehlt der Privatgeschichte, welche sich hineinflicht, alle tiefere Grundlage und Probabilität; auch finden wir hier weder neue Lebensansichten, noch jene scharfe, tiefe Charakteristik, die W. Scott doch, bis auf einen gewissen Grad, eigen ist; wenigstens in seinen frühern Werken, wo das Typische seiner eignen Erscheinungen ihn noch nicht zu mattern Nachbildungen derselben verführt hatte; indessen ist es nicht zu verwundern, daß schwächere Talente, wie es gewöhnlich Nachfolger sind, immer wieder diesen Weg einschlagen, dessen Breite und Weitläuftigkeit in Nebenumständen soviel Gelegenheit bietet, den Mangel der Hauptsache zu verhüllen.

Trotz dieser Bemerkungen werden gewiß manche Leser sich durch die „Schwarze Wache" angezogen fühlen, indem das Hauptereigniß der Art ist, daß es jedes Herz ergreifen muß; wo politische Zustände mit bürgerlichen in Kampf gerathen, öffnet sich unserm Auge immer ein Blick in das große Trauerspiel des Lebens, und die mit Lebhaftigkeit dargestellte bittere Stimmung der Parteien muß uns in dem Werke Das ersetzen, was der einzelnen Charakteristik an Individualität fehlt. Die Uebersetzung ist eine lobenswerthe Merkwürdigkeit, da sie, von einem Engländer selbst, nichts zu wünschen übrig läßt als eine kleine Beschränkung des weitschweifigen Tons des Originals, der im deutschen Idiom, selbst bei der tadellosesten Uebertragung, an sich schon schleppend und fremdartig erscheinen muß. 139.

Dell' Italia libri cinque. Paris 1835. Zwei Bände.

Ueber dies unlängst in Paris erschienene Buch spricht sich die französische Kritik auf eine Weise aus, welche begierig machen muß, dasselbe zur Hand zu nehmen: Es gibt Bücher, die man schreibt, um sich einen Namen zu machen. Andere macht man aus Habsucht um einer Hand voll Gold willen, noch andere entstehen aus der Nothwendigkeit, sich geistig zu zerstreuen; man will sich seine Mußestunden so angenehm als möglich machen, man hofft seinen Freunden damit angenehm zu sein, oder fühlt das Bedürfniß, sich zu unterrichten, sich auszusprechen. Aus dem letztern Bedürfniß entstehen heut zu Tage gar viele Bücher; es ist, als ob es dem jungen Autor das Herz abdrückte, sein Scherflein und Stimmchen in den allgemeinen Concert mitabzugeben. Es ist ein eignes, erhebendes Gefühl, unter klugen Leuten mitsprechen zu dürfen. Die aufrichtigsten und willkommensten Bücher sollten eigentlich diejenigen sein, welche gleichsam einer besondern Eingebung ihr Entstehn verdanken. Diese Eingebung, diesen Beruf verleiht sich der geistig starke und aufrichtige Schriftsteller selbst, und es ist, als ob ihm ein plötzliches Licht, wie dem Saulus in der Schrift, aufgegangen wäre, dessen Klarheit er weiter verbreiten muß, und dieselbe Stimme, welche den Saulus rief, treibt ihn zu seiner Arbeit. Bei solchen Büchern verschwindet der Autor in seiner Schrift. Nur das geschriebene Wort bleibt zurück, ernst, feierlich, wie eine Offenbarung von Oben, majestätisch und Ehrfurcht gebietend. Solche Betrachtungen bieten sich dar bei obigem Werke über Italien, ein ernsthaftes Werk, mitten unter ein Publicum gepflanzt, an welches es keinen Anspruch macht, als Ohren zu hören.

Der Verf. dieses Buchs gehört zu jener Phalanx von Proscribirten, welche Europa nach Frankreich deportirt hat. Er streckt nicht die Hand aus, wiewol er nicht reich ist, denn er weiß zu schweigen und zu dulden, er wendet sein Auge nach dem gesegneten Lande, das er hat verlassen müssen und für das er sich aufgeopfert hat; er betrachtet es mit dem Auge eines Liebenden, der dem verlorenen Gegenstand seiner Zärtlichkeit nachweint und ihm seine Gedanken und seine schlaflosen Nächte widmet.

In Frankreich angekommen, sagt er: „Ich befinde mich nun in einem Lande, wo es erlaubt ist, sich auszusprechen, und so dringe denn mein Wort in die Ferne nach dem Lande meiner Sehnsucht und halte ihm eine Rede voll Liebe, Freimuth und Wahrheit, eine Rede, welche Niemanden schmeichelt, aber Alle tröstet und ermuthigt, für Einige streng und unerbittlich, für Andere, die unter Thränen im Sack und in der Asche trauern, freundlich mild und mitleidig." Nach diesen Worten ist also die Schrift des unbekannten und doch bekannten Verf. ein Werk des Glaubens und Gewissens, und als solches muß man es lieben und ehren, auch wenn man nicht jede Pagina unterschreiben kann. 150.

Literarische Notiz.

Ein kürzlich erschienener Roman: „Jean Ango", macht in Paris viel Glück. Seine Tendenz ist der Contrast der Sitten der feinern Civilisation mit denen der einfachen Uncultur, eine Aufgabe, die man einigermaßen als veraltet ansehen kann. Die Heldin, Ango, ist eine junge Afrikanerin, die mit ihrer arglosen Einfachheit und einer edeln Seele an dem Hofe Franz I. lebt und dort in mannichfache Intriguen verwickelt wird. Der poetische und chevalereske Glanz des 16. Jahrhunderts ist trefflich gezeichnet, und Ango selbst, die Heldin, ein Charakter, wie er jetzt die französische Lesewelt besonders anspricht. Man hat bereits dasselbe Sujet zu einem Drama verarbeitet. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 239. — 27. August 1835.

Herrmann, ein Roman von Sigismund Wiese. Leipzig, Brockhaus. 1834. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein Roman, der sich nicht blos den faden Zweck des Unterhaltens setzt, sondern irgend ein geistiges, sittliches oder intellectuelles Streben zeigt, kann wenigstens dies von dem Beurtheiler verlangen, daß er in gleichem Maße ernst und treu verfahre, und nicht so geistlos-armselig in die weite Welt schwatze über Gegenstände, die auch in ihrer schiefsten Auffassung immer noch würdig, heilig bleiben. Wenn man mit Recht in neuester Zeit, die wahrlich reich an Zerrbildern ist, über so manches verunglückte poetische Product klagen muß, so muß man den Verfall der sogenannten Kunstkritik noch tiefer bejammern, die, wie Faust sagt, immerfort an schalem Zeuge klebt, uns weis machen will, sie grabe nach Schätzen, und froh ist, wenn sie Regenwürmer findet. So viel ist gewiß, wenn das Publicum heutzutage auf manchen armen Jungen böse sein darf, der der Welt zu jeder Oster- und Michaelismesse einen Roman vorsetzt, so hat sich mit demselben Recht mancher ernststrebende Producent über das lose Maul der Kritik zu beklagen, besonders jener altväterischen, perückenhaften, die noch mit terminis technicis schlägt, wie sie vor vierzig Jahren bei Gelegenheit der deutschen Romantiker Mode waren. Und wahrlich auch über die Kritik, welche, roh und ungebildet in Kunst und Wissenschaft, sich in die „großen" und radicalen Herzen unreifer Jünglinge geflüchtet hat, die, dem Bettler zu vergleichen, der den wohlgekleideten Mann feindselig angrinst, weil er keine Lumpen trägt — jeden Schriftsteller für ihren Erbfeind erklären, der nicht den Freiheitsbaum und die Jakobinermütze zur Titelvignette macht.

Aus dieser Einleitung unserer Anzeige wäre zu schließen, daß wir den vorliegenden Roman für eine tiefbedeutungsvolle Erscheinung der Poesie hielten. Hierüber uns gleich zu Anfang auszusprechen, ist nothwendig, frei und offen, denn das verlangt die Achtung vor dem Schriftsteller: Wenn wir, dies müssen wir ihm sagen, seinem Buche eine besonnenere Aufnahme und Beurtheilung wünschen und es einer solchen werth halten, so geschieht es, weil die ernste Bestrebung darin sichtbar ist. Aber ebenso sehr wünschen wir ihm ein schonungsloses Urtheil, weil sein Buch ein durchaus verfehltes ist.

Der Kampf des einzelnen Individuums mit den unterirdischen Mächten des Daseins, mit dem Bösen als Inneres und Aeußeres, mit Sinnlichkeit, Leidenschaft und dem Schattenbild der Freiheit, mit dem Doppelgänger des eignen Herzens und Geistes — dieser Kampf ist freilich zu allen Zeiten der höchste, ja der einzige Gegenstand wahrhafter Poesie gewesen. Allein dieser Kampf des Subjects, dieses Toben und Wüthen in einem chaotischen Innern, diese Glut der Sehnsucht, diese Allgewalt des Hasses und der Liebe, diese Qual der Ichheit, wie es Jakob Böhm, ein tiefer Kenner des menschlichen Innern, bezeichnet, dieser Untergang im Zeitlichen und Auferstehung im Geiste, diese tiefste Entzweiung und seligste Versöhnung darzustellen, gelingt nur einem ganzen Dichter. Eine solche zu versuchen, ist gut, edel, würdig, und stellt Den, der es versucht, schon auf eine Höhe, wo er den kothigen Invectiven einer kritischen Tagesbrüderschaft nicht mehr ausgesetzt ist; aber sie zu vollenden? wie wäre dies möglich, wenn man selbst noch leidenschaftlichst bewegt, innerst zerfallen, zwischen einer schalen Welt- und Lebensansicht und einem düstern asceticischen Kirchenväterglauben schmerzvoll getheilt ist? Wie wäre dies möglich, wenn man sich noch in trostlosen Fragen: warum bin ich? warum ist die Welt? was ist Sein? was ist Vernunft? was ist Frühling, Leben, Hoffen, Träumen, Sehnsucht, Freiheit — wenn man sich an solchen Popanzen, die als dürre Blätter vom grünen Baum des Lebens herabgerissen, abquält und härmt? Wie wäre Vollendung — Erfüllung, um mit dem Verfasser unsers „Herrmann" zu sprechen — nur denkbar, wenn der Geist sich noch an unverstandenen, unvermittelten Gegensätzen abwürgt, unfähig zu verbinden, Hohes und Tiefes in Eins zu setzen? Wie, mit einem Worte, ist es möglich, wenn der Widerspruch, Kampf und Qual des Helden der Geschichte, zugleich die Leidensgeschichte des Dichters ist, deren Krisis noch nicht einmal genaht, geschweige denn überstanden ist! Man vergleiche nicht den Dichter mit der Muschel, deren Schönstes, die Perle, zugleich ihr tiefstes Leid und Krankheit ist. Der Dichter ist nicht krank, siech und verschmachtend. Er ist gesund, lebensvoll, grünend und blühend bis ans Ende. Man stimme auch nicht exempli gratia das alte Lied vom Lord Byron an; denn in diesem Geiste war das Leid, was der Seele und der Dichtung Mark geierartig auffrißt, längst überwunden und niedergekämpft, und die

hohnlachende Ironie, die freilich unser Inneres zu zermalmen droht, war für ihn das Symptom der Befreiung. Ihm fehlte nie die Kraft der Entäußerung, die poetische Gewalt, Schmerzen aufzuheben, indem man sie darstellt, nicht in leerem Wort, sondern in lebendiger Gestalt; eine Gabe, die so manchem modernen Deutschen, die — es thut uns leid aufrichtig sagen zu müssen — auch unserm Verfasser fehlt.

Werfen wir einen Blick auf die Gestalt seines Helden: Was ist dieser Herrmann? Er ist — um Alles in Allem zu sagen — ein Wahnsinniger. Stände sein Bild, als eigenthümlich-zerstörtes, menagerieartiges Exemplar in der Vorhalle eines Tollhauses, dann müßte man Den loben, der es mit der Absicht, eine Caricatur zu geben, hingestellt. Aber so steht er nicht in einem Tollhause, sondern in dem Hause des Lebens, nicht in der Vorhalle, sondern im Prachtsaale, nicht als ein Zerrbild, sondern als Wahrheit, als das wahrhaftige Bild eines Menschen, der menschlicherweise zu Grunde geht. Das ist schrecklich, das ist — um die Fülle von Ausdrücken, die sich hier darbietet, mit einem Gedankenstrich zu umgehen — keine Poesie. Herrmann ist kein Mensch, er ist nur die gemachte Einheit der feindlichsten Gegensätze. Wohlgemerkt, nur ihre endliche, abstracte Verbindung, nicht ihr Aufgehobensein und Versöhnung. Dieser Mensch ist von hohem Stande, in einer Familie geboren, die er zu lieben und zu ehren versichert, an einem Mutterherzen groß gewachsen, das er wie sein Leben zu lieben vorgibt. In dieser Familie wächst und blüht mit ihm auf seine erste Liebe, Elise, das vollkommenste Weib. Diese allseitige Liebe, wie wirkt sie, wie muß sie wirken auf einen menschlichen Jüngling? Sei er wüst, schwärmerisch, leidenschaftlich, liederlich, in Laster versunken — sei er, was ihm beliebt, nur ein Mensch, so muß sie ihn fesseln, halten, tragen, bewahren, bessern. Aber wenn Der, von dem gesagt wird, daß er rein, edel, hochherzig ist, daß er sogar von dem Gedanken erfüllt ist, das Göttliche in sich darzustellen in allen Lebensverhältnissen, wenn dieser Mensch ohne alle Motivirung sein Glück mit Füßen tritt, seine Neigung mishandelt, seine Aeltern und Freunde vernachlässigt, seiner Geliebten, anstatt sie brünstig — denn er ist doch Jüngling — zu umfangen, hochtrabende Reden hält, von ewiger, göttlicher, himmlischer Liebe, die auf Erden ihr Gleichniß nicht finde; wenn Er, dieser Edle, Gebildete, in dem gräßlichen Wahne steht, daß grade Das, was den Menschen aus dem tiefsten Abgrunde sittlichen Elends erlöst, nämlich Familiengeist, Familiensitte und Familienliebe, der Satan und Versucher sei, wenn Er, den man bei solchen Symptomen doch für wahnwitzig halten muß, am Hofe in diplomatischen Geschäften sich auszeichnet, Rath und sogar Minister wird, wenn dieser umsichtige Geschäftsmann, der über Bürgerthum und Fürstenthum die weisesten Worte spricht, blos darum diesen ganzen herrlichen Wirkungskreis aufopfert, weil eine sinnliche Lucinde ihn unweiblich-wüthend liebt; wenn er im Fliehen, Er, der tausendfach Gefesselte, Geschlagene, noch von Sieg und Freiheit spricht; wenn er, eine treue Geliebte findend, sie mit Verzweiflung beschwört, die Seinige zu werden, und wenige Tage darauf der unendlich Liebenden mit „göttlicher Ruhe" sagt: wir müssen scheiden; wenn er, um kurz zu sein, durch unglückliche, aber ganz unmotivirte Ereignisse, deren ganze Schuld auf ihn gewälzt wird, der Mörder zweier Mädchen und zweier Freunde wird, und dieser Schuldbeladene dennoch zuletzt durch einen Zufall untergeht; wenn er endlich, der im Streben nach Gottähnlichkeit doch das Christenthum stets geleugnet, auf dem gewaltsamen Todbette sich zu Jesu Christo bekennt — was in aller Welt läßt sich von diesem Menschen, für den es gar keinen Namen gibt, Anderes sagen, als daß er ein Ungeheuer, d. h. ein Wesen ist, das nicht in die irdische Ordnung der Dinge gehört? Und kann man im Ernste von einem solchen behaupten, seine ganz beispiellose Abnormität sei eine menschliche Verirrung?

Und um diese traurige Ausgeburt, Mensch geheißen, zu tragen, zu heben, um ihr eine Folie zu geben, hätte es doch im Roman der Charaktere bedurft. Es mußten doch dieser Larve Wesen entgegengesetzt werden, von denen sich sagen ließe, sie sind Menschen. Allein dies Buch ist wirklich und wahrhaftig die Agora von Athen, auf welcher Diogenes mit der Laterne vergeblich suchend umhergeht. Lucinde, die wüthend-sinnliche, südlich und sündlich-eifersüchtige, ist vielleicht noch die menschlichste, hier ist doch ein Schein von Wirklichkeit. Aber Elise, Mathilde, der Fürst, Adolf, und nun gar Joseph, sie gleichen einer aufgeputzten Wachsfigurengesellschaft, bei deren hohlen Wangen, gläsernen Augen, fremden Zügen dem warmfühlenden Beschauer unheimlich wird. Es ist ganz unmöglich, von ihnen nur im Allgemeinen zu sagen, was sie sind, es sind indefinible Wesen, und solche zu erschaffen ist das Schlimmste, was einem Dichter begegnen kann. Ihre Beziehungen gegen einander sind ganz unvermittelt; sie sind nichts mehr als das begrifflose Aufeinanderstoßen mechanischer Körper, oder das gegenseitige Sichaufreiben und Verschlingen chemischer Stoffe. Aber auch dies sind sie nicht einmal; denn diese Körper und Stoffe haben doch den Begriff außer sich in der denkenden Vernunft — wehe aber, wenn das Denken der Charaktere dieses Buches das wahrhafte Selbstbewußtsein seines Verfassers ausmacht!

(Der Beschluß folgt.)

Aus Calabrien und Albanien.

Tarent, 6. April 1833.

Als Arion diese griechische Colonie verließ und seine merkwürdige Reise auf dem Rücken eines Delphins nach Korinth machte, war sie zweifelsohne mit bessern Gewächsen versehen, als die Menschen sind, die sich jetzt Tarentiner nennen und das Fischerhandwerk und das Gaunerwesen in Calabrien treiben. Die pythagoräische Philosophie, die vom nahen Kroton aus damals die Küste unter ihr Patronat stellte, hat denselben nach der Einführung des Christenthums nichts übrig gelassen als die ägyptische Priesterschlauheit und ein schönes Gemüsefeld, auf dem, wider alle Regel der weltberühmten Sekte, die Bohnen in großer Quantität angepflanzt werden.

Moses und Abraham mochten kein Schweinfleisch, Mohammed trank keinen Wein, der vorige Papst verdammte die Kar-

toffeln, Pythagoras aß keine Bohnen. Seine Schüler sagen, er habe die Erfahrung gemacht, daß dieses Gemüse die meisten sterblichen Theile der menschlichen Natur in sich aufnehme, und daß, wenn man einen Topf mit Bohnen eine Zeit lang verschließe und zergehen lasse, man auf dem Boden deutlich die Figur eines Kinderkopfes wahrnehme.

Aber so geht es mit allen menschlichen Vorhaben. Grade was der große ägyptische Priester der Weisheit, der Urgroßmeister der Freimaurerei nach Isis und Osiris, nicht wollte, daß in seinem neuen Vaterlande Wurzel schlage, das sprießt jetzt mit Macht aller Orten nicht nur zur Nahrung der Menschen, die seine eleusinische Lehrmethode verachten, sondern auch zur Mast desjenigen Thieres, das von ihm gleich den Juden geflohen wurde; sodaß man in Betracht der hiesigen Calabresen und ihres Aufzuges wol mit allem Rechte sagen kann, die Schweine seien unter die Pythagoräer gefahren und hätten die Metempsychose, von der sie der Welt so Vieles weis machten, zu ihrem Jammer und Elend Fleisch werden lassen.

Die drei Hauptproducte, die von hier nach den ionischen Inseln, nach Malta und Genua ausgeführt werden, sind: Getreide, Hülsenfrüchte und Federvieh. Ich war so glücklich, mit einem Transportschiffe, das seine Ladung in Korfu gelassen hatte und zu der Classe der sogenannten Trebacoli gehört, welche hinten wie vorn aussehen, sobald das Ruder aufgezogen ist, in den Hafen einzulaufen, und befinde mich jetzt in einer „Sanitätslazareth" genannten Kammer, die weder Tisch noch Bett, ja nicht einmal ein verschließbares Fenster und mit Mörtel verpuzte Wände hat. Ich habe mir für schweres Geld das Nothwendigste durch ein geräuchertes Billet aus der Stadt verschrieben und mich alles Widerstrebens ungeachtet der weisen Anordnung der neapolitanischen Regierung fügen müssen, die da verlangt, daß männiglich 21, schreibe einundzwanzig, Tage Quarantaine halte, der, aus Griechenland kommend, in ihren Staaten ans Land steige.

Die hohe peruvianische Autorität gibt sich gar nicht die Mühe, zu untersuchen, ob die Hafenplätze, die der Reisende verließ, gesund sind, und ob es erlaubt ist, ganz nach Willkür über Zeit und Geld der in ihre Hände gefallenen Individuen zu verfügen; sie gibt sich noch weniger Mühe, zu erfahren, daß ihre Häfen und Quarantaineanstalten nicht im Stande sind, den Sanitätsvorschriften zu entsprechen, und daß da und dort ohne alle Rücksicht die Contumaz gebrochen und die freie Verbindung der vorgeblich unpurificirten Schiffe hergestellt werden muß; sie decretirt mit blindem Absolutismus „dreiwöchentliche schmähliche Gefangenschaft".

Wie lang mir diese Tage werden? ich weiß es nicht. Vor der Hand schrieb ich an den Minister des Innern nach Neapel um Erleichterung und Nachlaß und machte ihm einige bittere Bemerkungen über die intolerante Behandlungsweise der unwissenden und abergläubischen Port- und Sanitätsbeamten. Die Schiffer versichern aber, dieser Schritt werde mir höchstens drei Tage Zeit gewinnen, da selbst die Gemahlin des britischen Lord Obercommissairs auf ihrer Reise von Korfu nach Otranto 15 Tage in einen Gesundheitskerker gesperrt worden sei.

Hiezu kommt noch die Pein der Neugier, die mich nach Neapel treibt, wo unterdessen der Vesuv eine Eruption machte und noch immer machen soll. Es war am 1. oder 2. April, wir befanden uns grade auf der Höhe von Ragusa, etwa 170 Miglien von Korfu, wohin uns der heftige Sirocco wider Willen getrieben hatte, da bemerkte ich in der Richtung von Nordwest über Bari und Brindisi *) bei ganz heiterm nächtlichen Himmel eine feurige Wolkensäule, die wie ein ungeheurer Kometenschweif über der Wasserfläche schwebte, worin Italien verborgen lag. Mir däuchte, es sei ein Nordlichtschein oder ein anderes Meteor, da wir in horizontaler und grader Linie wenigstens 60 Stunden vom Vesuv entfernt waren und die Atmosphäre seit dem Untergange der Sonne sich der größten Frühlingsruhe und Himmelsklarheit erfreute.

*) Das alte Brundusium der Römer.

Der Capitain berichtigte meinen Irrthum als besser Unterrichteter bei derlei Phänomenen und rief auf meine Anzeige, die ihn in der Hängematte antraf, sogleich die schlafenden Matrosen zum Gebet. Solches besteht bei bevorstehenden vulkanischen Ausbrüchen aus einer Litanei zu allen Heiligen und der besondern Orazione di san Gennari, dem Generalprotector des Königreichs.

Wie sehr verschieden in jenem Augenblicke die Stimmung und Andacht der Schiffsmannschaft war, die außer mir und den Matrosen noch aus einem Griechen aus Konstantinopel, einem Juden, einer Cephalenierin und einem französischen Missionnair bestand, können Sie leicht ermessen, wenn Sie daran denken, daß ich vorlängst den Wunsch äußerte, den Vulkan der Campagna in Zornesglut zu sehen. Während die abergläubischen Calabresen um den Mastbaum niederknieten, Kreuze machten und auf die Brust klopften, stand ich mit hochklopfendem Herzen am Bugspriet und verschlang den Horizont voll göttlicher Wunder mit meinen Augen. Es war eine Feuersbrunst der Erde zu sehen. Prometheus hatte den Göttern das Licht der Sonne entwandt und die Fackel auf den Bergen angezündet, weshalb Jupiter in seinen Wolken tobte und Pluto in seinen unterirdischen Tiefen donnerte.

Die Eruption muß nicht lange gedauert haben, wenn sie gleich heftig mag gewesen sein. Mir ist, als habe ich das hohle Brüllen des Berges gehört, wie man das Getöse und Gedonner einer fernen Schlacht vernimmt, wenn man das Ohr auf die Erde legt und Alles still ist.

Da wir uns vorgestern Otranto und der flachen Küste der Provinz Calamata näherten, bemerkte ich abermals eine unnatürliche Röthe am Abendhimmel, als längst schon der Stern des Tages in die Ebene von Bari gesunken war. Sie hielt aber nicht länger als einige Minuten an und verschwand dann völlig in einem Gewölkflor des Hochlandes, das näher und endlich so nahe kam, daß wir die Conturen unterschieden.

Die erste betrübende Nachricht, die ich bei meiner Ankunft erfuhr, war die erfreuliche, daß die Eruption des Vesuvs ohne unglückliche Folgen, aber noch nicht ganz vorübergegangen sei. Ich sprach, ich schrieb, ich bat, ich fluchte, ich betheuerte, daß ich blos nach Neapel wollte, um den Vesuv flammen zu sehen, und daß ich gern all mein Geld für meine Befreiung aus der Contumaz geben wolle — umsonst. Das Schicksal wollte, daß ich zum ersten Mal in die Hände eines redlichen und unbestechbaren italienischen Beamten und in die noch schlimmeren eines Dummkopfes fiel, der nicht anders mit mir sprechen wollte, als vermöge geräucherten Papiers, aus Furcht, ich bringe die Pest aus Korfu und Cephalonia.

Und so habe ich denn wieder einmal die Erfahrung gemacht, daß schlechte Menschen noch eher zu ertragen sind als dumme und vorurtheilsvolle. Diese sind gar nicht zu bessern. Ich muß diesen Brief bei mir behalten, bis meine Haft zu Ende ist; der Magistrat wäre im Stande, ihn als ein ansteckendes Meuble zu verbrennen oder so schwarz zu räuchern, daß ihn kein Setzer lesen kann.

Ich kehre jetzt nach Europa zurück, um zu berichten, wie es mir in dem der Insel gegenüberliegenden Fragmente der europäischen Türkei, d. h. im Paschalik Janina, und von dort hieher ergangen ist. Man will doch nicht umsonst unter den Männern gewesen sein, die Turbane auf den kahlen Köpfen trugen und Opium zum Kaffee tranken.

Als ich von der homerischen Unterwelt *) aus Albanien in Korfu ans Land stieg und daselbst die bereits erfolgte Abreise des ancona'schen Dampfbootes erfuhr, mit dessen Rädern ich gesonnen war, Otranto zu erreichen, erkundigte ich mich sogleich nach den in Ladung liegenden Handelsfahrzeugen Italiens, welche in der Regel ihre Anzeige auf der Post machen. Ich war nach einigen Tagen so glücklich, meinen Trebacolo von Tarent zu finden und mit dem Capitain, der in der Türkei Holz kau-

*) Hierüber in einem besondern Artikel, wenn ich wieder Bücher und Quellen consultiren kann.

sen, d. h. stehlen wollte, einen Contract abzuschließen, in Folge dessen ich Ende März nach Butrinto und von dort nach Ducato unter Segel ging. Ersteres liegt in einer pittoresken Bucht am Fuße des hohen Pindus im Bezirk Delvino und das letztere im Golfe von Avlona, unweit der Stadt Berat, wo jetzt, wie ich glaube, der Pascha wohnt. Berat ist ein Bezirk von Oberalbanien und etwa 15 geographische Meilen von Scutari entfernt, wo jetzt Unruhen sind. Wir haben im Vorbeigehen von türkischen Fischern, die uns ihren Fang anboten, erfahren, daß das Innere des Landes von großen Scharen bewaffneter Albanesen, Servier und Rumelioten durchzogen werde, und daß es viele unter ihnen gebe, die für einen Abfall von der Türkei und Anschluß an Griechenland sprächen. Wo ich gewesen bin, fand ich das Land beispiellos öde und unbewohnt. Ich hatte aber weder Gelegenheit, noch Muth und Verwegenheit genug, mich ins Innere zu wagen, da mir schon in Butrinto wie früher in Gomenice, überall braune Räubergesichter und halbnackte Männer mit Hammelpelzmänteln und breiten Gürteln voll Pistolen und Dolche entgegentraten und mit großen kühnen Augen stillschweigend fragten: „Wer bist du und was hast du?"

Nirgends ein Weib, die Monotonie und den kalten, grausgen, nußbraunen Ernst der Creaturen und der leblosen Gegenstände zu unterbrechen. Es war, als ob ich mich in einer andern Welt befände. Hier hatten die europäische Tracht und Sitte so ganz aufgehört, daß mich die Kinder und die Greise, die nicht nach den ionischen Inseln excursirten, staunend umringten und, so oft ich mich zeigte, wie ein Wunderthier betrachteten. Die Hunde bellten mich an und die Schafe blökten, die mich sahen.

In Butrinto ist ein Marktplatz, worauf die Schneider wie gewöhnlich arbeiten und die Schuster türkische Galoschen machen. Daselbst befinden sich auch Buden, in denen Früchte verkauft, Kaffeesatz getrunken und Opium gegessen wird. Ehe ich mir's versah, hatte sich ein Moslem die Freiheit genommen, mir in die Tasche zu greifen und daraus ein seidenes Schnupftuch hervorzuziehen. Er wollte es mir nicht stehlen, sagte er, sondern blos vertauschen, wie es unter Handelsleuten herkömmlich sei. Und somit reichte er mir eine schön verzierte türkische Pfeifenspitze von Bernstein, welche sich, wie bekannt, von den nordischen Dingen dieser Art durch eine ganz grade Form und ein rundes Mundstück unterscheidet. Ich suchte dem sonderbaren Kaufmann begreiflich zu machen, daß ich nicht rauche, aber daran kehrte er sich nicht und winkte ungläubig mit dem Kopfe. Er hatte dieses Oberhaupt seines Hauses mit einem Stück Zeuche von ehemaliger rother Farbe umwunden und an der Seite mit zwei Lappen von Goldflitter versehen.

„Ich bin der Scheich von Butrinto", sagte er, „und ich versichere dich meines Schutzes als dessen eines wahrhaften Ortsvorstehers." Und nach diesen Worten knüpfte er mein buntes Tuch um den gelben Hals und ging mit langer Pfeife im Munde der nächsten Moschee zu.

Diese Moschee war gewiß nichts weniger als eine Hagbia Sophia, da sich im ganzen Orte nicht der Werth einer antiken Säule von Porphyr findet, wie es deren viele in Istambul gibt, sondern nur ein bescheidenes Haus Mohammed's, wie ich ihrer in Griechenland so viele in Trümmern oder verlassen sah. Dort durfte ich sie betreten und betrachten, hier verbot man es mir und gestattete höchstens die Ansicht von außen. Das Gebäude war viereckig und von innen achtseitig und mit dem gewöhnlichen babylonischen Gewölbe versehen, das in eine Kuppel ausläuft. Vor dem Eingang befindet sich ein Porticus mit einem Ziegeldach, das auf dünnen hölzernen Säulchen ruht. Auf jeder Seite steigt ein schlankes Minaret von runder cylindrischer Form in die Lüfte, um von dort herab die Gläubigen zusammenzurufen. Das Portal liegt gegen Mekka und ihm gegenüber das Grab eines heiligen Derwisches, des Stifters der Moschee, von Reisenden gewöhnlich Santon genannt. Ich fand dieser Gräber in Griechenland und Unteralbanien mehre Hunderte. Das Volk, dessen Häuser zerstört wurden, hat sich deren als Wohnung bedient und Fenster hineingebrochen. Auch sie haben Quadrat- oder oblonge Gestalt und eine Kuppel statt des Daches. Man kann sie Moscheen en miniature nennen.

Da uns ein widriger Wind über einen Tag in der obern Region des Korfukanals aufhielt, sodaß ich zweimal den Leuchtthurm der Insel, Scolio di Violo, auf seinen pittoresken Felsen entbrennen sah, so hatte ich hinreichende Muße, den Fischern zuzusehen, die in diesem Gewässer dutzendweise herumsegeln, um Thunfische zu harpuniren. Die meisten sind von den ionischen Inseln und haben numerirte Boote. Ich habe nirgends so viele Fische im Meere und nirgends so verwegene, so spiel- und tanzlustige bemerkt. Stundenlang begleiteten uns gepaarte Delphine, indem sie, stets zwei und zwei, auf- und niedertauchten und mit den Schwänzen possirlich wedelten. Sie waren über acht Fuß lang. Dazwischen sprangen die minder großen Thunfische plätschernd in ganzen Kreisen, der Sepia, der Schwertfisch, der Klippfisch und andere, bis zum Haifisch. Wenn Jonas von einem solchen verschlungen worden, müssen sie damals viel größer gewesen sein.

Bis dahin war unserer Argos nichts Unangenehmes begegnet und die Witterung wenigstens nicht unerträglich. Nachdem wir den Pharus der Briten, von dem ich eben sprach, verlassen, um in offene See zu gehen, sprang der Wind um und führte ein heftiges Aequinoctialgewitter herauf. Das Schiff trieb nördlich, da half kein Steuern. Wir mußten alle Segel streichen und die Küste und ihre Klippen fliehen.

Hiezu kam die Nacht, dick und rabenschwarz zum Verzweifeln. Und ein so heftiges Schaukeln, daß sich männiglich festhalten und der Steuermann das Ruder mit Doppelstricken leiten mußte. Die Wogen spritzten übers Verdeck und der Schiffskiel schritt wie auf Bergen umher, hoch steigend, tief fallend, immer schlimmer, immer gefährlicher. Endlich erklärte der Capitain, er könne die Richtung nicht mehr halten, er wisse nicht, wo er sich befinde, und es sei möglich, daß das Fahrzeug den Vorgebirgen von Linguetta im Paschalik Delvino nahe, in welchem Falle es unfehlbar an den Klippen zerschellt würde.

Die Passagiere, außer mir, da es mir schon oft begegnete, lagen in der Kajüte umher und erbrachen sich unter Ach und Weh. Blos der Sohn Israels hatte einen ebenso festen Magen als Glauben und drehte und schraubte seinen ledernen Riemen um Schläfe und Arme. Unter solchen Umständen war nichts zu unternehmen und zu rathen. Ich kroch in den mir vom Schicksal und Schiffsbaumeister angewiesenen Schrein, worin meine Matratze lag, und fing an eine Citronenschale zu kauen. Ueber dieser Arbeit schlief ich, rundgekugelt wie ein Stacheligel, gegen Mitternacht ein, ohne mich weiter um meine Existenz zu kümmern. Dazu dachte ich, wird dir Zeit genug übrigbleiben, wenn der liebe Gott dich leben läßt.

Und er ließ mich leben, und er ließ mich wieder ans Land kommen. Sobald ich erwachte, spürte ich an der gelindern Bewegung des Schiffes, daß die Gefahr vorüber sei. Das Ave Maria stella, das Salve regina und Kirie eleison, alle Litaneien und Oratorien waren verstummt. Meine Nachbarin aus Cephalonia streckte ihr antikes griechisches Köpfchen aus der Luke und frug mit ganz bleichen Wangen: „Ist das Schiff untergegangen?" Sie hatte einen schweren Traum gehabt und rieb sich eben die erwachenden Augen und eine halb desertirte Nachtmütze.

Unterdeß krachten die Bohlen der Stubentreppe und verkündeten mir die massive Bajazosigur des ehrenfesten Capitanos. Er war es selbst und kam, uns die Nachricht zu bringen, daß alle Leiden für diesmal überstanden wären und das Land ganz nahe sei.

Bei diesem Worte erhoben sich fünf Köpfe von ihren Polstern und Bänken, um den Namen: Italien! auszusprechen.

Welches Land? fragte ich. Er antwortete: Ragusa.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 240. — 28. Auguſt 1835.

Herrmann, ein Roman von Sigismund Wieſe.

(Beſchluß aus Nr. 239.)

Was aber, ſo fragt billig der Leſer unſerer Beurtheilung, iſt nun der Kern des Buches; denn die Einleitung ſchien ja zu verſprechen, daß ein ſolcher vorhanden und der Roman „Herrmann" darum einer beſonnenen und von Grundſätzen ausgehenden Kritik würdig ſei. Und dem iſt ſo, allerdings iſt ein Kern vorhanden; aber der Leſer hüte ſich wohl, in dieſem ein Ganzes und Feſtes zu erwarten. Nur das Wollen iſt ganz in unſerm Verfaſſer, d. h. der einfache Wille, etwas Geiſtiges zu wirken, alles Uebrige, die Ausführung, Darſtellung, Vollendung oder Erfüllung, ja ſelbſt der Plan des Gedichts iſt furchtbar zerriſſen. Gehen wir auf dieſe Elemente, die atomengleich im Geiſte des Verf. umherſtieben, auf dieſe zerfleiſchten Ideen, die ſich untereinander verklagen und beſchuldigen, ſchließlich etwas ausführlicher ein.

Das erſte dieſer Elemente iſt das religiöſe: Es iſt das, was der empfindende Menſch nie abzuweiſen vermag, in welchem er wurzelt mit ſeinem Weſen von Kindheit auf. Es ſind die Glockentöne aus jener räthſelvollſeligen Zeit, wo das Denken noch fern liegt und die Vorſtellung, die makelloſe Phantaſie Alles iſt, wo die ſinnliche Freude, die Luſt am geſchmückten Chriſtbaum mit bunten Lichtern, die Sage vom guten Chriſtkind, der Jubel der Beſcherung ſchon Religion und Gottesgefühl iſt. Es gibt in jedem Menſchenleben eine Zeit, wo dieſe Glockentöne wieder verhallen, wo der Menſch, derb und ungezogen, den Flegeljahren ſeine Schuld abtragend, nicht mehr auf ſie horcht; allein es gibt auch wieder eine Folgezeit, wo ſie als heilige Erinnerung wiederauftauchen, als tiefe, reuige Wehmuth, wo in dem klüger gewordenen Menſchen die Mahnungen und Foderungen des Gemüths rege werden. Und hier fängt der Glaube an. Irren wir uns nicht, ſo muß auch das Gemüth unſers Verf. dieſe Geſchichte haben, und man wird von ihm ſagen können, daß er Glauben hat. Aber daß er nur ſich ſelbſt und die Welt nicht mit dieſem Glauben täuſche! Noch iſt ſein Glaube nicht licht, nicht ruhig; noch iſt er trübe, ſorgenvoll, kein Sieger und Ueberwinder, ſondern ein gedrückter Gefangener. Der Verf. iſt hinaus über jenen ekeln Rationalismus, der, Gott ſei es geklagt, Ruhe findet in ſeinem Stumpfſinn, den er für Vernunft, in ſeiner luftigen Leere, die er für das Empyreum der Klarheit hält; aber er ſteht dafür auf der Stufe der religiöſen Bedürftigkeit, er bedarf ſelbſt des Mittlers, den er als das Summum ſeiner Dichtungen hinſtellt. Glaubt er, dieſen Mittler und Paraklet in dem dumpfen Weben des Gefühls zu finden, dann irrt er tief und ſchwer. Stellt er Natur, Leben, Geiſt, Gefühl, Glauben, Wiſſen und Schauen rubrikenartig einander gegenüber, dann wandelt er auf ſeinem Gange des Lebens nur unter — Leichen. Es gibt eine Vermittelung aller dieſer verworren durcheinanderſtiebenden Atome, und das iſt der Geiſt. Ihn, den Unendlichen, in Allem zu erkennen, in der Natur wie in der Bibel, im alten wie im neuen Teſtamente, im Weibe wie im Mann, in der Geſchichte wie in der Poeſie, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart, das iſt des Räthſels Löſung. Nur der Geiſt — oder der Gedanke, um es populairer auszudrücken, — errettet vor der Verzweiflung, weil er das Leben nicht ſtückweiſe, ſondern in ſeinem Zuſammenhange zu erkennen lehrt. Und das iſt das Moment, was dem Verf. fehlt, und deshalb werden und müſſen die Philoſophen (nicht die ſchalen Logiker, die ſich mit den Geſpenſtern der ſogenannten Denkgeſetze herumſchlagen, ſondern die, ſo ins Mark der Erkenntniß dringen) ſein Buch für myſtiſch halten, weil für die im Glauben verſchwimmende Wahrheit der Schlüſſel und das Feſthalten der Einſicht fehlt.

Das zweite losgeriſſene Element in dem Innern unſers Dichters, das bereits im Vorigen angedeutet iſt, könnten wir das philoſophiſche nennen, würden aber mit dieſer Bezeichnung Unrecht thun; denn es iſt nur der Embryo, nur der unbewußte dunkle Keim des Philoſophiſchen. Es iſt erſt das Bedürfniß der Philoſophie, ohne den Glauben an die Wahrheit und Gewißheit ihrer vermittelnden Kraft. Und das iſt der tiefſte innere Widerſpruch. Wie ſich dieſe Bedürftigkeit der Erkenntniß im Verhältniß zum Religiöſen bei dem Verf. unſers Romans darſtellt, iſt ſchon geſagt. Allein es hat auch einen Einfluß auf ſeine Natur- und Lebensanſicht. Denn Der, deſſen Glaube nur ein dumpfes Hinausdrängen nach dem Göttlichen iſt, dem legt ſich die große, lichte Natur in Schatten und das Leben verſchwimmt in einem trüben unheimlichen Zwielicht. Nicht nur einer religiöſen Erlöſung im theologiſch-kirchlichen Sinne, auch einer Erlöſung von der Natur und

aus dem Chaos des Lebens bedürfen wir, damit der Sinn des Weltschöpfers: Es werde Licht! überall in Erfüllung gehe. Der Apostel Paulus sagt: „Ich Unglücklicher, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?" So möchten in neuester Zeit manche nicht Unbegabte seufzen, welche die unvermittelte Macht des Naturlebens zu Boden drückt, ängstigt, peinigt, ja — um es ganz zu sagen — zum Wahnsinn führt. Was hier helfen kann, ist wieder nur der Geist; denn das Naturleben, so süß und unschuldig es sich ankündet, so reich und voll das Genügen ist, womit es uns umfängt, so nächtlich und unheilvoll wird es, wenn es nur als ein begriffloses Entstehen und Vergehen sanfter oder schauerlicher Erscheinungen sich verstellt; wenn der Leib zum Schrecken der Seele wird, da doch schon Plato nur in höchster Harmonie von beiden die wahre irdische Erlösung fand.

Daß wir der Sache näher gehen: Philosophie — keine aufgedunsene, floskelreiche, mathematisch-ärmliche Schulweisheit, sondern freies, freudiges Erinnern, das, wie Göthe sagt, „das Leben im tiefsten Innern" erfaßt, — Philosophie allein vermag vor dem Andrang der Naturgewalten zu retten. Unser Dichter kennt diese Rettung noch nicht, er erliegt noch seinen eignen Phantasien, nicht er gaukelt mit seinen Bildern, sondern die Bilder gaukeln mit ihm; es ist kein Licht über seinen Hainen, Wiesen, Gebirgen, Strömen und Seen, sondern Alles schimmert nur trübe in dem Zwielicht, welches sich zweideutig über die Erde lagert, wenn das Licht die Himmelswölbung verlassen hat.

Oder auch — dies sagen wir dem Dichter zum Trost — oder auch, wenn es erst anbrechen will; denn als in den Vortagen der Schöpfung der Geist über den Wassern brütete und Alles formlos sich übereinanderwälzte, da war auch das furcht- und gespensterschwangere Zwielicht — und doch ward es Licht. Und so steht zu hoffen, daß das dritte Element, das noch gestaltlos in der Seele des Dichters liegt, einmal den Sieg davontragen werde, und dies ist das poetische selbst. Und an dieses muß er, so scheint es, sich, ernst strebend, nicht ins Blaue, sondern auf der Basis der poetischen Geschichte, fürs Erste mit ganzer Seele anschließen. Er muß hinabsteigen in das Innere großer, seliger Dichter, sich in diesem Innern anbauen und hier das leuchtende Edelgestein herausheben gleich dem Bergmann. — Shakspeare! dieses eine Wort möchten wir ihm zurufen. Dann wird er lernen, was ein Dichter, was ein ganzes, volles und schönes Gemüth ist; dann wird der Lebenshauch der Dichtung in ihm den tiefsinnigen Gedanken wecken, dann wird es zu jener Erinnerung kommen, die das wahre Element des geistigen Lebens ist, und die Brücke, welche die beiden Paradiese des Geistes verbindet, die Brücke vom Dichten zum Denken ist gefunden. Aber jenes religiöse Schwärmen aus dem einsamen Innern heraus, das nur erst mit Sehnsucht erfüllt ist, dieses ist der leibhaftige Tod. So schwärmte einst auch Zacharias Werner und — ging zu Grunde.

Wir finden etwas in den Productionen unsers Dichters, das uns hoffen läßt, er werde sich siegreicher durchkämpfen als dieser, und aus den hemmenden Banden religiöser Theosophie loswinden. Dafür bürgt uns — um es kurz zu sagen — das Sinnliche seiner Darstellungsweise. Das wahre, echte Irdisch-Sinnliche, nicht jenes von Mystik und Katholicismus geschwängerte, ist immer etwas Naturgemäßes, denn es drückt den Drang nach dem Irdischen aus und führt, wenn der jugendliche Mensch sich excentrisch in den vermeintlichen Lichträumen ausgeschwelgt, immer wieder zur Erde zurück, in welche doch einzig und allein der Grund unsers Daseins gelegt ist. 32.

Zeichnungen nach Uhland's Gedichten.

1. Umrisse zu Uhland's Balladen und Romanzen. Von S. H. Jarwart. Erstes und zweites Heft, jedes mit fünf lithographirten Blättern. Nürnberg, Schneider und Weigel. 1834. Folio. Subscript.-Preis 1 Thlr. 8 Gr.
2. Bilder zu Uhland's Gedichten. Von Pflug. Erstes und zweites Heft, jedes mit vier lithographirten Blättern. Stuttgart, Balz. 1834. Querfolio. 2 Thlr. 8 Gr.

Uhland ist einer der gesungensten Dichter des deutschen Volkes; ein Beweis, wie musikalisch die Gedanken, wie einfach und sangbar der Ausdruck seiner Dichtungen sind. Und doch ist nicht leicht ein anderer poetischer Genius, der seine Gestalten so plastisch klar auftreten ließe wie er. Nicht immer ein Reichthum der Bilder, da im Gegentheil eine weise Oekonomie ihn in der Wahl und im Maße seiner Darstellungen bestimmt; aber eine Sicherheit der Umrisse, eine Lebendigkeit der Züge, eine Wahrheit, eine Innigkeit und Durchsichtigkeit des Motivs zeichnet sowol Lieder als Romanzen aus, sodaß diese Dichtungen, wie dem Tonkünstler alsogleich zur Melodie, so dem bildenden Künstler, der in den Sinn und Ideenkreis derselben einzugehen vermag, ebenso rasch zum Bilde werden. Welche herrliche Stoffe und Motive künstlerischer Darstellung in diesen Gedichten enthalten seien, hat Niemand thatsächlicher gezeigt als die düsseldorfer Malerschule und vor allen Lessing. Kein Wunder, wenn von verschiedenen Seiten her auch jüngere Talente sich beeifern, den Dichter und seine Werke durch Auffassung und Nachbildung der letztern zu verherrlichen. In jüngster Zeit sind zwei Unternehmungen solcher Art aufgetaucht, welche, wiewol der poetischen Ebenbürtigkeit mit dem Meister, dem sie folgen, ermangelnd, doch immerhin nicht unerfreuliche Erscheinungen sind und gewiß in weitern Kreisen Beifall finden werden.

Nr. 1 von dem nürnberger Künstler Jarwart liefert Umrisse zu verschiedenen Romanzen Uhland's, — das Schwert, der Abschied, der Schenk von Limburg, des Goldschmidts Töchterlein; — die Nonne, Gretchen's Freude, der Wirthin Töchterlein, Junker Rechberger (auf zwei Blättern). Das allegorische Titelblatt und eine von Arabesken eingeschlossene Dedication gehen vorauf. Ein sinniges Gefühl spricht sich in der Wahl und Anordnung dieser beiden Blätter aus. Einfachheit und ein richtiger Sinn für Wahrheit des Ausdrucks herrschen in den Nachbildungen der Gedichte vor; so namentlich im Schenken von Limburg, Junker Rechberger, der Nonne. Weniger sicher scheint uns der Künstler den Ausdruck in des Goldschmidts Töchterlein, wo die Haltung des Ritters nicht edel genug, sondern zudringlich erscheint, in dem Auszuge, wo die Bewegung des Liebenden mit der Hand nach der Brust, wie in Gretchen's Freude, wo die Form der ausgestreckten linken Hand gesucht aussieht, getroffen zu haben. Ueberhaupt aber dürfte auf dem letztern Blatte, Gretchen's Freude, das Sitzenbleiben des Mädchens mit leiser Vorbeugung gegen das geöffnete Fenster nicht geeignet sein, den Sinn der Dichtung lebendig genug auszusprechen, in deren erstem Verse schon gesagt ist:

Was soll doch dies Trommeln sein?
Was deutet dies Geschrei?
Will treten an das Fensterlein,
Ich ahne, was es sei.

Desgleichen sind die verschiedenen Stimmungen der drei Bursche am Sarg von der Wirthin Töchterlein zwar deutlich, aber nicht schön genug ausgedrückt, namentlich nimmt sich der mit dem Rappier voranstehende Erste etwas steif aus. Im Ganzen sind die Formen wohl gerathen, und verleugnet sich der Styl der bairischen historischen Schule auf keinem dieser Blätter. Das Format ist der Größe der Figuren angemessen; nur ein paar Mal dürften beide für ihren Gegenstand ein geringeres Maß in Anspruch nehmen; was freilich aber bei einem in Lieferungen und Blättern von gleichem Umfange erscheinenden Cyklus immer ein fast nothwendiger Uebelstand bleibt. Dürften in den Zeichnungen des Hrn. Jarwart die Figuren bisweilen ermäßigt auftreten, so muß man das Gegentheil bei Nr. 2 wünschen. Herr Pflug, ein rühmlich bekannter würtembergischer Genremaler, hat in den Raum eines Querfolioblattes ganze Schlachtscenen mit einer Menge kleiner Gestalten zusammengedrängt, die deshalb auch wenig Ausdruck erhalten konnten. Mehre derselben, wie das sechste und achte Blatt, sind sehr verständig gruppirt und stellen sich lebendig dar. Auf dem fünften Blatte ist sogar von der Regel abgewichen, und sind zwei Figuren in einer zum übrigen Raume verhältnißmäßigen Höhe gehalten. Dennoch ist dieses Blatt auch das beste in Composition und technischer Ausführung von Seiten des Erfinders und des braven Steinzeichners, dessen Name Elias lautet. Ja, wir stellen dieses Blatt in der poetischen Auffassung und in der Wahrheit des Ausdrucks neben die gelungensten der Jarwart'schen Umrisse, vor denen es sich, weil es nicht blos Umriß ist, durch eine harmonische, nicht zu weiche, tüchtige Behandlung der Kreide auszeichnet. Auf den übrigen Blättern ist in den Stellungen und Bewegungen Manches steif und geziert, in den Gruppen Mehres unzusammenhängend oder verwirrt, wiewol im Einzelnen, namentlich wo sich der Vordergrund geltend macht, die charakteristische und launige Kunst des Genremalers sich zu erkennen gibt. Diese sämmtlichen acht Blätter enthalten Darstellungen aus dem Romanzencyklus „Eberhard der Rauschebart". 62.

Aus Calabrien und Albanien.

(Beschluß aus Nr. 259.)

Tarent, 9. April 1835.

Ragusa grenzt an das Paschalik Scutari und Montenegro, wo die Einwohner jetzt sehr rebellisch sind. Wir hatten nichts darin verloren und wendeten das Focksegel gleich nach der Entdeckung wieder südlich dem Cap Linguetta zu, dessen gefährlichen Scheeren wir eben entgangen waren. Dahin wollte der Capitain blos um eines Tausches willen, weil ihm ein reicher Albanese des val dell Orso, das hinter dem Vorgebirge liegt, die Beute brieflich nach Korfu signalisirte. „Sie brauchen nichts zu fürchten", sagte er, „mein Türke ist kein Handelsmann wie der Scheich von Butrinto, der Ihr Taschentuch stahl; er bewohnt ein stattliches befestigtes Gut an der Küste und treibt einen ordentlichen Handel mit den Engländern".

Ehe die Sonne in den Zenith trat, warfen wir Anker auf der Höhe von Avlona, unweit den Barakken von Durazzo, das man etwa einen türkischen Marktflecken nennen könnte. Es ist noch viel weniger und besteht etwa aus einem Schock durcheinander gewürfelter Häuser mit Moscheen und Bethäusern, die ihre Kuppeln und Minarete ebenso kahl und unumlaubt der Sonne preisgeben, als es die ockergelben Schädel der Muselmänner selber thun. Außer zwei Pinien und einer am Grabe eines Heiligen gepflanzten Palme habe ich am Strande nichts Pflanzenartiges gesehen. Das schlafende und dampfende Publicum hatte sich an der Seite einer Fontaine und im Schatten einiger streifigen Zelte niedergelassen, die auf Bohnenstangen vor der Thüre zweier Häuser ausgebreitet waren.

Ich wollte nicht ans Land gehen, aus Furcht vor einer Wiederholung früherer Auftritte. Die Schiffer erweckten aber meine Neugier durch die Verheißung eines alten Monumentes und änderten meinen Entschluß, mich dem Haufen und seinen gaffenden Blicken zu entziehen. In einer Viertelstunde hatte ich das ganze Dorf umgangen, ohne von Jemandem verfolgt zu werden. Hieran war die Hitze und die schläfrige Tageszeit schuld, die alle Menschen auf ihre Felle niederstreckte und gleichgültig gegen Erscheinungen machte. Ich hatte keine Spur eines Denkmals, dagegen wie früher Grundgedanken in den vorhandenen öffentlichen Gebäuden angetroffen, die die Architektur des Orients charakterisiren. Warum geben sich doch unsere Künstler, die sich ängstlich mit ihren Projecten umhertragen, nicht die Mühe, das Schöne, das in dem Wesen einer Moschee und eines türkischen Mausoleums und Palastes liegt, sich anzueignen und in ihre Werke zu übertragen? Es ist ja nichts weniger als nothwendig, sich consequent in der Form zu bleiben, wenn wir verbessern wollen. Gewiß würde der Baumeister unter uns Glück machen, der die schlanken Minarete, die leichten Säulenvorhallen der Mausoleen und Tempel Mohammmed's und die pittoresken Galerien und Dachungen anstatt der bisherigen groben Thürme, stolzen Portiken und schweren Simse einführte. Der türkische, persische und indische Baustyl sind wie gemacht für unsere Zeit voll Eisen, Draht und Farbestoff und nicht ganz so weit entfernt vom Ideal der alten Welt, das unsere Bedürfnisse nicht berücksichtigte.

Wie anderswo ist auch diese Gegend der Türkei sehr unbevölkert und unangebaut. Ich sah meilenweit die schönste Küstengegend in eine Haide und Wüste verwandelt. Die Menschen gleichen dem Gewürm, das an einem alten Baumstamme nagt und sorglos dem Ende seines Lebens entgegensieht. Sie nähren sich von Fischerei, von Viehzucht und vom Trödelkram. In einer frankfurter Meßbutike ist aber mehr und mancherlei zu haben als im ganzen Paschalik; denn die Perlen, das Gold und die Edelsteine, die im Oriente häufig sind, trägt der Muselmann an seinem Dolch, an seinen Pistolen oder am Turban, dergestalt, daß ein Knopf einer befranzten Weste oft mehr werth ist als ein ganzer Kerl. Wer nichts von Kostbarkeiten besitzt, darf sich in guter Gesellschaft nicht sehen lassen und muß im Kaffeehause an der Thüre und auf der Promenade, die im Nichtbewegen besteht, wie ein Europäer sitzen oder stehen bleiben. Dieses ist den Türken eine ordentliche Qual, die sie nur auf dem Markt und auf der Gasse ertragen wollen, wenn sie ihre sogenannten Geschäfte verrichten.

Ich habe in Durazzo das Vergnügen gehabt, einen muselmännischen Arzt zu sehen, der das bei uns herabgekommene Metier eines Charlatans auf eine wahrhaft imposante Weise ausübte. Der Mann war ein Italiener, das konnte man ihm auf den ersten Blick und an seinem Hanswurste absehen, der noch die Rubera eines neapolitanischen Pulcinellkittels und eine große weiße helmförmige Filzmütze trug. Er ließ sich auf einem Triumphatorsessel, der vielleicht einmal einer wandernden italienischen Comödiantentruppe diente, vom jubelnden Volke auf den Moscheeplatz tragen und daselbst unter einem dito extheatralischen Baldachin wie einen römischen Prozessionsheiligen aufstellen. Während dieser Ceremonie tanzte und sprang der erwähnte Famulus wie ein Hampelmännchen unter den Haufen und verhieß Jedermann ein Mirakel seines Meisters, indem er Polypen und Bauchwürmer in Spiritusfläschchen herumreichte und von deren Exorcisirung sprach.

Leider habe ich von der Rede des Wunderdoctors, die er nach einer kurzen Rast auf seinem Throne an die Moslems hielt, nicht viel mehr begriffen, als man von einer Posse begreift, die Schauspieler in einer uns unbekannten Sprache aufführen. Er erhob sich mehrmals, zeigte mehrmals seine Hände und endete mit der Aufforderung: „Nun kommt alle her, ihr Lahmen und Blinden, damit ich euch heile."

Wenn mich nicht ganz alle Muthmaßungen täuschen, so war dieser Charlatan ein verunglückter italienischer Schauspieler, der

etwas griechisch und albanesisch gelernt und mit Extrapost ins Gebiet des Aeskulap gefahren war. Er hatte gewiß nicht mehr als drei Medicamente in seiner Apotheke, als da sind: Pulver, Pillen und gefärbtes Wasser. Eine aschgraue Salbe rechne ich nicht, da dieselbe eigentlich blos vom Hanswurst in langen und kurzen Macaronistücken und für den fixen Preis von einem türkischen Piaster*) abgelassen wurde.

Es war sehr possirlich zu sehen, wie die alten phlegmatischen Türken während dieses Auftrittes ringsumher von ihren Polstern sich erhoben, die überkreuzten Beine zum Gehen aufrichteten, Galoschen anstreckten und sich mit langen Pfeifen bewaffneten. Wie Schatten einer andern Welt wackelten sie über den sandigen Platz, mit weiten schlottrigen Beinkleidern, und ließen sich je nach ihrem Stande ein Kissen oder einen Teppich nachtragen. Die Weiber lugten aus den Gitterfenstern und schickten ihre Abgesandten an den Heilkünstler.

Unterdeß ward es Abend und mein Trebaculo lichtete wieder die Anker, um seinem Ziele entgegenzusteuern, als auf dem fernen Ufer der Wundermann noch immer fort kurirte und Jung und Alt um seinen Altar versammelte. Man hätte glauben sollen, der Prophet selber sei den Andächtigen in seiner Person erschienen.

Das Glück der Winde wollte uns wohl. Wir hatten von jetzt ab einen zahmen Nordost, der das Schiff bei Sternenschein und Mondlicht der flachen calabresischen Küste zutrieb. Ich habe es dem Steuermann versprochen zu glauben, daß ein so gutes Wetter und eine so gute Fahrt einzig auf Rechnung eines Matrosengebetes an die Madonna und alle 14 Nothhelfer komme, welches die Mannschaft, so oft es nachtete, auf dem Verdecke ganz laut im Psalmenstyl absang. Ein Franciskanermönch, der sich zur Zeit im adriatischen Meere in Noth befand, ist der Verf. desselben, und ich entsinne mich, daß er sich häufig der Worte bediente: „Alla boppa di questa barca", worauf am Ende der Refrain folgt:

— — — — o Maria
San Giuseppe e compagnia.

Nein, ich bin kein Spötter und achte den frommen Glauben der Menschen; aber das muß ich bekennen, daß ich mich des ironischen Lachens nicht erwehren konnte, wenn der Schiffszimmermann, als Senior der Gesellschaft, dieses Reimlein und darob die Litanei von allen Heiligen, begleitet vom zarten Tenor seines Buben, anstimmte, der wie ein vatikanischer Chorknabe grölte. Noch in diesem Augenblicke meine ich die Apostrophen: „Casa aurea, Stella matutina, torre di Davide" und die ewige Antwort: „Ora pro nobis", welche allein nicht ins Italienische übersetzt wurde, zu hören. Gleich nach dem Gebet und Gesang nahm der Chorus seine Abendmahlzeit ein, die aus echtem holländischen Stockfische bestand. Es ist ein weitgereister kosmopolitischer Fisch der Stockfisch, man muß den Papst loben, der seinetwegen und wegen des amsterdamer Handels die Fasten vergrößerte; denn bis diesen Augenblick gibt es keine wohlfeilere und erhaltbarere Seespeise als diesen Fisch.

Als wir in den Hafen von Tarent einliefen, habe ich das Cap Colonna, aber nicht den alten Tempel der Juno darauf gesehen, von dem es den Namen hat. Es däucht mich nicht der Mühe werth, dahin zu reisen, da das benachbarte Kroton der Alten vorgeblich nichts mehr besitzt als seine historischen Erinnerungen. Ist doch hier in dem einst so berühmten Tarent nichts weiter zu sehen als die Lage der ehemaligen griechischen Stadt, welche wie die heutige auf einer Felseninsel stand und mit Brücken an das Land gekettet war. Der schöne Hafen ist versandet und dient nur noch kleinen Schiffen als Zufluchtsort, die Getreide nach den ionischen Inseln, Fische und die bekannten Fasermuscheln, Cozze pelose, ausführen. Von den Büscheln der letztern macht man Handschuhe. Die einst so berühmte Purpurfärberei ist mit der Purpurmuschel ausgegangen und hat einem Seesalzhandel das Feld gelassen. Wollte die Regierung nur etwas für die Einwohner thun, ich zweifle nicht, das Land würde bei seiner Ergiebigkeit bald wieder das Horazische und Pythagoräische werden und Ueberfluß an die Stelle der Armuth treten.

Sobald mich die Sanitätsschergen meines Kerkers entlassen, unternehme ich eine kleine Reise über Barletta nach Cannä, das eine der ersten italischen befestigten Städte und durch Hannibal's Sieg über die Römer berühmt ward. Ich habe einen Plan von der Gegend aufgetrieben und bin nun ordentlich lüstern darnach. Cannä war wie Rom auf sieben Hügeln gebaut und hat auch seine Tiber und sein Capitolium. 129.

*) Ein türkischer Piaster ist hier nur 25 Centimes. Drei machen eine griechische Drachme, welche gleich 75 Cent. ist.

Notizen.

Langlois, französischer Offizier unter Napoleon, stellt die Schlacht an der Moskwa im Panorama aus.

Bei der Section eines Frauenzimmers, welches kürzlich in einer der pariser Hospitäler unter heftigen Schmerzen starb, fand man in dem Unterleibe nicht mehr als 617 zusammengeklumpte Kirschkerne, welche durch eine krebsartige Verengung am Abgang verhindert wurden.

Zu Strasburg soll dem Erfinder der Buchdruckerkunst, Guttenberg, im nächsten Jahre eine Statue errichtet werden. 130.

Literarische Anzeige.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

die sechste Lieferung

des

Bilder-Conversations-Lexikon

für

das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

In alphabetischer Ordnung.

Böotien bis Bürgerstand,

mit 30 Holzschnitten und den in Kupfer gestochenen Karten des Herzogthums Braunschweig, des Gebietes der freien Stadt Bremen nebst der Ansicht des Rathhauses zu Bremen.

Die bis jetzt erschienenen sechs Lieferungen, 44 Bogen in gr. 4. mit 154 Holzschnitten und 13 in Kupfer gestochenen Karten, kosten 1 Thlr. 12 Gr. — gewiß ein sehr billiger Preis, wie er nur bei großem Absatze zu stellen möglich ist.

Leipzig, im August 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 241. — 29. August 1835.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1834.

Vierter und letzter Artikel. *)

Die Masse Dessen, was uns noch vorliegt, indem es wenigstens eine kurze Anzeige begehrt, nöthigt uns in diesem Schlußartikel zu einer Gedrängtheit, für die wir Leser und Verfasser um Nachsicht bitten müssen. Wenn sie darin nur des Hervorspringenden erwähnt finden, so ersuchen wir sie, dies nicht der mangelnden Einsicht des Ref., sondern dem mangelnden Raume zuzuschreiben, und kurze Kritiken, die eigentlich keine sind, nicht kritischem Unvermögen anzurechnen.

46. Dramatische Versuche von G. von B. Der Richter und sein Haus. Kunigunde. Bielefeld, Velhagen. 1835. 8. 1 Thlr.

Ein eigner Zufall hat gewollt, daß der Verf. unter allen möglichen tragischen Stoffen grade denselben in dem Trauerspiel: „Der Richter und sein Haus", bearbeitet hat, über welchen Ref. schon seit Jahren eine fertige, fünfactige Tragödie in seinem Pulte liegen hat. Unstreitig ist dies ein Beweis, daß er seine tragischen Stoffe zu wählen weiß, und die Theilnahme, mit welcher Ref. diesen Versuch durchlaufen hat, wird als eine gerechtfertigte erscheinen. Es ist gewiß, daß die Erzählung in den „Briefen eines Verstorbenen" von dem Maire von Gallway, James Lynch, den ein höchstes Maß von Gerechtigkeitsliebe zum Brutus macht, einen hochtragischen Stoff enthält. Nur war es ungeeignet, sich an alle Einzelnheiten dieser Erzählung zu fesseln und der poetischen Erfindung allen Antheil daran abzuschneiden. Der Henkerdienst selbst konnte der Hand des Vaters, und mußte ihr erspart werden, oder mindestens im Dunkeln bleiben. Wozu auch der Strang? Es war genug, wenn der Zuschauer die verhüllte Leiche Edwards' erblickte. Ebenso mußte der Mord am Freunde anders motivirt werden, als er es in der Erzählung ist. Edwards mußte von Hause aus wilder, leidenschaftlicher und besonders der Eifersucht zugänglicher erscheinen. Es versteht sich von selbst, daß Ref. alle diese Mängel verbessert hat, woraus denn freilich eine verwickeltere Intrigue entstanden ist als die des Verf., der sich's in diesem Punkte wol etwas allzu leicht gemacht hat. Doch die innere Trefflichkeit des Stoffes besiegt selbst die fühlbaren Unvollkommenheiten des Stücks, und da die Sprache gewandt, der Vers poetisch und klangvoll, die Führung der Fabel relativ-glücklich ist, so können wir in dieser Arbeit Beruf und Anlage nicht wohl verkennen. — Das zweite Stück: „Kunigunde", die bekannte nämlich vom Kynast, ist bloße Skizze und leidet am Stoff Mangel, mit welchem das erste Drama grade überfüllt war. Die Sprache bewegt sich in den Mitteltönen von Poesie und Prosa, die der dramatischen Entwickelung günstig sind. Aufmunterung und Dank aber verdient das Talent des Verf. immer.

47. Arco's Heldentod, vaterländisches Schauspiel in drei Acten von Karl von Spruner. Bamberg, Dresch. 1834. Gr. 8. 6 Gr.

Vaterländische Dramen und Stücke zum Besten wohlthätiger Anstalten stumpfen die Pfeile der Kritik ab. Zwar soll der Dichter kein anderes Vaterland als den Helikon in seinem Gedicht zur Schau tragen, und wie Andere durch Waffen, Dieser durch Wissenschaft, Jener durch Gewerbfleiß, so durch die Kunst sein Vaterland verherrlichen — doch wir sind alle Menschen! Von der dramatischen Kunst hat der Verf. dieses Schauspiels nicht viel mehr als den äußern Schematismus erlernt, wie sich schon aus der ganz ungeeigneten Wahl seines Stoffes kundgibt; indeß kommt dem guten Willen doch eine gewisse Fähigkeit der poetischen Sprache zu Hülfe, und das Stück liest sich, besonders bei seiner energischen Kürze, ganz gut. Tragische Motive fehlen ihm, inzwischen versinnlicht es doch eine edle That auf würdige und angemessene Weise. Die Diction gewinnt durch ihre schlagähnliche Kürze, das grade Gegentheil jener zerflossenen sentimentalen Breite, die so viele dramatische Erzeugnisse Deutschlands unerträglich macht. Der Vers in diesem Localstück ist gut, und in diesem besondern Charakter ist die ganze Arbeit Lobes werth.

48. Neuestes Theater von Franz von Holbein. Nr. 2. Auch unter dem Titel: Das Käthchen von Heilbronn. Großes romantisches Ritterschauspiel in fünf Aufzügen. Nebst einem Vorspiel in einem Aufzug, genannt: Das heimliche Gericht. Von Heinr. von Kleist. Für die Bühne bearbeitet. Zweite Auflage. Pesth, Hartleben. 1834. Gr. 8. 18 Gr.

Wir lassen den Abänderungen des Verf. alle Gerechtigkeit widerfahren; aber da dergleichen einestheils ohne Weiteres von jedem Bühnendirector aus eigner und unbestrittener Machtvollkommenheit vorgenommen werden, anderntheils auch seine Veränderungen wieder Abänderungen statthaft machen, so können wir bei dieser Arbeit kein besonderes Verdienst anerkennen.

49. Garrick in Bristol. Lustspiel in vier Aufzügen und in Versen. Von Deinhardstein. Wien, Wallishaußer. 1834. Gr. 8. 21 Gr.

Der Verf. dieses Stücks ist eine dramatische Notabilität; den Ursprung seines Rufes zu ergründen und seine Anrechte auf einen solchen zu analysiren, wäre ein unerfreuliches Geschäft für uns, die wir immer der Meinung waren, daß Deinhardstein's poetischer Charakter der der Mittelmäßigkeit sei. Weil er strengere Ansprüche durch seine Gaben rechtfertigt, sind wir natürlich strenger gegen ihn, und D. hat noch zu schreiben, was seinem Namen Dauer versprechen könnte; denn im „Hans Sachs" entdecken wir von dieser Art nichts. Auch dieser „Garrick" enthält nichts dergleichen, und wir können ihm nicht dafür stehen, daß er, bevor die Erde dreimal ihren sphärischen Lauf um die Sonne vollendet, nicht vergessen und wie nicht geschrieben sei. Es ist Laune in der Behandlung der bekannten Anekdote, die dem Stück zum Grunde liegt; aber mit diesem Anerkenntniß ist Alles abgethan, und die Schlußworte des unglücklichen Dichters Hild führen uns in Versuchung, noch Manchem außer ihm:

Und lebe dort genießend nur der Kunst.

zuzurufen. Die Sprache leidet an aller der Mattigkeit, die gewissenhafte Kritiker stets an Deinhardstein's Arbeiten haben be-

*) Vgl. den ersten bis dritten Artikel in Nr. 45—47, 106—108, 179—181 d. Bl. D. Red.

merken müssen. Er ist in dieser Beziehung der Gegenpol Raupach's, mit dem er sonst in der poetischen Gesinnung manche Verwandtschaft zeigt.

50. Taschenbuch dramatisirter Sprüchwörter für das Jahr 1835. Herausgegeben von Pulvermacher. Zum Gebrauch geselliger Kreise. Berlin, Natorff und Comp. 1835. 8. 12 Gr.

„Stille Wasser sind tief", „Allzu scharf macht schartig", „Eine Hand wäscht die andere", „Traue, schaue, wem?" Zum Theil unterhaltende und gelungene Skizzen von Lustspielen, denen nichts als der Name fehlt, um dafür zu gelten. Wie viele Lustspiele dagegen sind nur langweilig und schlechtdramatisirte Sprüchwörter! Der Ton ist leicht und gefällig, der Vers ziemlich gut, und die Erfindung meistens im Einklang mit der bescheidenen Tendenz. Wir ermuntern daher den Verf. zu fernern Leistungen dieser Art, welche eine Stunde auf angenehme Weise ausfüllen und nebenher das Verdienst haben, Ideen zu echten Lustspielen anzuregen.

51. Das Haus im Walde, geschichtliche Anekdote als Schauspiel in einem Act von Ernesto. Leipzig, Expedition des Naturfreundes. 1834. 8. 6 Gr.

Von einem ungenannten Verf. ein unnennbar schlechtes Machwerk. Der Gegenstand ist aus Dalayrac's Operette: „Die Nacht im Walde, oder zwei Worte" bekannt; Sprache und Behandlung aber deuten auf die Feder eines Unteroffiziers, Seminaristen oder Bogenschreibers hin.

52. Silvio Pellico's von Saluzzo poetische Werke. Im Versmaß der Urschrift aus dem Italienischen übersetzt von F. M. Duttenhofer. Erster Band. Stuttgart, Löfflund. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Die classischen Muster-Tragödien Pellico's sind so bekannt und in d. Bl. schon so oft und ausführlich besprochen worden, daß wir bei einer Sammlung derselben nur des Inhalts und des Verdienstes der Uebersetzung etwa zu gedenken haben. Die vorliegende, typographisch glänzende und im Geiste sprachlicher Treue, doch ohne viel Geschmack durchgeführte Uebersetzung liefert uns die Trauerspiele: „Eufemio von Messina", „Francesca von Rimini", welche Kannegießer bereits vortrefflich übertragen hat, „Ester von Engaddin" in den venezianischen Kerkern 1821 verfaßt, „Thomas Morus" nach wiedererlangter Freiheit geschrieben; die übrigen sind einem zweiten Bande vorbehalten. Unter allen dramatischen Werken S. Pellico's scheint uns „Francesca von Rimini" sowol das dem ästhetischen System des Verf. analogeste, als auch dasjenige, das diesem System selbst die meiste Ehre macht. Die Einfachheit ist hier die edelste, die Klarheit hier die am wenigsten prosaische, die didaktische Tendenz die am ersten mit der Poesie verträgliche. Etwas Großartiges und etwas Rohes findet sich in allen Arbeiten Pellico's; in der „Francesca" sinkt die Wagschale des Großartigen am meisten und gewichtvollsten herab. Man kennt des Verf. Ernst, welchen sein Schicksal gebar; sein Streben nach Tiefe, das ihn die Mannichfaltigkeit der Natur übersehen läßt, seine hohe dichterische Glut, welche nur zu wenig Wissenschaft unterstützt, und sein Bemühen, selbst noch Alfieri in der Einfachheit der Entwürfe zu überbieten. Dies Bemühen ist ein verirrtes; aber merkwürdig bleibt es immer, daß, während in dem benachbarten Frankreich nichts toll, wild und bunt genug erscheint, in Piemont die Tradition der alten, ernsten, einfachen und steifen Tragödie so fest gewurzelt ist, daß Alfieri und S. Pellico, Beide Piemonteser, den höchsten tragischen Ruhm in Italien erringen konnten. Was die Uebersetzung anlangt, so bedauern wir, sie nicht eben loben zu können; sie ist treu, aber sehr matt, und Pellico's Sprache verträgt weniger als irgend eine andere Flickworte, Vorschlagsylben und müßige Beiworte. Für ihn ist Kannegießer der Mann. Der Verf. sagt: „Hinrichtungen verüben" oder sie „vermindern", „Blutbad verursachen",

Wofern
'ne zweite Hinrichtung unschuldiger
Katholi'scher sie gestattet —

und vieles Andere, was die pompösen Worte Pellico's traurig wiedergibt. Mehr Freiheit gegen das Original würde ihm mehr poetische Treue mittheilen, und er muß, wenn nicht mehr Poesie, doch wenigstens mehr Rhetorik in seine Arbeit bringen.

53. Herz und Welt. Von Sengebusch. Erste und zweite Lieferung. Wismar, Schmidt und Cossel. 1834. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Außer vielen, ziemlich unklaren und richtungslosen lyrischen Versuchen gibt der Verf. in einem seltsamen Drama: „Schein und Wahrheit, oder die beiden Ringe", zwei Theile, jeder in drei Acten, eine seltene Probe von Ungeschmack bei unverkennbaren poetischen Anlagen. Darüber läßt sich nur sagen, daß der Mangel guter Studien durch die Naturgaben selten ganz verdeckt wird, und daß der Verf. auf bessere Würdigung dereinst vielleicht Anspruch machen könnte, wenn er das ernste Studium guter Vorbilder sich ernsthaft angelegen sein ließe. Die Bemühung: Funken zu sprühen, der er sich jetzt ergibt, führt nicht zu dauerndem Ruf; Kritik und Selbstbewußtsein aber führen dahin, wenn Naturanlagen sie stützen und leiten.

54. Lustspiele von C. Töpfer. Zweiter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1835. 8. 2 Thlr.

Daß Töpfer's Lustspiele einen Rang und welchen sie haben, ist in unsern dramatischen Uebersichten schon öfters ausgesprochen worden. So lange die Zeit dem eigentlich poetischen Lustspiel nicht günstiger ist als dermalen, so lange die komische Bühne nichts sein soll als eine geistreiche Parodie des Lebens, ohne die Gesetzgebung, welche aus ihrer innern Natur, als einer poetischen Bestrebung hervorwächst, so lange wir das Theater besuchen, nicht um den Humor das Leben dichterisch geißeln, sondern prosaisch reflectiren zu sehen, so lange werden Töpfer's Lustspiele für musterhaft gelten müssen. Ihm gilt die Kunst etwas mehr als Andern, wenn auch nicht Das, was sie gelten sollte, und etwas weniger leicht als Andere denkt er sich ihre Uebung. Innerhalb der Grenzen, welche der Verfall des echten Lustspiels verstattet, entwirft er wohl ausgedachte und geschickt verwickelte Pläne, und ist mehr Charakteristiker als Raupach, dem es immer nur um Parodie zu thun ist. Dieser ist ohne Zweifel witziger; aber, wenn es erlaubt ist, zwischen Witz und Geist zu unterscheiden, so ist Töpfer geistreicher. Vortrefflich beobachtet ist die Leidenschaft des Rechthabens in dem ersten Stück: „Bube und Dame, oder schwache Seiten", Lustspiel in drei Acten, in dem besonders die Schlußscene des ersten Acts von der höchsten komischen Wirkung ist. Minder gut erfunden und gewöhnlicher in seinen Motiven ist das vieractige Lustspiel: „Krieg mit dem Onkel!" — fein in seiner Intrigue, aber trivial in Tendenzen, Mitteln und Wegen. Indeß zeigt sich auch in diesem minder löblichen Stück, welche löbliche Scheu der Verf. vor jeder Gemeinheit hat, deren Ueberfälle und Angriffe Raupach mit viel minderm Glücke zurückschlägt. Selbst seine Wucherer haben etwas von honetten Leuten an sich. Das dritte Stück: „Freien nach Vorschrift", in vier Acten, ist eine der vollendetsten Arbeiten Töpfer's und eines der besten Lustspiele unserer lustspielarmen Zeit. Ueber den Anspruch auf Originalität kann man streiten, aber die neue Mischung bekannter Elemente hat nie ein gelungeneres Lustspiel gegeben, als dies ist. In seiner Gattung steht das Verdienst des Verf. nun fest; es wäre vielleicht an der Zeit, eine neue Gattung zu versuchen, wenn anders unsere Zeit Empfänglichkeit für das Shakspearesche Lustspiel, für die poetische Feerei und die Traumwelt in: „Was ihr wollt" u. s. w. besäße.

55. Die Deutschen-Herren in Nürnberg. Oper in drei Abtheilungen vom Freiherrn von Lichtenstein. Berlin, Krause. 1834. 8. 8 Gr.

Recht gut, wie die Lichtenstein'schen Operntexte denn meistens unter den erträglichern in Deutschland obenan stehen, die von Gehe abgerechnet, der unter allen Operntextdichtern die meisten musikalischen Intentionen darbietet. Das Stück ist selbst unter dem blos dramatischen Gesichtspunkt nicht ohne glückliche Würfe und an guten Localfarben ziemlich reich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus dem alten Frankreich.

Bei Gelegenheit der Anzeige des interessanten Geschichtswerkes: „Archives curieuses de l'histoire de France, depuis Louis XI jusqu'à Louis XVIII", herausgegeben nach den auf der königlichen Bibliothek aufbewahrten Texten und mit ergänzenden Notizen begleitet von Cimber und Danjon, äußert ein französischer Kritiker nicht unpassend Folgendes:

„Es gibt", sagt Toussenel, „in den Sprachen wie in den Individuen einen Moment der Jugend und der Frische, welcher die ernste und regelmäßige Schönheit des spätern Alters aufwiegt. Das neue Frankreich, das 19. Jahrhundert hat jene erste und verschwundene Jugendfrische seiner Literatur nachahmen wollen, als wenn dies ein leichtes oder nur ein mögliches Unternehmen gewesen wäre. Man studirte in dieser Absicht die Naivetät des 16. Jahrhunderts, man suchte sie mit den hübschen Phrasen der Gegenwart in Einklang zu bringen, und glaubte so das anmuthige und fesselnde Colorit wieder erreicht zu haben; aber das bleiche Alter und die traurige Reife des Heute blickte nur unheimlich zwischen den künstlich aufgetragenen Farben hindurch. Man hatte ohne Zweifel nicht genug über den innerlichen und nothwendigen Zusammenhang zwischen der Geschichte und Sprache, über den wunderbaren Einklang des Charakters einer bestimmten Zeitepoche mit ihrem Styl nachgedacht. Gegenwärtig ist die französische Revolution in die französische Sprache, sowie in die französische Gesittung und Gesetzgebung eingedrungen, die moderne Geschichte circulirt in dem Styl dieses Volks wie in seinen Adern und hallt in seinen Worten wieder. Wenn deshalb die alten Literatoren des Kaiserreichs den kühnen Neuerern zuriefen: Eure Literatur ist zu alt, sie ist aus dem 16. Jahrhundert, so thaten sie großes Unrecht; sie hätten vielmehr rufen sollen: Sie ist zu jung. Es stand dem französischen Volke gar nicht an, diese Sprache, welcher die Revolution so Vielfaches beigebracht hatte, gleich Kindern nachzustammeln, denn sie hatte ihre erste naive Unschuld verloren, die Reinheit und Unbeflecktheit, welche sie heut zu Tage affectirt, ist weiter nichts als die grimassenhafte Schönthuerei einer alten Kokette; Paul Louis Courier muß man lesen, um dieser Ziererei recht auf den Grund zu kommen und sie gebührend zu verachten."

Die Sprache des 16. Jahrhunderts hat, selbst wenn sie sich trist anstellt, wenn sie aus symbolisation philosophale, wie man damals sagte, sich von den Finsternissen und Verengungen der Zeit, von den kakodämonischen und saturninischen Tentationen rühren und gefangennehmen läßt, selbst dann noch hat sie einen naiven und gracieusen Zug, der noch der Heiterkeit sehr verwandt oder sie doch zu erwecken im Stande ist. Jene Schriftsteller borgen weder ihre Freude noch ihren Schmerz, und bedienen sich ihres melodischen Instruments, sowie es ihrem Charakter, ihrer Gesittung, ihrer augenblicklichen Disposition zusagt und homogen ist. Heut zu Tage gehört der Franzose sogar in Vergnügen und Trauer noch einem System, einer Schule an, man lacht aus Parteigeist, nicht aus Temperament, man weint aus Neigung oder aus Gewohnheit zum Widerspruch, nicht vor Schmerzen, und das kommt daher, weil die Freude keine rechte Freude und der Schmerz kein rechtes Weh ist.

Man braucht aber wahrhaftig nicht nach Frankreich oder in irgend ein anderes Land zu gehen, um mit der jungen Literatur diese wichtige aber traurige Erfahrung zu machen. In Deutschland ist es ebenso, keine Selbständigkeit, kein Charakter, bloßes Schwanken, bloße Inconsequenz, Systemsucht, Marotte, Ziererei, wie echte Koketten thun, und diese Bleichsucht, dies welke, herausgeputzte Alter in Schönpflästerchen und Toupés macht auf Jugend Anspruch, und man soll dieser neuen Partei opfern und räuchern wie dem Dalai Lama. Fast möchte man zu diesen Helden des 19. Jahrhunderts sagen: was Gutes an Euch ist, ist nur Altes, und was ihr Neues habt, ist albern.

Solche Bemerkungen drängen sich auf, wenn man die beiden ersten Bände der „Archives curieuses etc." von Cimber und Danjon liest. Die Verfasser dieser Memoiren, dieser Chroniken, Pierre Desrey, Jean d'Auton, Symphorien Champier, Sébastien Moreau sind keine ausgezeichneten Schriftsteller, auch keineswegs populair durch ihre Berühmtheit wie Amyot, Rabelais und Montaigne, und doch liest man ihre so wenig bekannten Werke mit so vielem Vergnügen. Man wird bei dieser Lecture versucht zu glauben, daß man diesen berühmten Schriftstellern zu ausschließlich gehuldigt hat, die Qualität ihres Styls hatten sie mit allen Schriftstellern ihres Zeitalters gemein, wenngleich ihr besonders begabter Geist diesem einen eigenthümlichen Zauber verlieh. Immer mußten sie sich doch an den Etat ihrer Sprache halten. Unstreitig ist die Herausgabe des angeführten Buchs ebenso interessant und merkwürdig in literarischer Hinsicht als von Seiten des Historischen. In Betreff des letztern findet man in diesen beiden ersten Bänden, und wird auch in den folgenden nicht finden, weder Chroniken und Memoiren von einer gewissen Ausdehnung, wie etwa in den Sammlungen von Guizot, Buchon und Petitot, noch raisonnirende Abhandlungen über den Zustand der Sitten, der Wissenschaften und Künste, wie in denen von Leber, Salgues und Cohen, vielmehr Fragmente einer anekdotischen Geschichte, merkwürdige Correspondenzen, Pamphlets, Processe, Testamente, Einnahmen, Schlachten, Zusammenkünfte, Beerdigungsceremonien, lauter köstliche Documente in Hinsicht der Sittenschilderung, der Wahrheit der Details, der Beschreibung der Localitäten, der Kenntniß der Personen, der biographischen Notizen, welche die Grundsätze und die Vorurtheile, sowie die Laster und Vortrefflichkeiten eines Zeitraumes und die Gewohnheiten des Privatlebens offenbaren. Es sind Bekenntnisse, die uns das 16. Jahrhundert mit Gutmüthigkeit und ohne Rückhalt macht, um uns gleichsam das Untere der Begebenheiten zu zeigen. Es ist die Geschichte im Hauskleide, ohne das philosophische Mäntelchen.

Man lese z. B., wie unter Karl VIII. der Krieg mit Italien zu Stande kam: „Ludwig, Herzog von Orleans, der eine große Passion für diese Expedition (im Original steht das naive Wort voyage) gefaßt hatte, bediente sich, um den König auf dies Unternehmen hinzulenken, folgendes Mittels. Er erschöpfte sich in der Erfindung neuer Fechterspiele, Turnierübungen und Barrierenkämpfe. In jedem Straßenwinkel zu Lyon hatte er Freitreppen und Gerüste zu den Kampfspielen erbauen lassen. Man sah auf den Straßen nichts als Cavaliere, die im griechischen, römischen, maurischen, türkischen Costume gekleidet waren, mit schönen, Muth und Kampfeslust einhauchenden Devisen. Die Dichter sangen von nichts als vom Kriege, und die Damen sprachen von nichts Anderm. So wußte der schlaue Herzog (der Stamm von Orleans scheint schon in frühern Zeiten listig gewesen zu sein) durch diese spielenden Nachahmungen ernsthafter Kriegsaffairen, durch die prächtigen Aufzüge, durch die Trompetenfanfaren, durch die Gesänge der Poeten und durch die schönen Reden der Damen das Herz des jungen Königs für hohe Unternehmungen zu gewinnen, und entflammte es dergestalt mit Ruhmbegierde, daß er nicht mehr schlafen konnte, bevor nicht die „Reise" nach Italien beschlossen war." (Die Beschreibung dieser Reise handelt aber nicht blos von theuern Gastwirthen und nächtlichen Flohabenteuern.) Wenngleich die Art und Weise, wie dies vor sich ging, fast kindisch ist, so erinnert doch diese Schilderung lebhaft an Tasso, wenn er von der Drommete spricht, die im Orient widerhallt, deren Ton an das Ohr des jungen Reinald schlägt und sein junges Gemüth zur Kampfeslust hinreißt. Und bei aller Poesie ist diese Schilderung nicht unwahr, denn diese Sehnsucht nach Italien, eine andere freilich als Göthe sie darstellt, hatte wirklich die Franzosen ergriffen. Und sie zogen nicht über die Alpen wie Philosophen, oder wie wilde Sektirer mit goldenen Ketten um den Hals, um damit den heiligen Vater zu erdrosseln.

Die Tapferkeit, die Lopauté, die Heiterkeit dieser Zeit personificirt sich in Bayard, dem chevalier sans peur et sans

reproche, der immer guter Dinge ist und in kriegerischer Hinsicht wahre Experimente machte, mehr als irgend ein anderer Kämpe der Christenheit, denn er hatte sich, wie sein Biograph Champier erzählt, unter allen Nationen versucht, „unter den Sicilianern, kriegerischen Leuten, unter den Spaniern, hinterlistigen Leuten, unter den Römern, Leuten von starker Contemplation und einiger Malice, voll Ernst und Hartnäckigkeit, unter den starken und mächtigen Allemannen, unter den leichten und dreisten Basken und Gascognern, unter den hirnreichen und muthigen Picarden, unter den Normannen, stark von Muskeln und wüthiger Natur, unter den Allobrogen, Dauphinern, Limousinern und Auvergnaten, welche Letztere schlau und sehr reich sind.“ Alle diese verschiedenartigen Temperamente der Provinzen, von denen einige noch bis heute sich in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten haben, lieferten sich in Italien heftige und grausame Schlachten. Das arme Italien hatte über seinen ewigen Kriegen im Mittelalter, über diesen unschuldigen Kämpfen, wo man zuweilen nur einen einzigen Menschen tödtete, den Krieg selbst vergessen. Es erschrak, wie es die ernsthaften Gefechte zwischen den Schweizern und Franzosen sah, und wagte anfangs keinen Widerstand zu leisten. Die Italiener sagten von Karl VIII., er sei mit der Kreide in der Hand nach Neapel gegangen, um dort die Quartiere zu bezeichnen, ohne Flaggen und Lanzenbrechen.

Lustig ist das Histörchen, wie man denselben König zur Wiedererstattung der Grafschaft Roussillon nöthigte: „Einige Leute von der Kirche hatten ihm weis gemacht, daß sein Vater sie beauftragt habe, bei Todesstrafe ihm zu dieser Restitution zu bewegen, und der spanische Gesandte fand ein Mittel, seinen Beichtvater zu gewinnen, von dem er wußte, daß er den spanischen Weinen einige Vorliebe bewies. Er machte ihm also ein Präsent mit zwei Fäßchen, das eine war mit jenem edeln Gewächs, das andere mit Realen gefüllt, die dem geistlichen Herrn beide gleiches Wohlgefallen entlockten und sein Votum zu Gunsten des Königs Ferdinand gewannen.“ Diese freimüthige, ungezwungene Explication der Geschichte, diese Offenbarungen der Hofsitten und geheimen politischen Intriguen, ohne alle Façon, hat etwas Liebenswürdiges. Schon Herodot besaß viel von dieser Liebenswürdigkeit, und darum ist unendlich mehr Wahrheit und Anmuth in seiner Darstellung als in der des philosophirenden Xenophon.

Interessant sind auch die Rechnungen Ludwig XI. Unter den Verzeichnissen der Summen, die der Schlosser für Anfertigung eiserner Käfige, für schwere eiserne Ketten mit Ringen und Schlössern und anderer greulichen Dinge, die zu nichts dienten als zur Menschenquälerei, befinden sich auch Mementos von anderm Caliber; z. B.

„Um Gotteswillen einem armen Mädchen zu ihrer Verheirathung gegeben, auf dem Rückwege aus der Kirche von Belinart: 3 Thaler.“

„A une nommée Jehanne, pour don à elle fait par le roi, pour faire désenterrer son feu mary, lequel a esté enterré en terre prophanne, à cause de certain argent, qu'il devait: 110 sols.“

„Für eine Rauchfangkappe zu dem Tanz ums Feuer am heiligen Johannisvorabend: 13 Sols“ u. s. w.

Der Secretair, der diese Rechnungsbücher redigirte, war gewiß ein großer Poet und liebte, wie die von der neuen Schule, die schreienden Contraste. Eine allerliebste Geschichte ist auch die von dem lyoner Aufruhr, da das lyoner Volk gegen seine Notablen und Stadträthe 1529 an einem Sonntage, es war St.-Markustag, nach dem Trinken (das Volk rebellirt immer am liebsten nach dem Trinken) sich zu empören anfing. Lyon, in damaliger Zeit, begann schon angesehen und wohlhabend durch einwandernde Fabrikanten und den sich verbreitenden Kaufmannsgeist, durch die „artisans et marchandises“, wie es heißt, zu werden, und die Notablen fingen an in einiger Hinsicht in Decadence zu gerathen. Champier, der Biograph Bayard's, hat etwas vom Patrizier- und Aristokratengeist in sich, denn er nennt die Artisans „gens imbecilles d'entendement, nouveaulx venus et étrangiers“. Er war zu gleicher Zeit Zeuge und Opfer dieser Stadtrevolution, und erzählt seine eigne Leidensgeschichte in der dritten Person, nach dem Beispiel des Julius Cäsar. Er billigt aber nicht in einer Stadt von so gemischter Bevölkerung die Anzahl von 12 Conseillers, obgleich es, wie er sich ausdrückt, 12 Apostel gibt, obgleich das Alte Testament 12 Propheten, obgleich Jakob 12 Kinder und Israel 12 Stämme gehabt, und obgleich der Thierkreis 12 Zeichen habe. Er meint im echten Aristokratenstyl, es wären besser 4 Räthe, weil es in der Welt 4 Elemente gibt, weil Christus 4 Evangelisten gehabt, weil der Mensch 4 Temperamente habe und das Paradies 4 Flüsse hatte. Was das Factum betrifft, so hatte König Ludwig den Bürgern von Lyon auferlegt, ihre Stadtwälle schleunigst zu vollenden, und was die Befestigungen anbetraf, da ließ Louis XI. nicht mit sich spaßen. Aber die Bürger von Lyon legten ihrer Behörde als Thatsache vor, daß die Commun zu arm sei, um dies aus eignen Mitteln zu vollführen, und verlangten, daß man das Geld mittels Besteuerung irgend einer eingehenden Waare erheben solle. Die Frage war, ob der Impost auf das Getreide oder auf den Wein kommen sollte. Messire Champier, der den Gegensprecher machte, demonstrirte der Bürgerschaft aus römischen, griechischen und hebräischen Exempeln, daß es nicht heilsam sei, das Getreide zu besteuern, und es sollte also der Wein das böse Schicksal erleben. Allein da hatten sich just am St.-Markustage einige zechlustige Gesellen in einer lustigen Wirthschaft zusammengefunden, die es in dem Zustande, in welchem sie sich befanden, unmöglich mit der Trankſteuer halten konnten. Diese machten sich schnurstracks im Ingrimm auf und stürmten und plünderten die Wohnungen des Herrn Champier und einiger andern Notabilitäten; darunter befand sich auch der Leibarzt des Herzogs von Lothringen und Calabrien, der einem gleichen Schicksal nicht entgehen konnte, obgleich er dem Pöbel Stellen aus Julian dem Apostaten citirte. Der Procurator des Königs sprach sehr civil und gracieus mit den Rebellen und fragte sie zierlich: „Messieurs, quesse que quérez?“ Aber als man den Aufruhr glücklich ohne Blutvergießen gedämpft hatte, ließ er die Kerls arretiren und sie en detail aufhängen. Man sieht hieraus, daß die Eloquenz der königlichen Procuratoren nicht erst von heute ist, und daß der Wein auch schon damals in Betreff der Steuer mit dem Getreide ins Conflict gerieth. Im Allgemeinen sind die alten Herren, deren Chroniken den Inhalt dieser ersten beiden Bände ausmachen, sehr stolz auf ihre guten Bordeaux- und Bourgognegewächse, ohne welche, wie sie sich ausdrücken, die Engländer, die Flamänder und die Hennegauer verdursten müßten. 150.

Notizen.

Für das neue Observatorium zu Petersburg verfertigt Utzschneider in München einen großen Refractor und ein Heliometer, wovon ersterer 76,000, letzteres 28,500 Rubel kosten wird.

Das pariser politische Journal: „Le Polonais“, das früher nur dem Interesse der Polen gewidmet war, hat seinen Titel verändert und heißt jetzt: „Journal des intérêts de l'Europe“. Es zählt mehre neue ausgezeichnete Mitarbeiter, und in seinen neuesten Nummern unter andern folgende interessante Artikel: „la Providence et le destin“, von Ballanche; „l'Europe en 1835“, von Tommabes; „la révolution d'Italie en 1831“, von Orioli. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 242. — 30. August 1835.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1834.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 241.)

56. Polykrates. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Schnitter. Leipzig, Fort. 1835. Gr. 8. 18 Gr.

Dies verdienstvolle Werk des Gedankens muß hier leider mit einer viel kürzern Anzeige vorlieb nehmen, als wir ihm bei mehr Raum gewidmet haben würden, und eine viel flüchtigere Beurtheilung muß ihm genügen, als es in aller Weise verdient. Wir bezeichnen diese Tragödie vorzugsweise als eine des Gedankens, d. h. jener ausschließlich uns Deutschen angehörenden Gattung, in der die Poesie zur Mutter der Reflexion gemacht wird. Die Sage von Polykrates ist die Geschichte der menschlichen Selbstqual, so weit die Alten sie zu begreifen fähig waren. Es war möglich, dies Thema schöner und namentlich kühner durchzuführen, als dem Verf. gelungen ist; ein Shakspeare würde noch ergreifendere Umschwünge in das Geschick seines Polykrates hineingedichtet haben; er hätte ihn vielleicht zum Bettler werden, durch Krates, den Fischer, vielleicht entthronen lassen, und überhaupt mehr durch äußere Schicksalsschläge als durch eine tiefmelancholische Selbstpeinigung elend werden lassen. Indeß ist dies letzte Element ein wesentlich deutsches, und wir müssen es dem deutschen Dichter schon nachsehen; denn er behandelt die Fabel selbst zart und innig. Indem er den König von Samos zu einer Art von antikem Lear stempelt, bleibt er seiner Aufgabe treu: zu zeigen, wohin das unbemüthige Streben nach vollkommenem Glück, oder nach des Glückes vollkommener Sicherheit führt. Polykrates wird in diesem Streben zum Mörder seines eignen Glücks; er mordet seine Gattin, wüthet gegen seinen Sohn, zündet seinen Palast an und flieht endlich verlassen und verwaist. Diesem Bilde menschlicher Ungenügsamkeit gegenüber rollt der Verf., dichterisch und kunstvoll, das höchster Genügsamkeit in dem Fischer Krates und seiner Gattin vor uns auf. Krates findet den Ring des Polykrates und bringt ihn heim; Aegeus, der Sohn Polykrates', will ihn krönen — er verschmäht jeden Lohn und jede Krone. Alle diese Geschicke leitet der Dichter so schön, so poetisch als möglich durch die Weissagungen des scheidenden Königs von Aegypten, Amasis, ein, der des Freundes Haus flieht, weil er es vom Glück und vom Uebermaß desselben bedroht sieht. Diese Exposition ist von hoher Schönheit. Die Worte sind weise erwogen, kraftvoll, feierlich, eines echten Dichters werth, und wir erstaunen fast, in einem jungen, unbekannten Namen auf solche Sprüche zu treffen, die, viel vereinzelter als sie hier erscheinen, den europäischen Ruf jedes Ausländers gemacht haben würden, versteht sich durch Hülfe der deutschen Posaune. Gegen den Schluß seines Abschieds sagt Amasis z. B.:

> . . . Der Sonne blut'ger Schein, des Mondes
> Verfinsterung, der Erde banges Zittern
> Ist schlimmer Tage sichre Vorbedeutung;
> Doch sichrer deutet es, wenn ungetrübt
> Des Glückes Licht in langer Dauer strahlt,
> Auf Fall und Untergang. Denn nur den Göttern
> Ist ew'ge Lust und Heiterkeit beschieden:
> Der Sterblichen Geschick ist wechselvoll.
> Schmückt sich auch prangend noch das weite Haus . . .
> Bald fodern streng die Himmlischen von dir
> Zurück, was sie geliehn, und statt der Lust
> Tritt still der Kummer in des Hauses Pforten.
> . . . .

Drum:

> Was du nicht willst, daß sie dir rauben sollen,
> Das wirf mit eigner Hand entsagend hin . . .
> Den Güterlosen nur trifft kein Verlust.

Doch auch diese Weisheit ist nur eine menschlich-irrende; denn der fliehende Amasis wird mit allen seinen Schiffen vom Meere verschlungen.

Der Leser erkennt wohl, daß ein echtes Dichterwerk ihm hier geboten wird. Wir begreifen, ja, wir hätten zum Theil selbst eine andere Führung der Fabel gewünscht — und namentlich die Hinweglassung der Mordversuche an Archidamia, der Königin — wir hätten kühnere und raschere Umschwünge begehrt und einige der handelnden Personen gern mit mehr Leidenschaft angefüllt gesehen — doch das hindert uns nicht, in dieser Tragödie, deren classische Diction auf eine seltene Reinheit des Geschmacks hindeutet, ein vielversprechendes und an sich schon ruhmwürdiges Dichterwerk zu erkennen. Schon die von allem Stoff entkleidete Idee dieses Trauerspiels — welches mit dem zufriedenen Tode des Polykrates nach vollkommen besiegtem Irrthum schließt — konnte nur in einem wirklichen Dichtergemüth ihren Ursprung nehmen. Die Stoffbekleidung derselben aber zeugt nicht blos von zufälligem Geschick, sondern von Talent, von wahrem, unzweifelhaftem Beruf. Sprache, Vers und Dialog sind fast vollendet zu nennen; minder klangreich, minder schillernd und glänzend als Raupach's Sprache, aber dafür inhaltschwerer, gedankenreicher, durchhin tragischer. Es gibt Verse in diesem schönen Gedicht, die der „Iphigenia" entlehnt scheinen und es doch nicht sind; Gedanken des „Tasso" werth, und Dialoge von Shakspearescher Energie erfüllt. Dem Verf. entschlüpft keine, auch nicht die kleinste Unbesonnenheit, und sein Gemälde von der Genügsamkeit der Fischer in Liebe und Freiheit ist von fast unvergleichlichem Reiz, dem Brande des Königshauses gegenüber. Wäre dies Stück von Byron oder Scott, es würde ihren höchsten Ruhm gebildet haben. Doch Apollo gebe, daß unser Lob den jungen Dichter nicht verirre! Er ist auf einem trefflichen Wege — er ist auf dem Wege zu Ruhm und Ehre, auf dem Wege zur Wiederherstellung des tragischen Adels — wir fodern ihn auf, er zeige sich mehr, er zeige sich öfter; er ringe nach noch höherm Flug, nach noch mehr prägnanter Kürze, Tiefe und Fülle des Gedankens — der Lohn wird nicht ausbleiben.

57. Lestocq, oder Intrigue und Liebe. Oper in vier Aufzügen, nach dem Französischen des Scribe, zur beibehaltenen Musik von Auber, für die deutsche Bühne bearbeitet. Vom Frei-

herrn von Lichtenstein. Mainz, Schott's Söhne. 1834. Gr. 8. 12 Gr.

Prosaisch und schwach, mit gewaltsamen musikalischen Intentionen, und nur durch einen bessern Gebrauch der Sprache vor dem gewöhnlichen Opernunsinn einigermaßen bewahrt. Das Sujet konnte ein gutes historisches Schauspiel bilden; für die musikalische Behandlung bietet es nichts dar.

58. Des Hasses und der Liebe Kämpfe. Drama in fünf Aufzügen. Von Ludwig Bechstein. Hildburghausen, Kesselring. 1835. 8. 18 Gr.

Es soll ein närrisches Schauspiel geben, wenn der Strauß mit seinen kurzen Schwungfedern fliegen will. Ein ähnliches lächerliches Schauspiel bietet der Verfasser dieses Dramas dem kundigen Zuschauer dar. Es fehlt ihm nicht an der Bemühung, sich über Staub und Schlamm zu erheben; aber sein Flug führt nicht hoch, und in jedem Augenblick erfolgt ein gefährlicher und lächerlicher Sturz. Schon von Hause aus deutet es auf geringen innern Reichthum, daß der Verf. sich entschließt, denselben von ihm jüngst als Novelle behandelten Stoff nun als Drama zu seinem eignen Doppelgänger zu machen, und das todte „Tolle Jahr", oder wie jene Novelle heißt, als „Hasses- und Liebeskämpfe" gespenstig über die Bühne gehen zu lassen. Umsonst greift er zu seiner Beflügelung zu entsetzlichen Greuelscenen, oder stützt sich auf lange Gebete; umsonst schwingt er Weihrauchfässer und Crucifixe — er bleibt am Boden und die elendeste Thurmspitze überragt seinen Flug. Seine höchste Anstrengung hebt ihn nicht über solche prosaisch-poetische Flitter und Flickreden hinaus, wie Reinhold und Guido sie im zweiten Act zur Marter des Lesers führen, und die alle, wie folgt, klingen:

Reinhold.

Weh dir und mir! O Guido, gib sie auf;
Denn nimmer wird dir Heil und Segen kommen
Von solcher Leidenschaft; die Maid ist schön
Und hat dein Herz berückt — ich kenne das! . . . .

Guido.

Und wenn nun Lea Christin wäre, Vater?

Reinhold.

Von meiner Liebe darfst du Alles hoffen;
Von deiner Liebe aber hoffe nichts. (ab.)

Guido.

Das war ein hartes, strenges Wort, o Gott!
Soll denn der Glaube Herzen scheiden, die
Sich innig lieben? (Eben!) Ach, ist die Liebe nicht
Der beste Glaube? (!) Wo die Liebe wohnt,
Wohnt Frömmigkeit und Tugend, ja, Gott selbst!
Und ist das nicht ein schöner Glaube, der
Uns selig macht (!) und Liebe macht uns selig!
Ach, ohne Lieb' ist jeder Glaube todt. (!)

Prosaischer und geschmackloser, das hundertmal Gesagte noch einmal zu sagen, ist nicht möglich! Entweder lebt in dem Verf., bei allen seinen Prätensionen auf Geist und Gefühl, auch nicht ein Aederchen von Poesie, oder er hat sich diesmal und in dieser Nachmittagsarbeit auch nicht die mindeste Mühe gegeben, uns dies kleine Aederchen sichtbar zu machen. Seine Apothekerkunst hat ihn hier gänzlich verlassen und wir bitten ihn dringend, lieber zu den gewohnten und officinellen Novellenrecepten zurückzukehren, als sich auf der dramatischen Rennbahn zu versuchen, deren Staub ihn ja gänzlich zu ersticken droht.

(Der Beschluß folgt.)

Die Jäger und Schützen des preußischen Heeres. Was sie waren, was sie sind und was sie sein werden. Erster Theil. Was sie waren. — Ihre Geschichte. Von Karl Friedrich Gumtau. Mit einer illum. Abbildung. Berlin, Mittler. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Unter diesem Titel gibt uns der Verf. eine treue Darstellung Dessen, was im preußischen Heere mit den Jägern und Schützen seit ihrer Bildung vorgegangen ist. Wenigen Schriftstellern dürften so viele Quellen zur Beschreibung irgend eines Gegenstandes zu Gebote stehen als dem Verf. des vor uns liegenden Werkes. Denn nicht allein dadurch, daß alle Archive ihm geöffnet waren, sondern auch durch mündliche Mittheilungen vieler theils noch lebenden, theils kürzlich verstorbenen achtbaren Mitglieder dieser Waffengattung ist die dankenswerthe Bemühung des Verf. sehr erleichtert worden. Dessenungeachtet bleibt ihm das Verdienst, alles darauf sich Beziehende gehörig gesammelt und, nach der Zeitfolge geordnet, so dargestellt zu haben, daß nicht nur der Soldat, sondern auch ein Jeder, welcher sich für die Kriegsgeschichte interessirt, das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird, wenn er nicht etwas Anderes in demselben sucht, als sein Titel besagt. Um dieses Urtheil zu belegen, liefern wir einen kurzen Auszug aus dem vor uns liegenden ersten Theile. Er führt uns die Jäger und Schützen so vor, wie sie seit ihrer ersten Bildung bis jetzt waren.

Bei dem Heere, welches der große Kurfürst 1674 an den Rhein marschiren ließ, finden wir zuerst „Scharfschützen und Jäger mit gezogenen Büchsen bewaffnet" erwähnt, deren Hauptzweck sein sollte, nach den feindlichen Offizieren zu schießen. Sie müssen gute Dienste geleistet haben, da 1689 eine ganze Compagnie, aus 143 Köpfen bestehend, bei der Belagerung von Bonn angewendet wurde. Da hierzu größtentheils Piemontesen angeworben waren, so entließ man diese nach dem Frieden, und wir finden diese Waffengattung zuerst wieder bei Ausbruch des ersten schlesischen Kriegs 1740, da sie aber nur 60 Mann zählten, deren Bestimmung mehr eine Art Wegweiser und Colonnenführer, als wirklich taktisch war. Nebenbei sollten sie Recognoscirungen und die Terrainaufnahmen der Ingenieurgeographen decken. Der König, die Brauchbarkeit dieser Truppe erkennend, vermehrte am Anfange des zweiten schlesischen Kriegs ihre Anzahl bis auf 300 Mann, die in zwei Compagnien getheilt waren. Unter dem 18. Juni 1744 erließ die kurmärkische Domainenkammer eine Aufforderung an alle Forstbediente, ihre Söhne zur Bildung eines Jägercorps zu Fuß zu stellen, auf welches man sich, seiner Treue halber, verlassen könne. In diese Zeit fällt auch die Bildung des aus 60 Mann bestehenden reitenden Jägercorps. Von nun an wurden die Jäger auch anderweitig verwendet. Denn wir finden 1744 und 1745 zwei im Gefecht geblisbene Offiziere in den Abgangslisten.

Im Jahre 1759 änderte sich die ursprüngliche Bestimmung der Jäger dahin ab, daß sie zu dem Vorpostendienste, den bisher die Husaren ausschließlich versehen hatten, gebraucht und deshalb von dem damaligen Hauptmann und Flügeladjutanten von Gaudi besonders instruirt wurden. Zum großen Nachtheil dieser Waffe wurde dieser Offizier schon 1760 anderweitig angestellt und dem Major des Granges, früher in sardinischen und französischen Diensten, das Commando derselben übertragen. Die Vorliebe des großen Königs für die Franzosen ließ ihn bei dieser Wahl einen bedeutenden Mißgriff machen und die Voraussetzung, daß des Granges ein ausgebildeter Parteigänger sei, ihn alle übrigen Mängel dieses Mannes und besonders den übersehen, daß er die Construction der Büchse gar nicht kannte. Später zeigte es sich, daß er auch als Parteigänger ebenso wenig brauchbar war; allein (was man so häufig findet), um seinen Irrthum nicht einzugestehen, ließ der König die Führung dieses Corps dem Ausländer auch ferner, obgleich es unter seiner Leitung bedeutende Verluste erlitt, besonders bei dem Rückzuge des Hülsen'schen Corps von Berlin nach Spandau am 9. Oktober 1760.

Um diesen Verlust zu ergänzen, wurde im November desselben Jahres eine ähnliche Aufforderung wie die von 1744 erlassen, die auch so erfolgreich war, daß 1761 ein ganzes Bataillon Jäger bei dem Corps sich befand, welches unter den Befehlen des Königs aus Sachsen nach Schlesien marschirte. Nach dem 1763 erfolgten Frieden wurde das aus angeblich 800 Mann bestehende Bataillon auf zwei Compagnien, jede zu 150 Mann, reducirt, wovon drei Viertel mit leichten Infanteriegewehren und nur ein Viertel mit Büchsen bewaffnet waren. Aber schon

1778 wurden sie wieder auf fünf Compagnien vermehrt. Zu Anfang des Feldzuges 1778 ließ der König 12 Jäger in Böhmen anwerben, die, wie die ersten Jäger zu Colonnenführern dienen sollten und eine Zulage von 10—15 Thalern erhielten. Außer diesen böhmischen Jägern wurde unter Leitung des Capitains Spignas eine sechste Compagnie in Westfalen und dem Reiche geworben. Da dem Könige das richtige Schießen die Hauptsache bei den Jägern war, so wollte er auch nicht einmal die einzelne Dressur und die Uebung des Linienbienstes gestatten, weil er dies nur als ein Spielwerk der Offiziere betrachtete. Als der Oberst des Granges bei dem Herbstmanöver in Potsdam das Jägerregiment statt wie bisher in Reihen und ohne Gleichschritt, in Zügen und im Tritte bei dem Könige vorbeidefiliren lassen wollte, rief dieser mit erhobener Krücke: „Wollt ihr Schäker wol auseinander!" — Am 12. Sept. 1784 verordnete der König abermals die Vermehrung der Jäger um 190 Köpfe, wozu er vorzüglich Böhmen wünschte, die „die Wege gut kennen und in den Gegenden gut Bescheid wissen". Dadurch sollte das Ganze zu einem Regimente gebildet und mit 700 Büchsen und 600 Bajonnetgewehren bewaffnet werden.

Im September 1794 wurde das bisher im holländischen Solde gestandene anspach-baireuthische Jägerbataillon in zwei Compagnien formirt und dem Jägerregimente einverleibt, welches nun aus 12 Compagnien in drei Bataillonen bestand. Bis zum Jahre 1800, da es den Major von York zum Commandeur erhielt, geschah nichts Erhebliches bei demselben. Was dieser Mann, welcher sich später einen so rühmlichen Namen in der Geschichte sicherte, vermochte, hatte er bereits als Commandeur eines neu errichteten, aus den verschiedensten Bestandtheilen zusammengesetzten Füsilierbataillons bewiesen. Der Verf. sagt darüber: „Gründliche Erfahrungen und umfassende Belehrungen hatte der Major von York in den Feldzügen während seiner frühern militairischen Laufbahn, besonders in einem Zeitraume von fünf Jahren, in welchem er in holländischen Diensten gestanden hatte, gesammelt. Als Commandeur eines Füsilierbataillons hatte er schon seine ausgezeichnete Kenntniß dieses Dienstes und seine hervorstechenden Eigenschaften für diese Truppe bemerkbar gemacht. Als er nun an die Spitze des Regiments trat, begann — so berichtet ein einsichtsvoller Zeitgenosse — ein regeres Leben. Die Uebungen wurden geregelt, man fing an, über die Eigenthümlichkeiten der Fechtart nachzudenken, das Handwerksmäßige verlor sich, wenn auch nicht ohne Widerspruch. York bildete die Jäger, zugleich aber auch sich selbst" (S. 147). Die von ihm entworfene Instruction, welche nur theilweise vor uns liegt, ist der sicherste Beweis, daß er die Truppen nicht allein zur Parade und auf dem Exercierplatze, sondern auch auf dem Schlachtfelde zu führen verstand.

Diese wohl dressirten und disciplinirten 12 Compagnien wurden bei dem Ausbruch des Kriegs von 1806 bei vier verschiedenen Heerabtheilungen vertheilt, und hier finden wir sie zum ersten Male bedeutende Gefechte mit dem Ruhme bestehen, welcher meist die Thaten ausgezeichneter Truppen krönt. Dessenungeachtet entgingen nur wenige dem damals so allgemeinen Schicksale der Gefangenschaft. Indeß finden wir die Jäger, vereinzelt zwar, aber später zu bedeutenden Parteien geschart, in Preußen, Pommern und Schlesien wieder, wo sie neue Lorbern den alten zugesellten, ohne jedoch dem Staate einen ehrenvollen Frieden erkämpfen zu können. Hätte alle Truppen der gleiche Geist beseelt und hätten sie unter gleicher Führung sich befunden, so wäre der Friede nicht am Niemen unterzeichnet worden.

Dieser im Juli 1807 geschlossene Friede erfoderte eine Reorganisation des ganzen Staates. Je genauer man die Vortheile der Jäger kennen gelernt hatte, desto mehr war man auf deren Vermehrung bedacht, und waren früher bei 60 Regimentern Infanterie nur 12 Compagnien Jäger gewesen, so behielt man jetzt die gleiche Anzahl bei 12 Infanterieregimentern, deren Nutzen in den Kriegen von 1812—15 sich hinlänglich gezeigt hat, wenn wir dem Verf. auch nicht immer beistimmen können, wo er den Sieg der Wirksamkeit der Jäger und Schützen vorzüglich zuschreibt. Wir werden noch später darauf zurückkommen.

Der als Führer eines Füsilierbataillons und des Jägerregiments so ausgezeichnete, zum Generalmajor beförderte York erhielt die Inspection über sämmtliche leichte Truppen der Armee. Wem konnte eine Truppe wol sicherer anvertraut werden als Dem, der in der schwierigsten Lage bewiesen hatte, wie man mit wenigen Mitteln große Vortheile erringen könne. Durch eine höchst zweckmäßige Instruction belehrte der General seine Untergebenen. Bruchstücke aus der Einleitung zu derselben theilen wir, wie sie der Verf. gibt, deshalb wörtlich mit, weil sie uns mit dem Geiste des Mannes näher bekannt macht, der oft die verschiedenartigsten Urtheile über sich ergehen lassen mußte, dessen Hauptaugenmerk aber immer war, seinem Könige und dem Vaterlande zu nützen, wenn er auch niemals mit diesem Bestreben gleisnerisch hervortrat und grade durch seinen Eifer, ohne Nebenrücksicht das einmal vorgesteckte Ziel zu erreichen, oft wunde Stellen berühren mußte. In dieser Einleitung sagt der General: „Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß in einer bloßen Instruction nicht alle Details erörtert werden können, die ohnehin mehr für die speciellern Leitungen der Brigadecommandeurs gehören und sich bei einer persönlichen Inspicirung der Truppen auch weit leichter bewirken lassen. Ebenso wenig kann diese Instruction einen Inbegriff ganz neuer Einsichten darbieten, indem sie nur den Zweck hat, bekannte Wahrheiten und Erfahrungen in eine übereinstimmende Unterrichtsanleitung zu fassen. Noch weniger aber lassen sich in einer Kunst, wie die des Kriegs, wo die Resultate so unendlich dem Zufall, den Elementen — wol auch der Freiheit des Willens, dem Verstande, der Tapferkeit oder der Feigheit der einzelnen Glieder der Maschine untergeordnet sind, bestimmte Formeln für alle Fälle geben. Nur allgemeine Regeln der Erfahrung lassen sich hier entwerfen, deren zweckmäßige Anwendung auf die Lage der Umstände den denkenden Offizier vor demjenigen auszeichnen, der seine Functionen nur wie einen Mechanismus behandelt, oder in der Zusammenstellung erlernter Evolutionen schon das vollendete Bild der Kriegskunst sieht." (S. 240 u. f.)

Dieser Instruction von 1810 folgte am 16. Mai 1811 eine andere, zur nähern Erläuterung als feststehend den Grundsatz vorausschickend, daß die Taktik der leichten Infanterie in der Fähigkeit überhaupt liege, die jedesmaligen nach Maßgabe des vorliegenden Falls geschlossenen Bewegungen mit einem überlegenen, wohlgezielten Feuer (was nur durch eine aufgelöste Linie zu bewirken sei) so zu verbinden, wie es die Umstände und das Terrain erfodern. „Die Herren Commandeurs werden also ihren resp. Regimentern und Bataillonen nur dadurch die beste Ausbildung für den Krieg geben, wenn sie erst die Grundsätze der Streitart allgemein aufstellen, wenn sie erst die Truppen an die Ergreifung und Festhaltung der Hauptsache gewöhnen; wenn sie ihren Untergebenen klare Begriffe über die Functionen und Vorfälle des Kriegs im Allgemeinen beibringen, und wenn sie auf den Geist der Truppe dahin wirken, daß ein Jeder überzeugt wird, daß Schlauheit und Entschlossenheit die wesentlichsten Eigenschaften guter leichter Truppen sein müssen." (S. 242 u. f.)

So zweckmäßig diese allgemeinen Regeln ertheilt wurden, ebenso klar und gründlich war die Instruction über den Gebrauch der Büchse, und auf dem von York gelegten sichern Grunde bauten dessen Nachfolger im Commando der Jäger, von Witzleben und von Neumann, so zweckmäßig fort, daß wol in keiner Armee gründlicher ausgebildete Jäger und Schützen gefunden werden dürften als in der preußischen; obgleich die kurze (nicht ganz dreijährige) Dienstzeit diese Ausbildung sehr erschwert.

Die Thaten der Jäger und Schützen stellt uns der Verf. chronologisch geordnet recht anschaulich dar. Hierbei blickt ein wenig Vorliebe für die Waffe durch: denn wo auch nichts Bestimmtes von dem Antheile der Jäger an dem Kampfe gesagt wird, da supponirt der Verfasser denselben, wie z. B. in den

Schlachten von Prag und Breslau. Auch irrt er, wenn er S. 292 von dem Gefechte bei Bunzlau in Schlesien erzählt: „Als der Feind von der großen Brücke vertrieben, diese später angriff, wirkte diese Compagnie (die vierte des Gardejägerbataillons) wesentlich zu ihrer Vertheidigung und Behauptung mit, sodaß der Feind von seinem Versuche abstehen mußte, und nachdem eine Unterstützung von russischen Truppen angelangt war, genöthigt wurde, zurückzugehen." Da Ref. Augenzeuge jenes Gefechts war, so glaubt er, daß der Verf. die Rüge eines unwesentlichen Irrthums nicht als Tadel, sondern dessen Berichtigung vielmehr freundlich aufnehmen wird, wie er es S. VII selbst zusichert. Die Ursache, daß die Franzosen von der Wiedereroberung der Boberbrücke abstanden, lag weniger in dem wohlgerichteten Feuer der Jäger, als darin, daß sie ihnen überhaupt nutzlos war. Die Erstürmung dieser im Rückzuge von dem Feinde angezündeten Brücke und der Uebergang über dieselbe waren von den preuß. Truppen, Linieninfanterie und Jäger, mit so vieler Energie bewirkt worden, daß sie sich bald nach 9 Uhr Morgens in den Händen der Verbündeten befand, und der damalige Hauptmann von Zastrow vom Leibinfanterieregimente mit seiner Compagnie den fliehenden Feind durch das brennende Tillendorf, auf der Straße nach Naumburg am Queiß lebhaft verfolgte. Hierbei wurde er von einem Pulk Kosacken, die ihre Pferde über die brennende Brücke führten, unterstützt, welche aber nicht lange nachher mit der Meldung zurückkamen, der Feind habe „kehrt gemacht" und die Infanterie angegriffen. Die Wahrheit dieser Meldung zeigte sich nur zu bald, indem einzelne zurückkehrende Tirailleurs die Nachricht brachten, daß der Hauptmann von Zastrow mit einem großen Theile seiner Compagnie gefangen worden sei. Der Rest der den Tag vorher bei Plagwitz geschlagenen Feinde und die, welche bei Wenig-Rackwitz und andern Orten den Weber passirt hatten, vereinigten sich vielleicht zufällig auf der Straße nach Naumburg am Queiß und machten nun Front, da das waldige und von Defileen durchschnittene Terrain den Rückzug erschwerte. Dem Feinde mußte Alles daran liegen, denselben so ungestört als möglich fortzusetzen und die Verfolger weit abzuhalten. Die zerstörte Brücke war hierzu das sicherste Mittel und sie mußte vertheidigt, nicht aber wiedergenommen werden, da dieses dem Feinde nur viele Menschen gekostet hätte, ohne irgend einen Zweck zu haben, indem er in seiner damaligen Lage nicht mehr daran denken konnte, dem auf dem rechten Boberufer vereinigten Armeecorps von York und Sacken ein Gefecht anzubieten. Beide Theile beschränkten sich daher auf die Vertheidigung der Ufer durch Tirailleurs, was den Preußen bei dem bis zum Abend fortgesetzten Gefechte viele und (wenn wir uns recht erinnern) bedeutend mehr Menschen als die Schlacht an der Katzbach kostete. Dieses mochte wol größtentheils in der Unbekanntschaft mit dieser Fechtart liegen, in welcher die Landwehr, von der hier einige Bataillons fochten, zu wenige Gelegenheit gefunden hatten, sich auszubilden.

Was S. 291 von dem Gefechte bei Hochkirch am 4. September 1813 erzählt wird, ergänzt die im „Militairwochenblatte" Nr. 946, Jahrg. 1834 gelieferte Darstellung jenes Kampfes und zeigt abermals, wie verschieden ein und derselbe Gegenstand, von verschiedenen Standpunkten betrachtet, erscheint. Im „Militairwochenblatte" wird beiläufig erwähnt, daß in diesem Gefechte der Commandeur der Jäger geblieben sei. Der Verf. erzählt davon nichts, sondern sagt S. 294, daß die vierte Compagnie des Gardejägerbataillons sieben Verwundete, die beiden ostpreußischen Jägercompagnien drei Jäger todt und den Lieutenant Hart und 14 Jäger verwundet verloren haben.

Bei jeder Schlacht und jedem noch so kleinen Gefechte wird der Verlust genau nachgewiesen und es werden die Thaten sowol größerer Abtheilungen als auch einzelner Jäger und Schützen erzählt. In einer summarischen Uebersicht (S. 358) wird der ganze Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen auf 57 Offiziere und 1511 Mann angegeben. Diese Verlustliste umfaßt aber nur die seit 1807 organisirten Gardejäger, das ostpreußische Jäger- und das schlesische Schützenbataillon in den Kriegen 1812—15. Von dem ehemaligen Jägerregimente ist leider kein solcher Nachweis vorhanden, dagegen ein Verzeichniß der Offiziere des Jägercorps zu Fuß, welche von 1740—1808 abgegangen sind. Die dem vorliegenden Theile beigefügten Listen enthalten die Namen der sämmtlichen Offiziere und Jäger, welche Orden und Ehrenzeichen empfangen haben, und die auf den Gedächtnißtafeln befindlichen Namen. Eine detaillirte Uebersicht zeigt die Gefechte an, 1) in denen die Jäger und Schützen zweckmäßig gebraucht wurden und durch die Sicherheit des Schusses ein entscheidendes Resultat herbeiführten, 2) in denen die verwendeten Jäger zwar Gutes geleistet haben, aber ihre Wirksamkeit nicht entscheidend gewesen ist und 3) in welchen sie überhaupt ihrer Gefechtsweise und Bewaffnung unangemessen gebraucht wurden.

Wäre der Raum nicht so beschränkt, so könnten wir noch Vieles anführen, was von der Mühe und dem Fleiße des Verf. zeugt und dessen Schrift Vielen empfehlen würde, die auch nicht näher mit dieser Waffe bekannt sind. Den vom Verf. versprochenen beiden folgenden Theilen sehen wir mit Verlangen entgegen, und wünschen nur, daß der Setzer in denselben nicht so arge Verstöße mache, als in diesem Bande, in dem er der 73. die 78. und der 64. die 69. Seite folgen läßt. Sonst ist der Druck aber correct. 165.

Notizen.

Bei der letzten Jahressitzung des Mäßigkeitsvereins zu Boston wurde in dem Jahresrapport unter andern Folgendes mitgetheilt: Es haben sich gegenwärtig in allen Staaten der Union, einen ausgenommen, Mäßigkeitsvereine gebildet; man zählt 8000 Localsocietäten. Wie man versichert, haben 4000 Destillateurs ihre Läden geschlossen, 8000 Kaufleute ihren unmoralischen Liqueurhandel aufgegeben und 1200 amerikanische Fahrzeuge kreuzen jetzt auf dem Oceane ohne Branntwein am Bord. Auch erfreuen sich die Mäßigkeitsjournale und Almanache eines außerordentlichen Absatzes.

Eine neue Tulpe, welcher die Societät der Blumisten zu Gent den Namen der Citadelle von Antwerpen gegeben hat, ist unlängst von Herrn Vanderninck, einem Blumenfreunde in Amsterdam, für die Bagatellsumme von 16,000 Francs gekauft worden. So gab in frühern Zeiten ein Particulier in Lille für eine ähnliche seltene Tulpe ein ganzes wohleingerichtetes Brauhaus, seit welcher Zeit das Brauhaus mit der Tulpe den Namen vertauschte, und diese das Brauhaus, jenes die Tulpe hieß. Und so beweisen auch die Tulpen ihrerseits, daß die Narren in der Welt nicht aussterben.

In Paris hat sich eine neue dramatische Gesellschaft gebildet zur Einrichtung zweier Schauspielhäuser oder Säle, bestimmt, die alten Theater der jungen Künstler von der rue Lancry und der rue Thionville zu ersetzen, welche Monrose, Firmin, Lepeintre den Aeltern, Vernet u. A. hervorgebracht haben. Schon ist das théâtre du Luxembourg (rue de Madame) wieder geöffnet und elegant restaurirt worden. Der zweite Saal wird in einem entgegengesetzten Stadtviertel, auf dem boulevard Beaumarchais, errichtet werden und künftig den Namen Théâtre de la porte St.-Antoine führen.

Der Herzog von Devonshire besitzt ein Brevier, welches Heinrich VIII. von England auf seinen Reisen bei sich zu führen pflegte; es ist verziert mit biblischen Darstellungen nach Zeichnungen von Holbein, und einem Portrait des Königs selbst von demselben Meister. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 243. — 31. August 1835.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1834.

Vierter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 242.)

59. Leonidas. Trauerspiel mit Chören in fünf Aufzügen. Von Anton Kaspar. Wien, Beck in Commission. 1834. 8. 1 Thlr.

Wäre von dem dichterischen Anhauch, der in der Widmung dieses Trauerspiels an den ehrwürdigen Pyrker weht, auch nur ein Fünkchen in das Gedicht selbst übergegangen, so würden wir uns desselben zu erfreuen haben. Allein in der schönen poetischen Bewegung dieser Widmung, verglichen mit dem Mangel an Poesie in der Tragödie, zeigt sich uns deutlich, daß der Verf., für eine andere poetische Sphäre wohl begabt, für die tragische nicht hinreichend ausgestattet sei. An und für sich ist der von ihm erwählte Steff auch ein undankbarer, und die Sterilität der Handlung in einem Drama durch Schlachtberichte und Erzählungen zu ersetzen und zu verbergen, ist immer eine sehr mißliche Nothwendigkeit für den tragischen Dichter. Der dramatische Sinn sträubt sich gegen Scenen und Acte, die so anfangen:

Leonidas.

Wie steht es um der Flotte Kampfgeschick?
Erzählt uns, Sohn des braven Lampsachos!

Diesen Mangel an Dem, was das Drama macht, an Handlung nämlich — denn was der Gegenstand davon darbot, mußte für den fünften Act sorgsam verspart werden — ersetzen auch die schönsten und poetischsten Chöre nicht; noch weniger aber so prosaische und geringe Verse, als der Verf. uns hier für Chöre darbringt, in denen kaum die Rhetorik einige schwache Siege feiert. Z. B.:

Oft lächeln die Menschen und haben kein Herz,
Und streben durch Trug zu glänzen;
Doch strenge vergelten Schuld und Verdienst
Einst Themis prüfende Schalen.

Meistens begnügt sich der Chor mit Gemeinplätzen dieser Art, und ein geschicktes Wort, das von ferne auf die leidenschaftlose Höhe hindeutete, auf welcher der Chor sich über der Handlung der Menschen erheben soll, sie betrachten und ins Allgemeine zurückspiegeln, gelingt ihm nur selten; ja, es wird um so weniger bemerkt, als den Handelnden selbst die Leidenschaft fehlt. Nur im Schlußact erhebt sich die That bisweilen zur tragischen Höhe und die Sprache des Chors zu den Tönen der Weisheit, die wir von ihm zu hören verlangen. In dieser Arbeit, der daher kein höheres Prädicat als das der Mittelmäßigkeit zukommen wird, fehlt es überdies nicht an sprachlichen Sünden; wie:

Der Tag bricht an — mit ihm der Feind (?!)
. . . . .
Die schlimmste Schuld, der keine gleicht,
Verbleibt der Verrath am Vaterland . . .

und wir müssen die guten historischen Studien, die dafür aufgewendet wurden, daher für so gut wie verloren halten. Guter Wille und Begeisterung (für Griechenland) reichen, das zeigt sich hier, für die Tragödie nicht aus; in der Widmung aber malt sich Bescheidenheit, poetische Anregung und formelle Geschicklichkeit.

60. Die beiden Fugger. Ein Lustspiel in drei Acten. Tübingen, Osiander. 1834. 16. 8 Gr.

Diese ungewöhnliche und höchst originelle Arbeit würde uns lange beschäftigen können, wenn unser Raum nicht so kurz und voll in Anspruch genommen wäre. Was sollen wir sagen? Unser oft gehörter Anruf an Apoll um das Geschenk eines einzigen echten Lustspiels, unsere flehentliche Bitte um ein solches aus Shakspeare's Genius — hier ist sie gewissermaßen erfüllt! Mit freudigem Erstaunen treffen wir hier in diesem anspruchslosen Büchelchen, dessen Verf. sich nicht einmal nennt, auf den echten Halbgott Humor, auf den echten Tyll, dessen Maske nur Raupach ergriffen und gebannt hat. Dieser Tyll mit einem y — statt mit einem i — ist der wahre deutsche, wohlbekannte Eulenspiegel aus Schwaben, Diener des Herrn Rathsherrn Mathias Mutschler, Patriziers einer freien Reichsstadt, bald nach dem dreißigjährigen Kriege. Sein Witz ist wirklicher Witz, seine Figur die eines wahrhaftigen klugen Narren, seine ganze Erscheinung ein Blitz des Genies. Er macht das Lustspiel; wir vergessen bei ihm, nicht blos nach Intrigue, Führung, Tendenz und aller übrigen Kleinkrittelei der Dame Kritik zu fragen; wir vergessen mehr bei ihm, wir vergessen unsere Sorge, unsere Noth, Krankheit und Gebrechen — wir lachen mit einem Wort, und lernen aus diesem Lachen und Vergessen mehr, als hundert steife und lachstoffiose Perückenkomödien uns lehren können. Dieser Tyll ist ein Wunder unserer Zeit; ohne politische Anspielungen witzig wie Falstaff, und ebenso flaschenliebend, wortspielend-geistreich und albern-weise; ein ganz capitaler Mensch! Man muß selbst sehen, wie er sich im Anfang des zweiten Acts geberdet; fürwahr, wir haben seines gleichen seit den „Edelleuten von Verona" nicht gesehen, und viel ließen wir's uns kosten, ihn einmal auf der Bühne, gut dargestellt, zu erblicken. Wohlan — ihr Bühnendirectoren! Seht, hier ist ein wahres Lustspiel! Auf! bringt die erstorbene Lust, bringt das verloren gegangene Spiel des Witzes wieder zu Ehren! Die Gelegenheit ist da! Hiermit müssen wir dies Erzeugniß eines völlig neuen Geistes in der Komödie entlassen — den Verf. aber bitten wir, sich zu nennen und sich ferner zu zeigen — die Ehre wird ihm nicht fehlen. Das Neue ist das Siegende, und wenn das Neue so voll von Geist und Weisheit ist, wie hier, so neigt sich ihm jede Palme zu.

61. Dramatische Blüten in Mittheilungen deutscher Dichter. Erstes bis fünftes Bändchen. Braunschweig, Busse. 1833—34. 16. 3 Thlr. 6 Gr.

In dieser neuen Sammlung stellen sich Dramen aller Art, Originale und Bearbeitungen zur Auswahl, die, so weit der Inhalt in diesen fünf Bänden vorliegt, für eine glückliche gelten kann. Der erste Band bringt „Flachshannchen", romantisches Schauspiel in drei Abtheilungen (Tagen) von Bernhard Neustädt, dar. Das Stück ist bekannt und als Zeitgemälde nicht verwerflich; höhere dramatische Foderungen verträgt es

nicht. Der zweite Band liefert: „Ludwig XI. letzte Tage", historisches Drama in fünf Acten nach Delavigne vom Freiherrn von Biedenfeld; gleichfalls zur Genüge bekannt, und voll der Wirkung, der Fehler und der Trefflichkeiten, die wir bei den neufranzösischen historischen Dramen anzutreffen gewohnt sind. Der dritte Band enthält: „Der milde Onkel", Lustspiel in fünf Aufzügen, nach dem Englischen des Morton, von W. Vogel, vielleicht das beste Lustspiel der neuen englischen Thalia und selbst in seiner etwas breiten Bearbeitung noch gefällig und wirkungsvoll. Im vierten Bande finden wir: „Die Söhne der Nacht" und „Karl XII. Tod", nach van der Velde's Erzählung, ein schwaches Stück, das wir schon sonst in d. Bl. angezeigt haben. Der fünfte Band endlich bringt: „Den Criminalproceß", Schauspiel in drei Acten, nach einer ziemlich verkehrten Erzählung Blumenhagen's, von H. Matte, äußerst verfehlt und oft undeutsch dar. Den Beschluß macht: „Der dumme Streich", Lustspiel in einem Act von Gustav Sellen, der dieses aus den gewöhnlichsten Komödienelementen zusammengesetzte Stück nichtsdestoweniger ein Originallustspiel nennt. Wenn es, wie so häufig, an einem neuen Titel genug ist, so hat der Verf. Recht. Ungeachtet mancher Mittelmäßigkeiten, welche diese neue Sammlung somit darbietet, empfiehlt sie sich doch den Theaterbibliotheken, und diese sind dermalen ja die einzigen Käufer dramatischer Erscheinungen.

62. Lustspiele, oder dramatischer Almanach für das Jahr 1835 von F. A. von Kurländer. 25. Jahrgang. Mit sechs Kupfern. Leipzig, Baumgärtner. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Die 25jährige silberne Hochzeit, welche der Herausgeber mit dem Publicum durch dies Bändchen dramatischer Gaben feiert, ist immerhin eine charaktervolle Erscheinung. Sie deutet auf die Treue der deutschen Lesewelt einerseits, die sich nie verräth, wenn man sie zu erhalten bemüht ist, und auf eine sichere und verständige Haushaltung des Verfassers mit seinem Unterhaltungstalent. Mit der Kritik dagegen hat der Herausgeber des Almanach vielfache und oft schlimme Kämpfe zu bestehen gehabt, während ihn die Treue seiner Lesebraut erfreute. Wir selbst haben ihm öfter schon den Vorwurf der Vernachlässigung seines Talents, oder des halben Gebrauchs seiner Gaben machen müssen und ein Theil dieses Vorwurfs muß ihn leider auch jetzt wieder treffen. Unter seinen diesmaligen Gaben ist: „Hans als Schildwache" eine Bearbeitung der bekannten „La consigne". Dergleichen spielende Kleinigkeiten können fast nur im Munde und in der Action französischer Schauspieler zu wirklichem Beifall hingelangen; auf deutscher Bühne nehmen sie allzu leicht den Charakter eines plumpen Scherzes, oder, was noch schlimmer ist, den einer Albernheit an. Das Stück streift hart an diese gefährliche Grenze. Größern Werth hat die „Altistin", Lustspiel in zwei Acten, nach einem französischen Vaudeville, das, besonders im Charakter Erwin's, wesentliche Verbesserungen erfahren und nur wenig von seiner ursprünglichen Leichtigkeit eingebüßt hat. Neues ist darin jedoch wenig anzutreffen, Freies einiges, Witziges und Gescheites — fällt aus, wie es in den statistischen Tabellen lautet. „Zufall und List", Lustspiel in zwei Aufzügen, ist ein altes Receptstück, ein eignes, zum zweitenmal geborenes Kind des Verf., doch darum nicht seliger geworden nach der Wiedergeburt, wenngleich die Schlafscene, die aus dem ersten in den zweiten Act überspielt, immerhin ein glücklicher Zug bleibt. Ein wenig lockere Moral verzeiht man Stücken dieser Art, schwerer die Leichtigkeit, mit der sich Alle von Karolinen betrügen lassen. Das einactige Lustspiel: „Haushaltung einer Dichterin", ist nur dem Plane nach aus dem Französischen des Varner entlehnt; die Charaktere sind ins Deutsche übersetzt, was wir unbedingt loben müssen. Denn die Neufranzosen sind zwar geborene Intriguenmacher, aber so dürftige Charaktermaler, daß sie für den weiblichen Charakter z. B. nur zwei Schemata: Sentimentalität und Naivetät, besitzen, Mischung und Mitteltinten aber so gut wie gar nicht kennen. Und selbst jene beiden Typen verderben sie fast immer durch Uebertreibung, während ihre Intrigue durch den Fehler und den Vorzug der Leichtigkeit hervorsticht. Umschmelzende Bearbeitungen, wie diese, treffen daher meistens das Ziel, und in der That ist die Haushaltung Crieste's allerliebst.

63. Das Schloß Candra. Heroisch-romantische Oper in drei Aufzügen. Von C. Gehe. Musik von Wolfram. Dresden, Arnold. 1834. 8. 4 Gr.

Der Verf. ist unstreitig der beste Operntextdichter unter uns, nicht sowol in Bezug auf die Wahl seiner Stoffe, als durch die geschickte Herbeiführung musikalischer Einschnitte, durch das kunstgerechte Hinüberziehen der dramatischen Handlung in die Gefühlsregion, wo sich die Musik leicht und natürlich anknüpft. In diesem Betracht sind: „Die bezauberte Rose" und „Jessonda" wirkliche Musteropern, und auch „Schloß Candra" ist reich an glücklichen Beispielen dieser Art. Bei den allbekannten und anerkannten Mängeln unserer musikalischen Dramen ist es wol der Mühe werth, sich von dem Grunde dieser Mängel einmal Rechenschaft zu geben (und dieser ist kein anderer als der eben angedeutete) und Gehe's Bemühungen, diesen Mängeln abzuhelfen, sind des Lobes wol werth. Niemand bietet dem Componisten häufigere und würdigere musikalische Intentionen, entsprechendere Gemüthslagen und bessere Verse dar, und die schwierige Frage nach einem echten Operntext hat Niemand besser gelöst als er. Auch das ist wol des Dankes werth.

64. Lustspiele von Wilhelm Fricke. München, Franz. 1834. 8. 1 Thlr.

Gemeinheit, dein Name ist Lustspiel! möchte man in der That beim Ueberblick der Flut von Komödien ausrufen, die Jahr aus Jahr ein bemüht sind, Adel, Gefühl und sittlichen Zartsinn von der Bühne zu verdrängen. Was diesen Jammer allein verdrängen könnte, Geschmack und Sinn für Poesie, mangelt fast allen deutschen Bühnendirectionen, und warum er ihnen mangeln muß, ist uns kein Geheimniß. Auch der Verf. trägt sein Scherflein zu diesem Jammer bei, indem er in dem Lustspiel: „Die Kranken" der Trivialität, und in der zweiactigen Posse: „Peter und Paul", den niedrigsten Elementen dieser Gattung den Zügel schießen läßt. Das Schlimmste aber ist, daß es in beiden Fällen ohne den mindesten Ersatz durch Witz oder Laune geschieht, und daß die Niedrigkeit so ernst auftritt, als hätte sie das größte Recht, uns zu langweilen. Geschwind die Feder niedergelegt, Herr Lustspieldichter, ohne Lust, ohne Spiel und ohne Dichtung!

Zum Schluß haben wir noch der

65. Dramaturgischen Berichte von Fr. Ludw. Schmidt. Als drittes Bändchen der Aphorismen. Hamburg, Nestler und Melle. 1834. Gr. 12. 1 Thlr.

zu erwähnen, die durch nicht geniale, aber sorgsame Kritik über die englische Bühne in Hamburg, die Zeit Schröder's, welcher sieben Berichte gewidmet sind, und neben Anderm durch kleine dramaturgische Poesien dem guten Geschmack und der Theorie der Schauspielkunst und der Erhebung unserer Bühnen aus Lethargie und Versunkenheit förderlich zu sein sich bemühen. Der bedeutendste Theil des Inhalts schließt fast zu einem vollständigen Künstlerleben Schröder's zusammen, für das wir dem Verf. Dank zu sagen haben; denn die echte Kunst des Mimen wird sich wol für immer an dieser Periode ihrer höchsten Blüte in Deutschland, an dieser Epoche der höchsten Würde der Bühne in unserm Vaterlande zu spiegeln haben. Und nun nehmen wir von dem Leser für dieses Jahr Abschied, mit Wunsch und Hoffnung, diese lange und mühevolle Uebersicht werde den Geist echter Dramaturgie in ihm belebt, erfrischt, angeregt und hier und dort durch wohlgemeinten Rath und freundliche Warnung zurechtgewiesen haben. L.

Seemannssagen und Schiffermärchen. Mitgetheilt von Heinrich Smidt. Erstes Bändchen. Berlin, Zesch. 1835. 8. 1 Thlr.

Hören wir zuerst von dem Verf. selbst, was er mit diesem Buche, von welchem uns noch zwei Theile versprochen werden, will:

„Dem Freunde des Seelebens übergebe ich hiermit eine Schrift, die vielleicht im Stande ist, ihm einiges Vergnügen zu machen; es war bei weitem nicht so leicht, dieselbe zusammenzustellen, als man wol denkt, und mehre Jahre gingen vorüber, ehe ich alle die Materialien fand, die mir dazu unumgänglich nöthig waren. Vor hundert und mehren Jahren wäre es leichter gewesen, ein Werk dieser Art zu schreiben, das obendrein vielleicht in mancher Beziehung reichhaltiger ausgefallen wäre. Die Menschen sind cultivirter geworden, sie haben freiere Ansichten gewonnen und schämen sich der Einfalt ihrer Altvordern. Der Köhler in den Waldungen, der Hirte in den Thälern, und der auf den Bergen umherschweifende Jäger gesellten sich sonst vertraulich zu dem Wanderer und sprachen mit ihm über die Wunder der Umgegend. Manche heilige Sage, manches traurig schöne Märchen ward bei dem rauschenden Sturze des Wasserfalles, oder am ruhig fließenden Bach beim lieblichen Mondschein erzählt, und der Wanderer trug die empfangenen Bilder weiter fort über Meer und Land, bis in die entferntesten Gegenden; der fahrende Sänger erfann eine freundliche Weise dazu, und sang diese in dem Goldpalast des Königs und unter dem Blütenbaume des Landmanns. Diese Zeit der Poesie ist vorüber, unsere aufgeklärte, geläuterte und destillirte Generation duldet den zarten Duft eines Märleins höchstens in zierlichen Almanachen; aus der wirklichen Welt will sie diese verbannt wissen, ihr genügt nur eine reelle Wirklichkeit, und so kam es denn, daß man die Bewohner der Berge und der Thäler bespöttelte und als abergläubige, dumme Menschen verhöhnte. Seit jener Zeit sind diese verstummt, sie schweigen störrisch und verbergen ihr Wissen selbst ihren Kindern, damit diese nicht gleichen Schimpf erdulden möchten. Aber seit jener Zeit ist die Poesie aus der Wirklichkeit verschwunden, und spukt nur noch im Gehirn der Dichter; die Quelle ist jetzt nichts als ein Wasser, womit man seinen Durst löschen kann; der Baum mit seinen hundertjährigen, laubbedeckten Aesten nur willkommen, weil unter seinem Schatten der Erhitzte Abkühlung findet, und die stille Pracht der Blumen wird kaum würdig gefunden, in zierlichen Kristallvasen geordnet, die Tafel der Gourmands zu verschönern. Daß eine Seele in diesen Blumen lebt, daß eine fromme Najade aus dieser Quelle zu uns anflispelt, daß eine Götterstimme im Rauschen der Eiche zu uns spricht, das fällt keinem Gescheiten mehr ein, denn um uns her ist nur eine constante reale Wirklichkeit, die dem Leben ihre Zinsen tragen muß, denn

Was nicht dem Leben nützt, ist Spielerei!

Aber die Vorzeit hat für uns gesorgt und der Sagenkreis jedes Landes und Volkes ist gesammelt und lebt im Liede unter uns fort. Nur dem Meere ward es nicht so gut, und viele Tausende leben, die nicht wissen, daß dasselbe außer Wellen und Fischen noch irgend etwas an und in sich habe, als was man vermeiden müsse, — z. B. Klippen. Und doch athmet eine Welt von Poesie in diesen anscheinend wüsten Räumen, doch spricht ein freundlicher Geist aus jeder vorüberrauschenden Welle, doch steigen die furchtbaren Gestalten des Abgrundes aus dem Wogengrabe auf, und auf den pfeilschnell vorüberfliegenden Wellen wiegt sich die unsterbliche Fee, die mit ihrem Zauberstabe dies mächtige Flutenreich beherrscht. Vielfach und vielseitig sind die Märchen und Sagen, welche die alten Schiffer entweder auf flüchtigem Kiel, oder am sichern Strande sich erzählten, und nichts hat mich mehr gewundert, als daß es noch kein deutsches Werk gibt, worin sie den Unterhaltung suchenden Lesern mitgetheilt werden. Aber auch das Ausland hat bis jetzt eine solche Sammlung noch nicht aufzuweisen u. s. w.“

Nach diesem verständigen Vorwort glaubten wir ein gutes Buch erwarten zu dürfen. Aber die Schwierigkeit lag nicht blos darin, die Sagen aufzufinden; es gab noch eine zweite, sie gut zu erzählen; diese hat der Verf. nicht zu überwinden gewußt wie jene erste.

Er hatte hier zwischen zweierlei Arten Verdienst zu wählen; entweder er mußte der treue Reisebeschreiber sein, der uns die Sage naiv aus dem Munde des Seemanns wiedergibt, oder er mußte der Dichter werden, der die wunderbare Sage in seinem Geiste neu gebiert und sie zur Poesie umschafft. Wir durften den einen oder den andern dieser Ansprüche an ihn machen. Keinem von beiden genügt er.

Nicht eine jede Sage ist darum, weil sie Sage ist, poetisch; das Wunderbare an und für sich allein ist es noch nicht; es ist nicht schwer, Schlösser auf Schlösser zu thürmen, verzauberte Prinzessinnen und Riesen in Menge heraufzubeschwören, und bedarf dies noch keiner sonderlichen Anstrengung der Phantasie; wenn aber mit all solchen außerordentlichen Mitteln nichts als Gewöhnliches erreicht wird, wendet sich unser Geist mit Widerwillen von dem großen Apparat, der, mit so vielem Lärm herbeigeschafft, nichts hervorzubringen wußte.

Die See ist ein weites Revier, eine große Oede, welche dem Menschen nichts geben kann, als was er hineinlegt. Dieses oder jenes Land mag diesen oder jenen bestimmten Charakter tragen, die See ist immer sie selbst, Wasser und Himmel, Himmel und Wasser, bewegt oder ruhig. Aber das Volk, was sie bewohnt und durchzieht, hat seinen bestimmten Charakter, welchen ihm seine Lebensart auf dem monotonen Elemente aufprägt, und diesen wünschen wir vorzüglich in den Seemannssagen zu erkennen, sobald diese Sagen nicht schon durch sich selbst poetische Einheit und Inhalt haben. Diese wußte ihnen das Talent des Verf. nicht zu geben, und auch jene Natur der See, jenen Charakter des Seemanns finden wir nirgends im ganzen Buche, außer etwa in der Sage vom Klabautermann, dem schutzgeistähnlichen Gespenst jedes Schiffes; und selbst diese ist so matt, so nachlässig erzählt, es schachtelt sich in ihr ein Erzähler so verwirrt in den andern, daß wir bei einem nur geringen Grad von Aufmerksamkeit, und allerdings wird unsere Aufmerksamkeit nicht sehr lebhaft erregt, glauben müssen, ein französisches Schiff gehe, sein eigener Doppelgänger, zweimal vor unsern Augen unter, während es in der That zwei verschiedene Schiffe sind, deren Untergang zwei verschiedene Erzähler vor uns vorübergehen lassen; solche Verwirrung und Monotonie waltet in der Erzählung und den Umständen der Ereigniße ob! Eine lebhaftere Phantasie, mehr Darstellungsgabe, Schärfe der Zeichnung in Charakteren und Situationen, mehr tragische und komische Kraft, ja schon die bloße Naivetät der Auffassung, hätten diese Sage vom Klabautermann und die einfache bürgerliche Geschichte, die sich daran schließt, zu etwas ganz Ausgezeichnetem machen können; in Scott's, in Lady Morgan's, in Miß Martineau's Händen wäre sie zu einem großen bürgerlichen Trauerspiel geworden; um desto bedauernswerther ist es, solche Stoffe so matt behandelt zu sehen. Von dieser Mattigkeit der Erzählung und der Art, wie der Verf., gleichsam als fürchte er zu entscheidend zu sprechen, seine eignen Behauptungen in der Folge der Erzählung wiederauflöst und entkräftet, stehe hier nur ein Beispiel aus dem „Klabautermanne.“

Ein hamburgischer Schiffer, dessen Frau gestorben, von der allein sein Reichthum herrührte, will sich einschränken, weil er fühlt, daß er den vorigen Aufwand nicht mehr durchsetzen kann; indem, da die Frau kein Testament gemacht hat, das Vermögen zwischen ihm und seinen drei minorennen Söhnen, die bei ihm im Hause leben, in vier gleiche Theile getheilt worden ist. Wir wollen diese Bestimmungen nicht anfechten, da wir die hamburgischen Gesetze nicht kennen, wiewol sie uns einige Widersprüche zu enthalten scheinen; der Vater erzählt darauf:

„Daß ich mich jetzt einschränken sollte, wollte mir gar nicht in den Kopf, und meine Jungen, die nun nach und nach heranwuchsen, und denen das gute Leben, welches früher im älterlichen Hause herrschte, auch zu Gute gekommen war, fanden die neuen Einrichtungen nicht nach ihrem Sinn, doch hatte ich sie durchaus in meiner Gewalt, und wenn sie es mir gar zu bunt machten, fuhr ich mit lauten Flüchen und Donnerwettern dazwischen.“

Wir müssen also vermuthen, daß neue Einrichtungen gemacht worden sind, daß der verständige Vater sich eingeschränkt

und die wilden Söhne im Zaume gehalten habe. Ganz und gar nicht. Der Verf. fährt in der nächsten Zeile fort:

„So waren nun ein paar Jahre und wieder ein paar Jahre verstrichen; mit dem Anfange eines jeden neuen Monats nahm ich mir vor mich einzuschränken, aber nie hatte ich die Kraft dazu, und so kam es denn bald dahin, daß nicht allein mein Vermögensantheil, sondern auch der meiner Kinder nach und nach darauf ging ꝛc.“

Und auf dieser gänzlich unmotivirten, oder vielmehr auf dieser von dem Verf. selbst angegebenen und selbst widerlegten Verschwendung beruht der ganze Knoten der Geschichte, sodaß er mit der rechten Hand wiederauflöst, was er mit der linken eben geknüpft hat, und wir vor seinen Erzählungen stehen wie vor dem Webstuhl des Teppichs der Penelope. Wie dürfen wir Logik und Consequenz in der Erfindung im Großen suchen, wo die Nichtigkeit in den Details auf diese Weise vorherrscht? Consequenz in der Entwickelung ist ja eben die poetische Wahrheit einer Erfindung, ohne sie ist die Erfindung nichts; wenn die Folge nie stark, entschieden und folgerecht eintritt, so ist die Welt vor uns keine organische, sondern eine chaotische Zufallswelt, die zum baarsten Unsinn wird, wo sie eine organische repräsentiren, uns ihr Bild geben soll. Ohne Logik ist — Nichts.

Es fehlt hier und da in den Erzählungen nicht an poetischen Motiven, aber der Verf. geht an ihnen vorbei, als merkte er sie nicht, oder läßt sie, kaum aufgerufen, schnell wieder sinken, macht nicht die Hälfte von Dem, was daraus zu machen war, aus ihnen, sodaß das Ganze einen höchst matten Eindruck hinterlassen muß; schwach in der Erfindung, schwach in der Darstellung, schwach als Bild und Copie des Seelebens, ist sein allgemeinster Eindruck Charakterlosigkeit, und selbst seine Fehler sind negativ. Daher wollen wir auch nicht länger mit der Nichtigkeit scharmützeln und unsere Streiche in die Luft führen. Indessen findet vielleicht ein kräftiger poetischer Geist, der die See kennt und liebt, hier manchen Stoff, der sich neu gebären ließe, Fünkchen primitiver Lebenskraft, die nicht auszulöschen waren; und in dieser Beziehung machen wir ihn auf die Steffe aufmerksam, die in den „Sturmvögeln“ und im „Klabautermanne“ schlafen.

Die flachste und sinnloseste der Erzählungen ist wol die „Insel Helgoland“, dagegen sind dem „Steinernen Schiffe“ und dem „Man of war“ eine leichtere Erzählungsart und poetische Erfindung nicht ganz abzusprechen. 139.

Die Wunder meines Lebens. Selbstbiographie von Gottlob Eusеb. Fischer. Neustadt a. d. O., Wagner, 1834. Gr. 8. 15 Gr.

Dinter's Selbstbiographie scheint uns eine, wenn auch nur entfernte Ursache zur Abfassung dieser Schrift gewesen zu sein, welche ihr Verf. nach seiner Angabe in den sonntäglichen Stunden nach vollbrachten Amtsgeschäften niedergeschrieben hat. Er nennt sie die Wunder seines Lebens, d. h. die Wunder, welche an ihm geschehen sind, nicht etwa die, welche er selbst verrichtete, und hat sie zunächst für sich in dankbarer Rückerinnerung an sein vergangenes Leben, dann für die Seinigen, zuletzt auch für jüngere Männer und Geistliche (er selbst steht bereits im 65. Jahre) bestimmt. Große und wichtige Begebenheiten, theologische Ansichten, die sich durch Neuheit oder Tiefe auszeichnen, Beweise tiefer Gelehrsamkeit darf man in dieser Schrift nicht suchen, sie enthält vielmehr den sehr einfachen Lebenslauf eines evangelischen Geistlichen, der in einem kleinen Städtchen in der Niederlausitz unter beschränkten Verhältnissen geboren war, die Schulen zu Lübben und Merseburg besucht, darauf die Universität Leipzig bezogen und sich zehn Jahre (1787—97) daselbst, zuerst als Studiosus der Theologie, dann als Magister und als Privatlehrer aufgehalten hatte, bis er im 27. Jahre seines Lebens ein Pfarramt erhielt. Diese Schilderung des leipziger Lebens, wie es freilich nur ein armer Student aufgefaßt hatte, bietet indeß manches Ergötzliche; man begreift im Jahre 1835 kaum, wie es damals so hatte in Leipzig aussehen und so hatte hergehen können. Unter Andern erzählt der Verf., daß „in jener Zeit außer den beiden Bürgermeistern, welche ihrer Würde wegen nicht zu Fuße auf das Rathhaus gehen durften, nur etwa drei Familien (?) eine Equipage besaßen und diese nur, weil sie Rittergüter hatten, welche sie bisweilen besuchten. Die übrigen begnügten sich, manchen Sonntag sich in einer Miethkutsche mit alten, steifen Pferden aufs Land fahren zu lassen. Mehrmals hat mich ein Kaufmann, der sich durch glückliche Speculationen bei mäßigem Aufwande ein großes Vermögen erworben hatte, an einer solchen Partie Theil nehmen lassen“. Es war doch eine schöne Zeit damals im stillen Leipzig, wo nach S. 89 „die Studenten in Dachstübchen hauseten, wo sie Wasser tranken, wo kein Auflauf, kein Duell, keine stürmische Commers stattfand“! (?)

Die Berufung des Verf. zu einem geistlichen Amte und die Annahme desselben bezeichnet er als das fünfte Wunder seines Lebens, da er (und das war das vierte Wunder) nicht hatte Prediger werden wollen und doch (drittes Wunder) Theologie studirt hatte. Das sechste, siebente und achte Wunder äußerten sich nun darin, daß der Verf. ein Ehrenmann ward, daß er aus seiner ersten Stelle auf eine andere versetzt ward und daß er endlich zum Superintendenten in Sangerhausen (im preußischen Herzogthume Sachsen) ernannt worden ist. Das sind nun grade keine außerordentliche Begebenheiten, aber die Darstellung derselben mag der Familie und den Freunden des Verf. lieb gewesen sein und dem Verf. Freude gemacht haben. Wir wollen daher keineswegs einen Maßstab für ihre Würdigung anlegen, wie man ihn wol nach den ähnlichen Rückblicken ins Leben von Niemeyer, Reinhard, Rötger und andern Veteranen hier anzulegen versucht sein dürfte, obschon wir auch der ähnlichen vor einigen Jahren erschienenen Schrift eines evangelischen Geistlichen „Wanderung durch Vaterhaus, Schule, Kriegslager und Akademie zur Kirche“, welche von uns gleichfalls in diesen Blättern besprochen worden ist, den Vorzug vor dem gegenwärtigen Buche zugestehen müssen. Dort ist weit mehr Leben, Kraft, Feuer und thätiges Handeln. Uebrigens ist der Verf. auch als Schriftsteller nicht ohne Beifall aufgetreten, er ist entschiedener Rationalist und da mag auch für die Leser seiner Schriften seine Persönlichkeit nicht ohne Interesse sein. In die letzten Zeiten seines Lebens fiel der Agendenstreit, über den Hr. Fischer sich jedoch grade nur sehr kurz ausspricht; ein großer Freund der neuen Liturgie (S. 148) scheint er indeß nicht zu sein. Der Schluß der Schrift ist mit vieler Herzlichkeit an die Kinder des Verf. gerichtet. „Ich bin“, sagt er, „von Jugend auf durch viel Trübsal gegangen; ich preise Gott dafür, daß er Euere Jugend herrlicher geschmückt hat, daß Ihr nicht schon in der ersten Blüte des Lebens durch Sorgen gebeugt wurdet. Tretet nun mit frischem Muthe in das Leben und seid brav. Wenn Ihr mir die Augen zudrücken werdet, will ich segnend und dankbar ausrufen: Wohl Dem, der Freude an seinen Kindern erlebt.“ 14.

Literarische Notizen.

Die nicht lange erschienene „Revue de la Péninsule“, welche sich über Spanien in seiner Gegenwart und Vergangenheit in möglichst allgemeiner Hinsicht verbreiten will, scheint in Paris Eingang finden und eine Stelle unter den pariser Revues behaupten zu wollen.

Von Bouvard, Director des Observatoriums von Paris, besorgt, ist bei Charles Dieu eine uranographische Karte erschienen, welche für die genaue Beobachtung des Halley'schen Kometen von besonderer Wichtigkeit ist.

Der gelehrte Chemiker Mantucci hat ein wichtiges Werk über die chemische Beschaffenheit der Luft in den Maremmen herausgegeben. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller's sämmtliche Werke

in

zwölf Octav-Bänden.

Velinpapier, mit zwölf Stahlstichen nach Kaulbach, Schröter, Stielke und andern ausgezeichneten Künstlern. Erste Lieferung oder erster bis dritter Band. Subscriptionspreis 4 Fl. 12 Kr. oder 2 Thlr. 12 Gr., oder alle 12 Bände 16 Fl. 48 Kr. oder 10 Thlr.

Inhalt. Erster Band: Gedichte. — Zweiter Band: Die Räuber. — Die Verschwörung des Fiesco zu Genua. — Kabale und Liebe. — Der Menschenfeind. — Dritter Band: Metrische Uebersetzungen. — Iphigenie in Aulis. — Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides. — Don Carlos, Infant von Spanien.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1835. Juli. Nr. 118—121.

Nr. 118. * Die alte Frau nach Waldmüller von Höfel. — Gemälde von London. — * Die Glocken. — * Der Brocken. — Der Goldfisch. — Lange Enthaltsamkeit. — * Der Nelkenpfefferbaum.

Nr. 119. * Gemälde von London. (Fortsetzung.) — Winterleben der Thiere. — * Adrian von Ostade.

Nr. 120. * Papst Leo X. — Winterleben der Thiere. (Fortsetzung.) — Die Nauskopie. — * Gemälde von London. (Fortsetzung.) — Dampfschiffahrt durch Eis.

Nr. 121. * Die vier Evangelisten. Gemälde von Jordaens. — Persischer Gewerbfleiß. — Winterleben der Thiere. (Fortsetzung.) — * Gemälde von London. (Fortsetzung.)

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Juli 1835.

F. A. Brockhaus.

Oestreichische militairische Zeitschrift 1835.

Fünftes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Der Feldzug von 1746 in den Niederlanden. Erster Abschnitt. (Schluß.) Mit dem Plane der Belagerung von Mons. — II. Der Feldzug von Waterloo. (Fortsetzung.) — III. Der Erbfolgekrieg in Spanien 1701—13. 2) Die Vernichtung der französisch-spanischen Flotte bei Vigo 1702. — IV. Literatur: 1) Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Gen. Karl von Clausewitz. Erster Band. Berlin 1832. (Fortsetzung.) 2) Die Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz. Hinterlassenes Werk von Gen. Karl von Clausewitz. 2 Thle. Berlin 1833. — V. Neueste Militairveränderungen. Vierte Beilage. Notizen aus dem Gebiete der militairischen Wissenschaften.

Der Preis dieses Jahrgangs ist wie bisher Acht Thaler Sächs., um welchen auch die frühern Jahrgänge, von 1818 angefangen, noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1818—34 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ein Viertel wohlfeiler.

Wien, den 30sten Juni 1835.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Literarische Unredlichkeit der Frankfurter Ober-Post-Amtszeitung.

Der planmäßige Nachdruck, welcher in der Beilage zur Frankf. Ober-Post-Amtszt., die unter dem Titel: Frankfurter Conversationsblatt erscheint, unaufhörlich und mit besondern, den Verfassern nachtheiligen Intriguen betrieben wird, hat in der öffentlichen Meinung ein so gehässiges Licht auf die Frankfurter O.-P.-Amtszt. geworfen, daß man sich wundern muß, von einer Behörde, wie das fürstl. thurn- und taxische Postamt, diesen Unfug in einer unter ihren Auspicien erscheinenden Zeitung noch länger geduldet zu sehen. Die deutsche Journalistik muß durch ein solches Verfahren zu Grunde gerichtet werden, da die täglich erscheinende Beilage zur Ober-Post-Amtszeitung, die fast alle Journale ausschöpft und aussaugt, die Artikel oft noch früher ins Publicum bringt, als es in manchen Originalblättern möglich ist. Dazu kommt, daß die Aufsätze dort oft in einer gänzlich verstümmelten Form nachgedruckt werden und doch der Name des rechtmäßigen Verfassers hinzugefügt wird, der dann bei vielen Lesern, denen das Original nie zu Gesichte kommt, etwas zu vertreten hat, dessen er sich schämen muß. Dies wiederfährt

namentlich dem von mir redigirten: Literarischen Zodiacus. Ich führe nur den unbegreiflich schnell nachgedruckten „Besuch bei Louis-Philipp", vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen (s. Juniheft des Zodiacus) und mehre Aufsätze des Herrn Prof. Jacob an. Vielleicht hilft es, hier öffentlich eine nachdrückliche Demonstration an das fürstl. thurn- und taxische Postamt zu versuchen, das von diesem verderblichen Treiben ihrer Redaction, für das sich Hr. Dr. Thomas wenigstens verantwortlich nennt, offenbar noch nicht die gehörige Kenntniß genommen. Ich fodere alle deutschen Journalredactoren, an deren rechtmäßigem Eigenthum ähnliches Unrecht vielfältig dort verübt worden, auf, sich mit mir zu verbinden, indem sie fürerst diesen Zeilen, die spätere gemeinsame Schritte einleiten können, eine Stelle in ihren Spalten einräumen. Aber es läßt sich von dem fürstl. thurn- und taxischen Postamt erwarten, daß es jenen Redacteur endlich zu einer moralischen Berücksichtigung des allgemeinen Rechtszustandes der Literatur anhalten wird.

Berlin, den 19ten Juli 1835.

Dr. Theodor Mundt.

In der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Junius.

Inhaltsverzeichniß: Skizze einer Reise über den Kaukasus. — Capitain Roß' zweite Reise. Mit einem Nachtrag. — Nachrichten von dem Maler Rugendas. — Zahl der in Frankreich vorhandenen Dampfmaschinen. — Die irische Geistlichkeit. — Französische Literatur: Théâtre européen; le monde dramatique; Carl ou le chatiment; Angelo, tyran de Padoue; Voyage de Lamartine. — Die Theepflanze in Indien. — Lord Napier zu Canton. — Comodore Decatur und die Sicilianer. — Die Insel San Miguel. — Indobaktrische Monumente. — Strôme der Erde: Nordamerika; das Delta des Mississipi (mit einer Karte); Afrika. — Kapverdische Inseln: Fuego, Brava, San Vincent, San Nicolas, San Antonio, St.-Lucia, Branco, Raza. — Notizen über die russische Militairgrenze. — Lumsden, der Orientalist. — Beschwerden der indischen Armee. (Dritter Artikel.) — Münzenfund zu Bouy im Departement Nievre. — Angebliche Erfindung in Rußland, um Bücher, Zeichnungen u. dgl. schnell zu vervielfältigen. — Nachricht von einer Viper mit Füßen. — Italien von Merv: Livorno. — Die Insel Terceira. — Literarische Notizen: der Roman Calavar; Philipp's Werk über die Geologie; Grigorieff's Werk über die Chasaren; der Schiffscapitain Fable über die Stelle des alten Carthago; Lebensgeschichte des geistlichen Irving; über den südlichen Magnetpol; Mrs. Ellet, tragische Schriftstellerin in Neuyork. — Das Gold der Pinheiros, eine Geschichte aus den ältern Zeiten Brasiliens. — Der Geistliche Caleb Colton. — Jahresversammlung der londoner geographischen Gesellschaft. — Reisen eines Hindu: Cabul; Herat; Türkisminen von Nischapur. — Die Insel Socotra. — Witterung in Nordamerika. — Wälder und Häfen an der Küste von Malabar. — Alte Straße bei Belun. — Meteorerscheinung in Südamerika. — Anstellung der St.-Simonisten in Aegypten. — Briefe aus Rußland: Odessa, Taganrog, Ekatherinoslaw, Kiew. — Preise der Plätze auf den englischen Dampf- und Paketbooten. — Schreiben aus Neuyork. — Erdbeben in China. — Reise durch die Grafschaft Werford in Irland. — Untergang des Schiffs Earl of Eldon durch Feuer. — Errichtung eines anatomischen Theaters in Cairo. — Zahl der Hängebrücken in Frankreich. — Das Gouvernement und die Hauptstadt Havana. — Commissionsbericht über Texier's Reisen. — Die londoner Börse. — Nachrichten von der Küste von Afrika. — Auffindung der Acten einer enquête commerciale unter Heinrich IV. in Frankreich. — Ein Abenteuer in den grünen Bergen. — Nachrichten aus Tunis von dem Reisenden Hanegger. — Die Insel Barbados. — Ueber die Frauenzimmersendungen nach Australien. — Große Anzahl von Tigern zu Salsette. — Reiseskizzen aus der Levante. — Die Insel Thomas. — Angriffe der Wilden auf Neuseeland. — Bestand der dänischen Marine. — Bilder aus Paris, Nr. 5. Börne und Heine. — Reise Patties', Williard's und Wyeth's nach Neumexico und Californien. — Wichtige Erfindung für das Militairgewehr. — Statistische Notizen über Moskau. — Einziehung des Sanitariums für kranke Soldaten in Indien. — Verfahren eines anglo-indischen Beamten. — Schah Schudscha's Lage. — Die Chapelgorris.

Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg.

Brüggemann, Dr. **A. F.**, Gesundheitslehre. Vom Baue und dem Leben des menschlichen Körpers und der Erhaltung seiner Gesundheit. In Vorträgen an Gebildete für Jedermann fasslich dargestellt. 1ster Band. 1 Thlr. 18 Gr. (3 Fl. 9 Kr.)

Burchardts, Die Wirksamkeit der Provinzialstände der Provinz Sachsen dargestellt nach den Verhandlungen und Abschieden der Landtage 1825, 27, 29, 33. Geheftet. 12 Gr. (54 Kr.)

Heinzelmann, F., Schattenrisse aus Waller's Tagebuch. (Poesien.) 21 Gr. (1 Fl. 24 Kr.)

Hygiea. Blätter für Freunde der Gesundheit und des Familienglücks herausgegeben von Dr. P. Philippson. Jahrgang 1835. 12 Hefte. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.)

Platte, A., Elementarkarten von Europa, Deutschland und Preußen, jede von 4 Blättern. 2 Gr., oder 9 Kr.

Meyer, F., Die Vor- und Nachsylben der hochdeutschen Sprache. 18 Gr. (1 Fl. 20 Kr.)

Predigt- und Schulmagazin, Israelitisches, herausgegeben von Dr. L. Philippson. 2ter Jahrgang. 12 Hefte. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.) (Der erste Jahrgang dieses mit so viel verdientem Beifall aufgenommenen Magazins ist zu demselben Preis zu haben.)

Ribbeck, W., Jungfer Emerentia Lorenz von Tangermünde, eine Legende. Mit 2 Abbild. 4 Gr. (18 Kr.)

Rust, J. F., Ueber die Ablösung der Servitute und die dafür zu gebende Entschädigung. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

Siegfried (Baurath), Sichere und erprobte Mittel den Rauch aus Zimmern und Küchen bei jeder Witterung und unter den ungünstigsten Umständen zu vertreiben. Neue, vermehrte Ausgabe mit Abbildungen. 12 Gr. (54 Kr.)

In der Unterzeichneten ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

RHETORES GRAECI

EX

CODICIBUS FLORENTINIS MEDIOLANENSIBUS MONACENSIBUS NEAPOLITANIS PARISIENSIBUS ROMANIS VENETIS TAURINENSIBUS ETVINDOBONENSIBUS

EMENDATIORES ET AUCTIORES EDIDIT

SUIS ALIORUMQUE ANNOTATIONIBUS INSTRUXIT INDICIBUS LOCUPLETISSIMOS ADIECIT

CHRISTIANUS WALZ

PROFESSOR TUBINGENSIS.

VOL. VIII.

Preis auf Schreibpapier 8 Fl. 36 Kr., oder 5 Thlr.

— — Druckpapier 6 Fl. oder 3 Thlr. 16 Gr.

ARGUMENTUM VOLUMINIS OCTAVI.

I. *Σωπάτρου διαίρεσις ζητημάτων.* II. *Κύρου περὶ διαφορᾶς στάσεως.* III. *Ἀνωνύμου προβλήματα ῥη-*

τορικα. IV. Ἀλεξάνδρου περὶ σχημάτων. V. Φοιβάμμωνος. VI. Τιβερίου. VII. Ἡρωδιανοῦ. VIII. Πολυβίου Σαρδιανοῦ περὶ σχηματισμοῦ. IX. Ἀνωνύμου περὶ σχημάτων. X. Ζωναίου. XI. Ἀνωνύμου περὶ συνεκδοχῆς. XII. Ἀνωνύμου περὶ σχημάτων. XIII. Ἀνωνύμου περὶ σχημάτων. XIV. Ἀνωνύμου περὶ ποιητικῶν τρόπων. XV. Τρυφωνος περὶ τρόπων. XVI. Γρηγορίου τοῦ Κορινθίου περὶ τρόπων. XVII. Ἀνωνύμου περὶ τρόπων. XVIII. Κοκονδρίου. XIX. Γεωργίου τοῦ Χοιροβοσκοῦ περὶ τρόπων.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

L. *Reichenbach* (Reg. Cons. aul. Prof. etc.), **Regnum animale** iconibus exquisitissimis in tabulas chalybaeas incisis illustratum. Fascic. I—IV, iconibus 1—303. — Col. 1 Thlr. 8 Gr. — ic. nigris 16 Gr.

L. Reichenbach (Hofr. u. Prof.), **Der Naturfreund, oder praktisch-gemeinnützige Naturgeschichte** des In- und Auslandes, durch eine möglichst vollständige Sammlung mit größter Sorgfalt ausgeführter, von vorzüglichen Künstlern gezeichneter und in Stahl gestochener treuer Naturgemälde erläutert, für gebildete Leser aller Stände, sowie für Schulen. Lieferung 1—11. Abbild. 1—170. Col. à 16 Gr.; schwarz à 8 Gr.

L. Reichenbach (Hofr. u. Prof.), **Das Universum der Natur**, zur Unterhaltung und Belehrung über Vor- und Mitwelt.

Erste Lieferung. **Das Pflanzenreich**, nebst einer großen Kupfertafel. à 1 Thlr. 8 Gr.

Zweite Lieferung. **Das Meer**, eine im naturhistorischen Hörsaale in Dresden gehaltene öffentliche Vorlesung. à 8 Gr.

Dritte Lieferung. **Das Thierreich**, nebst einer großen Kupfertafel. à 16 Gr.

L. Reichenbach (Hofr. u. Prof.), **Der Hund in seinen Haupt- und Nebenrassen** durch hundertundneunundreißig naturgetreue Abbildungen in Stahlstich dargestellt, für Forstbeamte, Oekonomen, Thierärzte und Freunde jenes nützlichen Thieres überhaupt, besonders abgedruckt aus der praktisch-gemeinnützigen Naturgeschichte ꝛc. Lexikonformat. Eleg. brosch. à 1 Thlr. 8 Gr. schwarz, 3 Thlr. 8 Gr. illum.

Leipzig, Monat Juli 1835.

Wagner'sche Buchhandlung.

In der Liter.-artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Anweisung

zur

Architektur des christlichen Cultus

von

L. von Klenze.

Bestehend aus 39 Kupfertafeln nebst 11 Bogen Text. 12 Fl.

Soeben ist versendet worden und durch alle soliden Buchhandlungen zu haben:

Die

Rose und der Drache.

Dramatisches Mährchen in drei Abtheilungen mit Prolog

von

Eduard Janinski.

Fein Velin. 8. Brosch. 18 Gr.

Als elegantes und sinniges Geschenk für Damen kann diese reizende Dichtung besonders empfohlen werden.

Altenburg, Juli 1835.

Expedition des Eremiten.

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Portrait

Sr. königl. Hoheit

des

Herzogs von Leuchtenberg und Santa-Cruz.

Abdrücke auf chinesisch Papier . . . . . 1 Fl. 12 Kr.

Plan von Athen.

Nach

Oberst Leake und C. R. Cockerell.

Preis 24 Kr.

Literarisch-artistische Anstalt.

In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Kaiser-Lieder.

Von

Franz Freiherrn Gaudy.

Mit der Todtenmaske Napoleon's.

8. Geh. 20 Gr.

Leipzig, im Juli 1835.

F. A. Brockhaus.

Ludwig Uhland's Gedichte,

9te Auflage.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ludwig Uhland.

9te Auflage, mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Verfassers in Stahlstich.

Mit königl. würtembergischem Privilegium gegen den Nachdruck und Verkauf des Nachdruckes.

8. Velinpapier. Sauber broschirt. Preis 3 Fl. 36 Kr. oder 2 Thlr. 12 Gr.

Die immer steigende Zahl der Auflagen, der Nachdruck selbst, der diese vermehrte Auflage nicht mehr treffen kann, Alles beweist, wie immer mehr und mehr im deutschen Vater-

lande Uhland's Lieder Anklang finden, des edeln Sängers, der mit der alten Einfachheit des Liedes auch die alte schlichte Gesinnung, jene allweg beständige Ehrenhaftigkeit des Charakters und feste Vaterlandsliebe ausspricht, vor deren ernster Mahnung alle Mißverständnisse einer in sich noch nicht geläuterten Zeit schwinden.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Anzeige.

Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Salvador, der Guerillaführer. Eine Erzählung von Don Telesforo de *Trueba*. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. G. *Friedenberg*. 3 Bände. 3 Thlr. 12 Gr.

Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen, im Jahre 1824; von Wilh. v. *Lüdemann*. Mit 2 Karten. 1 Thlr. 16 Gr.

Zwei bei den jetzigen Vorgängen in Spanien besonders interessante Schriften. Ein Abschnitt in Lüdemann's Reise schildert das Land und Volk der Basken.

Duncker und ***Humblot*** in **Berlin.**

In der Literarisch-artistischen Anstalt in München sind erschienen und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Karte von Europa,

zum Gebrauch für Schulen eingerichtet. 4 Blatt. Colorirt. 2 Fl. 48 Kr.

Karte von Deutschland,

zum Gebrauch für Schulen eingerichtet. 4 Blatt. Colorirt. 2 Fl. 48 Kr.

In der v. Rohden'schen Buchhandlung in Lübeck ist erschienen:

Forsell, Carl af, **Statistik von Schweden** nach öffentlichen Documenten. Nach der zweiten vermehrten und verbesserten Auflage übersetzt von A. G. F. Freese. Mit einer Karte. Gr. 8. 24 Bogen. 1 Thlr. 8 Gr.

In

Friedr. Volke's Buchhandlung in Wien

wird Pränumeration angenommen auf:

Vocabolario

universale italiano,

compilato a cura della Società tipografica Tramater et Comp.

4. gr. Napoli 1833—34.

Von diesem in jeder Beziehung vollständigsten und besten Wörterbuch der italienischen Sprache sind bis jetzt 18 Hefte à 16 Bogen erschienen, deren jedes 1 Fl. 40 Kr. C.-M. kostet. Das Ganze wird in 7 Bänden oder circa 36—40 Heften bestehen, und in 2 Jahren beendigt sein.

Ferner sind neu erschienen:

Jus canonicum universum, clara methodo juxta titulos quinque librorum decretalium in quaestiones distributum solicidisque respons. et object. solut. diluc. auctore R. P. F. Anacl. Reiffenstuel. Editio novissima cui accessit Tractatus de regulis juris. 6 vol. Fol. Romae 1833—34. 45. Fl.

Scelta di leggi di Giov. Domat. 8. 124 fogli in 10 fasc. Venezia 1834. 7 Fl.

Le Pandette di Giustiniano, disposte in nuovo ordine di R. G. Pothier. Versione italiana notabilmente corretta ed in gran parte rifatta col testo delle leggi a piè di pagina. Fasc. 1—26. 8. gr. Venezia 1834. 23 Fl. 24 Kr. Das Werk wird mit 40 Heften vollständig sein.

Biblioteca italiana, ossia Giornale di letteratura, scienze ed arti. Fasc. di Genn. — Marzo 1835. 8. Milano. Associazione annuale. 12 Fl.

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Technologische Encyklopädie,

oder

alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben von

J. J. Prechtl,

k. k. und österr. wirklicher Regierungsrath und Director des k. k. polytechnischen Instituts ꝛc. in Wien.

Sechster Band: Feuerspritze — Glas.

Mit den Kupfertafeln 102 — 125.

Ladenpreis 6 Fl. oder 3 Thlr. 12 Gr. — Subscriptionspreis 4 Fl. 48 Kr. oder 2 Thlr. 16 Gr.

Inhalt: Feuerspritze. — Feuerstein. — Feuerwerkerei. — Feuerzeug. — Filigran. — Filtriren. — Fingerhüte. — Firniß. — Fischbein. — Fischhaut. — Flachs. — Flachsspinnerei. — Fleckenkunde. — Füttern. — Flußspathsäure. — Folien. — Formschneidekunst. — Fransen. — Fuhrwerk. — Furnierr. — Futteralmacherkunst. — Gährung. — Galleete. — Gas. — Gasbeleuchtung. — Gebläse. — Gelbfärben. — Gewehrfabrikation. — Gewicht, specifisches. — Gewichte und Maße. — Glas.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1835. Juli. Nr. 27—30.

Nr. 27. * Die Münsterkirche zu Bonn. — Abendlied. — * Der Argoleorch oder Adjutant. — Joseph und seine Brüder. — *. Die Schleie. — Räthsel.

Nr. 28. * Der Wolf in der Falle. — * Das Stroh. — Die Geschichte vom braven Manne. — * Die Feldwinde. — Auflösung des Räthsels in Nr. 27.

Nr. 29. * Die Kreuzzüge und Akkon oder Sanct-Johann von Acra. — * Die gemeine Viper oder Kreuzotter. — Der gute Engel. — * Der gemeine Eisvogel oder Königsfischer. — Räthsel.

Nr. 30. * Die Beteeuben. — Das Rebhuhn und der Hase. — * Der Pudel. — Das Märchen vom Zaunkönig und Bären. — Die Macht der Gewohnheit. — * Der Anacardien- oder Nierenbaum. — Auflösung des Räthsels in Nr. 29.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste Jahrgang kostet cartonnirt ebenfalls 1 Thlr.

Leipzig, im Juli 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Leben

des königl. preußischen Geheimen-Rathes und Doctors der Arzneiwissenschaft

Ernst Ludwig Heim.

Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von

Georg Wilhelm Kessler,

königl. preuß. wirkl. Geh. Obersinanzrath.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

„Ernst Ludwig Heim, der Sohn eines armen Landpredigers, auf einem kleinen Dörfchen geboren, bedurfte reicher Naturanlagen und großer beharrlicher Anstrengung aller innern Kräfte, um die Hindernisse auf seiner Bahn zu überwinden, um sich zum Feldmarschall unter den Doctoren, wie ihn im heitern Toast der alte Blücher als College leben läßt, emporzuschwingen. Der Mensch in ihm wurde von seinen Mitbürgern, von seinen Zeitgenossen nicht minder geachtet als der Arzt. Er hatte keinen Feind. Von lauterm Gemüthe, voll Milde und Wohlwollen gegen seinen Nächsten, wurde er unendlich belohnt durch die oft bis zur Begeisterung gesteigerte Zuneigung Vieler, die ihm näher traten. Auch in allen andern Lebensverhältnissen ergoß sich der Segen des Himmels in seltener Fülle über ihn. Das Leben eines solchen Mannes kann nicht anders als anziehend und erbaulich sein, wenn es nur wahr und zusammenhängend in seinen eigenthümlichen Erscheinungen dargestellt ist."

Leipzig, im Juli 1835.

F. A. Brockhaus.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Dingler's

polytechnisches Journal.

Erstes Juniusheft.

Inhalt: Séguier's Bericht über die Abhandlungen, welche über die beiden von der Société d'encouragement ausgeschriebenen Preise in Betreff der Erfindung von Sicherungsmitteln gegen die Explosionen der Dampfmaschinen und der Dampfkessel an die Gesellschaft eingesandt wurden. — White über eine verbesserte Methode Hochdruckdampfkessel mit Wasser zu speisen. Mit Abbildungen. — Beschreibung des von Hrn. Grant erfundenen Apparates zum Backen von Zwieback für Schiffe ꝛc. Mit Abbild. — Green's Verbesserungen in der Behandlung des Glases. — Wolton's Anwendung des Kautschuks an den Karden zum Kardätschen der Wolle, Baumwolle, Seide und sonstigen Faserstoffe, so wie zum Aufrauhen wollener und anderer Zeuge. Mit Abbild. — Ueber die Fabrikation der doppelten wasserdichten Zeuge und der elastischen Gewebe aus Kautschuk.*) Mit Abbild. — Ueber Firnißbereitung. Mit Abbild. (Ueber die Flüssigkeiten, welche man zur Firnißfabrikation anwendet. — Bereitung der Firnisse. — Weißer Weingeistfirniß. Firniß für hölzerne Kunstwerke. Firniß für Kutschengestelle. Firniß für musikalische Instrumente. Firniß der Kunstschreiner. Watin's Firniß für die Vergoldung. Firniß für Gegenabdrücke.) — Dombasles über die Runkelrübenzuckerfabrikation mittelst Maceration. — Springall's verbesserte Unterlage oder verbessertes Gestell für Getreideschober. Mit Abbild. — Nutt's neue Methode der Bienenzucht und über eine eigne Art von Bienenstöcken, in denen man jährlich 296 Pfund Honig ernten kann. Mit Abbild. (Beschluß.) — Miscellen. Wieder eine amerikanische Dampfbooterplosion. — Ueber Hrn. Avery's rotirende Dampfmaschine und deren Anwendung an Dampfwagen. — Reynold's rotirende Dampfmaschine. — Ausdehnung der Dampfmaschinenfabrikation in Glasgow. — Die Dampfwagencompagnie für London und Birmingham. — Kosten der Dampfkraft an der Midland Countieseisenbahn. — Französische Eisenbahnen. — Neue große irländische Eisenbahn. — Pearson's Methode manche auf den Eisenbahnen sich ereignende Unglücksfälle zu verhüten. — Ueber die Löschanstalten in Manchester. — Arago's Methode Stahl magnetisch zu machen. — Noch ein Nachtrag zu Dr. Ure's Versuchen über die Zuckerraffination. — Mareschal's Epsanon oder Apparat zum Weichsieden der Eier. — Amerikanische Eiskeller nach Frankreich übertragen. — Eine neue Methode auf Leinwand zu zeichnen. — Ueber ein Surrogat für chinesische Tusche. — Ueber die Oleagine des Hrn. Byerley als Ersatzmittel für Olivenöl in den Wollenwaarenfabriken. — Ueber einige vegetabilische Oele. — Rougier's Methode die schädlichen Ausdünstungen der Sodafabriken zu vertilgen. — Ueber Hrn. Salmon's desinficirendes Kohlen- und Düngpulver. — Ueber die Einfuhr von Häuten und Fellen in England. — Ueber die Unterscheidung des Kartoffelsatzmehles von dem Getreidemehle. — Analyse der Austerschalen. — Dextrinsyrup als Bienenfutter angewendet. — Ueber den Bau der Zwiebeln und anderer Laucharten. — Menge der in Großbritannien in den Jahren 1831 und 1832 eingeführten getrockneten Früchte.

Zweites Juniusheft.

Inhalt: Evans Verbesserungen an den Metallliederungen der Kolben für Dampfmaschinen, Pumpen und andere Apparate. Mit Abbildungen. — Walker's Verbesserung an der Fütterung oder Vorladung für Feuergewehre. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Francoeur über eine Verbesserung, welche Hr. Doménÿ in Paris an den Harfen mit sogenannter doppelter Bewegung anbrachte. Mit Abbild. — Longfield's Verbesserungen an den Thür- und andern Schlössern. Mit Abbild. — Wright's Verbesserungen im Spinnen und Drehen von Baumwolle, Flachs, Seide, Wolle und andern Faserstoffen. Mit Abbild. — Hirt's Verbesserungen an den Maschinen zum Zurichten und Appretiren wollener und anderer Fabrikate. Mit Abbild. — Gibbs Verbesserungen im Zurichten von Hanf, europäischem und neuseeländischem Flachse und andern vegetabili-

*) Durch die Mittheilung dieser sehr interessanten Abhandlung sind nun die vielseitigen an die Redaction des polytechnischen Journals ergangenen Anfragen, die Verfertigung elastischer Stoffe und Gewebe betreffend, beantwortet.

schen Faserstoffen zum Spinnen, zur Papierfabrikation und zu verschiedenem andern Zwecken. Mit Abbild. — Clark's Verbesserungen an den Maschinen und Methoden, deren man sich bei der Fabrikation von Ziegeln, Brod, Zwieback und verschiedenen andern Artikeln bedient. Mit Abbild. — Gardner's Verbesserungen an den Maschinen zum Zerschneiden von Rüben, Runkelrüben oder andern Wurzeln, deren man sich als Viehfutter bedient. Mit Abbild. — Auszug aus dem Berichte, welchen Hr. Ch. Dérosne der Société d'encouragement in Paris über den Concurs erstattete, den sie für die Errichtung von Runkelrübenzuckerfabriken in Verbindung mit landwirthschaftlichen Unternehmungen ausgeschrieben hatte. — Bemerkungen über das Probiren der Silberbarren auf nassem Wege; von Hrn. Gay-Lussac. — Ueber die Fabrikation des rothen Saffians (Maroquins). — Chevallier's Anleitung zur Untersuchung des käuflichen Essigs. — Ueber Firnißbereitung. Mit Abbild. (Beschluß.) — Anhang zu Hrn. Wilson Reil's Abhandlung über die Firnißbereitung. — Seybert über die Benutzung des Kaffeesatzes zur Bereitung eines braunen Lacks. — Versuche, welche auf einem Landgute zu Bilbartault, Departement de Seine et Marne, mit der Anwendung der Ablaufwasser einer Stärkmehlfabrik als Dünger angestellt wurden; von Hrn. Feldmarschall de Burggraf. — Miscellen. Eine sonderbare hydraulische Erscheinung. — J. S. Holland's Rechenmaschine. — Anwendung des Knoppernextracts in der Baumwollen- und Leinendruck- und Färbekunst. — Ueber Hrn. Grimaud's Lacteine. — Lemare's künstliche Brütapparate. — Weitere Nachrichten über den Backofen der Herren Lemare und Jametel. — Reiben der Rinde befördert den Wachsthum der Bäume. — Ausdehnung und Bevölkerung von Großbritannien und dessen Colonien.

Von diesem sehr gemeinnützigen Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. Münze. In das Abonnement kann jederzeit eingetreten, Abbestellungen aber können nur am Schlusse jedes Semesters angenommen werden.

Dr. Volger's neues Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte betreffend.

Den zahlreichen Freunden und Besitzern der allgemein geschätzten und verbreiteten Lehr- und Handbücher des Herrn Rector Dr. Volger wird die Anzeige willkommen sein, daß in unserm Verlage soeben erschienen ist:

Handbuch
der
allgemeinen Weltgeschichte
vom
Dr. W. F. Volger,
Rector am Johanneum in Lüneburg.

(2 Bände in 4 Lieferungen. Mit Karten, Tabellen und Register.)

Ersten Bandes erste Abtheilung
Alte Geschichte.

Gr. 8. 1835. Velin-Druckpapier. Brosch. 21 Gr.

Der vielfach ausgesprochene Wunsch, sowol ein Seitenstück zu dem so trefflichen Handbuche der Geographie des Herrn Dr. Volger, als wie einen Commentar zu dessen kleinern historischen Lehrbüchern zu erhalten, hat den Hrn. Verfasser zu dieser neuen und bedeutendern Arbeit veranlaßt, welche einen ebenso großen Beifall, wie dessen übrige Schriften, mit Recht erwarten läßt, indem allen Gebildeten und vorzüglich allen Freunden und Lehrern der Geschichte hier ein ausführlicheres Handbuch dargeboten wird, welches gleich fern von rein wissenschaftlicher als wie von blos populairer Darstellung, jedoch mit Berücksichtigung der neuesten Ansichten und Forschungen und ohne ermüdende Trockenheit, eine einfache und unparteiische Erzählung der wichtigern Weltbegebenheiten in möglichst natürlichem Gewande enthält und das ganze bekannte Feld der Staaten- und Völkergeschichte in seinen einzelnen Theilen wie im Zusammenhange des Ganzen klar überschauen läßt.

Die bisherigen Leistungen des verdienstvollen Herrn Verfassers, sein anziehender, präciser und gedrängter Vortrag sind zu bekannt, als daß es einer nähern Darlegung seines, mit größter Umsicht und Sachkenntniß entworfenen und mit bewährter Sorgfalt ausgeführt werdenden Plans bedürfte, wobei derselbe sein besonderes Augenmerk auf Richtigkeit, hinlängliche Ausführlichkeit und Klarheit der Erzählung richtete, außerdem dieses Werk durch zahlreiche chronologische Tabellen, Stammtafeln, historische Karten und ein vollständiges Register, auch zum Nachschlagen eine vorzügliche Brauchbarkeit erhält. Der Druck ist mit deutlicher, ganz neuer Schrift auf Velin-Druckpapier sorgsam ausgeführt und der Preis wird auch für die bald erscheinenden folgenden Abtheilungen verhältnißmäßig so billig angesetzt werden, als wie es die zu erwartende Theilnahme des ganzen gebildeten Publicums der Verlagshandlung irgend gestattet, welche zugleich folgende bisherige neuen Auflagen der übrigen Schriften des Herrn Dr. Volger zur Anzeige bringt:

Handbuch der Geographie. 3te Auflage. 2 Bände. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr. — **Anleitung zur Länder- und Völkerkunde.** Für Schulen und zum Selbstunterrichte. 3te Auflage. 2 Bände. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. — **Lehrbuch der Geographie.** Gr. 8. Ister Cursus, oder Leitfaden. 7te Aufl. 4 Gr. IIter Cursus, oder Schul-Geographie. 8te Auflage. 12 Gr. (Der IIIte Cursus, gr. 8., 18 Gr., enthält die alte, mittlere und neuere Geographie.) — **Lehrbuch der Geschichte.** Gr. 8. Mit Tabellen. Ister Cursus, oder Leitfaden. 8te Auflage. 6 Gr. (Der IIte Cursus, gr. 8., 10 Gr., enthält den Abriß der Geschichte.)

Hahn'sche Hofbuchhandlung
in Hanover.

Bei J. Hölscher in Koblenz ist erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Archiv für rheinische Geschichte von Grafen v. Reisach und Dr. Linde. 2ter Theil. Gr. 8. Mit Tabellen. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische und aus dem Griech. ins Deutsche von H. Litzinger und Dillenburger. Gr. 8. 20 Gr.

Vita St. Castoris. Nach Handschriften neu herausgegeben. Gr. 8. Geh. 5 Gr.

Das Leben des heil. Kastor. A. d. Lateinischen im Auszuge übersetzt. 16. Geh. 4 Gr.

Malerische Ansichten des Rheines und der Lahn in großem Format, gezeichnet von Karl Bodmer und gestochen von Rudolph Bodmer und Andern. 1stes Blatt: Köln. 2tes Blatt: Nonnenwörth und Drachenfels. Einzeln zu 2 Thlr., bei Verbindlichkeit auf die 1ste Serie billiger.

Malerische Ansichten der Mosel. 29stes und 30stes Blatt, womit die ganze Sammlung geschlossen ist.

Im Verlag des unterzeichneten ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

A. P. de Candolle's Pflanzen-Physiologie,

oder

Darstellung der Lebenskräfte und Lebensverrichtungen der

Gewächse.

Eine Fortsetzung der Pflanzen-Organographie, und eine Einleitung zur Pflanzen-Geographie und ökonomischen Botanik.

Aus dem Französischen übersetzt und

mit Anmerkungen versehen von

Johannes Röper,

Doctor der Medizin, Professor der Botanik an der Universität Basel und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Zweiter Band,

Preis 4 Fl. oder 2 Rthlr. 8 Sr.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. v. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Religionsbekenntnisse

zweier

Vernunftfreunde

nämlich

eines protestantischen und eines katholischen Theologen.

Mit Vorrede und Beurtheilung

von

Herausgeber.

1835. 256 S. gr. 8. 20 Gr.

Der hier zum erstenmale veröffentlichte Glaube ist der Glaube, worin und wodurch alle Vernunftfreunde sich einigen können, ohne die Verschiedenheit ihrer Confessionen, Christlichkeit, mit und ohne christlichen Charakteren zur Seite gestellt werden können durch: Ausdruck, Verlangen und Preis, Wissen und Glauben, und ganz besonders durch Wahrheit und Freiheit. Wahrheit ist der Grund, worauf Wahrheit und Freiheit ruhen, und Freiheit ist die Form, worin sie sich gesetzmäßig verwirklicht, indem sie ein wissenschaftliches, sittlichreines Handeln und Wandeln, und von den Gesetzen dieses Lebens sich bewegt. Einheit der Form und Einstimmung einer Lehrart Wenn wegen dieser Einheit, Einstimmung des Vernunftwissens und dem Vernunftmuthe, wegen seiner ungetrennten Verbindung der Vernunftfreunde und wegen der wesentlichen Einheit jener Lehrsprache in beiden Kirchen, die in Übereinkunft das positive Christenthum aufgefunden haben: so wurde der Vereinigung, durch eine Parole nunmehr, in welchem er mit dem universellen Lichtstrahl und damit die Möglichkeit einer friedlichen Verständigung bei gegenseitiger Duldung Genossen dem Katholicismus, dem Katholicismus, dem Katholicismus,

lesen. Diejenigen, welche so Etwas zu beurtheilen vermögen, werden es auch in den Mittheilungen finden, daß sie mit einer gewissen Aengstlichkeit und großer Besonnenheit ausgesprochen sind.

Kleines Geschenk für Jünglinge und Jungfrauen. Inhalt: 1. Eine Sammlung Gesellschaftslieder zum Singen im Cirkel der Freundschaft und Vertraulichkeit. 2. Auserwählte Stellen für Stammbücher. 3. Räthsel und Charaden. 4. Die Blumensprache, nach vaterländischen Dichtungen (eine Frühlingsgabe). 10 Sgr.

Lieder-Büchlein für die Soldaten der königl. preuß. Armee. 2 Sgr.

Die Blumen-Sprache, nach vaterländischen Dichtungen. Eine Frühlingsgabe. 4 Sgr.

Becker'sche Buchhandlung in Wesel.

An alle Buchhandlungen wurde soeben versandt:

König und Zwerg.

Nationelles Licht- und Nachtstück aus Irland. Herausgegeben von F. Adami. 8. Suhl. (Leipzig, Wienbrack in Commission.) Preis geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Glänzende Licht und Schattenpartien, auf denen das Auge gezwungen wird zu haften, eine eng verbundene Kette naturwahrer Begebenheiten, eine Reihe festgehaltener Charaktere, die durch ihr dramatisches Eingreifen Geist und Gemüth magisch fesseln, dazu gedrängte Einheit des Ganzen und der gewählte Bilderschmuck einer farbenglühenden dichterischen Sprache, das Alles dient dieser National-Novelle zum Netz, in welchem sich die gebildete Lesewelt fangen wird.

Der letzte Wäringer. Historische Novelle aus den Tagen der Eroberung Konstantinopels. Von Armin. 8. Ebend. Preis geh. 18 Gr.

Vermischte Dichtungen von *F. W. v. Kawaczinsky*. 8. Ebend. Preis geh. 20 Gr.

In Friedr. Volke's Buchhandlung in Wien ist zu haben und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Marco Visconti

storia del Trecento cavata dalle cronache di quel secolo e raccontata da

Tommaso Grossi.

4 vol. 8. Prima edizione originale Milanese. 1834. Brosch. 4 Fl. 20 Kr.

Das Erscheinen dieses neuesten Original-italienischen Romans rief in Italien den stürmischsten Applaus hervor. Man reihet ihn den gefeierten Leistungen Manzoni's, Rosini's, Azeglio's an. Auch in Deutschland ist ihm bereits die gebührende Anerkennung geworden.

Im Kaatzer'schen Lese-Institut erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Lehre der heutigen Physik in Bezug auf Luftdruck, Elementarkräfte und Bewegung, widerlegt durch Folgerung aus Sinneswahrnehmungen. Ein neues System. Von R. Tschiffely.

Deutsche Originalausgabe. Mit einer Kupfertafel. Gr. 8. Preis 1 Thlr.

Mit der größten Erwartung übergeben wir hiermit der gelehrten Welt ein Werk, das, die Frucht von mehr denn dreißigjährigen rastlosen Forschungen und Versuchen, nichts Geringeres als eine gänzliche Umgestaltung der heutigen Physik erwarten läßt. Die französische Akademie, von der Wichtigkeit dieser Schrift durchdrungen, hat eine eigne Commission, bestehend aus den Herren Dulong, Savart und Becquerel zur nähern Prüfung derselben niedergesetzt, und wir werden nicht verfehlen, der deutschen Lesewelt die Resultate mitzutheilen.

Das

Wochenblatt

für

Haus- und Landwirthschaft, Gewerbe und Handel,

enthält in der heute erschienenen Nr. 28: Bericht über die diesjährige Generalversammlung der Gesellschaft für Beförderung der Gewerbe in Würtemberg. (Beschluß.) — Ueber das Wechseln des Saatgetreides. — Nachricht an die Freunde der vaterländischen Landwirthschaft. — Actienverein zur Beförderung und Veredlung der Hornviehzucht. — Das geognostische Kärtchen von Würtemberg. Preis des ganzen Jahrgangs 1 Fl. 30 Kr.

Stuttgart und Tübingen, den 12ten Juli 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Von J. C. F. Manso's

Geschichte des preußischen Staates seit dem Frieden von Hubertsburg bis zur zweiten pariser Abkunft. Neue, vielfach berichtigte und verbesserte Ausgabe. 3 Bände oder 10 Lieferungen in gr. 8.

ist die 4te Lieferung soeben versandt worden.

Der billige Subscriptionspreis à 12 Gr. für die Lieferung, nebst dem 7ten Freiexemplar bei Abnahme von 6 Exemplaren, dauert noch für einige Zeit fort.

Frankfurt a. M. und Leipzig, den 15ten Juli 1835.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.
C. F. Dörffling.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

Die dreizehnte Lieferung

der bekannten

Allgemeinen deutschen Real-Encyklopädie (Conversations-Lexikon)

in der achten Originalauflage,

welche die erste Lieferung des siebenten Bandes bildet. Die achte Auflage des Conv.-Lex. besteht aus 12 Bänden, jeder enthält durchschnittsmäßig 60 Bogen im größten Octavformat, und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, deren jede auf Druckpapier 16 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet. Die Bemühungen der Verlagshandlung, dem Publicum ein in seinem Inhalte gediegenes und dabei wohlfeiles Werk zu liefern, sind durch allgemein günstige Aufnahme und große Verbreitung desselben anerkannt.

Leipzig, im August 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

König Eduard's Söhne.

Trauerspiel in drei Aufzügen.

Nach Casimir Delavigne für die deutsche Bühne bearbeitet

von

Dr. G. Ritter v. Frank.

8. Geh. 20 Gr.

Leipzig, im August 1835.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Resultate der Sittengeschichte

von

Freiherrn von Gagern.

Erster Band enthält:

Die Fürsten oder die Natur der Monarchie.

Zweite vermehrte Auflage.

Preis 2 Fl.

Unter den Werken des Freiherrn von Gagern haben zwei besonders, obgleich beide noch unvollendet sind, in Deutschland Anklang gefunden, die Nationalgeschichte der Deutschen und die Resultate der Sittengeschichte. Von diesen letztern wird eine neue Auflage vorbereitet, wovon der erste Band „Die Fürsten oder die Natur der Monarchie" soeben bei uns herausgekommen ist. An diesen ersten Band werden sich (wie in der frühern Ausgabe, 1808, 1812, 1816, 1819) zunächst die „Aristokratie", die „Demokratie" und die „Politie oder der Staaten Verfassungen" anschließen, welche zusammen den ausschließlich politischen Theil des Werkes ausmachen. Von dem Plan und Geiste des Ganzen werden die eignen Worte des Herrn Verfassers, womit er die neue Auflage begleitet, und einige Sätze aus dem frühern Eingang am leichtesten einen Begriff geben:

„Der Plan dieser Resultate ist umfassend, allumfassend. Er erstreckt sich auf das ganze menschliche Dasein in seinen wichtigsten Verhältnissen und Aufgaben, auf Vergangenheit und Zukunft, auf Das, was wir erstrebt und erreicht oder verfehlt haben."

Der Herr Verfasser deutet den Unterschied seines Vorhabens von andern ähnlichen Versuchen an, die er auch anführt:

„Herder in den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit betrat am meisten die ähnliche Bahn."

„Auch er suchte Folgerungen oder Resultate. Wir ergänzen in manchen Beziehungen Einer den Andern, und ich trachte darnach."

Noch näher wird der Plan bezeichnet:

„Ob die Münzen eckig oder rund, von welcher Erde die Vasen und die Schüsseln, wie lang die Lanzen, von welchem Stoff die Schilde seien; ob Mütze, Hut oder Turban unser Haupt bedecken, ob wir zwischen Brettern modern, oder eine Urne unsere Asche bewahre; — in dem Allen können Symptome der Cultur und des Klimas sein; aber die Untersuchung ist nicht mein Thema. Nur die Punkte sind es, um die sich unabänderlich die Achse unseres Glücks und unseres Daseins dreht."

Als solche Punkte, die das Thema der Untersuchung vorzugsweise bilden sollten, hat der Herr Verfasser außer dem Inhalt der obigen vier politischen Theile noch in Aussicht genommen: Wohnung, Arbeit und Eigenthum; Philosophie; Religion; Tugend; Liebe und Freundschaft (welche bereits in der ersten Auflage als fünfter und sechster Band 1822 erschienen); endlich Künste und Wissenschaften. Die Aufgabe der vier ersten oder rein politischen Bände nennt der Schluß des Eingangs: „Den gesellschaftlichen Bund klug zu schließen, klug zu bessern und muthig aufrecht zu erhalten, ist der große Gegenstand unserer Vernunft, unserer Tugend und unseres ganzen Trachtens. Das ist des Lebens fester Stamm. Das Uebrige sind nur die Zweige." In den Vorworten heißt es darüber: „Man wird allerdings hier finden, daß ich die monarchischen Ideen und Formen vertheidige. Nur ihre Natürlichkeit. Die Gefahren, die heute der Zukunft drohen, das sichtbar große und steigende Zerwürfniß kommt nicht von der Lehre, dem Zusammenhang, der Mitwirkung der drei Gewalten (Monarchie, Aristokratie, Demokratie); kommt nicht vom wahren parlamentarischen System, sondern von seinem Umsturz, von der Befeindung oder Verringerung des einen oder des andern Princips, von der Abartung her." Unter den Schriftstellern, die über das Verhältniß jener drei Principien, besonders über das monarchische Princip geschrieben haben, wird David Hume das Lob zuerkannt: „Unstreitig sind seine eingestreuten Beobachtungen das Verständigste und Solideste, was über Königthum gesagt worden ist." Ueber die neue Auflage des Werkes und ihre Vermehrung spricht sich der Herr Verfasser mit folgenden Worten aus: „Vor fast 30 Jahren sprach der junge Mann; nun spricht der gealterte." — „Groß ist der Wechsel der Zustände, der Wünsche, der Personen, der Classen; doch die Aenderung meiner Ansichten auch in politischer Beziehung nur gering." „Selbst die Zueignung an Napoleon mag so bleiben, auch nach dem Sturz, der Acht und dem Hinscheiden." „Seitdem hat sich die menschliche Gattung gleichsam gespalten, in Wirren verloren und zu großer Krisis vorbereitet. Auch davon wird die Rede sein. Denn ich will eben davon Rechenschaft geben, wie, in welchem Zustande, in welchen Hoffnungen, mit welchen Besorgnissen ich nun bald dieser Erde, dieser mütterlichen Erde Lebewohl sagen werde." Die Vorworte schließt der Herr Verfasser mit dem Wunsche: „Wenn ich also hier für meine große Nation in die Reihen trete, oder noch kühner vorwärts schreite, so wünsche ich, daß sie es gütig aufnehme, ernstlich prüfe, und daß es zu ihrer Ehre und meinem Denkmal gereiche." Die vier ersten Bände erscheinen zwar nicht zugleich, wie es zu wünschen gewesen wäre, allein doch schnell nacheinander, und jeder einzelne Theil bildet für sich ein geschlossenes Ganzes.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In der Becker'schen Buchhandlung in Wesel ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Verurtheilung und Hinrichtung

der elf

preußischen Offiziere

durch

die Franzosen bei Wesel

den 16. September 1809.

Zur Erinnerung

an

Schill und seine Gefährten

bei

der Enthüllung des auf ihren Gräbern errichteten

Denkmals

am 31. März 1835.

Von

Dr. Franz Fiedler.

Nebst Abbildung des Monuments und der franz. Vertheidigungsrede von J. N. Perwez. Preis 15 Sgr.

Die Rede von Perwez allein 4 Sgr.

Ansicht des Denkmals bei Wesel den elf Schill'schen Offizieren errichtet am 31. März 1835. Gr. 4. 5 Sgr.

Dasselbe auf buntem Carton gezogen 7½ Sgr.

Die Enthüllung

des

Denkmals bei Wesel

am 31. März 1835.

Oder

Beschreibung der Feierlichkeit nebst den dabei gehaltenen Reden der Herren Prediger Verhoeff und Dr. Lohmann und einigen das Fest betreffenden Dichtungen.

Von

Dr. Franz Fiedler.

Preis 7½ Sgr.

Bei Ludwig Kohnen in Köln und Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Marco Visconti,

historischer Roman

aus

dem vierzehnten Jahrhundert

von

T. Grossi.

Aus dem Italienischen

durch

O. v. Czarnowski.

2 Thle. Preis elegant geheftet 3 Thlr.

Marco Visconti ist das neueste Erzeugniß eines in seinem Vaterlande hochgefeierten und allgemein beliebten Schriftstellers. Der höchst anziehende, noch selten oder gar nicht benutzte historische Stoff, welcher darin verwebt ist, die Person des Helden selbst, die in jener vielseitig bewegten Zeit unter ihren Umgebungen großartig hervorragt und von dem Autor unverändert und ungeschminkt, mit geschichtlicher Treue dargestellt ist, die interessanten Verwickelungen der Fabel des Romans, die stets mit der Geschichte Hand in Hand geht, endlich die Schilderung der Sitten und Gebräuche eines Zeitalters, das, wie das unserige, ein Zeitalter des Ueberganges genannt werden kann, werden diesem Werke eine günstige Aufnahme und gewiß einen dauernden Ruf in der gebildeten deutschen Lesewelt sichern.

Die gelungene Uebersetzung gibt mit Glück die schöne und blühende Schreibart des italienischen Autors wieder, der sich mit Recht einen Schüler Manzoni's nennt.

In der Unterzeichneten ist erschienen und kann durch alle soliden Buchhandlungen bezogen werden:

Taschenbuch

der

neuesten Geschichte.

Herausgegeben von

Dr. Wolfgang Menzel.

Fünfter Jahrgang.

Geschichte des Jahres 1833.

Zweiter Theil,

mit zwölf Portraits.

Darstellend: 1) Herzog August von Leuchtenberg. — 2) Kolokotroni. — 3) von Heideck. — 4) Mavrocordato. — 5) Thiersch. — 6) Mickiewicz. — 7) Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen. — 8) Kaspar Hauser. — 9) Uhland. — 10) Christiani. — 11) von Lindenau. — 12) Paul Pfizer.

Preis 3 Fl. oder 1 Thlr. 20 Gr.

Inhalt: Der Orient. — Rußland und Polen. — Skandinavien. — Die Schweiz. — Deutschland. — Amerika. — Asien, Afrika und Australien. — Kleine Chronik.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In der J. C. v. Seidel'schen Buchhandlung zu Sulzbach ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Lehrbuch

der

Religionswissenschaft,

ein

Abdruck der Vorlesungshefte

eines

ehemaligen Religionslehrers

an einer katholischen Universität,

von

einigen seiner Schüler

gesammelt und herausgegeben.

1834. 3 Theile. 94 Bogen. Gr. 8. 4 Thlr.

Dieses Lehrbuch wirft einen Brand in Deutschlands religiöse und philosophische Literatur; doch soll er nicht verwüsten, sondern aufklären und erbauen. An Widerspruch kann es nämlich einem Werke nicht fehlen, das eigenthümliche Ansichten, welche ein volles Menschenalter hindurch ausgebildet worden, ohne dem gelehrten Publicum sich dargestellt zu haben, enthält. Die Philosophen werden an dem, von den neuen Schulen sich wesentlich unterscheidenden Vortrage gewaltigen Anstoß nehmen, wenn sie nicht Klarheit, Gründlichkeit und gemeinnützige Richtung höher schätzen als eingewickelte Phrasen und speculativen Unsinn. Unter den Theologen nehmen dem Verf. (Prof. Bol-

kann von Neuig) genießt die Wirthschaften seiner freiheitigen Umgebung, und hat sich namentlich durch seine köstlichen Kuchen, die Kaffeewirthe aber durch Verbreitung einer wirklichen Coffeebohne einen Namen gemacht. Die Wirthschaften stehen in einem Hauptbezirken, bestehen, weil es sich herausstimmt, die beiden Hauptstädte Augsburg und München, und Boden mit Recht, weil sie sich nicht nur durch Reinlichkeit zu empfehlen, die Kaffeebohnen werden sich weiter hin erhalten, und es ist Augsburg seinen Kaffee in einem neuen Kaffee, mit noch mehr vorgeschmackenen Ingredienzien anzusagen und mit einer Weise Verbindungen Preisbewegungen treffen, bekommen, seine Feder sei seiner andere, als die Feder der allgemeinen Kaffeebohnen. Der Coffeebohnen-Preis-Kaffeebohnen hat andere Kaffeebohnen, welche sich ein Kaffeebohnen gefallen, und darauf wiederholt aufmerksam. Augsburg, das besten Werth Kaffeebohnen ist Augsburg in Augsburg, so daß, so empfehlenswerth, um so allgemeiner, um so freundschaftlicher werde anerkannt werden.

Zu der unterzeichneten ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Schule der Wirthlichkeit

für

Alt und Jung.

Herausgegeben von

Karl Friedrich v. Rumohr.

Zweiter Theil.

Preis 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Sgr.

Inhalt: Theil: Buch. Von der häuslichkeit besonderen Gastlichkeiten. — Von der Behandlung der Thierkost in den Gesellschaften. — Von der Kunst, die Mittelmäßen Gerichte zu verbessern, eine Gesellschaft zu machen. — Von den Vorgedanken des Speisebuch. — Von Besuchen und Warten. — Von den Gesellschaften und Abendessen. — Von der Kunst, Gäste, Tafel und Gastgenossen zu geben. — Von den Gelehrten, welche gerade zu Tische sind. Viertes Buch. Von der besonderen Vorsichten und vorzubereitenden Mahlzeiten. — Von der Kunst, Gäste zu bitten. Fünftes Buch. Von den Vorsichten der Gastlichkeit. — Von verschiedenen Regen der Gastlichkeit im Allgemeinen. — Von der verschiedenen Größe, in welcher die möglichst Gastlichkeit in Anwendung kommt, und von der Gastlichkeit insbesondere. Sechstes Buch. Von Einladungen und Verabredungen des Gastlichkeit. — Von den mündlichen und schriftlichen Einladungen, auch zu Tische, und von den besonderen und von der ungewöhnlichen Weise der Einladungen. — Von der Verabredung und von der Gesellschaft Mahler, sowie Gastlichkeiten und Gastgenossen. — Von der Zusammenstellung der Gesellschaft nach der Zahl und nach den Verschiedenheiten, nach den Familien und gesellschaftlichen Verhältnissen nach den Stand und Lebensgewohnheiten.

Von den ganzen Umfang und Inhalt dieses belannten „Buches der Küchenkunst" hat in diesem Theile eine Gastlichkeit mit gesellschaftlich besonderer Klugheit den Kreis der Gastlichkeit und Gastlichkeiten und seinen Mannigfaltigkeiten gezeichnet zu machen habe. Das Buch enthält in zwei Theile, kann einen von den Mannigfaltigen der Gastlichkeiten, und den Mannigfaltigen von dem Gastlichkeiten, während im anderen die Gastlichkeit auf das bestimmten Gastlichkeiten und Gastlichkeiten und Gastlichkeiten und

seinem feinen kunstgeübten Sinne zu den überraschendsten Beobachtungen und Combinationen gelangen mußte.

Gewiß dürfen wir versichern, daß jedem Leser, welcher die Schätze jener Länder selbst zu bewundern Gelegenheit hatte, die belehrendste und angenehmste Erinnerung aus diesen Mittheilungen erwachsen werde, während jeder Andere seine an den Denkmälern anderer Sammlungen erlangte Kenntniß, durch die Treue und wiederschaffende Darstellung jener nothwendig bereichern und vervollständigen muß. Rechnen wir hierzu, daß der Herausgeber auch in der Sprache den künstlerischen Ton, welcher solche Schilderungen fodert, auf das Glücklichste zu treffen gewußt hat, so glauben wir mit Recht das vorliegende Werk den Freunden der Kunst auf das Dringendste empfehlen zu können.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In Mailand ist soeben erschienen und in

Friedr. Volke's Buchhandlung

in Wien zu haben:

Opere scientifiche

italiane e latine

di

Giambattista Vico.

Volume 1. delle opere latine, illustr. di Gius. Ferrari. 25 fogli in 8. 2 Fl. 40 Kr. C.-M.

Diese Sammlung der wissenschaftlichen Werke des ersten italienischen Philosophen wird in zwei Sectionen — lateinische und italienische Werke — erscheinen und Folgendes enthalten:

1. Die Reden: De nostri temporis studiorum ratione; — De Mente Heroica und andere lateinische Prosa wissenschaftlichen Inhalts.
2. Die Abhandlung: De antiquissima Italorum sapientia ex linguae latinae originibus eruenda, mit den Kritiken der italienischen Journalisten und den drei Antworten Vico's.
3. Das lateinische Werk „Ueber das allgemeine Recht" in zwei Abth.: De uno universi juris principio et fine uno und De constantia jurisprudentis, nebst den von Vico besonders herausgegebenen Verbesserungen und Vermehrungen.
4. La Vita di G. B. Vico colle aggiunte del Villarosa, le sue poesie filosofiche, e gli articoli scelti della sua corrispondenza letteraria e degli altri scritti scientifici italiani.
5. La prima edizione della Scienza Nuova.
6. Finalmente la terza edizione della Scienza Nuova, colle varianti e colle aggiunte che trovansi nella seconda edizione.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands können ausführlichere Anzeigen, sowie auch jede der beiden Sectionen einzeln, bezogen werden.

Aggiunta

all' edizione delle opere classiche italiane del secolo XVIII.

Zur Vervollständigung der bekannten, wegen ihrer Correctheit und typographischen Ausstattung sehr geschätzten mailänder Collezione de Classici italiani del secolo XVIII erscheinen noch nachstehende Autoren, deren erster: Verri storia di Milano, 2 Vol. 8. 6 Fl. 30 Kr. C.-M. bereits die Presse verlassen hat. Jedes Werk ist auch einzeln zu haben.

Verri, Pietro. Storia di Milano, ed Opere filosofiche e di Economia politica.

Vico, Giambattista. Principj di Scienza Nuova, ed Opere varie.

Muratori, Lodovico. Dissertazioni sopra le Antichità Italiane.

Genovesi, Antonio. Diocesina, Logica ec.

Baretti, Giuseppe. Opere.

Buonafede, Appiano (Agatopisto Cromaziano). Dell' istoria e dell' indole di ogni Filosofia, e Della restaurazione d'ogni Filosofia ne' secoli XVI, XVII, XVIII.

Gerdil, Sigismondo. Introduzione allo studio della Religione, e Dissertationi sopra l'origine del senso morale, e sopra l'esistenza di Dio ec.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Vorläufer der Reformation

von

Prof. Dr. Ludwig Flathe.

Erster Theil. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr. — 3 Fl. 24 Kr. C.-M. — 4 Fl. 3 Kr. Rhein.

Dieses durchgehends aus den Quellen geschöpfte Werk zeichnet sich nicht nur durch das Interesse, welches eine getreue und vollständige Geschichte der Vorläufer der Reformation darbietet, sondern ganz besonders durch die Gründlichkeit und Unparteilichkeit, womit der Verfasser seinen Gegenstand behandelte, auf das Vortheilhafteste aus.

Der zweite Theil, mit einem vollständigen Register über das ganze Werk, ist unter der Presse, und wird noch im Laufe dieses Jahres fertig.

Leipzig, im Juli 1835.

Georg Joachim Göschen.

In der Unterzeichneten ist erschienen und kann durch alle soliden Buchhandlungen bezogen werden:

Sammlung historischer Schriften und Urkunden,

geschöpft aus Handschriften

von

M. Freiherr von Freiberg,

Vorstand des königl. bairischen Archivs.

Vierter Band zweites Heft.

Preis 1 Fl. 48 Kr. oder 1 Thlr. 4 Gr.

Enthaltend: a) Einen für die historische Literatur höchst bedeutenden Commentar des berühmten Dichters Walde. b) Eine vollständige Ausgabe der Acten des Conciliums zu Ulheim. c) Eine von Pfalzgraf Otto Heinrich von Neuburg verfaßte Biographie seines Bruders des Pfalzgrafen Philipp.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Luise Strozzi.

Eine

florentinische Geschichte aus dem sechszehnten Jahrhundert

vom

Verfasser der Nonne von Monza

(Giov. Rosini).

Nach dem Italienischen bearbeitet.

Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

Leipzig, im August 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXVI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

die sechste Lieferung

des

Bilder-Conversations-Lexikon

für

das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

In alphabetischer Ordnung.

Böotien bis Bürgerstand,

mit 30 Holzschnitten und den in Kupfer gestochenen Karten des Herzogthums Braunschweig, des Gebietes der freien Stadt Bremen nebst der Ansicht des Rathhauses zu Bremen.

Die bis jetzt erschienenen **sechs** Lieferungen, 44 Bogen in gr. 4. mit 154 Holzschnitten und 13 in Kupfer gestochenen Karten, kosten 1 Thlr. 12 Gr. — **gewiß ein sehr billiger Preis**, wie er nur bei großem Absatze zu stellen möglich ist.

Leipzig, im August 1835.

F. A. Brockhaus.

Die Weltgeschichte

für gebildete Leser und Studirende, dargestellt von K. H. L. Pölitz, groß. hess. geh. Rathe ꝛc. 4 Bände. Sechste verm. u. verb. Auflage. Leipzig 1830. Hinrichs'sche Buchhandlung. Gr. 8. (153 Bogen.) 4 Thlr. 12 Gr.

Auf 10 Exemplare 1 frei.

Als dieses Werk im Jahre 1805 zum ersten Male erschien, brach es für die Behandlung und Darstellung der Geschichte eine neue Bahn. Es verband die Ergebnisse gründlicher Forschung mit einer reinen, ansprechenden stylistischen Darstellung; es popularisirte die allgemeine Geschichte für die weiten Kreise der gebildeten Stände. Deshalb vermied es theils den blos für den Gelehrten nöthigen Apparat, theils die ausführliche Durchführung der ältern und ältesten Geschichte, in welche es aber Indien, China u. a. als gleichberechtigt mit Palästina, Griechenland und Rom aufnahm. Dem Mittelalter ward sein Recht, ohne es zu überschätzen. Die drei Jahrhunderte von Amerikas Entdeckung bis zur französischen Revolution würdigte es nach ihren großartigen Erscheinungen in Kirche und Bürgerthum, sowie in der jenseits der Meere sich bildenden Colonialwelt in Ost- und Westindien. Besonders eigenthümlich aber war ihm von der ersten bis zur sechsten Auflage, die gelegene Bearbeitung der Hauptereignisse in der europäischen und amerikanischen Staatenwelt in dem Zeitraume seit 1789 bis auf unsere Zeit. Noch hatte kein ähnliches Werk diese wichtige Zeit so vollständig aus dem politischen Standpunkte geschildert. Doch bewahrte der Verfasser auch in diesem Werke sein in den „Staatswissenschaften" vollständig aufgestelltes politisches System der Reformen, zwar nicht auf Aufregung der Massen, wol aber auf ununterbrochenes Fortschreiten des innern Staatslebens zum Bessern berechnet. Plan, Ausführung und die vorherrschende politische Ansicht verschafften diesem Werke die weiteste Verbreitung; selbst das traurige Loos mehrer Nachdrücke. Mögen daher auch in bändereichern Werken noch größere Massen von Ereignissen behandelt werden, so gewähren doch diese 4 Bände eine vollständige Uebersicht aller wichtigen und folgenreichen Thatsachen der gesammten Geschichte, bis zur Julirevolution, nach Stoff und Form völlig geeignet für die Bedürfnisse und Wünsche der gebildeten Stände, sowie der Studirenden, denen es, nach seiner 30jährigen Existenz im Publicum,

nicht erst von Neuem empfohlen werden darf. — Die Erscheinung des verheißenen „Ergänzungsheftes für die Ereignisse seit 1850" wurde bisher durch überhäufte Arbeiten und Kränklichkeit des verehrten Herrn Verfassers verzögert.

Anzeige für alle Gebildete,

besonders für Lehrer und Freunde der deutschen Sprache, sowie für Geschäftsmänner und Schriftsteller über die jetzt sehr erleichterte Anschaffung des wohlfeilsten, ausführlichsten und gleich ganz vollständigen

Wörterbuches der deutschen Sprache

von

Dr. Theodor Heinsius.

4 Bände. 353 Bogen in gr. Lexikonformat. Preis nur 6 Thlr. auf Druckppr. (oder circa 5 Pf. pro Bogen), auf Schreibppr. 8 Thlr. Hanover bei Hahn.

Der gesammten Lese- und Geschäftswelt ist dieses einzige größere Lexikon, welches die deutsche Literatur jetzt besitzt, als ein unentbehrliches Hülfsmittel beim Studium unserer Muttersprache, bei der Lecture, bei allen eigenen schriftlichen Arbeiten und zugleich auch als Verdeutschungs- und Sacherklärungs-Wörterbuch bereits zu bekannt, als daß es dieserhalb noch einer wiederholten Empfehlung bedürfte.

Da jedoch der bisherige verhältnißmäßig schon sehr billige Preis von 10 Thlr. und 13 Thlr. 8 Gr. für Viele immer noch zu bedeutend war, und die Verlagshandlung wünscht, den noch vorhandenen Vorrath auf die möglichst gemeinnützigste Weise auch unter Unbemittelten rasch zu verbreiten, um einem, gegenwärtig um so mehr empfundenen Bedürfnisse abzuhelfen, wo zum sofortigen Gebrauche gar keine ähnlichen Werke vollständig oder in solcher Ausführlichkeit und Reichhaltigkeit zu Gebote stehen, so ist nicht nur der Preis des Ganzen für Diejenigen, welche die augenblickliche vortheilhafte Gelegenheit benutzen wollen, auf 6 Thlr. für Druckppr. und 8 Thlr. für Schreibppr. ganz ungewöhnlich vermindert, sondern es können auch die 4 Bände allmälig einzeln à 1 Thlr. 12 Gr. durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dictionnaire des Monogrammes, Marques figurées, Noms abrégés etc. avec lesquels les peintres, dessinateurs, graveurs et sculpteurs ont désigné leurs noms, par François Brulliot, conservateur de la collection d'estampes de S. M. le roi de Bavière etc. Nouvelle édition, revue, corrigée et augmentée d'un grand nombre d'articles. Première Partie, contenant les monogrammes. Seconde Partie, contenant les lettres initiales. Troisième Partie, contenant les noms abrégés et estropiés, ainsi que les appendices. Preis 27 Fl.

Kenner und Liebhaber werden bei dem Gebrauch des vorliegenden Werks finden, daß es ein unentbehrliches Hülfsmittel für ihr Studium ist, und zu den Leistungen unserer Literatur gehört, welche durch Vollständigkeit, Gründlichkeit und gute Anordnung dem Jahrhundert Ehre machen und dem Verfasser einen bleibenden Namen unter den besten Schriftstellern seines Faches sichern.

Um die Reichhaltigkeit des hier Gegebenen zu würdigen, braucht man nur die Anzahl der Nummern zu übersehen, die sich in der ersten Ausgabe des Lexikons mit der später hinzugefügten Table générale gegen 3700 beliefen, und nun schon im ersten Bande 3292, im zweiten 2936, im dritten 1258, also zusammen 7484 betragen, ungerechnet mehrer hundert, in den Nachträgen enthaltene Zusätze. Die Monogramme, Buchstaben und Inschriften sind nicht lithographirt und auf eignen Tafeln gedruckt, sondern getreu durch Holzschnitte nachgebildet, und zur bequemen Aufsuchung an den Rand des Textes gebracht. Das Aufsuchen der Meister, um ihre Monogrammen zu finden, wird durch das jedem Bande beigegebene Namenregister bewerkstelligt. Ueberdies enthält der dritte Band noch ein vollständiges Register aller in diesen drei Theilen enthaltenen Namen.

München, im Juli 1835.

Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Neueste Verlagsartikel

der

Richter'schen Buchhandlung in Breslau,

(Weidenstraße, Stadt Paris).

Freimüthige Worte über das Gesundheitswohl der Staatsbürger im Allgemeinen, besonders aber über die diätetischen Verhältnisse der Kinder bei deren Erziehung und Unterricht nebst mehren Vorschlägen zur Abhülfe der dabei stattfindenden Mängel und anderer, das Gesundheitswohl störender Uebelstände; sowie auch über den diätetischen Gebrauch des gewöhnlichen kalten und des kohlensauren Wassers von C. L. F. Starke, königl. preuß. Garnisonstabs-Arzte für die Festung Silberberg und Mitgliede des lausitzisch-schlesischen Vereins homöopathischer Aerzte. Brosch. 12 Gr.

Im Laufe des Monats September werden die Presse verlassen:

Gründliche Anweisung über die Ursachen, den Verlauf und die Behandlung der Lungenschwindsucht, mit vorzüglicher Rücksicht auf Diejenigen, welche schwindsüchtig zu werden befürchten, von Dr. Marcus Wolff. 1 Thlr. 12 Gr.

Lehrbuch der Arithmetik, zunächst für die königl. preuß. Divisionsschulen, von F. Kittlas, Lieutenant im 10ten Infanterieregiment und Lehrer bei der 11ten Divisionsschule. Neue, völlig umgearbeitete Auflage. 1 Thlr.

Neue wohlfeile Taschenausgabe

von

Fr. von Matthisson's Schriften.

9 Bände mit Portrait und Vignetten. 12. Auf Druckpapier 6 Thlr. 16 Gr., oder 10 Fl. — Auf Postpapier 9 Thlr., oder 13 Fl. 30 Kr. — Auf Velinpapier 11 Thlr. 8 Gr., oder 17 Fl.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen von Orell, Füßli und Comp. in Zürich.

Bei Rubach in Magdeburg ist neu erschienen:

Meinecke, L. W., Allgemeine Uebersicht der historisch merkwürdigsten Oerter aller Zeiten in Europa. Nach ihrer Lage in den einzelnen Ländern und Staaten geordnet. Mit kurzer Angabe des dort Vorgefallenen. Aus dessen Allgemeinem Lehrbuche der Geographie für Militairschulen ꝛc., dritte Auflage besonders abgedruckt. 8 Gr.

Schäffer, K., Uebungsaufgaben im Briefstyl für Landschulen, mit besonders gewähltem Stoff, den Kindern die Antworten zu erleichtern und sie im Briefschreiben schnell auszubilden. Nebst einem Anhange, bestehend in Formularen zu Rechnungen, Quittungen, Schuldscheinen, Contracten, Vollmachten und einigen Musterbriefen. 10 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1835. August. Nr. 122—126.

Nr. 122. * Westliche Fronte der Kathedrale von Amiens. — Winterleben der Thiere. (Fortsetzung.) — * Der Roßkastanienbaum. — * Der wilde Eber. — Gemälde von London. (Fortsetzung.) — Verschiedene Arten der Trauer. — * Rafael's Cartons. 5. Petrus, der den Krüppel heilt.

Nr. 123. * Hogarth's Werke. 5. Der Dichter in der Noth. — Der tiefste Schacht in Großbritannien. — Pommeranzen auf den Azoren. — * Gemälde von London. (Fortsetzung.) — Winterleben der Thiere. (Beschluß.) — * Wandernde Musikanten in Indien.

Nr. 124. * Fischfang mit Cormorans in China. — Die Frauenbäder im Orient. — Federmanufactur in England. — * Tippo Saheb, Sultan von Mysore. — * Die Insel Malta. — * Rafael's Cartons. 6. Die Erblindung des Clymas.

Nr. 125. * Die Bildsäule der Diana. — Das Wichtigste über den Taubstummenunterricht. I. Im Allgemeinen. — * Reise nach Palästina. — * Der Lemming.

Nr. 126. * Trier. — Das Wichtigste über den Taubstummenunterricht. II. Methode desselben. — * Die Sokotora-Aloe. — * Reise nach Palästina. — * Hogarths' Werke. 6. Der Weg des Liederlichen.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im August 1835.

F. A. Brockhaus.

In

Fried. Volke's Buchhandlung in Wien

ist zu haben:

Das Donauländchen

der k. k. Patrimonialherrschaften im V. O. M. B. in Niederöstreich,

geographisch und historisch beschrieben

von

Ant. Friedr. Keil.

Gr. 8. Wien 1835. Preis 2 Fl. 30 Kr., fein Papier 3 Fl.

Da dieses Sr. Majestät dem höchstseligen Kaiser Franz I. von Oestreich gewidmete Werk in mehren kritischen Blättern sowol dem Wanderfreunde als ein sicherer und angenehmer Begleiter, wie auch dem Chroniklieb haber als ein berichtigendes Nachschlagebuch sehr günstig anempfohlen wurde, so bedarf dasselbe nun wol keiner andern Würdigung mehr, als der bloßen Anzeige zur verdienten weitern Bekanntmachung.

Soeben ist bei J. H. C. Schreiner in Düsseldorf erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erinnerungen aus der Schweiz

von **Moritz Zandyck.**

Elegant geheftet. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin sind im Jahre 1835 folgende neue Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

C. A. W. Berends, Vorlesungen über praktische Arzneiwissenschaft (Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie), nach des Verfassers Tode zuerst herausgegeben von C. Sundelin. Zweite Auflage, neu durchgesehen und berichtigt von J. C. Albers. 1ster Band. Semiotik. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. 2ter Band. Fieberlehre. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.
(Das vollständige Werk, 9 Theile in 10 Bänden, wird wegen des wiener Nachdrucks für 9 Thlr. abgelassen [früherer Preis 23 Thlr.], einzelne Bände aber nur zum bisherigen Preis.)

Fr. Buchholz, Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien. 20ster Bd. Histor. Taschenbuch. 16ter Jahrgang. Begebenheiten des Jahres 1830. 2te Abth. 12. Brosch. 2 Thlr.

H. Burmeister, Handbuch der Entomologie. 2ter Bd. Besondere Entomologie. 1ste Abth. Mit 2 Kupfern. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

F. O. Dann, Topographie von Danzig, besonders in physischer und medicinischer Hinsicht. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

E. L. Grossheim, Lehrbuch der operativen Chirurgie. 3ter Theil. Allgemeine operative Chirurgie. Gr. 8. 1 Thlr.
Das jetzt vollständige Werk in 3 Bänden 6 Thlr.

J. F. C. Hecker, De Peste Antoniniana Commentatio. 8. maj. Brosch. 6 Gr.

K. W. Ideler, Grundriss der Seelenheilkunde. 1ster Thl. Gr. 8. 4 Thlr. 6 Gr.
Hieraus ist einzeln abgedruckt:

— Langermann und Stahl, als Begründer der Seelenheilkunde. Gr. 8. 12 Gr.

A. L. Richter, Bemerkungen über den Brand der Kinder. Gr. 4. Brosch. 9 Gr.

— die Endermische Methode, durch eine Reihe von Versuchen in ihrer Wirksamkeit geprüft. Gr. 8. 21 Gr.

Joh. Nep. Rust, Theoretisch-praktisches Handbuch der Chirurgie, mit Einschluss der syphilit. und Augenkrankheiten, in alphab. Ordnung, 14ter, 15ter und 16ter Band, Puck-Ulcus. Gr. 8. Prän.-Preis eines Bandes 3 Thlr.

Zeitschriften.

Fr. Buchholz, Neue Monatschrift für Deutschland, historisch-politischen Inhalts. 15ter Jahrg. 1835. 12 Hefte. Gr. 8. 8 Thlr.

J. F. C. Hecker, Neue wissenschaftliche Annalen der gesammten Heilkunde. 1ster und 2ter Band, à 4 Hefte. Gr. 8. Jeder 2 Thlr. 16 Gr.

Medicinische Zeitung, herausgegeben von dem Verein für Heilkunde in Preussen (unter Rust's Präsidio). 4ter Jahrgang. 1835. Fol. Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. 3 Thlr. 16 Gr.

In Commission bei Kupffer und Singer in Wien ist soeben erschienen:

Wie ich meine Zöglinge lesen gelehrt nebst meinem Rath an den Musiklehrer.

Von Joh. Hermann.

Wien 1835. 98 S. 8. 10 Gr.

Mit dieser von einem praktischen Kinderfreunde offenbar mit Kenntniß und Liebe verfaßten Schrift hoffen wir zunächst Lehrern und Erziehern, dann aber auch Aeltern und Allen, die Umgang mit unsern lieben Kleinen pflegen, eine sehr willkommene und nützliche Gabe darzubieten. Sie enthält viel mehr als der beschriebene Titel aussagt; denn sie liefert eine Anweisung, wie die zarteste Jugend, so aber gewiß auch die reifere, allseitig angeregt, in der Schule und zu Hause, während und außer den ordentlichen Lehrstunden, geistig und körperlich, durch

Kenntnisse und Einpflanzung sittlicher und religiöser Gesinnungen, Gefühle und Uebungen, leicht, angenehm in der kürzesten Zeit ausgebildet werden müsse, wenn der menschlichen Gesellschaft tüchtige, gesunde, charaktervolle und dem Lebenszweck vollkommen erreichende Mitbürger geliefert werden sollen. Wir bemerken nur noch, daß dem 7 Druckbogen füllenden Werkchen noch 5 Bogen deutsche Alphabete und 1 Blatt arabische Ziffern beigegeben sind. Damit die Buchstaben auf Pappe gelegt und voneinander geschnitten, in Fächer aufgereiht, zweckmäßig in den Lehrstunden gebraucht werden können. Ein sauber verfertigtes Kästchen, mit den so bereiteten Quadratchen, ist in obiger Buchhandlung auch um 1 Fl. C.-M. zu haben.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Meine Erfahrungen in der höhern Schafzucht

von

J. G. Elsner.

Zweite stark vermehrte Auflage.

Preis 2 Fl. 12 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Die erste Ausgabe dieses in gedrängter Kürze vorgetragenen so überaus reichhaltigen Buches ward in kurzer Zeit vergriffen. Eine factische Anerkennung seines Werthes. Der Verfasser hat seinen Gegenstand auf eine seltene Art durchdrungen, das mag auch wol die Ursache sein, daß selbst Laien das Buch mit Interesse lesen. Die kritischen Anzeigen von Allem, was bisher über edle Schafzucht aus Herrn Elsner's Feder floß, vereinigen sich fast sämmtlich dahin, daß Alles, was er über diesen Gegenstand bis jetzt niederschrieb, classischen Werth habe, und daß man ihn in diesem wichtigen Zweige der Nationalindustrie für eine Autorität anerkennt. Die genannte neue Auflage ist mit einer Menge von Zusätzen neuer Erfahrungen, die Herr Elsner seit der Erscheinung der ersten Auflage zu machen Gelegenheit hatte, bereichert, wodurch ihr Werth denn noch ungleich höher steht, wie der der ersten Ausgabe.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Bei mir sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Blume, Dr. W. H., Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische. 1ster Theil. 4te Auflage. 15 Sgr.

Freese, A. G. F., Schwedisches Lesebuch. Zweiter, oder poetischer Theil. 25 Sgr.

Gruber, H. v., Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische für Tertia, in zusammenhängenden Stücken nach der Folge der syntaktischen Regeln in Zumpt's Grammatik. 12½ Sgr.

Klose, Dr. C. R. W., Basilius der Große nach seinem Leben und seiner Lehre dargestellt. 1 Thlr. 5 Sgr.

Shadow, the, of Lord Byron, or the voice of Akropolis to the British Nation. 10 Sgr.

Tabelle der lateinischen Genus- und Casusregeln. 2½ Sgr.

C. Löffler'sche Buchhandlung in Stralsund.

Mehre mir bestimmte Briefe werden, ohne nähere Bezeichnung des Orts, nach „Königsberg" überschrieben, dadurch nach der Stadt dieses Namens in Altpreußen versandt, und gelangen folglich veraltet, vielleicht gar nicht in meine Hände. Ich ersuche meine Herren Correspondenten ihre Briefe an mich nach „Königsberg in der Neumark" zu adressiren.

Emerentius Scävola.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Reisekur.

Von

Louis Lax.

8. 3 Bde. Elegant geheftet. Preis 4 Thlr.

Mit Vergnügen übergeben wir hiermit der Lesewelt ein neues Werk des geistreichen Verfassers, dessen schönes Talent bereits den verdienten Anklang gefunden hat. Witz, Phantasie, Scherz und Ernst wechselt in dieser Reisekur, die dem Leser durch ihren höchst interessanten Stoff voll bunten Wechsels und durch dessen heitere und fesselnde Darstellung einen nicht blos vergänglichen Genuß bereiten wird.

Oestreichische militairische Zeitschrift 1835.

Sechstes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Der Feldzug von Waterloo 1815. (Schluß.) — II. Der Feldzug 1797 in Italien, Innerösterreich und Tirol. Nach östreichischen Originalquellen. Fortsetzung des ersten Abschnittes. — III. Literatur. 1) Die Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz. Hinterlassenes Werk des Gen. Karl von Clausewitz. 2 Thle. Berlin 1835. (Schluß.) 2) Militairgeographie von Europa. In Tabellen; von Franz Ritter v. Rudtorffer, k. k. Oberstlieutn. von Graf Baillet de Latour Infanterie. 1stes Heft. Prag 1835. — IV. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis dieses Jahrgangs ist wie bisher Acht Thaler Sächs., um welchen auch die frühern Jahrgänge, von 1818 angefangen, noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1818—34 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ein Viertel wohlfeiler.

Wien, den 30sten Juli 1835.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1835. August. Nr. 31—35.

Nr. 31. * Die Bergstadt Annaberg. — Ein Abenteuer mit Wölfen. — * Der graue und der Silberreiher. — Der Fischreiher. — * Von der Schwere und Elasticität der Luft. — Räthsel.

Nr. 32. * Kaiser Rudolf von Habsburg. — * Der Löwe. — Philipp und Wilhelm. — * Das Frettchen. — Auflösung des Räthsels in Nr. 31.

Nr. 33. * Die Ernte. — Der unglückliche Robert. — * Der Eisbär. — Die Regenschirme. — * Der gehäubte Kiebitz. — Räthsel.

Nr. 34. * Die Edelbirsche. — Der größte Seiltänzer. — * Moses. — Die gemeine Cichorie. — Der Kanarienvogel und die Schwalbe. — * Der Ai. — Auflösung des Räthsels in Nr. 33.

Nr. 35. * Der Mahagonibaum. — Fleiß und Mühe belohnen sich. — * Die Insel Rügen. — * Der Hund von Neufundland.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste Jahrgang kostet cartonnirt ebenfalls 1 Thlr.

Leipzig, im August 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarische Anzeige.

In der Dieterichschen Buchhandlung in Göttingen sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

G. A. Bürger's

sämmtliche Werke

herausgegeben

von

August Wilhelm Boht.

Gesammt-Ausgabe in einem Bande.

Mit dem sauber in Stahl gestochenen Bildnisse des Dichters, einem Fac-simile seiner Handschrift und einer Charakteristik desselben von A. W. Schlegel.

Ladenpreis 3 Rthlr. 8 Sgr.

Es ist dies die erste vollständige, systematisch geordnete Ausgabe der Bürgerschen Werke, welche sich vor allen bereits vorhandenen Originalausgaben und Nachdrücken, wesentlich auszeichnet.

In der Variantensammlung sind alle Abweichungen, wodurch die Ausgabe der Gedichte von 1789 sich von spätern Umarbeitungen unterscheidet, zum ersten Mal genau angegeben. Ferner findet der Leser in dieser Ausgabe Mittheilungen aus Bürgers Briefwechsel, durch diese Briefsammlung hat die treffliche Biographie Bürgers von Althof einen reichen Commentar erhalten, eine besondere Zierde aber dieser neuen Ausgabe ist die Charakteristik Bürgers von A. W. Schlegel in Bonn.

Der von dem Herrn Herausgeber dieser Ausgabe gewidmete Fleiß, so wie die reiche geschmackvolle Ausstattung verdienen, mögen miswissen, daß das Publicum sich wieder jenes Meisters erinnere, der durch die Schönheit und Wahrheit seines Gesanges in immerwährender Jugend sich zeigt. Der Preis von 67½ Bogen à 3 Rthlr. 8 Sgr. wird gewiß an Billigkeit nichts zu wünschen übrig lassen, und so auch dem Unbemittelten den Ankauf möglich machen.

Ferner sind in unserm Verlage erschienen:

Grimm, W., Deutsche Heldensage. gr. 8. à 2 Rthlr.

Hausmann, J. F. L., Umrisse nach der Natur. 8. geh. 1 Rthlr.

Hogarths Werke in verkleinerten Copien
von E. Riepenhausen.
Lfrg. 1-12 m. Erklärungen v. Lichtenberg
— 13-14 — — — Lyser, Gutzkow u. le Petit } 15 Rthl.

Lichtenberg, G. Chr., vermischte Schriften. 9 Thle.
Schrbpr. à 5 Rthlr.
Velinpr. à 7 Rthlr.

Müller, K. O., Denkmäler der alten Kunst,
gezeichnet und radirt von K. Oesterley. Heft 1—5. gr. 4. geh. 4 Rthlr. 4 Ggr.
(mit Heft 5 ist der erste Band geschlossen.)

Murhard, Fr., der Zweck des Staats.
Eine propolitische Untersuchung im Lichte unsers Jahrhunderts.
gr. 8. à 2 Rthlr.

Murhard, K., Theorie und Politik des Handels.
Ein Handbuch für Staatsgelehrte u. Geschäftsmänner. 2 Thle.
gr. 8. à 3 Rthlr. 8 Ggr.

Murhard, K., Theorie u. Politik der Besteuerungen.
gr. 8. à 2 Rthlr. 16 Ggr.

Riepenhausen, 12 Umrisse zum Leben Raphaels
von Urbino. Ausgabe mit deutschen Text. queer fol.
à 1 Rthlr. 12 Ggr. (In Commission.)

Unter der Presse befinden sich:

Dahlmann, F. C., die Politik. gr. 8.

Grimm, J., Deutsche Mythologie. gr. 8.

Tibulli, A., Carmina; ed. Dissen. 2. Vol. 8. maj.

Bild aber hat beydelmüthige Gesicht. Auf dem Postillon der Kanaillen-Hut. Im Hintergrund: Die zwey Bilder. — Die Heimreise. Siegelring von Wenzel Hasler. Zwey Bilder.

91. Frau Hermann, Lithographie, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

92. Frau Hermann, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

93. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

94. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

95. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

96. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

97. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

98. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

99. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

100. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

101. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

102. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

103. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

104. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

105. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

106. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

107. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

108. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

109. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

110. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

111. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

112. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

113. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

114. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

115. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

116. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

117. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

118. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

119. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

120. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

121. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

122. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

123. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

124. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

125. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

126. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

127. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

128. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

129. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

130. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

131. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

132. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

133. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

134. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

135. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

136. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

137. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

138. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

139. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

140. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

141. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

142. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

143. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

144. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

145. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

146. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

147. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

148. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

149. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

150. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

151. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

152. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

153. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

154. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

155. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

156. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

157. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

158. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

159. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

160. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

161. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

162. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

163. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

164. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

165. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

166. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

167. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

168. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

169. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

170. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

171. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

172. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

173. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

174. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

175. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

176. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

177. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

178. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

179. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

180. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

181. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

182. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

183. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

184. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

185. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

186. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

187. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

188. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

189. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

190. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

191. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

192. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

193. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

194. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

195. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

196. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

197. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

198. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

199. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

200. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

201. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

202. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

203. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

204. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

205. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben von Karl Theodor Heinrich Hermann. Erster Band. Mit Bildern.

206. Hermann, Frau, Bautzen, publizirt von Henry Lehmann (Breslau). — Beiträge zur Geschichte der Lithographie und ihrer Hilfswissenschaften. Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Lithographie herausgegeben

Die in meinem Verlage erschienene

Vollständige Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache.

Breit-8. Elegant gebunden. 3 Thlr. 12 Gr.

ist mit so ungetheiltem Beifalle aufgenommen worden, daß die erste Auflage binnen wenigen Monaten vergriffen war. Der zweite Abdruck dieses mit Stereotypen gedruckten Werks ist jetzt beendigt und in allen Buchhandlungen sind wieder Exemplare zu erhalten.

Jede der drei Abtheilungen dieses Wörterbuchs:

I. Dictionnaire français-allemand-anglais. (1 Thlr.)

II. A complete Dictionary english-german-french. (2 Thlr.)

III. Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch. (1 Thlr. 8 Gr.)

ist zu dem ungemein Preise, welchen dieselbe erlangt, besonders zu haben.

Dieses Wörterbuch unterscheidet sich ebenso durch seine Vollständigkeit als typographische Einrichtung von Die Schärfe und Deutlichkeit der darin verwendeten englischen Lettern, noch mehr hervorgehoben durch den auf das schönste Velinpapier eingedruckten sehr starken Druck, machen das Gebrauch dieses Lexikons sehr bequem. Auf die Correctheit ist nicht weniger eine ganze Sorgfalt verwandt; die Preis aber wird bei diesem Umfange und solchen Leistungen wie als höchst billig erscheinen.

Leipzig, im August 1835.

F. A. Brockhaus.

Ferner ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu erhalten:

Das Novellenbuch;

oder

Hundert Novellen,

nach allen italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von

Eduard von Bülow.

Mit einem Vorworte

von

Ludwig Tieck.

In vier Theilen. Zweiter Theil. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. 2 Thlr. 13 G.

Der Buchstaben gibt in diesem Werk ein Zeugniß bei Dinge und Personen hat ein Novellist und der, die Wahrheitsähnlichkeit und der Eigenthümlichkeit der Verfasser zu benutzen, mit Geist das Schwache, Unschöne zu Worte von den alten Novellen genommen. Die erste Theil (1834) koster ebenfalls 2 Thlr. 13 Gr.

Leipzig, im August 1835.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

830.6
B
1835
Sept.

1835.

Monat September.

enthaltend

39 Blätter Nr. 244—273. 1 Beilage: Nr. 9. und 7 literarische Anzeiger: Nr. XXVII—XXXIII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Ankündigen und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1835.

UNIVERSITY OF MICHIGAN

Inhalt.

Nr. 244. Der Hochzeits-Tag. Ein unterhaltender Band. Eine Braut- und Hausfrau-Bibliothek. Erzählungen, Novellen und Skizzen von ... Zweiundzwanzig Bände. Eine illustrirte Gesellschaft. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 245. Der romantische Band. Novellen und Erzählungen. Ahnung und Erfüllung. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 246. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 247. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 248. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 249. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 250. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 251. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 252. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 253. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 254. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 255. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 256. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 257. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 258. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 259. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 260. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 261. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 262. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 263. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 264. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 265. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 266. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 267. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 268. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 269. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 270. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 271. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 272. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 273. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 274. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 275. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 276. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 277. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 278. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 279. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 280. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 281. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 282. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 283. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 284. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 285. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 286. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 287. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 288. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 289. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 290. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 291. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 292. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 293. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 294. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 295. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 296. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 297. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 298. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 299. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Nr. 300. Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Hochzeits-Tag. Ein unterhaltender Band. Eine Braut- und Hausfrau-Bibliothek. Erzählungen, Novellen und Skizzen von ... Zweiundzwanzig Bände. Eine illustrirte Gesellschaft. Zwei Bände. — Leipzig.

Der romantische Band. Novellen und Erzählungen. Ahnung und Erfüllung. Von Ernst Zander. Zwei Bände. — Leipzig.

Der romantische Band. Eine Reihe anziehender, spannender Novellen und Erzählungen

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 244. — 1. September 1835.

KRANJSKI DEŽELNI MUZEJ „RUDOLFINUM"

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Der vaticanische Apoll. Eine Reihe archäologisch-ästhetischer Betrachtungen von Anselm Feuerbach. Nürnberg, Campe. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Als ein würdiges Seitenstück zu Lessing's „Laokoon" ist das vorliegende Werk von den Kennern und Freunden des griechischen Alterthums aufgenommen worden. Wunderbar zeigt sich an jener ältesten deutschen Kunstmonographie, wie Form und Tendenz eine große Bedeutung gewinnen und behaupten können, wenn auch der Inhalt des Vortrags früher oder später als ungenügend sich erweist. Lessing hatte sich in den beiden Grundvorstellungen seines Laokoon geirrt. Er hatte dieses nun allerwärts bekannte Bildwerk beschrieben und zergliedert, um daran seine Theorie von dem Schönheitsprincip der antiken Kunst darzulegen, während es jetzt zur allgemeinen Ueberzeugung gebracht ist, theils daß nicht sowol und blos schöne Form als charakteristischer Ausdruck und lebendige Wahrheit an der griechischen Gruppe des Laokoon, wie überhaupt an den Werken hellenischer Kunst fessele, theils daß eben diese Gruppe selbst, deren Marmor im Belvedere des vaticanischen Palastes zu Rom sich befindet, nur die spätere Copie eines trefflichern Originals sei, welches vielleicht dem Zeitgenossen und Nebenbuhler des Praxiteles, dem Athenienser Skopas, angehöre, und dem weit eher der in Wien befindliche Marmorkopf des Laokoon zuzusprechen sei, dessen Ausdruck noch wahrer, wie dessen technische Ausarbeitung freier, edler und großartiger erscheint. Lessing hatte ferner die Differenz zwischen der bildenden Kunst und Poesie der Alten in seinem „Laokoon" darzuthun gesucht und die Grenzlinien abgesteckt, welche beide Gebiete voneinander scheiden. Aber er hatte nicht beachtet, daß er den Charakter der alten und der modernen Kunst in seiner Vorstellung vermengte und so einen Unterschied und Gegensatz zwischen Kunst und Poesie herausbrachte, der, wie Tölken zur Genüge bewiesen hat, gar nicht in dem Maße bestand, sondern durch die analoge Ausbildung und Darstellungsweise der alten Kunst und Poesie überwogen wurde, wie schon das alte Sprichwort bezeugt, worin die Malerei eine stumme Dichtkunst (muta poesis) genannt ist. Und gleichwol behauptet jenes Werk des wolfenbüttler Archäologen immer noch jetzt seine classische Stelle und ist neben Winckelmann's, gleichfalls durch neuere gründlichere sowol als umfassendere Forschungen und Entdeckungen überragten Kunstgeschichte für Jeden, der in den Kreis der alten Kunstideen eintreten will, ein unentbehrlicher Freund voll anregender Kraft und bildender Sprache. Wir dürfen also nicht fürchten, den Leser zurückzuschrecken und der Ehre des geistreichen Verf. obiger Schrift zu nahe zu treten, wenn wir den „Apoll" neben den „Laokoon" stellen und ihm für den Fall, daß auch seine Erörterungen schon jetzt oder mit der Zeit im Einzelnen oder Ganzen unhaltbar erfunden werden sollten, dasselbe Schicksal prophezeien, das einer bleibenden Anerkennung seiner auf den Fortschritt der kunstgeschichtlichen Wissenschaft gebauten und mit eigenthümlichem Scharfsinn entwickelten, in einer höchst gebildeten Sprache vorgetragenen Darstellung.

Es ist indessen zu hoffen, daß der Inhalt des vorliegenden Werkes, wo nicht durchaus, doch theilweise der allgemeinen Zustimmung Derjenigen, welche mit Aufmerksamkeit dem Entwickelungsgange der Darstellung des Verfassers folgen, sich erfreuen werde, und wir machen es uns gern zur Pflicht, in einem weitern Kreis, als welcher blos auf die Kenner und Forscher des griechischen Alterthums beschränkt ist, die schönen Ideen des Verf. einzuführen und namentlich auf seine Deutung des bekanntesten unter allen Kunstwerken der alten Welt, des Apoll von Belvedere, hinzuweisen. Dreierlei Gegenstände sind es hauptsächlich, welche in dem Buche abgehandelt werden, einmal der Apoll in seinem künstlerischen Werth, Motiv und Gegenstande, sodann der eigenthümliche Cha-

rakter der plastischen Kunst bei den Alten, und drittens das Verhältniß zwischen der antiken Plastik und Poesie, namentlich der alten Tragödie. Die Darstellung des Verf. windet sich an dem rothen Faden der Monographie des vaticanischen Apollo zuerst durch das Gebiet der plastischen Kunst und sofort durch ihre Beziehungen zur Dichtkunst, vornehmlich dem Drama, und jeder neue Abschnitt erscheint als nothwendiges Glied in der organischen Reihe des Ganzen, dessen der Verf. zur Erläuterung seiner ersten, auf den Apoll gehefteten Frage bedarf. In unserer Anzeige läßt sich dies nicht wohl in gleicher Weise nachconstruiren, und es dürfte daher auch in dieser kurzen Nachweisung anziehender sein, die Resultate des Verf. abgesondert in jeder der bezeichneten drei Hauptrichtungen seines Buches mitzutheilen. Wir befolgen dabei den umgekehrten Weg und sagen erst dann über die Apollinische Statue, was der Verf. von ihr halten zu müssen meint, und ob er wol Recht habe, wenn wir zuvörderst seine allgemeinern Ansichten über Kunst und Poesie, Plastik und Drama der alten Griechen vorgetragen haben.

Man hat lange behauptet und von eben dieser Behauptung auch einen Beweis gegen die hellenische Authentie des vaticanischen Apollo, der sich in einem unstreitig lebhaften Affecte zeigt, hergenommen, daß Ruhe und Abgeschlossenheit der Statue das leitende Princip der griechischen Kunst sei. Der Verf. weist dagegen, worin ihm die Koryphäen der Alterthumskunde und Kunstgeschichte unserer Zeit vorangeschritten sind, mit siegreichen Gründen nach, daß völlige Ruhe, eigentliche Starrheit und Unbeweglichkeit allerdings an den ältesten Kunstwerken und an deren Copien erscheine, daß aber alle jene Werke unleugbar in die vorhellenische Zeit der Kunstentwickelung gehören. Sie sind fremde Pflanzen, auf griechischen Boden versetzt. Nicht dem Streben nach plastischer Ruhe, nicht der dunkeln Ahnung eines ewig unveränderlichen Wesens der im Bilde dargestellten Gottheit verdanken sie dieses fremdartige Gepräge, sondern der Sinnesart jenes Volkes, welches Kunst und Natur zur Hieroglyphe, die menschliche Gestalt zur geheimnißvollen Mumie erstarren ließ. Mit dem ersten Beginn der eigentlich hellenischen Kunst verschwinden auch jene ruhigen Gebilde, und nur die dem Griechen so eigenthümliche Scheu vor dem Alterthümlichen sicherte den einmal vorhandenen noch für die spätere Zeit ihren Platz in den Tempelzellen. Die Barberini'sche Muse, die, in die Glyptothek des Königs von Baiern versetzt, nach Hirt's Angabe als Apollo Musagetes betrachtet und benannt wird, reicht gewiß über die Zeit des Phidias hinaus und ist vielleicht ein Werk von der Hand seines Meisters, des Ageladas von Argos. Aber schon sieht man ihren linken Fuß zum Schritt erhoben, und unbeschreiblich ist die Majestät, mit welcher die Statue dem Beschauer entgegenzutreten und dann innezuhalten scheint, um das Wort eines Flehenden zu vernehmen, oder einen Gegenstand der Dichtung aufzufassen. Mächtiger ausschreitend ist die Minerva in Dresden, welche, als Promachos, rasch wie zum thätigen Beistande vom Olymp herniedereilt. Hier und anderwärts und überall ist Handlung, freilich die Handlung von Wesen, deren That meist nur ein Wink ist; aber, was nicht zu übersehen, von künstlerischer Seite betrachtet, zugleich eine Handlung, welche nicht in den ideellen Kreis des Kunstwerks eingeengt bleibt, sondern aus diesem heraus sich in die Wirklichkeit bewegt, ja erst in dieser Sinn und Bedeutung erhält. Da war nichts von absoluter Ruhe, sondern Bewegung; keine Beschränkung des Kunstwerks auf sich selbst, sondern lebendige Beziehung der Statue zu ihrem Beschauer. Dies harmonierte aber auch ganz mit dem religiösen Glauben der Griechen, deren Götter weder, wie die der Perser, moralisch-politische Allegorien, noch, wie die ägyptischen, bloße Symbole von Kräften der Natur, sondern lebendige Charaktere, wirkliche Individuen, und auch diese nicht etwa, wie der Brahma der Indier, ins Anschauen ihrer selbst versunken, sondern in steter willkürlicher Thätigkeit begriffen, mit dem menschlichen Leben aufs Engste handelnd, und selbst leidend, verknüpft waren. So war dem Griechen nun auch die Statue nicht das Symbol eines abstracten Begriffs, sondern der sichtbare Olympier selbst, seine körperliche Hülle. Götter und ihre Statuen waren ihm unzertrennliche Begriffe. Daher die ganze Fülle und Beweglichkeit des Tempeldienstes, wobei die Statuen wie lebende Wesen gehegt und gepflegt, bekränzt, gesalbt, gebadet, sogar, als hätte man es für nöthig erachtet, ihrer plastischen Langweile vorzubauen, mit Possenspielen erlustigt wurden. An die Gegenwart eines Bildes der Gottheit knüpfte sich die Vorstellung vom Segen des Landes und der Stadt. Götterstatuen besaßen dämonische Kraft, Weissagung und dgl. Ja, die alte Künstlersage berichtet von Meistern, welche dem todten Stoffe Seele eingehaucht und Bilder leben und schreiten gelehrt haben. Wie konnte es nun anders kommen, als daß Leben, Handlung, Bewegung immer entschiedener den Charakter der griechischen Kunst ausmachte, je völliger sie sich aus früherer Dienstbarkeit fremder Schulen losriß und in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit entfaltete. Auch findet man auf einer Menge antiker Münzen solche Götterbilder, die unleugbar mit ängstlicher Treue berühmte Tempelstatuen vorstellen sollten, in der heftigsten Bewegung, und vergleicht man damit andere, starre Bildwerke nach Art der ägyptischen Idole, so ist es, als habe das zu lange niedergehaltene Lebensprincip sich mit einem Male Luft machen, den schwierigen Knoten nicht lösen, sondern zerreißen wollen. Die ästhetische Schönheit ist nicht zu suchen, allein die natürliche Wahrheit des bewegten Lebens tritt mächtig hervor. Aber doch, wie der Verf. schön bemerkt, in Griechenland erlebte und überlebte die Plastik, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, ihre Flegeljahre; die ägyptische blieb ewig in den Windeln der Kindheit schlummern. Selbst in dem sonderbaren typischen Ausdruck, den alle Gesichter der ältern griechischen Plastik bis gegen die Zeit des Phidias herab an sich tragen, kündigt sich das Bemühen an, die durch Bewegung schon gewissermaßen belebte Statue auch durch die Gesichtszüge zu beleben. Ueber alle Köpfe ist in der Regel wenigstens eine gewisse Freundlichkeit ausgegossen, ja der Mundwinkel mit einer Schärfe und Be-

stimmtheit zum Lächeln gehoben, wodurch der Ausdruck sogar affectirt und übertrieben wurde. Dem Zwecke der Kunst, die Götter den Menschen so nahe wie möglich zu bringen, war kein Ausdruck angemessener als der, wodurch das Erscheinen des Gottes das Annahen eines befreundeten Wesens ward und seine selige Ruhe aufhörte eine unfruchtbare Selbstgenügsamkeit zu sein. Je vertrauter aber die Kunst mit jenem olympischen Wesen geworden war, je mehr sie zugleich an Umfang gewann, desto mannichfaltiger, wahrer und inniger mußte auch der Ausdruck werden. Alle Erscheinungen, auch des menschlichen Lebens, hat sie nach und nach in ihr Bereich gezogen, bis der heilige Tempelbezirk zu einem Lusthain erweitert war, in welchem neben Göttern und Heroen, nun auch Weise und Athleten, Nymphen, Faunen und Hetären das ewige Freudenfest des Daseins begingen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Andronikos. Von **Woldemar Seyffarth.** Drei Theile. Leipzig, Kollmann 1834. 8. 4 Thlr. 16 Gr.

In einem trefflichen Aufsatz über Bulwer's „Letzte Tage von Pompeji" in Nr. 28—31 d. Bl. wurde mit überzeugender Klarheit dargethan, woran der historische Roman sich zu halten habe, was er sich als Aufgabe stelle und wie er dieser genüge. Diese musterhafte Abhandlung überhebt uns der Mühe, bei Gelegenheit dieses geschichtlichen Romans von Neuem auf die Grundsätze einzugehen, welche hierbei leitend sein sollen. Den Geist der Zeit fassen, ihn in bestimmte Formen stark und scharf ausprägen und ihn verklären, das ist die Aufgabe des historischen Romans. Mit der Copie einzelner Züge der Sitte, mit der Wiederholung geschichtlicher Namen ist so viel wie nichts gethan, wenn über dem Haschen nach der Form der Zeit ihr Geist entfloh; denn dieser allein gebiert leicht und sicher die ihm eigne Form, und auf dem Wege strengen Geschichtsstudiums, begleitet von der hohen und seltenen Anlage, eine ganze Zeit in ihrer Wesenheit zu erfassen, zu begreifen und wiederzugeben — auf diesem Wege allein kann der historische Roman zu seiner wahren und eigentlichen Bedeutung gelangen.

Wir würden das vorliegende Werk mit wenigen Worten entlassen, wenn uns nicht schiene, daß der Verf. diese Aufgabe wirklich begriffen und zu einem großen Theil — trotz einiger Abirrungen — auf befriedigende Art gelöst hätte. Es ist wirklich, so dünkt uns, der Geist der geschilderten Zeit, dieser Epoche so „reich an Laster und so arm an Tugend", dieser Periode frei herumschweifender, entzügelter Leidenschaft des Orients, klein in allem Großen und groß in dem Kleinen, von Aberglauben, Streitsucht und Feigheit wie keine andere beherrscht, 400 Jahre lang blut- und marterngierig, wie keine andere Epoche, diese fast unbegreifliche, schmachvolle und doch wieder glänzende Epoche, diese Zeit, in der die Nächstenliebe, die Freundschaft, die Bande des Bluts von einem Theil der Erde wie verschwunden schienen, diese unerklärliche Zeit der Gewalt, des Blutdurstes, des Treubruchs, dieser dunkele Flecken in der Menschengeschichte — es ist wirklich diese Periode, welche der Verf. uns in ergreifenden Gemälden vorführt und versinnlicht, über welche der Pinsel des Historikers gern so leicht als möglich hinweggleitet.

Die erschütternden Lebensgeschicke des Kaisers Andronikos Komnenus, des stärksten und edelsten in der Reihe dieses Fürstenstammes, den die Sage bis in unsere Tage fortgeführt hat, haben den Verf. zu einem Gemälde begeistert, wie wir es, aufrichtig gesagt, nach seinen frühern Leistungen kaum von ihm erwartet hätten. Der Anhauch geschichtlichen Berufs gewiß, wenn auch in geringerm Maß der des höhern poetischen gibt sich darin für uns zu erkennen, und namentlich glauben wir wahrzunehmen, daß der Verf., verglichen mit jenem obenerwähnten und verwandten Unternehmen Bulwer's, über den zu schnell berühmt gewordenen Engländer einen bedeutenden Sieg davonträgt. Er hat mindestens ein Werk des Fleißes geliefert, unsers Vertrauens völlig würdig, wenn auch nicht ein Werk, das höhere poetische Gaben siegreich verkündet. Zwar entgeht auch er der Untiefe breiter und kleinlicher Schilderung nicht immer, die, indem sie sich an eine träge Phantasie wendet, eine lebhafte einschläfert und am Ende doch nur einen unsichern Umriß, eine Silhouette statt eines Gemäldes gibt; zwar trifft auch ihn der Vorwurf, ein gutes Viertheil seines Bildes mit Beschreibung von Trachten, Festen, Sitten anzufüllen, anstatt der Phantasie seines Lesers ein solche Richtung zu geben, daß er diese entweder sich selbst bilde, oder sie nicht vermisse; allerdings löst auch er oft zur Ungebühr mühsame Studien durchscheinen, die sich am besten verbärgen, und gefällt sich in Gelehrsamkeit, die in einem Werke, das mit unserer Phantasie zu thun hat, an unrechter Stelle ist — indessen führen ihn solche Studien wenigstens niemals falsch, wie Bulwer begegnet ist, und sie sprudeln mehr üppig, unbeachtet und unfreiwillig hervor, ohne der poetischen Geistesthätigkeit Fesseln anzulegen, als daß sie auf Kosten dieser geflissentlich zur Schau gestellt würden, wie gleichfalls bei Bulwer offenbar geschieht. Der stets gemäßigte und etwas gedehnte Vortrag erregt zugleich Lob und Tadel; aber der Verf. vermeidet zu seiner Ehre alles Abenteuerliche, achtet die Grenzen des Glaublichen gewissenhaft und fügt sich der Geschichte wie selten ein Romandichter, indem er sie selbst in die Region des Poetischen erhebt, wie er soll und unzweifelhaft darf. Seine Erfindung verliert sich dann in diese erhöhte Geschichte auf unmerkliche Art — das wahre Kriterium des echten historischen Romans — und ein Geist der Wahrhaftigkeit strömt aus dieser Vereinigung hervor, der das letzte formale Ziel des Romans ist und kunstgemäß sein soll. Hier befriedigt, haben wir die Pflicht, über uns ungenügende Einzelnheiten mit Nachsicht zu urtheilen, und um so mehr, je näher diese bloßen Geschmacksforderungen analog sind.

So viel im Allgemeinen über dies Werk, das in manchem Betracht zu den Mustern seiner Gattung gerechnet werden darf. Die Geschichte selbst ist so anziehend, daß der Verf. sich in Absicht des Interesse, das er erregen wollte, auf sie verlassen konnte; er hat nicht nöthig gehabt, zu Kunstgriffen der Ueberraschung zu flüchten; denn diese ergibt sich aus den seltsamen Umschwüngen der Geschicke seines Helden von selbst. Er durfte den geläuterten historischen Strom nur ungehemmt fließen lassen — und er thut dies. An keiner Stelle hemmt oder verkehrt er ihn, wenn wir etwa im Anfang des zweiten Theils Andronikos' Flucht aus dem Kerker ausnehmen, die inzwischen doch wieder recht geschickt als das Werk einer Maus dargestellt ist und die wir um der schönen Scene der Wiedervereinigung des Helden mit seiner Eudokia im Kerker nicht gern entbehren möchten. Doch es ist Zeit, von der Führung der geschichtlichen Fabel selbst ein Wort zu sagen.

In der etwas gedehnten Exposition treffen wir den kaiserlichen Jüngling Andronikos als kühnen Jäger mit Stephanos, seinem Lebensretter, vor Cäsarea an, zwei edle Charaktere, die, wie sie sich hier zeigen, der eine offen und edelmüthig, der andere treu in Liebe und Haß, sich stets gleichbleiben. Den Thron von Byzanz besitzt Manuel, des Jünglings Oheim, den die Liebe des Großvaters Alexis auf Kosten des ältern Bruders Isaak, Vater unsers Helden, zum Beherrscher des Reichs erhob, das er eben jetzt mit tapferm Arm gegen die Seldschuken und Sultan Masud von Iconium vertheidigt. Andronikos wird bei nächtlicher Weile entführt und nach Iconium gebracht, wo sein ältester Bruder Isaak, unter dem Namen Hassan, den Turban genommen und Masud's Schwiegersohn geworden war. Dieser, glücklich an der Seite seiner Gemila, hat dem Ehrgeiz, den Waffen entsagt und zeigt seinem Bruder umsonst die ge-

außreiche Seite des Lebens, zu welcher sein neuer, glänzend vertheidigter Glaube einladet. Er verläßt ihn, um in Byzanz dem zurückgekehrten Manuel zu huldigen; die schöne Eudokia wird seine Gattin und Manuel's Eifersucht zur Quelle des Hasses für ihn. Andronikos, vielfach gekränkt, sinnt selbst auf Rache an dem Beleidiger; dennoch rettet er sein Leben, flieht bedroht, wird von Stephan, Geisa's Bruder, an den Kaiser verrathen und gefangen. Im zweiten Theile zieht uns zunächst seine Befreiung aus dem Kerker, die, wie schon erwähnt, durch eine Maus bewirkt wird, an. Verrathen von Nikaios, rettet ihn Stephanos und eine glückliche List zum zweiten Mal aus den Fesseln; er flieht nach Anchialos, wird von wilden Blachen gefangen und gelangt endlich in die Hofburg des Großfürsten Jaroslaw nach Kiew. Als vortreffliche Episoden ziehen hier der Kreuzzug Kaiser Konrad's und Ludwig's von Frankreich und die Belagerung Zeugminons (Semlins) durch Manuel und Andronikos an, und Herzog Stephan, Manuel, Hassan, die Kaiserin Maria, Eudokia und Theodora machen sich als gut gedachte Gestalten geltend. Im dritten Theile ist Andronikos, durch eine demüthige Abbitte, bei welcher sich der wilde Haß seines Vetters Isaak Angelos kund gibt, mit Manuel versöhnt. Dieser stirbt bald darauf 1180, und Andronikos verläßt seinen Verbannungsort Oenaion, um als Vormund des unmündigen Alexis, Manuel's Sohn, dessen Rechte gegen den Protosebastes Alexis, seinen Schwager, zu schützen. Dieser wird ihm gefangen überliefert, stirbt geblendet und das Volk ruft den gefeierten Andronikos zum Kaiser aus, während die Kaiserissa Maria in ein Kloster geht. Die Krönung Alexis' gibt zu einem werthvollen, nach den Quellen entworfenen Bilde Anlaß, das durch Treue des Costums anzieht und erfreut. Bald darauf stirbt Maria, schon zum Tode verurtheilt, und auch ihr Sohn Alexis folgt ihr. Isaak Angelos, das Haupt der Verschworenen gegen Andronikus, ist nach Sicilien geflüchtet; der Verrath umspinnt den Kaiser enger und enger. Isaak kehrt zurück, erschlägt den treuen Stephanos, der zum Hagiochristephorites ernannt war, flüchtet in den Tempel und wird hier, zitternd und verborgen, vom Volk zum Kaiser ausgerufen. So hat die Milde seines Sinnes selbst den edeln Andronikos gestürzt; denn in einer Zeit, die von Verrath und Blutvergießen ein tägliches Geschäft macht, ist nichts verderblicher als eben diese Milde. Isaak, der Wüthrich, triumphirt, und furchtbar ist das Ende, das er seinem edeln Widersacher bereitet. Selbst jene an die haarsträubendsten Grausamkeiten gewöhnte Zeit, schauderte vor Andronikos' Ende; ja, es wird wahrscheinlich, daß die Gleichgültigkeit gegen den Tod, welche noch jetzt ein Charakterzug der heutigen Griechen ist, durch diese Periode ihrer Geschichte, die in schauderhaften Todesmartern ihres Gleichen nicht hatte, begründet und ausgebildet wurde. „Bist du Andronikos?" fragte der wilde Isaak den Gefangenen, der vorgeführt wurde; Andronikos schwieg. „Wir meinen, ihr habt uns einen Leichnam hierhergestellt", rief Isaak höhnend und gebot einem Söldner, ihm einen Backenstreich zu geben. Andronikos schauerte in seinen Ketten. „Aha, da ist doch Leben in der Leiche", lachte Isaak. Als Andronikos wieder schwieg, mußten Söldner ihm Haare aus dem Bart raufen. Andronikos schlug den Verwegnen mit der Faust zu Boden. Nun ward ihm die Hand abgehauen, den Tag darauf ein Auge ausgerissen, er in Ketten auf ein räudiges Kamel gesetzt und zur Hinrichtung auf die Rennbahn geführt, wo er unter entsetzlichen Gräßlichkeiten, die wir dem Leser ersparen, an den gefesselten Füßen aufgehängt wurde. Fromme Hände trugen die verstümmelte Leiche des edeln Mannes in das Kloster Ephoros bei den Bädern des Zeuxippos, wo auch seine Eudokia, als Schwester Irene, ruhte.

Wenn wir nach diesem Ueberblick des Stoffes dem Verf. auch eine allzu gedehnte Entwickelung zum Vorwurf machen und ihn tadeln müssen, daß er, anstatt einzelne Situationen aus dem Leben seines Helden mit dem vollen Lichte der Dichtung zu verklären, lieber auf den Spuren eines Biographen sein ganzes Leben zum Gegenstand seiner Arbeit gemacht hat, so hat dieselbe unter dieser Behandlung doch andererseits wieder viel gewonnen. Der Wahrheit fiel dabei zu, was die Dichtung verlor. In der Individualisirung des Lebens und der Personen zeigt der Verf. sich nicht besonders stark, dagegen folgt er den Ereignissen um so festern Schritts und entwirrt selbst beinahe unentwirrbare Intriguen auf anschauliche Art. Seine Sprache ist, ohne eben poetisch zu sein, gebildet, nur etwas allzu wortreich und hin und wieder durch lange Reden entstellt, die zu vermeiden waren. Das Ganze schließt sich daher auch mehr der Fesler'schen Weise des historischen Romans als der der Scottisten an, und ist nicht eigentlich für die Liebhaber dieses Styls bestimmt. Dennoch ist es gewiß ein Werk von Talent und macht namentlich auf das Verdienst gründlicher historischer Forschung, treuer Darstellung der Zeit, ihrer Denkart und ihrer Sitte, in allen Richtungen ihrer Ausartung hin, und befriedigender Beleuchtung einer ziemlich dunkeln Geschichtsperiode Anspruch. Als solches verdient es ebenso viel Lob, als der Verf. Dank und Vertrauen verdient für den gewissenhaften Fleiß, mit dem er seine Quellen (Anna Komnena und die Byzantiner) studirt hat. Das Interesse aber, das wir Alle an der neuen Entwickelung der Geschichte eben dieses Volks nehmen, das uns der Verf. in seiner trostlosesten Verfallenheit darstellt und in dessen Charakteristik er mehrmals tief eingeht, bürgt dafür, daß es auch seinem „Andronikos" nicht an befriedigten Lesern und solchen, die darin etwas mehr als das Werk einer flüchtigen Unterhaltung erblicken, fehlen werde. 2.

Notizen.

„I manoscritti italiani della regia biblioteca parigina" sind von dem Prof. Ant. Marsand herausgegeben worden. Marsand gehört seiner Geburt nach Frankreich, seinem Leben und seinen Studien nach Italien an, und er hat beiden Ländern einen wesentlichen Dienst durch Herausgabe dieses Katalogs geleistet, der bisher der Wissenschaft mangelte. Dieser enthält Aufschlüsse über bisher unbekannte Werke, und historische Quellen von außerordentlicher Wichtigkeit, alle Fürsten und Völker, politische Schriftsteller und Gelehrte figuriren darin, ihre Briefe, Memoiren und sonstige Werke sind mit großer Sorgfalt und einem eisernen Fleiße gelichtet. Man begegnet darin den Medicis, den Herzögen von Urbino, Piombino, Mailand, Mantua, den ausgezeichnetsten Päpsten, den Cardinälen Lerene, Seriete-Merone, Seripando, Piccolomini, Mazarin, Panfili, Orsini, Pallavicino, dem Kaiser Maximilian, Leopold I., Ludwig VIII., XI., XII., XIII., XIV., XVIII., Wilhelm von Oranien, dem Herzog von Rohan, Montecuculi, Sarpi, Grey d'Arezzo, Marco Polo, Aretin, Petrarca, Guicciardini, Poggio, L. da Vinci, della Porta und andern berühmten und gefeierten Namen. Die Geschichte fast aller Länder der Erde erhält durch die Nachweisung dieser Documente eine wesentliche Förderung.

Nach den zu Ende des Jahres 1833 gemachten Aufzeichnungen bestehen die Sammlungen des pariser Museums der Naturgeschichte im Thierreich aus 152,000 Exemplaren, im Pflanzenreich aus 350,000 getrockneten Pflanzen und 4500 Exemplaren von Holzarten, Früchten und andern Vegetabilien, im Mineralreich aus mehr als 60,000 Nummern. Der Durchschnittsbetrag der in jedem Jahr stattfindenden Vermehrungen kann auf 30,000 Exemplare geschätzt werden. Die Anstalt besitzt außerdem ein Assortiment von Modellen agrarischer und Garten· instrumente und eine naturhistorische Bibliothek, welche anfangs wenig ihren Zwecken entsprach, aber durch Ankauf der Bibliothek des verstorbenen Cuvier's um ein Beträchtliches bereichert worden ist. 150.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 245. —— 2. September 1835.

Der vaticanische Apoll. Eine Reihe archäologisch-ästhetischer Betrachtungen von Anselm Feuerbach.

(Fortsetzung aus Nr. 244.)

Unaufhaltsam kehrten auf diesem Wege der Kunstdurchbildung die griechischen Götter zu dem Homerischen Urbild reiner Menschlichkeit zurück. Die Nacht des Symbols weicht, die Zahl der äußern Attribute vermindert sich, die Gottform wird Göttergestalt, der Olympier, was er ursprünglich gewesen war, ein lebendiges Individuum. Auch jener Zug eines verzerrten Lächelns ist von dem Angesichte der Götter verschwunden. Die ganze Gestalt war Ausdruck, war der charakteristische Umriß eines eigenthümlichen, individuellen Geistes. Jene hochgewölbte Brust konnte nur einem Jupiter, jene weichliche Hüfte nur einem Bacchus angehören. Ausdruck war jede Bewegung, kriegerisch der Schritt des Mars, gewandt und zierlich die Bewegung des Mercur. Im Ausdruck des Kopfes aber ist es, wo der Künstler erst das geheimnißvolle Band zwischen Leib und Seele, zwischen Willen und Bewegung, Gedanken und Geberde anknüpft. Selbst im Zustand der tiefsten Ruhe zeigen sich im Angesichte die Spuren der Gedankenbewegung eines thätigen Geistes. In den Sculpturen des Parthenon herrscht eine Wahrheit, welche bei längerm Betrachten mit dem Schein eines wirklichen Lebens überrascht. Man möchte diese Gestalten nicht künstlich gebildet, sondern freie Naturerzeugnisse nennen. So wird von einem Satyr berichtet, in dessen Zuge Myron den Ausdruck der Bewunderung einer von der Minerva weggeworfenen Flöte gelegt; so von der Sosandra des Kalamis, an welcher sich besonders das zarte, verstohlene Lächeln ihres Angesichts zum Staunen des Beschauers dargeboten habe.

Indessen erscheint doch die griechische Plastik der besten Periode in einer größern Ruhe und Leidenschaftlosigkeit des Ausdrucks, als nach dem zuvor entwickelten Charakter und der eigenthümlichen Tendenz derselben zu erwarten steht. Dies erweist sich aber einmal schon aus dem wesentlichen Unterschiede, welcher die Plastik von den Mitteln und Effecten der Malerei trennt, welche durch Farbe und Helldunkel weit lebhafter täuschen kann mit dem mannichfaltigsten Schein der Natur und des Lebens. Sodann gehört die eigenthümliche Linie des griechischen Profils hierher, und daß der Grieche überall eine höhere Richtung seiner Kunst zu geben suchte, um den Affect nicht in rohen, thierischen Ausbrüchen — dafür hatte er seine besondere Welt der Centauren, Satyrn, Faunen u. s. w. — sondern in edlern Beziehungen darzustellen. Am meisten aber hängt damit das Motiv, die Wahl des Moments, zusammen, unstreitig bei den Griechen des, wie man zu sagen pflegt, fruchtbarsten Moments, worin der Affect absichtlich von seiner äußersten Stufe in eine niedere herabgestimmt war, um das Gefühl mächtiger anzuregen, indem die Einbildungskraft des Beschauers zugleich einen freiern Spielraum gewann. Wie im schönen menschlichen Organismus, der sich in den griechischen Statuen der besten Zeit darstellt, nicht eine einzelne Bewegung oder That alle übrigen verschlingt und aufhebt, sondern durch contrastirende Lagen der Theile, durch divergirende Bewegungen der Glieder, welche aber hinwiederum doch eine wechselseitige Convergenz und Parallele untereinander bilden, das reiche, mannichfaltige, harmonisch-schöne Leben entsteht, welches den Beschauer mit Wohlgefallen erfüllt und zur Bewunderung hinreißt, so bei der wirksamen Darstellung des Affects, der im äußersten Momente des Ausbruchs starr und zur Maske wird, gemäßigt aber den schönen Zusammenhang und weisen Antagonismus der innern Triebe und Kräfte nicht nur nicht stört, sondern wahrhaft belebend und erhebend hervortreten läßt. Die Medusa Rondanini in München ist nur eine Maske, eine Maske mit den Zügen eines Sterbenden, sonach — die wahre facies Hippocratica! Aber welche Mannichfaltigkeit, welch unergründliche Fülle des Lebens ist hier in dem engsten Raum, in die wenigen Züge eines einzigen Kopfes, in den Moment des Todes zusammengedrängt. Das Vorgeneigte des ganzen Hauptes hat etwas Stieres, Stumpfsinniges; das Licht des Geistes will erlöschen. Aber ein sanfter Abglanz desselben spiegelt sich noch auf der Fläche einer schöngeformten Stirn. In den einsinkenden Wangen ahnen wir die mäßig blühende Fülle einer reizenden Jugend. Ueppige Lippen scheinen nach Leben zu lechzen; aber sie sind nur dem letzten entschwindenden Hauche geöffnet. In ihren Winkeln zuckt das Lächeln des Todes. Doch streicht über das ganze Angesicht noch eine gewisse Wildheit, die Leidenschaft eines halb entarteten Gemüths, und alles dies in den Schmelz der Schönheit aufgelöst, selbst mit einem leichten Schleier der Anmuth verhüllt!

Kein Zug an diesem wundervollen Werke, der nicht von Geist und Leben triefe. Das Haupthaar nur leicht geordnet, um so sichtbarer wurden die Spuren der Verwilderung. Schlangen vertreten die Stelle eines mit weiblicher Sorgfalt gewählten Schmucks, und in ihre glatt sich anschmiegenden Leiber scheint der üppige Sinnenreiz übergegangen, der den erkaltenden Gliedern bereits entflohen ist. Treten wir, die Augen schließend und wiederöffnend, mehr und mehr vom Bilde hinweg, wir glauben das seltsame Wesen nun im Augenblicke verscheiden, nun wiederaufleben zu sehen. Wollust und Grauen, der warme fleischige Ton des Marmors, verbunden mit einer gewissen geisterhaften Flucht des ganzen Gebildes, fesseln wechselnd das Auge, und wir wissen nicht, ob wir vor einem lockenden Bilde des Todes stehen, oder in einen unheimlich unergründlichen Spiegel des Lebens blicken. Und dieses Wunderbild war aus jenem Meduſenhaupte der ältern Schulen entstanden, aus jener starren todähnlichen Maske, in welcher alles Leben in dem Einen, die ganze Bildung nach seinem Begriff umprägenden Zug des Hohnes aufgegangen war. Kein kaltes System der Schönheit oder Ruhe hätte je diese Umwandelung herbeigeführt. Sie war die Frucht jenes beseelenden Odems, mit welchem der griechische Genius jedem Gebilde nicht eine lügenhaft verschönernde Schminke, sondern die natürliche Frische des Lebens ertheilte. Gegenstände einer wahrhaftigen Scheu wurden die Furien erst, als sie aufgehört hatten, ein Gegenstand des Abscheus zu sein. Wie dort auf mannichfachen Gegensätzen, so beruhte ihre Wirkung auf dem directen Widerspruche. Leidenschaft und blutgierige Hast in der Bewegung weitausgreifender Schritte, unerschütterliche Gleichgültigkeit in den Mienen des Angesichts, und die schönste Bildung des zartern Geschlechts mit den Attributen des entsetzlichsten Handwerks gepaart. — Weit entfernt also, Affect und Leidenschaft zu vermeiden, vermied es der griechische Künstler nur, nichts als Leidenschaft, den absoluten Affect, und nichts als ihn zu zeigen. In der Mischung von Gegensätzen, welche in der natürlichen Bildung der ganzen Gestalt, in den Mienen des Angesichts, in der Bewegung jedes Gliedes, in dem Wurf der Haare und des Gewandes, wie in bedeutungsvollen Attributen zu Einer Gesammtwirkung des Ausdrucks zusammentreffen, suchte der Grieche jedem Kunstindividuum die Einheit eines Mannichfaltigen, das Unendliche des Lebens zu verleihen. Er zeigte auch im affectvollen Zustande noch alle die verschiedenartigen Kräfte, welche im Charakter eines Individuums sich zur Einheit gefunden haben und auch unter dem Schleier der Ruhe sich als lebendige Kräfte verrathen mußten, nur aber jetzt in ein lebhafteres Spiel versetzt, oder im entscheidenden Kampfe begriffen (S. 61—64). Dasselbe gilt von der Bewegung wie vom Affect. In jeder griechischen Statue gibt sich wenigstens ein Hinneigen zu äußerer Thätigkeit zu erkennen. Die Füße sind nie völlig gleich gestellt, ein Arm leicht gehoben, das Haupt etwas vorgelehnt u. s. w. Dagegen gibt es aber auch keine Schranke, welche die Bewegung nicht hätte überschreiten dürfen und wobei die Kunst immer noch naturgemäß darstellte nach den Vorbildern, welche sie in den öffentlichen Uebungen und Kämpfen der Jugend vor Augen hatte. Myron's berühmter Diskuswerfer war zur gewaltsamsten Stellung verdreht; auf der Spitze eines einzigen Moments schwebte die ganze Gestalt. Gleiche Kühnheit ist von den Ringern des Cephissodot zu vermuthen; und welche Mannichfaltigkeit gewagter Stellungen, rascher Wendungen mögen die Alten in der Löwenjagd und dem Reitergefecht des Lysipp, im Schlachtstück des Euthykrates bewundert haben! In den schwebenden Stellungen der Faunen und Tänzerinnen scheint oft das Körperliche ganz und gar in luftige Bewegung verflüchtigt. Doch besitzen wir meistens nur Marmorwerke des Alterthums. Was mögen die Griechen erst in der leichtgefügigen Bronze geleistet haben. Durch den Untergang fast aller bedeutenden Werke aus Metall entbehren wir nicht nur die zahlreichste Classe der antiken Plastik, sondern auch die, in welcher grade die größten Meister am liebsten ihre Kunst übten und, weniger gehemmt von den Schranken der Technik und des Materials, die volle Freiheit eines Meisters konnten geltend machen. Dahin gehören besonders die Bronzestatuen von Athleten und Ringern in der Altis zu Olympia u. s. w. Aus Allem erhellt also, daß nichts außer dem Bereiche der griechischen Kunst lag als der Tod der ägyptischen Ruhe. Leben suchte das griechische Auge, schuf die griechische Hand in den Werken ihrer Kunst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Memoiren eines Wundarztes.

Vor Kurzem gab ein englischer Arzt seine Memoiren heraus, welche ausgezeichnetes Glück machten. Nach diesem Beispiele schrieb unter obigem Titel ein College des Doctor Harrison die Erinnerungen nieder, an denen sein langes geschäftsvolles Berufsleben reich war. Wir heben aus diesem pikanten und trotz der einfachen Schilderung sehr interessanten Buch Einiges für unsere Leser aus.

Im vierten Jahre meiner Lehrzeit wurde in dem Orte, wohin ich mich, um meine Wissenschaft zu studiren, begeben hatte, eine medicinische Schule errichtet; aber die Leitung derselben ward ungeschickten Händen anvertraut, und die Resultate, welche hieraus hervorgingen, waren sehr unbedeutend. Unter andern Fehlern, die man begangen, hatte man versäumt, einen Professor dabei anzustellen. Eines Tages nun lud der vornehmste Professor unserer Anstalt mehre angesehene Personen der Stadt zu einer Vorlesung ein, worin er sich vorgenommen hatte, über die Structur und das Spiel der Gesichtsmuskeln ganz Ausführliches abzuhandeln. Zu diesem Zweck bedurfte er eines vollkommen gut präparirten Cadavers. Man wußte Niemand, der zu diesem Präparat die nöthige Geschicklichkeit besessen hätte, und so wandte sich der Professor in seiner Verlegenheit an mich. Ich, der in seine Wissenschaft wenig Vertrauen hegte, weigerte mich anfangs sehr, allein er bestand darauf und versprach mir Alles zu thun, was seinerseits zu Unterstützung meiner Unerfahrenheit geschehen könnte. Ich nahm unter dieser Bedingung den Auftrag an. Der Wärter des anatomischen Theaters erhielt den Befehl, mich zu erwarten und um acht Uhr Abends Licht und Feuer bereit zu halten, zu welcher Zeit uns die Leichenmänner den Cadaver zu überliefern versprochen hatten.

Ich begab mich um acht Uhr auf meinen Posten, kehrte aber, da ich hier noch Niemand fand, nach Hause zurück, mit der Bemerkung, daß ich später wiederkommen würde. Es war bereits Mitternacht, als ich nochmals die entlegene, stille und enge Straße betrat, in welcher das anatomische Gebäude

sich befand. Ein kalter und schneidender Februarwind, der mich auf dem ganzen Wege dorthin begleitete, trug nicht sonderlich bei, meine gute Laune zu vermehren. Noch schlimmer ward mir zu Muthe, als ich die Thür verschlossen und den Thürhüter abwesend fand; ich mußte mir mittels eines Hauptschlüssels, den ich zu mir gesteckt hatte, selbst öffnen; als ich die winkligen Treppen erstiegen hatte, erwartete ich bestimmt den Leichnam wie gewöhnlich auf dem Secirtisch zu finden; allein vergebens, der Platz war leer, mit Ausnahme seiner gewöhnlichen Gäste, der Ratten, die hier Dutzendweis herumliefen und in Folge der guten Mahlzeiten eine ansehnliche Größe erreicht hatten.

Anfänglich hatten wir diese Bestien nach Belieben schalten und walten lassen, denn sie übernahmen, gleich den Geiern und Schakals im Orient, das Amt der Abdecker, und befreiten uns von den widerwärtigen Ueberbleibseln unserer anatomischen Sectionen. Allein auf die Länge hatte sie die Sicherheit, welcher sie sich zu erfreuen hatten, so dreist und familiair und so unerträglich gemacht, daß sowol Studenten als Aufwärter ihnen einstimmig den Krieg erklärten. Aber unsere Nachstellungen waren vergebens; ihre Reihen, wie sehr wir sie auch lichteten, ergänzten sich so schnell wie die Köpfe der Hydra, und die Colonie erhielt sich trotz der wiederholten Metzeleien, die wir unter ihnen anrichteten, stets vollständig. So traf ich, als ich in dieser unheimlichen Nacht (denn die Nacht ist ebenso sehr die Freundin der Ratten wie der Liebenden) den Saal betrat, darin ein ungeheures Heer an, unter denen sich Kerls befanden, welche die Größe von Kaninchen hatten. Ich hatte gegen Ratten von jeher einen Abscheu gehabt, wie es vielen Leuten geht, und es läßt sich daher denken, daß ihre Gesellschaft an diesem Orte und um diese Stunde mir keine vortheilhaftern Empfindungen für sie beibrachte.

Von diesem obern Saal stieg ich in eine andere Piece hinab, welche uns zu einer Art von Niederlage diente. Unterwegs verwünschte ich von ganzem Herzen Leichenmänner, Professor und Aufwärter, deren Anordnungen ich das Glück verdankte, mich um diese Zeit an einem Orte zu befinden, der mir stets überaus unheimlich gewesen war, denn diese zweite Piece war klein und eng, eine wahre Rumpelkammer, die übrigens noch durch drei oder vier halbverweste Cadaver verpestet wurde. Aber durch mein Versprechen gebunden, öffne ich die Thür, und indem ich so gut als möglich meine Blicke von dem widrigen Schauspiel dieser fauligen Menschenreste abwende, suche ich die Stelle zu entdecken, wo man den Neuangekommenen hingelegt; allein ich bemerke aller Forschungen ungeachtet von ihm keine Spur. Allem Anschein nach, sage ich mir, haben unsere Leichenversorger, die zum Theil im Voraus bezahlt worden, es, wie oft geschieht, für rathsam gehalten, das Geld einzustreichen, ohne die Waare zu liefern. Ich entschließe mich also, nicht unerfreut über meine Entdeckung, kurz, hülle mich fester in meinen Mantel, und freue mich, den Rückweg suchend, bereits auf mein schönes Bett, das meiner nun, anstatt einer schlaflosen Nacht voll Ratten und Mäuse, wartet.

Ich gelange wieder auf den Weg, den ich hergekommen; meine Laterne hatte ich auf einen Tisch gestellt, wo sie noch brannte und ich eben im Begriff war, sie wegzunehmen, als ich — wer beschreibt mein Entsetzen — am Ende desselben Tisches ein paar Menschenhände erblicke, wie zum Gebet gefaltet. Ich bliebe vor Schreck unbeweglich. Wie hätte ich auch entfliehen können; die Thür war noch verschlossen, und in der ganzen Nachbarschaft kein Haus, von wo mir hätte Hülfe kommen können. Jeden Augenblick erwartete ich, daß vor meinen Augen sich ein schreckliches Auferstehungswunder ereignen würde; allein die Hände rührten sich nicht und meine Herzhaftigkeit kehrte nach und nach zurück. Nun wagte ich es, das Licht dem schrecklichen Gegenstand etwas näher zu bringen; es waren in der That zwei Hände, deren leichenhafte Blässe mit einem dunklern Körper in Verbindung stand, den ich, so gut ich ihn zu unterscheiden vermochte, für den Rumpf eines Menschen nahm. Mir fiel ein, daß vielleicht einer unserer Leichenbesorger hier auf seine plumpe Weise einen schlechten Witz gemacht habe, und in der That war der dunkle Körper gegen die Mauer gestemmt und die Lage der Hände schien anzudeuten, daß die Züge der Gestalt dadurch versteckt werden sollten.

In dieser Ueberzeugung näherte ich mich dreist, indem ich den plumpen Spuk in nähere Berührung mit meinen Fäusten zu bringen gedachte, allein kaum hatte ich einige Schritte vorwärts gethan, als ich meinen Irrthum einsah; der dunkele Körper erschien mir nun in den Kasten eines alten Bücherschranks eingepreßt, und indem ich näher hinzutrat, bemerkte ich, daß in diesem engen Käfig der Körper eines Greises stak, dessen furchen- und faltenreiches Haupt jetzt unter den gekreuzten Händen sichtbar ward. Indem ich diese berührte, überzeugte ich mich, daß ihr Eigner bereits seit einiger Zeit verschieden war. Allein auf welche Weise war er in dies sonderbare Gefängniß gekommen; ich konnte mir von diesem Gewaltstreich keine rechte Vorstellung machen, denn daß er durch Gewalt hier herein gekommen war, sprang in die Augen; die Beine waren nach dem Rumpfe zu zusammengedrückt, und die Ellenbogen waren zwischen Knie und Kopf gepreßt, dergestalt, daß sie in ihrer verticalen Richtung erhalten wurden.

In einem solchen Zustande hatten die Schurken von Leichenbesorgern ihren Cadaver zurückgelassen, und es war nun um meine Hoffnungen auf eine ruhige Nacht gethan. Ich mußte mich nun an meine Arbeit machen. Aber welch ein Beginnen; vergebens zwang ich mich, vergebens raffte ich alle meine Kaltblütigkeit zusammen; so oft mein Blick voll Ungeduld und Abscheu auf die stieren Augäpfel des Todten traf, war es mir, als schnitte mir sein entstelltes Gesicht eine Grimasse und verspotte mich mit meinen guten Vorsätzen. Doch ließ ich mich durch diese Visionen nicht abschrecken und würgte mit Gewalt aus meiner Brust alle Dreistigkeit hervor, die mir zu Gebote stand. Endlich mittels einer verzweifelten Anstrengung gelang es mir, einen Arm aus dem Kasten zu ziehen, und da die Lücke, die dadurch entstand, meinen Händen freiern Spielraum verstattete, war ich endlich so glücklich, aber nach unerhörten Anstrengungen, den ganzen Körper freizumachen. Von dem Eifer, der mich bei dieser ungewöhnlichen Arbeit beseelte, hingerissen, unternahm ich etwas, was ich zu jeder andern Zeit weit über mein Vermögen gehalten hätte; es handelte sich um nichts Geringeres, als den Leichnam auf meine Schultern zu heben und ihn nach der obern Etage zu schaffen. Als ich dies vollbracht, legte ich ihn auf den Secirtisch, streckte ihn dort der Länge nach aus, legte den Holzblock unter seinen Kopf, putzte sorgfältig mein Licht, nahm mein Scalpell heraus und machte mich ohne Weiteres an die nothwendige Operation. Es war, wie gesagt, der Leichnam eines Greises, den ich vor mir hatte. Der Tod hatte den Ausdruck seiner ehrwürdigen Züge nur wenig verändert. Langes Haar fiel auf seinen Nacken zurück wie Silberwellen, nur hier und da mit Erde und Koth besudelt. Ein schönes Patriarchenhaupt, das in der Mitte einer zahlreichen Familie ein trefflicher Gegenstand für den Pinsel eines Malers gewesen wäre. In solche Betrachtungen vertieft, weckten mich drei oder vier Uhren, welche die Mitternacht schlugen. Die Zeit drängte, ich fuhr fort zu arbeiten, ohne meinen Gedanken weitere Zerstreuungen zu gestatten. Sonst störte nichts das tiefe Schweigen um mich her, außer das leise Umherlaufen der Ratten, das Pfeifen des Windes, der an den Fenstern seufzte, und das leise Wehen des langen grauen Haares, in welchem ein leichter Zugwind spielte. Nach Verlauf einer Stunde hatte ich die Muskeln der Stirn und der Augen zu Tage gelegt, meine Fortschritte waren nur langsam, allein sie überzeugten mich, daß das sehr vorgerückte Alter meines Cadavers die anatomischen Demonstrationen des Professors sehr unvollständig machen würde.

Es fing an mich sehr zu frieren; in Folge der frühern heftigen Anstrengungen hatte ich anfangs sehr geschwitzt, wofür sich nun ein desto empfindlicherer Frost meiner bemächtigte. Uebrigens war das Gemach sehr schlecht gegen die Kälte und den Wind verwahrt; ich klapperte, meine Zähne schlugen zu-

sammen und meine Hand zitterte wie im Fieberschauer. Um mich einigermaßen zu erwärmen, nahm ich zu dem gewöhnlichen Mittel der Kutscher und Holzhauer meine Zuflucht, indem ich unaufhörlich meine Hände kreuzweis auf dem Rücken zusammenschlug, worauf ich zu Erwärmung meiner Füße einer großen Ratte nachsetzte, welche die Dreistigkeit gehabt, auf den Secirtisch zu springen und meinen Cadaver zu beschnobbern.

Während dieser Vorkehrungen strich ein dumpfer Seufzer durch das Gemach, bei dessen Vernehmen ich erschreckt zusammenfuhr und einen zweifelhaften ängstlichen Blick auf meinen Leichnam warf, in dessen Gliedern ich eine Bewegung wahrzunehmen erwartete, welche die Rückkehr seines Lebens ankündigte. Uebrigens schien mir der Ton von keinem bestimmten Punkte auszugehen, sondern gleichmäßig durch das ganze Gemach zu schweben. Während ich noch meine Augen fest nach dem Tisch gerichtet hatte, ließ sich ein zweiter Seufzer hören, wodurch ich aber zugleich die Gewißheit erhielt, daß er nicht von dem Leichnam ausging. Ich setzte mich also nieder, ergriff wieder das Scalpell, und zwang mich zu glauben, daß mir der Wind die unheimlichen Laute von außen zutrage. Aber kaum hatte ich meine Arbeit wiederangefangen, als ein lauteres und besser accentuirtes Geräusch nicht weit von mir sich wiederholte. Diesmal gewann meine erschrockene Phantasie die Oberhand; sie erfüllte sich in einem Augenblick mit tausend schrecklichen Bildern und verstattete mir keine Untersuchung mehr. Mein Entschluß war sogleich gefaßt, ich raffte meine Instrumente zusammen und schickte mich ohne Weiteres an, einen Ort zu verlassen, an welchem es ohne Zweifel nicht geheuer war. Uebrigens war auch mein Licht dem Erlöschen nahe.

Indem ich mich mit Vorsicht von meinem Sitz erhob, warf ich meinen Mantel um den Arm, mit welchem ich die Laterne hielt, und ergriff mit der andern Hand den Schlüssel zur äußern Thür. Mein gespitztes Ohr horchte unwillkürlich auf die Wiederholung des Geräusches, welches ich fürchtete, und mein Fuß stand nur erst leise, gleichsam erwartend, mit der Spitze auf der obersten Stufe der Treppe. Es befremdete mich, daß die wirkliche Erscheinung des Gespenstes, die ich mir schon in den ungeheuersten Proportionen ausmalte, noch immer nicht erfolgte. Fliehen mußte ich auf jeden Fall, ich steige Stufe für Stufe die Treppe hinab, leise und vorsichtig, als fürchtete ich alles Geräusch und Aufsehen. Wie ward mir jedoch, als ich, das Erdgeschoß erreichend, ein neues Stöhnen vernehme, aber diesmal ganz deutlich und gezogen, so als ob es aus dem Boden unter meinen Füßen emporstiege. Mein Haar sträubte sich empor, meine Zähne klapperten zusammen und von meinen Lippen drang unwillkürlich ein Gemurmel des Schreckens.

Mit dem Uebermaß des Entsetzens wächst der Muth. Als ich meine Besinnung wiedergefunden, fand ich mich ruhiger und gefaßter. Ich beleuchtete mit meiner Laterne den Boden nach dem Gange zu, den ich, um die Thür zu erreichen, nehmen mußte. Er hatte kaum 12 Fuß Länge, aber doch schien mir, diese Strecke zurückzulegen, in jenem Augenblicke ein weit außerordentlicheres Unternehmen als die Besteigung des Montblanc oder Chimborazo. Dennoch mußte es unternommen sein. Was mich ermuthigte, war die Ueberlegung, daß der Urheber des unheimlichen Gestöhns doch nur ein menschliches Wesen, wie ich selbst, sein konnte, welches allem Anschein nach die Qualen eines langsamen Todeskampfes erduldete und weit mehr das Bedürfniß der Hülfe als den Willen zu schaden haben müßte. Ich schritt also entschlossen vorwärts, indem ich meinen Mantel über das Geländer der Treppe hing und so schwerfällig als möglich auftrat, um meine Gegenwart anzukündigen.

In dem Gange war Alles ruhig und in Ordnung. Ein neues Geräusch, welches unfehlbar von unterhalb der Treppe kam, gab mir plötzlich Licht. Ich erinnerte mich, daß sich dort eine Art von Remise für Holz und Kohlen befand. Vielleicht war es der Schließer, der, überdrüssig mich zu erwarten, sich hierhin zurückgezogen hatte und nun im Schlafe träumte. Laß sehen, sagte ich mir, und öffne etwas die Thür des Cabinets, indem ich sie bei dem Schlosse fest an mich andrücke. In diesem Augenblicke stürzt mir durch die enge Oeffnung eine Menge von Ratten entgegen, von dem Schein des Lichts aufgeschreckt, welches sie in der Schnelligkeit ihrer Flucht beinahe ausgelöscht hätten. Als der Schwarm sich entfernt hatte, versuchte ich nochmals die Thür aufzustoßen, aber ein schwerer Körper leistete mir von innerhalb Widerstand. Um mich zu überzeugen, leuchtete ich hinein, indem ich meinen Kopf durch die Spalte zwänge, allein wer beschreibt meinen Schreck, als ich am Boden eine blutige Gestalt erblicke, welche den Blick ebenso stier und erschrocken auf mich richtete. Schleunig schloß ich die Thür wieder. Mein erster Gedanke war, daß die Leichenbesorger einen Unglücklichen ermordet und ihn, um Nachforschungen zu entgehen, hier niedergelegt hätten. Ich war entschlossen, den Portier zu meiner Unterstützung herbeizurufen und nun zu untersuchen, ob wir vielleicht noch einen der Uebelthäter an Ort und Stelle entdecken könnten. In dieser Absicht ging ich nach der äußern Thür und versuchte sie mit unsicherer Hand zu öffnen. Das Schloß war alt und rostig, weshalb ich in meiner Gemüthsbewegung es nicht zu öffnen vermochte. Ich drehte den Schlüssel bald zur Rechten, bald zur Linken, immer ohne Erfolg und immer angespornt durch die Furcht, welche mir das Gestöhn des unbekannten Wesens verursachte. Ich bemerkte, wie er einige vergebliche Versuche machte, sich vom Boden aufzurichten, wahrscheinlich um aus seinem Schlupfwinkel zu entkommen. Nachdem er mehrmals wieder zurückgefallen, gelang es ihm endlich, auf seine Füße zu kommen, indem er sich an der Thürklinke festhielt, und bald hörte ich seine schwerfälligen Tritte auf dem Bretterboden des Corridors sich mir nähern.

Wer ist da? rief ich, indem ich mich mit möglichster Gegenwart des Geistes umkehrte. Ein großer und starker Mann kam auf mich los, der bald nach der bald nach jener Seite überschwankte. Sein Haar war mit Koth befleckt; seine ganze Gestalt und Kleidung war mit Blut benetzt, das von Kohlenstaub und Holzasche, worin er gelegen, geronnen war. Er näherte sich mir bis auf Schrittweite, indem er unverständliche Worte murmelte und mich mit einer halb einfältigen, halb drohenden Miene betrachtete. Dann erhob er den Arm, um mich zu ergreifen; ich sprang auf die Seite und er, auf den Füßen sehr unsicher, verlor das Gleichgewicht und maß der Länge nach den Boden.

Diese Gelegenheit schien mir günstig, meine Frage zu wiederholen.

In des Himmels Namen, wer seid Ihr?

Er brachte drei bis vier kräftige Flüche vor, bevor er sich aufrichtete.

Ei zum Henker, wer soll ich denn sein? Jack Scruff bin ich und kein anderer, und wer Teufel seid Ihr denn?

Was? Ihr verdammter Schuft? also Ihr seid es? wie seid Ihr hierher gekommen und was macht Ihr hier?

Ach, mein guter Herr Student, entgegnete der blutige Mann, jetzt erkenn' ich Euch erst, den ich wie ein Gespenst gefürchtet.

Dummkopf, was treibt Ihr hier in dieser späten nächtlichen Stunde und grunzt wie ein Schwein in diesem Kohlenloch? Wie ich sehe, haben Euch die Ratten das halbe Gesicht zerfressen und, wie ich glaube, nicht mit Unrecht, obgleich mir Euer blutiger Körper Mitleid erregt.

Wahrhaftig, junger Herr, sagte der Mann, indem er sich schüttelte, Ihm und ich, wir haben gestern Abend den alten Kerl hierhergeschafft, und obgleich ich gewiß nicht allzu viel getrunken hatte, fühlte ich doch, daß mich der Schlaf überwältigte, und so legte ich mich ohne Umstände in die alte Rumpelkammer und ich glaube wol, daß während meines kurzen Schlafs die Ratten mir einen kurzen Besuch gemacht und mich beleidigt haben.

Damit entfernte sich der Tropf, um auf einem bequemern Lager seinen Rausch vollends auszuschlafen, und ich begab mich wieder hinauf, um mein anatomisches Geschäft zu vollenden.

150.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 246. —— 3. September 1835.

Der vaticanische Apoll. Eine Reihe archäologisch-ästhetischer Betrachtungen von Anselm Feuerbach.

(Fortsetzung aus Nr. 245.)

Die zweite allgemeinere Erörterung dieses Buches handelt von dem Verhältniß der bildenden — und der Dichtkunst, insbesondere der dramatischen, bei den Griechen. Die griechische Dichtung, vor allen die Homerische, war plastisch; die griechische Plastik hinwiederum poetisch, lebensvoll und mit derselben Liebe und Sinnigkeit vom Volk aufgenommen und gedeutet wie die Poesie. Durch die frühesten Versuche der bildenden Kunst, die Homerischen Götter in Metall und Stein darzustellen, waren diese allerdings roh verkörpert, in Sarkophage eingeschlossen worden, die des wahren Lebens, des göttlichen Hauchs, der geistigen Kunst und Weihe ermangelten. Aber die Kunst erkannte es alsbald als ihre Aufgabe, ihren Stoff der Idee gleichzumachen und durch die Form das Göttliche zu vergegenwärtigen. Das Bild des Künstlers sollte denselben Eindruck auf Gemüth und Phantasie des Volkes hervorbringen wie die Darstellung des Dichters. Ja, die Plastik wußte in ihren kunstreichsten materiellen Zusammensetzungen, den toreutischen Werken, des Scheins der Farbe sich zu bedienen und nicht blos durch andere Hülfsmittel, z. B. musikalische, durch die Umgebung des Orts, wenn z. B. Narciß am Bache, Pan in der Höhle seine Statue erhielt, sondern namentlich auch durch die poetische Sitte der Tempelfeier sich dem Leben und der Wirklichkeit so nahe wie möglich zu bringen. Wie aber der objective Charakter, das Individualisirende, charakteristisch Lebensvolle der griechischen Poesie sich vornehmlich im Drama geltend macht, so ist die natürliche Plastik der dramatischen Poesie auf dem griechischen Theater zu einer neuen eigenthümlichen Form der ästhetischen Plastik geworden. Wir sehen einer Plastik, welche zum Leben und zur Seele der Dichtkunst zu erwarmen strebt, eine Dichtung gegenüber, die sich ganz und gar in die Ruhe der Plastik versenken will. Die Fabel des Dramas wie der Gegenstand der Plastik wurzeln in dem Homerischen Götterkreise. Ihre handelnden Personen sind feste und ausgebildete Individualitäten, die von einer Werkstätte der bildenden Kunst, von einer Bühne der dramatischen Darstellung auf die andere, durch Jahrhunderte herab, sich in denselben Umrissen, Zügen und Motiven vererben. Die Scenen des Dramas gruppiren sich in derselben Ordnung, nach deren Gesetz die Gruppen der Plastik eine poetische Scene, einen dramatischen Act darzustellen verbunden sind. Auch haben Leidenschaft und Affect den freiesten Spielraum in der alten Tragödie wie in der Plastik. Aber besonders merkwürdig ist auch hier, daß der Tragiker den Moment der Höhe des Affects dürch jene so kunstvoll gegliederten und schön gebauten als scheinbar unmittelbaren und gesetzwidrigen lyrischen Strophen dehnt und gleichsam festhält, im unverkennbaren Bestreben, der vorüberfliehenden Zeit, unter der Maske des Dauernden, das Bleibende des Räumlichen anzutäuschen und auch den flüchtigsten Moment der Bewegung in die ruhige Gegenwart einer plastischen Anschauung festzubannen, während im Gegentheil der Bildner sein ruhendes Gebild in die Bewegung des Zeitlichen hinüberspielt, Jeder sich also durch den Vorzug des Andern zu ergänzen sucht. Die abgemessene, wahrhaftig-plastische, zögernde Bewegung im Gange der dramatischen Handlung ward nicht minder durch die äußern Darstellungsmittel bedingt und unterstützt. Der Ton der Stimme ward durch eine Vorrichtung in der Maske verstärkt; diese mächtig aushallenden Töne aber würden, schnell hintereinander ausgestoßen, sich verwirrt, in ein unverständliches Gemurmel sich verschlungen haben; sie erforderten daher eine wohlabgewogene Hebung und Senkung, ein gehaltenes Tempo und in gehörig vertheilten Intervallen ihre Pausen. Rasche Beweglichkeit der Glieder, hastige Wendungen waren schon durch die langen faltenreichen Gewänder des Costums und durch den Kothurn erschwert und das Kleinliche, was von Bewegungen der Art in der Regel unzertrennlich ist, vertrug sich weder mit der Würde eines Heroen, noch mit dem Vollgewichte eines Kolosses. Die Statue war in ihrer Nacktheit, wie der olympische Ringer, für jede Bewegung empfänglich, welche die nackte, ungehemmte Natur übt; die theatralische Gestalt wird durch das Gewicht und den Prunk der Umhüllung in ein engeres Maß hinabgedrückt; sie sucht den festen Ruhepunkt eines compacten Körperlichen mit derselben Entschiedenheit, mit welcher die Statue sich zu verflüchtigen und der Basis zu entrinnen strebt. Die tragische Bewegung mußte daher auch in einem rein künstlerischen Element ausgehen: sie gehorchte dem Taktmaße des Tanzes, war ruhig und bestimmt, aber vom Schwunge

der Musik elastisch getragen, in der Leidenschaft höchst ausdrucksvoll, gewiß excentrisch, und wie die Größe des Theaters, das Gewicht des Kothurns und ein lauthallender Maskenton es erheischte, weit ausholend, imposant, selbst hochtrabend und gebieterisch. Alles war streng abgemessen, aber auch streng eingeschlossen in den Kreis des Wesentlichen der darzustellenden Sache selbst. Nichts von den zufälligen gehaschten Effecten der modernen Dramatik. Der Muttermord des Orestes steht in griechischer Nacktheit einfach und erhaben in der erschütternden Größe einer nur auf sich selbst beruhenden Wahrheit da. Es geschieht nichts, als was wesentlich im Begriffe der That selbst liegt, und die Art, wie sie vollbracht wird, war die einzig mögliche Form, in welcher eine solche That zur Verwirklichung gelangen konnte. So wurde schon die Darstellung für sich ein Symbol der unerbittlichen Schicksalsmacht. Eine mathematische Nothwendigkeit hat die Gruppe symmetrisch geordnet, und wir blicken schaudernd in eine Welt, in welcher auch das Verbrechen nur die stille Aussaat eines unermeßlichen, ewigen Naturgesetzes ist. Zu diesem Allen stimmte der Bau des griechischen Theaters, der wenig vertiefte Hintergrund, der keine perspektivische Gruppirung zuließ; die Decorationen, die überaus einfach und ohne landschaftliche Malerei nur andeutend und bezeichnend waren, wie auf antiken Reliefs. Am meisten dienen aber Chor und Maske des griechischen Theaters, um das Bild des Dramas als eines plastischen Ganzen zu vollenden. Der Chor war für die Tragödie, was der Beschauer für die Statue, der plastische Beschauer, nun aber in das Kunstwerk selbst als integrirender Theil desselben aufgenommen. Die innere nothwendige Beziehung eines beschauenden Subjects zum Kunstobject ist im Chor der Tragödie zur äußern Erscheinung gekommen, der Act des Gemüths und der Einbildungskraft sinnlich verwirklicht. Er ist keine Person, sondern ideale Personification, denn der Beschauer, in seinem wahren Begriff gedacht, empfindet nicht als Individuum, sondern als poetisches Bewußtsein; — er ist die Masse des Volkes, in welcher die Kunst die Wurzel ihrer Bestimmung hat. Im Dialog wird er seiner selbst entäußert, zur Person verwirklicht, von der Handlung selbst mitfortgerissen, sympathetisch ergriffen, wie jener griechische Beschauer des leidenden Philoktet. In den strophischen Gesängen kehrt er wieder zur Freiheit der Reflexion zurück. Seine endliche Bestimmung aber ist keine andere als Das, was in der Statue nur scheinbar, in der Tragödie aber wirklich geworden war, nun wieder aus dieser Wirklichkeit zum reinen poetischen Bilde zu erheben. Die Maske aber ist es eigentlich, welche die dramatische Succession mit unausweichlicher Strenge in den Moment einer einzigen Totalanschauung, in die Form des Raumes zusammendrängt.

Alte Reliefs erinnern lebhaft an Darstellungen der griechischen Bühne. Die Göttergestalten haben auf jenen Werken in Bewegung und Geberdenspiel durchaus etwas Theatralisches. Die Gesten sind maskirt, von eigenthümlicher Zierlichkeit, die Schritte die eines Tänzers, und besonders die Art, wie die weiblichen Figuren das Gewand emporziehen oder zu weiten Schwingungen wölben, sind unverkennbar Tanz- oder Theaterattitude. Auch scheint, daß die steifen, gefältelten Gewänder der ältern Idole auch auf der Bühne im Gebrauch waren, um die plastische Stetigkeit der Theaterfiguren nicht zu stören. Doch läßt sich selten entscheiden, ob der griechische Schauspieler Bildwerke zum Muster nahm, oder umgekehrt der Bildner den Erscheinungen der Bühne folgte. In manchem Stücke ist das Verhältniß des Dramas zur Plastik als ein Verhältniß der Wechselwirkung zu betrachten. Was das Sprechende, scharf Bezeichnende im Spiele der Geberden betraf, mochte der Bildner vom Tragöden lernen und diesen dafür wieder mit Linien der Schönheit und Anmuth bereichern. Auch will in mehren Fällen der Begriff des Dramatischen im weitesten Sinn des Wortes gefaßt sein, als plastische Darstellung irgend einer Handlung und Begebenheit mittels der Person des Künstlers selbst; wo denn also der dramatische Bildner auch in den mysteriösen Götterrepräsentationen der Tempel und in den pantomimischen Tänzen, welches Alles übrigens auch äußerlich durch den ganzen Apparat mit dem eigentlichen Theater im Verhältniß stand, das weiteste Feld vor sich hatte.

Eigentliche Nachbildungen theatralischer Scenen findet man besonders auf Vasengemälden und Reliefs der Sarkophage. Der ganze Styl der Vasenzeichnung ist Theaterstyl; Alles ausdrucksvoll, weitausschreitend, tänzerartig; dabei reichgeschmückte, schwerfällige Gewänder, woran, des dürftigen Farbentones ungeachtet, die bunten Stickereien der Bekleidung mit der äußersten Sorgfalt und Pünktlichkeit ausgeführt sind. Auch zeigen sich bei den bewegtesten Handlungen und verwickeltsten Gruppen immer abgesonderte Figuren, denen sich keine andere Bestimmung unterlegen läßt, als welche in der alten Tragödie dem Chor zukommt, Zeugen Dessen zu sein, was vorfällt. Auf Reliefs ist der Unterschied, daß nur selten die Bekleidung beibehalten ist und die Darstellung mehr mit der Idee als mit den einzelnen Aeußerlichkeiten des Dramas zusammenhängt.

(Der Beschluß folgt.)

Reisen in den Mond, in mehre Sterne und in die Sonne. Geschichte einer Somnambule in Weilheim an der Teck im Königreiche Würtemberg, in den Jahren 1832 und 1833. Ein Buch, in welchem Alle über das Jenseits wichtige Aufschlüsse finden werden. Herausgegeben von einem täglichen Augenzeugen und Freunde der Wahrheit und der höhern Offenbarungen. Augsburg, 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Seit der „Seherin von Prevorst" abermals eine Krankengeschichte aus unserer aufgeregten Zeit, welche auch die Selbstquälerei um Magie, oder allsinniges Schauen des Göttlichen in vor- oder nachgeschichtlicher Gestaltung, als charakteristisches Symptom der Aufregung mit sich führt! Krankengeschichte, Folge eines schwachen Nervensystems, welches die Natur durch Idiomagnetismus oder Erwachen des allgemeinen Erdgeistes zu kräftigen und der Genesung entgegenzuführen strebt, ist es dem Herausgeber selbst an mehren Stellen, nur daß er, vermöge des

dem Menschen eingepflanzten und in seiner Entwickelung viele Stufen und Momente, die einander selbst naturgesetzlich widerlegen, durchgehenden Hanges und Triebes nach dem Unendlichen und Ewigen, eben nur vorzugsweise und ausschließlich Offenbarungen Dessen sucht und findet, was der Kranken, wie sein eigenes Gemüth erfüllte, woran Beide, wiederum ganz folgerecht und naturgemäß, mit unerschütterlicher Zuversicht glauben.

Diese wenigen, hoffentlich nicht gedankenlosen und inhaltsleeren Andeutungen, wie sie diese Unterhaltungsblätter allein zu gestatten scheinen, mögen zuvörderst zwar ahnen lassen, daß Ref. nicht zu den Ungläubigen gehört, welche nichts über und außer den Irrgewinden des reflectirenden und verneinenden Verstandes kennen und anerkennen; daß er vielmehr eine Heilkraft der Natur anerkennt, deren Divination und Wirksamkeit weit über die gemeine Kunde und Vielwisserei der Heilkünstler und Männer vom Fache geht, womit nur der so seltene werkthätige Blick und Takt zu vergleichen und Eins sein möchte; daß er mithin es ganz in der Ordnung finde, wenn mit der Zurücksetzung und rauschartigen Gliederlösung des Körpers die Geistessonne heller hervortritt und kräftiger wirkt als in gewöhnlichem und gebundenem Zustande. Ein Maß aber von Relationen in der Individualität muß er doch ebenfalls anerkennen, trotz der Idee, die er von Persönlichkeit hat, eine Besonderung mithin bei aller Hingabe und Versenkung an und in ein Allgemeines und eine Gesammtheit, die jene hinwieder bestimmen und bedingen. Wenn demnach von dem pathologischen Moment abgesehen wird, wie dies der Herausgeber selbst thut, so entsteht natürlich nur noch die Frage nach den von ihm hier besonders hervorgehobenen Offenbarungen, oder, wie er es auf dem Titel nennt, wichtigen Aufschlüssen über das Jenseits für Alle.

Hier nun, gestehen wir unumwunden, daß wir nichts von Offenbarungen und wichtigen Aufschlüssen haben entdecken können, vielmehr eben nur jene sorden behauptete Bedingtheit des Besondern durch das Allgemeine, und grade hier in gar großer Beschränkung, bestätigt finden. Wir sprechen uns deutlicher aus. Es gibt zu allen Zeiten einen Blüten-, Blumen- und Fruchtstand, gleichsam einen Culminationspunkt des Zeitgeistes, der wol auch in einzelnen, ebenfalls verhältnißmäßig culminirenden Gemüthern und Geistern zu Tage kommt. Wie auch diese Gemüther auf ihrer möglichsten Höhe stehen, so ist und bleibt diese doch immer nur eine bezügliche, und nie können und werden sie den Kreis, in welchem sie sich bewegten, verleugnen und durchbrechen; ja die höher und höchst Begabten werden eben die Blüte ihrer und einer schon vor ihnen entwickelten und gleichsam vorbereiteten Zeit sein, deren lebendiger Ausdruck sie zu werden berufen sind. Ein wahrhafter Genius tritt immer auf, wo und wann er weltgeschichtlich nöthig ist, der Zeit zu ihrem Selbstbewußtsein und ihrer Erfüllung zu verhelfen. Auch minder Bevorzugte erleben wol einen Licht- und Höhepunkt ihres Daseins, der wol ihnen selbst, wie dies z. B. in Magnetischen der Fall ist, weniger zum Bewußtsein kommt als ihren Umgebungen. Wie wunderbar dem auch manche Verkündigungen bis zur Fernsicht sein mögen, eine Grenze haben sie stets und oft werden sie von Aber- und Ueberglaubigen, kurz von Fanatikern, überschätzt, indeß ruhige, umsichtigere Geister nur Entdeckungen darin finden, wegen deren mindestens kein Geist bemüht, oder so gesteigert zu werden gebraucht hätte.

Treten wir nun namentlich dem Triebe näher, der in unserm Falle stattfindet, das künftige Leben, oder den Zustand nach dem Tode zu erforschen, so finden wir, daß Propheten, Seher und Dichter, also Dolmetscher und Organe des einer Nation als ihre Substanz inwohnenden Göttlichen, hierüber Aufschlüsse gegeben haben, die nach Jahrhunderten, ja Jahrtausenden in schwächern und mattern, ja krankhaften Gemüthern nachklingen. Wir wollen hier nur an den Tantalus der Legende aus dem 5. und 6. Jahrhundert erinnern, und an den zehnjährigen montecassiner-Mönch Alberici im 12., der, wiewol ihm der Nachklang von dem Erstern nachgewiesen worden und seine Gesichte für ein nicht gar sonderliches, noch überarbeitetes Machwerk erklärt worden, doch zu der unverdienten Ehre gekommen ist, für einen Johannes, ja Quell der „Göttlichen Komödie" des Dante angesprochen zu werden. Was sind denn nun aber diese Gesichte, als Widerhalle und willkürliche phantastische Ausschmückung früher mit Theilnahme gelesener und verehrter Dichter oder Propheten? Und was sind die vorliegenden „Reisen" eines 17jährigen Mädchens in Sonne, Mond und Sterne, als Anklänge aus einer noch dazu höchst dürftigen und beschränkten Lecture, außer der Bibel, wie Arnd's „Wahres Christenthum", Hartmann's „Predigten", „Starkes Gebetbuch", dessen „Morgen- und Abendandachten", Lieder aus dem würtembergischen Gesangbuche, von weltlichen Büchern nichts als Gellert's „Fabeln" (S. 12)? Aber zu wichtigen Aufschlüssen über Ideen, wie diese, gehört doch in der That mehr als mittelmäßige Gaben zum Lernen, Unempfänglichkeit für Ausschweifungen (S. 8), besondere Vorliebe für das Religiöse, Taubennatur, blinder Glaube, Wahrhaftigkeit und deren Betheuerung ꝛc., ohne welche leicht anziehendere Berichte, wie z. B. die Gruithuisen'schen Mondreisen, erstattet werden können. Dies erweist sich denn auch wirklich an vorliegenden „Reisen", deren wesentlicher Gehalt sehr unbedeutend und mager ist; man müßte denn wesentlich nennen wollen willkürliche Vertheilung sogenannter Seligen und Verdammten in willkürlich benannte Städte und Thäler auf einem zufällig bereiseten Sterne, Beschreibung dieser Städte und Räume oder des langweiligen Schulmeisterlebens dieser Seligen in Versammlungsälen, wodurch die Straßen verödet und menschenleer werden, mit ziemlich ermüdender Eintönigkeit und nicht sonderlich blühender und glühender Phantasie, eingestandene Unbeholfenheit und Unfähigkeit, das Gesehene darzustellen und zu beschreiben, wo denn allgemeine Ausdrücke, wie: gar zu schön, göttlich, unaussprechlich u. dgl., oder auch erbauliche Betrachtungen, Warnungen, Ermahnungen aushelfen müssen; ferner Enthüllung früher begangener verborgener Uebelthaten in nähern Umgebungen, angerathene Heilmittel für Krankheiten, welche jedoch der Herausgeber theils nicht angibt — nur die Somnambule selbst wird mit drei Pappelblättchen geheilt — theils nur für einfach und, wenn recht und anhaltend gebraucht, höchst wirksam (S. 268), oder auch wegen undankbaren Schweigens der geheilten Kranken (das.) für oft verkannt erklärt (S. 314). Oder sind es etwa wichtige Aufschlüsse über das Jenseits, daß dies 17jährige Mädchen von Sodomiterei, Hurerei und stummen Sünden spricht, die gar zu häufig in geregelten Ehen vorgehen, wodurch das Zeugen der Kinder boshaft unterdrückt und vereitelt wird (S. 50 fg.)? daß sie Lieder und Liederverse aus dem Gesangbuche durch den Magen lieset? daß sie Justinus Kerner, Eschenmayer, oder Nick als Aerzte gegenwärtig wünscht? Arnd, Stilling, Göthe im Uranus sieht, oder in der Sonne? daß sie Christi Geburt um drei Jahr früher als nach gewöhnlicher Zeitrechnung setzt, was wir schon lange durch Münter wußten? daß sie vom Singen und Spielen der Seligen auf funfzehnsaitigen Harfen, ihrem Geschmacksgefühle von Früchten, das ihnen statt Genusses dient (S. 104), von glänzendweißen Bundstiefeln mit rosenrothen Bandmaschen (S. 103), oder hellglänzenden goldenen Namensbuchstaben auf dem Rücken, als Engel- und Urquellengelcostum (S. 312) spricht? Dies Alles führt doch fürwahr nicht weiter in der Erkenntniß des Jenseits und kann nur für mattherzige Tändelei mit verworrenen Erinnerungen und oberflächlich fromme Erhitzung, kurz für ein kindisches, nicht kindliches, Spiel mit dem heitern und heiligen Ernste der Idee gelten. Wir können daher die, wenngleich unbezweifelte und unbestrittene Wahrhaftigkeit dieser Reisenden und ihres den Cicerone machenden Bruders doch nur für etwas sehr Unbedeutendes und Triviales halten und auch hier wieder bestätigt finden, daß es selbst im Gebiete der Gottseligkeit und Frömmigkeit ein ignavum sucum pecus gibt, welches von den praesepibus abzuhalten sei, weil es in der That mehr schadet als nützt. Mögen doch dergleichen Fromme und Frommsüchtler in dem ihnen von der Vorsehung angewiesenen Kreise wirken und schaffen nach dem

verliehenen Kräftemaß (das wird löblich, förderlich und heilbringend sein); aber sich als Mystagogen aufdringen, oder kanonisiren zu lassen, möchte doch wol nur Frevel und Versündigung an dem heiligen Geiste und an ehrwürdigen tüchtigen Arbeitern im Weinberge, wie Jakob Böhme, Swedenborg, St.-Martin, Guyon u. A. sein, auf welche nicht selten unsere schnöden, schalen und nüchternen Aufklärer mit vornehmer Verachtung herabblicken, indem eben jenes ignavum pecus sie mit blödem, stumpfsinnigem und verworrenem Staunen lobpreisend angafft. Wie man denn auch über die Genannten urtheilen möge, sie durften hier als Repräsentanten der gesunden Mystik, welche als Poesie des Glaubens mit dem Glauben und als unmittelbare Anschau mit der sie und ihn vermittelnden Speculation Eins ist und zum gemeinsamen Inhalt die Wahrheit hat, aufgestellt werden, damit auch so erhelle, wie weit noch von der taubstummen und blind geborenen kindischen Demüthelei und Frommgläubigkeitsseuche bis zur männlichen, gottinnigen Glaubenskraft sei, wie weit von jenem Narrenparadiese zu dem neuen Jerusalem, welches nicht mit kopfhängerischem Herr-Herrsagen erschlichen, sondern mit Muth und Tapferkeit erobert, nicht mit empfindseliger Winselei durchlüftelt, sondern mit siegesfroher Heldenkraft genossen zu werden fodert. Werdet voll Geistes, ist vorzugsweise die Aufgabe unserer Zeit, d. h. aber nicht, voll Geister und Gespenster, wie sie aus einer Verkuppelung krankhaft gereizter armseliger Phantasie mit unklar erfaßter und begriffloser Wirklichkeit ohne wahre Erlebniß und werkthätige Erschauung hervorgehen. Die Zeit der Unmittelbarkeit, des unentwickelten Seins, oder des bewußtlosen Waltens im Göttlichen und Ewigen ist vorüber; es gilt Vermittelung durch klares Schauen und Erkennen des Nächsten und Gegenwärtigen in seinem Maß und seiner göttlichen Fassung. In diesem Sinne gefaßt ist die Aufgabe: Werdet voll Geistes, nicht verschieden von der Foderung unsers frühern, mit allem Recht und Stolz so zu nennenden Propheten, Lessing's: Nur Alles fein natürlich! welcher Göthe's Leben und Streben getrau, unsere Zeit von dem Gramanzen, von dem Nebeln und Schwebeln in Kunst und Wissenschaft, gleich jenem Heros, zu befreien gesendet und geeignet war. Und wahrlich, sie, diese Edeln und Herrlichen haben nicht umsonst gelebt, sodaß wir ruhig das Unkraut mit dem Weizen wachsen lassen dürfen, sicher, daß uns weder der Fanatismus frömmelnder Winselei den blühenden Garten des Gottesreiches für ein Wurzel- und Kräuterbuch verkaufen oder uns in die dürre Haide wüster Phantasie und abenteuriger Selbstverblendung und Selbstentmannung verbannen, noch die Hoffahrt und Ueberschwänglichkeit genußsüchtiger, zuchtloser Jugend in den tollen Strudel und Wirbel des Materialismus, dessen Losung Fleischwerden heißt, hinabzureißen vermöge.

96.

Ueber die Natur der Musik. Ein vorläufiger Auszug aus der bereits auf Unterzeichnung angekündigten „Allgemeinen Theorie der Musik von Wilh. Opelt". Plauen, 1834. 4. 10 Gr.

Wenngleich die zu gedrängte Kürze dieses Auszuges zu einer umfassenden Beurtheilung des vom Verf. aufgestellten Systems nicht hinreichende Gelegenheit bietet, so wird doch selbst durch das Wenige, was hier gegeben wird, unstreitig die Aufmerksamkeit aller Derer angeregt werden, welche die mathematisch-physikalische Klanglehre zu ihrer Beschäftigung machen. Der Verf. nennt (S. 6) seine Darstellung „insofern neu, als sie die Theorie der Musik auf die Gesetze des Rhythmus begründet und mehre neue Hülfsmittel zu wesentlicher Erleichterung des Studiums darbietet, von welchen letztern die Sirene (ein vom Verf. nach Art der Latour'schen Sirene zur Messung der Pulse angewandtes, S. 7 und 20 näher bezeichnetes Instrument) und die bildlichen Scalen das meiste Interesse und den meisten Nutzen gewähren dürften." „Hoffentlich", heißt es am a. O. weiter, „wird dadurch auch der Musiker wieder mehr für die harmonische Akustik gewonnen, deren Kenntniß ihm durchaus nicht fehlen darf, wenn er in seiner Sphäre wirklich einheimisch werden will." In diesem letzten Punkte liefert jedoch die Erfahrung ein ganz anderes Resultat, und es läßt sich darauf mit Forkel („Musikalisch-kritische Bibliothek", Bd. I, S. XIII) erwidern: daß Musik, als Gegenstand der Akustik betrachtet, noch lange nicht Musik, sondern nur die Materie der Kunst sei, die die Natur und nicht der Künstler schaffen muß, sodaß aus dem Studium der mathematisch-physikalischen Klanglehre wenig oder gar kein Nutzen für den praktischen Musiker, für den eigentlichen Componisten abzusehen ist, da dieser nur das fertige Material zu seinen Zwecken zu verbrauchen hat, ohne sich um die Entstehung desselben zu kümmern. Um nur ein einziges Beispiel zu erwähnen: wohin hat endlich der Streit zwischen den speculativen Theoretikern, die sich auf Zahlenverhältnisse stützen, und zwischen den Praktikern, deren Urtheil ein wohlausgebildetes Gehör zum Grunde hat, über das Con- oder Dissoniren der Quarta fundata geführt? Der Praktiker läßt jene immerhin auf ein consonirendes Verhältniß schwören, behandelt aber dennoch dies Intervall, besonders im zweistimmigen Satze, wo Consonanzen und Dissonanzen am besten in ihrer Eigenthümlichkeit hervortreten, immer nur als eine Dissonanz. Hiermit soll indessen durchaus kein Urtheil gegen die vorliegende Schrift ausgesprochen sein, die wir vielmehr mit reger Theilnahme als ein stetes Fortschreiten in einer Hülfswissenschaft der Musik anerkennen und die vielleicht zu wichtigen akustischen Resultaten überhaupt führen dürfte, daher die baldige Erscheinung des ausgeführtern, auf dem Titel benannten Werkes um so mehr wünschen läßt.

158.

Notizen.

In einer der neuesten londoner Auctionen hat man mehre Originalbriefe von Fox, Lord Liverpool, Castlereagh und Canning versteigert, das Stück zu dem Preis von 8 Pfund 8 Schilling. Diese Briefe waren an einen politischen Agenten, Namens Dennis O'Brien, gerichtet, welcher in der Regel die Journal- und andre öffentliche Artikel der Minister zu redigiren pflegte. Es befindet sich auch ein Brief von Fox darunter, bezüglich auf die Einschiffung Bonaparte's in Toulon, worin gesagt wird, es verstehe sich von selbst, daß diese Expedition nicht auf Indien, sondern auf Aegypten abziele. Der alte Fox hatte wol eine feine Nase.

Von Mistreß Ellet, einer der geistreichsten amerikanischen Schriftstellerinnen, ist neuerlich eine Tragödie: „Teresa Contarini", erschienen, welche in ihrem Vaterlande Aufsehen macht.

Eine Broschüre, unter dem Titel: „Les voix des anciens aux hommes du dix-neuvième siècle, ou: lisez le livre", empfiehlt nachdrücklich das Studium der Bibel.

Der wiener Astronom Gotthard (?), ein umgekehrter Galilei, befindet sich gegenwärtig in Paris, um dort seinem neuen Weltsystem, das sich auf die Unbeweglichkeit der Erde gründet, Eingang zu verschaffen. Sein Buch, welchem tiefe astronomische Kenntnisse nicht abgehen, ist in Paris erschienen.

Die „Epoque", eine unlängst erst erschienene Revue für die europäische Literatur, mit besonderer Rücksicht auf Deutschland und England, enthält auch interessante Artikel über Indien, über chinesische Literatur und Auszüge aus Reisen in alle Weltgegenden.

150.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 247. — 4. September 1835.

Der vaticanische Apoll Eine Reihe archäologisch-ästhetischer Betrachtungen von Anselm Feuerbach.

(Beschluß aus Nr. 246.)

Unter den noch erhaltenen Werken des Aeschylos ist besonders die Orestie reich an Situationen, welche, je treuer im Sinne des Dichters aufgefaßt, um so leichter in der Hand eines Künstlers zu malerischen oder plastischen Compositionen sich gestalten. An die Reihe dieser Bildwerke, deren Grundidee auf der griechischen Bühne wurzelt, soll sich nun auch der vaticanische Apoll schließen. Eine einzige Stelle des Aeschylos soll hinreichen, um das Geheimniß des vielbesprochenen Kunstwerkes zu lösen. Sie findet sich in den „Eumeniden", dem dritten Theile seiner Orestie. Der Muttermörder hat sich, vom Chor der Furien verfolgt, in den Tempel des delphischen Apoll geflüchtet. Dort setzt er sich, die Hände noch triefend von Blut, das mörderische Schwert noch gezückt, an dem Altare der Gottheit nieder. Aber die Furien sind ihm auch hierher gefolgt. Die Blutspur des Mörders, von der sie nicht lassen können, die Gier, mit welcher sie dem Verbrecher über Land und Meer, ja bis in die Tiefen der Unterwelt nachsetzen, hat sie zu der Kühnheit verleitet, die Schwelle des Tempels zu betreten und dessen Altar zu umlagern. Von der stillen Heiligkeit des Ortes überwältigt, versinken sie in Schlaf. Orest hat, dem Rathe des Apollo folgend, diesen günstigen Augenblick benutzt und ist nach Athen entflohen. Dort wird er die Bildsäule der Pallas umfassen und seiner völligen Entsündigung entgegenharren. Aber der blutige Schatten der Klytemnestra entsteigt der Unterwelt, verräth den Schlafenden den Verlust ihrer Beute und reizt sie zu neuer Verfolgung. Sie erwachen — stürmisch hat eine die andere geweckt — und wie sie nun den Orest vergebens suchen, heben sie ihren furchtbaren Gesang an. Sie sehen sich schmählich gekränkt und betrogen, von einem jüngern Gotte überlistet, ihre alten ewigen Rechte von willkürlich herrschenden Götterneulingen geschmälert, und schließen drohend: dem begünstigten Verbrecher soll selbst Apollo's Schutz nicht frommen; und wenn er unter die Erde flieht, auch dort wird ihn der Rächer finden. Apoll hat diese frevelnden Worte gehört. Er erscheint, und mit seinem Geschosse Tod und Verderben drohend, verscheucht er die Figuren von seinem Heiligthum:

Hinaus, ich will's, aus diesem Heiligthume schnell
Hebt euch hinweg; vom Seherſitze lasset ab;
Damit du nicht die blanke Flügelschlang' empfahst,
Die los von goldgetriebner Sehne stürmt u. s. w.

In diesem bedeutsamen Momente, sagt der Verf., ist der vaticanische Apoll gedacht. Mit dem entschiedenen Schritte eines raschen Entschlusses hat er den Schauplatz betreten. Dem grausenvollen Chore Aug' im Auge gegenüber, hält er inne, doch nur um so lange zu verweilen, bis er die Furien von seinem Tempel verjagt, vielleicht auch von ihrem Vorsatze, den Orest noch weiter zu verfolgen, zurückgeschreckt hat. Dann gedenkt er nach Athen zu eilen, wie er denn auch, aufs Nachdrücklichste erklärend, daß er seinen Schützling nicht preisgeben werde, mit den Worten:

Ich bin sein Hort, und meinen Schützling rette ich!

die Bühne verläßt. Der linke Fuß ist nicht zum ruhigen bleibenden Stande nachgezogen. Denn jeden Augenblick kann Apoll die Wuth der Furien beschwichtigt haben oder genöthigt werden, seine Drohung zu bethätigen. Der linke Arm ist mit dem Bogen bewehrt und schon dem Feind entgegengestreckt, wiewol noch nicht zum Schusse straff gespannt. Der rechte spielt in freier mimischer Bewegung, aber im Augenblicke bereit, den tödtlichen Pfeil aus dem Köcher zu holen. Er ist nackt nach dem Princip der griechischen Plastik, welche die Theatergarderobe des Dramas abgelegt hat. Sein Haupt ist aufgerichtet, von stolzem Selbstgefühl und sichtbarem Vorsatze, dem Gegner zu imponiren, gebieterisch gehoben. Kein Wunder, wenn er, gegenüber den furchtbaren und feindseligen Unholdinnen, ihnen nur die unmuthsvolle Miene und den drohenden Arm zugekehrt hat, in der Wendung des Leibes aber ihnen sogar auszuweichen scheint. Die Haarbildung, von vorn gesehen, gleicht vollkommen dem Umrisse einer tragischen Maske. Die Schlange, welche an dem Oelbaumstrone, der die Statue unterstützt, emporläuft, ist am häufigsten solchen Göttern beigelegt, welche geistiges oder körperliches Heil spenden und behüten. Apoll ist der Gott, der über das Verderben waltet, entweder, um selbst es zu verhängen, oder um es abzuwehren. Die Wahl der Baumart steht ohnehin in noch näherer Beziehung zu der besprochenen Eumenidenscene. Mit einem Oelzweig kam der flüchtige Orest nach Delphi und Athen. Der Oelbaum ist Symbol des Schutzbedürftigen, Symbol des

Friedens, die Gewähr der vollkommenen Entsündigung, welche Apoll seinem Schützlinge verheißen hatte.

Da es nunmehr über jeden Zweifel erhoben ist, daß die Statue des Apoll von Belvedere nicht aus griechischem, sondern italienischem Marmor gefertigt sei; und da sie zu Capo d'Anzo (Nettuno), dem alten Antium, einem Lieblingssitze der römischen Kaiser, gefunden ward, wo Nero geboren ist und, weil ihm daselbst auch seine Tochter geboren ward, diesen Platz doppelt theuer hielt, auch nach seiner Rückkehr aus Griechenland seinen Lieblingsort mit einem glänzenden Einzug beehrte, durch eine Colonie die Stadt hob und mit großem Aufwand einen Hafen baute, so hält der Verf. dafür, daß unser Apoll zwar nicht, wie man schon gemeint, den Nero selbst darstelle, aber doch in einer nähern Beziehung auf diesen Kaiser stehen dürfte. Nero war in mehr als Einem Stück in der griechischen Tragödie, namentlich in der Oreste, heimisch. Bei seinen theatralischen Productionen hatte er selbst, der Muttermörder, den Oreste gesungen. Als zweiter Orest und Alkmäon war er von dem pythischen Apollo selbst bezeichnet worden, und den eleusinischen Mysterien beizuwohnen, verwehrte ihm sein schuldbeladenes Gewissen. Athen zu betreten, hatte er nie gewagt, denn hier war es, wo die Furien seit jener Sühnung des Oreste, welche Aeschylos in den „Eumeniden" feiert, ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Nicht selten waren seinen zerrütteten Sinnen die Furchtbaren selbst mit ihren lodernden Fackeln erschienen. Stand vielleicht der vaticanische Apoll als unheilwehrender Schirmgott, als Entsühner des Hauses, im Palaste des gekrönten Orest? Als integrirenden Theil eines architektonischen Ganzen müssen wir unsern Apoll ohnehin erkennen. Und wohl stimmte es zu der tief ergreifenden Wirkung, welche die Statue ausübt, wenn dieser drohende Arm nicht im ernstesten Sinne in die Wirklichkeit hinüberreichte.

So schließt der Verf. seine Darstellung, aus welcher wir das Bisherige in beinahe durchaus wörtlichen Auszügen, zum Zeugnisse der Classicität seines Ausdrucks, mitgetheilt haben. Es bleibt nun aber noch übrig, der glänzenden Rechtfertigung zu gedenken, womit der vaticanische Apoll gegen den Einwurf der Kunstkenner, er überschreite die Grenzlinie der griechischen Plastik, weil er zu viel Bewegung enthalte und Leidenschaft im Ausdruck habe, oder der Anatomen, er verletze die Regeln der Proportion und die Wahrheit der einzelnen Gliedmaßen, vertheidigt worden ist. Der Verf. bemüht sich, zu zeigen, daß nach dem wahren Princip der griechischen Kunst, über welches wir zuvor seine Erörterungen angezeigt haben, der Apoll ein durchaus würdiges und echt griechisches Erzeugniß sei, indem sein Kopf den eigenthümlichen Apollinischen Charakter darstelle, seine Bewegung und Situation diesem Charakter vollkommen entspreche und in der ganzen Auffassung des dargestellten Moments die schönste Harmonie ruhig edler Bewegung sich darbiete. Er weiß sofort die von anatomischer und technischer Seite mit Recht geltend gemachten Winke über die Nachlässigkeit und Ungleichheit der Ausführung und Maßbestimmung einzelner Körpertheile dadurch zurückzuweisen, daß er die Gottesstatue in einer architektonischen Umgebung und an einem bestimmten Orte, von einer einzigen Seite, also malerisch angesehen werden läßt. Es ist dies die Seite, gegen welche der linke Arm gerichtet ist. Der Baumstrunk, der sonst störend oder überflüssig erscheint, ist dann völlig an seiner Stelle. Die einfachen Linien und Wölbungen des rechten Fußes werden nur noch kräftiger durch die rauhe Oberfläche des Stammes hervorgehoben. Die hohe Dimension dieses Fußes gehört nur nach der erhabenen Architektonik einer göttlichen Gestalt zu. Die linke Seite des Rumpfes, welche mit jenem rechten Fuße durch große, gleich starke Schattenmassen in ein Wechselverhältniß getreten ist, wird durch das Emporquellen der Brust und der linken gehobenen Schulter zu einer Höhe und Größe entfaltet, welche das Auge mit der Dimension jenes Fußes vollständig aussöhnt. Durch das Emporgestreckte der linken Seite des Rumpfes wird auch die Einbeugung der ins Licht gestellten, entgegengesetzten Seite um so fühlbarer und der Blick überredet, vom rechten Fuße den Theil seines Uebermaßes auf Rechnung des über ihn eingebogenen und darum verkürzten Rumpfes zu schieben. Auch die vielfach gerügte Stellung des Hauptes wird nicht augenfällig. Einen besondern Werth legt der Verf. für die Güte des Werks auf die Beweisführung, daß der vaticanische Apoll nicht Copie eines bronzenen Originals sei, und hat von dieser Seite mit siegreichen Gründen die Meinung seiner Gegner widerlegt. Allerdings läßt sich, in Betracht der großen Verschiedenheit des Effects, die schon die Beschaffenheit des Materials hervorbringt, nicht wohl anders denken, als daß der Apoll, der in Marmor bei aller Weichheit und Stetigkeit seiner Oberfläche doch ein schönes Spiel der jugendlichen Musculatur und eine reizende Fülle des edelsten Lebens zu erkennen gibt, durch die dunkle, glänzende Masse der Bronze wie ein schlecht oder gar nicht modellirter Klotz erscheinen müßte.

Die gewöhnlichen Erklärungen, die man dem vatikanischen Apollo zu geben versucht hat, genügen dem Verf. nicht. Mit Recht, wenn er sich gegen die Beziehung auf den Pythotödter ausspricht, und wenn er die Meinung, als habe man in dieser Statue den August als Apollo Sandalarius zu Rom verherrlichen wollen, mit geistreicher Laune verlacht. Als Pythotödter erscheint Apollo überall sonst im Alter der Kindheit; und wenn auch nicht, so ist wol Haltung und Stellung der Figur unverträglich mit der Hypothese von Spence. Wichtiger unstreitig ist die Ansicht von Hirt, welche seither allgemeinern Beifalls sich zu erfreuen gehabt hat und weder durch die von Feuerbach dagegen aufgebrachten Einwendungen und Zweifel, noch durch dessen Aeschyleische Deutung um ihr Ansehen gebracht werden dürfte, daß der vaticanische Apoll seiner Idee nach zu der berühmten Gruppe der Niobe und ihrer Kinder gehöre. Die Hauptbedenken, welche Feuerbach vorträgt, sind: Apoll wäre nicht groß, nicht imposant genug, um als Gottheit gegenüber den Sterblichen, die er bestraft, zu erscheinen; und, die Gruppe dramatisch geordnet, lassen sich Apoll und, die man von der andern Seite

hinstellen zu müssen glaubt, Artemis nicht so nahe rücken, wie sich's nach dem Gesetz der Gruppirung gehöre, weil beide Gottheiten nur aus der Ferne treffend und strafend gedacht werden dürften. Allein, der letztere Einwand widerlegt sich durch vorbildliche Reliefdarstellungen dieses Gegenstandes. Der Unterschied der Größe aber rührt von der Verschiedenheit des Ursprungs der florentinischen Niobiden und des vatikanischen Apoll her, dessen griechisches Original gar wohl in größern Dimensionen, wie die Pallas von Velletri, also auch im richtigen Maßverhältniß zu der Niobidenmutter, ausgearbeitet sein konnte.

Jedenfalls stehen sich die Deutungen von Hirt und Feuerbach als zwei gleich ehrenwerthe Nebenbuhler gegenüber. Wir aber haben uns ungewöhnlich lange bei dem vorliegenden Werke verweilt, um das Interesse für ein Buch zu erwecken, welches ebenso anziehend als belehrend, ebenso schön als gründlich geschrieben ist und unter dem Trefflichsten, was die Aesthetik der bildenden Kunst auf dem Boden der deutschen Literatur hervorgebracht hat, einen der ersten Plätze behalten wird, wenn auch über kurz oder lang Einer käme, der eine noch augenfälligere Hypothese vorzutragen wüßte. 62.

Neueste französische Literatur.

Seit mehren Jahren machen sich die Franzosen viel mit Deutschland zu schaffen, oder vielmehr, sie lassen sich viel darüber sagen, denn im Ganzen genommen, thun sie wenig, um das Ausland kennen zu lernen; sie sehen nicht ein, daß dies eben sehr nöthig sei; sie suchen fürs Erste zu Hause ins Reine zu kommen, und was aus der Fremde kommt, dient als Abwechselung zum Zeitvertreib; sie glauben davon, was ihnen eben gesagt wird, und vergessen bald, was sie glauben und nicht glauben. Was ihnen über Deutschland berichtet wird, erhalten sie von Schriftstellern, die selbst Deutsche sind, oder Deutschland durch Deutsche kennen. Unser ernstes, tiefdenkendes und tieffühlendes Vaterland läßt sich nicht in Impressions de voyages ausschnitzeln; da muß fürs Erste gedacht und gelesen werden. Das Werk: „Au delà du Rhin", von Lerminier (ein Elsasser), zeugt allerdings von Forschungen, von fleißig gesammelten Notizen, von Thatsachen, die sehr geistvoll behandelt werden; aber in die Tiefe geht der Verf. nicht. Sein Werk hat zwei Bände, der eine ist betitelt: „La politique", der andere „La science". Den ersten finden die Franzosen nicht liberal genug; in Deutschland mag er leicht revolutionnair erscheinen, daher wir ihn übergehen. Auch über den zweiten können wir kurz sein, indem meist nur Bekanntes vorkommt. Daß wir eine Menge Universitäten haben, und daß der höhere wissenschaftliche Unterricht sich nur zu Paris vollständig entwickelt, daß die Philologie zuerst die Geistesthätigkeit der Deutschen geweckt, daß mit Hülfe der Philologie Niebuhr die römische Geschichte umgeschaffen, Ottfried Müller verschwundene Rassen wieder aufgestellt und die Brüder Grimm unsere Nationalalterthümer reconstruirt, wissen wir ja längst. Die philosophischen Systeme werden mit einer bewundernswerthen Gewandtheit erklärt; aber wenn Hr. Lerminier meint, daß Ein Capitel hinreiche, um sie zu ergründen, so irrt er sehr; dagegen kann er allerdings einwenden, daß, wenn er mehr darüber geschrieben, ihn Niemand würde gelesen haben. Es herrscht noch immer, nach allen Neuerungs- und Verschmelzungsversuchen, ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Literaturen. Die französische hat einen durchaus oratorischen Charakter; die Tendenz der deutschen ist zunächst philosophisch. Dem Deutschen ist die Thatsache blos Mittel und Veranlassung, zur Ursache hinaufzusteigen; was kein System bildet, ist für ihn blos Fragment, und wo ihm kein metaphysischer Geist entgegenweht, da fühlt er gar keinen. Dem Franzosen hingegen graut vor den philosophischen Tiefen, vor den Gedankennebeln; er braucht klaren Sonnenschein, damit sein brillantartig geschliffener Esprit seine Lichtblumen und seine Feuerwerke spielen lassen könne; die Idee ist bei ihm blos Veranlassung zu einem Bilde, der logische Faden der Schlüsse dient ihm blos, um die reichen Decorationen des Styls festzuhalten. So ist denn auch Lerminier's Werk eine sorgfältig ausgeschmückte Bilderausstellung, hier und da sieht man jedoch in eine gründliche Gelehrsamkeit, die ihm seine Landsleute wol des schönen Styls wegen verzeihen werden. Die heutige Bewegung in der deutschen belletristischen Literatur scheint Lerminier nicht zu begreifen; Alles, was über diesen Abschnitt gesagt wird, ist äußerst schwach. Nur Göthe und die Rahel kommen zur Sprache; der zweite Theil des „Faust" wird analysirt.

Ein religiöses Product: „Au pied de la croix", ist eine Sammlung von kleinern Gedichten, eine Reihe mehr oder minder neuer und glücklicher Bilder, welche sich um bekannte Ideen winden:

> Plaignons tout oeil qui pleure et tout coeur qui soupire,
> La couronne d'épine également déchire
> Le front de l'esclave et des rois.

Auch „Christ et peuple" gehört hierher; dieses Buch eines ganz jungen Mannes hat aber mehr eine politische Tendenz; er meint es ganz gut, der junge Scribent; er will, daß Wissenschaft, Kunst, Handel in eine politische Einheit gebracht werden; es soll eine neue Aera beginnen, wo alle Lügen aufhören und alle verderblichen Einflüsse der Vergangenheit zu nichte werden; das Buch athmet die heiterste Menschenliebe, und man muß den Schriftsteller um so mehr darum lieben, da er seine Illusionen im tiefsten Elende zu Papier brachte und zu den unzähligen Opfern gehört, welche Paris, die geistige Buhlerin, jährlich lockt und in ihren Umarmungen erstickt.

„La lampe de fer" ist eine Sammlung Erzählungen von Michel Masson; er gehört zu den drei Schriftstellern, welche eine Zeit lang ihre Producte unter der Firma: Michel Raymond zu Markte brachten; die beiden andern waren Gozlan und Brucker. Das Beste, was sie zusammen fabricirt, sind „Les intimes"; seitdem jeder von diesen Herren für sich allein arbeitet, hat noch keiner ein ähnliches Werk zuwege gebracht. „La lampe de fer" ist eine Fortsetzung der „Contes de l'atelier"; sie enthält „La voix du sang", einen Roman, der den größten Theil der beiden Bände ausfüllt; er liest sich sehr gut, die Darstellung ist lebendig, ergreifend, aber das Interesse ein wenig trivial, ein wenig wie die Franzosen intérêt de cuisinière nennen. Die übrigen Erzählungen sind „La Ramée", „Janot" ꝛc. Die beste von allen „Les deux coupables". Eine andere Sammlung der Art ist der letzte Band des „Livre des conteurs", mit einer schlechten Erzählung von Balzac „Melmoth réconcilié" und andern, die noch etwas schlechter sind. Ein Roman von Roger de Beauvoir: „Le café Procope", hat mannichfaltiges Interesse. Dieses literarisch berühmte Kaffeehaus liegt im pays latin, und führt heutzutage den Namen Zoppi. Hier kamen die Schöngeister des vorigen Jahrhunderts zusammen, Voltaire, Piron, Renfrean ꝛc.; es befindet sich noch gegenwärtig in dem großen Saale, ganz im Hintergrunde, ein großer altmodischer Tisch, welcher unter dem Namen: table de Voltaire bekannt ist, weil Voltaire an demselben seinen Kaffee zu trinken pflegte; selbst die Garçons bezeichnen den Tisch nicht anders. Heutzutage ist das Café Procope das rendez-vous der Studenten, Journalisten, junger Literaten u. s. w., auf deren Neugierde der Verf. speculirt; das Buch enthält sechs Erzählungen: „Les épreuves de Marat", „La Marquise de Flory", „Les convulsionnaires", „Le pauvre diable", „La fiole de Cagliostro" und „Cavalcada". Diese Erzählungen haben dem Verf. bedeutende Studien veranlaßt; er besitzt nicht allein das

Materielle seines Sujets, die wichtigen historischen Thatsachen, sondern auch die Moden, Costums, Redensarten, die bereits in Vergessenheit gerathen sind und von der Geschichte übergangen werden, kennt er genau; mit vielem Geiste hat er die Sprachformen der damaligen Zeit nachgeahmt, nur ist Alles zu sehr überladen; damals funkelte die Sprache nicht so von allerlei bunt durcheinanderspielenden Metaphern; es ist meist nur hohles Gepränge, brillantes, luftiges Gewebe ohne innern Gehalt.

„Le dernier jour d'une suicide" von Imberdis ist eine schauderhafte Geschichte. Fréderic wird in den Jalitagen verwundet und besinnungslos in ein Hotel getragen. Er erwacht in einem reichmeublirten Appartement; ein Greis sitzt an seinem Bette, im Hintergrunde ein schönes Mädchen. Natalie (so heißt sie) und Fréderic lieben sich; es entspinnt sich zwischen Beiden eine Correspondenz; sie fällt in die Hände des Vaters, welcher den Brief unter Nataliens Namen mit Verachtung zurücksendet. Fréderic hat sich in seinen politischen Illusionen getäuscht gesehen; er verachtet die Menschheit und vergiftet sich. Kaum hat er den tödtlichen Trank zu sich genommen, so kommt seine Mutter und verkündet, daß ihm eine glänzende Stelle verliehen; unterdessen fühlt Fréderic die ersten Schmerzen des in seinen Eingeweiden wüthenden Giftes. Jetzt kommt Natalie dazu; sie verkündet ihrem Geliebten, daß ihr Vater nachgegeben, daß er in ihre Verbindung eingewilligt. „Du hattest mich also nicht vergessen", heult der Unglückliche und stirbt, indem er die bedeutenden Worte ausspricht: „Fluch dem Selbstmorde", welche die Tendenz des Buches hinlänglich bezeichnen.

Jetzt haben wir noch über „Valide", von Madame la Marquise d'E** und „Savinie", von Mad. Camille Bodin zu berichten. Die Zahl der Schriftstellerinnen nimmt mit jedem Tage zu; sie haben sogar ein eignes Journal: „Le Journal des femmes", mit Novellen, Reiseberichten, Recensionen und Bulletins über die Theater; es läßt in der That recht närrisch, wenn diese schönen Referentinnen über die Geistesproducte der Männer absprechen! Freilich, daß sich so viele Frauen in der Literatur versuchen, daß sie sogar sich eine leitende Stellung darin genommen, gereicht eben den Männern nicht zur Ehre; machten sich diese es nicht so bequem, träten sie mit durchdachten, auf gründlichen Studien beruhenden Werken auf, so würden sich die Frauen wol hüten, neben ihnen zu erscheinen, oder sie gar vor ihren Richterstuhl zu berufen; aber die meisten schreiben Romane ohne Gehalt, gebaut auf leere Formen, nirgend Charakter, nirgend eine Handlung, Wortströme, in denen sich alltägliche Ideen verwässern. Immitten dieser Flut unbedeutender Tagesproducte ragen nur wenige Ausnahmen hervor, und unter diesen ist grade eine Frau, nämlich George Sand, der oder die so das Geschlecht ihres Styls als ihres Namens geändert, denn man kann in Wahrheit von ihrer Diction sagen, sie habe einen Bart.

„Valide" ist das erste Product einer jungen Dame, der es an literarischer Praxis fehlt, die in Handhabung des äußern materiellen Apparats der Poesie noch etwas Unbeholfenheit zeigt, dagegen aber reichlich mit den Gaben des Geistes und der Phantasie versehen ist. Sie gehört zur Schule der Sand. Das Buch hatte schon vor dem Erscheinen sehr die Neugierde gespannt; man hatte vorgegeben, es sei eine kühne Schilderung aus den höhern Regionen der pariser Salons, einige bedeutende Männer träten darin auf und seien mit so täuschender Treue gemalt, daß man höhern Orts darüber einige Besorgniß geäußert und sogar die Rede davon gewesen sei, das Erscheinen des Romans zu hintertreiben. Es war aber diese Besorgniß ungegründet und wahrscheinlich das Gerücht von dem Verleger ausgesprengt worden, um das Publicum neugierig zu machen. Scandal ist durchaus nicht in „Valide" zu finden, weder sittliches noch politisches. Der Roman soll darthun, daß die öffentliche Meinung ungerecht gegen die Frauen sei, und daß man ihnen eine schlechte Erziehung gebe; auf diese eben nicht neuen Ideen hat die Verf. ein lebendiges, wahres, ergreifendes Gemälde gegründet, das auf ein seltenes Talent deutet. 19.

Notizen.

Burford's ausgezeichnetes Panorama von Jerusalem, das in London Aufsehen machte, hat an Catherwood's neuerdings aufgestelltem Panorama von Theben ein würdiges Seitenstück gefunden. Die Darstellung ist treu und von ungemeiner Wirkung. Propyläen, Tempel, Statuen, in großen Verhältnissen und noch in ihrem Verfall wundervoll, nehmen den Vordergrund ein, während im Hintergrund der Nilstrom, die fernen lybischen Gebirge, Luxor, Gournou u. s. w. das Gemälde romantisch begrenzen. Zur lebendigen Staffage dienen malerische Gruppen von Soldaten des Pascha.

Die „Literary gazette", eine eingewurzelte Feindin des armen Capitain Roß, berichtet, daß dieser Ehrenmann, der in London mit zwei und einer halben Guinee bezahlt werde, in dem wohlfeilern Paris nur fünf Francs koste, und wirft die malitiöse Frage auf, welcher dieser Preise dem wahren Werthe näher komme.

Coleridge, der einen außerordentlich feinen Sinn für das Frappante und Ungewöhnliche in der Poesie hatte, erwähnt als einen glänzenden poetischen Einfall die „mit Chaos belaubten Bäume", welche in einem alten englischen Gedicht vorkommen, und in deren Zweigen allerdings eine namenlose Confusion geherrscht haben muß. Dabei fällt einem Hans Sachs' Beschreibung des Chaos selbst ein, in welcher er unter Anderm sagt, es sei darin so finster gewesen, daß sogar die Katzen einander nicht hätten ausweichen können. 130.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Palästina.

Von

Karl von Raumer,

Professor in Erlangen.

Mit einem Plan von Jerusalem zur Zeit der Zerstörung durch Titus und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes.

Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Zur Andeutung des reichen Inhalts mögen die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte genügen: Einleitung. Quellen. Bestimmung einiger Begriffe der biblischen Geographie. Namen Palästinas. Von der Lage, den Grenzen und der Größe Palästinas. Klima. Frühere Fruchtbarkeit, jetzige Unfruchtbarkeit. Naturerzeugnisse Palästinas. Von der Eintheilung Palästinas zu verschiedenen Zeiten. Vier Landschaften Palästinas, ihre Städte und Flecken. Die verwandten Nachbarvölker der Israeliten. Jerusalem. Die Bewohner Palästinas seit den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag. Palästinas Weltstellung.

Niemand wird in diesem Buche irgend etwas vermissen, was er in einer Geographie Palästinas zu suchen berechtigt ist; Niemand bei einem einzelnen Punkt klagen können, daß er zu leicht behandelt sei.

Leipzig, im August 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 248. — 5. September 1835.

Sechs lächerliche Briefe über das Lächerliche.

An den Herrn Hofrath Stephan Schütze in Weimar von Dr. Ruge, Privatdocenten in Halle.

1.

Ew. Wohlgeboren haben ſich ſeit längerer Zeit für das Lächerliche intereſſirt, alſo auch ohne Zweifel die Bemerkung gemacht, daß man ſich bei Briefen über das Lächerliche von vornherein reſigniren muß, lächerliche Briefe zu ſchreiben; und warum nicht? Braucht man doch nur gefliſſentlich ſich lächerlich zu machen, um es ſo gut als gar nicht zu ſein, wenigſtens das Gelächter der Leute nicht übel zu empfinden. Nur wenn man nicht mitlachen kann, wird man pikirt. Ich ſetze alſo voraus, daß Ew. Wohlgeb. in Ihrem Aufſatze in Nr. 270 d. Bl. f. 1834: „Ueber das Verhältniß des Lächerlichen zum Komiſchen", aus dem angegebenen Grunde überzeugt waren, uns die Heiterkeit einer lächerlichen Erſcheinung zu bereiten, ſelbſt wenn darin nichts Lächerliches und gar nichts über das Lächerliche vorkommen ſollte, denn in dieſem Falle ſei doch die ganze Abhandlung lächerlich. Ich meines Orts gedenke mich derſelben Gewißheit zu getröſten. Der Gegenſtand bringt es mit ſich, daß man ihn auf jeden Fall zur Erſcheinung bringt, wenn man über ihn ſchreibt, ſelbſt wenn man hundert Meilen vorbeiſchießen ſollte; dann nämlich an ſich ſelbſt.

Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß hiermit, wenn die Sache ihre Richtigkeit hat, ſchon etwas über das Lächerliche geſagt ſein müſſe.

Aber, werden Sie fragen, wie komme ich zu der Ehre? etwa blos wegen meines Intereſſes für die Sache, oder warum ſonſt?

Sie werden es leicht vergeſſen haben; aber vielleicht erinnern Sie ſich nun wieder daran. Sie waren ſo gütig, mir, als ich in Rom war, einen Brief wegen meiner im halleſchen Katalog angekündigten Vorleſungen über das Komiſche zu ſchreiben, in der Vorausſetzung, daß ein Docent Das ganz beſonders gut verſtände, worüber er eine Vorleſung angekündigt, während doch jeder Sachverſtändige ganz das Gegentheil weiß; denn was gewährte dem Docirenden eine Vorleſung noch für ein Intereſſe, wenn er im Voraus ſchon Alles wüßte, was er ſagen ſoll; im Gegentheil, er weiß es nicht und redet dann auf dem Katheder die Weisheit ſo ganz eigentlich in ſeinen eignen Kopf hinein, er redet weſentlich zu ſich ſelber und zu ſeinem eignen Verſtändniß, wobei er deshalb auch nur einen einzigen Uebelſtand zu befahren hat, nämlich den, daß er ſich ſelber nicht verſteht und ſich ebenſo wenig fragen kann als ihn ſeine Mitzuhörer (commilitones), die es aber darin beſſer haben als er ſelbſt, daß ſie an was Anderes denken, wenn ſie nicht mit fortkönnen, während er unterdeſſen an nichts denkt. Aber was ich ſagen wollte, Sie ſchrieben damals an mich in dieſer irrigen Meinung, die auch wirklich in dieſem Punkt irrig geweſen wäre, wenn ſie es nicht vielmehr darin wäre, daß ich jene Vorleſung gar nicht angekündigt, ſondern daß dies mein vortrefflicher Freund R., jetzt Profeſſor in Breslau, in meinem Namen und hinter meinem Rücken, während ich ſelbſt hundert Meilen davon war, gethan hatte, wiederum in der irrigen Meinung, ich, der ich doch ein gutgelaunter und bisweilen ſcherzhafter Menſch ſei, müßte es ganz beſonders gut verſtehen, zu ſagen, was das Spaßhafte, das Lächerliche, das Komiſche denn eigentlich ſei; grade als wenn der Bauer am beſten zu ſagen wüßte, was die Erde, und der Nachtwächter, was der Mond, oder der Lampenputzer, was Licht und Finſterniß denn eigentlich ſei.

Ich wußte es alſo damals noch keineswegs, was das Komiſche ſei, war auch gar nicht befugt, es zu wiſſen, und ich weiß es in der That noch jetzt nicht; hoffe aber, daß es mir hier beim Briefſchreiben einfallen ſoll, oder ich komme wirklich in die Verlegenheit der klugen Leute von Profeſſion, daß ich zwar rede, mir aber nichts dabei denke. Außerdem habe ich noch nicht Praxis genug, um mich mit Ruhe dieſem Phänomen zu unterziehen bei den Vorleſungen, die ich nun wirklich über den Gegenſtand halten werde. Ich ſchreibe daher in der Angſt dieſe Briefe an Sie; entſchuldigen Sie mich. Ich bin der Ihrige.

2.

Ew. Wohlgeb. ſehen aus dem vorigen Briefe zugleich den Grund, warum ich Ihnen erſt jetzt und nicht mit umgehender Poſt geantwortet; denn wenn die Höflichkeit gebot, zu antworten, ſo gebot das Selbſtbewußtſein, zu ſchweigen, woraus Sie gütigſt abnehmen werden, daß ich echt deutſch, d. h. etwas plump geſinnt bin. Wie ſoll ich nun aber damit einer ſo feinen Sache als das Lä-

cherliche offenbar ist, beikommen, denn es schlüpft allen Menschen durch die Finger; sie haben es und können's nicht halten. Aber ich vergesse, was wir darüber schon festgestellt haben, nämlich daß ich in diesem Punkte unbesorgt sein kann; denn wenn das Lächerliche mir entgeht, so entgehe ich ihm ganz gewiß nicht, und wenn ich auch gern zugebe, daß im letzten Fall im Grunde weiter nichts als ein Exempel gewonnen ist, so ist, wie Sie wissen, damit schon viel gewonnen, weil ja das Lächerliche in concreto darin ist; und Sie werden dies um so eifriger mitbehaupten, weil wirklich in Ihrer ganzen Abhandlung über das Verhältniß des Lächerlichen zum Komischen von Ihnen kein einziges lächerliches Beispiel beigebracht wird, ausgenommen die ganze Abhandlung selbst. *) Denn was haben Sie anders damit gewollt, als daran die Natur des Lächerlichen zeigen? Und in der That, dies thun Sie damit, daß Sie beim Abhandeln sehr gut wissen, wie mit Nothwendigkeit etwas Lächerliches erfolge, auch wenn Sie von ganz andern Dingen reden sollten und nur vorgeblich auf das Lächerliche ausgehen. Sie kennen zu gut seine schlüpfrige Natur, als daß Sie es ernstlich festzuhalten unternehmen sollten.

Aber wie wenn wir wiederum Beide dahin einverstanden wären, daß das Lächerliche wirklich Jedermann hätte und es nur nicht festzuhalten wisse; scheinen wir damit nicht schon eine zweite Bemerkung über seine Natur gemacht zu haben? Ich dächte allerdings ja. Wenn es Jedermann hat, wenn Jedermann das wirklich Lächerliche auch lächerlich findet, so muß offenbar das Lächerliche Gegenstand des gemeinen Bewußtseins sein, womit aber keineswegs gesagt sein soll, daß der Belachte nicht etwa grade von diesem allgemeinen Bewußtsein ausgeschlossen sei. Denn grade wer über ein wirklich Lächerliches nicht mitlacht, wird schon dadurch selbst lächerlich.

Und närrisch genug ergibt sich aus Brief 1, daß, wenn man sich lächerlich macht, man kein Bewußtsein über sein Thun hat, und aus diesem zweiten Briefe, daß alsdann das gemeine Bewußtsein es findet.

*) Sie finden lächerlich: 1) eine alte Kokette, die sich für jung hält und mit Blumen schmückt; 2) Trauerleute, denen beim Leichenzuge der Wind die Mäntel über den Kopf weht oder den Hut in die Lüfte führt; 3) einen kleinen Kerl mit einem großen Hut; 4) einen Menschen, der im Grase schläft und den eine Kuh oder ein Schwein beriecht. Die wirklich lächerliche Begebenheit von dem Pastor, welcher anheben will und sechsmal niesen muß, citiren Sie anderswoher. Ich finde Ihre vier Beispiele nicht lächerlich. Um darüber zu lachen, mußte man sie erst durch Witze lächerlich machen, z. B. Nr. 1: die Dame wolle damit sagen, daß sie noch im Flor sei; Nr. 2: der Wind verhülle ihnen das Angesicht mit dem Mantel wie einst dem Agamemnon der Künstler, weil ihre Trauer so groß sei, daß sie nicht ausgedrückt werden könne; Nr. 3: der Mann wolle zeigen, daß er ein großer Kopf sei; Nr. 4: wie fein ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen. Ich kann mich irren, aber ich dächte, so machte sich die Sache schon eher; was meinen Sie?

Aber es wird mir bei dieser Bewußtlosigkeit des Lächerlichen und bei dem Bewußtsein des Lachens so ernsthaft zu Muthe, daß ich fürchte, ich möchte mir einbilden, was Rechtes entdeckt zu haben, und damit aus der Heiterkeit der Unwissenheit in den Hochmuth der Allerweltsweisheit verfallen, welcher sich doch nur für gelehrte Juden schickt, die es noch vom Schachern her haben, daß sie auf ihre Waare nichts kommen lassen dürfen. Hol sie der Satan! Uns aber erscheine er nur als komische Person und allenfalls als Professor der Aesthetik, indem er uns sagt, was ihn zu seiner oftgebrauchten komischen Maske berechtigt. Denn wir reden ja hier vom Komischen wie die gemeinen Leute, denen Lächerlich und Komisch vorläufig noch ganz für einerlei gilt. Au plaisir!

3.

Ew. Wohlgeb. werden mich, wenn Sie es mit den beiden vorigen Briefen genau nehmen, für einen Hegeliter halten. Denn, werden Sie sagen, ist das nicht die allertaschenspielerischte Dialektik, wenn in Nr. 1 das Resultat ist: zum Lächerlichen gehöre das Unbewußte, und in Nr. 2 zu demselben Dinge gehöre auch das allgemeine Bewußtsein, und es sei also zu behaupten, was ich wahrlich unternehmen muß, das Lächerliche sei das Bewußtsein eines Unbewußten? Aber wozu dieser abstracte Kohl ohne Fett und Salz? werden Sie sagen. Freilich, wenn der Ausdruck auch wahr sein sollte, man thut besser, das Gericht gleich genießbar aufzutragen, nicht erst über Tisch den Salat zu machen, weil „dies Zeug hier" kein Mensch liest, wenn er nur den kleinen Finger darum rühren muß, geschweige denn sein somnolentes Gehirn. Also ich bitte Ew. Wohlgeb. um unserer Verständigung willen zu berücksichtigen, daß in jedem Lächerlichen Zweierlei enthalten ist, eine Person, die ausgelacht wird, und eine andere, die es bewerkstelligt, daß jene erste es wird, eine belachte und eine lachende Person. Denn erlauben Sie mir einmal, ich setze den Fall, daß das Lächerliche allein auf der Welt ist, d. h., daß Der, welcher Lachen erregen würde, wenn ihn Jemand als einen solchen gewahr würde, gar keinem Menschen begegnen könnte; nicht wahr, so kann seine Lächerlichkeit niemals verwirklicht werden und gleicht vollkommen den westfälischen Staatsobligationen, die auch nicht realisirt werden können, folglich gar nicht Das sind, was sie in Wahrheit sein wollen? Es wäre also sonnenklar, daß zu dem wirklich Lächerlichen eine Person gehört, welche darüber lacht. An sich also existirt das Lächerliche gar nicht, es ist ein Wechsel auf Sicht, und seine Existenz ist der Augenblick, wo er honorirt wird, sein wirkliches Dasein der Augenblick, wo er realisirt, verwirklicht wird.

Daß man doch gleich in Weitläufigkeiten geräth, wenn man auch nur unversehens anfängt zu philosophiren. Die gemeinen Leute sagen mit Recht, wenn einer sich in weitläufige Reden verwickelt: der philosophirt wie der Krebs im Theer; ein für meine Theorie sehr verfänglicher Ausdruck, denn wenn ihn nun Einer lächerlich

findet, so werde ich behaupten müssen, der im Theer philosophirende Krebs sei eine Person.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen gute Nacht wünsche, um mir die Sache zu beschlafen. Es ist wunderbar, was Einem Alles im Schlaf aufzugehen pflegt, ordentlich als wenn der Geist während dessen heimlich an den himmlischen Ort seiner Herkunft auskniffe und einiges Ewige aus dem „Wissenswürdigsten der Philosophie" von Blanc, oder wer es sonst noch schreiben und bei Schwetschke verlegen wird, herabstöhle. Man könnte bei dieser Gelegenheit auf eine speculative Begründung des Diebstahls und seiner Göttlichkeit kommen, welche dem Hochmuth unserer Criminaljustiz gewaltig ins Gesicht schlüge. Doch um mich nicht wieder munter zu schreiben: schlafen Sie wohl!

(Die Fortsetzung folgt.)

Adalbert's Bekenntnisse, herausgegeben von F. Theremin. Zweite vermehrte Ausgabe. Berlin, Duncker und Humblot. 1835. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Was der Verf. mit diesem Buch, dessen erste Ausgabe 1828 erschien, eigentlich bezweckte, darüber spricht er sich im Vorwort zu dieser zweiten ausführlich aus, sodaß aus demselben nicht blos der Charakter des Buchs, sondern auch der Standpunkt, den der Verf. als christlicher Theolog einnimmt, deutlich hervorgeht. „Die göttliche Gnade", heißt es hier, „welche allein den Menschen bekehrt, gefällt sich in der größten Mannichfaltigkeit der Führungen, die jedoch alle in einzelnen Punkten miteinander übereinstimmen. Eine solche ganz individuelle Führung, in welcher sich aber die Hauptmomente der mehrsten andern wiederfinden, versuchte ich darzustellen." Es wird also hier ein in seinen Lebensverhältnissen auf gewisse Weise isolirter Mensch dargestellt, dessen Gemüthsrichtung und Geistesbildung jedoch die spätern Einflüsse und das Wachsthum der göttlichen Gnade in seinem Innern begünstigen. „Nachdem dieser eine Zeit lang alle Qualen empfunden hat, welche das dumpfe Bewußtsein früherer Sünden bei dem Bestreben, sich selbst zu rechtfertigen, verursacht, gelangt er zu einem Zustande vorläufiger Buße, wo er sein Verhalten nach sittlichen Gesetzen beurtheilt und nicht mehr den Umständen, sondern sich selbst die Schuld seines Elends beimißt. Das ist der eigentliche Wendepunkt in seiner innern Geschichte (den der Verf. den Leser nicht zu übersehen bittet). Von da kann er Stufe für Stufe weiter geführt werden, denn Gott verläßt Keinen, der sich selbst gerichtet hat." Um die theologische Denkweise des Verf., die allerdings schon durch seine Kanzelvorträge constatirt ist, ganz zu bezeichnen, stehe hier noch eine Stelle der Vorrede:

„Die erste Buße pflegt nie die tiefste zu sein. Es gibt wahrhaft gläubige Menschen, die ihr Sündenelend keineswegs hinreichend erkennen. Man würde auch diese Erkenntniß kaum ertragen, wenn sie sogleich in ihrer furchtbaren Vollständigkeit einträte, und wenn man nicht in dem schon vorhandenen Glauben eine Hülfe gegen sie hätte. Zu dieser Erkenntniß werden Einige ohne große Sünden, durch die Vergleichung ihres Herzens und Lebens mit dem Vorbilde Christi geführt; Andere gelangen dahin durch den Schmerz, den sie über große Vergehungen und über ihre plötzlich hervortretenden schrecklichen Folgen empfinden. Nun beginnt der eigentliche Bußkampf, wo der Glaube die Schrecken des Gewissens zu überwinden hat, welches nicht anders gelingt als durch gänzliches Verzichtleisten auf eigenes Verdienst. Das Verdienst Christi kann jetzt erst wahrhaft angenommen und die Bedeutung der Erlösung verstanden werden."

Man kann im Allgemeinen behaupten, daß die vorliegende Schrift unter den vielen ihres Gleichen eine der vorzüglichsten ist. Insofern diese Bücher alle im Grunde auch Versuche sind, die denkende und glaubende Kraft im Menschen zu vermitteln, kann man sie als in der Zeit, die sich eben noch an dieser Aufgabe abarbeitet, nothwendig betrachten. Insofern sie aber ebenfalls alle diese Vermittelung nicht auf die rechte Weise erstreben und sie einerseits mit rationalistischen, andererseits mit orthodoxen Voraussetzungen beginnen, nicht aber die philosophische Erkenntniß und den allgemeinen speculativen Gedanken als den wahren Mittler zwischen Gott und den Menschen ansehen, muß man diese Versuche, selbst die gelungensten, auch allesammt verfehlt nennen. Wenn z. B. der Verf. von seinem Adalbert sagt: es sei das Eigenthümliche seiner Anlagen, daß er die Glaubenslehren immer zuerst mit dem Gemüthe und sodann mit dem Verstande ergreife und nur alsdann erst, nachdem er, durch ein unabweisbares Bedürfniß getrieben, sie als das einzige Rettungsmittel in seiner Noth angenommen und sich angeeignet, darüber zu reflectiren und sie nach den Gesetzen des Denkens zu ordnen beginne, so liegt in dieser Versicherung nicht die Ausgleichung, sondern grade der schreiendste Widerspruch des Denkens und Glaubens, nämlich dieses Denkens und dieses Glaubens. Denn was wäre denn ein solches Denken, welches post festum, nach stillschweigend schon eingegangener Voraussetzung, nach dem bereits geschehenen feierlichen Einzug des orthodoxen Kirchenglaubens ins Gemüth, gleichsam nur um nicht bei der Sache zu fehlen, nachgehinkt käme? und was sollte das für eine Vermittelung sein, die nicht darin bestände, daß die zu vermittelnden Beide, das Glauben und Denken, sich durchdrängen, Glauben zum Denken, Denken zum Glauben würde, sondern jedes Dasselbe bliebe und nur von ihnen gesagt würde, sie seien ineinander übergegangen.

Der Gang in seinem Adalbert, behauptet der Verf., sei also vom Glauben zur Erkenntniß, nicht von der Erkenntniß zum Glauben, und diese letztere Art und Weise der Vermittelung möchte überhaupt wol nur selten stattfinden. Aber auch diese Ausnahme kann nicht zugegeben werden, vielmehr, wenn von dem wahrhaftigen Gedanken einer Vermittelung ausgegangen wird, so findet keins von beiden statt, und zwar darum, weil diese Art der Vermittelung eine einseitige wäre, alle wahre Vermittelung aber die Einseitigkeit ihrem Wesen nach ausschließt. Wer im Sinne des Verf. und im Sinne der meisten unserer Theologen von der Erkenntniß zum Glauben gelangen wollte, dessen Erkenntniß würde, weil die Art und Weise ein abstracter Weg ist, immer ohne Glauben, und wer auf diesem Wege umgekehrt vom Glauben zur Erkenntniß kommen wollte, dessen Glaube würde stets ohne Erkenntniß bleiben; im erstern Falle wäre die Erkenntniß ohne Inhalt (der Standpunkt des Rationalismus), im zweiten Falle wäre der Glaube ohne Form (der Standpunkt des sogenannten Supernaturalismus); der wahre Weg geht aber im Sinne des Heraklit sowol nach oben als nach unten, und weder von dem abstracten Glauben noch von dem abstracten Denken aus (weil in diesem Fall der eingeklemmte Geist immer nur glauben würde zu denken, oder denken würde zu glauben), sondern hebt wie aller geistige Besitz vom Zweifel an. Denn dadurch, daß das Denken am Glauben zweifelt, wird der Glaube an die Form des Denkens, und dadurch, daß der Glaube am Denken zweifelt, wird der Inhalt in das Denken gebracht, welches sonst nur ein leeres und müssiges Herumschlagen mit faden Kategorien und Denkgesetzen bleiben würde. Denn alles Denken ist göttlich, und alle Philosophie ist Religion.

Ueber die Art und Weise, wie der Verf. seinen Adalbert sich über die christliche Lehre vom Abendmahl aussprechen läßt, möge schließlich noch ein Wort gesagt werden:

„Der Herr hat sein Reich im Himmel und auf Erden. Das erste besteht aus Denen, die durch ihn selig geworden sind, das zweite aus Denen, die durch ihn selig werden wollen. Selig sind die Erstern auch jetzt nur dadurch, daß er sich ihnen zum Anschauen und zum Mitgenuß seiner Seligkeit hingibt, sodaß sie, indem sie ihn sehen, wie er ist, ihm ähnlich werden. Wie

er nun die Mitglieder der obern Gemeine seiner selbst ohne Hülle und Schleier theilhaftig macht, so werden die Mitglieder der irdischen Gemeine seiner unter den Zeichen des Nachtmahls theilhaftig. Die Erstern glauben nicht mehr, sie schauen. Bei den Andern geschieht die Ertheilung dieser höchsten Wohlthat nur unter der Bedingung des Glaubens. So wird also der Herr selbst, der sich unverhüllt und verhüllt den Seinigen im Himmel und auf Erden hingibt, der Berührungspunkt zwischen diesen beiden Gemeinen. Die kämpfende Kirche wird dadurch mit der triumphirenden sowie mit dem gemeinschaftlichen Oberhaupt verknüpft, und ein Mittel ist ihr gegeben, den Strom der Gnaden, der sich in jenen höhern Regionen so reichlich ergießt, auf sich herabzuziehen."

Jeder Christ weiß also den Herrn zu finden, nämlich beim Abendmahl. Er findet ihn aber nur in der das ganze Gemüth durchdringenden Ueberzeugung, daß Christus in dieser Feier wirklich und wahrhaftig in der Gemeine gegenwärtig sei. Weil der Christ zu dieser Ueberzeugung niemals kommen kann, so lange er das Abendmahl für ein bloßes Symbol hält, so kann auch die ruhige Freudigkeit, welche den Genuß des Nachtmahls im Gemüthe des Christen bezeichnen soll, sich nicht ohne dieselbe offenbaren, und es kommt deshalb bei der Feier des Abendmahls nicht blos auf die sittliche Umwandlung und Bußfertigkeit, sondern ebenso sehr auf das richtige Durchdrungenwerden im Glauben an, und auf den Mangel an beidem beim Genuß des Abendmahls muß deshalb die Bibelstelle: daß, wer da unwürdig isset und trinket, sich selbst das Gericht isset und trinket, gedeutet werden.

So sehr es bei der Differenz der verschiedenen christlichen Confessionen in der Abendmahlslehre nur auf ein bloßes Wort ankommt, so wichtig und übergreifend, so bedeutungsvoll nach innen ist dieser anscheinend leicht zu vermittelnde Unterschied. Denn Das, was unerläßlich in der Theorie des Abendmahls festgehalten werden muß, ist die geistige Gegenwart Christi in seiner Gemeine. Dieses unerläßliche Dogma sinkt ganz zusammen in dem katholischen Cultus, weil in ihm die Gegenwart Christi keine geistige, sondern nach der Transsubstantiationslehre eine rein leibliche ist; es sinkt aber ebenso in Nichts zusammen im Zwinglianismus, weil hier Christus gar nicht gegenwärtig ist, sondern Brot und Wein nur sein Dasein bedeuten. Auch in der veredelten Auffassungsweise Calvin's drückt sich das Rechte immer noch nicht aus, weil Calvin sagt, daß wir des Leibes Christi nur theilhaftig werden, indem wir unsere Seelen zum Himmel, wo er ist, erheben. In diesem Erhebungsacte aber ginge ja das hauptsächliche Moment verloren, daß Christus sich herabläßt und im Irdischen geistig unter der Gemeine existirt. Es bleibt also dem nach der Gemeinschaft mit Christo bedürftigen Gemüth nichts übrig als zu der ganz unmittelbaren Auffassungsweise Luther's zurückzukehren, welcher das Dogma in seiner biblischen Reinheit stehen läßt. 32.

Tom Cringle's Schiffstagebuch oder Abenteuer eines Offiziers der englischen Marine, von Wilson. Aus dem Englischen übersetzt von A. Schäfer. Zweiter und dritter Band. Heidelberg, Groos. 1834. Gr. 12. 2 Thlr.

Wenn nicht früher, so ist Wilson's treffliches „Schiffstagebuch" unsern Lesern aus unserer Anzeige des ersten Bandes (vgl. Nr. 57 d. Bl. f. 1835) bereits bekannt geworden, und sie haben über unsere günstige Meinung von diesem lehrreichen und höchst unterhaltenden Buch abgeurtheilt. In Wahrheit hat uns selten ein Werk der Erfindung eine so dauernde und rege Theilnahme abgewonnen als dies Tagebuch Tom Cringle's, das wie kein anderes mit den hellsten Farben Gefahr, Noth, Lebensweise, Freuden und Denkart des englischen Seemanns durch alle Stadien und in allen wechselvollen Lagen, die das Erdtheil seines Berufs sind, abbildet. In diesem Buch hat Alles Körper und Wahrheit, und es unterscheidet sich daher wesentlich von den gleichfalls belebten, aber mehr in das Gebiet kühner Erfindung hinübergezogenen Seegemälden Eugen Sue's, die es weder mit Wahrscheinlichkeit noch mit Wahrheit besonders genau nehmen, während hier grade die treue Copie der Natur, die Detail-Wirklichkeit auf Das, was der Fiction angehört, einen Schein der Wahrheit zurückstrahlt, der uns den Glauben daran fast aufnöthigt. In dieser Beziehung ist es nicht blos eine lebhafte, sondern zugleich eine lehrreiche Unterhaltung, die das „Schiffstagebuch" gewährt. Was immer auf der Wogenwelt nur begegnen kann, die in der That von Schrecknissen, Plünderung, Raub, Ungerechtigkeit weit mehr erfüllt ist als das Land auf unserer Erde, der listvolle Krieg der Schmuggler und Corsaren, die despotische Gewaltherrschaft der Führer, die Todesverachtung, die hier zu Hause ist, die versagte Gerechtigkeit und die haarsträubende Gewalt, die grausige Blutschuld, die sich hier verbirgt, die rührende Zärtlichkeit in Freundschaft und Liebe, welche das engere Gesellschaftsleben auf jenen schwimmenden, hölzernen Welten schärfer ausbildet, die Roheit und die Leidenschaft, mit allen den guten Zügen der ursprünglichen Menschennatur, welche diese Abgeschlossenheit von der Welt auf den Wassern hervorruft, die großen Naturscenen und die nicht minder anziehenden des Kampfes auf ruhigen und empörten Fluten, die versteckten Reiche der Seeräuber, Sklavenschiffer und Schmuggler, die plötzliche Rache, die über sie hineinbricht wie der Zorn des gereizten Himmels; kurz, dies ganze Gewühl von straflosen Schandthaten, von begeisterten Thaten des Muths und der Mannheit, von Aufopferungen, Ungerechtigkeiten und Großthaten, welche die weite Meereswüste darstellt, wen sollten sie nicht aufs höchste anziehen? Und der Verf. versäumt keinen einzigen solchen Zug in seinem Gemälde; er erhebt alle vielmehr durch den glücklichsten Contrast, die geschmackvollste Gruppirung und die täuschendste Erfindung. Wer diese, so lange vernachlässigte zweite Welt auf unserer Erde mit ihren ganz neuen Sitten, Grundsätzen und Denkweisen nicht aus eigner, naher Anschauung kennt, würde vergeblich versuchen, ein Gemälde, wie das im 9. Cap. von dem Freistaat der Seeräuber auf Cuba aufgestellte zu zeichnen. Graus und Rührung, beide echt, fließen hier und in andern Bildern auf nie versuchte Art ineinander, und der Tod Capitain Obed's, des kühnen und hochherzigen Corsaren, ergreift uns mit wahrhaft tragischer Wirkung. Fast jedes der folgenden Gemälde spricht uns mit ähnlichen Effecten an, indenen Wilson wirklich Meister ist. Die durchgehende Treuherzigkeit seiner Darstellung und die ganz neue Weise, das Rührende zu behandeln, indem er gegen alles Sentimentale wie wider Willen ankämpft, diese beiden Züge bilden den eigenthümlichsten Reiz seines Werks. Rechnen wir die lebenvolle Schönheit seiner Länder-, Sitten- und Naturschilderungen hinzu, so haben wir den Kreis der Verdienste desselben bezeichnet. Die Grundsätze dieser Blätter erlauben uns kein weiteres Eingehen in diese Vorzüge, welche durch eine recht sorgfältige Uebersetzung noch gehoben werden; aber sie verpflichten uns zu einer dringenden Empfehlung dieses trefflichen Gemäldes des Seelebens in allen seinen Bezügen, gleich ausgezeichnet als Schilderung des Wirklichen und als Werk der Erfindung. 46.

Literarische Notiz.

Von Marheinecke's „Geschichte der deutschen Reformation" erscheint soeben in Paris eine französische Uebersetzung, aus welcher der „Temps" einige Probestellen mittheilt.

Die Kinderjournale sind jetzt in Paris sehr en vogue; ein „Courrier des enfans" hat sich neuerlich aufgethan, der seinen Vorgängern den Rang abzulaufen denkt. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 249. — 6. September 1835.

Sechs lächerliche Briefe über das Lächerliche.

(Fortſetzung aus Nr. 248.)

4.

Ew. Wohlgeboren haben vielleicht geleſen, daß Gottfried Hermann *) es neulich gemein gefunden hat, wenn Göthe's „Iphigenie" mit den Worten endet: „Lebt wohl!" was würde er erſt ſagen, wenn Thoas geſagt hätte: Schlafen Sie wohl! Und gleichwol wie erhaben kann dieſer Ausdruck werden in einem Zuſammenhange wie z. B. der des vorigen Briefes! In der That! an ſich iſt ein Ausdruck und eine Handlung gar nichts, weder lächerlich noch erhaben, es kommt auf den Zuſammenhang an, in den ihn die Auffaſſung ſetzt.

Aber warum das noch wiederholen? iſt es nicht im vorigen Briefe ſchon hinlänglich ausgemacht? Wir ſind ſogar ſchon dahin übereingekommen, wenn Sie ſich gefälligſt erinnern wollen, daß das Lächerliche nur im Augenblick der Auffaſſung exiſtire. Es hat alſo nur ein Daſein in dem Augenblicke, wo es der lachenden Perſon zum Bewußtſein kommt, und nun waren wir ſchon im zweiten Briefe darüber einig, daß Jedermann das Lächerliche zwar habe, daß es ihm aber wie ein Aal durch die Finger ſchlüpfe und ſich nicht feſthalten laſſe. Allerdings, wenn es kein anderes Daſein hat als in der augenblicklichen Geiſtesthätigkeit des Lachenden, ſo hat es freilich keine andere Dauer als die völlig zeitloſe des Augenblicks; indem es ins Daſein tritt, verſchwindet es auch ſchon wieder, und das iſt ſeine blitzartige Natur. Man kann es nicht anders als höchſt geheimnißvoll finden; denn ſagen Sie ſelbſt, wie werden Sie es anders nennen wollen, als den eigentlichen Schöpfungsact ſelbſt, als die ganz eigentliche Darſtellung der plötzlichen und nur momentanen Erſcheinung eines vorher nicht Dageweſenen, wenn es lediglich in der augenblicklichen Geiſtesthätigkeit des Lachenden ſein Daſein hat? Und zwar führt dieſe Geiſtesthätigkeit des Lachenden das Bewußtſein mit ſich über den Zuſtand des Belachten, denn eben indem ihm dieſer zum Bewußtſein kommt, lacht er.

Aber, Verehrteſter, werden Sie hier mit Unwillen ausrufen, was haben wir denn nun eigentlich gewonnen, da wir ja eben dieſen Zuſtand des Belachten, wie Sie ſich vorſichtig ausdrücken, um nicht zu ſagen des Lächerlichen, noch durchaus nicht näher kennen gelernt haben, alſo nach meiner Anſicht vom Lächerlichen durch Ihr Gerede noch gar nichts wiſſen?

Ja, das iſt es, darum kündigt ſich's auch gleich ſo an dies Gerede als lächerliche Briefe, und wir haben zugegeben, ſie ſeien lächerlich, wenn ſie ſich das Anſehen geben, als wüßten ſie etwas vom Lächerlichen zu ſagen, während ſie doch, wie ſich eben zeigt, in der That und Wahrheit nichts Anderes thun als wie der Krebs im Theer, ſie wiſſen weder von dieſem ihrem Thun noch von ſeinem Gegenſtande etwas. Ich habe dieſen Ausgang vorhergeſehen und bin nun der Ihrige in vollkommenſter Lächerlichkeit.

5.

Ew. Wohlgeboren ſind ohne Zweifel ungehalten über das Schlußbekenntniß des letzten Briefes; denn, werden Sie ſagen, iſt das eine ernſthafte Antwort auf einen Einwurf, der meine Grundanſicht darlegt, nämlich daß hier die Rede ſein müſſe nicht vom Lachen, ſondern von dem Lächerlichen; aber ich gebe Ihnen zu bedenken, ob Sie nicht allzu gütig gegen das Lächerliche ſind, wenn Sie ihm ein ernſthaftes Daſein zuſchreiben, während daſſelbe gar nichts Anderes in Anſpruch nimmt als eben das Scheindaſein des Augenblicks und ſo zuerſt ſeine Exiſtenz in der Zeit als bloßen Schein bezeichnet, dann aber auch wo meinen Sie, daß es ſeinen Ort habe? Doch offenbar hat es ebenfalls nur den Schein eines Ortes, denn bedenken Sie, es ſchwebt ja zwiſchen den beiden Perſonen, dem Lacher und dem Ausgelachten, in der Mitte, und wenn es wahr iſt, daß es in der Auffaſſung des Lachenden ſein Daſein, in dem Zuſtande des Belachten aber ſeine Entzündung habe, ſo wird ebenſo gut umgekehrt geſagt werden können, ſein ruhendes Daſein, ſeine Möglichkeit ſtecke in dem Zuſtande des lächerlichen Subjects, ſeine Entzündung und Bewegung aber in dem Geiſte des Lachenden. Alſo was für einen Ort ſoll es nun haben? Iſt es etwa ein Exempel der Allgegenwart? Denn fingiren Sie, daß ich lächerlich werde vor allen Leuten, ſo iſt meine Lächerlichkeit in mir und allen Andern, welche mit mir zuſammengenommen die Gemeinſchaft der Geiſter ausmachen. Aber da dieſer Einfall theologiſch zu werden

*) Prooem. zur Ausgabe der „Iphigen. Tauric." von Eurip.

droht, so wollen wir ihn laufen lassen und etwa Hasen und seine Jäger hinterdrein schicken; hier sei die Rede von zeitlichen und räumlichen Dingen, die wir besser verstehen als die Theologen; nur hat die Sache eine schlimme Wendung für uns genommen; denn erlauben Sie mal, ist uns nicht soeben das Lächerliche aus Raum und Zeit entwischt, da es weder eine Dauer noch einen Ort hat? Ich komme darauf zurück: es ist höchst mysteriös. Wenn aber das Lächerliche so durchaus ein Schein- und Verirdasein hat, wo sollen wir's ergreifen als bei den Existenzen, die es mit sich führen, den beiden Subjecten, d. h. ihren geistigen Zuständen, wie man den Schatten eines Menschen nicht füglich anders einfangen kann, als wenn man ihn selbst, den Träger des Schattens, beim Schopf nimmt? Wir wenden uns also von dem Lachenden zu dem Lächerlichen, d. h. der verlachten Person; und Sie haben ganz richtig bemerkt, daß wir nun den Zustand desselben untersuchen müssen. Sie werden aber nichts dabei zu erinnern finden, daß die beiden Herren, mit denen wir jetzt das Vergnügen haben, uns zu unterhalten, Herr Lacher und Herr Lächerlich, nur in Betracht kommen, insofern sie unsterbliche Geister sind; wie kämen sie auch dazu, ein Wesen, das außer Raum und Zeit ist, zu erzeugen, wenn sie selbst als Geister nicht ebenso vornehm wären, denn bei dem bornirtesten aller Aristokraten, dem Schweizerochsen, der unsern deutschen so sehr imponirt, Gleiches wird nur von Gleichem gezeugt. Ich hoffe nicht, daß Sie hier den Vorschlag thun werden, den Herrn von Haller und seinen Zustand, da der doch gewiß ein lächerliches Subject sei, hier zu untersuchen; denn, wie gesagt, um ein lächerliches Subject zu sein, muß man ein vernünftiges sein; wir könnten also ebenso gut den Krebs von oben zum Beispiel nehmen, denn von beiden Individuen muß man erst fingiren, daß sie Vernunft haben, um sie wirklich lächerlich zu finden. Sie finden es vielleicht auffallend, daß ich so die Fähigkeit des Krebses und des Herrn von Haller zum Lächerlichen retten möchte; indessen Sie finden es auch wol nicht, darum weil schon Jean Paul in der „Vorschule" gesagt hat, eben weil man dem Lächerlichen Verstand zuschreiben müsse, ihn für denselben also fingiren, wenn er keinen hätte, eben darum könnte man nur die klügern Thiere lächerlich finden, welcher Ausdruck freilich wol dahin zu ändern ist: die Thiere, welche irgendwie in den Fall kommen, den Schein der Vernunft zu zeigen, wobei die Masse ihres Geistes gleichgültig ist, weil sie bei allen gleich Null ist.

Es ergibt sich also, wie es scheint, daß der Zustand des Belachten ein Geisteszustand ist, welcher Geisteszustand im Geiste des Herrn Lachers ist und bewegt wird; dieses geistige Wesen in dieser seiner Modification und respective Agitation ist das Lächerliche, von dem wir uns unterhalten.

Und diesen Anfang aller Untersuchung über die Sache, werden Sie zürnen, wollen Sie uns für ein Resultat verkaufen?

Resultat? Sie scherzen, Verehrtester. Die Geistesbewegung, welche das Lächerliche, und die, welche das Schreiben lächerlicher Briefe ist, fühlt sich nur als freie Bewegung und ist wie das Leben der seligen Götter: so bleibt es ewig nur dies Leben ohne alles Resultat und Ende. Ich könnte daher, wie es einem ehrbaren Docenten wohl ansteht und ziemet, ein schrankenloses, immer wieder auflebendes Gerede führen, weil es der Gegenstand so mitsichbringt; aber das sei ferne von mir. Wie Sie sehen, ich bin, indem ich schließe, Ihr gehorsamster Diener.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein unter dem oldenburgischen Hause, von Christiani und Hegewisch, fortgesetzt von Peter von Kobbe. Auch unter dem Titel: Schleswig-Holsteinische Geschichte, vom Tode des Herzogs Christian Albrecht bis zum Tode Königs Christian VII. (1694—1808.) Altona, Hammerich. 1834. Gr. 8. 2 Thlr.

Diese Fortsetzung der schleswig-holsteinischen Geschichte von Christiani und Hegewisch ist nicht minder werthvoll als ihre beliebten Vorgängerinnen. Hr. von Kobbe hat sich in frühern historischen Erzeugnissen durch Fleiß, Belesenheit, Umsicht und Verständlichkeit ausgezeichnet und rechtfertigt das Vertrauen, mit welchem kundige Richter dem vorliegenden entgegensehen. Wir sind auf nichts gestoßen, dem wir widersprechen zu müssen glauben, oder das wir zu berichtigen uns getrauen. Die Darstellung grade dieses Zeitraums hat ihre besondern Schwierigkeiten. Die durch eine natürliche und zu entschuldigende Mutterliebe herbeigeführte, aber vor unbefangener Staatsklugheit nie zu rechtfertigende Zersplitterung an sich nicht großer Landestheile unter Oberherren, die zwar Blutsverwandte, aber an Macht und Ansicht höchst verschieden waren, mußte Zwistigkeiten wecken und nähren, welche seit dem Anbeginn des 16. Jahrhunderts nur auf kurze Zeit ruhten, bald wieder in unauslöschliche Flammen ausbrachen und deren unmittelbare und mittelbare Wirkungen sich dem Beobachter noch heutzutage zeigen. Erst 1773 gelang, nicht ohne musterhafte, weise Großmuth und gegenseitige Aufopferung wohlbegründeter Rechte und Ansprüche, die langersehnte Vereinigung Dessen, was nie getrennt werden sollte; und der Menschenfreund muß wünschen, daß diese schwererworbene Erfahrung für die Klugheit der Nachwelt nicht verloren gehe und die Machthaber und Rathgeber aller Staaten abhalte, so viel Unheil von Neuem zu verschulden. Was während der Trennung geschah, darüber waren rechtsverständige und redliche Zeitgenossen nicht selten verschiedener Meinung, und es läßt sich wol in einzelnen Fällen, schwerlich im Ganzen darüber absprechen, wenn man Einseitigkeit des Urtheils vermeiden will. Hr. von K. hat sich keine Entstellung in Glimpf und Unglimpf erlaubt, Thatsachen treu berichtet und bedeutende Theilnahme charakterisirt. Sehr verpflichtet werden sich ihm die Landeseinwohner erkennen, daß er in kurzen Anmerkungen alle Familien namhaft gemachter Personen, adeligen und bürgerlichen Standes, von ihrem ersten Ursprunge bis zu unsern Zeiten herabführen wollen, was willkommene Auskunft gewährt, schon in dieser Rücksicht die Brauchbarkeit des Buchs vermehrt und dessen Besitz unentbehrlich macht. Die dänischen Könige während dieses Zeitraums waren Christian V., Friedrich IV., Christian VI., Friedrich V., Christian VII. Die Herzoge von Gottorf: Friedrich IV., Karl Friedrich, Karl Peter Ulrich, als Kaiser von Rußland Peter III., und Paul Petrowitsch, Großfürst von Rußland. Ohne Kunde der dänischen Geschichte kann die der Herzogthümer durchaus nicht verstanden werden. Hr. von K. durfte diese voraussetzen,

da es nicht an trefflichen größern und kleinern Darstellungen fehlt, und in Ansehung des Charakters der königlichen Regenten, ihrer Schicksale, Minister und Günstlinge nur so viel berühren und andeuten, als unerläßlich war, um verständlich zu bleiben. Aber über die herzoglichen Regenten, zum Theil abwesend, zum Theil minderjährig und in der Regel minder bekannt, mußte er ausführlicher sein; und es ist ihm gelungen, ohne jemals weitläufig zu werden und sich Betrachtungen zu überlassen, die, wie nahe sie auch liegen, der verständige Leser lieber selbst anstellt, der Minderunterrichtete nicht zu würdigen weiß. Eine sehr wichtige, die eigentliche Hauptrolle spielten unter solchen Umständen die Administratoren, die Minister Wadkerkopp, Görz, Bassewitz, denen treue und unbestechliche Ergebenheit gegen ihre Herren, Geschicklichkeit in Unterhandlungen, kühne Beharrlichkeit unter drohenden Gefahren, Erfindung überraschender Hülfsmittel, wenn Alles verloren schien, nicht abging, denen vielleicht nichts Unverzeihliches vorzuwerfen ist, als daß es ihnen an Eintracht untereinander gebrach, daß Jeder allein und dictatorisch herrschen wollte, und daß unablässig Einer den Andern nicht benutzte, sondern verdrängte. Das hätte in Zeiten tiefster Ruhe und ungestörten Friedens die Wohlfahrt des Landes und des Landesherrn zerrüttet; wie verderblich mußte es wirken in Tagen der Bedrängniß und des Bürgerkriegs! Das mußte unvermeidlich die Urheber und Beförderer solchen Zwiespalts um allen Glauben im In- und Auslande bringen und sie den Zeitgenossen und der Nachwelt auch dann noch verdächtig machen, wenn auf Augenblicke wenigstens ein besserer Geist sie beseelte. Wer kein Vertrauen findet, hört endlich auf, Vertrauen zu verdienen. Mit fester Hand und sicherm Blick hat Hr. von K. das anschauliche Bild dieses Zustandes entworfen, welchem die Erscheinung des romanhaftesten aller Helden, Karl XII., dem man weder Bewunderung, noch Liebe, noch weniger menschliche Theilnahme versagen kann, was auch gegen den Regenten und sogar gegen den Feldherrn mit Recht gesagt werden mag, der bald als Retter, bald als Zerstörer auftrat, einen Reiz verleiht, welchen keine Dichtung überbieten kann.

Das Schauspiel ist anziehend, erschütternd, rührend, aber durchaus tragisch. Erst unter dem allgeliebten Friedrich V. begannen die lange empörten Wellen sich allmälig zu legen und glücklichern Verhältnissen Raum zu geben; erst nach der segensreichen Vereinigung der Herzogthümer unter dem Könige von Dänemark durfte sich die Staatsverwaltung dem angenehmen Geschäft überlassen, Künste des Friedens überall in Aufnahme zu bringen und nicht länger ihre Hauptsorgfalt den Künsten des Krieges zu widmen. Christian VII. frühe Geisteszerrüttung hatte während seiner langen Regierungszeit keinen nachtheiligen Einfluß auf die Staatsverwaltung. Die Eintracht weiser Minister, würdiger Mitarbeiter dreier Bernstorff, die welthistorischen Ruf besitzen, ersetzte die gelähmte Thätigkeit des Landesherrn; und die Regentschaft Friedrich VI., der seit 1784 das Ruder des Staats führt, hat Liebe und Erkenntlichkeit verdient und gefunden. Was von außen bedrohte, fand im Innern keinen Anklang; und obgleich seit dem Ausbruch der französischen Revolution von Freunden und Feinden vielfach bedrängt und behelligt, hat doch endlich wohlberechneter Widerstand und ehrenwerthe Nachgiebigkeit auch diese oft wiederkehrenden Gefahren beseitigt.

Mit dem Tode Christian VII. endet vorliegende Darstellung, welche Schritt vor Schritt zu begleiten die Bestimmung d. Bl. nicht gestattet, daher wir uns mit der allgemeinen Bemerkung begnügen müssen, daß sie nichts Ungehöriges aufgenommen, nichts Wichtiges und Erforderliches übergangen hat. Gern ersehen wir aus dem Vorbericht, daß Hr. von K. nicht abgeneigt ist, auch die frühere Landesgeschichte von Neuem zu bearbeiten. Es sind seit dem Schluß des vorigen Jahrhunderts so viel Erläuterungen und Aufklärungen über Verhältnisse und Bezirke erschienen, die Christiani und Hegewisch minder genau bekannt waren, daß ein solcher Geschichtforscher allerdings Manches nachzutragen und zu berichtigen finden mag. Nur wenn er auch dereinst die allerneueste Geschichte seit 1808 erzählen will, wünschen wir, der rüstige, ungeschwächte Schriftsteller möge dieses versprechende dereinst erst nach einem Jahrzehend eintreten lassen. Allerdings hat sich seit 1808 viel Denkwürdiges im Glück und Unglück ereignet; aber je näher wir der Gegenwart kommen, desto schwerer wird es, mit Unbefangenheit und Freimüthigkeit darüber zu urtheilen und zu berichten. Einige Wirkungen und Folgen werden sich erst künftig deutlicher zeigen, und Vieles, was jetzt zum Theil geschieht, zum Theil vorbereitet wird, sich an seinen Früchten untrüglicher erkennen lassen. Dagegen hoffen wir desto angelegentlicher, er möge seine „Lauenburgische Geschichte" fortsetzen, bis sie mit der des gesammten dänischen Staats zusammenfällt, dem sie jetzt zum Glück für beide angehört. Mögen alle verschiedenen Landestheile sich immer aufrichtiger befreunden und jeder einzelne zu schätzen wissen, was ihm unter allen denkbaren Verbindungen nur diese zu gewähren vermag! Ein Blick auf die Landkarte reicht hin zur Rechtfertigung dieses Wunsches. Wo die Natur spricht, bedarf es menschlicher Beredsamkeit nicht. 57.

Erklärung der Homerischen Gesänge nach ihrem sittlichen Elemente für gebildete Leser. Der sechste Gesang der Odyssee als Probe. Von F. A. Nüßlin. Manheim 1834.

Der Verf. beabsichtigt laut der kurzen Vorrede, Nichtkennern der griechischen Sprache, bei welchen nur das Lesen einer guten Uebersetzung der „Odyssee" vorausgesetzt wird, den größten und weisesten Dichter der Welt angenehm und verständlich zu machen und denselben, ohne ihn zu modernisiren und die hohe Einfalt antiker Darstellung zu verwischen, unserer jetzigen Denkweise näher zu bringen. Grade dieses Letztere aber scheint uns eine Klippe zu sein, an welcher der von einer edeln Absicht geleitete, mit genauer Kenntniß seines Dichters ausgerüstete, mit Parallelisiren aus allen Literaturen sich unterstützende Erklärer leicht scheitern könnte, eine Gefahr, die durch die mitgetheilte Prode ebenso anschaulich wird als das Gute und Gelungene, was seine Auslegungsweise darbietet. Er selbst setzt nämlich das Eigenthümliche seiner Behandlungsart in eine anspruchlose Entwickelung der sittlichen Ansichten Homer's, wobei auch das Schöne, insofern es dem Guten beigesellt ist, nicht übergangen werden durfte. Allein eben dieses Bestreben führt den Verf. von dem im Ganzen befolgten richtigen Pfade nicht selten ab auf den Irrweg, und zwar auf einen gedoppelten; denn einmal verwechselt er wiederholt die durch die moderne Convenienz geheiligte Sitte mit den einfältigen, in ihrer Absichtslosigkeit so liebenswürdig unschuldigen Sitten des Uralterthums, und die christliche Moral mit der heidnischen und Homerischen, indem er diese letztere in voller Lauterkeit darzustellen und zu steigern sucht; und zweitens findet er die Moral des Dichters, weil überall sie suchend, auch in Personen und Handlungen, in welche des Dichters Absicht keineswegs moralische Ideale legen wollte. Das Erstere z. B. geschieht in der mitgetheilten Probe da, wo Ulysses den Phäaken, und darauf in seiner Nacktheit der Königstochter Nausikaa entgegengestellt wird (S. 16).

„So führt also der Sänger den Helden zu den üppigen Phäaken, die nur an Gastgelagen, Kithar und festlichen Reigen, Wechsel der Kleider, warmen Bädern und Liebelei sich erfreuen (VIII, 248):

Suoni, canti, vestir, giuoche, vivande,
Quanto può cor pensar, può chieder bocca.
(*Ariost. IV*, 32.)

denen Sinnlichkeit und äußerer Prunk das Einzige und Höchste ist, damit der Gegensatz mit ihm, dem Adel der Seele Alles ist, recht sichtbar werde."

„Nicht genug, er führt ihn nicht nur in seiner Blöße, sondern auch mit Schlamm und Unrath des Meeres überzogen und

entstellt, vor der jungen Fürstin auf, und warum das? damit die Tugend der huldreichen Jungfrau desto glorreicher erscheine, wenn ihr Gefühl durch keine gefällige Außenseite bestochen wird, und ihre Theilnahme an dem Unglücklichen als solchem sich unbefangen offenbaren kann. Denn wenn wir in Odysseus den Mann im vollsten Sinne des Worts erkennen, so tritt uns in Nausikaa ein wunderliebliches Bild einer holdseligen Jungfrau mit aller Schönheit, Anmuth und Würde, die sich selbst bewacht, entgegen u. s. w." Und später (S. 24) wird der schöne Aufruf Nausikaa's an die Frauen so ausgelegt: „Es ist ja ein unglücklicher Verirrter, den wir pflegen müssen. Denn Alle, der edle Gast, wie der Bettler, stammen ja von Gott (sind also Kinder eines himmlischen Vaters, sind Brüder und zu gegenseitiger brüderlicher Liebe verpflichtet)." Dahin gehört auch was S. 11 u. 12 über die niedrigen Dienstleistungen der Prinzessin Nausikaa gesagt wird.

Das Zweite geschieht besonders dadurch, daß der Verf. in Ulysses ein Ideal der Sittlichkeit nachweisen will. Nicht zufrieden, in ihm ein hohes Bild der Männlichkeit zu erblicken, wie dies allerdings alle gefeiertern Homerischen Helden sind, spricht er auch gern von ihm, als dem „großen Dulder" (ein Ausdruck, der offenbar eine Schattirung von Moralität an sich trägt); er läßt „den Genius einer edeln Menschheit" aus der Seele des unbekannten Gastes, der nichts als das Leben gerettet hat, hervorleuchten; er heißt ihn (S. 22) „eine große Seele", er gibt ihm (S. 25) „ein goldenes Inneres", und vindicirt ihm (S. 26) „Tugend und Weisheit". Dies Alles geschieht übrigens nicht ohne ein Vorgefühl des Widerspruches, daher auch der heilige Basilius von dem Verf. als Bundesgenosse angerufen wird, welcher sagt, „die ganze Dichtung Homer's sei eine fortlaufende Lobrede auf die Tugend, vorzüglich aber ziele dahin die Darstellung des kephalener Fürsten (Odysseus), wie er sich nackt aus dem Schiffbruch rette..... der Dichter schmücke ihn, statt des Kleides, mit Tugend..... Ja, es fehle nur, daß Homer seine Lehre durch den ausdrücklichen Ruf bekräftige: Strebt nach Tugend, ihr Menschen, die auch mit den Gescheiterten aus den Fluten emporschwimmt und ihn, auch wenn er nackt gelandet, ehrenwerther zeigt als die glückseligen Phäaken." Und in den Anmerkungen ist bemerkt, daß der ganze Charakter des Odysseus, wie ihn der Verf. schildere, mit der richtigen oder falschen Erklärung des Wortes δόλος, List, stehe oder falle. Hr. Rüßlin sucht sodann aus dem Ausdrucke dolus malus, und einer Stelle des Grammatikers Festus darüber, sowie aus dem altdeutschen Sprachgebrauche, welcher das Wort List offenbar auch im guten Sinne gestattet, zu beweisen, daß nicht der Begriff des Bösen und Schädlichen in dem Worte liege, sondern höchstens der des Geheimhaltens seiner Absicht und (seiner) Mittel, was dem Klugen ziemt. Da sich aber zum Bewußtsein überwiegender Einsicht früh auch der Versuch gesellt haben möge, sie zum Schaden Anderer zu misbrauchen, so habe δόλος, wie unser List, die Bedeutung von Tücke, Arglist erhalten.

Man kann mit diesen Bemerkungen einverstanden sein, ohne daß daraus etwas für den Charakter des Ulysses zu folgern wäre. Dieser Charakter, wie er in der „Ilias" von Homer angelegt ist, läßt sich auf das sittliche Ideal, selbst wie dies den Heiden vorschwebte, nicht reduciren. Es ist und bleibt ein zweideutiger Charakter, daher denn auch in Beziehung auf die „Odyssee" von Horaz gesagt wird: cursus duplicis per mare Ulyssei; eine Stelle, welche die besten Ausleger jetzt von der duplicité du charactère verstehen. Ulysses ist ein Mann, der mit Einsicht und Kraft handelt, zum Besten seines Volks und Stammes, aber auch in seinem eignen Interesse; ein Mann, der hierbei in Beziehung auf die Wahl der Mittel und deren Sittlichkeit auf eine Weise verfährt, welche uns den δόλος nicht nur im schuldlosen Sinne zu verstehen erlaubt. Ganz so haben auch die Tragiker den Charakter des Ulysses verstanden, und hat ihn Sophokles in seinem „Philoktet" aufs entschiedenste durchgeführt, wo der Redlichkeit des Neoptolemus die Arglist des Ulysses (die immerhin hier für einen guten Zweck arbeitet) zur Folie dienen muß. Ulysses wird edel und uneigennützig, sobald seine Zwecke erreicht sind, sobald er nichts weiter zu erstreben hat, eher nicht. Wir können deswegen zugeben, daß er in der „Odyssee" relativ edler erscheint als in der „Ilias". Dies ist aber noch weit von der Ansicht des Hrn. Verf. entfernt. Wollten wir eine Vergleichung mit einer Gestalt des Nibelungenliedes wagen, so würden wir den Odysseus viel eher mit dem grimmen Hagen vergleichen, als daß wir seine Körpergestalt mit Hrn. Rüßlin durch die Stelle zu versinnlichen suchten, die von Siegfried's Minniglichkeit spricht. Die Schönheit des Ulysses war gewiß in allen Muskeln eine andere, als die des kindlich kräftigen Siegfried.

Diese Ausstellungen, die der Verf. als einen Beweis von Achtung aufnehmen möge, wollen das Verdienstliche seiner Auslegung in ihren übrigen Theilen nicht schmälern. Was über Nausikaa und über die Phäaken gesagt ist und viele allgemeine Betrachtungen sind fein, richtig und allen Dankes werth, und wenn der Verf. sich entschließen könnte, den Dichter mit ausschließlicherer Rücksicht auf das Alterthum und Homer's eigne Absichten zu behandeln, so hätte er gewiß alle Eigenschaften, einem Bedürfnisse abzuhelfen, das Laien, die den großen Alten gründlich kennen lernen möchten, immer fühlbar bleiben wird.

S.

Notizen.

„Le Polonais, journal des intérêts de l'Europe" befriedigt in seinen ersten Lieferungen vollkommen. Unter den Artikeln des Augustheft zeichnen sich aus die Introduction unter dem Titel: „England, Frankreich, Rußland und die Türkei", ferner ein einsichtsvoll geschriebener Aufsatz vom Grafen Marniani delle Rovere über das Verhältniß der italienischen Bourgeoisie im Mittelalter zu der gegenwärtigen. Orioli theilt interessante Details im Betreff der italienischen Revolution von 1831 mit.

Zahlreiche Expeditionen wissenschaftlicher Art durchlaufen jetzt das Küsten- und Centralafrika. An der Spitze einer dieser Expeditionen steht Doctor Smith, der bis nach Centralafrika vorgedrungen und dort das Hauptgebirge von mehren Seiten bestiegen hat, dessen Höhe er auf 7500 Fuß über dem Meere berechnet. Die Jäger, welche den Doctor Smith begleiteten, hatten auf ihren Streifereien viele seltene vierfüßige Thiere und Vögel erlegt. Eine andere Expedition geht von Boston aus und besteht vorzüglich aus Jägern, deren Zweck ist, die wilden Thiere lebendig zu fangen, welche die Menagerien der Vereinigten Staaten füllen sollen. Laut den letzten Nachrichten befanden sich diese Jäger schon sehr tief im Innern des Landes, wo sie eben im Begriff waren, einen Kameloparden aufzuspüren. Einige Tage vorher hatten sie ein Rhinoceros eingefangen. Sie litten außerordentlich von der ungeheuern Trockenheit und an Mangel von Nahrung für Menschen und Pferde.

In einer Gegend des Parks von Chantilly, welcher den Namen la Cumbière führt, hat man zwei Steinplatten mit antiken Basreliefs gefunden. Das eine Basrelief stellt Phaeton vor, wie er eben den Sonnenwagen besteigen hat, die Horen halten die gekoppelten Pferde, ein Greis mit langem Bart sitzt hinten auf dem Wagen und scheint dem unverständigen Jüngling Anweisungen zu geben. Weiterhin trägt ein Sklave Früchte und eine Amphora, unstreitig um den Göttern ein Opfer zu bringen. Aurora, die sich vom hohen Himmel herabneigt, berauchtet Phaeton mit wehmüthigem Blick. Das zweite Basrelief stellt den Sturz Phaeton's vor, ist sehr beschädigt und weniger schön gearbeitet. Beide seltene Stücke befinden sich jetzt in dem Schloß von Chantilly.

150.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 250. — 7. September 1835.

Sechs lächerliche Briefe über das Lächerliche.

(Fortſetzung aus Nr. 249.)

6.

Ew. Wohlgeboren haben mir die Erlaubniß gegeben, über den Geiſteszuſtand des Herrn Lächerlich Unterſuchungen anzuſtellen, und es könnte ſcheinen, daß dazu ſchon eine gewiſſe Grundlage im Vorigen vorhanden ſei, wenn wir ausmachten, dieſer Zuſtand ſei ein unbewußter, auch ſchon darum, weil der Verlachte ſich regelmäßig gegen das Gelächter ſträubt, während ihm der Lachende gegenüber ſein Recht zum Gelächter geltend macht und wider ſeinen Willen geltend macht. Offenbar geſchieht alſo dem Herrn Lächerlich Gewalt und er wird dieſe Gewaltthätigkeit des oder der Herren Lacher auf ſeinem Standpunkt für unrecht und gottlos halten. Es fragt ſich alſo, wer Recht hat. Dieſe Frage iſt alt, und es gibt in der Welt zwei Parteien (ich zähle unter beiden Freunde und Bekannte); die eine ſagt: Nicht gelacht, nur gelächelt, als Zeichen heiterer Bewegtheit, oder gar: odi profanum vulgus u. ſ. w.; die andere lacht nach Gelegenheit, daß die Bänke brechen und hält dies für ihr beſtes Privilegium. Was fangen wir mit Ihnen an, da wir Beide als Philoſophen doch offenbar neutral ſind? Ich dächte, wir ſagten, ſie ſeien die beiden Seiten des Lächerlichen, die beiden Träger deſſelben, alſo die einen die Herren Lächerlich und Comp., die andern die Herren Lacher und Söhne; die Einen haben eine große Niederlage, die Andern kaufen dieſe aus und fabriciren daraus ihre ſehr populaire Waare. Und von dieſer Waare ſagt wirklich Jeder, der ſie kauft und der ſie verkauft, wie die Juden im „Jahrmarkt“: Es iſt was Schönes, es iſt allerliebſt! Alſo was Schönes, was Allerliebſtes wäre das Lächerliche? So finden Sie denn auch wol den Zuſtand des Herrn Lächerlich ſchön und allerliebſt? könnten Sie mir einfallen.

Aber ich bitt' um Vergebung. Wir haben ſoeben geſagt und doch wol nicht mit Unrecht, aus dem Zuſtande der Lächerlichen werde das Lächerliche erſt durch die Thätigkeit der Lacher fabricirt; dieſelben machen alſo aus dieſem Zuſtande erſt das Schöne, woraus denn folgen würde, daß grade der Zuſtand des zu Belachenden, bevor er wirklich lächerlich gemacht iſt, kein ſchöner, vielmehr ein nichtſchöner, ein unſchöner und, wenn Sie wollen, ein häßlicher ſei. Ob wir vielleicht voreilig von Einem zum Andern fortſpringen? Ich fürchte mich in dieſen Regionen, wo einem die Geiſter der Häßlichkeit wie Fledermäuſe um die Ohren ſchwirren und der Geiſt der Schönheit wie Nachtigallenſchlag und Blütenduft die Sinne einzunehmen droht. Gewiß iſt es, das Lächerliche iſt ein äſthetiſcher Begriff, alſo irgend ein Punkt in der Reihe der Begriffe, welche zuſammen die Idee der Schönheit ausmachen, als welche die ausgeführte äſthetiſche Wiſſenſchaft iſt; der Zuſtand nun der Herren, die belacht werden ſollen, iſt ein noch nicht lächerlicher, alſo ein noch nicht ſchöner; aber iſt ein Nichtſchönes ein Häßliches? Ein Nichtſchönes iſt ein ſolches, welches der Geiſt der Schönheit vollkommen verlaſſen hat, ein Häßliches aber das umgekehrte Schöne, was aber der Geiſt der Schönheit vollkommen von ſich abſtößt, ſollte das nicht gezwungen ſein, in das Reich des graden Gegentheils hinabzuſtürzen? Alles, was ſchön iſt, würden Sie gewiß mitſagen, iſt es nur durch die Erſcheinung des ewigen Geiſtes im Endlichen, alſo durch die Vergeiſtigung des Endlichen oder des äußern Daſeins; und wenn davon das Widerſpiel exiſtirt, alſo die Verendlichung des Ewigen, ſodaß nicht der Geiſt das Daſein ſich gleichmacht und uns dadurch beſiegt, ſondern ſodaß er ſeinerſeits von dem Endlichen beſiegt wird, ſo iſt dies der Widerſpruch, daß der Geiſt zugleich Geiſt iſt und zugleich ſich ſelbſt leugnet, denn wer ſoll ihn beſiegen als er ſich ſelbſt, da ja das geiſtloſe Daſein gar keine Macht und Gewalt über ihn hat? Alſo das Häßliche wäre das ſich als unabhängig vom Geiſt als deſſen Sieger ſich Darſtellende und immer wieder ſelbſt Geiſt, folglich der Geiſt im Widerſpruch mit ſich. In Allem iſt Schönheit, worin die Herrſchaft des ewigen Geiſtes zur Anſchauung kommt, in Allem Häßlichkeit, worin der Geiſt im Widerſpruch mit ſich erſcheint; und dieſe Beiden ſind die Herren der Welt, es gibt nichts außer ihren beiden Reichen. Aber was hab' ich gethan? Iſt es denn nothwendig, daß wir Haare ſpalten? Wenn Sie es wünſchen, ſo ſoll der Herr, welcher zu belachen iſt, kein häßlicher, ſondern ein blos noch nicht ſchöner ſein, aber das iſt er denn doch offenbar, was ſagen Sie? War nicht ſein Geiſteszuſtand ein unbewußter, und ziemt es ſich für den Geiſt, im Unbewußtſein zu verharren? So lange er alſo noch

im Zustande der bloßen Fähigkeit zum Lächerlichen verharret, ist dieser sein Zustand ein ihm selbst unziemlicher. Zum Begriff des Geistes gehört doch offenbar das Wissen von sich, der Unbewußte aber weiß nicht von sich; er ist also im innern Widerspruch. Dieser angeschaute Widerspruch ist das Subject, welches im Begriff steht, lächerlich gemacht zu werden; so nämlich sieht ihn Der, welcher lachen will, und indem dieser nun gegen ihn verfährt, thut er ihm das Unrecht an, daß er den angeschauten Widerspruch über sich selbst hinaustreibt, indem er das Bewußtsein hervorhebt, welches doch jenem als wissendem Geiste nothwendig zugeschrieben werden muß, welches derselbe aber thatsächlich nicht hat.

So wird der innere Widerspruch erst vollendet, denn er war unvollkommen, so lange der darin Befangene vergaß, daß er selbstbewußt sei. Es ist aber Gewaltthat, den in seinem Widerspruch Ruhenden zu dieser Bewegung der Auflösung desselben zwingen zu wollen. Darum lehnt natürlich Herr Lächerlich diese Zumuthung ab, und Herr Lacher begnügt sich damit, das Publicum auf seine Seite zu ziehen, indem Jedermann die Grundlage des Widerspruchs, nämlich Herrn Lächerlich's Geist, doch als vernünftigen kennt und daher das Selbstbewußtsein aufnöthigt, aufbürdet, wie Jean Paul sagt, er mag es nun annehmen oder nicht. Nimmt er es an, so lacht er mit und wird sich selbst zum Gegenstande des Gelächters; nimmt er es nicht an, so lachen die Andern nur desto lauter darüber, daß er gegen sein besseres Interesse seinen Zustand nur noch einmal wiederholt.

Diese gewaltsame Hineinstellung des Selbstbewußtseins ins Unbewußte, in den Widerspruch, ist als phantastische Auffassung aber nur im Moment vorhanden; man kann sagen, es sei eine doppelte Phantasiethätigkeit: 1) die mit sich in Widerspruch gerathene, die häßliche, und 2) die sie daraus durch das aufgebürdete Selbstbewußtsein befreiende, die damit den Schöpfungsact des Schönen vollziehe. Das Lächerliche also wäre die flüchtigste Gestalt des Schönen: der Blitz des Geistes in dem Dunkel des Reiches der Häßlichkeit oder des Widerspruchs, die Geburt des Schönen in der Anschauung, d. h. die angeschaute Geburt des Schönen. Die Thätigkeit aber oder die Zeugung dieses Blitzes der Schönheit, das ist der Witz. Die obigen Beispiele, in denen ich Ihre Beispiele zu emendiren versuchte, zeigen noch außerdem, daß man auch da, wo kein Widerspruch ist und gar nichts zu lachen, den Widerspruch selbst erst erzeugen und ihm sogleich die Auflösung zugesellen oder mitgeben könne. Erlauben Sie mir noch ein Exempel. Nehmen wir sogar Herrn von Haller's Buch: „Die Restauration der Staatswissenschaften", was ist dabei zu lachen? ich dächte nichts; aber wenn wir von Herrn von Haller sagen:

Er nennt es Restauration,
Und sagt es euch im Titel schon:
Boeuf à la mode sei drin zu haben.
Für eure sehr geringen Gaben;

so erzeugen wir die Anschauung von dem unbewußten Zustande des Herrn von Haller und dichten ihm zugleich das Selbstbewußtsein über seine Natur an, denn darin habe er den Titel so abgefaßt, wie er es gethan; und wer darüber lacht, wird wohl thun, es müßte denn sein, daß er so witzig wäre, die letzte Zeile etwa so zu lesen:

Wie billig, für geringe Gaben,

worin dann der Sinn läge, daß große Gaben dazu gehörten, um etwas Anderes als boeuf à la mode darin zu finden, oder vielleicht noch ein schlimmerer für uns, was wir indessen den feingebildeten Leuten, die schon wegen ihrer Geburt witzig sind, zu zeigen überlassen wollen.

Das Lächerliche unterschiede sich also vom Witze dadurch, daß im Lächerlichen nur eine einseitige Thätigkeit eines Subjects, welches schon ein anderes im Widerspruch mit sich befindliches Subject anschaut, vorhanden ist, also nur die Thätigkeit der Auflösung des Widerspruchs durch die Uebertreibung oder durch das aufgebürdete Selbstbewußtsein; daß dagegen im Witze zuerst der angeschaute Widerspruch mitgeschaffen und mit vor die Phantasie gestellt, sodann zweitens auch mitaufgelöst wird, grade wie beim einfachen Lächerlichen. Ein Beispiel des einfachen Lächerlichen ist jener Jägerhauptmann, welcher von seiner Compagnie zu den Füselieren versetzt wird und nun von den Jägern Abschied nimmt mit den Worten: „Kameraden, ich ziehe jetzt den grünen Rock aus und den blauen an, aber mein Herz wird ewig grün bleiben!" Wenn wir in sein Bewußtsein eingehen und nicht unbilliger- und gewaltsamerweise das unserige gegen ihn gebrauchen und ihm aufbürden, so werden wir nicht lachen, und es ist wol möglich, daß die Compagnie sogar gerührt gewesen.

Derselbe Fall ist in jenem alten Beispiel bei Kant, wo der Indianer einen Engländer eine stark überschäumende Flasche Bier öffnen sieht und nun in gewaltige Verwunderung ausbricht. „Aber was ist dabei sich zu verwundern?" fragt der Engländer. Der Indianer sagt: „Ich wundere mich auch nicht darüber, daß es herausgeht, sondern darüber, wie ihr es hineingebracht hat." Er hätte ganz Recht, wenn man den Schaum als solchen hineinbringen sollte.

Ein drittes Exempel: Eine Dame hielt sich mehre Hunde; um sie nun zur Anständigkeit zu erziehen, pflegte sie die Fenster zu öffnen, wenn die Hunde sich vergessen hatten, und sie dann so lange zu prügeln, bis sie aus dem Fenster sprangen. Nun begegnete es ihr einmal selber, die Hunde also, welche das Signal kannten, in der Meinung, es werde wieder Schläge setzen, fahren alle auf und springen durch die Fensterscheiben.

Dies Beispiel ist schon verwickelter; theils nämlich ist es lächerlich, daß die Hunde sich selbst den Fehler andichten, während man doch annehmen muß, daß sie ihre Unschuld wissen; theils aber auch ist die Dame lächerlich, wenn wir ihr andichten, sie habe die Hunde überhaupt abrichten wollen, auf ein gewisses Zeichen durchs Fenster zu fahren.

Alle guten Dinge sind drei, und es sei also damit genug, besonders da die verschiedenen Wochen- und Intelligenzblätter so reichhaltig für Beispiele des Lächerlichen sind in den Anzeigen, welche die naive Formlosigkeit uns darin zu machen pflegt.

Sie werden aber nicht mit Unrecht behaupten, daß ich denn doch in diesem letzten Briefe endlich aus dem Ton gefallen sei und mit einer gewissen Einbildung vornehme Dinge vorzutragen versucht hätte. Sie haben Recht, das Lächerliche nämlich ist viel vornehmer, als es sich gern das Ansehen gibt, und Sie werden mich daher entschuldigen, wenn ich zwar durchaus den Anlauf von ihm selbst zu nehmen versuchte, dann aber wider Willen und Erwarten in die ätherischen Gegenden des Schönen und des ewigen Geistes und in die Infernalen des absoluten Widerspruchs und des Häßlichen *) hingerissen wurde.

Besen, Besen
Seid's gewesen!

Versuche sich's Jeder, diesen Zauber loszubinden, und wie er mit ihm umspringt oder sich selber von ihm muß mitspielen lassen. Ich meines Orts bescheide mich wie zu Anfang; und so kann mir hoffentlich nichts weiter begegnen, als daß ich mich durch alle sechs Anschreiben bei Ihnen, Herr Hofrath, aufs beste empfohlen habe als der Ihrige hochachtungsvoll und ganz ergebenst.

(Der Beschluß folgt.)

Streben der französischen Provinzen nach geistiger Emancipation.

Es ist beinahe zehn Jahre her, als einige junge Schriftsteller, welche durch eine rührende Gemeinschaft der Gesinnungen, Arbeiten und Hoffnungen in Lyon verbunden waren, sich zu fragen getrauten, ob Frankreich für immer sein Herz in seinem Kopfe tragen sollte, ob es für 32 Millionen Menschen nur ein Centrum der Intelligenz in literarischer und artistischer Hinsicht geben müsse, und man endlich, um Genie zu besitzen, gezwungen sei, sich innerhalb der Barriere de l'Etoile und des Thors von Charenton aufzuhalten.

Die Frage ist seit jener Zeit in den Provinzen immer lebhafter zur Sprache gekommen. Man hat ihren Umfang erweitert und auf die in der neuesten Geschichte berühmt gewordenen Männer hingewiesen, welche von den Provinzen ausgegangen sind, von Mirabeau an, welcher den Volksvulkan zum Ausbruch brachte, bis auf Napoleon, welcher die Lava versteinerte und den Krater auf einige Zeit schloß. Aber man nahm seine Zuflucht nicht blos zur Vergangenheit, sondern man wollte auch beweisen, daß das Blut noch immer durch alle Glieder des großen Nationalkörpers, welchen man Frankreich nennt, fließe. Ein Aufruf erging an alle Männer von Herz und Talent, welche an verschiedenen Punkten des Landes sich befanden; die Provinzialakademie sollte alle geistig tüchtigen Männer der Provinzen vereinigen. Die Berühmtheiten von Paris schlossen sich an und huldigten gleichsam mit kindlicher Empfindung der Provinz, welche ihre Wiege gewesen war. Chateaubriand übernahm das Präsidium und repräsentirte die ritterliche Bretagne; Charles Nodier, Victor Hugo, Generallieutenant Delort stellten sich als Vertreter ihrer geliebten Franche-Comté dar; Alphonse de Lamartine stellte sich für Bourgogne ꝛc.

Aber die rechte Zeit war noch nicht gekommen; andere Beschäftigungen nahmen die besten Geister in Anspruch; auch sah die Regierung nur mit Mistrauen eine Vereinigung, bei welcher sie einen politischen Zweck argwöhnte. Aber das Streben nach intellectueller Emancipation von der angemaßten Herrschaft der Hauptstadt ist nicht aufgegeben worden; namentlich wirken mehre Journale des Südens mit Eifer dahin und muntern aus allen Kräften die Provinzen zu literarischer Vereinigung auf. Zu diesen gehört unter andern auch das „Echo de Vaucluse", welches zu Avignon herauskommt, dessen Herausgeber, Alphonse Rastoul, in diesem Punkte pro aris et focis kämpft. Unter den Unternehmungen, sagt er, welche jenen großen Zweck vergeben, gibt es einige, welche von Paris ausgehen, die aber ihre Bestimmung nicht genau erfüllen; denn man erblickt im Hintergrunde ihrer Mittheilungen stets, daß sie sich auf ein angebliches Monopol, wenigstens auf eine Coterie stützen, und was sie uns als Localfarbe geben, das gleicht ein wenig den Schäfern in der komischen Oper „Aline", welche von denen unserer Provence nichts an sich haben.

Aber auch andere literarische Unternehmungen deuten auf jenen Zweck hin; so in artistischer Hinsicht der vor Kurzem von Achille Allier und Desrosiers in Moulins herausgegebene „L'ancien Bourbonnais". Gegenwärtig geben Beide in Verbindung mit Hrn. Huot eine periodische Zeitschrift unter dem Titel: „L'art en province" heraus. Letzterer drückt sich in dem Prospectus über diese Unternehmung auf folgende Weise aus: „Die Herausgabe dieser Zeitschrift ist für uns eine Gewissenssache. Wir haben alle Die zu unserer Unterstützung aufgefodert, deren Zeichenschrift und Feder sich von dem pariser Einfluß loszumachen sucht, deren Erzeugnisse auf unser Ziel hinwirken und sich um einen Erfolg nicht kümmern, welchen die Coterie bestimmt. Diese Zeitschrift soll eine Tribune sein, auf welcher alle Lebensfragen der Künste verhandelt werden sollen. Wir werden es zur Anschauung bringen, was die Kunst durch ein tägliches und fortdauerndes Studium der Bevölkerungen sammt deren typischen Erscheinungen, localen Gewohnheiten und der Denkmäler und Gegenden mit deren wechselnden Eindrücken an Individualität und Wahrheit gewinnen würde; die Kunst soll hier aus philosophischem Gesichtspunkte betrachtet werden, indem wir ihren Einfluß auf die Massen untersuchen; zugleich werden wir die Künstler zu fördern suchen, indem wir von ihren Werken und Bemühungen Rechenschaft geben." Dieses Journal erscheint in einem angenehmen Aeußern monatlich zwei Male in Moulins in 4., und 24 Nummern bilden einen Band. Es liefert Denkmäler malerischer Gegenden, Abbildungen von Gemälden, Modelle zu Ornamenten, Bildnisse berühmter älterer und noch lebender Männer aus den Provinzen, Scenen, welche locale Sitten darstellen, Costume, Phantasien — Alles dies in Lithographien und Kupferstichen — mit einem erläuternden Text. Auch Arien, Romanzen und unedirte Volksgesänge werden mit Begleitung des Pianoforte gegeben.

Denselben Ton schlägt ein anderes, im Süden von Frankreich (Toulouse) erscheinendes Journal an, welches ein Hr. Papa unter dem Titel: „La revue du midi" herausgibt. Der Inhalt desselben ist sehr verschiedenartig. So enthält das Märzheft von diesem Jahre einen Aufsatz über die Phänomene der

*) Der Verf. dieser lächerlichen Briefe hat sehr oft Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, wie störend den meisten Leuten ein spaßhaftes Gesicht ist, so z. B. um nur eins zu erwähnen, wollte er sich einmal einen Wagen miethen, als er zu Fuß reiste und von einem Platzregen überrascht wurde. Er that dies Gesuch, aufgereizt durch eine Fliege, die sich dem Fuhrherrn beharrlich immer wieder auf die Nasenspitze setzte, mit verbissener Lachmiene und erfuhr die Kränkung, daß darum dieser Mann durchaus nicht das zum Handel nöthige Zutrauen fassen konnte: er wanderte fürbaß im Platzregen. Er fürchtet also auch bei dieser Gelegenheit, von ehrbaren Leuten verkannt zu werden und bittet daher um die Gunst, hier einige Augenblicke wirklich in seiner ehrlichen Privatdocentenperücke oder Schlafmütze erscheinen zu dürfen.

Ekstase, einen interessanten Aufsatz über die Verschiedenheit der Daten, welche Monumente und Traditionen angeben, und derer, welche aus geologischen Thatsachen resultiren (von De Serres, Prof. der Mineralogie und Geologie zu Montpellier). Das Aprilheft enthält einen Aufsatz von Michel Nicolas über die mystischen Philosophen in Deutschland und vornehmlich über Heinroth; über die schwarze Bande (von Castellan); Betrachtungen über die politische und finanzielle Geschichte der alten Provinz von Languedoc u. a. m.

So verbreitet sich der Herausgeber unter Anderm mit Eifer über die Aufgabe einer Geschichte von Frankreich. „Wer", fragt er, „wird diese so verwickelte und mannichfaltige Geschichte, die in ihrer Form eine in der Grundlage so sehr verschiedene ist, nach den Materialien, die wir besitzen, schreiben? Wer würde, auch bei dem größten Umfange des Genies, kühn genug sein, sich versprechen zu dürfen, daß er bei einem so gefährlichen Unternehmen nicht scheitern werde? Wer könnte die Annalen der Provinzen erzählen, die, nachdem sie ihr eignes Leben im besondern Kreise geführt haben, sich allmälig in die weite Nationaleinheit stürzen? Wen sollte nicht die Scheu ergreifen bei dem Gedanken, diese Provinzen, die unter so vielen Gesichtspunkten verschieden sind, ins Auge zu fassen? Wer wird von der ungezähmten Opposition der Bretagne in den Trauertagen des Vaterlandes sprechen, von ihrer Sprache, die so gewissenhaft von Geschlecht zu Geschlecht überliefert und von Frankreich nicht verstanden wird, welches ihr Gutturallaut abstößt; von den Schachten des Geistes, aus welchen Abälard und Descartes hervorgegangen." Der Verf. führt dies durch Hinweisung auf die Eigenthümlichkeit jeder Provinz aus und setzt hinzu: „Lassen wir Paris von den beredten Stimmen der Sorbonne widerhallen und von den Lauten seiner Tribune entzückt sein; mag die glückliche und reiche Hauptstadt sich immerhin zur Herrscherin im Geschmack in den schönen Künsten, in Beredtsamkeit und Poesie aufwerfen, mag sie durch ihr Conservatorium Deutschland, durch ihre Sammlungen, ihr Institut, ihre Welt England eifersüchtig machen, mag sie mit einer heiligen Verehrung Louvre und Pantheon, Versailles und die Tuilerien, den Obelisk, Ste.-Madeleine und Napoleon auf seiner Säule umgeben, mag ihre Wissenschaft ohne Nebenbuhlerin, ihr Luxus ohne Grenzen, ihre Industrie ohne Schranken sein, mag jede Nation ihr seine Schätze zusenden, jedes Volk seine Kenntniß, jedes Land seine Meisterwerke, mag immerhin die Stadt der heißen Revolutionen die Macht ihrer Presse, ihre Jünglinge voller Zukunft, ihre Schulen und Publicisten bewundern, mag das große stolze Paris alle seine Reichthümer bewahren und sie uns aufzählen, wir werden diese Berichte, wie der Araber in der Wüste die Wunder der Peris, vernehmen, — aber, daß nur Paris sich von der Idee scheu zurückhalte, eine Geschichte Frankreichs zu schreiben, bevor man sich durch lange, mühsame Studien dazu vorbereitet hat. Nein, eine Geschichte von Frankreich kann es nur geben, wenn es erst eine Geschichte der Provinzen gibt, und eine Geschichte der Provinzen kann nur von diesen selbst ausgehen. Mag also jede Provinz ihre Geschichte schreiben, von sich erzählen und singen, weil doch jede ihre eigne Stimme und ihre Epopöe gehabt hat. Mag sie von den ihr eigenthümlichen Sitten, von ihren wenig bekannten Alterthümern und Denkmälern sprechen; mag sie die Finanzen ihrer Vorfahren aufzählen, ihre heutige Industrie schildern, den Schatz ihrer Idiome erforschen; mag sie ihren Ruhm in den Schlachten geltend machen, ihre großen Männer verewigen, den Staub von ihren Gewohnheiten schütteln, die Geschlechter durch Berichte ihrer blutigen Kämpfe und beklagenswerthen Zwistigkeiten schrecken und warnen, ein umfassendes Gemälde der Ereignisse, welche sie bewegt haben, entrollen, die neuern Zeiten zum Verständniß des Vergangenen einweihen und ihnen Geheimnisse enthüllen, welche nur befreundeten Augen sichtbar sind, während Paris sich aller dieser Documente bemächtigt, sie commentirt, mit Hülfe des Hauptringes, die diese große Kette verbindet, durchforscht und die Provinzen selbst zu neuen und erweiterten Nachforschungen nöthigt, indem sie die unbekannten Beweger und die im Dunkel verborgenen Triebfedern enthüllt — dann — und nur dann werden wir eine Geschichte von Frankreich erhalten." Nun fodert der Herausgeber alle Geschichts-, Sprach- und Alterthumsforscher in den Provinzen zu einer Vereinigung auf, innerhalb welcher Jeder zur Aufdeckung der unerschöpflichen Reichthümer der Provinzialgeschichte mitwirke, und bietet auch seine Zeitschrift zu einem Organe der Mittheilung und Verhandlung an. Mag Manches in dieser Aufforderung etwas übertriebene Declamation sein, so ist doch der würdige Eifer nicht zu verkennen, aus welchem dies hervorgeht.

Auf dasselbe Ziel wirkt man in den Provinzen auch durch Congresse hin; besonders im Süden. So foderte neulich Hr. Lemonnier, welcher in der Versammlung des südlichen Congresses (Congrès méridional) im Secretair der Section socialer Wissenschaften gewesen war, auf, ihm von den Fortschritten des Südens in diesem Jahre, betreffend die gesellige Oekonomie, Erziehung, Geschichte und Archäologie, Nachweisungen zu geben, um für die Sitzung von 1835, einen möglichst vollständigen Bericht zu liefern. Dieser zu Toulouse zu haltende Congreß ist in diesem Jahre noch erweitert worden, man hat den ersten Versuch gemacht, ein großes Musikfest, wie es anderwärts in der Provinz wol noch nicht vorgekommen ist, damit zu verbinden und Haydn's „Schöpfung" mit großer Bewunderung, besonders der gut ausgeführten Chöre, aufgeführt. Man wünschte freilich auch gern ein einheimisches musikalisches Werk bei dieser Gelegenheit aufzuführen; aber es fehlte wol an einem großen Musikstücke, was der Bestimmung und dem Glanz des Festes entsprach. Ferner war damit verbunden eine am 20. Juni eröffnete reiche Kunst- und Industrieausstellung, zu welcher die Säle des Capitols kaum hinreichten und eine unermeßliche Menge von Zuschauern strömte. Auch fanden Liebhaber der Gartenkunst in dem alten Sale des großen Consistoriums die schönsten und seltensten Pflanzen, welche das Klima von Toulouse und seiner Umgebung hervorzubringen vermag.

Unter den Dichtern, welche neuerlich in den Provinzen aufgetreten sind, nehmen Jean Reboul und Accurse Alix vielleicht den ersten Rang ein. Der Erstere, mehr Philosoph als Dichter, ist ein wahrhaft katholischer Dichter, der in das Mittelalter blickt. Er verwirft allen abgenutzten Parfum der Rhetorik, alle duftenden Gemeinplätze und die abgetragenen Blumen, mit welchen sich die gemeinen Musen schmücken; seine Muse ist streng und feierlich. Er arbeitet mehr mit dem Kopfe als mit dem Herzen. Sein „Letzter Tag" ist ein herrliches Gedicht. Alix hat eine lebhaftere, reizbarere Organisation, mehr Feuer und hinreißende Gewalt, ohne doch minder Individualität zu besitzen. Er besitzt mehr Saiten auf seiner Lyra, die aber, welche Reboul anschlägt, schwingen stärker. Beide haben eine biblische Lyrik, beide gehören der katholischen Kirche an und haben nur wenig Mußestunden, die sie nach langen Beschäftigungen des materiellen Lebens der Poesie widmen; der Eine ist Bäcker zu Nismes, der Andere Lehrer in einer Erziehungsanstalt zu Pont St.-Esprit. Noch mehr vielleicht ragt ein aus Avignon hervorgehender junger Dichter hervor, mit Namen Fabius le Blanc, von welchem wir schon manche schöne Dichtung in dem „Echo de Vaucluse" gelesen haben. Unbekümmert um die Leute, welche erst nach Ankunft der pariser Mallepost ein politisches und literarisches Urtheil haben, läßt er seine „Plaintes du coeur" in Avignon erscheinen und darf der Anerkennung seines romantischen Schwungs versichert sein. Endlich nennen wir noch als hierher gehörig A. Thevenot's „Méridionales, poésies intimes". Der Dichter wollte durch diesen Titel anzeigen, daß er in den blühenden Thälern der Provence, an der Küste des schönen mittelländischen Meeres neben großen Denkmalen der Vergangenheit seine Inspiration empfangen habe. 115.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 251. — 8. September 1835.

Sechs lächerliche Briefe über das Lächerliche.

(Beschluß aus Nr. 250.)

Meine Herren, allerseits hochzuverehrende, insonderheit gelehrte Herren!

Es war wol zu erwarten, daß ein Witzbold über Witz und Lächerlichkeit einiges vorzugsweise Dienliche werde beibringen können, vorausgesetzt, daß er zugleich Speculation habe; und so ist es denn auch geschehen, als der selige Jean Paul 1804 seine Programme über das Lächerliche und den Witz edirte. Kant war ihm vorausgegangen und hatte angemerkt, das Lächerliche sei die plötzliche Auflösung einer Erwartung in Nichts; und wie denn Kant ein ganzer Mann ist, so hat er auch zweifelsohne damit mehr gesagt, als es auf den ersten Blick scheinen will. Allerdings nämlich wird beim Lächerlichen etwas aufgelöst, und zwar geschieht dies plötzlich; auch muß man wol zugestehen, es wird wirklich in Nichts aufgelöst, denn es hat nur ein augenblickliches Dasein und dann sogleich wieder gar keins; wenigstens muß man also zugestehen: das augenblicklich Daseiende wird plötzlich, d. h. eben im Augenblick, auch wieder ein nicht Daseiendes, und was nun weiter gesagt wird: das Lächerliche sei die Auflösung einer Erwartung, so muß man wiederum zugestehen, daß damit wesentlich etwas Richtiges gesagt ist: erwartet wird nämlich immer ein noch nicht Daseiendes, und wenn die Auflösung der Augenblick des Daseins des Lächerlichen ist, so ist das Erwartete natürlich das Ding, welches noch nicht lächerlich ist, aber die Anlage, es zu werden, in sich enthält, also so beschaffen ist, daß es aufgelöst werden kann, also ein auf gewisse Weise zusammengesetztes oder verwickeltes. Freilich ist aber nun mit dem Ausdruck des scharfsinnigen Königsbergers nicht gesagt, wie dies zur Auflösung kommen Sollende verwickelt und zusammengesetzt sei, sondern die ganze Kant'sche Bestimmung drückt nur Zweierlei aus: 1) daß das Lächerliche im Grunde gar kein Dasein habe, denn erstlich werde es nur erwartet und sodann werde es nur zu nichts; 2) daß sein Dasein ein plötzliches, ein augenblickliches, also eben kein ernstlich dauerndes sei und zwar als eine Auflösung sich darstelle, als ein bloßes Werden und zwar auch wieder zu nichts.

Diese Bestimmung unsers großen Vorgängers haben wir uns ebenfalls erlaubt, oben in dem Lächerlichen nachzuweisen, waren aber der Meinung, es sei damit nicht abgethan; denn billig verlangt man nun denn doch zu wissen, was denn eigentlich aufgelöst werde. Als wenn Einer sagte: die Revolution ist die plötzliche und unerwartete Auflösung, ohne zu sagen, die Auflösung wessen. So wäre sie am Ende ein Exempel des Lächerlichen. Man werfe uns nicht vor: Erwartung sei nicht das Erwartete, sondern das Erwarten, Kant also habe gemeint, mit Auflösung der Erwartung in Nichts nur das Täuschen der Erwartung; eine so lederne Meinung hat Kant gewiß nicht gehabt. Vielmehr ohne Zweifel hat er eine bestimmte Erwartung gemeint und eine Gestaltung des bestimmt Erwarteten zu einem Nichts. Und in diesem Falle hat er immer von dem Inhalt der Erwartung und so auch von ihr selbst weiter nichts gesagt, als daß er eben erst erwartet werde, also ein Erwartetes sei. Daß aber die plötzliche Auflösung in Nichts viel mehr sagt als die bloße Täuschung, ist klar; denn die Erwartung kann auch getäuscht werden, wenn gar nichts vorsichgeht, und das wird doch Niemand sagen wollen: Kant habe gemeint, es könne ein Lächerliches ohne irgend eine Action, ohne allen Vorgang geben?

Diese unsere Ansicht, daß nach Kant wesentlich noch gefodert werde, die Verwickelung des Aufzulösenden zu bestimmen, also das eigentliche Was, den eigentlichen Inhalt der Kant'schen Auflösung, diese Ansicht muß Jean Paul mit uns getheilt haben, denn er unternimmt es, das Erwartete, also den Zustand des Lächerlichen, bevor es lächerlich ist, oder genauer, das zum Lächerlichen Aufzulösende zu bestimmen, und nennt es den unendlichen Unverstand und die Auflösung natürlich den aufgebürdeten Verstand. Jean Paul hat offenbar einen herrlichen Griff mit diesen Ausdrücken gethan, denn, um billig zu sein, es liegt Alles darin, sobald man nur nicht ängstlich an den Worten klebt; es fehlt darin nur das systematische Bewußtsein und die Festhaltung der keineswegs oberflächlichen Kant'schen Bestimmung. Man ergänze: „Das Aufzulösende ist unendlicher Unverstand, also Zustand eines Geistes; der unendliche Unverstand aber, was kann er anders sein als der Zwiespalt des Geistes in sich, sofern dieser ein unendlicher ist, also der Widerstreit des sich endlich fühlenden Geistes,

oder des Geiſtes, indem er ſich augenblicklich fühlt gegen ſeine innerſte Natur, welche ja ſeine wiſſende Unendlichkeit und darin ſeine von ſich ſelbſt wiſſende Geſtalt iſt. Offenbar iſt dieſer Widerſtreit gegen ſich ſelbſt ein phantaſtiſcher Zuſtand, nicht reines Denken, denn das würde als unendlicher Unverſtand ſich ſelbſt vernichten. Es iſt ein phantaſtiſches Feſthalten des Widerſpruchs gegen ſich ſelbſt. Was nun das Auflöſende ſein müſſe, verſteht ſich von ſelbſt, ja ſogar das Moment der Gewaltſamkeit, weil eben ganz das entgegengeſetzte Bewußtſein zur Auflöſung des in ſich Widerſtreitenden erfodert wird und der Conflict des doppelten Bewußtſeins doch nicht in demſelben Augenblicke und in demſelben Subjecte vorhanden ſein, einer alſo ſich ſelbſt nur im Augenblicke hernach lächerlich finden kann."

Wenn man nun aus Jean Paul nicht wieder argumentiren will, ſo iſt allerdings hinzuzuſetzen: daß das Lächerliche als äſthetiſcher Begriff, alſo als erſcheinender Geiſt aufzutreten habe, daß mithin der auflöſende Verſtand oder das auflöſende Bewußtſein innerhalb der anſchauenden Phantaſie und für dieſelbe operire. Der aufgelöſte Widerſpruch muß als Phantaſieanſchauung ſich darſtellen.

Und nun iſt es ehrlich zu wiederholen, was wir allerdings auch ſchon im Scherz geſagt haben: das Lächerliche iſt die angeſchaute Geburt des Schönen. Wenn dies aber einmal feſtſteht, ſo bedarf es wiederum noch eines Schrittes zurück zu dem Erwarteten. Denn iſt das Lächerliche das ſich erzeugende Schöne, ſo iſt offenbar das noch nicht Lächerliche, aus dem es ſich erzeugt, in Beziehung auf das Schöne näher zu beſtimmen. In dieſer Beziehung iſt das Häßliche Grundlage des Lächerlichen.

Unter uns hat Weiße das große Verdienſt, eine ſpeculative Entwickelung der äſthetiſchen Idee und dadurch unſchätzbare Ergebniſſe zuerſt vorgelegt zu haben, unter Anderm auch die Einreihung des Begriffs des Lächerlichen und ſeinen Geburtsort in dem Häßlichen, wenngleich die energiſche Herausſtellung der Momente des Lächerlichen in Weiße's Darſtellung mir wenigſtens noch zu mangeln ſcheint. Und dies führt uns denn zu der ehrwürdigen Quelle ſpeculativer, weitgreifender Einſicht zurück, nämlich zu dem alten Satze der Ariſtoteliſchen „Poetik", mit dem nur darum ſo wenig zu machen ſchien, weil die Herren, Cicero nicht ausgenommen, nicht wußten, was das Häßliche und das Schöne, und am allerwenigſten, was das ſehr complicirte Lächerliche denn eigentlich ſei.

Jean Paul hat den Ariſtoteliſchen Satz falſch überſetzt, um ihn ſeiner eignen Ausdrucksweiſe anzumähern. Ariſtoteles ſagt „*Περὶ ποιητικῆς*", 5: „*Ἡ δὲ κωμῳδία ἐστὶν μίμησις φαυλοτέρων μέν, οὐ μέντοι κατὰ πᾶσαν κακίαν, ἀλλὰ τοῦ αἰσχροῦ ἐστι τὸ γελοῖον μόριον. τὸ γὰρ γελοῖόν ἐστιν ἁμάρτημά τι καὶ αἶσχος ἀνώδυνον καὶ οὐ φθαρτικόν, οἷον εὐθὺς τὸ γελοῖον πρόσωπον αἰσχρόν τι καὶ διεστραμμένον ἄνευ ὀδύνης.*". Das heißt: „Die Komödie ſtellt Nichtswürdige dar, jedoch nicht in gänzlicher Bosheit; das Lächerliche iſt vielmehr nur eine Art des Häßlichen. Es iſt nämlich das Lächerliche eine gewiſſe Verirrung und Häßlichkeit, die weder ſchmerzlich noch verderblich iſt, wie z. B. gleich die komiſche Maske (Caricatur) etwas Häßliches und Verzerrtes ohne Schmerz iſt."

Hierin liegt zuerſt, weil die lächerlichen Charaktere der Komödie nicht gänzlich böſe, ſondern nur nichtswürdige ſeien, das Lächerliche alſo nur eine Modification des Häßlichen, daß allerdings das Häßliche und das Böſe, als verſtände ſich das von ſelbſt, für identiſch erklärt wird, wie es überhaupt in griechiſcher Sprache und Bewußtſein liegt, ſodann aber, daß die verlangte Modification des Häßlichen die ſei, das Böſe und Häßliche ſolle nicht ſchmerzlich und verderblich ſein, vielmehr das Schmerzliche und Verderbliche ſolle ihm genommen ſein. Das Schmerzliche und Verderbliche wäre aber die Unſeligkeit des in ſich zerriſſenen Geiſtes, ſowol des böſen als des in der Häßlichkeit befangenen. Dieſer Schmerz und dieſes abſolute Verderben läßt ſich aber nicht anders heben als durch wirkliche Auflöſung des Böſen und des Häßlichen, d. h. durch Erlöſung des Geiſtes aus dieſem unendlichen Widerſpruch. Der Widerſpruch und die geiſtige Zerriſſenheit bleibt denn zwar als Erinnertes zum Grunde liegen, die Unſeligkeit aber und das Verderben wird als ebenfalls verſchwunden angeſchaut. Nichts iſt treffender als das Beiſpiel der komiſchen Maske *), welche den innern Widerſpruch des Geiſtes durch ihre Verzerrtheit noch ausdrückt, den Schmerz aber und die Unſeligkeit des ſich ſelbſt verderbenden Bewußtſeins nicht mehr an ſich hat. Sie iſt ſomit lächerlich, die Caricatur, weil ſie den Widerſpruch als aufgehoben und den Schmerz als verſchwunden zeigt, alſo wirklich die Anſchauung der Auflöſung des abſoluten Widerſtreits iſt, ſofern dieſelbe im Geſichtsausdruck erſcheinen kann, welcher natürlich nicht die Bewegung des Lächerlichen ſetzt, nicht das bewegte Aufheben und Verſchwinden ſelbſt als ſolches iſt, ſondern eine ſolche Darſtellung der Bewegtheit, wie ſie die allgemeine Aufgabe der Malerei iſt. Dies aber hier weiter oder näher zu erörtern, würde zu weit führen; es iſt nur ſo viel zu ſagen, daß, wenn Ariſtoteles die Auflöſung und die Feſtſtellung des Häßlichen, ſofern es Lächerliches wird, auch allerdings bei der Wirkung, der Aufhebung der Unſeligkeit, anfaßt und ſomit das Behagen des Lächerlichen vielmehr als das Lächerliche ſelbſt ins Auge faßt; ſo dennoch nicht zu leugnen iſt, auch Ariſtoteles habe ebenſo wie Kant keineswegs die Sache gänzlich verfehlt, welches Verfehlen, meines Erachtens, nur allen Denen vollſtändig

*) Der Ausdruck: Verzerrtes ohne Schmerz, wird ſich allerdings auf die tragiſche Maske: Verzerrtes aus Schmerz, beziehen, und es iſt intereſſant, die Masken der Muſen von Tivoli in der Rotonde im Vatican in dieſer Beziehung zu vergleichen; dennoch aber bleibt es immer dabei, daß Ariſtoteles oder die Poetik das Lächerliche aus dem Häßlichen herkommen läßt, welches das innere Verderben mit ſich führt, nicht aber aus dem Tragiſchen, deſſen Schmerz bekanntlich der Kampf zur Reinigung der Leidenſchaften, das Hinaufkämpfen in den ruhigen Aether des ewigen Geiſtes iſt.

begegnet, die in ihrem rationalistischen Alltagsdünkel keinen weitern Inhalt des ganzen Ausspruchs anerkennen als den ihrer eignen Begriffslosigkeit, während es doch nahe genug liegt, von dem schlagenden Exempel der komischen Maske sich ein wenig in die Augen schlagen zu lassen und dann weiter nachzugehen.

Wenn man also Kant, Jean Paul, Weiße und Aristoteles gehörig auffaßt, so muß sich schon Einiges gestalten, was die Natur des Lächerlichen näher ans Licht fördert, und es ist so viel Verdienst in den Aussprüchen dieser Denker über das Lächerliche, daß auch bei dieser ernsthaften Erörterung, woraus nunmehr Jeder leicht selbst sein Facit ziehen kann, für uns fast nichts Anderes übrigbleibt als eben wieder die Lächerlichkeit selbst.

Meine Herren, ich habe die Ehre, mich Ihnen in dieser und meinen übrigen Eigenschaften ernstlichst zu empfehlen.

Der Verfasser.

Kampf und Sieg der Homöopathie oder Reinarzneilehre bei den badischen und hessendarmstädtischen Ständeversammlungen. Nebst vielen Erörterungen der wohlthätigen Hauptmomente und Folgen dieser einfachen, für Menschen und Thiere wohlfeil anwendbaren, der Moralität und dem Bürgerwohl förderlichen Heilart. Bekannt gemacht zu Erweckung selbstprüfender, eklektischer Aerzte, welche das Gute beider Heilarten zu vereinbaren wünschen. Leipzig, Schumann. 1834. Gr. 8. 1 Thlr.

In Folge einer Motion des Abgeordneten Herr, eines katholischen Geistlichen, den theoretischen und praktischen Unterricht im homöopathischen Heilverfahren auf den inländischen Hochschulen betreffend, stellte eine zu dem Ende niedergesetzte Commission der zweiten Kammer der badischen Landstände folgende Anträge: 1) Die Kammer wolle der hohen Regierung den Wunsch ausdrücken, sie möge der neuen Heilmethode freie Entwickelung gewähren, der Sache, wie bisher, freien Lauf lassen, und wenn sich Homöopathen auf badischen Hochschulen ordnungsmäßig als Lehrer habilitiren und Vorlesungen geben, die Errichtung von Polikliniken zum Unterricht am Krankenbette genehmigen. 2) Die hohe Regierung zu bitten, streng darauf zu wachen, daß nur licencirte Aerzte die homöopathische Heilmethode ausüben. Bei einer nochmaligen Discussion über diese Anträge fügte noch der Abgeordnete Aschbach den weitern Vorschlag hinzu auf ausdrückliche Erklärung, daß auch der Selbstdispensation der Aerzte (der homöopathischen oder der Aerzte überhaupt?) kein Hinderniß in den Weg gelegt werde, indem sich ohne dieses die Homöopathie gar nicht in ihrer Wahrheit bewähren könne. Es wurde darauf nach dem Antrag des Abg. Herr beschlossen: 1) Die Regierung zu bitten, bis zum nächsten Landtage aus Aerzten, welche in dem allöopathischen und homöopathischen Heilverfahren gleich gut bewandert sind, eine Commission zu ernennen, und diese mit Erforschung der Art und Weise zu beauftragen, wie der Unterricht in dem homöopathischen Heilverfahren am besten zu bewirken sei. 2) Auf den Antrag der Abg. Aschbach und Herr: daß die Candidaten der Medicin auch in der homöopathischen Methode examinirt werden sollen. Der Antrag von Aschbach wegen unentgeltlicher Selbstdispensation wurde ebenfalls angenommen, sowie auch der Antrag der Commission.

Auch bei der hessendarmstädtischen zweiten Kammer kam dieser Gegenstand zur Sprache, und zwar in Folge einer Beschwerde, welche Dr. Sundheim im Auftrag der bei dem homöopathischen Heilverfahren betheiligten Einwohner zu Lich, Steinbach, Grüningen und an vielen andern Orten gegen eine das Dispensiren homöopathischer Aerzte betreffende ministerielle Verfügung eingereicht hatte. Nach mehren für und gegen die Sache stattgefundenen Discussionen trug der dritte Ausschuß der Kammer darauf an, von Seiten der Kammer den Wunsch an die hohe Staatsregierung gelangen zu lassen, daß dieselbe 1) den Aerzten das unentgeltliche Selbstdispensiren homöopathischer Heilmittel frei geben, und 2) für den Fall, daß homöopathische Aerzte glaubten, die Bereitung und Verabreichung ihrer Mittel einzelnen Officinen anvertrauen zu dürfen, eine billige Taxe für den Verkauf der neuen Medicamente entwerfen lassen möge. 3) Verwahrung des Rechts aller Ständeversammlungen, daß ohne ein mit ihnen als Mitfactoren der Gesetzgebung gefaßtes Landesgesetz Verordnungen, die nicht auf ein legitimes Gesetz gegründet werden können, erneuert werden dürfen. Der Antrag des Ausschusses wurde mit allen Stimmen gegen eine einzige angenommen.

Die homöopathische Partei sieht in diesen für sie günstigen Anträgen der badischen und hessendarmstädtischen Kammern einen großen Sieg ihrer Sache, und allerdings ist er dieses in jenen Ländern, wenn, wie kaum zu bezweifeln, ihre respect. Regierungen darauf eingehen. Indessen ein gewonnenes Scharmützel ist noch keine gewonnene Schlacht und ein Sieg in zwei landständischen Kammern noch keiner auf dem großen Felde der Wissenschaft. Allerdings vereinigte sich Vieles, was die Abgeordneten bestimmen konnte, sich der neuen Lehre günstig zu erweisen und ihr durch dazu geeignete Anträge bei den Regierungen Eingang zu verschaffen. Abgesehen davon, daß sie schon durch ihre scheinbare Einfachheit und Faßlichkeit einen großen Theil der Laien für sich zu gewinnen geeignet ist, mußte sie noch besonders von finanzieller Seite die Aufmerksamkeit der Vertreter des Volksinteresses auf sich ziehen. Unter allen Nüssen in der Welt, würde Abraham a Sancta Clara sagen, gibt es für den heutigen Volksvertreter keine kostbarern, die er geschickt zu knacken verstehen muß, als die Ersparnüsse. Was könnte aber da willkommener für ihn sein, als eine Heilmethode, bei der alle Ausgaben für Medicamente wegfallen, bei der man auf dem Lande alle Ausgaben für Boten zur Herbeischaffung der Arzneien erspart, bei der noch obendrein der Verschwendung an Kaffee, Wein, Thee, Gewürzen u. s. w. ein kräftiger Damm gesetzt wird, und bei der endlich, wie die Homöopathen sagen, die Kranken in weit kürzerer Zeit wiederhergestellt werden? Welche vortreffliche Aussichten für Staats- und Gemeindekassen. Alles, was bisher für Medicamente an Arme, bei herrschenden Epidemien, für Lazareth- und Feldapotheken u. s. w. verwendet werden mußte, trägt nun zur Vermehrung des Staatsschatzes bei; und bei dem Einzelnen ist Krankheit fortan kein Hinderniß mehr, seine Steuern nicht bezahlen zu können. In der That, berechnet der finanzielle Rechenmeister diesen baaren Gewinn sammt Zins auf Zins, so eröffnet sich ihm die Aussicht auf ein goldenes Zeitalter, und bewährt sich die Sache, so verdient Hahnemann, daß ihm alle Ständeversammlungen vereint eine Ehrensäule setzen lassen.

Aber — bewährt sich auch die Sache? Dies ist die große, vor Allem zu erwägende Frage, auf die wir indessen noch nichts zu antworten vermögen, als: adhuc sub judice lis est! Beweitem der größere Theil der Aerzte und unter ihnen die bedeutendsten und in die Tiefen der Wissenschaft am weitesten vorgedrungenen verwerfen sie, halten sie für eine Verirrung des menschlichen Geistes, wie wir deren in der Geschichte mehren begegnen. Um so unbegreiflicher bleibt es, wie ein Verein von erleuchteten Männern, unter denen, wie wir wenigstens von der badischen Kammer gewiß wissen, sich auch nicht ein Arzt befand, eine rein medicinische Streitsache zum Gegenstand ihrer Berathungen machen und darauf Anträge stellen konnte, die, wenn auch nicht den Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge zur Folge haben, doch die Handhabung der medicinischen Policei in jenen Ländern sehr beeinträchtigen und erschweren werden. Warum beherzigte man nicht die weisen Worte eines Abgeordneten (Duttlinger): „Jede derartige Methode habe drei Perioden zu durch-

laufen. In der ersten werde sie als die Aktenfeigemachende gepriesen; in der andern, wenn sie zu gestehen beginne, angefeindet und anbekingt verworfen, in der dritten dagegen erst so recht verstanden und in die Reihe der gangbaren Dinge eingeordnet. Dergleiche Periode schreine die Homöopathie noch nicht völlig durchlaufen zu haben. Die Fortschritt der Wissenschaft aber werde sie für sorgen, daß auch diese dritte Periode vollends durchlaufen werde." — Ja, das wird sie, das hoffen aber hatten wir es mit bornirten Regierungen, welche durch Gründung der neuen Lehre nichts in den bestehenden Medicinalanstalten ändern; bis dahin hatten wir Anfrage von Laien, welche auf eine solche Abänderung abzwecken, für unbersuchen und verrilig. 24.

1. Epaminondas und Thebens Kampf um die Hegemonie. Von Eduard Bauch. Breslau, Max u. Comp. 1834. 8. 8 Gr.

2. Epaminondas und Pelopidas, eine Parallele, von W. A. Lindau. Köslin, Hendeß. 1834. 4

Wir vereinigen in einer Anzeige zwei Schriften zweier Gelehrten, die sich beide die Geschichte des böotischen Bundes zur Aufgabe gemacht haben. Hr. Lindau hat bereits 1821 eine Probe seiner Forschungen in der Schrift: „Die sondere Boeotier" gegeben. Hr. Bauch tritt aber jetzt zum ersten Mal auf. Seine Darstellung ist einfach und ungeschmückt, ja mit Ausnahme einer Stelle, wo er eine im antiken Geiste verfaßte Rede dem Epaminondas in den Mund gelegt hat, welche man diesfalls faß zu ruhig nennen. Die Erzählung ist durchaus quellenmäßig, auch der Beobachtung zeigt hinlänglich, daß die Literatur seines Gegenstandes dem Verf. nicht unbekannt geblieben sei. Dabei verdienen auch mehre längere Anmerkungen, theils chronologischen Inhalts (wie über das Geburtsjahr des Epaminondas), theils kritischen Inhalts, wie über die Stellungen bei gymnischen Feldherrn in der Schlacht bei Leuktra, besonders hervorgehoben zu werden, da der Verf. hier unverkennbar nach Faßlichkeit und Deutlichkeit gestrebt hat. Faß zu häufig vermissen wir nicht im Verhältniß zu den ersten Theilen Büchern, ist der letzte Theil auf Epaminondas' Leben, seine Thätigkeit in der Schlacht bei Mantinea und sein Tod geschildert worden. Ueber einzelne Urtheile, z B. über den Epikrates, wollen wir nicht mit dem Verf. rechten, da dies allerdings mehr Sache des subjectiven Urtheils ist.

Die Schrift unter Nr. 2 ist an Umfang bedeutend geringer, wie sie denn die einem Schulprogramme gesetzten Grenzen nicht überschreiten durfte. Daß der Verf. die Quellen gelesen und aus ihnen geschöpft hat, versteht allerdings an, obgleich seine Manier zu citiren mitunter etwas ungenau ist. Seine Darstellung aber ist nicht selten geschraubt und nicht überall verständlich, was um wenigsten in einer Schrift der Fall sein darf, die, wie die seinige für die Schüler eines Gymnasiums (zu Neustettin) vorzugsweise bestimmt ist. Wir wollen einige Beispiele geben. So werden auf S. 11 die Worte des Isokr, welche er den Jason sprechen läßt, Epaminondas niederträte, „seinen Sieg im Reiche der Weltgeschichte" genannt und mit denen in jenem Reiche verglichen, wo Alexander den Xerxes unterwirft. In einer Anmerkung auf S. 17 heißt es: „Alexander ließ auch die gethürmten Zinnen krauen über Hephästion's Leichnam, was vergleicht sich den Trauergästen des Philippomen und Germanicus, aber sie regierten sinnt zugleich der Scheere hinter Luthers und Klopstock's Bahre und wie ehe bemeinte unsere Kunstschule Luisend und neuerdings eines Riesen Verlust." Und nun über man die Schreibmorte: „Beispiele gleicher Verbrechen rung (wie des Epaminondas und Pelopidas) wird die Geschichte überall für heilige Zwecke von Zeit zu Zeit neu zu entdinden wissen, mitunter im angiehenden Wechselspiel. Wenn das Auge nicht täuscht, so liegt ein solches unseren Augen wie unserm Bewußtsein nicht eben fern, nur daß ein großer Pelopidas sich noch wird an die mißnische Mitte des Epaminondas schmiegte, nur daß dieser Epaminondas an den Arm seines unter der Aderlaß jugendlich gebliebenen, alles begeisternden Freundes sich mit dem Vertrauen eines Schoos lehnte." Unstreitig ist hier eine Anspielung auf die edle preußische Königsfamilie, als deren Beherrscher sich Herr. gern und freudig bekennt. Aber die Worte des Hrn. Klug sind wirklich etwas dunkel, sodaß wir nicht mit Bestimmtheit angeben möchten, ob in ihnen der König von Preußen und sein Sohn, der Kronprinz, ohne sein Schwiegerschon, der Kaiser von Rußland, gemeint sein sollen. 14.

Literarische Notizen.

Unter den neuerdings erschienenen ausgezeichneten französischen Werken ist zu bemerken: „Economie politique chrétienne, ou recherches sur la nature et les causes du pauperisme en France et en Europe et sur les moyens d'en diminuer les maux" von Villeneuve-Bargemont (drei Bände). Die französische Kritik sagt davon viel Rühmliches, unter Andern dies: „Als Mann von Gewissen und Religion, als begeisterter Anhänger seines christlichen Glaubens, der in den heiligen Schriften das Princip aller der Menschheit heilsamen Wahrheiten findet, ist Herr von Villeneuve in seiner Schrift einige der schwierigen Probleme, welche die Staatsökonomisten entzweit haben, einfach durch das Wort des Evangeliums. Ein solches Lösungsmittel kann vielleicht von dem verblendenen Geiste des Skepticismus verspottet werden, allein es wird gesiegt, verstanden und selbst gepriesen werden müssen von Denjenigen, deren tiefer fiefernde Gedanken sich dem Mysterium der menschlichen Bestimmung mit treuem Sinne und wahrer Wirksamkeit nähern. Sagte Pascal nicht: das der letzte Schritt, den die Vernunft thue, die Erkenntniß wäre, daß es eine unendliche Menge von Dingen gäbe, welche sie übersteigen? Und kann man es von Herr. Bargemont anders machen, daß er mit Pascal der Meinung war, es sei besser, den Lehren des Evangeliums zu glauben, als daran zu zweifeln? Jener Fall würde ein Beweis sein, daß unsere Schrift von Bitterneure zugethan müssen, daß die „Economie politique chrétienne etc." ein Elementarbuch sei, welches verdient zu allererst in die Hände Derer zu gelangen, die bloß Beschäftigkeit fühlen wollen, sowie es auf der andern Seite gewiß ein Product ist, das unserm Zeitalter Ehre macht."

In England (Buckersburn) hat man unlängst eine Abnahme vom Kreuz von Leonardo da Vinci aufgefunden; ein schönes Gemälde auf Leinwand, mit dem Monogramm des Meisters und der Jahrzahl 1505 versehen. Die Köpfe der heiligen Mutter, des Paulus und Johannes sind von ausgezeichneter Schönheit und der höchsten Kunstvollendung würdig. Merkwürdig, daß der Letztere auffallend dem Portrait des berühmten Kant gleicht. Man schätzt das Kunstwerk auf 7000 Pfund. 150.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im August 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 252. — 9. September 1835.

Sämmtliche Dichtungen von J. H. von Wessenberg. Erster bis vierter Band. Stuttgart, Cotta. 1834. 16. 2 Thlr.

Der Name des Verfassers dieser Dichtungen hat durch ganz Deutschland bei Allen, denen ein heller Geist und eine edle Gesinnung noch etwas gelten, einen so guten Klang, daß wir etwas sehr Ueberflüssiges thun würden, wenn wir hier, wo es sich doch zunächst um den Dichter handelt, unserer Verehrung für den Menschen Wessenberg Worte geben wollten, so nahe die Veranlassung dazu in den Gedichten selbst liegt, und so wenig bei Besprechung derselben die Beziehung auf den Menschen ganz abzuweisen sein möchte. Indessen die bloße Gesinnung hat noch keinen Dichter gemacht, und das sittlich Schöne ist dadurch allein, daß es sich mit mehr oder weniger gefälligen Formen umkleidete, noch nie und nirgend zu einem künstlerisch Schönen geworden. Dennoch ist vielleicht keine Verwechselung häufiger als die des moralischen Interesses mit dem ästhetischen, und von dem Lobe manches hochgepriesenen Gedichts würde wenig zurückbleiben, wenn Das, was die sittliche Betrachtungsweise hinzugethan hat, davon abgezogen werden sollte. Wir haben es in Deutschland schon erlebt, daß der bloße Ruf einer wackern Gesinnung dem Mittelmäßigsten Ehrenplätze gewonnen hat und daß Die, die es wagten, den Standpunkt zurechtzurücken, als Frevler am Heiligen verunglimpft worden sind. Was die vorliegenden Gedichte betrifft, so hat der größere Theil derselben bei seinem ersten Erscheinen sich des Beifalls Vieler zu erfreuen gehabt und wird ihn sicher auch jetzt noch bei Denen finden, die auf Herzensgüte, Klarheit des Geistes und redlichen Wahrheitseifer etwas geben und es für einen Gewinn halten, den die Menschheit macht, so oft das Gute und Rechte in neuer anmuthiger Umkleidung zur Erscheinung kommt. Auch wir gehören zu diesen und würden uns vor uns selbst schämen, wenn dem anders wäre. Mit Freuden haben wir, was der edle Verf. als Früchte seiner poetischen Stunden uns bietet, dahingenommen und mit Dank sind wir von ihm geschieden. Dennoch können wir in das unbedingte Lob, mit dem die Muse von Wessenberg's hier und da, auch in d. Bl., begrüßt worden ist, nicht einstimmen. Die Freunde des Verf. mögen nicht glauben, daß sich in dieser vorläufigen Erklärung die Stimme einer Schulansicht vernehmen lasse. Wir erkennen eine Schule in der Poesie nicht an, obwol wir recht gut wissen, daß sich unter dieser Benennung in Deutschland von Zeit zu Zeit ein Häuflein kleiner Leute zusammengethan hat, um unter dem Schutze eines großen Namens das Bestehende zu stürmen und zu vernichten.

Aber über ihnen und ihnen unerreichbar schwebte von je in uranfänglicher Klarheit die Poesie und that sich kund in den Meistern, die keiner Schule, aber der Welt angehörten. Und wir denken, von diesen allein sei zu erlernen, was der Dichter sein solle, nicht aber von Denen, die sich nach irgend einem dichterischen Paulus oder Kephas nennen, und wäre dieser noch berühmter als Hr. Heine, der große Vorsänger in der Synagoge unserer neuesten Poeten. Aber eben darum fodern wir von dem wahrhaften Dichter gar Manches, wofür die bloße Gesinnung keinen Ersatz zu leisten vermag, und bei aller Verehrung für den edeln Verfasser ist es uns nicht möglich gewesen, dieses überall in seinen Dichtungen zu finden. Das erste Bändchen gibt uns unter dem Titel: „Julius, Pilgerfahrt eines Jünglings", ein episches Gedicht, das die Geschichte eines jungen Schweizers erzählt, der, nach den durch die französische Revolution über sein Vaterland hereingeführten Bedrängnissen und nachdem er für dasselbe fruchtlos gefochten hat, mit dem Pfleger seiner Jugend nach Italien entflieht, dann unter Bonaparte's Fahnen kämpft, später aber, als er die Selbstsucht des Gewaltigen erkannt hat, mit einem in Italien gewonnenen Freunde nach der Heimat zurückkehrt, wo er die Jugendgeliebte, der er unter allen Versuchungen eines wechselvollen Lebens treu geblieben ist, wiederfindet. Daß dieser in seinen Grundzügen höchst einfache Stoff einer poetischen Behandlung fähig sei, ja die Keime einer reichen epischen Darstellung in sich trage, wer wollte es leugnen? Im Vordergrunde die Schweiz mit ihrem innern Zwiespalte, in dem gleich anfangs die Gegensätze der Zeit, der die Handlung anheimfällt, bedeutsam heraustreten; dann die übrige Welt, in entgegengesetzten Interessen und Richtungen zerrissen; die Kirche, ihrer äußern und innern Stützen beraubt, ein morscher Bau, der den Zusammensturz droht; Altes und Neues in blutigem Kampfe; alle Leidenschaften entfesselt; alle Greuel der Vernichtung losgelassen über die altgewordene Menschheit; das Große in den Staub getreten, das

Kleine zu schwindelnder Höhe getrieben, und nun mitten in diesem wilden Streite widerstrebender Elemente irgend ein Held, von selbsteigner Geisteskraft gehoben und getragen, die Bedeutung der gährenden und gebärenden Zeit erfassend, mächtig eingreifend in ihren Gang, aber auch, als Sohn der Zeit, von ihrem Strome auf Augenblicke mitfortgerissen, dann wieder siegreich und endlich mit geretteter Freiheit und Liebe triumphirend oder untergehend, — in der That, der epische Dichter könnte sich kaum einen bessern Einschlag für sein Gewebe wünschen, und so ungefähr, dachten wir nach Lesung der beiden ersten Gesänge, werde auch unser Dichter die menschlichen und nationalen Interessen der Zeit in einer ausgezeichneten Individualität und ihren Erlebnissen, den Entwickelungsgang der Weltgeschichte in einem großartigen Gemälde zusammenfassen und veranschaulichen. Wir hatten uns getäuscht. Dieser Julius, in dem sich wol etwas von der liebenswürdigen Natur des Dichters selbst abspiegelt, gewinnt unsere Theilnahme nur, wie jeder wackere Jüngling, der seinen Aeltern und Lehrern Ehre macht und aus dem Felde leiblicher und sittlicher Gefahr geborgen heimkehrt, sie gewinnen würde, wo und unter welchen Umständen wir ihm begegnen möchten. Von selbständiger Kraftentwickelung ist kaum die Rede. Die Individualität des Helden und die Begebenheit stehen beide in so loser und lockerer Verbindung, daß, einige örtliche Beziehungen abgerechnet, Alles sich zu jeder andern Zeit und bei Gelegenheit jedes andern Kampfes in gleicher Weise hätte entwickeln können. Selbst das Leben der Zeit wird mehr besprochen, als in einem lebenvollen Bilde zur Anschauung gebracht. Gleichwol hat es der Verf. augenscheinlich auf ein wirkliches Epos angelegt. Hat er doch, in treuer Nachfolge alter hochbelobter Muster, der epischen Maschinerie nicht entrathen zu können geglaubt, statt deren ihm, da er die unchristlichen Maschinengötter verschmäht, der Geist der Mutter seines Helden oder noch leidigere Personificationen abstracter Begriffe, wie der Ehrsucht und der Ueppigkeit, dienen müssen. Es ist hier nicht der Ort, die Frage über die Zulässigkeit höherer in die Handlung eingreifender Mächte im neuern Epos zu erörtern; aber zu bedenken wäre doch gewesen, daß in einem so ganz modernen Gedicht, das überall auf psychologische Entwickelung und strenge Motivirung ausgeht, nichts dem Interesse mehr Eintrag thun könne als eine Maschinerie, die den Helden selbst zur willenlosen Maschine herabwürdigt, oder ein hohles Allegorienwesen, das, wie die Eispaläste russischer Zaren, mit entlehnten Formen und kaltem Schimmer prunkt und täuscht, aber vor dem ersten warmen Lebensstrahle einer dichterischen Anschauung in nichts zerfließt. Wir glauben hier den nachtheiligen Einfluß der Theorie zu erkennen, der auch wol anderwärts sich nachweisen ließe. Oder sollten nicht die bekannten Ansichten von der Objectivität des Epos den Misbrauch verschuldet haben, der hier vom Traume, als Stellvertreter innerer Motive, gemacht ist? Irren wir uns nicht, so haben wir (den Doppeltraum zweier Freunde, die — wunderbar! — zu gleicher Zeit ganz Dasselbe träumen — nur einfach gerechnet) fünf entscheidende, wesentlich in den Gang der Geschichte eingreifende Träume gezählt! Womit will ferner der Dichter seinen dritten Gesang, eine aus Denkblättern seiner italienischen Reisen zusammengefügte Mosaik, entschuldigen, als etwa mit einem Paragraphen des ersten besten Handbuchs der Aesthetik, der von der epischen Breite handelt? Anderes aber möchte sich selbst nicht durch hergebrachte theoretische Vorschriften beschönigen lassen, wie: die unmotivirte Hast, mit der Julius den unbekannten Fremdling zu seinem Freunde erwählt (Ges. 4); die Furcht der schiffbrüchigen Freunde vor Menschen opfernden Götzendienern auf einer Insel des Mittelmeers (Ges. 5); die Wanderung der Freunde in der zu nichts dienenden Verkleidung von Troubadours durch das südliche Frankreich; die sehr gut erzählten, aber durchaus nicht episodisch in den Organismus des Ganzen sich einfügenden Anekdoten im achten Gesange. So hat es uns denn fast geschienen, als habe sich der Verf. hier auf ein Feld gewagt, das nicht das seine ist, und als sei seine Arbeit nur ein neuer Beweis, daß der Versuch, das Epos in seiner ursprünglichen Kunstform zu erneuern, in unsern Tagen immer ein höchst misliches Unternehmen bleibe. Müssen wir aber somit das Ganze, als Solches, für minder gelungen erklären, so erkennen wir um so dankbarer die vielen durch das Gedicht zerstreuten, meist auch in formeller Hinsicht trefflichen Einzelheiten an, wie die schönen Strophen über den Segen des Christenthums und den Kampf zwischen Kirche und Staat (Ges. 3), die Episode mit Francesco's Geschichte (Ges. 4), mehre ausgezeichnete Schilderungen, wie die Eroberung von Saragossa (Ges. 7), die Schilderung der Simplonstraße (Ges. 8), überhaupt die meisten jener Stellen, in denen der Verf. Gelegenheit findet, sich in freien Herzensergießungen über menschliche Verhältnisse menschlich schön auszusprechen, wie in den Worten des sterbenden Eudor (Ges. 3) und in den ergreifenden Strophen voll Theilnahme an Polens Geschicke im sechsten Gesange. Nur die eingestreuten Reflexionen lassen fast überall die Tiefe vermissen und sind wol auch zum Theil, wie Gesang 3, Strophe 59, nicht eben auf die natürlichste Weise eingeleitet.

(Der Beschluß folgt.)

Französische Journalistik.

„Revue rétrospective." 30. Juli. „Arrêts et exécutions au 13ième siècle", aus den Acten des pariser Parlaments, welche unter dem Namen Registres d'olim bekannt sind, in lateinischer Sprache abgefaßt; sie gehen von 1254—1318. Damals wurde das pariser Parlament abwechselnd zu Paris, Melun u. s. w. gehalten; erst unter Philipp dem Schönen wurde der Sitz des Parlaments in der Hauptstadt festgesetzt. Da finden wir zuerst zwei Falschmünzer, welche der Abt von St.-Germain-des-Prés aufhängen läßt. Als die Schurken am Galgen hängen, protestiren sie und behaupten, als geborene Pariser gehören sie der königlichen Gerichtsbarkeit an. Auf Befehl des Königs wurden die Gehängten losgeknüpft und auf einem dem Abte und dem Könige gemeinschaftlich zugehörigen Boden abermals aufgehängt. Nach viermonatlicher Untersuchung bleibt der Sieg dem Kloster, das die beiden Galgenvögel im Triumphe nach St.-Germain transportiren und hier zum dritten Male

hängen läßt. In Amiens zanken sich die Bürger mit dem Bischofe um das Recht, die Sodomiten zu richten. Dem Grafen von Blois wird die Befugniß zugesprochen, sich aller in seiner Kastellanei (Châtellerie) befindlichen Bastarde zu bemächtigen, d. h. sie zu seinen Leibeignen zu machen. Ein gewisser Seigneur Boson de Bordelle wird wegen eines an dem Chevalier de Calmont verübten Mordes auf 13 Jahre aus dem Königreiche deportirt; seine Reise, heißt es im Urtheile, soll er am Tage der Geburt des heil. Johannes des Täufers antreten. — „Abus et scandales des monastères", eine dem Cardinal Fleury überreichte Denkschrift vom Abbé Guintrandi; sie betrifft die Klöster Mont-Salvy und St.-Projet in der südlichen Auvergne; das letztere war ein Nonnenkloster. Die Augustinerinnen führten ein so galantes Leben, daß die Preux aventuriers, wie sich der Abbé ausdrückt, es sich zum point d'honneur machten, die Tugend der Klosterfrauen zu befehden, welche weder die Felsen, noch die Abgründe, noch das Geheul der Hunde schützten. Das Kloster von St.-Projet wurde bald so verrufen, daß sich die sprüchwörtliche Redensart unter dem Volke bildete:

Aou Couben de San-Proujes
Douxe moungies et trexe brex.

Das heißt:

An couvent de Saint-Projet
Douze nonnes et treize berceaux.

Im Kloster Mont-Salvy ging es noch toller her. Die chanoines réguliers de St.-Augustin, die es bewohnten, waren Mordbrenner und Räuber, welche mit der Pistole und dem Bayonnete im Gürtel die Wälder durchstrichen und beim Essen ihre Waffen neben sich auf dem Tische liegen hatten. Als der Abbé Guintrandi, aus dessen Berichte diese Nachrichten gezogen, das Kloster zumauern lassen wollte, um die Mönche in ihren Streifereien zu hindern, wiegelten diese das Volk auf und rissen die Mauern wieder ein. Sie schoben Kegel, gingen auf die Jagd, liebelten mit den Frauen; aber, setzt der naive Abbé Guintrandi hinzu, „boire du bon et du pur c'est leur félicité suprême". Die Bedienung war weiblich und kam regelmäßig in die Wochen. Die Kinder wurden an den Thoren des Klosters ausgesetzt und von dem Kloster erhalten, wo sie unter dem Namen enfans trouvés ernährt wurden; im Lande hieß man sie les moinillons. Was auf den Bericht des Abbé Guintrandi erfolgte, wird nicht gesagt und nur bemerkt, er habe lange zu Aurillac im Gefängnisse gesessen. — Wir übergehen die Documente über die Ereignisse zu Lyon 1793, um zu den sehr interessanten Notizen über Molière's Truppe zu gelangen; sie sind aus den Registern gezogen, welche sich in den Archiven des Théâtre français befinden. Molière und seine Gesellschaft spielten nur dreimal die Woche; daher läßt es sich erklären, warum Stücke, die gefielen, so oft hintereinander gegeben wurden. „La critique de l'Ecole des femmes" wurde fast ein ganzes Jahr aufgeführt, ohne daß man mit einem andern Stücke abgewechselt; überhaupt ließ Molière fast nur *seine* Stücke aufführen; unter 99 Vorstellungen figurirte Corneille nur 17mal, Molière hingegen 63mal ganz allein und 17mal mit andern Dichtern zugleich. Die Einnahmen des Theaters waren verhältnißmäßig weit bedeutender als heutzutage. Die höchste im Juni 1668 betrug 1731 Livres; die Kosten dieser Vorstellung beliefen sich auf 104 Livres 17 Sous; auch wird ein Verlust von 13 Livres, der an beschnittenen Goldstücken erlitten wurde, in der Ausgabe aufgeführt. Die Hofbeamten und reichen Financiers bezahlten nämlich blos in Golde. Es bestand damals ein längst veralteter Gebrauch. Bevor ein Stück zum ersten Male aufgeführt wurde, spielte die Truppe einige Scenen daraus vor dem Könige und angesehenen und reichen Herren, dies nannte man les visites. Für die Visite der „École des femmes" bekam Molière 110 Livres. Die Eintrittspreise waren für die damalige Zeit sehr hoch. Ein Logenbillet kostete 5 Livres 10 Sous, das Amphitheater 3 Livres; für einen Platz im Parterre wurden dagegen nur 15 Sous (jetzt 50 Sous) bezahlt. Wenn die Prinzen ins Theater kamen, so bezahlten sie sehr generös. Monsieur und Madame gaben für zwei Bänke im Amphitheater 440 Livres für drei Vorstellungen; vom Prinzen Condé erhielt die Truppe für einen achttägigen Aufenthalt zu Chantilly 1800 Livres, von Ludwig XIV., der sie vom 16. bis 24. Oct. in Versailles behalten hatte, 3300 Livres.

„Revue britannique." „Des procès d'état en Angleterre." Dieser Aufsatz, den wahrscheinlich der Proceß der sogenannten accusés d'Avril vor der Pairskammer veranlaßt, geht in weitschweifige Betrachtungen über die in England bei Staatsverbrechen zu verschiedenen Zeiten befolgte Criminalprocedur ein. Wir heben einige interessante Facta aus. Unter Jakob II. hatte Monmouth aus dem Munde des Königs das Versprechen einer unbeschränkten Begnadigung erhalten, wenn er bekennen und seine Mitschuldigen angeben wolle. Der König schickte ihn desungeachtet aufs Blutgerüst. Wilkes war ein unversöhnlicher Feind der Regierung. Am 22. April 1763 wurde er verhaftet; allein er weigerte sich, dem Richter zu antworten, eine Verletzung der Form in dem gegen ihn erlassenen Verhaftsbefehl als Grund seines Schweigens anführend. Er gewann den Proceß, aber das Ministerium hörte nicht auf, ihn zu verfolgen. Die Strafen, die über ihn verhängt wurden, dienten nur seine Popularität zu vergrößern; man bezahlte seine Schulden, sorgte mittels Subscription für seinen Unterhalt; man sah sein Bildniß in allen Straßen, in allen Tavernen, auf allen Schildern; daher eine Dame ziemlich witzig sagte: „Ich sehe Wilkes überall hängen, außer da, wo er hängen sollte." Dreimal aus dem Parlamente verstoßen, ging er zuletzt siegreich aus dem Kampfe mit dem Ministerium hervor, ward Lord-Major und behauptete diesen einträglichen Posten bis an sein Ende. Unter der Regierung Karl II. und Jakob II. wurde der Einfluß der politischen Leidenschaften ebenso fühlbar als verderblich. Gleich nach der Restauration wurden die Gerichte mit Richtern angefüllt, bei denen der Royalismus an Wahnsinn grenzte. Es waren sonst ganz ehrbare und unterrichtete Leute, sobald aber von Religion oder Politik die Rede war, vergaßen sie alle Grundsätze des Rechts und der Moral, um blos Rache zu üben. Mit Mühe konnte man die Protestanten davon abhalten, alle Papisten niederzumachen. Als Oates das vorgebliche katholische Complot denuncirte, hätte ein Richter mehr als ein Mensch sein müssen, um der Volkswuth seine Ueberzeugung entgegenzustellen. Die berüchtigtsten unter den Richtern waren Wildnorth, Pemberton, Sir William Jones, Dolben, Atkyns; unter ihnen bildete sich der ruchlose Jefferys. Scrogges, eines Fleischers Sohn, ein Mann von glänzenden Fähigkeiten, leitete den Proceß mit unerbittlicher Wuth; ein einziges Mal gab er seinem Gewissen nach, indem er zu verstehen gab, ein Zeuge habe nicht die Wahrheit ausgesagt; dafür sollte Scrogges vor Gericht gestellt werden. Die Prorogation des Parlaments rettete ihn. Die Reaction, welche bald darauf erfolgte, war nicht minder grausam. Dieselben Menschen, welche gegen die Katholiken gezeugt hatten, zeugten gegen die Protestanten; hier erscheint nun die Schreckensgestalt des Wüthrichs Jefferys. 1678 verfolgte er die Katholiken; unter Jakob II., dem katholischen Könige, ist er Großinquisitor und schlachtet die Protestanten. „Sein Aussehen war nicht das eines Menschen; in seinen Zügen lag eine Art idealer Grausamkeit; vom Wein erhitzt, die Kleider in Unordnung, öffnete er die bebenden Lippen nur, um einen Strom von Schmähungen gegen die Angeklagten auszustoßen. Seine Stimme, welche furchtbar widerhallte wie das Brüllen eines Stieres, setzte sie in Schrecken; er hatte eine teuflische Gewandtheit, sie in scheinbare Widersprüche zu verstricken." Höchst dramatisch ist das Verhör des Oates vor Jefferys. Beide hatten gleichen Antheil an dem Complotte gegen die Katholiken gehabt, und jetzt steht der eine dieser Wösewichter als Angeklagter da und der andere ist sein Richter. Beide rufen als Zeugen der Richtigkeit ihrer Aussagen Gott, die Wahrheit und die Tugend an. Oates wurde zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt, überdies sollte er jährlich fünfmal am Schandpfahle ausgestellt werden. Nach der Revolution von 1688 er-

langte er seine Freiheit wieder und starb in der äußersten Armuth. — „Progrès commerciel et industriel de la Prusse et de la confédération germanique.“ Der Verf. scheint gut unterrichtet; er führt eine Menge Thatsachen an, deren Richtigkeit wir indeß nicht verbürgen können. Für bemerken dies, daß England den Folgen des Zollvereins mit Unruhe entgegenzusehen scheint. „Histoire naturelle des animaux apocryphes“ gibt Interessantes über den Kraken und über die Seeschlange. Zu St.-Malo in der Thomaskapelle befindet sich ein Gemälde ex voto; es stellt den Kampf einer Schiffsmannschaft gegen einen Kraken vor, der sie überfallen. Nachdem sie den Feind erlegt, gingen die in ihr Vaterland rückkehrenden Matrosen in die Thomaskapelle, um dem Heiligen zu danken, und ließen ein Gemälde fertigen, welches ihr Abenteuer darstellte und das dem Heiligen gewidmet wurde, den sie in der Gefahr angerufen. — „Derniers momens de Mrs. Félicia Hemans.“ Diese gemüthliche Dichterin bewohnte zu Waverтree bei Liverpool ein kleines unansehnliches Haus, wo sie stets durch Besuchende belästigt wurde. Ihre Mutter war eine Deutsche, eine geborene Wagner. In ihrem 19. Jahre verheirathete sich Felicia und wurde nach sechsjähriger Ehe, während welcher sie fünf Kinder geboren hatte, von ihrem Manne verlassen. Die Dichtkunst, worin sie sich schon seit ihrem 13. Jahre übte, wurde für sie ein ehrenvoller Erwerbszweig. Mehre Herausgeber periodischer Schriften nahmen ihre Producte auf. Sie hat Vieles geschrieben, meist kleine, sanfte, liebliche Gedichte, die besonders eine seltene Innigkeit des Gefühls verrathen; ihre „Lays of many lands“ sind durch Herder's „Volkslieder“ veranlaßt worden. Alle ihre Werke tragen die Spur einer feinen, anmuthigen, zartfühlenden Weiblichkeit, die sich auch in ihrem bescheidenen, geschmeidigen und harmonischen Style ausspricht. „Wisset Ihr“, sagt sie in einem Abendgebet für ein Mädcheninstitut, „welches Loos den Frauen beschieden ist? Sie weinen stille Thränen. Sie leiden, und selbst in der Stunde der Angst darf ihr Lächeln nicht erlöschen; ihre wahre, tiefe, unerschöpfliche, glühende Neigung fällt auf zerknicktes Rohr, auf unfruchtbare Erde; sie schaffen sich einen Abgott, und dann erkennen sie, daß er von Thon ist, und beweinen die entschwundene Täuschung.“ Dieses tiefe Gefühl gibt besonders ihrem letzten Werke: „Scenen und Hymnen“, einen so hohen Reiz. Sie starb zu Dublin den 15. Mai 1835 — „Exploration des côtes orientales de l'Afrique.“ Auszüge aus einem Reiseberichte des Hrn. Boteler, welcher zu einer Expedition gehörte, die 1825 auf Befehl der englischen Regierung die Ostküste von Afrika besuchte. Sämmtliche Offiziere der aus zwei Schiffen bestehenden Expedition kamen um oder wurden durch Kränklichkeit gezwungen, ihre Entlassung zu nehmen. Boteler selbst starb, als er sich zu einer zweiten Reise rüstete, daher auch der Reisebericht so spät bekannt gemacht worden ist. Aus den mitgetheilten Bruchstücken heben wir Folgendes aus. Melinda, welches so viele geographische Handbücher noch immer als eine blühende Stadt anführen, existirt nicht mehr; auch die Stadt Mombas hat ihren ehemaligen Glanz verloren. Die Bevölkerung von Madagaskar wird auf 5 Millionen angegeben. Radama herrschte damals noch auf der Insel; er war ungefähr 30 Jahr alt, hatte feine und anmuthige Züge. Die Madakassen haben einen angeborenen Haß gegen die Franzosen. Auf dem Cap befinden sich drei Regimenter Infanterie, ein Detachement Artillerie und ein Detachement Tirailleurs zu Pferde, in welchem die Soldaten und Unteroffiziere meist Hottentotten sind. Die Erziehung macht schnelle Fortschritte. Für jeden District hat England einen Lehrer geschickt, welcher die Eingeborenen unentgeltlich in der englischen Sprache unterrichtet. In der Capstadt besteht ein treffliches Institut, South african college, woselbst Mathematik, Astronomie, Sprachen u. s. w. gelehrt werden. Seit 1829 herrscht Preßfreiheit auf dem Cap; mehre Tagesblätter beschäftigen sich mit Politik und Literatur. Am Cap Lopez sprechen fast alle Küstenbewohner Englisch. Bei einem Tanze, welchen die Eingeborenen aufführten, erschien plötzlich eine seltsam bemalte Figur auf Stelzen, welche aus dem nächsten Walde kam, wo sie eine Stunde lang die seltsamsten Sprünge machte und sodann wieder im Walde verschwand. Auf Boteler's Frage, wer der Mann sei, antwortete der König sehr pikirt, es sei kein Mensch, es sei der Teufel. Der König Peppel am Flusse Bonny ist eine höchst burleske Figur. Er war mit den Engländern nicht zufrieden und klagte sehr über das Betragen „seines Bruders Georg“ — so nannte er den König von England. Am Eingang seines Palastes ist stets offene Tafel, um Alle, die ihn besuchen, zu bewirthen. Als er die Engländer auf ihren Schiffen besuchte, zerbrach er ein Ei auf der Schiffsleiter, in dem Wahne, sich dadurch gegen allen Verrath zu schützen. In derselben Absicht hatte er einen Knochen vom Arme seines Vaters mitgebracht und ein lebendiges Huhn am Halse angebunden. — „Mémoires d'un chef indien“; sie gehören wol zu den seltsamsten Memoiren, die erschienen sind. Dieser Indianerchef heißt: **Mai-ka-mi-chi-kia-kiak**, d. i. schwarzer Rabe. Am Eingange des Buchs steht ein Attestat, unterzeichnet: Antoine Leclerc, Dolmetscher der Regierung für die Füchse und für die Säcke, zwei Indianerstämme. Auch ohne dies Attest würde man an der Echtheit des Buches nicht zu zweifeln haben; es ist das Buch eines Wilden; es ist der Held der Urwilden, welcher nur Eine wichtige Angelegenheit kennt, nämlich seinen Feind zu tödten, so wohlfeil und mit so wenig Gefahr als möglich. Der schwarze Rabe wurde geboren 1781 an dem Einflusse des Felsenstroms in den Missisippi; er hat fürchterlich unter seinen Feinden, den Osagen und Cherokesen, gewüthet; doch ist er großmüthig. Einmal überrascht er ein Dorf, wo er nur sechs Osagen findet; er hatte 100 Mann, zog sich zurück, ohne ihnen Leides zuzufügen, obgleich ihr Stamm seinen Vater getödtet. Nach mannichfachen Abenteuern befindet sich der schwarze Rabe in Gefangenschaft bei den Amerikanern, die ihn abgesetzt, sein Stamm erkennt aber noch wie vor ihn für sein Oberhaupt an.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Es ist bereits beiläufig in diesen Blättern der beiden Bändchen der im Allgemeinen nach englischen Originalen ausgearbeiteten, aber besonders unter Berücksichtigung Deutschlands sehr vermehrten, naturgeschichtlichen Darstellungen, unter dem Titel: „Die Hausthiere im Verhältnisse zu den Gewerben, Künsten, Wissenschaften und der Lebensweise der Menschen“ (Leipzig, Weber, 1834), und „Die Insekten und ihre Wohnungen“ (ebend. 1835) beide mit Abbildungen, gedacht worden. An dieselben schließt sich nun ein drittes Bändchen (das zweite der „Naturgeschichte des Thierreichs. Für die Jugend und ihre Freunde“), unter der Aufschrift: „Die Vögel und ihre Nester“ (Leipzig, Weber, 1835), wobei im Allgemeinen und Einzelnen die Grundsätze der beiden frühern Darstellungen ebenfalls befolgt worden sind. Das hier außerordentlich dürftige Original, das sich fast nur auf England bezieht, ist in der Bearbeitung bedeutend erweitert worden, welche mehr Deutschland und die Erde überhaupt ins Auge faßt. Der Ton der Darstellung ist wie in den frühern Bändchen leicht und gefällig; dabei ist gelegentlich Manches im Einzelnen erwähnt worden, was grade nicht in die Naturgeschichte einschlägt, aber lehrreich ist und zur Erhöhung des Interesses an der Darstellung beiträgt, wenngleich in dieser Hinsicht, z. B. aus der Culturgeschichte und dem Völkerleben, noch manches Andere hätte beigebracht werden können. Indeß ist es grade bei den für die Jugend bestimmten Schriften nicht gut, zu Vieles geben zu wollen. Nach der einen Seite hin hatte der Herausgeber in den frühern Bändchen Manches gegeben, was grade in unserer Zeit der Jugend nicht frommen kann. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 253. — 10. September 1835.

Sämmtliche Dichtungen von J. H. v. Wessenberg. Erster bis vierter Band.

(Beschluß aus Nr. 252.)

Höher als „Julius", stellen wir unbedenklich „Franz und Paul", womit das zweite Bändchen anhebt. Das mehr Idyllische und die engere Begrenzung dieser Erzählung sagen der Individualität des Dichters unfehlbar weit besser zu als der weltgeschichtlich-epische Charakter und der weitere Rahmen der vorigen. Wir haben die anmuthige, gleichfalls in wohllautenden achtzeiligen Stanzen abgefaßte Dichtung mit steigender Theilnahme gelesen. Ganz eigentlich auf seinem Boden ist aber W. in den kleinen „Vermischten Gedichten", die nun folgen und die, wenn nicht ganz neue und eigenthümliche Anschauungen, doch fast alle irgend eine menschlich-würdige Empfindung, oder einen für das Leben ersprießlichen Gedanken in wohlgebildeten lyrischen Formen mittheilen. Daß in diesem Reichthume der mannichfaltigsten Ergüsse Manches mitunterläuft, was ohne Verlust für einen größern Lesekreis Handschrift geblieben wäre, wird der Verf. selbst gern zugestehen; aber er, der so viele Freunde zählt, durfte sich wol für verpflichtet halten, ihnen von dem Theile seines innern Lebens, der in diesen Liedern vorliegt, nichts zu entziehen. Vieles darunter ist in der That echte Poesie; in Allem aber weht ein Geist der Liebe und milder Wehmuth, aus Allem spricht ein ehrwürdiges, für Recht und Wahrheit offenes Gemüth. Für die Charakteristik des Dichters von Bedeutung sind insbesondere die Gedichte von S. 209—284, in denen er bestimmter als in den übrigen seine Ansichten über äußere Lebensverhältnisse, über Kirche und Staat, Kunst und Wissenschaft unbefangen und furchtlos und meist so, daß wir ihm aus vollem Herzen beistimmen, ausspricht. Nicht Alles indessen wird den durch neuere Weisen verwöhnten Ohren zusagen; in der That erinnern viele dieser Gedichte an eine verklungene Periode unserer Poesie, und tönen wie Nachhalle aus den Tagen Kleist's, Hölty's, Salis' und Matthisson's, wie „Das Veilchen", S. 90; „Traum der Sehnsucht", S. 93; „Das Schäfchen", S. 96; das „Erntelied", S. 108; „Der Greis an die Dorflinde", S. 145; „Der Wasserfall", S. 165, und Anderes. Selbst die Vorliebe für anapästische Maße möchte in der Hinneigung zu jenen ältern Dichtern ihren Grund haben. Auch das dritte Bändchen enthält des Dankenswerthen gar Vieles, — zuerst „Blüten aus Italien", aus den Jahren 1817, 1829 u. 1832, zum Theil schon im Jahr 1818 in einer abgesonderten Sammlung erschienen. Wir erfreuen uns auch hier wieder der Leichtigkeit, mit der Hr. von W. seinen Gedanken und Anschauungen poetische oder doch metrische Gestalt zu geben weiß. Die Art, wie er die Gegenstände in ihrer Beziehung auf individuelle, häufiger noch auf geschichtliche und allgemein menschliche Interessen aufzufassen pflegt, und wie er unter den Trümmern verfallener Größe überall auf das Unvergängliche in Natur und Geistesleben hinweist, gibt diesen kleinen anspruchlosen Gedächtnißtafeln einen eigenthümlichen Werth und wird sie Vielen zu einer angenehmen Lecture machen. Wir finden hier den unerschütterlichen Freimuth wieder, den der edle deutsche Prälat selbst an den Schwellen des Vaticans nicht verleugnet. Die Villa Madama (S. 57), einst ein Eigenthum der Katharina von Medici, erinnert ihn an die Greuel der Bartholomäusnacht. Unbekümmert um die Dankprocessionen und Jubelfeste, mit denen der Nachfolger St.-Peter's im J. 1570 das scheußliche Blutbad feierte, läßt er einen Hirten, seinen Führer, rufen:

Hufe! mir schaudert, wenn
Ich Abend scheu hinauf die Mauern seh';
Sie stehn seit Menschenaltern wüst' und öd;
Glaube mir's, auf ihnen ruht Sanct Peter's Fluch.

Aber auch jener milden Gesinnung begegnen wir, die wir gleichfalls längst an ihm kennen und die ihm allein schon die Herzen gewinnen müßte, wie in dem „Gebet für die Verleumder" (S. 98). Manches haben wir uns zu zweiter Lesung angezeichnet, wie: „Venedig", „Camposanto", „Coliseum", „Feldkapelle", „Kaiserpaläste", „Sternennacht", „Nachahmer", „Elegien zu St.-Onofrio", „Selig die Armen", „Wallfahrt nach dem Vesuv" und Anderes. Eine gewisse Eintönigkeit war bei der Menge des Dargebotenen freilich nicht zu vermeiden. Im „Fénélon", einem schon früher gedruckten größern Gedichte in drei Gesängen, wollte der Verf. den Triumph der Tugend eines Mannes feiern, „der stets die Sache Gottes, nicht sich, im Auge hatte, der in Frieden duldete und voll Beruhigung seinen guten Namen der Vorsehung überließ". Wer konnte dies aus vollerm und theilnehmenderm Herzen als der dem Besungenen an Gemüth und Lebensgeschick so nahe verwandte

deutsche Sänger? Den poetischen Werth des Gedichts lassen wir dahingestellt sein. Mit den „Liedern und Hymnen", die in drei Büchern den dritten Band schließen, hat der Verf. seiner Kirche unstreitig ein werthvolles Geschenk gemacht. Einzelnes daraus würden wir zur Aufnahme in unsere protestantischen Gesangbücher vorschlagen, wenn wir nicht für diesen Zweck unbedingt den frommen und schlichten Liedern unserer Altvordern — versteht sich, in ihrer ursprünglichen Gestalt, nicht in den Ueberarbeitungen neudeutscher Consistorialen — den Vorzug gäben. Um die hier gebotenen ganz für Das gelten zu lassen, was sie sein sollen, müßten sie fast überall eine einfachere Haltung, einen volksmäßigern Ton haben. Davon abgesehen, möchten wir die Aufmerksamkeit insbesondere auf die im zweiten Buche mitgetheilten Chorlieder lenken, in denen ein neues würdiges Mittel zur Erhebung auch des protestantischen Cultus geboten ist. Alle übrigens zeigen, wie sich in dem Geiste des heildenkenden Katholiken die Ansicht seiner Kirche zum lautersten Christenthum verklärt; wir Alle, welchem Bekenntniß wir angehören mögen, können in Lieder, wie: „Magdalena", „Cäcilia", „Allerheiligen", „An Maria", „Die Märtyrer" und andere mit Andacht und Liebe einstimmen. Und hier gedenken wir nachträglich noch der dem zweiten Bändchen angehängten Bearbeitungen der Spee'schen Lieder, mit denen der Verf. sich einst wenigstens das Verdienst erwarb, Einer der Ersten in neuerer Zeit auf diesen fast vergessenen Dichter des 17. Jahrhunderts wieder aufmerksam gemacht zu haben.

Wir hatten diese Anzeige noch nicht beendigt, als uns der vierte Band zukam, der, von dem fast unerschöpflichen Reichthume des Verf. zeugend, wieder gegen 300 vermischte Gedichte aus verschiedenen Zeiten — darunter wol auch manchen frühen Jugendversuch — brachte, freilich zum großen Theile nur Variationen über schon Behandeltes, aber doch auch manches wahrhafte Gedicht, das die Masse der übrigen, wie wir hoffen, überleben wird. Dahin gehören: „Das Bild"; „Der Geist von oben", „Die Ideale", „Die heiligen Orte", „An die Natur", „Das Friedensthal" und einige kräftige Lieder aus den Tagen der Noth und der Erhebung Deutschlands. Wir wollen diese Anzeige nicht durch Proben aus dem reichen Vorrathe verlängern, auch nicht gegen Einzelnes Bedenken erheben, wozu es bei der Masse des Vorliegenden keines besondern kritischen Scharfsinns bedürfte. Was würde es auch dem Verf., der allem Vermuthen nach sein poetisches Vermächtniß hier niederlegt, was dem Leser, der bei so Vielem, was ihm zusagt, sich durch einzelne Flecken nicht stören lassen wird, frommen, wenn wir etwa Band 2, S. 114, Str. 3, eine unglückliche, das Verständniß störende Inversion, ebendaselbst S. 89 den Mangel eines versöhnenden Schlusses, S. 163 die Wunderlichkeit der Erfindung, oder S. 185 das unangenehme „Herbeigeloffen" und Anderes anderwärts rügten? Ueberdies dürfen wir es nicht verhehlen, daß, bei der überall angewandten sorgfältigsten Feile, selbst wer darauf ausginge, nur selten zu solchen blos formellen Ausstellungen Veranlassung finden würde. Fassen wir daher lieber unser Urtheil über den Verf. in ein Ganzes zusammen. Liebenswürdig als Dichter wie als Mensch, vereinigt er mit dem edelsten Streben nach Wahrheit und Schönheit im Leben und einem warmen Gefühle für alles menschlich Gute eine sittliche Ruhe, der der Flug einer höhern Begeisterung zwar fremd ist, die aber Allem, was er schreibt und dichtet, den Charakter sinniger Betrachtung aufdrückt und ihm eine Klarheit und Milde verleiht, die sich selbst dem Hassenswerthen und Verächtlichen gegenüber nicht verleugnet, sodaß sich das apostolische Bild des echten Bischofs (Tit. 1, 7) — wir möchten sagen, Zug für Zug — auch in den Gedichten des ehemaligen Bisthumsverwesers auf das Wohlthuendste abspiegelt. In einer ältern Dichteransicht erwachsen, durch Dichterlecture genährt, hat er sich von früh an gewöhnt, seine nicht über einen gewissen Kreis hinausgehenden Empfindungen in rhythmischen Formen festzuhalten und so, von sprachlicher Gewandtheit und einem feinen Sinne für das Gefällige unterstützt, einen Reichthum aufgespeichert, in dem, bis etwa unser Rückert seine Kammern aufthut, es so leicht kein deutscher lyrischer Dichter ihm gleich thun möchte. Neben solchen Vorzügen aber, um nichts zu verbergen, vermissen wir die freie bildende Kraft und die durchgehende poetische Anschauung, die wir nun einmal dem Dichter im vollsten Sinne des Wortes nicht erlassen können. Sollten wir den vorliegenden vier Bändchen ein Prognostikon stellen, so würde es etwa also lauten: des Dichters Freunde werden sie lieben und an ihrem Herzen tragen, wie den Mann, dessen inneres Leben sie zur Anschauung bringen; fromme, auf Klarheit in Wissen und Glauben gerichtete Gemüther werden, den verwandten Geist erkennend, lange noch mit Theilnahme und nicht ohne Erhebung seinen Sprüchen lauschen; die Weltkinder werden keine Kunde davon nehmen; die Chorführer des „jungen Deutschlands", die noch nichts haben, ihre Blöße zu decken, werden mit verhaltenem Aerger auf den hier ausgelegten Reichthum blicken; die Literaturgeschichte endlich, der zuletzt Alles anheimfällt, wenn sie den Sänger auch nicht grade zu den obersten Bänken in dem „sommo concistoro" der Geister beruft, wird ihm unter Denen, deren schönes Streben die Muse nicht unbelohnt gelassen, eine ehrende Stelle anweisen. 140.

Französische Journalistik.

(Beschluß aus Nr. 252.)

„La caricature." 30. Juli. Um 14 Tage verspätet. Seit der Explosion der Höllenmaschine auf dem Boulevard du temple hat man das Blatt sehr verfolgt; ein wenig zu arg trieben es die Herren allerdings zuweilen, allein, der kennt den Franzosen schlecht, der da glaubt, er lasse sich durch Possen und Farcen zum Morde antreiben. In dem neuen Gesetze wird ausdrücklich die Censur gegen alle Kupferstiche und Lithographien verlangt, dadurch würde denn freilich die „Caricature" zu Grunde gerichtet. Einstweilen führt sie eine sehr kühne Sprache. Der König ist zwar aus ihren Colonnen verschwunden, dagegen gibt sie die caricirten Bildnisse von Roderer, Semonville und Thiers als Robert Macaire. An Witz und Spaß ist unter solchen Umständen nicht zu denken; wir finden blos Protestationen gegen das neuerdings in Vorschlag gebrachte Preßgesetz, gewöhnlich loi infernale genannt.

„La mode", das kühnste, gröbste karlistische Blatt, zieht nun auch etwas die Krallen ein. Bekanntlich wird das Attentat auf Rechnung karlistischer Personnagen gesetzt; sogar sehr hohe Häupter werden von dem Verdachte erreicht. Auch „La mode" wagt es nicht mehr, dem Monarchen Grobheiten zu sagen; dafür nimmt sie das neue Preßgesetz arg mit, welches sie un infame complot nennt. Dann folgt die Erklärung der Lithographie, welche das Haus darstellt, aus welchem Fieschi auf den König gefeuert; es ist mit vielem Scharfsinn und höllischem Combinationsgeiste vom Mörder oder von den Mördern ausgewählt worden. Nach den Boulevards zu geht es auf den Jardin turc, grade da, wo die Reihe Bäume, womit die Boulevards besetzt sind, unterbrochen ist, sodaß der König und sein Gefolge dem Geschütze gänzlich bloßgegeben war.

„Le nouveau Conservateur", nach dem Vorbilde des „Conservateur", an welchem Chateaubriand während der Restauration arbeitete; als Motto führt das Journal folgende Worte: „La liberté par l'ordre, l'ordre par la monarchie, le monarche par les honnêtes gens"; das klingt recht ehrbar, ist aber höchst elastisch. Da läßt sich alles Mögliche hineindringen. Was ist dem „Conservateur" die Freiheit? was sind ihm die honnêtes gens? Die Heinrich V. zurückwünschen, die wie Chateaubriand zur Herzogin von Berri sprechen: „Madame, votre fils est mon roi." Gleich auf der ersten Seite steht: „De Henri V et de la légitimité"; der Aufsatz hat zum Zwecke, die Gerüchte, die sich über die schwächliche Gesundheit des Herzogs von Bordeaux verbreitet hatten, zu widerlegen. Da werden Briefe angeführt, die das Gegentheil darthun sollen, unter andern ein Schreiben von einem Hrn. Paul, ehemaligem Bischof von Strasburg. Da heißt es unter Anderm: „Sollte der Himmel diesem Prinzen einen so überlegenen Verstand, ein so edles Gemüth verliehen haben, um ihn im Exil, fern von Frankreich, fern vom Palaste seiner Vorfahren sterben zu lassen?" Die weisen und frommen Leute glauben es nicht; da sieht man's, was der „Conservateur" unter „honnêtes gens" versteht; da sieht man, warum die „honnêtes gens" so erbost auf das Preßgesetz sind, das ihnen verbietet, vor dem Könige und vor ganz Frankreich ihre Hoffnungen auf eine zweite Restauration laut auszusprechen. — Dann folgen Briefe aus Kalisch; diesen Schreiben zufolge bereiten sich große Dinge in Europa vor, und drei Frauen spielen die Hauptrolle in den politischen Combinationen, welche das aristokratische Europa wie mit einem Netze umzogen halten: die Fürstin von Oranien; die Fürstin von Beira, eine Frau von großen Fähigkeiten und festem Charakter; die Königin von England. Talleyrand befindet sich in steter Correspondenz mit dem Fürsten Metternich und soll vorhaben, nächstens eine Reise nach Wien zu machen; er soll ferner, als er die Leitung der Geschäfte fahren ließ, gesagt haben: „Le convoi commence; j'aime mieux être aux fenêtres et le voir passer que d'en faire partie." Vielleicht, setzt der „Conservateur" hinzu, geht er deshalb nach Kalisch, um sich ans Fenster zu legen und den Leichenzug vorübergehen zu sehen. Der literarische Theil, ohne welchen kein politisches Journal mehr bestehen kann, enthält eine Recension des neuen Dramas „Ango", welches in dem Theater der Porte St.-Martin aufgeführt wird; der Kritiker tadelt mit Recht die Verfasser, daß sie aus dem Könige Franz I. einen Feigling gemacht, der im Augenblick, wo er sich duelliren soll, in Ohnmacht fällt*); ferner Verse „A l'Espagne de 1835". Der Verfasser, Saint Valry, ruft den Biscayern und Basken zu:

Courage, amis, courage! et que Dieu vous assiste!
Et toi, prime envoyé pour la leçon des rois:
Montre-leur qu'un état ne perd jamais ses droits
Aidé d'un bien fort qui leur résiste.

„Le charivari." Die schönen Tage des „Charivari" und der „Caricature" sind vorbei. Nach dem Attentate vom 28. Juli wurden alle Caricaturen von den Bilderläden und Leseeabineten weggenommen; die „Caricature", welche regelmäßig aller acht Tage herauskam, erschien erst einmal in diesem Monate, und wir haben bereits den 15. August. Es wurde auf der Stelle von der Police in Beschlag genommen, obgleich über den König nichts darin war. Die Titelvignette des „Charivari" ist jetzt ganz unschuldig; der Magot de la Chine, der den König vorstellte, ist verschwunden, statt dessen sieht man Schmiede, Böttcher, einen Leiermann, einen Stößer und Trommler von der Nationalgarde, welche einen recht anmuthigen Charivari anstimmen. Uebrigens läßt sich das witzige Blatt nicht irre machen; die Epigramme und Späße gehen ihren Gang fort. Kaum waren die Caricaturen weggenommen worden, so sagte der „Charivari", Viennet getraue sich nicht nach Paris zu kommen, weil er gehört, man mache den Caricaturen den Krieg. Auf den 31. Juli war ein Numéro-monstre angezeigt, welches natürlicherweise nicht erscheinen durfte. Wir verloren schon die Hoffnung, diese Nummer je zu Gesicht zu bekommen; nun kündigt aber die Redaction das definitive Erscheinen derselben auf künftigen Montag an. Was wir von deren Inhalt wissen, läßt recht Ergötzliches erwarten. Jeder Buchstabe der Worte „Charivari monstre" stellt eine groteske Figur vor; dann kommen politische Gestalten, als Jaubert, auf dessen Antrag dem „Corsaire" und dem „Charivari" der Eingang zur Journalistenbühne in der Deputirtenkammer untersagt wurde, Viennet u. s. w. In der literarischen Abtheilung liegt ein dick- und rothwangiger homme de génie auf einem Ruhebette, zwischen einem Glase Champagner und einigen ungeheuern Octavbänden von meistens unbeschriebenem Papier; man liest blos zwischen einigen zwanzig Ausrufungszeichen die Worte Elle!!! Lui!!! Der Genius raucht eine Havanacigarre und läßt mit dem Dampfe die Worte ausströmen: „Oh! mon Aloïde! que dans mes longs cheveux, ta blanche main" — das ist die Literatur qui tient à la fois du Balzac, du Janin, du Sue et du grand Turc: littérature pimpante, papillonnante, buvante, mangeante, pâmante, odoriférante, orgiante, emberlificotante; die andere, die von Hugo, Dumas u. s. w., ist die littérature vitriollique, hyperbolique, hydrophobique, galvanique, amphigourique. Dann kommt ein Allopathe, er verordnet einer jungen Kranken 365 Blutegel. Der Homöopath behandelt einen Patienten, dessen rechte Wange geschwollen ist; similia similibus, sagt der Herr Doctor, „je vais vous donner une fluxion sur la joue gauche" und so ist das Gleichgewicht wiederhergestellt. Ferner Fashionables von Eisenblech, die mittels des Dampfes auf Dampfpferden reiten; die Pairskammer, die Deputirten, die Minister, der Mont Saint-Michel, die Julisonne bleich und ohne Strahlen, Policeriegeanten, Nationalgarden und Soldaten, die sich brüderlich umarmen, der Démon de la Doctrine, der mit seinem gewaltigen Löschhorn die Fackel der Presse auslöscht; die drei sogenannten hommes d'état des „Charivari", nämlich Louis Desnoyers, Albert Cler und Altaroche, geniale junge Köpfe, aber häßlich zum Entsetzen, — und doch meint der „Charivari", sie wären geschmeichelt. Nun kommt aber das Beste: den König dürfen sie nicht nennen und sie helfen sich also: „Vous y verrez en grand costume de charlatan, ayant à ses côtés sa tant bonne, tant estimable soeur (die Prinzessin Adelaïde), le grand Cimbellin, le célèbre commis Dupin: vous y verrez en un mot le gourmand Philippon des Philippons, le prince de la Caricature etc."; die Pointe besteht darin, daß Philippon der Director des „Charivari" ist, hier aber Ludwig Philipp damit gemeint wird.

„L'époque." Wir begegnen hier lauter unbekannten Namen. Wer hat je von Höfer, Juin u. X. m. gehört? indeß hat sich das Journal bis zum zweiten Band geschleppt, von welchem die vierte Serie vor uns liegt. Da finden wir Uebersetzungen aus dem Deutschen, die bald in keiner Zeitschrift mehr fehlen dürfen. Aber damit wär's genug, die andern Aufsätze verdienen keine weitere Erwähnung. Mit einigen Befremden haben wir Verse von Peyronnet hier gefunden; hier ein Pröbchen:

Qu'il soit fait un partage égal et légitime
Et que chacun y vienne à son tour convié;

*) Hr. Thiers hat die Vorstellungen dieses Stücks untersagt.

A l'oppresseur sa part, sa part à la victime,
Justice et gloire aux bons: justice et grâce au crime.

Das sind recht milde, christliche Gesinnungen, nur Schade, daß die Verse im Schlosse Ham geschrieben worden; so war auch Napoleon auf St.-Helena fast ein Jakobiner geworden. 19.

Sitten der Karaiben.

Obgleich die karaibische Rasse jetzt fast gänzlich von der Erde verschwunden ist, so ist es doch von einigem Interesse, Spuren der ehemaligen Gebräuche und Lebensweise dieses einst so zahlreichen Volksstammes aufzusuchen, der sich so unempfänglich und unfähig zeigte, die Gesittung, welche ihm die Europäer zu verschiedenen Zeiten aufdringen wollten, aufzunehmen.

Die Karaiben bewohnten die Antillen, von wo sie nach und nach durch die Feuergewehre und die überlegene Intelligenz der Weißen vertrieben wurden. Ihr letzter Zufluchtsort war die Insel St.-Vincent und von den dortigen Karaiben handeln eigentlich die folgenden Specialitäten. Jedermann kennt die platte Gesichtsform der Karaiben, ihre eingedrückte Stirn, die auf eine sehr tiefe Stufe der Intelligenz deutet. Man braucht einen Karaiben nur eine Minute lang ins Gesicht zu sehen, um das dumme, fast blödsinnige Erstaunen zu begreifen, welches diese von der Natur so sehr verwahrlosten Menschen beim ersten Anblicke der Weißen und der ungesehenen und ungehörten Gegenstände, welche diese mit sich führten, erfüllen mußte. Es gab fast nichts, was nicht ihren geistigen Horizont überstiegen hätte; denn jeder Gegenstand, dessen Ursache nur einen Zoll fern lag, war ihnen unbegreiflich. So hielten sie lange Zeit das Schießpulver für ein Samenkorn; sie baten es sich von den Weißen aus, steckten es in ihren Gärten in die Erde und erwarteten, daß daraus so ein Ding wie ein Kohlkopf hervorgehen würde. Es war ganz unmöglich ihnen die Bestandtheile einer Muskete begreiflich zu machen; selbst den einfachen Proceß des Ladens verstanden sie nie nachzumachen. Wenn man eine Kanone vor ihren Augen lud, deren Knall sie schon oft gehört hatten, wenn sie den Mann mit der brennenden Lunte hinzutreten und das Pulver entzünden sahen, so glaubten sie immer noch, daß Matrya, der Geist des Bösen, unsichtbar dabei stünde und das furchtbare Ding in Explosion setze. Sie waren noch einfältiger wie jene Amerikaner, die von den Spaniern zu Briefboten gebraucht wurden, welche nicht begreifen konnten, wie die Nachrichten, die sie selbst überbrachten, zu den Empfängern gelangten und meinten, die Briefe hätten Augen, Ohren, Mund und alle Sinne, und erzählten förmlich dem Adressaten ihren geschriebenen Inhalt. In diesem Glauben versteckte einst ein solcher genialer Bote seinen Brief unter einen Stein, aus Furcht, dieser möchte es dem Empfänger berichten, daß er unterwegs Melonen gestohlen hatte.

Die Karaiben zählen im eigentlichsten Sinne nach den Fingern, denn ihre Zahlenreihe erstreckt sich nicht über zehn. Es ist unmöglich, in ihren Kopf die Idee von einem allmächtigen und allgegenwärtigen Wesen zu bringen; wenn man ihnen zum Beweis für die Existenz Gottes die bewundernswürdige Ordnung der Welt anführt, so hören sie einen so lange an, als man reden will, und das ganze Schlußresultat ist, daß sie den Wunsch aussprechen: Ich möchte wol auch so reden können wie du. Daß die Sprache nur aus Begriffen und Gedanken besteht, davon haben sie keine Ahnung und halten sie für etwas ganz Aeußerliches. Man sagt in der Regel, es sei allen, auch den rohesten Völkern der Begriff von Gott oder einem höhern Wesen eingeboren; allein bei den Karaiben scheint dies nicht der Fall zu sein, denn bei ihnen ist es die Erde, die Alles hervorbringt; über diese sinnliche Wahrnehmung sind sie nicht hinauszubringen.

Ein Missionnair fand einst an einem Sonntag einen Karaiben arbeitend; er sagte ihm, daß Gott böse auf ihn sein würde, weil er den ihm geheiligten Tag entweihe. Der Karaibe erwiderte mit großem Ingrimm: „Ich kann deinen Gott, der, wie du sagst, Himmel und Erde erschaffen haben soll, nicht leiden, denn er hat es nicht regnen lassen, wenn es nöthig war, und hat mir meinen Maniac und meine Kartoffeln umkommen lassen. Jetzt will ich mich nun an ihm rächen und dafür alle Sonntage arbeiten.“ In solcher Einfalt liegt stets etwas Unwiderlegliches, und dies ist der hauptsächliche Punkt, der das Amt und den Unterricht Seitens der Missionnaire so außerordentlich schwierig macht. Ein anderer Wilder sagte: „Wenn Gott der Urheber des Donners ist, so muß er ein sehr böses Wesen sein, daß er die Menschen so erschrecken kann.“ Diese und ähnliche Anekdötchen beweisen die völlige Unfähigkeit der Karaiben zum eigentlichen Urtheilen. Das Christenthum vollends war ihnen etwas durchaus Unmittheilbares; sie waren nicht einmal bis zur Ehrfurcht vor demselben, als einer Religion, zu bringen. Es wurden zwar einige von den Missionnaires getauft, allein sie betrachteten ihre Taufe als nichts mehr denn eine Spielerei, als einen Spaß, den der weiße Mann sich mit ihnen gemacht habe.

An eine öffentliche Justiz war bei den Karaiben nie zu denken; Jeder erwiderte das ihm angethane Unrecht durch ein gleiches und hielt sich für herabgesetzt und unwürdig, wenn er nicht auf der Stelle Rache übte. Der Diebstahl kam nie unter ihnen vor, und wenn ihnen irgend etwas fehlte, so gaben sie es den Weißen schuld.

Die karaibischen Frauen beweisen eine außerordentliche Zärtlichkeit für ihre Kinder, und diese erstreckt sich nicht blos auf ihre eignen, sondern auch auf die Kinder ihrer Nachbaren, Freunde, Bekannten, besonders wenn diese abwesend oder in den Krieg gezogen sind. Ihre Pflege besteht aber eigentlich nur darin, daß sie die Kinder sich selbst und der Natur überlassen. Diese können in der Regel schon im sechsten Monate laufen, und man sieht unter ihnen nie Krüppel oder Misgestalten durch Geburt oder Verwahrlosung. Die Knaben, sobald sie anfingen stark zu werden, wurden in kriegerischen Uebungen unterrichtet; man lehrte sie mit dem Bogen schießen, Hunger, Durst und Ermüdung erdulden und bestärkte sie in einem furchtbaren Haß gegen ihre Feinde. Um sie zu tüchtigen Bogenschützen zu machen, bedienten sich die Lehrer, wie man sagt, eines Mittels, das auch bei den Balearen üblich gewesen sein soll. Man befestigte nämlich ihr Frühstück an einen Baumast, und die Hungerigen bekamen nicht eher zu essen, bis sie die Schnur durchschossen hatten, an welcher die Speise befestigt war. Je größer sie wurden und je mehr Fertigkeit sie erlangten, desto höher hing man ihnen den Brotkorb, und sie erlangten auf diese Art eine fast unglaubliche Geschicklichkeit.

Die Sprache der Karaiben enthält kein Wort, das etwas Uebersinnliches, Begriffliches bezeichnet; sie haben z. B. keinen Ausdruck für Verstand, Kraft, Willen, Erinnerung u. s. w. Farben kennen sie nur vier: weiß, schwarz, roth und gelb; auch hat ihre Sprache keinen Comparativ und Superlativ. Nur mit der äußersten Milde kann der Fremde etwas bei den Karaiben ausrichten; gegen die geringste Strenge beweisen sie sich hartnäckig, und es ist deshalb unter keinem Volke die Bemühung der Missionnaires so erschwert worden und so vergeblich gewesen, als bei den Karaiben. 150.

Literarische Notizen.

Cäsar Moreau gibt, unter Mitwirkung von Freimaurern aller Länder, „L'univers maçonnique. Revue trimestrielle“ heraus. Das erste Vierteljahrheft (März, April, Mai 5835) ist bereits erschienen.

Beyer hat eine „Défense de l'ordre social contre le carbonarisme moderne etc.“ mit einer Beurtheilung Lamennais' als Schriftsteller u. s. w. herausgegeben.

Der Baron de los Valles gab „Un chapitre de l'histoire de Charles V“ heraus. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 254. — 11. September 1835.

Reise zum Ararat. Unternommen in Begleitung der Herren Wassili Fedorow, Mar. Behaghele von Adlerskron, Julius Hahn und Karl Schiemann von Fr. Parrot. Zwei Theile. Mit vier Kupfertafeln, drei Steindrücken und einer Karte. Berlin, Haude und Spener. 1834. Gr. 8. 5 Thlr.

Ein großer Reichthum an Mythen, die zum Theil den ältesten der menschlichen Ueberlieferungen angehören, und unter einem kindlichen, darum aber nicht undichterischen Gewande manche werthvolle Kunde der Urzeit verhüllen, befindet sich im Besitze der Völker der östlichen Welt. Unendlich arm an solchen Sagen ist hingegen die westliche Halbkugel; für sie liegt die Vergangenheit farbelos da, denn kein Umstand erinnert den rohen Ureingeborenen, daß zahllose Generationen ihm vorausgingen, und eben deshalb begnügt er sich, den wilden Vorfahren gleich, unaufgeregt durch das Andenken an eine großartige Vorzeit und ohne Ahnung einer vielversprechenden Zukunft, in dumpfer Gleichgültigkeit ein unbedeutendes Dasein zu verträumen. Scharf, wie in vielen andern Beziehungen, sind auch durch jenen Umstand die Bewohner der zwei Erdhälften voneinander geschieden, und in ihm findet der so oft, wenn auch mit Unrecht, als inhuman angefochtene Glaube an eine von der Natur selbst ungleich vertheilte Culturfähigkeit der Völker eine nicht unwichtige Stütze. Von solchen Betrachtungen ausgehend, wird Niemand Menschenstämme hochstellen, die nur mit zwei Ausnahmen — dem Peruaner und dem Ureingeborenen des alten Anahuac — es auch in Jahrtausenden nicht zum Besitz irgend einer bedeutsamern Tradition zu bringen vermochten, und die in ihren so höchst seltenen Sagen, weit entfernt das dichterische Talent an den Tag zu legen, welches wol Ergebniß ihres schönen Himmels sein könnte, meistens nur eine große Verstandesschwäche verrathen. Wie ganz anders gestaltet sich aber Alles dieses, wenn wir den in Bezug auf Reichthum und Fruchtbarkeit seines Bodens weniger freigebig behandelten Orient betrachten! Je näher der einstigen Wiege der wiederentstandenen Menschheit, um so mehr nimmt die Zahl merkwürdiger Orte und der Ueberlieferungen zu, die sogar weit über das seit der letzten Erdzerstörung begonnene Zeitalter hinausreichen und, in den verschiedensten Ländern entstanden, Zeichen des verschiednen Ursprungs an sich tragen, allein unter allen Völkern sich gleichmäßig verbreiteten, von allen gleichgeehrt sind. Ehrwürdig vor allen ähnlichen Punkten ist der Ararat, jener merkwürdige Doppelberg, auf welchem nach siebenmonatlicher Schiffahrt einst Noah sich niederließ, jener vieltausendjährige Zeuge der größten Veränderungen, die, der Ebbe und Flut vergleichbar, auf die Menschheit wirken, und denen er selbst es zu verdanken hat, wenn er in Folge einer seltenen Anomalie zum südlichen Grenzpunkte des moskovitischen Reichs geworden ist. Kein menschlicher Fuß hatte seinen Gipfel wieder betreten, seit der gerettete Noah von ihm herabstieg; der Volksglaube hielt ihn durch jenes Ereigniß für geheiligt und sah ihn, als Eigenthum der höhern Macht, mit scheuem Aberglauben an. Furcht vor der Strafe, welche der Ersteigung folgen müßte, hielt den Bewohner der Umgegend vielleicht ebenso sehr von allen Versuchen zurück, als natürliche Indolenz und die verbreitete Meinung von der Unerreichbarkeit des Gipfels aus gewöhnlichern Gründen. Einem nordischen Physiker war zum Lohne einer nicht geringen Ausdauer die Ehre aufbehalten, der erste Ersteiger zu sein. Ehe wir jedoch auf die Schilderung jenes Zuges selbst eingehen und seine Resultate mittheilen, ist es vielleicht nicht ohne Interesse, über das Land einige Worte zu sagen, dessen äußerste Grenze der Ararat bezeichnet, eine ewig unverrückbare Grenzmarke, die aber den eroberungssüchtigen Nordländer nicht von seinen Versuchen, sich noch weiter südlich zu verbreiten, abhalten wird.

Jener Irrthum nordischer Menschen, bei der Nennung eines südlichen Landes stets an ein Paradies zu denken, welches die Phantasie auf das Ueppigste auszuschmücken sich bestrebt, hat auch in Bezug auf die transkaukasischen Provinzen Rußlands geherrscht und ist sogar zur Veranlassung zahlreicher Auswanderungen geworden. Nicht nur Parrot's Schilderungen, sondern auch die theilweise weit umständlichern Berichte seiner Vorgänger und Zeitgenossen beweisen, wie entfernt jenes Land von dem Ideale irdischer Herrlichkeit sei, das dorthin mit so vielem Unrecht verlegt wurde. Der blutgedüngte Boden Georgiens und Armeniens ist vielleicht kaum die Kosten werth, welche auf ihm die Erhaltung der russischen Herrschaft seit Jahren erfoderte, und in den politischen Verhältnissen der Nachbarländer liegt der Keim zu Kriegen, denen Rußland sich nicht immer entziehen kann, die ihm unverhältniß-

mäßigen Aufwand und große Menschenopfer abzwingen und im besten Falle zu der beschwerlichen Vermehrung des ungeheuern Reiches durch eine neuerobertе Provinz dienen, deren rohe Bewohner mit Widerwillen sich dem ungewohnten Zwange fremder oder besserer Sitte unterwerfen und bei erster Gelegenheit sich bewaffnet gegen die Sieger erheben. Nur zu wahr ist es, daß Alles, was die russische Regierung zur Verbesserung des Volks, zur Belebung der Industrie seit 30 Jahren dort gethan, nur geringen Erfolg gehabt habe; denn deutet der russische Reisende solche Dinge nur an, so erkannten französische und englische Berichterstatter nicht gleiche Rücksichten, und bewiesen der Welt, daß Transkaukasien, statt eine Perle im Diadem der Zare zu sein, nur als werthloses, oft wol sogar als ein nachtheiliges Besitzthum angesehen werden müsse. Sehr Vieles ist dort noch im Werden, oder im Stande der Unreifheit, nur wenige Vollkommenheiten aus der öffentlichen und häuslichen Einrichtung des gesitteten Europa ließen sich schnell auf den unvorbereiteten Boden verpflanzen, und der Einführung der meisten übrigen kann nur erst eine späte und versöhnende Zukunft hold sein. Wollte man das physische Gemälde jener Länder mit wenigen Zügen mehr andeuten als ausführen, so könnte man nicht umhin drei Regionen anzunehmen, die sich in wenigen Beziehungen ähnlich sind, allein wiederum eine jede so manchen Nachtheil erblicken lassen — gleichviel, ob natürliche oder durch die Art der Bewohner selbst herbeigeführte — daß man fast in Versuchung kommt, sie in ihrer Gesammtheit eben nicht für einen Landstrich zu erklären, den man aus eigner Wahl mit dem heimischen Norden vertauschen würde. Ein langer, aber nicht sehr breiter Gürtel, zieht der Kaukasus im Norden sich vom kaspischen zum schwarzen Meere, und die Wege, welche Georgien mit dem Nachbarlande verbinden, erreichen bei der Kreuzung des äußersten Rückens eine Höhe von 7500 par. Fuß über dem Meere. Diejenige Region dieses Gebirges, welche bis unfern der Schneegrenze sich über dem südlichen Abhange ausbreitet, bietet eigentlich allein den von der Natur begünstigten Strich Georgiens. Er ist zwar warm, allein er genießt eine mildere Temperatur als irgend ein anderer und erfreut sich einer üppigen Baumvegetation, also auch in unmittelbarer Folge einer reichen Bewässerung, und zwar zu einer Zeit, wo das mehr niedrige Land, von den schonungslosen Strahlen der Sonne versengt, das belebende Element fast ganz entbehrt. Wo das Gesetz oder die bewaffnete Macht Sicherheit verleiht, bestehen seit uralten Zeiten dort bedeutende Dörfer und ansehnliche Bergfesten, nur zu oft die Monumente eines Volks, welches sichtbar genug in mehren Beziehungen weit höher stand als seine heutigen Nachkommen. In dieser Region ist die Bevölkerung vorzugsweise angesammelt und der fruchtbare Boden veranlaßt diese zu einem in ihrem Vaterlande sonst eben nicht sehr gewöhnlichen Fleiße. Allein grade dort hausen jene Bergbewohner, die wild wie ihre Urväter nicht nur sich nie unterwarfen, auf ihre Freiheit eifersüchtig, zum Theil auch auf den Raub als vorzügliches Erhaltungsmittel angewiesen, im fortwährenden Kampfe mit den selten siegreichen Russen und den eignen Landsleuten sind, weil diese der fremden Herrschaft sich untergeordnet haben, und ebenso wortbrüchig als roh, nicht einmal die geschlossene Uebereinkunft länger beobachten, als Laune oder Vortheil zu rathen scheinen. Daher ist denn auch im schönsten Bezirke Transkaukasiens die russische Herrschaft nur sehr beschränkt; entlang der wenigen Heerstraßen dehnt sich eine Kette stark befestigter und garnisonirter Forts, und selten reicht die Unterwürfigkeit über den Bezirk der Kanonenschußweite hinüber. Gibt es doch in der Mitte der unterworfenen Provinz sogar noch ganz unbekannte Thäler (des Sundscha, eines Nebenflusses des Terek), in denen die Russen eben nur in ein paar Forts in halber Blockade sich fortwährend befinden, während selbst die große Handelsstraße nach Tiflis nicht von geträumten, sondern von so wirklichen Gefahren umringt ist, daß man an Orten dem Reisenden Bedeckungen von 250 Mann und selbst Kanonen geben muß. Wenn in der zweiten Region, derjenigen der hochgelegenen Thäler und Ebenen in größerer Entfernung von den Schluchten des Kaukasus, der unbezähmte Eingeborene weniger die Existenz des Reisenden oder des friedlichen Ansiedlers aus dem fernen Westen Europas bedroht, so entwickelt sich da im Klima manches Eigenthümliche, mit dem selbst lange Gewöhnung nicht immer aussöhnt und welches zum Theil von solcher Art ist, daß weder eine väterliche Regierung noch die Zukunft, auch bei besserer Bildung aller Volksclassen, es völlig zu beseitigen vermögen werden. Die große Hitze, die dem Menschen dort nicht selten wie aus einem Glühofen entgegenschlägt und die Ursache einer Menge höchst verderblicher galliger Krankheiten ist, besonders aber dadurch unerträglich wird, daß sie, auch des Nachts nur wenig vermindert, keine Erholung und keinen stärkenden Schlaf gestattet, vereint sich mit einer trostlosen Kahlheit und entschiedenem Mangel an aller Baumvegetation auf den Bergen, um eine Wasserarmuth hervorzurufen, welche in weiten Strecken allen Ackerbau verbietet. Nach einem kurzen Frühling verwandelt sich alles Gras in dürres Heu; ohne zur Nahrung für die Heerden besonders passend zu sein, gibt diese versengte Vegetation dem Lande ein sehr unerfreuliches, braunes Colorit. Ist doch selbst das Ansehen der wenigen einheimischen Bäume und Gesträuche ohne Reiz, denn schwachbelaubt, mit grauen oder haarigen Blättern und starren, knotigen Aesten, scheinen die meisten nur eine kränkliche Existenz zu haben. Bis an den Ararat erstrecken sich diese unangenehmen Flächen, nur da unterbrochen durch unansehnliche Dörfer, wo etwas Wasser sich vorfindet zum Behufe des Ackerbaues. Zwar wird ziemlich viel Wein in diesen Gegenden gebaut, allein kaum ist der Ertrag an europäischen Cerealien hinreichend für die Bewohner. Die Behausungen der Georgier tragen nichts dazu bei, um das düstere Ansehen dieser Landschaften zu erhöhen, denn, ganz von braunem Lehm erbaut, mit platten Dächern aus einem gleichen Material, sind sie in kurzen Entfernungen kaum von dem Erdboden unterscheidbar. In dieser Region liegt Tiflis, die Hauptstadt von Transkaukasien, das Thal des Kur und des

claſſiſchen Araxes. Mit der Erhebung in die Gebirge betritt man freilich beſſere Gegenden, z. B. dem ammuthigen Diſtrict von Kachetien; allein auch da herrſcht die Plage der Nachbarſchaft räuberiſcher Völker, die noch immer ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen verſtanden. Die dritte Region Transkaukaſiens begreift die von Tiflis weſtlich bis zum ſchwarzen Meer ſich erſtreckenden Provinzen von Mingrelien und Imereti. Zwiſchen dieſem Landſtriche und dem eigentlichen Georgien beſteht ein großer Gegenſatz der klimatiſchen Verhältniſſe; in dem einen die größte Hitze und Trockenheit, in dem andern eine außerordentliche Feuchtigkeit. Während Georgien kaum einen niedrigen Buſchwald beſitzt, iſt der größere Theil von Mingrelien mit ſehr üppigen und uralten Forſten bedeckt, deren Vegetation von der Kahlheit des nicht ſehr entfernten Tiflis gar ſehr abſticht. Großer Waſſerreichthum zeichnet Mingrelien aus und erleichtert in ihm jede Art von Ackerbau, beſonders aber die Cultur der Rebe, die nach Parrot's Meinung dort als wild angeſehen werden muß. Allein grade in jener befruchtenden Feuchtigkeit liegt der Grund der endemiſchen Wechſelfieber, welche dem waldbedeckten Mingrelien zu einem ſehr übeln Rufe verholfen haben. Daher iſt die Cultur des Bodens lange nicht ſo eifrig betrieben, als ſie es unter andern Umſtänden wol ſein könnte, und der Handel, den der Mangel an brauchbaren Seehäfen ohnehin ſehr erſchweren würde, iſt nur ein ſehr geringer. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir an dieſe Schilderung der phyſiſchen Beſchaffenheit Transkaukaſiens noch diejenige ſeiner Bewohner anhängen. Ziemlich große Uebereinſtimmung herrſcht in dieſer Beziehung in den Berichten aller neuern Reiſenden, und auch in Parrot's intereſſantem Werke findet ſich Beſtätigung eines Urtheils, welches dem Georgier zwar einen ebenſo kräftigen Körperbau als energiſchen Charakter zugeſteht, allein auch ſeine Indolenz, ſein langſames und unwilliges Fortſchreiten zum Beſſern und manche andere Züge nicht verſchweigt, welche als Folge der höchſt übeln Lage des ganzen, ſeit zwei Jahrtauſenden mit Perſern, Türken und wilden Kaukaſiern abwechſelnd im Kampfe begriffenen Volkes ſich entwickeln laſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Das Gelübde. Novelle von Heinrich Walch. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1835. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Wir können uns nicht entſchließen, über leichte Erfindungen der vorliegenden Art weit auszuholen; zwei Gründe halten uns beſonders davon zurück: einmal die Erfahrung, daß auf dem Wege kritiſcher Pſychagogie in Gegenſtände der Kunſtbeſtrebung meiſtens viel Dinge hineingetragen werden, die an ſich gar nicht in ihnen liegen, die den einfachen Genuß nur verwirren und zerſplittern, und an die endlich der Autor ſelbſt niemals dachte; zweitens aber die Ueberzeugung, daß Werke leichter Erfindung durch einen ſchwerfälligen Commentar ſtets in ihrem Werthe herabgedrückt werden. Wir könnten noch hinzufügen, daß dergleichen kritiſche Paraphraſen in der Regel von Niemand, als höchſtens von dem Autor ſelbſt, mit wirklichem Vergnügen geleſen werden. Alles dies gibt uns Grund, dergleichen Erſcheinungen mit einer kurzen Empfehlung oder einer noch kürzern Verwerfung abzuthun, nachdem die Gründe zu Beiden ſummariſch überblickt waren. So würde z. B. ein wortſeligerer Kritiker, als wir es ſind, bei der vorliegenden wohlerfundenen Novelle Gelegenheit genommen haben, die erzählten Ereigniſſe als eine höhere Lebensſchule zu würdigen; allein da wir der Meinung ſind, daß kein Kunſtwerk beſtehen könne, ohne Lehre und Bedeutung für das Leben, ohne ſeine Weisheit mit einem Worte, ſo gehen wir auf die Erörterung Deſſen, was der Verf. mit ſeiner Arbeit im Sinne gehabt habe, nicht weiter ein, ſondern ſind überzeugt, daß, indem wir dieſe als Kunſterzeugniß loben, ihr Werth als Lebenslehre implicite von uns mit ausgeſprochen ſei.

Die geſchickte Erfindung und Verknüpfung einer an ſich anziehenden Geſchichte mit einer Reihe von Volksſagen und Legenden aus den Harzgegenden, die durch die erzählte Begebenheit ſelbſt Leben, Bedeutung und Wirkung erhalten, war das Ziel und die Abſicht dieſes anziehenden Buches, deſſen Titel beinahe müßig zu nennen iſt, da er ſeine Erklärung erſt im Schlußcapitel empfängt. Local in Zeit und im Raume iſt gut gewählt: die Periode des ſiebenjährigen Krieges mit ihren Reſten von Freibeuterthum, Aberglauben, heimlicher Juſtiz, Mißhandlung geringerer Stände, feudaliſtiſchen Erinnerungen und Geſpenſterweſen iſt die letzte dem Romantiker günſtige Epoche, wenn er nicht unwillkürlich in die Erörterung der gegenwärtigen Weltzuſtände gerathen will. Der hubertsburger Friede ſchließt eine Zeit für ſich ab; die neuen Ideen ſchoſſen aus ihm wie aus unterirdiſcher Wurzel empor; was hinter ihm liegt, will mit andern Augen angeſehen ſein, als was diesſeits, uns näher, ſich ihm anreiht. Der Aberglaube, das Rauben und das Hexenweſen hat überdies ſeinen Sitz innerhalb deutſcher Grenzen ganz ſpeciell im Harzgebirge und beide Localien, die zeitliche wie die räumliche, ſind daher gut gewählt und, was mehr iſt, treu wiedergegeben.

Ein junger Reichsgraf, mit dem ſchleichenden Poſtwagen ſeligen Andenkens von Leipzig abreiſend, wie wir bald ahnen, zu irgend einem blutigen Rendezvous, geräth in die Gewalt des bekannten Räuberhauptmanns, der ſchwarze Sepp genannt, der im Volksglauben ſtich- und hiebfeſt, bereits gehängt, von Neuem an der Spitze einer mächtigen Verbindung, die Prudentenbrüder genannt, ſteht und ſich furchtbar macht.

Indem der Verf. uns durch eine Galerie von anziehenden Harzſagen führt, die mit großer Kunſt als Zwiſchenſpiele der Geſchichte ſelbſt eingewebt erſcheinen und für dieſe ſelbſt größere oder geringere Bedeutung haben, lernen wir den Räuber, der den Grafen in honetter Gefangenſchaft hält, und die Organiſation ſeiner Bande kennen. Dergleichen Bilder pflegen bald entweder widerwärtig oder monoton zu werden. Nicht ſo hier — auch der gebildete Geiſt freut ſich an dieſer originellen Vermiſchung düſterer Proſa mit heiterer Poeſie, an dieſer anregenden Schmelzung zwiſchen greifbarer Wirklichkeit und phantaſtiſchem Spuk, die uns immerhin in Zweifel läßt, ob das Ganze als Gemälde der Wirklichkeit, oder als ein Traum, eine guterfundene Geſpenſtergeſchichte zu verſtehen ſei. Dieſe Unſicherheit des Grundes und Bodens theilt der ganzen Erzählung einen dichteriſchen Reflex mit, der uns die Vermuthung aufnöthigt, die Bedeutung des Ganzen liege in einer noch höhern Sphäre, und ſowol Sepp's (Schwarzenſtein's) als des Grafen Geſchick ſei eigentlich eine poetiſche Abſpiegelung des Lebens ſelbſt. Als Löſung aller Räthſel findet ſich am Schluſſe, daß Graf Altheim-Ebernburg von dem Räuber eigentlich nur feſtgehalten wurde, um nicht eine in Ungeſtüm und Irrthum gegründete blutige Ausfederung verwirklichen zu können, zu der die etwas unglaubliche Aehnlichkeit ſeiner Braut mit ihrer Schweſter den Anlaß gab. Beide Schweſtern und ihr Führer, der alte Freiherr von Hochellingen, umringten und begegneten ihm als der geſpenſtige Förſter am Arnswalde mit ſeinen ſchönen Töchtern, in welcher Erfindung wir den poetiſchen Kern der ganzen Geſchichte finden dürfen. Hier iſt Werth und Neuheit, während die Sache mit dem Gelübde, mit der Aehnlichkeit der Zwillinge-

schwestern und manches Andere an Oftgelesenes, ja fast an Verbrauchtes erinnert.

Die Darstellung des Verf. bewegt sich in jener behaglichen Form, welche die Schüler Tieck's oder die Schüler Göthe's in zweiter Generation sich zum Muster nehmen.

Wir können diese etwas lässige, wortreiche, das Kräftige fast ängstlich vermeidende Stylweise nicht durchaus loben, wenn ihr durch die große Ruhe, die sie zeigt, gleichwol eine Art von Classicität zuerkannt werden muß. Das Classische wird am Ende alles Streits sich überhaupt nur als das Moderirte, Beherrschte, Bewältigte, kurz als eine rein negative Begrenzung ausweisen; und wir möchten doch auf das Positive nicht gern so gänzlich Verzicht leisten, als eine neuere Schule thut. Selbst die Verf. der „Liebesgeschichten", der „Zerrissenen" und des „Scipio Cicala", wol die fertigsten Muster dieses Styls, halten sich doch nicht immer von einer gewissen Trivialität des Ausdrucks frei, die bei mehr Feuer, mehr Hingerissenheit und größerer poetischer Entzückung, wie sie ihr Meister Tieck so oft kundgibt, vermieden werden würde. Doch wir müssen freilich gestehen, daß sie diesen Mangel durch eine große Kenntniß der Sprache, delicates Ohr und anmuthiges Colorit der Diction wieder gut machen. Eben dies thut unser Verf.

Abgesehen von der durchaus anziehenden Grundfabel in dieser Erzählung, machen die eingestreuten Volkssagen, Legenden und Mythen einen nicht geringen Reiz geltend. Die Sage vom Hirings-Hort scheint uns z. B. meisterhaft behandelt; die vom gespenstigen Förster ist fein und poetisch; dagegen ist die Criminalgeschichte im zweiten Band unglücklich in sich, übel in ihrer Behandlung und verkehrt in ihrer Wirkung. Eine auffallende Ungeschicklichkeit entschlüpft dem sonst so richtig fühlenden Verf. bei dieser Gelegenheit, indem er in einer sehr entbehrlichen Anmerkung diese Geschichte, die uns doch durch ihre factischen Verhältnisse anziehen soll, grabehin für eine reine Erfindung seines Geistes erklärt; was denn fast ebenso übel verfahren heißt, als wenn ein Faßbinder, um uns sein Gebinde zum Kauf zu empfehlen, uns versichern wollte, er habe den Boden recht kunstvoll durchlöchert. Diese unbegreifliche Verirrung macht die ganze Geschichte unerträglich, und wir bedauern, daß dem so achtbaren Verf. ein Freund fehlte, der ihn auf diesen wirklich seltsamen Fehler aufmerksam machte.

Doch, wir meinen genug zum Lobe eines Buches gesagt zu haben, das sich als eine angenehme Lecture Vielen empfehlen wird und dem die Kunst anmuthiger Gestaltung wirklich in einem hohen Grade beiwohnt, selbst wenn man ihm das höhere Verdienst „poetischer Zurückspiegelung des Lebens" abstreiten wollte. In dieser Voraussetzung selbst bliebe immer noch genug übrig, um den Verf. unserer Aufmerksamkeit werth zu finden, da er als Darsteller und als Stylist ein seltenes Talent und als Denker und Lehrer des Lebens nicht gewöhnliche Gaben zur Schau stellt. Will er uns verstatten, etwas an seiner Formgebung zu tadeln, etwas für die Zukunft zu wünschen, so wäre dies nur eine raschere Exposition, ein wenig mehr Glut der Sprache und ein kräftigerer Fortschritt der Handlung, wobei wir jedoch hoffen, daß er sich in der schönen und weisen Oekonomie der Effecte gleichbleiben werde. 52.

Lebensbeschreibung eines alten Seemannes, von ihm selbst und zunächst für seine Familie geschrieben. Altona 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein alter 80jähriger Seemann, der sich von den untersten Graden zum Capitain aufgeschwungen und in der Schule kaum Lesen und Schreiben lernte, erzählt seinen Enkeln seine Geschichte, um sie „in ihrem Glauben an Gottes Vorsehung zu stärken und ihnen seine Erfahrungen mitzutheilen". Der Literatur im Großen können solche Werke wol wenig nützen; aber wenn wir eine Literatur solcher Werke besäßen, so würde das Volk daraus eine recht heilsame und beglückende Bildung schöpfen können. Wahrhaft rührend ist es, wenn uns der alte Mann in seiner Vorrede sagt, wie und warum er das Buch geschrieben, daß er glaube, die Welt könne diese und jene Erbauung daraus schöpfen, wobei er Gellert citirt, und wie er dann schließt: „Und solltest du dich in Allem diesem getäuscht finden, lieber Leser, so denke, daß du mit dem Ankauf dieses Werks den Armen Gutes gethan hast, denn wahrlich, kein Schilling des Ueberschusses der Druckkosten soll in meine Tasche wandern, sondern Alles an eine Armenanstalt übergeben werden." Ergreifend ist es, in des Alten Lebenslauf zu sehen, wie der 12jährige Knabe schon für seine Familie arbeitet und erwirbt, wie der Jüngling die Schulden der Aeltern abbezahlt und seine kleinen Vettern erziehen läßt, wie der alte Mann es noch als Schmerz empfindet, daß die Wohlthaten des Glücks zu spät kamen, um seinem früh verstorbenen Vater ein ruhiges Alter zu bereiten und ihn vom holländisch-ostindischen Seedienst, dessen Opfer er wurde, loskaufen zu können.

Wenn wir die Genügsamkeit erblicken, mit welcher Leute dieses Schlages und aus dieser Zeit das Leben auffaßten, die Ergebenheit, die Arbeitsamkeit, den festen Willen, der eigentlich keine andern Freuden kennt, als die aus dem Ueberwinden der Schwierigkeiten entstehen, den Genuß, der dem Siege im Kampfe der Arbeit folgt, so dünkt uns eine Zeit, wo das Fieber des Genusses schwache Kräfte aufreibt, starke vom Wahnsinne zur Verzweiflung treibt, von der Verzweiflung zu Saturnalien der Schwelgerei, von jener durch Jahrhunderte getrennt, und es erscheint fast wie eine Unmöglichkeit, daß — nur ein Menschenalter zwischen ihnen liegt. Vielleicht gibt das der Hoffnung Raum, daß, wie ein Hineingerathen in die Strudel dieser Brandung näher lag, als man glaubte, auch der Ausweg näher ist, als wir jetzt vermuthen oder erwarten können.

Es ist gewiß eines der größten Grundgesetze des Daseins, daß dem Menschen inneres Glück nur durch Anstrengung und Uebung seiner Kraft zu Theil werden kann, und daß, wo er diese aufgibt, Verzweiflung und Unglück, selbst in den glücklichsten Verhältnissen, ihm nahe liegen. Es gibt keine Bestimmung, durch welche der Schöpfer die Selbständigkeit der menschlichen Natur mehr geehrt hätte.

Seeleuten ist dieses Werk wol besonders anzuempfehlen; sie werden hier manche praktische Belehrung finden, welche die Theorie der Wissenschaften übersehen muß. 189.

Literarische Notizen.

Laplace's „Voyage autour du monde par les mers de l'Inde et de Chine etc." ist jetzt mit dem vierten Bande, dem ein hydrographischer Atlas beigegeben, geschlossen.

„Le véritable duc de Normandie, ou réfutation de bien des impostures", von welchem Werke die erste Lieferung ausgegeben ist, wird aus vier Bänden bestehen.

Der unermüdliche Nachdrucker Baudry in Paris, der seine Buchhandlung bescheidenerweise eine „Librairie européenne" nennt, obgleich er außer Engländern, Italienern, Spaniern u. s. w. bereits Amerikaner nachdruckte, hat sich auch an dem „Edinburgh review" vergriffen, von dem er einen Nachdruck veranstaltet (Preis für den Jahrgang 15 Francs). Desgleichen von den „Selections from the Edinburg review" von Croff in sechs Bänden, die bei ihm nur 30 Francs kosten.

Von H. D. de Luynes erschienen „Etudes numismatiques sur quelques types relatifs au culte d'Hécate". 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 255. — 12. September 1835.

Reiſe zum Ararat. Unternommen in Begleitung der Herren Waſſili Fedorow, Max. Behaghele von Adlerskron, Julius Hahn und Karl Schiemann von Fr. Parrot. Zwei Theile.

(Beſchluß aus Nr. 254.)

Die eigentliche Veranlaſſung zu der Reiſe war der Wunſch, den Ararat zu beſteigen, geweſen, und es iſt daher kein Wunder, daß uns ein großer Theil des Buches von den deshalb gemachten, nicht gefahrloſen, aber zuletzt gelingenden Verſuchen des muthigen Phyſikers unterhält. Etſchmiadſin (2876′ ü. d. M.), das Rom der Armenier und das Centrum ihrer Hierarchie, war kurze Zeit der Sitz der Reiſenden, bis ein Zufall ſie mit einem andern Kloſter, St.-Jakob, am unmittelbaren Fuße des Berges gelegen, bekanntmachte. Nicht ohne Mühe gelang ihnen die Auffindung rüſtiger Begleiter, und überhaupt dürfte wol jeder Andere als ein von der ruſſiſchen Regierung beſonders empfohlener und unterſtützter Reiſende das Unternehmen unausführbar gefunden haben. Wundervoll und ergreifend ſcheint der Eindruck geweſen zu ſein, den der Anblick des heiligen Berges in ſo großer Nähe auf unſern Verfaſſer machte; ihm verdankte er vorzüglich den hohen Grad von Enthuſiasmus, der ſtets der Bürge größerer Thaten iſt und nicht fehlen darf, wo die widerſtrebenden Schwierigkeiten das gewöhnliche Maß überſchreiten. Drei Verſuche, den Gipfel zu erreichen, wurden gemacht, und nur der dritte gelang völlig, was vielleicht aber nicht der Fall geweſen ſein würde, hätte Parrot es nicht verſtanden, die auf den erſten Excurſionen geſammelten Erfahrungen wohl zu benutzen. Bei dem erſten Beſuche des Berges wurde ſchon die bedeutende Höhe von 14,550 par. Fuß erreicht und die tröſtliche Gewißheit erlangt, daß der Gipfel keineswegs völlig unerſteiglich ſei. Leicht hätte jedoch ein ſehr heftiger Sturz und das Herabrollen über einen Gletſcher dem Reiſenden und einem ſeiner Begleiter das Leben gekoſtet. Kaum wiederhergeſtellt von den nächſten Folgen dieſes Unglücks, unternahm Parrot einen neuen Zug nach der Spitze, jedoch dieſesmal von der mehr zugänglichen Nordweſtſeite. Man übernachtete in der Nähe der Schneegrenze (13,484 par. F.) und legte am folgenden Tage einen weiten Weg über vergletſcherte Schneefelder und Abhänge zurück, an denen nur durch Einhauen von Stufen fortzukommen war. Auf einer kleinen Ebene errichtete man (15,183 par. F.) ein hölzernes Kreuz mit einer Inſchrift zur Ehre des damals in Transkaukaſien commandirenden General Paskewitſch. Allein ſo nahe dem Ziele das muthige Häufchen ſich auch befand, geboten doch viele Umſtände, beſonders aber die Unmöglichkeit, auf jenen ungaſtlichen Höhen die Nacht zuzubringen, eine ſchleunige Umkehr, und wiederum nahm das kleine Kloſter St.-Jakob (6000 par. F.) die ſehr der Ruhe Bedürftigen in ſeine ſtillen Mauern auf. Nach dem Verfluſſe einer Woche trat man den Weg zum dritten Male, und zwar beſonders wohlvorbereitet an. Das erſte Nachtlager war wiederum zunächſt der Schneegrenze, der nächſte Morgen führte über ſehr beſchwerliche Gletſcher, und um drei Uhr Nachmittags des 27. Sept. 1829 hatte der Reiſende den Triumph, ſich auf dem Gipfel des Ararat (16,254 par. F.) zu ſehen, ohne Zweifel als der erſte Sterbliche, der ſeit Noah's Zeiten ihn betrat. Der Ararat ſcheint in der Urzeit ein ſehr thätiger Vulkan geweſen zu ſein, denn ſeine ganze Oberfläche beſteht aus Lavamaſſen, trachytiſchem Geſtein und Schlacken, welche theilweiſe in Geſtalt langer Gräthen die Gletſcherfelder überragen und durchziehen. Der Gipfel iſt faſt 3000 par. F. hinab mit nie ſchmelzendem Schnee bedeckt; allein bei allen dieſem iſt die Lufttemperatur auf dem Berge überhaupt keine ſehr niedrige. Die außerordentlich große Hitze in den pflanzenloſen Thälern am Fuße wird ſo reflectirt, die nackte Südſeite des Ararat ſelbſt iſt ſo ſehr der Einwirkung directer Sonnenſtrahlen ausgeſetzt, er liegt ſo vereinzelt in der Mitte eines ziemlich ebenen Landes, daß die nähern Luftſchichten bis zu dem Grade erwärmt werden, daß noch gegen Ende Septembers (alten St.) das Queckſilber des Nachts bei 13,000 par. F. ü. d. M. kaum auf den Gefrierpunkt gefallen zu ſein ſcheint. Die Flora des Ararat iſt daher ziemlich reich, dürfte jedoch kaum von jener der höchſten Spitzen des Kaukaſus verſchieden zu achten ſein. Von der Arche, die nach dem Glauben der Armenier ſich auf dem Gipfel unverſehrt befinden ſoll, entdeckten natürlich die Reiſenden keine Spur; jedoch glauben ſie, daß grade keine phyſiſche Unmöglichkeit ihrer Erhaltung ſeit der Flut unter der Eisdecke des Gletſchers entgegengeſtanden, und daß ſie alſo wol vorhanden ſein könne. Die Ehre, auf dem Gipfel des Ararat geſtanden zu haben, iſt Hrn. Parrot ſchon in dem erſten Jahre nach ſeiner Rückkehr

streitig gemacht worden, und eine Menge von Actenstücken, um die Anklage einer Mystification zu widerlegen, finden sich im vorliegenden Buche abgedruckt. Die ganze Sache ist am Ende nicht von Belang genug, um einen heftigen Streit entschuldigen zu können; indessen möchten wir es immer noch für natürlicher erklären, daß Parrot, an seiner Ehre auf das Empfindlichste angegriffen, die Begebenheit sehr ernst nimmt, als daß der Angreifende einen besondern Beruf fühlen sollte, seine aufgestellte Meinung durchaus durchzuführen. So muß man als ganz Unparteiischer urtheilen, der sich nicht einmal erlaubt über den Punkt, ob der Ararat denn wirklich bis zum äußersten Gipfel erstiegen worden sei, eine Meinung auszusprechen. Der ganze Streit kann höchstens um 1000 Fuß willen geführt werden, denn nur um so viel tiefer als der Gipfel ist der Ort, wo bei der ersten Ersteigung allen Aussagen nach das Kreuz zurückgelassen wurde. Es scheint beinahe, als ob bei einer so unbedeutenden Differenz es sich nicht der Mühe verlohnt haben sollte, auch im Falle guter Beweisführung, den Angriff zu unternehmen. Am 27. October gelang ungeachtet der späten Jahreszeit noch die Ersteigung des kleinen Ararat, einer vom Hauptberge wenig (5844 Toisen) entfernten, gleichfalls vulkanischen Kuppe, welche jedoch schon oft erreicht worden war und um 3970 par. F. niedriger als der große Ararat, also 12,284 par. F. ü. d. M. gefunden wurde. Nach einer zweiten Kreuzung des Kaukasus unter starker militairischer Bedeckung erreichte der Reisende, über Astrachan, nach einjähriger Abwesenheit, im März 1830 seinen Wohnort Dorpat. In Bezug auf Physik scheinen während jener Expedition die meisten Versuche gemacht worden zu sein, denn der zweite Band des Buches ist allein mit ihren Resultaten erfüllt. Man fühlt einen verzeihlichen Stolz auf das Wissen unserer Zeit, wenn man die Schilderung der mühsamen Experimente liest, die ein Nordeuropäer am Fuße und selbst auf dem Scheitel jenes ehrwürdigen Berges machte, der, durch eine höchst merkwürdige Sage geheiligt, vor tausend andern unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt und dadurch keineswegs an poetischem Interesse verliert, daß ein kühner Mann ihn zum Gegenstande der nüchternen Forschung erhob, welche wir bei unserer gegenwärtigen Civilisation und unsern Kenntnissen nothwendig jeder andern Art der Untersuchung und Beschreibung vorziehen müssen. 164.

Ludwig Wachler's biographische Aufsätze. Leipzig, Barth. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr. *)

Göthe erkennt es als die Hauptaufgabe eines Biographen, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, wiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt. Eine solche Aufgabe ist allerdings nicht leicht, die Lösung derselben setzt nicht gewöhnliche Fähigkeiten voraus, wenn die Biographie auf länger als ein Jahrzehnd hin Werth behalten soll, wenn sie namentlich der Nachwelt noch zur Betrachtung und Belehrung dienen soll. Unsere neuere Literatur kann an Umfang nichts aufweisen, was der Göthe'schen Selbstbiographie zu vergleichen wäre, aus der uns ein so reiches Leben in den verschiedensten Farben entgegenglänzt, sodaß wir ihre Nichtvollendung als eine wahre Calamität für unsere Literatur zu betrachten geneigt sind. Da es nun aber nicht einem Jeden gegeben ist, über sein eignes, so hochbegabtes, durch Zeit und Umstände gehobenes Leben berichten zu können, so müssen alle Beiträge zu Biographien denkwürdiger Zeitgenossen, die auf irgend eine Weise für Staat, Kirche oder Literatur thätig gewesen sind und sich ein ehrenvolles Andenken bei der Nachwelt verdient haben, dem willkommen sein, der die Geschichte seiner Zeit nicht blos aus Zeitungen und Hülfsbüchern sich zusammenträgt. Denn das ist überhaupt ein trostloses Unternehmen, das recht eigentlich zu der Meinung verführt, man stehe à la hauteur du siècle, während man doch eigentlich nichts thut, als den Theorien der Tagesschwätzer und Journalisten nachzusprechen, deren Gebäude meist auf Sand gebaut ist und einmal schnell über Nacht zusammenstürzen kann. Jene errichten sich ohne langes Bedenken ein neues luftiges Haus, aber die Getäuschten, besonders wenn sie nicht leichtfertige Franzosen sind, wissen sich nicht zu finden, da ihnen der Anhalt fehlt, den ein stilles, bürgerliches Leben bietet, und sie sich der Meinung zu sehr hingegeben haben, als könne nur in glänzender Rede, nur auf Tribunen und in Kammern das Wohl des Ganzen befördert werden.

Diese Bemerkung drängte sich unwillkürlich uns auf, als wir in der genannten Wachler'schen Schrift die Biographien von fünf Männern fanden, die in einer stillen Wirksamkeit, fern von dem öffentlichen Treiben, das Glück und die Beruhigung ihres Lebens gefunden hatten, die sehr zufrieden mit ihrem Wirkungskreise waren und sich allgemeine Liebe und Achtung erworben hatten. Alle fünf waren Professoren auf deutschen Universitäten: Curtius lehrte Geschichte in Marburg, Weis die Rechte ebendaselbst, Münscher die Theologie, Förstenau war Lehrer der Philosophie in Minden, Passow hatte unter ihnen den ausgebreitetsten Wirkungskreis als Professor der Philologie zu Breslau. Alle hat Hr. Wachler näher gekannt, sie waren seine Lehrer, seine Freunde, sein College Passow sein geliebter Schwiegersohn. Um so lieber hat er ihnen ein Ehrendenkmal nach ihrem Tode errichtet in aufrichtiger Achtung, getreu der Wahrheit und ohne in den panegyristischen Styl gewöhnlicher Universitätsmemorien zu verfallen. Uebrigens brauchen wir zu ihrem Lobe oder zum Preise der sinnigen Darstellung und der kräftigen Sprache, in der sich Milde so schön mit Ernst paart, weiter nichts hinzuzusetzen. Denn jeder Leser, der eine Schrift von Wachler zur Hand nimmt, weiß, daß er nur Belehrung aus den Worten des ehrwürdigen Veteranen schöpfen kann. Um so dankbarer müssen wir Jüngern ihm sein, daß er dem Beispiele eines Heeren und Jacobs folgt und uns ein köstliches Denkmal seiner Gesinnung, die alles Edle und Große umfaßt, in einer Sammlung derjenigen Schriften hinterlassen will die zwar an Umfang hinter seinen literarhistorischen Arbeiten weit zurückstehen, aber ihres innern Gehaltes wegen so wenig als jene verdienen vergessen zu werden. Und das ist um so nothwendiger, da mehre von ihnen in Zeitschriften niedergelegt wurden, die theils eingegangen sind, theils nur noch in großen Bibliotheken aufgefunden werden können.

Wir wenden uns noch einmal zu den deutschen Universitätsgelehrten, deren Biographien im „Nekrologe der Deutschen", in den „Hessischen Denkwürdigkeiten", in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung", in den „Theologischen Nachrichten" und in den „Schlesischen Provinzialblättern" gestanden haben. Jo. Mich. Conr. Curtius (geb. am 18. Aug. 1724, gest. am 22. Aug. 1802) schildert uns Hr. Wachler einen Mann, der von frühester Jugend an und bis zu dem äußersten Ziele menschlicher Wirksamkeit rastlos und ohne Unterbrechung den Kreis seiner Berufspflichten gewissenhaft und für den ihn umgebenden

*) Auch mit dem Titel: Ludwig Wachler's vermischte Schriften. Erster Theil.

Theil der Menschheit anerkannt wohlthätig ausfüllte und mit innerm Schmerz es beklagte, nicht noch in den letzten Augenblicken, wo er der Welt angehörte, nützen und handeln zu können. Karl Gottfried Fürstenau (geb. am 24. Nov. 1734, gest. am 25. Jan. 1803) wird als ein Musterbild praktischer Weisheit, inniger Religiosität, treuer Berufserfüllung und patriarchalischer Einfachheit, wie sie selten bei Universitätsgelehrten wahrgenommen wird, dargestellt. Philipp Friedrich Weis (geb. am 15. April 1766, gest. am 23. Nov. 1808) war von ganzem Herzen Professor und wollte nichts Anderes sein, selbst nicht einmal Schriftsteller in ausgedehnterer Beziehung, wozu es ihm weder an Geist, an Geschmack oder an vielumfassendem literarischen Interesse fehlte. Diese drei Männer waren Professoren aus der frühern Zeit, wie sie jetzt wol auf deutschen Universitäten selten gefunden werden. Solche wollten blos für ihre Akademie leben, vom Verkehr mit Beamten und Staatsmännern hielten sie sich entfernt, Landesangelegenheiten blieben ihnen meist fremd, eher noch beschäftigten sie die politischen Ereignisse außer ihrem Vaterlande, daher blieben sie auch nicht frei von Einseitigkeit, die theils aus gelehrtem Stolze, theils aus einem gewissen Schlendrian hervorging. Aber die edlere, liebenswürdige Seite der Universitätsgelehrten aus dem vorigen Jahrhundert hat Herr Wachler in den genannten Biographien geschildert. Mehr gehörte Wilhelm Münscher (geb. am 11. März 1766, gest. am 28 Juli 1814) der neuern Zeit an. In ihm zeichnet uns der Verf. das Bild eines gelehrten, geistvollen Lehrers, eines väterlichen Freundes der Studirenden, eines geachteten Schriftstellers, aber auch eines musterhaften Geschäftsmannes und thätigen Reformators im Schul- und Kirchenwesen. Wie tief auch immer Wachler über Franz Passow's allgemein beklagten Tod (am 11. März 1833) erschüttert war, so trägt doch seine Darstellung einen durchaus objectiven Charakter. Wir haben diese Andeutungen über des Verstorbenen edle Selbständigkeit, sein reines und edles Gemüth, seine Abneigung gegen die Lüge, seine ebenso vielseitige als geschmackvolle Gelehrsamkeit mit dem größten Interesse gelesen und glauben im Namen Vieler den Wunsch aussprechen zu dürfen, daß Wachler mit der auch hier wieder (S. 331) verheißenen ausführlichern und genauern Darstellung nicht zu lange zögern möge.

Von andern deutschen Gelehrten ist noch Joh. Balthas. Schuppius' Biographie (aus Ebert's „Ueberlieferungen") wiederabgedruckt, und der Verf. hat mit Recht durch dieselbe gestrebt, das Andenken an einen Mann zu erneuern, der in dem stürmischen Zeitalter des dreißigjährigen Krieges (er war im J. 1610 geboren) ein tapferer Sprecher für das evangelische Heiligthum der Menschheit und ein entschlossener Arbeiter an echtchristlicher Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes geworden war. Ein anderer Aufsatz enthält die Biographie eines ruhmwürdigen Mannes, der, wenn auch nicht durch Geburt, doch durch Bildung und Leben zu den deutschen Gelehrten gerechnet werden muß, nämlich Johannes v. Müller's. Der in der „Philomathie" zuerst gedruckte Aufsatz erscheint hier unverändert; denn Hr. Wachler hat seinen frühern Grundsatz beibehalten, daß das Ganze als Thatsache der Zeit angehört, in welcher es sein Dasein empfing, und daß es daher so bleiben müsse, wie es wurde und wie es war. Der Aufsatz gehört unstreitig zu den bedeutendsten der ganzen Sammlung.

Nach den Deutschen nennen wir die biographischen Aufsätze über die Ausländer, welche sich in dem vorliegenden Bande befinden, über J. J. Rousseau und über die beiden Franzosen Paul Louis Courier und J. H. Bernardin de St.-Pierre. Der letztere ist der einzige neu hinzugekommene. Ueber Rousseau hatte Hr. Wachler zuerst im J. 1812 in der „Philomathie" Bruchstücke bekannt gemacht, die vor zwei Jahren von ihm neu überarbeitet sind. Diese „Bruchstücke" (wie er sie selbst genannt hat) werden jetzt, wo Rousseau's Leben und Schicksale für Viele immer unbekannter werden, sein Name aber fortwährend und oft in Beziehungen, die ihm durchaus fremd waren, genannt wird, eine sehr passende Lecture sein. Hr. Wachler hat nichts verdeckt oder verschleiert, Rousseau's eigne Schriften bilden einen Hauptbestandtheil der Schilderung, in der sich die Zeit, in welcher Rousseau lebte, auf eine so deutliche Weise abspiegelt, daß wir in dieser Durchsichtigkeit des Aufsatzes eine ganz besondere Kunst des Biographen anzuerkennen uns gedrungen fühlen. Einen Auszug aus demselben können wir hier nicht geben. Ueber P. L. Courier hat der Verf. zuerst 1829 in Raumer's „Historischem Taschenbuche" gesprochen und den Aufsatz für den gegenwärtigen Zweck wiederum überarbeitet. Auf S. 269—271 ist die berüchtigte Geschichte mit dem Tintenfleck, durch den Courier eine Handschrift des Longus in der Laurentiana zu Florenz unersetzlich verunstaltet haben soll, nach einem Briefe Courier's in seinen „Denkwürdigkeiten" erzählt. Daraus geht hervor, daß Wachler die Handlung blos Courier's Unvorsichtigkeit zuschreibt, nicht aber an eine absichtliche Entstellung glaubt. Ref. theilt diese Ansicht, die er vor mehren Jahren an einem andern Orte ausführlicher bewiesen zu haben glaubt. Indeß früher schon Blume in seinem „Iter Italicum", Th. II, S. 34, und später Osann in der „Allgemeinen Schulzeitung", 1831, Nr. 71, sprechen gegen dieselbe und beschuldigen Courier dieser unerhörten Schändlichkeit. Hr. Wachler ist auf diese Erörterungen, die ihm wol nicht fremd geblieben sind, nicht eingegangen, und bleibt so die Sache noch immer unentschieden. Aber die Nachforschungen über Courier's plötzlichen Tod am 10. März 1825 sind doch nicht so erfolglos geblieben, als Hr. Wachler auf S. 292 angibt; denn nach öffentlichen Nachrichten (z. B. in der „Preuß. Staatszeit.", 1829, Nr. 353, 354, und 1830, Nr. 173) waren seine Mörder entdeckt und einer derselben eingeständlich ein gewisser Fremont. Der Mord selbst war blos ein Werk ihrer Privatrache und hatte keine politischen Zwecke.

Zwischen dem Leben Rousseau's und dem Leben Courier's steht das von Bernardin de St.-Pierre in der Mitte. Dadurch hat Hr. Wachler die vorbereitende Zeit der französischen Revolution in Rousseau's Biographie, die Revolution selbst in Bernardin's Leben und das Kaiserreich sowie die Restauration in Courier's Lebensabrisse seinen Lesern vor die Augen gestellt und jene drei Zeiten in drei ihrer bedeutendsten Persönlichkeiten sehr zweckmäßig nebeneinander gehalten. St.-Pierre, der berühmte Verfasser von „Paul und Virginie", war es zuerst wegen des bunten Wechsels seiner romantisch-abenteuerlichen Schicksale werth, daß ihn Hr. Wachler zum Gegenstande einer besondern Biographie (die sich an die von L. Aimé-Martin anschließt) machte, dann aber auch, weil sein Leben als ein treues Abbild der Denkart, Stimmung und Richtung des Gelehrtenstandes in Frankreich gelten kann. Der Verf. führt seine Leser dann zuerst in St.-Pierre's Jugend- und Erziehungsgeschichte, dann in das Jesuitencollegium zu Caen, darauf zu seinem Eintritt in das militairische Leben. Nach kurzem Kriegsdienste zieht ihn (1762) Katharina II. Ruf nach Rußland, wo er sonderbare Schicksale besteht, darauf in Polen, Wien und Dresden verweilt und 1766 wieder in Frankreich anlangt. Hier wird er beim Seewesen angestellt, geht als Ingenieur nach Isle de France, von wo er nach drei Jahren nach Paris zurückkehrt und sich an die Encyklopädisten anschließt. Jetzt tritt er als Schriftsteller auf und erhält bald eine außerordentliche Popularität. Die Blutgerichte der Revolution verschonen ihn, doch verliert er seine Stelle eines Aufsehers des botanischen Gartens und wird erst 1794 zum Professor der Moral, 1795 zum Mitgliede des Nationalinstituts ernannt. Als solches erhielt er 1798 den Auftrag, über die zur Beantwortung der Frage: welche Einrichtungen die angemessensten seien, um die Sittlichkeit eines Volkes zu begründen, eingegangenen Preisschriften Bericht zu erstatten. St.-Pierre konnte die Beantwortungen nicht billigen, und in der Absicht, seine Zeitgenossen zu richtigern und tröstlichen Vorstellungen zurückzurufen, schloß er sein Gutachten mit einem Erguß höherer Eingebung über die menschenbeglückenden Segnungen des Evangeliums. Der Auftritt, welcher bei dieser Gelegenheit

hattsund, ist für jene Zeit zu charakteristisch, als daß wir ihn nicht mit den Worten des Hrn. Berf. (S. 155 fg.) mittheilen sollten.

„Die sorgfältige Wahrung der Preisschriften wurde von den Mitgliedern des Instituts ziemlich ruhig angesehen; aber bei den ersten Worten der feyaglichen Erklärung seiner ertheilten Gnadenlize erhob sich ein wichtiges Bedenken von allen Seiten. Einige verbrühten sich mit der Frage, wo und in welcher Gestalt er Gott gesehen habe? Andere äußerten Unwillen über seine leichtsinnige Absicht, die Gesellschaft um ihre Belohnung zu ertrauen. Auf Gegenreden folgten grobe Beleidigungen; sein Alter wurde ihm zum Vorwurfe gemacht, er wurde schmachhaft und abergläubisch gescholten, überdies mit der Auflösung auf einer Versammlung, wenn Mitglied zu sein er sich unwürdig gemacht habe; die Todheit wurde so weit getrieben, daß man ihn zum Zweikampf herausforderte, um ihm mit dem Degen in der Hand zu beweisen, daß es keinen Gott gebe. Vergebens versuchte er, in dieser wilden Verwirrung das Wort zu gewinnen, Niemand wollte ihn hören, und die Zwölfe Tumult rief in vollem Laufe: Ich schweige, es ist Zeit und verlange, daß in diesem Kreise der Name desselben nie ausgesprochen werden darf! St. Pierre verzichtete für den Augenblick auf Vertheidigung seines Berichtes und erwiderte diesen neuen Gegner mit kaltes Ruhe: Eure Meister Mirabeau würde erröthet sein über die Worte, welche soeben ausgesprochen worden sind. Ohne eine Antwort abzuwarten, entfernte er sich, und in der Versammlung wurde die Berathschlagung fortgesetzt, nicht darüber, ob ein Gott sei, sondern ob sie erlauben wolle, seinen Namen auszusprechen. St. Pierre ging in das Bibliothekzimmer zurück und entwarf hier auf der Stelle einen Aufsatz, der als Muster der Beredtsamkeit rührender Milde und erhabener Kraft gelten kann. Als er in den Versammlungssaal wiedereintrat, verwunderten sich seine Gollegen nicht wenig über die unerwartete Erscheinung; mit ruhiger Fassung nahm er seinen vorigen Sitz ein, bat um das Wort und richtete nun vom Rednerm seine Worte an die Versammlung."

Aber auch der neue Zuruf verhallte unbeachtet. Bernardin St. Pierre, damals ein 65jähriger Mann, zog sich dann von den öffentlichen Angelegenheiten ganz zurück und lebte in ruhiger Abgeschiedenheit, geachtet von Napoleon und seinen Brüdern bis zu seinem Tode, der am 21. Januar 1814 erfolgte.

Wir wünschen, recht bald zur Besprechung eines neuen Theiles der Wachter'schen „Vermischten Schriften" in d. Bl. Gelegenheit zu erhalten. 14.

Schulpforta. In einem Fragmente dargestellt von C. F. von Wachsmuth. Nebst einem Berichte über Schulpforta vom Staatsrath Cousin. Braunschweig, Vieweg. 1835. 8.

Die zahlreichen Fürstenschulen sind preiswürdige Lehranstalten, welche kurz nach der Reformation an die Stelle aufgehobener Klöster traten und, da diese Länder bei den Veränderungen des Zeitgeistes zurückblieben, an ihrer Statt die Pflege der Wissenschaften, besonders der philologischen, sich zum unwandelbaren Ziele machten. Der fürstliche Ursprung hat hier länger als in andern Lehranstalten, unter manchen Ansechtungen fortgedauert und eine abgeschlossene Lebensweise bewirkt, ohne daß dadurch der Studienbrauf gehindert wäre; ja, es ist nicht zu verkennen, daß der Ruhm der Verbreitung und Bewahrung der klassischen, besonders römischen und griechischen Literatur, dessen sich Pforta erfreut, mit der in sich abgeschlossenen, nur auf sich selbst gerechneten Verfassung des Instituts zusammenhängt. Der neuerlich oft lautgewordene Vorwurf, ob es wol zu rechte fertigen sei, sechs der schönsten Jugendjahre (so lange dauert der eigentliche Lehrcursus), den gemöhnlichen Lebensverhältnissen entrissen, ausschließlich den Studien zweier todten Sprachen hinzugeben? hat eine Vermittelung eingeleitet, deren gerühmte Vorsicht für die Erhaltung und Wirksamkeit der Anstalt keine Besorgniß erweckt, und so stellen sich mit ihren gründlichen Sprachstudien die Fürstenschulen einer Menge getheilter Bildungsanstalten, welche es auf täuschende Vielseitigkeit abgesehen zu haben scheinen, entgegen zur Verherrlichung des Namens nordeutscher Gesichtsamkeit.

Schulpforta hat an Schmidt und Krabt treffliche geschichtliche Berichterstatter gefunden, neben welchen hier Hr. v. B. sich anmaßungslos gestellt hat. Er hat des innern Lebens des kleinen Schulstaats aufhellt, frisch und frei in der Anlage, nicht ohne kleine Abschweifungen, bei denen bald Ironie, bald harmlose Weltweisheit das Wort nimmt, dessen ernste Bedeutung nicht weit zu suchen ist. In den ersten Seiten der Vorrede gedenkt der Verf. des hochverdienten A. G. Lange, welcher als Professor in Schulpforta so segensreich wirkte, und widmet dem Andenken des geistlichen Vaters sich selbst und sein Buch.

Nach S. 2 sollte man fürchten, Hr. v. B. sei von einer feindseligen Stimmung gegen das Institut befangen, denn er sagt hier: „Ich gehöre einmal zu denen, die an keinem öffentlichen Amte gelangen konnten; ob durch eigne Schuld oder durch die Schuld der obersten Staatsbehörden, der Herren Ministern und Geheimräthe, mag hier unentschieden bleiben. Sie gaben mir, weil ich ihnen verhaßt war und mit Schmeichelei sie nicht überhäufte, keine Anstellung; es ist schon oft vorgekommen, daß sind ja längst schon fehr fein." Dann können sie freilich nicht verbindlicher und müssen das Benehmen Kabale der Verzweiflung auf sich laden lassen.

Bloßer Cousin'scher Bericht über Schulpforta an den Minister Montalivet ist schon anderweitig im Originale und in der Uebersetzung bekannt und kann von Oberschülerchen, welche nur bei der innern Form verweilt, festgelesen werden. 25.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeines Bücher-Lexikon

oder

alphabetisches Verzeichniss

aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise u. von

Wilhelm Heinsius.

Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von

Otto August Schulz.

Erste Lieferung. Bogen 1—10.

Abaelardi — Bibliotheca.

Gr. 4. Geh. 20 Gr.

Die ersten sieben Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikons" von Wilhelm Heinsius (gr. 4, 1812—29) kosteten früher 87 Thaler, sind aber jetzt zu dem ermäßigten Preise von zwanzig Thalern zu beziehen.

Leipzig, im August 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 256. —— 13. September 1835.

Ueber neuere Philoſophie.

1. Entdeckungen über die Entdeckungen unſerer neueſten Philoſophen. Ein Panorama in fünftehalb Acten mit einem Nachſpiel. Von magis amica veritas. Bremen, Geisler. 1835. Gr. 8. 8 Gr.
2. Schelling und Hegel. Oder die neueſte Philoſophie im Vernichtungskriege mit ſich ſelbſt begriffen. Ein Beitrag zur Geſchichte der Philoſophie des 19. Jahrhunderts. Vom Prof. Krug. Leipzig, Kollmann. 1835. Gr. 8. 8 Gr.
3. Schelling, Hegel, Couſin und Krug. Erörterungen auf dem Gebiete der Philoſophie, von G. O. Marbach. Leipzig, Wigand. 1835. Gr. 8. 8 Gr.
4. Ueber das Verhältniß der Philoſophie zum geſunden Menſchenverſtande, zur öffentlichen Meinung und zum Leben ſelbſt, mit beſonderer Hinſicht auf Hegel. Noch ein Beitrag zur Geſchichte der Philoſophie des 19. Jahrhunderts vom Prof. Krug. Leipzig, Köhler. 1835. Gr. 8. 10 Gr.

Kein Leben ohne Kampf! Von der erſten geheimnißvollen Regung deſſelben in dem Spiel der mechaniſchen und chemiſchen Kräfte bis zum Menſchen hinauf: Alles Ein ununterbrochener, in den mannichfaltigſten Formen ſich offenbarender Antagonismus der Kräfte, welcher auch noch da vorhanden iſt, wo ſich deſſen geheimnißvolles Triebwerk unſern Blicken entzieht. Dies erkannte ſchon einer der älteſten griechiſchen Naturphiloſophen, der tiefdenkende Herakliť, indem er lehrte: Nicht das Sein, das einfache, ſich ſelbſt gleiche, ruhige Beſtehen, iſt das Wahre, ſondern das Werden, das Sichentäußern in entgegengeſetzten Beſtimmungen, wodurch Alles wie in einem reißenden Strome fortgetrieben wird, oder wie ein Bogen, der von einem ewig thätigen Schützen jetzt geſpannt durch das Abſchnellen einen Augenblick zur Ruhe gelangt, um ſogleich wieder geſpannt zu werden, ſodaß Zeus ſein Spiel in der Welt zu treiben ſcheine. Ihm entging aber noch die tiefere Bedeutung dieſes Kampfes für das Geiſterreich. Nicht nur das phyſiſche Leben des Einzelnen iſt ein unausgeſetzter Kampf, ſondern auch das moraliſche, und derſelbe wiederholt ſich in weitern Kreiſen in der Geſellſchaft und in dem Staatsleben. Von der Wiſſenſchaft iſt er ganz unzertrennlich, und er muß in ihr am ſtärkſten da hervortreten, wo entweder die Wiſſenſchaft ſelbſt noch gar nicht zur Feſtigkeit gelangt iſt, oder wo ſich in ihr noch mehre, wenn nicht unauflösliche, doch ſchwer zu löſende Probleme finden, oder endlich, wo die Individualität des Strebenden beſonders in Betracht kommt und ſich geltend macht. Deshalb wird in der Mathematik am wenigſten geſtritten, in den Naturwiſſenſchaften meiſtens erſt da, wo es darauf ankommt, aus der Vergleichung der Thatſachen durch Schlüſſe die Theorie zu gewinnen und die fehlenden Mittelglieder durch Hypotheſen zu ergänzen, ſowie in der Geſchichte und Philologie da, wo entweder gar keine zuverläſſigen Quellen vorhanden ſind oder die Ausſagen der Zeugen nicht zuſammenſtimmen. In der Philoſophie ſind alle dieſe Urſachen zugleich vorhanden. Die Philoſophen ſind noch nicht einmal über die Grundlage und die Principien ihrer Wiſſenſchaft, man darf wol ſagen, im Klaren, viel weniger einig. Während Einige die Philoſophie auf den geſunden Menſchenverſtand gründen wollen, ſprechen Andere demſelben alles Stimmrecht ab und behaupten, die philoſophiſche Weltanſchauung ſei das Widerſpiel der gemeinen des geſunden Menſchenverſtandes, ja ein Dritter will uns ſogar überreden, unſer ganzes Innere ſei voll von Widerſprüchen und das Ich des Selbſtbewußtſeins ſei völlig ungereimt. Der Kopf der einen Geſtalt iſt der Fuß der andern, was dieſer in die Putzzimmer ſtellt, das wirft der andere in die Rumpelkammer, und das eine Syſtem erſcheint oft als die Caricatur und Perſiflage des andern. Unaufgelöſte Räthſel bleiben in jedem, worüber ſich Niemand täuſchen kann, der ſich nicht durch hochtrabende Formeln und eine zuverſichtliche Sprache imponiren läßt und es verſucht, durch die glänzende Außenſeite ins Innere zu dringen. Dazu kommt, daß in der Philoſophie für den jedesmaligen Standpunkt zur Weltbeſchauung die Perſon ſo bedeutend iſt, damit aber die Gefahr eintritt, das Individuelle unvermerkt dem Allgemeinen unterzuſchieben und für einen Ausſpruch der Einen ewigen Vernunft zu halten, was nur die ſehr beſchränkte Anſicht Einzelner iſt. Deshalb wird ſich Niemand wundern, den alten Bruderzwiſt, in welchen die Philoſophie ſchon in ihrer Kindheit verwickelt wurde, bis auf den heutigen Tag fortgeſponnen zu ſehen, und warum die Menſchenkennerin Sphinx ſich noch immer nicht ins Meer ſtürzen will.

Bereits schien der Kampf zwar nicht beendigt oder ausgeglichen, aber doch nachzulassen aus Ermattung der Streitenden, und siehe auf einmal entzündet er sich durch die Hegel'sche Schule aufs Neue und droht hitziger zu werden als je. Sein oder Nichtsein, rufen Viele mit Hamlet aus, das ist jetzt die Frage. Noch stehen sich die Parteien viel zu schroff einander gegenüber, als daß vor der Hand an eine Annäherung zu denken wäre; indessen sind doch einige Punkte bemerkbar, welche die Hoffnung derselben unterhalten. Die Sinnigern und weniger Befangenen von der Hegel'schen Schule gestehen, das System könne in der Form, wie sie der Meister seinem Werke gegeben, nicht wohl bestehen; diese sei zu abstrus, zu starr, zu sehr blos auf das Allgemeine, den logischen Begriff gerichtet und bedürfe der Belebung durch die Persönlichkeit und die gemüthlichen und religiösen Momente; und die Gegner ihrerseits wollen am System nicht Alles verwerfen, sie betrachten es als eine der interessantesten und lehrreichsten Erscheinungen der neuern Zeit, als einen nothwendigen Durchgangspunkt der Wissenschaft und als eins der kräftigsten Mittel zur Erregung philosophischer Forschung. Erwarten wir auch hier das Beste von der Zeit und richten wir unsern Blick auf die Art und Weise, wie sich dieser Streit in vorliegenden Schriften gestaltet.

Die Schrift Nr. 1: „Entdeckungen über Entdeckungen u. s. w.", wie man sagt, von einem berühmten rationalistischen Theologen, der einst mit Schelling in Jena lebte, ist eigentlich vornehmlich gegen Schelling gerichtet und nebenbei gegen Hegel. Sie ist nicht frei von Persönlichkeiten, welches Verfahren im Vorworte durch die Grundsätze entschuldigt werden soll:

Von Personen muß die Rede sein, weil die Sachen nur durch Personen erscheinen. Schriftsteller und Lehrer sind in Ansehung der Wissenschaft öffentliche Personen. Das, wodurch ihre Person öffentlich schadet, kann nicht ohne Schaden für das Oeffentliche geschont werden. Die Person diene der Sache. Durch den Werth der Sache stehe oder falle die Person in ihrer öffentlichen Erscheinung.

Dieses Princip hat etwas Sophistisches, indem man durch dasselbe sich für berechtigt halten kann, die ganze Persönlichkeit eines Schriftstellers oder Lehrers vor das Publicum zu ziehen und den Menschen in ihm schonungslos anzugreifen: welcher Versuchung der Verf. denn auch nicht ganz widerstanden ist. Im ersten Acte des Panoramas wird die Schelling'sche Ich-Philosophie in ihrer Originalität geschildert:

Der würtembergische Magister Schelling erschien unter den Erleuchtern des lichtsuchenden Deutschlands zuerst durch eine Flugschrift: „Vom Ich, als Princip der Philosophie", 1795, einem insgeheim abgerissenen Ableger von dem originell kräftigen Ich bin Ich Fichte's; er wollte aber seinen echt originellen Erzeuger nicht durch laute dankbare Anerkennung seines verheimlichten Ursprungs in Verlegenheit setzen.

Diese Bemerkung ist hämisch. Hätte Schelling an Fichte einen literarischen Diebstahl begehen wollen, so würde er jene Schrift, da er Fichte's beide Schriften: a) „Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre" (Weimar 1794), und b) „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre", unstreitig kannte, nicht „Vom Ich" überschrieben und nicht in demselben und im folgenden Jahre die „Briefe über den Dogmatismus und Kriticismus", sowie die „Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre", für das „Philosophische Journal" von Fichte und Niethammer ausgearbeitet haben. Auch zeigt die Vergleichung dieser Jugendschriften Schelling's, welche einem 20jährigen Jünglinge zur größten Ehre gereichen und einen großen Beruf zur Wissenschaft beurkunden, mit der „Wissenschaftslehre" Fichte's schon etwas Eigenthümliches, den Keim eines neuen umfassendern Systems. So wird z. B. die Causalität des unendlichen Ichs als absolute Macht gefaßt, sodaß selbst das Moralgesetz nur in Beziehung auf ein höheres Gesetz des Seins, das im Gegensatz gegen das Gesetz der Freiheit Naturgesetz heißen kann, Sinn und Bedeutung erhalte. Ihm kommt nur das Sein in aller Zeit, kein Sollen zu. Zugleich wird schon hier eine Hinneigung zu Spinoza sichtbar. Daß aber Fichte'n selbst unbekannt blieb, wohin dies führen würde, war wol natürlich. Im zweiten Act sehen wir Schelling's Originalität im Ideal-Realismus. Nach Prof. Bardili. Dieser beklagte sich in einem Schreiben an Reinhold über einen Diebstahl, den Schelling an ihm begangen, aber der Tod verhinderte ihn, sich darüber öffentlich auszusprechen. Unser Verf. zweifelt gar nicht an der Richtigkeit des Factums, ohne sich die Mühe gegeben zu haben, beide Systeme miteinander zu vergleichen. Eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Bardili's erster Logik und Schelling's System läßt sich nicht leugnen, sowie man auch die erste gewiß als Vorläuferin der Hegel'schen Logik ansehen kann; allein Schelling hat dieselbe Aufgabe weit genialer concipirt und viel feuriger und kräftiger ausgeführt als Bardili. Daher war auch der Erfolg ganz verschieden. Bardili's trockenes und langweiliges Werk vermochte außer Reinhold'en, und auch diesen nur auf kurze Zeit, Niemanden zu elektrisiren; er wußte mit jener Idee nichts anzufangen, während Schelling sich eine große Zahl begeisterter Schüler gewann und den Impuls zu vielen geistreichen Forschungen gab. Sehr boshaft sind daher die beiden folgenden Bemerkungen des Verf., Cap. 12:

Schelling ist ein Glückskind, das zu benutzen versteht, was Glück und Unverstand für ihn gethan haben. Der überlebende Schakal, sagt der indische Aesop, Pilpai, gilt mehr als der todte Löwe. — Und: Schelling kann, weil er jetzt sein System nicht zu vollenden sucht, unmöglich wahrhaft an sich selbst geglaubt haben; es kann ihm mit der Wahrheit nie rechter Ernst gewesen sein.

Woher weiß dies der Verf., wenn er nicht ein Herzenskündiger ist? War die Begeisterung in Schelling's frühern Schriften erlogen? Gesetzt, Schelling erkenne jetzt das Irrige seines frühern Systems, wollen wir ihn deshalb verdammen? Wäre das nicht vielmehr ganz natürlich? Sollte z. B. ein berühmter Theolog seine frühern natürlichen Erklärungen der N. Test. Wunder, welche damals von Jena aus so vieles Aufsehen erregten, jetzt nicht als voreilig und irrig erkennen? Sollte er nicht z. B. die Erklärung der Verwandlung des Wassers in Wein durch heimliche Einmischung eines Weinpulvers,

ähnlich dem Punsch- und Limonadenpulver, wodurch Christus als ein verschmitzter Taschenspieler erscheint, jetzt als eine ganz unwürdige, an einem christlichen Religionslehrer unverzeihliche gänzlich verwerfen? Schlimm, wenn dies nicht der Fall wäre!

Der dritte Act des Dramas schildert Schelling's Undank und Arroganz gegen Fichte. Der Verf. mag sich drehen und wenden wie er will, es wird ihm nicht gelingen, Schelling die Naturphilosophie zu entreißen. Diese ist sein Werk, wovon sich bei Fichte nicht einmal der Gedanke findet. Trat Schelling gegen Fichte derb auf, so hatte es dieser zum Theil selbst verschuldet, indem er sich in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" und den gleichzeitigen Vorlesungen mit großer Härte über Schelling äußerte und demselben in der Philosophie kaum das Mitreden gestatten wollte, während doch Fichte zu einer Umgestaltung der Wissenschaftslehre offenbar mit durch die Schelling'sche Naturphilosophie veranlaßt worden war. Als Intermezzo tritt im vierten Acte Hegel auf, welcher in seiner Dissertation: „De orbitis planetarum" (Jena 1801), dem Planeten zwischen Mars und Jupiter sich zu manifestiren speculativ verbietet, während schon den 1. Jan. 1801 Piazzi in Palermo die Ceres und später Olbers die Pallas und Vesta, Harding die Juno entdeckten. Allerdings ein komischer Misgriff, sowie die damals von Hegel vertheidigten Theses paradox und wunderlich genug sind, gleichsam neuholländische Geistesproducte einer fast verkehrten Weltanschauung. Endlich im fünften Acte wagt es Schelling, vom Ideenraub gegen Fichte, Hegel, Kapp und Cousin träumend, als der letzte und erste Philosoph, Deutschland seine langverschlossenen Mystificationen zur allgemeinen Prüfung anzubieten. Das gute Vernehmen zwischen Schelling und Hegel wurde durch Hegel's „Phänomenologie des Geistes" (Bamberg) für immer gestört. Schelling vergab es ihm nie, daß er seinen eignen Weg gehen wollte. Bei Lebzeiten Hegel's wagte es jedoch Schelling nicht, gegen ihn aufzutreten; jetzt erst, nach dem Hingange dieses großen Rivalen, faßt er Muth, auf den beiden Grabhügeln Fichte's und Hegel's sich mit beiden Füßen einstampfend, die große, letzte, d. h. allerletzte Umgestaltung der Philosophie so anzukündigen, daß mit Einem Schlage Frankreich und Deutschland zugleich davon erschallen sollten. Eine Veranlassung, Hegel höhnisch auf die Seite zu schieben, sich selbst aber als den Alles vollendenden Philosophen Deutschlands und Europas auf der großen Schaubühne voranzustellen, gab sich durch Cousin's Schrift „Ueber französische und deutsche Philosophie" (a. d. Franz. von Beckers, mit einer Vorrede von Schelling, Stuttg. 1834). Hier wird Hegel ein später Gekommener genannt, den die Natur zu einem neuen Wolfianismus für unsere Zeit prädestinirt zu haben scheint, und sein ganzes System für eine bloße Episode in der Geschichte der neuern Philosophie erklärt, zugleich aber die wahre, letzte und abschließende Philosophie nochmals verheißen. Indessen, noch ehe dieser letzte Act ausgespielt hat, tritt Hermann Fichte, der Sohn, in der „Allgemeinen Literaturzeitung" auf mit der Notiz:

Das Ei, worüber der große Denker zu München so lange gebrütet und das nun endlich die Henne laut gackernd verkündige, habe er längst nach einer ganz andern Methode mit dem vom Vater hinterlassenen Zauberstäbchen columbisch auf die Spitze gestellt. Er spricht ganz keck davon, was Er an seinem Theile noch zu leisten gedenke im Zusammenwirken der jüngern philosophischen Zeitgenossen, mit denen in verwandtem Geiste zu philosophiren er bekenne. Es kann nicht fehlen. Das voreilige Neu-Fichte'sche Nachspiel wird entweder bald in ein neues Lustspiel zwischen dem alten und dem neuen Erfinder der Absolutistik sich verwandeln, oder wird von Jenem die geschlossene Orakelkapelle ganz und für immer geschlossen werden. Das Letzte wäre wol das Klügste, dann könnte doch der Meister durch symbolisches Deuten, was Alles hinter dem Vorhange des Pythagoras, wenn er nur wollte, hervorbrechen könnte, sich wenigstens bei den Gläubigen bei Ehren erhalten.

Auch uns scheint dies das Klügste zu sein. Wir fürchten, die productive Kraft Schelling's habe sich in der Jugend erschöpft, und er werde jetzt einen schweren Stand haben, wenn er sein früheres System und dessen Methode nicht ganz aufgeben will. Fügt aber unser Verf. am Schlusse der kleinen Schrift in Beziehung auf Hermann Fichte's prophetenartigen Umgang mit Gott als dem höchsten Individuum hinzu: „Oder sollte es am Ende so weit gekommen sein, daß die müßige mystische Zeitgenossenschaft, ohne von Justus-Kerner'schen Spukgeistern besessen zu sein, sich einen individuellen, d. i. einen das Wesentliche mit Zufälligkeiten verbindenden Gott im absoluten Phantasieraum vorzaubern ließe", so möchte man fragen: welchen Gott denn der christliche Religionslehrer annimmt, wenn nicht einen persönlichen, d. h. einen von der Welt, seinem Geschöpf unterschiedenen und sich selbst unterscheidenden? und ob etwa der Gott Spinoza's derjenige sei, welcher ein religiöses Gemüth ganz befriedigen könne?

(Die Fortsetzung folgt.)

Der gegenwärtige Roman.

Eine Stimme aus Frankreich.

In der Periode zwischen dem 16. und 19 Jahrhunderte, oder, um es mit dem Objecte zu bezeichnen, zwischen „Pantagruel" und der „Neuen Heloise", tritt der französische Roman vor der sogenannten classischen Literatur bedeutend in den Schatten und nimmt nur eine sehr untergeordnete, sogar verachtete Stellung ein. Aristoteles hatte seine Existenz nicht vorausgesehen, und da in Betreff seiner mithin nichts stipulirt war, so war auch kein Raum für ihn übriggeblieben. Das 17. Jahrhundert, das sich ganz nach der (nach seiner) Antike modelte, wandte auf Dasjenige kein großes Estime, was ihm nicht im Voraus durch den Beifall von Rom und Athen verbürgt war. Der Roman, insofern er nicht seine legitime Abkunft von Xenophon's „Cyropädie" oder von dem „Goldenen Esel" des Apulejus, der Lafontaine zu dem anmuthigen Märchen der „Amours de Psyché" Veranlassung gegeben, oder wenigstens von „Theagenes und Chariklea", woraus Racine den Stoff und Titel seiner ersten Tragödie schöpfte, ableiten konnte, ward als Bastard angesehen, und es war, als ob er wegen seiner Existenz bei den alten Perückenkritikern hätte um Verzeihung bitten müssen. Selbst das Gewand, womit, für ihre Zeit klug genug, Mlle. Scudéry, d'Urfé und Calprenède den Roman bekleideten, behagte nicht, und aller Orten mußte sich's der Verstoßene in den Bart sagen lassen, er sei nicht von der Familie. Selbst Boileau sagte ihm dies, und was Boileau sagte, dagegen konnte der arme Roman nichts

machen. Er mußte also resigniren und fing nun an, in Erwartung einer zukünftigen Zeit der Vergeltung, für seinen Unterhalt zu arbeiten, aber auch nur für diesen, denn von Ruhm und Ehre war bei ihm keine Rede.

Rousseau war der Erste, der den französischen Roman auf einmal zu Ehren brachte und ihn auch sogleich auf eine solche Höhe hob, daß ihm nichts zu wünschen übrigblieb. Wie ein Blitz war nun der Parvenu von Courtisans und Anbetern umgeben, und seitdem ist auf Unkosten aller andern Kinder der Poesie sein Hofstaat über die Gebühr gewachsen. Melpemene, Erato, Thalia, Polyhymnia, diese einst so stolzen Königinnen alle haben daran glauben müssen, und der Roman, den man ehedem keiner Muse würdig hielt, ward nun zum König der Literatur. Gegenwärtig ist der Roman Hans in allen Gassen. Er antwortet auf Alles, er hat sich Alles, was auf Erden kreucht und fleucht, assimilirt. Alles kommt vom Roman und Alles geht wieder zum Roman. In den Künsten, in der Wissenschaft, in der Religion, in Politik und Moral gibt es keine Frage, kein Problem, auf die er nicht eingegangen wäre und das er nicht auf seine Weise gelöst hätte..... In einem Zeitalter wie das unserige, wo Alles entwurzelt ist, wo Alles läuft, rennt, fliegt, stürmt, ohne Aufenthalt, ohne hinter sich oder um sich zu schauen, einem Jahrhunderte, wo der Tag nur eine Stunde, die Stunde nur eine Minute hat, wo die Gegenwart fast keine Stelle mehr zwischen der Vergangenheit und Zukunft hat, wo die Geschichte mit keuchendem Athem den Schritten der Menschen folgt, ihren Thaten, ihren Gedanken, um sie gleichsam noch lebendig und mit klopfendem Herzen in ihre Katakomben hinabzuschlingen, wo Andere, die kaum erst aufgetaucht sind, schon ein gleiches Schicksal haben, in einer solchen Zeit läßt sich dies erklären. Eine Epoche, die nur der Wahlplatz eines ganz ungeheuern Kampfes und Schlachtgetümmels ist, hat nicht Zeit dazu, nach ihren Verwundeten zu fragen, um zu sehen, ob vielleicht noch einiges Leben in ihnen ist. Ueber ihre Leiber eilt sie dahin, mehr kann man nicht sagen. Mitten in diesen Strudel geworfen, wird man sich bei einem Werke von Geschmack, von lange dauernder Arbeit aufhalten? Wird man nach Ideen suchen, die vielleicht, mühsam gefunden, schon der nächste, drängende Strudel über den Haufen wirft? Die literarischen Producte des 17. Jahrhunderts machten die Bedingung der Dauer, unsere Epoche dagegen kennt keine andere Bedingung als die des augenblicklichen Erfolgs. Unsere Bücher, wenigstens die Romane, sind nicht gemacht, um studirt, geprüft, sondern nur um verschlungen zu werden. Ist wol noch unter uns Raum für jenen geistigen Sensualismus, man könnte auch sagen: Epikuräismus, der sich unter unsern Vätern fand, welche ein literarisches Banquet vereinigte, zu welchem sie ganz Europa einluden, wo sie in unaussprechlicher Ruhe, Zufriedenheit und Selbstvergessenheit zusammensaßen, wählten, sonderten, prüften und nach allen Seiten hin genossen? Für sie war ein Buch eine substantielle und köstliche Speise, die auch gekostet sein wollte, und gut zubereitet, geschmeckt und gezüngelt, wie man an einem köstlichen Weine nippt; für uns ist ein Buch nichts mehr, als die Luft, die uns umgibt, die wir einathmen, sei sie gut oder schlecht, und welche bei jedem Aufathmen der keuchenden Lungen neu ersetzt werden muß. Dieser Function vermag einzig der Roman zu entsprechen, ein leichtes, gefälliges, dünnleibiges (es gibt aber auch dickleibige Romane, die man nicht so leicht hinunterschluckt) Büchlein; er hat sein Niveau anstatt jener alten, zierlichen Hierarchie, welche ehedem die Literatur bestimmte, untergeschoben und in seine ungeheure Einheit alle jene kleinen Föderal-Unitäten, welche man die „genres" nannte, hinabgeschlungen. Er kann, um uns zu fesseln, alle Töne anstimmen, alle Saiten des Herzens schwingen machen, aller Fantasien sich bemächtigen, jeder Spur des Geistes folgen, mit einem Worte die Stufenleiter aller unserer geistigen Vermögen durchlaufen, ohne zu befürchten, daß er sich bei jeder Stufe an eine Schranke stoße oder vor dem qui vive! einer aufmerksamen Schildwache zurückpralle. Bei einer solchen Gewandtheit und Geschicklichkeit, sich auszudehnen und größer und mächtiger zu werden, würde es befremden, wenn er nicht auch das Talent besäße, excentrisch-liebenswürdig und in seinen Tendenzen außerordentlich zu sein. Auch kann man fast sagen, daß die Zeitgeschichte sich nirgend lebendiger und completer vorfindet als in dem Roman. Kaum daß die Zeitungen eine solche Fülle von Daten und Eigennamen aufzuweisen haben. Alle Gedanken, alle Leidenschaften, alle Inspirationen, alle Kämpfe, alle Convulsionen der Zeitepoche haben in ihm ihren Eindruck hinterlassen, sowie die von dem Ufer zurückgebrandete Meerflut auf dem Sande der Dünen ihre Wellen zeichnet.

Wir haben keine Literatur mehr, das ist wahr. Die Literatur, wie man Gelegenheit hat, es zu bemerken, ist ein Luxus; wir heutzutage befinden uns nur auf der Stufe des bürgerlichen Wohllebens. Eine Literatur setzt Wissenschaftlichkeit voraus, sowie der Luxus große Herren, reiche Männer und müßige Leute voraussetzt. Hier und dort ist es Monopol und Privilegium. Heutzutage spricht man von Gleichheit. Wir haben keine Literatur mehr, aber wir haben Primairschulen. Wie viele Personen gab es in dem Jahrhunderte, wo man so trefflich schrieb, die nicht lesen konnten? Und diese Zeit hat uns mit Geisteswerken versorgt, und wir könnten sie wenigstens aus Dankbarkeit mit Lesern versorgen, wenn wir es nicht vorzögen, unsern eignen, trivialern Wust zu verarbeiten. Und auch hierin spricht sich nur die traurige Verkehrtheit unserer Zeit aus.

150.

Notiz.

In der letzten Sitzung der geographischen Societät zu London las man ein interessantes Memoire über die Insel Socotra, vom Lieutenant Wellsted von der Marine zu Bombay. Dieser erhielt im J. 1834 den Auftrag, die mittägige Küste von Arabien in ihrer ganzen Ausdehnung zu besuchen, in der Absicht, die im rothen Meer und persischen Meerbusen neugemachten Entdeckungen kennen zu lernen. So gelangte er bis zur Insel Socotra. Das Gouvernement beabsichtigte diese Insel in Besitz zu nehmen, da sie sich trefflich zu einem Depot von Steinkohlen eignet, die den Schiffen, welche durchs rothe Meer nach Indien gehn, so unentbehrlich sind. Lieutenant Wellsted erzählt in seinem Bericht, daß Socotra in frühesten Zeiten dem König von Arabien unterworfen gewesen, später kam es unter Oberherrschaft der Portugiesen, welche, wie es ihnen an mehren Orten erging, sich nicht lange behaupteten. So kam Socotra wieder an seine ersten Besitzer. Seit einem halben Jahrhundert gehörte die Insel dem Sultan von Kishna, auf der arabischen Küste. Dieser besuchte jährlich einmal die Insel, um den Tribut der Einwohner in Empfang zu nehmen und unter ihnen eine Art von Gerichtstag zu halten. Die Insel hat die Gestalt eines sphärischen Triangels. Ein Vorgebirge, Ras-Momó genannt, beherrscht nach innen einen Theil derselben und bildet zugleich eine Schutzwehr gegen das Meer. Von dieser Seite ist es unmöglich zu landen, aber gegen Nordwest befinden sich mehre kleine Buchten, die den Fahrzeugen einen sichern Zufluchtsort gewähren; das Innere der Insel ist rauh von Gebirgen, das Terrain insgemein steinig und deshalb wenig fruchtbar, doch geben einige nordwestliche Partien herrliche Weiden für das Vieh. Das Klima ist frisch und gemäßigt, wegen der Seewinde und heftigen Brandungen; unter den Pflanzen trifft man hier mehre Gattungen der Aloë an, welche sehr schön und selten sind; die Blumen werden nicht hoch; und von Thieren trifft man nur Kameele, Schafe, Esel, Ziegen, Ochsen und Katzen. Die Compagnie von Bombay hat sich bewegen lassen, die Insel für 100,000 Dollars (etwa 500,000 Francs) an sich zu kaufen. 150.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 257. — 14. September 1835.

Ueber neuere Philoſophie.

(Fortſetzung aus Nr. 256.)

Der Verf. von Nr. 2, Herr Prof. Krug, will an dem Kampfe, welcher unlängſt zwiſchen dem Schellingianismus und Hegelianismus zum Ausbruche gekommen, nur indirecten Antheil nehmen, weil er zu keiner von beiden Parteien gehört, ohne deshalb neutral, d. h. indifferent zu ſein. Er erzählt, wie zwiſchen den beiden Freunden, Schelling und Hegel, eine Spannung eintrat, welche ſich ihren Schülern und Anhängern mittheilte und zuletzt ſo ſtark wurde, daß, während man von Berlin aus mit triumphirender Miene verkündigte, die Naturphiloſophie Schelling's ſei durch die Geiſtesphiloſophie Hegel's überflügelt, ja die ganze Philoſophie erſt vollendet worden, es von München aus hieß, der große Erfinder der Naturphiloſophie habe die ganze Hegel'ſche Lehre für ein Mondkalb erklärt und es werde in Kurzem ein neues Werk von ihm erſcheinen, durch welches die Philoſophie ſich zu einem bisher noch nicht geahneten Gipfel der Vollkommenheit erheben ſolle. Statt dieſes großen, tiefdurchdachten Werks erſchien jedoch nur ein Vorſpiel, nämlich eine Vorrede zu Beckers' Ueberſetzung der Vorrede Couſin's zu ſeinen „Fragmens philosophiques": „Ueber franzöſiſche und deutſche Philoſophie". Hier heißt es ſehr treffend:

Die Deutſchen können, was klare, einfache und wohlüberlegte Darſtellung betrifft, von den Franzoſen noch Manches lernen. Sie hatten ſo lange Zeit blos unter ſich philoſophirt, daß ſie allmälig in Gedanken und Worten immer mehr vom allgemein Verſtändlichen ſich entfernten und der Grad dieſer Entfernung zuletzt beinahe zum Maßſtabe philoſophiſcher Meiſterſchaft wurde. Eine Philoſophie aber, deren Inhalt nicht jeder gebildeten Nation begreiflich und allen Sprachen zugänglich gemacht werden kann, kann ſchon darum allein nicht die allgemeine und wahre ſein.

Herr Krug ſtimmt dieſem ganz bei, meint aber, es müſſe doch Schelling das Gewiſſen ein wenig gemahnt haben, als er dieſe Worte niederſchrieb, da er und ſeine Schule früher in denſelben Fehler gefallen, gleich Orakeln in räthelhaften Bildern geſprochen, das Streben nach allgemeiner Verſtändigung als gemeine Popularität verſpottet, die Tiefe nicht in dem Gedanken, ſondern in einem dunkeln und verworrenen Wortgewebe geſucht, ja ſogar den alten Jakob Böhm wieder ans Licht gezogen und deſſen myſtiſch-theoſophiſche Träumereien als tiefſinnige philoſophiſche Speculationen der Welt angeprieſen. Am merkwürdigſten dabei iſt die Charakteriſtik der Hegel'ſchen Philoſophie, aus welcher Hr. Krug außer den ſchon in der Schrift Nr. 1 angeführten Stellen noch folgende aushebt:

Dieſer ſpäter Gekommene (Hegel) hat alles Empiriſche gleichſam inſtinktmäßig dadurch hinweggeſchafft, daß er an die Stelle des Lebendigen, Wirklichen den logiſchen Begriff ſetzte, dem er durch die ſeltſamſte Fiction oder Hypoſtaſirung eine ähnliche nothwendige Selbſtbewegung zuſchrieb. Das Letzte war ganz ſeine, von dürftigen Köpfen wie billig bewunderte Erfindung, wie auch, daß eben dieſer Begriff in ſeinem Anfange als das reine Sein beſtimmt wurde. Deshalb nannte er dieſe Bewegung des logiſchen Begriffs eine dialektiſche, und weil im frühern Syſteme die Fortſchreitung in dieſem Sinne keine dialektiſche war, ſo hatte dieſes Syſtem, dem er das Princip der Methode ganz allein verdankte, nach ihm gar keine Methode, die einfachſte Art, die eigenthümlichſte Erfindung deſſelben ſich anzumaßen. So lange das Syſtem ſich innerhalb des Logiſchen hielt, ging Alles noch leidlich, ſowie es aber den ſchweren Schritt in die Wirklichkeit thun wollte, riß der Faden der dialektiſchen Bewegung gänzlich ab. Eine zweite Hypotheſe war nöthig, damit die logiſche Idee zur Natur werde. Die erſte Vorausſetzung war, daß der reine logiſche Begriff die Eigenſchaft hat, von ſelbſt in ſein Gegentheil umzuſchlagen, um dann wieder in ſich ſelbſt zurückzuſchlagen, was man von einem Lebendigen, Wirklichen denken, von dem bloßen Begriffe aber weder denken noch imaginiren, ſondern nur eben ſagen kann. Die zweite Fiction war das Abbrechen der Idee, d. h. des vollendeten Begriffs von ſich ſelbſt, wofür es in dem reinrationalen Syſteme keine Kategorie gibt und für den auch der Erfinder ſelbſt in ſeinem Syſteme keine Kategorie hat. Er ſetzt das Sein als Erſtes ohne das Seiende. So iſt es ein völlig leerer Gedanke, d. h. in dem nichts gedacht wird; ebenſo das Werden u. ſ. w. Dergleichen Schal- und Leerheiten haben nun für Tiefſinn gegolten.

Alles, was hier gegen den Hegelianismus geſagt wird, bemerkt Hr. Krug, iſt faſt durchaus ſchlagend, aber ſonderbar! dieſelben Streiche fallen als Gegenſtreiche auf den Schellingianismus zurück. Iſt jener dadurch vernichtet, ſo iſt es auch dieſer: gleichſam ein wiſſenſchaftlicher Selbſtmord, wenn er nicht unabſichtlich begangen wird! Denn das abſolute Subject, welches Schelling an die Spitze ſeines Syſtems ſtellt, ſoll auch die Eigenſchaft haben, ſich von ſelbſt zu objectiviren und dann wieder in die Subjectivität zurückzutreten, was ſich von Hegel nur den Worten nach unterſcheidet. Die ganze Sache iſt bei Beiden bei allem aufgewandten Scharfſinne weiter nichts

als ein dialektisches Ballspiel, dort mit dem absoluten Subjecte, welches trotz seiner absoluten Hoheit sich fortwährend ob- und subjectivirt, hier mit dem logischen Begriffe, welcher trotz seiner logischen Leerheit sich fortwährend um- und zurückschlägt, um nicht auf demselben Punkte stehen zu bleiben und da vor Langweile zu sterben. Das Sonderbarste aber ist, daß beide Theile sich heftig streiten, wer der eigentliche Erfinder dieses genialen Spiels sei, das man auch Methode oder Proceß zu nennen beliebt, weil doch in jedem Spiele irgend ein regelmäßiges Verfahren stattfinden muß, wenn es nicht zur bloßen Spielerei herabsinken soll. Es wäre zu wünschen gewesen, daß Schelling schon bei Lebzeiten Hegel's mit seinem Angriffe hervorgetreten wäre. Er hätte dann nicht nur mehr Muth und Offenheit gezeigt, sondern auch der gelehrten Welt ein anziehenderes Schauspiel gegeben. Hegel hätte sich selbst vertheidigen müssen und nicht wie einst in den „Jahrbüchern f. wissensch. Kr.", 1829, bei der Beurtheilung einiger Schriften anderer Gegner (Schubarth und Carganico) nur sprechen können, es gehe ihm wie Friedrich dem Einzigen, der im siebenjährigen Kriege zu seiner Umgebung, auf die Panduren und Kroaten hinweisend, gesagt habe: „Seht, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen." Statt des hingeschiedenen Meisters hat nun Hr. Prof. Hinrichs in Halle den hingeworfenen Fehdehandschuh aufgenommen und ist in den berliner „Jahrbüchern", 1835, Febr., mit einer sehr weitläufigen Recension der Vorrede Schelling's gegen diesen in die Schranken getreten. Hr. Prof. Hinrichs sagt hierbei:

Rec. nahm diese kleine Schrift mit Herzklopfen in die Hand. Er glaubte, Schelling werde seinem alten Freunde wenigstens Gerechtigkeit widerfahren lassen, er werde mit Liebe der schönen Jugendzeit gedenken, wo Beide vereint als ein glänzendes Doppelgestirn am Horizonte der Wissenschaft aufstiegen und die Geister zu ihrer wahren Heimat zurückführten: er werde dem hingeschiedenen Freunde einige Worte liebevollen Andenkens weihen. Aber diese Zeit ist vorüber, selbst die Erinnerung an jenen Freundschaftsbund scheint in Schelling's Seele erloschen zu sein. Kalt und abgemessen nennt er Hegel einen später Gekommenen.

Am schmerzlichsten aber fühlt sich Hr. Hinrichs durch die Bemerkung Schelling's getroffen: Die Natur scheine Hegeln zu einem neuen Wolfianismus für unsere Zeit prädestinirt zu haben. Das sei eine ebenso hämische als grundfalsche Behauptung. Lange habe nichts sein Inneres so erregt und sein Gemüth so empört, als diese Worte. Hr. Prof. Krug meint, er finde das nicht so, die enragirten Wolfianer hätten damals ihren Meister ebenso über Leibniz gesetzt wie jetzt die enragirten Hegelianer den ihrigen über Schelling, und eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Wolf und Hegel besonders in der Darstellung sei doch auch unverkennbar; ja, Wolf hatte vor Hegel noch Vorzüge. Er war wenigstens verständlich und brauchte nicht wie dieser zu klagen: „Von allen meinen Schülern hat mich nur Einer verstanden und dieser hat mich misverstanden." Darüber wird denn Hr. Hinrichs ganz böse und ruft aus:

Gegen solche Werke der Erkenntniß und des Geistes, wie sie Hegel geliefert, sind alle Schelling'sche Werke Stückwerk geblieben und Flickwerk, Versuche, Skizzen ohne Ausführung. Schelling hat den Drang, sich dem absoluten Formalismus zu entwinden, aber er will die Wissenschaft nicht in speculativer, dem Inhalte gemäßer Form, sondern er ergibt sich dem Empirismus absoluter Thatsache auf Gnade. So ist er auf der Flucht vor dem ewigen göttlichen Gedanken, auf der Flucht vor der Hegel'schen Philosophie, welche die von ihm geforderte Einheit des Rationalismus und Empirismus zu ihrem speculativen Inhalte hat. Er möchte den Inhalt ohne die Form. Darum kann man nur mit Wehmuth niederschreiben, daß Schelling nicht blos gegen Hegel ein Zurückgebliebener, sondern in seinem Streben gegen ehemals ein Zurückgekommener ist.

Herr Krug fühlt sich von gleicher Wehmuth durchdrungen, weil es nun klar am Tage liege, daß die ersten Repräsentanten der Philosphie im schrecklichsten Zwiespalte begriffen sind. Die hehre Göttin Sophia trauert darüber. Sie sieht sich eben von Denen verlassen, die ihr am meisten schmeichelten. Sie sieht, wie diese falschen Freunde einer Nymphe nachlaufen, die sich auch Sophia nennt, aber eigentlich Sophistik heißt. Indessen vertraut jene auf die unverwüstliche Kraft des menschlichen Geistes, den wol Irrsale bestricken, aber nicht ewig gefangen halten können. Er wird sich wieder zurechtfinden auf der Bahn der Wahrheit, und dann der Sophistik, wie glänzend sie auch sich schmücken, wie scharf- oder tiefsinnig sie auch reden möge, mit einem „hebe dich weg von mir" den Abschied geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisen in mehre russische Gouvernements in den Jahren 1801, 1808, 1815, 1830. Sechstes bis zehntes Bändchen. Mit lithographirten Zeichnungen und Musikbeilagen. Meiningen, Keßner. 1831—4. 12. 5 Thle.

Je mehr Rußland seit einem Menschenalter der europäischen Staatenfamilie nahe getreten ist, um desto wichtiger wird es für uns, von seinen innern Verhältnissen, Verfassung, Volksneigungen, Culturzustand und Kunstanstalten nähere Kenntniß zu nehmen, und in der That erscheinen jetzt — wie das Bedürfniß denn stets Das hervorruft, was der Gegenstand desselben ist — eine Menge von Schriften, die diesem Zwecke gewidmet sind. Unter diesen ist das vorliegende umfassende und inhaltreiche Werk keines der unbedeutendsten; wir entlehnen aus ihm vielmehr eine reiche Sammlung von wichtigen Notizen über Cultur, Kunst, Volksleben und Verfassung der innern russischen Provinzen, die wir sonst nirgendwo anzutreffen wüßten. Das provinzielle Volksleben ist in Rußland noch in seiner ursprünglichen Gesondertheit und bietet beweitem größere Unterschiede und auffallendere Gradationen, daher auch viel mehr innere und äußere Bedeutenheit dar, als vergleichungsweise das Volksleben der Engländer und Franzosen, bei welchen Regierungsart, Sitte und Unterricht ziemlich Alles auf denselben Höhepunkt emporgetrieben haben, von einem Reichsende zum andern. Italien und Spanien zeigen ähnliche provinzielle Gradationen wie Rußland, und eben dies macht ihre Provinzen dem Reisenden zu so anziehenden Gegenständen der Beobachtung, während Frankreich in Paris und England in London ziemlich vollständig studirt werden mögen.

Jedes der hier vorliegenden Bändchen (ihre Vorgänger sind uns unbekannt) ist einem besondern Theile Rußlands gewidmet. Das sechste gibt nach seinem Specialtitel eine „Reise durch das pleskowsche Gouvernement im Sommer 1815". Schon hier zeigt sich der Verf. als ein wohlunterrichteter, erfahrener Mann von guter Beobachtung, unparteiischer und billiger Denkungsart, der gut sieht und Gutgesehenes wohl beschreibt, und dem eine Menge von Vergleichungspunkten zu Gebote steht. Dies ist ein unerläßliches Requisit für jeden Reisebeschreiber; denn nur aus dem Vergleich entkeimt die Wahrheit. In diesem Bande schildert der Reisende nun, was ihm Bemerkenswerthes begegnet, in

natürlicher Sprache und liebenswürdiger Hingebung an die Gegenstände seiner Schilderung. Eine solche Erzählung verfehlt fast nie ihres Zwecks, Zutrauen zu erwecken und Unterhaltung zu gewähren. Die Reise, welche von Petersburg über Narwa (140 Werst) nach Pleskow (184 Werst) und Isborsk (40 Werst) führt, ist besonders anziehend durch die Schilderung der wildromantischen Ufer des großen Peipussees, der uralten Stadt Pleskow und des freundlichen Narwa, hanseatischen Ursprungs. Der Peipussee ist vielleicht das fischreichste Gewässer der Welt und versorgt fast allein Petersburg mit seiner unermeßlichen Consumtion an gefrorenen Fischen, welche in einer zweimonatlichen Fastenzeit fast die einzige Nahrung einer Bevölkerung von einer halben Million Menschen bilden. Sein Name ist wahrscheinlich aus dem esthnischen Wetes (Name eines Orts am esthnischen Ufer) corrumpirt; er ist etwa 20 d. M. lang und 60 Werst (9 Meil.) breit und eine Heerstraße für das Gouvernement durch seine Producte und seine bequeme Schiffahrt. Die ganze Landschaft umher ist reich an Denkmalen aus der altrussischen Geschichte. Iwangorod bei Narwa und die Mauern von Isborsk, welche in Lithographien beiliegen, gehören gewiß zu den ältesten russischen Monumenten der Baukunst. Eine andere Beilage stellt den Wasserfall der Narowa dar.

Das siebente Bändchen schildert uns eine Reise durch Esthland, Weiß- und Kleinrußland, die Krim und gibt Bemerkungen auf einer andern von Petersburg über Kiew und durch Volhynien nach Italien (bis Neapel). Hier ist Taurien, dieser Garten von Rußland, die anziehendste Abtheilung; die Krim und ihre tatarischen Bewohner werden uns in einem wohlwollenden Bilde versinnlicht; Baktschi-Serai, mit seinen paradiesischen Gärten geschildert (auch gezeichnet) und besonders eine reiche Sammlung tatarischer Lieder und Melodien mitgetheilt. Schon in Kiew wachsen Melonen in freiem Felde und die Hitze ist dem Russen fast unerträglich. Bei Baktschi-Serai erstaunt der Reisende, sich plötzlich im Juni von Schnee umringt zu sehen — doch er hat sich geirrt, es ist ein großer Salzsee, den er durchfährt, der im Sommer austrocknet und seine Fläche mit Salz bedeckt zeigt, das man zu Schobern aufschaufelt, einsackt und verführt; drei ähnliche Seen finden sich auf dem Wege nach Perekop. Der Tatar, fleißig, mäßig, ein sehr verständiger Ackerwirth und Viehzüchter, streng religiös, soll im Ganzen dem Russen sehr zugethan sein. Die Reisebemerkungen aus Italien sind veraltet und unbedeutend und stehen hier jedenfalls an unrechter Stelle.

Das achte Bändchen liefert die Schilderung einer Reise von Petersburg nach Reval ins Seebad, 1826. Schon früher sind uns die Esthen als ein geistig lebendiges, regsames, liebenswürdiges Volk geschildert worden. Ihre Gesangliebe, die reizenden Lieder und Melodien, an denen dieser Stamm unendlich reich ist und von welchen uns höchst zierliche Proben mitgetheilt werden, eine Fülle geistreicher Sprüchwörter und Räthsel im Munde des Volks, zeugen von dieser geistigen Regsamkeit. Wir wollen einige solcher Sprüchwörter hier anführen: „Ein Narr wird nicht gesäet, nicht gepflügt — er kommt sonst woher. Ein Hund zweier Herren bekommt niemals zu essen. Die Sackpfeife in eines Tollen Hand muß platzen. Nicht alle Hühner kommen auf die Stange" u. s. w. Der Tanz mit Gesang ist die Leidenschaft der Esthen; gewöhnlich bilden zwei Flageolets die Begleitung; die Sprache, in der diese echten Balladen gesungen werden, ist äußerst weich und steht dem Italienischen an Modulation nicht nach, und die Proben, z. B. nachstehendes Hochzeitlied, zeigen, daß der Verf. nicht Unrecht hat.

Grundi Emma.

Oh ma waene Naisokenne!
Kus mo kanna poiokenne?
Mis ma sodsin, mis ma joodsin
Mis ma koidsin, mis ma koidsin.
Wist oh kahjo sündnull sull
Ehk sind Wottis pahha kull
O ma waene Naisokenne
Kus mo kanna poiokenne?

Brautmutter.

O weh mir trostlos armen Weibe,
Was hab' ich jetzt zum Zeitvertreibe?
Das Hühnchen, das ich nährt' und pflegte
Und das ich ach, so sorgsam hegte,
Ist fort — ach, sollt' es Schaden leiden,
Dahin dann wären meine Freuden!
O weh mir trostlos armen Weibe,
Was hab' ich nun zum Zeitvertreibe?

Issa-Moos.

Aera kurda, Aidekenne,
Kus so kanna-pojokenne.
Ei tet olle kahjo sündnud
Egga tedda kul ka Wünud.
Küu ta cnuast moistis hoida,
Ehk seis tedda weet woiks leida.
Arra kurda, Aidekenne,
Kus so kanna-pojokenne.

Bräutigams-Vater.

Lieb' Mütterchen, sei ohne Sorgen,
Dein Hühnchen lebt, du siehst es morgen.
Es soll dem Habicht nicht gelingen,
Es sich von hier zum Schmaus zu bringen.
Auch weiß es sich schon selbst zu hüten,
Damit's nicht wird von dir geschieden;
Drum, Mütterchen, sei ohne Sorgen,
Dein Hühnchen lebt, du siehst es morgen.

Und so fort singen alle Glieder der Familie der Brautmutter Trost zu.

Im neunten Bändchen wird die Seebadreise fortgesetzt und eine glänzende Beschreibung der Feste zu Peterhoff bei Gelegenheit des Besuchs des Königs von Preußen gegeben. Esthland ist eine der blühendsten Provinzen Rußlands und vielleicht das wohlfeilste Land der Erde; die ersten Lebensbedürfnisse sind überall in Fülle verbreitet und zu wahren Spottpreisen käuflich. Der Reisende hält die Esthen für Abkömmlinge der Gothen (?), welcher Meinung auch Schlözer zu sein scheint, ohne jedoch seine Vermuthung näher zu begründen. Vandalen und Gepiden mögen ihnen wol noch näher gestanden haben; wenigstens gibt die Sprache nur sehr entfernte und dunkle gothische Anklänge wieder.

Der zehnte Band liefert eine Schilderung der Kaiserkrönung zu Moskau im J. 1826, bei welcher Gelegenheit die kaiserlichen Sehenswürdigkeiten der alten Zarenstadt abgehandelt werden; viele Zusätze zu den frühern Reiseberichten und, was uns besonders willkommen ist, eine reiche Auswahl esthnischer Volkslieder in zum Theil recht gelungenen und genauen Uebersetzungen. Hier finden sich Balladen, Tanzlieder, Schnitterlieder, Kriegs-, Schaukellieder, Hochzeit- und Trauergesänge, Jagdlieder, Lobgesänge, Klagelieder u. s. w., die schönsten aus der Gegend von Lais im District Kegel und dem Wierland, Allentacken, gegen Narwa zu. Der naive Reiz dieser Lieder, oft der wirkliche Witz, die schlagenden Vergleichungen, in allen der natürliche Ton, der Humor, sind in der That unvergleichlich. Man erkennt in diesen Liedern ein munteres, in Armuth zufriedenes, sittliches Volk, fern von gefahrvoller Leidenschaft und glücklich durch seinen eingeborenen Frohsinn. Wir können uns nicht entschließen, ohne eine Probe von diesen launigen Liedern gegeben zu haben, von dem Leser Abschied zu nehmen. Die Auswahl ist schwer; die erste, die beste mag hier folgen. Ein Mädchen beklagt sich über die fremde stolze Schwägerin, die der Bruder ins Haus geführt hat:

Ich hatte einen einzigen Bruder,
Er galt mir für zwei,
Er stand für sieben Männer ein.
Er trug den Hut von Zobeln,
Sein Rock war aus Goldstoff,
Sein Pelz aus Birkengewebe,
Sein Hemd aus Weißfisch-Schuppen,
Sein Hut wie der Mond am Himmel;

Wo er sein Roß tummelte,
Wo er sein Roß springen ließ,
Da entstand ein Weg, eine Straße,
Dieser ging nach Deutschland,
Brachte von dorther eine deutsche Herrin,
Deren Schürze pflügt, deren Schleppe eggt,
Deren Hinterschoos Pfeffer fallen läßt (säet)
Längst des Feldes Rainen
Und deren Rockschoos Gold herabschüttelt.

Der Deutsche ist die Zielscheibe des Volkswitzes des Esthen, der in ihm nur einen stolzen Unterdrücker zu sehen gewohnt ist.

Hiermit wollen wir dies Werk entlassen, das sich unserer Beachtung durch die Fülle statistischer und ethnographischer Nachrichten über viele Provinzen des innern Rußlands, die es enthält, durch eine anspruchslose, aber um so treuere und glaubwürdigere Schilderung Dessen, was dem Reisenden Theilnahme abgewann, empfiehlt, und das durch die lithographischen Blätter, die Musikbeilagen für Nationalmelodien, vorzüglich aber durch die Sammlung esthnischer, kleinrussischer und ukrainischer Volkslieder, die es aufnahm, sein sittenschilderndes Verdienst noch erhöhte, überzeugt, wie wir sind, daß es viele Leser gewinnen und Vielen Befriedigung gewähren werde. 46.

Dr. M. Luther's Bibelübersetzung in ihrem Verhältnisse zu den Bedürfnissen unserer Zeit. Ein Beitrag zur würdigen Feier des dreihundertjährigen Jubiläums ihrer Erscheinung von Joh. Wilh. Grashof. Krefeld, Funke. 1835. Gr. 8. 12 Gr.

An die vom Ref. in Nr. 90 dieser Blätter besprochene Schrift des Hrn. Weidemann über die Luther'sche Bibelübersetzung schließt sich die vorliegende eines wackern evangelischen Geistlichen in Köln, dem wir bereits den ersten Band einer neuen, berichtigten Ausgabe von Luther's Bibelübersetzung verdanken, in sehr würdiger Weise und in einem erweiterten Umfange an. Hr. Grashof handelt namentlich von der unserer Zeit geziemenden Thätigkeit für die zweckmäßige innere Ausstattung der deutschen Bibel Luther's in einer verständlichen, von der Wichtigkeit seines Gegenstandes durchaus erwärmten Sprache, nachdem er von S. 5—54 eine kurze Uebersicht der Entstehungsgeschichte unserer deutschen Bibelübersetzung vorangeschickt hat. Diese hat er meistentheils nach der von de Wette herausgegebenen Briefsammlung Luther's bearbeitet, ohne besondere literarische Hülfsmittel, da ihm sogar Walch's deutsche Ausgabe der Werke Luther's nicht zu Gebote stand. Zum Schlusse dieser Uebersicht spricht der Verf. seine Ueberzeugung aus, daß Luther's Uebersetzung und die keines Andern in der evangelischen Kirche gebraucht werden müsse, daß dieselbe aber allerdings in Hinsicht offenbarer Sprach- und Uebersetzungsfehler sowie des Gebrauchs einer Menge von Wörtern, denen unsere Zeit eine andere Bedeutung beigelegt hat und sie in der frühern gar nicht mehr kennt (S. 63—91), mancher Abänderungen bedürfe, wobei er sich ausdrücklich dagegen verwahrt, nicht „etwa als ein Meister Klügling an dem großen Luther zum Ritter werden und durch schulmeisterlichen Tadel ihm sein Verdienst schmälern zu wollen". „Nur der Wahrheit", setzt er hinzu, „wollte ich die Ehre geben. Sie aber muß ihr Recht behalten und auch die Leistungen der ausgezeichnetsten, bevorzugtesten Geister aller Jahrhunderte müssen ohne Ansehen der Person zurücktreten, wenn es darauf ankommt, dem Evangelium, dem göttlichen Worte, dieses sein Recht angedeihen zu lassen." Auch ist ja hinlänglich bekannt und vom Verf. auf S. 57, 91 u. a. O. angeführt, wie wenig Luther vernünftige Aenderungen jemals gemisbilligt hat, ja das bisherige Festhalten am Buchstaben der Luther'schen Uebersetzung ist eine Versündigung an Gott und an seinem heiligen Worte, deren sich namentlich die Bibelgesellschaften nicht schuldig machen dürfen (S. 95—107). Demnach meint also Hr. Grashof, daß eine durchgängig revidirte Ausgabe der Uebersetzung Luther's veranstaltet werden müßte, in der mit großer Sorgfalt, Umsicht und Pietät alles Das, aber auch nur Das, was nothwendig der Berichtigung und Verdeutlichung bedarf, der Umarbeitung zu unterwerfen sein würde, jedoch immer in demselben Geiste und Tone, in welchem Luther arbeitete und schrieb. Diese Revision würde die Aufgabe der Provinzialsynoden sein, die dazu die größern Bibelgesellschaften mit anziehen müßten und zuletzt auch das Recht hätten, in ihren Sprengeln und Kreisen eine so revidirte Uebersetzung einzuführen. Die Ausführung dieses Unternehmens legt der Verf. allen seinen Amtsbrüdern, allen Bibelgesellschaften, allen evangelischen Fürsten, vor Allen aber seinem frommen Landesherrn zum Schlusse in einer innigen Anrede an das Herz.

Ref. kann in diesen Blättern nicht darauf eingehen, ob und inwiefern ein solcher Plan zulässig und ausführbar sei. Zu y überläßt er dies gern den Theologen vom Fach. Große Schwierigkeiten wird der Plan allerdings haben und wir befürchten fast, daß er in größern Provinzen fast unausführbar sein wird, nicht sowol aus Mangel an Mitarbeitern als aus Mangel an einer Direction, die die Mitarbeiter zusammenzuhalten und sich unterzuordnen versteht; denn hier wird sich jeder für gleich befähigt zur Wort- und Buchstabenkritik halten und die gewöhnliche Zeit der Synoden dürfte schwerlich für solche Discussionen ausreichen. Kurz, eine Vertheilung der einzelnen Abschnitte unter Viele könnte am Ende das Schicksal der Bearbeitung des Plinius haben, die von den deutschen Naturforschern seit vielen Jahren beabsichtigt, vertheilt und angeordnet ist, aber doch wol nur dann zu Stande kommen wird, wenn Sillig sich entschließt, die Herausgabe des ganzen Werks zu übernehmen. Aber wo werden sich alle Stimmen vereinigen, um einen Geistlichen für würdig zu erklären, das Werk Luther's nach den Foderungen unserer Zeit zu bearbeiten?

Zum Schlusse will Ref. noch bemerken, daß Hrn. Grashof die Abhandlung von Lücke: „Kurzgefaßte Geschichte der lutherischen Bibelübersetzung und Beantwortung der Frage, ob sie als kirchliche Uebersetzung beizubehalten sei", in der von ihm und Gieseler herausgegebenen „Theologischen Zeitschrift" (1825, H. 3, S. 1—52; H. 4, S. 35—101), unbekannt geblieben zu sein scheint. Auch dürften für den fleißigen Forscher in de Wette's Briefen die Zusätze zu denselben in der „Allgem. Lit.-Zeitung", 1829, Nr. 1—5, nicht ohne Interesse sein. 14.

Literarische Notizen.

Von J. M. Jacobi's „Histoire générale de la Corse" von den ältesten Zeiten bis 1835 sind die beiden ersten Bände ausgegeben, denen der dritte, das Werk schließende, bald folgen soll.

Von Toreno's „Geschichte von Spanien seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts" veranstaltet L. Viardot eine französische Uebersetzung, deren Bände auf Veranlassung des Verfassers an demselben Tage in Paris herauskommen, wo das Original in Madrid erscheint.

Röderer's „Mémoire pour servir à l'histoire de la société polie en France" ist nicht in den Buchhandel gekommen.

„Soirées d'une grisette. En l'attendant" von Marmil. Perrin sind in zwei Bänden, desgleichen „Julia ou l'amour à Naples" von Guy d'Agde erschienen.

Von H. G. Moke wird eine „Histoire des Francs" in vier Bänden mit Karten angekündigt.

Spindler's „Jesuit" ist von Ch. Lebhuy ins Französische übersetzt worden. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 258. — 15. September 1835.

Ueber neuere Philosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 257.)

Herr Dr. Marbach, der Verf. von Nr. 3, tritt sehr lebhaft auf:

Die Gegenwart ist so reich — beginnt er — an selbstgefälligen Urtheilen sich aufspreizender Jämmerlichkeit, wie sie arm ist an wort- und thatkräftigen Individuen, welche im Dienst des Gedankens sich selbst, Freund und Feind nicht schonen. Der Quell des ungezogenen Uebermuths, welcher sich für geniale Kühnheit ausgibt, wie der eng- und mattherzigen Schwäche, welche sich als Humanität breit macht, ist derselbe: selbstsüchtige Eigenliebe. Der sogenannte Liberalismus ist Frechheit und die Humanität Geistlosigkeit und Castratenthum. Die Weltweisheit unserer Tage ist, daß der Mensch so wenig im Stande sei, die Wahrheit zu erkennen, wie mit seinen Händen die Sterne des Himmels zu erreichen. Wie es Wahnsinn sei, dieses zu unternehmen, so sei es Thorheit, jenes zu wollen.

Aber fragen wir dagegen: Lehrt nicht vielmehr die Weltweisheit unserer Tage das Gegentheil? Wenigstens die Schelling'sche und Hegel'sche Schule, von denen diese sich gradezu die jetzige oder heutige Philosophie nennt? Und wenn durch das Aufgeben der Wahrheit der Menschengeist geschmäht wird und sich jener Uebermuth erzeugt, welcher die Wahrheit und den Schmuz der Erde gleich behandelt (S. 5), wird denn durch die Prätension eines vollkommenen Wissens Gottes, sowol seines Wesens an sich als seiner Offenbarung in der Natur und dem Geisterreiche, wirklich Demuth und Bescheidenheit gewonnen? oder sehen wir nicht vielmehr in den Anhängern dieser Lehren den Eigendünkel, die Anmaßung, die Unduldsamkeit und Herabwürdigung anderer Verdienste auf den höchsten Gipfel getrieben? Ist damit wahre Gottesverehrung verträglich, wenn sich das Geschöpf über den Schöpfer erhebt, ihm Form und Richtmaß seines Handelns vorschreibt? Wir können das nicht zugestehen. Uebrigens bekennt Hr. Marbach, daß die Gegner, welche er bekämpft, am wenigsten eben die Männer sind, deren Namen der Titel der Schrift nennt, sowie er auch aller Persönlichkeiten sich habe enthalten wollen, und daß, wenn er hier gegen angesehene Männer redet, deren jeder in seiner Art um sein Vaterland, ja um die Menschheit die größten Verdienste hat, er dieses nur in Beziehung auf den Gedanken thue, ohne daß es ihm eingefallen wäre, in irgend einer Beziehung das Verdienst jener Männer zu schmälern oder auch nur nicht anzuerkennen.

Nachdem er die Veranlassung zu dieser Schrift erzählt, gruppirt er die einzelnen Personen auf ähnliche Weise wie der Verf. von Nr. 1. Die erste Gruppe ist überschrieben: „Krug, Schelling und Hegel". Das frühere Verhältniß dieser Gelehrten war dies, daß Schelling und Hegel auf der einen Seite, Krug auf der andern einander direct gegenüber auftraten. Krug, den sogenannten gesunden oder gemeinen Menschenverstand repräsentirend, wurde schlechthin von Schelling und Hegel nicht gelten gelassen, indem die Letztern den gesunden Menschenverstand als durchaus aller philosophischen Bildung unfähig erklärten. In dieser Weise trat besonders Hegel sehr scharf und hart gegen Krug auf. Hr. Marbach stimmt Hegel'n darin bei, daß der gemeine Verstand keine Fähigkeit zu philosophiren besitze und die Welt der Philosophie mit dem gesunden Menschenverstande stets nothwendig im Widerspruche stehen müsse. Er meint (S. 15—18), die Verstandesbegriffe lägen schon vorher in unserm Geiste, und die Anschauung verschaffe uns nur das Bewußtsein derselben. Das Bewußtsein des Geistes sei aber nicht ein ewig sich gleichbleibendes, sondern in der Entwickelung begriffen, und die Philosophie einer jeden Zeit enthalte eben nichts Anderes als das Bewußtsein des Geistes über sich selbst auf dieser seiner zeitlichen Entwickelungsstufe. Das Raisonnement des gesunden oder gemeinen Menschenverstandes sei jederzeit das, welches die einzelnen Gegenstände auf den Begriff, wie er eben im Bewußtsein ist, beziehe. Jede einzelne Entwickelungsstufe des Bewußtseins sei eine beschränkte, welche von der folgenden aufgehoben wird, und die Philosophie habe die Aufgabe, diese Widerlegung des frühern Bewußtseins und Fortbildung desselben zu einer höhern Stufe zu vollbringen. Der gesunde Menschenverstand hingegen könne, da er das Bewußtsein immer als ein vollendetes zur Voraussetzung hat, nicht philosophiren, und so ist die Welt der Philosophie mit dem gesunden Menschenverstande stets nothwendig im Widerspruche. Hegel habe daher ganz Recht gehabt, sich also auszusprechen. Und anderswo („Phänomenologie", Werke Bd. II, S. 11) sage er selbst:

Ohne die Ausbildung der Form entbehrt die Wissenschaft der allgemeinen Verständlichkeit; erst was vollkommen bestimmt ist, das ist zugleich exoterisch, begreiflich, und fähig, gelernt und das Eigenthum Aller zu sein. Die verständige Form der

Wissenschaft ist der Allen dargebotene und für Alle gleichgemachte Weg zu ihr, das Verständige ist das schon Bekannte und das Gemeinschaftliche der Wissenschaft und des unwissenschaftlichen Bewußtseins.

Hegel sei daher keineswegs, wie Prof. Krug behauptet, ein Gegenfüßler des Verstandes, sondern habe ihn vielmehr sehr hochgeachtet. Der Raum d. Bl. gestattet uns nicht, tiefer in diesen Gegenstand einzudringen, daher mögen nur einige Zweifel gegen die Richtigkeit dieses Raisonnements hier eine Stelle finden. Von den Verstandesbegriffen könnten doch wol nur diejenigen ursprünglich in unserm Geiste liegen, welche sich auf die Wesenheit des Geistes selbst beziehen, ohne welche er gar nicht Geist wäre, wie der Begriff des Seins, Werdens, Daseins, der Einheit u. s. w., nicht aber die Erfahrungsbegriffe des Verstandes, wie z. B. Baum, Pferd, Statue u. s. w., welche wir offenbar der Außenwelt verdanken. Sodann ist es augenscheinlich unrichtig, daß der gesunde Menschenverstand sich immer nur auf ein vollendetes Bewußtsein beziehe, also immer auf derselben Stufe der Bildung stehen bleibe; im Gegentheil lehrt ja die Geschichte des Tages, wie die Begriffe von gut, recht, schön, vom Staate, der Verfassung, Verwaltung u. s. w., also philosophische Begriffe im Bewußtsein desjenigen Theils eines Volks, welcher nicht philosophirt, in steter Umbildung begriffen sind. Und Hegel selbst sagt in der angezogenen Stelle, die Philosophie könne durch Ausbildung der Form allgemein verständlich, begreiflich, das Eigenthum Aller werden, und es scheint, als ob er selbst darnach gestrebt habe; es muß also doch ein Verbindungsglied zwischen der Philosophie und dem gesunden Menschenverstande geben; man muß die philosophischen Wahrheiten in ein dem gesunden Menschenverstande faßliches Gewand kleiden, und dieser muß die Fähigkeit besitzen, sie zu verstehen, weil sonst alles Reden umsonst sein würde. Dieses widerlegt aber jene Voraussetzung eines Widerspruchs zwischen der Philosophie und dem gesunden Menschenverstande. Den Verstand hat Hegel allerdings und namentlich in der Vorrede zur „Phänomenologie" sehr gepriesen, allein zugleich hat er demselben in dem Aufsteigen zur Wissenschaft eine der niedrigsten Stufen angewiesen, seine Welt wird die verkehrte genannt, im Logischen gebührt ihm der unterste Platz, da er unfähig ist, das Speculative zu fassen („Phänomenol.", S. 88—90; „Encyklop.", 362, 433; „Geschichte d. Philos.", 1. Bd., S. 37, 96). Wie stimmt das zusammen? Ferner, wenn, wie Hr. Marbach annimmt, jede einzelne Entwickelungsstufe des Bewußtseins (also auch jeder Philosophie) eine beschränkte ist und die Philosophie (einer bestimmten Zeit) die Widerlegung des frühern Bewußtseins und Fortbildung desselben zur Aufgabe hat, so wird ja die Philosophie offenbar in den Strom der Ereignisse hineingezogen und ihre Wahrheiten haben gar keinen absoluten, allgemeingültigen Werth, sondern nur den ephemeren einer unvollständigen Erfahrung, welche durch eine neue Erfahrung widerlegt wird, wie diese selbst einem gleichen Schicksale durch eine spätere entgegensieht. Endlich, wenn die Philosophie einer jeden Zeit das Bewußtsein des Geistes über sich selbst auf dieser seiner Stufe der Entwickelung ist (S. 16), so braucht Hr. M. die Entscheidung, ob die Hegel'sche Philosophie das Bewußtsein ihrer Zeit ist, nicht erst von der Zeit selbst zu erwarten (S. 23), sondern es versteht sich dies von selbst; es ist aber auch jede andere Philosophie unserer Zeit ein Bewußtsein derselben von sich selbst, und unsere Zeit hat folglich ein Bewußtsein ihres eignen Widerstreits.

Die zweite Gruppe bilden Cousin, Schelling und Hegel. Hier rügt es Hr. M. mit Recht, daß Schelling Cousin's Ansichten der Geschichte der Philosophie als durchaus trefflich heraushebt, da diese doch blos eklektisch sind und eine Art von Mosaik bezwecken, nicht aber eine organische Gestaltung. Fügt er aber hinzu (S. 26 fg.): „Das Kommen des Geistes zu sich selbst ist Entwickelung. Auf jeder Stufe der Entwickelung ist aber das Sich-Entwickelnde ganz, nicht etwa nur theilweise bei sich. Jedes Organische, z. B. der Mensch, entwickelt sich. Der Embryo ist Mensch mit allen zum Menschen gehörigen Gliedmaßen, ganz, aber auf niederer Entwickelungsstufe, wir brauchen nicht etwas an ihm wegzulassen oder hinzuzufügen, um einen Menschen aus ihm zu machen", so ist dies nur zum Theil wahr. Die höhere Entwickelungsstufe setzt im Menschen wirklich etwas Neues, z. B. Vernunft, da der Embryo oder der Säugling nur vernunftfähig ist, oder Wissenschaft, Kunst, Religion und damit ein wirkliches Wachsthum, sowie auch in der Pflanze die Blüte, die Frucht etwas Neues ist, wozu im Samenkorn nur die Möglichkeit liegt. Hr. M. scheint dies selbst gefühlt zu haben, indem er bemerkt (S. 27): „Ebenso ist der Knabe, der Jüngling, der Mann Mensch; weiter darf man aber das Bild nicht fortführen, nicht hinzusetzen: auch der Greis; denn im Endlichen ist Zurückgehen, im Unendlichen (dem Geiste) nur Vorschreiten der Entwickelung." Wie falsch und ungerecht! Ist denn der Greis nicht auch ganzer Mensch? Steht er in der Entwickelung nicht viel höher als der Säugling, der Knabe, der Jüngling? Sucht man bei ihm nicht vorzüglich die Weisheit des Lebens? Und was ist das für ein nichtiger Grund, weil im Endlichen Zurückgehen, im Unendlichen (im Geiste) nur Fortschreiten sei! Ist denn der Greis nicht auch Geist? Ist die Philosophie nicht ein Product des Endlichen, des Menschengeistes, worin ebensowol ein Stillstand und Rückschritt als ein Fortschreiten denkbar ist? So kann ja auch der Mann im Vergleich mit dem Jünglinge zurückschreiten, wenn er körperlich schwächer, krank, geistig schlechter wird und in dem Maße, als er z. B. im Bösen fortschreitet und sich darin verhärtet, in dem Maße sinkt er im Moralischen auf eine niedere Stufe zurück, selbst vielleicht noch unter das Thier. Nun meint zwar Hr. M. (S. 29): „Was in der Schrift eines Philosophen Falsches steht, ist eben nicht Philosophie." Gewiß nicht; aber eben weil dieses Falsche in einem Systeme zum Vorschein kommen kann und nach Hrn. M. selbst erscheinen muß, da (S. 16)

die Philosophie das frühere Bewußtsein widerlegen soll, so zeigt dies eben die Möglichkeit eines Rückschritts des endlichen Geistes auf seiner Bahn der Wissenschaft.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, August 1835.

Wenn Europa jetzt nicht ruhig ist, wenn man in Spanien die Gefangenen fusilirt, in England dem Volke die Communalbill verweigert, in Piemont die Reisenden arretirt, die keine Extrapostpferde nehmen, in Holland ungeduldig wird, in Kalisch conspirirt und in Berlin die Schloßkandelaber umrennt, so ist Frankreich nicht Schuld daran. Es ist während der Discussion der Gesetze, die die Julirevolution factisch vernichten, so ruhig und still wie ein Todter. Le peuple hat angefangen zu beten und die Republikaner haben aus Furcht, verleumdet und für Royalisten oder Terroristen der Regierung angesehen zu werden, die Standarte eingesteckt und den Ton der Moderation angestimmt. Das ist die verkehrte Welt, die mehr Uebles anzeigt, als die Civilisation genehmigt.

Es ist schwer, unter solchen Umständen, die ich nicht anders als Wehen der schwangern Zeit nennen kann, so viel kaltes Blut zu behalten, als zu einem Briefe über Literatur und Tagesleben nöthig ist. Die Bewegung steckt an; man wird gezwungen, Partei zu nehmen und — von Politik zu sprechen, wo man sie grade vergessen möchte. Die Wissenschaft selbst ist politisch geworden durch die Politik.

Seit Fieschi's Mordversuch hatte die periodische Presse vollauf zu thun, das Publicum über das Leben und Wirken dieses berühmten Mannes aufzuklären. Mehre Broschüren sind erschienen, mehre Kupferstiche und Lithographien gedruckt worden, auf denen Straße, Haus und Portrait desselben in mancherlei Positionen dargestellt wurden. Das „Charivari" hat einen Banditen, die „Mode" einen Stutzer und die „Gazette de France" in ihren Figurenbeilagen einen Philosophen aus dem Mörder gemacht. Hiermit nicht zufrieden, legte sich der „Constitutionnel" insbesondere auf die Sache und publicirte nach und nach das ganze Boulevard du temple, die Grisetten und Schnappsbeutiken, die Dächer, die Fenster, Fieschi, wie er absteuert, wie er sich am Stricke die Mauer herabläßt, und endlich Fieschi, wie er auf dem Krankenbette liegt und, ich denke mir's, zu dem Minister Thiers sagt: „Je n'aime pas les doctrinaires". Die Funeralien der unglücklichen Schlachtopfer haben auf der andern Seite Stoff gegeben zu Biographien und Novellen, zu Tragödien und historischen Gemälden, zu Elegien und plastischen Gruppen. Delphine Gay hat im „Journal des débats" Fieschi-Stanzen gemacht, die alle auf roi endigen, und Horaz Vernet, der Schlachtenmaler Napoleon's, welcher Augenzeuge der Fusilade war, ein Seitenstück zu seinem berühmten „Massacre des Mamelucs" begonnen, in welchem derselbe Herostrat der Politik als Hauptperson figurirt.

Das Merkwürdige in dieser Mordkomödie ist außer den doctrinairen Folgen das Geheimnißvolle, das sie umgibt. Man könnte Fieschi den fürchterlichen Unbekannten nennen. Einstweilen ist ausgemacht, daß er nicht auf Antrieb oder Anlaß einer Faction handelte, sondern weil es ihm grade gefiel. Als Corse wollte er wie sein Landsmann Napoleon sich das Vergnügen einer Bataille verschaffen, ohne ein Pferd zu besteigen oder auf den Kampfplatz zu gehen. Unter Anderm hat er zum öftern versichert, daß er kein Freund von Lecture sei und keines Menschen Rath befolgte, ein Factum, das dem Großsiegelbewahrer und neuen Peyronnet der Presse sehr mißfällt. Die Policei war so gütig, die größere Hälfte der Schuld an Fieschi's That auf die periodische Literatur zu werfen, der sie jetzt einmal den Proceß macht. Man versicherte mich, dieselbe habe kürzlich eine Köchin, die ihre Herrschaft vergiftete, sehr ernsthaft gefragt, ob sie zu diesem Verbrechen nicht durch die Maximen eines Journals sei bewogen worden, worauf Inculpatin zur Antwort gegeben, sie könne nicht lesen.

Die Theater haben nächst den Lithographien seit der verbrecherischen Woche, die Hr. Depping im „Morgenblatt" die unterbrochene Juliseier nennt, eine Zeit der Noth gehabt, die alle Dichter, Acteurs und femmes des cabinets de lecture zur Verzweiflung brachte. Ambigu comique und Porte St.-Martin mußten ihr Repertoire ändern und royalistische, moralische Stücke, ich glaube die heilige „Genovefa" und „Robert Macaire der Gauner" ansetzen; das Vaudeville bekam eine geheime Weisung, gewisse Couplets zu streichen, und das kleine Theater des Luxemburggartens den gemessenen Befehl, nicht während der Mittagshitze zu spielen. Es war eine wahre Freude, die Mouchards auf der Caricaturenjagd zu sehen, wie sie die Bilder stürmten, die Birnen Philippon's einsteckten. Vor einigen Tagen zeigte ein Journal an, daß die eifrigste Verbreiterin dieser letzten Sorte von lithographischem Dessert, die Besitzerin eines Lesebureaus in der rue Louis le grand, wegen Widersetzlichkeit mit ihren Figuren verhaftet worden sei und in Folge dieses Attentats zwei hübsche junge Töchter ohne Obhut zurückgelassen habe. Wenn das nicht provocirt ist zur Rebellion, so weiß ich es nicht; ich will aber doch einmal hingehen in diese rue Louis le grand.

Die legalen Ordonnanzen über die Presse haben die Opposition verstärkt und die Industrie der Buchdrucker gedrückt, welche mit Inbegriff aller Publicisten, Buchhändler, Setzer, Drucker, Buchbinder und Umträger, ein Personal von 150,000 Köpfen (?) beschäftigt. Ich sehe viel Bankrotte voraus, wenn das Gesetz ohne wesentliche Aenderungen durchgeht. Die pariser periodischen Pressen werden wegen ihres Debits und ihrer Bedeutenheit das Leben allein zu fristen wissen und die der Provinzen aus Mangel an Capitalfonds und waghalsige Speculanten zu Grunde gehen. Wer aber durch ein Gesetz zu Grunde geht, der ist kein Freund Derer, die sie gaben, und nur ein wahnsinniger Mensch kann einer Legislation den rathen, Wahnsinnige durch Entziehung ihrer Erwerbequellen zu machen. Es gibt kein Verbrechen, das nicht seinen Grund im Mangel hat, und nur selten hat man gesehen, daß der Wohlhabende, der Mensch à son aise sich verschwor und vergaß. Die Rache ist eine Tochter der Beleidigung.

Man spricht jetzt viel von Demoralisation der Gesellschaft, von der Allmächtigkeit schädlicher Leidenschaften. Die seltsamsten Mordgeschichten, die seltsamsten Entehrungen, die seltsamsten Selbstvernichtungen kommen in den Journalen und vor den Gerichten zum Vorschein, ohne daß man einen äußern Beweggrund dazu findet. Also haben wir nach dem unbegreiflichen moralischen Morde eines kataleptischen Mädchens, des Fräuleins von Morell, durch einen Offizier, die noch unbegreiflichere wechselseitige Vernichtung des Arztes Bancal und seiner Geliebten gehabt, die sich wie Seneca im Bade die Adern öffneten; also erhielten wir in der Köchin des Marquis Bussy eine Giftmischerin Brinvilliers und in dem andächtig verstorbenen Pachter eines Meierhofes den grausamen Kerkermeister eines zweiten Hauser, bei dessen Attitude sogar das juristische Journal, die „Gazette des tribunaux", sich entsetzte. „Woher diese Mordsucht?" fragt die Regierung, und Niemand hat eine Antwort. Ich will nicht hoffen, daß man den Tod für romantischer hält als das Leben in der besten der Republiken, oder daß der Geist des Menschen flüchtig geworden ist wie das Gas, das in unsern Boutiken brennt. Die Weiber thun es den Männern im Sterben zuvor, sie sind auf den Kohlendampf versessen. Eben lese ich wieder von zwei neuen Schlachtopfern dieses Genres, einer Blumenhändlerin und einem verliebten Mädchen. Die Policei hat ihre Kammern geöffnet und die Leichen am Kamin gefunden.

Ich habe wegen dieser Erscheinungen einen Philosophen gefragt und einen Arzt. Der Erste sagte: ich halte sie für eine Folge der zunehmenden Aufklärung; die Menschen wollen lieber nicht sein, als sein, wie sie nicht sein wollen; der An-

dere behauptete, sie rührten von der Atmosphäre der Cholera her und seien Zeichen physischer Schwäche. Beide wollen Bücher darüber schreiben.

Unterdeß kommt uns die Cholera als eine alte Feindin wieder todesschwanger näher und würgt und entvölkert die ganze Provence bis nach Nizza und Genua. Die alte Hauptstadt der ritterlichen Grafen des Landes, Aix, ist verlassen, Marseille entvölkert und sogar Lyon mit einer zweiten Aprilfreiheit zu sterben bedroht. Es hilft kein Beten und Psalmiren, die Aerzte sterben, die Todtengräber desertiren. Auch den Italienern hat ihre einjährige Quarantaine nichts geholfen wider die Seuche, sie hat ihre schwarze Standarte aufgepflanzt.

Der Streit der Gelehrten über die Contagiosität der Krankheit hat nach zweijährigem Waffenstillstand wiederangefangen, und man scheint sich allmälig der Meinung zu bequemen, daß die Pest in ihr eine andere Attitude angenommen habe. Gewisse Aerzte wollen ihre Clienten vor dem Anfall durch eine Inoculation bewahren, andere das Gift wie ein syphilitisches behandeln.

Im Allgemeinen hat die Cholera das Schicksal der hiesigen Propaganda, welche überall und nirgend ist und durch alle diplomatischen Thüren Europas geht, trotz Policei und Sanitätscordon. Ich hatte schon lange nichts mehr von der guten Frau gehört, da bringt sie mir plötzlich die „Allgemeine Zeitung" und ihr berliner und kalischer Correspondent. Es war die Propaganda, die den Kaiser Nikolaus ermorden wollte und proscribirte Polen dazu aussandte, die Propaganda, die in Aranjuez Giftmischer für die Königin besoldete, und die Propaganda, welche an der Spree Geld austheilte, um die Leute rebellisch zu machen. Ist das nicht sonderbar und muß man darnach nicht, wie der hiesige „Corsaire" sagt, denken, daß die Bestecherin wenigstens so reich sei als Rothschild? Man sollte den Scribenten und Correspondenten der öffentlichen Sicherheit rathen, die Capitalien ihrer Feindin zu Staatsanleihen anzusprechen und ihr ein gutes Procent zu garantiren, so wäre die Sache abgethan. Wer Geld hat, der conspirirt nicht, und wenn die Propaganda keins hat, so — gibt es gar keine Propaganda als im Gehirn der Spione.

Ich habe Lafayette einmal gefragt, ob es wirklich eine Propaganda, d. h. eine Gesellschaft von Patrioten gebe, die Fonds zu politischen Zwecken verwende und Menschen in ihrem Dienst besolde, und darauf bekam ich die Antwort: „Il y a des fous et des gens de la police, qui l'ont inventée pour avoir un homme de paille à combattre." Wie lange wird es denn noch dauern, ehe man in Betreff der Bewegungen der Zeit sich an die Erscheinung und Handlung statt an das Gespenst hält, das Schwachköpfe und Speculanten dirigiren? Wie lange wird man noch den politischen Wald, in welchem das Holz zum Reformbau des Jahrhunderts wächst, vor Bäumen nicht sehen und eine ohnmächtige Jagd machen auf Löschpapier und ephemerische Maikäfer?

Die Lawinen entstehen, wenn ein Stein sich losreißt auf den Alpen, durch Zufall. Grade so wachsen die Emeuten und die Revolutionen, wenn das Erdreich, worin der Stein bricht, locker geworden wie der Schnee. In Frankreich ist aller Schnee von der Julisonne geschmolzen und darum haben wir jetzt einen coup d'état, groß wie ein Mühlstein und — keine Lawine. 160.

Notizen.

Es gibt heutzutage keinen Stand, keine Classe oder Kaste in der Welt mehr, die nicht von der Wuth, sich im Gebiete der Industrie auszuzeichnen und Speculationen zu machen, ergriffen wäre. Wer hätte es von den ehrwürdigen Trappisten, die so streng sind, daß sie sich nicht einmal die Sprache gestatten, geglaubt, daß sie dereinst noch die Commercianten spielen würden? Und doch hat diejenigen dieses strengen Ordens, welche unweit Hazebrouck auf dem Katzenberge residiren, der allgemeine Strudel der Zeit ergriffen. Dies Kloster, das in einer pittoresken Gegend liegt, lockt jährlich in der schönen Saison eine Menge von Besuchern herbei. Hier hatte man vor einiger Zeit angefangen ein Gebäude zu errichten, geräumig und zierlich, dessen eigentliche Bestimmung sich anfangs kein Mensch erklären konnte, um so weniger, da es nur wenige Schritte von der Klostercapelle aufgeführt ist. Jetzt da es vollendet und den Besuchern geöffnet ist, liegt der Zweck dieses Gebäudes am Tage. Es ist keine Commandite, worin man Gebete und Indulgenzen verkauft, nein, es ist ein — Wirthshaus, worin man vortreffliches Bier schenkt, aus Rauchzimmern, Gesellschaftszimmern, Boudoirs und Gott weiß, was für Zimmern bestehend und im Innern höchst comfortable eingerichtet. Die Aussicht auf die umliegende Gegend ist wunderschön; mit einem einzigen Blick kann man die reichen Gefilde Flanderns und Belgiens, die Ebenen von Artois und das Meer überschauen. Dies vielbesuchte Etablissement ist nicht verpachtet, sondern wird auf Rechnung des heiligen Ordens verwaltet, welcher Tausende von Aviskarten in die Lande umher ergehen läßt, um die vogue für seine Sache zu gewinnen.

Die englische Regierung hatte einen Agenten nach China geschickt, mit dem Auftrag, sich Theekörner und Landbauer zu verschaffen, um in Indien die Cultur dieser Pflanze zu unternehmen. Die Arbeiter verschaffte er sich in kurzer Zeit, allein wegen einiger Differenzen zwischen Lord Napier und dem chinesischen Gouvernement war es ihm unmöglich, bis zu den Provinzen zu gelangen, wo man den grünen Thee erntet. Der Agent hat nun einstweilen die Arbeiter mit nach Indien genommen, in der Hoffnung, sich bei der nächsten Ernte Theesamen zu verschaffen. 180.

Die Scham der Heiligen.

Rafael war sanft und gefällig und ließ sich nicht leicht reizen. Einmal kamen zwei Cardinäle überein, ein Bild von ihm, während er zugegen war, recht scharf zu tadeln, um ihn in Versuchung zu führen. Auf dem Gemälde waren die Apostel Petrus und Paulus abgebildet. Diese, behaupteten sie, seien zu roth, und weiter wußten sie nichts zu sagen. Rafael entgegnete: „Wundern Sie sich darüber nicht: ich habe das aus Absicht so gemalt, denn es läßt sich denken, daß Petrus und Paulus im Himmel ebenso sehr als hier im Bilde erröthen, weil sie sich schämen werden, daß ihre Kirche von solchen Leuten regiert wird, wie Sie sind." 119.

Literarische Anzeige.

Luther und Melanchthon.

Dr. Martin Luther's Werke. In einer das Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl. Zweite vermehrte Auflage. 10 Theile. 8. (162 Bogen.) Hamburg, Fr. Perthes. 1827. 4 Thlr. 12 Gr.

Philipp Melanchthon's Werke in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl. Herausgegeben von F. A. Koethe. 6 Theile. 8. (107½ Bogen.) Leipzig, F. A. Brockhaus. 1829. 2 Thlr. 8 Gr.

Wenn beide Werke zusammengenommen und von F. A. Brockhaus in Leipzig bezogen werden, sind sie für 4 Thlr. 16 Gr. zu erhalten.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 259. — 16. September 1835.

Ueber neuere Philosophie.

(Beschluß aus Nr. 258.)

Zuletzt treten Schelling und Hegel zusammen auf. Nach Hrn. M. ist das Verhältniß Hegel's zu Schelling erstens dasjenige aller Philosophen, daß der Inhalt ein und derselbe ist, das Selbstbewußtsein des Geistes.

Was Schelling früher nur versprochen, absolute Form des absoluten Inhalts, das hat Hegel der Philosophie gegeben. Ob er aber das wirklich geleistet hat, dies wird von Vielen bejaht, von Vielen verneint; entscheiden wird allein der Geist, den sie interessirt, und dieser ist nicht irgend ein endlicher (S. 41).

Wie soll denn aber der unendliche Geist entscheiden, wer Recht hat? zumal da Hr. M. selbst versichert, die Behauptung vieler Anhänger Hegel's, mit Hegel habe die Wissenschaft ihre Endschaft erreicht, heiße nichts Anderes, als Hegel habe den Geist todtgeschlagen. Das in sich Ruhende ist das Todte. Der Fortschritt der Philosophie durch Hegel in Vergleich mit Schelling zeigt sich nach Hrn. M. in Folgendem:

1) Hegel hat die intellectuelle Anschauung des Absoluten zum freien Act des Bewußtseins erhoben und damit die Philosophie aus dem mysteriösen Besitz weniger Geweihten, was sie nach Schelling war, zum Allgemeinbesitz des Geistes gemacht.

Allein wenn die intellectuelle Anschauung ein freier Act des Bewußtseins ist, so scheint sie damit in der That vielmehr etwas Individuelles, Subjectives, Zufälliges geworden zu sein, was der Wissenschaft gradezu entgegen ist.

2) Das Empirische hat eine andere Stellung erhalten. Während dieses bei Schelling nur ein der Philosophie sich Aufdrängendes, in sie sich Eindringendes war, ist es nach Hegel ein durch die Philosophie zum Inhalte des Bewußtseins selbst Erhobenes.

3) Durch die Logik, welche Hegel geschaffen, Schelling aber nicht anerkennt, ist das Absolute zum Gegenstande denkender Erkenntniß gemacht worden, und Hegel ist es, welcher die Schelling'sche Philosophie zu Verstande gebracht hat. (Wenn nur nicht die Hegel'sche Logik selbst bei allem Trefflichen im Einzelnen doch im Ganzen ein verfehltes Werk wäre.) Schelling ist nun gegen Hegel herausgetreten, aber seine (schon oben angeführten) Beschuldigungen sind nicht wahr und beweisen nur, daß er das Verhältniß der reinen Idee zu ihren Gestaltungen, Geist und Welt gar nicht verstanden hat.

Hr. M. sucht nun zu beweisen, daß Hegel keineswegs, wie Schelling ihm vorwirft, an die Stelle des Lebendigen, Wirklichen den logischen Begriff gesetzt habe; vielmehr habe er ausdrücklich gelehrt, „das Wahre sei nicht Substanz, sondern wesentlich Subject, welches sich selbst suchend das Sich-Anderswerden mit sich selbst vermittelt". Allein das Sein, womit die Logik beginnt, als ein Abstractes, welches gleich Nichts ist, ist eben deshalb gar kein Wirkliches, Lebendiges, die selbsteigne Bewegung und Dialektik ist ihm von Hegel angedichtet, und Hr. M. schlägt sich selbst, wenn er (S. 59, Anm.) gesteht, der abstracte Gedanke sei eben ein abstracter, d. h. nicht wirklicher". Nun sagt Hegel selbst, „die Logik sei die Wissenschaft der Idee im abstracten Elemente des Denkens, Gott vor der Schöpfung sei nur die abstracte Idee, die noch nicht in ihrer Realität gesetzt ist" („Encykl.", S. 27, 2. Aufl.; „Religionsphilos.", Bd. I, S. 181); gleichwol soll diese abstracte Idee Gott der Vater sein, die Natur als ihre eigne Entäußerung frei aus sich entlassen, sie dann wieder aufheben durch den Menschengeist und durch diesen und den Weltgeist zu sich selbst zurückkehren: wie in aller Welt ist das möglich? Ebenso nichtig ist endlich die Ausflucht Hrn. M.'s, als habe Hegel nicht, wie Schelling ihm vorwirft, die Logik zum Anfange und Ende gemacht, indem sie nur den Einen der drei Theile des Systems ausmache und Schelling die Philosophie der Natur und des Geistes gänzlich ignorirt habe. Alles nur Schein. Denn die Logik ist zwar allerdings der erste Theil des Systems, allein die logische Idee soll sich selbst zur Natur entäußern, und diese Natur soll keine Wahrheit haben und ebenso wenig der endliche Geist, sondern das Wahre soll nur die aus ihrer Entäußerung durch Kunst, Religion und Philosophie zu sich selbst zurückkehrende, also eben die logische Idee sein, von welcher ja die ganze Bewegung ausging, als das in seiner Wirklichkeit sich bewährte Allgemeine („Encykl.", S. 533). Dies Wenige wird hinreichen, um darzuthun, wie schwach Hrn. M.'s Vertheidigung des Hegel'schen Systems ist, und daß noch gar viel fehlt, ehe er hoffen darf, in diesem Streite mit einigem Erfolge aufzutreten.

Hr. Prof. Krug sucht endlich mit Beziehung auf die vorhergehende Schrift einige Misverständnisse und Missgriffe, welche sich in diesem Kampfe eingeschlichen haben, zu beseitigen. Er bemerkt hier zuerst:

Der gemeine oder gesunde Menschenverstand ist zwar nicht ein pöbelhafter, sondern der ursprünglich allen Men-

schen gemeine, aber, weil er mehr im unmittelbaren Wahrheitsgefühl lebt und daher nicht untrüglich ist, in der Philosophie ohne Autorität und Stimmrecht.

Daher gibt es gar keine Philosophie des gemeinen oder gesunden Menschenverstandes, weshalb er auch gegen die Bezeichnung seines eignen Systems, als einer Philosophie des gesunden Menschenverstandes, protestirt, da sie ein Product der speculirenden Vernunft ist, der gemeine Verstand aber, als solcher, gar nicht philosophire und selbst das Wahre seiner Aussprüche erst der Prüfung durch die Vernunft bedürfe. Aber eben deshalb dürfe auch die Vernunft nicht so stolz auf den gemeinen oder gesunden Menschenverstand herabsehen und ihm gleichsam mit bitterm Hohne die Thüre weisen; dies sei eine Versündigung an der Menschheit, ein gemeiner Bettelstolz, und wenn ein Philosoph wie Hegel eine so stolze Sprache gegen den Verstand führt, so steht zu vermuthen, er habe sich in das reine Denken zu sehr vertieft und sein eigner Verstand habe ein wenig gelitten. Auf ähnliche Weise verhält sich die Philosophie zweitens zur öffentlichen Meinung. Die Philosophie kann unmöglich über Das, was an sich wahr, gut, recht ist, die öffentliche Meinung fragen, da diese irrig sein kann; aber sie darf sie auch nicht mit vornehmer Miene verachten, weil sie wohlbegründet sein kann, und dies um so wahrscheinlicher ist, je weiter sie verbreitet ist, vorzüglich in gebildeten Kreisen. Daher muß die Philosophie alle paradoxe Sätze vermeiden, wie z. B. den berüchtigten Hegel'schen: „Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig", welches seinem Urheber in der öffentlichen Meinung so viel geschadet hat und worüber Hr. Krug seine Glossen macht. Die dritte Nummer untersucht das Verhältniß der Philosophie zum Leben selbst. Philosophie ist eine Lebenswissenschaft, sie geht ebensowol in dasselbe als aus demselben hervor. Sie kann sich aber nur dadurch als wahre Lebenswissenschaft bewähren, daß sie mit ihrer Substanz oder ihrem Kerne in das Leben eindringt und sich hier verwirklicht. Dies ist nicht möglich, wenn sie nicht so dargestellt wird, daß jeder im Denken und Sprechen Geübte den Philosophen verstehen kann. Dies sei um so nothwendiger, weil man damit umgehe, die Universitäten so umzugestalten, daß sie aufhören, Universitäten zu sein. Schließlich empfiehlt der Verf. seinen jetzt freilich ziemlich vergessenen transscendentalen Synthetismus dem Publicum aufs Neue, womit er einen wirklichen Fortschritt der Philosophie seit der Erscheinung desselben zu leugnen scheint. Wir stimmen zwar Hrn. Krug in mehren Punkten gern bei, es scheint uns aber in der letzten Schrift Vieles zu allgemein gehalten und nicht eine eigentliche Antwort auf die Schrift des Hrn. Dr. Marbach zu sein. Wir sehen der Fortsetzung dieses Streits mit Theilnahme entgegen und werden unsere Leser mit den Bulletins der streitenden Parteien gelegentlich bekannt zu machen nicht versäumen.

60.

Excursions en Grèce pendant l'occupation de la Morée par l'armée française. Dans les années 1832 et 1833, par *L. Lacour*. Paris 1834.

Werthvolle Beschreibungen von Reisen nach und in Griechenland werden jetzt natürlich immer seltener, je höher sich die Ansprüche steigern, welche man bei der gegenwärtigen Leichtigkeit der Verbindungen mit diesem Lande und bei dem Schutze, welchen eine selbständige und aufgeklärte Regierung ernstlichen Forschungen gewähren kann, mit Recht machen muß. Erwarten wir in Zukunft eigentlich nur Werke, welche die Wissenschaft fördern, uns über Alterthum, das bis jetzt so gut wie nicht gekannte und von Reisenden fast völlig vernachlässigte Mittelalter und über die neuern Zustände des Landes erwünschte Aufklärung geben, so wird auf der andern Seite auch nicht die leichtere Classe von Reisebeschreibungen ausbleiben, womit uns die Eitelkeit oder das kleinliche Interesse jener Reisenden bedroht, welche weder Beruf noch Kenntnisse haben, das Dunkel der Vergangenheit aufzuklären, oder die Verwickelungen der Gegenwart zu beurtheilen, welche aber doch nicht umhin können, das oft Gesagte wieder zu sagen, um der Welt zu zeigen, daß sie den griechischen Boden betreten haben. Zwischen beiden kann jedoch eine gewisse Mittelclasse sich bilden, welche, ohne höhere Ansprüche zu machen, durch die eigenthümliche Stellung, durch die Talente und Verhältnisse der Verfasser Interesse gewinnen und befriedigen mag.

Als auf ein Werk dieser Classe glauben wir auf obige leicht und gefällig zusammengestellte Bemerkungen eines Reisenden aufmerksam machen zu dürfen, welcher die glückliche Gabe besitzt, sich die Schattenseiten eines oft mühevollen Berufs durch eine lichtvolle Auffassung und Beurtheilung der Dinge und Verhältnisse, mit denen ihn der Zufall in Berührung bringt, weniger fühlbar zu machen. Er gesteht selbst ein, daß er, durch Zufall und ohne die nöthigen Kenntnisse nach Griechenland geführt, nie die Absicht haben konnte, ein planmäßiges Werk von höherm wissenschaftlichen Werthe zu geben; aber er hat Gelegenheit gehabt, Vieles unter günstigen Verhältnissen zu sehen, er beobachtet mit unbefangenem Blicke, urtheilt mit richtigem Gefühle und besitzt die Gabe einer ansprechenden Darstellung, welche sich bisweilen selbst dem poetischen Fluge nähert. Das Ganze zerfällt in vier Bücher, jedes in eine Anzahl Abschnitte von verschiedenem Umfange. Wir heben Einiges aus, was uns bemerkenswerth erschienen ist.

Das erste Buch umfaßt in 12 Abschnitten die Ausflüge des Verf. in Messenien. Sogleich auf den ersten Seiten gibt er einige interessante Nachrichten über das vorzüglich durch die Arbeiten der französischen Ingenieurs aus seinen Trümmern auferstandene Navarin. Die jetzige Stadt, kaum fünf Jahre alt, zählt bereits gegen 300 in europäischem Style wohlgebaute Häuser, welche um den Hafen ein malerisches Amphitheater bilden; man findet daselbst mehre reich versehene Kaufläden, einen freundlichen Marktplatz und ein wohleingerichtetes Militairspital. Ueberdies ist Navarin jetzt der Mittelpunkt des Handels zwischen Ober- und Niedermessenien, und ein lebhafter Verkehr vermehrt täglich den Wohlstand einer arbeitsamen Bevölkerung. Unsterbliches Verdienst haben sich die Franzosen aber vornehmlich durch die abermalige Aufführung der Citadelle erworben, nachdem sie ein neidisches Geschick, kaum vollendet, in der Nacht des 19. Novembers 1829 durch den Blitz wieder vernichtet hatte; auch haben sie die beiden Hauptstraßen, welche Navarin mit Kalamata und Modon verbinden und früher ganz ungangbar waren, wieder so hergestellt, daß sie jetzt mit Leichtigkeit befahren werden können. Im folgenden zweiten Abschnitt erfahren wir Einiges über die Arbeiten der Franzosen in und bei Modon, wo während des Aufenthalts der französischen Brigade in Morea das Hauptquartier des Generals Gueheneuc war. Hieran schließen sich einige Bemerkungen über die Inseln Venetico, Kabrera und Sapienza, von denen die letztere wegen ihrer guten Rhede (Espalmador oder Porto Longano) und der Fruchtbarkeit des Bodens zum Anbau und vorzüglich zur Viehzucht sehr geeignet ist. Rei-

grund ist die Schilderung, welche der Verf. hierauf von der Festfeier zu Ehren des heiligen Dimitrios bei einem Dorfe, drei Lieues von Navarin, entwirft; an unwillkürlichen Rückerinnerungen an die Panägyris der Alten fehlte es dabei natürlich nicht. Ein Ausflug nach Sphakteria, von den Griechen noch ganz wie im Alterthume Sphagia genannt, konnte leider keine andere Ausbeute geben, als die traurige Rückerinnerung an die Greuelthaten, welche hier in alter und neuer Zeit ihren Schauplatz fanden und den Namen der Insel zu rechtfertigen scheinen. Gegenwärtig befinden sich daselbst die Ruhestätten mehrer ausgezeichneten Philhellenen, welche hier von ihren Freunden geborgen wurden. Im Folgenden gibt sich der Verf. fast zu viel Mühe, um gegen eine völlig ungegründete Meinung Pouqueville's, welcher das Nestorische Pylos an der Stelle des Dorfes Pyla gesucht hat, zu beweisen, daß es an keiner andern Stelle zu suchen sei, als wo man es gewöhnlich gesucht hat, nämlich bei Alt-Navarin oder Zonchio. Die Bemerkungen über den schädlichen Einfluß des unvorsichtigen Bewässerungssystems, welches die Uferbewohner des Pamisus (Pirnatza) befolgen und welches das ganze niedere Messenien zu einem der ungesundesten Districte der Halbinsel macht, und namentlich dem Gedeihen des schon jetzt nicht unbedeutenden Risi großen Eintrag thut, verdienen selbst von der jetzigen Regierung um so mehr beachtet zu werden, je mehr es ihr daran liegen muß, durch zweckmäßigern Anbau des Landes die Hülfsquellen des Staats zu vermehren. Die Klagen über die Räubereien der Mainoten, welche der Verf. hier abermals erhoben hat, ohne jedoch den übertriebenen Verdammungsurtheilen gegen diesen kräftigen Bergstamm beizustimmen, werden ohne Zweifel bald verhallen, wenn es die Regierung versteht, den Mainoten, nach den neulichen Ereignissen, endlich eine Existenz zu sichern, welche sie nach und nach der Gesittung und friedlichen Beschäftigungen zuzuführen vermag. Die von dem Verf. empfohlene starke Befestigung von Kalamata wird unter jeder Bedingung von großem Nutzen sein. Ein Besuch in Koron brachte den Verf. mit Kodschako Mauromichalis in Berührung, welcher namentlich in den Händeln seiner Familie mit Kapodistrias eine bedeutende Rolle gespielt hat; die hier über ihn mitgetheilten Bemerkungen haben schon deshalb allgemeineres Interesse.

Im zweiten Buche folgen wir dem Verf. in 20 Abschnitten zur See nach Attika und einen Theil von Argolis, wohin er den General Gueheneuc auf einer Inspectionsreise begleitete. Nach einer belebten Schilderung der nicht ganz gefahrlosen Fahrt von Navarin nach Nauplia gibt der Verf. im dritten Abschnitt einige kurze Nachrichten über die letztere Stadt und ihre befestigten Schlösser, Palamides und Itschkale, welche zwar des Reizes der Neuheit entbehren, aber wegen des eigenthümlichen Gesichtspunktes, von welchem der Verf., als Militair, bei ihrer Beurtheilung ausgeht, Beachtung verdienen. Das Bild, welches er hierauf von dem damaligen Zustande der provisorischen Regierung (October 1832) entwirft, deren einzige Stütze ein Detachement des französischen Occupationscorps unter General Corbet war, ist ein willkommener Beitrag zur Aufklärung des Dunkels, womit die verschiedenen Parteien die Zeit jenes unglücklichen Zwischenreichs bedecken möchten. Die Verdienste, welche sich damals General Gueheneuc vorzüglich durch die Sorge für das griechische Militairspital erworben hat, verdienen die öffentliche Anerkennung, die der Verf. zu erwecken sucht, in vollem Maße. An die Beschreibung von Tyrinth, der Ruinen eines byzantinischen Klosters in der Nähe des Dorfes Aria unweit Nauplia, und einige Bemerkungen über Spezzia knüpfen sich im siebenten Abschnitte des Verf. Ansichten von Hydra, welches er auf der Fahrt nach Athen besuchte. Leider waren die Wunden noch nicht wieder geheilt — und sie sind es selbst jetzt noch nicht — welche die heldenmüthige Theilnahme der Hydrioten am Befreiungskampfe ihrem ehemaligen Wohlstande geschlagen hatte. Die wohlgebaute Stadt von 4500 Häusern könnte leicht eine Bevölkerung von 50,000 Seelen fassen, während sie jetzt nur 16,000 Einwohner hat. Aber die Subsistenzmittel fehlen, da der rauhe Felsen nichts bietet und die ehemals 200 Fahrzeuge starke Handelsmarine jetzt nicht einmal mehr 50 zählt. Bekanntlich war damals schon ein beträchtlicher Theil der Hydrioten nach Syra ausgewandert. Ein böser Zufall, ein Sturm, führte den Verf. nach Mandraki, wo sich das zu Hydra gehörige Lazareth befindet, welches Kapodistrias einrichten ließ und, nach des Verf. Meinung, eines der schönsten Denkmale seiner Wirksamkeit ist. In Paros landete der Verf., als die russische Marine noch ihre Niederlage daselbst hatte, gegen welche das ärmliche Arsenal der Griechen einen traurigen Abstand bildete. Was seit dieser Zeit gethan worden ist, ist bekannt. Auf Aegina zog natürlich das Waisenhaus mit dem dabei befindlichen Nationalmuseum die Aufmerksamkeit des Verf. am meisten auf sich. Es war damals grade im schlechtesten Zustande und von der provisorischen Regierung völlig vernachlässigt. Der Verf. nimmt daher Gelegenheit, abermals auf die segensreiche Wirksamkeit Kapodistrias', welchen er auf jede Weise zu rechtfertigen sucht, zurückzukommen. Wir glauben, daß sich die öffentliche Meinung über die Verwaltung Kapodistrias' bereits hinlänglich befestigt hat und daher eine abermalige Zusammenstellung entscheidender Thatsachen völlig nutzlos sein würde. Die Beschreibung der Ankunft und des kurzen Aufenthaltes des Verf. in Athen, welche in den nächsten Abschnitten gegeben wird, kann natürlich nur Denen genügen, welche, in Ermangelung einer gründlichern und umfassendern Belehrung, ein lebendiges Bild von Athens damaligen Herrlichkeiten und Elend in einem gefälligen Rahmen haben wollen. Man findet hier eine kurze Skizze von allen Wundern der alten Zeit, vom Parthenon bis zur Laterne des Demosthenes, einige treffende Bemerkungen, viel poetische Herzensergüsse und nichts Neues. Fast zu lange hält sich der Verf. hierauf bei den Mysterien von Eleusis auf, eilt dann über Megara, wo er sich und seine Gesellschaft durch eine glückliche Improvisation in „seigneurs bavarois" verwandelt, um desto leichter den ungelegenen Anforderungen einiger unheimlichen Gäste zu entgehen, und Kalamaki, das alte Kenchreä, nach Korinth, besteigt die Feste Akrokorinth, deren militairische Bedeutung er richtig würdigt, und kehrt über Nauplia nach Navarin zurück.

Das dritte Buch, neun Abschnitte, gewinnt vorzüglich dadurch bedeutendes Interesse, daß uns hier der Verf. als Augenzeuge einige Aufklärungen über die unglückseligen Händel zu Argos gibt, welche der Ankunft des Königs und der Regentschaft vorhergingen. Kurz nach seiner Rückkehr nämlich erhielt eine Abtheilung von 400 M. mit zwei Gebirgskanonen unter dem Befehle des Oberst Stoffel Ordre, sich unverzüglich nach Argos zu begeben, und der Verf. schloß sich, mit einer besondern Mission nach Nauplia beauftragt, dieser Colonne an. Sie verließ Navarin am 10. Jan. und traf nach einem, wie in dieser Jahreszeit zu erwarten war, beschwerlichen Marsche von fünf Tagen, über Leondari und Tripolitza am 15. Jan. in Argos ein. Der Verf. gibt eine ziemlich genaue Beschreibung der Marschroute; in Tripolitza traf er mit Kolokotronis zusammen, welcher damals die Rolle des „Grand Maréchal de la Morée" spielte und nicht undeutlich merken ließ, was er im Schilde führte. Erst nach langem Warten und einigen gegenseitigen unangenehmen Erklärungen mit Kolokotronis' Palikaren bekamen die Franzosen durch Hadgi-Christos' Vermittelung ein erträgliches Nachtquartier in der schlecht bevölkerten Stadt. Der Empfang in Argos selbst war nicht geeignet, den Verdacht zu zerstreuen, welchen das Benehmen Kolokotronis' zu Tripolitza erweckt hatte. Auch hatte bereits General Corbet aus Vorsicht die Caserne zu Argos, welche gleichsam den einzigen befestigten Punkt in dieser fast zerstörten Stadt bildete, durch zwei Compagnien des 21. leichten Infanterieregiments von Nauplia aus besetzen lassen. Der Caserne gegenüber befindet sich das Haus Kalergis', in welchem Oberst Stoffel sein Quartier nehmen wollte. In dem Augenblicke jedoch, als er sich mit der Fahne des Regiments dahin zu begeben im Begriff war, wurde ihm durch Kalliguro im Namen der Palikaren, welche das Haus besetzt hatten, der Eintritt versagt, sodaß er sich, ungeachtet der Bitten der Gemahlin des Kalergis', bis zum folgenden Tage zu warten, genöthigt sah,

mit Gewalt in das Haus einzudringen, die Palikaren zu entwaffnen und Kalligiro, den nächsten Anstifter des Unfugs, als Gefangenen in der Caserne zu verwahren. Oberst Stoffel mußte um so mehr diesen Schritt thun, je sicherer man bereits davon unterrichtet war, daß die Palikaren nur Verstärkungen aus dem Innern des Peloponnes und den Eparchien von Korinth und Epidauros erwarteten, um eine entschiedenere Stellung gegen die provisorische Regierung und das französische Hülfscorps anzunehmen. Schon am Morgen des 16. Jan. kam es zu ernstern Händeln, welche den Verf., welcher den Abend vorher nach Nauplia gegangen war, in Gesellschaft des Generals Corbet nach Argos zurückführten; doch waren die Palikaren bereits aus Argos verdrängt, als der Verf. daselbst ankam. General Corbet hielt Kriegsgericht und ließ Kalligiro nebst einem andern Bandenchef erschießen. Der Verlust der Franzosen betrug drei Todte und 21 Verwundete; die Palikaren sollen dagegen an 300 M. verloren haben. Hadgi-Christos trat mit etwa 30 M. in die Dienste des Generals Corbet. Leider waren jedoch die Gerüchte von einem allgemeinen Angriff der Palikaren unter Kolokotronis, Kalergis, Grisiotis, Jehochris und Rangos auf Argos noch nicht ganz zerstreut, und General Corbet ließ daher sogleich die Caserne von Argos in Vertheidigungszustand setzen und den jüngsten Sohn Kolokotronis', welcher am 16. Abends in Nauplia eingetroffen worden war, als Geisel nach dem Fort Itschkale bringen. Glücklicherweise beschränkten sich aber die Angriffe auf die Franzosen auf einige vage und verleumderische Gerüchte, welche über ihr Benehmen zu Argos in Umlauf gesetzt wurden. Der Verf. hat sie im folgenden Abschnitte durch einige unparteiische Betrachtungen über das Misverhältniß des Verlustes der Franzosen zu dem der Palikaren am 16. Jan. zu berichtigen und zu widerlegen gesucht. Auch gibt er als Rechtfertigung der Franzosen im Anhange das Schreiben der provisorischen Regierung an General Corbet mit dessen Antwort. Die nächsten Tage blieben ruhig und die nahe Ankunft des Königs und der Regentschaft beschäftigte allein die aufgeregten Gemüther. Der Verf. theilt darüber im Folgenden nur Bekanntes mit, wenn wir etwa die nähern Verhältnisse der französischen Truppen und die persönlichen Beziehungen ihrer Offiziere zu der neuen Regierung ausnehmen. Nicht ohne eine gewisse Bitterkeit spricht er über das Benehmen des Admirals Ricord. Im Anhang zu diesem Buche theilt er ferner eine Uebersetzung der Proclamation des Königs an die Hellenen und eine Dankadresse der Stadt Nauplia an den commandirenden General der französischen Brigade mit. In den nächsten Abschnitten verweilt der Verf. bei den Alterthümern von Argos, ohne jedoch darüber grade neues Licht zu verbreiten. Die Zeit, welche ihm noch während seines kurzen Aufenthalts in Nauplia übrig blieb, benutzte er zu einigen Ausflügen nach den Ruinen des Aesculaptempels und des dabei befindlichen Theaters, sowie nach denen von Mykenä, welche er im folgenden Abschnitte kurz beschreibt.

Im vierten Buche endlich begleiten wir ihn in 12 Abschnitten auf seiner Rückreise von Nauplia nach Navarin zunächst durch die nördlichen und westlichen Gegenden von Morea. Er berührte zuerst das bereits von bairischen Truppen besetzte, aber ganz in Ruinen verfallene Korinth, die Ruinen von Sikyon bei dem Dorfe Basilika, welche ziemlich genau beschrieben werden, dann ferner das Kloster Mega-Spileon, dessen heldenmüthiger Vertheidigung durch die Mönche während des Freiheitskriegs selbst geschickte Artillerieoffiziere ihre Bewunderung nicht versagen konnten, dessen Lage und innern Verhältnisse jedoch zu oft beschrieben sind, als daß der Verf. ihnen neuen Reiz hätte geben können, und Vostizza, wo man merkwürdigerweise fast keine Spuren mehr von Ruinen der zahlreichen Tempel des alten Aegion findet. Patras, wo der Verf. zunächst verweilte, bot schon damals einen vortheilhaftern Anblick dar als die meisten griechischen Städte. Man sieht daselbst viele neue und wohlgebaute Häuser, breite, reinliche Straßen und eine thätige Bevölkerung von etwa 6000 Seelen, deren Wohlstand sich bei der Leichtigkeit der Handelsverbindungen mit den ionischen Inseln, Italien und Triest in wenig Jahren sehr zu vermehren verspricht. Unter den wenigen Alterthümern, welche man noch in der Citadelle findet, scheint eine bis jetzt vernachlässigte Statue die meiste Aufmerksamkeit der Archäologen zu verdienen. Der Verf. gibt darüber leider weiter keine Aufklärung, als die Widerlegung einer früher ohne Grund aufgestellten Meinung, der zufolge es ein Standbild der Diana sein sollte. Von Klarenza aus, welches gegenwärtig nur noch aus einigen ärmlichen Hütten besteht, machte der Verf. einen Abstecher nach Zante, wo ihm ein kurzer Aufenthalt Gelegenheit genug darbot, die Vortheile und Nachtheile des englischen Einflusses gehörig zu beobachten. Man schlägt die gegenwärtige Bevölkerung gewöhnlich auf 40,000 Seelen an, wovon 20,000 der Stadt angehören und 20,000 in 42 wohlhabenden Landgemeinden zerstreut sind. Was die Engländer für die Verbindung im Innern, die Befestigung und Bewässerung der Stadt gethan haben, ist bereits hinlänglich anerkannt worden. Leider steht es nicht in ihrer Gewalt, den Hafen gegen die Heftigkeit der Südwinde zu schützen. Nach seiner Rückkehr nach Klarenza nahm der Verf. seinen Weg über Gastuni und Pyrgos nach den Ruinen von Olympia, wo nach den Nachforschungen der wissenschaftlichen Commission bei der Expedition von Morea für den einzelnen Privatmann freilich wenig zu entdecken war. Der Verf. verweist daher im Allgemeinen auf die Arbeiten dieser Commission und begnügt sich blos einige Irrthümer Pouqueville's in der Topographie der Ebene von Olympia zu berichtigen. Seine Reise durch Arkadien, wo er zu Andrizena verweilte, den Apollotempel zu Bassä besuchte, dann Paulitza auf den Ruinen von Phigalea berührte und endlich über Sidero-Kastron in Arkadia eintraf, bietet weiter nichts Bemerkenswerthes dar, als etwa die traurigen Spuren von den Verwüstungszügen Ibrahim Pascha's, welche weder die von dem Verf. gepriesene Administration Kapodistrias' noch die Hülflosigkeit der Zwischenregierung zu vertilgen im Stande gewesen war. Die freundlichen Flecken Philialea und Gargaliano, wo sich schon die Nähe des wohlthätigen Waltens der Franzosen bemerkbar macht, bilden gegen das verödete Arkadia einen erfreulichen Abstand. Ein angenehmer Weg von fünf Stunden führte den Verf. von Gargaliano nach Navarin zurück. Von hier aus besuchte er vor seiner Abreise aus Griechenland nur noch die ionischen Inseln auf einer Geschäftsreise, welche ihn nöthigte, den Plan eines Ausfluges nach den Ruinen von Sparta aufzugeben. Jedoch wurden ihm darüber von einem seiner Freunde, welcher sie im April 1831 besuchte, einige Mittheilungen gemacht, welche er in einem besondern Abschnitte zusammengestellt hat. Sie geben die Beschreibung von Mistra und seinen Umgebungen, sowie einige Notizen über die wahrscheinliche Lage der namhaftesten Oertlichkeiten des alten Sparta, nach den Forschungen und Ansichten Vietti's, welcher als Mitglied der wissenschaftlichen Commission namentlich Sparta untersucht hat und von dem Berichterstatter noch auf den Ruinen selbst angetroffen wurde. Das Werk schließt mit einigen Bemerkungen über die Abfahrt der französischen Brigade aus Messenien und die Besetzung der drei Hauptplätze Koron, Modon und Navarin durch die bairischen Truppen, denen der Verf. durch eine poetische Zugabe über die Rückkehr in die Heimat einige Würze zu geben versucht hat. 67.

Notiz.

Der kürzlich erschienene 19. Band der von dem Marquis von Pastoret herausgegebenen „Ordonnances des rois de France de la troisième race etc.", in chronologischer Ordnung, umfaßt die vom März 1482 bis April 1486 erlassenen Ordonnanzen (228 Bogen in Folio). Die 19 Bände kosten bereits 684 Francs. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 260. — 17. September 1835.

Geographie.

Unsere Zeit darf, ohne zu erröthen, sich das Zeugniß ertheilen, daß sie leuchtend dastehe und stehen werde in der Geschichte der Geographie. Noch keine Periode hat wie die jetzige gearbeitet an dem Bau des geographischen Wissens, und noch zu keiner Zeit haben Schulmeister und Volkslehrer so emsig aus dem aufgeführten Baue — gleichsam wilde Bienen aus dem vollen Honigstocke — von den aufgehäuften Schätzen das Beste oder das Süßeste hinausgetragen in ihre Schulen und auf alle Märkte. Wollen wir dieses allgemeine Treiben und Streben, diesen großen Feldzug der Wissenschaft zur Eroberung des Erdballs und diese Freibeuterei in den eroberten Gebieten richtig würdigen, so müssen wir ein näheres Augenmerk darauf richten, wie die einzelnen Rollen dabei vertheilt sind.

Wir unterscheiden vorerst die Handlanger der Materialien, die sammelnden und eintragenden Honigbienen, die Termiten, die mit den kleinen Naginstrumenten ganze Waldungen geographischen Dunkels fällen, die emsigen Arbeiter, „die zu dem großen Bau der Zeiten Sandkorn nur um Sandkorn reichen". Denn, wie K. Ritter in dem letzten „Jahresbericht der geographischen Gesellschaft zu Berlin" sagte: „Aus Einheiten wachsen die größern Summen, aus einzelnen Bausteinen, kunstreich zusammengefügt, steigt der Riesenbau empor, dem die fortschreitende Wissenschaft des Planeten (unserer Erde) allerdings zu vergleichen ist, deren Ziel, Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner, wir vielleicht von einem noch höhern Standpunkt in der Aufgabe zusammenfassen können: Ausbildung des Menschen durch den Planeten, Ausbildung des Planeten durch das Menschengeschlecht." Solche Sammler, die ersten und nothwendigsten Arbeiter am geographischen Baue, sind jetzt allüberall in Europa und auf Reisen nach allen Gegenden der Erde beschäftigt. So haben uns die Länder aus den Wüsten Afrikas den wahren Niger geholt, die Heber, Rickard, Crawfurd u. A. die Geheimnisse Indiens entziffert, die Klaproth, Remusat, Güzlaff u. A. den Chinaextract aus der „Blume der Mitte" gezogen, Burckhardt die Sitten Arabiens, Rüppell die Natur Aegyptens, Nubiens u. s. w. abstrahirt. So hat A. v. Humboldt, „der Illustrador der neuen Welt", ein geognostisches Gemälde von Südamerika entworfen und Züge zur Zeichnung des Ural und der sibirischen Gäa gegeben; Pentland, Edmund Temple u. A. in Peru, Lotsky in Australien gesammelt; Franklin, Parry, Reß, Back magnetische und ethnische Schätze aus dem Eise des Nordpols geholt, A. Erman einen Kreis um die ganze Erde von Westen nach Osten bearbeitet. Es ist aber bei den zahllosen Reisenden, aus denen wir hier nur Einige genannt haben, besonders die erfreuliche Bemerkung zu machen, daß es nicht mehr blos englische Handelsleute sind, die nebenbei auch eine geographische Curiosität, die sie am Wege finden, in ihre Geldtasche stecken, oder französische Soldaten, die ein wenig Moos von den Pyramiden in ihre Lorberkränze flechten, oder fromme Missionnairs, die mitunter ein naturgeschichtliches Steinchen in ihren Rosenkranz hängen, sondern daß großentheils reine Wißbegierde sie auf die Reise treibt und daß Viele keine andere Speculation als die auf geographischen Gewinn ihre Schritte leitet. Wir zählen Reisende, deren Muth und Aufopferung für die Wissenschaft zur wahren Bewunderung hinreißt, und die Wissenschaft sollte es nie vergessen, daß an den einzelnen Bausteinen, die sie leicht zum geographischen Baue aufthürmt, der Schweiß und das Blut wissenschaftlicher Märtyrer klebt. Sehr großes Verdienst um die geographische Materialiensammlung haben aber auch die geographischen Gesellschaften, die sich in neuerer Zeit gebildet haben, und unter diesen besonders die pariser, die, unter den Auspicien eines Malte-brun, Barbié du Bocage, Faurier, Jomard u. A. gestiftet, bereits Verbindungen in allen Theilen der Erde hat, jährliche Reiseexpeditionen in die verschiedenen Welttheile aussendet und Preise von 100, 1000 und 10,000 Francs auszahlt, und die londoner Gesellschaft, die aus mehr als 400, jedes mit 2 Pf. St. beisteuernden Mitgliedern besteht, einen starken Fonds, vollständige Bibliothek, Kartensammlung, zugleich die lebendigste Theilnahme britischer Weltreisenden und Staatsmänner, sowie der wissenschaftlichen Institute in England, Indien, Australien und Nordamerika besitzt und jährlich ein an neuen Entdeckungen sehr reiches Tagebuch („Journal of the Geographical Society of London", 6 Bde., 1831—35) auf ihre Kosten drucken läßt.

An die bloßen Materialiensammler im geographischen Felde schließen sich nun zunächst Diejenigen an, welche die beigeführten einzelnen Steine kunstreich zurichten oder auch kleinere Partien für den großen Bau sorgsam einrichten. Wir verstehen darunter die zahlreichen, aber zum Theil sehr verdienstlichen Monographen, die recht eigentlich die einzig tüchtigen Bausteine zu einem massiven Baue liefern und herrichten, und rechnen dahin auch Werke wie Shouw's treffliche „Pflanzengeographie", sein „Europa, ein Naturgemälde", und sein neuestes „Tableau climatologique de l'Italie"; des Baron v. Zedlitz „Hydrographisches Lexikon für Deutschland", Leopold v. Buch's u. A. klimatische Forschungen, des jüngern Ideler Schriften über Feuerkugeln, Mondlicht, Hagel und eine Menge anderer Specialschriften.

Doch die reiche Sammlung theils roher, theils zugerichteter Materialien, so verdienstlich und nothwendig sie für die geographische Wissenschaft sind, bedarf in dem Zustande namenloser Verwirrung, in welchem sie mitunter durcheinander liegen, eines geschickten Meisters, der mit architektonischer Hand sondert und ordnet, zusammenfügt und aufrichtet, bis der Bau wohlzusammengefügt, harmonisch, allen Eingeweihten zugänglich dasteht. Baumeister sind Noth. Dem deutschen Fleiß und der deutschen Gründlichkeit gebührt die Ehre, die mühsame Aufführung dieses Baues am geschicktesten und erfolgreichsten gefördert zu haben. Wir Deutschen haben die Spanier und Portugiesen, die Engländer und Franzosen mit ihrem Gelde und ihrer Beweglichkeit in aller Welt herumlaufen lassen, und während wir meist ruhig daheim-saßen, haben wir von den Materialien, die sie von allen Seiten herbeischleppten, emsig und wohlbedacht

das Haus auf- und ausgebaut. Vor Allen Büsching, und dann Gaspari, Gatterer, Fabri, Stein, Cannabich waren schon tüchtige Bauleute; noch vollständiger wurde der Bau eingerichtet in dem „Vollständigen Handbuch der neuesten Erdbeschreibung" von Gaspari, Hassel, Cannabich, Gutsmuths und Ukert, und in Schüz's „Allgemeiner Erdkunde" (30 Bde.); die mathematischen und physikalischen Appartements richteten besonders Zenne, Kaiser, Kunz, Berghaus und K. v. Raumer ein. Aber alle diese Arbeiten, zu denen allerdings auch achtungswerthe ausländische, wie von Maltebrun, Balbi u. A. kamen, erschienen fast wie die Häuschen der alten Vorstadt, als K. Ritter sein großartiges Gebäude („Die Erdkunde im Verhältnisse zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie", 3 Bde., Berl. 1817—33) aufführte. Es ist ein neuer Styl, nach dem der Meister baute; sein Werk ist eine wahre Genesis, welche, dem großen Weltbaumeister nachahmend, die Erde von Neuem aus ihren Keimen herauswachsen, den Menschen in die geheimsten Triebfedern der Schöpfung blicken und die geschaffene Erde mit einem Blick aus erhabener Perspective übersehen läßt. Es ist hier nicht der Ort, um den Geist, welcher das Ritter'sche Werk charakterisirt, umständlicher zu bezeichnen. Wir haben vielmehr den Meister nur erwähnt, um Gelegenheit zu haben, von dem Schüler zu sprechen.

Wenn wir nämlich Materialiensammler, Zurichter und Baumeister als Diejenigen bezeichneten, durch deren Zusammenwirken allmälig der Bau der Wissenschaft aufsteigt, so haben wir unter diesem Bau die eigentliche Wissenschaft der Geographie, den Complex des Entdeckten und dessen systematische Zusammenstellung verstanden. Es liegt aber vor Augen, daß solcher Bau, wie jedes andere wissenschaftliche Gebäude, nur den eigentlichen Jüngern der Wissenschaft geöffnet und den Kindern und dem Volke verschlossen ist. Wenn also die Kinder, die vor den Thoren spielen, etwas von der Weisheit, so darinnen ist, erfahren sollen, und wenn das Volk, das an den Fenstern gafft, etwas von den Schätzen hinter den Fenstervorhängen erfahren soll, so muß anderer Rath geschafft werden. Und diesen Rath schaffen Diejenigen, welche die vierte und fünfte Rolle auf dem geographischen Theater übernehmen und mit denen wir uns hier vorzugsweise beschäftigen wollen. Es sind dies die Schulmänner, die in das aufgebaute Haus der Wissenschaft gehen, drinnen Stück für Stück besehen, endlich den großen Bau in verjüngtem Maßstabe nachmodeln und das kleine Modell in die Schulstube bringen, auf dem Lehrtisch aufstellen und ihren Kindern verdeutlichen; und es sind ferner die Volkslehrer, die in allen Gemächern der Wissenschaft herumkriechen, nach Bissen suchen, die das Volk verdauen kann, und den emsig gesammelten Honigseim hinaustragen und in irdenen Schalen mundgerecht dem Volke präsentiren. Die Erstern legen ihre gesammelten Schätze in Schulbüchern, die Letztern in Volksschriften nieder; und es ist das Alles in schönster Ordnung, so lange nur jeder der Herren die Rolle, die er sich vorgenommen hat, recht festhält. Wir werden aber bald darauf zurückkommen, daß hierin grade in unserer Zeit, wo die Geographie wie überhaupt die Naturwissenschaft mit ungewöhnlicher Kraft in die Schule und in das Volk sich Bahn bricht, mannichfach und nicht ohne großen Schaden für die Wissenschaft, für die Schule und für das Volk gefehlt wird.

Was nun zuvörderst die geographischen Schulbücher betrifft, so zeugt der Inhalt der meisten neuerdings erschienenen allerdings davon, daß viel Gutes geschehen, aber die zahllose, noch immer wachsende Menge derselben auch davon, daß noch nichts ganz Gutes erschienen ist. Cannabich, Stein, Selten, Dittenberger, Hoffmann, Volger u. A. haben offenbar den geographischen Schulunterricht sehr gefördert. Wegen ihrer Originalität am bemerkenswerthesten sind aber wol Berghaus („Die ersten Elemente der Erdbeschreibung", Berlin 1830) und der Schwede Sven Ägren („Allgemeines Lehrbuch", Berlin 1835), die Beide, der Letztere ganz vorzüglich, recht eigentlich das geographische Gebäude Ritter's im verjüngten Maßstabe in die Schule zu bringen suchen. Beide Methoden leiden aber etwas an der Ausführbarkeit. Sven Ägren's Constructivmethode, nach welcher das Kind selbsteigen eine Erde schaffen und auf die ihm in die Hand gegebenen leeren Planigloben Vorgebirge, Meerbusen, Flüsse, Gebirge u. s. w. zeichnen und zu einer vollen Erde aneinanderreihen soll, hat, so geistreich auch der Gedanke ist und so sehr sie der treffliche K. Ritter empfiehlt, doch immer den Fehler, daß sie zu viel Zeit kostet, das Kind zu viel lehrt und nur da recht anzuwenden ist, wo Geographen vom Fach gebildet werden sollen. Die Vorzüge der neuern geographischen Lehrbücher vor den ältern lassen sich im Allgemeinen ungefähr in Folgendem zusammenfassen. Der Gang, den die neuern Lehrbücher dem geographischen Unterricht vorzeichnen, ist naturgemäßer, als er sonst war; er will nicht nur anlernen, sondern auch bilden; er will nicht nur dem Gedächtniß bestimmte Schätze, sondern auch dem Verstand und der Phantasie neue Hebel geben. Die mathematische Geographie ist deutlicher vorgetragen und mit mancherlei interessanten Notizen geschmückt; doch ist grade in diesem mathematischen Theile noch am meisten zu wünschen übrig. Manche geben ihn so ausführlich, daß er fast eine Astronomie wird, manche so kurz und kahl (wie Volger u. A.), daß er nur Gedächtnißwerk bleibt. Nur K. v. Raumer in seinem vortrefflichen „Lehrbuch der allgemeinen Geographie" zeichnet den Gang im Unterricht der mathematischen Geographie ganz naturgemäß und deutlich vor, indem er von der Annahme der alten Astronomie ausgeht, daß der Schüler auf der im Mittelpunkt der Welt festruhenden Erde stehe. Sehr viel ist dagegen in der physischen oder, wie man sie jetzt richtiger zu nennen pflegt, physikalischen Geographie geschehen, und der Unterricht darin ist wahrhaft bildend, gibt treffliche Uebersichten und läßt (wie namentlich bei Selten, Berghaus, Sven Ägren) tiefe Blicke in den organischen Zusammenhang der Natur unsers Erdballs thun. Doch vergessen die Herren Schullehrer auch hier oft das rechte Maß und lehren Physik und Meteorologie statt schlichter physikalischer Geographie, und wollen Geographen bilden statt Geographie verstehende Menschen. In der politischen Geographie endlich ist, besonders durch Volger, ein wichtiger Schritt vorwärts geschehen dadurch, daß man Geschichte und Geographie verbindet und auch das politische Land gleichsam vor den Augen des Schülers entstehen und sich bilden läßt. Es ist ferner viel geschehen durch eine übersichtliche Zusammenstellung des Gleichartigen, durch eine glücklichere Auswahl des wahrhaft Wissenswerthen und durch Ausschmückung des kahlen Gerippes mit frischem Fleisch und lebendigen Farben. Nur scheint auch hier das Streben nach Uebersichten des Gleichartigen zu weit getrieben; man hat das Bild des einzelnen Landes zerrissen, um die Züge zu einem Bilde der Erde zusammenzustellen; man hat vergessen, daß das Kind naturgemäß erst das Land, wo es steht, und dann wie ein Reisender Land für Land, jedes nach allen seinen Seiten, physischen und politischen, kennen lernen und zuletzt nur unterstützt werden soll, um nach vollbrachter Reise um die Erde mit eigner Thätigkeit die Züge zusammenzustellen, die es in den einzelnen Ländern als gleichartig gefunden hat. Im Allgemeinen aber und durchaus leiden unsere geographischen Schulschriften an dem Zuviel. Sie geben eine solche Masse von Sachen und Namen, daß es auch dem besten Kopf des Schülers unmöglich wird, sie alle einzupfropfen, und sie unterscheiden sammt und sonders nicht genug Das, was mit Verstand und Phantasie aufgefaßt, und Das, was mit dem Gedächtniß festgehalten werden muß, oder mit andern Worten, sie unterscheiden nicht das Bild, das sich dem Auge und der Seele, und die Namen zum Bild, die sich dem Wortgedächtniß einprägen müssen. Sie alle arbeiten daher mehr oder weniger in futuram oblivionem; und daher kommt es, daß wir Alten meinen, unsere Kinder müßten heutzutage in ihrem zwölften Jahre mehr Geographie wissen, als wir je nach unserm Fabri erlernen konnten, und daß doch in der Wirklichkeit oft unser altes Gedächtniß sich noch besser auf der Erde

zurechtfindet als die geographische Weisheit der Jungen. Wollten doch die Lehrer sich entschließen, nur einfach den Kindern ein Gemälde zu geben, frisch und lebendig wie die Natur, und es ihnen so lange vorzuhalten, bis es durch das Auge tief in die Seele gedrungen wäre, und dann abgesondert die Namen und Zahlen dazu einüben auf der bloßen mechanischen Gedächtnißmühle und im Ganzen wenig geben, aber das Wenige tüchtig!

Endlich kommen die geographischen Volksschriftsteller, die Colporteurs, die den Kram aus dem stolzen Bau in alle Märkte und Gassen austragen, die eine geographische Bude zum Rauch- und Gesellschaftszimmer für alle Stände einrichten, die geographischen Garköche, die statt der feinen Herrschaftstafel wohlfeile Knochensuppe, leichten nachgebrühten Thee und wiederaufgekochte Hausmannskost verabreichen. Die Volksschriftsteller haben die Geographie, wie fast alle extractfähigen, namentlich die historischen und physikalischen Wissenschaften, in unserer Zeit mit vielem Glücke und nicht ohne Nutzen für die Verleger und Leser unter das Volk gebracht. Das Glück, dessen solche Werke sich erfreuen, ist leicht erklärlich, wenn man einerseits das Erhabene der Wissenschaft, von welcher ihre Diener dem Volke grade das Wunderbarste und Süßeste geben, andererseits die Richtung unserer Zeit überhaupt betrachtet, welche ein Eindringen populairisirter Wissenschaften ins Volk ganz vorzüglich begünstigt. Aber auch der Nutzen geographischer Volksschriften ist klar; denn wenn einmal das Volk lesen soll und will, so ist ihm gewiß auch die verworrenste Sammlung von kosmographischen und geographischen Wundern und Curiositäten gesünder als die Gespenstergeschichten und Liebesirrlichtchen aus unserm Romanenpfuhle. Wenn aber das Volk wirklich lernen will, so können wir ihm ohnedies zu seinem engen Feierabendstudium nichts Besseres geben als die Natur, in welcher, und die Erde, auf welcher es wohnt. Es ist aber nicht zu leugnen, daß die Volksärzte, selbst die, welche blos um des Geldes willen Recepte schreiben, dem großen Kinde, dem Volke, unter der Gestalt süßer Säftchen manche gesunde und kräftige Nahrung eingeflößt, daß die Vorleser unter der lockenden Firma: „zur Unterhaltung", auch vielfach belehrt haben. Und grade bei der Geographie ist von diesem Einschmuggeln der Wissenschaft in das profane Gebiet weniger Nachtheil zu fürchten, als dies bei andern Wissenschaften der Fall ist, die, ins Volk eindringend, leicht die Oberflächlichkeit befördern, die Begriffe verwirren, die niedrigern Brotarbeiten verleiden, den eigentlichen Standpunkt des Bürgers und Bauers verrücken und oft so der Intensität der Wissenschaft selbst schaden, indem sie die Extensität derselben befördern. Je weniger aber diese Nachtheile von etwas Contrebandiren mit der Geographie zu fürchten sind, die nur Wahrheit geben will und zu geben braucht, die nur das Verständniß öffnen, die Demuth befördern kann und die Erde und ihren Schöpfer lieben lehrt, um so wünschenswerther müssen Schriften sein, die in dieser Hinsicht wahre Volksschriften sind. Denn wir wollen auch hier streng unterschieden wissen das Volk im Staate, d. h. den Bürger und Bauer, und das Volk in der Wissenschaft, d. h. die Laien überhaupt und unter diesen den Stand der Gebildeten, d. h. die gelehrten Laien.

Für das eigentliche Volk ist Hebel's meisterhafte Feder noch nicht wiederersetzt. Und wenn auch manche geographische Volksschriften (wohin auch Reisen, z. B. die von Fischer, Harnisch u. A., gerechnet werden können) ohne Schaden in die Hände des Volks gehen, so fehlt ihnen allen doch der rechte Volkston, die Kürze und Frische, das Anschauliche und Heitere, besonders das echt Gemüthliche und Religiöse, das, wie bei Hebel überall, selbst im Scherze, nie anders aber als in treffenden Andeutungen durchleuchtet. Das Jämmerliche einer schlechten Volksschriftstellerei und das Herrliche einer guten sind ein Gegenstand, bei dem wir mit Gewalt abbrechen müssen, wenn er uns nicht zu weitläufigen und ernsten Expectorationen hinreißen soll. Mehr als das Volk können hinsichtlich der Geographie die gebildetern Stände befriedigt sein. Abgesehen von den reichen und trefflichen Sammlungen von Reisebeschreibungen, die sich seit Zimmermann's „Taschenbuch" immer vermehrt haben, und abgesehen von den zahlreichen Zeitschriften, welche die geographische Kenntniß tropfenweise, aber ohne Aufhören zuführen, so haben die gebildeten Stände doch noch manche Handbücher, die ihnen als genügende und nicht unschmackhafte Quelle zur Befriedigung ihres geographischen Durstes dienen können. Vollr. Hoffmann's Werk: „Die Erde und ihre Bewohner" (3. Aufl., 1834), das schon von vornherein durch den Namen des mit geographischen Ehrendiplomen geschmückten Verf. und durch schöne Stahlstiche das respectvolle und bildersüchtige Publicum anzog, hat viel Glück gemacht, obgleich es sich nicht verhehlen läßt, daß das Werk seinem pomphaften Titel: „für alle Stände", schlecht entspricht und überhaupt etwas an Trockenheit und Schulstaub leidet. Besser entspricht seinem Titel das „Hausbuch des geographischen Wissens. Eine systematische Encyklopädie der Erdkunde für die Bedürfnisse der Gebildeten jeden Standes u. s. w.", welches von Cannabich, Littrow, Sommer, Wimmer und Zeune nach A. Balbi's schätzbarem „Abrégé de géographie" frei bearbeitet wurde. Am zugänglichsten und brauchbarsten ist aber wol Blanc's „Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner", das ziemlich glücklich in der Auswahl des Wichtigsten und Merkwürdigsten und geschickt in der Anordnung und Darstellung desselben ist. Wenn Hoffmann docirt und in Uebersichten aufzählt und wenn Balbi eine Art geographischen Salon eröffnet, so kommt dagegen Blanc uns vor, als ob er, am Kamin sitzend, der versammelten Familie klar und lehrreich erzählt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedichte und poetische Uebersetzungen von O. L. B. Wolff. Leipzig, Voßsange. 1834. Gr. 12. 2 Thlr. 6 Gr.

Herr Wolff ließ sich auf einer Reise, die er vor mehren Jahren durch Deutschland machte, in verschiedenen Städten öffentlich als Improvisator hören. Er erntete Beifall als solcher ein und die öffentliche Meinung sprach ihm Talent zu. Wir finden, daß die vorstehenden Gedichte den geübten Improvisator verkündigen, können aber freilich nicht sagen, daß dies in unsern Augen ein Vorzug sei. Der Improvisator will und muß blenden; sein Talent besteht in einer raschen Handhabung der Sprache und des Reimes, einer behenden Phantasie, leichtfertigem Witze und einem guten Gedächtnisse für Gehörtes und Gelesenes. Man sieht es ihm gerne nach, wenn er, der eignen Gedanken und Gefühle zuweilen ermangelnd, seine Zuflucht zu denen Anderer nimmt und sie mit Gewandtheit und Geschmack sich anzueignen versteht; seine Improvisationen sind für das augenblickliche Gehör geschaffen, und es wäre eine unbillige Forderung, wenn man verlangte, daß solche Ephemeren ein längeres Leben als andere in sich tragen sollten. Ein Improvisator ist kein Dichter, und an improvisirte Verse ist nicht derselbe Maßstab der Kritik zu legen, den gedichtete aushalten müssen.

Wir finden nun, daß Hrn. Wolff's Anlage oder Talent, wenn man will, zum Improvisator ihm nicht allein keinen Vorschub dazu verleiht, ein Dichter zu werden, sondern ihm vielmehr gegenwärtig, wo er als solcher auftritt, gradezu hinderlich ist. Seine Gedichte führen den schlagendsten Beweis für diese unsere Behauptung. Sie sind fast durchgehends viel zu leicht und nachlässig geschrieben und halten, wenn sie zuweilen leidlich klingen, doch bei näherer Prüfung in Dem, was den Sinn der Worte anlangt, selten Stich, weil ihnen eine innere Wahrheit und Nothwendigkeit abgeht. Hr. Wolff verräth in seinen Gedichten nichts weniger als eine entschiedene Eigenthümlichkeit, die da bewiese, daß er zum Dichter geboren sei. Aber auch ohne eine solche Eigenthümlichkeit kann sich Jemand wol für berechtigt halten, zu dichten, wenn er nur zu einer solchen Beschäftigung guten Geschmack und ernstlichen Fleiß mitbringt. Daß Hr. Wolff über Beides gebieten kann, wenn er will, und damit etwas Tüchtiges leistet,

beweisen die beiden Gedichte: „Kampf der Zeit" und „Naturgespräch auf der Wiese", die nur leider zu lang sind, als daß wir eines oder das andere als Probe hier mittheilen könnten, und die wir als die gelungensten der Sammlung bezeichnen. Wir möchten den Verf. besonders aufmuntern, sich öfterer der Gattung von Poesie, der das „Naturgespräch" angehört, hinzugeben, weil er, mit Gefühl dafür begabt, bei seiner Leichtigkeit im Reimen nicht allein darin etwas Erfreuliches hervorbringen könnte, sondern auch auf diesem Wege am sichersten von dem unseligen Hange so vieler junger Dichter, uns mit ihren subjectiven Empfindungen zu unterhalten, abgezogen werden würde.

Wir können noch einige unter den eignen Gedichten des Hrn. Wolff, wie etwa das „Trinklied" und die „Heimkehr", lobend erwähnen. Dagegen sind ihm seine Sonette alle mißglückt; und was soll man zu Versen sagen, die, wie die folgenden dem ersten Gedichte: „Widmung", entnommenen:

Träume sieht du dich umgaukeln,
Die den Dichter viel gequält;
Die sich bald auf Blumen schaukeln,
Bald sich starrem Ernst vermählt.
Es sind Kinder seiner Seele,
Zufall ist ihr Vater oft,
Daß sie gänzlich ohne Fehle,
Ward gewünscht stets, nie gehofft.
Nimm sie freundlich hin und wähle,
Wie ich es von dir erhofft.

und wie etwa solche aus dem Gedichte: „An Byron":

Du bist todt — und Lob und Tadel
Dringen nicht zum Himmelslicht;
Doch uns strahlt der Seele Adel,
Der durch unser Dunkel bricht,
Hell für kommende Geschlechter,
Zum Entzücken wahrer Lust.
Und des künftgen Tages Wächter
Forschen nimmer: Wer war echter?
Du warst so, weil du gemußt.

doch nur prosaisches Wortgeklingel sind.

In der Manier Heine's weiter zu dichten, wie er es einigemal versucht hat, möchten wir dem Verf. widerrathen; es ist eben nichts Anderes als eine Manier. Die Soldatenlieder des Hrn. Wolff sind bedenklich und der poetische Enthusiasmus für Napoleon ist bei uns eine sehr undankbare Sache.

Ueber die aus andern Sprachen gefertigten Uebersetzungen dieser Gedichtsammlung, die die Hälfte des ganzen Bandes füllen, finden wir Folgendes zu bemerken. Im Allgemeinen möchte es wol eine unnütze Mühe sein, die neuern französischen Poesien ins Deutsche nachzubilden. Wir geben zu, es ist Mode, sie zu bewundern, aber wie schnell und spurlos wird diese Mode vorübergehen! Wenigstens dürfte das endliche Ergebniß einer so unnatürlichen Verbindung der altfranzösisch-misverstanden-classischen Poesie mit einer misverstandenen neu-romantischen ein sehr zweifelhaftes sein.

Die Wahl, die Hr. Wolff in den zu übersetzenden Gedichten von Victor Hugo, Béranger u. A. getroffen hat, ist keine glückliche zu nennen. Béranger z. B. hat Besseres gedichtet als das uns hier Dargebotene. Es dürfte das Meiste von ihm freilich sehr schwer zu verdeutschen sein; aber dieser Umstand beweist eben auch zum Theil, daß sein innerer Gehalt mehr ein bedingter als ein wahrhafter ist. Wenn man solchen saft- und kraftlosen Blüten wie diese Gedichtproben auch noch die Frische und den Duft der Neuheit und des Nationellen nimmt, indem man sie übersetzt, so lösen sie sich ganz und gar in Nichts auf. In wie gesuchten monströsen Bildern ergeht sich so z. B. nicht der Dichter Charles Lafont, der nach Hrn. Wolff das Haar seiner Gattin einer heiligen, schwarzen Priesterbinde vergleicht und an ihr preist: die Sünde habe sie nie von ihrem Lager aufgestört. Victor Hugo singt in dem „Gebet für Alle":

Der Geier muß sich nach der Gruft bewegen,
Zum Licht der Adler, das Gebet zum Herrn.

und in dem Gedicht: „Wieder Dir":

Ich liebe dich wie über meinem Leben;
Wie eine Aeltermutter klug bedacht;
Wie eine Schwester, die scheu mit mir leidet;
Ein letztes Kind, dem Greise dargebracht.

Alexander Dumas seinerseits beginnt dagegen sein an den Prior Don Mortes gerichtetes Gedicht: „Die große Karthause", folgendermaßen:

Dich hätt' ich gern gesehn, um dir zu sagen:
Du, der du wandelst in des Glaubens Licht,
Verfage mir, o Vater, wen'ge Strahlen
Von dieser Fackel, die mich anzieht, nicht!

Diese Proben der gelegentlichen Flüchtigkeit des Uebersetzers und der Geschmacklosigkeit der Dichter mögen genügen. Die geistlosesten Gedichte dieser Mustersammlung sind die nach Desaugiers, worin man in der That den höchsten Grad seichter Witzelei, oder wie man solch Wesen nennen will, erreicht findet. Es läßt sich dagegen allerdings nicht leugnen, daß manche Dichter dieser französischen Schule einen gewissen Effect in ihrer Gewalt haben und in ihrer Subjectivität zur Rührung hinzureißen verstehen. Ist z. B. das Gedicht: „Mein Vater", von Legouvé, schon im Deutschen so ergreifend geblieben, wie schön mag es nicht im Originale sein.

Unter den Epigrammen, die Hr. Wolff dem Französischen nachgebildet mittheilt, sind einige recht wohl gelungen.

Die Uebersetzungen aus dem Englischen zeichnen sich zumeist dadurch aus, daß sie verhältnißmäßig ebenso sehr in die Breite gezogen sind wie die neuern englischen Romane. „Wir sind sieben", nach Wordsworth, ist das einzige, in dem man die alte englische Gemüthlichkeit wiederfindet.

Ein Gedicht aus dem Morlackischen wird den zahlreichen Freunden slawischer Poesie willkommen sein. Die russische „Todtenklage" möchte wol in der Uebersetzung aus dem Tone gefallen sein, da russische Freudenlieder schon düster und schwermüthig lauten, wie vielmehr nicht gewiß eine Todtenklage, die hier im Deutschen kaum Salis'sche Molltöne anschlägt. 51.

Notiz.

Wieland's Honorare.

Vor 50—80 Jahren bezogen auch die größten Gelehrten sehr geringe Honorare für ihre Schriften. Wieland bekam, wie wir aus seiner Biographie von Gruber (4. Thl., S. 10 fg.) sehen, für seine ersten poetischen Schriften einen Dukaten ungefähr für den Bogen, und als er eine neue Auflage ausfeilte, hoffte er, die Verleger würden nicht unbillig finden, „wenn er diese seine Arbeit auf einen großen Thaler *) für den Bogen tarire." Seine „Komischen Erzählungen" trugen ihm 5 Fl. für den Bogen ein (2 Thlr. 18 Gr. etwa), für die Uebersetzung des Shakspeare zahlte ihm die Buchhandlung unter der Bedingung, sie, so oft sie wolle neu auflegen zu dürfen, 4 Fl. 40 Kr., also etwa 2 Thlr 12 Gr. Auf den „Agathon" bot ein Buchhändler per Bogen ½ Louisdor, und als Wieland von einem andern einen ganzen Louisdor erhielt, sah er in dem Manne einen „libraire assez honnête". Am besten bekam er die Uebersetzung des Lucian bezahlt, denn sie wurde mit 3 Karolin per Bogen vergütet. Erst von der Weidmann'schen Buchhandlung, wo diese Uebersetzung erschien, sah Wieland seine Arbeiten stattlich belohnt, obschon immer noch lange nicht in dem Verhältnisse, wie später bei Göthe, Schiller, Jean Paul stattgefunden hat. 86.

*) Ein Laubthaler.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 261. — 18. September 1835.

Geographie.

(Fortsetzung aus Nr. 260.)

Wir wollen nun versuchen, den Maßstab, den wir in diesen allgemeinen Bemerkungen für die verschiedenen Classen geographischer Schriften festgestellt haben, an einige neu erschienene Bücher dieser Art anzulegen und unser Urtheil in Beziehung auf dieselben näher zu bestimmen.

1. Hülfsbuch beim Unterrichte in der Geographie für Lehrer, die sich meiner oder auch anderer Lehrbücher bedienen. Zugleich zum Nachlesen für Freunde der Erd- und Länderkunde bestimmt, die sich über das Merkwürdigste derselben belehren wollen. Von J. G. Fr. Cannabich. Erstes bis fünftes Heft. Eisleben, Reichard. 1833—34. Gr. 8. 20 Gr.

Der Herr Pfarrer Cannabich zu Niederbösa im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen ist von der Schule aus des Lesers alter Bekannter. Er konnte auf diese Bekanntschaft rechnen, wenn er für Lehrer und Freunde der Erd- und Länderkunde ein Hand- und Hausbuch schrieb. Lehrbücher, auch solche, wie sie Hr. Cannabich schrieb, sind nichts als ein Gerippe der Geographie; will man sie so, wie sie sind, in die Schule bringen, so erschreckt das Kind vor der knöchernen Gestalt, und Lust und Liebe zur Umarmung des Skeletts kann durch kein äußeres Zuchtmittel erweckt werden. Will der Lehrer mit Glück unterrichten, so muß er es in seiner Gewalt haben, zuerst die Erde als lebensfrischen Körper vorzuführen und daran den Schüler wie an einer warmen Brust zur Liebe zu beleben, dann erst das trockene Skelett Glied für Glied mit dem wissenschaftlichen Messer ihm zu anatomiren. Hr. Cannabich hat nun offenbar in Beziehung auf den Lehrer keinen andern Zweck, als ihm Fleisch und Kleiderputz in die Hand zu geben, womit er das leere Gerippe zum anmuthigen Menschen herausstaffiren kann. Er gibt dem Lehrer die Mittel in die Hand, mit denen er die bloße Skizze der Schulgeographie ausführen und illuminiren kann. Die Idee ist gut und zweckmäßig. Es ist gut, wenn der Lehrer in der mathematischen Geographie nicht blos die elf Planeten um die Sonne drehen läßt, sondern mit Hrn. Cannabich's Hülfe auch das röthliche Licht des Mars und durchs Fernrohr seine schneebedeckten Pole sehen läßt; wenn er die Wendekreise nicht blos definirt, sondern auch die Wunder der tropischen Welt vor dem Auge des Schülers aufblühen läßt; und das „Hülfsbuch" verhilft ihm dazu. Es zeigt ihm das Meer und läßt alle Stürme und alle Reize desselben vor ihm entrollen; es malt die furchtbaren Gewitter auf den Maskarenen u. s. w., es nennt ihm nicht blos die Stadt und ihre Einwohnerzahl und ihre Fabriken, sondern läßt auch ganz Lissabon noch einmal vor seinen Augen im furchtbaren Erdbeben untergehen. Es erzählt von der grenzenlosen Höflichkeit der Portugiesen, deren zerlumpte Bettler sich gegenseitig mit zierlichen Redensarten überhäufen, und die bei der Armuth ihrer Sprache an gemeinen Schimpfwörtern wol in der höchsten Wuth zu ihren Messern greifen, selten aber zum Schmähen, nie zum Raufen und Schlagen sich hinreißen lassen; und dagegen zeigt der Verf. des ernstern Engländers Gesellschaft, bei dem „Schwüre und Flüche in der geselligen Unterhaltung gleichsam privilegirt sind". Er reist mit Maulthieren zu den Stiergefechten der Spanier, mit Dampfwagen zu den in Gasbeleuchtung schwimmenden London, mit Skiren und Schlitten zu den stumpfen Branntwein-Lappen, setzt sich zu den tabackqualmenten Holländern und beschreibt ausführlich die Guispeldoors, die bei den holländischen Gastmahlen auf dem Tisch stehen, um den Auswurf der Gesellschaft gemeinschaftlich aufzunehmen, „silberne, kupferne oder porzellanene Töpfchen, in der Größe einer Theekanne, mit einem weiten Bauche, engen Halse und breiten Rande, die bis zur Hälfte mit Wasser angefüllt und, wenn man sich ihrer bedient, vor den Mund gehalten werden". Die Schilderung des Landes und des Volkes ist überall lebendig, treu und ausführlich; sie gibt ein recht anschauliches und ansprechendes Bild und vermittelt durch angenehme Unterhaltung die ernstere Belehrung. Selbst detaillirtere Züge anzugeben, verschmäht der Verf. nicht, und mit Recht; denn eine einzige Anekdote, ein einziger Zug ist oft gleich einem Blitz, der das Dunkel einer ganzen Gegend erhellt. So erzählt der Verf. z. B., wie in dem durch seine Reinlichkeit fast berüchtigten holländischen Dorfe Broek selbst der Kaiser Alexander den Eintritt in ein Haus nicht ohne lebhaftes Protestiren des Hausbesitzers erhielt, aus Furcht, daß der Kaiser Schmutz in das Haus brächte; und daß ein Prediger dieses Dorfes sich die Liebe seiner Gemeinde trotz aller angewandten Mittel nicht eher erwerben konnte, als bis er sich bei Besteigung der Kanzel der reinen Pantoffeln, die am Fuße derselben vorher vergebens auf ihn gewartet hatten, wie seine Vorgänger bediente. Auch manche bloße Curiosität wird aufgeführt, z. B. das riesenmäßige Uhrwerk der St.-Paulskirche in London: „Der Pendel ist 14 Fuß lang und die Kugel am untern Ende desselben wiegt 112 Pfund. Der Minutenzeiger ist 8 Fuß lang und 75 Pfund schwer. Der Durchmesser des Zifferblatts beträgt 18 Fuß 10 Zoll und die Länge der Ziffern 2 Fuß 2½ Zoll. Die helltönende Glocke, welche die Stunden schlägt, hört man in einer Entfernung von 4 (doch wol englischen?) Meilen." Schön ist die Schilderung von der Sittenreinfalt der Helgoländer: „Weit und breit könnt ihr reisen, solch ein Land und solche Leute werdet ihr nirgend finden. Dieser stolze Ausspruch tönt aus jedem Munde dem Ausländer entgegen. Nur in äußerst seltenen Fällen entschließt sich der Helgoländer, auf einige Zeit seinen Felsen zu verlassen, zu dem er bald wieder zurückkehrt. Ehebruch ist unter diesen Insulanern ein unerhörtes Verbrechen, und überhaupt sind Verbrechen seltene Erscheinungen, z. B. der Diebstahl ist fast ganz unbekannt. Niemand denkt daran, sein Haus oder seine Kasten zu verschließen. Die Helgoländer wissen nur ein Beispiel von Diebstahl. Ein dänischer Soldat hatte zwei junge Helgoländer zum Hausdiebstahl verleitet. Diese unerhörte That ist noch in

Jedermanns Munde." Der Verf. weiß indeß noch nichts von der Etablirung eines Seebades in Helgoland, welches bald die Gebrechen des cultivirten Europas, dem es Heilung verspricht, zum Verderben der eignen Sitteneinfalt auf das Inselland ziehen wird und zum Theil schon gezogen hat. Ueberhaupt gibt der Verf. bei seinen Sittenschilderungen manche originelle Züge der ältern Zeit, ohne zu erwähnen, daß sie die neuere Zeit mit ihrer allgemeinen Verflachung mehr oder weniger verwischt hat. So auch bei der pedantischen Reinlichkeitsliebe der Holländer, von denen der Verf. sagt, daß sich eine Holländerin lieber eine schlechte Frau als eine unreinliche nennen lasse.

Auffallend ist bei der im Allgemeinen großen Ausführlichkeit des Werks, daß dennoch bei den meisten Ländern nur eine sehr geringe Anzahl von Städten, und bei diesen sowie bei den Ländern meistens nicht einmal die Einwohnerzahl angegeben ist. So finden sich bei Portugal nur zwei Städte, Lissabon und Mafra. Von allen übrigen Städten erfährt man nicht einmal den Namen; das durch seine prächtige Abtei und die Königsgräber merkwürdige Belem, die Universitätsstadt Coimbra, das wichtige Oporto (nur die Bereitung des Portweins wird ausführlich beschrieben) werden gar nicht erwähnt. Von Lissabon selbst wird nichts erzählt als die Geschichte des Erdbebens, und von der reizenden Lage der Stadt und allen ihren übrigen Merkwürdigkeiten erfährt man kein Wort. So sind bei Dänemark die Faröer gar nicht erwähnt; dagegen wird das englische Helgoland sonderbarerweise unter Dänemark aufgeführt. Offenbar hat der Verf. im Sinn gehabt, daß sein „Hülfsbuch" nur eine Ergänzung seiner Lehrbücher sein solle, und daß er in ersterm nicht noch einmal erwähnen wolle, was sich in diesen schon findet. Aber abgesehen davon, daß es für den Lehrer selbst störend ist, wenn er in dem einen Buch gewissermaßen nur den Commentar zum andern findet, wenn er also zur Präparation immer zwei Bücher zur Hand haben muß, so entsteht noch ein besonderer Uebelstand für den Fall, daß der Lehrer (worauf nach dem Titel das Buch auch berechnet sein soll) sich nicht grade Hrn. Cannabich's Lehrbücher, sondern anderer bedient. Aber nun vollends die „Freunde der Erd- und Länderkunde, die sich über das Merkwürdigste derselben belehren wollen", was sollen diese anfangen? Hr. C. hat sein „Hülfsbuch" ausdrücklich auch für sie bestimmt, und nach dem Titel werden sie eine vollständige Sammlung des Merkwürdigsten aus der Geographie erwarten. Aber wie will sich Hr. C. verantworten, wenn die „Freunde" nicht einmal von ihm erfahren können, wie viel Einwohner Madrid hat; was werden sie sagen, wenn sie in Schweden zwar ein 3½ Seiten langes Stockholm und die Beschreibung der Domkirche von Upsala und der Eisengruben von Dannemora, aber außerdem auch keinen einzigen Ort, nicht einmal das höchst merkwürdige Kupferbergwerk zu Fahlun, das im Jahr 1834 über eine Million Pfund Kupfer lieferte, erwähnt finden. Hierin liegt offenbar ein Widerspruch zwischen dem Titel des Buchs und dem Buche selbst, und wir müssen deshalb auch hier wieder die unselige Speculation rügen, Bücher für „alle Stände" drucken zu lassen und keinem dieser Stände vollständig zu genügen. Während Hr. C. offenbar nur den „Freunden der Erdkunde" zu Gefallen (denn was sollten die Lehrer oder gar die Kinder damit anfangen?) die schwedischen „Komm- oder Ehrennächte", bei denen „biederer Händedruck und freundliche Rede" die einzige Würze sei, und die gleiche Sitte des Kiltgangs (eines Nachtbesuchs des Liebhabers in der Schlafkammer seines Mädchens) in der Schweiz, sowie die Heirathsgebräuche in Schweden bis ins Detail erzählt, vermissen dieselben Freunde oft das Wissenswürdigste anderer Art. Diese Vermengung des Publicums ist übrigens ein Vorwurf, der nicht blos die Schrift des Hrn. C., sondern die meisten unserer neuen sogenannten Volksschriften trifft. Wir haben deshalb gleich anfangs darauf hingewiesen, daß man auch in der Geographie strenger zwischen Schulschriften und Volksschriften unterscheiden solle; denn wenn wir auch nicht leugnen, daß die Kinder und das Volk in vieler Beziehung auf ziemlich gleicher Stufe der Bildung und Fassungskraft stehen, und daß daher derselbe Ton und dieselbe Sache für beide gleich treffend und ansprechend sein könne, so erscheint doch bei ganzen Werken, die für beide berechnet sein wollen, immer ein Uebelstand, sowie wir ihn auch im vorliegenden Buche finden. Der Verf. erzählt fast durchgehends in einer Weise, die der Lehrer unübersetzt gleich in der Schule anwenden kann, und wir möchten daher das Buch gern als Lesebuch den Kindern in die Hände geben. Da kommen die fatalen Ehrennächte, der wollüstige Fandangotanz und Anderes dazwischen, und wir müssen unserer Jugend das Buch vor der Nase zumachen. Des Verf. Sprache ist so schlicht und ansprechend, seine Darstellung so populair und lebendig, daß wir sein Buch gern unsern Bürgern und Bauern in die Hand geben wollen, aber es geht nicht; denn sie würden ein wunderliches Bild von der Erde und den Ländern bekommen, wenn sie einzelne Stellen bis ins Einzelste illuminirt und dagegen weite, weite Strecken ganz leer von Städten und Merkwürdigkeiten sähen.

Mit besonderer Vorliebe scheint der Verf. die Natur des Landes und die Sitten und Gebräuche des Volkes zu beschreiben. Er gibt z. B. bei Portugal und Spanien sogleich die ausführliche und sehr ansprechende Beschreibung des Oelbaums, der Palme und anderer in diesen Ländern vorkommender Bäume (deren vollständige Beschreibung übrigens mehr in das Vaterland dieser Gewächse gehört hätte). Dagegen erfahren wir von Portugals und Spaniens Literaturheiden, Camoens, Lope de Vega, Calderon, Cervantes, kein Wort. Wie die Literatur, so finden wir auch die Kunst, das Gewerbs- und Fabrikwesen überall ganz kurz abgefertigt oder gar nicht berührt, ein zu weit getriebener Gegensatz gegen die neuern, z. B. die Volger'schen Lehrbücher, welche die Aufzählung der Lehr- und Kunstanstalten, der Gewerbe und Fabriken auf eine ermüdende und ganz unnütze Weise ausdehnen. Die Geschichte ist übrigens allenthalben mit der Geographie verbunden. Das ganze Werk zeugt von den umfassenden geographischen und ethnographischen Kenntnissen des in seinem Fache berühmten Verfassers.

Das fünfte Heft führt bis zu Rom; Deutschland ist noch nicht erwähnt.

Wir knüpfen hieran die Anzeige eines andern Schulbuchs:

2. Grundriß der alten und neuen Geographie. Ein Lehrbuch für die untern und mittlern Classen der Gymnasien und Lyceen, für die Schüler der Pädagogien und lateinischen Schulen, sowie für höhere Bürgerschulen und (für) Schullehrerseminarien. Aus dem Französischen des Herrn Letronne nach der 16. Originalausgabe bearbeitet von Anton Baumstark. Freiburg, Gebr. Groos. 1833. Gr. 12. 20 Gr.

Wir haben schon ein recht gutes „Lehrbuch der alten und neuen Geographie" von Schacht (1831); die 16 Auflagen des „Cours élémentaire de géographie ancienne et moderne" von Hrn. Letronne haben indeß den Hrn. Prof. Baumstark verlockt, das französische Buch nach Deutschland zu bringen. Der Gedanke, die alte Geographie mit der neuen zu verbinden, ist gewiß beifallswerth. Es kann nur von Nutzen sein, vor den Augen des Schülers aus den Trümmern der alten Welt eine neue entstehen zu lassen. Aber man irrt, wenn man in dem vorliegenden Buche eine Verbindung der alten mit der neuen Geographie erwartet. Es wird uns nichts gegeben als abgesondert im ersten Theil die alte Geographie (mit Asien anhebend) und im zweiten Theil die neue Geographie (mit England beginnend!!). Zu diesem Uebelstand kommt noch der gänzliche Mangel an historischer Verbindung, sodaß die alte und die neue Welt durch eine Kluft von einigen Tausend Jahren getrennt ohne allen Nexus dastehen. Die mathematische und die physische Geographie sind sehr ausführlich und wirklich klar abgehandelt (sie nehmen den dritten Theil des Buchs ein); dagegen ist die alte und die neue (politische) Geographie nur ganz

kurz abgethan, sie sind bloße Skizze, wie wir bereits angegeben haben. Hr. Baumstark liebt, wie er selbst sagt, ganz erstaunlich das Praktische, das Kind soll rascher als bisher, aber nichts Unnöthiges in der Geographie lernen, und das Vorwort stellt wirklich recht gute Grundsätze für den geographischen Unterricht auf. Der Uebertrager muß die Perspective haben, daß wir Deutschen nächstens Französisch werden, denn er gibt die Geographie von Frankreich so ausführlich, wie sie nur ein Erzfranzose zu erlernen braucht; die 86 Departements werden namentlich und jedes mit Angabe des Flächeninhalts und der Einwohnerzahl aufgeführt; dagegen wird das den künftigen Franzosen natürlich viel ferner liegende Hanover mit 15 Städten, und diese werden mit 14 Zeilen abgethan. So müssen wir uns einstweilen an französisches Maß und Gewicht gewöhnen, denn in der mathematischen Geographie wird Alles nach Lieues, Metres, Toisen berechnet. Mit dem französischen Standpunkt hat der Verf. auch die französische Oberflächlichkeit ziemlich treulich festgehalten, z. B. in dem Satz: „Die Erde dreht sich um die Sonne in dem Zeitraum eines Jahres, während sie sich zugleich jeden Tag um sich selbst dreht. Diese letztere Bewegung um sich selbst bewirkt den Wechsel der Jahreszeiten und (bringt?) die Ungleichheit der Tage und der Nächte hervor", der offenbaren Unsinn enthält. Der Name Asteroiden wird gar nicht erwähnt. Die Zahl der Fixsterne am ganzen Himmel wird kurzweg auf 75 Millionen angegeben; Schröder rechnet bekanntlich nur ungefähr 10 Millionen. Nebelsterne sind nach dem Verf. „weißliche Punkte, deren man mehre in dem großen Umfange des Himmelsgewölbes bemerkt". Nebelflecke werden nicht erwähnt; der Unterschied, daß Nebelflecke (von kreisförmiger und elliptischer Gestalt) sich nicht in Sterne auflösen lassen, Nebelsterne dagegen in ihrer Mitte einen erkennbaren Kern haben, wird nicht berührt. Die Milchstraße wird schlechtweg „eine Vereinigung solcher Nebelsterne" genannt, ohne zu erwähnen, daß Herschel diese Straße schon in 225 Sternhaufen und diese wiederum großentheils in Sterne aufgelöst hat. Die Höhe unserer Atmosphäre wird zu 18—20 Lieues angegeben, als wovon man sich durch die Morgen- und Abendröthe überzeugt habe (wahrscheinlich persuadé). Die Feuerkugeln dagegen sollen in einer Höhe von 100 Lieues entstehen und vom Ursprung der Aerolithen wird keine andere Meinung angegeben, als daß dieselben „Trümmer von kleinen Planeten" (?) seien, da sich doch die Naturforscher immer mehr für einen irdischen Ursprung der Meteorsteine entscheiden. Die Aerolithen werden übrigens unter den „ungewichtigen Flüssigkeiten" aufgeführt; also ist wol der Meteorstein, der in der Nachbarschaft des Uebersetzers, in Ensisheim im Elsaß, im J. 1492 vom Himmel fiel und 260 Pfund wog, eine „ungewichtige Flüssigkeit", die ohne Schaden dem Nachbar hätte auf die Nase fallen können. Sternschnuppen werden gar nicht erwähnt. Gut und zweckmäßig sind die namentlich in der mathematischen und physischen Geographie gegebenen etymologischen Erklärungen.

Ist es uns bei Hrn. Cannabich's Schrift aufgefallen, daß er sein Publicum vermischt hat, so müssen wir noch viel mehr die echtfranzösische Manier rügen, nach welcher, laut Titel, der vortreffliche Grundriß Letronne's für alle und jede Schulen passen soll; höchstens die Dorfschulen werden damit verschont, aber die Dorfschulmeister selbst sollen alte Geographie, lateinische und griechische Etymologien u. s. w. ebenso gut verdauen wie die Gymnasiasten und Lyceisten.

(Der Beschluß folgt.)

Drillinge. Historisch-romantische Erzählungen von David Russa. Wismar, Schmidt und von Cossel. 1835. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Die erzählenden Trilogien, welche jetzt beliebt sind und in vielen „Avant, pendant et après" an den Tag treten, bieten allerdings dem historischen Erzähler eine bequeme und erwünschte Form dar, seinen Gegenstand ohne viel Kopfzerbrechens aus den verschiedensten Gesichtspunkten zu beleuchten. Doch macht diese Form auch wieder, wie jede andere, ihre speciellen Gesetze geltend, und diese werden nicht immer gut beobachtet. Eines dieser Gesetze will, daß wir die einmal eingeführten Hauptpersonen wiederfinden und bestimmt, unzweifelhaft wiedererkennen; gegen diese Vorschrift verstößt der Verf. der „Drillinge", denn seine Erzählungen gehen mehr nebeneinander her, als daß sie, Eins in Dreien, eine wahre Trilogie bildeten. In der ersten derselben: „Der Kaiser", ist es Napoleon's Erhebung auf den Thron, die den Stoff bildet, der sich zur Verarbeitung der verschiedensten Freiheitsideen hergeben muß. Der Erzähler wählt seine Repräsentanten für diese Ideen mit Geschick; aber er repräsentirt doch nur wenige derselben, und diese eben nicht auf neue Art. Der Schwindelgeist, Franz, ist oft schon dagewesen und das Verhältniß desselben zu dem Heros des Verf. ist übel und naturwidrig erfunden. Dagegen sind Pichegru, Cadoudal Georges und die Frauen recht gut gedacht; die Erzählung zieht trotz einiger Wortseligkeit in der Darstellung mäßig an, und da der historische Contrapunkt gut beobachtet und gut festgehalten ist, so müssen wir mit dem Ganzen zufrieden sein, wenngleich die Selbstgespräche des Verf., seine Localitäten und ein Theil seiner Staffage uns mißfällt. Ein Theil seiner Scene z. B. geht am Fuß des Schaffots auf dem Grèveplatze vor sich; nun kann aber Jedermann wissen, daß anno 1804 in Paris längst kein permanentes Schaffot mehr stand — u. dergl. mehr.

Die zweite Erzählung spielt in Polen und ihr Kern ist die Schlacht von Wola. So heißt diese Abtheilung denn auch. Der Träger des Interesses ist wieder ein deutscher und wahrscheinlich derselbe Freiheitsjünger der ersten Geschichte. Die polnischen Intriguen, der Tag des 15. August, die letzte Todesschlacht, Sawinski's Opfertod, Krukowiecki's Verrath, Dembinski's Schwachheit, Seczynecki's Anmaßung sind nach den bekannten Quellen ganz gut geschildert. Poesie ist in dem Allem, jedoch äußerst wenig und selbst das romantische Interesse erliegt unter der Masse des Thatsächlichen und Historischen. Die dritte und letzte Erzählung: „Ben Said", gibt etwas ganz Anderes, als wir erwarten durften. Sie nimmt ein ganz neues Interesse auf und führt das alte zu keinem befriedigenden Schluß. Man sieht überhaupt nicht, ob und welchen Gedanken der Verf. abzurunden bemüht gewesen wäre; seine alten Repräsentanten verschwinden ohne Grund, und die neuauftretenden dehnen das Gemälde ohne Ursache in die Breite. Vollends fremdartig erscheint der Bankier Jacques Barthelémy, ein Nachkomme des berühmten spanischen Juden Ben Said aus Isabella's Zeit, in dem der Verf. wol nur die eiserne Hartnäckigkeit der Juden uns in verklärendem Lichte zeigen wollte.

Alles zusammengenommen, gibt sich in dieser Erscheinung eine nicht ungeschickte Feder, ziemliche Vertrautheit mit den Ideen und Ereignissen der Neuzeit und ein gewisses Vermögen der Zeichnung und Gestaltung zu erkennen. Die Weihe eines Kunstwerks wird jedoch darin um so weniger angetroffen, als selbst die Diction nicht fehlerfrei ist und die Sprache zwischen dem matten und dem übertriebenen Ausdruck willkürlich umherhüpft. Was daher aufs Höchste übrigbleibt, gehört nur in das Gebiet einer guten Unterhaltungslecture und versagt sich den höhern Foderungen eines didaktischen oder eines Kunstwerks. L.

Die Ceremonie der Fußwäsche.

Ein Franzose, der sich im Frühjahr in Wien aufhielt, beschreibt in einem Schreiben vom 16. April 1835 die Ceremonie der Fußwäsche folgendermaßen.

In der Regel pflegen der Kaiser und die Kaiserin selbst die Tafel mit den 24 Gästen zu bedienen und ihnen nach dem Vorbild Jesu Christi die Füße zu waschen, und diese Feierlichkeit geht in der Regel mit großem Pomp vor sich. Unglücklicherweise war diesmal der Kaiser krank und konnte daran keinen Theil nehmen; sein Bruder, der Erzherzog Franz, über-

nahm es, seine Stelle zu ersetzen, und da die Kaiserin nicht ohne den Kaiser erscheinen konnte, so wurde die Tafel der 12 Frauen diesmal ausgesetzt.

Um 11 Uhr Morgens verfügte ich mich in den kaiserlichen Palast und drang durch mehre Vorsäle, welche ganz mit Garden und Offizieren angefüllt waren, in den großen Ballsaal, wo ich noch das Ende der Ceremonie mitansah. Dieser Saal bildet ein ungeheures Viereck, umgeben mit amphitheatralischen Sitzen, welche wegen der Trauer schwarz decorirt waren. Der Plafond von 50—60 Fuß Höhe wird getragen von 24 schönen Säulen aus geädertem Marmor; sie nahmen sich ganz einzig in dem Halbdunkel aus, das in dem Saale herrschte, die Fenster ließen nur ein unvollkommenes Licht in diesen riesenhaften Salon fallen, dessen leichenhaftes Ansehen noch vermehrt wurde durch die schwarzen Behänge und das monotone Costum der Zuschauer, welche sämmtlich in Trauerkleidern erschienen.

Zur Rechten der Eingangsthüre erhob sich eine Estrade, die mit einem schwarzen Teppich behangen war, sie trug den schmalen und langen Tisch, auf welchem 12 Couverts angeordnet waren; Blumen und grüne Zweige lagen dazwischen und bekränzten die Gläser und die kleinen Bierkrüge aus grüner Fayence, deren einer vor jedem Couvert stand. Der freie Zwischenraum in der Mitte des Salons war von einer Menge Staabsoffiziere von allen Waffengattungen und Regimentern eingenommen, größtentheils von der deutschen und ungarischen Garde.

Nach kurzem Harren betraten die 12 auserwählten Greise den Saal; sie folgten der Reihe nach einer dem andern, der älteste an der Spitze. Jeder von ihnen war begleitet und unterstützt von seinem Weibe, seinen Kindern, Enkeln oder nächsten Verwandten. Sie bestiegen nicht ohne einige Schwierigkeit die Estrade und setzten sich zu Tisch. Der älteste der Gäste war 102, der jüngste 82 Jahre alt, und das ganze Dutzend zählte zusammen die Summe von 1041 Jahren. Sie waren alle auf gleiche Weise gekleidet; ihre Tracht, die sie von dem Kaiser erhalten hatten, bestand aus einer Art schwarzer Kutte, Beinkleidern und Strümpfen von gleicher Farbe, einer großen weißen Peterine, welche ihnen die Schultern bedeckte und bis auf den halben Rücken herabfiel, und endlich einem Hute mit breiten Krämpen, nach Art der französischen Bauern oder Pilger. Ihr weißer Bart, den sie sich auf Befehl seit mehren Wochen hatten wachsen lassen, gab ihnen ein mehr verwildertes als ehrwürdiges Ansehen.

Plötzlich wurde es unter der Gruppe von Offizieren, welche die Mitte des Saals einnahmen, lebhaft, aller Köpfe richteten sich nach der Eingangsthüre; der Huissier berührte das Parquet mit seinem Amtsstabe, um die Ankunft des Erzherzogs Franz anzukündigen. Er traf ein, umgeben von seinen Adjutanten, und die Pagen des Kaisers schritten ihm voraus. Sein Onkel, der Erzherzog Ludwig, begleitete ihn.

Der Erzherzog Franz erschien ungefähr als ein Dreißiger; sein Aeußeres hat nichts Ausgezeichnetes; er ist klein und mager; seine Figur, ohne regelmäßig schön zu sein, ist offen und heiter. Er schien anfangs nicht eben bei Laune, aber er überwand bald seine Verstimmung und schickte sich mit freundlichem Lächeln an, die Obliegenheit des heutigen Tages zu erfüllen. Sein Oheim dagegen war mürrisch, finster und schien sich bei der Ceremonie zu langweilen und dem Neffen nur mit Widerstreben Beistand zu leisten. Die beiden Prinzen trugen bei dieser Gelegenheit nicht das gewöhnliche Trauercostum der Erzherzöge, welches dem des Don Basilio im „Barbier von Sevilla" ähnlich ist, sondern ein französisches Trauerkleid. Ihre einzige Decoration bestand in dem Heiligengeistorden.

Sie durchschritten den Saal, indem sie zur Rechten und Linken grüßten, und bestiegen die Estrade. Zu gleicher Zeit brachten 12 Pagen auf hölzernen Schüsseln den ersten Gang getragen, welchen die Erzherzöge vor die Gäste hinstellten. Kaum war die letzte Schüssel auf die Tafel gestellt, als 12 Gardisten vortraten und aus den Händen der Prinzen die noch unberührten Gerichte empfingen, die sie forttrugen. Auf gleiche Weise und mit gleicher Schnelligkeit wurden die folgenden Schüsseln auf- und abgetragen. Dafür, daß er bei Tafel selbst fasten mußte, bekam aber jeder Greis die ihm zukommenden Portionen zum Geschenk und durfte sie sammt den Gefäßen, in welchen sie sich befanden, mit nach Hause nehmen. Nachdem dieser Schein von einem Diner stattgefunden, ward die Tafel aufgehoben und viele Herren vom Klerus betraten nun den Saal, denen Pagen Wachskerzen und das Kreuz vortrugen. Die Priester näherten sich der Estrade und stimmten feierliche Kirchengesänge an, während welcher man eins der Beine von jedem der Repräsentanten der 12 Apostel entblößte. Darauf ließ sich der Erzherzog Franz, versehen mit einem großen Handtuch, auf ein Knie vor dem ältesten der Greise nieder und ein Priester, der in der einen Hand ein Spülfaß und in der andern einen Topf mit lauwarmem Wasser hielt, goß davon einige Tropfen auf den nackten Fuß, diese trocknete der Prinz nicht eben allzu sorgfältig mit dem Handtuch ab und begab sich dann zu dem nächsten, und so die Reihe fort bis zum letzten.

Als dies geschehen war, reichte man dem Erzherzog 12 kleine weiße Beutel, von denen jeder 30 Stücke kleinerer Silbermünzen enthielt; diese vertheilte er unter die 12 Greise. Dies war das Ende der Ceremonie und abermals ertönte der Schlag des Huissiers, um anzudeuten, daß nun die Prinzen mit den Offizieren den Saal verließen.

Die 12 Greise schickten sich nun ebenfalls an, den Saal zu verlassen; sie wurden bis zur Thüre von einer Anzahl deutscher Garden begleitet, welche sie bei den Armen führten, um ihnen das Gehen zu erleichtern. Sie entfernten sich und von so vieler Auszeichnung blieb ihnen nichts als die Erinnerung, die Erwartung eines guten Mittagessens und die Nothwendigkeit, am nächsten Morgen ihr Bettlerleben wiederanzufangen. 150.

Notiz.

Eine neue Zeitschrift über Griechenland.

Eine solche Zeitschrift, die unter dem Titel „Athene" (München, Jaquet) den ausschließlichen Zweck hat, treue Schilderungen von Griechenland in seinem gegenwärtigen und frühern Zustande und von dem griechischen Volke, seinen Sitten und Gebräuchen, sowie von Kunst, Wissenschaft und öffentlichem Leben darzubieten, hat seit Kurzem begonnen und liegt in den ersten drei Heften vor uns. Indeß muß, wenn dem angegebenen Zwecke auf die rechte und wahrhaft fruchtbringende Weise entsprochen werden soll, und um wirklich, in einem eigens dazu bestimmten Organe, dem Interesse an dem erwachenden Griechenland Nahrung zu verschaffen und der Nothwendigkeit zu genügen, über Land und Volk nach außen aufzuklären und dadurch auch auf beide selbst erfolgreich zurückzuwirken, mehr dafür geschehen, als die bisher erschienenen Hefte leisten oder auch nur leisten zu wollen versprechen. Die Idee selbst, welche jener Zeitschrift zum Grunde liegt, verdient alle nur mögliche Anerkennung bei der großen Wichtigkeit, welche das neue Königreich Griechenland nicht nur an und für sich, sondern auch für Deutschland, Europa und den gesammten Orient schon jetzt hat und immer mehr gewinnen muß; aber es kommt einzig und allein auf die rechte und würdige Ausführung dieser Idee an, wenn die Zeitschrift wahrhaft und bleibend Nutzen stiften soll. Dabei wünschen wir (wovon man aber grade in Baiern, und was daran hängt, oft das Gegentheil findet), daß alle niedrige Schmeichelei gegen den Monarchen auch hier ausgeschlossen bleibe. Denn nur die ungeschminkte Wahrheit kann allerwärts nützen. Wir wollen daher weiter abwarten, inwiefern diese „Athene" den nothwendigen Anforderungen entspricht, ehe wir ihr irgend ein Prognostikon stellen oder sie selbst näher betrachten mögen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 262. — 19. September 1835.

Geographie.

(Beschluß aus Nr. 261.)

3. Deutschland und seine Bewohner; ein Handbuch der Vaterlandskunde für alle Stände. Bearbeitet von K. Fr. Vollrath Hoffmann. In zwei Theilen. Erster Theil (in vier Lieferungen), Deutschland im Allgemeinen enthaltend. Stuttgart, Hoffmann. 1834. Gr. 8. 2 Thlr.

Dies Werk gehört unstreitig zu den wichtigsten geographischen Erscheinungen unserer Zeit. Der Verleger versichert, der Verf. (hätte es doch lieber dieser selbst versichert) betrachte diese Arbeit als das Hauptwerk seines Lebens, die Herausgabe desselben sei seit 15 Jahren der Hauptzweck seiner Reisen und Studien gewesen, er kenne Deutschland vom Norden bis zum Süden, vom Osten bis Westen aus eigner Anschauung.

Es ist richtig, daß der Verf. schon vor elf Jahren „Umrisse zur Erd- und Staatenkunde vom Lande der Deutschen" herausgab, die eine sehr günstige Beurtheilung fanden, und wir dürfen der Versicherung des als Geographen sehr geachteten Verfassers Glauben schenken, „daß er seit dieser Zeit, wie auch mehre Jahre vorher sich einzig mit Erdkunde beschäftigt habe und bemüht gewesen sei, besonders über Deutschland zu sammeln und die gewonnenen Materialien zu vermehren, zu ergänzen und zu bearbeiten". Der erste allgemeine Theil gibt „das Feststehende und Dauernde" (die Verhältnisse von Land, Wasser und Luft und die Naturerzeugnisse) im Zusammenhang, „dieser Theil wird daher weder durch Kriege noch durch Friedensschlüsse verändert, sondern ist nur durch genauere Forschungen und nach den von der Zeit zu erwartenden Berichtigungen und Ergänzungen zu verbessern und zu erweitern, und gibt so die feste unwandelbare Grundlage für die ewigem Wechsel unterworfene Statistik". Einzelne Abschnitte sind von fremder Hand. Professor Schübler theilte Notizen über das Klima mit, Dr. Kurr bearbeitete den geognostischen Abschnitt und die naturgeschichtliche Abtheilung, Dr. Riecke den Abschnitt über die Mineralquellen, Prof. Götzinger den Abschnitt über die deutsche Sprache und Literatur.

Als Einleitung zu diesem Theile, der das Feststehende und Dauernde darstellen soll, findet man mit einiger Verwunderung die deutsche Bundesacte nebst der wiener Schlußacte und den sechs Artikeln vom 28. Juni 1832. Ob diese Acten an die Spitze gestellt worden sind, weil sie des Verf. Ueberzeugung zu den natürlichen Verhältnissen Deutschlands, welche er zu beschreiben beginnt, rechnet, oder ob er dieselben zufolge einer Divinationsgabe als nothwendig zu dem „Feststehenden und Dauernden" des Landes gehörig ansieht, wollen wir nicht entscheiden. So viel ist gewiß, daß der Verf. auf den nächsten Seiten die natürlichen Grenzen Deutschlands, unbekümmert um die Bundesacte, weit über das Gebiet der deutschen Bundesstaaten hinausschiebt. Er führt die westliche Grenze, als zugleich Westgrenze des Rheingebiets, von dem Cap gris nez an der Straße von Calais bis zum südwestlichsten Punkt der Schweiz und findet den nördlichsten Punkt bei Nimmersath, ½ Meilen südlich von Polangen, und nimmt als den südlichsten Punkt Punta di Promontore, 13 Meilen südlich von Triest, an. Es umfaßt also Hrn. Hoffmann's Deutschland auch die Niederlande, die Schweiz und den nicht zum deutschen Bunde gehörenden Theil des preußischen Staats. Der Flächenraum der deutschen Bundesstaaten ist großentheils und der von den einzelnen Cantonen der Schweiz durchgehends von dem Verf. aufs Neue und, wie er versichert, wiederholt und aufs sorgsamste berechnet worden. Nun erst nach Angabe der natürlichen und der politischen Grenzen entrollt der Verf. ein allgemeines Bild des deutschen Landes, ein Gemälde, wirklich von Meisterhand entworfen. Wir theilen hier einige Partien desselben mit: „Die Oberfläche Süddeutschlands bietet eine große Abwechselung dar. Von den steilsten, theils kahlen, theils ewig beschneiten Felsengipfeln, in deren Form die gerade Linie vorherrscht, bis zum sanftesten, abgerundeten, schön bewachsenen Gehügel, wo durch größere Kugelabschnitte, zum Theil sogar durch kleine Hochflächen die Kronen gebildet werden, findet man hier alle an den Erhebungen der Erde nur denkbare Formen. Die tiefsten Thäler und dunkle Schluchten, erstarrte, alles Lebens und zu Zeiten sogar des Lichts beraubte Gegenden zeigt das höchste Gebirge. Die Uebergänge zu den weiten, mit üppigem Pflanzenwuchs gezierten, schön beleuchteten und reich bewohnten Niederungen des ebenern Landes bieten die mittelhohen Gebirge dar. Gewässer sieht man hier im südlichen Theile auf alle Weise sich bilden, als Quellen oft sehr klein, oft sehr bedeutend entspringen, häufig aus Gletschern mächtig hervorströmen oder aus vielen kleinen, den Bergabhängen entrinnenden Rieseln, zuweilen aus Fließen sich entspinnen und endlich aus Teichen oder Seen entstehen. Da hier die Oberfläche so uneben und im Ganzen viel abhängiger als im nördlichen Deutschland ist, stürzen die Gewässer bald über senkrechte (oft gar überhängende), bald über steile Felswände, schöne Wasserfälle bildend, herab; bald rauschen sie in den felsigen Betten, schäumend, von Felsblöcken auf Felsstücke hüpfend, bis sie auf ebenerm Boden der erweiterten Thäler oft ganz langsam wie im Niederlande schleichen, oder gar, durch querliegende Höhen gehemmt, zu Seen sich aufstauen, die durch außerordentliche Tiefe merkwürdig sind u. s. w. Höchst einförmig erscheint (im Nordwesten von Deutschland) die Oberfläche, denn nur die natürliche Krümmung der Erde beschränkt an vielen Stellen die Aussicht. An manchen Orten hemmen Erdwälle, höchst selten Wälder oder Gebüsche den Umblick. Der Boden ist meistens nur an den tiefer gelegenen Stellen fruchtbar; erhebt er sich etwas über die Umgegend, so besteht er gewöhnlich aus Hochmoor oder aus dürrer Sandhaide. Dazu kommt noch, daß die großen Wassermassen, weil die Oberfläche sich so wenig neigt, sich hier träger bewegen, freilich den Menschen zum Heil, aber nicht die Landschaft lebendiger zu machen. Auf den weiten Mooren sieht man nicht das

lustige Gewühl arbeitender Landleute, hört nicht das freudige Wiehern des Pferdes, nicht das behagliche Brüllen wohlgenährter Rinder; nur der klagende Laut des einsamen Moorhuhns trifft zuweilen das Ohr. Stundenlang irrt man umher, ohne einen Baum oder nur einen Strauch anzutreffen, viel weniger eine menschliche Gestalt; düsteres Haidekraut, leichenfarbige Binsen und Gräser, vermischt mit grauem Moose, starren uns an. Doch sind diese Moräste das wohlthätigste Geschenk der Gottheit in einem Lande, das kein Holz hat, denn sie liefern eines der unentbehrlichsten Bedürfnisse, das Brennmaterial u. s. w. Wenn das Meer 200 Fuß höher stände, als es gegenwärtig ist, würde (wenige kleine Striche ausgenommen) das Land, welches einer Linie, die man von der Straße von Calais nach Düsseldorf zieht, im Norden liegt, also die nördliche Hälfte der Niederlande, ferner das Land, welches einer Linie, die man von Arnhem nach Hamburg zieht, im Norden ist, vom Meere bedeckt sein und dieses sich in den größern Flußthälern, z. B. des Rheinstromes, der Weser, der Elbe u. s. w., noch weit hinauf erstrecken. Die höchsten Punkte von Holstein würden als Inseln hervorragen, indem von Wismar gegen Dömitz (an der Elbe) hin eine große Wasserfläche die Ostsee und Nordsee von Norden gegen Süden verbände, während beide Meere von Ost gegen West, von Kiel gegen Tönningen längs der Eider verbunden sein würden u. s. w."

Es folgt hierauf die Beschreibung der Gebirge Deutschlands, von den Alpen („d. h. die weißen Berge, vom keltischen Worte alb, nach Andern die hohen Berge, vom keltischen Worte al") ausgehend, von denen Hr. Hoffmann sehr richtig sagt, es gewinne „die Ansicht, daß das ganze Alpengebirge zuerst von unten gehoben und dann durch Spülung allmälig so gestaltet worden, wie es jetzt ist, viel Wahrscheinlichkeit", während dagegen Hrn. Hoffmann's Mitarbeiter, Hr. Dr. Kurr, in der geognostischen Uebersicht sehr keck und auch in der Sache mit Hrn. H. nicht völlig harmonirend behauptet, „die Annahme, daß die Erhebung dieses Gebirgszuges zu einer Zeit erfolgt sei, wo die jüngern Flötzgebilde schon vorhanden waren, erscheine nicht mehr als eine wahrscheinliche Hypothese, sondern vielmehr als eine bis zur Evidenz erwiesene Wahrheit". Aus Hoffmann's frühern geographischen Werken ist übrigens bekannt, wie treffend sein Griffel in der Beschreibung des Alpgebirges ist, wie treu und lebendig er das Bild desselben nach seiner Wald-, Alp- und Felsregion, mit seinen Thälern, Jochen, Firnen, Sennhütten, Gletschern, Gletschertischen und Gufferlinien, Lavinen u. s. w. malt, und wie gewissenhaft er Höhe für Höhe abmißt, Aussicht und Wege beschreibt, sodaß es überall sichtbar wird, es sei die Beschreibung eines Reisenden, der sein Terrain nach allen Richtungen hin durchwandert und durchforscht hat. Auffallend ist die Ordnung, welche der Verf. in der Beschreibung der Gebirge befolgt, indem er von den Alpen über Karpaten, Sudeten, Erzgebirge, Mittelgebirge (Kegelgebirge), Fichtelgebirge, Frankenwald, Rhön gehend, die Verbindung, in welcher, wie er selbst sagt, das Fichtelgebirge durch den Frankenwald mit dem Thüringerwald stehe, nicht beachtet, sondern sogleich zu Vogelsgebirge, Westerwald, über den Rhein hinüber zu Eifel, Ardennen, Waasgau, Jura, wieder über den Rhein herüber zum Schwarzwald, Odenwald, Spessart, dann erst zur schwäbischen Alp, über die fränkische Alp, den böhmisch-bairischen Wald und das mährische Gebirge zum Thüringerwald geht. Den Faden, an welchem der Verf. auf diese Weise die Gebirge zusammenhält, können wir nicht den natürlichen nennen, und er fällt um so mehr auf, da in der sogleich folgenden geognostischen Uebersicht eine andere Ordnung befolgt wird.

Die Zahl der fließenden Gewässer Deutschlands, bedeutender als die in vielen andern Ländern, schätzt der Verf., „die kleinen Rieseln und Bächlein nicht gerechnet", auf mindestens 40,000. Der Rhein allein empfängt 12,285 bedeutendere Zuflüsse. Es gibt übrigens, nach dem Verf., gar keinen Rhein. „Der reine Rein wird in Deutschland meistens unrein Rhein geschrieben. Lateinisch heißt er Rhenus, französisch Rhin, und im Althochdeutschen, im Altnordischen, im Angelsächsischen und in allemanischen Urkunden wird er rin (spr. rein) ohne h geschrieben. Gothisch heißt der Rein reins (ohne h), im Keltischen bezeichnet Ren (ohne h) Flüssigkeit, und im nördlichen Italien heißen einige Flüsse Reno, nicht Rheno. An seinem Ursprunge, in Graubündten, heißt dieser prächtige, reine Strom Rein." Der Donau wird ihre alte Wiege im Schloßhofe des Fürsten zu Fürstenberg in Donaueschingen abgesprochen, und ihre Quelle wird vielmehr auf dem Schwarzwald bei der Martinsquelle gesucht, von da ab die Donau (?) Brege genannt werde, bei Donaueschingen die Brigach aufnehme und von da an, wo sie den unbedeutenden Abfluß des Schloßbrunnens in Donaueschingen aufgenommen hat, den Namen Donau erhalte. Es dreht sich also der alte, unnütze Streit blos um den Namen und darum, ob Brege und Brigach als Zuflüsse und die Donau wirklich als Donau betrachtet wird, oder umgekehrt.

Interessant ist das Capitel von der Witterung, obgleich die Beobachtungen meistens nur Fragmente über die Witterung einzelner Gegenden oder Orte sind und namentlich in den Tabellen über das Ankommen und Wegziehen der Vögel und über die Blüte und Ernte der angebauten Pflanzen nur das würtembergische Land berücksichtigen.

Lehrreich und ansprechend ist der Abschnitt über deutsche Sprache und Literatur abgefaßt. Die Beispiele aus 25 deutschen Mundarten sind sehr glücklich gewählt, und die Uebersicht der deutschen Literatur ist in sehr zweckmäßiger Kürze und meist mit treffenden Urtheilen gegeben. Die Auswahl der in jedem Fache wichtigsten Schriftsteller glücklich zu treffen, hatte freilich seine große Schwierigkeit, und deshalb wird fast jeder Leser ungern einige Männer vermissen, die, wenn er selbst die Unsterblichkeit unter die deutschen Schriftsteller auszutheilen gehabt hätte, nicht leer ausgegangen sein würden. So hätten z. B. bei Aufführung Derjenigen, die sich durch eine populaire Darstellung der Geschichte beliebt machten, wol Viele auch einem Bredow und K. W. Böttiger, und bei Aufzählung der berühmtesten Kanzelredner auch einem Schleiermacher den Platz gegönnt.

Nun noch ein Wort über das Publicum des Buches. Es ist bekannt, daß in der neuern Zeit nicht selten die Schriftsteller das Buch schreiben und die Buchhändler den Titel. Aehnliches scheint mit vorstehendem Werke geschehen zu sein, denn sonst wäre nicht einzusehen, wie es zu dem Titel: „für alle Stände", gekommen wäre; man müßte denn die verständliche Sprache schon allein als gegründeten Anspruch auf diesen Titel anerkennen wollen. Denn wenn Gewerbtreibende, Bürger und Bauern auch die Ehre haben sollen, zu „den Ständen" gerechnet zu werden, so wissen wir wahrhaftig nicht, was sie z. B. mit den vielen Hundert Höhenmessungen, mit der Beschreibung von 481 Nebenflüssen des Rheins und 478 Nebenflüssen der Donau u. dgl. m. anfangen, wozu sie die oft mit erstaunenswerther Ausführlichkeit angestellten Messungen des Falls der Gewässer von einem Orte zum andern, oft von der Breite bis zum Chausséehaus u. s. w. brauchen und wie sie überhaupt die Ausführlichkeit des Buchs (z. B. Beschreibung der Alpen auf 67 Seiten), die gelehrten geognostischen Abhandlungen u. dgl. mehr verdauen wollen. Auch andere Stände, die wol für gelehrte gelten, werden mitunter nicht wissen, wozu ihnen der naturgeschichtliche Theil, der fast eine bloße Nomenclatur ist, z. B. die 48 Seiten mit lateinischen und deutschen Namen der Vögel dienen soll. Wollen wir die Schrift unter eine von den zu Anfang unserer Andeutungen angegebenen Rubriken bringen, so sind wir wirklich in Verlegenheit. Wir finden theilweise Materialien zum Gebäude, theilweise ausgeführtes Gebäude, theilweise bequem eingerichtetes Volkszimmer — mit andern Worten: eine Schrift theils für Gelehrte vom Fach, theils für gelehrte Laien, theils (aber nur wenig) fürs Volk.

Wir erwähnen hier noch eine Schrift über Deutschland,

die für die Leserin mehr als für den Leser nicht uninteressant ist:

4. Geographischer Leitfaden über Deutschland für höhere Töchterschulen. Zum Schul- sowie zum Privatgebrauch bearbeitet von Karl Julius Arnold. Bremen, Geisler. 1834. Gr. 8. 10 Gr.

Kurze, aber sehr detaillirte Notizen; neben dem eigentlich Geographischen manches Historische, Belletristische, Angabe der besten Producte und der besuchtesten Vergnügungsörter. Die Auswahl des Stoffs, der die Frauenwelt anspricht und dessen Kenntniß ihr nöthig, ist glücklich zu nennen. Auch die Curiositäten geben Züge zum Bild. Im Ganzen findet man hier wie bei Frauen mehr Phantasie als Präcision, und in Dresden lernt man zwar „die Grenadierriesen mit Bärenmützen vor dem Schloß" kennen, aber nur 55,000 Einwohner, während die Stadt deren 70—80,000 zählt. 157.

Das Theater zu Düsseldorf, mit Rückblicken auf die übrige deutsche Schaubühne, von Grabbe. Düsseldorf, Schreiner. 1835. 8. 12 Gr.

Der Verfasser des „Hannibal" und der Kaiserdramen gibt in diesem Büchlein eine kleine Dramaturgie des düsseldorfer Theaters, sowie einige Nachweise über dessen Einrichtung, Repertoire und Verwaltung. Auf einer Reise, die er in literarischen Angelegenheiten nach Düsseldorf machte, hatte er längere Zeit volle Gelegenheit, das Treiben der dortigen Bühnenwelt zu beobachten, und sein Urtheil fällt für diese überaus günstig aus. Zuvörderst erfahren wir in Betreff derselben eine allerdings befremdliche, aber nicht minder erfreuliche Mär: daß es nämlich bei der düsseldorfer Bühne keinen Souffleur gibt. „Durch lange Gewohnheit geübt, auf dem Theater erst den Souffleur und dann den Schauspieler zu hören und somit doppelten Genuß zu haben, fiel mir beim Aufziehen des Vorhangs auf, wol einen Souffleurkasten zu bemerken, aber einen stummen. Auch hinter den Coulissen, wohin ich schnell den ängstlichen Blick warf, lief kein soufflirender Doppelschatten dem Sprechenden nach, wie ich das irgendwo mit einem Grausen, das den furchtbar schönen Reiz des Stücks erhöhte, in Rossini's „Othello" gewahrte. Und bis diesen Tag, während fünf Monaten, in welchen in jeder Woche vier- bis fünfmal gespielt worden, habe ich keine Souffleurstimme vernommen und nur selten einige dii minorum, noch seltener einen deus majorum gentium fehlsprechen hören." Die Verwaltung des düsseldorfer Theaters war früher Privatunternehmung und hatte alle Fehler, an denen in der Regel jedes Privatunternehmen der Art leidet. Durch aufopfernde Bemühungen mehrer Kunstfreunde, welche diese Schwächen wohl bemerkten, ward nun die Einrichtung getroffen, daß man eine Summe von 10,000 Thalern auf Actien, jede zu 250 Thlrn., für das Theater zusammenbrachte. Außerdem ward jeder Theaterfreund der Stadt, der keine Actien hatte, veranlaßt, einen jährlichen Beitrag für den Theaterfonds zu geben, wodurch er, wenn seine Beisteuer über 5 Thaler betrug, zum Ehrenmitglied des Theatervereins ernannt wurde, mit berathender Stimme bei den Generalversammlungen. Die nähere Leitung des Theaters ward einem Verwaltungsrath übergeben, der aus dem Oberbürgermeister, vier vom Verein erwählten Actionnairs, zwei Mitgliedern des Stadtraths, dem Intendanten und dem Musikdirector besteht; seine Verfügungen geschehen nach Stimmenmehrheit. Die Mitglieder können innerhalb der ersten zwei Jahre nicht removirt werden, nachher finden neue Wahlen statt. Der Intendant hat die unmittelbare Oberaufsicht und ästhetisch-technische Leitung des gesammten Theaterwesens; dem Musikdirector liegt nur die Direction der Oper ob. Diese Beiden haben auch allein die Initiative in Betreff des im strengern Sinne Dramaturgischen und der Zusammenstellung der Gesellschaft. Bei einer zwischen ihnen vorkommenden Differenz entscheidet der Verwaltungsrath, welchem auch vom Intendanten und Musikdirector alle Gastrollen, Engagements, Bauten u. dgl. vorgeschlagen werden müssen. Ueber dies Alles wird in den jährlichen Generalversammlungen des Vereins Bericht erstattet und Rechnung abgelegt.

Diese kleine Constitution läßt in der That kaum etwas zu wünschen übrig, und manche andere, die weit größere Ansprüche macht, mag dieser nicht das Wasser reichen.

Zum Intendanten der Bühne wählte man, wie zu erwarten stand, Immermann, der sich unleugbar schon außerordentliche Verdienste um die düsseldorfer Bühne erworben hat; auch ist Immermann ganz der Mann dazu, eine solche zu leiten, da er bei so viel poetischer und dramatischer Begabung auch einen großen theoretischen Sinn besitzt. Immermann behandelt seine Leute, Leute, an denen oft so viel zu bessern und so viel Ungestaltes, Widriges abzuschleifen ist, mit Wohlwollen, aber auch mit Ernst und Strenge; beim Einstudiren und in Scenesetzen der Stücke, bei den General- und Leseproben zeigt er einen so unermüdeten Eifer, daß er allerdings fruchtbringend sein muß. Was vorzüglich dankenswerth ist, ist, daß er ein Hauptbestreben dahin richtet, die classischen Stücke rein und unverfälscht darzustellen. Welcher Vorzug, den, wenn dies edle Princip nie aus den Augen verloren wird, die düsseldorfer Bühne vor so mancher ausgedehntern, ja vor den glänzendsten Hofbühnen hat, wo man sich himmelschreiend an den großartigsten Compositionen versündigt, wo ärmliche Dichter und Dutzenddramatiker, die sich nie aus dem Sande des Geistes zu erheben vermochten, jedwedes Stück, das besser ist als ihre eignen, auf das Unerhörteste verballhornen dürfen!

Das Repertoire des düsseldorfer Theaters flößt alle Achtung ein. Seitdem Immermann die Intendantur übernommen, sind, vom 28. Oct. vorigen bis zum 1. April dieses Jahres, an Trauerspielen, historischen und romantischen Dramen gegeben worden: „Der Prinz von Homburg", „Das Käthchen von Heilbronn", „Macbeth", „Hamlet", „Kaufmann von Venedig", „König Johann", „Das Leben ein Traum", „Stella", „Maria Stuart", „Wallenstein's Tod", „Maria Tudor", „Struensee", „Emilia Galotti", Tieck's „Blaubart", „Der Arzt seiner Ehre", „Die Jungfrau von Orleans", Immermann's „Alexis" u. s. w. Von größern Conversationsstücken sah man: „Minna von Barnhelm", „Die Schule der Alten", „Donna Diana", „Stille Wasser sind tief", „Die Stimme der Natur", „Das Epigramm", „Der beste Ton", „Die vier Sterne", „Die Aussteuer", „Die Mohrin", „Richard's Wanderleben" u. s. w. Von Opern, die auf der düsseldorfer Bühne nach der Versicherung unsers Verfassers nicht blos gesungen, sondern auch dargestellt werden, sah und hörte man in dieser Zeit: „Der Templer", „Oberon", „Fra Diavolo", „Der Freischütz", „Belmonte und Constanze", „Johann von Paris", „Tankred", „Die Zauberflöte", „Die Schweizerfamilie", „Die Stumme von Portici", „Othello", „Don Juan", „Graf Ory" u. a. An kleinern eleganten Lustspielen, den vorzüglichern Possen, Vaudevilles u. s. w. war auch kein Mangel, sodaß man dem Repertoire auch alles Lob der Mannichfaltigkeit und Abwechselung spenden muß.

Unter den Sängern der düsseldorfer Bühne zeichnen sich Schiansky, Tenorist, Versing, Bassist, die Damen Schenk und Blumauer aus; unter den Schauspielern Schenk, als primo uomo, und Madame Lauber-Versing. Ueber diese in der Rolle der Thekla äußert sich Herr Grabbe ziemlich excentrisch folgendergestalt: „Diese Dame ist ein Genie und rivalisirt mit der Lindner in Frankfurt a. M. Ueber Räthsel des Genius, ihm selbst oft verborgen, kann ich mich hier nicht einlassen. Die Versing war ganz Thekla. Schiller hat sie in „Wallenstein's Tod" nicht so glänzend ausgestattet wie in den „Piccolomini". Aber sie ersetzte Alles durch ihr Spiel, insonderheit durch das stumme. Dieses Weib (man nehme mir diesen Ausdruck nicht übel, denn ich meine ihn im edelsten deutschen Sinne) war ein Meer von Gefühl, und wie die Schloßen in die See, fielen die Worte des todberichtenden schwedischen Hauptmanns in ihre Brust. Man bebte mit. Dabei blieb sie immer in tragischer

Würde, so zerschlagen auch Alles dalag, was sie auf der Erde geliebt" u. s. w.

Als dankenswerther Pendant ist ein kleines, recht gelungenes Vorspiel: „Kurfürst Johann Wilhelm im Theater", das zur Eröffnung des Stadttheaters am 28. October 1834 aufgeführt wurde, dem Büchlein beigegeben. 161.

Ueber Schleiermacher.

Verehrer dieses berühmten und ausgezeichneten Verstorbenen haben sich zahlreich und auch in diesen Blättern (zuletzt in Nr. 171—173) oft über und für ihn ausgesprochen. Anders urtheilt ein, wie es scheint, sehr kaltblütiger und scharfsinniger Rec. in der durch Consequenz, Gründlichkeit und Freimüthigkeit wol noch immer den ersten Rang unter den theologischen Journalen behauptenden „Kritischen Bibliothek" von Röhr (15. Bd., 6. Heft, S. 957 fg.). Dieser Kritiker ist wahrscheinlich Hr. Dr. Röhr nicht selbst, aber, nach dem Styl zu schließen, ein auf dem Gebiete der Theologie und Philosophie ganz einheimischer und achtungswerther Gelehrte, den das Publicum aus mehren Schriften kennt. Die Recension betrifft Schleiermacher's „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" (4. Aufl., Berlin 1831). Es ist zu bedauern, daß diese Beurtheilung von 42 S. nicht bei Lebzeiten des Verewigten zum Vorschein kam, damit er sie selbst beantwortet hätte. Der Rec. sagt: „daß er leider durch zufällige Hindernisse nicht eher zu dieser unparteiischen Prüfung habe kommen können". Er findet in diesen Reden folgende gewöhnliche pantheistische Vorstellung, die zwar nirgend so deutlich in der Kürze ausgesprochen, aber doch die wahre des Verf. sei: „Das Universum, dieses All und Eins, was Realität hat, besitzt seine Allheit und Einheit durch sich selbst, und alles Besondere und Einzelne, was als solches der Erfahrung gemäß lebt, oder überhaupt individuell vorhanden ist, geht, wenn es aufhört zu leben und Individuum zu sein, in das Universum zurück, und dieses erzeugt aus sich immerfort neue Lebendige und überhaupt Individuen, was, da es allgemein gilt, namentlich auch vom Menschen aussagt, daß sein Tod eine Art von Formenwechsel in Absicht auf die ewige und in sich selbst gleichbleibende Materie des göttlichen Universums sei." Diese „Theorie der Religion, der, dem Geiste nach, die Ausschließung des persönlichen Gottes und der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums nothwendig und ganz unverändert eigen ist", hat der Rec., wie er behauptet, besonders aus der zweiten Rede und dann aus allen zusammengenommen hergeleitet und glaubt, „dem Verf. kein Unrecht zu thun, wenn er dessen geständlichen Pantheismus noch bestimmter Naturalismus benenne". Das ist nun freilich wider einen christlichen Professor der Theologie und wider einen christlichen Prediger eine sehr starke Anklage, und zwar auf einer Universität, wo ein evangelischer Glaubenswächter in seiner „Kirchenzeitung" kein Steinchen aus dem alten Glaubensgebäude will herausfallen lassen, und wo dennoch ein Buch unwiderlegt die vierte Auflage erlebt, das, hat der Rec. recht berichtet, alle Religion aufhebt. Ref., der früherhin nur eine dieser Reden gelesen hat, ist erschrocken vor dem System des Verf. und den Belegen, wie sie der Rec. darlegt. Wir können nur wünschen, daß ein Freund von Schleiermacher, nur nicht in dunkeln, unverständlichen Redensarten, sondern klar und bündig, dem Rec. Schritt vor Schritt folgend und ihn widerlegend, auftrete und zeige: Sch. habe nicht das Dasein eines persönlichen, über der Welt stehenden Gottes, nicht die Unsterblichkeit des Individuums geleugnet, sondern behauptet. Denn Gottlob! diese Glaubensvesten wird sich der Christ nie umstürzen lassen, mag Das, was die Menschen sonst noch darauf bauten, zum Theil der Verwandlung unterworfen sein. Nur mag der Apologet etwas schärfer und tiefer eingehen, als in Nr. 172 d. Bl. die „Briefe über die Lucinde" vertheidigt werden; wir halten dieses Buch für eine jugendliche Uebereilung, die der Verleger mit Vergessenheit bedecken, auf keinen Fall aber von Gutzkow in dieser frivolen Manier hätte sollen bevorreden lassen. Auch die Urtheile des Hrn. Lücke, der die Gegner „der Oberflächlichkeit, Beschränktheit und Arroganz" beschuldigt (vgl. Nr. 172 d. Bl.) beweisen nichts! Ebenso möchten wir doch von Hrn. Schweizer (Nr. 173 d. Bl.) die Beweise fodern, wo und wie „die Rationalisten den Glauben verloren gegeben" haben? Wir fragen nur noch, wie es komme, daß andere berühmte Redner, die auch vor und zu Gebildeten sprachen, wie ein Tzschirner, Marezoll, Hanstein, Reinhard, Demme, Zollikofer und unsere Großmann, Bretschneider, Schmalz, Röhr, Schuderoff u. A., die doch auch Philosophen sind, keine solchen Misverständnisse und Beschuldigungen erfahren haben? Wir möchten den verewigten, edeln Schleiermacher noch ganz besonders gegen den Vorwurf und seine Consequenzen („Kritische Bibliothek", S. 985) gerechtfertigt sehen, „daß sich seine Lehre nicht ohne Verstellung und Lüge öffentlich vortragen und vertheidigen lasse". Man möchte wahrhaftig zuweilen meinen: Mundus vult decipi. 44.

Notiz.

Für Geognosten.

Wenn man auf dem Drachenfels steht und seine Blicke auf das jenseitige Ufer sendet, so sieht man zwischen Mehlem und Rolandseck in die kesselförmige Vertiefung auf den Gipfel des niedrigern breiten Roderbergs. Es ist der echt vulkanische Krater einer der jüngsten Vulkane des Rheingebiets, dessen Thätigkeit in eine Periode fällt, wo der Rhein, wenn auch bei bedeutend höherm Wasserstande, sich schon sein heutiges Bette gegraben hatte. Hr. Karl Thomae hat neuerdings die Aufmerksamkeit der Geognosten auf diesen interessanten Hügel gelenkt, indem er in einer kleinen Schrift: „Der vulkanische Roderberg bei Bonn" (Bonn 1835), diesen Krater und seine Umgebungen beschreibt und jede denkwürdige Einzelheit dieses Berges vollständig nachweist. Eine beigefügte Karte mit vier Gebirgsprofilen veranschaulicht das Gesagte und macht die Schrift auch für Denjenigen interessant, der den Berg und die vulkanischen Producte mancherlei Art, die er um sich her verbreitet, noch nicht zu sehen Gelegenheit hatte. Der sach- und localkundige königl. Oberbergrath und Professor der Mineralogie und Bergwerkswissenschaften, Hr. Dr. Jakob Nöggerath in Bonn, bekundet in seiner Vorrede, womit er diese Schrift eingeführt hat, ihren Werth, indem er sagt, daß das Factische ebenso treu geschildert sei, als die daraus gezogenen Folgerungen klar und unabweisbar sein dürften. 119.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu erhalten:

Die Liebenden.

Ein Gedicht
in
neun Gesängen.

Von

W. Elias.

Gr. 12. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im September 1835.

F. A. Brockhaus.

Hierzu Beilage Nr. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 9. 19. September 1835.

1. Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte. Zum Gebrauche der obern Classen der Gymnasien und höhern Lehranstalten. Von C. J. Grysar. Ersten Bandes erste Abtheilung. Geographie und Geschichte des Alterthums bis auf Alexander den Großen. Köln, J. G. Schmitz. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.
2. Leitfaden zur allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten; von F. A. Pischon. Erster Theil. Geschichte des Alterthums. Berlin, Duncker und Humblot. 1832. Gr. 8. 8 Gr.
3. Lehrbuch der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten; für Lehrer und zum Selbstunterricht bearbeitet von F. A. Pischon. Erster Theil. Geschichte des Alterthums. Berlin, Duncker und Humblot. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn die unablässige Erscheinung neuer Leitfäden und Grundrisse, Handbücher und Lehrbücher der allgemeinen Geschichte für den Schulunterricht allerdings zum Theil aus der Meinung hervorgeht, daß die Abfassung solcher Bücher eine leichte Aufgabe und ein Jeder dazu befähigt sei, welcher sich eine Zeit lang mit historischem Unterrichte beschäftigt und sich etwas näher mit der historischen Literatur bekannt gemacht hat, so ergibt sich doch auch andererseits daraus, daß das Interesse für die Geschichte, das Streben nach der Vervollkommnung des Vortrags derselben auf Schulen und die Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit der mit dem historischen Unterrichte beauftragten Lehrer fortwährend im Zunehmen begriffen ist. Ja, es bedarf überhaupt nur einiger Kenntniß der nähern Beschaffenheit der vorhandenen historischen Hülfsbücher, um die Vermehrung derselben nicht allein erklärlich, sondern auch nothwendig zu finden, und man wird sich gewiß der Erscheinung neuer Bücher dieser Art um so mehr erfreuen, wenn sie, wie es bei den uns jetzt zur Beurtheilung vorliegenden der Fall ist, aus längerer Erfahrung, aus redlichem Fleiß und aus dem Bestreben, eine eigenthümliche Behandlungsweise durchzuführen und dadurch einem mehrseitig gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, hervorgegangen sind.

Der Verf. der ersten der uns vorliegenden Schriften vermißte bei seinem historischen Unterrichte ein für seine Schüler geeignetes Buch, in welchem die wesentlichsten Ergebnisse historischer Studien kurz und doch mit einer gewissen Ausführlichkeit zusammengestellt wären; er fand auch die übrigens werthvollen der sogenannten Lehrbücher nicht einer solchen Bestimmung angemessen, weil sie entweder nur die wichtigsten Thatsachen andeuten oder nur allgemeine, ohne eine ins Einzelne eingehende Erzählung nicht ganz verständliche Combinationen enthalten; die ausführlichern Darstellungen der Weltgeschichte schienen ihm aber deshalb nicht brauchbar, weil sich in ihnen außer den bekanntesten Anekdoten und Erzählungen wenig Erhebliches finde oder weil sie sich zu sehr in den Ton der Kritik und des politischen Raisonnements verlieren; auf das Studium der besten Specialdarstellungen zu verweisen, hielt er aber deshalb nicht für ausreichend, weil die Schüler der Gymnasien und zum Theil auch die Lehrer nicht im Stande seien, dieselben sich anzuschaffen und zu lesen. Er beschloß deshalb, für die Schüler der obern Classen der Gymnasien und anderer höhern Lehranstalten, sowie auch für Lehrer, welche sich das Studium der Geschichte nicht zum besondern Geschäft machen können oder der dazu erforderlichen Hülfsmittel entbehren, ein Buch auszuarbeiten, in welchem, mit Ausscheidung alles Unwesentlichen, alles zum Auffassen der Haupterreignisse und ihres Zusammenhanges nicht wesentlich Beitragenden, Dasjenige, was zum klaren Verstehen der Geschichte eines Volks verhelfe (nämlich umständliche Erzählung der Hauptfacta, Erläuterung der Staatsformen und der Veränderungen derselben und die Hauptdata der Culturgeschichte), in möglichster Kürze und doch so ausführlich dargestellt wäre, daß der Leser desselben selbst ohne mündliche und jede andere Nachhülfe seinen Zweck erreiche. Bestimmter, als diese zu allgemein gehaltenen und deshalb nicht völlig verständlichen Ausdrücke lauten, spricht sich der Verf. über die Weise aus, in welcher er seine Idee in der Bearbeitung der alten Geschichte auszuführen gesucht hat. Auf die innere Geschichte oder die Darstellung der staatsrechtlichen Einrichtungen in ihrer Entstehung und Abwandlung richtet er theils aus angeborener Vorliebe, theils weil die Geschichte eines Volks erst aus seinem Staatsrechte begreiflich werde, sein Hauptaugenmerk; aus den Thatsachen der äußern Geschichte hebt er Dasjenige hervor, was für das Verständniß der Haupterreignisse und ihres Zusammenhanges wesentlich ist, und er behandelt wichtigere Zeiträume mit größerer Ausführlichkeit; über Religion, Kunst und Wissenschaft, Handel und Verkehr, Lebensart und Sitte jedes Volks gibt er kurze Andeutungen und der Geschichte eines jeden Landes schickt er die Hauptmomente der Geographie desselben, zum Theil nebst ausführlicherer Topographie der Hauptstädte voran. Erwägen wir diese Behandlungsweise in Beziehung auf den Hauptzweck des Verf., ein Buch für Schüler zu schreiben, so können wir dieselbe insofern nicht billigen, als die staatsrechtliche Seite der Geschichte zum Hauptaugenmerk gemacht wird. Er erwartet zwar selbst eine solche Misbilligung und verlangt, man solle das alte Liedchen nicht wiederholen und sagen, es sei auf der von ihm ins Auge gefaßten Bildungsstufe noch nicht an der Zeit, solche Dinge vorzubringen; es sei vielmehr grade dort schon die Hauptaufgabe des gewissenhaften Lehrers, seine Zöglinge sobald als möglich in den Stand zu setzen, mit der Wissenschaft gleichen Schritt zu halten; für die größte Sünde im Unterrichte sehe er jene vornehme Trägheit an, mit der gewisse Pädagogen die Köpfe ihrer Zöglinge in herkömmlichen Trivialitäten befangen hielten und es ihnen nöthig machten, das mühselig Eingepfropfte später wieder zu verlernen; allein darauf muß erwidert werden, daß allerdings bereits auf der höhern Stufe des Gymnasialunterrichts auch die Entwickelung der politischen Zustände neben der Erzählung der Begebenheiten berücksichtigt, und daß das in dieser Beziehung Mitzutheilende aus den reifsten Resultaten der letzten Erforschungen des Gegenstandes geschöpft werden muß, daß aber der Schüler auch der ersten Classe eines Gymnasiums noch nicht auf dem Standpunkte steht, für welchen die staatsrechtliche Seite der Geschichte das vornehmste Interesse hat, und daß der Lehrer deshalb, weil er diese Ansicht des Verf. nicht theilt, noch nicht in herkömmliche Trivialitäten verfallen wird. Sehen wir indeß von Dem, was der Verf. als seinen Hauptzweck bezeichnet, ab, so müssen wir gestehen, daß die besondere Berücksichtigung jener Seite der Geschichte seinem Buche einen ausgezeichneten Werth gibt für den Lehrer sowie für den gebildeten Mann, der auch im Geschäftsleben Empfänglichkeit für eine genauere Kenntniß der Geschichte bewahrt, und daß dasselbe dadurch auch für die Einführung in das historische Studium auf der Universität sehr brauchbar wird. Uebrigens aber können wir der Behandlungsweise des Verf. ebenso sehr unsern Beifall geben, als auch die Durchführung derselben Anerkennung verdient. Die äußere Geschichte hat er großentheils aus den Quellen selbst entlehnt, ohne jedoch gehaltvollere neuere Bearbeitungen unbeachtet zu lassen; für die innere Geschichte hat er vornehmlich die Werke Heeren's, Müller's und Wachsmuth's mit großer Sorgfalt und auf die

Weise benutzt, daß er unhaltbare Hypothesen überging und aus sich widersprechenden Ansichten nach genauer Prüfung die am meisten begründete aufnahm; die Auswahl der Thatsachen ist durchaus zweckmäßig und dem in dieser Beziehung aufgestellten Grundsatze angemessen, und in der Darstellung wird Kürze und Gedrängtheit erstrebt und erreicht, ohne daß jedoch deshalb der Deutlichkeit Eintrag geschieht. An diese allgemeinen Bemerkungen knüpfen wir noch einige auf Einzelnes sich beziehende an. Die Einleitung, welche neben einer kurzen Angabe der Ansichten und Sagen der mosaischen Urkunde, der Etrusker, der Griechen, der Parsen und der Inder über die Urgeschichte des Menschengeschlechts größtentheils einen Abriß der historischen Hülfswissenschaften enthält, erscheint uns zwar diesem größern Theile nach für den Schüler entbehrlich, allein sie wird dem Lehrer willkommen sein. In Beziehung auf die Eintheilung der in dem ersten Bande enthaltenen ersten Abtheilung der alten Geschichte, nach welcher in vier besondern Abschnitten die Geschichte der asiatischen Völker, der afrikanischen Völker, der Kleinasiaten und der Griechen behandelt wird, können wir es nicht billigen, daß für die Geschichte Kleinasiens ein besonderer Abschnitt angenommen und dieselbe nicht in den ersten Abschnitt aufgenommen worden ist. Zweckmäßig wäre es auch in einem für Schüler bestimmten Buche, durch Columnentitel die Eintheilung noch mehr hervortreten zu lassen und die Benutzung des Buches zu erleichtern. In der griechischen Geschichte aber vermissen wir dreierlei: erstens hätten neben der ausführlichen Behandlung der Geschichte Athens und Spartas auch die Hauptmomente der Geschichte der übrigen griechischen Staaten zusammengestellt werden können, sodann würde eine genauere und schärfere Charakteristik der bedeutendsten griechischen, namentlich athenischen, Staatsmänner zu einer lebendigern und anschaulichern Kenntniß der griechischen Geschichte beigetragen haben, und endlich wäre eine größere Anzahl einzelner Citate aus den Quellen für dieselbe zweckmäßig gewesen. Mit Recht beschränkt sich zwar der Verf. in den bibliographischen Notizen auf die Anführung der Quellen und der bessern, empfehlungswerthen abgeleiteten Darstellungen und nennt die Sitte, zu jedem historischen Datum genaue Citate zu geben, etwas Unnützes; allein da er selbst erklärt, für Solche geschrieben zu haben, welche sich mit der Geschichte wissenschaftlich zu beschäftigen anfangen, so wäre es auf jeden Fall auch für die Förderung einer solchen Beschäftigung zweckmäßig gewesen, häufig auf diejenigen griechischen und lateinischen Schriftsteller zu verweisen, welche sich in den Händen der Schüler oberer Gymnasialclassen zu befinden pflegen. Die im Ganzen geringe Bedeutung der von uns gemachten Ausstellungen ist indeß zugleich ein Beweis von dem Gehalte dieser Arbeit und indem wir mit Verlangen der Fortsetzung derselben entgegensehen, wünschen wir nur, daß der Verf. sich dabei nicht in eine seinem Hauptzwecke unangemessene Ausführlichkeit verliere.

Die beiden andern vorliegenden Arbeiten kündigen sich nicht allein in der Vorrede, sondern auch durch ihre ganze Beschaffenheit als das Resultat einer vieljährigen, einsichtsvoll benutzten Erfahrung an. Der Hauptgedanke, welcher den Verf., wie derselbe in dem Vorworte zum „Leitfaden" erklärt, geleitet hat, war, „sowol die Geschichte in ihrer ganzen Verzweigung und nicht blos als politische kurz und doch in zusammenhangender Rede darzustellen, als auch dem Schüler einen klaren Ueberblick des Zusammenhanges der einzelnen geschichtlichen Thatsachen in die Hand zu geben, der ihn bei weiter ausgeführten Vorträgen oder beim eignen Lesen größerer Geschichtswerke stets die Ordnung und Uebersicht des Ganzen festhalten lasse." Diesem Gedanken gemäß hat der Verf., um zunächst von dem „Leitfaden" zu sprechen, mit richtiger, das gesammte Material der Geschichte des Alterthums beherrschender Einsicht durchgehends die bedeutendsten Thatsachen der politischen Geschichte ausgewählt und in gedrängter, aber stets klarer Darstellung zu einem zusammenhängenden Ganzen verknüpft, das Wichtigste aus der Geographie hervorgehoben und die Hauptmomente der Culturgeschichte in einer sehr zweckmäßigen Beschränkung zusammengestellt. In der Weise aber, wie er jenen Ueberblick zu gewähren und zu erleichtern gesucht hat, liegt vornehmlich die Eigenthümlichkeit seiner Arbeit, indem er denselben hauptsächlich durch eine vielfache Zertheilung des Stoffes nicht allein in größere und kleinere Zeitabschnitte und dieser wiederum in einzelne Paragraphen, sondern auch durch nochmalige Zerlegung des Inhalts der letztern in kleinere Zeiträume erstrebt hat. So werden nun auch die Perioden der griechischen Geschichte, sowie auch die Abschnitte der Perioden der römischen Geschichte in Unterabtheilungen zerlegt, für welche die Bezeichnung „Gruppen" gewählt ist, und diese Gruppen zerfallen sodann wiederum in Unterabtheilungen. Der peleponnesische Krieg bildet z. B. die dritte Gruppe der dritten Periode der griechischen Geschichte, diese zerfällt in drei größere Zeitabschnitte und diese wieder in kleinere, namentlich der erste dieser größern Zeitabschnitte in die Abtheilungen: a) Ursprung des Kriegs; b) Kampf bis Perikles' Tod; c) Einzelkämpfe bis 424; d) Kampf in Thracien bis 422. Wenn wir nun auch mit dem Verf. insofern nicht übereinstimmen, als wir diese so weit durchgeführte Zerlegungsmethode wenigstens für Schüler von reiferm Alter für entbehrlich halten und der Meinung sind, daß solche selbst im Stande sein werden und es besser ihrer Selbstthätigkeit überlassen wird, aus einer zusammengefügtern Darstellung sich die einzelnen Abschnitte des Verlaufes der Begebenheiten hervorzuheben, so erkennen wir nichtsdestoweniger das Verdienst des Verf. an, jene Methode auf eine solche Weise durchgeführt zu haben, wie sie nur das Ergebniß einer mehrjährigen Anwendung derselben beim Unterricht und der völligen Beherrschung des Stoffes sein kann. Die einleitenden Paragraphen, welche geographische Abrisse und die Angabe der wichtigsten Quellen enthalten, sowie diejenigen, welche die einzelnen Hauptabschnitte schließen und die Culturgeschichte berücksichtigen, sind mit der dem Zwecke des Buches und dem übrigen Inhalte desselben entsprechenden Kürze gearbeitet.

Den „Leitfaden" zu ergänzen und zu erklären und sowol zur Vorbereitung für Lehrer als zur Wiederholung des Ganzen oder einzelner Theile der Geschichte für Schüler, sowie auch zum Selbstunterrichte zu dienen, dazu ist das „Lehrbuch" des Verf. bestimmt, in welchem zunächst die Paragraphen des „Leitfadens" wiederabgedruckt sind und diese sodann in Anmerkungen weiter ausgeführt und erläutert werden. Der kleinere Druck derselben und die Form der Darstellung, welche selten aus vollständigen, meistens aus sehr verkürzten Sätzen besteht, haben es möglich gemacht, einen im Verhältnisse zum Raum sehr großen Reichthum von Thatsachen zusammenzustellen. Wenn die Kürze der Andeutung bisweilen so weit geht, daß sie nur Demjenigen immer ganz verständlich sein möchte, welcher bereits eine genauere Kenntniß des Angedeuteten besitzt, und daß auch die Anmerkungen öfters den Charakter eines Leitfadens tragen, so bilden sie wenigstens einen solchen, welcher den Lehrer auch für einen sehr ausgeführten Vortrag der Geschichte keinen Anknüpfungspunkt vermissen läßt und dem Schüler für die Wiederholung eines Vortrages dieser Art das befriedigendste Hülfsmittel gewährt. Durch ein Beispiel, welches wir den Anmerkungen zur römischen Geschichte entnehmen, möge das Gesagte belegt werden. Nach der Erwähnung der Ursache des Kriegs der Gallier gegen Rom im Jahre 390 fährt der Verf. fort: „Die entgegengestellten Wehrhaften an der Allia (erst Virgil Allia des Verses wegen) 40,000 gegen 70,000 gänzlich geschlagen. Nur Capitol und Burg besetzt. Alles flüchtet. Heiligthümer nach Cäre. Die Gallier hieben die unbewachten Thore auf. Die curulischen Greise auf dem Comitium ermordet. Feuersbrünste. Nach Veji Viele gerettet, dort Cädicius, dieser soll Camill gerufen, Pontius Cominius auf das Capitol gesendet haben, wo Camillus zum Dictator ernannt. Nun erklettern Gallier die Burg, die Gänse der Juno verrathen die Feinde. M. Manlius rettet die Burg (Capitolinus, weil sein Haus auf der Höhe lag. Niebuhr II, 514). Aber die Hungersnoth groß. Abkaufung der Gallier, unter diesen auch große Krankheiten. Camillus soll die Stadt befreit, die Gallier ge-

schlagen haben, nach Andern nur verhindert Gold zu geben. Alles fabelhaft.“ Das Material hat der Verf. nicht allein aus den gründlichsten neuern Forschungen über die alte Geschichte, namentlich Schlosser's, Müller's, Wachsmuth's und Niebuhr's, entlehnt, sondern er hat auch aus den Quellen selbst geschöpft, und er hat auf diese, indem sich der Plan seiner Arbeit im Fortgange derselben etwas erweiterte, in der römischen Geschichte auch im Einzelnen verwiesen. Für zweckmäßig würden wir es auch halten, wenn bei der Fortsetzung des „Lehrbuches“ durchgehends auch die bedeutendsten, dem Schüler wie dem Lehrer besonders zu empfehlenden neuern Schriften über größere und kleinere Abschnitte der Geschichte angeführt würden, was in dem ersten Theile nur selten geschehen ist. Die genauere Inhaltsübersicht, sowie das dem Buche beigegebene Register sind für die Benutzung desselben sehr zweckmäßige Hülfsmittel. 66.

Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik. Herausgegeben und zum Theil selbst verfaßt von F. H. Ch. Schwarz. Als Nachträge zur Erziehungslehre. Zweiter Band. Leipzig, Göschen. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. *)

Da wir voraussetzen dürfen, daß allen Gebildeten, deren Theilnahme die Erziehung und der Unterricht der Jugend in Anspruch nimmt, diese wichtigste Pflicht, welche sie der Menschheit abzutragen haben und worauf der Höchste und Niedrigste, der Weiseste und Unwissendste, er wolle oder wolle nicht, mehr oder weniger einwirkt, die Belehrungen eines Schriftstellers nicht unbekannt geblieben, dem Wenige zu vergleichen sind, so können wir uns mit gutem Gewissen auf die pflichtmäßige Anzeige beschränken, daß dieser Nachtrag seiner „Erziehungslehre“ deren Vervollkommnung wesentlich befördert. Seine eignen theoretischen und geschichtlichen Aufsätze sind gediegen und die seiner Mitarbeiter der Aufnahme würdig. Die Rede über unsere Nationalbildung, womit diese Sammlung anhebt, erschien schon um einige Monate früher in einem geschmackvollen Abdrucke. Sie geht aus von dem beseligenden Glauben, in der christlichen Religion sei das Heil der Menschheit, der Geist wahrer Bildung zu finden. Dem Beobachter zeigt sich der Deutsche als ernst, bedächtig, fleißig, sprachselig, singend und gesellig. Bildungsfähigkeit zeichnet ihn aus; aber freilich haben weder Staat, noch Haus, noch Schule, noch Kirche bisher Alles für die Entwickelung dieser Fähigkeit gethan, was ihnen oblag, und das Ideal einer solchen ist vielleicht im Erdenleben nicht zu erreichen; doch muß man es kennen lernen, um sich ihm zu nähern, und ein so verständiger und billiger Redner ist vorzüglich geeignet, annehmbaren Rath zu ertheilen. Was er über Universitäten sagt, kann nicht treffender, schonender und zeitgemäßer sein und verdient, von allen Behörden erwogen und befolgt zu werden. An diese Rede schließt sich ein Gespräch zwischen Nein und Ja, über das Besserwerden durch die Erziehung. Beiträge zur neuen Erziehungslehre würdigen Rehberg's Prüfung der Erziehungskunst, Feder's „Emil“, Salzmann's Schriften, Kant's „Pädagogik“ und Fichte's abenteuerliche Theorien. Der Blick auf die pädagogische Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts erinnert an Hans Sachs, Ringwaldt, Moscherosch und den menschenfreundlichen und duldsamen Mystiker Poiret, dessen Uebersetzer, der fromme hamburger Prediger Horbius, der unverschuldeten Verfolgung seines unwürdigen Amtsgenossen Krumbholz erlag. Ein Zusatz zur neuesten Geschichte, die religiöse Erziehung und das Studium der Alten betreffend, beleuchtet die Ausfälle der „Berliner Monatsschrift“ gegen die Vertheidiger der classischen Literatur auf Schulen und den Geist der berliner „Allgemeinen Bibliothek“ in pädagogischer Hinsicht. Drei Reden zum Frieden der Schulen enthalten Friedensvorschläge, das Bild zweier Musterschulen und Segenswünsche am Jahresschlusse. Drei musterhafte Schulreden des Hrn. Gymnasialdirectors Bömel zu Frankfurt am Main sprechen über das Verhältniß der Gymnasialbildung zur christlichen, über die Freuden des Schullehrerstandes und über die rechte Art des Studirens, durch das Beispiel Ruhnken's erläutert. Der hochverdiente Mann war 1723 zu Stolpe in Pommern geboren, auf dem Friedrichsgymnasium in Königsberg unterrichtet, wo er Kant's Freund und Mitschüler war, studirte in Wittenberg unter Ritter und Berger und ging mit ihren Empfehlungen an Tiberius Hemsterhuys nach Leyden, der ihn erkannte und befreundete. Dort erhielt er sich durch Privatunterricht, bis er zum Professor befördert ward und sich so heimisch fühlte, daß die glänzendsten Anerbietungen des Auslandes, selbst in Jahren der Bedrängniß, nicht vermochten ihn zu entführen. Er hat sich nicht blos in allen Fächern der Philologie, sondern auch durch exegetische, geschichtliche, juristische und philosophische Schriften hervorgethan und war trotz dieses bewundernswürdigen Fleißes kein Stubensitzer, sondern besuchte gern und häufig die gute Gesellsch[illegible], und blieb bis an seinen 1797 im 74. Lebensjahre erfolgten Tod ein eifriger und geschickter Jäger. Eine Rede am Geburtstage des Königs von Baiern, von Hrn. Rector und Professor Moser zu Ulm, erläutert die Erziehung durch Unterricht. 57.

*) Ueber den ersten Band berichteten wir in Nr. 176 d. Bl. f. 1834.
D. Red.

Handbuch der Geschichte des Mittelalters von Friedrich Rehm. Dritter Band. Zweite Abtheilung. — Auch unter dem Titel: Geschichte des Mittelalters seit den Kreuzzügen. Erster Theil. Das Zeitalter der Kreuzzüge. Zweite Abtheilung. Geschichte des Morgenlandes. — Fortsetzung von dem Handbuche und dem Lehrbuche der Geschichte des Mittelalters von demselben Verfasser. Kassel, Krieger. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

So hätte denn der Hr. Verf. das alte Gleis, aus welchem er durch sein „Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters“ herausgekommen war, wiedergefunden; und dieser Band dient nun dem abgebrochenen „Lehrbuche“ so gut wie dem größern Werke zur Fortsetzung. Dabei wird freilich eine kleine Inconvenienz für die Besitzer jenes entstehen, welche nun die spätern Bände des „Handbuches“ als Ergänzung anschaffen müssen.

Da Ref. schon in diesen Blättern und zuletzt noch in Nr. 277 f. 1834 von diesem Werke gesprochen hat, so reicht eine bloße Anzeige vom Erscheinen dieser Fortsetzung, und wie weit dasselbe damit gediehen, hin. Doch darf vorher noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß dies die erste deutsche umfassendere Geschichte des Mittelalters ist, in welcher das Morgenland mit gleicher Umsicht und verhältnißmäßiger Ausführlichkeit als das Abendland behandelt wird. Darin ist sich übrigens auch jetzt der gelehrte Verf. gleich geblieben, daß er seinem Werke weniger den Reiz einer schönen ausmalenden Darstellung als den Vorzug gründlicher Zusammenstellung aus den besten Quellen, die vor jedem Capitel angegeben sind, zu ertheilen fortfährt; daher die langen, Vieles zusammenfassenden Perioden. Die literarischen Nachweisungen sind ziemlich umfassend (bei den Bogomilen vermissen wir des Kirchenhistorikers Engelhardt in Erlangen vor einigen Jahren darüber erschienene Schrift) und nehmen auch auf die neuesten wichtigern Forschungen Rücksicht, wie z. B. bei den Mongolen (welcher Name von Mong, trotzig, unerschrocken, abgeleitet wird) ihr einheimischer Geschichtschreiber Ssanang Ssetsen aus dem Mong. von J. J. Schmidt übersetzt (Petersburg 1829) kritisch benutzt worden ist. Die neun Stammtafeln sind eine sehr zweckmäßige Zugabe, weil grade die Genealogie morgenländischer Dynastien großen Verwickelungen und Dunkelheiten unterliegt, trotzdem daß die Genealogie eigentlich im Oriente zu Hause ist.

Dieser ganze Band enthält nur das dritte Capitel des vierten Buches und zwar von dem Emirate der Seldschuken (1058)

bis zu der Auflösung des mongolischen Großkhanats (1294). Außer dem bagdader Khalifat werden die verschiedenen Seldschukenländer und Reiche, dann die Ortoken, Ejubiden, die Assassinen (welche S. 120 als ein Staat fanatischer Verbrecher bezeichnet werden) und Drusen, Goriden, Afghanen in Indien, Chowaresmiden, Mongolen (sehr wichtig und gut übersichtlich nach den verschiedenen Horden), dann die Moslemin in Magres (Nordafrika) und Andalusien, dann die byzantinischen Verhältnisse unter den Dukas, Komnenos und Angelos, endlich das klägliche und haltlose lateinische Kaiserthum in Konstantinopel und das Kaiserthum Nicäa geschildert. Unter Andalusien werden hier alle maurisch-spanische Länder verstanden, und (S. 235) fünf Hauptmassen ausgeschieden: die Edrisiden zu Malaga und Algesiras, die Beni Abad von Sevilla, die Dhilnun von Toledo, die Beni Alamari in Almeria, Valencia und Murcia und auf den Balearen, endlich die Aredschibiten in Huesca, Saragossa und Badajoz.

Bei den Byzantinern sind auch allgemeine Bemerkungen über den innern Zustand des Reichs, wo die Kraft in den ungeheuern Titeln und Prädicaten der Beamten zu liegen schien, z. B. Despot, Sebastokrator, Periphanestatos (durchlauchtigste), Cäsar, Panhypersebastos, Protosebastos, Sebastos, und über die Literatur gegeben. Alle Zweige der Verwaltung lagen danieder; jegliches Laster hatte seine Tempel; Alles war feil; ein Policeimeister ließ bei Nacht die eingefangenen Diebe frei, damit sie für ihn stehlen mußten. Doch bewährte es sich auch hier und noch nach zwei Jahrhunderten, daß die Wissenschaften so schnell wie Sitten und Gesetze nicht der Zeit erliegen. Noch hatten die Byzantiner ihre Anna Komnena, ihren Eustathios, Zonaras, Tzetzes, Nicephoros Bryennios und Blemmydas, Psellos, Theophylakt, Euthymius Zigabenus, Niketas u. A. Freilich ist diese Charakteristik des innern Zustandes nur kurz, aber doch ein Ruhepunkt für das unaufhörliche Ein- und Absetzen der Kaiser, Morden und Wüsten aller Art. Aber welches Reich hat es denn mehr bewahrheitet als Byzanz: daß ein Staat lange sündigen kann, ehe er sich zu Tode sündigt! 41.

Chronik des Oeil de boeuf der innern Gemächer des Schlosses und der Gesellschaftssäle von Paris. Herausgegeben von der verwitweten Gräfin von B*. Elfter Band. Auch unter dem Titel: Pariser Nächte. Dritter Band. Das alte Paris. Leipzig, Sturm. 1834. 8. 1 Thlr.**

Bei Besprechung des ersten und zweiten Bandes dieses Buches in Nr. 364 d. Bl. f. 1834 glauben wir dasselbe bereits ausreichend genug charakterisirt zu haben, um es hier bei einer kurzen Andeutung des Inhalts bewenden lassen zu können. Die Lebendigkeit der Bilder und die guten historischen Studien, aus denen diese hervorwachsen, bilden auch in diesem Bande das Verdienst dieses Unternehmens; Geschmacklosigkeit und studirte Schlüpfrigkeit schrecken davon zurück. Doch der Geschichtsfreund, welcher zu Anschauungen jener Zeit (die des Regenten Philipp von Orleans, bis zu Ludwig XV. Tode) gelangen will, darf freilich vor dem moralischen Schmutz nicht zurückbeben, der diese Zeit so wesentlich charakterisirt und der ihr die eigentliche Bezeichnung gibt. Ueberdies entschädigt die Seltsamkeit, die Farbenfülle und die sprechende Lebendigkeit dieser Gemälde zum Theil wenigstens für ihren anstößigen Inhalt.

So ist, was in der 34. Nacht von Peter des Großen Besuch in Berlin und Paris erzählt wird, allerdings ebenso sonderbar, als es richtig sein mag, und sehr wunderlich muß es freilich gewesen sein, den großen Zaren im echtrussischen Costum mit der kleinen, braunen und runden Kaiserin und begleitet von einem ganzen Gefolge von Damen, jede mit einem Kinde auf dem Arme — alle kaiserlichen Geblüts — aus seiner Gondel steigen, seinen königlichen Bruder umarmen und dann in Monbijou auf tatarische Art herbergen, in Paris aber vor der Pracht des Palais royal fliehen und sich einen bescheidenen Gasthof aufsuchen zu sehen. Ja, dies Bild bekommt noch eine eigne Färbung durch den wirksamen Hohn, mit welchem der Verf. das Bierhausleben des Zars dicht neben die Zeitungsberichte von seinen Soupers, seiner herablassenden Huld und seinen geistreichen Reden stellt.

Die folgenden Nächte geben Bilder aus dem Leben des Regenten, dem allerdings die Geschichte insofern hart mitspielt, als sie über seinen vielverschrienen Lebenswandel als Mensch seine Verdienste als Staatsoberhaupt, Meerwinden und Steinkirchen, den abgewendeten Staatsbankrott und manches Andere ganz vergessen hat. „Der Arzt Chirac" malt die Verwirrungen, die der Fall des Law'schen Systems hervorbrachte; das „Fragment aus dem Leben des Regenten" zeigt uns den verrufenen Dubois in seiner nackten Scheußlichkeit mit derb geprügeltem Rücken. Der „Esel von Vauvres" ist eine Schnurre von guter Farbe; „Bruder Angelica von Charolais", die „Waise von Notre Dame" und der „Doppelschein" geben sämmtlich kaustische Sittengemälde der Epoche von 1720—40 und ein „Geständniß von Rousseau" macht den Beschluß mit einer tragischen Begebenheit, die uns darstellen soll, welche Verwirrung die „Neue Heloise" in den Köpfen der Jugend zu ihrer Zeit hervorbrachte und welch gefährliches Geschäft ein Autor treibe, der in verführerischen Bildern die Sünde schön und die Tugend als zu schwer malt, indem er die menschliche Schwachheit in seinen Schutz nimmt. Diese Geschichte hat wirklich ihr gutes Theil moralischer Wirkung und macht einiges von Dem wieder gut, was die lascive Darstellung der vorhergehenden Scenen etwa verdorben hat. Empfehlen können wir dies, obwol mit Geist geschriebene Buch freilich nicht; aber unterhaltend und nach manchen Richtungen hin lehrreich ist seine Lectüre allerdings. 46.

Notiz.

Eine alterthümliche Sage von dem Grafen Heinrich von Sayn.

(Aus dem Urkundenbuch über die Herrschaft Lewenberg [vulgo die Löwenburg] im alten Herzogthum Berg.)

Dieser Graf Heinrich, dessen Erbtochter Adelheid von Sayn mit Gobefried, Grafen von Sponheim (1202—18) vermählt ward, scheint ein böser und allgemein verhaßter Mann gewesen zu sein; denn Cäsarius von Heisterbach erzählt folgende Sage: „Ein Ritter, mit Namen Hans von Entenig, war dem Tode nah und der Teufel in fürchterlicher Gestalt mit Ziegenfüßen und Ochsenhörnern auf der Stirne trat zu ihm ans Bett und suchte ihn zum Bösen zu verleiten. Er bot ihm viele und kostbare Schätze an, die er im Siebengebirge verborgen, und versprach ihm, seine vorige Gesundheit wiederzugeben, wenn er eine schwere Sünde, etwa einen Menschenmord, begehen wolle. Dieses arge Zumuthen erschreckte den Ritter gar sehr und er verwies ihm seine Rede. Der Teufel aber that so freundlich, daß Hans beherzt wurde und ihn fragte, ob er ihm nicht sagen könne, wo sich jetzt die Seele seines Herrn, des Grafen Heinrich von Sayn, befinde? Der Teufel sprach: Kennst du die Bergschlösser Drachenfels und Wolkenburg? Wenn diese mit ihren Felsen Eisen wären, so würden sie an dem Orte, wo die Seele des Grafen Heinrich von Sayn sich befindet, wie Blei zerschmelzen."

Solche Sagen der Vorzeit werden jetzt öfter zum Vorschein kommen, weil man sich in der neuesten Zeit mit regem Eifer um die Geschichte der alten Ritterburgen am Rhein bemüht. Dieses geschieht besonders von zwei jungen Gelehrten, den Herren von Mering und Dr. Weyden, in ihrer „Geschichte der Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöster", die zu Bonn bei Habicht erscheint. Im zweiten Hefte findet man aus den besten Quellen geschöpfte Notizen über die traurigen Ueberreste der ehemaligen Feste zu Lewenberg. 119.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 263. — 20. September 1835.

Ueber die Reform des Predigtwesens.

In dem Gottesdienste der Protestanten bildet anerkanntermaßen die Predigt den Mittelpunkt. An sie schließt sich gewöhnlich die Feier der Sacramente an. Zu ihr gestaltet, um sie vereinigt sich jede Art christlicher Versammlung, und nicht ohne Grund. Denn sie ist das unmittelbarste Organ, der vollkommenste Träger des geistigen Lebens und der Erkenntniß in der Gemeinde; sie ist das fortwährend sich aussprechende gemeinsame Bewußtsein von göttlichen Dingen und christlichem Heile, ein Bewußtsein, welches eben, indem und weil es sich ausspricht, dem Zuge nach einer tiefern Auffassung seiner selbst, nach einer höhern und deutlichern Verständigung über das Christenthum und seine welterlösende Bestimmung folgt. In diesem Gegensatze steht die protestantische Predigt zur katholischen Messe, welche nicht das Bedürfniß des Fortschritts in Leben und Erkenntniß christlicher Wahrheit, sondern den Trieb der Anhänglichkeit an das Bestehende und Geltende, nicht das Wachsen empor an der Erscheinung und hinein in das Wesen Christi, sondern das Wurzelnbleiben in der kirchlichen Form durch die Magie der Transsubstantiation repräsentirt. Aber auch nur im Bewußtsein und in der Vollziehung dieses Gegensatzes hat die Predigt in der protestantischen Kirche den bezeichneten Werth und Vorzug unter den kirchlichen Handlungen; sie muß, wiebald die Idee des geistigen Fortschreitens gegen das allerdings nicht abweisbare Bedürfniß, auch das Bestehende festzuhalten, zurücktritt, ihren Rang an Anderes, z. B. an die Altarlegende, abtreten. Erfüllt jedoch die Predigt jenen Zweck, so ist sie nicht blos der Focus des geistigen Lebens und seiner Entwickelungen, sondern sie wird eben damit auch die Vermittlerin zwischen der Wissenschaft und der Gemeinde. Sowie die Predigt sich auf die einmal vorhandene Form religiöser Vorstellungen und biblischer Auslegungen beschränkt und nur das Feld der praktischen Anwendung sich freigegeben weiß, so tritt auch immer mehr eine Kluft zwischen ihr, welche dogmatisch ruhen bleibt, und der Wissenschaft, die nicht ruhen bleiben kann, hervor. Es entwickelt sich hieraus, weil die Wissenschaft niemals und nirgend blos der Schule und ihren Adepten angehört, sondern mehr oder weniger auch in einem weitern Kreise Aufmerksamkeit und Theilnahme gewinnt, ein ungehöriges Verhältniß zwischen geistiger Bildung und religiöser Erbauung bei allen Denjenigen, welche sich mit Ernst und Liebe an den Fortschritt der Wissenschaft angeschlossen haben. Für Solche muß am Ende Dasjenige, was ihnen zur Erbauung dienen will, unerbaulich werden, weil es ihnen fremdartig wird, weil es ihnen auferlegt, die Wahrheit in Vorstellungen zu fassen, von deren Unhaltbarkeit sie sich auf dem Wege des wissenschaftlichen Denkens oder überhaupt eines gebildeten Raisonnements überzeugt haben, weil sie sich aber nicht bequemen können, in Demjenigen, was mit ihrer Ueberzeugung streitet oder was ihrem tiefern Bedürfnisse nicht genügt, einen befriedigten Zustand, einen höhern Schwung der Seele zu finden. Soll ihnen Genüge werden, soll ihre von der Andacht der Gemeinde abgezogene Aufmerksamkeit aufs Neue derselben zugewendet werden, so muß die Predigt aus ihrem Gegensatze gegen die Wissenschaft heraus- und in einen Gegensatz mit ihrer eignen Liebe zur Stabilität und Gedankenruhe treten; sie darf, im Bunde mit der fortschreitenden Bildung, den Kern und das Wesen des Christenthums so wenig dem Kreise der Verständigen und Gebildeten verschließen als den Philosophemen der Zeit aufopfern, so wenig in Conventikeln verbergen als durch die nüchtern-trockene Verständigkeit der Welt verflachen, sondern muß das Christenthum in seiner Eigenthümlichkeit so darzustellen vermögen, daß Inhalt und Form auch den gebildeten Hörer fesselt und spannt, daß für sein religiöses Gefühl und zur Verständigung über dasselbe nach allen Richtungen des innern und äußern Lebens auch ihm die Predigt ein Bedürfniß geworden ist.

Von diesem Gesichtspunkte ist ein geistreiches Buch jüngst ausgegangen, welches, nicht dem theologischen, sondern dem allgemeinern gebildeten Publicum gewidmet, um desto mehr verdient, in d. Bl. angezeigt zu werden.

Ueber das Wesen und die Form der christlichen Predigt. Für gebildete Nichttheologen. Bremen, Heyse. 1834. Gr. 8. 15 Gr.

Der unbekannte Verfasser, dessen Schrift, ist er Laie, von gründlicher Beschäftigung mit der Theologie und ihrer Geschichte, oder, wenn er Theolog ist, von einer Vielseitigkeit und Billigkeit der Ansicht zeugt, welche man von den Geistlichen jener werthen und wahrhaft gebildeten Stadt im Durchschnitt eben nicht gewohnt ist, geht so-

gleich im Anfange von der großen Aufgabe aus, welche er dem Christenthume vindicirt, nicht in Feindschaft mit Natur, Welt und Philosophie zu stehen, sondern Alles, was vorhanden ist, Gestalt und Gedanke, Geschichte, Leben, Wissenschaft und Kunst anzuziehen und zu durchdringen und sich selbst in und mit diesen Allen fortzuentwickeln. Er fragt unter Anderm die Gläubigen unserer Zeit, ob sie den Genius würdigen oder auch nur als solchen erkennen, ihn, der mit ursprünglicher Schöpferkraft von Gott selber ausgerüstet, seine eigne Bahn zu gehen angewiesen sei und Millionen Geister in seinen Wirkungskreis banne: einen Napoleon, einen Göthe, einen Shakspeare, einen Beethoven, und bezeugt, daß sie ebenso wenig die schöne Seele, die schöne Natur begreifen werden, d. h. diejenige harmonische Mischung des Geistigen und Leiblichen, deren Erbtheil eine offene Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute sei, ohne daß sie doch an sich schon etwas Verdienstliches wäre. Am meisten aber, heißt es, müsse mit dem von Christo verheißenen, in alle Wahrheit leitenden Geiste, der das Princip und Wesen einer fortlaufenden Offenbarung Gottes im Geiste der Menschen sei, die Ansicht Derjenigen streiten, welche nichts wissen wollen von einer immer tiefer eindringenden Erkenntniß in das Wesen der Religion. Da nun die Zeit vorüber sei, wo es in guter Gesellschaft unanständig gewesen wäre, von Religion zu reden; da von dem Bedürfniß religiöser Erbauung, von dem Verlangen nach der evangelischen Wahrheit auch Jene ergriffen seien, welche nur deshalb die Kirche nicht besuchen, weil sie sich von dem dürren Vortrage der Einen unbefriedigt, von dem blinden Eifern der Andern zurückgestoßen fühlen, so will sich der Verf. mit vorliegendem Buche zunächst an Diejenigen unter seinen Zeitgenossen wenden, welche mit einer solchen Gesinnung gleichsam verwaist mitten in der christlichen Kirche dastehen, und fodert für dieselben eine Wiedergeburt des kirchlichen Lebens und eben damit, weil die Predigt der Ausdruck des kirchlichen Lebens ist, eine Umgestaltung der Predigt, damit Solche wiederum sich mit ganzer Seele dem kirchlichen Gottesdienste hingeben können.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Friedrich der Große, König von Preußen. Sein Leben und Wirken; nebst einer gedrängten Geschichte des siebenjährigen Krieges. Für Leser aller Stände nach den besten Quellen historisch-biographisch bearbeitet von Theobald Chauber. Mit fünf Stahlstichen und 24 Holzschnittbildern. Stuttgart, Scheible. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
2. Umfassende Geschichte des Kaisers Napoleon mit vollständiger Sammlung seiner Werke für gebildete Leser. In Verbindung mit mehren Gelehrten Frankreichs und Deutschlands und nach authentischen Quellen bearbeitet von Heinrich Elsner. Mit Vignetten, Stahlstichen und andern artistischen Beilagen. Erster Band (erste bis fünfte Lieferung) enthält: Abriß der Geschichte Napoleon's. Auch unter dem Titel: Geschichte des Kaisers Napoleon. Kurzer Abriß derselben nach A. Hugo von H. Elsner. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage der A. Schäfer'schen Uebersetzung. Mit 30 Holzschnitten und einem Stahlstich. Zweiter Band, erste und zweite (sechste und siebente) Lieferung enthält: Geschichte Napoleon's von seinem ersten Auftreten bis zum Consulat; Geschichte Frankreichs und der Revolution. Auch unter dem Titel: Geschichte des Kaisers Napoleon von seinem ersten Auftreten bis zum Consulat, nebst kurzer Uebersicht der Geschichte Frankreichs und einer Darstellung der Revolutionsbegebenheiten von H. Elsner. Mit fünf Stahlstichen. Stuttgart, Scheible. 1834—35. Gr. 8. Jede Lieferung 6 Gr.

Es dürfte befremdlich erscheinen, daß wir zwei Werke von einem nicht unbedeutenden Umfange, welche den großen Männern gewidmet sind, nach denen ganze Jahrhunderte benannt werden, in den engen Grenzen einer Collectivanzeige zu vereinigen unternehmen. Wir würden dies allerdings nicht bei Schriften gethan haben, die entweder auf Neuheit der Ansichten, auf geistvolle Darstellung, auf lichtvolle Eintheilung, auf Enthüllung neuer Thatsachen oder ungekannter Beweggründe einen genügenden Anspruch machen können, indem solche selbst nach den tüchtigen Werken, die wir bereits über die Geschichte Friedrich II. und Napoleon's besitzen, eine Berücksichtigung und Darlegung ihres Inhalts verdienen würden. In den vorliegenden Schriften aber ist — wie wir gleich zu Anfang unserer Relation unumwunden bekennen müssen — keine Bereicherung unserer historischen Literatur wahrzunehmen. Chauber's und Elsner's Werke sind nichts als Compilationen, die sich weder durch glückliche Vertheilung des reichen Stoffes, noch durch Schönheit des Ausdrucks, noch durch Genauigkeit in den Angaben, noch durch Unparteilichkeit in der Darstellung auszeichnen, wobei wir jedoch Chauber's Arbeit über die Elsner'sche stellen. Beide Verfasser haben das Interesse, welches unsere Zeit an Friedrich II. und an Napoleon mit allem Rechte nimmt, für sich in der Art in Anspruch zu nehmen gesucht, daß sie ohne weitere Vorarbeiten aus den ihnen grade am nächsten liegenden Werken schnell ein neues zusammenschrieben und dies in einzelnen Lieferungen, aber schnell in die Welt förderten, wo allem Anschein nach die neue Lieferung oft noch nicht einmal fertig geschrieben war, während die vorhergehende schon fertig gedruckt war und deren Verleger, Sezer und Drucker auf alle Weise die Schriftsteller antrieben und allerlei goldene Berge versprachen. Dazu sorgte der Verleger für verschiedene Stahlstiche und Holzschnittbildchen, ließ das Ganze auf gutem, weißem Papier drucken, pries nun aus allen Kräften seinen Artikel als ein Nationalwerk, das in der Bibliothek keines Gebildeten fehlen dürfte, und wußte sich viel mit den Tausenden von Subscribenten, die ein so gemeinnütziges Werk beförderten.

Das ist unstreitig die Geschichte der Entstehung des Chauber'schen sowol als des Elsner'schen Werkes. Wir könnten nun dasselbe getrost der Beurtheilung jener Tausende von Subscribenten überlassen, da doch unter diesen gewiß viele wackere und schlichte Männer sein werden, die aus den ersten Heften abnehmen können, daß sie in ihren Erwartungen sehr getäuscht worden sind und ihr Geld besser in der Tasche behalten hätten. Indessen sind wir es den Lesern unserer Blätter schuldig, wenigstens mit einigen Worten die allerdings harten Vorwürfe, die wir beiden Werken gemacht haben, zu rechtfertigen und sie über den Standpunkt ins Klare zu setzen, auf den wir uns bei der Lecture dieser und ähnlicher Werke gestellt haben. Einigen Raum wird uns die verehrliche Redaction d. Bl. schon dazu vergönnen, da es hier wirklich die Ehre unserer deutschen historischen Literatur gilt und kein Freund unserer Nationalliteratur es geduldig mitansehen kann, wenn Compilationen mit dem Namen historisch-biographischer Darstellungen gestempelt oder das Un-

wesen der französischen Abrégés und Résumés auf das Gebiet unserer gründlichen, und darum doch nicht schwerfälligen Literatur verpflanzt werden soll.

Niemand möge glauben, daß Ref. den Nutzen gutgeschriebener historischer Werke für die verschiedenen Classen der Bewohner von Deutschland verkenne. Wir glauben im Gegentheil, daß für den Bürgerstand noch lange nicht genug geschehen ist, weil die rechten Leute sich noch nicht an das Geschäft gemacht haben, selbständige Werke in dieser Beziehung auszuarbeiten. Und doch könnte dadurch so unendlich viel für die Belehrung des Volks, namentlich im Bürgerstande und in Volksschulen, gethan werden, indem gründliche und aus tüchtigen Vorstudien entstandene Werke das beste Mittel sind, außer der Verbreitung positiver Kenntnisse, die Unzufriedenheit mit dermaligen Verhältnissen zu beseitigen und zur Verbreitung echter Frömmigkeit und lebhafter Ueberzeugung von Gottes weiser Weltregierung mitzuwirken. Die einfache Erzählung von Thatsachen wirkt auf unverdorbene Gemüther weit besser als Erbauungsschriften und Tractätchen, die die wirklichen Bedürfnisse oft so wenig berücksichtigen und sich nur in wiederkehrenden Declamationen über die Sündhaftigkeit des Fleisches, über das Kreuz und die Buße oder gar über dogmatische Gegenstände gefallen. Hätten wir also nur mehr solche Werke, als Odeleben's „Geschichte der französischen Revolution" ist, ein Buch, welches nach unserm Dafürhalten weit über allen jenen Geschichtsbüchern steht, die sich rühmen, für alle Stände geschrieben zu sein. Oder kann sich wol eins von den modernen Büchern der eben bezeichneten Art rühmen, eine größere Begeisterung für einen Helden erweckt zu haben als die „Geschichte des siebenjährigen Krieges" von Archenholz? Man thut wahrlich sehr Unrecht, dies Buch eine „Husarengeschichte" zu nennen, wie neuerdings ein historischer Schriftsteller gethan hat.

Wir machen aber an solche Volksschriften die Anforderung, daß sie aus umsichtiger Benutzung guter, nicht blos einseitiger Quellen hervorgegangen sind, daß sie sich durch Angemessenheit und Ordnung des Inhalts empfehlen und daß der Ausdruck in ihnen klar und verständlich ist. Diese Anforderungen finden wir in Odeleben's angeführter Schrift, ferner, so weit sich nach den ersten Lieferungen urtheilen läßt, in Heinel's „Preußischer Geschichte" erfüllt. Nicht aber ist dies in den beiden vorliegenden Werken Chauber's und Elsner's überall wahrzunehmen, namentlich ist an dem letztern Mangel an guter Quellenbenutzung zu tadeln. Wir möchten z. B. wol wissen, welche deutsche Werke Hr. Elsner für seine Geschichte Napoleon's benutzt hätte? Er scheint zu glauben, daß nur Franzosen über Napoleon schreiben könnten.

Der Vers. von Nr. 1 hatte an Dohm, Förster, Nicolai, Preuß und den Werken des großen Königs selbst zu gute Quellen, als daß er hätte namhafte Unwahrheiten vorbringen können. Ohne seine Quellen zu nennen (was auch gegen den Zweck eines solchen Buches gewesen wäre), ist doch die jedesmalige Benutzung für den mit der Literatur dieser Zeit bekannten Leser unverkennbar; befremdlich ist die Animosität, die Hr. Chauber bei mehren Gelegenheiten gegen Preuß äußert, als auf S. 259, 389, 390. Gefällt es ihm etwa nicht, daß ein preußischer Unterthan fast sein ganzes Leben lang für die Geschichte eines so berühmten Monarchen gesammelt und seine Liebe, seine Begeisterung für denselben offen ausgesprochen hat? Dieser Mangel an Wärme ist in der Biographie des Hrn. Chauber sehr fühlbar. Eine Biographie soll allerdings kein Panegyricus sein, aber auch nicht blos eine kalte Relation von Staats- und militairischen Actionen. Ist sie vorzugsweise Materialiensammlung, so kann zwar nicht gezeigt werden, wie der Held auf seine Zeit gewirkt hat und wie sich die Zeit wiederum in ihm abspiegelte; aber da Hr. Chauber alle Materialien vorfand, so hätte er auch die Hauptaufgabe eines Biographen nicht aus den Augen lassen sollen, die darin bestand, den großen König und seine Zeit zu schildern. Unrichtigkeiten im Großen haben wir also nicht wahrgenommen, wol aber im Kleinen, wie in der Erwähnung eines „Stadtmajors" statt eines „Platzmajors", des „Philosophen von Cirey" statt „von Ferney"; auch lesen wir „Reichshammersdorf", „Hyndford", „Pyrna" u. A., sowie es auf S. 189 bei Erwähnung des joachimsthalschen Gymnasiums scheint, als habe Hr. Chauber geglaubt, Joachimsthal und Berlin seien zwei verschiedene Städte. Gegen eine zweckmäßige Anordnung und Vertheilung hat Hr. Chauber durch zu häufige Einflechtungen von Stellen aus Friedrich's Schriften, wie über die Verbesserung der Justiz, über seine Handels- und Fabrikgesetze, über die bäuerlichen Verhältnisse, über seine Ansichten vom Nutzen der Geschichte, von Religion und Sektirerei, von der Moralität der Fürsten, sowie durch seine Raisonnements über des Königs Dichtertalent, nach unserer Ansicht sehr oft verstoßen. Was sollen Leser aus dem Bürger- und Bauernstande mit diesen seitenlangen Auszügen? sie können sie nur überschlagen. Dieselben werden auch an Hrn. Chauber's eignen Bemerkungen und Klagen über das Schreibereiwesen und die Heimlichkeit der Justiz in Deutschland, über den Mangel an Oeffentlichkeit der Justiz und ähnliche Lieblingsthemata der modernen Weltverbesserer geringen Gefallen finden. Man muß in der That den gemeinen Mann in Deutschland wenig kennen, um nicht zu wissen, daß er über solche Dinge nur selten etwas liest, wenn er sich auch beklagt, seinen Proceß verloren oder zu viele Sporteln haben bezahlen zu müssen. Dabei denkt er aber doch Gott Lob! noch immer, daß er der Obrigkeit unterthan sein muß, die Gewalt über ihn hat, und weiß sich in vielen Ländern vor schleichenden Verführern und Wölfen in Schafskleidern in Acht zu nehmen. Was endlich Ausdruck und Sprache in Nr. 1 anbetrifft, so gestehen wir, daß uns der geschraubte Styl der Vorrede keineswegs für Hrn. Chauber als Volksschriftsteller eingenommen hat. Doch ward es im Buche selbst besser, und nur hier und da kommen unpassende Stellen vor, wie S. 22, wo es vom Lieutenant von Katt, der der bevorstehenden Verhaftung nicht entflohen war, heißt, er sei gewesen „wie ein Kaninchen, das sich beim Anblick der Schlange zusammenkauert und sich nicht von der Stelle bewegt". Ebenso unpassend wird auf S. 31 bei Friedrich's Vermählung gesagt, daß, „wie der Doge von Venedig sich ehedem mit dem Meere vermählen mußte, so sei der preußische Staat Friedrich's Gattin gewesen und er habe unter Kriegsmusik und Kanonendonner mit ihr den ersten Reigen begonnen". Auch dürften Ausdrücke, wie „militairisches Interdict", „caudinische Gabeln" und ähnliche in den folgenden Lieferungen füglich unterdrückt werden, wenn Hr. Chauber von allen seinen Lesern verstanden sein will.

Die Holzschnitte in dieser Biographie sind von sehr verschiedenem Werthe, die meisten nur mittelmäßig. Die Stahlstiche sind gut, nur begreifen wir nicht recht, wie vor die zweite Lieferung ein Portrait des Fürsten Blücher gerathen ist. Sollte sich dies etwa aus einer andern ähnlichen Compilation hierher verirrt haben?

(Der Beschluß folgt.)

Die neueste französische Literatur und die quarante milles livres de rente.

Ich lese kein neues Buch aus der neuesten französischen Literatur, ohne daß es mir nicht immer klarer und klarer würde, daß Ein Motiv der Hebel, die Axe dieses ganzen Schriftgetreibes ist, das man noch nicht als solches hervorgehoben hat, und nie habe ich diese Ansicht mehr bestätigt gefunden als bei der Lecture von Victor Hugo's neuestem Drame: „Angelo, tyran de Padoue". Wenn man Hugo's Vorreden zu seinen Theaterstücken — ich nenne seine „dramatischen Dichtungen" absichtlich so — liest, so weiß man nicht, ob man mehr seine unermessene Eitelkeit oder seine Pfiffigkeit bewundern soll. Es gibt keine Idee, die je in der philosophischen, bürgerlichen, geselligen, religiösen, politischen, sittlichen Sphäre aufgetaucht wäre, die, nach Hrn. Hugo, nicht in jedem seiner neuesten Dramen herausgestellt wäre, wenn man seinen Vorreden glauben sollte. Hier ist es die Welt, die dargestellt wer-

den, dort der Mensch, hier der Mann, im „Angelo" das Weib u. s. w. Man sieht ordentlich, wie V. Hugo vor einem Auditorium steht, mit der Lorgnette spielt, verschämt zu Boden schielt und mit gelinder Kopfbeugung lispelt: „Ich habe hier einmal le monde darstellen wollen!" Wenn dies nicht pfiffige captatio benevolentiae für die Kritik ist — denn der schönste Journalartikel läßt sich leicht fabriciren, wenn man nur eine solche (in der That an sich meisterhaft geschriebene) Vorrede abschreibt —, so ist es eine Anmaßung, deren nur ein von seinem Publicum verwöhnter französischer Modeschriftsteller fähig ist. „Faust" hat keine Vorrede!! Und was ist denn nun die ungeheuere „Idee", die dem „Angelo" zum Grunde liegt? Die Frau, die außerhalb der Gesellschaft steht (die Hetäre), soll der Frau, die auf der Höhe der Gesellschaft steht (hier die Gemahlin des Podesta Angelo), gegenübergestellt werden, Beide von derselben leidenschaftlichen Liebe beseelt u. s. w. Ja, nachdem der Verf. durchgeführt, wie alle menschlichen Tendenzen in seinem Drame en jeu kommen sollen, äußert er bescheiden, wie er habe zeigen wollen, daß der Gott (Christus) über allen diesen Tendenzen stände (wie neu an sich!), und so habe er seine Handlung gleichsam ans Kreuz angeheftet. Phrasen, Herr Hugo, nichts als große Phrasen! Ihr „Angelo" ist, trotz allen Anlaufs, den Ihre glanzvolle Vorrede nimmt, nichts Anderes als ein Melodram, wie sie sonst Pixérecourt für die Porte St.-Martin zu Dutzenden lieferte, ein Melodram, in dem sich mit jener geschickten Scenenfügung, wie sie diese Gattung nothwendig erheischt, Liebe, Haß, Eifersucht, Rache, Gift, Dolch in wildem Taumel drängen und jagen, und worin eine Erkennungsscene durch ein kupfernes Crucifix herbeigeführt wird, das aber so wenig wesentlich (als Symbol des gekreuzigten Heilandes) zur Handlung und Dichtung gehört, daß ich mein Leben verwette, daß Niemand etwas darin vermissen soll, wenn ich dieselbe Erkennung etwa durch ein goldenes Medaillon herbeiführen lasse! Wie weit ist es mit den Franzosen gekommen, wenn sie solche Machwerke aux français dulden, nein, nicht dulden, wenn nur solche Theaterstücke die Plätze jetzt füllen! wie weit mit ihren besten Dichtern — und der Dichter der „Orientales" gehört wol unbestreitbar dazu —, wenn sie sich zu solchen melodramatischen, prosaischen, ekelhaften Productionen herabwürdigen! Wer zeigt mir in diesem „Angelo" eine einzige poetische Stelle, ja Einen Gedanken, Ein Bild? Ist es glaublich, daß ein Dichter seine Heldin im Momente, wo sie getödtet werden soll, ausrufen lassen kann (Journée III, Th. I, Sc. 5): „Mourir, oh mon Dieu, c'est une idée, qui est bien terrible, quand elle vient vous saisir ainsi tout à coup au moment où l'on ne s'y attend pas", oder hat man je etwas Trivialeres gehört! Vor zehn Jahren zischte noch das pariser Parterre selbst in den kleinern Theatern bei Kakophonien, durch rasches Aufeinanderfolgen derselben Consonanten hervorgebracht, und heute darf Hugo vom Théâtre français herab sprechen lassen (Journée II, Sc. 4): „Vois-tu, il ne faut pas t'étonner, si je n'ai pas tout de suite sauté à ton cou — oh Dieu, quand j'ai entendu ta voix, je ne puis pas te dire u. s. w.", wo ich im Geiste das alte pariser Publicum laut aufschreien höre: ta-ta-ta-ta und pfeifend und gellend das Ende des Stückes verlangen! Sollte der melodieuse Verskünstler Hugo solche Härten, wovon dieser „Angelo" wimmelt, wirklich nicht gemerkt haben? O gewiß; aber wozu sich die Mühe nehmen, den Dialog zu feilen? Das verlassene Théâtre français wartet auf ein neues Stück von ihm, der Verleger Renduel wartet auf das Manuscript und — le voilà! Es bringt dem Verf. Geld, viel Geld, und — da eben steckt der Knoten. Das ist der Fluch des heutigen Frankreichs!! Der vierzigjährige Scribe ist ein Rothschild unter den Literaten; der reichgewordene üppige Balzac paradirt mit seinem Stocke, der 1000 Francs kostet (authentisch); es ist nicht möglich, ein neues französisches Lustspiel zu sehen, worin nicht die trente, quarante milles livres de rente gleich in den ersten Scenen genannt würden; in allen neuen französischen Romanen summen Einem — wie in der jetzigen pariser Conversation — die so und so viel milles livres de rente unaufhörlich um die Ohren und bilden den Hebel des Lebens und Treibens, und so muß denn auch natürlich selbst ein Dichter wie Hugo von diesem Strudel mitfortgerissen werden. Wie ja auch sein Angelo seine Katharina wegen ihrer Rente von 100,000 Ducati geheirathet hat (die Rente durfte richtig nicht fehlen!!), so sagt der Vater dieses Angelo selber dem Mammon nach und — il *fait* pour de l'argent. Es ist nur ein Rest von Schamgefühl, wenn Hugo in seinen prächtigen Vorreden dem Skelett seiner Stücke ein so glanzvoll schimmerndes Gewand umwirft, damit man den — Schmutz darunter nicht sehen solle. Aber je mehr man die Absicht fühlt, desto mehr wird man auch verstimmt. 166.

Notiz.

In der londoner asiatischen Societät wurde bei der Anfang Juli gehaltenen Jahressitzung der Auszug einer interessanten Reise des Capitain Low zu den Birmanen vorgelesen, woraus wir einige Angaben mittheilen: Die Bewohner der Provinzen Tasman und Margui, Länder, die bisher so wenig bekannt geworden, lieben, ganz im Widerspiel zu den Indiern und Siamesen, den Putz und den überladenen Schmuck mit allerlei kostbaren Stoffen leidenschaftlich. Die Frauen, welche in diesen Gegenden einer außerordentlichen Freiheit sich erfreuen, tragen weder Halsbänder, noch Armbänder wie die indischen Frauen. Der Stoff, den sie vorzugsweise lieben, ist Seide, auch tragen sie Zeuche von Musselin und Baumwolle. In der Regenzeit tragen die Männer leichte Hüte, die fast vier Fuß im Durchmesser haben. Gleich den Indiern haben sie die Gewohnheit, ihre Sandalen vor der Thüre des Hauses zu lassen, in das sie eintreten. Die Bewohner der Provinz Tenasserim tätowiren sich wie die Birmanen des Königreichs Ava, während dagegen die Siamesen diese Sitte für eine Barbarei ansehen, unstreitig weil es eine Nationalsitte ihrer Erbfeinde ist. Obgleich unter dem Joch des Despotismus stehend, sind die untern Classen doch brav, gastfreundlich, rechtschaffen, freimüthig und herzlich. Ihre Manier, sich zu grüßen, ist komisch; man drückt die Nase fest an die Wange des Begegnenden und haucht sie an. Die Birmanen und Peguaner verbrennen ihre Todten, aber Diejenigen, welche vor dem 15. Jahre sterben, werden beerdigt. Wenn eine Frau im Kindbett stirbt, pflegt man ihren Leichnam an dem Gestade eines Flusses zu verbrennen, daher unter den Frauenzimmern, wenn sie sich untereinander streiten, die Redensart: „Ich wollte, du müßtest am Flusse verbrennen." „Ich war Zeuge", sagt der Capitain Low, „von dem Leichenbegängniß eines Priesters von sehr hoher Würde. Ein ungeheurer Zusammenlauf von Menschen begleitete den Sarg. Als man den Ort erreicht hatte, wo der Leichnam den Flammen übergeben werden sollte, befestigte man an den Sarg einen Metalldraht von beträchtlicher Länge, und nachdem man den Sarg auf den Scheiterhaufen gestellt, zündete man ihn mittels eines Zünders an, der längs dem Drahte hinlief. Man hatte die Flamme mit einer solchen Menge brennbarer Stoffe genährt und eine so große Quantität Bergöl hineingegossen, daß der Platz noch acht Tage nach der Beerdigung in Flammen stand." Unter die vorzüglichsten Belustigungen dieser Völker gehören das Schach-, Damen- und Ballspiel. Bei allen Feierlichkeiten finden Ring- und Faustkämpfe statt; auch die Hahnengefechte sind an der Tagesordnung, und was den Leser befremden wird, man erzieht hier zum Kampfspiel eine Art Fisch, den die Siamesen Placat nennen. Diese Fische befinden sich in einem großen Gefäß, und die Lust besteht darin, daß jeder der Theilnehmer daraus einen Fisch nimmt, den er in ein in der Mitte der Schranken befindliches Bassin klaren Wassers wirft; sowie zwei solcher Fische sich in dem Bassin befinden, ruhen sie nicht eher, als bis einer den andern überwunden und getödtet hat. Wie in England stellt man dabei große Wetten an. 180.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 264. — 21. September 1835.

Ueber die Reform des Predigtweſens.

(Fortſetzung aus Nr. 263.)

Um zur Einſicht über die wahre Aufgabe der chriſtlichen Predigt zu gelangen, ſucht der Verf. vorerſt über den in der Wiſſenſchaft und im redneriſchen Vortrage beſtehenden Gegenſatz zwiſchen dem ſupranaturaliſtiſchen und rationaliſtiſchen Princip ins Klare zu ſetzen. Das Erſte, worauf die Supranaturaliſten fußen, iſt die ängſtliche Vorſtellung von der göttlichen Eingebung der heiligen Schriften, und mit Recht behauptet der Verf., wer dieſe Vorſtellung ganz ſtoffartig, ohne ſie begriffsmäßig zu deuten, annehme, müſſe ſich in ein Gewebe von irrigen und abenteuerlichen Meinungen verſtricken; wer das Dogma von der Inſpiration auf alle Schriften des Alten wie des Neuen Bundes ausdehne, müſſe nothwendig den Unterſchied beider wenn nicht ganz verkennen, doch in der Anwendung beſtändig verwiſchen. Daher komme es, daß die Neuevangeliſchen wie die Altgläubigen das Alte Teſtament überſchätzen, ja gewiſſermaßen ein altteſtamentliches Chriſtenthum an die Stelle der reinen chriſtlichen Glaubensanſicht ſetzen. So bleiben die chriſtlichen Ideen fortwährend unter einer bunten, fleiſchlichen Hülle altteſtamentlicher Bilder und Vorſtellungen verſteckt, die ſittlichen Elemente des Chriſtenthums verkannt. Wie ungeiſtig die Neuevangeliſchen die Lehre des Evangeliums mitunter auffaſſen, auf wie grobe Art ſie das Bild und die Einkleidung mit dem Gedanken verwechſeln, und wie ſie das Mythologiſche in den Evangelien an und für ſich zum Gegenſtand frommer Betrachtung machen, dafür gibt der Verf. zum Belege vornehmlich Dieſes, wovon er Ohrenzeuge geweſen zu ſein behauptet, wie ein bekannter evangeliſcher Kanzelredner die Parabel von dem reichen Manne und dem armen Lazarus (Luk. 16, 19), welche Chriſtus doch für nichts Anderes als für ein Gleichniß ausgegeben, und die daran geknüpfte Beſchreibung des Himmels und der Hölle, worin ſich der Erlöſer offenbar ganz den Vorſtellungen ſeiner Zuhörer accommodirt, nicht als Bild, ſondern im buchſtäblichen Sinn als reale Wirklichkeit behandelte, ja ſogar, um ſeinen Zuhörern die Haut ſchaudern zu machen, ſich im grellen Ausmalen des Bildes von der Hölle und ihren Qualen gefiel, für deren ewige Dauer er in den Worten Chriſti ſelber den unumſtößlichen Beweis zu finden glaubte. Mit jener altteſtamentlichen Dogmatik hängt alsdann auch die Abneigung und Oppoſition gegen die Bildung der Zeit zuſammen, welche ſich aber doch immer mehr in ihrem Werthe geltend macht und dem blinden Glauben den Untergang bereitet, damit ſich ein bewußter und in ſich ſelbſt feſtgegründeter entfalte. Wer, heißt es S. 90, als Prediger eine wahrhaft ſegensreiche und nachhaltige Wirkung auf ſeine Zeitgenoſſen hervorbringen wolle, der müſſe auf der Höhe der Bildung ſeiner Zeit ſtehen, müſſe den Gebildeten wie den Ungebildeten genügen, müſſe im beſſern Sinne Allen Alles ſein können; dies könne er aber nur, wenn er den Gegenſatz, in welchen die Menſchheit mit ſich zerfallen iſt, den Gegenſatz des Gefühls und des Verſtandes, des Glaubens und des Denkens, der auch auf dem Gebiete der Religion ſich geltend gemacht, nicht ignorire und dadurch die Kluft noch größer mache, ſondern, nachdem er ihn in ſich ſelbſt verarbeitet, nun auch in ſeinen Predigten auf eine Verſöhnung deſſelben hinzuwirken ſuche. Wie ohnmächtig aber denken Jene vom Chriſtenthum, wenn es nicht auch aus dieſem Gegenſatze ſiegreich hervorgehen ſollte; wie unwürdig iſt ihre Vorſtellung von dem Evangelium, wenn ſie fürchten, daß mit der Schale auch der Kern verloren gehen müſſe und nicht vielmehr die reinere, tiefere und vollkommnere Erkenntniß des Chriſtenthums, als ſie frühere Zeitalter haben konnten, dadurch möglich geworden wäre.

Aber auch von der andern Seite, von den ſogenannten Rationaliſten, wird den Anfoderungen der Wiſſenſchaft ſo wenig als dem religiöſen Bedürfniſſe des Gemüthes genügt, weil ihre Auffaſſung des Chriſtenthums gleichfalls oberflächlich und unbefriedigend iſt. Dies liegt hauptſächlich in dem Widerwillen gegen alles Poſitive und Geſchichtliche, in dem Abſtrahiren von der Eigenthümlichkeit des Chriſtenthums, welches ſo viel iſt als ein Vernichten ſeines tiefern religiöſen Gehalts. Der Rationalismus geht von dem Princip der menſchlichen Freiheit aus; er behauptet, daß es für den Menſchen nur auf das Wollen ankomme, um das Gute zu vollbringen, und betrachtet das Evangelium theils nur als ein höheres Sittengeſetz, theils auch als das vollkommenſte ſittliche Förderungsmittel, ohne welches der Menſch jedoch auch durch eigne Kraft das Gute, welches von Natur in ihm iſt, aus ſich zu entwickeln und den ſündlichen Neigungen,

dem eingewurzelten Hange zum Bösen Widerstand zu leisten vermöge. Die Religion als Vertrauen auf göttliche Hülfe, als Bekanntschaft mit dem Beispiele Jesu u. dgl. m. bleibt immer nur der Sittlichkeit, dem eignen Wollen und Vermögen, was der Mensch zum Guten besitzt, wie das Mittel dem Zweck untergeordnet und dem eigentlichen Wesen der Sittlichkeit fremd. Da werden denn auch alle biblischen Vorstellungen, in welchen das eigenthümlich Christliche sich klar und unwiderleglich ausspricht, zu leeren Abstractionen verflacht, oder sie werden als Bilder und Einkleidungen jener oberflächlichen moralisch-religiösen Weltansicht betrachtet. Darum hat auch der Text der Predigten immer nur eine äußere Beziehung zu dem Vortrage. Vernunft und Erfahrung neben der Schrift sind die Quellen der Lehre, wobei alle drei, durch den reflectirenden Verstand auseinander gehalten, gleich äußerlich und oberflächlich aufgefaßt sind. Von Religion ist viel die Rede; aber das Christenthum kommt nach seinem innersten Wesen nicht zum Vorschein. Leben und Geschichte, Gutes und Schlimmes wird nur einzeln in seiner Aeußerlichkeit, nicht in seinem innern organischen Zusammenhange mit der christlichen Wahrheit dargestellt. Sehr richtig bemerkt der Verf. auch dies, daß eine Predigt über Pflichten keine wahrhaft christliche sei, weil das Gute nicht unter der Form der Pflicht und des Gesetzes, sondern nur aus dem Gesichtspunkte des Glaubens an Christum, in dem wir zur lebendigen Anschauung des an und für sich Guten in seiner Wahrheit und Wirklichkeit gelangen, und aus welchem die christliche Tugend von selbst hervorwachse, gedacht werden dürfe. Einem nähern Verweilen bei den bekannten „Stunden der Andacht" entnehmen wir das treffliche Urtheil, daß das eigenthümliche Verdienst dieser edelsten Blüte der Kant'schen Religionsphilosophie in einer ebenso scharfsinnigen als vielseitigen Anwendung des sittlichen Princips auf alle Lebensverhältnisse, in der psychologischen Entfaltung und Verfolgung des sündigen Wesens bis in seine feinsten Verzweigungen, der Mangel des Buches hingegen, um dessentwillen man es nicht für echt-christlich halten könne, darin bestehe, daß dieses vielverzweigte Böse im Menschen nicht immer und überall auf seinen einfachen Grund zurückgeführt und wiederum jenes in tausend Strahlen getheilte Sittliche nicht ebenso in seinem gemeinschaftlichen Mittelpunkt zusammengefaßt sei; der Entfaltung in die Breite stehe nicht die concentrische Richtung zur Seite.

Im Gegensatze nun mit diesen beiden Gegensätzen stellt der Verf. den Grundsatz und die Weise des denkenden, wissenschaftlich gebildeten Predigers dar. Er versenkt sich in den Inhalt, vertieft sich in den wahren Gehalt des Bibelworts; dies unterscheidet ihn von dem blos gläubigen Prediger, der durch den Buchstaben nicht zum Geiste hindurchzudringen vermag, sowie von dem Verstandestheologen, der einen bereits fertigen Maßstab an das Bibelwort legt und über leere Raisonnements es nie zur Sache kommen läßt. Der denkende Prediger, wenngleich er nichts Anderes vorträgt als die evangelische Wahrheit, will doch zugleich das Wort der Wahrheit nach seiner innern Nothwendigkeit seinen Zuhörern zur Anschauung bringen; und er hat seine Aufgabe gelöst, wenn durch die Predigt die unendliche Wahrheit von einer neuen Seite offenbar wird und wir dieselbe in diesem einzelnen Bibelspruch in ihrem innern Zusammenhange mit sich selbst erkennen. Er soll, zumal wenn er den Beruf hat, in einer Stadt vor Gebildeten zu reden, selbst hochgebildet sein. Obwol er nun zwar, zu Gebildeten redend, weder Politik noch Weltgeschichte, weder Aesthetik noch Naturwissenschaft auf die Kanzel bringen wird — was freilich den Rationalisten schon mehr oder weniger begegnet ist —, so darf er doch nicht gradezu ein Fremdling in andern Gebieten des menschlichen Wissens und Könnens sein. Bekannt mit den Interessen, welche seine Zeitgenossen besonders in Anspruch nehmen, wird er doch diese Interessen nicht ertödten wollen — was ihm auch nimmer gelingen würde —, sondern darauf hindeuten wird er, wie das Christenthum allen Bestrebungen dieser Art, soweit sie auf die Entwickelung und Ausbildung des Menschengeschlechtes Bezug haben, erst die wahre Weihe geben kann.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Friedrich der Große ꝛc. Von Theobald Chauber.
2. Umfassende Geschichte des Kaisers Napoleon ꝛc. Von Heinrich Elsner.

(Beschluß aus Nr. 263.)

Nr. 2 soll ein Werk von bedeutendem Umfange werden. Der Verfasser, dem Namen nach ein Deutscher, meint in der Vorrede, die in Gesinnung und Sprache nicht wenig französirt, es sei nicht abzusehen, warum der reflectirende Deutsche nicht jetzt schon im Stande sein sollte, Napoleon Bonaparte aus dem Gebiete der Tagesgeschichte in das der Weltgeschichte mit unbefangenem Urtheil zu versetzen. Wäre Deutschland, so raisonnirt er weiter, durch die Befreiungskriege ein großer, einiger, selbständiger Staat geworden, so hätten allerdings die Helden des Befreiungskampfes ihren Haß gegen das fremde Unterdrückungsattentat mit in das Grab nehmen mögen; aber wir, ihre jüngern Brüder und Söhne, müßten wir nicht den Mann der Vorsehung segnen, der uns den Stachel der Schande so tief in die abgespannten Glieder drückte, daß wir uns ermannt und mit den alten Despoten auch alte drückende Lasten abgeschüttelt hätten? Deutschland kann aber ohne einen Bürgerkrieg, der keinen Stein auf dem andern läßt (!!), nicht Eins werden, also darf der Historiker (d. h. Hr. Heinrich Elsner) dem Regenten eines großen Staats nicht zürnen, wenn er selbst in seinem Kriegssystem Deutschland in drei natürliche Theile und Allianzen zerlegte, nämlich Süddeutschland mit Frankreich vereint, Preußen mit Rußland und Oestreich mit seinen außerdeutschen Besitzungen für sich allein. Der Staatsmann, fährt unser Verf. fort, nimmt die Dinge, wie sie sind, und Napoleon war kein Zauberer; er konnte kein hohenstaufisches Kaiserthum aus dem Boden stampfen. Seine Eingriffe in die innere Freiheit der Völker werden wir nicht übersehen, aber ebenso wenig vergessen, daß er fortwährend ein Kämpfender war und, vom Schicksal bezwungen, die letzte Hand an sein Werk nicht legen konnte. Wenn aber die Rheingegenden sein Gesetzbuch nur nach blutigem Widerstand mit einem deutschen vertauschen würden: was werden wir hierzu sagen?

Ref. wird hierzu sagen, daß die letzte Phrase des Hrn. Elsner eine bloße Phrase ist, da die Einführung neuer Gesetzbücher am Rheine nirgend blutige Auftritte verursacht hat, auch gar nicht die Rede davon gewesen ist, die deutschen Gesetzbücher mit Gewalt einzuführen. Hätte er selbst am Rheine ge-

lebt, oder hätte er sich die Mühe genommen, die Verhandlungen der rheinischen Provinziallandtage in Düsseldorf zu lesen (denn von der rheinbairischen Excentricität sprechen wir hier nicht), so würde er sehen, wie mild und schonend die preußische Regierung verfahren ist. Im Allgemeinen aber sagt Ref., der kein Deutschthümler ist, daß es ihn geschmerzt hat, in Hrn. Elsner einen Mann zu finden, der den Adel und die Würde seines deutschen Vaterlandes so tief herabsetzt, der von Napoleon's Einwirkung auf Deutschland als von einem Glücke sprechen kann, der sich von einer Vereinigung Süddeutschlands mit Frankreich Segen verspricht und der mit solcher Geringschätzung von einer der glänzendsten Epochen in der deutschen Geschichte, von dem Befreiungskriege der Jahre 1813 – 15, redet, wie unter andern auf S. 484 u. 485 geschehen ist, der mehr als einmal den Ausdruck die „sogenannten Freiheitskriege" gebraucht hat. Hr. Elsner mag noch sehr jung sein; aber um so besser hätte es sich für ihn gepaßt, die Vergangenheit mit Ehrfurcht zu betrachten und sich nicht solchen Schriftstellern anzureihen, die in ihrer „philosophischen Kenntniß der menschlichen Seele" (Vorr. S. 15) die Stimme der Erfahrung verachten und ein neues Deutschland oder eine neue Welt zu schaffen vermeinen. Das sind die oratores novi, stulti, adolescentuli, von denen schon der alte römische Dichter seinem Staate Unglück vorausgesagt hat.

Hr. Elsner hat nun seinem ausführlichen Werke im ersten Bande einen Abriß der Geschichte Napoleon's vorangeschickt. Dabei ist die Schrift von A. Hugo zu Grunde gelegt, die nach Hrn. Elsner's eignem Geständniß viele Idealisirungen und Apotheosen des Kaisers enthält. Und weshalb wählte denn der deutsche Schriftsteller ein französisches Werk? War ihm nicht z. B. Karl Adolf Menzel ein sicherer Führer, oder kannte er nicht Schlosser's gründliche Forschungen über die Geschichtschreiber Napoleon's? Aus der letztern Schrift hätte er unter Anderm auch lernen können, daß nur Männer, nicht aber Jünglinge, über die Geschichte des 19. Jahrhunderts zu schreiben im Stande sind und daß dazu Vorstudien gehören, an die Hr. Elsner wol schwerlich gedacht haben mag. Zog aber der deutsche Schriftsteller es nun einmal vor, den Franzosen zu folgen, so hätte er sich wenigstens bemühen sollen, ihre Fehler zu verbessern und in seiner Bearbeitung deutsch zu schreiben. Hr. Elsner hat indeß Beides unterlassen und somit der Verbreitung seines Buches, das im Grunde ein ganz französisches ist, im Bürgerstande selbst geschadet, was wir freilich nicht für ein zu großes Unglück halten.

Da wir unser Urtheil so bestimmt ausgesprochen haben, so müssen wir auch Belege dazu geben. Undeutsch und oft unrichtig sind Ausdrücke, wie im Abriß S. 33 die „kolossale Dichtung Ossian's", Napoleon ein Mann „von antikem Schnitt" und „ein moderner Tacitus" (S. 41), „General-Quartier" st. „Hauptquartier" (S. 53), der „Husarengeneral", statt der „Generaloberst der Husaren" (S. 56), Barras „ein einflußreicher Thermidorier" (S. 66), das „aus asiatischen und afrikanischen Sklaven neugebildete Regiment der Dromedare" (S. 169), die „englische Armee", st. „die Armee gegen England" (S. 257), die „Cantate von Roland", st. das „Rolandslied"; ferner die Ausdrücke: „die Truppen waren in den Casernen consignirt" (Hft. 6, S. 62), Wörter, wie „Perfidie", ein „Hochtory" (der Vicomte von Noailles), „Casualien", „Concerttractat" u. a. m. Von großer Flüchtigkeit im Uebersetzen oder von Unkunde zeigt es, wenn S. 148 des Abrisses steht „Erbach", st. „Lehrbach", „Mento", st. „Minto" (S. 214), „Stabs aus Hamburg", st. „Staps aus Naumburg" (der Jüngling, der in Schönbrunn den Angriff auf Napoleon's Leben machte), wenn das „brandenburgische" Gebiet erwähnt ist, wo das „braunschweigische" gemeint ist (S. 303), wenn ebendaselbst die Schlacht bei Halle am 17. Oct. 1806 zwischen Halle und Lauchstädt, st. zwischen Halle und Dessau gesetzt wird, wenn der General Bertrand in der Schlacht bei Leipzig auf dem linken Elbufer (!) glücklich gewesen sein soll (S. 513), und wenn der einfache Stein Gustav Adolf's bei Lützen eine „Pyramide" genannt worden ist (S. 488). Was soll man von einem Historiker erwarten, der im 19. Jahrhundert, im Jahrhundert großer Intelligenz, nicht einmal weiß, daß bei Leipzig die Pleiße und nicht die Elbe fließt? Von eigentlichen Unrichtigkeiten und Verstößen gegen Thatsachen wollen wir hier nur die Erwähnung der Ermordung des Herzogs von Enghien (S. 226), der Königin Luise von Preußen (S. 293, 358), der allzu großen Wirksamkeit des Tugendbundes, der „mit England zugleich Deutschland aufgewiegelt hat" (S. 485), die ungerechten Beurtheilungen Rostopschin's und Hudson Lowe's (S. 456, 567), und die wahrhaft lächerliche Ansicht von dem Friedensbringer und Friedensfürsten Napoleon, wie auf S. 136, 499, anführen, sowie die in der alten Art vorgetragene Erzählung von der Declaration zu Pillnitz (Heft 7, S. 120), die Hr. Elsner aus Ranke's Aufsatz in der „Hist.-polit. Zeitschrift" (1834, II, 1) hätte berichtigen können. Aber solche Bücher scheint derselbe nicht gekannt und nicht benutzt zu haben. Lieber gibt Hr. Elsner aus übergroßer Liebe zu französischen Büchern auch alle die Fehler wieder, die man gewöhnlich in französischen Werken dieser Art findet.

Anlangend die Eintheilung des Elsner'schen Werkes, so enthält der erste starke Band auf 574 schön gedruckten Seiten den Abriß der Geschichte Napoleon's, der mit guten Holzschnitten verziert ist und durch ein Blatt, auf welchem alle Abbildungen Napoleon's in seinen verschiedensten Situationen im verkleinerten Maßstabe vereinigt sind, eine interessante Zugabe erhalten hat. Ebenso müssen wir auch die mit Glück gewählten Motti über den einzelnen Abschnitten erwähnen. Aber kein einziges ist aus einem deutschen Dichter oder Schriftsteller genommen, und selbst da, wo wir gute deutsche Uebersetzungen, wie bei den Gedichten Lamartine's und Béranger's von Gustav Schwab, besitzen, hat es Hr. Elsner vorgezogen, den französischen Text abdrucken zu lassen. Im Allgemeinen ist der Verf. wie sein französisches Vorbild ein Bewunderer Napoleon's; ob der Tadel, der über Napoleon's Benehmen am 18. Brumaire, das hier (S. 189) eine „schreiende Gewaltthat" genannt wird, sodann über seine despotischen Grundsätze in der Verwaltung, in der Verfolgung der freien Presse und über seinen „einschmeichelnden Egoismus" an verschiedenen Stellen (S. 333, 482, 483) ausgesprochen ist, dem Franzosen oder dem Deutschen zugehört, vermögen wir nicht zu entscheiden. Dagegen ist es auffallend, daß Hr. Elsner sich an mehren Stellen als einen Vertheidiger der französischen Gesetzbücher bekennt, die er sogar ihrem Hauptinhalte nach in der ausführlichern Geschichte mitzutheilen verspricht. Aber ist ihm denn unbekannt geblieben, daß in den fünf Gesetzbüchern Napoleon's ein starres monarchisches Princip vorherrscht und daß man im Hintergrunde derselben die Göttin der Freiheit als Leiche erblickt, während nach andern Gesetzbüchern, z. B. nach dem preußischen, die Regierung in die Rechtsverwaltung nicht einzugreifen braucht und nicht eingreifen darf. Und ist ihm, der die Geschworenengerichte so hoch stellt, unbekannt geblieben, daß Lord Erskine bereits vor Jahren im Parlamente erklärt hat, das deutsche Volk habe keinen Grund, die Einführung der Jury zu wünschen, daß die erfahrensten Rechtsgelehrten sehr bedeutende Zweifel über die sogenannten subjectiven Urtheile der Geschworenen erhoben haben und daß selbst Mittermaier neuerdings („Neues Archiv des Criminalrechts", Bd. 13) seine Ansicht von dem Geschworenengerichte sehr modificirt hat. Wir möchten also doch zu einiger Vorsicht im Urtheile über solche juridische Verhältnisse rathen, sowie auch in der Aufnahme der Nachrichten aus dem „Memorial von St.-Helena", das nach S. 567 in der „ausführlichen Geschichte" seinem ganzen Inhalte nach mitgetheilt werden soll. Meint es Hr. Elsner redlich mit seinen Lesern, so wird er ihnen diese Circesbecher nicht ohne ein Molv darreichen dürfen.

Die „umfassende Geschichte Napoleon's", von der uns zwei Hefte vorliegen, beginnt mit allgemeinen Ueberblicken über die Geschichte Frankreichs bis auf die Revolution und verfolgt alsdann die Geschichte der französischen Revolution bis zur Zerstörung des Königthums am 10. August 1792. Die Darstellung verräth überall, auch in der Form, die Benutzung französischer Quellen, die deutschen Schriften, namentlich das vortreffliche

Werk des Generals von Schütz, sind — so viel wir bemerkt haben — nirgend benutzt. Handgreifliche Unrichtigkeiten hat Ref. nicht wahrgenommen, doch hätte ein deutscher Schriftsteller Vieles anders darstellen müssen, namentlich die Uebersicht des Zustandes von Europa vor der Revolution im siebenten Hefte. Da heißt es unter Anderm von den Römern: „sie sind ein träges Geschlecht, an Nichtsthun und Sittenlosigkeit gewöhnt" (S. 101); von Oestreich: „dieser Staat gleicht einem steinreichen Manne, der aber auf allen seinen Gütern Schulden hat und deswegen gebundene Hände", und kurz vorher: „habsburgische Ländergier ist bekannt" (S. 111); von Preußen (S. 112): „das preußische Volk, dem es an sittlicher Grundlage seines Selbstbewußtseins fehlte, zeichnete sich seit dem Tode seines größten Königs durch lächerliche Aufgeblasenheit aus"; und von Deutschland: „Deutschland war eine seelenlose Vereinigung vieler Aristokraten unter dem Titel einer kraftlosen Monarchie" (S. 113). Solche hingeworfene Aeußerungen, die wol irgend einem französischen Résumé entnommen sein mögen, gelten Hrn. Elsner vielleicht für geistvolle Aeußerungen; wir können es nur beklagen, daß er die Geschichte des 18. Jahrhunderts und verdienstvoller Fürsten nicht besser kennen gelernt hat. Zu Widerlegungen ist hier nicht der Ort. Auf S. 172 ist eine steife Uebersetzung der berüchtigten Marseillaise mitgetheilt.

So viel über das Elsner'sche Werk. Wir haben es nicht mit dem Verfasser, der uns ganz unbekannt ist, zu thun gehabt, sondern blos mit seinem Werke, das wir nach unserer innigsten Ueberzeugung weder zur Belehrung noch zur Unterhaltung für geeignet halten können. 14.

Der Fürstentag. Historisch-romantisches Zeitbild aus dem 16. Jahrhunderte. Von Ludwig Bechstein. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1834. Gr. 16. 16 Gr.

Entschieden scheint Hr. Bechstein die vacant gewordene Stelle des verstorbenen A. Bronikowski einnehmen zu wollen, wie leid es uns auch thut, sein besseres Talent kein höheres Vorbild wählen zu sehen als das eines vielschreibenden historischen Romantikers. Die Erwartungen, welche uns der „Faustus" erregte, ist er nicht weiter in Erfüllung zu bringen bemüht. Das Honorar und der Ruf eines Jüngers seines Scott genügen ihm. Ja, in dem ebenangezeigten Buche steigt er sogar unter sich selbst herab und gibt Geringeres, als er schon gab. Das ist nicht fein und führt nicht zum Ruf, um nicht zu sagen: Ruhm. Die Geschichte Luther's vor dem Fürstenrath in Schmalkalden, die Entschlüsse, die hier nach harten Kämpfen der Parteien gefaßt wurden, die Thaten, die aus diesen Entschlüssen aufkeimten bis zu der Grenze, wo sie zu geschichtlichen Erscheinungen wurden, bilden den Inhalt dieser Erzählung, an der wir vor allen Dingen eine wortselige Breite in langen Reden und Widerreden tadeln müssen. Der Gegenstand gab allerdings eine erwünschte Gelegenheit zu beliebter Wortmacherei über Menschenrechte, Glaubensfreiheit, Geistestyrannei; allein ein erfahrener und selbstbewußter Autor weiß, wie er solche Gelegenheiten hinzunehmen hat, und nur die Leerheit und die Unerfahrenheit überläßt sich ihnen ohne Steuer und mit vollen Segeln. Dies hat der Verf. gethan und anstatt Gestalten zu malen, sodaß sie uns greifbar, wie B. konnte, vertraut oder poetisch bedeutend erscheinen, gibt er uns gemachte Redensarten, deren Charakteristik er in jene unleidlichen Alterthümelei seines Vorbildes Bronikowski legt, mit welcher dieser so viele Leser von sich gescheucht hat. Es ist uns dabei zu Sinne, als sähen wir Schauspieler vor uns, die den Cäsar und Pompejus geben sollen, aber, da sie ihre Rollen schlecht gelernt haben, stets in Redensarten John Bull's oder der pariser Deputirtenkammer verfallen. Miserere, Domine! Wir Alle haben unsere Fehler; aber das Durchwegverkehrte zu erkennen, dazu erhalte der gütige Himmel uns Auge und Herz!

Die Intrigue in dieser Geschichte, sofern davon überhaupt zu sprechen ist, ist etwas mehr als schlecht; denn sie ist unerfreulich, sie ist albern. Wie der Verf. nicht zwei Seiten schreiben kann, ohne einen Apotheker ins Mittel zu ziehen, so muß auch hier wieder ein Apotheker Liborius eine Rolle spielen. Wir zweifeln, daß es zu Luther's Tagen bereits die so nothwendigen Anstalten gab, die wir in den unserigen „Apotheken" nennen, sintemal die Aerzte jener Zeit ihre wenigen Medicamente wol meistens selbst bereiteten; doch dergleichen verschlägt unsern Romantikern nichts. Ja, wir selbst würden darauf äußerst wenig Gewicht legen, ginge nur nicht Alles in dieser Geschichte so unglaublich trivial, so höchst spießbürgerlich, so ohne die allergeringste dichterische Erhebung her. So viel von der Erfindung, die keine ist, und von der Dichtung, die wir begehren, aber auf die wir nirgend zu treffen vermögen. Was die Sprache des Verf. anlangt, so mag der erste der beste Satz ausreichen, um davon eine Vorstellung zu geben selbst Dem, der nie eine Stadtchronik aus dem 17. Jahrhunderte gelesen hat. „Und wegen so hoher Wichtigkeit dieses Artikels für die ganze Christenheit haben Ihre kaiserliche Majestät mir auferlegt, darüber mit fürstlichen Gnaden zu verhandeln und darüber endliche, klare, willfährige Antwort zu erlangen, was ich mit unterthänigem Fleiß vollziehen will. Daher ergeht an dieselben mein unterthänig Gesuch, friedlich Bitten und Begehren" u. s. w. L.

Literarische Notiz.

Peyronnet's „Histoire des Francs" ist gegenwärtig im Buchhandel. Der Gefangene von Ham hat sein Buch der französischen Jugend gewidmet und seine Dedication klingt fast wie ein Testament. „Jünglinge", sagt er, „ich habe für euch geschrieben. Höret, ihr, die ihr erst ins Leben tretet, diese Stimme, welche aus einem Grabe ertönt, hoch oder niedrig gestellt, merket Alle auf! Wenn eure Zeit gekommen sein wird, werde ich todt, werde ich zum zweiten Male gestorben sein. Wenn ihr die Welt besitzen und sie leiten werdet, dann werde ich nicht mehr sein. Will ich euch also noch einen Dienst leisten — und dazu zwingt mich mein Herz — so muß ich mich beeilen. Nehmet also dies Herz und diesen Geist als schwaches Zeugniß eines aufrichtigen Eifers hin; das einzige Mittel, was mir übrig bleibt, wo nicht euch nützlich zu sein, doch den Willen dazu euch zu zeigen. Mein Werk ist eine Frucht des Unglücks und das Unglück hat sie gereift; es ist die Arbeit meiner bösen Tage, welche mich Geduld lehrten. Ihr werdet in meinem Buche Dinge finden, deren Kenntniß euch nützlich sein wird; denn sie stammen aus dem Lande, welches einst der Schauplatz eures Wirkens sein wird, dessen Schicksal ihr lenken werdet. Nehmt euch kein Beispiel an Denen, die ihr Jahrhundert so entlegen von den alten Jahrhunderten betrachten, die sich vor dem Wege grauen und sich einbilden, es reiche hin, ihn zur Hälfte zurückgelegt zu haben. Was würdet ihr von Jemand denken, der euch sagte, daß euer gegenwärtiges Alter nichts sei? Die Kindheit der Völker ist der Vorgänger ihrer Männlichkeit. Die Römer unter den Kaisern brachten nicht die Fasten der Republik in Vergessenheit, ebenso wenig die Republikaner die Annalen ihrer ersten Könige. Nachdem ich eine Reihe von Jahren dem Geschlecht gedient (?), das jetzt zu verschwinden droht, gab es mir zum Lohn ein Gefängniß. Ich nehme es an und beklage mich nicht; „mais j'en stipule un autre avec vous". (Was Herr von Peyronnet damit sagen will, ist nicht leicht auszufinden.) Ich habe sechs kleine Söhne, sie wachsen auf im Schatten meines Unglücks. Sie werden einst ihre Stelle unter euch einnehmen. Reicht ihnen eine freundliche Hand, wenn ihr ihnen auf dem Wege des Lebens begegnet; thut es ihnen aus Dankbarkeit, wenn ihr vielleicht in diesem Buche, das der alte Gefangene euch widmet, einiges Nützliche findet."*) 130.

*) Wir kommen noch in einem besondern Artikel auf Peyronnet's Werk zurück. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 265. — 22. September 1835.

Ueber die Reform des Predigtwesens.

(Beschluß aus Nr. 264.)

Wenn man die gewöhnliche Predigtweise hinsichtlich ihrer Form beobachtet, so läßt sich ein bestimmter und sehr entschiedener Gegensatz zwischen den zwei ältern Extremen nachweisen. Die Rationalisten, gleich den frühern scholastischen Theologen der lutherischen Kirche, gehen von einer bereits fertigen Vorstellung aus dem Gebiete der übernatürlichen oder der vernunftmäßigen Dinge aus und legen dieselbe in ihren einzelnen Bestandtheilen, Ableitungen und Folgerungen dar. Die Belege liefert Vernunft oder Schrift oder beide neben- und nacheinander; die Schriftstellen sind aber mehr nur Belege als Beweise, mehr die Begleiter als Grundlagen, und ermangeln daher schon der Autorität des Platzes, welche ihnen in einer christlichen Predigt zukommt, ja, sind eigentlich eine zufällige Mitgabe, welche allenfalls auch wegbleiben könnte, ohne den Sinn und Entwickelungsgang des Vortrags zu stören. Auf der entgegengesetzten Seite und gewiß in einem weit engern Zusammenhange mit dem Wesen und Zwecke des Christenthums machen die Pietisten und Neuevangelischen die Bibel zum Kern, den Text zur Seele der Predigt, und ihr ganzer Vortrag ist nur eine Auslegung der heiligen Schrift, eine liebevolle Wahrnehmung der einzelnen Stelle, mit dem Bemühen, den Sinn und Zusammenhang derselben zu erörtern und dem Zuhörer nahe zu legen. Allein auch hier ist der buchstäbliche Wortglaube und die engherzige dogmatische und moralische Ansicht nur zu sehr einer lebendigen, freien und tiefern organischen Auffassung der Schriftwahrheit hinderlich; und dazu kommt die Absichtlichkeit, kunstlos und überhaupt lose und ungeregelt, was den logischen Zusammenhang und die innere Anordnung des Themas anbetrifft, zu reden; dazu kommt ferner die Einseitigkeit, sich blos in gewissen Vorstellungen, die das innere Werk der Buße und Bekehrung umschließen, zu bewegen, wogegen der vollständige Begriff der christlichen Wahrheit, zumal die Herrlichkeit des Glaubens in ihrer Alles beurtheilenden und überwindenden, nicht verdammenden und ausstoßenden, sondern heranziehenden und verklärenden Weltansicht, die tief eingehende Betrachtung der mannichfaltigsten Beziehungen und Verhältnisse des menschlichen Lebens im häuslichen, gesellschaftlichen, bürgerlichen und öffentlichen Kreise fehlt. Indem aber nach der richtigen Ansicht des Verf. auch alles Dieses in den Gedankenkreis und somit auch in den Vortrag des christlichen Redners gehört, so ist, was die Form und Behandlung anbetrifft, allerdings das Festhalten und Auslegen der Schrift als des göttlichen Wortes den willkürlichen und allgemeinen Predigten, bei welchen die Schrift nur so beiläufig zur Sprache kommt, weit vorzuziehen; aber es muß auch hier ein Zusammenhang, ein System, ein lebendiger Organismus der Gedanken zum Vorschein kommen. Es muß, um den Geist zu erleuchten und zu befriedigen, nicht der schon fertige Gedanke in bekannten Vorstellungen oder unter herrschenden Bildern vorgebracht, sondern der Proceß des Denkens über den Gegenstand des Glaubens, der Entwickelungsgang der Ueberzeugung so vorgenommen werden, daß das Thema der Predigt ihr Resultat und der Gedanke eigentlich erst am Schlusse fertig ist. Es muß dieses Alles aus der Schrift selbst erörtert und an ihr selbst nachgewiesen werden und zwar so, daß jede einzelne Schriftstelle erst durch ihren Zusammenhang mit dem ganzen großen Organismus der christlichen Offenbarung begriffen und bewahrheitet wird. Es muß dies geschehen in ruhiger Entwickelung der christlichen Idee aus den Worten der Schrift und den damaligen oder jetzigen Vorstellungen, welche man damit zu verbinden pflegt, im klaren Widerspruche mit dem Unhaltbaren und Zufälligen, wie haltbar und nothwendig es auch bis dahin erscheinen und gelten mochte, im entschiedenen Geltendmachen hingegen des Wesentlichen und Eigenthümlichen, worin die christliche Wahrheit und die darin begründete menschliche Wohlfahrt besteht. Diese Methode ist von dem Verf. nach ihren verschiedenen Richtungen so gewandt und geistreich entwickelt wie das Vorhergehende. Nur hat er, wie es dem Ref. scheinen will, in den Regeln der philosophischen Schule, von welcher seine Ansicht vom Christenthum ausgeht, sich Grenzen stecken lassen, welche für die mannichfaltigen Aufgaben in dem unendlichen Wirkungskreise des christlichen Redners beengend sind. Dahin könnte man vorerst die aller Orten hervortretende speculative Philosophie rechnen, welche sich denselben Einwand gefallen lassen dürfte, den der Verf. den Rationalisten und Pietisten macht, daß sie mit vorgefaßten Vorstellungen das Christenthum antasten und darstellen, wenn sie nicht wenig-

stens dies voraus hätte, das Positive besser festzuhalten als der gemeine Rationalismus, und es geistiger aufzufassen als die Neuevangelischen. Aber im Grunde ist doch auch hier das Christenthum einer philosophischen Theorie dienstbar gemacht, das Positive nur als die Hülle, als Typus und geschichtliche Form des Gedankenprocesses im Geiste des Philosophen behandelt und darüber das Wesen desselben, der ethische Charakter, in welchem das Dogma erst seine Wurzeln hat, verleugnet. Abgesehen hiervon und mit Anerkennung des lebendigen und warmen Sinnes, womit der Verf. seine speculative Auffassung der christlichen Ideen vorträgt, wird, in der spätern Auseinandersetzung des dogmatischen Elements der christlichen Predigt, von jedem Vortrage die bekannte Hegel'sche Tritomie, des Setzens, Aufhebens und Wiederaufhebens der Aufhebung zur wahren Position, gefodert. Der Verf. sucht dies in einem schönen Beispiel, einem Entwurfe über die Worte des Apostels Paulus: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen", zu erweisen. Aber auf alle Fälle diese allerdings grade die schwierigsten Fragen durch Vollziehung des innern Denkprocesses über den Gegenstand aufs Klarste und Ueberzeugendste erörternde Methode anwenden, hieße den Prediger in dem kurzen Zeitraume seines Vortrags vor lautee Processiren nicht zur Sache kommen und namentlich einfachere christliche Wahrheiten in ihrer Anwendung auf die Vorfälle und Verhältnisse des Lebens unnöthigerweise aufhalten, sowie dem ganzen Predigtwesen Dasjenige, was doch gewiß vor Gebildeten am ehesten vermieden werden sollte, eine formelle Monotonie geben.

Den anonymen Freund der gebildeten Christen bitten wir, solche Ausstellung freundlich hinzunehmen, und rathen ihm, wenn er anders keine Verketzerung an Ort und Stelle fürchtet, bei einer zweiten Auflage des Büchleins, das wir in recht vielen Händen sehen möchten, den achtungswürdigen Namen vor eine Schrift zu setzen, welche neben den trefflichsten, die andern Kreisen angehören, zwar ganz zu ihrer Zeit erschienen ist, aber nicht blos für diese. 77.

Romanenliteratur.

1. Skizzen von Julian. Neuhaldensleben, Cyraud. 1835. 8. 1 Thlr.

Glänzende Muster wecken den Nacheiferungstrieb, der meistens das Originelle jener verführerischen Beispiele in ihren Schwächen und wilden Auswüchslingen sucht. So äfft die halbwüchsige männliche Jugend eines Orts am treffendsten die Faxen und lustigen Tollheiten des Bajazzo einer Reiter- und Springergesellschaft nach, während wenn ja ein kühnes Stück gelingt, die Grazie, der Geist, der auch den blos körperlichen Künsten nicht fehlen darf, stets mangelt. So, um in eine tiefere, hier anwendbare Metapher überzugehen, erreichten bis jetzt Hoffmann's Nachahmer nur sein Verworrenes, die wilde Ideenjagd seiner rastlosen Phantasie, ohne daß geniale Einzelnheiten dafür entschädigten. Stellt sich die bare Nüchternheit nun vollends kopfüber und meint dadurch Hoffmann zu gleichen, so wird sie abgeschmackt, wovon obige „Skizzen" deutliche Beweise geben, die außer den novellenartigen Erzählungen auch noch metrische Prosa liefern, bei der die Frage schwer fällt, ob sie kahler oder holpriger sei.

2. König Christiern der Zweite. Historischer Roman von Agathe S***. Drei Theile. Leipzig, Rein. 1834. 2 Thlr. 16 Gr.

Außer der gut und für eine Schriftstellerin unparteiisch erzählten Geschichte Christiern's, der hier kein Tyrann à la Bulwer ist, gibt es noch der Liebesleiden und Liebesfreuden verschiedene, Helden und Heldinnen spielen mit ihrer Sterblichkeit das bekannte Kinderspiel, wo Eins zugleich hascht und von dem Dritten gehascht wird. Am übelsten ist die heroische Cäcilie Wasa daran, die nur hoffnungslos den König liebt, und von Niemand geliebt ist als von einer mongolischen Zaubrerin, die ihre Herrin aus jeglicher Leidesnoth befreit, ja dem Tode abjagt, sonst aber eine etwas abgeblaßte Romanenfigur und fast so überflüssig ist, als das Ganze als der lappländische Zwerg, der in die schwarze Kunst pfuscht.

3. Kleine Erzählungen von Henriette Ottenheimer. Stuttgart, Brodhag. 1834. 8. 16 Gr.

Die Erzählungen sollen in Hoffmann's Manier sein, und daß sie selbst die Manier nicht treffen konnten, ist bei einer Schriftstellerin nicht als ein Fehler zu betrachten. „Eine meerstarke Brust" klingt wunderlich aus einem weiblichen Munde; überhaupt ist die Verf. nicht glücklich in ihren Metaphern. Da, wo sie, wie in ihren Gedichten, keinen fremden, unziemlichen Mustern nachstrebt, ist sie herzlich, natürlich, wohlmeinend, keine geniale Begeisterung hebt sie in die Lüfte, aber in der niedern, wohin ihre Schwingen sie tragen, ist sie eine angenehme Erscheinung.

4. Novellen von Adolf Ritter von Tschabuschnigg. Zwei Theile. Wien, Haas. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Gr.

Alltäglichen Leuten widerfährt Alltägliches, Gedanken und Gefühle, Alles schwimmt auf der Oberfläche; ein intellectuelles Leben bilden sich diese wohl gegliederten Menschenmaschinen nur ein, um sich und Andern interessant vorzukommen. Gerathen aber wirklich beseelte Menschen unter den Troß, wie in einigen dieser Erzählungen, namentlich in der vorzüglichen Erzählung, „Die beiden Hagestolzen", so ist's zu ihrem Verderben, der Leser denkt mit wehmüthiger Theilnahme an diese Fremdlinge in ihrer Umgebung zurück, statt daß ihn die Begebenheiten und Thaten der übrigen kalt lassen; wer für Alles nur Floskeln hat, um dessen Wohl und Wehe braucht Niemand bekümmert zu sein.

5. Des Bettlers Gabe. Taschenbuch für 1835 von Wilhelm Müller. Kolberg. 8. 1 Thlr.

Auch der dürftige Strauß von Maßlieben und ähnlichen geringen Blumen, von der Hand des Armen geweiht, kann eine wohlgefällige Gabe sein, aber der Strauß darf keine übelduftende Calendula, keine Brennnessel bergen, am wenigsten blos aus Pflanzen bestehen, die nur auf ungesundem, mit mephitischen Dünsten geschwängertem Boden wuchern. Die „Gabe" ist „einer Beschützerin des Schönen und Guten" gewidmet, wie kann die an „Des Blickes Mord", den „Schattenbildern", den „Hoffnungslosen" Vergnügen finden, sämmtlich Geburten krampfhafter Verzweiflungspoesie, nicht einmal als pikante Abnormitäten von dem Forscher zu betrachten, dessen Gefühl für Schönheit und Regel nicht mehr empfindlich sein darf.

6. Der Glücksjäger. Novelle von Jules Janin. Aus dem Französischen von B*****. Braunschweig, Hornemeyer. 1834. 8. 1 Thlr.

Jules Janin steht sonst nicht im Ruf, durch seine Schriften zu beruhigen, aufgeregte Gemüther zu trösten; liest man jedoch diese Novelle nach jener faulen und stachelnden „Bettlers Gabe", so wird sie lind und besänftigend uns ansprechen, aber auch ohne solche Folie uns durch ihr actives und negatives Gute anziehen. Ein junger Waghals jagt dem Glücke auf alle Weise nach, es in der Befriedigung der Sinne, des Ehrgeizes, der Eitelkeit, der Gewinn- und Ruhmsucht wähnend, bis er nach vielen Irrfahrten den Schein vom Sein unterscheiden lernt, das Glück in Mäßigkeit, stiller, behaglicher Häuslichkeit findet und zur Basis bei der Erziehung seiner Kinder den Grundsatz macht, daß es nur ein Piedestal gibt, worauf das Glück zu

erbauen: genige, welches Arbeit, Mäßigkeit und Tugend zu seinen Stüt hat. 53.

Die Ruinen von Delphi.

Aus Patras, Ende Mai 1835.

Delphi, das berühmte Delphi, ist jetzt eine Einöde. Ich habe einen Tag und eine Nacht darin zugebracht, um zu erfahren, wie der heilige Chrysostomus zur Zeit darin lebte; denn die Griechen des Parnasses behaupten trotz allen Widerspruchs der Legende, daß dieser Kirchenvater nach seiner Verbannung von Konstantinopel im Felsenbade der Pythia gewohnt habe, und zeigen in einer Höhle über demselben den zu einer Kapelle eingerichteten Ort seiner Andacht. Wohin man in Griechenland und Cilicien den Fuß setzt, stößt man auf die Spuren eines Eremiten und einer Nymphe. Der heilige Chrysostomus hat gewiß in Delphi keine Priesterin Apoll's mehr gefunden. Stadt und Tempel waren zerstört. Aber er fand ein stilles, melancholisches Plätzchen, ganz geeignet, philosophische und religiöse Betrachtungen zu erwecken. Ich kann mich des Ausrufs nicht erwehren: Wie schön muß damals die Stadt des Parnasses in ihren Trümmern gewesen sein! Sie sind wie von den Lüften fortgeweht. Aber Zeit und Revolutionen waren nicht im Stande, die Felsenwände zu stürzen, die der Pythia Orakel einschließen. Hoch auf den Zinnen des heiligen Berges, über den Olivenwäldern des schönen Pleistusthales erheben sie ihre altergrauen Häupter, aus tausend Furchen und mit tausend steinernen Locken beweisend, daß darin der Glaube der alten Welt geboren worden. Der Parnaß hat seine Lenden dem heiligen Wahn geöffnet, und wir sehen noch jetzt aus deren Schoos mit geheimnißvoller Sprache die kastalische Quelle hervorsprudeln.

Die kastalische Quelle, die Hippokrene, der Parnaß, das pythische Theater, der Hippodromos — Apollo's ganzes Land, man fühlt einen heiligen Schauer bei den Namen und wähnt zu träumen, wenn man durch die Orte wandelt, die sie trugen.

Ja, und wenn kein Stein mehr lebte von dem alten Delphi, die Geschichte, die auf seinen Felsenhöhen ihr großes ewiges Buch entfaltete, wäre Ueberbleibsel genug, die Pilgerfahrt zu lohnen, die man dahin unternimmt. Die Stadt war das Pantheon der Genien Griechenlands, von dem man sagen kann: es fiel, um die Homerischen Götter und die klassischen Zeiten zu begraben.

Ich habe Delphi ganz durchwandelt und die Tempel und Orakelgegend mit ihren Höhlen, Gängen, Grotten und Gemächern bei Fuß und Zoll vermessen. Ich versuche, den Plan hier zu geben. Da, wo der Parnaß mit seinen grünen Armen das Thal des alten Amphissa und den Meerbusen des neuen Salona umschlingt, da, wo steile und immer steilere Hügel sich hinaufziehen gegen Theben, Böotiens Hauptstadt, und den weißen kahlen Scheitel des Gebirges, das vom Helikon und Kithäron und dort vom Pindus Albaniens sich losreißt, da, wo im tiefen Thal unter Reben, Ulmen, Oelbäumen, Lorbern und Lotuspalmen der Pleistus fließt und himmelhoch zwei Felsen ihre Schultern dem Atlas gleich unter Jovis' Dach emporheben, da lag Delphi, Phöbus' Stadt, Griechenlands Orakel, der reichste Ort der alten Welt — da liegt Kastri, ein verwüstetes albanesisches Dorf mit einem griechischen Mönchskloster. Wer vom korinthischen Meere kommt, muß zu ihm hinauf-, wer auf der Straße Macedoniens war, zu ihm herabsteigen. Es führen keine Wege dahin, nur Gebirgspässe, steil und unbequem. Ein Maulthier, das nicht Griechenlands Pfade gewohnt ist, läuft darin Lebensgefahr. Eigentlich bildet Delphi eine abhängige Terrasse im Parnaß, der sich durch das aus dessen Orakelschoos hervorbrechende Wasser nach und nach bildete. Die Stadt lag am Fuße der Schlucht Kastaliens und lief an den Felsenufern wie ein Theater hin. Ihre Straßen, noch jetzt sichtbar in ungeheuern Terrassen von Peperinblöcken, glichen den Stufen eines Auditoriums. Der Tempel Apoll's befand sich in der Mitte, an und in der Felsenschlucht des Berges, der Tempel der Diana auf der rechten und die übrigen Tempel, die Pausanias aufzählt, auf der linken Seite des Wasserfalls, wo der beiweitem größte Stadttheil war. In dieser Gegend, tiefer gegen das Thal des Pleistus zu, befand sich außerdem der noch jetzt so merkwürdige Begräbnißplatz, ein ordentliches Campo santo für die delphischen Autoritäten und Priesterinnen, und das zu den pythischen Spielen bestimmte Theater für poetische und musikalische Wettstreite. Dasselbe umfaßte den höchsten Punkt der Stadt und war mit den Sitzen, wie gewöhnlich die griechischen Theater, an den Berg gelehnt. Ich fand die Höhle der Amphiktionen in die Felsen gehauen. Alles Mauerwerk ist verschwunden.

Daß mein erster Gang nach meiner Einquartierung beim Demogeronten zunächst dem Orakel und Apollo's Tempel galt, ist begreiflich. Wirth und Prior, sogar eine alte Wäscherin, die eben die kastalische Quelle entweihte, mußten mir dazu als Wegweiser und Ausleger dienen. Ich hatte nicht weit zur Schlucht, und von dort nur eben wieder ein paar Hundert Schritte ins Kloster. Die Phocier nennen mit diesem Namen ein kleines zerfallenes schmuziges Gebäude mit einem alten byzantinischen Kirchlein, worin vier schwarztalarte langgelockte und äußerst unwissende Priester von ihrer Hände Arbeit, d. i. vom Ackerbaue leben. Sie glauben, es habe darin eine der ältesten christlichen Gemeinden sich versammelt und ein Jünger des Heilands selbst Mirakel gewirkt. Die Wahrheit ist, daß daselbst Diana ihren Tempel hatte, der in eine christliche Kirche verwandelt wurde, worin noch Säulen davon übrigblieben. Man erkennt in schön gefügten großen Mauern zweier übereinandergelegter Terrassen des Gartens noch jetzt das Atrium der Göttin und die Wohnung der Priesterinnen und bewundert in ihrer Nähe im abgemeißelten Felsen die unerklärlichen, vom Blitz gespaltenen symbolischen Zeichen des Mondes und der Sterne, die in letzter Zeit einige Schriftsteller und Archäologen ganz mit Stillschweigen übergingen, weil sie nicht eigentlich wußten, was sie damit machen sollten.

Da das Kloster und das jetzige Dorf Kastri einander gegenüber auf den beiden Felsenufern des delphischen heiligen Baches liegen und somit die beiden Flügel der alten Stadt einnehmen, welche mit großen Brückenbogen und Terrassen mehrmals vor dem Apollotempel miteinander verbunden waren, so gelangten wir zur Orakelhöhle und dem Pythiäum vermöge eines Bergpfades, der auf beiden Seiten die Felsenwände entlang führt und im topographischen Grundplan einen rechten Winkel bildet. Wir fanden zur Linken den heiligen Quell, welcher an einem zweiten für Maulthiere bestimmten Weg zu einer türkischen Fontaine benutzt wurde und ganz und gar mit alten zigeunerischen Waschweibern belagert ist, die in der Nähe kochen und Kinder säugen, und zur Rechten das sogenannte Pythiabad, welches, da es in den Felsen gearbeitet, von allen Ruinen Delphis die sprechendste ist und allein ein Mittel bietet, die Lage des bis in die Fundamente verschwundenen Tempels zu bestimmen. In der Mitte zwischen Fontainen und Thermen steht ein alter rindeloser, entlaubter Baum, der unwiderstehlich an den heiligen Lorber des phocischen Gottes erinnert, mit dessen Zweigen die Priester ihre Schläfe und die Pythia ihren Dreifuß schmückte. Er mochte hier, im Vorhof des Tempels, gestanden haben.

Wer nicht Architekt ist, oder gar keinen Begriff von der Construction alter Gebäude und der Benutzung gegebener Locale zu einem aufgegebenen Plane hat, der wird sich nur sehr langsam und schwierig in Phöbus' mäandrischer Felsenburg orientiren und am Ende daraus heimkehren, ohne zu wissen, welche Bewandniß es hatte mit dem Heiligthum und der göttlichen Stimme. Die Steine verbergen noch immer sorgfältig den Betrug der Priester für den Ungeweihten, und man muß die Mühe und die Gefahr nicht achten, über sie wegzuklettern und dahin zu gelangen, wo im grauen Alterthum die verirrte Ziege eines Hirten die unterirdische Dunstquelle der Begeisterung entdeckte.

Hier sind meine Beobachtungen: Das Bad der Pythia, welches nur im Hintergrunde der Tempelgebäude konnte gelegen

haben, schließt mittels geheimer Felsengänge die rechte Seite der Gebirgsschlucht, die hier nur noch etwa 28 Fuß breit ist und in dieser Dimension wol hundert Schritte weit ins Innere, ich muß sagen, in die Eingeweide des Parnasses hineingeht. Ringsum steigen die Felsenwände thurmhoch auf und verlieren sich von Terrasse zu Terrasse auf fernen Höhen, die gräulichdüster in der Perspective dämmern. Man geht Felsenstufen abwärts in den Raum des Bades, der gegenwärtig voll kastalischen Wassers ist und wie ein Brunnenbecken aussieht, und bewundert dort an den drei im Gebirg vorhandenen Mauern die leeren Nischen, in denen einst Skopas' oder Praxiteles' Statuen gestanden. Eine kleine Wand scheidet die Wanne von einem verborgenen Gange, der ringsum das Gemach und einerseits außerhalb des Tempelreviers, andererseits hinauf ins Allerheiligste sich windet. Seine Spur verschwindet in den geheimnißvollen Höhen des Orakels. Augenscheinlich war die Felsenburg ein Netz von künstlichen Gängen und Gewölben, das selbst die Pythia nicht kannte. Man sieht die Spuren der Treppen und Oeffnungen, aus denen man die Puppen der Komödie dirigirte und die Coulissen schob, bis auf die unglaubliche Höhe von 400 Fuß.

Als ich das Pythiabad und die darüber und dahinter befindliche Höhle des heiligen Chrysostomus verließ, welche zweifelsohne nichts Anderes war als ein Geheimcabinet eines Oberpriesters Apollo's, der, wie Nero der cumäischen Sibylle, daselbst als Gott dictirte, kletterte ich mit Hülfe eines langen Springstockes die Schluchtabsätze hinauf zum Heiligthum. Auch hier fand ich keine Spur mehr der ehemaligen baulichen Anlagen, außer etwa die Form, welche die Tempelstufen bedingten, die hinaufführten. Die begeisternde Oeffnung ist mit einem Steinhagel angefüllt.

Um deutlicher zu werden, will ich zu einer alten Beschreibung des Orakels meine Zuflucht nehmen und die Pythia von unten herauf auf den Lorbeerdreifuß bringen.

„Wer das Orakel befragte", heißt es darin, „gab seine Wünsche schriftlich an einen Tempeldiener, der sofort die Priester, Propheten, Poeten und Opferausleger — Haruspices — davon in Kenntniß setzte. Er erhielt darauf die Weisung, an dem bestimmten Tage (denn die Pythia bestieg den Schlund nur zu gewisser Zeit und periodisch) sich im Vorhofe des Gottes einzufinden und eine Ziege zu schlachten. Dieses Opfer wurde von den Auslegern untersucht und, sofern es angenommen, der Gläubige ins Heiligthum geführt. Dort sah er im weißen Ornat, das Haupt mit einer Binde und die Stirn mit Lorbern umwunden, die Pythia verüberwallen, unterdeß ihn ein Priester zum Eintritt in die heilige Grotte vorbereitete und seine Nase in benachbarten Kapellen mit Wohlgerüchen füllte. Er verließ die eigentlichen Säulenhallen des Tempels und trat in die mit Statuen und Emblemen geschmückte Felsenhöhle, die über der heiligen Quelle im Innersten des Parnasses verborgen war. In derselben war wenig Licht und viel Weihrauchduft, und die Höhen verschwanden vor dem Blicke. Der um Rath Fragende durfte sich der Pythia nur mit einer Schleife von weißer Wolle, den Lorber in der Hand, nähern, und mußte schweigsam die Antwort auf seine Eingabe von den bestallten Auslegern des Wortes abwarten."

Hieraus geht ungefähr hervor, daß das Orakel mit seinem heiligen Dreifuß auf der höchsten Stelle der Felsenschlucht, die ich vorher beschrieb, und daß der heilige Dreifuß in der Mitte eines ganz von hohen Felsen umgebenen und architektonisch und plastisch verzierten Platzes, mit andern Worten, daß es auf einer Stelle war, die man von allen Seiten nach Bedürfniß des Gläubigen influenziren konnte. Es bleibt unausmittelbar, welche Bewandniß es mit dem trichterförmigen prophetischen Loche und dem daraus aufsteigenden Dunst hatte; ich habe große Lust zu glauben, daß, wenn das Eine existirte, das Andere nur eine Erfindung war.

Beim Herabsteigen aus der Orakelhöhle bemerkte ich abermals Verbindungsspuren des Allerheiligsten mit dem Tempel und zwar auf der rechten, dem Bad der Pythia entgegengesetzten Seite, auf der vermuthlich die Priester ihre Wohnung hatten und die griechischen Schätze aufbewahrt wurden. Was die Pythien betrifft — es waren ihrer in letzter Zeit drei —, so erfordert es wol der Anstand, daß wir sie auf die dem Bad gegenüberliegende Seite zu den heiligen Jungfrauen setzen, die, wie in Rom die Vestalinnen, das Feuer Apoll's mit Fichtenholz unterhielten. Selbst sich ein Gläubiger an einer dieser Damen versündigte und sie mit sich fortführte, verordneten die Amphiktionen ein funfzigjähriges Alter.

Es ist recht Schade, daß nicht wenigstens genügende Reste zu einer Restauration des Apollotempels in Delphi vorhanden sind. Das Gebäude mit seinen besondern Einrichtungen wäre das interessanteste von allen seines Gleichen. Man könnte auf den Versuch machen und zu gegebenen Punkten das Orakel, die Spuren des geheimen Ganges, das Pythiabad, die kastalische Quelle und die verschiedenen Bruchstücke der das Thal verbindenden Terrassen nehmen. Es ist gar nicht in Abrede zu stellen, daß der Tempel gegen den Pleistus Front machte, auf der rechten Seite der Quelle stand, und noch weniger, daß sich dessen Angebäude in einer Schlangenwindung hinter den Atrien und Klosterbauten zum Parnaß hinaufzogen. In diesem Falle waren die Statuen, die nach Rom und Konstantinopel wanderten, auf den Terrassen und Brückengeländern der pittoresken Schlucht, und der kolossale Dreifuß der Perserbeute, an Apollo geschenkt, wurde, grade vor dem Porticus aufgestellt, welcher aus dorischen Säulen mit einem Frontispice von parischem Marmor bestand und acht Säulen in erster Linie hatte. Der Tempel war nach der Zerstörung des alten Gebäudes von Trophonius 500 Jahr vor Chr. erbaut worden und kostete ungefähr zwei Millionen Francs. Die Statue des Gottes im Heiligthum war von purem Golde und in kolossaler Größe.

Ich habe mich bemüht, die Lage der andern von Pausanias angegebenen Tempel in Delphi wiederzufinden, namentlich den der Minerva, worin sich ein von Krösus ihr geschenkter goldener Schild befand. Die Trümmer, die ich antraf, lohnen aber nicht der Mühe, und es wäre thöricht, aus ihnen etwas beweisen zu wollen. Athene wohnte auf der Seite von Krissa, wie Diana auf der von Theben und Lebadea. Die Lage des Gymnasiums ist noch schwieriger zu bestimmen. Ich endigte meine Excursion an der schönen Quelle Kassotis, welche im obern Revier der alten Stadt liegt und aus einer Grotte hervorrieselt. Man kann von ihr aus auf die beiden Felsen des Orakels, die Nauplia und Hiampeia hießen, und auf die Mauern des Penthalien und die Trümmer des Bacchustempels gehen, die in ein paar Cyklopensteinen existiren.

Ich habe Delphi mit einer gewissen Wehmuth verlassen. Die nackten Felsen haben mich verstimmt und betrübt. Der Apoll der alten Musen ist gar zu arm geworden, er besitzt nur auf seinem Kirchhof ein Grabmal, worauf eine weinende Nymphe ruht, die die Sargdecke abwarf. Wer sollte da glauben, daß einst in der kleinen Bergstadt mehr Statuen von Bronze und Marmor und Gold waren als Menschen, daß sich ein Feldherr Jahre lang mit dem überflüssigen Putz der Götter gegen einen Feind erhielt und seine Armee besoldete? 129.

Notizen.

In London geht man damit um, Georg IV. eine Statue zu errichten, und zwar auf dem Gipfel des Königskreuzes auf der Battlebridge. Die Statue soll 11 Fuß Höhe haben.

Auf königlichen Befehl ist bei der medicinischen Facultät zu Paris eine neue Professur der pathologischen Anatomie auf den Fonds eines Legats von 200,000 Francs, welches Baron Dupuytren vermacht hat, gestiftet worden. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 266. —— 23. September 1835.

Peter aus der alten Burg. Von J. Banim. Aus dem Engliſchen überſetzt von Wilhelm Adolf Lindau. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1834. 8. 2 Thlr.

Der Irländer John Banim hat durch ſeine vaterländiſchen Sittengemälde, durch die tieferfaßte Darſtellung wilder, die Tiefe der menſchlichen Natur aufwühlender Leidenſchaften in einem halbciviliſirten, leidenſchaftlichen und vielfach unterdrückten Volk, das ſein eignes iſt, in zahlreichen, erſchütternden Gemälden gerechten Anſpruch auf unſere Aufmerkſamkeit und unſere nähere Würdigung erworben. Als Verf. der „Tales of the O'Hara family" (London 1825) zeigte er in zwei Erzählungen: „Crohoore na Bilhook" (Cornelius mit der Sichel) und in den „Nowlans", ſeiner vollendetſten Leiſtung, ein hervorſtechendes Talent der Schilderung zerriſſener und zerrütteter Seelenzuſtände, der Verſunkenheit in Elend und Verbrechen, der Rachgier in ihrer Monomanie, kurz, der dunkeln und ſchreckenden Nachtſeiten der menſchlichen Seele; ein Talent, das die Erwartungen, die es erregt hatte, in den ſpätern Erzählungen: „Die Schlacht von Boyne", „Der Denuncirte" und „Der Conformiſt", 1828 und 1830, auf alle Weiſe erfüllte. Späterhin in dem „Croppy" und den „Schmugglern" zeigte ſich jedoch eine Vorliebe für das Schreckliche, das Wilde und für die Roheit des Gemüths, die nach und nach in Manier und Schwächlichkeit überzuſpringen ſchien und zu der Zeit, wo Banim's Werke durch Frau Domeyer („Der Zwerg"), Lindau („Hauptmann Reh") und Wagner unter uns bekannt zu werden anfingen, hatte ſich in England bereits ein Theil des öffentlichen Beifalls ſchon wieder von ihm abgewendet. Seine letzten Erfindungen ſind ohne Frage geringer, unkräftiger und minder poetiſch, als die O'Hara-Erzählungen es waren; ſichtbar ergibt ſich Banim der bequemen und breiten Darſtellung der W. Scott'ſchen Nachahmer; offenbar vernachläſſigt er Naturbeobachtung und die Geſetze der Wahrſcheinlichkeit in ſeinen jüngſten Erzählungen und ſeine, wie es ſcheint, der Erſchöpfung nahe Phantaſie ergeht und erholt ſich in breiten politiſchen Abſchweifungen und langweiligen Detailgemälden, die er in ſeiner erſten Zeit gewiß verworfen haben würde. Dennoch iſt er immer noch ein ausgezeichneter Charakteriſtiker, ein treuer Maler irländiſcher Geſittigung und irländiſchen Elends. Das Elend eines ganzen Volkes aber, wie verdient es auch immer ſein möge — und es iſt wol nicht zu leugnen, daß das irländiſche Volk eine Strafe für geiſtige und körperliche Trägheit, Aberglauben und Träumerei trägt — iſt ſtets ein Schauſpiel, dem wir unſere Theilnahme nicht verſagen können. Das Mitleid bricht ſich hier Bahn, ſelbſt auf Koſten des Urtheils, und die Sympathie regt ſich, ſelbſt wenn ſie minder geſchickt angeregt wird, als Banim dies zu thun pflegt. Mag der Verf. uns ſeine eignen Landsleute auch faul, leichtſinnig, dem Rauſch und der Träumerei ergeben, diebiſch, rachgierig und bettelhaft ſchildern, er verklärt dieſe Quellen des nationalen Jammers ſelbſt noch in dichteriſchen Farben und Tönen und nimmt unſern Antheil gefangen, wie gern wir ihm denſelben auch verſagten. In gleicher Weiſe zwingt uns das Schickſal Polens zur Sympathie, wenn wir auch fühlen, daß es ein ſelbſtbereitetes iſt, nicht anders, wie auch das Geſchick Irlands in den nationalen Untugenden ſeinen wahren Quell hat.

Bei ſeinen Schilderungen verfährt Banim durchaus wahr und unparteiiſch; er verdient dadurch ein größeres Maß von Vertrauen als Miß Edgeworth und Lady Morgan in ihren iriſchen Volksgemälden. Banim zeigt, was iſt, und verhehlt nicht, wie es geworden iſt. Seine Bilder ſind ungleich wahrer und beſtimmter als die der Morgan, und in ihrer Greiflichkeit und Beſtimmtheit liegt die Kraft und die lebendige Wirkung, mit der ſie uns erſchüttern und zur Theilnahme nöthigen.

Dieſelbe Beſtimmtheit und die lebendige Anſchauung ſeines Gemäldes zeigt ſich auch in dem letzten Werke Banim's: „Peter aus der alten Burg", deſſen Ueberſetzung uns hier gegeben wird. Neben der leicht bemerkbaren, fehlerhaften Neigung zu behaglichſter Breite, der der Verf. ſich in neuer Zeit und auch hier hingibt, neben den Vorwürfen hoher Unwahrſcheinlichkeit und Naturwidrigkeit, welche man mehren Scenen dieſes Romans entgegenſetzen kann, brechen auch hier wieder alle die dichteriſchen Verdienſte hervor, in welchen der Verf. ſich ſeit ſeinen erſten Werken treu geblieben iſt. Scharfe Erfindung, feſt gezeichneter Plan, tiefe Charakteriſtik, eine anziehende, jedoch etwas ſchwerfällige Entwickelung, geheimnißvolle, nicht leicht zu durchblickende Intrigue, grelles Gemälde der Leidenſchaft und treues Bild des Volks — dies ſind die hervorſtechenden Züge dieſes Romans. Um

in diese und in die ihnen gegenüberstehenden Mängel, Häufung der Verbrechen, Breite der Darstellung und falsche Naturbeobachtung, näher einzublicken, müssen wir die Entwickelung der Geschichte selbst vor unsere Betrachtung ziehen. Hier wird uns zunächst ein junger Mann, Raimund, und sein Pfleger und Vormund, Pratt, Gutsbesitzer und Advocat, vorgestellt, von dem wir bald inne werden, daß er seinen Zögling um Hab und Gut zu bringen trachtet, indem er, was sein ist, als Eigenthum behandelt und, sein Gewissen zu beschwichtigen, eine Verbindung zwischen dem Beraubten und seiner kränkelnden Tochter, Helene, begünstigt. Raimund dringt auf die Enthüllung seiner unbekannten Abkunft; Pratt läßt ihn merken, daß diese eine schmachvolle sei; darüber Bruch zwischen Beiden, in Folge dessen Raimund entflieht. Ein berüchtigter Räuber der Gegend, Schnellfuß, nimmt ihn auf und gibt sich ihm als sein Vater zu erkennen, was den jungen Mann, der die junge Gräfin Rosalie liebt, natürlich in Verzweiflung stürzt. Die Scene der Entdeckung zwischen Raimund und Schnellfuß ist überaus unglücklich geführt. Sie hat etwas komisch Albernes, das ihre Wirkung total zerstört, sowie denn überhaupt die Figur des Räubers diejenige Bestimmtheit und Schärfe vermissen läßt, welche Banim's Gestalten sonst auszeichnet. Desto treffender und trefflicher ist dagegen die Erscheinung des alten, fast stummen, geisteskranken und steinreichen Bettlers, Peter aus der Burg, mit seinen zwei Wächtern und Begleitern, so echt irländischen Gestalten, daß auf der ganzen Erde außerhalb der grünen Insel ihres Gleichen nicht anzutreffen ist. Hier ist Banim's starke Seite; in Figuren dieser Art übertrifft er selbst W. Scott, und Cooper ist vollends ein Stümper gegen ihn in der Zeichnung frecher Bettelhaftigkeit, bodenloser Roheit und eines Elends, das sich selbst und alle Welt verwünscht. Doch fahren wir in unserer Geschichte fort. Sonderbarerweise scheint Jedermann um Raimund's Herkunft zu wissen, nur Die nicht, die doch vorzüglich dabei betheiligt sind — dies ist ein anderer Fehler im Plan des Verf. Schnellfuß entführt den Betrüger Pratt und nöthigt ihn zum Geständniß vor Raimund — auch in dieser Scene ist viel Unnatur. Mitten in derselben wird Schnellfuß und Raimund mit ihm durch den albernen Cotteril gefangen. Der Räuber entschlüpft dem Kerker und Raimund allein bleibt darin zurück. Die Schilderung der Burgruine und des Bettlers Peter Wohnung darin und die einer irländischen Hochzeit, von der Pratt entführt wird, geben Ersatz für die Unwahrscheinlichkeit jener Scene. Die Geschichte eilt nun ihrem Schlusse zu. Schnellfuß' behauptete Vaterschaft entdeckt sich als Lüge, und Sancho, der alte Hund des Bettlers Peter, ist es, der in Graf O'Ruark, Rosalie Arnells' Pflegevater, den leiblichen Vater Raimund's, den verfolgten Bruder Peter's oder Collum M'Carthy, welchen dieser getödtet zu haben wähnt, entdecken läßt. Der Verbrecher Collum hat durch zwanzigjährige Buße die Verzeihung verdient, die der Bruder ihm gewährt; Helene Pratt stirbt, auch Peter sinkt in die Gruft und Raimund führt Rosalie Arnell als Braut heim. Der Räuber Schnellfuß war Peter's Vertrauter und seines Bruders Retter; Pratt flieht von dem Ort seiner tückischen Umtriebe. Die überkünstliche Verwickelung in dieser Geschichte, welche den Verf. nöthigt, fast ein Viertel derselben mit Erklärungen zu füllen, die der Roman stets so kurz als möglich abthun muß, hat kein Recht, uns zu gefallen. Und dennoch besiegen die hervorstechenden Verdienste des Verf. für Charakter- und Sittenmalerei auch noch diesen Mangel, wie sie den an Wahrscheinlichkeit schon besiegt hatten.

Alles zusammengenommen, zeigt sich dies Werk daher von fehlerhafter und in seiner Ueberfülle von schwächlicher Erfindung; aber es gibt eine ehrenvolle Probe von Talent für originelle Charakteristik, erschütternde Schilderung verworrener Seelenzustände und treffende Volksgemälde. Der Charakter des falschen, greinenden Hausmeisters Cotteril ist ein Beweis davon, daß eine geschickte Feder die Langweiligkeit selbst unterhaltend machen kann; Pratt und der Räuber sind höchst eigenthümliche Gestalten, Rosalie und Helene sind wenigstens nicht mißlungen; Peter aber, der Bettler, ist die vollendetste Gestalt des Gemäldes und eine der wirkungsvollsten, die wir überhaupt in Gemälden dieser Art kennen. Am wenigsten genügend ist, wie gewöhnlich, der Liebesheld selbst, dem wir sein Schwanken zwischen einer halben und einer ganzen Leidenschaft nicht verzeihen können.

Die Uebersetzung kann für gelungen gelten, wenngleich Richtigkeit und Deutlichkeit zu wünschen übrig lassen. In der Schilderung der Burg wird durch die unsorgfältige Wahl der technischen Ausdrücke viel Dunkelheit erzeugt. „Die Wasserrinne" ist ebenso wenig gut wie das „Angehänge", beides Worte, auf welche hier viel ankam. Immerhin aber wird diese Erzählung — und welche müßte nicht ihre einzelnen Ausstellungen erträglich machen durch die Freude an dem Ganzen? — sich befriedigte Leser und dem talentvollen Verf. der „O'Hara-Erzählungen" neue Freunde erwerben, wenn auch kaum zu zweifeln sein möchte, daß er die schönsten Gaben seines Geistes bereits ausgegeben hat.*)

2.

Die Monikine von Cooper.**)

Wer die Darstellungsweise Cooper's, die in seinen frühern Romanen, der „Steppe", dem „Letzten der Mohikaner" ꝛc. herrscht, gewohnt ist und sich mit ihr befreundet hat, der wird in diesem neuesten Romane des fleißigen Nordamerikaners ähnliche Schilderungen, Naturscenen und Bilder aus einer lebensvollen Wildniß erwarten. Er wird sich aber getäuscht finden, da dies Buch einem andern Gegenstande gewidmet ist.

Was den Plan und Zweck betrifft, so sind die „Monikine" den „Reisen Gulliver's" von Swift zu vergleichen, hinter denen sie jedoch sowol an Witz und Scharfsinn wie an Unterhaltungsstoffe weit zurückstehen. Als Hauptzweck des Verf. kann das Bestreben erscheinen, eine Uebersicht und vergleichende Darstellung der

*) Von der anerkannt geistreichsten Erzählung Banim's erscheint soeben eine deutsche Uebersetzung, auf die wir noch zurückkommen, unter dem Titel: Das Haus Nowlan, oder: Hang und Geschick. Ein irländisches Familiengemälde. Aus dem Englischen. Zwei Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1835. 8. 3 Thlr. 8 Gr. D. Red.

**) The Monikins. By *James Fenimore Cooper*. Drei Bände. Newyork und London 1835.

politischen Systeme von England und Nordamerika zu liefern, die er aber geflissentlich in ein phantastisches Gewand hüllt, um sein Thema mit möglichster Freiheit, Bequemlichkeit und Laune behandeln zu können, um den Leser wie den Beurtheiler über die Absichtlichkeit zu täuschen und den Faden irgend einer Materie nach Gutdünken fortspinnen und wiederabbrechen zu können. Das Phantastische ist beiweitem so überwiegend und vorherrschend, daß es oft schwer fällt, die darunter verhüllte Ironie und Satire hervorzufinden, und man muß oft aus einigen deutlichen Zügen die übrigen errathen. Wie bei allen Cooper'schen Sachen ist das neben der Hauptsache hertrabende Beiwesen sehr weitläufig; es findet eine Vermischung des Wirklichen mit dem Allegorischen statt, welche dem Leser einen nur bedingten und relativen Genuß zu gewähren vermag. Unstreitig hätte die Satire füglicherweise in einen halb so großen Umfang zusammengedrängt werden und der Dichter hätte den eigentlichen Kern seines Werks, welches die Einleitung und der Beschluß des Märchens ist, besser als zum Anfangs- und Schlußpunkt einer solchen Allegorie verwenden können. Die einleitende Erzählung ist vortrefflich, allein die Art und Weise, wie man sich aus einem Kreise von Männern und Frauen plötzlich in die Gesellschaft von Affen und in ein unwirkliches Fabelland versetzt sieht, hat etwas Gewaltsames und Unbefriedigendes.

Den Gegenstand der Erzählung bildet die Selbstbiographie John Güldenkalb's, des Sohnes eines Fonds-Agioteurs, der ein ungeheures Vermögen, das er auf alle erdenkliche Weise zusammengescharrt, seinem einzigen Erben hinterläßt. Der schnelle Besitz dieses großen Reichthums erzeugt in dem jungen Menschen eine Veränderung, die jedesmal stattfindet, wenn Jemand aus einer beschränkten Sphäre sich plötzlich zu großer Macht und Einfluß erhoben sieht. Mit allen Vortheilen einer guten Schulbildung ausgestattet, sieht er mit Verachtung auf die beschränkten Ansichten und niedrigen Vorurtheile herab, die von dem Geschäft seines Vaters und von dessen eigner Persönlichkeit unzertrennlich waren. Er kauft sich einen Burgflecken, erhält die Würde eines Baronets und wird zum Parlamentsmitglied erwählt. Auch trägt die Liebe dazu bei, seiner Jugendgeschichte eine poetischere Gestalt und seinem Wesen mehr Haltung und Veredlung zu geben. Die Tochter des Geistlichen, bei dem er erzogen worden, ein Mädchen, wie Cooper's Phantasie sie zu schildern liebt, mit „himmelklarem schwimmenden Blick", hat einen starken Eindruck auf sein Herz gemacht. Am besten hätte Sir John gethan, wenn er gleich von Anfang seinen Reichthum, Rang und sein liebendes Herz der Geliebten zu Füßen gelegt hätte; unglücklicherweise geht ihm mit seiner bürgerlichen Erhöhung ein ganz neues Licht auf, das ihm die gesellschaftlichen Verhältnisse in ganz andern Formen erscheinen läßt und ihm eine Denkweise einprägt, welche in den ruhigen Fluß seiner gesicherten Existenz störend eingreift. Sein erster Schritt ins Staatsleben weiht ihn in das System der gesellschaftlichen Theorien ein, unter welchem der Verf. wahrscheinlich die Philosophie Bentham's meint, welche unter den Händen der Staatswirthschafter sich in unzählige Atome zersplittert hat. Jetzt sind seine Träume an dem Paradies der himmelklaren Augen auf einmal aus, und es scheint ihm unerläßlich, die zarten Hände, welche an Weiße die Lilie beschämen, fürs Erste loszulassen, um sein Glück in einer größern Sphäre, als die der engen Häuslichkeit, zu suchen. Er kauft deshalb von allen möglichen Compagnien Actien an, läßt sich auf tausenderlei Speculationen ein, hält lange Tiraden über allgemeine Menschenliebe und begibt sich zuletzt auf Reisen. Bald aber bemächtigt sich seines Gemüths eine unerträgliche Leere, die ihn ganz krank macht. Er schreibt reumüthig zurück an die verlassene Geliebte, um wieder von ihr in Gnaden aufgenommen zu werden, allein ohne Erfolg, denn diese erklärt ihm, daß sie ihn völlig losgäbe und ihm zu der Realisation seiner phantastischen Lieblingspläne alles mögliche Glück wünsche. Dieses Ereigniß bildet den Wendepunkt in dem Leben des Helden und des Buches. In Paris kommt er in die Gesellschaft eines amerikanischen Robbenfängers, Namens Captain Noah Pope, eines ganz originellen und wunderlichen Kauzes, dessen größte Eigenthümlichkeit darin besteht, jedesmal in dem Zustande der Entzückung oder sonstiger Aufregung mit den Knöcheln der Finger auf den Tisch zu schlagen und „König" zu schreien. Dieser Capitain Noah wird Sir John's vertrautester Freund. Eines Tages begegnen sie auf der Straße einer Gesellschaft von Savoyarden, welche Affen (dies sind eben die Monikine, ein Name, der aus dem englischen Monkey corrumpirt ist) herumführen und ihre Künste zeigen. Mittels seines Alldurchdringungsprincips glaubt Sir John in dem einen dieser Affengesichter Spuren eines ungewöhnlichen Verstandes zu entdecken. Da entschließt er sich denn kurz und kauft die ganze Gesellschaft dem Savoyarden ab. Er logirt sie sämmtlich in seinem Hôtel ein und wird am Morgen beim Lever sehr überrascht, in dem Nebenzimmer seines Schlafgemachs ein lautes, leidenschaftliches und pikantes Gespräch in einer ganz fremden Mundart zu vernehmen. Neugierig, wer sich in dem Hôtel schon am Morgen so seltsam vernehmen lasse, springt Sir John aus dem Bett und in seine Pantoffeln, schleicht auf den Zehen nach der Thüre und stellt sich so, daß er einen Ueberblick über die discurirenden Personen hat. Wie wird ihm aber zu Muth, als er sieht, daß dies Niemand anders als die vier Affen sind, die er gestern gekauft hat. Die beiden Aeltesten der Gesellschaft, ein Herr und eine Dame, führen dabei das Wort. Unter vielen Complimenten nähert sich ihnen Sir John und unterhält sich mit ihnen geraume Zeit in französischer Sprache, welche der ältere Gentleman mit einem etwas russischen Accent spricht. „Bei den Damen kamen, besonders in den tiefern Tonlagen ihrer Stimmen, mitunter Laute vor, die den seufzenden Klängen der Aeolsharfe nicht unähnlich waren."

Um den Gegenstand dieser Affengespräche nicht weiter zu verfolgen, in welchen viele Differenzpunkte des Menschen- und Affengeschlechts ausführlich erörtert werden und wobei es zu Argumenten und Gegenargumenten aller Art, ja sogar zu förmlichen Protokollen kommt, so ist das Ende von der Sache, daß die ganze Gesellschaft sich in einem von dem Capitain Noah commandirten Fahrzeuge, das Wallroß genannt, nach Hochsprung, dem Affenlande, einschifft. (Hochsprung und Tiefsprung sind die Allegorien für England und Amerika.) Bei Schilderung der Durchfahrt durch das Eis unter einem unbestimmbaren Breitengrade zeigt sich Cooper's ganzes Talent, welches in solchen Scenerien und Malereien seinen Culminationspunkt erreicht. Sogleich nach Ankunft der Reisenden in Hochsprung werden sie in die Localinteressen der Politik verwickelt und der übrige Theil des Werkes bis zur Abreise Sir John's nach England ist eine Art von allegorischer Darstellung, worin die Einrichtungen Englands und Amerikas in auffallenden Contrasten einander gegenübergestellt werden. Das Erbaulichste bei der Verwickelung dieser Interessen ist, daß Sir John endlich von seinen Theorien und seiner Systemsucht geheilt wird und zuletzt noch in den Besitz der himmelklaren Augen gelangt. Von der Art und Weise der Satire, die in diesem Buche, das uns Cooper von einer ganz neuen Seite zeigt, herrscht, gibt folgende Schilderung des Primas von Hochsprung Zeugniß, welche einen Hieb auf die anglikanische Kirche enthält.

„Der Leser wird die Begierde begreifen, womit ich mich hinzudrängte, um einen Heiligen zu sehen zu bekommen, der in einem so civilisirten Staate, wie der der Monikine, lebte. Da die Cultur hier solche Fortschritte gemacht hatte, daß die ganze Bevölkerung, selbst die Vornehmsten, König und Königin, sich fast um gar keine Kleidung mehr kümmerten, so war ich sehr begierig, was für ein Mantel die Häupter der dortigen Kirche umhüllen würde. Vielleicht hatten sie alles Haar von ihrem Körper geschoren, zum Zeichen der allertiefsten Selbstdemüthigung und trugen die nackte Haut zur Schau, um durch den Augenschein zu lehren, was sie eigentlich für ein armes, elendes, gebrechliches und hülfloses Geschlecht seien. Vielleicht krochen sie auf allen Vieren gen Himmel, um ihre Unterwürfigkeit, ihre Unwürdigkeit, vor den Augen der reinsten Geister in einer auf-

rechten Haltung zu stehen, zu manifestiren. Allein alle diese Vorstellungen, die ich mir machte, zeigten mir nur den Irrthum meiner Schlußfolgerungen, die ich, leider nicht in die Finessen einer höchsten Civilisation eingeweiht, zu machen genöthigt war. Seine Hochwürden, der gnadenreiche Vater in Gott, trug eine Mantel von ausgezeichneter Schönheit und Kostbarkeit, dessen Stoff aus jedem zehnten Haare der sämmtlichen Bürger von Hochsprung bestand, die sich mit Vergnügen auf diese Art rupfen ließen, um allen Bedürfnissen seiner demüthigen Hochwürdigkeit auf das Vollständigste zu genügen. Ein so eingerichteter Mantel mußte natürlicherweise ziemlich groß und weit sein, und es kam mir auch ganz so vor, daß der Prälat nicht recht wüßte, wo er damit hinsollte, besonders, da die festgesetzten Contributionen ihm jährlich einen neuen Requelaure lieferten. Meine Neugier erstreckte sich auch besonders darauf, wie er es mit seinem Schwanz gehalten haben würde, denn da ich wußte, daß die Eingeborenen von Hochsprung sich auf die Länge und den wohlconditionirten Zustand dieses Gliedes viel zu Gute thun, so glaubte ich natürlich, daß ein Gesalbter der Kirche, der bei aller Demuth ein so ausgezeichnetes Gewand trug, auch in diesem Punkte seine Bestimmung auf eine in die Augen fallende Manier eingerichtet haben würde. Die weiten Falten des Mantels verbargen, wie ich bemerkte, nicht nur die Person, sondern auch die vorzüglichsten Gesten des Erzbischofs und ich schickte daher, freilich mit einer geringen Hoffnung des Gelingens, den Brigadier ab, um hinter dem bischöflichen Gefolge eine Ausforschung zu veranstalten. Das Ergebniß betrog abermals meine Erwartungen; anstatt des Gliedes, worüber ich bei ihm im Unklaren war, zu ermangeln, oder dies Geschenk der Natur unter den Falten seiner Robe zu verbergen, trug seine Ehrwürden nicht weniger als sechs Schwänze, nämlich seinen eignen und noch fünf andere dazu, die auf eine subtile, von dem geistlichen Scholasticismus erfundene Manier, die man am besten mit Stillschweigen übergeht, aneinander befestigt waren, wie der Capitain mir späterhin erzählte. Dieses lange Geschwänz ließ der Prälat hinter sich schleppen und den Boden fegen, und diese Hantirung seines Hintertheils war das einzige Zeichen von Demuth, das ich bei ihm bemerken konnte."

Den sonstigen Inhalt dieses Buches anlangend, so ist die darin enthaltene Satire unstreitig viel zu sehr ins Breite gezogen. Die langen Unterhaltungen und versteckten Allegorien der geistreichen Monikine fangen bald an zu ermüden, und das Vortheilhafteste des Buches, das frühern Erscheinungen dieser Art in der englischen Literatur auffallend nachsteht, ist wol nur die neue politische Seite, die man dadurch an dem etwas zu monotonen Talente des Verf. entdeckt. *) 150.

Grundzüge des Naturmechanismus. Nach dem Manuscript eines unbekannten Forschers. Herausgegeben von Rafael Genhart. Erstes Heft. Schaffhausen, Hurter. 1834. Gr. 8. 8 Gr.

Das Schriftchen tritt mit der Miene des Geheimnißvollen unter die Herren Physiker und erbietet sich, als Magus ihnen die so lange geblendeten Augen zu öffnen. Der unbekannte Forscher läßt nicht übel merken, daß er bald der große Unbekannte sein werde. Doch gibt er hier nur ein schmales Heftchen seiner Mittheilungen und behält die zwei übrigen Theile „aus gewissen Gründen, die freilich nur Wenigen bekannt sein können", vorläufig für sich. Der Herausgeber sagt dem Unbekannten als besondere Empfehlung nach, daß er kein Zögling der Schule (welcher?) sei; daß seine Theorie sich von jener der Schule sehr unterscheide, und daß diese Theorie „darum aus ihrer Verborgenheit hervortrete, weil sie durch ein unerwartetes Ereigniß (?) hervorgerufen wurde." Das Werkchen soll ein eigentlicher Schlüssel zur bisher verschlossenen Getriebkammer der Natur sein. Es gibt eine (neue) „Aetiologie der Schwere, des Zusammenhangs, der superficiellen Anziehung und Capillarität, der chemischen Anziehung, der magnetischen Anziehung, des Elektromagnetismus, des Hebels". Die ganze Theorie ist, wie der Herausgeber sagt, in gedrängter Kürze dargestellt, d. h. ohne Belege und ohne Ausführung. So wird die Gravitation schlechthin erklärt: „Die Elementartheilchen der feinern Materie, die in den Zwischenräumen und Poren eines Weltkörpers, z. B. der Erde, in Bewegung sind, bestreben sich, den Körperstoff, der untauglich ist, ihre Eindrücke anzunehmen und fortzupflanzen, von sich auszustoßen, folglich sich von ihm abzusondern und ihn in einen engern Raum zusammenzudrängen." Das feinere Element dringt also „aus dem Innern der Erde durch die Poren der Körper nach der nächsten Erdoberfläche und stößt die Körper, durch deren Poren es aufwärts dringt, rückwärts an die Stellen, die es selbst verläßt, d. i. gegen den Mittelpunkt der Erde". Was aber die feine Materie, auch Urflüssigkeit genannt, sei, was unter den Poren der Erde zu verstehen sei, welche Beweise es für dieses Hervordrängen der Materie gebe und was die Ursache eben dieses Hervordrängens sei, das Alles wird nicht einmal berührt — wir wollen indeß die übrigen geheimnißvollen Theile abwarten, bevor wir ein Urtheil über des Verf. Theorie fällen. 20.

Literarische Notizen.

Von Colletta's „Storia del reame di Napoli ec." von 1734—1825 veranstalten Ch. Lefèvre und L. B*** eine französische Uebersetzung, von welcher bereits zwei Bände ausgegeben sind.

In zwei Bänden erschien „Histoire de la chute de l'empire romain et du déclin de la civilisation" v. J. 250—1000 von Simonde de Sismondi.

„Recherches sur la topographie de Carthage" von Dureau de Lamalle, mit Anmerkungen von Dusgate und vier Plänen, sind bei Didot herausgekommen. 48.

Literarische Anzeige.

Shakspeare.

Den zahlreichen Freunden der Meisterwerke dieses Dichters wird die Anzeige willkommen sein, daß

Shakspeare's Schauspiele, erläutert von Franz Horn. Fünf Theile. (107 Bogen.) Gr. 8. 1822—31.

welche bisher 8 Thlr. kosteten, jetzt im Preise auf **3 Thlr. 12 Gr.** ermäßigt sind.

Zugleich mache ich noch auf nachstehende Uebersetzungen aufmerksam:

Shakspeare's Schauspiele, übersetzt von Johann Heinrich Voß und dessen Söhnen Heinrich und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. 9 Bände. (356½ Bogen.) Gr. 8. 1818—29.

Früherer Preis 27 Thlr., jetzt 9 Thlr.

Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Zwei Theile. Gr. 8. 1823—29. 5 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im September 1835.

F. A. Brockhaus.

*) Es ist bereits eine Uebersetzung von Cooper's „Monikins" erschienen, unter dem Titel: Die Meerkatzen. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg. 1835. Gr. 16. 3 Thlr. 12 Gr. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 267. — 24. September 1835.

Geſchichten Beſeſſener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiete kakodämoniſch-magnetiſcher Erſcheinungen von Juſtinus Kerner; nebſt Reflexionen von C. A. Eſchenmayer über Beſeſſenſein und Zauber. Karlsruhe, Braun. 1834. Gr. 8. 1 Thlr.

Kaum hat der Leſer den unheimlichen Eindruck, den er von der Lecture der „Seherin von Prevorſt" in der Erinnerung zurückbehalten, überwunden — und Manchem liegt der Schrecken über jenen Geſpenſterſpuk noch in den Gliedern —, ſo ſieht er ſich durch die beiden Hexenmeiſter, Kerner und Eſchenmayer, ſchon wieder in einen neuen Zauberkreis gebannt. Wo wird das endigen? Dringen dergleichen Geſchichten erſt einmal in das Volk, ſo bleibt keine Schildwache mehr auf ihrem Poſten und kein Kind ſchläft mehr allein in ſeiner Kammer; ja, wenn die armen gequälten Seelen es erſt einmal hinterkommen, daß es wieder mitleidige Menſchen gibt, in deren Leiber ſie ſich einlogiren und durch deren Gebet ſie Erlöſung hoffen können, ſo wird es an Geſpenſtern nicht fehlen, und wir freuen uns ſchon im Voraus auf das bändereiche, ſchauerliche Geſpenſterarchiv, was die obengenannten Herren zur Aufnahme ihrer Geſchichten anlegen werden. Doch wir ſcherzen bei einer Sache, die eine ſehr ernſte Seite darbietet, und obwol wir zur Ehre der beiden genannten Schriftſteller nicht annehmen mögen, daß ſie abſichtlich Furcht und Aberglauben unter den Menſchen verbreiten wollen, ſo möchten wir doch wiſſen, ob ſie ſich ernſtlich die Frage geſtellt haben, welche Folgen die Verbreitung ihrer Beobachtungen und der darauf gegründeten Anſichten und Glaubensbekenntniſſe haben können und ohne Zweifel haben werden? Wir meinen damit nicht, daß ſie die von ihnen beobachteten Thatſachen hätten verſchweigen ſollen, denn dieſe gehören dem Reiche der Wiſſenſchaft an und werden früher oder ſpäter darin ihre Stelle finden; aber die Mittheilung derſelben an das größere Publicum, die Annahme, daß die Ausſagen von Menſchen mit krankem Körper und kranker Phantaſie wahr ſeien; die Folgerungen daraus für das Leben und für den religiöſen Glauben, — haben ſie ernſtlich bedacht, wohin das führen werde? Hat ſie ihr Gewiſſen nicht gemahnt, vorſichtig zu ſein in Verbreitung abergläubiſcher Vorſtellungen, die der Welt Ruhe, Blut und Leben genug gekoſtet haben, als daß man ſie wieder aus der dunkeln Nacht heraufbeſchwören ſollte, in die ſie das helle Licht der Vernunft zurückgedrängt? Haben ſie nicht bedacht, daß auch ſie Menſchen und dem Irrthum unterworfen, daß Irrthümer, einmal verbreitet, nicht ſo leicht wieder auszurotten ſind?

In der That überbietet dieſe „Geſchichte Beſeſſener" faſt noch die bekannte „Seherin von Prevorſt" an Dunkelheit und Unglaubwürdigkeit, und ſchreitet ſo weit in das Gebiet des alten Volksaberglaubens hinüber, daß faſt nur noch ein Schritt zum tollſten Hexenglauben übrig iſt. Ja, nach Eſchenmayer iſt dieſer Glaube bereits wieder in ſeine Rechte eingeſetzt, und die alten Weiber mit rothen Augen u. ſ. w. mögen auf ihrer Hut ſein.

In der erſten Abhandlung von Kerner: „Einige Bemerkungen über Beſeſſenſein, beſonders in geſchichtlicher Hinſicht", bemüht ſich der Verf. zu beweiſen, daß ſich die Lehre vom Beſeſſenſein und das Vorkommen deſſelben, nicht unähnlich dämoniſchen Erſcheinungen, wie ſie noch bis auf den heutigen Tag ſich zeigen, nicht blos im Neuen Teſtamente, ſondern auch in Schriften noch früherer Zeit finde. Unter Andern beruft er ſich auf Lucian, der von einem gewiſſen Syrus aus Paläſtina erzählt, er habe die Kunſt verſtanden, Leute, welche gegen den Mond zu Boden fielen, die Augen dabei verdrehten und den Mund voll Schaum bekamen, aufzurichten und zu heilen; er habe dann den Dämon durch Beſchwörungen, oder, wenn dieſe nicht wirkten, durch Drohungen ausgetrieben. Sonderbar, daß hier dem Heiden durch unchriſtliche Mittel gelang, was nach des Verf. ſpäterer Behauptung nur durch Gebet im Namen Jeſu zu bewirken ſein ſoll! Wahrſcheinlich wird der Verf. dieſen Widerſpruch dadurch zu löſen ſuchen, daß er, wie ſpäterhin bei Eleazar's Beſchwörungen, annimmt, ſie hätten nur momentane Hülfe geleiſtet und der Dämon hätte ſich bald wieder gezeigt. Wie wunderbar muß man ſich doch oft geberden, um Dinge ſeinem Syſteme anzupaſſen, die ſich damit nicht vereinbaren laſſen wollen! Dieſem Syſteme zu Liebe nimmt nun auch der Verf. die Vorſtellungen von dem Beſeſſenſein, wie ſie uns das Neue Teſtament überliefert hat, genau nach den Worten.

Chriſtus und ſeine Apoſtel — heißt es — trugen die wirkliche Lehre von Beſitzungen vor und behaupteten ſie, und wäre es eine irrige Lehre, ſo hätten die inſpirirten Lehrer des Evangeliums nothwendig von einem Irrthume frei ſein müſſen, der ſich unglücklicherweiſe der Religion beimiſchte, die ſie auszubreiten

ſuchten, und ſie hätten alſo den Irrthum vielmehr berichtigen müſſen, als daß ſie das Volk wiſſentlich in demſelben beſtätigten.

Ohne nun aber den Lehren der heiligen Schrift im Geringſten zu nahe zu treten, kann man doch wol nicht annehmen, daß eben dieſe inſpirirten Lehrer von wiſſenſchaftlicher Seite auf derſelben Stufe der Bildung ſtanden, auf der wir ſtehen, und daß ſie in Dingen, bei denen es zunächſt auf ſcientifiſche Erkenntniß ankam, nicht hätten irren können. Geſetzt aber auch, ſie hätten über das Weſen des Beſeſſenſeins andere und hellere Begriffe gehabt, als Diejenigen, unter denen ſie lebten und lehrten, ſo mußten ſie ſich doch bequemen, die Sache mit dem Namen zu belegen, der damals der herrſchende und allgemeinverſtändliche war. Daß man ſchon in ältern Zeiten den Zuſtand des Beſeſſenſeins von andern krankhaften Zuſtänden unterſchied, daß man ihn dämoniſchen Einwirkungen zuſchrieb, weil man ihn nicht auf andere Weiſe zu deuten wußte, mag wol ſein; aber daraus folgt noch nicht, daß er kein krankhafter Zuſtand iſt. Als man noch nicht wußte, woher es komme, daß manche Kühe zu manchen Zeiten blaue Milch gaben, ſchrieb man dies der Hexerei zu, gibt es aber deshalb Hexen? Allerdings müſſen wir annehmen, daß das Beſeſſenſein eine eigenthümliche Krankheitsform iſt und ſich von andern Formen des Wahnſinns, der ſpasmodiſchen Krankheiten u. ſ. w. unterſcheidet; aber aus ſeinen Symptomen, wie ſie uns hier nach ältern und neuern Fällen geſchildert werden, folgern zu wollen, es hänge von dämoniſchen Einwirkungen ab, dazu ſind wir ſo lange nicht berechtigt, als noch eine andere naturgemäßere Erklärung übrigbleibt. Es gibt ähnliche Krankheitsformen, deren Erſcheinungen nicht weniger ſeltſam und räthſelhaft ſind, ohne daß es deshalb den Aerzten einfiele, ſie von den Grenzen der pathologiſchen Zuſtände auszuſchließen; wir erinnern nur an die Lycanthropie, die Tanzwuth, die Convulſionairs am Grabe des Abt Paris, die Somnambulen u. ſ. w. Selbſt wenn es wahr wäre, was indeſſen noch keineswegs erwieſen iſt, daß dergleichen Beſeſſene durch keine leibliche Arznei, ſondern nur allein durch Gebet zu heilen ſeien, ſo würde daraus doch noch nichts für die dämoniſche Einwirkung folgen, indem es ja wol möglich wäre, daß eine fixe Idee nur wieder durch eine andere zerſtreut werden könnte, eine Thatſache, die im Reiche der Pſyche leicht ihre Erklärung findet und ſchon oft dageweſen iſt.

Ob, wie Kerner nach dem Beiſpiel älterer Ausleger annimmt, die Dämonen (*Δαιμονες*) des Neuen Teſtaments nicht Teufel, ſondern Geiſter böſer Menſchen geweſen ſeien oder nicht, mögen die Theologen ausmachen; auf alle Fälle aber zeugt es von wenig Reſpect gegen den Höllenfürſten und ſeine Geſellen, ſie des hier den Dämonen eingeräumten Rechtes auf die leibliche Creatur verluſtig machen zu wollen. Wo ein böſer Dämon zu wohnen das Recht hat, darf ſich auch wol ein Teufel einquartieren, und je ſchwerer die Austreibungskunſt, deſto größer das Verdienſt.

Obwol wir nun nicht leugnen können, daß uns die Einführung jenes alten Aberglaubens an das Beſeſſenſein von böſen Geiſtern in einer Zeit, wo den Forſchungen des menſchlichen Geiſtes die Löſung wol noch anderer ſeltſamer Probleme geglückt iſt als dieſe Geſpenſtergeſchichten, wenn er ihnen mit der erforderlichen Unbefangenheit, mit Fleiß und Beharrlichkeit oblag, zu den Verirrungen der deutſchen Philoſophie zu gehören ſcheint, auf die die Nachwelt nur mit Bedauern zurückſehen wird, ſo halten wir doch die neuern Beobachtungen, wie ſie uns in der hier anzuzeigenden Schrift dargeboten werden, vom pſychologiſchen Standpunkte aus angeſehen, für höchſt intereſſant und aller Beachtung würdig. Ja, es bleibt immer höchſt merkwürdig, daß in einer Zeit, in der die Ausbildung des Verſtandes auch in den niedern Ständen mehr und mehr fortſchreitet, hier und da Erſcheinungen zu Tage treten, die auf noch unbekannte und verborgene Kräfte des Menſchen hinweiſen und allerdings mit Erſcheinungen, wie ſie uns durch Ueberlieferungen aus grauer Ferne zugekommen ſind, große Aehnlichkeit haben. Wenn auch zur Prüfung ſolcher Geſchichten die aufmerkſamſte Beobachtung und die ſchärfſte Kritik gehört, da dabei gewöhnlich Täuſchungen mitunterlaufen, der ungebildete und durch das Seltſame der Erſcheinung befangene Beobachter leicht mehr ſieht, als zu ſehen iſt, und das Gewicht, was man auf die Sache legt, die handelnden Perſonen gern zu Uebertreibungen und künſtlichen Ausſchmückungen verleitet, wie dies ja häufig auch bei Somnambulen beobachtet worden iſt, ſo liegt doch dergleichen Factis gewöhnlich *etwas* Wahres zum Grunde, und man würde ſehr unrecht thun, ſie ganz zu ignoriren oder gradehin für Erdichtungen zu erklären. Hr. Kerner fahre daher nur fort, ſie zu ſammeln; am Ende wird ſich der Schlüſſel dazu ſchon finden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Weitere Nachrichten über das „reine" Lutherthum in Schleſien.

Wir haben bei der Anzeige der Abhandlung des Hrn. Dr. Olshauſen und einiger andern Schriftchen über dieſen Gegenſtand die Leſer, die wenigſtens einige Notiz davon zu haben wünſchen, in Nr. 156 d. Bl. damit bekannt gemacht. Was wir vorausſagten, daß die Sache damit nicht beendigt ſei, iſt eingetroffen. Sie iſt freilich nur ein kleines Luftbläschen in Vergleich mit den ſchäumenden Meereswogen, welche jetzt einherbrauſen; aber es dünkt uns, daß ſie doch für Preußen und für jeden Denker nicht ohne Bedeutung ſei, ja, es noch mehr werde, wenn die Mittheilung in der „Allgemeinen Kirchenzeitung", 1835, Nr. 107, wahr iſt, „daß die religiöſen Schwärmer in Kaſſel mit andern des Auslandes und namentlich mit einigen in Preußen in Verbindung waren", und in Nr. 118: „daß die Umtriebe der in Schleſien verbreiteten Sekten ſich noch immerfort verbreiten, trotz der von den Behörden gegen ſie genommenen Maßregeln". In Hönigern, dem Hauptherde, iſt zwar ein neuer Prediger eingeſetzt; aber wie willkommen er ſei, hat man ihm „durch Einwerfen der Fenſter bezeugt". Wenige von den Sektirern gehen in die Kirche, nur der ruhigere und vernünftigere Theil beſucht ſie und wünſcht ein Ende des Skandals. Dieſe reinen Lutheraner, wie ſie ſich nennen, nehmen übrigens Katholiken und Evangeliſche in ihren Conventikeln auf. In den Kreiſen Ramslau, Oels, Münſterberg, Nimptſch, Jauer und Liegnitz ſind ſie am meiſten verbreitet, ſtiften aber den größten Zwieſpalt in Gemeinden, Familien, unter Nachbarn und ſelbſt Blutsverwandten an. Dies Alles läßt

sich wol aus den Schriften, die wir jetzt weiter erwähnen wollen, beglaubigen.

1. Die Beschuldigungen des Herrn Dr. Olshausen, Prof. der Theologie an der Universität zu Erlangen, gegen die hönigernsche Kirchengemeinde, ihren Pastor und alle schlesischen Lutheraner in der Abhandlung: „Was ist von den neuesten kirchlichen Ereignissen in Schlesien ꝛc." Beleuchtet in einem offenen Sendschreiben von E. G. Kellner. Leipzig, F. Fleischer. 1835. Gr. 8. 6 Gr.
2. Mittheilungen über die neueste Geschichte der lutherischen Kirche. Herausgegeben von J. G. Scheibel. Ersten Bandes erstes Heft. Altona, Hammerich. 1835. Gr. 8. 8 Gr.
3. Worte eines Lutheraners an seine Brüder in Schlesien, nebst Berichten über die neuesten Begebenheiten in der evangelischen Kirche dieses Landes. Erstes Heft. Hamburg, Perthes. 1835. Gr. 8. 6 Gr.

Da haben wir denn wieder das herrliche Schauspiel auf dem Kampfplatze der Streittheologie, wie es die Kirchengeschichte schon oft unter den Klopffechtern der christlichen Kirche weder zum Ruhme noch zum Gedeihen des Christenthums aufgestellt hat. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; aber die bittern und warmstichigen Producte, womit diese geistlichen Herren einander bewirthen, werden nimmermehr die Rationalisten an diese Tafel der Orthodoxie, des Neuevangeliums, des Pietismus und der Mystik einladen; und fast scheint es, man sehe hier und da schon ein, daß die gesunde Vernunft doch etwas besser sei als die spitzfindige Schultheologie und der Vernunfthaß.

Nr. 1. Hr. Dr. Olshausen wird schwerlich auf die Anklagen schweigen, welche sowol Hr. Kellner als auch Hr. Scheibel in Nr. 2 vorgebracht hat. Der Erstere gibt ihm Schuld, „die Actenmäßigkeit des Berichts sei verdächtig; auch habe er nur eine Partei gehört; sein Correspondent aus Schlesien habe, wenn ihm alle Acten bekannt gewesen, die Wahrheit verdreht oder verschwiegen"; Hr. Olshausen habe die Lutheraner von vorn herein, wie die Pharisäer die Galiläer (Joh. 7, 47—52), verurtheilt, als ob sie nichts Wahres sagen könnten, und er sei mit den Abendmahlformeln der alten und neuen Agende leider gar nicht bekannt. Nach Kellner's Erzählung lautet nun allerdings Vieles anders, als es Hr. Olshausen will erfahren haben, und Luther würde gegen einen unirten Superintendenten, gegen ein solches Consistorium und Verfahren auch wol kaum anders gehandelt, er würde wahrscheinlich die Kirchenschlüssel auch nicht freiwillig an eine unirte Behörde, sondern an die Gemeinde abgeliefert haben; denn grade in der Lehre vom Abendmahl war er gegen die Schweizer bekanntlich ganz unerbittlich. Aber daß man 1835 noch so starres Lutherthum fand, ist freilich nur zu beklagen. Der ganze Auftritt war höchst unerfreulich. Wie schmerzlich muß es einem so frommen und duldsamen Könige sein, dessen Grundsatz es ist: „Da sei Gott vor, daß Jemand um seines Glaubens willen sollte angefochten werden", wenn er nun lieset, daß die Lutheraner in landräthlichen Aemtern Aeußerungen hinnehmen müssen wie folgende: „Was wollt denn ihr Verdrehten, ihr Verrückten, noch groß reden und euch vertheidigen? Ihr gehört ja Alle ins Tollhaus nach Leubus, dahin werden wir euch schicken, oder wollt ihr nicht dahin, so wollen wir euch in drei Tagen Auswanderungspässe geben." Hr. Dr. Hahn in Breslau, der von Leipzig aus die ganze Kirche von den Rationalisten retten wollte, hat nach S. 36 nicht einmal diese Lutheraner zu gewinnen gewußt; „freilich kam er nicht auf vorhergegangenes Bitten um eine Unterredung, sondern mit Soldaten". Das ist nicht der christliche Geist gegen Irrende. Es ist sehr zu wünschen, daß Hr. Olshausen Alles, was Hr. Kellner als Erdichtung und Verleumdung uns gibt, gründlich widerlege. Es ist auch sehr begreiflich, daß, wo Militair angewendet und einquartirt wird, von diesem leicht ungebührliche Reden fallen, z. B. S. 36: „Wir marschiren nicht eher ab, als bis ihr euch für die neue Kirchensache erklärt und die Kirche besucht habt." Von auch nur „kurzem Widerstande", ehe die Kirche genommen wurde, will Hr. Kellner nichts wissen. Die Kürassiere beschwerten sich darüber in einem Schenkhause: „O über die Lämmelsbrüder in Hönigern! wir dachten doch, die Betbrüder würden sich etwas wehren, etwas von Stein und Stahl mitbringen, aber so brachten sie blos das Gesangbuch mit, und wie sie den ersten Kolbenstoß hatten, zerstoben und flohen sie wie der Schnee im Sturm; doch unsere und der Husaren Säbel haben ihnen das Laufen etwas angestrichen und sie Einiges gefuchtelt"; „von den, sei es auch flachen Säbelhieben haben auch Einige geblutet!" Kellner mag wol ein ganz ehrlicher Mann sein; die Ruhe, mit welcher er im Ganzen seine Sache führt, nimmt für ihn ein. Aber er ist befangen wie alle neuevangelische Buchstabenmenschen, die nun zwar zum Theil keine Lust zu haben scheinen, für das Lutherthum, das sie sonst für untrügliche Norm, christliche Schriften zu beurtheilen, halten, Märtyrer zu werden, aber für andere Parteien des kirchlich orthodoxen Systems mit eben der Schwäche und Intoleranz sprechen, wie Kellner und Consorten für die Luther'sche Abendmahlslehre. Sein Schicksal, wie die Nachschrift sagt, ist traurig. Seit dem 16. Sept. vor. J. hat er 15 Wochen Stadtarrest, 9 Wochen engstes Policeigefängniß und 9 Wochen Hausarrest gehabt und am 2. Mai wurde er plötzlich in das Inquisitoriatgefängniß zu Breslau abgeführt, ohne einen Grund zu erfahren. Am 19. Jan. schon hat er vergeblich um seine Freiheit, und nach vier Monaten war er zu keiner Untersuchung und Verantwortung gezogen worden. Wer muß nicht solche Klagen in dem sonst wegen humaner Behandlung und prompter Justiz gerühmten Preußen auffallend finden? wer nicht hierüber Aufklärung wünschen?

Nr. 2. Hr. Dr. Scheibel hat Scharfblick, nur hat er eine falsche Brille vor den Augen; was und wie sie ihm dies darstellt, das weiß er zu benutzen. S. 1—30 ist eine polemische Einleitung. Aber, liebe Herren, wenn euer Reich der vermeinten Rechtgläubigkeit unter sich so uneinig ist, wie hier, wie kann es bestehen? Ihr werdet wol am Ende Vernunft (raison) annehmen müssen. Zwar wird hin und her auch wol, wie von Hengstenberg, so von Scheibel von „geliebten, brüderlichen Freunden" (S. 9) gesprochen; aber das thut nichts, man kann sie dabei doch injurirende Pamphletschreiber, Lügner und Verleumder u. s. w. nennen. Es geschieht bei Herrn Scheibel, wie bei dem Schimpfer Dekan Brand in Baiern, der die Unionskirche frech und ungestraft „ein Babel" schmäht, Alles „in Bescheidenheit und Liebe", wenn er auch S. 2 die Gegner „evangelische Hierarchen" nennt, ihr Handeln (S. 1) „für das Werk des Teufels erklärt, der sich nie mehr als jetzt auch Christen (d. h. wol Lutheranern) wie einen Engel des Lichts darstellt". Sie sollen es doch ja nicht übel nehmen, daß er sie (S. 8) nicht Andersdenkende, sondern biblisch, so fatal es auch klingt, Ungläubige nennt, sie mit „Jannes und Jambres" vergleicht, worunter wol die Rotte Korah verstanden wird, die von der Erde verschlungen wurde (S. 9). Wenn selbst „die wissenschaftliche Theologie, an der Spitze von Infanterie und Cavalerie, schmeichelhaft einer armen, ihres Hirten beraubten Heerde den Schwur ablegt: es werde nichts in ihrem Lutherthume geändert, während das eigne Theologische laut das Gegentheil bezeugt? und Christus vom Throne des Vaters ins Herz so tief warnend ruft: Was ihr gethan habt ꝛc., — wohl dann, wenn unter solchen Unionsküssen das Urtheil in früherer Schrift noch zu scharf dünkt; — das Neue Testament spricht Johannes' Urtheil über Judas, seinen Collegen, spricht höchst warnend zum irrenden Gemüth." „Nicht richten, warnen können und müssen wir." Nun, wahrlich wer das nicht richten genannt wissen will, wenn man ein „Ungläubiger" ein „Jannes und Jambres, ein Meineidiger, ein Judas, ein Ignorant", wie „ein Quartaner oder Confirmandenschüler" gescholten wird (S. 11) und immer wieder Christus und Belial, die Lutheraner und die Unirten einander gegenübergestellt werden. Einen unmittelbaren Rebellen wollen wir Scheibel nicht nennen, aber von Herzen kann er dem Könige nicht zugethan sein, und auch ihm nicht die Herzen gewinnen, wenn er ihn auch einen „hochverehrten Monarchen" nennt, wenn die Union ein Satanswerk ist und die Unirten „Ketzrünnige" sind. Den „argen Rationalisten

Gesenius und Wegscheider rühmt es Scheibel nach, daß sie mindestens mit echter evangelischer Gerechtigkeit ihres verfolgten, groben, lutherischen Ketzerrichters sich angenommen haben". Was meint ihr wol dazu, ihr Neuevangelischen? Ist nun Scheibel nicht noch ein viel ärgerer Ketzer, daß er solchen Menschen echt evangelische Gerechtigkeit zu-, sie euch aber abspricht? Uebrigens bleiben sich doch solche Partrigänger gleich. Wie Christus und die Apostel von Irrlehrern sprechen, wie die Apostel sie mit den Heiden Bileam und Jannes und Jambres, mit abtrünnigen Israeliten, mit Babylon vergleichen, so können wir's auch, meinen sie; auch der Berliner Theremin auf einer dortigen Kanzel; und nun wißt ihr Herren Hengstenberg, Tholuck, Hahn ꝛc., was auch ihr seid nach Hrn. Scheibel. S. 30—63 sind Recensionen von Olshausen's, Tholuck's, Guerike's, Wehrhan's Schriften. Olshausen kommt nicht gut weg; Tholuck, „ein Freund und Bruder", ist in seiner Predigt „inconsequent", „er ist sprachkundig, ermangelt aber gewöhnlich der Logik"; sowie oft seine Anmerkungen zum Johannes flüchtig sind (S. 62); der zweite Theil ist „jenes halbe Oberflächliche, was leider schon Leser aus Olshausen's und Hengstenberg's Raisonnements kennen", freilich lauter Prädicate, die man an einem akademischen Musterprediger nicht finden sollte, Ref. hat sie aber auch in mehren Predigten des Verf. angetroffen. Uebrigens rühmt Scheibel, daß Tholuck milder und billiger sei als andere Gegner. Es werden dann noch mehre Schriften angezeigt, die auch wir zum Theil in unserm ersten Artikel besprachen, und unter Anderm wird die unter Nr. 3 erwähnte Schrift: „Worte ꝛc.", ein Werkchen Olshausen'scher und Hengstenberg'scher oberflächlicher Raisonnements genannt. Ref. dagegen findet dieses kleine Schriftchen sehr vernünftig und belehrend, und der ungenannte Verf., ein Prediger, findet es (S. 78) wie Rec. höchst strafbar, das Volk indirect mindestens gegen den trefflichen König aufzuregen.

Aus den Nr. 2 angehängten 63 Correspondenznachrichten, die Dr. Scheibel aus seinem Wohnsitz in Hermsdorf bei Dresden mittheilt, aus Breslau, Posen, Berlin, Züllichau, Pommern, in und um Halle und Naumburg, wobei auch ins Weimarische hin einige kräftige Luther'sche Samenkörner sollen gekommen sein, worüber man sich, nach den Früchten in Preußen, eben nicht freuen wird, aus Rheinpreußen, Westfalen, Russisch-Polen, Schweden, Baiern, Hamburg, Mecklenburg, Baden, wo noch sieben Geistliche der lutherischen Kirche stehen, aus Hamburg, von der holländisch-lutherischen Kirche, ersieht man, daß Dr. Scheibel und seine Freunde nicht unthätig sind, ihrer Sache immer mehr Anhänger zu verschaffen, daß sie aber auch nicht ohne Anklang sich bemühen. Gereicht es aber wol zum Heil der Christenheit, wenn die politischen Wirren, der Kampf zwischen Altem und Neuem, auch durch religiöse Bewegungen sollten verstärkt werden? Wenn man dabei, statt durch Aufklärung die Menschen über das Wesentliche des Christenthums zu vereinigen, durch blinden Glauben und dumme Einfalt sie besser zu lenken vermeint, Dinter's Volksbildung verketzert, aber Harnisch' und der ihm ähnlichen Seminardirectoren steifes und doch inconsequentes Lutherthum als die Heilsalbe für die Wunden der Zeit anpreist durch Predigten, wie wir sie von 13 Predigern in Berlin 1845 im ersten Bändchen vor uns haben, die, einige erbauliche Vorträge von Oberdeim, Couard, Zeller und Schulze abgerechnet, ohne Tiefe für das Nachdenken und ohne Eindringen in das menschliche Herz sich fast nur um das alte Kirchensystem drehen als ob die Moral gar nicht da, Christi Bergpredigt entbehrlich, und mit der Annahme der Erbsünde, des Teufels, der Genugthuung Alles abgethan sei, der Religiosität aufhelfen will dann ist zu fürchten, der Sektengeist greift weiter und wird Fanatismus oder — Unglaube. „Von den Hunderttausenden", sagt Couard S. 23, „findet man sonntäglich wol kaum den zehnten Theil in den Kirchen und unzählige haben vielleicht seit ihrer Confirmation nicht wieder communicirt." Hengstenberg und seine Zöglinge werden die Leute schwerlich kirchlich und religiös machen. 44.

Literarische Notizen.

Ein in London erschienenes Reisewerk: „Stories of strange lands, and fragments from the notes of a traveller", das eigentlich eine Collection früher im „Forget me not" und „Friendship's offering" erschienener Aufsätze ist, ergeht sich in großen Lobeserhebungen über Afrika. „Afrika", heißt es darin, „besitzt allerdings nicht den Reiz der verfeinerten und intellectuellen Bildung. Seine europäischen Bewohner, mit wenigen Ausnahmen, suchen nichts eifriger, als so viel Geld zu ersparen, daß sie sobald als möglich in ihr Vaterland zurückkehren können, und doch, wenn sie dort angelangt sind, so ist ihnen kein anderes Plätzchen auf der Erde so theuer, als das Land, was sie verlassen haben, und alle stimmen das Horazische „Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet" an. Ich könnte, um diese Behauptung zu unterstützen, unzählige Beispiele anführen. Niemand hat unter Andern in Afrika größere Leiden ausgestanden, als der bekannte Hutchinson, der vor nicht langer Zeit in Leith starb, mehr ein Opfer des nordischen als des afrikanischen Klimas, und dennoch sah man ihn nie enthusiastischer, als wenn er sich an die Zeit seines Aufenthalts in Afrika erinnerte. „Was mich betrifft", sagt die Herausgeberin, Mrs. Lee, „ich habe viele Länder gesehen und längere Zeit in ihnen gelebt, und meine Pfade sind überall oft rauh und dornig gewesen; aber nirgend waren sie dies im höhern Maße als in Afrika, und doch kehren meine Gefühle und Erinnerungen unaufhörlich wieder mit unbeschreiblicher Anhänglichkeit zu jenen wilden Scenen zurück. Jeder kleine dort erlebte Umstand ist mir so frisch im Gedächtniß, als hätte er sich gestern ereignet, und sogar meine Träume beschäftigen sich mit dem Lande, in welchem sich die Natur so überaus verschwenderisch zeigte. Ich vergesse nimmer diese luftigen Felsenspitzen, diese mächtigen Ströme, diese undurchdringlichen Wälder, dieses tiefblaue Himmelszelt, wo in ganz namenloser Majestät Mond und Sonne wandeln, sodaß jeder Gedanke an Nacht und Finsterniß schwindet, die wüthende Größe der dortigen Stürme, die wunderbaren Formen jener Gewächse, die lachenden Blumen und die ausgesuchten Früchte, welche ihres Gleichen an Vollkommenheit suchen. Vielleicht trägt zu dieser unauslöschlichen Vorliebe etwas das Leben voll Gefahren bei, das mit dem Aufenthalt in Afrika unzertrennlich ist, das Meiste aber unstreitig der wunderbare und angeborene Reiz des Landes selbst."

Unter dem Titel: „Constitutional magazine" erscheint zu London eine neue Zeitschrift politischer und literarischer Art, deren erste Nummern Ausgezeichnetes liefern.

Der „Courrier des enfans" ist ein neues Kinderjournal, dergleichen jetzt in Paris Glück machen, das zugleich für die Erzieher und Alle, denen die Behandlung der Kinder obliegt, bestimmt ist. Man findet darin eine fortlaufende Revue alles Dessen, was Kinder angeht, aller Kinderschriften, und überhaupt alles Oeffentlichen, was sich auf Kinder bezieht, was sich sogar bis auf die Promenaden und Moden erstreckt. Erzählungen und Lithographien fehlen natürlicherweise nicht.

Herr Tinker, ein amerikanischer Missionnair, hat zu Honolulu auf Oahu, einer der Sandwichsinseln, eine Zeitschrift gestiftet. Diese Hauptstadt zählt 7000 Seelen und die Missionnairs haben dort drei Pressen im Gange. Wahrlich, „Mepdistopheles in England", über den wir nächstens berichten, hat recht, daß man Flügel der Morgenröthe nehmen kann, und bis ans äußerste Meer fliehen, man wird den „newspapers" doch nicht entrinnen. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 268. — 25. September 1835.

Geschichten Besessener ꝛc. Von Justinus Kerner; nebst Reflexionen von C. A. Eschenmayer.

(Fortsetzung aus Nr. 267.)

Wir lassen nun einige der merkwürdigsten dieser Geschichten selbst folgen. Die Hauptperson der erstern ist „Das Mädchen von Orlach in Würtemberg", die zwanzigjährige Tochter eines allgemein als sehr rechtschaffen anerkannten Bauers, Namens Grombach, lutherischer Confession. Sie wird als ein fleißiges Mädchen von starker, frischer, gesunder Constitution geschildert, dem der Schulunterricht nur schwer einging, obgleich es zu andern Arbeiten gute Sinne hatte, und das sich später nicht mit Lesen von Büchern abgab.

Im Jahr 1831 im Monat Februar geschah es, als Grombach eine neue Kuh gekauft hatte, daß man dieses Thier zu wiederholten Malen an einer andern Stelle im Stalle, als an die es gebunden wurde, angebunden fand. Darauf fing es auf einmal an, allen drei Kühen im Stall die Schwänze aufs Kunstreichste zu flechten, so kunstreich, als hätte es der geschickteste Bortenmacher gethan, und dann die geflochtenen Schwänze wieder untereinander zu verknüpfen. Machte man die Flechten der Schwänze wieder auseinander, so wurden sie bald wieder von unsichtbarer Hand in der größten Geschwindigkeit geflochten, ohne daß man bei der größten Aufmerksamkeit einen Thäter entdecken konnte. Zu dieser Zeit bekam die Tochter Magdalene einmal, als sie beim Vieh melkend saß, aus der Luft von unsichtbarer Hand eine so derbe Ohrfeige, daß ihr die Haube vom Kopfe an die Wand flog. Oft ließ sich im Stalle eine Katze mit weißem Kopfe und schwarzem Leibe sehen, von der man nicht wußte, woher sie kam oder wohin sie bei ihrem Verschwinden ging. Von dieser Katze wurde das Mädchen einmal angefallen und in den Fuß gebissen, sodaß man mehre Zähne dieses Thieres in ihrem Vorderfuße sah. Am 8. Februar 1832, als das Mädchen grade mit ihrem Bruder den Stall reinigte, erblickten sie im Hintergrunde desselben ein helles Feuer. Dieses Entstehen einer Flamme und wirkliches Brennen in verschiedenen Theilen des Hauses wiederholte sich am 9., 10. u. 11. Februar, sodaß endlich auf Ansuchen Grombach's das Schultheißenamt Tag und Nacht Wächter vor und in dem Hause ausstellen ließ, allein umsonst. Wegen solcher Gefahr sahen sich Grombach's genöthigt, das Haus völlig zu räumen, aber auch dies fruchtete nichts. Bald darauf sah das Mädchen im Hintergrunde des Stalles an der Mauer die graue Schattengestalt einer Frau, die um Kopf und Leib wie einen schwarzen Bund gewickelt hatte. Diese Erscheinung winkte dem Mädchen mit der Hand. Eine Stunde später, als sie dem Vieh Futter reichte, erschien die Gestalt wieder und sagte: „Das Haus hinweg! das Haus hinweg! Ist es nicht bis zum 5. März kommenden Jahres abgebrochen, geschieht euch ein Unglück! Vor der Hand aber zieht nur in Gottes Namen wieder ein und das heute noch, es soll bis dahin nichts geschehen. Wäre dies Haus abgebrannt, so wäre das nach dem Willen eines Bösen geschehen, ich habe es, euch schützend, verhindert; aber wird es nicht bis zum 5. März kommenden Jahres abgebrochen, so kann auch ich nicht mehr ein Unglück verhüten und versprich mir nur, daß es geschieht." Späterhin eröffnet die Erscheinung dem Mädchen, daß sie auch von Orlach gebürtig und mit ihr an einem Tage, am 12. Sept. 1412 geboren sei, Anna Maria heiße, wider ihren Willen ins Kloster gemußt habe und mit einem Bösen verbunden sei, der nicht Gott, sondern dem Teufel diene; es könne zu ihrer Erlösung mithelfen. Vom Monat Februar bis Mai erschien dieser Geist dem Mädchen an verschiedenen Tagen, sprach immer religiöse Worte und deutete oft mit Jammer auf seine Verbindung mit einem schwarzen Geiste hin. Einstmal sagte er, daß er nun auf längere Zeit nicht mehr kommen könne, dagegen werde das Mädchen durch jenen schwarzen Geist Anfechtungen erleiden, sie solle nur standhaft bleiben und ihm doch ja nie eine Antwort ertheilen.

Von jetzt beginnen Auftritte anderer Art. Der Mönch tritt auf, und zwar bald in Gestalt gelber Frösche auf dem Herde, bald als eine schwarze Katze, ein Hund, eine schwarze Fohle, ein schwarzes Pferd ohne Kopf, ein schwarzer Mann ohne Kopf u. s. w. Er hilft dem Mädchen mähen, schärft ihr die Sense, wehrt ihr die Fliegen, dringt in sie, mit nach Braunsbach (einem katholischen Orte) zu gehen, um eine Messe lesen zu lassen, verspricht ihr Schätze, wenn sie ihm Antwort geben wolle, schmäht auf die Nonne, die er eine Schachtelgret nennt u. s. w. Um diese Zeit fand ihre Schwester und sie im Stalle auf einem Balken ein kleines Säckchen, das beim Herunterfallen klingelte. Sie öffneten es und fanden darin einige

große Thaler nebst Münzen, im Ganzen 11 Gulden. Es war unerklärlich, wie dieses Geld an jenen Ort gekommen, denn den Leuten im Hause fehlte es nicht und kein anderer Mensch wollte sich dazu melden. Da kam der schwarze Mönch und sagte: „Das gehört dein, Magdalene, und ist für die Ohrfeige, die ich dir einmal im Stalle gegeben. Das Geld habe ich von einem Herrn in H. genommen, der an diesem Tage um sechs Karoline betrogen hat. Magdalene, bedanke dich dafür!" Aber auch das konnte das Mädchen nicht zum Reden mit ihm bringen, und Abends erschien ihr die weiße Gestalt und sagte: „Es ist gut, daß du ihm auf sein Gerede nicht antwortetest, und auch das Geld sollst du nicht behalten, sondern den Armen geben." Weiter sagte die weiße Gestalt: „Wenn du nächstens nach Hall kommst, so wandle in der Stadt fort, bis dich Jemand ruft, der wird dir ein Geschenk an Geld geben, und dafür kaufe dir ein Gesangbuch." Sie kam nun auch wirklich bald nach Hall, und als sie da durch eine Straße lief, ließ sie ein Kaufmann in seinen Laden rufen, fragte sie, ob sie jenes Mädchen von Orlach sei, worauf er sich ihre Geschichten erzählen ließ und ihr dann einen Gulden schenkte, für den sie sich dann auch sogleich ein Gesangbuch kaufte.

Bei einem abermaligen Erscheinen des weißen Geistes sagte ihr dieser neben trostreichen Sprüchen aus der heiligen Schrift, es werde wol nun dahin kommen, daß der Schwarze sich ihres Leibes völlig bemächtige, sie solle aber nur getrost sein, sie werde jedesmal dann mit ihrem Geiste aus dem vom Schwarzen besessenen Leibe gehen und ihn in Sicherheit bringen. Es wurden auch vom 25. August an ihre Anfechtungen durch den schwarzen Geist immer heftiger; er hielt sich nun nicht länger mehr, sich verstellend, außer ihr auf, sondern bemächtigte sich von nun an bei seinem Erscheinen sogleich ihres ganzen Innern; er ging in sie selbst hinein und sprach nun aus ihr mit dämonischer Rede. Sie sah ihn immer auf ihre linke Seite treten und fühlte, wie er mit fünf Fingern einer kalten Hand in den Nacken griff und mit diesem Griff in sie hineinfuhr. Mit diesem verlor sie ihre Besinnung und eigentlich ihre Individualität. Sie war nun nicht mehr in ihrem Körper, dagegen sprach eine rohe Baßstimme nicht in ihrer Person, sondern in der des Mönchs, aus ihr heraus, aber mit der Bewegung ihres Mundes und mit ihren, aber dämonisch verzerrten Gesichtszügen. Was während eines solchen Zustandes der schwarze Geist aus ihr spricht, sind Reden, ganz eines verruchten Dämons würdig, Dinge, die gar nicht in diesem ganz rechtschaffenen Mädchen liegen. Es sind Verwünschungen der heiligen Schrift, des Erlösers, alles Heiligen, und Schimpfreden und Lästerungen über das Mädchen selbst, die er nie anders als „Sau" benennt. Den gleichen Schimpfnamen und die gleichen Lästerungen ertheilt er auch der weißen Geistin. Die rechte Seite blieb während der tobendsten Anfälle warm und ruhig, indessen das linke Bein eiskalt vier volle Stunden hindurch ununterbrochen mit unglaublicher Gewalt auf- und niederflog und den Boden schlug, und sich dennoch weder Geifer vor dem Munde noch eingeschlagene Daumen an den Händen wahrnehmen ließen.

Am 1. März, Morgens um sechs Uhr, als sich das Mädchen noch allein in seiner Schlafkammer im alten älterlichen Hause befand, zu dessen Abbruch man aber schon Veranstaltung getroffen hatte, erschien ihr auf einmal die weiße Geistin im strahlenden Glanze, mit einem glänzendweißen Schleier und in einem langen, glänzenden, weißen Faltengewand, und sprach zu ihr: „Ein Mensch kann keinen Geist durch Erlösung in den Himmel bringen, dazu ist der Erlöser in die Welt gekommen und hat für Alle gelitten; aber genommen kann mir durch dich das Irdische werden, das mich noch so da unten hielt, dadurch, daß ich die Unthaten, die auf mir lasteten, durch deinen Mund der Welt sagen kann. O möchte doch Niemand bis nach dem Ende warten, sondern seine Schuld immer noch vor seinem Hinscheiden der Welt bekennen! In meinem 22. Jahre wurde ich, als Koch verkleidet, von jenem Mönch, dem Schwarzen, vom Nonnenkloster in Mönchskloster gebracht. Zwei Kinder erhielt ich von ihm, die er jedesmal gleich nach der Geburt ermordete. Vier Jahre lang dauerte unser unseliger Bund, während dessen er auch drei Mönche ermordete. Ich verrieth sein Verbrechen, doch nicht vollständig, — da ermordete er auch mich." Sie streckte nun ihre weiße Hand gegen das Mädchen hin, die aber dieses nicht zu berühren wagte, sondern ihr dafür ihr Schnupftuch hinreichte; da fühlte sie ein Ziehen an diesem Tuche und sah es glimmen. Nachher fanden sich in diesem Sacktuche ein großes Loch und ob diesem Loche noch fünf kleinere Löcher, wie von fünf Fingern. Nun dankte die Geistin dem Mädchen, daß sie Alles befolgt habe und versicherte sie, daß sie nun von allem Irdischen frei sei. Hierauf betete sie: „Jesus nimmt die Sünder an", und verschwand.

Das Mädchen wurde nun in eine andere Wohnung gebracht, wo ihm sogleich wieder der schwarze Geist, diesmal aber mit einer weißen Quaste auf dem Kopfe, erschien. Von Sonntag Nachts bis Dienstag Mittags nahm das Mädchen keine Speise mehr zu sich. Ebenso unterblieben während dieser Zeit alle Secretionen bei ihr. Sie blieb nun unausgesetzt vom schwarzen Geiste bis zum andern Tage besessen. Zuerst kündigte der Dämon an, daß er nicht vor halb 12 Uhr am andern Tage (was auch so eintraf) gehen könne. Dann sprach er: „Wäre ich Dem, was bei Petrus steht, nachgefolgt, so müßte ich nicht mehr hier sein." Hierauf sprach er die Verse Petr. 1, 2. Capitel, Vers 21—25 her.

Während des Tages kam eine ungeheure Menschenmenge in Orlach zusammen, um das Mädchen zu sehen und Fragen an den Dämon zu richten. Nachts, als sich auf polizeiliche Anordnung der Andrang der Gaffer verloren, erklärte der Dämon gebetet zu haben und äußerte mit Freude, er könne nun den Namen Jesus, Bibel, Himmel, Kirche aussprechen, er könne beten und läuten hören. Wenn er sich doch nur schon im Sommer gewendet hätte, dann wäre es besser gewesen! Seine Schuld gab er nun auch so an: „Mein Vater war ein Edler

von Geislingen, eine Stunde von Orlach. Da hatte er ein Raubschloß auf dem Löwenbuk bei Geislingen zwischen dem Kocher und dem Bühler; man muß seine Mauern noch finden. Ich hätte noch zwei Brüder. Der älteste, der nicht weiter kam, als wo ich auch bin, bekam das Schloß, der andere kam im Kriege um. Ich wurde zum geistlichen Stande bestimmt. Ich kam ins Kloster nach Orlach, wo ich bald der Obere wurde. Der Mord von mehren meiner Klosterbrüder, von Nonnen und von Kindern, die ich mit ihnen erzeugte, lastet auf mir. Die Nonnen brachte ich in männlicher Kleidung in das Kloster, und fand ich an ihnen keinen Gefallen mehr, ermordete ich sie. Ebenso ermordete ich die Kinder, die sie geboren, sogleich nach der Geburt. Als ich die ersten drei meiner Klosterbrüder ermordet hatte, verrieth mich Die, die du die Weiße nennst. Aber in der Untersuchung wußte ich mir dadurch zu helfen, daß ich meine Richter bestach. Ich ließ die Bauern während der Heuernte zusammenkommen und erklärte ihnen, keine Messe mehr zu lesen, würden sie mir nicht ihre schriftlichen Documente ausliefern, dann würde zur Heuernte es immer regnen, ich würde Fluch über ihre Felder beten. Sie gaben ihre Documente, die die Gerechtsame Orlachs enthielten, und die lieferte ich meinem Inquisitor aus. Wieder ins Kloster zurückgelassen, ermordete ich meine Verrätherin, darauf noch drei meiner Klosterbrüder und nach vier Wochen, im J. 1438, mich selbst. Als Oberer wußte ich meine Opfer ins Verborgene zu locken und erstach sie da. Die Leichen warf ich in ein gemauertes Loch zusammen. Mein Glaube war: mit den Menschen ist es nach dem Tode wie mit dem Vieh, wenn es geschlachtet ist; wie der Baum fällt, bleibt er liegen. Aber — aber, es ist ganz anders, es ist eine Vergeltung nach dem Tode."

Am andern Tage Morgens äußerte sich der Dämon gegen Umstehende noch über die ehemaligen Klöster zu Krailsheim ganz richtig. Dann verfiel er wieder in Zweifel, ob er wol in Gnaden angenommen werde, wenn er jetzt für immer diesen Raum und das Mädchen verlassen müsse. „Heute Abend", sprach er, „muß ich zum zweiten Male ins Gericht mit Jener." Er verstand darunter die weiße Geistin.

Es war vor halb 12 Uhr Mittags. Die Leute, welche das Haus abbrachen, waren an den letzten Rest eines Stückes der Mauer gekommen, welche das Eck des Hauses bildete, und von ganz anderer Beschaffenheit als der übrige Theil war. Während die andern Mauern nur von Lehm aufgeführt waren, so war dieses Stück mit ganz besonderm Kalk und fester verbunden, sodaß es wirklich scheint, diese Mauer stamme von einem sehr alten Gebäude her. Mit dem Sinken dieses Theils des Gebäudes (was das Mädchen nicht sehen konnte), es war jetzt halb 12 Uhr, und zwar mit dem Abbruch des letzten Steins desselben, trat bei dem Mädchen ein dreimaliges Neigen des Kopfes auf die rechte Seite ein, ihre Augen schlugen sich auf. Der Dämon war aus ihr gewichen, und ihr natürliches Leben war wieder da. Beim Wegräumen des Schuttes in den spätern Tagen fand man ein brunnenähnliches, ungefähr 10 Schuh im Durchmesser haltendes Loch, das 20 Schuh tief ausgegraben wurde. In diesem und sonst im Schutte des Hauses wurden Ueberreste von menschlichen Knochen, auch die von Kindern gefunden. Das Mädchen blieb von jener Stunde an durchaus gesund, und nie mehr kehrten bei ihr die frühern Erscheinungen zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kunst, reich zu werden, ein gar nützliches Noth- und Hülfsbüchlein für arme Schlucker, welche sich in den Abrahamsschoos der irdischen Seligkeit zu setzen wünschen; von Peter Michel Goldmann, reichem Gutsbesitzer in der goldenen Aue der Genügsamkeit. Weimar, Voigt. 1834. 8. 18 Gr.

Der Verf., ein populairer Mann von gesundem Menschenverstand, sagt in der Vorrede, er hoffe, sein Büchlein, dessen Zweck der Titel bereits ausspricht, werde diesem entsprechen, da es 1) eine Aufzählung und Kritik der gewöhnlichen Mittel und Wege enthalte, die zu dem allgemein gewünschten Zwecke, reich zu werden, führen können; 2) das eigentliche Arcanum, oder einzig und allein probat gefundene Mittel, reich zu werden, unverhohlen und verständlich mittheile; 3) um sich der Frivolität nicht zeihen und der Moralität Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, scharfsinnige Untersuchungen über das Verhältniß des Reichthums zur menschlichen Glückseligkeit anstelle, und endlich einige eigenthümliche Philosopheme über die sogenannten Seelengüter, welche allerdings nicht bei aller Welt in Ansehn ständen und nur für gewisse Liebhaber wären, beibringe. Demnach redet die erste Abtheilung des Büchleins selbst von den üblichsten Mitteln und Kunstgriffen, reich zu werden, als da sind: reiche Geburt, Sinecuren, Gönnerschaften, Erbschaften, reiche Heirathen, Spiele, Lotterie und Wetten, Schuldenmachen, Goldmachen (ein Mittel, von dem die aufgeklärte Welt allmälig zurückkommt, während die obigen noch im vollen Glanze bestehen), Schatzgraben (das auch immer seltener betrieben wird) und Charlatanerie (welche dafür desto mehr en vogue ist); ferner von jenen Mitteln, bei denen man Kopf und Hände rühren muß, als da sind: Ackerbau, Handwerke, Gelehrsamkeit, Poesie, Speculationen u. s. w. In der zweiten Abtheilung folgt die eigentliche Auflösung des Spaßes und die wirkliche Nutzanwendung.

Um die populair-humoristische Art und Weise zu bezeichnen, womit der Verf. dieses Noth- und Hülfsbüchleins seine gesunden Gedanken an den Mann bringt, geben wir zwei kurze Stellen aus den Artikeln vom Schuldenmachen und von der Poesie; im erstern heißt es:

„Damit die vielleicht zu zartfühlenden Seelen der Großen, die ihre hinlänglichen Ahnen haben, sich kein Gewissen daraus machen, wenn sie, dem Modetone gemäß, ihre Schulden nicht bezahlen, sondern nur auf Vermehrung derselben bedacht sind, will ich sie auf einen historischen Grund aufmerksam machen, woraus bis zur Evidenz hervorgeht, daß sie ein wohlhergebrachtes Recht zu dieser Verfahrungsart aufweisen können. Es ist aus der Geschichte des Mittelalters bekannt genug, daß die glorreichen Vorfahren unsers Erbadels das Recht hatten, Wegelagerung zu halten, d. h. den unter ihren Burgen vorbeireisenden Kaufleuten ihre Güter abzunehmen, ohne daß diese sich beklagen durften. Ich will nicht sagen, daß alle von diesem Rechte Gebrauch machten, aber so viel ist gewiß, daß viele es nur um so emsiger übten, und manche nur vom Sattel und Stegreif lebten — so nannte man nämlich die Ausübung dieses Rechts. Durch die Fortschritte der Cultur und Aufklärung wurden nun zwar die Nachkommen dieser bandfesten Ritter gezwungen, unter andern Privilegien auch diesem ihrem wohlbegründeten Vorrecht zu entsagen; aber es wäre doch wahrlich zu viel verlangt, wenn man ihnen zumuthen wollte, gar keine Entschädigung für diese

Resignation zu verlangen. Diese Entschädigung ist aber das feinere und delicatere Schuldenmachen, und an die Stelle der rohen Gewalt und Wegelagerung treten freundliche Bitten um ein Darlehn."

Sub titulo der Poesie und schönen Künste heißt es:

„Eine schöne Tänzerin wird mehr bewundert und höher salarirt als eine Sängerin, weil die Beweglichkeit der Füße sich der Sinnlichkeit tiefer eindrückt als die Beweglichkeit der Stimme, sowie überhaupt die schönen Schenkel eines Frauenzimmers mehr Liebhaber finden als ein schöner Mund. Sonst kann auch Jeder, der eben nicht schön, aber dafür desto gewandter ist, durch Tanzen sein Glück machen, wenn er es nämlich versteht, nach der Pfeife der Großen mit (oder ohne) Anstand zu tanzen. Der Sänger und die Sängerin stehen wieder aus demselben Grunde höher in Ansehen und Sold als die bloßen Schauspieler, welche in dieser Beziehung wieder den Rang vor dem Schauspieldichter behaupten; dieser hat, wie alle Dichter, wenn es keine Gelegenheitsdichter sind, die Erlaubniß, zu verhungern, wenn es ihm beliebt. Ebenso wird es dem Virtuosen, wenn er, wie z. B. Herr Paganini und Frau Catalani, Europa durchreiset und den Ohren dieser sitzengebliebenen (?) Jungfer gehörig zu schmeicheln versteht, weit leichter, sich ein ansehnliches Vermögen zu erwerben als dem besten Componisten, wenn er auch den armen Beethoven noch überträfe, und der Gesichts- (besser Larven-) Maler — ja selbst der Kartenmaler steht sich oft besser als ein Rafael oder Correggio, welcher Letztere bekanntlich blos in Kupfer bezahlt wurde."

Wir wollen es dem Urtheil unserer Leser anheimstellen, ob der Mann, der sein Noth- und Hülfsbüchlein in der güldenen Aue, unweit dem ehrenwerthen Kaffhäuser schrieb, wo der alte Rothbart, der versteinerte Hohenstaufe, taub, stumm und harrend, auf die neue fremde Welt herabschaut und sich von ihr hinweg nach den sein Ende verkündenden Raben sehnt, ob der Mann, der auf diesem classischen Boden über die Kunst reich zu werden schrieb, recht hat. Es ist recht von ihm und zeugt von einer guten Natur und hanfenen Nerven, daß er über solche Dinge scherzen kann, daß sein Humor, wenn auch scharf genug, doch noch harmlos bleibt. Es gibt und gab Manchen, der heiße Thränen vergießt und vergoß, darüber, daß das falsche Talent, die falsche Kunst, die falsche Weisheit, der falsche Geist sich breit macht und im Golde wühlt, während Die, so im Lichte und in der Wahrheit des wirklichen Geistes wandeln, elend und zurückgesetzt sind. Es gab Manchen, der hierüber in einem Juvenalischen Ingrimm schrieb:

Welchen verstehet und rühmt die Welt nicht, aber die Nachwelt.

Und so muß es und wird es kommen: die Nachwelt wird richten und die Spreu von der Tenne fegen; dem Büchlein des wackern Peter Michel Goldmann aber wünschen wir auch in der schielenden, verkennenden Mitwelt eine recht weite Verbreitung.

32.

Theorie und Politik der Besteuerung. Ein Handbuch für Staatsgelehrte, Volksvertreter und Geschäftsmänner von Karl Murhard. Göttingen, Dieterich. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß nicht blos unter den Gebildetsten des Volks, sondern selbst bei den Männern, welche ihr Beruf als Finanzbeamte dringend dazu anmahnt, nichts so selten getroffen wird, als eine genauere Bekanntschaft mit den Lehren der Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. Diese Unbekanntschaft hat schon zu den unseligsten Mißgriffen Veranlassung gegeben und oft die wohlgemeintesten Maßregeln in einen Fluch des Volkes umgeschaffen. Von besonders hoher Wichtigkeit ist aber die Lehre von der Besteuerung des Volks, weil sie so tief in das ganze Getriebe eingreift, welches dem Volke seine eigentliche Lebenskraft zuführt. Wie wenig Eingang haben aber bis jetzt die ausgemachtesten Sätze der Theorie bei den Männern gefunden, in deren Hände das materielle Wohl des Volks gelegt ist. Wie oft verlassen sie sich noch auf eine principlose Empirie und einige Finanzkunststückchen, die vielleicht momentan den leeren Seckel füllen, aber auf die Dauer der Wohlfahrt des Volks unheilbare Wunden schlagen. Der Kreis Derer, welche schon ihr Beruf dringend zum wissenschaftlichen Studium des Besteuerungs- und Abgabenwesens auffodert, hat sich in neuern Zeiten noch bedeutend durch die Zahl Derer erweitert, welche als Volksvertreter ihre Stimme in diesen Angelegenheiten abzugeben haben. Je höher die Bedürfnisse des Staats steigen, je schwieriger und verwickelter wird die Kunst, sie auf die einfachste, am wenigsten drückende, sicherste und wohlfeilste Weise zu befriedigen. Man kann daher das Bestreben des Verf., richtige Einsichten über diesen Zweig der Staatswirthschaft auch in einem größern Kreise als dem der Gelehrten von Fach zu verbreiten, nur lobenswerth finden. Nicht weniger Lob verdient auch die Ausführung seines Vorhabens. Er hat mit Gründlichkeit und Reichhaltigkeit des Stoffs Leichtigkeit in der Behandlung und Lebendigkeit in der Darstellung zu vereinigen gewußt und im Wesentlichen den Anfoderungen entsprochen, welche man an seine Arbeit, ihrem Zwecke nach, zu stellen berechtigt ist. Sollen wir indeß noch einen Wunsch in Bezug auf Inhalt und Form aussprechen, so möchten wir den Verf. bitten, die sehr zahlreichen, aber ebenso nützlichen Mittheilungen aus den Werken geachteter Vorgänger auf dem von ihm cultivirten Felde mehr mit dem Ganzen zu verschmelzen und sich der oft störenden Wortversetzungen zu enthalten, von welchen er zum Nachtheil seines sonst guten Styls ein großer Freund zu sein scheint. Um in letzterer Beziehung nur ein Beispiel, statt hundert anderer, anzuführen, wie holperig klingen nicht gleich in der Vorrede (S. VIII) die Worte: „Aufgeklärt müssen immer mehr Die, welche das Ruder führen, werden über die Natur und das Wesen des Reichthums."

Das ganze Werk zerfällt in drei Abtheilungen, von denen die erste von der Besteuerung im Allgemeinen, die zweite von den einzelnen Arten und die dritte von den verschiedenen staatswirthschaftlichen Systemen der Besteuerung handelt, und schließt sich sehr passend an zwei schätzenswerthe frühere Werke des Verf. „Theorie des Geldes und der Münze" (Leipzig 1817) und „Theorie und Politik des Handels" (Göttingen 1831) an.

17.

Notizen.

Die Sammlung ägyptischer Alterthümer, welche Hr. Salt gegenwärtig in London dem Publicum zeigt, ist die reichhaltigste ihrer Art, die je in England gesehen wurde. Sie enthält eine Anzahl reichgeschmückter und seltener Mumien, die sich in einem ungemeinen Zustande der Wohlerhaltenheit befinden, Götzenbilder aus allen möglichen Materialien und von den verschiedensten Formen, Gemälde, Bildwerke, Inschriften, Amulete, Trinkgefäße, Vasen, mechanische Geräthschaften, geschnittene Steine, Bronzen, Modelle von Sepulchralien, Papyrusrollen, Waffen, Gold-, Silber und Edelsteine aller Art. Die Säle, wo diese schätzbaren Reliquien gezeigt werden, erfreuen sich eines außerordentlichen Besuchs.

Die englische Regierung hat bereits ein Comité ernannt, Risse zum Wiederaufbau der neuen Parlamentshäuser zu prüfen, der nun alles Ernstes betrieben werden soll.

In der rue de la Roquette zu Paris werden zwei neue Hôtels für unfreiwillige Gäste, d. i. zwei Gefängnisse, erbaut, das eine zu 1500, das andere zu 2500 Personen.

In London ist der Maler Charles Wild, dessen Talent in der Hauptstadt allgemein geschätzt war, am 4. August gestorben.

150.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 269. — 26. September 1835.

Geschichten Besessener ꝛc. Von Justinus Kerner; nebst Reflexionen von C. A. Eschenmayer.

(Fortsetzung aus Nr. 268.)

Wir lassen nun einen kurzen Auszug der zweiten, nicht weniger merkwürdigen Geschichte folgen. Anna Maria U., lutherischer Confession, eine glücklich verheirathete Frau und Mutter von drei Kindern, etwa 36 Jahre alt, wurde ohne eine bestimmt zu erhebende vorangegangene Ursache im August 1830 mit furchtbaren convulsivischen Anfällen behaftet, unter welchen ein magnetischer Zustand in ihr einzutreten schien, in welchem ihre eigne Individualität jedesmal wie erloschen war und nun andere Individuen, nach deren eigner Aussage verstorbene Menschen, mit dämonischer Rede aus ihr sprachen, bis sie wieder aus diesem Zustand erwachte, wo dann ihre eigne frühere Persönlichkeit wieder in sie eintrat und sie von alle Dem, was vorher in ihr vorgegangen und aus ihr gesprochen, nicht die mindeste Ahnung hatte und auch darüber keine Auskunft geben konnte. Anfangs sprach in jenen Anfällen die Stimme des verstorbenen X. aus ihr heraus. Er tobte, fluchte und schlug aufs Fürchterlichste aus ihr, besonders stieß er Verwünschungen gegen Gott und alles Heilige aus. Vergeblich wurden viele ärztliche Mittel gebraucht; auch das Beten in einer katholischen Kirche half nur auf kurze Zeit. Es kam nun, daß statt eines Dämons zwei aus ihr sprachen, ja oft in ihr gleichsam das wüthende Heer aufführten, wie Hunde bellten, wie Katzen schrien u. s. w. Ihre Verwandten hörten um diese Zeit von einem Bauer zu M., der durch Magie und Sympathie schon solche Besessene geheilt habe, und brachten sie dahin. Seine Hauptmittel waren Fasten und Beten und Handauflegen. Den ersten der Dämonen brachte er durch solche Mittel endlich selbst zum Gebet und zur Reue, sodaß er zuletzt wol noch aus der Frau sprach, aber sie nicht mehr quälte. Unter solchem exorcistischen Bestreben bekam die Frau in einer Nacht Wehen, als wäre sie in Kindesnöthen; endlich that es in ihr einen, allen Anwesenden hörbaren Knall, worauf sie rücklings umfiel und wie scheintodt eine Viertelstunde dalag, worauf sie wiedererwachte und sich vom Dämon befreit fühlte. Da dem Bauer weitere Heilversuche verboten wurden, brachte man die Frau am 23. Febr. 1833 zu Dr. Kerner. Außer ihren Anfällen bemerkte man hier nicht die mindeste Seelenstörung an ihr; diese traten ohne alle körperliche Veranlassung und ohne Vorausempfindung ein. Gemeiniglich erhielt sie plötzlich Schüttelungen durch den ganzen Körper, schloß die Augen, und nun sprach der Dämon aus ihr, der sich für einen Müller von J. ausgab, der sich vor 15 Jahren erhängt hatte. Die Frau hatte diesen Müller in ihrem Leben nie gekannt, und als er den Mord an sich verübt hatte, war sie noch ganz jung. Die Reden dieses Dämons sprachen immer teuflische Bosheit und Entgegenstreben allem Heiligen aus. Stets ging, während man betete, teuflischer Spott, Geplapper oder thierisches Gebrüll aus des Weibes Munde, der wenn sie zu sich kam, sich so gern zum Gebet öffnete, was ihr aber der Dämon nur schwer zuließ. Wenn man an den Dämon in ihren Anfällen mit festem Willen Befehle in lateinischer Sprache richtete, wurden sie von ihm (that das eine Person, die auf ihn exorcistisch einzuwirken fähig war, und geschah es im Namen Jesu) ebenso gut befolgt, als wenn diese Befehle in deutscher Sprache geschahen. So bewegte sie z. B., wurde von einem Solchen zu ihr gesprochen: „Agitetur caput!" das Haupt. Sprach er: „Agitetur brachium dextrum!" so geschah es. Sprach er: „Surget e sella!" stand sie auf. Als er einmal sagte: „Moveatur persona ad tristitiam!" so fing der Dämon aus ihr nach spöttischem Gelächter zu pfeifen und dann zu singen an. Die magnetische Manipulation war bei ihr nur dann von Wirkung, wenn die Striche verkehrt, d. h. von unten nach oben gemacht wurden, da man im Gegentheil bei gewöhnlich Magnetischen sie von oben nach unten machen muß. Sie durfte nie etwas Anderes als Wassersuppe von schwarzem Brote essen; sobald sie etwas Besseres aß, tauchte der Dämon in ihr auf und schrie: „Das Luder soll nichts Gutes essen", und drehte ihr den Löffel herum. Oft schrie er: „Krepiren soll sie!" u. dgl. Sie fastete oft zwei bis drei Tage lang durchaus, ohne einen Bissen Speise zu sich zu nehmen, ohne einen Tropfen zu trinken. In solchen Tagen blieb der Dämon am ruhigsten. Als dieser Zustand unter beständiger Abwechselung lange fortgedauert und sowol die magnetischen als arzneilichen Versuche fruchtlos geblieben, schien keine andere Wahl mehr übrig, als wieder zu dem Mittel des Exorcismus zu greifen, welcher die angeblich frühern Dämonen zum Weichen gebracht und der geplagten Frau

wenigstens auf einige Zeit Ruhe verschafft zu haben schien. Hierauf wich denn auch der böse Geist, nachdem er Alles aufrichtig bekannt hatte, und nachdem die Frau dreimal hintereinander hingestorben war, mit dreimaligem heftigen Aufstoßen und unter lautem Blasen von ihr. Derselbe hieß, seiner Aussage zufolge, im Leben Kaspar B...r, und wurde 1783 geboren. Er war von der Mutter verzogen worden, hatte in der Schule nichts gelernt, war ungehorsam gegen seine Aeltern, schüttelte und würgte einmal seinen Vater im Zorn, verging sich mit Weibspersonen, zeugte mit einer ein Kind, leugnete aber die Vaterschaft und trieb das Mädchen zum Schwur. Als diese den Eid abgelegt hatte, sagte sie zu ihm: „Dieser Schwur soll auf deine Seele fallen!" Von nun an hatte er keine Ruhe, ließ sich mit andern Weibsbildern ein, ergab sich dem Trunke, betrog, wo er nur immer Gelegenheit fand, fing Schlaghändel an, schlug einen von seinen Saufkameraden nieder, sodaß er bald darauf starb, stahl einem Mühlknecht die Sackuhr, betrog in der Mühle die Kunden, lebte im Unfrieden mit seiner braven Frau, wurde ihr ungetreu, verpraßte das Geld und hing sich endlich in der Verzweiflung an einen Baum. Seit dieser Zeit mußte er als Wespe in der Luft schweben, bis er in den Körper der Frau eindringen konnte und so wieder zu einem Leib kam.

Mit der Austreibung dieses Dämons war indessen das Teufelsspiel noch nicht zu Ende. Kaum hatte er den Leib der Frau verlassen, so war auch schon wieder ein anderer da. Es war der längstverstorbene Schmied Sch...n aus J..m. Es war schon viel gewonnen, daß der Name des Dämons bekannt war und seine Individualität nun selbst zur Rede gestellt werden konnte. Auf jeden Befehl, der im Namen des Herrn geschah, mußte er jetzt antworten, und so hartnäckig er sich auch sträubte, Dieses oder Jenes zu bekennen, so war er doch zuletzt dazu genöthigt. Das Merkwürdigere seiner Bekenntnisse besteht in Folgendem: „Er sei schon länger neben dem Andern in der Frau gewesen, hätte sich aber, so lange der Vorige herrschte, ruhig verhalten. Seitdem Jener ausgefahren, sei er nun Meister geworden, und es sei seine Lust, das Weib zu plagen. In seinem Leben habe er viel betrogen und viele Missethaten begangen. Noch ledig habe er ein Mädchen verführt, und nachdem sich dieses als Mutter gefühlt, habe er ihm Gift beigebracht, wovon es schnell gestorben sei. Die That sei nicht herausgekommen, weil die Leute es für eine Gallenruhr erklärten. Er habe einen fürchterlichen Meineid auf seiner Seele, was ihn hindere, selig zu werden. Er sei zuletzt von J..m nach El...n gezogen und dort endlich an einem Leibschaden und an der Läusesucht gestorben." Einige Zeit dauerte so die Plage des Weibes fort, bis endlich mehre gläubige Freunde in der Ferne sich im Gebet für sie vereinigten und den Herrn um die Lösung dieses unnatürlichen Bandes flehentlich baten. Darauf fühlte sich die Frau wieder befreit und dankte inbrünstig Gott. Aber nach einem Stillstand von fünf Tagen kehrte die dämonische Plage wieder zurück und die Frau wurde jetzt zum fünften Mal recitiv. Dieser neue Dämon in der Unglücklichen gab sich bald als einen vor Jahren zu X. verstorbenen, Dr. Kerner wohlbekannten Sünder zu erkennen. Es ist entschieden, daß die U. diesen Menschen im Leben nie sah, nie etwas von ihm hörte; um so auffallender war es, daß sie, so oft der Dämon in ihr aufstieg, durchaus die ganz gleichen Gesichtszüge bekam, die dieser im Leben hatte und die sehr marquirt waren, sodaß es nöthig war, die U. in ihren Anfällen nun jedesmal von den Menschen zu entfernen, weil Jeder, der jenen Verstorbenen im Leben kannte, ihn jetzt sogleich in den Gesichtszügen der Dämonischen wiedererkannte, was zu unangenehmen Reden hätte Veranlassung geben können. Um diese Zeit wurde dem Dr. Kerner ein in der Ferne Wohnender bekannt, der neben großer Glaubenskraft vielfältige Erfahrung in solchen Dingen besaß. Er erschien und der Kraft seines Glaubens und seines magischen Einwirkens gelang, was vorher nie gelungen war, die Unglückliche nicht blos von diesem Dämon zu befreien, sondern sie auch für die Zukunft zu verwahren. Nach einem hartnäckigen Kampfe von fast drei Tagen fuhr der Dämon, ein Teufel, wieder zu seinen Teufeln aus.

Außer den hier angeführten Geschichten werden noch vier andere mitgetheilt, nämlich die eines elfjährigen besessenen Mädchens vom Jahre 1829, die eines Besessenen vom J. 1714, aus M. Andreä Hartmann's „Hauspostill", 1743; die einer solchen vom J. 1766, aus Memminger's „Jahrbüchern", und endlich die einer solchen vom J. 1559, aus Nieschka's „Blumenlust".

Wären dergleichen Geschichten zur Kurzweil und zur Unterhaltung in langen Winterabenden niedergeschrieben, so möchte das wol hingehen und man wüßte, wofür man sie zu halten hätte; aber sie sollen wahr sein und mehre, zum Theil bekannte und geachtete Männer verbürgen sich für ihre Wahrheit. Was soll man dazu sagen?

Eschenmayer hat in „Einigen Reflexionen über Besitzung und Zauber zu den vorstehenden Geschichten" auf seine bekannte Weise ein quasi-System zusammengeschmiedet und darin nicht nur die Möglichkeit, daß dergleichen Dämonen existiren, sondern auch gezeigt, daß dieselben durch irgend eine Vermittelung in einen Menschenleib eindringen, sich der Sinnen-, Bewegungs- und größtentheils auch der Sprachwerkzeuge bemächtigen, die Macht der Seele auf dieselben sistiren und in kürzern oder längern Paroxismen sich in fremden Tönen, Worten, Geberden und Bewegungen, meistens spöttischer, ruchloser und gewaltsamer Art, vernehmen lassen können. Daß es einem Manne wie Eschenmayer, ausgezeichnet durch vorzügliche Gaben des Scharfsinnes, der Einbildungskraft und der Dialektik gelingen werde, ein solches System in das gehörige Licht zu stellen und ihm einen täuschenden Schimmer zu verleihen, hinreichend, um manches blöde Auge zu blenden, läßt sich leicht erwarten; allein bei näherer und schärferer Betrachtung löst sich das Ganze in ein leeres Nebelgebilde auf, in dem uns jene seltsamen Erscheinungen nur noch dunkler erscheinen, als sie in der That sind. Verfolgen wir Eschenmayer's neuere Bestrebungen auf dem Felde der Philosophie und namentlich der Psychologie, so

bleibt uns über seinen Hang zum Mysticismus kein Zweifel. Alles, was in diesen Kram taugt, ist ihm willkommen, ja selbst der sterile Boden der Homöopathie dünkt ihm fruchtbar genug, um daran sein Heil zu versuchen, und träte heute ein zweiter Cagliostro auf und ließe Geister erscheinen, Eschenmayer wäre der Erste, der aus philosophischen Gründen bewiese, daß der Mann kein Betrüger sei und seine Kunst Realität habe. Nichts paßt indessen weniger für den Naturforscher, namentlich wenn er den Schlüssel zu solchen geheimen Fächern finden will, wie diejenigen, in denen jene seltsamen psychischen Erscheinungen verborgen liegen, als leichtgläubige Hingebung, voreilige Feststellung eines Princips für Dinge, deren Authenticität noch nicht hinreichend verbürgt ist, und Einmischung mystischer Glaubensartikel. Hier gilt es ruhige, vorurtheilsfreie Prüfung der Thatsachen, und wo sich der Erklärungsgrund für dergleichen Thatsachen nicht auffinden lassen will, ruhiges Entsagen und Abwarten, bis weiteres Forschen neues Licht bringt.

(Der Beschluß folgt.)

Beiträge zur Geschichte des Studiums der deutschen Literatur in Frankreich.

Die „Revue du Nord et des pays germaniques", welche Spazier in Gemeinschaft mit dem Franzosen Boulet in Paris redigirt, gab in ihrer vierten Nummer einen dem „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" entlehnten Artikel, die deutsche Literatur im Auslande betreffend. Dies veranlaßte Hrn. Dr. A. E. Bégin in Metz, einen der gelehrtesten Literatoren Frankreichs, der „Revue du Nord" einen Brief zuzusenden, in welchem er die im „Conversations-Lexikon" gegebenen Notizen über die der deutschen Literatur in Frankreich gewidmete Aufmerksamkeit bedeutend ergänzt. Hr. Bégin äußert sich folgendermaßen:

„Der Verfasser jenes Artikels, sich vorzugsweise mit England beschäftigend, vergißt einen großen Theil der Bestrebungen, die seit 40 Jahren zur Einführung der nordischen Literaturen in Frankreich geschahen. Bouhours zweifelte freilich daran, daß ein Deutscher ein Schöngeist sein könnte, und Batteux ahnete nicht einmal das Vorhandensein einer germanischen Literatur. In den Schulen schwur man nur auf Horaz und Boileau und hatte keine Vorstellung davon, daß ein Werk, wenn es nicht auf die von den Rhetoren aufgestellten Grundprincipien sich stützte, vor der Nachwelt Gnade finden könnte. Aber Deutschland war auch vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts kaum im Stande, seinen literarischen Erzeugnissen im Auslande Geltung zu verschaffen; denn mit Ausnahme von Luther, Erasmus und Leibnitz war kein bedeutender Mensch aufgetreten, um sich als Muster der Nachahmung zwischen Frankreich und den germanischen Staaten hinzustellen. Luther, der im nördlichen Frankreich gar wohl aufgenommen wurde und dessen Werke z. B. in Metz und Sedan übersetzt und commentirt wurden, ist mehr als ein politischer und religiöser Missionnair zu betrachten denn als ein Literator, der den schönen Wissenschaften einen großen Impuls gegeben hätte. Anders war es mit Erasmus, welchem das nördliche Europa das Wiederaufleben der Wissenschaften verdankt. Im J. 1520 erschien schon in Paris eine Uebersetzung seines „Lobes der Narrheit"; 1534 druckte man ebendaselbst seine Briefe gegen Luther; 1662 und 1669 übersetzte Chappuzeau seine „Colloquien"; Guendeville travestirte sie 1720; das „Lob der Narrheit", von welchem man sieben Auflagen in Frankreich machte, wurde von zwei anonymen Literatoren, dann von Petit, Guendeville, Meunier, de Querlon, Falconet, Lavaux, Barrett übersetzt; seine „Apophthegmen" von Eslen-Macault und Guillaume Haudent; verschiedene Werke von ihm von Antoine Dufair, La Rivière, Claude Foly; der Abt Marsollier schrieb 1713 seine Apologie, lebhaft angegriffen in den Memoiren von Trevoux und im „Journal des savans". Fast in derselben Zeit schrieb Michel David de la Tirandière seinen Panegyrikus und Bevrigny endlich gab 1757 die Geschichte des Erasmus und der literarischen Epoche, in welcher er lebte, heraus. Niemals war wol ein Gelehrter Gegenstand so vielen Lobes und so vieler Angriffe. Eine Zeit lang, beinahe ein ganzes Jahrhundert hindurch, war Erasmus der Mann Frankreichs und Deutschlands zugleich; sein ausgebreiteter Briefwechsel, sein Streit mit Luther, die Controversen, zu denen dies Veranlassung gab, machten einen Theil des literarischen Europa fast zu einem Kampfplatz, an dessen Bewegungen Frankreich einen bedeutenden Antheil nahm."

„Leibnitz, der um 1672 nach Paris gekommen war und den die Akademie der Wissenschaften zum Mitgliede erwählt haben würde, wenn er zum Katholicismus hätte übergehen wollen, Leibnitz, dem Fontenelle und Bailly eine Lobrede hielten, und dessen Leben Neufville und Faucourt schrieben, hatte nicht den populairen Ruf des Erasmus. Doch kannte man L. in Frankreich sehr wohl; man gab einzelne Schriften und Memoiren über ihn heraus; Louis Dutens aus Genf veranstaltete eine Ausgabe seiner Werke; Madame de Châtelet, M. de Gérando analysirten sie, und der Abbé Emery schrieb ein eignes Werk über ihn (Lyon 1772)."

„Im 17. und 18. Jahrhundert waren die französischen und deutschen Pressen nicht den zehnten Theil so thätig als jetzt; und das „Journal de Bayle", von Leclerc, das „Journal des savans" und die „Acta eruditorum" in Leipzig reichten hin, um die literarische Welt von allen Erscheinungen in Kenntniß zu erhalten. Kaum war ein merkwürdiges Werk da, als auch Analysen und Auszüge davon gegeben wurden; und wir, die wir jetzt die Dinge von einem höhern Standpunkte ansehen als unsere Vorfahren, haben Unbekanntschaft mit den Leistungen jenseit des Rheins vor dem 18. Jahrhunderte wol nicht zu sehr zu bedauern; kaum hätten sie die Ehre einer größern Publicität verdient. Ein Hauptgrund, welcher, außer dem Mangel an bedeutenden Autoren, damals das Eindringen der deutschen Sprache in Frankreich verhinderte, war, daß in der Zeit, als Bossuet, Racine, Molière und Boileau unsere Sprache von den sie fesselnden Banden befreiten, sich die deutsche Sprache noch in ihrer Kindheit befand. Sie war durch eine Menge lateinischer, italienischer und französischer Worte entstellt, die, erstaunt sich in derselben Phrase neben deutschen Worten zu sehen, ein groteskes Amalgama bildeten und dem Styl eine Possirlichkeit gaben, die Auge und Ohr gleich verletzte.*) Noch am Ende des 18. Jahrhunderts hatte diese Sprache nicht die Geschmeidigkeit und die Präcision, die sie erreichen soll, und Kant selbst täuschte sich, als er sie besonders für philosophische und metaphysische Untersuchungen geschickt erklärte. Die Masse von Synonymen, deren Bedeutung durchaus nicht genug bestimmt und festgesetzt ist, waren ein großes Hemmniß leichter Verständlichkeit, und die fatale Sucht der Satzeinschaltungen machte sie dunkel, schleppend, untauglich zu jedem lebhaften Verkehr."

„Als durch einige Heroen deutsche Literatur wie Sprache gewonnen, verfolgte Frankreich nicht ohne Theilnahme die für Deutschland eröffnete neue Laufbahn. Seit dieser Zeit wurden eine Menge deutscher Werke übersetzt. Der Verfasser des Artikels im „Conversations-Lexikon" hatte gewiß die gegenseitige Stellung von Frankreich und Deutschland um das Jahr 1780 nicht vollständig gegenwärtig, um zwischen der ersten Ue-

*) Denselben Umstand trifft man ausführlich erörtert in dem vierten Artikel von Spazier's „Tableau de l'Allemagne", im fünften Heft der „Revue du nord". Der Verf. gibt ihn als die Folge der auf den protestantischen Schulen einseitig betriebenen classischen Studien und des Mangels eines die Sprache bildenden Centralverkehrs an.

Fig. 1. Plan of the Roman Villa at Bignor.

Fig. 2. Plan of the Roman Villa at Woodchester.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 270. — 27. September 1835.

Geſchichten Beſeſſener ꝛc. Von Juſtinus Kerner; nebſt Reflexionen von C. A. Eſchenmayer.

(Beſchluß aus Nr. 269.)

Nach Eſchenmayer iſt die menſchliche Natur nur als Mittelglied zwiſchen eine Uebernatur und Unnatur geſtellt. Es gibt drei große Proportionen, welche der menſchlichen Natur zugehören: 1) die Proportion von Schwere, Wärme und Licht, welche die phyſiſche Ordnung füllen und das Reich der Bewegung darſtellen; 2) die Proportion von Reproduction, Irritabilität und Senſibilität, welche die organiſche Ordnung füllen und das Reich des Lebens darſtellen, und 3) die Proportion von Denken, Fühlen und Wollen, welche die moraliſche Ordnung füllen und das Reich der Handlung oder der Zwecke darſtellen. So lange nun dieſe Proportionen in den Werthen ihrer Glieder eine gewiſſe Grenze nicht überſchreiten und zur Einheit zuſammengehalten ſind, ſo lange ſehen wir auch einen vollkommenen Zuſammenhang von Geſetzen, Typen und Zwecken in denſelben. Aber ganz anders verhält es ſich, wenn die Glieder jener Proportionen die Grenzen überſchreiten und in ihre Extreme auslaufen. Alsdann löſt ſich die Einheit des Zuſammenhanges auf, die äußerſten Glieder reißen ſich von der Verbindung mit den andern los und gewinnen eine ſolche Uebermacht, daß die andern Glieder kaum noch als ſchwache Coefficienten bemerkbar ſind. In Hinſicht der phyſiſchen Ordnung läßt ſich wol ein Reich denken, das noch viel tiefer liegt als die Grenze der Schwere, die der Erde und ihrer uns bekannten Körperwelt zugetheilt iſt, nämlich das Reich der Unnatur oder Finſterniß, und ebenſo ein Reich, das höher liegt als die Grenze des Lichts, das aus den entfernteſten Geſtirnen in unſer Auge ſcheint, das Reich der Uebernatur oder das Himmelreich. In der Uebermacht der Senſibilität löſt ſich die leiblich-organiſirte Maſſe auf. Der Leib wird ganz Sinn. In der Uebermacht der Reproduction löſt ſich gleichfalls die leiblich-organiſirte Maſſe auf, denn Fleiſch und Blut erzeugen ſich nur da, wo die organiſchen Kräfte eine Proportion eingehen. Die Leiblichkeit erſcheint als bloßer Trieb. Die moraliſchen Extreme ſind das Gute, geſteigert zum Leben der Liebe und der Tugend, und das Böſe, geſteigert zum Leben des Haſſes und der Selbſtſucht. Nehmen wir die bisher erhaltenen Charaktere der verſchiedenen Ordnungen in ihren Extremen zuſammen, ſo wird die Unnatur folgende für ſich nehmen: Es gibt Weſen, die einen perſönlich-böſen Willen haben, der zur abſoluten Selbſtſucht hinſtrebt, und welche mit einer größern und rohern Gewalt ausgerüſtet ſind, als deren die menſchliche Natur fähig iſt. Sie haben keine aus Fleiſch und Blut organiſirten Leiber, ſondern nur Scheinkörper, die ſie aus Atomen beliebig zuſammenſetzen und wiederauflöſen können. Denn auch an der untern Grenze iſt die Lebenskraft noch individualiſirend, d. h. die Stoffe zu irgend einer Geſtalt formend und bildend. Sind nun dieſe Stoffe bloße Atomen, ſo entſteht ein atomiſtiſcher oder bloßer Scheinkörper, der ſich zwar ſinnlich nicht wahrnehmen läßt, in welchem aber die Kraft der Bewegung und Handlung ebenſo gut vorhanden ſind, als in den ſinnlich wahrnehmbaren organiſirten Körpern. Sie wohnen im Reiche der Schwere, beraubt der Wärme und des Lichts, oder im Reich der Finſterniß. Dies ſind die Dämonen. Die Uebernatur hingegen wird folgende Charaktere für ſich nehmen: Es gibt Weſen, welche einen perſönlich guten Willen haben, der zur abſoluten Liebe hinſtrebt, und welche gleichfalls mit einer größern, aber geiſtigen Kraft ausgerüſtet ſind, als deren die menſchliche Natur fähig iſt. Sie haben gleichfalls keinen aus Fleiſch und Blut, ſondern einen höher organiſirten Lichtkörper, der im gewöhnlichen Zuſtande für uns inſenſibel, aber doch unter ſeltenen Bedingungen ſenſibel iſt. Sie wohnen im Reiche des Lichts, der Wärme nicht mehr bedürfend und ungebunden von der Schwere, oder im Himmelreich. Dies ſind die Engel.

Noch glauben wir hier einiger allgemeinen Sätze erwähnen zu müſſen, welche Eſchenmayer aus den mitgetheilten Geſchichten Beſeſſener ableitet: 1) In allen Geſchichten iſt der generiſche Charakter eine blos körperliche Beſitzung, ohne Schaden der Seele, welche, wie aus einigen Fällen erſichtlich iſt, von den böſen Einflüſſen des unreinen Geiſtes in Schutz genommen zu ſein ſcheint. 2) Die charakteriſtiſchen Zeichen ſind: a) das plötzliche Dahinſchwinden des Bewußtſeins; b) ungewöhnliche Bewegungen einzelner Theile des Körpers; c) öfters ſehr künſtliche Verdrehungen der Glieder und Umherwälzungen; d) verzerrte, häufig ſpöttiſch-höhniſche Grimaſſen, die mit der natürlichen Gemüthsart völlig contraſtiren; e) eine rauhe Baßſtimme; f) auf Anreden der Perſon keine Antworten, wol aber, wenn das dämoniſche Weſen durch Fragen auf-

gefodert wird; hierher gehören auch die richtigen Antworten, wenn der Dämon in fremder Sprache angeredet wird; g) bei Nennung heiliger Namen, Gebeten und besondern Formeln Schreien, Brüllen, Schimpfen, Toben und Wüthen; h) Hohn und Spott, besonders gegen Diejenigen, welche dem Dämon zusetzen; i) vorzüglich aber die furchtbaren Gotteslästerungen und Verhöhnungen gegen Alles, was heilig ist, bei sonst gutartigen und gesitteten Personen; k) Widerwillen und wie gewaltsames Zurückhalten von Gebet und Kirche; l) schnelles Wiederkehren der Kräfte nach den heftigsten Agitationen im Anfall; m) völliges Nichtwissen, was während des Paroxismus vorgegangen. 3) Aus mehren Geschichten erhellt, daß der Satan, dem alle die Dämonen untergeordnet sind, sie doch nicht nach Willkür in die Menschenleiber schicken kann, sondern daß ein dem Satan ergebener menschlicher Wille die dämonische Besitzung durch Zauber vermitteln muß. 4) Gewöhnlich sind diejenigen Personen, welche dieses Schicksal trifft, keine bösen oder verdorbenen Menschen, vielmehr solche, die ihr Unglück tief fühlen und sich gern um Hülfe zum Gebet wenden. Es läßt sich auch schon im Voraus erwarten, daß der Satan die Weltmenschen, die ihm schon zur Hälfte angehören, mit solchen Plagen verschonen und nur Diejenigen heimsuchen wird, die es nicht mit ihm halten. 5) Aus mehren Thatsachen gibt sich ein Schutzgeist kund, der dem Bösen widerstrebt, und wenn er auch nicht Alles verhindern kann oder darf, doch einem bleibenden Schaden vorbeugt und den Anfeindungen Grenzen setzt. 6) Selten ist ein Dämon allein, denn ihrer ist Legion; wo Einer ist, können unter gleichen Umständen auch mehre sein. 7) Merkwürdig ist die Bitte der Dämonen um Aufschub, oft nur auf eine kleine Zeit, oder um Erlaubniß, in Thiere oder andere Gegenstände fahren zu dürfen. Im Reiche der Unnatur kann jedes Wesen sich aus der atomistischen Kraft einen Scheinkörper auf beliebige Weise bilden, der aber nur ein Blendwerk ist. 8) Das Evangelium entscheidet weder dafür noch dagegen, ob die Dämonen der Besessenen verstorbene böse Menschen oder etwa gefallene Engel sind. Von den unseligen Menschen aber, welche an die Erde gebannt sind, Ruhe suchen und keine finden und sich überall vor dem Zorne verbergen möchten, läßt sich erwarten, daß sie nach Menschenleibern begierig sind, wo sie einst selbst wohnten, um theils mehr geschützt zu sein, theils ihre Bosheiten noch fortsetzen zu können. 9) Das dämonische Reich ist das Reich der Lügen, sie sind und bleiben Lügengeister. Werden sie auch genöthigt, ihre Namen und Lebensumstände anzugeben, so sind ihre Aussagen doch nur halb wahr, halb erlogen.

Es leuchtet von selbst ein, daß dieses ganze Eschenmayer'sche System eine bloße Erfindung ist, um theils einer mystisch-religiösen Ansicht von der Herrschaft des Teufels wieder Eingang unter den Menschen zu verschaffen, theils den Glauben an die Realität jener sogenannten Besessenen und ihrer Aussagen zu stützen. Dazu bedurfte es aber jener philosophischen Erklärungsversuche, jener Deduction einer Unnatur und Uebernatur aus einer Ueberschreitung der natürlichen Proportionen gar nicht, es reicht schon hin, an einen Teufel zu glauben; woher er stamme und wie er es anfange, die Seelen der Menschen zu fahen, ergibt sich dann von selbst. Aber fragen wir vor Allem, ist es denn so nothwendig, zur Erklärung jener seltsamen Erscheinungen seine Zuflucht zu übernatürlichen Einwirkungen zu nehmen, und ist denn Alles, was uns in jenen Geschichten Besessener erzählt wird, unbedingt wahr?

Bei der Beantwortung der letztern Frage müssen wir wohl unterscheiden zwischen denjenigen Erscheinungen, die die sogenannten Besessenen nur allein, und zwischen denjenigen, welche auch Andere wahrgenommen haben. Der letztern sind, was wohl zu merken ist, nur sehr wenige, und namentlich gehört hierher nur das kunstreiche Verflechten der Kuhschwänze und das Entstehen einer Flamme in verschiedenen Theilen des Hauses in der Geschichte des Mädchens von Orlach. Allein grade über diese Vorgänge sind die Mittheilungen höchst dürftig und unvollkommen. Es heißt zwar in Bezug auf den ersten Vorgang, man habe bei der größten Aufmerksamkeit und Begierde, einen Thäter zu entdecken, dies doch nie erreichen können, in Bezug auf den zweiten aber, das Schultheißenamt habe Tag und Nacht vor und in dem Hause Wächter ausstellen lassen; allein demungeachtet seien wieder in verschiedenen Theilen des Hauses Flammen ausgebrochen; ob sich aber diese Wächter grade an denjenigen Orten des Hauses befanden, wo die Flammen ausbrachen, ob man an diesen Orten Brennmaterialien gefunden und welche, ob Magdalene, die Geisterseherin, die wir dabei in großem Verdacht haben, sich während dieser Vorgänge immer in dem Hause, oder auch außer demselben aufgehalten, ob sich dergleichen Vorgänge auch in der Nacht, während sie schlief, zugetragen u. s. w., über alle diese Dinge erfahren wir nichts. Ja, unbegreiflich bleibt es, daß sich die amtlichen Behörden bei diesem ganzen Teufelsspuk so ruhig verhielten, und anstatt den Abbruch des Grombach'schen Hauses zuzulassen und damit dem Aberglauben Thüre und Thore zu öffnen, nicht lieber die Geisterseherin auf einige Zeit in sicheres Gewahrsam bringen, ein tüchtiges Vorlegeschloß an die Stallthüre legen ließen u. s. w.

Nach Abzug dieser keineswegs hinreichend constatirten Ereignisse beschränkt sich, sowol bei dieser als bei allen andern Geschichten sogenannter Besessener, alles Uebrige auf bloße Aussagen derselben. Sie nur sahen, hörten, fühlten die Geister. Hier fragt es sich nun aber, können dergleichen Aussagen nicht auf bloßen Visionen beruhen? Eschenmayer gibt selbst zu, daß eine Vision eine solche Intensität erreichen könne, daß sie nicht nur das Ich aus seiner Stelle verdränge, sondern auch das ganze Nervensystem in Bewegung setze, und zwar in solche, welche mit der Vision übereinstimme. Aber, fügt er hinzu, diese Vision müsse denn doch auf eignem Boden gewachsen sein und dürfe der Gemüthsart und dem moralischen Charakter nicht widersprechen. Wenn wir gutartige, nie überspannte, vielmehr sehr einfache und christliche Per-

sonen auf einmal Hohn und Spott gegen die Menschen und die ärgsten Lästerungen gegen Gott, Christum und die Religion ausstoßen sehen, sie mit einer rauhen Baßstimme reden hören, wenn sich vor Augenzeugen Dinge ereignen, die nur von fremder, unbekannter Hand kommen konnten, wenn vorher verkündete Thatsachen eintreffen und die Geschichte sich in solche Scenen verwickelt, welche die Erfindungsgabe und die Diction dieser Personen weit übersteigen, so reiche ein solcher Erklärungsgrund nicht zu. Als Erwiderung auf diesen Einwurf machen wir unsern Psychologen nur darauf aufmerksam, daß es Schauspieler gibt, die bei angeborener und anerkannter Gutmüthigkeit sich dergestalt in die Rolle eines Teufels hineinstudiren können, daß sie selbst den strengsten Kritiker befriedigen und zur Bewunderung hinreißen; daß ferner dem Arzte Fälle vorkommen, wo Kranke während ihres Unwohlseins eine solche Umwandlung ihres eigenthümlichen Charakters erfahren, daß sie uns als ganz andere Menschen erscheinen, des eigentlichen Wahnsinns hier gar nicht zu gedenken, bei dem eine solche Umwandlung zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehört; daß endlich bei Somnambulen eine solche Aenderung der Gemüthsart und des moralischen Charakters, eine Steigerung der Erfindungsgabe und eine von der gewöhnlichen ganz abweichende Diction zu denjenigen Erscheinungen gerechnet werden muß, die bereits öfter beobachtet worden sind. Ueberhaupt herrscht zwischen dem somnambulen Zustande und dem dieser Besessenen eine unverkennbare Aehnlichkeit. Hier wie dort das gleiche Typische in den Erscheinungen, dieselbe allmälige Entwickelung des visionairen Zustandes von niedern zu höhern Graden, dasselbe Vorhersehungsvermögen, derselbe Zusammenhang, dieselbe Consequenz, das Systematische des ganzen Dramas, bei dem oft unwesentlich scheinende Umstände eine bedeutende Rolle spielen, die moralisch-religiöse Tendenz, die Visionen von einem Schutzgeiste, wovon uns Eschenmayer selbst mehre Beispiele in seiner „Psychologie" S. 263 aufgezeichnet hat, die Neigung zum Betrug und zur Täuschung (s. Kieser's „System des Tellurismus", Band 2, S. 239) u. s. w. Vergleicht man alle diese Erscheinungen, so kann man nicht umhin, diesen Zustand des Besessenseins für nichts Anderes zu erklären als für einen auf eigne Weise modificirten Somnambulismus. Ja, wenn wir den Somnambulen das Vermögen, in die Ferne und in die Zukunft zu sehen, zugestehen, wie wir dies nach so vielen verbürgten und übereinstimmenden Erfahrungen kaum anders können, so gewinnen dadurch selbst jene Aussagen der sogenannten Besessenen von Verstorbenen und ihren verbrecherischen Handlungen einigen Schein von Realität. Können Somnambulen in die Zukunft sehen, so können sie auch den Blick in die Vergangenheit zurückwenden, und wie der Wasserfühler die unter ihm liegende Quelle zu entdecken vermag, so an Ort und Stelle wol auch eine vor Jahrhunderten begangene Mordthat u. s. w. empfinden und als gegenwärtig zur Anschauung bringen. Das Unheimliche, Beängstigende einer solchen Einwirkung kann dann, wie bei dem Mädchen von Orlach, selbst Veranlassung zur Vernichtung der Stätte werden, von der die Einwirkung ausgeht. Obgleich auch diese Ansicht für den schlichten Menschenverstand manches Widerstrebende hat, so möchten wir sie doch der von einer Unnatur, von einem Umwandern und Eingehen böser Geister in die Leiber der Menschen noch beiweitem vorziehen. Die Möglichkeit eines solchen Reiches der Unnatur kann zwar zugegeben werden, aber Vermessenheit ist es, über Das, was diesem Reiche angehört, über eigenthümliche Wesen, die es bewohnen sollen, irgend eine Vermuthung zu wagen. Ebenso vermessen ist es, dadurch, daß man jene Proportionen, welche der menschlichen Natur zugehören, in ihre Extreme auslaufen läßt, dämonische Wesen construiren zu wollen. Weiter reicht unsere Erkenntniß nicht als bis an die Grenzen jener Proportionen; was darüber hinausliegt, ist für uns eine terra incognita. Von einer Lebenskraft, die noch individualisirend ist außerhalb ihrer natürlichen Grenzen, kann keine Rede sein, noch weniger aber von auf solche Weise gebildeten atomistischen oder bloßen Scheinkörpern, die sich sinnlich nicht wahrnehmen lassen, in welchen aber die Kraft der Bewegung und Handlung ebenso gut vorhanden ist als in den sinnlich wahrnehmbaren organisirten Körpern. Körper, welche der Bewegung und Handlung fähig sind, unterliegen den Gesetzen der Lebenskräfte, sie mögen aus Stoffen gewebt sein, aus welchen sie wollen. Haben daher dergleichen dämonische Wesen wirklichen Einfluß auf die Leiber der Menschen, wohnen sie in ihnen und wirken sie durch sie, so können sie es nur auf natürliche Weise, mittels körperlicher Kräfte.

Noch haben wir hier auf eine den Lehren der Schrift zuwiderlaufende, unchristliche Ansicht in der Eschenmayer'schen Darstellung aufmerksam zu machen. Es heißt nämlich S. 141, der Satan könne die Dämonen nicht nach Willkür in die Menschenleiber schicken, sondern es müsse ein dem Satan ergebener menschlicher Wille die dämonische Besitzung durch Zauber vermitteln. Gewöhnlich seien diejenigen Personen, welche dieses Schicksal treffe, keine bösen und verdorbenen Menschen, vielmehr solche, die ihr Unglück tief fühlen und sich gern um Hülfe zum Gebet wenden. Es lasse sich auch schon im Voraus erwarten, daß der Satan die Weltmenschen, die ihm schon zur Hälfte angehörten, mit solchen Plagen verschonen und nur Diejenigen heimsuchen werde, die es nicht mit ihm halten. Im Neuen Testamente wird aber ausdrücklich gesagt, der Teufel habe über die Christen keine Gewalt, er könne sie nicht zu Lastern verführen, nicht auf ihre Seele einwirken; nur wenn sie selbst sich dem Laster ergäben, kämen sie wieder unter seine Herrschaft. S. 1. Joh. 3, 8; ebend. Cap. 5, 18, 19; Jakobus Cap. 4, 7 und Cap. 1, 14; 1. Joh. 4, 4. Wie reimen sich diese Stellen mit den Qualen, denen die armen unschuldigen Menschen durch die Eschenmayer'schen Dämonen ausgesetzt sind?

Dies möge hinreichen, um zu zeigen, daß der von Kerner und Eschenmayer eingeschlagene Weg, jene sonderbaren und allerdings bis daher noch nicht gelösten Probleme zu entschleiern, nicht der rechte sei, daß man sich diesem Wege vielmehr um so kräftiger entgegenstellen müsse,

als er unmittelbar zum Irrthum und zum dunkeln Aberglauben zurückführt. Zum Glück für die Welt bringen, wie Lessing sagt, Verfinsterungen die Planeten nicht aus ihrer Bahn. Gar manche natürliche, aber außergewöhnliche Erscheinung ersteht im Laufe der Zeiten, an deren Möglichkeit der Mensch nicht dachte, gleichsam als wäre sie ihm vorgelegt, seinen Scharfsinn daran zu üben. Staunend steht er vor ihr, ohne daß er sie zu enträthseln vermöchte; er hält sie, wie vormals der furchtsame Sinn die Kometen, so lange für übernatürlich, bis er das Gesetz gefunden hat, auf dem sie beruht. Nun dünkt sie ihm gewöhnlich; er glaubt sie selbst erfaßt zu haben, während er sie doch so wenig begreift, als alle übrigen Wunder der Natur. Auch jenes Räthsel der Besessenen wird uns nicht ewig ein Räthsel bleiben, verfolgen wir nur ruhig den Weg der prüfenden Forschung, einen Weg, wie ihn uns Eschenmayer, derselbe Eschenmayer, der jetzt auf einige unerwiesene Facta hin an Geister und Teufelsbesitzungen glaubt, in seiner „Psychologie" S. 278 vorgezeichnet hat:

Es müssen die Facta selbst, wie sie uns vorgelegt sind, geprüft und verglichen werden. Man darf sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die vielen Augenzeugen darüber abzuhören, um ihre Einstimmung oder Abweichung herauszubringen, und so mögen auch die verschiedenen Urtheile Aller, die die Erscheinungen beobachteten, gesammelt werden. Daraus erwächst nach und nach ein Ganzes, das uns zu Folgerungen berechtigt. Würde diese Methode nur bei sechs Fällen der wichtigern Art und von Männern befolgt, welchen die Sache am Herzen liegt, so könnten wir über Das, was Verstellung, Betrug, Zufall und Selbsttäuschung hineinspielt, und über Das, was wahr und echt ist, nicht lange in Ungewißheit bleiben. Aber es gibt eine große Classe von Menschen, denen es nicht um Erkundigung der Wahrheit, sondern um Rettung ihrer Systeme zu thun ist, die, ohne die Facta nur zu lesen, geschweige zu prüfen, sie blind hinein verwerfen, und weder auf die Namen der Beobachter, noch die Augenzeugen, noch die Menge der Thatsachen achten. 24.

Abälard und Heloise, oder der Schriftsteller und der Mensch. Eine Reihe humoristisch-philosophischer Aphorismen. Von Ludwig Feuerbach. Ansbach, Brügel. 1834. 8. 16 Gr.

Der Leser findet vor diesem Buche einen hübschen Titel, und in ihm auf 117 Seiten eine Anzahl mehr oder weniger kurzer Sätze, die zwischen den Gedanken Buch, Schriftsteller, Leben und Mensch ebenso viele, selten originelle, meistens aber leidliche Beziehungen in erzwungenem Humor aussprechen. Da heißt es etwa, daß es den Büchern wie den Jungfrauen gehe, insofern die besten und würdigsten oft am längsten sitzen; oder das Leben sei ein Poet, das Buch ein Philosoph, oder auch das Leben sei ein großes Kirchweihfest, während man sich in der Lecture im Zustande des Somnambulismus, aber eines Somnambulismus mit wacher Vernunft (ja, das weiß Gott!) befinde, und was dergleichen Dinge mehr sind. Auf der letzten Seite steht der Satz: „Das schönste Band zwischen Mensch und Schriftsteller ist die Liebe", groß gedruckt. Der Leser kann sich also immer ein Stündchen daran vergnügen. 138.

Notiz.

Ein auf dem Gebiete der Sprachforschung interessantes und nicht zu übersehendes Buch ist folgendes: „Die Sprache der Albanesen oder Schkipetaren. Von P. Ritter von Xylander" (Frankfurt a. M. 1835). Indem der Verf. dieses Buches das kaum aus der ersten Kindheit in die Kreise einer geschriebenen Sprache eingetretene Idiom der Albanesen ebensowol nach seiner Abstammung (auch in Betreff der des Volks selbst, welches dieses Idiom spricht) als nach seinem jetzigen Zustande theils in Ansehung der Grammatik, theils des Sprachmaterials näher betrachtet und eine Grammatik der albanesischen Sprache, sowie eine Wörtersammlung (deutsch-albanesisch und albanesisch-deutsch) beifügt, auch, neben andern Sprachproben, aus einer 1827 in Korfu gedruckten neugriechisch-albanesischen Uebersetzung des Neuen Testaments einige Bruchstücke mittheilt, hat das Buch ein gleiches historisches und wissenschaftliches Interesse, das dadurch nur erhöht werden kann, daß es die erste ausführliche Zusammenstellung dieser Art ist, welche wir im Deutschen erhalten. Dabei verdient die albanesische Sprache, um ihrer Verwandtschaft mit dem Griechischen, Lateinischen ꝛc., mit romanischen, slawischen u. a. Sprachen willen (die Albanesen gelten Manchem, und auch dem Verf, für die Nachkommen der alten Illyrier, und ihre Sprache hält er für ein Glied des indogermanischen Sprachstamms), jedenfalls eine nähere Beachtung, die dadurch auch eine praktische Richtung erhält, daß in dem mit Deutschland nahe verbundenen Königreiche Griechenland viele Albanesen wohnen, die, wenn sie auch griechisch reden, doch ihre Muttersprache nicht aufgegeben haben. Der Verf. hat auch dieses praktische Interesse in seinem Buche beachtet und besonders berücksichtigt. 17.

Literarische Anzeige.

Preisherabsetzung.

Die in meinem Verlage erschienene

Bibliothek classischer Romane

und

Novellen des Auslandes.

Mit biographisch-literarischen Einleitungen.

22 Bände. Gr. 12. 1825—30. Geh.

erfreute sich bei der Gediegenheit der darin aufgenommenen Erzeugnisse und deren sorgfältiger Uebersetzung einer sehr günstigen Aufnahme. Durch die Ausdehnung, welche diese Bibliothek gewonnen hat, ist ihr an sich so niedriger Preis doch so gestiegen, daß mancher unbemittelte Freund dieser Literatur auf deren Ankauf verzichtete. Ich habe mich daher bewogen gefunden, den Preis für ein vollständiges Exemplar dieser 22 Bände von 18 Thlr. 5 Gr. auf acht Thaler zu ermäßigen, einzelne Romane jedoch nur zu nachstehenden Preisen wie bisher zu verkaufen:

I—IV. Don Quixote von Cervantes, übersetzt von Soltau. 2 Thlr. 12 Gr. — V. Landprediger von Wakefield von Goldsmith, übersetzt von Oelsnitz. Zweite Auflage. 15 Gr. — VI—IX. Gil Blas von Le Sage. 2 Thlr. — X. Leben des Erzschelms von Quevedo, übersetzt von Keil. 12 Gr. — XI—XIV. Tom Jones von Fielding, übersetzt von Lüdemann. 2 Thlr. 12 Gr. — XV. Niels Klim von Holberg, übersetzt von Wolf. 15 Gr. — XVI. Ortis von Foscolo, übersetzt von Lautsch. 16 Gr. — XVII—XIX. Delphine von Staël, übersetzt von Gleich. 1 Thlr. 20 Gr. — XX—XXII. Dekameron von Boccaccio. 2 Thlr.

Leipzig, im September 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 271. — 28. September 1835.

Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Vierter und letzter Artikel. *)

44. Die tönenden Bilder von Ph. H. Welcker. Eine Reihe von 45 Holzschnitten. Gotha, Müller. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wenn Reichardt ein ihm zusagendes Gedicht recitiren hörte, so verwandelte es sich, nach seiner Versicherung, alsbald in seinem Innern in Klänge und Accorde; wenn ein poetisches Gemüth vor einem Meisterwerke der Malerei oder Plastik bewundernd steht, wie leicht gestaltet sich Anschauen und Bewunderung zu Rhythmus, Wort und Reim. Mit Recht macht also die Mythe die Musen zu Schwestern. Eine Kunst reicht der andern die Hand, oder amalgamirt sich durch irgend ein Medium mit der andern. So verdankt auch gegenwärtiges Buch sein Entstehen der Kraft der zeichnenden Kunst, welche die Poesie weckte. Freilich sind es hier nicht Gemälde von Rafael oder Zeichnungen von Dürer's Meisterhand, welche hier das vermittelnde Band zwischen Poesie und zeichnender Kunst schlingen, und welche der Phantasie Hebel und Springstock reichen oder ihr Schwingen anbinden, sondern nur 45 alterthümliche, halbvergessene, schlichte Holzschnitte, auf welche unsere neuern Holzschneider vielleicht mit mitleidigem Lächeln blicken würden und die der Verf. zufällig in einer Druckerei fand. Diese regten ihm die bildende Kraft an; durch sie entstanden die (rhythmischen) Töne, woher auch der Titel: „Tönende Bilder", und wir können hinzusetzen wohltönende Bilder. Mit richtigem Gefühl hat der Verleger den alten Bildern nicht neue modernisirte Holzschnitte substituiren gewollt, sondern sie so gelassen, wie sie eben auf den Dichter wirkten, und sie auf reinem, aber wie vom Alter vergelbtem Papier jedem Gedichte vorkleben lassen. Die Sache, daß ein Bild ein Lied erzeugt, ist alt; daß dies aber ein alter Buchdruckerstock thut, ist neu und pikant, um so mehr, da wir dem beigegebenen Commentar unsern Beifall nicht versagen können. Die Gedichte, deren Bilder sich historisch oder mythologisch selbst erklären, wie ein Sokrateskopf, ein Grabstein, ein Sarg, Saturn, Momente aus Jesu Leben u. s. w., haben natürlicherweise geringern poetischen Werth als die, wo die bildende Phantasie allein die Deutung geben muß und die auf den ersten Blick keine Handhabe bieten, mit welcher sich das poetische Getriebe bequem in Bewegung setzen läßt. Den meisten dieser Bilder wird eine geistreiche, leichte und zum Theil überraschende Deutung gegeben. Dahin gehören Bild V, wo Ackergeräthschaft und Handwerkszeug, pêle mêle untereinander liegend, vorgestellt ist; Bild VIII, wo ein Nachtwächter zu sehen, in dessen moralische Betrachtungen und Beobachtungen Nachtscenen eingemischt werden, die das Bild plastisch machen; Bild VI, der Tod, vor einer Staffelei arbeitend, wo die Scene, anziehend genug, in einen Ballsaal verlegt wird, den die Jugend eben verlassen hat; Bild XIX, der Rabe mit dem Ringe oder Spiegel; Bild XX, ein Kind mit einem Hunde, einsam am Flusse sitzend; Bild XXI, eine Laterne, wo manches Dunkle beleuchtet wird; Bild XXVII ein Gitterfenster, das manche anziehende Aussicht gewährt, aber auch dem Hineinschauenden manches Bild zeigt, das zur Betrachtung reizt; Bild XXXIII, ein Diener vor dem Herrn stehend, oder der Rapport eines Schergen an seinen rachedurstigen Gebieter; Bild XL, drei Männer an einem Tische sitzend und Geld zählend und rechnend; endlich Bild XLII ein Buch mit Rosen und Lorberkranz umwunden. Nr. IX dagegen ist etwas matt; Nr. XII hätte geistreicher commentirt werden können. Den Beschluß macht ein großes H, in welchem ein Greis erscheint, dem eine Hand aus Wolken eine Kugel reicht. Es beginnt:

Irgendwo, doch ach! auf deutschen Auen,
Liegt ein Kerker tief versteckt,
Ist ein Kerker noch bedeckt
Von geheimnißvollem Grauen.
In dem Käfig, still bewacht,
Wird in jeder Mitternacht
Brot und Wasser dargebracht;
Doch kein Quäler ist zu schauen.
In dem Raum, so schmal und karg —
Nur zwei Ellen Höh' und Breite,
Nur zwei Ellen lang die Seite —,
Sagt, wen Bosheit hier verbarg?
— — — — — — —
— — — — — — —
Dort im Dunkel, schwach und schwächer,
Seelentodt und geistesblind,
Saß, auf faules Stroh gebettet,
An ein kurzes Band gekettet,
Saß von keinem Gott gerettet,
Dreizehn Jahre lang ein Kind.

Dieses Kind ist Kaspar Hauser. Der Verf. begnügt sich nicht mit dieser Threnodie auf den unglückseligen Gefangenen, sondern erzählt auch in einem Anhange auf 190 enggedruckten Seiten seine ganze tragische Geschichte, wir wissen nicht, ob füglich in einer Gedichtsammlung. Wie auch der scheinbar armen Bilderdarstellung eine reiche Ansicht abgewonnen wird, bekunde Bild XIV, wo über zwei verschlungene und zwei einzeln stehende Bäume, unter denen ein Weibermantel mit einem Katzenhaupt, also commentirt wird:

Zwei Bäume ragen in Deutschland,
Daß Jeder von fern sie kennt,
Sonst waren verwachsen die Stämme,
Jetzt stehen sie weit getrennt.

Und mitten vor den zwei Bäumen,
Sobald sie der Lenz belaubt,
Weint oft in der Nacht ein Weiblein
Mit häßlichem Katzenhaupt.

*) Vgl. die frühern Artikel in Nr. 87—90, 148—151, 209—212 d. Bl. D. Red.

Stets ruft hier ein Rabe: „Verzaubert
Bleibt unten das böse Weib,
Bis die Bäume sich naben wieder
Und wachsen zu einem Leib.“

Wer kennt der Bäume Geheimniß?
Ich kenne das Weiblein nicht. —
Es kam ein Fremder gegangen,
Und sagte mir diesen Bericht.

Die Bäume dienen als Abbild
Von dem germanischen Land,
Verzaubert ist hier die Zwietracht;
Der Rab' ist der alte Verstand.

Die Bäume, jetzt so geschieden,
Stehn jeder für sich allein.
Und sollen bedeuten die Trennung
Der Deutschen groß und klein.

45. Die Marmorbraut, oder des Zaubers schwere Lösung. Ein orientalisch-humoristisches Gedicht in sechs Gesängen von Friedrich Braunschweig. Zerbst, Kummer. 1834. 16. 10 Gr.

Da uns nur drei Gesänge dieses in freien gereimten Stanzen geschriebenen Gedichts vorliegen, so läßt sich über den poetischen Werth der Erfindung und Peripetie nichts entscheiden; ja, es läßt sich nicht einmal erklären, woher das Beiwort: orientalisch. Von Humor haben wir ebenso wenig etwas entdeckt, wol aber leichte Versification und Verbannung alles Schwulstes, müßiger Worte und überschwänglicher Ausrufungen gefunden, welche sonst nicht selten dergleichen Wieland nachgebildete Producte entstellen.

46. Erotische Lieder und Epigramme von Robert Bürkner. Breslau, Verlags-Comtoir. 1834. 8. 9 Gr.

Eine Lectüre für leichtblütige, genußsüchtige, leidenschaftlich-berauschte Jünglinge, voll epigrammatischer Schärfe und nicht selten voll frappanten Witzes, nicht eben aus dem Gebiet der Venus Vulgivaga, aber wahrlich auch nicht aus dem Reiche der Venus Urania. Leicht hingehaucht wie der Seufzer einer gewandten Kokette, wird hier die pikante Liederspeise einer laxen Moral aufgetischt. Wem's nicht gefällt, der schelt', sagt des Titelblattes leichtsinniges Motto und Aushängeschild. Fiat.

47. J. Lyser's Lieder eines wandernden Malers. Mit Compositionen von Becker, Dorn, Friederike Hesse, Krug, Poley, Rastrelli und Clara Wieck. Leipzig, Schaarschmidt. 1834. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Hier wird die durch Uhland in Deutschland begründete Literatur der Wanderlieder bereichert, und man kann glücklicherweise sagen, sie mache eine nicht üble Acquisition; denn wenn der Sänger so sicher Herr seines Pinsels ist, wie er hier das Plektrum handhabt, so loben wir die Zwillingsleistungen seiner Kunst. Die meisten Lieder haben Lenzesfrische und Jugendwärme, klingen in eignen Weisen, und da ein Maler mit der organischen wie mit der unorganischen Natur gleich nah befreundet sein muß, so gelingt ihm, und oft schon durch wenige energische Pinselstriche, die Schilderung einer reizvollen Gegend ebenso wie die Darstellung des zum Kusse gespitzten Mundes einer niedlichen Kellnerin. Man sieht aus dem „Ausfluge“, dem „Intermezzo“ und der „Heimkehr“ (in diese drei Sectionen läßt er das Ganze zerfallen), daß er die Wanderlieder seiner ihm vorangeschrittenen Brüder in Apoll gelesen habe, und wer wollte darüber splitterrichtern? Aber recht fratzenhaft geht auch mitunter H. Heine's Geist spukend um und verdirbt ihm, gleich einem schabenfrohen Kobold, manches hübsche Gemälde, während er in dem beklagenswerthen Wahne steht, die aus dem „Buch der Lieder“ herausgerafften Lappen gäben seinen Bildern eine pikante Staffage. Hr. Lyser charakterisirt sich selbst im ersten Liede des „Intermezzo“:

Zu singen und zu malen
Ist meines Lebens Lust!
Die Töne und die Farben
Sind eins in meiner Brust.

Und sollt' ich Eines lassen,
Ging's mit dem Andern nicht!
Es findet sich zum Bilde
Mir immer das Gedicht.

Der Blumen süßes Leben,
Des Maienhimmels Pracht,
Der Mädchen Rosenwangen,
Der Liebe Wonnemacht;
Und Himmelsluft und Wehe
Im Busen mir erglühn! —
Drum, was ich nicht kann malen,
Das mag im Liede blühn.

48. Hammonia. Gedichte von Karl August Friedrich Luther. Altona, Hammerich. 1833. Gr. 12. 12 Gr.

Neben einigen gelungenen Würfen und sichtbarem Fleiß in der Ausarbeitung finden sich in diesen Gedichten viele müßige Worte, leere Exclamationen und verbrauchte Alltagsphrasen, wodurch sie denn bald genug in der Polterkammer neudeutscher belletristischer Literatur ihr stilles Plätzchen finden werden. Eröffnet werden sie durch ein vaterländisches Epos: „Hermann“, in Stanzen, die aber keine Octaven sind, historisch treu, im Beginn wohlklingend, späterhin aber voll unreiner Reime, Kakophonien, gereimter historischer Prosa und rhythmischen Versstößen. So kommt S. 36, St. 60, sogar die Messung vor:

Schnell eilte Hermann zu dem Statthalter, (!)
Vergrößert die Gefahr ihm zu verkünden,
Die Götter mögen euch und uns, rief er ꝛc.

Ganz dem ähnlich heißt es S. 123:

Lasset euch den Muth nicht lähmen
In dem Kampf der Meinungen.

Solche Dinge verzeiht die Kritik unserer Zeit nur schwer. Als einen Druckfehler betrachten wir S. 72:

Im Herzen bewahret die hehre Glut,
Das Geist und Gemüth sich dran labe.

49. Christliche Gedichte von Albert Knapp. Dritter Band, enthält: Neuere Gedichte, erste und zweite Abtheilung. Auch unter dem Titel: Neuere Gedichte. Erster Band. Basel, Neukirch. 1834. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Christliche Gedichte heißen sie mit allem Recht. Sie geben eine Weltanschauung vom christlichen Standpunkte aus, und diese Anschauungen und Gefühle wurden ihrem größten Theile nach nicht in der Studirstube, sondern unter freiem Himmel, auf Bergen und unter Trümmern im Herzen des alten schwäbischen Herzogthums niedergeschrieben. Die Reize der Natur in ihrem Erblühen und Hinsterben, der leuchtende Morgen, der schweigende Abend, die sternbesäeten Gefilde des Firmaments, Urnen der Vorwelt, Trümmer einstiger Herrlichkeit, versunkene, von der Welle der Zeit weggespülte Fürstengeschlechter, die entflohene Jugend, das Große im Menschenleben, das Heilige im Menschenherzen, die vorangegangenen Geliebten und Vertrauten und ihre unvergängliche Krone in den Räumen ihrer Friedenswelt werden hier als leuchtende Bilder in hellen Rahmen der Einbildungskraft vorgestellt, und wie man vom Adler behauptet, er nehme unwillkürlich seinen Flug zum Aether und wende das starke Auge, wie durch einen geheimnißvollen Zauber gedrungen, allemal zur Sonne, so wendet sich hier Wort, Gedanke, Gefühl und Bild dem Glauben, der Sonne der Wahrheit, der frommen Verheißung, dem Ueberirdischen zu. Bild und Gedanke schwimmt aber hier in einer Fülle von Worten, und in dieser ungewöhnlichen Fülle entfaltet sich dem Leser im Laufe seiner Betrachtung eine Gedehntheit und tautologische Profusität, welche die Flamme des Gemüths kältet und die Spitzen des Gefühls stumpft, sodaß man rathen möchte, in Zwischenräumen das Gebotene aufzunehmen. Der Verf. fühlt das auch selbst, indem er in der Vorrede sagt: „Was die Form mehrer dieser Gedichte betrifft, so bedauere ich die vielleicht zu große Ausdehnung derselben, appellire aber auch an die Nachsicht billiger und kundiger Leser, die da wissen, wie jegliche Individualität sich ver-

schieden ausprägt, und wie dem Einen die Kürze fast angeboren ist, während ein Anderer vergeblich nach jener Krystallisation des Ausdrucks ringt. So hatte Göthe von Natur die größte Concinnität, während Lamartine bei allen Schönheiten seines Genius doch profus bleibt. Man möchte diese geistigen Anlagen mit dem leiblichen Organismus vergleichen, wo der Eine schlanken und gedrungenen Gliederbaues, der Andere von laxerer Fiber ist und sich darum vergeblich abzumagern sucht, wenn er seine Naturanlage nicht entstellen will." Aber viele Dichter werden auch durch eitle Verliebtheit in ihre Kinder gehindert, die wohlthätige Schere zu gebrauchen, die den gelben Sprößling vom gesunden Blütensproß absondert. Daß hier der Leser in Gefahr komme, sein Gefühl zu ersäufen, ergibt sich auch aus dem materiellen Inhalt der ersten Abtheilung des dicken Buchs, wo auf 251 Seiten in engem Druck der Geist gleichsam bestürmt wird, wenn er sich nicht selbst Halt- und Ruhepunkte setzt. Die auf Bergen niedergeschriebenen Gedichte sind reimlos und rhapsodisch, und der freie Lebensathem der Natur ist nicht in Reime gezwängt, noch das Lied unter der Vorwelt Trümmern als kunstreich modischer Bau aufgeführt. Einige hier eingestreute Kirchenlieder möchten sich zur Aufnahme in unsern kirchlichen Gesangsammlungen schwerlich eignen, indem ihnen die populaire Einfalt abgeht, die auch die im Denken und Empfinden minder geübte Kraft anspricht. Vieles hat den Anflug jener Mystik, die keinem ascetisch-poetischen Producte fehlen darf, die aber die Erkennungswörter und Lieblingsphrasen überspannter Frömmler unserer Zeit verschmäht und wegwirft. Nur einmal kommt eine logische Mißgeburt, ein verschrobener Mönchsgedanke, in feuchter Zelle entstanden, vor, indem der Verf. in der Zueignung den lieben Gott an das Marterholz hängt und sein Blut für uns vergießen läßt.

Da die zweite Abtheilung, Erzählungen und Romanzen enthaltend, die sämmtlich mehr oder weniger eine religiöse Färbung haben, auch beinahe 200 Seiten einnimmt, so ist auch hier der dem Leser oben gegebene Rath zu beherzigen. Gleichwol lassen sich hier alle der Geschichte oder Sage entnommene Stoffe romanzenartig behandeln, nur hat es mit geringerer Profusität geschehen müssen, und die Form entspricht dem Inhalt. Auszeichnen möchten wir vor Allen: „Die Einladung", S. 586, in ihrer rührenden Einfalt und treffenden Wahrheit; und so stehen wir keinen Augenblick an, Knapp's „Christlichen Gedichten" eine nicht untergeordnete Stelle unter den Erzeugnissen der modernen ascetischen Muse anzuweisen. Aus „Morgenwanderung", S. 13, theilten wir gern eine Probe mit, wenn es der enge Raum in d. Bl. gestatten wollte.

50. Castor. Ein romantisches Gedicht in sieben Gesängen von C. Rebberg und H. Freyberg. Potsdam, Vogler. 1834. 8. 12 Gr.

Wer ein romantisches Gedicht, also schon ein Oeuvre à longue haleine schreiben will, darf nicht ins Blaue hineinarbeiten, sondern muß mit kühlster Besonnenheit vorher den Stoff prüfen, ob er an sich romantisch sei, dann aber mit gleicher Sorgfalt den Stoff ein- und vertheilen, die Theile ökonomisch sondern und eine gewisse Proportion in das Ganze bringen, damit es ihm nicht gehe wie den beiden hier vor uns auftretenden pietrischen Dioskuren, die ohne vorgängige Disposition mit jugendlichem Feuer ans Werk gegangen zu sein scheinen, und so ein Mißverhältniß in ihr Werk gebracht haben, das auch dem minder kundigen Leser auffallend und störend sein muß. Man urtheile selbst. Castor tritt in die Reihen der ihre Freiheit erkämpfenden Hellenen. Er fällt in die Hände des Pascha Oglu. Almira, Oglu's Tochter entbrennt für ihn und hindert seinen Tod. Da er ihr das Leben rettet, so bietet ihm Oglu ihren Besitz unter der Bedingung, daß er Hellas verlasse und Mohammedaner werde. Allein Castor, obwol auch er Almira liebt, bekämpft seine Leidenschaft, schlägt Oglu's Anerbieten ab, um ferner für das bedrängte Vaterland kämpfen zu können. Schon wenig romantisch an sich, und mehr einem moralischen Anekdoten ähnlich, ist dieser Stoff in sieben Gesänge und ungefähr 250 Octaven vertheilt. Das Historische geben nur die letzten vier Gesänge; man denke nur die breite Redseligkeit der drei ersten; namentlich sind die 40 Stanzen des ersten Gesanges ein müßiges Geschwätz, worin (vermuthen wir) die Verfasser weiter nichts sagen, als es drücke ihnen das Herz ab, wenn sie dieses Lied nicht singen dürften. Wie nöthig war hier die wohlthätige Schere! Wie unerläßlich die vorgängige Aufstellung eines Baugerüstes, um die Mißverhältnisse zu entdecken und dem Fehler abzuhelfen! Ueberdies haben wir keine rechte Vorstellung von der Art und Weise, wie das Brüderpaar in Apoll arbeitete und bildete, um die Doppel-Individualität in Harmonie zu bringen; denn die Notiz, die darüber in der Vorrede gegeben wird:

Durch Schicksal, Triebe, Kraft und Willen,
Durch Sitten, Sinn und Herz verwandt,
Ein Geist in zwei verschiedenen Hüllen:
So knüpften wir der Freundschaft Band —

erklärt nicht, wie das Ganze in Wort und Geist als ein Guß erscheint, was gar nicht zu leugnen steht. Ueberall ist großer Fleiß in der Ausarbeitung und die sorgfältigste Feile sichtbar, und einzelne Stellen bekunden Anlage für das Lyrische.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Freimaurerei in ihrem Zusammenhange mit den Religionen der alten Aegypter, der Juden und der Christen. Nach dem Französischen von F. W. R. de S*. Für denkende Geschichtsfreunde frei bearbeitet und mit Anmerkungen begleitet von R. S. Acerrellos. Erster Band. Leipzig, Weber. 1835. Gr. 8. Preis des Werks von vier Bänden 6 Thlr.

Die werthlose Urschrift dieser höchst überflüssigen Uebersetzung erschien im vorigen Jahre in drei Bänden zu Paris unter dem Titel: „La maçonnerie, considérée comme la mère des religions égyptienne, juive et chrétienne, par *Reghellini de Schio*". Schon der Titel wird durch das englische „Constitutionsbuch" widerlegt. Jedermann weiß, oder kann sich aus seiner zuerst 1723 in London gedruckten, oft wiederaufgelegten und in viele europäischen Sprachen übertragenen Belehrung überzeugen, daß seit dem Anfange des 10. Jahrhunderts Baukünstler aller Art, zur Errichtung steinerner, öffentlicher, besonders kirchlicher Gebäude aus der Fremde berufen und, herbeiströmend, in England in einer Innung oder Brüderschaft zusammentraten und sich zünftige Steinmetzen (free masons, vrye metzelaaren, francs maçons, in Deutschland Freimaurer) nannten. Sie hatten nach damaliger und, wo Zünfte bestehen, noch jetzt bemerklicher Sitte, ihre eigne Zucht, ihre besondern Erkennungszeichen und Gebräuche, die an religiöse Formen und Ausdrücke erinnerten, ohne als Laien sich in Religionssachen zu mischen; dagegen Geistliche, frühe Lehrer der Kunst, Bauherren und Beförderer, Denen Gesetze vorschrieben, welchen sie weit entfernt waren, Rath und Stimme über kirchliche Angelegenheiten zu gestatten. Diese Abhängigkeit verschwand ganz, als im Anfange des 15. Jahrhunderts die römisch-katholische Religion aufhörte die herrschende zu sein und Männer jedes Glaubensbekenntnisses der Zunft Beschäftigung und Verdienst gaben. Schon lange hatten sie die Nothwendigkeit erkannt, brauchbare und geschickte Kunstgenossen bei ihren Arbeiten zuzulassen und, wenn sie sittliche Männer waren, sich um ihre religiösen und politischen Meinungen nicht zu kümmern. So ward vorzüglich unter ihrem helldenkenden Obersten, Sir Christopher Wren, die Brüderschaft auch für vornehme und wohlhabende Ehrenmitglieder ein Mittelpunkt der Vereinigung und das Mittel, treue Freundschaft unter Personen zu stiften, welche sonst in beständiger Entfernung geblieben wären. Dieser sichtbare und einleuchtende Erfolg bewog Wren's einsichtsvolle Freunde, Sayer, Payne und Desaguliers, diese Wohlthat auf alle Gebildeten zu erstrecken, die sich zu Grundsätzen der Duldung bekennen wollten, und seit 1717 tra-

ten diese in eine Gesellschaft zusammen, die von den alten symbolischen Zunftgebräuchen beibehielt, was Vertrauen und Ordnung beförderte, sonst aber nichts als anerkannte Gesetze der Sittlichkeit sich zu eigen machte. Der weitere Erfolg, die schnelle Verbreitung über alle Länder der bewohnten Erde ist bekannt. Daraus ergibt sich, daß diese nur auf Eintracht und Versöhnung gerichtete Verbindung auf Meinungen der Religion und der Staatsklugheit gar keinen Einfluß haben will noch haben darf; daß sie sich jede Erwähnung und Erörterung derselben, die nur zum Unfrieden führen muß, streng untersagt und jedem Einzelnen überlassen muß, was er vor Gott und seinem Gewissen, vor seiner Obrigkeit und Umgebung zu verantworten sich getraut. Die englische Mutterloge hat diese festbestimmten Grenzen, ihre landmarks, nie übertreten, und die Vornehmsten des Landes haben sie bis auf den heutigen Tag ihres Schutzes und ihrer Theilnahme gewürdigt. Freie Männer werden als Brüder zusammengeführt, verlassen sich als Bekannte und schließen sich aneinander, wenn sie sich fürreinander schicken. Ihre Gebräuche und was damit verbunden ist, sind ihr einziges Geheimniß, unentbehrlich zur Aufrechthaltung der Ordnung in einer großen Gesellschaft, die sich theilweise zum ersten Male zusammenfindet, und könnten ohne Anmaßung und Misbrauch nicht veröffentlicht werden. Duldung, Vertrauen, Beförderung gemeinnütziger Anstalten und Handlungen der Wohlthätigkeit, die bei keiner Zusammenkunft vergessen werden, genügen dem bescheidenen Sinne britischer und deutscher Brüder. Anspruchvollern, besonders Franzosen, war das lange nicht vornehm, nicht gelehrt, nicht glänzend, nicht unterhaltend genug. Wie hätte sie befriedigen sollen, was mit geringen Variationen jeder Lehrling, Gesell und Meister des Handwerks besitzt? Sie erfanden höhere Grade aller Art, die sich weit über hundert erstrecken, denen von Zeit zu Zeit neue hinzugesetzt werden, deren Schmuck und Titel für die Gebühr zu haben sind. Religion, Politik, Wissenschaft sollten Geheimlehren werden, und was sich dafür ausgab, beleidigte nicht selten die Sittlichkeit, oft den gesunden Menschenverstand, immer die Kritik. Anhänger des Hauses Stuart, Geisterbanner, Mystiker, Goldmacher und was sonst sich den Blicken der Policei zu entziehen sucht, viel verspricht und wenig gewährt, wetteiferten miteinander. Der Name Brüderschaft war ihnen zu gering, sie nannten sich Orden, sie kleideten sich in Rittertracht, in das Gewand geistlicher und weltlicher Fürsten und schimmerten bei Nachtlicht, da sie das des Tages nicht bestanden. Sie wollten für Väter und Pfleger der alten Brüderschaft gelten und warfen sich auf zu ihren leitenden Obern. Darum ließen sie einen Theil ihrer herkömmlichen Gebräuche und Erkennungszeichen gelten, aber vermehrten sie mit unzähligen andern und gaben unschuldigen Worten eine vielumfassende Deutung. Das weiß jeder Unterrichtete, davon kann sich Jeder überzeugen, der sich um solche Kunde bewirbt. Dies Werk, das noch um drei Bände anzuschwellen droht, wird nichts zu ihrer Erhellung beitragen. Hr. Reghellini hat sich seine Beweisführung sehr leicht gemacht, indem er die Ordnung der Dinge umkehrt. Da die Erfinder der sogenannten höhern Grade ihre Losungsworte, Symbole, Gebräuche, Verheißungen und Sagen aus allen Zeiten und Völkerschaften entlehnt haben, so nimmt er sich die Freiheit, jeden Fund solcher Art für eine ursprüngliche Frucht der Freimaurerei zu erklären, welche von dieser zu jenen gekommen sei, und hätte auf solche Weise eine Spur der Freimaurerei, um einen Schöpfungstag älter als das Menschengeschlecht, bei den Wachteln entdecken können. Das ist nicht Vertheidigung, sondern grabezu Verleumdung der Freimaurerei, die er doch gegen die Bannstrahlen des römischen Stuhles in Schutz nehmen will. Besonders viel gelten die Aegypter bei ihm, die er wahrscheinlich nur aus Cagliostro's Gaukelspielen kennt. Aber wir würden unsere Leser durch nähere Angabe des untauglichen Inhalts zu beleidigen glauben. Mögen Die das Buch selbst zur Hand nehmen, denen Langweile und Ueberdruß Bedürfniß ist, wofür nachgebetete Aeußerungen freigeistiger Spötter zu entschädigen schwerlich vermögen. Die Geschichte des Judenthums und Christenthums, worüber sich der Vers. weitläufig verbreitet und diesen Band im 17. Capitel mit dem 4. Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung beschließt, hat wenigstens mit der Freimaurerbrüderschaft nichts zu thun, wäre sie auch minder oberflächlich und ungenügend ausgeführt. Der Uebersetzer verspricht, S. 275 und sonst, am Ende seiner Bearbeitung berichtigende Anmerkungen beizufügen. Wo Alles verwerflich ist, kann keine Verbesserung aufhelfen. Ob auch ein Welt- und Menschenbeobachter Stunden seiner Muße nicht verloren achtet, indem er Geistesverirrungen nachgeht so ist doch selbst dazu dieses Werk nicht anwendbar, weil es blos die Namen der geheimnißvollen Grade und auch die zuweilen nur mit den Anfangsbuchstaben aufführt, hingegen ihre Vorschriften, Sagen und Umtriebe übergeht. Die sind in allbekannten und zugänglichen Büchern belehrender und unterhaltender anzutreffen. 57.

Notizen.

Die Experimente mit unterseeischer Schiffahrt, welche Hr. Villeroi zu Noirmoutiers in der Vendée Angesichts der Policeibehörde und der zahlreich versammelten Einwohner der Stadt machte, sind merkwürdig. In Begleitung einer einzigen Person bestieg er ein Fahrzeug, das die Gestalt eines Fisches hatte, von 10 Fuß Länge, 3 Fuß Breite und 3½ Fuß Tiefe. Nachdem er ungefähr eine halbe Stunde lang allerlei Versuche auf der Oberfläche des Wassers vorgenommen, verschwand er plötzlich auf zehn Minuten. Da ihm einige Kähne gefolgt waren, so fuhr er, um diese zu täuschen, unter dem Wasser in entgegengesetzter Richtung hin und erschien endlich auf der Oberfläche, wo er noch mehre Manoeuvres ausführte. Die Versuche hatten um 5 Uhr angefangen und um 5 Uhr 55 Minuten verließ Hr. Villeroi seine Maschine und wurde von den Fahrzeugen aufgenommen, die seine Fahrt begleitet hatten. Hr. Villeroi hat sich an den Minister des öffentlichen Unterrichts gewendet und um die Vergünstigung nachgesucht, daß von der Akademie der Wissenschaften eine Commission ernannt werde, die den Versuchen beiwohnen soll, welche er nun in der Bucht von St.-Ouen vorzunehmen denkt. Diese werden nun wahrscheinlich bald vor sich gehen, da die Akademie seinen Wünschen entsprochen hat.

Die Ingenieurs des Bergbaus in Frankreich haben eine Uebersicht der zu Ende des Jahrs 1833 in Frankreich existirenden Dampfmaschinen und Dampfapparate angefertigt. Aus dieser Angabe geht hervor, daß mit Ende 1833 es in Frankreich 947 Dampfmaschinen gab, mit einer Gesammtkraft von 14,746 Pferden. Der beiweitem größte Theil dieser Maschinen, nämlich 759, war im Inlande verfertigt worden, 144 in England.

Der englische Maler Glover, ausgezeichnet durch seine frühern Arbeiten in Wasserfarben, wanderte vor mehren Jahren freiwillig nach Vandiemensland aus, wo er sich ankaufte und seitdem den Landwirth macht. Man verdachte ihm damals seine Auswanderung allgemein; allein er hat bewiesen, daß man auch in Vandiemensland fleißig den Pinsel führen kann. Eine Sammlung in New-Bond-Street enthält von ihm nicht weniger als 67 Ansichten von Vandiemensland, zum Theil in Wasserfarben, zum Theil in Oel, die sich durch seine Charakteristik, genaue Zeichnung und frisches Colorit auszeichnen. Ein großer Theil derselben ist mit menschlichen Figuren staffirt, Gruppen der Wilden, die der Künstler treu nach dem Leben entwarf. Die Sammlung erfreut sich in London großen Beifalls.

Die Bildsäule, welche David zu Ehren Cuvier's für die Stadt Montbeillard verfertigt hat, ist jetzt vollendet und daselbst in der Gegend des Hauses, wo der berühmte Naturforscher geboren wurde, aufgestellt. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 272. — 29. September 1835.

Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 271.)

51. Abendstunden, herausgegeben von Franz Theremin. Berlin, Duncker und Humblot. 1835. 8. 1 Thlr.

Vielleicht sucht Mancher die Anzeige dieses Buches unter einer andern Rubrik in d. Bl.; denn es ist seinem größten Theile nach in ungebundener Rede abgefaßt und enthält am Schlusse einen historisch-philosophischen Tractat; indessen stehen wir keinen Augenblick an, dasselbe den Erzeugnissen, und zwar den edlern, der neuern poetischen Literatur beizugesellen. Wir sehen hier Platon, wie er, aus dem Tempel der Musen tretend, den schimmernden Blumenkranz der Poesie sich aus den Locken zieht, um in die Hallen der Weisheit zu eilen. Aber auch hier entquellen den beredten Lippen neben den Sätzen der Weisheit die Blüthenhauche und Klänge der dichtenden Phantasie. Seit langer Zeit steht der Verf. in den Reihen der Offenbarungsgläubigen und huldigt jenem Mysticismus, der, immer auf die Schrift sich gründend, immer Hand in Hand gehend mit der historischen Theologie, die göttlichen Wahrheiten vorzugsweise in der Form ausbildet, wie sie von der Anschauung aufgefaßt werden. Er verwirft dagegen jenen Mysticismus, der mit Verachtung der göttlichen Offenbarung, ja selbst ohne den Gesetzen eines vernünftigen Denkens zu folgen, sich dem Unsichtbaren gegenüberstellt und die ihm vorschwebenden Phantasmen für Offenbarungen ausgibt. Diese bei ihm vorherrschende Richtung und das sich aus ihr entwickelnde Streben hat nun natürlich den bedeutendsten Einfluß auf seine dichterische Eigenthümlichkeit. Der echte mystische Poet nämlich wird vorzugsweise im Stande sein, von geistigen Dingen auf eine anschauliche Weise mit Wärme und Lebendigkeit zu reden. Denn da er, ohne seinen Gegenstand auf eine schülerhafte Weise in Begriffe zu zerstückeln, ihn als ein Ganzes schaut und seine Einwirkung auf das Gemüth erfährt, so vermag er auch Andern zu einer lebendigen Anschauung desselben zu verhelfen und ihr Herz dafür zu erwärmen. Diese Wärme, Lebendigkeit und Einwirkung auf das Gemüth zeigten sich auch in den uns hier gebotenen Gedichten, die des Buches erste Abtheilung bilden und der „Kirchhof" überschrieben sind. Da ertönen zunächst die Stimmen der Lebenden, die mit frommem Schauer und tiefer Sehnsucht der Friedensstätte nahen und ihre Mahle mit Blumen schmücken. Fünf Sonette wenden sich vorzugsweise an den Geist einer geliebten Verstorbenen, und im Schmerz um sie wie in der Sehnsucht nach ihr liegt so viel Wahrheit, daß sie gewiß ihres Eindrucks auch auf Diejenigen nicht verfehlen werden, die nie am Sarge eines theuern Wesens geweint haben. Diesen Ergüssen der Sehnsucht und des Leides antworten Stimmen der Todten. Sie künden in rhapsodischen einzelnen Hauchen ihr Glück, ihre Seligkeit, preisen ihre Vereinigung und heilige Gemeinschaft mit dem Fürsten des Lebens, schauen auf ihr eignes Grab herab, hauchen Worte des Trostes für die zurückgelassenen Theuern und winken ihnen in das ewige Vaterhaus. Da erheben sich abermals die Stimmen der Lebenden in fünf Sonetten, die uns lebhaft an Petrarca's Sonette auf Laura's Tod mahnen, wie sich denn derselbe Petrarchische Geist auch besonders in einer frommen Klage, daß die Welt des Herrn der Herrlichkeit vergesse, offenbart. Wie Petrarchisch der Verf. singt, bezeuge Sonett II, S. 21:

Ich sah dich in dem Himmelsgarten stehn,
Mit vollen Händen ew'ge Blumen pflücken,
Von Oben liebreich auf mich niederblicken,
Und sie mir senden in der Lüfte Wehn.

O wie ist doch ihr Farbenglanz so schön;
O wie mich ihre Düfte süß erquicken!
Tief in mein Herz hinein will ich sie drücken,
Daß sie dort blühn und niemals untergehn.

Die Blumen sind ein heil'ges Verlangen,
Ein froher Muth, unwandelbare Treue,
Und deiner Liebe lebend Angedenken.

Ach für der Blumen schnellverwelktes Prangen,
Die ich an deinem Grabe stets erneue,
Willst du mir solche Himmelsblüten schenken?

Der sechste Erguß, der sich auf nichts Individuelles bezieht, hat uns weniger angesprochen, während VII ungemein zart gehalten ist. Eine zweite Abtheilung bietet drei Gespräche. Im ersten derselben wagt der Verf. Etwas, was nur Der wagen kann, der Göttliches aus eigner Anschauung zu erkennen gewürdigt wird: er zieht den heiligen Vorhang von dem verhüllten Jenseits, indem er den Schauplatz eines Dialogs zwischen einem eben zum Leben Erwachten und einer vorangegangenen Geliebten gradehin in den Himmel verlegt. Das Bild ist in der That so reizend und dem innern Sinn schmeichelnd, und mit dem Geist frommschwärmerischer Milde und Weichheit so umgossen und getränkt, daß der auf Augenblicke berauschte Verstand das Anthropomorphistische kaum wahrnimmt, und man die demüthige Mahnung des Jüngers, den Jesus lieb hatte: „Meine Lieben, es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden!" gänzlich vergessen möchte. Das zweite Gespräch, zwischen einem Jüngling und einem Manne, gibt gewissermaßen eine Theorie der Kanzelberedtsamkeit in nuce, bietet aber in dem Maße geringeres Interesse dar, als hier der mystischen Anschauung durch den Verstand die Flügel beschnitten werden. Aber die Grundsätze sind ganz mystisch; denn nach den Lehren des Mannes machen Selbstkenntniß, Buße, Lesen der Schrift, Gebet und der Gedanke, man predige vor und für Gott, und nicht vor und für Menschen, den wahren Verkünder des göttlichen Wortes. Das dritte Gespräch, „Der Ritter von der traurigen Gestalt" überschrieben, ist eine „seltsame Verbindung des Pietismus mit der Belletristerei", indem Alles auf folgende Bemerkung Adalbert's über Don Quixote (S. 96 u. 97) hinausläuft: „Don Quixote ist der Ehrgeiz und Sancho der Eigennutz. Beide Leidenschaften sind Brüder, in demselben Herzen geboren von der

Sünde. Sie will sein wie Gott und gibt dadurch dem Ehrgeize das Dasein; sie schaut an, daß von dem Baume gut zu essen wäre, und erzeugt den Ehrgeiz. Alle Leidenschaften, auch bei einem äußerlich verschiedenen Streben, stehen dennoch miteinander in genauer Verbindung. Das hat Cervantes wohl gefühlt; deshalb hat er dem Don Quixote nicht nur den Sancho beigesellt, er läßt auch in den ersten Theilen das Spiel unzähliger andern irdischen Leidenschaften sich um die Beiden bewegen. Das fällt zwar weg in dem zweiten Theile; aber es bleibt doch der Herr und der Diener; diese genügen, denn Ehrgeiz und Eigennutz sind die Haupttriebe des natürlichen Menschen; und der Leser hat an ihren endlosen Gesprächen eine immer gleiche Freude, weil das Dichten und Trachten des natürlichen Herzens doch eigentlich nichts Anderes ist, als ein Selbstgespräch zwischen Ehrgeiz und Eigennutz." Die dritte Abtheilung liefert einen historisch-philosophischen Versuch: „Ueber das Wesen der mystischen Theologie", deren Apologie, obwol ohne alle Polemik, gegeben wird. Am anziehendsten und lehrreichsten für Mystiker und Nichtmystiker möchten wol die Stellen sein, wo psychologisch und gestützt auf die Theorien früherer Mystiker nachgewiesen wird, es sei dem Menschen durch den Beistand des göttlichen Geistes möglich, die göttliche Wahrheit nicht auf discursivem Wege, sondern in unmittelbarer Anschauung aufzufassen, sowie der Unterschied der wahren und falschen Mystik (S. 172), und endlich die Bemerkungen über den Einfluß des Mysticismus auf die Poesie. Die etwaigen Irrthümer des geist- und gemüthreichen Verfassers in seinen wissenschaftlichen Ansichten zu zeigen und zu widerlegen, gehört durchaus nicht in diese Anzeige, die sich nur über das Poetische verbreiten will.

52. Gedichte von G. Ch. F. Wiedemann. Nürnberg. 1835. 8. 8 Gr.

Eben wollten wir das unerquickliche Geleier dieser Reime mit einem derben Motto aus den „Xenien" abfertigen, da lasen wir vorn:

Ich habe nie das süße Glück genossen,
Auf hoher Schule einst mich auszubilden,
Nur durch der Musen Gunst konnt' ich's vollbringen,
Daß manche Werke meiner Brust entsprossen,
Die nicht auf Ruhm, auf fremde Lust nur zielten,
Und so mag denn dein Lied, o Harfe, klingen.

Nur weiß man nicht, ob man dem Setzer oder dem nürnberger Harfner die Schuld beimessen soll, wenn man Klopfstock statt Klopstock, Zidge st. Tiedge, Dürrer st. Dürer, Blümchen st. Blümchen, verkrog st. verkroch, Fühlhorn st. Füllhorn u. s. w. theils mit Anwandlungen von Lachen, theils mit Unwillen liest.

53. Buch der Küsse von Ernst Willkomm. Leipzig, Berger. 1834. 12. 15 Gr.

In diesem Büchlein werden nicht mehr als 33 Küsse, die in einem Inhaltsverzeichnisse am Schlusse in alphabetischer Ordnung aufgeführt sind, im Werklein aber selbst mit dem Lebenskuß beginnen und mit dem Todeskuß enden, in sentimentaler Reflexion, nicht ohne Phantasie, Decenz und Anmuth im Ausdruck besungen. Wie aber in des Lebens Liebesverkehr durch das zu häufige Kuß-Geben und Empfangen eine gewisse Uebersättigung und selbst eine kleine Anwandlung von Ekel erzeugt wird, so möchte auch hier das bloße Lesen dieser Küsse in einem Athem leicht dieselbe Einwirkung auf Gemüth und Phantasie äußern. Man reiche also die geistige Lippe nach und nach der Phantasie des kußlustigen Verfassers.

54. Epigrammatische Versuche von Joh. Christ. Auernhammer. Neustadt a. d. Aisch. 1834. 16. 12 Gr.

Scharfes und Stumpfes.

Scharfes: Auf einen Prediger.

„Friede sei auf Erden", rief er,
Und bald traf es um ihn ein.
Denn wo kann der Friede tiefer,
Als wo Alle schlafen, sein.

Bei der Genesung eines Freundes, der in einer gefährlichen Krankheit drei Aerzte gebraucht hatte (S. 22).

Glück auf, mein Freund, du wirst wol hundert Jahre,
Drei auf einmal, und dennoch durchgekommen;
Dich hat das Glück in seinen Schutz genommen,
Sonst bringt Einz'ger Hundert auf die Bahre.

Folgerecht (S. 60).

Ein kluger Doctor in dem ** Land
Verfiel unlängst in Gant;
Und weil er sonst homöopathisch ordonnirt,
Wo man bekanntlich nur in kleinsten Dosen gibt
Und er die Consequenz in allen Dingen liebt,
So hat er auch die Gläubiger homöopathisch angeführt.

Mattes.

Auf einen Redner (S. 31).

Schenk' uns des Geistes Güter, hört' ich ihn heute flehn;
Die Bitte muß ihm recht aus Herzensgrunde gehn,
Nie hört' ich so zerknirscht ihn beten,
O, das Gewissen mahnt doch Jeden.

Auf einen bejahrten Freier (S. 45).

Besinn dich, eh' du freist,
Schau deine Runzeln an;
Non declinandum est
Cornu, lehrt Priscian.

55. Amor und Psyche. Freie metrische Bearbeitung nach dem Lateinischen des Apulejus von Joseph Kehrein. Gießen, Ricker. 1834. Gr. 12. 12 Gr.

Des Lucius Apulejus Episode aus seinem „Goldenen Esel": „Amor und Psyche", die Herder den zartesten Roman nannte, die Rafael und Angelica Kauffmann zu meisterhaften Schöpfungen des Pinsels begeisterte, und aus welcher die Plastik einzelne Scenen in Wachs und Marmor gebildet hat, ist für den Denker auch von hohem Reize, und unter Denen, die den Mythos gedeutelt und die Bilder in Ideen zersetzt haben, nennen wir vorzugsweise den geistreichen Creuzer in seiner „Symbolik". Da er auch für den blos nach Unterhaltung Jagenden höchst anziehend ist, so haben wir uns längst gewundert, warum er nicht schon früherhin, in verschiedene Formen gegossen, von stoffhungrigen deutschen Dichtern und Dichterlingen bearbeitet ist. Die hier gebotene Uebersetzung ist keine wörtliche und kann es schon aus dem Grunde nicht sein, weil Apulejus in Prosa (und zwar in einer gar schwülstig-gedehnten) schrieb, Hr. Kehrein es aber mit richtigem Gefühl vorgezogen hat, den Stoff in die achtzeilige Stanzenform zu gießen. Manches ist erweitert, Manches zusammengedrängt, wahrscheinlich, wie die eigensinnige Form es eben gebot. Das hielten wir gern dem gewählten Metrum zugute, wenn nur die Stanzen selbst besser gerathen wären. Es fehlt ihnen jene Euphonie, die nicht sowol dem Ohre, als der Seele schmeichelt. Die Reinheit, die der Reim heischt, ist auch nicht respectirt, und der Zartheit des Gedankens, dem das Ganze zum Grunde liegt, hätte wol eine zartere Form gebührt. Wie unzart gewählt ist, um nur ein Beispiel anzuführen, der Ausdruck St. 4, S. 56, wo es heißt: „Und sie erblickt das zarteste der Thiere" u. s. w., und mit dem Thiere ist kein anderer als der Gott der Liebe selbst gemeint. Bei alledem wird das Lesen dieses Gedichts eine anziehende Unterhaltung gewähren; denn es werden in Deutschland heutzutage noch viel schlechtere Verse gemacht.

56. Opferflammen auf des Vaterlandes Weihaltar. Von Benjamin Dietz. Strasburg, Levrault. 1834. Gr. 12. 16 Gr.

Unter diesem etwas pretiösen Titel werden hier von einem gewandten ascetischen Dichter politische, dem größten Theile nach auf Frankreichs Lage, Verhältnisse und Geschichte sich beziehende Gedichte geboten. Denn durchfliegen wir zunächst den ersten Gesang eines unvollendeten historischen Gedichts: „Frankreichs erste Revolution"; ein zweites, kurzes, auf die jüngste Revolution dieses Landes, als deren Urheber hier Loyola's Söhne angeklagt werden; wird das große Zeitthema und Zeitphantom, die Freiheit, gepriesen; ertönt eine Ränie auf Benjamin Con-

stant's Hinscheiden; wird die Fürsten- und Völkermajestät des „wackern Frankenvolkes" als ein Spiegel Königen und Bürgern vorgehalten; wird Germanien in ziemlich geharnischten Worten gemahnt, des grauen Mittelalters Ketten zu brechen; werden Europas Nationen gescholten, daß sie dem „nordischen Kondor" gestatteten, den polnischen Adler zu seiner Beute zu machen; muß der Nachtwächter die Franken mahnend aufrufen, auf ihrer Hut zu sein, daß sie nicht ein ähnliches Schicksal treffe; wird eine naheliegende Moral, die sich jedoch der Leser selbst abstrahiren muß, in einem gelungenen Apolog: „Der Leu und das Reich der Thiere", eingeschärft; wird in einem Abschiede auf das Jahr 1831 die Diplomatik in Bezug auf Polens Untergang eine lügenhafte genannt, und werden die Männer auf goldgeschmückten Fürstenstühlen abermals gewarnt; heißt es in einer Strophe aus „Ueber die Preßbeschränkung" S. 56:

Das Wort, sagt ihr, zermalmt Monarchenthrone,
Und Wahrheit wird zur grausen Feuerglut,
Verzehrt des Guten wie des Schlechten Krone,
Verschonet nicht des besten Fürsten Blut.

Ihr irret, bei dem ew'gen Licht der Sonne,
Gerechte stehen doch in Gottes Hut;
Nur wo man sie mit Lug und Trug durchwoben,
Hat rächend sich die Wahrheit erst erhoben —;

wird dem fanatischen Harro Harring bei seiner Abreise aus Strasburg S. 58, Str. 3 zugerufen:

Hierreich ist der Kranz, wornach du ringest,
Ob dich auch der Fürsten Acht beliegt;
Flammen gleich die Pfeile, die du schwingest,
Kühner Lieder, wann du, Barde, singest:
Vieler Herzen hast du angeregt —;

erzeugt die Nachricht vom Tode des Herzogs von Reichstadt ein Klagelied; tönt der Freiheit ein zweites Loblied, wo sich S. 64 die Strophen finden:

O blute, blute schwer, Europas Herz!
Nie wirst du deines Kaltsinns Greuel büßen,
Wenn auch ergriffen von Medea's Schmerz,
Wie Ströme deiner Reue Thränen fließen.
Wenn deine Glieder unter Ketten liegt,
Wie dort die Polen, in den Banden stöhnen,
Vereinzelt, wie du sie geopfert hast,
Wird theilweis man auch dich ans Joch gewöhnen —;

wird der Schatten Klopstock's (hinsichtlich einer Weissagung auf Ludwig XVI.) apostrophirt, wo eine Stelle vorkommt, die der Dichter selbst beherzigen könnte, nämlich:

Hinweg, o Muse, von dem Glanz der Hohen,
Weid' deinen Griffel nicht dem Irrlichtschein!
Gebilde sind es, die den Einsturz drohen,
Gleich übertünchter Gräfte morsch Gebein —;

affectirt sich damit eine Despotenklage, die uns das glänzende Elend der irdischen Kronenträger malt; singt ein freier Bürger sein Morgenlied, das sich an das vorige Gedicht anschließt; wird den Fürsten S. 89 ein Spiegel vorgehalten, in welchen wir hier jedoch den Leser keinen Blick thun lassen wollen; wird in einer Fabel: „Der Hahn und die Gänse", fast lächerlich vom poetisch-politischen Dreifuß herab georakelt *):

Mit Schnattern habt ihr einst gesieget,
Wohlan! wißt, daß der Dummheit Joch
Nie lang' auf gall'schem Nacken lieget.
Mein Ruf durchdringt Europens Schoos,
Und alle Gänse werden zittern,
Wenn sie von meiner Wirkung blos
Den Geist in reger Nähe wittern;

befinden sich selbst in der „Reise der Pieriden" und einer dritten Fabel: „Der Fuchs und die Enten", nationelle Bezüglichkeiten, und wird endlich gegen die Frankenrecher unter Deutschlands Kritikastern eine Philippika gehalten: — so wird der Leser wol überzeugt sein, daß dieser Lyra Zeitklänge entwehen, und wird vielleicht auch ahnen, was Geistes Kind der Verf. sei. Zuweilen scheint es, als müsse er den Ultras der Freiheitsprediger zugezählt werden (etwa den Harro Harrings und Consorten); so, Manches klingt wie ein Aufruf zur Empörung; der Dichter gefällt sich orakelnd auf dem politischen Dreifuß und einige Male entsteigt den Opferflammen ein gar übel riechender Dampf, der wol manches kerngesunde Gemüth krank macht; auf der andern Seite aber mischt sich eine Mäßigung des Affects und selbst eine Weichheit der Empfindung in die Lieder, die man hier nicht sucht und mit Ueberraschung findet. Ebenso weiß er sich von jenen Tiraden einer geschwätzigen Kannegießerei frei zu halten, die manche Zeitgedichte ungenießbar machen. Die Sprache ist dabei edel und silberreich und die Verse sind zierlich aufgebaut. Bei alledem kommt es uns vor, als ob die Poesie herabgewürdigt werde, wenn sie das Gewirr der Staaten und Reiche zu ihrem Gegenstande wählt, indem sie dabei ein willenloses Werkzeug der Leidenschaft und nicht eben der edelsten wird, und wenn Jean Paul in Bezug auf des Menschen sittliche Natur sagt: „Glücklich sein durch Leidenschaften, heißt sich wärmen wollen durch ein Brennglas", so ist auch die Wärme in den meisten Zeitgedichten unserer Tage keine erquickende, sondern den stechenden Wirkungen der Julius-Mittagssonne vergleichbar. Gegen dreißig Lieder im Buche gehören indessen nicht in die Kategorie der Politik. Unter ihnen sind einige treffliche Gelegenheitsgedichte und wohlklingende Paraphrasen Davidischer Psalmen, in denen sich religiöses Gefühl bekundet. Daß der Verf. überhaupt kein Lehrling in der Verskunst ist, bezeuge hier der Schluß der Sammlung: „An meine Lieder":

Wie Blüten in der Wellen dunkeln Raum
Streut meine Hand euch auf des Lebens Wogen;
War es auch Täuschung, war's ein goldner Traum,
Der um die flücht'gen Stunden mich betrogen:
Was kümmert mich des heißen Tages Glut,
Wenn milde Schatten meine Scheitel kühlen;
Mag immerhin des Zeitstroms wilde Flut
Zum leichten Schaum die leichten Blätter spielen!

Wie Vieles führte nicht der Strom hinab
Zur tiefen See, wo Wog' auf Woge dunkelt
Und in dem traumbewegten Flutengrab
Der ew'gen Sterne bleicher Strahl kaum funkelt.
Vielleicht erschauet euch im Wogendrang
Ein edler Segler auf dem Wellenspiegel,
Und rettet vor dem nahen Untergang
Euch schützend noch auf Mnemosynens Flügel!

(Der Beschluß folgt.)

*) Der Hahn spricht zu den ihn verfolgenden Gänsen.

Die Guerillas, von dem Grafen von Locmaria. Aus dem Französischen übersetzt von Wilhelm Adolf Lindau. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1835. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der spanische Krieg, dieser mörderische Krieg, der, obgleich immer mit Ruhm, den kaiserlichen Adler so oft aufs Spiel setzte und das Glück der französischen Waffen bereits untergrub, ehe der russische Feldzug dem Unglück die Krone aufsetzte, dieser spanische Krieg war, wie man wohl weiß, nicht das Resultat eines vorausersonnenen Plans Napoleon's. Niemals waren die diplomatischen Verhältnisse zwischen Spanien und Frankreich besser als im Jahr 1807. Eifersüchtig darauf bedacht, den englischen Einfluß in Portugal zu bekämpfen, sah der Kaiser wohl ein, daß er des Bündnisses mit Karl IV. bedürfe, und die neue Verhandlung zu Fontainebleau schien den Frieden zwischen den beiden Nachbarländern für ewige Zeiten zu constatiren. Ein bloßes Zusammentreffen von Umständen, die zu bekannt sind, um sie weitläufig zu wiederholen, veränderte die freundschaftlichen Dispositionen der beiden Nationen und des Kaisers. Die im Escorial stattgefundenen Intriguen und Discussionen, an denen Manuel Godoy, der sogenannte Friedensfürst, so bedeutenden Antheil hatte, ließen Napoleon die Mög-

lichkeit erkennen, irgend einem zweiten Ich seiner Person die spanische Krone aufs Haupt zu setzen, und so designirte er denn auch ein Jahr später seinen Bruder Joseph in seiner Proclamation an die Spanier. Er überließ es den Ereignissen, einen Plan zur Reife zu bringen, der seinem Familienehrgeiz wohlthat, und unglücklicherweise begünstigten die Ereignisse seine Politik. Karl IV. dankt in seine Hände zu Bayonne ab; der Prinz von Asturien bittet um Amnestie wegen einer ephemeren Usurpation; Joseph verläßt nach einer Ordre sein friedliches Reich Neapel, das ihm so viel Muße und Zerstreuung wie eine Unterpräfectur gewährte; die entthronten Könige gehen, der eine nach Compiegne, der andere nach Valençay, dem Schloß des Herrn von Talleyrand, und Spanien muß auf kaiserliches Decret einer neuen Dynastie huldigen. Die Historiker zweiten Ranges und besonders diejenigen, die, wenn die Begebenheiten vorbei sind, immer gern die Auguren spielen, haben behauptet, daß, wenn Napoleon nicht den Krieg auf der Halbinsel angefangen hätte, er niemals Waterloo kennen gelernt haben würde. Aber die Wenn schleichen sich in jeden Conflict der Umstände ein und entscheiden die Schicksale der größten Naturen, man merkt nicht wie. Sie sind eben das Gran, das Hunderttausendtheilchen, welches die Bilanz auf der Wagschale des Geschickes entscheidet. Alle großen Pläne, alle großen Herzen, alle großen Menschen haben ihr Wenn gehabt, diese unheimliche Sybe, welche die schönsten Projecte zu Wasser, den schon bis zum Gipfel geführten Bau zusammenstürzen macht. Dieses letzte Wörtchen aller hautes fortunes, sowie es oft deren erstes ist. Ein Kieselstein, der im Wege liegt, gebietet Halt.

Uebrigens verrechnete sich der Kaiser, so lange er nur den Schiedsrichter zwischen den Differenzen Karl's und Ferdinand's machte, keineswegs in den Gebräuchen, in dem Volkscharakter der Spanier. Seine ganze Politik bestand darin, eine sämeichelnde Neutralität zu behaupten und zu beobachten, von welcher Seite der Wind blies. Murat, von dem man argwöhnte, er wolle seinen großherzoglichen Hut mit der Krone Spaniens vertauschen, sowie man später mit weit weniger Grund den Marschall Soult in dem Verdacht hatte, er wolle sich unter dem Namen Nikolaus I. zum König von Portugal proclamiren lassen — Murat durchkreuzte in seiner gewohnten Ungeduld, wie öfters, auch hier die zaudernden Pläne des Kaisers und lenkte noch vor dem Congreß von Bayonne das mistrauische Auge der Spanier auf die französischen Truppen. Als die Einsetzung Joseph Bonaparte's einmal officiell war, war der Tractat von Fontainebleau zerrissen.

Der Kaiser, als er alle die Großen und Notabeln Spaniens sich zum königlichen Handkuß nach dem Schloß von Marrac drängen sah, glaubte mit den spanischen Sitten ebenso leichten Kaufs wegzukommen wie mit der Schwäche Karl IV. Er täuschte sich in der Wiederholung des Wortes: plus de Pyrénées. Die insurrectionnellen Juntas, welche sich von allen Seiten bildeten, das Kriegsgeschrei, welches die Guerillas erhoben, diese Siege selbst, welche die Erfolge von Niederlagen hatten, dieser lange und peinliche Krieg in der Ebene, Gebirge, die den französischen Waffen böhmische Dörfer waren, diese Scharmützel, diese Hinterhalte, diese Fluchten, diese Wiedersammlungen, diese nächtlichen Expeditionen, welche die strategische Disciplin der französischen Truppen in Mißcredit brachten: dies Alles lehrte Napoleon Das, was er sich selbst nicht hatte gestehen wollen, die Unmöglichkeit, über Spanien zu herrschen anders als durch Spanien, und auf den Baum der alten spanischen Monarchie die constitutionellen Institutionen der modernen Politik zu pfropfen.

Graf Lacmaria hat sich in seinem Buche bestrebt, das Leben und die Gebräuche jener zahlreichen Banden zu schildern, die unter dem Namen der Guerillas bekannt genug sind, und durch welche fast allein jener verwüstungsreiche Krieg gehoben und unterstützt wurde. In jedem Lande gibt es immer eine mehr oder minder zahlreiche Masse der Bevölkerung, die es für gut hält, die Partei der Conservation, der traditionnellen Gebräuche, der Verjährung des ancien régime (und wenn es auch ein uraltes ist) zu nehmen, die gegen jede Neuerung sogleich rebellirt, treu die Grundsätze ihrer Vorfahren bewahrt, sich gegen jede Bewegung, die diesen Principien nur im entferntesten nachtheilig werden könnte, mit Heftigkeit auflehnt und für die Legitimität selbst der absolutesten Autorität mit der wüthenden Unabhängigkeit eines Volks im Naturzustande kämpft und fällt. Solcher Art sind und waren mit wenigen Modificationen die schottischen Hochländer, die Chouans in Frankreich und die spanischen Guerillas, die jede neue Herrschermacht mit einer Insurrection begrüßten, ihr altes Kriegsgeschrei, ihre rostigen Waffen aus dem Winkel vorsuchten, um die alten Institutionen gegen die Einflüsse des Fortschritts zu vertheidigen, und keinen Fuß breit wichen, bis das Verjährte gesiegt hatte oder für immer in den Staub gestürzt war. Der Kaiser, welcher während seiner rôle de médiateur, die kurz genug währte, an Murat schrieb: „Wenn ich nach Spanien komme, um zu erobern, so werde ich keiner Parteigänger mehr bedürfen", vergaß für einen Augenblick die Weisheit dieser Empfehlung, um seiner Familie den Pacht des spanischen Königthums anzukündigen, der sobald wiederaufgekündigt werden sollte.

Das Buch des Grafen von Lacmaria ist allerdings ein Roman, aber nicht im gewöhnlichen Sinne, insofern er mehr als eine schlecht geknüpfte und schlecht gelöste Intrigue in sich faßt. Die Fabel hat hier nur zum Prätext für die Geschichte gedient, und die düstern, aber markigen Gestalten der Guerillas stellen die sogenannten Hauptfiguren eines jungen französischen Offiziers, der in eine vornehme Spanierin zum Sterben verliebt ist, und diese Dame selbst sehr in Schatten. Die Begebenheiten, von denen Spanien gegenwärtig der Schauplatz ist, sichern dem Buche ein reelleres Interesse, und es steht zu erwarten, daß diese Begebenheiten einst der Literatur mit Zinsen zurückgegeben werden, was diese sich jetzt von den Begebenheiten leiht. Der spanische Krieg unter der Kaiserherrschaft hat uns alle jene übertriebenen Geschichten von der Wildheit der Spanier eingetragen, so groß ist die Anzahl der Calamitäten, welche man ihnen zuschrieb. Der Krieg unter der Restauration im Jahre 1823 hat uns mit Fabeln und Romänchen überschwemmt, worin die brennende Liebe der spanischen Mädchen mit Flammenzügen geschildert ist. Vielleicht weiht uns dafür der gegenwärtige Krieg tiefer in maurische Sitten und maurischen Charakter ein, was ein Resul at wäre, über welchem man die frühern vergessen könnte. 150.

Literarische Notizen.

Von Melchior Tiran ist kürzlich erschienen: „La Russie pendant les guerres de l'empire". Der Verf. machte es sich zur Aufgabe, die innere Beschaffenheit der Meinungen (?) und die Bewegungen, welche jener Epoche in Rußland vorausgingen und die dessen Kampf gegen Napoleon bezeichnen, darzustellen. Das Buch hat die Form der Souvenirs und mag ebensowol zu einer Vergegenwärtigung des französischen als des russischen Zustandes damaliger Zeit dienen. Von der einen Seite figuriren Napoleon und seine Helden, von der andern der Kaiser Alexander, Konstantin, Kutusow, Rostopschin, Tutulmin und die notablen Familien der Gallizin und Orloff. Capefigue hat zu diesem Werke eine Einleitung geschrieben.

Von Sismondi ist eine „Geschichte des Falles des römischen Reichs vom J. 250 bis zum J. 1000" erschienen, in welchem Buche der Verf. eine neue und nicht die schlechteste Frucht seiner 30jährigen Forschungen im Gebiete der Entwickelungsgeschichte der europäischen Völker niedergelegt hat. 150.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 273. — 30. September 1835.

Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Vierter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 272.)

57. Feierstunden von Werner Bergmann. Hanover, Hahn. 1834. Gr. 12. 8 Gr.

Feierstunden nennen sich diese Gedichte, weil wenige unter ihnen nicht mehr sein wollen als Votivtafeln im Tempel der eignen Erinnerung und als Selbstgespräche des Herzens, die deshalb weder zum Drucke bestimmt waren, noch auf Objectivität und kunstgerechte Vollendung einen Anspruch machen. Zum Drucke wurden sie dennoch bestimmt, weil ihr Verf. den Erlös den Abgebrannten zu Dransfeld und den Ueberschwemmten im badeler Sielande bestimmte. Die Dedication an die Herzogin von Cambridge büßt vor lauter Respect fast allen Sinn ein. Die Oden und Lieder sind mittelmäßig. Unter den vermischten Poesien ist „Erinnerung an der Elbe" recht artig gemalt. Die Romanzen wird man mit Vergnügen lesen. Die Distichen bekunden, daß der Verf. scharfe Blicke in das Leben und in das Menschenherz gethan habe; ja ein halb Dutzend sind kleine Meisterstücke, und was die Sonette anbetrifft, so werden sie von Tausenden jetzt schlechter geliefert.

58. Stanzen auf Stanzen. Wider Herrn Albert Knapp, Herausgeber der „Christoterpe". Die Verdammung Göthe's betreffend, von Chr. Wurm. Nürnberg, Schrag. 1835. 8. 12 Gr.

Der Herausgeber der „Christoterpe", Hr. Albert Knapp, dessen „Christliche Gedichte" schon in diesem Artikel angezeigt wurden, hatte bei Göthe's Tode, am 28. März 1832, seine Gefühle und zugleich seine individuelle Ansicht über den großen Todten in Stanzen ausgesprochen, die wir hier den Wurm'schen vorgedruckt finden und die das alte bekannte: De mortuis nil nisi bene entweder nicht gefühlt oder für unrichtig gehalten zu haben scheinen. Nicht ohne Schmerz, der hier freilich etwas in die Farbe der Heuchelei getaucht zu sein scheint, über den Hingang des großen Mannes, nicht ohne Würdigung seiner Vielseitigkeit, nicht ohne Bewunderung seiner einzelnen Werke und seiner Dichtergröße im Allgemeinen, nicht ohne des anregenden Einflusses rühmlichst zu denken, den der Verstorbene in frühern Zeiten auf den Nänienſänger selbst ausgeübt hatte, nicht ohne an seinem Hügel den Wunsch auszusprechen:

Sanft rauschend stehe hier die Königseiche, —
Sie strebt so heldenfreudig in die Luft!
Die Palme dann aus fabelhaftem Reiche,
Sie wehe hier in mildem Lotosduft;
Die Pappel auch, die hohe, silberbleiche,
Ich pflanze sie vor deine stille Gruft.
Was Ost und Süd und Abend sonst geschieden,
Es grüne hier vereint im heitern Frieden.

rinnt hier der Strom der Klage; aber diese Klage wird Anklage, dieser Schmerz heiliger Unwille, diese Bewunderung Tadel — daß jenes große Gemüth dem Heiligen so ganz entfremdet blieb, daß diese Seele so ganz der Erde und ihrer kurzen Lust angehörte, daß dieses Herz zu eng zu sein schien, Demjenigen den Eintritt zu gewähren, der die Welt mit seinem Blute aus den schmachvollen Fesseln der Sünde löſete; dann heißt's S. 17:

— wenn Ihn (Jesum) dort der Cherubinen Lippen,
Wenn Ihn der Kirche Psalmen hier erhöhn,
Wenn Ihn von Bergen, Inseln, Seen und Klippen,
Von Meer und Land geweihte Stimmen flehn,
Dann sahn wir dich mit frost'ger Miene schnippen,
Bei Seinem Volke mochtest du nicht stehn —
Doch bist mit Seiner Taufe du begossen,
Und auch um dich ist Christi Blut geflossen.

„Hinweg", lassen sich ein paar Stanzen in Bezug auf des Verewigten Schöpfungen, vernehmen, — die Sehnsucht, die aus Roms Ruinen wollüstig zur Abendsonne sah:

Hinweg die Wahl, die dort den Glutverwandten
Sich lästern zum Verderben überließ,
Verführerisch in allen Christenlanden
Ins ehebrecherische Feuer blies!
Hinweg den Tand, der jenen Lustentbrannten
Auf eitler Bühne Meister werden hieß,
Sammt jenem Werther, der sein Selbst getödtet
Und sterbend nicht vor seiner Schmach erröthet!

Der Heide selbst von Gottes Klarheit ferne
Sieht Göttliches im edeln Dichterschwung! —
— — — — — — — — — —
Des Heiden Ahnung seufzt nach Christi Freuden, —
Und Christensänger dichten uns zu Heiden.

Weiterhin wird der Hingegangene ein Salomo genannt; nur daß dieser im Alter dürstend und nach dem Himmel blickend, ausrief: „Alles ist eitel", und dieses Bekenntniß nie über die Lippen des Salomo der Dichtkunst floß und seine Seele ohne jenen heiligen Durst blieb. Er wünscht ihn in den Mutterleib und das Wiegenbett zurück, unbezweifelt, damit er, im Sinne der Kirche, neugeboren werden könne; Gottes Wort möchte er ihm auf die Gruft legen, und wird sein Loos jenseit des Grabes nicht eben ausgesprochen, so läßt er es doch hin und wieder ahnen. Jedenfalls hat hier der christliche Stanzensänger, mag er auch von seiner Partei mit beifälligem Lächeln angeblickt werden, einen brennenden Funken in jenen lockern Zündstoff geworfen, wie er sich in der Seele von tausend Verehrern Göthe's angehäuft hat, und die Dichter werden ja seit undenklichen Zeiten ein genus irritabile genannt. Die Bewunderung, welche die Christoterpe-Stanzen anfänglich seiner Größe zollen, erscheinen hier wie eine künstliche Bühnenbeleuchtung, deren Lichter nach und nach ausgelöscht werden, wodurch denn das nächtliche Schwarz der Anklage desto mehr contrastirt. Der stille Freund, der alle Wallungen des Herzens sänftigt und alle Schwächen mit liebender Hand bedeckt, scheint seinen versöhnenden Einfluß auf ein Gemüth verloren zu haben, das sich ein christliches nennt und Dem geweiht sein will, der die Liebe und das Verschonen selbst war.

Vielen mögen die Stanzen wie häßliches Gewürm erscheinen, das eine feindselige Neiderhand auf eines großen Mannes Grab getragen hat, damit es da wuchere und brüte; und nicht Wenige mögen hier einen Fehdehandschuh erblicken, den ein Uebermüthiger hinwirft, damit ihn aufnehme, wer da wolle. Herr Wurm hat es gethan und sich hier als Göthe's Kämpfer aufgeworfen. Hinsichtlich der Fülle des Stoffs hat er mehr Stanzen geliefert als der Angreifer; er hat den vollen Eimer, den Hr. Knapp über das Haupt des Verstorbenen ausgegossen, in ein Faß voll ätzender Lauge verwandelt, welches er dem Ankläger tropfenweis zugehen läßt. Was die Wurm'sche Behandlungsweise des Stoffs anbelangt, so scheint es, als gebreche ihm die Ruhe und Mäßigung, die stets den Sieg sichert. Schon das Motto:

Zum neuen Jahre Glück und Heil!
Auf schwere Wunde gute Salbe!
Auf einen Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalbe!

gefällt uns nicht und deutet dies an. Uebrigens folgt er dem Gegner Schritt vor Schritt, widerlegt ihn oft treffend und witzig, und schlägt ihn hin und wieder mit den eignen Worten, die er mit gesperrter Schrift drucken läßt. Man höre, wie derb Hr. Wurm ist (S. 33):

Denn höre nur, sag' ich es unumwunden,
Und leicht vernehmlich jedem deutschen Ohr,
Wie ich dein Lied, dein Hirngespinnst, gefunden,
So kam's mir wie im Narrenhause vor,
Denn aller Witz ist da wie weggeschwunden
Und jeder Vers ist ein besond'rer Thor.

Drei andere Stanzen S. 45 lauten:

Warum ist die für seine Seele bange,
Was ist's, daß Der dir jetzt so schwarz erscheint?
Dem du dereinst als Meister im Gesange
Von Herzen nachzueifern warst gemeint;
Und wie Themistokles im Thatendrange,
Mondhelle Thränen, ach, wie schwach geweint.
Die den Propheten nicht erreichen können,
Die können ihm die Glorie nicht gönnen.

So lang' er lebt, behaupte sich jedweder,
Und führe seine Sachen unverzagt;
Ein Tropfen Tinte, eine schwache Feder
Sind Wehr genug, wenn's Jemand mit ihm wagt.
Jedoch dem Todten sei von dem Katheder
Wie in der Schenke Gutes nachgesagt.
Und dies Gesetz, geheiligt seit Jahren,
Wir wollen's unsern Enkeln treu bewahren.

Hier aber wird ein Andres uns verheißen:
„Dem Todten daß ein Greul zu schmeicheln sei".
Gott Simeon's mag ihm die Wege weisen!
Das nenn' ich freilich keine Schmeichelei.
„Fahr wohl! fahr wohl!" Warum willst du's verheißen?
Sag lieber: fahr zum Teufel! frank und frei.
Ein Herzensfluch ist mehr bei Gott am Orte,
Als Lexika voll ausgesuchter Worte.

Ein guter Einfall des Göthe'schen Ritters ist's auch, wenn er seinen Gegner einen Schalk aus dem Grunde nennt, weil er sich

— — stiehlt in den schönsten Garten,
Wo man die Fülle bunter Blumen schaut,
Wo aus dem fernsten Süden tausend Arten
Mit Kunstbedacht von süßer Frucht gebaut.
Hier darf er kosten über sein Erwarten,
Doch weil er die Orangen schlecht verdaut,
Nun wagt er jene Hände zu verdammen,
Von denen diese Wunder alle stammen.

Man sieht, die Waffen beider Kämpfer sind gut; nur ist zu bedauern, daß der apologetische Ritter zu leidenschaftlich ist und deshalb mitunter Luftstreiche thut, die dem Gegner nicht den geringsten Schaden thun.

59. Gedichte von Hermann August Choinanus. Jena 1833. 8. 20 Gr.

In dem ersten Liede: „Was ich bringe", tönt eine Strophe:

Ob wol, was ich heute singe,
Morgen werde klingen noch?
Viel ist es nicht, was ich bringe,
Aber etwas ist es doch.

Diese treffende Selbstrecension erleichtert uns das Geschäft der Relation in d. Bl.; denn wir brauchen ja nur zu sagen, worin das Etwas bestehe. Unter den Liedern, die in gemüthlicher Reflexion, größtentheils am Schluß epigrammatisch geschärft, eine kerngesunde, wohlthätig auf Geist und Herz wirkende Lebensphilosophie entfalten und in ästhetischer Hinsicht weder an die Grazie Wieland's, noch an die Leichtfertigkeit des Flaccus, noch in sittlicher Hinsicht an Epikur, wol aber zuweilen an Uhland erinnern und im Ganzen in eigenthümlicher Haltung und Kraft sich bewegen, nennen wir Etwas und mehr als Etwas: „Rechtfertigung", S. 15; „Lichtseite des Lebens", S. 24; „Jugenddrang", S. 44; „Die beiden Inseln", S. 47; „Jugendblüten", S. 52; „Bedingungen", S. 56; „Seelenglühen", S. 57; „Frühlingsruf", S. 70, und die holden Frühlingslieder, die dem Frühlingsruf folgen. Ferner: „Thorheit", S. 78; „Gleichmuth", S. 99; „Flehen des Armen", S. 113; (holde) „Liebeslieder" von S. 118. Was die 16 humoristischen Gemälde: „Ball" überschrieben, betrifft, so hätte der etwas derbe Spaß mit dem Cul de Paris wegfallen können. Für das Epigramm ist der Dichter nicht ohne Talent, da es sich schon in die Lieder mischt, und auch die Romanzen haben Spitzen. Die Gelegenheitsgedichte könnten besser sein und gehören zu dem: Nicht viel. Der Name Choinanus ist wahrscheinlich pseudonym; ist es der Fall, so wundern wir uns, warum der Verf. nicht seinen wahren Namen genannt hat; er braucht sich desselben nicht zu schämen. Folgendes Lied: „Gleichmuth", S. 99, mag unser Urtheil belegen:

Nicht mit Klag' und schwachen Thränen
Strebe nach vernünft'gem Ziel,
Klagen zeugt von eitelm Wähnen,
Thränen schaffen auch nicht viel.

Hast du Rechtes dir erkoren,
Und gestrebt mit festem Sinn,
Bringt, was scheinbar jetzt verloren,
Sicher einmal noch Gewinn.

Nicht des einen Tages Mähen
Bessern gleich der Menschheit Loos;
Langsam will das Glück erblühen,
Reifen in der Zukunft Schoos.

Nicht dem Himmel überlasse
Alles — aber Manches doch!
Und auch dieses Manche fasse
Du mit eignem Feuer noch.

Will das Gute dann nicht weiter,
Klag' der Himmel, wenn er mag;
Aber du getrost und heiter
Wirke kräftig Tag für Tag. 108.

Frankfurter Bilder von Eduard Beurmann. Mainz, Kupferberg. 1835. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es gibt eine neue Schriftstellerschule in Deutschland, deren charakteristisches Merkmal in einer politischen Tendenz besteht, welcher alles Uebrige sich unterordnen muß, eine Schule, die zwar nicht ausgelernt, aber in ihren Gegenstand sich eingelernt hat, nicht zugeritten ist, sondern wie ein verwildertes Pferd nach Belieben umherschweift, eine ungeschulte Schule, welche den nachlässigsten Cynismus in Form und Darstellung predigt und ausübt, mit Halbwitzen und Witzspielen den Gegner aus dem Felde zu schlagen sucht und mit einem Bettelsacke sich behangen hat, worin sie die Brosamen der Wissenschaft, allerlei bunte Flicken

und Lappen aufbewahrt, welche das unzusammenhängende, unlogische Raisonnement ausbessern helfen. Zu dieser Schule gehörtder Verf. des anzuzeigenden Buches. Es hat einen Anschmack, einen Anflug von Geist und Witz, hinter welchem die Oberflächlichkeit sich verbirgt; es verbreitet sich peripherisch über die verschiedenartigsten Erscheinungen in Kunst, Politik, Literatur und Volksleben; es hat keine gerundete Periode aufzuweisen und liest sich dennoch glatt und angenehm; es weiß die entgegengesetztesten Dinge aneinander zu kitten, als könnten sie gar nicht getrennt und einzeln gedacht werden. Schiefe und wahre Urtheile werden mit einer und derselben Miene der Unfehlbarkeit aufgestellt; scharfe und stumpfe Witzspiele, womit der Verf. seine vermeinten Gegner zu scalpiren bemüht ist, stecken in einer und derselben Scheide. Börne und Heine sind die Tanzmeister, denen der Verf. seine tollen Sprünge abgelernt hat; aber bewegt er sich leichter, tändelnder, graziöser, so erscheint er doch immer als bloßer Nachahmer, und von einem bewundernswerthen Salto mortale des Genies und poetischen Gemüths weiß er nichts. Er trägt die Farbe und das Wappenschild des potenzirten Liberalismus, ohne die Revolution und das wilde Todtschlagen der entgegengesetzten Meinungen zu predigen; die Censur, das Papiergeld, die Börsengeschäfte und die norddeutschen Journale erregen seine Galle; der Name Göthe bringt sein Blut in Gährung; aber der Glaube an den künftigen Sieg seiner politischen Ansichten, an die künstlerische Unfehlbarkeit Seydelmann's, an die literarische des Börne und der Gutzkow'schen Faction und an die Realität der süddeutschen Geselligkeit beschwichtigen den Sturm seines aufgeregten Gemüthes. Wir mögen irgend wen ebenso wenig verfolgen seines politischen als seines religiösen Glaubens wegen; denn für seinen Glauben kann Niemand; wir meinen sogar, daß Beurmann und seine Gleichgesinnten die besten und redlichsten Absichten haben; aber wir bedauern, daß ihre Angriffe mit einem so geringen Maß Gründlichkeit und Anstand geführt werden, daß ihre Partei unter sich zerfallen ist und der Einheit entbehrt; wir bedauern, daß die Hauptleute dieser Partei, indem sie die sauligen und schadhaften Stellen im politischen Staatskörper anschneiden, auch anliegendes gesundes Fleisch verletzen; wir tadeln vor Allem, daß sie durch ihre Anfeindungen, Falschdeutereien, böswillige Auslegungen und hämischen Leumund Personen verdächtigen und somit sich entfremden, die ehemals ihren Ansichten nicht gradezu feindlich waren. Diese persönlichen Beleidigungen sind eine Schmach unserer Literatur, machen sie brandig, verhindern die Gesammtbestrebungen, die Conföderation der Ideen, tödten das rege Leben in Kunst und Literatur und stürzen alle Autoritäten über den Haufen, ohne eine prävalente dauernde Autorität für die gestürzten aufzustellen. Ich habe schon an andern Orten unsere Literatur eine sich selbst verschlingende und aufreibende genannt. Sie frißt sich in der That selbst auf, sie frißt wie Saturn ihre eignen Kinder; aber sie gibt sie nicht wieder von sich als selige Götter, sondern als unerquickliche Excremente. Diesem um sich greifenden Krebsschaden sucht auch Beurmann nicht zu steuern, vielmehr gibt er ihm immer neue Nahrung. Bei alledem gehört Beurmann zu den vernünftigern Liberalen. „Es ist fürchterlich", sagt er, „wenn Liberale keinen Verstand haben; der Liberalismus geht dann gräßlich mit ihnen um und läßt sie die dümmsten Streiche machen. Ein Aristokrat braucht keinen Verstand, er kommt ohne ihn am besten durch. Der blinde Glaube hält ihn oben; der Verstand würde nur schlecht mit der Aristokratie verfahren, wol gar mit ihr durchgehen. Aber Liberale müssen Verstand haben, der Liberalismus muß aus ihm erblühen; hambacher Hüte und bairisches Bier reichen allein für den Liberalismus nicht hin."

Ueber die dramatische Kunst der modernen Zeit läßt sich Beurmann folgendermaßen aus: „In der Wirklichkeit ist sie von Directoren, Intendanten und Schauspielern beinahe zu Tode gearbeitet, und siech und matt am Körper und Geist schleicht sie über die Bühne, vor dem Souffleurkasten sich in hohlem Pathos erbärmlich abmühend, eine geflickte Lumpenkönigin, mit papiernen Lorbern bekränzt, eine geschminkte Buhlerin, eine feile Dirne der großen Menge. Schickt heutzutage ein schönes Lärvchen auf die Bretter, ein Lärvchen, das sich geltend zu machen weiß, und ihr werdet sehen, was die Kunst diesem Lärvchen gegenüber vermag. Was ist ein Held und Liebhaber ohne kräftig-üppige Schenkel? Sie ist ungeheuer im Preise gesunken, die dramatische Kunst, ein entnervter Wollüstling ist diese Kunst geworden. Man hat sie mit hoher Gage und Beifall überfüttert, sie leidet an der Wassersucht, am Mutterkrebs, und da ist kaum Heilung möglich. Man sehe nur die Repertoires der meisten Bühnen an, man schaue nur den Intendanten der meisten Bühnen ins verdörrte Herz hinein, und man wird kaum einen Augenblick an der Wahrheit des Gesagten zweifeln können."

Schade! daß der Grundfehler unserer Zeit, jeden poetischen Gedanken mit verzweiflungsvoller Ironie kurz abzuschneiden und zu ersticken, jeden ursprünglichen reinen Ausdruck der Begeisterung, wie aus Scham, mit einem Kübel prosaischen Wassers zu begießen und auf eine bäurische Weise das Gefühl, das sich frei machen will, plump todtzuschlagen, auch in Beurmann sich festgesetzt hat. Er beschreibt z. B. die Aussicht vom frankfurter Münster und beginnt ganz poetisch: „Wenn man nun das Auge umherschweifen läßt, von der Freßwelt dort unten abgewendet, von dem Leben und der Verwesung, und die weiteste Ferne zu sich zieht, den blauen Himmel, den waldbekränzten Taunus, den Odenwald und den Spessart, wenn man die reiche üppige Natur ans Herz drückt, wenn man nur die Freude sieht und die Liebe, o dann — fährt der Verf. als der unsauberste Prosaist weiter fort — dann wird Einem ganz bräutigamsmäßig zu Muthe, da wird Einem ganz menschlich-göttlich zu Muthe, ganz friedfertig, überselig, wenn man anders noch ein Fünkchen Seele im Leibe hat. Nur in die Straßen darf man nicht hinabsehen, bei Leibe nicht — da denkt man an die Flohheit, und deren hab' ich ja schon bei Gelegenheit der Messe gedacht." Das heißt: die heilige Poesie von ihrem erhabenen Standpunkte herabstürzen und herunterziehen in den Schlamm der ausgesuchtest-gewöhnlichsten, strohernsten und ausgedörrtesten Prosa! oder für Witz halten, was nur der Ausdruck einer durchaus Unbeholfenheit ist! Diese zur Manie und Manier gewordene Rusticität im Ausdruck verdirbt aller Orten den reinen Genuß des Buches und stößt uns grade da vom Verf. ab, wo wir am mächtigsten uns zu ihm hingezogen fühlen. 148.

Liebesbriefe. Novelle von Heinrich Laube. Leipzig, O. Wigand. 1835. 8. 1 Thlr.

„Ist es ein Frevel gegen die Zeit, gegen die Umgebungen, natürliche Zustände hervorzurufen, die nicht zur jetzigen Gesellschaft passen, classische Liebe ohne Pfaffen und Contract in eine unclassische Welt zu drängen — ist es ein Frevel, ich will ihn büßen. Aber bereuen will ich ihn nicht; all' meine alte Stärke ist mir jetzt wiedergekommen, ich sterbe heiter auf dem Schlachtfelde." So sagt der Verf. am Ende seines Buches, dem man mit Recht den Vorwurf machen kann, er habe die in diesen Worten aufgestellte Frage weder beantwortet noch auch als bloße Frage stehen gelassen. Um dem Leser jedoch diesen scheinbaren Widerspruch zu erklären, müssen wir den Stoff dieser ziemlich stofflosen Novelle kurz andeuten. Diese „Liebesbriefe" sind Briefe zwischen angeblich aristokratischen Personen der Jetztwelt, welche darauf ausgehen, die Liebe zu finden, aber vor lauter Zerstreuung nicht dazu kommen. Dies darzustellen hat der Verf. keineswegs bezweckt, allein es ist das unumwundene Resultat der hier herraisonnirten Geschichte. Eine Gesellschaft vornehmer Leute hält eine Badesaison, und was ist natürlicher, als daß sich in der heitern Freiheit eines müßigen Erholungslebens allerlei sogenannte Liebesverhältnisse anspinnen. Es ist eine liebenswürdige Seite am Verf., die aufgelösten Zustände einer vornehmen Gesellschaftswelt mit so viel heiterer Laune auffassen zu wollen; nur hat man es nicht mit Unrecht als irrthümlich bezeichnet, daß die Lehre einer fesselfreien antiken Liebe grade an Personen des so mannichfach durch Etikette und die feinern Regungen argwöhni-

scher Eitelkeit bedingten Salonlebens der modernen Welt ihre Vertreter finden sollen. Alfons, der Held dieser doctrinairen Novelle, scheint Bianca zu lieben. Diese aber ist keineswegs eifersüchtig auf seinen Besitz, obwol auch sie ihn zu lieben scheint. Mehre Weiber reißen sich um den Helden, und er läßt sich gern reißen, dabei kommt es auch in sinnlicher Hinsicht zu keinem eigentlichen Conflict; man liebelt nur, man liebt nicht, denn Liebe ist, so viel wir aus dem Menschenleben und den Dichtern wissen, eine mächtige Leidenschaft, die sich des ganzen innern Kernes einer bestimmten Person zu bemächtigen strebt und diese bis in alle kleinste Einzelnheiten umspannt. Wird diese Hinneigung zweier Seelen durch das Zwischentreten einer dritten Person gestört, so entwickelt sich die Leidenschaft zur Eifersucht. Wo diese fehlt bei dem Zusammentreffen der gedachten Art, ist die Liebe nicht mehr Liebe. Es ist sehr leicht, die Ehe, wie der Verf. will, für eine barbarische Zwangsjacke zu halten; allein es dürfte sehr schwer halten, von der Liebe die Bedingung der Ausschließlichkeit zweier Menschen zu trennen, denn ohne diese ist die Liebe keine Liebe mehr. Das lehrt die Stimme der Natur, die Geschichte des innern Menschen, der Moment in der tagtäglichen Erfahrung. Wir wollen nicht mit dem Verf. rechten, daß er in dem Unwillen gegen beschränkende Formen des ehelichen Lebens, wie es sich in der Erscheinung zeigt, auch die Rechtmäßigkeit dieser Formen leugnet und mit einem Worte die Ehe aufgehoben wissen will. Allein es geht ihm wie den stürmischen Eiferern der großen Revolutionsepoche, die mit der Schale und den Schlacken auch den Kern des civilisirten Staatslebens vernichteten. Man kann, wenn man doctrinair sein will, nur reformiren, nicht revolutioniren wollen. Es ist schon irgendwo gesagt, daß Laube's ganze Poesie bis jetzt nichts weiter ist als eine Doctrin. Wer predigen will, kann kein Gedicht machen. Ein Gedicht aber würde es werden, wenn man die wahlverwandtschaftlichen Neigungen des natürlichen Menschen im Widerstreite mit den historischen Satzungen der Herkömmlichkeit, welche auch ihre Geltung haben, aufzeigte. Was Laube will, liegt ziemlich am Tage. Er möchte gern Göthe's „Wahlverwandtschaften" in umgekehrter Gestalt zeigen. Dazu gehört dann vor allen Dingen eine umgekehrte Ottilie, welche gleich rein und edel trotz der freisten Entfaltung ihrer sinnlichen Natur, durch überwiegende geistige Kraft im Leben zu bestehen vermag. Das hätte der Dichter an seiner Bianca zeigen sollen, oder Alfons hätte der Vertreter dieser Richtung sein müssen, wie dies in den neuern französischen Romanen an den alten Elementen der Gesellschaftswelt witzig überlegenen Gestalten zur Erscheinung gebracht ist. Im Verf. scheint nicht so viel geistige Haltungskraft zu sein wie im Esprit der französischen Poeten. Deshalb gibt er lieber seine Figuren auf, läßt den Helden den scheinbaren Ansprüchen der Gesellschaftswelt sich fügen und eine Ehe schließen, behält sich aber den Schein vor, als gäbe er mit seinen Personen noch keineswegs seine Doctrin der antiken Liebe auf. So wird er gewissermaßen zum Verräther an den Personen, die sein Thema darstellen; man wird irre an seinem Wollen und Thun und das Ganze löst sich in ein Nichts auf.

Es versteht sich, daß das Buch durchaus in demselben interessanten Style geschrieben ist wie Laube's frühere Darstellungen. Nicht Jeder, der aus der Heine'schen Schule kommt, hat Heine's Witz; wol aber läßt sich Heine's epigrammatische Nettigkeit in der Diction wiedergeben. Wir sind auf des Verf. fernere Producte höchst begierig, weil sich aus so viel frischer Sinnlichkeit und gesunder Hingebung an die Reize des Lebens nothwendigerweise etwas Bedeutendes entwickeln muß. Manche interessante Partien bietet die sonst etwas gedehnte an den Fürsten Pückler-Muskau gerichtete Vorrede. Die Beziehungen auf des Verf. Gemüthszustände sind freilich ziemlich leicht hingeworfen. Es ist unbedeutend, wenn Jemand sagt, er lese Hegel und Rahel, wenn beide Gestalten für ihn sonst ohne Einfluß sind.

11.

Notizen.

Wie traurig es noch mit dem Erziehungswesen in England aussieht, davon geben die neuesten Berichte der statistischen Gesellschaft zu London Zeugniß. Aus diesen geht hervor, daß sich die Zahl der in England täglichen Unterricht erhaltenden Individuen auf 1,200,000 beläuft, während man die Zahl der Kinder unter 15 Jahren nicht unter 4 Millionen veranschlagen kann. Abgerechnet hiervon eine halbe Million als die ungefähre Zahl der Kinder unter zwei Jahr, und eine gleiche Zahl für diejenigen, welche als bemittelt in den Häusern ihrer Aeltern erzogen werden, so bleiben noch 3 Millionen, welche den öffentlichen Unterricht von Staatswegen in Anspruch nehmen können. Man sieht hieraus, daß die reichliche Hälfte dieser Anzahl der Wohlthat des öffentlichen Schulunterrichts gänzlich beraubt ist.

Die Ausstellung der Gemälde, Zeichnungen und Studien des verstorbenen Leopold Robert und seines Bruders Aurel ist nun in den Sälen des alten Rathhauses zu Neufchatel dem Publicum geöffnet worden und wird noch bis Ende September währen. Diese Sammlung besteht aus einer beträchtlichen Anzahl von Originalgemälden Leopold Robert's, worunter sich eine Selbstcopie der berühmten Schnitter und Copien aller seiner vollständigen Werke in Sepia- und Crayonzeichnungen von der Hand seines Bruders befinden, der sie unter den Augen des Meisters selbst verfertigt hat, sowie die sämmtlichen Studien und Skizzen aus L. Robert's Nachlaß. Der Katalog spricht von 139 Originalbildern, worunter auch das Gemälde der Taufkapelle in der St.-Marcuskirche zu Venedig ist.

130.

Literarische Anzeige.

Feßler's Geschichten der Ungern.

Um die allgemeinere Verbreitung eines geschätzten Werks unter den Freunden der ungerischen Geschichte zu fördern, habe ich mich entschlossen,

Feßler's (J. A.) Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen. 10 Theile. Mit fünf Landkarten. Gr. 8. (Gegen 570 Bogen.) Bisheriger Preis der Ausgabe auf Druckpapier 30 Thlr., der Ausgabe auf Velinpapier 66 Thlr.

bedeutend im Preise herabzusetzen, sodaß die Ausgabe

auf Druckpapier nur 13 Thlr. 8 Gr.,
auf Velinpapier nur 26 Thlr. 16 Gr.

kostet, und um die allmälige Anschaffung dieses umfassenden und werthvollen Werks den Unbemittelten noch mehr zu erleichtern, habe ich die Veranstaltung getroffen, daß dasselbe für Ungarn auch in einzelnen Lieferungen, deren je zwei einen Band bilden sollen, ausgegeben wird. Der Preis jeder Lieferung ist dann

auf Druckpapier 16 Gr.,
auf Velinpapier 1 Thlr. 8 Gr.

und wird beim Empfang bezahlt.

Leipzig, im September 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXVII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verzeichniss

der

auf der königl. vereinten Friedrichs-Universität *Halle-Wittenberg* im Winter-Halbjahre, vom 19ten October 1835 bis 26sten März 1836 zu haltenden Vorlesungen, und der öffentlichen akademischen Anstalten.

A. Vorlesungen.

I. Theologie.

Encyklopädie und Methodologie des theologischen Studiums trägt Hr. Prof. Dähne vor.

Eine *historisch-kritische Einleitung in das A. T.* trägt Hr. Consistorialrath Gesenius und Hr. Prof. Rödiger vor.

Biblische Archäologie lehrt Hr. Dr. Tuch.

Von *Büchern des A. T.* werden erklärt: *Jesaias* und die *Psalmen*, vom Hrn. Cons.-Rath Gesenius; das *Buch der Weisheit*, vom Hrn. Cons.-Rath Thilo (in latein. Sprache); *Jesaias* und *Daniel*, vom Hrn. Prof. Rödiger; *Hiob*, vom Hrn. Dr. Tuch.

Einleitung in das N. T. trägt Hr. Prof. Rödiger vor.

Von *Büchern des N. T.* werden erklärt: die *Briefe an die Korinther, Galater, Epheser, Kolosser und Thessalonicher*, sowie der *Brief Jacobi* (in lat. Sprache), vom Hrn. Prof. Wegscheider; der *erste und zweite Brief an die Korinther*, vom Hrn. Cons.-Rath Tholuck; das *Evangelium des Johannes* und die *katholischen Briefe des Jacobus, Petrus, Johannes und Judas*, vom Hrn. Prof. Dähne (in latein. Sprache).

Die *Dicta classica des A. und N. T.* erläutert Hr. Prof. Fritzsche in latein. Sprache.

Exegetisch-homiletisch-praktische Vorträge über auserlesene Abschnitte der historischen Bücher des N. T. hält Hr. Prof. Marks.

Neuere Dogmengeschichte lehrt Hr. Cons.-Rath Thilo.

Geschichte der dogmatischen Theologie trägt Hr. Prof. Ullmann vor.

Dogmatische und symbolische Theologie lehrt Hr. Prof. Wegscheider, nach der 7ten Ausgabe seiner *Inst. theol. Christ. dogm.*, und Hr. Prof. Ullmann.

Symbolische Theologie lehrt Hr. Cons.-Rath. Thilo. — *Populaire Dogmatik* trägt Hr. Prof. Fritzsche vor.

Christliche Moral lehrt Hr. Cons.-Rath Tholuck.

Der *christlichen Religions- und Kirchengeschichte ersten Theil* trägt Hr. Cons.-Rath Gesenius vor; *derselben zweiten Theil* die Herren Proff. Ullmann und Dähne; auch erzählt Letzterer das *Leben Jesu*.

Die *Geschichte des Rationalismus* trägt Hr. Cons.-Rath Tholuck vor.

Pastoraltheologie lehrt Hr. Prof. Marks.

Homiletik lehrt Hr. Prof. Franke. — Theoretisch-praktische homiletische Uebungen leitet Ebenderselbe und Hr. Prof. Marks.

Katechetik trägt Hr. Prof. Fritzsche und Hr. Cons.-Rath Wagnitz vor.

Liturgik, in Verbindung mit *liturgischen Uebungen und Geschichte des Rituals der evangelischen Kirche*, trägt Hr. Prof. Marks vor.

Im *königl. theologischen Seminarium* leitet Hr. Cons.-Rath Gesenius die *Uebungen in der Exegese des A. T.* und Hr. Prof. Wegscheider in der *des N. T.*; Hr. Cons.-Rath Tholuck die *Uebungen der dogmatischen*, und Hr. Cons.-Rath Thilo die *der historischen Abtheilung*; Hr. Prof. Marks die *homiletischen und liturgischen*, und Hr. Prof. Fritzsche die *katechetischen Uebungen der Seminaristen*.

Uebungen im Interpretiren des N. T. leitet Hr. Prof. Fritzsche; *Examinatorien und Repetitorien über Dogmatik* hält Ebenderselbe; über *Kirchengeschichte* Hr. Prof. Dähne.

II. Jurisprudenz.

Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft trägt Hr. Hofrath Henke vor.

Exegetische Vorlesungen über Pomponius de origine iuris hält Hr. Prof. von Madai (in latein. Sprache).

Römische Rechtsgeschichte trägt Hr. Dr. Pfotenhauer vor.

Institutionen und Geschichte des römischen Rechts lehrt Hr. Prof. Pernice nach der zweiten Ausgabe seines Grundrisses.

Die *Pandekten* trägt Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer vor; *dieselben*, verbunden mit dem *Erbrecht*, Hr. Prof. Witte; das *Erbrecht* Hr. Dr. Pfotenhauer.

Ueber das *Pfandrecht* liest Hr. Prof. Witte.

Deutsches Privatrecht lehren die Herren Professoren Laspeyres und Wilda.

Preussisches Civilrecht lehrt Hr. Prof. Laspeyres.

Das *Lehnrecht* trägt Hr. Prof. Dieck nach seinem Grundrisse vor.

Europäisches Völkerrecht lehrt Hr. Prof. Pernice; auch liest Derselbe über das *Privat-Fürstenrecht*.

Deutsches Staatsrecht trägt Hr. Prof. Wilda vor.

Die *allgemeinen Principien des Criminalrechts* lehrt Hr. Prof. Wilda.

Gemeines und preussisches Criminalrecht trägt Hr. Hofrath Henke und Hr. Dr. Pfotenhauer vor.

Kirchenrecht lehren die Herren Proff. Dieck und von Madai.

Handelsrecht trägt Hr. Prof. Dieck vor.

Gemeinen und preussischen Civilprocess lehrt Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer; *Concursprocess*, Hr. Prof. Laspeyres; *Criminalprocess*, Hr. Hofrath Henke nach seinem Lehrbuche, und Hr. Dr. Pfotenhauer.

Gerichtliche Arzneikunde trägt Hr. Prof. Hohl vor.

Uebungen in der juristischen Praxis leitet Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer.

Ein *Examinatorium über das Criminalrecht* hält Hr. Hofrath Henke.

* * *

Hr. Geh. Justizrath Schmelzer ist, seiner Gesundheit wegen, auch für dieses Halbjahr von Haltung der Vorlesungen entbunden.

III. Medicin.

Die *Geschichte der Medicin* erzählt Hr. Prof. Friedländer.

Exegetische Vorträge über Hippokrates und Aretaeus hält Ebenderselbe; auch setzt Derselbe die *Uebungen seiner medicinischen Gesellschaft* fort.

Ueber das *Hahnemann'sche System* liest Hr. Prof. Hohl.

Anatomie des menschlichen Körpers trägt Hr. Prof. d'Alton vor; auch lehrt Derselbe *Anatomie der Sinnesorgane.*

Anthropologie lehrt Hr. Prof. Hohl.

Semiotik trägt Hr. Dr. Baumgarten-Crusius vor; auch liest Derselbe über *Hülfeleistung bei plötzlichen Lebensgefahren.*

Allgemeine Pathologie und Therapie trägt Hr. Prof. Krukenberg vor; auch lehrt Derselbe die *Pathologie und Therapie der Verdauungsorgane, Geschlechtstheile, des Rückenmarks, Gehirns, innern und äussern Sinnes.*

Specielle Pathologie und Therapie, mit besonderer Rücksicht auf Chirurgie-Bellissene, trägt Hr. Dr. Baumgarten-Crusius vor.

Allgemeine und specielle Chirurgie lehrt Hr. Prof. Blasius; auch liest Derselbe über *Knochenbrüche und Verrenkungen.*

Die *Lehre vom chirurgischen Verband* trägt Ebenderselbe vor.

Theorie und Praxis der Geburtshülfe lehrt Hr. Prof. Niemeyer.

Pharmakologie lehren die Herren Professoren Friedländer und Schweigger-Seidel; auch trägt Letzterer die *Receptirkunst* vor.

Die *Elemente der Stöchiometrie* lehrt Hr. Prof. Schweigger-Seidel.

Pharmaceutische Chemie trägt Ebenderselbe vor.

Medicinische Botanik, mit besonderer Berücksichtigung der preuss. Pharmakopöe, nach dem natürlichen System, trägt Hr. Prof. von Schlechtendal und Hr. Dr. Sprengel vor.

Praktische Uebungen in der Zergliederungskunst leitet Hr. Prof. d'Alton.

Die *medicinisch-klinischen Uebungen* Hr. Prof. Krukenberg, auch setzt Derselbe die *Uebungen seiner medicinischen Gesellschaft* fort.

Chirurgisch-klinische und ophthalmiatrische Uebungen leitet Hr. Prof. Blasius.

Praktische Uebungen in der Geburtshülfe leitet Hr. Prof. Niemeyer in der akademischen Entbindungsanstalt.

Die *Uebungen der Mitglieder des pharmaceutischen Instituts* leitet Hr. Prof. Schweigger-Seidel.

Examinatorien und Repetitorien halten die Herren Proff. Krukenberg, Niemeyer, Hohl und Hr. Dr. Baumgarten-Crusius.

IV. Philosophie und Pädagogik.

Einleitung in die Philosophie trägt Hr. Prof. Billroth vor.

Einleitung in die Geschichte der Philosophie, sowie die *allgemeine Geschichte der Philosophie* trägt Hr. Dr. Schaller vor.

Fundamentalphilosophie lehrt Hr. Prof. Gerlach.

Logik tragen die Herren Proff. Tieftrunk, Gerlach und Billroth nach ihren Lehrbüchern, und Hr. Dr. Ruge nach Hegel vor.

Metaphysik lehrt Hr. Prof. Billroth.

Aesthetik trägt Hr. Prof. Hinrichs vor.

Ueber das *Komische* liest Hr. Dr. Ruge.

Philosophische Anthropologie trägt Hr. Geh. Hofr. Gruber vor.

Empirische Psychologie lehren die Herren Proff. Tieftrunk und Hinrichs.

Naturrecht tragen die Herren Proff. Eiselen und v. Madai und Hr. Dr. Ruge vor.

Ethik und Religionsphilosophie trägt Hr. Prof. Gerlach nach seinem Lehrbuche vor; *letztere* lehrt auch Hr. Dr. Schaller.

Ueber das *Wesen und den Begriff der natürlichen Religion* liest Hr. Prof. Ulrici.

Philosophische Unterhaltungen leitet Hr. Prof. Tieftrunk.

* * *

Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens trägt Hr. Prof. Niemeyer vor.

Pädagogik lehrt Ebenderselbe.

Die *Uebungen der Mitglieder des königl. pädagogischen Seminars* leitet Hr. Prof. Niemeyer.

V. Mathematik.

Analytische Geometrie tragen die Herren Professoren Plücker und Gartz vor.

Die *Analysis infinitorum* lehrt Hr. Prof. Gartz; auch liest Derselbe über Cauchy's und Fourier's Entdeckungen in der Theorie der höhern Gleichungen.

Die *Differential- und Integralrechnung* lehrt Hr. Prof. Rosenberger.

Mechanik trägt Hr. Prof. Plücker nach Poisson vor.

Einige Capitel der mathematischen Physik trägt Hr. Prof. Kämtz vor.

Ueber die *Einrichtung und den Gebrauch der wichtigsten astronomischen Tafeln* liest Hr. Prof. Rosenberger.

Examinatorien über einzelne mathematische Disciplinen hält Hr. Prof. Gartz.

VI. Naturwissenschaften.

Ueber die *Urgeschichte der Physik* liest Hr. Professor Schweigger.

Experimentalphysik trägt Hr. Prof. Kämtz vor.

Experimentalchemie lehrt Hr. Prof. Schweigger nach Döbereiner's Grundriss.

Geognosie trägt Hr. Prof. Germar vor.

Mineralogie lehrt Ebenderselbe.

Die *Kenntniss der kryptogamischen Pflanzen* lehrt Hr. Prof. v. Schlechtendal.

Die *gesammte Zoologie* trägt Hr. Prof. Nitzsch vor, mit Benutzung des akademischen zoologischen Museums und seiner Privatsammlungen. — Die *allgemeine Naturgeschichte der Thiere* lehrt Hr. Dr. Buhle nach seinem Handbuche.

Helminthologie trägt Hr. Prof. Nitzsch vor.

Physikalische und chemische Experimentirübungen im akad. Laboratorium leitet Hr. Prof. Schweigger.

Die *Uebungen der physikalischen Gesellschaft* leitet Hr. Prof. Kämtz.

Examinatorien über das Gesammtgebiet der Phytologie hält Hr. Dr. Sprengel; über *Zoologie* Hr. Professor Nitzsch.

VII. Staats- und Kameralwissenschaften.

Encyklopädie und Methodologie der Kameralwissenschaften lehrt Hr. Prof. Eiselen.

Nationalwirthschaftslehre trägt Ebenderselbe vor.

Forsttechnologie lehrt Hr. Dr. Buhle; auch liest Derselbe über den *ökonomischen Nutzen der Hausthiere.*

VIII. Historische Wissenschaften.

Ueber die *samothrakischen Mysterien* liest Hr. Prof. Schweigger nach seinem Buche über Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft.

Ueber das *Kriegswesen und die Kriegskunst der Griechen und Römer* liest Hr. Generalmajor Dr. v. Hoyer.

Die *Geschichte des Mittelalters* trägt Hr. Prof. Leo vor.

Deutsche Geschichte lehrt Hr. Dr. Roepell; auch liest Derselbe über das *Ritter- und Städteleben des deutschen Volkes.*

Die *Geschichte des preussischen Staats* erzählt Hr. Geh. Hofrath Voigtel.

Preussische Statistik trägt Ebenderselbe nach der 3ten Ausgabe seines Handbuchs vor.

Die *Uebungen der historischen Gesellschaft* leitet Hr. Geh. Hofrath Voigtel.

Examinatorien über Universalgeschichte hält Hr. Prof. Leo.

IX. Philologie und neuere Sprachkunde.

1) Classische Philologie: griechische und römische Literatur.

Die *Geschichte der griechischen Poesie, Geschichtbeschreibung und Beredsamkeit* trägt Hr. Prof. Ulrici vor.

Ueber die *griechischen und römischen Geschichtschreiber* liest Hr. Prof. Raabe.

Die *Geschichte der griechischen Komödie* trägt Hr. Prof. Meier vor.

Griechische Grammatik lehrt Hr. Prof. Bernhardy.

Von *Werken griechischer Schriftsteller* erklärt Hr. Prof. Bernhardy des *Euripides Bacchantinnen*; Hr. Prof. Meier die *Frösche des Aristophanes*; Hr. Prof. Raabe *Platon's Apologie des Sokrates*; Hr. Prof. Pott den *Herodot*, insbesondere die auf Asien bezüglichen Stellen; Hr. Dr. Stäger des *Sophokles Trachinierinnen*; Hr. Prof. Friedländer den *Hippokrates und Aretaeus.*

Lateinische Grammatik lehrt Hr. Prof. Pott.

Von *Werken lateinischer Schriftsteller* werden erklärt: die *Sermonen des Horaz* von Hrn. Prof. Meier.

Im *königl. philologischen Seminarium* werden die Mitglieder im *Interpretiren, Disputiren* und *Lateinschreiben* von den Herren Proff. Meier und Bernhardy unterrichtet und geübt, und zwar hat Ersterer den *Theokrit*, Letzterer *Cicero's Academica* zur Erklärung bestimmt.

Uebungen im Lateinsprechen und -Schreiben leitet Hr. Prof. Bernhardy.

2) Morgenländische Sprachen.

Die *Anfangsgründe der hebräischen Sprache* lehrt Hr. Hofrath Hollmann.

Chaldäische Grammatik trägt Hr. Prof. Rödiger vor.

Die *arabische Sprache* lehrt Hr. Dr. Tuch.

Die *Anfangsgründe der Sanskritsprache* trägt Hr. Prof. Pott nach Bopp's Grammatik vor.

3) Neue abendländische Sprachen.

Italienische Grammatik trägt Hr. Prof. Blanc vor.

Mündliche und schriftliche Uebungen im Italienischen leitet Hr. Hofrath Hollmann.

Spanische Grammatik lehrt Ebenderselbe; auch hält Derselbe *Sprechübungen in dieser Sprache.*

Ueber die *Anfangsgründe der portugiesischen Sprache* liest Ebenderselbe.

Die *französische Sprache* lehren die Herren Lectoren Abbé Masnier und Hofrath Hollmann.

Einige Komödien Molière's erklärt Hr. Prof. Blanc.

Die *engländische Sprache* lehrt Hr. Hofrath Hollmann, auch erbietet sich Derselbe zum *Privatunterricht* in den obenerwähnten neuern und in den ältern Sprachen.

Die *angelsächsische Sprache* lehrt Hr. Prof. Leo.

Schiller's Gedichte erklärt Hr. Prof. Hinrichs.

X. Schöne und gymnastische Künste.

Die *allgemeine Geschichte der zeichnenden Künste* trägt Hr. Prof. Prange vor.

Geschichte, Theorie und Technik der Malerei lehrt Hr. Prof. Weise; auch liest Derselbe über die *Anwendung der Perspective in der Landschaftsmalerei.*

Theoretischen und praktischen Unterricht im Zeichnen und Malen ertheilt der akad. Zeichnenlehrer Hr. Herachel.

Uebungen im Zeichnen leiten die Herren Proff. Prange und Weise.

Den *Generalbass* lehrt Hr. Musikdirector Naue; auch unterrichtet Derselbe im *Kirchengesange.*

Theoretisch-praktischen Unterricht in der Musik ertheilt der akad. Musiklehrer Hr. Helmholz.

Die *Reitkunst* lehren die HH. Stallmeister André sen. und André jun.

Unterricht in der Fechtkunst ertheilt Hr. Fechtmeister Urban.

Die *Tanzkunst* lehrt Hr. Tanzmeister Wehrhahn.

B. Oeffentliche akademische Anstalten.

I. *Seminarien:* 1) *theologisches*, unter Oberaufsicht der theologischen Facultät; 2) *pädagogisches*, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer; 3) *philologisches*, unter Direction der Herren Proff. Meier und Bernhardy. — 4) *Historische Gesellschaft*, unter Direction des Hrn. Geh. Hofrath Voigtel. — 5) *Pharmaceutisches Institut*, unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger-Seidel.

II. *Klinische Anstalten:* 1) *medicinische Klinik*, unter Direction des Hrn. Prof. Krukenberg; 2) *chirurgisch-ophthalmiatrische Klinik*, unter Direction des Hrn. Prof. Blasius; 3) *Entbindungsanstalt*, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer.

III. Die *Universitätsbibliothek* wird, unter Aufsicht des Hrn. Oberbibliothekar Geh. Hofr. Voigtel und des Hrn. Bibliothekar Prof. Pernice, Mittwochs und Sonnabends von 1—3 Uhr, an den übrigen Wochentagen von 10—12 Uhr geöffnet; die *ungerische Nationalbibliothek*, unter Aufsicht der Herren Custoden Szlopowsky und Szopko, Mittwochs von 1—2 Uhr. — IV. Die akad. *Kupferstichsammlung*, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Weise, ist Dienstags und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet. — V. Die *archäologische Sammlung* des thüringisch-sächsischen Vereins zeigt Hr. Bibliothekssecretair Dr. Förstemann auf Verlangen.

VI. *Anatomisches Theater*, unter Direction des Hrn. Prof. d'Alton.

VII. *Physikalisches Museum und chemisches Laboratorium*, unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger. VIII. *Sternwarte*, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Rosenberger. — IX. Das *mineralogische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Germar, Donnerstags und Freitags von 2—4 Uhr geöffnet. — X. *Botanischer Garten und Herbarium*, unter Direction der Hrn. Prof. von Schlechtendal. — XI. Das *zoologische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Nitzsch und des Hrn. Inspector Dr. Buhle, Mittwochs von 1—3 Uhr geöffnet.

In der Bran'schen Buchhandlung in Jena ist erschienen:

Göthe und sein Jahrhundert. (Aus der Minerva besonders abgedruckt.) 8. Brosch. Preis 8 Gr.

Bedeutende Bücherauction.

Am 2ten November d. J. und folgende Tage wird in Eisleben (Provinz Sachsen) die zweite Abtheilung der Bibliothek des verstorbenen Herrn Stiftsregierungsraths von Bülow auf Beyernaumburg öffentlich, gegen gleich baare Bezahlung verauctionirt.

Dieselbe zählt nahe an 18,000 Bände, aus den Fächern der Geschichte und Geographie (hiervon allein an 12,000 Bände), worunter die seltensten Chroniken, neuere lateinische Dichter, Redner und Epistolographen, neuere schöne Literatur, Erotica, Mathematik, Astronomie, Kriegswissenschaft, Physik, Chemie, Alchymie und Naturgeschichte.

Der darüber gedruckte Katalog, welcher wissenschaftlich geordnet, und durch die vielen beigegebenen bibliographisch-literarischen Noten einen besondern Werth hat, ist durch alle Buchhandlungen und namentlich zu erhalten:

Leipzig	bei	Hrn.	Buchh.	Barth.
Berlin	—	—	—	Finke.
Frankfurt a. M.	—	—	—	Schmerber.
München	—	—	—	Jaquet.
Wien	—	—	—	Gerold.

Der zum Hauptcommissionair erwählte Hofbuchhändler F. A. Eupel in Sondershausen wird alle an ihn ergehende Aufträge pünktlich besorgen, sowie auch außer ihm noch der Buchhändler G. Reichardt, Dr. Mönch, Dr. Genthe, Prediger Dr. Lindemann, Prediger Dr. Schröter, sämmtlich zu Eisleben wohnhaft, Commissionen besorgen und übernehmen.

In Otto Wigand's Verlags-Expedition in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gott und Unsterblichkeit

aus

dem Standpunkte der natürlichen Theologie und ihrer Beweiskraft

von

Lord H. Brougham.

Aus dem Englischen von J. Sporschil.

Gr. 8. Elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Von dem Originale dieses Werkes wurden in London allein, binnen drei Tagen, über 12,000 Exemplare verkauft! — Die Uebersetzung ist von Hrn. Sporschil — dies mag als Empfehlung genügen!

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Heimskringla, oder Sagen der nordischen Könige von Snorre dem Sohne Sturla's. Aus dem Isländischen von Dr. G. Mohnike. Des ersten Bandes erste Hälfte. 1 Thlr.

C. Löffler'sche Buchhandlung in Stralsund.

Soeben ist in unserm Verlag erschienen und zu haben:

Anleitung zum

Feld- und Garnisondienst

für die Soldaten der Infanterie.

Siebente verbesserte Auflage.

Wesel, im Juni 1835.

Becker'sche Buchhandlung.

Bei Hinrichs in Leipzig ist erschienen:

Dr. Karl Venturini Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Neue Folge. 8ter Band. A. u. d. Titel: Die neuesten Weltbegebenheiten im pragmat. Zusammenhange: das Jahr **1833.** Gr. 8. (VIII und 696 Seiten.) 3 Thlr.

Der immer reiche Stoff und die anziehende lebendige Darstellung lassen die Leser dieses Jahrbuchs dessen Erscheinung jedesmal mit Ungeduld erwarten und dieser gerechte Beifall überhebt uns jeder Anpreisung des, in obiger Fortsetzung nun ein Menschenalter umschließenden freimüthigen Werks.

Bei Unterzeichnetem ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beschreibung und Abbildung einer neu erfundenen einfachen und höchst wohlfeilen Dampflampe, zum Glühen, Anlassen, Härten, Schmelzen, Glasblasen, Löthen ꝛc. bei vielen Gewerben und zum Schnellkochen in Haushaltungen, Heilanstalten ꝛc. Herausg. von Dr. F. A. W. Netto. Mit einer genauen Abbild. in natürlicher Größe. Preis, versiegelt 15 Sgr. (12 Gr.)

Wann erscheint der längst erwartete Komet? Beantwortet für den Bürger und Landmann. 8. Geh. 2½ Sgr. (2 Gr.)

Halle, 21. August 1835.

C. A. Kümmel.

Neuer interessanter Roman.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Der fahrende Schüler,

von

W. von Chezy.

3 Bände. 8. Zürich, bei Orell, Füßli u. Comp. 3 Thlr. 16 Gr., oder 5 Fl. 30 Kr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1835. Viertes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1835. Monat August, oder Nr. 213—243, 1 Beilage: Nr. 8, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XXIII—XXVI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *K. G. Gersdorf.* 1835. Fünften Bandes sechstes und siebentes Heft. (Nr. XV, XVI.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im August 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

MILITAIR-KARTE
VON
DEUTSCHLAND
in 25 Blättern

auf dem topographischen Bureau des königl. bairischen Generalstabs entworfen
von
ANTON KLEIN.

Blatt Nr. 15. Südschlesien (Glatz) mit Theilen von Mähren, Ungarn etc.
Preis 2 Fl., oder 1 Thlr 4 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im August 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorräthig in Berlin bei Simon Schropp und Comp., Wien bei Artaria und Comp., Manheim bei Artaria und Fontaine, Paris bei Piequet, Frankfurt a. M. Jäger'sche Buchhandlung.

Luther und Melanchthon.

Dr. Martin Luther's Werke. In einer das Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl. Zweite vermehrte Auflage. 10 Theile. 8. (162 Bogen.) Hamburg, Fr. Perthes. 1827. 4 Thlr. 12 Gr.

Philipp Melanchthon's Werke in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl. Herausgegeben von F. A. Koethe. 6 Theile. 8. (107½ Bogen.) Leipzig, F. A. Brockhaus. 1829. 2 Thlr. 8 Gr.

Wenn beide Werke zusammengenommen und von F. A. Brockhaus in Leipzig bezogen werden, sind sie für 4 Thlr. 16 Gr. zu erhalten.

Jedem sind die Namen der beiden Reformatoren Luther und Melanchthon bekannt, nicht Jeder hat aber die Schriften dieser Männer gelesen, durch welche sie so Außerordentliches wirkten. Die beiden oben genannten Werke bieten dem Leser eine schöne und hoffentlich willkommene Gelegenheit, sich mit ihrer Denkweise, mit ihrem Wirken und Thun bekannt zu machen; beide Werke gewähren eine auf das Bedürfniß der Zeit und allgemeinen Gebrauch berechnete, zugleich mit großer Umsicht und sorgfältiger Prüfung veranstaltete Auswahl aus den bändereichen und zum Theil in lateinischer Sprache abgefaßten Schriften der Reformatoren, in der das Anziehendste, Lehrreichste und für unsere Zeiten noch Zweckmäßigste geboten wird.

In Luther's Werken findet sich eine Auswahl aus den Predigten über die sonn- und festtäglichen Evangelien, reich an Schrifterklärung, zur häuslichen Erbauung vortrefflich zu gebrauchen; — Bibelerklärung, vornehmlich über das A. T., und zwar über besonders wichtige und lehrreiche Abschnitte der Geschichtsbücher; — Tischreden, eine durch ihre Mannichfaltigkeit höchst anziehende Auswahl aus gelegentlichen Aeußerungen Luther's in seinen Unterredungen, in denen sich sein kräftiger Witz und sein Gemüth ganz besonders aufschließen; — Erklärung einiger Capitel aus den Propheten und mehrer Psalmen; — eine Auswahl aus den Briefen Luther's; — seine sämmtlichen geistlichen Lieder; — eine schöne „Unterweisung auf einfältige Weise zu beten"; — sein „Tröstliches Büchlein in aller Widerwärtigkeit eines jeglichen christgläubigen Menschen"; — Auslegung der wichtigsten Abschnitte in den Evangelisten und zwar der Bergpredigt, des Vater Unsers, des Lobgesangs Mariä und mehrer andern Stücke aus dem Evangelium Matthäi und Johannis; — Predigten über die Episteln, sowie auch die Auslegung der Epistel Pauli an die Galater. Luther's Vorreden über die einzelnen biblischen Bücher und vermischte Aufsätze machen den Beschluß.

Die Auswahl aus den Schriften Melanchthon's

enthält eine Nachricht von seinem Leben, Berichte und Briefe desselben, namentlich über den Reichstag zu Augsburg im J. 1530; — die augsburger Confession, die Apologie dieser Bekenntnißschrift; — Gutachten und Bedenken über wichtige Zeitereignisse während der Reformation und über mancherlei Lehrpunkte und Gewissensfragen; — die Hauptartikel christlicher Lehre (Loci theologici), ein Hauptwerk Melanchthon's, in welchem er die Glaubenslehre der evangelisch-protestantischen Kirche sehr schön und faßlich dargelegt hat; — Sendschreiben; — die Leichenrede auf Luther, nebst Historie vom Leben und Geschichten Dr. Martin Luther's, außerdem noch 14 andere Gelegenheitsreden, unter denen die bei dem Begräbniß des Kurfürsten Friedrich des Weisen. Am Schluß werden Auszüge aus Melanchthon's Postille, die Auslegung einiger Psalmen und ein Aufsatz, der diesen Reformator in seinen spätern Lebensjahren schildert, mitgetheilt.

Neueste

Verlags- und Commissionsartikel der

F. Beck'schen Univers.-Buchhandlung

in Wien, Seizergasse Nr. 427, im Seizerhofe, dem Kriegsgebäude gegenüber, welche durch alle Buchhandlungen zu haben sind.

Baumgartner, J., k. k. Kreisingenieur, Die neuesten und vorzüglichsten Kunststraßen über die Alpen. Gr. 8. Mit 13 Steindrucktaf. in Fol. 1834. 2 Thlr. 16 Gr.

Endlicher, St., De Ulpiani institutionem fragmento, in Bibliotheca palatina Vindobonensi nuper reperto. Epistola ad F. C. Savigny, Prof. Jur. Berolin. 8. maj. 1835. 6 Gr.

Enk, M., Briefe über Göthe's Faust. Gr. 8. 1834. 15 Gr.

Erinnerungen an Johann Wilhelm Ridler, k. k. Regierungsrath und Vorsteher der k. k. Universitätsbibliothek in Wien. Gr. 12. 1835. 3 Gr.

Feistmantel, R., k. k. Bergrath und Professor, Die Forstwissenschaft nach ihrem ganzen Umfange und mit besonderer Rücksicht auf die östr. Staaten. Erster Theil: Grundzüge der Forstnaturlehre. Mit 1 illum. Tafel. Gr. 8. 1835. 2 Thlr.

— — Desselben zweiter Theil: Grundzüge der Forsterziehung. Mit 1 lithogr. Tafel. Gr. 8. 1835. 1 Thlr. 8 Gr.

Hager, M. Prof., Die Brüche und Vorfälle, beschrieben und durch Beispiele erläutert. Mit 2 Kupfertaf. Gr. 8. 1834. 2 Thlr.

— —, Die Entzündungen, beschrieben und durch Beispiele erläutert. Gr. 8. 1835. 2 Thlr. 18 Gr.

Hock, C. F., Cartesius und seine Gegner, ein Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit. Gr. 8. 1835. 18 Gr.

Hyrtl, Dr. J., Antiquitates anatomicae rariores. Cum tab. 3. 8. maj. 1835. 18 Gr.

Kolt, M., Das Stift Heiligenkreuz in Oestreich, mit den dazu gehörigen Pfarreien und Besitzungen sammt dem vereinigten Stifte St.-Gotthard in Ungarn. Topographisch-geschichtlich dargestellt. Mit 5 Ansichten. 8. 1834. 1 Thlr.

— —, Chronicon breve monasterium ord. cistere. ad St.-Crucem in Austria et ad St.-Gotthardum in Hungaria. 8. maj. 1834. 12 Gr.

Krause, Dr. E. A., Darstellung der Fabrikation des Zuckers aus Runkelrüben in ihrem ganzen Umfange. Mit 4 Kupf. Gr. 8. 1834. 1 Thlr. 12 Gr.

Littrow, J. J., Director der Sternwarte, Die Doppelsterne. Gemeinfaßlich dargestellt. Mit 1 Taf. Gr. 8. 1835. 18 Gr.

— —, Sterngruppen und Nebelmassen des Himmels. Gemeinfaßlich dargestellt. Mit 3 besonders feinen Kupfertaf. Gr. 8. 1835. 16 Gr.

Littrow, J. J., Geschichte der Entdeckung der allgemeinen Gravitation durch Newton. Gr. 8. 1835. 12 Gr.

Mitis, F. Ritter v., Geschichte des wiener Donau-Kanales und Darstellung der Ursachen seines unvollkommenen schiffbaren Zustandes. Gr. 8. 1835. 12 Gr.

Morawek, Fr., Pharmaceutisch-technischer Rathgeber vieler chemischer Operationen. Gr. 8. 1833. 1 Thlr. 6 Gr.

Mosel, J. F. v., Hofrath, Geschichte der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Gr. 8. 1835. 2 Thlr. 6 Gr.

National-Encyklopädie, Oestr., 6 Bde. in 24 Heften. Gr. 8. 1835. (Erschienen sind 8 Hefte.) à Band 2 Thlr. 2 Gr.

Nemety, J., Versuch einer Darstellung der Lage und Ausdehnung des hegyallyaer Weingebirges, der Beschaffenheit des dortigen Weinbaues, dann der Bereitungs- und Behandlungsart des Tokayer-Ausbruches. Gr. 12. 1835. 8 Gr.

Polsterer, Dr. A. F., Hyères in der Provence. 8. 1834. 12 Gr.

Rupprecht, J. B., Ueber das Chrysanthemum Indicum, seine Geschichte, Bestimmung und Pflege. Gr. 8. 1833. 1 Thlr. 4 Gr.

Sallustii, C. C., Bellum Catilinarium atque Jugurthinum. Usibus juv. adcomm. A. Pappaur. 2 vol. 8. maj. 1835. 1 Thlr. 6 Gr.

Schitko, J., Beiträge zur Bergbaukunde, insbesondere zur Bergmaschinenlehre. 1stes Heft mit 1 Kupfertafel. Gr. 8. 1833. 18 Gr.

— —, 2tes Heft: Wassersäulenmaschine. Mit 9 Kupf. Gr. 8. 1834. 1 Thlr. 18 Gr.

Schrettinger, M., Handbuch der Bibliothekwissenschaft, besonders zum Gebrauche der Nichtbibliothekare, welche ihre Privat-Büchersammlungen selbst einrichten wollen. Gr. 8. 1834. 21 Gr.

Tschischka, F., Der Gefährte auf Reisen in dem östr. Kaiserstaate. Für Reisende jeden Standes und Zweckes, nach den neuesten bewährtesten Quellen bearbeitet. Gr. 12. 1834. 2 Thlr. 12 Gr.

— —, Miniaturgemälde von Wien und seiner Umgebung. Gr. 12. 1834. 8 Gr.

Wildner, J., Das Fideicommißrecht nach dem östr. allg. bürgl. Gesetzbuche. Gr. 8. Wien 1835. 1 Thlr. 18 Gr.

Wolf, F., Ueber die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte insbesondere aus dem Fränkisch-Karolingischen Sagenkreise. Gr. 8. 1833. 1 Thlr.

Zangerl, Dr. J., Ueber die Convulsionen im kindlichen Alter. Gr. 8. 1834. 12 Gr.

Zeitschrift, Oestr., für Geschichts- und Staatskunde, mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik. Herausgegeben von J. P. Kaltenbaeck. Gr. 4. 1835. 9 Thlr. 12 Gr.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reichenbach, Dr. *K.*, Das Kreosot, in chemischer, physischer und medicinischer Beziehung. Zweite mit Nachträgen und Zusätzen von *Schweigger-Seidel* vermehrte Ausgabe. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Je wichtiger die Gründe waren, die den Herausgeber bestimmten, diese zweite so ungemein bereicherte Ausgabe nicht früher erscheinen zu lassen, um sie als die vollständigste Sammlung über einen der wichtigsten neuentdeckten chemischen Stoffe dem Publicum zu übergeben, desto angenehmer wird sie nun dem Chemiker und Therapeuten sein, der in ihr die trefflichsten Beiträge zur nähern Kenntniss dieses Stoffes und seine Geschichte nach allen seinen Beziehungen, bis zu den neuesten Tagen ausgeführt, erhält. Der Verleger darf bei dem sehr billig gestellten Preise (für mehr als 32 Bogen) sich wol zu der Hoffnung berechtigt fühlen, die Theilnahme an dieser neuen Ausgabe werde die der ersten unvollkommenen weit übertreffen.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien
ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur.

Siebzigster Band, oder 1835. April. Mai. Juni.

Inhalt des siebzigsten Bandes.

Art. I. 1) Historia dos Soberanos Mohametanos das primeiras quatro dynastias, e de parte da quinta, que reinarão na Mauritania escripta em Arabe por Abu-Mohammed Assaleh, filho de Abdel-halim, natural de Granada, e traduzida, e annotada por Fr. José de Santo Antonio Maura. Lisboa 1828.

2) Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden, von Dr. Jos. Aschbach. Frankfurt 1833.

3) Essai sur l'histoire des Arabes et des Mores d'Espagne par *Louis Viardot*. Paris 1833.

4) Notizie storiche dei Saraceni Siciliani da Carmelo Martorana. Palermo 1832.

5) Specchio geografico e statistico dell' impero di Marocco del cavaliere conte *Jacopo Gråberg* di Hemsö. Genova 1835.

II. Gothicae versionis epistolarum Divi Pauli ad Romanos, ad Corinthios primae, ad Ephesios quae supersunt ex Ambrosianae bibliothecae palimpsestis edidit Castillionaeus. Mediolani 1834.

III. Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Herausgegeben von J. B. von Bucholtz. Vierter Band. Wien 1835.

IV. 1) Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst. Preisschrift von Kiesewetter.

2) Mémoire etc. (sur le même sujet) par Mr. *F. J. Fétis*.

3) Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung unserer heutigen Musik, von R. G. Kiesewetter. Leipzig 1834.

V. Leben und Studien Friedr. Aug. Wolf's, des Philologen. Von Dr. Wilh. Körte. Essen 1833.

VI. Abhandlungen über Schriftsteller und Gegenstände des classischen Alterthums, von Friedr. Jacobs. Leipzig 1834.

VII. Die Gruppe der Charitinnen. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen; nebst einem Anhang über die Allegorie. Leipzig.

VIII. Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chûte de la branche ainée des Bourbons. Bruxelles 1831—33.

IX. Zur Geschichte des ältesten polnischen Psalters zu St.-Florian bei Linz. Von Stanislaus Grafen Dunin Borkowski. Wien 1835.

Ueber die poetischen Wettkämpfe der Griechen und Römer. Von P. A. Budik.

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitanwürde (Schluß).

Hammer's morgenländische Handschriften (Fortsetzung).

Die Bridgewater-Stiftung

von

8000 Pfund Sterling, **48,000** Thaler,

88,000 Gulden.

Wir erhalten soeben den Prospectus einer deutschen Ausgabe der berühmten Bridgewater-Bücher (Stuttgart bei Paul Neff) und beeilen uns auf diese literarische Erscheinung von seltenem Werth vorläufig aufmerksam zu machen. Bekanntlich hatte der, vor einiger Zeit verstorbene Graf von Bridgewater eine Stiftung von 8000 Pfund Sterling gemacht, um die bedeutendsten englischen Naturforscher zu veranlassen, einen Cyklus von Werken über die Natur, ihre Wunder und ihre Geheimnisse zu schreiben. So entstanden diese Bücher. Es ist Außerordentliches geleistet worden. Besonders interessant ist dabei, daß die Verfasser von der schönen Idee ausgingen, die Natur aus dem religiösen Gesichtspunkt, im besten Sinne des Wortes, zu schildern. Der geistreiche Redacteur des Morgenblatts hat die Herausgabe übernommen — eine Bürgschaft mehr für die Gediegenheit der Sache! Wir können dieses Unternehmen daher mit Vertrauen empfehlen. Das Ganze gibt 8—10 Bände oder 80 Lieferungen von 6 Bogen à 30 Kr., 7½ Gr., und beginnt mit einem Werke des berühmten Anatomen Bell über den Wunderbau der menschlichen Hand. Die erste Lieferung erscheint in diesem Monate. Die eleganten Prospecte sind gratis zu haben. Um Irrungen zu vermeiden, bestelle man Paul Neff's Ausgabe der Bridgewater-Bücher.

Leipzig.

F. Volckmar.

Bei Hinrichs in Leipzig ist eben erschienen und zu beziehen durch alle deutsche Buchhandlungen:

Carové, Dr. F. W., Ueber kirchliches Christenthum, röm.-kathol. Kirche und Reformen in derselben, Protestantismus und Allgemeine Kirche. Gr. 8. (26 Bog.) Geh. 1835. 1 Thlr. 20 Gr.

Der geistvolle Verf. hat in dieser Reihe von 22 Abhandlungen zu erweisen gesucht, daß die Römisch-Katholischen mit sich in Widerspruch gerathen, wenn sie das strenge Beharren bei dem starren Systeme der röm. Kirche aufgeben, anderntheils, daß die Akatholischen ihrem Grundprincipe untreu werden, wenn sie die freie Fortbewegung und Entwickelung aufhalten wollen, um sich an irgend eine eiserne Autorität zu befestigen.

Soeben ist bei J. H. C. Schreiner in Düsseldorf erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hannibal,

Tragödie

von

Grabbe.

Velinpapier. Elegant geheftet. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Aschenbrödel,

dramatisches Märchen

von

Grabbe.

Velinpapier. Elegant geheftet. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Das Theater zu Düsseldorf,

mit Rückblicken auf die übrige deutsche Schaubühne

von

Grabbe.

Elegant geheftet. 12 Gr., oder 54 Kr.

Den 2ten November 1835 fängt in Dresden die Versteigerung einer Sammlung von Doubletten aus der königl. Bibliothek daselbst an. Ausgezeichnet ist sie in der encyklopädischen, naturhistorischen, linguistischen und classischen (vorzüglich an Incunabeln, Aldinischen Ausgaben ꝛc. reichen) Literatur. Kataloge sind bei Herrn Buchhändler Köhler in Leipzig und in der dresdner Bücherauctionsexpedition zu bekommen.

Bücherauctionator Segnitz zu Dresden.

Soeben ist erschienen:

Nacht- und Tageblätter
aus
dem Portefeuille
LOUIS XVIII.

Eine
Reihe pikanter Umblicke am französischen Hofe,
vor und nach der Revolution.

Aus dem Französischen.
2 Bände. 2 Thlr.

Die
Verbrechen der Päpste
seit
dem heiligen Petrus
bis auf
Pius VI.

1 Thlr. 12 Gr.

Pariser Nächte.
Eine Galerie galanter Abenteuer, geheimer Liebes- und anderer Geschichten
der Pariser Großen.
6 Bände, jeder Band 1 Thlr.

Priesterlist über Alles;
oder
Die Republikaner, Macchiavell
und
des Papstes Sohn.

2 Bände. 2 Thlr.

Seufzer
aus
Oestreich und seinen Provinzen.
1 Thlr.

Literarisches Museum.

Abbonnement vom 1sten October.

Vielseitigen Anfragen auf öffentlichem Wege zu begegnen, zeigen wir hiermit an, daß auf die mit großem Beifall aufgenommene belletristisch-artistisch-literarische Zeitschrift:

Phönix,

Frühlingszeitung für Deutschland, nebst einem Literaturblatt, herausgegeben von Dr. E. Duller,

vom 1sten October an Abonnement à 2 Thlr. 15 Sgr., 4 Fl., in allen soliden Buchhandlungen angenommen wird. Bestellungen bittet man gleich zu machen, damit die Exemplare vollständig geliefert werden können. Von dem 1sten bis 3ten Quartal sind noch wenige Exemplare um den ermäßigten Preis à 5 Thlr., 8 Fl., zu haben.

J. D. Sauerländer.

Siebente Lieferung
der
wohlfeilen Taschenausgabe
von
Müller's historischen Werken.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle resp. Pränumeranten und Subscribenten versandt:

Johannes von Müller's
sämmtliche historische Werke.
Taschenausgabe in 40 Bändchen.

Siebente Lieferung, oder 31stes bis 35stes Bändchen.

Inhalt: Biographische Denkwürdigkeiten, 3ter bis 5ter Theil. — Briefe an Karl Victor von Bonstetten, 1ster und 2ter Theil.

Preis für alle 40 Bändchen auf Velinpapier 36 Fl., oder 4 Fl. 30 Kr. per Lieferung.
Auf Druckpapier 24 Fl., oder 3 Fl. per Lieferung.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Neuigkeiten von Riegel und Wießner in Nürnberg.

Holzschuher, H., Kl. Katechismus der vaterländ. Verfassungs- und Bürgerglückskunde für Volksschulen. Mit dem Portr. Sr. Majest. des Königs. 12. Brosch. 8 Gr., oder 30 Kr.

Jahrbücher, Nürnberger. Herausgegeben von Dr. Lochner. II. H. 2te Abth. 4. Brosch. 16 Gr., oder 1 Fl.

Jahresbericht, Fünfter, des histor. Vereins für den Rezatkreis. Mit 1 Kpfr. Gr. 4. Brosch. 12 Gr., oder 48 Kr.

Lamberg, G. v., Criminalverfahren vorzüglich bei Hexenprocessen im ehemal. Bisth. Bamberg 1624—30. Aus actenmäß. Urkunden. Gr. 8. Geh. 30 Kr.

Singel, J., Bemerkungen auf einer Forstreise durch Böhmen und Sachsen, unter besond. Berücksichtigung des Verbandes der Forstwissenschaft mit der Landwirthschaft. 8. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Ueber Wechselarrest, Erörterung der Frage: Kann der Wechselgläubiger, welcher sich in den Concurs einläßt, seine Foderung zugleich nach dem Wechselrecht gültig machen? ꝛc. Gr. 8. Geh. 4 Gr., oder 18 Kr.

Veillodter, V. C., Communionbuch für gebildete Christen. 9te Aufl. Mit 1 Kpfr. 8. Druckp. 9 Gr., oder 36 Kr.; Schreibp. 14 Gr., oder 54 Kr.; Velinp. 1 Thlr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Wendt, Dr. C. E. V., Vollständiges Handbuch des bairischen Civilprocesses. 2 Theile. 2te Aufl. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Gr., oder 6 Fl. 30 Kr.

In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Das Gelübde.
Novelle
von
Heinrich Walch.
Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im August 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Palästina.

Von

Karl von Raumer,

Professor in Erlangen.

Mit einem Plan von Jerusalem zur Zeit der Zerstörung durch Titus und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes.

Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Zur Andeutung des reichen Inhalts mögen die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte genügen: Einleitung. Quellen. Bestimmung einiger Begriffe der biblischen Geographie. Namen Palästinas. Von der Lage, den Grenzen und der Größe Palästinas. Klima. Frühere Fruchtbarkeit, jetzige Unfruchtbarkeit. Naturerzeugnisse Palästinas. Von der Eintheilung Palästinas zu verschiedenen Zeiten. Vier Landschaften Palästinas, ihre Städte und Flecken. Die verwandten Nachbarvölker der Israeliten. Jerusalem. Die Bewohner Palästinas seit den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag. Palästinas Weltstellung.

Niemand wird in diesem Buche irgend etwas vermissen, was er in einer Geographie Palästinas zu suchen berechtigt ist; Niemand bei einem einzelnen Punkt klagen können, daß er zu leicht behandelt sei.

Lehrbuch

der

allgemeinen Geographie.

von

Karl von Raumer.

Zweite vermehrte Auflage.

Mit sechs Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die so rasch erfolgte zweite Auflage dieses trefflichen Buchs verbürgt am besten seinen Werth; sie ist in jeder Beziehung nicht blos eine vermehrte, sondern auch eine verbesserte zu nennen.

Dessen

Beschreibung der Erdoberfläche.

Eine Vorschule der Erdkunde. Zweite unveränderte Auflage. 1832. Gr. 8. 4 Gr.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Dingler's

polytechnisches Journal.

Erstes Juliusheft.

Inhalt: Ueber die sogenannte pneumatische Eisenbahn des Herrn Henry Pinkus. Mit Abbildungen. — Ueber Herrn Barlow's Versuche über die Stärke der Schienen für Eisenbahnen. — Beschreibung eines neuen Ständers für Teleskope von der Erfindung des Hrn. John Cuthbert. Mit Abbild. — Beschreibung der von Hrn. Rich. Greene erfundenen Maschine zum Schleifen und Poliren von Teleskopspiegeln und Linsen zu achromatischen Objektivgläsern. Mit Abbild. — Ueber den verschiedbaren Schiffscompaß des Hrn. W. Pope von Bellevalley, Cornwall. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Bussy über ein von Hrn. Danger erfundenes und Pneumatometer genanntes physikalisches Instrument. — Ueber ein einfaches Instrument zu perspektivischen Zeichnungen. Von W. Shires. Mit Abbild. — Beschreibung eines neuen Sicherheitsschlosses von der Erfindung des Hrn. Huet. Mit Abbild. — Ueber die patentirten Mühlsteine des Hrn. James Preston in Auburn in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit Abbild. — Ueber die Verwandtschaftsordnung der Oxide zu den Säuren und die hieraus sich ergebenden Anwendungen. Von J. Persoz. — Bericht des Hrn. Huzard (Sohn) über eine verbesserte, durch Pferde ziehbare Scharre von der Erfindung des Hrn. Pescheur in Issy bei Paris. Mit Abbild. — Ansichten verschiedener französischer Fabrikanten über den gegenwärtigen Zustand ihres Industriezweiges in Frankreich und über die Folgen der Aufhebung des Prohibitivsystems für ihre Fabriken. — Miscellen. Englische Patente. — Collier's neuer Dampfkessel und Howard's Quecksilbermaschine, sind beide verunglückt. — Nachahmung von Burden's Dampfstoß oder Zwillingsboot in Frankreich — Ein Boot aus Kautschuk. — Ueber eine neue Hängebrücke. — Bergin's Apparat zur Verhinderung der Stöße auf Eisenbahnwagen. — Achromatische Linsen aus Edelsteinen. — Ueber den Bienenstock des Hrn. Dewhurst. — Aufbewahrung der Trauben über den Winter. — Eine alte Methode, Milch lange Zeit über unverändert aufzubewahren. — Ungeheurer, in den Bergwerken von Cornwallis gefundener Silberklumpen. — Fabrikation von eisenfreiem Alaun. — Verbesserungen an Roth's Apparat zum Versieden des Syrups im luftleeren Raume. — Ueber Torfpressen. — Beispiele des Fallens einiger artesischer Brunnen in England. — Englische Speculation auf Kosten der Staatskasse. — Literatur.

Zweites Juliusheft.

Inhalt: Stanley's Verbesserungen an den Feuerrosten für Dampfmaschinen und an den Apparaten zum Speisen derselben mit Brennmaterial, welche Verbesserungen gemeinschaftlich oder einzeln auch zu andern Zwecken angewendet werden können. Mit Abbildungen. — Higgins' Verbesserungen an den Maschinen, womit aus Baumwolle, Flachs, Seide, Wolle und andern Faserstoffen gedrehtes Vorgespinnst und Garn verfertigt werden kann. Mit Abbild. — Gregor's Verbesserungen an den Maschinen zum Fädthen, Vorspinnen, Spinnen, Zwirnen und Dubliren von Baumwolle und andern Faserstoffen. Mit Abbild. — Ramsbottom's Verbesserungen an den Kunststuhlen zum Weben von Baumwolle und andern Faserstoffen. Mit Abbild. — Audley's verbesserter Apparat, Schloßversicherer genannt, welcher entweder an Schlössern oder auch für sich allein angebracht werden kann. Mit Abbild. — Carey's Verbesserungen an den Maschinen und Apparaten zur Hutfabrikation. Mit Abbild. — Flocton's Verbesserungen in der Darstellung von Colophonium. Mit Abbild. — Kellerat's Ver-

besserungen in der Bereitung von Gas zur Gasbeleuchtung. — Ueber den Apparat des Hrn. Cabrol zum Behufe der Anwendung der reducirenden Gase zur Schmelzung der Eisenerze in den Hochöfen. — Anlwin über das wesentliche Oel der Pechtanne und über die Bereitung eines Copaifirnisses mit demselben. — Roß über die Bereitung eines Polirpulvers für Optiker ꝛc. — Edmond's verbessertes Verfahren, um Leder wasserdicht zu machen und ihm dabei einen höhern Grad von Biegsamkeit zu erhalten, als dies bisher der Fall war. — Ueber die von Hrn. Mathieu de Dombasle, de Beaujeu, Champenois und Lepaveland erfundenen Methoden, den Saft aus den Runkelrüben zu gewinnen. — Notiz über einige von Hrn. Ch. Derosne erfundene Verbesserungen in der Eindickung von zuckerhaltigen Säften und andern Flüssigkeiten. — Ueber die Brodbereitung aus Kartoffelstärkmehl und aus Kartoffeln selbst. Von Hrn. Dr. Bouchardat und dem Herzoge de Luynes. — Ansichten verschiedener französischer Fabrikanten über den gegenwärtigen Zustand ihres Industriezweiges in Frankreich und über die Folgen der Aufhebung des Prohibitivsystems für ihre Fabriken. (Forts.) — Miscellen. Ueber einen neuen Dampfwagen des Hrn. Leroy. — Willis' Boot mit Windmühlflügeln. — Eine Verbesserung an den Rädern der Wagen für Eisenbahnen. — Ueber einige nordamerikanische Kanäle. — Ueber das von Burges erfundene Instrument zum Zeichnen, Paneidolen genannt. — Berthier's Bleikiftdalter. — Ueber die chinesischen Lacke von de Villiers. — Einfache Methode seidenene Frauenzimmerschuhe in gewöhnliche schwarzlederne Schuhe zu verwandeln. — Ueber die im Jahr 1834 in London und dessen Vorstädten ausgebrochenen Feuerbrünste. — G. Baxter's farbiger Druck. — Literatur.

Von diesem sehr gemeinnützigen Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Thlr. 8 Gr. oder 16 Fl. Münze. In das Abonnement kann mit jedem Quartal eingetreten, Abbestellungen aber können nur am Schlusse des Jahres angenommen werden.

Bei L. Fr. Fues in Tübingen sind folgende Gesangwerke erschienen und zu haben:

XII deutsche Volkslieder mit Melodien, gesammelt und für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre gesetzt von Fr. Silcher. 1stes Heft. Preis 48 Kr. Rh., oder 12 Gr.

Die hier angezeigte neue Bearbeitung dieser gemüthlichen Melodien, nach welcher dieselben nun von einer weiblichen oder männlichen Stimme allein, und der größere Theil davon auch zweistimmig von weibl. oder männl. Stimmen zu einfacher Clavier- und Guitarrebegleitung gesungen werden können, dürfte allen Freunden und Freundinnen des Gesanges eine erwünschte Gabe sein. Eine weitere Empfehlung dieser Volkslieder hält der Verleger für überflüssig, da solche in einer vierstimmigen Ausgabe längst mit allgemeinem Beifall aufgenommen und in mehren Zeitschriften immer sehr günstig beurtheilt worden sind. — Auf obige Lieder sind bei demselben Verleger ferner erschienen:

Ausländische Volksmelodien mit deutschem, zum Theil aus dem Englischen übertragenen Text, gesammelt und für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre gesetzt von Fr. Silcher. 1stes Heft. Preis 48 Kr. Rh., oder 12 Gr.

Die ausgezeichnet gute Aufnahme, welche den deutschen Volksliedern des Herausgebers fortwährend zu Theil wird, veranlaßte denselben, neben jenen zugleich eine Sammlung von auserlesenen ausländischen, dem größten Theil des deutschen Publicums unbekannten, charakteristischen Volksmelodien (schottisch, irisch, portugiesisch, spanisch, französisch, italienisch, russisch, indisch ꝛc.) mit deutschem Text erscheinen zu lassen. Im vorliegenden ersten Hefte, das unter Anderm mehre höchst liebliche und ausdrucksvolle Duettinos enthält, ist auch dafür gesorgt worden, daß diese nicht nur von zwei weiblichen oder zwei männlichen Stimmen, sondern auch von einer Sopran- und Tenorstimme gesungen werden können. In beiden Sammlungen dürfte keine Nummer zu finden sein, welche nicht (was bei dem heutzutage erscheinenden Liederheften nur allzu häufig vermißt wird) in jeder Beziehung brauchbar und ansprechend wäre. Auch wird die äußere Ausstattung als vorzüglich und der Preis als verhältnißmäßig sehr niedrig erscheinen.

In Commission der F. Beck'schen Universitätsbuchhandlung in Wien ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Oestreichische National-Encyklopädie,

oder

alphabetische Darlegung

der

wissenswürdigsten Eigenthümlichkeiten

des

östreichischen Kaiserthumes,

in Rücksicht

auf Natur, Leben und Institutionen, Industrie und Commerz, öffentliche und Privatanstalten, Bildung und Wissenschaft, Literatur und Kunst, Geographie und Statistik, Geschichte, Genealogie und Biographie, sowie auf alle Hauptgegenstände seiner Civilisationsverhältnisse. (Vorzüglich der neuern und neuesten Zeit.) Im Geiste der Unbefangenheit bearbeitet.

1ster und 2ter Band à 4 Hefte. Enthaltend A bis H. Gr. 8. Wien 1835.

Den 3ten eines jeden Monats erscheint pünktlich ein Heft. Das Ganze wird aus 6 Bänden oder 24 Heften bestehen, und längstens im December 1836 geschlossen sein. Pr. Pr. eines Bandes 2 Thlr. 2 Gr.

Das 1ste und 2te Heft liegt in jeder Buchhandlung zur Ansicht bereit, wodurch sich Jedermann vom Inhalte dieses Werkes unterrichten kann; und alle weitere Anempfehlung überflüssig ist.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von A. D. Geisler in Bremen ist erschienen:

Formenlehre der griechischen Sprache, vorzüglich des attischen Prosa-Dialekts, für die untern Classen gelehrter Schulen. (Auch unter dem Titel: Griechische Schulgrammatik. Erster Theil.) Von Dr. Joh. Wilh. Schäfer, ordentl. Lehrer der Hauptschule zu Bremen. 1835. Gr. 8. 20 Gr.

Wenngleich wir einige, in einzelnen Partien selbst vortreffliche, Grammatiken der griechischen Sprache besitzen, so ist doch bei einer für den Elementarunterricht bestimmten Schulgrammatik, außer der Richtigkeit des Vorgetragenen, die Methode eine Hauptrücksicht. Eine Schulgrammatik muß durch zweckmäßige Vertheilung des Stoffes, Klarheit, Faßlichkeit, Uebersichtlichkeit, genügende Vollständigkeit den Lernenden zugleich befriedigen und anreizen; ihre Regeln dürfen nicht in ein entwickelndes Raisonnement zerfließen, sondern müssen in präciser Bündigkeit auf eine dem Gedächtnisse sich anschmiegende Weise vorgetragen und durch hinreichende Beispiele verdeutlicht sein. Diese Aufgabe hat vorliegende Grammatik auf eine höchst befriedigende Weise zu lösen gestrebt. Die Klippen des Zuviel und Zuwenig hat der Herr Verf. mit großer, durch längere Erfahrung erworbener Geschicklichkeit vermieden. Es ist nicht eine hundertste Grammatik, die aus neunundneunzig andern complilirt ward, sondern, obgleich natürlich die trefflichen Leistungen eines Hermann,

Buttmann, Matthiä, Rost, Kühner und Anderer sorgfältig benutzt hat, so wird doch der Kenner eine erfreuliche Umsicht, Einsicht, Selbständigkeit und Consequenz wahrnehmen, welche sie zum Gebrauche in Schulen ganz besonders eignet. Und dazu empfehlen wir sie denn aus voller Ueberzeugung, und sehen mit freudiger Erwartung der Erscheinung des 2ten Theils entgegen, der die Syntax umfassen, und mit gleicher Zweckmäßigkeit behandelt ein wesentliches Bedürfniß der Gelehrtenschulen befriedigen wird.

Fr. A. Menke, Dr.

In der Liter.-artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Julius 1835.

Größere Aufsätze.

Gegenwärtige Lage von Tripoli. Nr. 182—187. — Französische Literatur: Histoire et description des principales villes de l'Europe sous la direction de Mr. Nisard. Nr. 183. — Luther auf dem Reichstage zu Worms von Mignet; Luther und die Reformation von Michelet, Professor an der Sorbonne. Nr. 193. — Der Staat Veracruz. (Nach officiellen Quellen.) Allgemeine Uebersicht. Nr. 182. Flüsse. Nr. 183. Seen. Nr. 184. Politische Eintheilung. Nr. 185. Verhältniß der Einwohner nach Kaste und Ursprung. Nr. 187. Nach Stadt und Land. Nr. 188. Klimatische Verhältnisse. Nr. 190. 191. Ackerbau. Nr. 192. 193. Jagd und Fischerei. Nr. 193. Gewerbe und Handel. Nr. 194. — Schreiben aus Cantazaro über den Unterricht in Calabrien. Nr. 184. — Auszüge aus der dem Arzte Maynard ertheilten Instruction für seine Reise nach Grönland. Nr. 185. — Bilder aus Paris: 6. Edition pittoresque des classiques français et étrangers. Nr. 186. — Italien von Mery: Ein Sonntag zu Florenz; die Villa Catalani. Nr. 186. — Die Militaircolonien in Rußland. (Nach Tagski.) Nr. 187. 188. — Die Insel Formosa. Nr. 188—90. — Erzählung von den Jongleurs in Indien. Nr. 188. 189. — Handelsstatistik: Pennsilvanien. Nr. 189. Trapezunt; Tunis. Nr. 191. — Eine Expedition auf dem Zambeze. 1. Fahrt nach Senna. Nr. 190—193. 2. Aufenthalt zu Senna. Ausgang der Expedition. Nr. 194—196. — Neueste Ausgrabungen in Griechenland. Nr. 192. — Phönizische Alterthümer auf Malta. Nr. 195. — Der Sonntag im Sommer zu Paris. Nr. 196. 197. — Die arbeitenden Classen in England. 1. Arbeit. Maschinenwesen und Dampf. Nr. 197—199. 2. Handweber, Fabriken. Nr. 200. — Eine Hinrichtung in Madrid. Nr. 197—199. — Abenteuer eines englischen Offiziers in der brasilianischen Marine. 6. Aufklärungen, glückliche Flucht; Schluß. Nr. 199—202. — Klimawechsel in Britisch-Guiana. Nr. 201. — Die Schattenseite der Vereinigten Staaten. 1. Nichtachtung der öffentlichen Beamten. Nr. 202—204. 2. Religionsverhältnisse. Nr. 205. 206. 3. Sklaven. Nr. 209. 210. — Beschwerden der ostindischen Armee. 4. Schmuziger Geiz der ostindischen Regierung. Nr. 203. — Vulkanischer Ausbruch in Centralamerika. Nr. 203. 204. — Die ionischen Inseln unter England. Nr. 204. 205. — Der Sommer in Paris. Nr. 206—209. Erinnerungen aus dem schwedischen Kriegsdienst. 2 Reise nach Stockholm. Nr. 206—210. — Ueber die zu Kanton errichtete Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in China. Nr. 207. — Neuester Versuch zu einer nordwestlichen Durchfahrt. Nr. 208. — Jamala-Carreguy. Nr. 211. — Tiflis. Nr. 210—212. — Schreiben aus Amerika: Cincinnati. 1. Nr. 211. Cincinnati. 2. Nr. 212.

Chronik der Reisen.

Reise von Kalkutta über Land nach Bombay. 1. Reise von Kalkutta nach Agra. Nr. 195—197. 2. Reise von Agra nach Bombay. Nr. 199—203. — Meerenhout's Fahrten in Oceanien. Nr. 202. 205.

Kleinere Nachrichten.

Die Insel Nevis. Nr. 182. — Ueber den Krieg gegen die Schekawatties. ibid. — Schiffbrüche englischer Fahrzeuge. Nr. 184. — Versicherung der Menagerie des Museums in Paris durch Dussumier. ibid. — Zolleinnahme in Neusüdwales. ibid. — Nachrichten von Shakspeare's Denkmal. Nr. 185. — Ueber die Einrichtung von Eishäusern. Nr. 187. — Temperatur der Mineralquellen. Nr. 189. — Verwendung der Aloe zu Seilerarbeiten. ibid. — Errichtung einer Mäßigkeitsgesellschaft zu Amiens. ibid. — Ungewöhnliche Geburt zu Boulogne. Nr. 190. — Ansichten der Karaiben vom Erdbeben. ibid. — Neuer Münzenfund zu Sandrupt. ibid. — Ueber die Fortschritte des Fanatismus in England. ibid. — Missionsnachrichten aus China. Nr. 191. — Statistische Notizen über die nomadischen Kirgisen. ibid. — Proben mit einer neuen Weizengattung in Frankreich. ibid. — Zahl der im Jahr 1834 in London verbrannten Kinder. ibid. — Wohlfeile Reise auf Dampfbooten. ibid. — Fang eines Zitteraals bei Dünkirchen. ibid. — Schaden durch Ueberschwemmung in Frankreich. ibid. — Die canadischen Holzhauer. Nr. 193. — Walfischöl als Düngungsmittel. ibid. — Maizverbrauch in England. Nr. 194. — Anzahl der gefangen gesetzten Schuldner. ibid. — Zu Rom aufgefundene Malerei von Perugino. ibid. — Alter Sarkophag aus Kreta nach England gebracht. ibid. — Menge des in Frankreich in die Sparkassen gelegten Geldes. Nr. 195. — Die schwimmenden Inseln bei St. Omer. Nr. 196. — Nachrichten aus Afghanistan. Nr. 198. — Günstiger Zustand von Kaschmir. Nr. 199. — Bevorstehende Aufhebung des Persischen als Gerichtssprache in Indien. ibid. — Lage der dänischen Besitzungen in Indien. ibid. — Zustand des Unterrichts in England. Nr. 200. — Grammatik einer australischen Sprache. ibid. — Feindliche Stellung der Eingeborenen in Australien. ibid. — Bevölkerung von Vandiemensland. Nr. 201. — Verbreitung der Cholera in England. ibid. — Villerol's Proben mit einem Fahrzeug unter dem Wasser. Nr. 202. — Aufsuchung der Lilloise. ibid. — Die Gifttrinker unter den Hottentotten. Nr. 206. — Zahl der Pferde in Frankreich und auf den Gestüten der Regierung. ibid. — Max Hofer in der Opera comique zu Paris. Nr 208. — Die Schiffahrt auf dem Indus. Nr. 209. — Salt's ägyptische Sammlung. Nr. 211. — Nachgrabungen nach Alterthümern in der Krim. ibid. — Das chinesische Collegium zu Neapel. Nr. 212. — Literarische Notizen aus Rußland. ibid.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erfahrungen aus dem Gebiete der

Thier-Heilkunde,

oder Anweisung zum Gebrauch echt spezifischer, durch mehrjährige Prüfung bewährter

homöopathischer Heilmittel

gegen die am häufigsten vorkommenden Krankheiten der Haus- und Nutzthiere. Von einem prakt. Landwirthe.

88 Seiten in 8. Preis 9 Gr.

Diese kleine Schrift enthält in kündigster Kürze die praktischen Verordnungen zum Gebrauch von fünfzig der bewährtesten Mittel gegen die am häufigsten vorkommenden Krankheiten der Nutz- und Hausthiere und empfiehlt sich besonders Landwirthen zur leichten und schnellen Heilung ihrer erkrankten Thiere.

Bei C. F. Zimmer in Hirschberg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen (Leipzig bei Karl Andrae) zu haben:

Versuch einer Charakteristik Kimon's, nach den Quellen dargestellt von Th. Lucas. Gr. 8. Brosch. Preis 10 Gr. (12½ Sgr.)

Im Verlag der Unterzeichneten ist vor Kurzem die letzte Abtheilung von nachstehendem Werk erschienen und dasselbe ist nun vollständig durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Biblische

Real- und Verbal-Concordanz

oder

alphabetisch geordnetes biblisches Handbuch,

worin alle in der Bibel vorkommende Begriffe, Worte und Redensarten erläutert, die lutherische Uebersetzung berichtigt, das Verständniß der Bibel durch historische, geographische, physische, archäologische und chronologische Bemerkungen befördert, und alle Bibelstellen homiletisch anwendbaren Inhalts wörtlich citirt werden; zunächst für Religionslehrer, sodann für jeden gebildeten Bibelfreund bearbeitet

von

J. G. Hauff,

Dr. der Philosophie und Pfarrer zu Warth im Königreich Würtemberg.

Zwei Bände in vier Abtheilungen. Gr. 8. Herabgesetzter Preis 4 Thlr. 16 Gr., um dieses nützliche Werk auch Minderbegüterten zugänglich zu machen.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Bei Fr. Weber in Ronneburg erscheint im Laufe d. J. die dritte Auflage von der vollständigen

Geschichte

Gustav Adolf's des Großen

König von Schweden

von

Fr. Ludw. von Rango.

Mit dem wohlgetroffenen Bildniß Gustav Adolf's, in 4 Lieferungen, jede zu 9 Bogen in gr. 8. à 8 Gr. Die erste Lieferung dieses wichtigen Werkes des rühmlichst bekannten Verfassers erscheint binnen 14 Tagen, die übrigen Lieferungen folgen schnell aufeinander, sodaß das ganze Werk mit Ende d. J. beendigt sein wird, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Anzeige

für Deutschlands Staatsmänner, Fabrikherren, Kaufleute und für jeden gebildeten Vaterlandsfreund.

Bei Otto Wigand in Leipzig ist soeben erschienen:

Das Fabrikwesen

in wissenschaftlicher, moralischer und commercieller Hinsicht, bearbeitet vom Dr. A. Ure.

Aus dem Englischen

vom

Dr. A. Diezmann.

Mit vielen Abbildungen. 8. Broschirt. 2 Thlr.

Daß dieses Werk eine wichtige Erscheinung ist, ersieht man aus dem Titel; daß der Verfasser, Herr Dr. Ure, der einzige Mann ist, der mit Erfolg diesen Gegenstand bearbeiten konnte, haben einstimmig alle öffentlichen Blätter ausgesprochen. Man erstaunt beim Lesen dieses Buches und eine neue Welt geht vor unsern Augen auf! Ich müßte das Buch selbst abdrucken, wollte ich zur Empfehlung desselben etwas sagen: denn angefangen, so fesselt uns mit klopfenden Herzen jede Seite bis ans Ende. Eine allgemeine Verbreitung eines so belehrenden, nützlichen Buches, kann nur von den wohlthätigsten und glücklichsten Folgen sein.

Zur nähern Uebersicht gebe ich hier noch den Inhalt.

I. Buch.

Allgemeine Uebersicht der Fabrik- und Manufacturindustrie. — Ordnung und Zusammenhang der Manufacturen. Topographie und Statistik des Fabrikwesens Großbritanniens.

II. Buch.

Untersuchung der webbaren Fasern, Baumwolle, Wolle, Flachs und Seide. — Einrichtung einer Baumwollenfabrik. — Kammwollenmanufactur. — Allgemeine Bemerkungen über die Wolle. Die Einrichtung und die Operationen einer Wollenfabrik. — Einrichtung und Operationen einer Flachsfabrik. — Einrichtung und Operation einer Seidenfabrik.

III. Buch.

Zustand unserer Fabrikarbeiter in Hinsicht auf persönliches Wohlbefinden, verglichen mit dem der andern arbeitenden Classen, oder über die Quantität und Qualität ihrer Arbeit in Bezug auf die Mittel des Genusses, welche sie gewährt. — Geschichte der Streitigkeiten, der Vorurtheile und der Gesetzgebung über diesen Gegenstand. — Gesundheit der Fabrikarbeiter. — Zustand der Kenntnisse und der Religion in den Fabriken.

IV. Buch.

Das Fabrikwesen in commercieller Hinsicht.

Durch alle Buchhandlungen ist jetzt vollständig zu beziehen:

Schedel's vollst., allgem. Waaren-Lexikon

für Kaufleute, Commissionnaire, Fabrikanten, Makler u. Geschäftsleute, sowie für Alle, welche sich in der Waarenkunde unterrichten wollen. Fünfte ganz umgearb. Aufl., in Verbindung mit Mehren herausg. von Prof. O. Linné Erdmann. 2 Bde. 94 Bog. in gr. 8. 1835. In gepreßte Leinw. cartonn. 5 Thlr. 8 Gr.

Ein großer Theil des rühmlichst bekannten Werks war der Zeit nicht mehr angemessen u. mußte durch ganz neu bearbeit. Artikel (vorzüglich im Manufactur- und chem. Productenhandel u. Droguerienwaaren) ersetzt werden. Alle der neuern Zeit angehörige Artikel wurden möglichst vollständig nachgetragen. Das Werk wird sich demnach durch sich selbst am besten empfehlen.

Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

In meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Drei

Trauerspiele.

Von

S. Wiese.

I. Die Wilden und die Ansiedler.
II. Die Märtyrer.
III. Clothar und Sulamith.

8. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1835.

F. A. Brockhaus.

Allerneuester Ausgang.
Dritte Auflage.

CAROLI LINNAEI
SYSTEMA NATURAE
SIVE
REGNA TRIA NATURAE
SYSTEMATICE PROPOSITA

PER CLASSES, ORDINES, GENERA ET SPECIES.

Cum Characteribus, Differentiis, Synonymis, Locis.

Tomus I.

CAROLI LINNAEI
EQUITIS AUREATI
MEDICINAE ET BOTANICES PROFESSORIS
UPSALIENSIS
ACADEMIAE IMPERIALIS NATURAE CURIOSORUM
ET REGIARUM SCIENTIARUM ACADEMIARUM
HOLMIENSIS, PETROPOLITANAE, BEROLINENSIS
SOCIETATUM REGIARUM
LONDINENSIS, PARISINAE, UPSALIENSIS
ET
INSTITUTI BONONIENSIS SODALIS.

HOLMIAE,
IMPENSIS DIRECTORUM LAURENTII SALVII.
MDCCLXVIII.

Verlag der Expedition des Reichs-Anzeigers.
Berlin, Wilhelmstraße Nr. 32.

Reichs-Anzeiger

Erscheint Montags, Donnerstags und Sonnabends.
Abonnementspreis vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.
Alle Postanstalten nehmen Bestellungen an.
Einzelne Nummern kosten 10 Pf.
Insertionspreis für den Raum einer Druckzeile 30 Pf.

Inhalt.

Deutsches Reich. Preußen. Bayern. Württemberg. Baden. Hessen. Mecklenburg-Schwerin. Sachsen-Weimar. Mecklenburg-Strelitz. Oldenburg. Braunschweig. Sachsen-Meiningen. Sachsen-Altenburg. Sachsen-Coburg-Gotha. Anhalt. Schwarzburg-Sondershausen. Schwarzburg-Rudolstadt. Waldeck. Reuß ältere Linie. Reuß jüngere Linie. Schaumburg-Lippe. Lippe. Lübeck. Bremen. Hamburg. Elsaß-Lothringen.

Deutsches Reich.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887.

Nachdem das Gesetz, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 273) verkündet worden ist, wird dasselbe hierdurch zur Ausführung gebracht.

Berlin, den 24. Juni 1887.

Der Reichskanzler.
Fürst von Bismarck.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887.

Nachdem das Gesetz, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 273) verkündet worden ist, wird dasselbe hierdurch zur Ausführung gebracht.

Berlin, den 24. Juni 1887.

Der Reichskanzler.
Fürst von Bismarck.

wohner. Sommerfrische. Erdpyramiden bei Lengmoos. Truchten. Eppan. Siegmundskron. Gries. Moritzing. Gewitterläuten. Burg Greifenstein. Jennesien. Sarnthal. — III. Capitel. Gröden. Einleitung. Aussicht auf der Höhe des Mittelgebirgs. Völs. Der Schlern. Bad Ratzes. Burgruine Hauenstein. Oswald von Wolkenstein. Seiseralpe. Sennhütten. St. Ulrich in Gröden. Sanct Benedetto. Die Schnitzarbeiter. Gebräuche des Thals. Der zurückkehrende Grödener. Handelshäuser. Meine Reisegefährtin nach Innsbruck. Das Ladinische. Kastelruth. Die h. Kümmerniss. Das Terkele. — IV. Capitel. Von Botzen nach Trient. Minnelieder. Die botzener Messen. Benehmen reisender Engländer. Der singende Vetturin. Tramin und Kaldern. Die Heilige von Kaldern. Salurn. Noch einmal reisende Engländer. Die Einwohner des untern Etschthals. Die Geistlichen. Die Dörfer. Seidenzucht. Val di Fiemme. Val di Fassa. Trient und Herr Mercoy. — V. Capitel. Trient. Unterhandlungen mit dem Vetturin. Lob des Passwesens. Letzte Wegzehrung eines Kranken. Leichenausstellung. Hausknechte. Bewirthung in der Rose. Vogelfang. Geschichtliches. La Fiera di San-Vigilio. — VI. Capitel. Sanct-Vigilius in Trient. Ansehen der Stadt. Vorabend des Festes. Dom. Sta.-Maria Maggiore. Das Concilium. S. Simonin. Die Orgel in Sta.-Maria. Trienter Sagen. Der Palast des Teufels. Signor Felice Mazzurana. Der Podestà Graf Giovanelli. Eine Oper von Pacini. Italienischer und deutscher Theatergeschmack. Ambulante Virtuosen. Der Quacksalber. Die Predigt im Dome. Die Procession. Der Fürstbischof. Die schönen Mädchen aus Roveredo. Vergnügungen im Freien. — VII. Capitel. Roveredo. Ansicht von Italien. Der Corso. Il Cavalletto. Die Küche. Deutsche Hausfrauen. Das Oel in der Küche. Die Roveredanerinnen und die deutschen Beamten. Der Phantast. Der Seidenhandel. Als. Filanda Bettini und Filatorio Tacchi. — VIII. Capitel. Valle Lagarina. Lavini di Marco. La Chiusa di Volargne. Das abenteuerliche Wirthshaus. Die zwei Worte. — IX. Capitel. Lago di Garda. Vorwitz. Loppio-See. Nago. Torbole. Riva. Sta.-Trasselina. Gewitter auf dem See. Nachtinsekten. Italienische Betten. Morgen am See. Das Dampfschiff. Ein Spaziergang durch Riva. Arco. Nuestra Senora de la Guadeloupe. Der Ponal. Orkan. — X. Capitel. Val Sugana. Bassano. Eintritt ins Thal. Nachtherberge. Primolano. Sette Communi. Bilderhändler von Tesino. Borgo. Levico. — Pergine.

Westliche Thäler und Vorarlberg.

I. Capitel. Val di Non und Val di Sol. Charakter des Thals und der Einwohner. Mord und Strassenraub. Sagen und Aberglauben. Deutsch-, Wälsch- und Kronmetz. Die Braut von Don Nave. Die Rocchetta. Anblick des Val di Non. Denno. Nachtrag zur Braut von La Nave. Herr von Einsiedeln. Der Monte Tobal und das Val Trasenga. Tueno. Cles. Aquila Imperiale. Val di Sol. Castelfondo. Ritt über den Campen. Das Etschthal. — II. Capitel. Das Mutterländchen und die Stadt. Das Landl. Ansicht des Thals. Meran. Klima. Lana. Die Töll. Das Badl. Partschins. Schloss und Dorf Tirol. Sanct Zenoberg. Margaretha-Maultasche. Alte Portale. Löwenberg. Schenna. Menschenrassen. Obermais. Labers am Naiferbruch. Rubein. Rametz. Der Freiberg. Fragsburg. Heutiges Leben auf einer alten Burg. — III. Capitel. Fortsetzung des Vorigen. Frohnleichnams-Procession und andere Feierlichkeiten. Der Heilige in der Kraxen. Anton Immerhofer. Heil. Joseph. Kleinhanns. Maler. Gelehrte. Landbau. Lebensweise im Etschlande. Weinbau. Sprucheigenheiten. Mittheilungen über eine Gletscherreise. Der versunkene Messner. Abschied von Meran. — IV. Capitel. Am Sand in Passeyer. Charakter des Thals. Der König auf der G'feis und der Kaiser in Verdins. Die Passeyerer. St.-Martin. Andrä Hofer. Seine Anrede an die Innsbrucker. Das Wirthshaus am Sand. Frau von Hofer. Unsere Bewirthung. — V. Capitel. Episoden von 1809. 1) Hofer's Adjutant. 2) Hofer's Schreiber. 3) Abschiedsbrief Hofer's an Herrn von Pühler in Neumarkt, vier Stunden vor seiner Hinrichtung geschrieben. Ein Tagesbefehl Hofer's. — VI. Capitel. Die Strasse über das Wormser Joch. Das untere Vintschgau. Stilfs. Trafoi. Gletscher. Der Orteles. Das Joch. Die Galerien. Schneeregion. Italienische Seite. Spondalunga. Die Adda. Die Quellen von Bormio. Das Valtelin. Die Stadt. Unglücksfälle. — VII. Capitel. Das obere Vintschgau. Scenerie. Alterthum. Etymologisches. Glurns. Der Mäuseprocess. Mals. Die malser Nationalgarde. Planailer- und Matscherthal. Ursprung der Etsch. Nauders. Finstermünz. Martinsbruck im Enggadin. VIII. Capitel. Das Ober-Innthal. Landeck. Imst. Stams. Die Verschütteten. Die Rosana. Der Arlberg. Die Stiftung des Findlings. 's Heimgarteln. Schnodahupferln und Jägerlied. Der Bodensee.

Anhang.

Touren in Tirol, oder Wegweiser für die verschiedenen Reisen und Ausflüge durch und in Tirol, mit Angabe der Posten und Postdistancen, sowie aller Merk- und Sehenswürdigkeiten, auch der besten Gasthöfe. I. a) Von München nach Verona. b) Andere Strasse von München nach Innsbruck. II. Von Bregenz nach Verona. III. Von Salzburg nach Bregenz. IV. Von Augsburg nach Innsbruck. V. Von Innsbruck nach Mailand (über das Wormser Joch, über den Lago di Garda). VI. Von Innsbruck nach Venedig durch das Val Sugana. VII. Strasse durch das Pusterthal nach Venedig. VIII. Ausflüge von Innsbruck: 1) Nach dem Zillerthal und von dort a) über die Gerlos ins Pinzgau, b) ins Duchserthal, c) über die Ferner der Zemthals ins Pusterthal. 2) Ins Achenthal. 3) Nach dem Patscher-Kofel. 4) Nach dem hohen Serles oder Lemlsberg. 5) Nach dem Lellrain. 6) In das Oetzthal. IX. Ausflüge von Botzen: 1) nach Gröden, 2) nach Sarnthal, 3) nach Ober-Botzen und Ritten, 4) nach Eppan und Kalten. X. Ausflüge von Meran: 1) ins Passeyerthal, 2) ins Val di Non und Val di Sol (Val di Rabbi und Pejo), 3) nach Bormio, 4) nach Ulten. XI. Ausflüge von Trient: 1) nach Judicarien (Val di Ledro und Lago di Garda), 2) nach Fleims und Fassa, 3) nach Val Sugana. XII. Ausflüge von Roveredo: 1) nach dem Lago di Garda, 2) nach Slavini di Marco. XIII. Durch das Pusterthal nach dem Glockner. XIV. Von Brunecken nach dem Enneberg.

München, im Juli 1835.

Literarisch-artistische Anstalt
der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der Staatswirthschaftslehre.

Von

Prof. Friedrich Bülau.

Gr. 8. Preis 2 Thlr. — 3 Fl. Conv.-M. — 3 Fl. 36 Kr. Rhein.

Unser gefeierter Pölitz sagt in seinen Jahrbüchern für 1835, 9tes Heft, über das vorliegende Werk unter Anderm:

„Der Stoff ist durchgehends so reich und gleichmäßig behandelt, daß die Leser ein vollständiges Bild von dem dargestellten Gegenstande gewinnen; die staatswirthschaftlichen oder politischen Grundsätze, denen der Verfasser folgt, sind die Resultate der neuesten, zum Theile dem Verfasser eigenthümlichen Forschungen; und im Ganzen sehr haltbar und praktisch, eben weil sie den Charakter der Ruhe, Besonnenheit und Mäßigung tragen ꝛc."

Dem Systeme des Verf. gemäß wird auch die Lehre von der Sorge für die geistige und sittliche Kraft des Volkes in diesem Handbuche ausführlich erörtert, worauf ich das betheiligte Publicum aufmerksam mache.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Bibliotheca
Regia Monacensis.

Bibliotheca
Regia Monacensis.

Siebenbürgisches Wochenblatt.
Jahrg. IV. 1846.

Verbot und Widerrufsankündigungen

Nr. 1. Hermannstadt, Montag den 5. Januar.

Die Redaction dieses Blattes ist nicht verantwortlich für die Ansichten, welche die Verfasser der Aufsätze, Mittheilungen und Anzeigen aussprechen.

Inhalt.

I. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — II. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — III. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — IV. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — V. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — VI. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — VII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — VIII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — IX. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — X. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XI. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XIII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XIV. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XV. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XVI. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XVII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XVIII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XIX. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XX. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XXI. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XXII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XXIII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XXIV. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XXV. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XXVI. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XXVII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XXVIII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XXIX. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XXX. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XXXI. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XXXII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XXXIII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XXXIV. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XXXV. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XXXVI. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XXXVII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XXXVIII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XXXIX. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XL. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XLI. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XLII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XLIII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XLIV. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XLV. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XLVI. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XLVII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XLVIII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XLIX. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — L. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LI. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LIII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LIV. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LV. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LVI. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LVII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LVIII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LIX. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LX. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXI. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXIII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXIV. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXV. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXVI. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXVII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXVIII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXIX. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXX. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXXI. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXXII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXXIII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXXIV. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXXV. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXXVI. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXXVII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXXVIII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXXIX. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXXX. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXXXI. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXXXII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXXXIII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXXXIV. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXXXV. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXXXVI. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXXXVII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXXXVIII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — LXXXIX. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XC. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XCI. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XCII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XCIII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XCIV. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XCV. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XCVI. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XCVII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XCVIII. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — XCIX. Ueber die Bedeutung der Geschichte. — C. Ueber die Bedeutung der Geschichte.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien:

Handbuch der Hygiene und der Gewerbekrankheiten.

Herausgegeben von

Max von Pettenkofer und Carl Gerhardt.

Zweiter Band. Zweite Abtheilung.

Bearbeitet von

Max von Pettenkofer, Carl Gerhardt, Hermann Eichhorst, Ludwig Lange, Ludwig Meyer, Ernst Leyden, Hermann Senator, Ernst Schweninger, Ernst Brand, Ludwig Mitscherlich, Hermann Weber, Hermann Lebert, Wilhelm Ebstein, Julius Pagel, Ludwig Lewin, Adolf Baginsky, Hermann Cohn, Hermann Schmid, Ludwig Hirt, Ernst Hofmann, Ludwig Teleky, Ludwig Rabl-Rückhard, Ernst Ludwig, Ludwig Wilhelm Gilbert, Ludwig Stieda, Wilhelm Stieda, Ludwig Meyer, Ernst Leyden, Hermann Senator, Ernst Schweninger, Ernst Brand, Ludwig Mitscherlich, Hermann Weber, Hermann Lebert, Wilhelm Ebstein, Julius Pagel, Ludwig Lewin, Adolf Baginsky, Hermann Cohn, Hermann Schmid, Ludwig Hirt, Ernst Hofmann, Ludwig Teleky, Ludwig Rabl-Rückhard, Ernst Ludwig, Ludwig Wilhelm Gilbert, Ludwig Stieda, Wilhelm Stieda.

Mit 1 Tafel und 1 Holzschnitt.

Preis: 12 Mark.

Inhalt:

Die Ernährung des Menschen. Von Max von Pettenkofer. — Die Ernährung des Menschen. Von Carl Gerhardt. — Die Ernährung des Menschen. Von Hermann Eichhorst. — Die Ernährung des Menschen. Von Ludwig Lange. — Die Ernährung des Menschen. Von Ludwig Meyer. — Die Ernährung des Menschen. Von Ernst Leyden. — Die Ernährung des Menschen. Von Hermann Senator. — Die Ernährung des Menschen. Von Ernst Schweninger. — Die Ernährung des Menschen. Von Ernst Brand. — Die Ernährung des Menschen. Von Ludwig Mitscherlich. — Die Ernährung des Menschen. Von Hermann Weber. — Die Ernährung des Menschen. Von Hermann Lebert. — Die Ernährung des Menschen. Von Wilhelm Ebstein. — Die Ernährung des Menschen. Von Julius Pagel. — Die Ernährung des Menschen. Von Ludwig Lewin. — Die Ernährung des Menschen. Von Adolf Baginsky. — Die Ernährung des Menschen. Von Hermann Cohn. — Die Ernährung des Menschen. Von Hermann Schmid. — Die Ernährung des Menschen. Von Ludwig Hirt. — Die Ernährung des Menschen. Von Ernst Hofmann. — Die Ernährung des Menschen. Von Ludwig Teleky. — Die Ernährung des Menschen. Von Ludwig Rabl-Rückhard. — Die Ernährung des Menschen. Von Ernst Ludwig. — Die Ernährung des Menschen. Von Ludwig Wilhelm Gilbert. — Die Ernährung des Menschen. Von Ludwig Stieda. — Die Ernährung des Menschen. Von Wilhelm Stieda.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien:

Handbuch der Hygiene und der Gewerbekrankheiten.

Herausgegeben von

Max von Pettenkofer und Carl Gerhardt.

Zweiter Band. Zweite Abtheilung.

Bearbeitet von

Max von Pettenkofer, Carl Gerhardt, Hermann Eichhorst, Ludwig Lange, Ludwig Meyer, Ernst Leyden, Hermann Senator, Ernst Schweninger, Ernst Brand, Ludwig Mitscherlich, Hermann Weber, Hermann Lebert, Wilhelm Ebstein, Julius Pagel, Ludwig Lewin, Adolf Baginsky, Hermann Cohn, Hermann Schmid, Ludwig Hirt, Ernst Hofmann, Ludwig Teleky, Ludwig Rabl-Rückhard, Ernst Ludwig, Ludwig Wilhelm Gilbert, Ludwig Stieda, Wilhelm Stieda, Ludwig Meyer, Ernst Leyden, Hermann Senator, Ernst Schweninger, Ernst Brand, Ludwig Mitscherlich, Hermann Weber, Hermann Lebert, Wilhelm Ebstein, Julius Pagel, Ludwig Lewin, Adolf Baginsky, Hermann Cohn, Hermann Schmid, Ludwig Hirt, Ernst Hofmann, Ludwig Teleky, Ludwig Rabl-Rückhard, Ernst Ludwig, Ludwig Wilhelm Gilbert, Ludwig Stieda, Wilhelm Stieda.

Mit 1 Tafel und 1 Holzschnitt.

Preis: 12 Mark.

Inhalt:

Die Ernährung des Menschen. Von Max von Pettenkofer. — Die Ernährung des Menschen. Von Carl Gerhardt. — Die Ernährung des Menschen. Von Hermann Eichhorst. — Die Ernährung des Menschen. Von Ludwig Lange. — Die Ernährung des Menschen. Von Ludwig Meyer. — Die Ernährung des Menschen. Von Ernst Leyden. — Die Ernährung des Menschen. Von Hermann Senator. — Die Ernährung des Menschen. Von Ernst Schweninger. — Die Ernährung des Menschen. Von Ernst Brand. — Die Ernährung des Menschen. Von Ludwig Mitscherlich. — Die Ernährung des Menschen. Von Hermann Weber. — Die Ernährung des Menschen. Von Hermann Lebert. — Die Ernährung des Menschen. Von Wilhelm Ebstein. — Die Ernährung des Menschen. Von Julius Pagel. — Die Ernährung des Menschen. Von Ludwig Lewin. — Die Ernährung des Menschen. Von Adolf Baginsky. — Die Ernährung des Menschen. Von Hermann Cohn. — Die Ernährung des Menschen. Von Hermann Schmid. — Die Ernährung des Menschen. Von Ludwig Hirt. — Die Ernährung des Menschen. Von Ernst Hofmann. — Die Ernährung des Menschen. Von Ludwig Teleky. — Die Ernährung des Menschen. Von Ludwig Rabl-Rückhard. — Die Ernährung des Menschen. Von Ernst Ludwig. — Die Ernährung des Menschen. Von Ludwig Wilhelm Gilbert. — Die Ernährung des Menschen. Von Ludwig Stieda. — Die Ernährung des Menschen. Von Wilhelm Stieda.

den, Gymnasialvorsteher und Lehrer auf dieses Buch zu lenken, welches in einer Verfügung des königlichen preußischen hohen Ministeriums der geistlichen Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten vom 26sten Mai d. J. zum Gebrauch beim Unterricht in den der Leitung des Herausgebers anvertrauten Gymnasien, und auch in andern Lehranstalten, wo man sich desselben bedienen will, genehmigt worden ist.

Liegnitz, den 13ten August 1835.

J. F. Kuhlmey.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Würtembergische Jahrbücher

für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

J. G. D. Memminger.

Jahrgang 1834. Erstes Heft.

Mit einer Tabelle.

Subscriptionspreis 1 Fl. 12 Kr. — Ladenpreis 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr.

Inhalt:

Chronik. I. Witterung, Fruchtbarkeit und Preise des Jahres 1834. — II. Besondere Denkwürdigkeiten. 1) Königliches Haus. 2) Sonstige Denkwürdigkeiten. 3) Unglücksfälle. 4) Bevölkerung am 15ten December 1834. — III. Staatsverwaltung. Verwaltung des Innern und des Kirchen- und Schulwesens in den Jahren 1830, 1831 und 1832. — Kriegswesen 1832, 1833 und 1834. — Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten. Entwurf einer Geschichte der Fürsten von Waldburg, von Herrn Domcapitular Dr. von Banotti. — Uebersicht der bis Ende 1835 in Würtemberg angestellten Bohrversuche auf artesische Brunnen, von Hrn. Prof. Plieninger. — Original-Rapporte von dem am 28sten August 1812 in den russischen Feldzug nachgesendeten königlichen Ergänzungs-Corps. Mitgetheilt von Hrn. Geheimrath von Herdegen. — Die Steinmetzhütte in Ulm, aus den Papieren des verstorbenen Pfarrers Wendermann in Würtingen. — Ergebniß der Weinlese im Herbst 1834.

Stuttgart und Tübingen, im Aug. 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Bei F. H. Köhler in Stuttgart ist erschienen:

Räthsel

von

J. G. M.

8. Brosch. Preis 1 Thlr.

Die Mehrzahl dieser Räthsel erschien in den Jahrgängen 1828—35 des Morgenblattes mit der Chiffre J. G. M. Seitdem sind viele derselben vom Verfasser (Oberstudienrath Moser in Stuttgart) neu bearbeitet und verbessert worden, und erschien jetzt mit einigen ungedruckten vermehrt zum ersten Mal in einer Sammlung vereinigt.

Oestreichische militairische Zeitschrift 1835.

Siebentes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Der Feldzug von 1746 in den Niederlanden. Zweiter Abschnitt. Mit den Planen: 1) der Belagerung von Namur; 2) der Schlacht von Rocoux. (Welche dem achten Hefte beigegeben werden.) — II. Der Feldzug 1797 in Italien, Innerösstreich und Tirol. (Schluß des ersten Abschnittes.) — III. Scenen aus dem Leben des k. k. General-Feldwachtmeisters Joseph Egger von Eggstein. — IV. Literatur: Betrachtungen über den Aufsatz II. des ersten Heftes 1835 der Oestreichischen militairischen Zeitschrift, betitelt: Allgemeine Grundsätze der Befestigungskunst, dargestellt in Bezug auf die Erörterung verschiedener Befestigungsmanieren. — V. Neueste Militairveränderungen. Fünfte Beilage. Notizen aus dem Gebiete der militairischen Wissenschaften.

Der Preis dieses Jahrgangs ist wie bisher Acht Thaler Sächs., um welchen auch die frühern Jahrgänge, von 1818 angefangen, noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1818—34 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ein Viertel wohlfeiler.

Wien, den 30sten August 1835.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann in Mainz ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte von Irland,

von

Thomas Moore.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Peter Klee.

1ster Band. 1ste Abtheilung. Gr. 8. Geheftet.

Indem wir ein längst erwartetes Werk der Oeffentlichkeit übergeben, enthalten wir uns mit Rücksicht auf den europäischen Ruf des Verfassers aller Anpreisung, und berufen uns in Bezug auf die deutsche Uebersetzung mit Vertrauen auf unsere Ausgabe.

Die 2te Abtheilung des 1sten Bandes wird in einigen Wochen versandt. Jeder Band erscheint in 2 Abtheilungen. Der 2te und 3te Band werden unverzüglich und so schnell nachfolgen, als sich Eile und Güte der Uebertragung vereinigen läßt. Preis des Bandes 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr.

Pragmatische Geschichte

der deutschen

National-, Provinzial- und vorzüglichsten Diöcesanconcilien

vom vierten Jahrhundert bis auf das Concilium von Trient, mit Bezug auf Glaubens- und Sittenlehre, Kirchendisciplin und Liturgie,

von

Dr. A. J. Binterim.

Erster Band.

Einleitung u. Geschichte der Concilien vom vierten bis zum achten Jahrhundert. Gr. 8. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Die dritte umgearbeitete Ausgabe des

Lehrbuchs der Erziehungs- und Unterrichtslehre

von

F. H. C. Schwarz,

Doctor der Theologie und Philosophie, grossherzogl. badischem geheimen Kirchenrath etc.,

erscheint in 3 Theilen, wovon der 1ste **die Pädagogik oder Erziehungskunde**, der 2te **die Methodik oder Lehrkunst des erziehenden Unterrichts**, der 3te **das Lehrbuch von den Schulen und andern Anstalten der Jugendbildung** enthält. — Der 1ste Theil ist durch alle gute Buchhandlungen zum Subscriptionspreis von 1 Fl. 12 Kr., oder 16 Gr., zu beziehen. Der 2te und 3te Theil werden in acht Tagen versendet; sie kosten zusammen 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr., im Subscriptionspreis, sodass die Subscribenten das ganze Werk zu 3 Fl., oder 1 Thlr. 16 Gr., erhalten. — Wer auf 10 Exemplare subscribirt, erhält ein Freiexemplar auf feinem Papier.

Der Verleger hat diesen äusserst niedrigen Subscrip-

Copies of any of the Specifications or Drawings may be obtained at the Office aforesaid.

In the Matter of the Petition of Right of Edward Lloyd, of Sittingbourne, in the County of Kent, Paper Manufacturer, praying for the Grant of Her Majesty's Royal Letters Patent for the sole Use and Exercise of a certain Invention of "Improvements in Machinery for Cutting Paper."

Whereupon Her Majesty, by and with the Advice of Her Privy Council, is pleased hereby to grant unto the said Edward Lloyd, his Executors, Administrators, and Assigns, Her Royal Letters Patent for the sole Use and Exercise of the said Invention within England, Wales, and the Town of Berwick-upon-Tweed, the Islands of Guernsey, Jersey, Alderney, and Sark, and the Isle of Man, and the Dominion of Her Majesty in Council, during the Term of Fourteen Years from the Date thereof, in pursuance of the Statute in that Case made and provided.

And Her Majesty doth hereby command all Her Officers, Ministers, Subjects, and others, that they do not, during the Term aforesaid, make use of the said Invention, or any Part thereof, without the Consent of the said Edward Lloyd, his Executors, Administrators, or Assigns, as they will answer the contrary at their Perils.

Provided always that the said Edward Lloyd, his Executors, Administrators, or Assigns, shall cause a Specification of the said Invention to be filed in the Great Seal Patent Office within Six Calendar Months from the Date hereof.

Provided also that these Letters Patent shall be void and of none Effect if the said Edward Lloyd, his Executors, Administrators, or Assigns, shall not cause such Specification to be filed as aforesaid.

Provided also that these Letters Patent shall be void and of none Effect if the said Edward Lloyd, his Executors, Administrators, or Assigns, shall not pay all such Fees as now are or hereafter may be payable by Law, within such Time as the same are or shall be payable.

Provided also that these Letters Patent shall be void and of none Effect if the said Edward Lloyd, his Executors, Administrators, or Assigns, shall not supply or cause to be supplied to Her Majesty, Her Heirs and Successors, for the Service of the Army, Navy, Ordnance, and all other Departments of the Government of the United Kingdom, all such Articles of the said Invention as may be required by the Commissioners of Her Majesty's Treasury, or by any Three or more of them, or by any other Person or Persons duly authorized in that Behalf, at such Prices as may be settled by the said Commissioners, or any Three or more of them, or by such other Person or Persons as aforesaid, not exceeding the Prices charged by the said Edward Lloyd, his Executors, Administrators, or Assigns, to any other Persons for the same Articles.

Provided also that these Letters Patent shall be void and of none Effect if the said Edward Lloyd, his Executors, Administrators, or Assigns, shall not carry the said Invention into practical Effect within the United Kingdom within Three Calendar Years from the Date hereof.

Provided also that these Letters Patent shall be void and of none Effect if the said Edward Lloyd, his Executors, Administrators, or Assigns, shall not, within Twelve Calendar Months from the Date hereof, supply the Model of the said Invention to the Museum of Practical Geology in Jermyn Street, London.

Provided also that these Letters Patent shall be void and of none Effect if the said Edward Lloyd, his Executors, Administrators, or Assigns, shall not, within Twelve Calendar Months from the Date hereof, supply the Model of the said Invention to the Museum of Practical Geology in Jermyn Street, London.

In the Matter of the Petition of Right of Edward Lloyd, of Sittingbourne, in the County of Kent, Paper Manufacturer, praying for the Grant of Her Majesty's Royal Letters Patent for the sole Use and Exercise of a certain Invention of "Improvements in Machinery for Cutting Paper."

Whereupon Her Majesty, by and with the Advice of Her Privy Council, is pleased hereby to grant unto the said Edward Lloyd, his Executors, Administrators, and Assigns, Her Royal Letters Patent for the sole Use and Exercise of the said Invention within England, Wales, and the Town of Berwick-upon-Tweed, the Islands of Guernsey, Jersey, Alderney, and Sark, and the Isle of Man, and the Dominion of Her Majesty in Council, during the Term of Fourteen Years from the Date thereof, in pursuance of the Statute in that Case made and provided.

And Her Majesty doth hereby command all Her Officers, Ministers, Subjects, and others, that they do not, during the Term aforesaid, make use of the said Invention, or any Part thereof, without the Consent of the said Edward Lloyd, his Executors, Administrators, or Assigns, as they will answer the contrary at their Perils.

Provided always that the said Edward Lloyd, his Executors, Administrators, or Assigns, shall cause a Specification of the said Invention to be filed in the Great Seal Patent Office within Six Calendar Months from the Date hereof.

Provided also that these Letters Patent shall be void and of none Effect if the said Edward Lloyd, his Executors, Administrators, or Assigns, shall not cause such Specification to be filed as aforesaid.

Provided also that these Letters Patent shall be void and of none Effect if the said Edward Lloyd, his Executors, Administrators, or Assigns, shall not pay all such Fees as now are or hereafter may be payable by Law, within such Time as the same are or shall be payable.

Provided also that these Letters Patent shall be void and of none Effect if the said Edward Lloyd, his Executors, Administrators, or Assigns, shall not supply or cause to be supplied to Her Majesty, Her Heirs and Successors, for the Service of the Army, Navy, Ordnance, and all other Departments of the Government of the United Kingdom, all such Articles of the said Invention as may be required by the Commissioners of Her Majesty's Treasury, or by any Three or more of them, or by any other Person or Persons duly authorized in that Behalf, at such Prices as may be settled by the said Commissioners, or any Three or more of them, or by such other Person or Persons as aforesaid, not exceeding the Prices charged by the said Edward Lloyd, his Executors, Administrators, or Assigns, to any other Persons for the same Articles.

Provided also that these Letters Patent shall be void and of none Effect if the said Edward Lloyd, his Executors, Administrators, or Assigns, shall not carry the said Invention into practical Effect within the United Kingdom within Three Calendar Years from the Date hereof.

Provided also that these Letters Patent shall be void and of none Effect if the said Edward Lloyd, his Executors, Administrators, or Assigns, shall not, within Twelve Calendar Months from the Date hereof, supply the Model of the said Invention to the Museum of Practical Geology in Jermyn Street, London.

Literarischer Anzeiger
für
christliche Theologie,
Homiletik, Katechetik und Pädagogik.
Unter Mitwirkung
von
Professor Dr. Bachmann in Rostock, Professor Dr. Bender in Bonn, Professor Dr. Bertheau in Göttingen, Professor Dr. Bonwetsch in Göttingen, Professor Dr. Cremer in Greifswald, Professor Dr. Dalman in Greifswald, Professor Dr. Dorner in Berlin, Professor Dr. Ehrhard in Bonn, Professor Dr. Frank in Erlangen, Professor Dr. Gottschick in Tübingen, Professor Dr. Grau in Braunsberg, Professor Dr. Grützmacher in Rostock, Professor Dr. Haupt in Greifswald, Professor Dr. Hauptmann in Münster, Professor Dr. Hilgenfeld in Jena, Professor Dr. Hoffmann in Bonn, Professor Dr. Holtzmann in Karlsruhe, Professor Dr. Kattenbusch in Giessen, Professor Dr. Kawerau in Greifswald, Professor Dr. Kirsch in Freiburg (Schweiz), Professor Dr. Kleinert in Greifswald, Professor Dr. Knoke in Berlin, Professor Dr. Kropatscheck in Greifswald, Professor Dr. Lechler in Leipzig, Professor Dr. Lemme in Bern, Professor Dr. Loofs in Halle, Professor Dr. Meinhold in Greifswald, Professor Dr. Mirbt in Marburg, Professor Dr. Nippold in Bern, Professor Dr. Pfleiderer in Berlin, Professor Dr. Reinke in Greifswald, Professor Dr. Schäfer in Greifswald, Professor Dr. Schlottmann in Halle, Professor Dr. Schmid in Greifswald, Professor Dr. Schmidt in Greifswald, Professor Dr. Schürer in Giessen, Professor Dr. Schwartz in Strassburg, Professor Dr. Steffens in Bonn, Professor Dr. Stolzenburg in Greifswald, Professor Dr. Stosch in Greifswald, Professor Dr. Thiele in Greifswald, Professor Dr. Titius in Greifswald, Professor Dr. Wendland in Berlin, Professor Dr. Wiegand in Greifswald, Professor Dr. Wiegand in Strassburg, Professor Dr. Zahn in Erlangen
herausgegeben
von
Professor Dr. Theodor Kaftan
in Berlin.
XXIII. Jahrgang.
1898.
Berlin.
Reuther & Reichard.

45. Lüttwitz (Freiherr von), Biographie des Königl. preuß. Staatsministers Freiherrn von Schuckmann. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

46. Raumer (Karl von), Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Zweite, vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

47. Tasso (Torquato), Befreites Jerusalem, übers. von Karl Streckfuß. 2 Bände. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Von der ersten Ausgabe in gr. 8., mit dem Originaltext gegenüber, sind noch Exemplare zu dem ermäßigten Preise von 1 Thlr. 12 Gr. zu erhalten.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dingler's polytechnisches Journal.

Erstes Augustheft.

Inhalt: Ryan's neue Maschinerie, welche statt der bisher gewöhnlichen Triebkraft oder als Beihülfe zu derselben in der Dampfschifffahrt angewendet werden kann; mit Abbildungen. Rodger's Verbesserungen an den Ankern; mit Abbild. White's Verbesserungen an den Reststangen für Dampfwagen; mit Abbild. Wittey's Verbesserungen an den Oefen, wodurch eine Ersparniß an Brennmaterial und die Verbrennung des Rauches bewirkt wird; mit Abbild. Losh's Verbesserungen im Bau der Räder für Wagen, die auf Eisenbahnen laufen sollen; mit Abbild. Arter's Verbesserungen an den Hähnen zum Abziehen von Flüssigkeiten; mit Abbild. Ward's Verbesserungen an den Apparaten zum Ventiliren der Gebäude und anderer Orte; mit Abbild. Aston's Verbesserungen in der Fabrikation von Knöpfen; mit Abbild. Penny's verbesserter Hobel für Buchbinder; mit Abbild. Penny's verbesserte Presse zum Beschneiden von Papier; mit Abbild. Noble's Verbesserungen im Kämmen der Wolle; mit Abbild. Smith's Verbesserungen an den Meißeln oder Instrumenten zum Behauen der Steine und anderer Substanzen; mit Abbild. Bericht, welchen Hr. Dufrénoy, Ober-Bergingenieur, der Société d'encouragement in Paris über die Lagerung und Gewinnung der Mühlsteine in der Umgegend von Paris erstattete. Robiquet's neue Beobachtungen über das Orcin, den Farbstoff der Variolaria dealbata. Der Wollenhandel in England. Miscellen. Englische Patente. Preisaufgaben der Société philanthropique in Paris. Dampfwagenproben auf der Eisenbahn zwischen London und Greenwich. Sonderbarer Vorfall auf einer amerikanischen Eisenbahn. Ueber die Grundbedingungen einer guten Eisenbahn. Wigg's Ansprüche auf Erfindung der pneumatischen Eisenbahn. Concurrenz der Dampf- und Eilwagen in Nordamerika. Ueber Gewinnung einer neuen Kraft an Bord der Schiffe. Englisches Urtheil über den Unterschied zwischen dem Schiffsbau in England und Frankreich. Ueber Herrn Williams' Boot aus Kautschuk. Nachträgliche Notiz über die Boote aus Kautschuk. Die schönste Feuerspritze befindet sich in Nordamerika. Die Gasbeleuchtung, ein Beispiel für die anfängliche Mißachtung mancher Erfindungen. Ueber eine neue Eigenschaft des Knallpulvers und deren Anwendung zu neuen Zündkapseln. Eine neue oft abfeuerbare Flinte. Gamboge's Methode, Eisen gegen Rost zu schützen, bewährt sich nicht. Ueber Hrn. Berthier's Fingerhutfabrik in Paris. Ueber Hrn. Aure's Oel für Uhrmacher. Kasten eines Apfelbaumes in Ostindien.

Zweites Augustheft.

Inhalt: Ueber ein von den HH. Joseph Rodgers in Sheffield erfundenes Instrument zum Einfädeln der Nähnadeln; mit Abbildungen. Sockle über eine Pendeldampfmaschine; mit Abbild. Fairman über eine verbesserte Dampfmaschine und einen verbesserten Dampfkessel; mit Abbild. Putland über einen Sicherheitsanker zur Verhütung des Herabstürzens der Eisenbahnkarren über schiefe Flächen im Falle des Reißens der Zugseile oder Ketten; mit Abbild. Ueber Hrn. Adam's elastische Patentwagenräder; mit Abbild. William's Verbesserungen an den Metallbeschlägen der Schiffe, welche auch zu verschiedenen andern Zwecken anwendbar sind. Ueber das Ruderrad der HH. William und Andrew Symington; mit Abbild. Cunningham's Rettungsapparat für Schiffbrüchige; mit Abbild. Ueber die verbesserten Schornsteine des Hrn. Henry Antis in Pennsilvanien. Bericht des Hrn. Francoeur über den Musikalien- oder Notendruck des Hrn. Duverger. Bericht des Hrn. Labarraque über die Verfertigung der lakirten Hüte und Kappenschilde des Hrn. Vincent. Ueber Hrn. James Hunter's verbesserte Maschine zum Behauen der Steine. Ueber den lithographischen Kalkstein von Jaisalmir in Ostindien. Laurent's neues Verfahren die alkalischen Silikate zu analysiren. Chevalier über die Anwendung der in den Zuckerraffinerien benutzten thierischen Kohle als Dünger und über die Mittel zur Entdeckung ihrer Verfälschung. Ueber das Bleichen der Baumwollenzeuche von Eduard Schwarz, nebst dem Berichte des Ausschusses für Chemie über vorstehende Abhandlung, abgefaßt von Hrn. Aug. Scheurer. Miscellen. Englische Patente. Amerikanische Luftschifffahrt. Wassertracht der Schiffe von verschiedenen Ladungen. Wohlfeilheit des Fahrlohnes auf einigen englischen Dampfbooten. Ein neuer Dampfwagen für Landstraßen. Noch ein Beitrag zur Geschichte der pneumatischen Eisenbahn. Ueber Tyler's Hahn zum Messen des Wasserstandes in den Dampfkesseln. Ueber Hrn. Fulton's großes Diorei oder Planetarium. Ueber den von Hrn. Brame-Chevalier erfundenen Apparat zum Einkochen und Versieden der Syrupe. Samuel Guthrie's Zündpulver. Ueber den Verbrauch an Leuchtgas in London. Ueber Hrn. Hosking's Universal-Schraubenschneidmaschine. Ueber die Fabrikation von Aexten in den Vereinigten Staaten. Ueber die Fabrikation von Glas- und Sandpapier. Rennie's Verbesserungen im Formendrucke. E. Coot's und S. Usher's verbesserte Methode Kalisalpeter zu bereiten. Amerikanische Särge aus künstlicher Steinmasse. Verbesserte Methode Felsen zu sprengen. Ueber Fixirung von Farben auf Eisenbein. Verschiedene Anwendung der Katzenbälge und anderer Felle. Wasserdichter Mantel für Soldaten. Kohler's Maschine zum Addiren. Eine angebliche Verbesserung in der Essigfabrikation. Ueber den Zustand der Mehlbereitung in Ostindien. Ueber die düngende Kraft der durch Flüsse veranlaßten Ueberschwemmungen.

Von diesem sehr gemeinnützigen Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. In das Abonnement kann jedes Semester eingetreten, Abbestellungen aber können nur am Schlusse des Jahres angenommen werden.

Literarische Anzeige.

Soeben ist im Verlage von A. D. Geisler in Bremen erschienen und in allen namhaften Buchhandlungen vorräthig:

Nordische Blüten. Erzählungen und Novellen von Mehren. Herausgegeben von Theodor von Kobbe. 8. 16 Bogen. 1 Thlr. 6 Gr.

Die in diesem interessanten Buche vorkommenden Erzählungen sind mitgetheilt in:
1) Nie das Ersehnte von H. Hülle. 2) Poesien von Fr. Ruperti. 3) Roms Victoria von L. W. C. v. Halem. 4) Die Kleine von X. v. Rennenkampff. 5) Auf den Tod Th. Wilmans aus Bremen. Messenisches Lied von Dr. C. Iken. 6) Die Lippoldshöhle. Nach einer Volkssage von A. Daeves. 7) Das Adonisfest von Dr. K. Meyer. 8) Die glückliche Unbesonnenheit von Dr. J. G. H. Gittermann. 9) Das Lied vom Schloß Eberstein von Th. von Kobbe. 10) Napoleon Hannibal Scipio Meyer. Histor. Novelle von Th. von Kobbe. — Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Schule der Höflichkeit
für
Alt und Jung.

Herausgegeben von
Karl Friedrich von Rumohr.
Zweiter Theil.

8. Brosch. Preis 1 Fl. 12 Kr.

Inhalt: Drittes Buch. Von der Höflichkeit besonderer Handlungen. — Von Beobachtung der Höflichkeit in den Gesprächen. — Von der Kunst, die Mitredenden ins Gespräch zu ziehen, oder sprechen zu machen. — Von den Gegenständen des Gesprächs. — Vom Belehren und Warnen. — Von den Schelmstreichen und Albernheiten. — Von der Kunst sich aus Verlegenheiten zu ziehen. — Von dem Bestreben, Allen gerecht zu werden. Viertes Buch. Von den besondern Vortheilen und vernehmlichsten Methoden der Grobheit. — Vom Begriffe der Grobheit. — Von den Principien der Grobheit. — Vom erheblichsten Nutzen der Grobheit im Allgemeinen. — Von den besondern Fällen, in welchen die nützliche Grobheit in Anwendung kommt, und wie man dabei jedesmal sich anzustellen habe. — Vom Erziehen und Heranbilden des Grobians. — Von den verschiedenen Manieren grob zu sein, und zunächst von der indirecten und von der entgegengesetzten directen Manier. — Von der drehenden und auch von der zaghaften Manier, seine Grobheiten an den Mann zu bringen. — Von Individualisirung der Grobheit nach der Nation und Oertlichkeit, nach dem Familien- und persönlichen Charakter, nach dem Berufe und Lebensgeschäfte. — Von den groben Worten und Redensarten.

Der Verfasser des allgemein bekannten „Geistes der Kochkunst" hat in dieser Schule der Höflichkeit mit originellen Zügen gleichsam zu schildern gesucht, wie der in der Gesellschaft lebende Mensch sein Aeußeres mit Geschmack darzustellen und seinem Mitmenschen genießbar zu machen habe. Wenn die gewöhnlichen Schriften über den Umgang mit Menschen leicht desto seichter und unersprießlicher werden, je mehr die Verfasser in Details eingehen und je mehr sie durch Regeln ihren Gegenstand zu erschöpfen suchen, so verbirgt dagegen diese geistreiche Skizze eines Menschenkenners, der neben der Frivolität der gesellschaftlichen Formen ihre Naturnothwendigkeit erkannt hat, hinter der Ironie eine große Tiefe, und die aphoristische Form umfaßt, wie es überhaupt das Wesen des wahren Witzes ist, ungleich mehr als auf den ersten Anblick erscheint.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1835.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In der Becker'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ludw. Bennow, Erato. Eine Sammlung von Polterabendscenen, Hochzeitgedichten und dramatischen Aufführungen zu festlichen Gelegenheiten. 2te Auflage. 1835. 8. Geh. 10 Gr., oder 12½ Sgr.

Diese Sammlung, bestehend aus Originalgedichten, beurkundet ein zartes, tiefes Gefühl ihres Verfassers und zeichnet sich vor allen ähnlichen Sammlungen vortheilhaft aus. Die günstigsten Recensionen und der Beifall des Publicums, mit dem diese Dichtungen bisher aufgenommen wurden, zeugen entschieden für ihren Werth.

Die Hellenen. Darstellungen für die gebildete Lesewelt. Erste Abthl. 12. Geh. 10 Gr., oder 12½ Sgr.

Ein Blüthenkranz, geflochten in dem Garten hellenischer Weisheit. Was Sinnvolles und Gemüthliches die Schriftsteller der Hellenen der verschiedensten Zeiten über Gott, Vorsehung und Gottesverehrung; über Leben, Tod und Unvergänglichkeit des Menschen; über bürgerliches und häusliches Leben, Liebe, Freundschaft und die Pflichten der Aeltern, Kinder und Ehegatten; über Tugend, Laster und Mittel der Besserung sagten, ist hier in einzelnen Reflexionen, in kürzern oder längern Belehrungen mitgetheilt.

Leben und Kunst. Dichtungen, Deutschlands reiferer Jugend für Schule und Haus gewidmet von Friedr. Müller. 1835. Geh. 18 Gr.

Der Zweck der Herausgabe dieses Buches ist: den jungen Herzen goldene Lebensregeln zu geben, ästhetisches Gefühl zu wecken und dies nach allen Richtungen hin auszubilden. Wärme und Licht wird aus den Dichtungen in den jugendlichen Busen bringen, sie werden eine Sonne in demselben anzünden, welche nach innen und außen ihre wohlthuende Kraft äußert, zum Segen ihres Besitzers wird und der Welt Nutzen schafft. Mögen liebende Aeltern und Freunde dies Buch in die Hände recht vieler junger Leute bringen.

Trinksprüche, 100. Zur Erhöhung des Vergnügens und der Festlichkeit bei Hochzeiten, Kindtaufen, Geburts- und Namenstagen und sonstigen fröhlichen Versammlungen allen heitern Menschen gewidmet. 1834. 12. Geh. 4 Gr., oder 5 Sgr.

Der Vers. gibt nicht allein in diesem Buch eine Auswahl seiner gewiß geistvollen und gemüthlichen Toaste Denen, die bei überhäuften Berufsgeschäften nicht dazu kommen können, selbst Toaste anzufertigen, oder Denen, die es nicht wagen mögen oder können, ihre eignen Producte vorzutragen, sondern er bestrebte sich auch, durch dieselben den Gebildeten Ideen an die Hand zu geben, die von ihnen für eigne Toaste benutzt werden können. Möge der Zweck dieser Toaste, Heiterkeit und Geselligkeit in festliche Cirkel zu bringen, bei ihrer Trefflichkeit recht oft in Erfüllung gehen, und das Buch wie bisher auch fernerhin bei seiner Billigkeit recht viele Käufer finden; durch elegante Ausstattung ist es auch zu Geschenken geeignet.

Stuttgart.

Neue Poesien von Gustav Pfizer.

Gedichte
von
Gustav Pfizer.
Neue Sammlung.

8. Velinpap. Brosch. 3 Fl. — 1 Thlr. 18 Gr.

Gustav Pfizer's Lieder, voll Wohllaut, Tiefe und Grazie, haben Widerhall in jeder Brust gefunden. Personen, die der neuern Poesie fremd geworden waren, haben durch sie sich mit ihr befreundet. Keines jüngern Dichters Werke sind verbreiteter. Die vorstehende Sammlung ist in Hasper's berühmter Officin musterhaft elegant gedruckt.

Paul Neff.

Es ist erschienen und bei C. Karl Wagner in Dresden in Commission, sowie durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Ueber den Geschichtsunterricht auf Schulen,
von
Karl August Müller.

Gr. 8. Brosch. Preis 12 Gr.

Diese Schrift hat nicht allein für den eigentlichen Geschichtslehrer, sondern auch für Diejenigen Interesse, welche theils überhaupt am Unterrichtswesen Antheil nehmen, theils den Unterricht in der Geschichte mit ihrer anderweitigen Wirksamkeit verbinden, ja selbst für Die, welche ihre historische Lecture auf eine zweckmäßige Art einrichten wollen. Ihr Verfasser, der

A MEMORIAL OF THE LIFE OF THE LATE REV. JOHN WESLEY, A.M., Late Fellow of Lincoln College, Oxford, and Founder of the Methodists. Drawn up from Original Papers and Authentic Documents. By the Rev. Henry Moore. Two Vols. 8vo. 24s. boards.

"Mr. Moore has done his work well. He has produced a book which will be read with interest by all classes of readers, and which will be a valuable addition to the library of every student of religious history."—Spectator.

"Mr. Moore's Life of Wesley is a work of great interest, and will be welcomed by all who desire to know the true character of the founder of Methodism."—Literary Gazette.

"Mr. Moore has executed his task with great ability and judgment. His work is a valuable contribution to the history of the religious movements of the eighteenth century."—Athenæum.

"The Life of Wesley by Mr. Moore is a work of great merit, and will be found indispensable to all who wish to understand the character and influence of that remarkable man."—Quarterly Review.

"Mr. Moore's Life of Wesley is a work of great interest, and will be welcomed by all who desire to know the true character of the founder of Methodism."—Edinburgh Review

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Inhalts- und Namens-Verzeichniss zu Goethe's sämmtlichen Werken.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Vollständiges alphabetisches

Inhalts- und Namens-Verzeichniss

über

sämmtliche Goethe'sche Werke

nach der Ausgabe letzter Hand und dem Nachlasse in 55 Bänden

und

Nachweisung der Fragmente und Pläne vorgehabter und nicht zu Stande gekommener Werke, ferner der in Goethe's Werken erwähnten Personen und einiger Schriften von anonymen Verfassern.

Zur Ausgabe in Taschenformat und zur Ausgabe in groß Octav.

Verfertigt

von

Christian Theodor Musculus.

Unter Mitwirkung des Hofraths und Bibliothekars

Dr. Riemer.

Subscriptionspreis für die Taschenausgabe auf Druckpapier 36 Kr., oder 8 Gr.
— — auf Velinpapier 40 Kr., oder 10 Gr.
Octavausgabe auf Druckpapier 54 Kr., oder 12 Gr.
— — auf Schweizerp. 1 Fl., oder 14 Gr.
— — auf Velinpapier 1 Fl. 12 Kr., oder 16 Gr.

Um auch den entferntesten Freunden und Verehrern Goethe's es möglich zu machen, auf dieses nicht blos zur bequemen und nützlichen Lectüre der Schriften des Verfassers zu gebrauchende, sondern oft unentbehrliche Namen- und Sachregister unterzeichnen zu können, wollen wir den Subscriptionspreis noch einige Zeit fortbestehen lassen. Der nachherige Ladenpreis wird um ein Viertel erhöht werden.

Stuttgart und Tübingen, im August 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1835. September. Nr. 127—130.

Nr. 127. * Lüttich. — Frankreichs und Englands Schuh- und Handschuhfabrikation. — * Napoleon Bonaparte's Unterschriften. — * Oxford. — Neue Löschmaschine. — Erdbeben in Caina. — Die Violinseiten. — Maschine zum Reinigen der Wettfedern. — * Das Wichtigste über den Taubstummenunterricht. (Forts.)

Nr. 128. * Das Kloster auf dem großen St.-Bernhard. — * Reise nach Palästina. (Forts.) — * Ludwig van Beethoven. — Das Wichtigste über den Taubstummenunterricht. (Forts.) — * Der Tunnel zwischen Gravesand und Rochester.

Nr. 129. * Der Platz des Peiourinho in Lissabon. — Schnelligkeit der Dampfwagen. — * Das Wichtigste über den Taubstummenunterricht. (Forts.) — * Reise nach Palästina. (Forts.) — Anstrich für gußeiserne Geräthschaften. — Beschleunigung der Reife des Obstes. — Drei Ernten im Jahre. — Mittel, das Getreide vor Mäusen zu bewahren. — * Rafael's Cartons. 7. Der wunderbare Fischzug.

Nr. 130. * Ispahan, die Hauptstadt Persiens. — Ueber den Einfluß der Waldungen auf den Zustand des Menschen. I. — * Die Manchester-Liverpool-Eisenbahn. — Kraft eines Dampfwagens. — Gediegenes Gold. — Das Wichtigste über den Taubstummenunterricht. (Beschluß.) — * Hogarth's Werke. 6. Der Weg des Liederlichen.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 59 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1835.

F. A. Brockhaus.

In allen namhaften Buchhandlungen ist zu haben:

Noth- und Hülfbuch für alle Stände.

Gedrängtes Handbuch der Fremdwörter in deutscher Schrift- und Umgang-Sprache zum Verstehen und Vermeiden jener, mehr oder weniger, entbehrlichen Einmischungen; herausgegeben von D. Friedrich Erdmann Petri, kurhess. Kirchenrathe, Inspector, Professor ꝛc. Siebente, rechtmäßige, tausendfältig bereicherte und sorgsam verbesserte Auflage, in 8 Heften, à 8 Gr. Das Ganze 2 Thlr. 16 Gr. Erstes und zweites Heft.

Der Herr Kirchenrath und Professor Petri hat durch sein „Gedrängtes Handbuch der Fremdwörter in deutscher Schrift- und Umgang-Sprache" einem allgemein gefühlten Bedürfniß so abgeholfen, daß binnen 22 Jahren sechs Auflagen davon erscheinen konnten. Dieses Werk ist nun von dem Verfasser selbst und in Verbindung mit andern anerkannten Sprachforschern: Lindau, Müller, Fromm ꝛc, immerwährend so ergänzt und verbessert worden, daß es, trotz aller Nachahmungen und Plünderungen, nach dem Urtheil aller Sachkundigen durchaus den ersten Platz in den vorgesteckten Grenzen einnimmt, und aus obigen Gründen auch ferner einnehmen wird.

Die Durchsicht der ersten, in allen Buchhandlungen vorliegenden Hefte wird Jeden zu der Ueberzeugung führen, daß er bei dem gewöhnlichen Gebrauche der Fremdwörter in Gesellschaften, bei juristischen und medicinischen Ausdrücken und Redarten, in der Musik, in den bildenden Künsten, in kaufmännischen und gewerblichen Geschäften, sowie bei dem Zeitungslesen die beste Auskunft darin findet. Auch in Ansehung der richtigen Aussprache und Sylbenbetonung der Fremdwörter, besonders englischen, italienischen und spanischen Ursprungs, wird es ihm volle Gnüge leisten, da bei dieser neuen Auflage darauf noch ganz besondere Rücksicht genommen worden ist.

Um nun die allgemeinste Verbreitung dieses Werkes nach Kräften zu fördern, wird das Ganze in 8 Heften, jeder zu 7 bis 8 Bogen in engem Druck und auf feinem Papier für 8 Gr., erscheinen, damit solches auch für Unbemittelte leicht käuflich werde, indem das Ganze nicht höher als 2 Thlr. 16 Gr. zu stehen kommt.

Vor Ende dieses Jahres werden alle 8 Hefte erscheinen.

Alle namhafte Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen darauf an und können bei 10 Exemplaren das 11te frei geben.

Der künftige Ladenpreis wird nicht weniger als 4 Thlr. 12 Gr betragen können.

Dresden und Leipzig, den 30sten August 1835.

Arnold'sche Buchhandlung.

Soeben ist fertig geworden:

Die Philosophie des Geistes,

oder

Encyklopädie der gesammten Geisteslehre,

von

Dr. Joseph Hillebrand,

Oberstudienrath und Professor in Giessen.

Erster Band.

Gr. 8. 3 Fl. 36 Kr. Rhein., 2 Thlr. 8 Gr. Sächs.

Der Zweck dieses Werkes geht dahin, eine möglichst erschöpfende und umfassende Wissenschaft des Geistes darzulegen. Es beginnt mit der speculativen Betrachtung der Urbestimmungen des Geistes, und schreitet fort zur Erkenntniß und Darstellung seiner Wirklichkeit. Diesem Ganzen entsprechend begreift es drei Theile, wovon der erste die allgemeine Metaphysik oder Ontologie des Geistes enthält, der zweite die Anthropologie desselben, der dritte die theologische Geisteslehre. Der zweite Theil, oder die Anthropologie des Geistes ist seiner Natur nach der umfassendste. Er besteht 1. aus der eigentlichen Psychologie, 2. aus der Pragmatologie (Philosophie des objectiven Geistes), 3. aus der Philosophie der Geschichte. Die Bearbeitung geht (nach des Verfassers Erklärung) von selbständigen Principien aus, und trägt durchgängig den Charakter strenger Theorie. Das Reichhaltige des Werkes ergibt sich schon aus diesen vorläufigen Andeutungen. Was dessen philosophischen Werth betrifft, so darf wol der Name des Verfassers die Bürgschaft geben, daß Gediegenes bei Eigenthümlichkeit der Ideen und ihrer Ausführung Haupteigenschaften der Schrift seien. Jedenfalls möchte sie grade jetzt eine höchst wichtige literarische Erscheinung zu nennen sein.

Heidelberg, im September 1835.

August Oßwald's
Universitätsbuchhandlung.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neues allgemeines
Künstlerlexikon,

oder

Nachrichten von dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Formschneider, Medailleure, Zeichner, Lithographen u. s. w., nebst den Monogrammen.

Bearbeitet

von

Dr. G. K. Nagler.

1ster Band, enthaltend 1ste bis 6te Lieferung.

Gr. 8. 1835. 2 Thlr. 6 Gr., oder 3 Fl. 36 Kr. im Subscriptionspreise.

Dieses ausgezeichnete, mit dem ausdauerndsten Fleiß und mit tiefer Gründlichkeit bearbeitete Werk gereicht sowol dem Herrn Verfasser als der ganzen deutschen Nation zur großen Ehre, da ihm Alles weit nachsteht, was Frankreich, Italien und England bisher in diesem Fache geleistet haben; es ist das vollständigste und zugleich das neueste Künstlerlexikon in Europa, und so praktisch behandelt, daß es der gebildete Künstler und Kunstfreund durchaus nicht entbehren kann. Groß ist bereits die Zahl der Abnehmer und sie mehrt sich täglich, weshalb es möglich wurde, obigen billigen Subscriptionspreis noch fortbestehen zu lassen. Zur Erleichterung des Ankaufs erscheint es in monatlichen Lieferungen (zu 9 Gr. oder 36 Kr.), deren sechs einen Band bilden.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat August 1835.

Größere Aufsätze.

Inhalt: Ueber Geschichte und Fortgang des Handels zwischen Rußland und China. Geschichte der Wollenmanufactur in England. Amerikanische Expedition in das Südmeer. 1. Zug gegen die Seeräuber in Sumatra. Amerikanische Dankbarkeit. Ein Besuch auf den Sandwichinseln. Colonisation der Galapagosinseln. Ein Besuch der Grotte auf Antiparos. Alterthümer in Centralamerika. Scenen aus dem portugiesischen Kriege. I. Von der Landung zu Oporto bis zum Anfang des Jahrs 1833. II. Marschall Solignac's Commando. III. Fortgang der Belagerung bis zu Bourmont's unglücklichem Sturm. Schilderung von Pisa. (Nach Mery.) Die Goldregion der Vereinigten Staaten. Aus Ludwig XVIII. Soirées. 1. Der Graf St.-Germain. 2. Cagliostro. 3. Der Graf von Modena. Die

griechische Schule in Odessa. Ueber die Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen. (Nach Arago.) Die Insel Ascension. Erinnerungen aus dem schwedischen Kriegsdienst. 5. Das schwedische Heer, Aufenthalt in Stockholm. Rückreise. Amerikanische Skizzen. 1. Reisewonnen. 2. Der Niagarafall. 3. Die Shakers. Bessarabien. Die Georgier. Eine Sitzung des ungarischen Reichstags. Bilder aus Paris. 7. Der Leichenzug. Firschi. Der Tod eines nordamerikanischen Indianerhäuptlings. Die ostindische Armee. Der Heringsfang in Rußland. Der Handel in Syrien. Ein Besuch der deutschen Ansiedelungen in Illinois und Missouri im Spätjahr 1834. Ueber Waldanpflanzung an der orenburgischen Grenze. Chinesische Baukunst. Sitten in Indien. Vergleichung von Petersburg und Moskau. Sterblichkeitsverhältnisse unter den Offizieren der englischen Armee. Bemerkungen über die Tschuktschen. Die Staatsgefangenen in Indien. Schilderung der Stadt Veracruz. Alterthümer in Armenien und Pontus.

Chronik der Reisen.

Hoskin's Reise nach Aethiopien. Reise. Alterthümer. Callier's Reise durch Kleinasien und Syrien. Zwei Reisen von Algier nach Konstantine. (Von einem Mauren.)

Kleinere Mittheilungen.

Mißverhältniß der Bevölkerung in einigen Städten Schottlands. Der Indostane, ein neues Nahrungsmittel. Zahl der Geburten in Frankreich. Erdbeben auf Majorca. Grundsteinlegung zur Denksäule für die beiden Lander. Zerstörung eines Schiffs durch einen Walfisch. Uebersetzung von Racine's Athalie ins Armenische. Die Heirathen der Kulinas. Versteinerter Fisch. Bibliotheken und Bücher in Rußland. Aufgrabung des Tumulus bei Novell sur Mer. Der Tuilleriengarten. Ueber die in der russischen Armee herrschende Augenkrankheit. Ansicht von Marcel de Serres über die Frage, ob eine Veränderung im Stande der Ekliptik stattgefunden habe. Zahl der Kometen in unserm Sonnensystem. Vorschlag zu einer afrikanischen Gesellschaft. Guß des größten bekannten Spiegels. Der Krieg der Engländer gegen die Shekawatties. Ueber die zunehmende Wärme in der Tiefe der Erde. Bibliothek aus den Klöstern in Portugal gesammelt. König Georgs Sund. Richterliche Entscheidung über die Verschwörung in Ceylon. Großes Stück reinen Kupfers. Mammuthknochen in Indien aufgefunden. Ueber den Zustand von Neusüdwales. Zahl der französischen Handelsschiffe. Unterstützung der pariser Theater durch die Regierung. Zahl der periodischen Schriften in Schweden. Die pneumatische Eisenbahn. Ein Schiff mit Windflügeln. Ein Erdfall bei St.-Jean Pied du Port. Erdbeben in Chile. Preisaufgabe der pariser geographischen Gesellschaft über die toltekischen Alterthümer. Eisenerz in Taman. Abnahme der Boxergefechte in England. Die Wachspalme. Expeditionen der Jagd wilder Thiere in Südafrika. Die Lesghier in Tschars und Belokan. Sklaveneinfuhr in Brasilien. Hagelschlag in Frankreich. Marmor in der Dauphiné. Zahl der auf der Reise von England nach Canada im Jahr 1834 mit Emigranten untergegangenen Schiffe. Zahl der großen Wagen, welche in Paris die Verbindung unterhalten. Neues Zeugniß über die große Seeschlange. Farbenwechsel bei Thieren. Eine Druckerei bei Konstantinopel. Fossile Hörner von Auerochsen in Frankreich.

In allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken ist zu haben:

Anselmo, oder das unterirdische Rom, nach dem Rome souterraine par Charles Didier aus dem Französischen übersetzt von Dr. K. Andree. 2 Bde. Braunschweig, G. C. F. Meyer sen. 1835. 4 Thlr.

Mit Recht kann man behaupten, „Rome souterraine" sei eins der besten belletristischen Werke der französischen Literatur. Der Verfasser ist ein classisch gebildeter Mann, und faßt ausländisches Leben besser auf als seine Landsleute gewöhnlich thun. Das Werk spielt in der neuern Zeit und ist eine geniale Schilderung der verschiedenartigen Interessen, Leiden und Parteien, welche sich in Italien herumtummeln und auf die Befreiung des unglücklichen Landes oder dessen Unterdrückung hinarbeiten. Es treten darin Carbonari auf, die Gegensätze der einzelnen italienischen Länder sind eingewebt u. s. w. Auch die pittoresken Schilderungen der alterthümlichen Werke, die Einflechtungen von Volksscenen und lustigen Charakteren erhöhen den Werth des Buchs, das dem „Scipio Cicala" zur Seite gesetzt werden kann.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1835. Fünftes Heft. Mit zwei Kupfern. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1835. Monat September, oder Nr. 244—273, 1 Beilage: Nr. 9, und 7 literarische Anzeiger: Nr. XXVII—XXXIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1835. Fünften Bandes achtes Heft. (Nr. XVII.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im September 1835.

F. A. Brockhaus.

Neue Schriften über Musik und neue Musikalien.

F. W. Schütze, Seminarlehrer, Praktisch-theoretische Anweisung für den

Unterricht in der Harmonielehre.

Nach Grundsätzen eines bildenden Unterrichts und in methodischer Stufenfolge. Für Lehrer und zum Selbstunterrichte, insbesondere für Seminarien, Präparanden-Schulen ꝛc. Nebst Beispielbuch. Zwei Lieferungen. Prän.-Preis bis Ende d. J. 2 Thlr. 12 Gr. Ladenpreis 4 Thlr.

F. Rühle, Das musikalische Kleeblatt. Auserlesene Sammlung von Terzett-Gesängen für Männerstimmen. Erste Lieferung in 8. In Futteral. 16 Gr.

Morlacchi, Kapellmeister, Drei elegische italienische Romanzen in Musik gesetzt. Mit italienischem und deutschem Text. Fol. 16 Gr.

Arnold'sche Buchhandlung.

Bei *W. Engelmann* in *Leipzig* ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

THE ENGLISH NOVELIST.

A COLLECTION OF TALES BY THE MOST CELEBRATED ENGLISH WRITERS.

8. Elegant cartonnirt. 1 Thlr. 12 Gr.

In diesem, auf feinem Velinpapier gedruckten Bande sind 25 Novellen und Erzählungen der besten neuern englischen Schriftsteller, wie *Grattan, Wilson, Haynes Bayly, Smith, Howitt, Bernal, Norton, Bird, Hall*, der Verfasser von „*Truckleborough Hall*", „*Spain in 1830*" etc., enthalten, und dürfte derselbe ein angenehmes Weihnachtsgeschenk für Freunde der englischen Literatur sein.

WICHTIGE ANZEIGE.

In der Unterzeichneten befindet sich unter der Presse und wird binnen acht Tagen versendet:

Menzel und die junge Literatur.

Programm
zur
Deutschen Revue.
Von
Ludolf Wienbarg.

Broschüre in 8. Preis 6 Gr.

Ferner ist von derselben bereits versendet und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Zur neuesten Literatur. Von **L. Wienbarg.** 12 Bogen. Preis 18 Gr.

Wally, die Zweiflerin. Roman von **K. Gutzkow.** 21 Bogen. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Manheim, am 20sten Sept. 1835.

K. Löwenthal's Verlagshandlung.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von A. D. Geisler in Bremen ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands vorräthig:

Napoleon Hannibal Scipio Meyer. Historirische Novelle von Theodor von Kobbe. 8. Brosch. 12 Gr.

Der Herr Verfasser ist bereits von allen Literaturzeitungen als einer der ersten Novellisten unserer Zeit anerkannt, daher wir jede Gabe, die seine Muse ihm spendet, mit Freuden ins Publicum bringen. Auch diesmal haben Phantasie, Originalität und Darstellung sich verbunden, den Leser zu erfreuen. Wenngleich der Hauptschauplatz in Altona und Hamburg ist, so führt uns der Dichter doch auch übers Meer, wo wir das Leben und Treiben der Havannehser auf eine ergötzliche Weise dargestellt sehen. Druck und Papier sind von Vieweg in Braunschweig.

Folgende interessante, Freunden der schönen Literatur und besonders Lesecirkeln sehr zu empfehlende Schriften sind neuerdings in der Expedition des Eremiten in Altenburg erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Die Rose und der Drache; dramatisches Märchen in 3 Abth. von Ed. Janinski. Brosch. 8. 18 Gr.

Lucian Spalma. Roman aus der Gegenwart von Jul. A. David. 2 Bde. Brosch. 8. 2 Thlr.

Piemontesische Novellen von Silvio Pellico, Barante und De ****. 8. Brosch. 1 Thlr.

Neuester Roman von Henriette Hanke, geb. Arndt.

Dem ausgebreiteten gebildeten Lesepublicum, dessen sich die geistreichen und anziehenden Romane dieser beliebten Schriftstellerin überall erfreuen, wird die Anzeige willkommen sein, daß der Cyklus ihrer gehaltvollen Familien- und Charaktergemälde soeben eine neue Erweiterung erhalten hat durch

Die Schwägerinnen.

Roman in 2 Theilen von Henriette Hanke, geb. Arndt. 1ster Theil. 1835. 1 Thlr. 8 Gr.

wozu der 2te Theil baldigst nachfolgt.

Wie vielfach die Schriften der Madame Hanke gelesen und auch zu Geschenken von bleibendem Werthe, besonders für Frauen und Jungfrauen verwendet oder in Familienbibliotheken gesammelt werden, beweisen die wiederholten neuen Auflagen derselben, z. B. von der „Schwiegermutter" (2 Thlr. 12 Gr.) und den „Perlen" (2 Thlr. 18 Gr.), welche letztere im Laufe d. J. wieder die Presse verlassen, außerdem in unserm Verlage seither noch erschienen sind: „Die Witwen" (3 Thlr. 12 Gr.), „Die Schwester" (3 Thlr. 6 Gr.) und „Der Blumenkranz" (3 Thlr. 4 Gr.), die durch alle Buchhandlungen bezogen werden können.

Hahn'sche Hofbuchhandlung
in Hanover.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und versandt worden:

Neue Analekten
der
Erd- und Himmelskunde.

Herausgegeben
von
F. P. Gruithuisen.

2ten Bandes 1stes Heft.
Gr. 8. 12 Gr., oder 48 Kr.

Für die vielen Freunde der in Deutschland so sehr gepflegten Naturwissenschaften ist diese Zeitschrift, von welcher jährlich zwei Hefte erscheinen, ein sehr werthvolles Geschenk.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1835. September. Nr. 36—39.

Nr. 36. * Der Häuptling Rarick von den Rumjanzowinseln. — * Die Wachtel. — Der Räthselschatz. — Gesang. — Die Zärtlichkeit des Eisbären für seine Jungen. — * Der Damhirsch. — Räthsel.

Nr. 37. * Die Quallen. — * Hermann der Goldweber. — Rudolf I. als Regent und Landesvater. — * Der Fuchs und die Hyäne. — Auflösung des Räthsels in Nr. 36.

Nr. 38. * Der Cormoran oder die Scharbe. — * Der Auszug der Israeliten aus Aegypten. — Von dem Märchen. — * Der dreieckige Kofferfisch. — Räthsel.

Nr. 39. * Der Mandrill. — Völker mit schwarzen Zähnen. — * Bamberg. — Laura. — * Der große Haubentaucher. — Auflösung des Räthsels in Nr. 38.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste Jahrgang kostet cartonnirt ebenfalls 1 Thlr.

Leipzig, im September 1835.

F. A. Brockhaus.

Mit Bewilligung der Königl. Preuß. Polizei-Direktion.

Erstes Königl. Preuß. priv.

Berliner Volks-Theater.

Direktion: Ludwig Schneider.

Heute Sonnabend, den 1. Februar 1890:

Zum 1. Male:

Der Hüttenbesitzer.

Original-Volksstück mit Gesang in 4 Akten von Ludwig Schneider.

Musik von Julius Einödshofer.

Regie: Ludwig Schneider.

Anfang 7½ Uhr. Ende nach 10 Uhr.

Zu diesem Stücke:

Neues Decorations-Tableau:

Das Innere der Hütte.

Neue Requisiten.

Neue Costüme.

Neue Maschinerie.

Neue Beleuchtung.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.
1826.
Montag, den 2. Januar.

1. Ueber die Ursachen der Verschiedenheit der Sprachen und ihrer Einwirkung auf die Geistesbildung des Menschengeschlechts. Von Wilhelm von Humboldt. (Beschluß.)

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 274. — 1. October 1835.

KRANJSKI DEŽELNI MUZEJ „RUDOLFINUM"

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Leben des königlich preußischen Geheimenrathes und Doctors der Arzneiwissenschaft Ernst Ludwig Heim. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Georg Wilhelm Keßler. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1835. 12. 3 Thlr.

„Er hatte keinen Feind!" sagt der Herausgeber in der Vorrede von dem trefflichen Manne, dessen Leben uns diese Schrift zumeist nach authentischen Actenstücken schildert. Wie viel bezeichnen diese vier Worte! Ein Mann, ein bedeutender Mann, ein Mann des Volkes, der im 88. Jahre stirbt, gefeiert durch Jubiläen, Bildnisse, Ehrenzeichen, auf Aller Lippen, die ihn von Person kannten, und keinen Feind! Keinen Feind in einer Zeit, wo alle Bestrebungen der Wissenschaft, des öffentlichen Lebens, der Kunst in Parteiungen sich auflösen, und wer von Person friedlich ist, um der Sache willen glaubt hassen zu müssen. Heim hat nie einen Feind gehabt; er, der erste der berliner Aerzte durch ein halbes Jahrhundert, derjenige, an den Arm und Reich sich wandte, zu dem man ging noch hoffnungsvoll, wenn die andern Aerzte schon jede Hoffnung geraubt hatten, er hatte nicht einmal unter seinen Collegen Neider. Er fing arm an und starb sehr reich, und auch das beneidete ihm Niemand!

Der alte Heim! Es war ein Zauberwort in Berlin. Die Gemüther, die traurigen und die scheelsüchtigen, die gedrückten und die übermüthigen, derselbe Strahl des Wohlwollens durchzuckte sie, wenn der Mann in seiner populairen Erscheinung auf sie zutrat. Seit dem alten Fritz ist in Preußen kein Mann es so gewesen, sein Bild so stereotyp, sein Erscheinen so willkommen, die Herzen gewinnend, seine Erinnerung so wohlthätig. Nur der alte Blücher theilte diese Popularität (sie nannten sich auch Collegen), und doch war die Heim's tiefer eindringend, weil gar kein Schatten daran haftete. Heim hat die Zeit überlebt, wo die Autoritäten galten, und doch hört man es noch heute fast von jeder Lippe, und es gilt wie ein Gesetz in gewissen Familienkreisen: „Der alte Heim hat doch gesagt —"

Es liegt eben in der Art seiner Bedeutung, daß dieser Mann des Volks es nur für den bestimmten Kreis sein konnte, wo man ihn von Angesicht kannte. Etwas von dem Abglanz drang wol weiter, sein Ruf war sehr groß, aber das lebendig machende Exempel konnte doch nicht über seine Atmosphäre hinaus wirken. Und doch wie wünschenswerth in unserer zerrissenen, grauen, an aller persönlichen Reinheit und Würde zweifelnden Zeit wäre es, wenn die Kunst Mittel hätte, den alten Heim von Kopf bis zur Zehe abzuconterfeien, wie er war, damit auch die Fremden Denjenigen in nuce kennen lernten, der der Mann des Volks durch nichts als seine gesunde Tüchtigkeit geworden. Ein Maler kann es so wenig als ein Bildhauer, denn auch das beste Portrait, die hübscheste Puppe würde nicht Das wiedergeben, was wir uns, die wir ihn kennen, bei seiner Erscheinung denken. Der dreieckige Hut, die spitze Nase, der graue Rock, der Bauch, das Kinn, die Hände thun es bei Friedrich und Napoleon; da, bei solchen göttergleichen Gestalten, wirkt das Symbol lebenschaffend. Bei einem Arzte, der nicht einmal durch Bücher sich im gelehrten Europa eingebürgert, kann es nur die Schrift. Eines Volksbuches Held verdiente er zu sein. An Capiteln: „Wie der alte Heim im Vorzimmer einer Fürstin stand und nicht warten wollte"; „Wie er auf den strasburger Münster klettert"; „Wie er einer armen Frau das Geld zurückgibt"; „Wie er an dem Puls des Kindes merkt, daß die Amme Wein getrunken hat", an solchen Capiteln würde es nicht fehlen, denn sein ganzes Leben ist eine Reihe bunter, prägnanter Anekdoten, die in Berlin von Mund zu Mund gehen, zum Theil gedruckt sind, zum Theil es verdienten zu

werden, zum andern Theil sich aber auch nicht drucken lassen.

Ein solches Volksbuch zu schreiben, lag nicht in der Absicht des Herrn Verf., dessen bürgerliche Stellung, wie seine nahe Verwandtschaft zu dem edeln Todten ihm eher die Verpflichtung auferlegte, eine Biographie zusammenzustellen aus den vorhandenen Nachrichten und in seiner Erziehungsgeschichte uns die Keime zu zeigen, aus denen der tüchtige Mann sich entwickelte, als alle Anekdoten über ihn zu sammeln. Schon vor mehren Jahren hatte Herr Geheimerath Keßler bei Gelegenheit von Heim's Doctorjubiläum eine interessante Schrift: „Nachrichten über Heim's Leben", herausgegeben, welche, ursprünglich nur für seine nächsten Freunde bestimmt, doch so in Umlauf kam, daß eine zweite Auflage nöthig wurde. Diese Schrift hat er in dem vorliegenden Buche zum Grunde gelegt und uns eine Biographie geliefert, welche freilich nicht erschöpfend ist, weil durch keine Schrift das ganze Wesen eines Mannes ausgedrückt werden kann, dessen lebendige Thätigkeit sich nur durch sich selbst repräsentirt und in jedem Conterfei und Abdruck verliert, die aber nur seine Bescheidenheit als unvollkommen in gewöhnlichem Sinne bezeichnet. Denn wenn uns ein Abgeschiedener durch eine Lebensbeschreibung nahe gebracht werden kann, so geschieht es durch diese treffliche Biographie. Auch meinen wir, daß des Verf. Besorgniß ungerecht sei, wenn er fürchtet, daß nur die Lebenden, welche Heim gekannt und denen er helfend nahe gestanden, sich dafür interessiren, und daß mit der gegenwärtigen Generation Theilnehmende und Leser aussterben werden. Alles Tüchtige wirkt fort, und bedingt die Anwendung dieses Satzes auch nicht, daß die individuelle Erinnerung an den einzelnen Tüchtigen fortleben müsse, so wendet sich der Blick doch immer gern wieder auf solche helle Gipfelpunkte reinmenschlicher Thätigkeit und Würdigkeit zurück.

Ein Bildniß Heim's vermissen wir ungern vor dem Buche. Auch das beste — Julius Hübner hatte ihn kurz vor seinem Tode meisterhaft, nur fast zu anatomisch getreu portraitirt — würde Dem, der ihn nie mit Augen sah, freilich keine ausreichende Vorstellung geben. Aber um deshalb hätte Ref. gewünscht, daß der Verf. der Biographie ein mit der Feder entworfenes Bild von ihm vorausgeschickt hätte, damit der Fremde wenigstens, wie er leibte und lebte, ihn sich vorstellen könne und seine Theilnahme an der Lebensgeschichte alsdann einen positiven Grund gehabt hätte. Da hätte ich erwartet, ihn zu sehen, wie er baarhäuptig, glatt gepudert, Winters und Sommers in einem leichten, blauen Frack, meist in einem offenen Wagen umher kutschirt und auf seinen hohen Rohrstock gestützt vor der Thür der Patienten ausspringt und spornstracks, ohne sich viel zu kümmern, was ihm im Wege steht, oder ob der Klingeldraht stark genug ist, auf sein Ziel losgeht. Wie denn, wenn er zurückkommt, die Leute um den Wagen stehen, ihn grüßen, befragen, ihm einsteigen helfen; wie Entfernte von der andern Seite der Straße herbeilaufen, denn man erkennt ihn an den aufstiegenden Rockklappen schon von Weitem. Wie er vordem auf seinem Schimmel in gelbledernen Beinkleidern geritten kam und ihm Alles auswich und die Mützen zog und sich beeiferte, ihm den Weg zu zeigen. Wie er in die Fenster vom Pferde aus hineinschrie, sich erkundigte nach dem Befinden seiner Patienten und rasche Medicamina verordnete. Wie er die hysterischen und interessant seinwollenden Patientinnen anfuhr und abführte, immer nur dem wirklich Wichtigen seine Aufmerksamkeit schenkend oder daneben irgend einem Gegenstande, der seiner Lieblingsneigung entsprach, Alles aber seiner Pflicht unbeschadet. Wie er nie gern viel Medicin verordnete und die Aermern besonders von allen lästigen Apothekerrechnungen frei hielt. Und dann vor Allem, wie er im Schlafrock in seinem reinlichen Zimmer Morgens sitzt und Audienz gibt, Allen und Jedem, der kommen will, dem Armen wie dem Reichen, dem Vornehmen wie dem Geringen. Es ist da kein Unterschied, kein Vorzug in der Vorlassung, in der Aufnahme. Kein gieriger Diener hält die Hände verstohlen auf und räuspert sich und reckt den Kopf, der Herr Geheimerath wären äußerst beschäftigt, indessen wolle er sehen, ob — und was an ihm läge, solle geschehen. Nichts auch von äußerm, zurückschreckendem Pomp. So kahl sind die Wände, so einfach die Möbel der Vorzimmer — man braucht aber auch nur kurze Zeit darin zu warten — und nicht viel besser sein eignes. Er bewohnt es, seit er von Spandau nach Berlin zog — ein seltenes Beispiel von Ausdauer, zumal da das Haus nicht sein Eigenthum war —, und auch die Geräthschaften und Einrichtungen scheinen zum Theil von da an herzustammen. Wie er gleich freundlich, derb einen Jeden empfängt und mit seiner etwas heisern, aber kernigen Sprache und dem durchdringenden Blicke gleich auf die Sache losgeht, und ihm nichts mehr zuwider ist als Aengstlichkeit, lange Vorreden, Complimente und Entschuldigungen. Gegen einen Arzt muß man grabeaus sein und er ist es auch. Die Bernsteinpfeife im Munde, horcht er aufmerksam dem Vortrage zu, schaltet einige „Hä's!" ein, wenn der Vortrag stecken bleibt oder er selbst in seiner Aufmerksamkeit einen Ruhepunkt macht, und ehe die Erzählung aus ist, hat er schon Tinte und Feder ergriffen, das Recept geschrieben und den Consultirenden abgefertigt. Ein Mann wie Heim konnte nicht wie mancher vornehme Arzt die Klagen einer vornehmen Dame stundenlang anhören, er mußte rasch abbrechen, seine Zeit gehörte Allen an. Wie er aber, trotz der Derbheit, immer freundlich ist, wie sein volles, klares, wohlwollendes Gesicht dem Leidenden allein schon Arznei, Trost wird, und wie sein ganzes, vollständiges, tüchtiges, gesundes Wesen die Widerpart hält zu der geistigen Zerrissenheit der Zeit, aus der auch so manche körperliche Leiden entspringen.

Das wäre nur eine schwache Andeutung zu einem Bilde, welches die Feder entwerfen könnte. Diese Züge und noch manche mehr ihn charakterisirenden finden sich auch wol im Verlauf der Biographie, aber vorausgeschickt, zusammengedrängt dem Leser gegeben, hätten sie ihn sogleich mit dem Manne vertraut und um so lüster-

ner gemacht, seine Geschichte kennen zu lernen. Allein der Verf. hat sich einmal nicht diese Aufgabe gestellt, indem er in der Biographie nur an die Leser dachte, welche Heim, wie er leibte und lebte, schon kannten und aus diesem gegebenen Interesse heraus begierig sind, zu erfahren, wie er es geworden ist.

Die Jugendgeschichte ist ein Meisterstück der Darstellung. Sie findet sich fast wörtlich schon in der genannten Broschüre. Ein Bild liefert sie uns aus der gesunden deutschen Zeit, welche vorüber, wo man noch nicht mit der Natur kokettirte und um desto mehr ihre kräftigenden Einflüsse fühlte. Es ist gewissermaßen ein Seitenstück zu Jung Stilling's Jugendgeschichte, nur daß mit den Märchen auch die Mystik fehlt. In beiden Aerzten erzog sich die Natur völlig verschiedene Charaktere, wie sie sich aber begegnen müssen, wenn das Leben nicht einseitig werden soll.

Heim wurde 1747 zu Solz, im Hennebergischen in Franken, geboren, woselbst sein Vater, der gelehrte und durch mehre Schriften über deutsche Geschichte und Antiquitäten bekannte Magister Johann Ludwig Heim, Prediger war. Eine dürftige Pfarrstelle, und doch vermochte es der Magister, ob ihm seine Schriften gleich wenig abwarfen, ein ansehnliches Häuflein Kinder so zu erziehen — oder nicht zu erziehen? — daß sie alle sammt und sonders in Ehren und Wohlhäbigkeit starben, und unser Heim nicht einmal darin den Vorzug hatte, denn sein ältester Bruder, der geistreichste und gelehrteste, starb als herzoglich sächsischer wirklicher Geheimerrath und Excellenz. Noch ehrenwerther scheint uns für die Familie, daß das Predigtamt daselbst seit hundert Jahren in der einen Familie geblieben ist und jetzt der Enkel des gelehrten Magisters und Neffe unsers Heim in der Pfarre sitzt. Es ist ein glückliches Ländchen, wie uns der Verf. beredt es schildert, dieser nördliche Winkel zwischen dem Rhöngebirge und dem Thüringerwalde.

Aus den Bergen, auf welchen im Dunkel der Ahorne, Buchen und Eichen die Trümmer alter Burgen verwittern, stürzen silberklare Bäche durch blumige Wiesgründe. Entfernt von großen Städten, von Fabriken und selbst von Handelsstraßen, lebt der Bauer nur in und mit seiner Gemeine, mit seinem Pfarrer und Schulmeister. Von Hofdiensten und ähnlichen drückenden Verhältnissen ist keine Spur vorhanden.

Dagegen erwecken treffliche Schulen und Gymnasien, die dem großen Reformator ihre Entstehung verdanken, den Sinn des Landmannes zum Nachdenken und Wirken. In Solz selbst studirte ein Bauer in den Winterabenden Geometrie und Algebra. Ein anderer in einem benachbarten Dorfe componirte Musikstücke, die am herzoglich meiningischen Hofe aufgeführt wurden, und jeder anständige Landmann hatte Zutritt zu diesen Concerten.

Wo das ganze Land so an innerm Bildungsstoff gährte, hielt der ehrenwerthe Magister es nicht für nöthig, das Seinige dazu zu thun, um das Bildungswerk an seinen Kindern zu fördern. Das Fluidum in der Luft that es. Heim rechnete es schon in einem curriculum vitae 1773 zu den Hauptwohlthaten seines Schöpfers, daß er von guten und ehrlichen Aeltern in einem Lande geboren sei, wo die Sitten noch in Einfalt und Unschuld wohnen. Der Magister that nichts, als daß er die Jungen beschäftigte und strafte, wenn sie gesündigt hatten. In beidem ging er mit einer merkwürdigen Strenge und unbegreiflichen Gleichgültigkeit zu Werke. In den bestimmten Stunden gab er ihnen auf, in einem Buche zu lesen, und es war ihm im Grunde gleich, worin sie lasen, wenn sie nur lasen. Auf der andern Seite schlug er los, sobald etwas begangen war oder begangen sein konnte. Wenn er alle Knaben nach der Reihe abgestraft und es herauskam, daß keiner von ihnen, sondern der Zufall die Schuld trug, so tröstete er sich und sie mit der Vorstellung, daß sie gewiß ein ander Mal die Strafe, die ihnen jetzt beschert worden, reichlich verdient hätten. Ein Scharlachfieber und die Pocken brachten überdies unsern Heim schon in früher Kindheit so körperlich herunter, daß er es noch im zwölften Jahre zu keiner rechten Fertigkeit im Lesen gebracht. Und alles Dies holte er vermöge seiner innern Kraft wieder nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Les prélats espagnols. Episode de l'invasion de 1814; par Mr. *Mermet* aîné. Lyon 1835.

Ein Beamter oder eigentlich ein Unterbeamter aus der Zeit der Napoleon'schen Herrschaft in einer französischen Provinzstadt, nämlich zu Vienne in Dauphiné, hat in seinen Mußestunden, wie es scheint, die Erinnerungen aus der Amtsgeschichte jener Zeit niedergeschrieben, und daraus ist denn diese Flugschrift entstanden, die zwar nichts Erhebliches offenbart, aber doch als ein Beitrag zu der ziemlich unbekannten Geschichte der damaligen Vorgänge in den kleinern Städten Frankreichs einige Beachtung verdient. Mermet war damals Secretair der Subpräfectur von Vienne und ersetzte in dieser Eigenschaft den Subpräfecten, wenn derselbe abwesend war. In diesem Falle befand er sich, als es Napoleon nach der Gefangennehmung des Papstes 1809 beliebte, zwei spanische Prälaten, Bardoqui und Barbari d'Azara, beide Mitglieder der Rota, nach Vienne zu verbannen. Sie erschienen eines Tages in den Bureaux der Subpräfectur und kündigten dem Secretair an, sie seien Staatsgefangene und hätten Befehl, die Stadt Vienne nicht zu verlassen. Beide Prälaten hatten Secretaire, Schatzmeister, Kapellane und Bediente. Der ganze Zug erschien am folgenden Morgen wieder und machte einen feierlichen Besuch, ebenso am dritten und vierten Tage. Mermet fand diese Höflichkeit sehr lästig; erst einige Tage nachher belehrte ihn eine Depesche des Präfecten zu Lyon, die Staatsgefangenen hätten Befehl, sich alle Morgen bei der Unterpräfectur zu zeigen. Mermet aber nahm es auf sich, wie er versichert, diesen strengen Befehl zu mildern, er verlangte ihr Erscheinen nur einmal in der Woche, dann einmal im Monat, erlaubte ihnen auch, die Umgegend zu besuchen. Die Verbannten wurden überall sehr wohl aufgenommen und die vorzüglichsten Familien öffneten ihnen ihre Häuser. Aber während Napoleon seinen Feldzug nach Rußland antrat, verschwand der Schatzmeister Barbari d'Azara's; die Polizei erwischte ihn an der Grenze Spaniens; man fand, wie es scheint, wichtige Papiere bei ihm und nun wurde der Befehl nach Vienne geschickt, sämmtliche Effecten des Prälaten zu versiegeln und ihn dem Präfecten des Isèredepartements zu überliefern. Der zurückgekommene Subpräfect, Hr. Mermet, ein Offizier und ein Wachtmeister der Gensdarmerie begaben sich also zu Barbari, um seine Papiere zu untersuchen und zu versiegeln. Mermet fand in der Schublade eines Tisches eine Schrift und wollte sie eben untersuchen, als der Almosenier des Prälaten ganz demüthig zu ihm sagte: „Domine, est confessio mea.“ Allein damit war die Sache nicht abgethan; jeder Be-

amte fürchtete damals, einen Spion neben sich zu haben; Mermet konnte also das Papier doch nicht so ganz außer Acht lassen. Man ging in ein anderes Zimmer, der Almosenier hinter dem französischen Beamten einher und seine Beichte zurückfodernd. Mermet hielt die Schrift mit den Händen auf dem Rücken, in der Meinung, der Abbate werde so schlau sein und sie ihm abnehmen. Allein dies geschah nicht. Zuletzt faßte er den Abbate bei den Schultern, und setzte ihn vor die Thüre mit den Worten: „Scheren Sie sich weg; denn hier haben Sie nichts zu thun!" Der Abbate hatte seine Beichte wieder und dies war die Hauptsache für ihn.

Monsignore Barbari d'Azara wurde in einem Wagen vom Wachtmeister der Gensdarmerie nach Grenoble geführt und in das alte Bergschloß Pierre Chatel eingesperrt, wohin nur sein treuer Almosenier ihn begleiten durfte.

Im J. 1814 fielen wichtigere Dinge zu Vienne vor. Die Verbündeten rückten durch die Schweiz in Frankreich ein. Augereau sollte das ihnen entgegengestellte Heer befehligen, fand aber bei seiner Ankunft in Lyon nur wenige Truppen vor. Zu Nimes wurde ein Lager für 14,000 Conscribirte eingerichtet und ebenso viel Truppen sollten aus Spanien gezogen werden. Alles dieses zog durch Vienne. Anfangs schienen die Verbündeten zu weichen; allein sobald ihr 70,000 Mann starkes südliches Heer unter dem Befehl des Prinzen von Hessen-Homburg versammelt war, ging es auf Lyon los; die Beamten von Vienne zogen sich zurück. Mermet begleitete sie am 23. März zum avignoner Thor heraus und empfing dann die verbündeten Truppen am lyoner Thore. Bald erhielten die Einwohner Befehl, den fremden Truppen selbst Lebensmittel ins Lager zu bringen; man verbarg sich, um nicht gezwungen zu werden, den Durchmarschirenden zum Führer zu dienen. Tout de suite war das einzige französische Wort, das die fremden Truppen kannten und beständig unter lauter Drohungen wiederholten. Am Abend war die Stadt ruhig und todtenstill, als ein Trompetengeschmetter die Einwohner aufschreckte; der Prinz von Hessen-Homburg rückte mit 6000 ungarischen Grenadieren ein; die Häuser waren schon voll von Soldaten und leer an Lebensmitteln; für die neu Angekommenen mußte Platz und Nahrung aufgefunden werden. Am Tage hatte eine geistliche Jungfrau mit Begeisterung auf den Gassen das Glück ausgerufen, die Befreier Frankreichs endlich erscheinen zu sehen. Die ungarischen Grenadiere zwangen die geistlichen Jungfrauen sich halbgekleidet aus ihren Betten zu flüchten und von der Habe der begeisterten Jungfrau war am folgenden Tage nicht viel mehr zu sehen. Der bedauernswertheste Mann in ganz Vienne war aber Hr. Mermet, der Verf. der Flugschrift, denn ein Befehl des Barons von Lederer trug ihm auf, das Amt des Subpräfecten zu versehen. Vom 23. März an bis zum 6. Juni war für den armen Mann weder Ruhe noch Trost. Requisitionen, gewaltsame Auftritte aller Art, Durchmärsche, Alles kam zusammen, um ihm sein einstweiliges Amt zu einer Plage zu machen. Das Dorf Assieux sollte in Brand gesteckt werden, weil ein fremder Soldat in den umliegenden Gehölzen ermordet worden war. Es gelang ihm, das Dorf zu retten. In einer einzeln liegenden Schenke wurde der Wirth und auch die Wirthin von Soldaten gemishandelt. Bei dem Anblicke der Mishandlung seiner Frau kannte der Wirth Claude Moiraud keine Grenzen mehr; er zog ein doppelläufiges Gewehr aus einem verborgenen Winkel hervor, erschoß zwei Soldaten und flüchtete sich dann durchs Fenster. Die fremden Husaren schlossen nun die Schenke zu, worin sich die Frau mit ihren Kindern befand, und steckten die daranstoßende Scheune in Brand. Glücklicherweise zog eben der General Lederer mit seinem Generalstabe daher und ließ die schon halb erstickte Frau mit ihren Kindern herausziehen. Den Wirth erblickte man in der Gegend nie wieder. Der Verf. lobt das Betragen mehrer Generale, als Bianchi, de Flines; den Prinzen von Hessen-Homburg schildert er als „se donnant parfois une peine effroyable pour paraître méchant". Mermet bemerkt, daß grade von der Zeit an, als die Bourbonische Regierung wiedereingesetzt wurde, die Anmaßungen der fremden Herrn zunahmen und die Beamten die größte Mühe hatten, die schrecklichen Requisitionen abzuwenden, womit sie das Land bedrückten. Das Schlimmste bei einer Eroberungsarmee, bemerkt der Verf., ist der Nachtrab, ein wahrer Abschaum der Menschheit. Dieser fehlte leider auch bei den Verbündeten nicht und verursachte alles mögliche Uebel. Mermet beklagte sich beim Prinzen und dieser antwortete ihm, er möge die Spitzbuben nur verhaften lassen, sie sollten sogleich gehenkt werden. „Ich ließ Niemand henken", fährt der Verf. fort, „aber viele Leute ließ ich verhaften und dem Platzcommandanten de Flines überliefern, mit dem Protokolle der von ihnen ausgeübten Schandthaten. Die schnelle Gerechtigkeit des Herrn Majors befreite uns bald von dieser Plage. Vor dem Verhör ging beständig eine Tracht Prügel her und zwei oder drei Tage hernach wurde der Kerl oder das Weib mit einer Kette am Halse über die Grenze geschafft. Ich gestehe, daß sich unter den Verbrechern einige Franzosen befanden und daß ich mich wohl hütete, der schnellen Methode des Hrn. Majors Einhalt zu thun, welche die beste Wirkung hatte."

Noch rühmt Mermet den aus dem Luxemburgischen gebürtigen Quartiermeister eines Regiments; da dieser Mann mehre Sprachen verstand, so mußte er oft zum Vermittler zwischen den Soldaten und den Einwohnern dienen. Er leistete in dieser Hinsicht so wichtige Dienste, daß der Maire von Vienne am Tage vor der Abreise der Truppen, in Gegenwart der Offiziere und der angesehensten Bewohner der Stadt, ihm zum Geschenk eine kleine Schachtel mit einer goldenen Kette zum Halsschmucke für seine Frau überreichte, mit der Inschrift: „A N. N. maréchal de logis dans le régiment des chevaux-légers de Vincent, la ville de Vienne reconnaissante." Die Freude des braven Cavalleristen war außerordentlich, er weinte und lachte, umarmte Jedermann und rief ein Mal ums andere: „O wie glücklich wird meine Frau sein! Niemand wird sagen können, diese Kette, womit sie sich schmücken soll, komme vom Rand her!" Eins scheint der Subpräfect der dankbaren Stadt vergessen zu haben, nämlich den Namen des trefflichen Luxemburgers, und vielleicht erinnert sich Niemand in ganz Vienne mehr dieses Namens.

Für den armen Monsignore Barbari d'Azara waren die Verbündeten wahre Befreier gewesen; er erschien frei zu Vienne; Mermet führte ihn zum Prinzen und späterhin, als Mermet unternahm, die Geschichte seiner Stadt zu schreiben, lieferte ihm Barbari, wahrscheinlich von Rom aus, wichtige Documente, wie der Verf. versichert. 65.

Notiz.

In Lewald's „Bad-Almanach" wundert man sich, in dem Verzeichniß deutscher Bäder, daß ein so kleines Fürstenthum wie Schwarzburg so viel Heilquellen enthalte. Die Verwunderung kann sich mindern, indem vier ganz mit Unrecht diesem Lande zugeschrieben werden. Artern war eine sächsische Saline, jetzt preußische, Kösen desgleichen; an beiden Orten sind jetzt Soolbäder eingerichtet, denn nur solche, nicht eisenhaltiges Wasser, wie es im Verzeichniß heißt, hat Kösen aufzuweisen. Bibra, zum merseburger Kreise gehörend, ist ebenfalls preußisch, und Kastenberg war und ist ein weimarisches Städtchen. Das Bad in Ruhla bei Eisenach war in den letzten zehn Jahren des vorigen, den ersten zehn dieses Jahrhunderts am besuchtesten; die Anlagen sind noch alle von dieser Zeit her. Höchstens ist zuzugeben, daß man seit 1823 von Neuem aufmerksam wurde, wie heilkräftig die eine Quelle in Ruhla bei einer gewissen Art von Augenübeln sei. Eins der besuchtesten, wirksamsten Bäder in Schlesien ist Salzbrunn bei Fürstenstein, welches zu erwähnen ganz vergessen worden, da doch viel unbedeutendere in jener Gegend bemerkt sind. 53.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 275. — 2. October 1835.

Leben des königlich preußischen Geheimenrathes und Doctors der Arzneiwissenschaft Ernst Ludwig Heim. Von Georg Wilhelm Keßler. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 274.)

An ergötzlichen Geschichtchen ist diese Geschichte einer halb im Freien und Bergwalde verbrachten Jugend nicht arm. Die Strenge des Vaters würzte als Folie die kleinen halbgestohlenen Freuden. Es ist ein charakteristischer Zug und schon vielfach erzählt, daß Heim's erste Wonne ein Paar rothsammtne Hosen gewesen, in denen ein Vetter aus der Stadt und Gymnasiast die Predigerfamilie einmal besuchte. Alle Kinder glühten bei dem Anblick unerhörter Pracht und Wohlhabenheit, sie gukten hinterm Ofen vor, um die schönen rothen Hosen zu sehen, bis unser Ernst den Muth faßte, vorzuschleichen und mit bescheidener Hand über das glänzende Bein strich. „Noch im hohen Alter gewährte ihm der Gedanke an jenen sanften Strich den süßesten Genuß". Um dies zu erklären, müssen wir aber auch die Behandlung und die übrige Lebensweise der unschuldigen Landkinder beachten. Im Sommer bestand ihre Kleidung in der Regel aus nicht mehr als einem Hemde und einem Paar leinenen Beinkleidern. Zur Thätigkeit und zum strengsten Gehorsam angehalten, lag ihnen nicht weniger als Folgendes ob. Sie mußten alles Brennholz klein machen, im Garten graben, begießen, Wasser aus einem tiefen Brunnen schöpfen, Hopfen- und Bohnenstangen im Walde hauen und in solcher Last nach Hause tragen, daß Heim zuweilen darüber den Geist aufgeben zu müssen glaubte; das Obst im Garten und Felde mußten sie ernten, Buchekern sammeln und dem Vater als Brauknechte dienen, wenn er selbst sein Bier braute. Den Schnittern mußten sie das Essen zutragen und das Heu abladen und wenden, Gänse und Schweine füttern, dreschen, Mist laden, Aepfel schälen und trocknen. Daneben mußten sie die kleinern Kinder wiegen und den ältern auf der Schule täglich zwei Stunden weit in einem Quersack die Nahrungsmittel zutragen. Angenehmere Beschäftigungen waren die Jagd und der Vogelfang. Schon vom zehnten Jahre an war Ernst Heim ein rüstiger Jäger. Und doch wurden alle Kinder Gelehrte. Die sanfte Mutter war oft ihr Schutz gegen den strengen Vater, dessen herbste Strafe übrigens die war, die Jungen in den Spielstunden ins dicke Bett zu schicken. Daher schreibt sich Heim's Widerwille gegen den Schlaf.

Der Beruf zum Arzte zeigte sich schon früh in Ernst Heim. Ein alter Medicus mit einem großen, dreieckigen Tressenhute erweckte zuerst seine Lust. Der Vater hielt nicht viel von den Aerzten, curirte jedoch selbst und hatte nichts gegen seines Sohnes Wahl. Uebrigens hatte die Familie berühmte Ahnen in dieser Kunst und ein mütterlicher Vorfahr war sogar Leibmedicus Heinrich IV. von Frankreich gewesen. Wer da weiß, wie der alte Heim, insofern der scharf in die Natur Blickende überhaupt einer Theorie huldigte, mehr den abführenden als den tilgenden Mitteln geneigt war, mag aus den Datis seiner Jugendgeschichte annehmen, daß diese Ansicht schon von seinem Vater, dem Magister, auf ihn überging.

Nicht gehörig vorbereitet, wie er selbst sagt, bezog er das Gymnasium und darauf die Universität. Er mußte hier erst das versäumte Latein nachholen. Schlimmer noch stand es mit den Geldmitteln. Heim hat während seines sechsjährigen Studiums zu Halle vom Vater nicht mehr als 500 Thaler bezogen, und doch überschritt diese Unterstützung schon die Kräfte des Pfarrers, der so viel Kinder zu erziehen und ein Einkommen von höchstens 300 Thaler hatte. Heim aß für einen Groschen zu Mittag und für vier Pfennige Brot zu Abend. Nichtsdestoweniger war er der fidelste, vielleicht auch der tollste Bursch, und das unsterbliche Capitel des Universitätslebens, das Schuldenmachen, nahm auch in dem seinigen eine unverhältnißmäßige Anzahl Seiten ein.

Drücken die Schulden in Jena auch so wie in Halle? — schreibt er an seinen Bruder Anton. O verdammte Schulden, verwünschte Sklaverei! Du hast ihrer wol auch so viele als Haare auf dem Kopfe. Doch wer kann es ändern; wir können nichts thun, als dergleichen noch mehre machen.

Natürlich kommt er mit dem Vater deshalb in arge Collisionen und der aigrirte Magister schreibt ihm einmal deshalb: „Machst Du Schulden, so bezahle sie auch, und wo Du es nicht kannst, so lasse Dich nach Spandau in die Karre bringen und sieh, wie es thut". Am peinlichsten wird die Verlegenheit, als der unglückliche Ernst einmal aus dem Sächsischen ein Pfund unverzollten Taback einschmuggelt, denuncirt wird und dem Pächter der Regien, einem französischen Marquis, an 30 Thaler Strafe

zahlen soll. Die ganze Familie ist außer sich; man berathschlagt, wie dem Verhängniß zu entgehen, und der ältere solide Bruder Ludwig, der spätere Geheimerath und Excellenz, gibt sein Gutachten, daß man Alles eher thun soll, als bezahlen, nämlich zuvörderst sich ins Carcer sperren lassen, wenn das aber nichts hülfe, über die Grenze gehen. Glücklicherweise intervenirt ein medicinischer Gönner Heim's bei der Frau Marquisin, und die Strafe wird erlassen oder sehr gemäßigt. Dabei ertheilt der gesetzte Bruder dem fidelen den Rath, künftig sich mehr auf das Französische zu legen, damit er bei ähnlicher Verlegenheit mit der Frau Marquisin französisch reden könne.

Die Geldverlegenheiten dauern, trotz der bedeutenden und glücklichen Praxis, welche Heim schon als Student in Halle hat, die ganze Universitätszeit hindurch fort. Von Studenten, die er meist wegen selbstverschuldeter Uebel, oft höchst gefährliche, zu heilen hat, nimmt er nichts, weil sie seine Brüder sind, von andern nur dann etwas, wenn sie ein Paar Friedrichsdor mit Bequemlichkeit zahlen können. Statt weniger zu nehmen, curirt er lieber umsonst, und seine Patienten finden es bequemer, sich in die Kategorie der Armen aufnehmen zu lassen, statt ein Paar Goldstücke zu geben *). Einen grellen Gegensatz in der damaligen Lebensweise, die zwischen strenger Gottesfurcht und zügelloser Liederlichkeit schwankt, bilden in Heim's Tagebuch die Commentarien seiner Krankenbesuche, seiner Ausgelassenheit in den Commersen und die frommen eignen Vorsätze und Ermahnungen, die er empfängt und mittheilt. Wenn er Studenten curirt, so ist der fidele Bursch im Augenblick zum strengsten Moralprediger umgewandelt und man hört ihn mit Aufmerksamkeit an. Wie contrastirt folgender Brief eines jungen Mannes an einen jungen Mann, die Beide auf der Höhe der Bildung standen, mit der Zerrissenheit unserer Zeit! Ludwig schreibt an Ernst:

Im Uebrigen habe ich zu der Güte und Vorsehung unsers himmlischen Vaters das Zutrauen, daß er Dich nicht wird unversorgt lassen. Dies ist der Inbegriff der Wünsche, die ich bei dem Eintritt des gegenwärtigen Jahres für Dich hege. Gott lasse in demselben seine unaussprechliche Treue auch an Dir sich verherrlichen und schenke Dir in reichem Maße Alles, was zu Deinem wahren Wohle gereichen mag. Fürchte ihn nur von ganzem Herzen und bete ohne Unterlaß mit einem gläubigen, auf Christum gegründeten Vertrauen. Er wird gewiß unser und das Gebet unserer seligen Mutter nicht unerhört lassen, das sie für uns gethan, da wir noch unter ihrem Herzen lagen. Wir sind auf ihn geworfen von Mutterleibe an. Er ist unser Gott und wird sich unserer gewiß annehmen, wenn wir uns von ganzer Seele zu ihm wenden.

Aber derselbe fromme Bruder schlägt wiederholentlich mit demselben Eifer dem Bruder Ernst eine reiche Frau vor; das sei das einzige Mittel, als Physicus seinen Unterhalt zu finden. Heim, der fidele Bursch, wollte nichts davon wissen. Man sündigte wie heut, die Excesse waren auch noch ärger, aber es blieben Excesse, und man gab sich nicht Mühe, zur Sünde ein Moralprincip aufzufinden.

Ernst Heim's Freundschaft zu dem jungen Muzel, dem Sohne des berühmten und reichen Leibmedicus Friedrich II., hat etwas Antikes bei durchaus christlichen Gesinnungen. Aehnliche Verbrüderungen möchten in der heutigen Zeit nicht mehr vorkommen. Noch seltener aber ist der halb Freundschafts-, halb Liebesbund mit der schönen Tochter der Geheimenräthin von Büchner, in deren Hause beide Freunde fast täglich und beide auf gleiche Weise in Christiane Leo verliebt sind, wenn dies Wort das Verhältniß bezeichnete. Sie war Beiden gleich gewogen und von Beiden gleich geliebt, ohne daß Eifersucht zwischen ihnen obwaltete, Beider Schutzengel. Der Verf. sagt:

Die Freiheit, die innige Vertraulichkeit, welche beiden Jünglingen von diesem lieben Wesen gewährt wurde (die gegenseitigen Küsse in ungeheuerer Zahl werden abgezählt, damit Keiner weniger bekommt als der Andere), erscheint wunderbar, ja sie ist unerklärlich nach den kältern Formen jetziger Zeit oder nach den heuchlerischen Sitten einer großen Stadt. Nur wenn wir den Ausdruck reiner, frommer Unschuld in den Bekenntnissen und Briefen der beiden Freunde finden und im eignen Gemüthe wehmüthig freudige Erinnerungen an die schuldlosesten Genüsse der entschwundenen Jugend aufgeregt werden, wird uns jenes glückliche Verhältniß verständlich.

Heim steht die ärgste Todespein seines Lebens aus, als er einst diesem geliebten Wesen am Fuß eine Ader geöffnet und zu tief geschlagen hat. Nie doch, trotz dieser innigen Vertraulichkeit, hat weder Muzel noch Heim an eine nähere Verbindung gedacht. „Dazu sind wir Beide noch nicht würdig", schreibt er einmal an einen seiner Brüder. Beide sehen es auch ganz gelassen an, als ihre „schöne Adonis", wie sie sie nennen, nach Breslau sich verheirathet. Nur der Abschied von Halle hat etwas Empfindliches; aber als Christiane beim ersten Kindbett stirbt, ergießt sich der bittere Freundesschmerz. Wer möchte sich heut ein solches unschuldiges Verhältniß nur als möglich denken, wo ein vornehmes, junges, schönes Mädchen in der Art die Vertraute zweier Studenten ist, daß diese ihr unter Küssen Alles und Jedes mittheilen, ja sogar, was Heim einmal thut, wie er einige seiner Commilitonen zu einem öffentlichen Mädchen in Leipzig begleitet und mit ihr gescherzt, sich aber nicht von ihr verführen lassen. Ernst Heim und Fräulein Leo bedauern unter moralischen Betrachtungen das Loos des armen

*) Daß Heim ein beliebter Arzt bald werden mußte, ergibt sich aus der Art, wie er zuweilen curirte. Z. B. Einem, der am Magenkrampf litt und dem keine Medicin geholfen, befahl er, eine Bouteille Wein zu trinken, sich aufs Pferd zu setzen und zu reiten, was das Zeug halten wollte. Es half dem Patienten, und da der Patient ein vornehmer Herr war, half es auch Heim. Einem andern Vornehmen, der heftiges Reißen im Rücken hatte, ließ er Nachmittags 2 Uhr zur Ader, Abends um 6 mußte er einen Commers von 16 Personen geben, brav singen und selbst 12 Gläser Punsch leeren, bis er molum ward, item es half. Er vertheidigt sich aber dabei gegen den Vorwurf der Unbesonnenheit. Daher ist es erklärlich, daß ihm 200 Studenten, wie er schreibt, alle gewogen waren. „Unter diesen sind Geschickte, Fleißige, Fromme, Liederliche, Vornehme, Geringe, Arme, Reiche, Adelige und Bürgerliche. Ich weiß mich bei Jedermann zu insinuiren, indem ich keinem Vornehmen und Reichen schmeichle, aber auch keinen Armen verachte".

Geschöpfes, das sie gern wieder zur Tugend und ihren Aeltern zurückgeführt hätten. Und alles Das, was zwischen ihnen und der Leo passirt und besprochen ist, wird von Ernst Heim in der Regel wieder an Muzel's Schwester berichtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Saint-Marc Girardin's Vorlesungen.

Saint-Marc Girardin hat seine Vorlesungen beendigt. Was die Geschichte der Größe und des Verfalls des römischen Reichs betrifft, so hat er in seiner letzten Vorlesung eine interessante Vergleichung der Ansichten von vier berühmten und ganz verschiedenartigen Geistern gegeben, nämlich St.-Evremont's, Bossuet's, Montesquieu's und Hegel's. Wir halten dieses Experiment eines französischen Philosophen für interessant genug, um mit einem Auszug desselben einige Spalten d. Bl. zu füllen. Es ist nicht aus blinder Vorliebe geschehen, daß das Studium der römischen Geschichte zu allen Zeiten besonders lebhafte Geister angezogen hat. In der That stellt Rom diesen doppelten Charakter dar, daß es zugleich das Resumé einer vorigen Civilisation und der Keim einer neuen ist, das Grab der alten Welt und die Wiege der neuen. Rom hat unter seinen Kaisern das Bewußtsein der alten Welt abgeschlossen und durch die Einheit der Sprache nach der Voraussage des Evangeliums die allgemeine Wurzel der ganzen abendländischen modernen Welt vorbereitet. Es ist interessant, über diesen Punkt das Urtheil zweier ganz verschiedener Schriftsteller des 17. Jahrhunderts zu vernehmen, Leuten, die sich an Geist und Charakter ganz unähnlich waren. St.-Evremont, ein Weltmann, ein starker Geist, gehörte jenem skeptischen und analytischen Geschlecht an, welches ungetheilt im 17. Jahrhundert herrschte, aber dessen Tradition weit höher in der Geschichte hinaufsteigt, und dessen sich, wenn man es bei Licht betrachtet, die Dynastie niemals entledigt hat. St.-Evremont, Ludwig XIV. Zeitgenosse, hatte Frankreich früh verlassen und nahm nur von Weitem an der Civilisation dieser Gegenwart Antheil, an diesem letzten Aufbrechen des religiösen und monarchischen Geistes. Daher läßt er sich, wenn von Rom die Rede ist, durch den Glanz seines Namens, durch den Ruhm seiner Großthaten nicht blenden. Wenn die Römer triumphiren, so mißt er die Schuld weit weniger ihrem eignen Verdienst als vielmehr der Ungeschicktheit und Schwäche ihrer Gegner bei. Diese analytische (vielmehr materialistische) Auffassungsweise, indem sie dem Ganzen seine Großartigkeit entzieht, läßt doch dem Einzelnen Gerechtigkeit widerfahren. So z. B. wenn er von Scipio's Zeitalter und von diesem selbst spricht, so weiß er trefflich die Abweichungen zu schätzen, welche in dieser Zeit den römischen Charakter markiren. Von Scipio an nimmt Rom, siegreich über Karthago, jene glänzende Schwungkraft an, welche bald seine Waffen bis in die Mitte von Asien trug. Damals fingen an, die Bürgertugenden erschüttert zu werden, und die Ehrfurcht vor alten Maximen fing an, sich zu verlieren. Nach St.-Evremont war Scipio der Erste, der durch den Glanz seines persönlichen Ruhms es den Römern gezeigt hat, wie man die Verehrung und Ergebenheit, welche zeither dem Vaterlande gegolten hatten, auf eine einzelne hervorstechende Persönlichkeit überträgt. Wenn man auch nicht sagen kann, daß er seine Gewalt gemißbraucht, so öffnete er doch seinen minder scrupulösen Nachfolgern Thor und Thüre. Was die Streb- und Ausdehnungskraft betrifft, welche von da an die Republik auszeichnet, so schreibt sie St.-Evremont denselben egoistischen Gesinnungen zu, welche später Roms Ruin herbeiführten, der Habsucht, dem Ehrgeiz u. s. w., jenen glänzenden Fehlern der Luculle und Sylla's. Im Allgemeinen ist in der Auffassung St.-Evremont's die Feinheit des ins Einzelne gehenden Blicks nicht zu verkennen, von welcher selbst Montesquieu Vortheil zu ziehen wußte.

Bossuet's Art und Weise, die Geschichte zu betrachten, ist bekannt genug. Bossuet war ein theologischer Historiker und hatte in seinen Ideen über Völker und den verbindenden Geist der Geschichte viel mit der abstracten Vorsehung zu schaffen. Er sieht in den Römern die Vorbereiter der religiösen Einheit; sie sind es, welche aus den zerstreuten Völkerstämmen des alten Latiums ein Volk bilden, das wiederum der Kern jener großen Lawine wird, welche alle Nationen bedeckt und verschlingt. Wenn nun Bossuet sagt, man könne diesen immer größer werdenden Schneeball von Volk ruhig wachsen sehen, denn in dem Christenthum, das nicht mehr fern stehe, liege bereits das Moment seiner Vernichtung, so hat er allerdings den allein richtigen Gesichtspunkt von dem Verfall der römischen Macht gefunden. Denn nicht die eigne Schwäche und der eigne Sittenverfall, sondern das aufbrechende Christenthum in seiner ruhigen Größe hat Rom vernichtet. In dieser Ansicht und durch sie ist Bossuet um viele Tausendmal weiter als St.-Evremont, denn das Geheimniß der römischen Geschichte hat sich bereits angefangen, ihm zu lichten. Wenn Rom seine Rolle ausgespielt hat, so zieht es sich vom Schauplatz der Welt zurück, ohne daß sein Sturz auf das Weiterschreiten der religiösen Intelligenz den geringsten Einfluß übt. Im Einzelnen erscheint Bossuet's Urtheil zuweilen etwas verschabt und verschimmelt, er macht den steten Lobredner des römischen Senats. Aber der römische Senat ist nur in wenigen Momenten wahrhaft groß, weit öfter ist er nur ein aristokratisches Blendwerk, ein caput mortuum und müßige Abstraction des Volksgeistes gewesen. Wenn man bei der materialistischen Ansicht stehen bleiben wollte, so hätte weniger das römische Volk sich selbst als die patres conscripti es zu Grunde gerichtet.

In Montesquieu verschwand der religiöse Nimbus wieder, in welchen Bossuet die römische Geschichte eingehüllt hatte. Hier ist Rom für den Krieg geschaffen, in und durch den Krieg lebt es, und wenn dieser nun seine Grenzen ganz überschritten hat, wenn in den ungeheuern Besitzungen die Sonne nicht mehr untergehen kann und es in der alten Welt nichts mehr zu erobern gibt, wenn also der kriegerische Geist keine Nahrung mehr findet, so wendet sich Rom, jener Schlange in der Fabel zu vergleichen, gegen seinen eignen Körper, beißt und zerreißt sich selbst, wankt und fällt, und warum? weil ihm ein Feind fehlt. Nimmt man die sämmtlichen Urtheile zusammen, welche Montesquieu über die römische Welt hervorgebracht hat, so muß man gestehen, daß er unter allen am schlechtesten geurtheilt hat, so gründlich und politisch auch oftmals seine „jugemens" sind. Er hat gar im Geringsten nicht den Geist der römischen Geschichte an den allgemeinen Geist aller Geschichte anzuknüpfen gewußt; er hat über eine Episode gesprochen und das Hauptdrama außer Acht verloren; darum verfällt er am Schluß seiner sogenannten Entwickelung in ganz ordinaire Betrachtungen über die kurze Dauer der Reiche, über die Vergänglichkeit alles Irdischen und über die allbekannte Maxime, daß gar oft der Schein trügt; während der weit großartigere Bossuet, auf seinen einfachen religiösen Glauben gestützt und vom Ursprung der Welt die Idee des göttlichen Geistes festhaltend, der über den Wassern schwebt, *schon in der Religion selbst eine Philosophie der Geschichte findet* und so dahin gelangt, die ganze Folge der Ereignisse mit einer unerschütterlichen Heiterkeit zu betrachten.

Ueber den Standpunkt unsers Hegel wollen wir den Franzosen seine Ansicht selbst entwickeln lassen. Hier heißt es so: „Man weiß, daß Hegel, der letzte Repräsentant jener philosophischen Geschichte, welche schon in Bossuet sich großartig widerspiegelt, die Geschichte des Menschengeschlechts als *eine stufenweise Entwickelung nach der Emancipation des Menschen hin* betrachtet, der anfänglich unter das Joch der Materie und der socialen Verhältnisse geschmiedet ist". Die Stufen dieses Freiwerdens der Menschlichkeit in der Geschichte gibt er nun in seiner allerdings etwas dunkeln Form so an, daß nämlich „im Orient, der ersten Stufe der menschlichen Entwickelung, die Individualität noch mit der Substanz

identisch ist; in Griechenland, der zweiten Stufe, die Individualität zwar von der Substanz getrennt ist, aber von ihr ausgeht; in der römischen Welt, der dritten vorchristlichen Entwickelungsstufe, die Individualität feindlich der Substanz entgegengesetzt ist. Mit andern Worten: Im Orient ist die menschliche Individualität ganz von der Societät (?) erstickt und existirt nicht durch sich selbst. In der That, was ist von all diesen ungeheuern Reichen, von Ninive und Babylon übriggeblieben? Einige Namen von Königen, in denen sich anonyme Völkerschaften personificiren; allein aus dem ganzen Haufen dieser Menschenmasse, aus dieser allgemeinen Flut taucht nicht Ein Ausgezeichneter hervor. Ein erstarrender Despotismus drückt die menschliche Natur herab; es gab Assyrer, Babylonier, aber keine Menschen; sie bezogen ihr Recht, zu sein und zu existiren, nur aus ihrer Qualität als Unterthanen und Diener eines Herrn, der allein eine Seele und Thatkraft besaß, um diese träge Masse zu beleben."

Das ist recht gut gesagt und von einer Seite auch richtig, aber umfaßt den Standpunkt Hegel's beiweitem noch nicht. Dies ist blos die sociale Seite oder die Nebenseite des alten Orients. Denn das Identischsein mit seiner Substanz ist ja ursprünglich religiöser Art, weil die geschichtliche Idee eben nichts Anderes ist als der Geist Gottes, der sich offenbart; mithin ist aber die Substanz, in welcher die Persönlichkeit hier verloren geht, vielmehr der noch unaufgeschlossene Geist oder das Ansichsein Gottes, nicht aber der Tyrann oder despotische König der Assyrer und Babylonier; es ist nicht Belsazar der übermüthige Tyrann, vielmehr die unsichtbare Hand selbst, welche die Flammenzüge an die Wand schreibt.

„In Griechenland", heißt es nun weiter, „scheidet sich allerdings die menschliche Persönlichkeit vom Staate, aber geht zugleich daraus hervor. Der Bürger von Athen ist frei; er hat Rechte, einen Namen, ein Eigenthum und einen Eigenwillen, allein diese Attribute, die ihn so merklich von dem Sklaven des alten Orients unterscheiden, diese besitzt er nicht als Mensch, sondern nur als Bürger; er genießt dieser Rechte, weil er ein Grieche, weil er ein Athener und kein Barbar ist; der Staat gibt ihm seinen Namen und trägt auf ihn einen Theil der eignen Freiheit über, und dies ist so wahr, daß sogar dicht ihm zur Seite die Sklaverei existirt, und die Menschenwürde, verkannt und niedergedrückt in dem Sklaven, eine permanente Thatsache, eine Gewohnheit ist, welche die Sitte und die Philosophie sanctionirt; und wenn Plato, von seiner Reise zurückkehrend, von Piraten zum Sklaven gemacht wurde, so fiel er in demselben Augenblicke, wo der Staat nicht zur Hand war, um ihn zu befreien und zu rächen, vom Rang eines Bürgers herab in die untersten Räume der Menschheit, wo diese ohnmächtig ist, sich selbst zu vertheidigen. Einer der merkwürdigsten Züge in der Verfassung von Athen bleibt immer der Umstand, daß es dort kein Aristokratenthum gibt; es bestand unter den Bürgern keine Classenverschiedenheit, und der Mangel dieses Unterschieds, indem er der persönlichen Wichtigkeit des Einzelnen im Wege stand, lenkte dafür die Ehre der Freiheit auf den Staat selbst zurück. In Rom dagegen sind die Ordnungen völlig und genau geschieden; auf der einen Seite das Patrizierthum mit seinen Privilegien, auf der andern die Plebejer, welche ohne alle Standes- und Kastenprivilegien in ihrem Widerstreit gegen die Patrizier, in ihren Bestrebungen, der Ehre mitzugenießen, zu ihren Gunsten nur das Allgemeinmenschliche in Anzug bringen können. Und dies ist das erste Mal in der Geschichte, wo die einfache Qualität des Menschseins einen politischen Titel constituirt, der für den Unterdrückten zu einer Autorität wird. Beim Entstehen der Republik sind die Patrizier Herren aller Staatsfunctionen und Ehrenstellen, die Umwälzung, das Aufkommen der Plebejer beruht auf dem allgemeinmenschlichen Gefühl, und so ist es immer in der Geschichte. Lucretia, die Geschändete, vertreibt die Könige; Virginia, die Geopferte, stürzt die Decemvirn. Warum zieht sich das Volk auf den heiligen Berg zurück? Weil die Schuldner der Mißhandlungen ihrer Gläubiger und der Peitschenhiebe überdrüßig sind, sowie des Tribunenwesens. Wenn das Consulat zwischen beide Stände getheilt wird, so beruht die Veranlassung zu dieser Maßregel in der Eigenliebe eines Frauenzimmers. In wessen Namen begehren die Bürger das Recht, in patrizische Geschlechter zu heirathen? Im Namen desselben Gefühls, das dem Orientalen wie dem Griechen noch unbekannt ist, im Namen jenes Persönlichkeitsgefühls, das, nur durch sich selbst gerüstet, den Vorrechten widerstrebt, welche sich ihm in allen möglichen Gestalten entgegensetzen u. s. w. Auf diese Weise begründete Rom die menschliche Persönlichkeit, und die fortwährende Geltendmachung dieses energischen Princips zerstört die Republik zu Gunsten der Menschlichkeit, deren Rechte, im Alterthum ungekannt, verkannt und mit Füßen getreten, erst durch das Christenthum auf religiöse und positive Weise consecrirt sind. Durch das Christenthum ist die menschliche Natur als solche (ohne alle beiläufige Attribute, Accidenzien, Vorrechte oder wie sich der Zufall in der menschlichen Existenz sonst betitelt) geadelt, denn der Mensch ist als der Sohn Gottes und als solcher durch die Gottheit selbst geoffenbart. Christus ist des Menschen Bruder und alles Recht der Bürgerschaft verschwindet vor dem höhern und höchsten Recht der Kindschaft Gottes.

Man sieht aus diesem interessanten Bruchstück, das freilich hier und da einer Ergänzung bedurfte, daß St.-Marc Girardin mehr als irgend ein anderer französischer Philosoph nach dem Wesen und nach einer geistigen Auffassungsweise trachtet, und daß, obgleich sein eifriges Studium unsers deutschen Philosophen, den man vielfach als den dunkeln Heraklit der modernen Welt bezeichnet, alle Anerkennung verdient, ihm doch noch Manches abgeht, was zu einem vollen Verständniß dieses Systems nothwendig ist. 150.

Literarische Notizen.

Die Schrift: „L'Italie sous la domination autrichienne" hat eine auch dem Umfang nach starke Gegenschrift unter dem Titel: „Semplice verità opposta alle menzogne di Enrico Misley nel suo libello: L'Italie etc." hervorgerufen.

Von Mad. de Bawr erschienen „Histoires fausses et vraies."

Der Baron Barchou de Penhoen gab heraus: „Guillaume d'Orange et Louis-Philippe (1688—1830)."

Vor Kurzem erschien: „Oran sous le commandement du général Desmichels."

Unter dem Titel: „Récapitulations" gibt Bouilly eine Art Denkwürdigkeiten seines Lebens und seiner Zeit heraus. Das Werk wird vier Bände umfassen und in Lieferungen, deren sechs einen Band bilden, jede mit einem, auch zwei Portraits, ausgegeben werden. Die vielfachen Beziehungen, in denen Bouilly seit 50 Jahren zu den berühmtesten seiner Landsleute gestanden, seine feine Beobachtungsgabe, seine längst erprobte, gewandte und geistvolle Darstellung lassen Etwas von dem Werke erwarten.

Angekündigt wird: „Essai biographique et historique sur le feld-maréchal prince de Varsovie, comte Paskewitch d'Erivan" von J. Tolstoy (?), mit Bildniß und einer Karte. Wenn es nur keine gewöhnliche französische Buchhändlerspeculation ist, sondern verbürgte Wahrheit, was hier geboten wird, so wollen wir uns gern gefallen lassen, von Paris aus endlich einmal genaue Kunde über einen der bedeutendsten Feldherren der neuesten Zeit zu erhalten, statt sie dahin zu schicken. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 276. — 3. October 1835.

Leben des königlich preußischen Geheimenrathes und Doctors der Arzneiwissenschaft Ernst Ludwig Heim. Von Georg Wilhelm Keßler. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 275.)

Muzel hat den entscheidendsten Einfluß auf Heim's Carriere. Beide fühlten sich, als sie sich zum ersten Male sahen, von einander abgestoßen, bis der Pol zum Pole kam und aus der Abneigung eine solche Intimität ward, daß Muzel, der Halle früher verlassen hatte, sich gestand, nicht ohne seinen Heim leben zu können. Vom Vater auf eine dreijährige Reise zur Ausbildung als Mensch und Arzt geschickt, erbat er sich Heim zu seinem Gesellschafter, und der alte reiche Muzel willigte mit Vergnügen in diese bedeutende Mehrausgabe. Auch darin waren die Zeiten anders als heut. Jene conventionelle Delicatesse, welche für jede Geschenkannahme andere Formen sucht, um des drückenden Dankgefühls überhoben zu sein, war auch so innerlich stolzen Gemüthern wie unseres Heim fremd. Er hatte, während er es verschmähte, Bezahlung von der Armuth für geleistete Dienste zu nehmen, es nie verschmäht, von seinen reichern Freunden Unterstützung jeder Art zu empfangen. Von Juden und Christen hatte er zu einer Promotion Kleider geliehen bis auf Hemd und Strümpfe, getrunken und geschmauft, wo fideler Sinn es dem fideten Sinne darbot, je mehr, um so besser; so weigerte er sich auch keinen Augenblick, das große Geschenk des Freundes anzunehmen, und der Gedanke der Abhängigkeit kam ihm nicht in den Sinn. Auch ward er von seinem ältern Bruder Ludwig, den die Luft am meiningischen Hofe schon bedeutend inspirirt hatte, angewiesen, wiewol aus anderm Principe, sich zu dieser anständigen Fügsamkeit zu bequemen. Diesem angehenden Hofmann ist der hallesche freie Studententon und das rasche, die Formen überspringende preußische Wesen dermaßen zuwider, daß er allen Ernstes, aber höchst komischer Weise, seinem guten Bruder darüber Vorstellungen macht und ihm die innere Wichtigkeit der Beibehaltung des alten Ceremoniels vorhält *). Gott sei Dank, Heim hat sich an diese wohlgemeinten Verhaltungen nicht gekehrt; wenn es geschehen, er wäre nicht der alte Heim geworden.

Heim stand schon im Ruf als Arzt und war der unentbehrliche Famulus seines Lehrers Nietzky, ja dieser bot Alles auf, ihn zurückzuhalten, indem er ihm vortheilhafte Aspecten eröffnete; Heim's richtiger Sinn aber entschied, daß die Welt und die Menschen und nicht der Katheder sein Feld wären. Die Reise, bis die jungen Männer Leyden erreichen, ist nicht besonders merkwürdig. Man reist und beobachtet jetzt anders als vor 65 Jahren. Ueberall durch die Muzel'schen Empfehlungen und die ihrer eignen Persönlichkeit aufs Beste empfangen, sammeln sie und machen Bekanntschaften. Heim fragt in jedem Orte, wo er einen Kunstgenossen trifft, mit seiner noch heute bewunderten Lebhaftigkeit, einen jeden über seine besondere Heilmethode so viel als möglich aus und sucht von Kranken und Krankenhäusern mit seinen scharfen Augen Alles auszuspähen, was die wunderliche Sitte der Zeit ihm nicht verborgen hält. Denn diese lächerliche Geheimnißkrämerei war dazumal noch so arg, daß selbst der berühmte Muzel seinem Sohne, ehe er ihm seine praktische Behandlungsweise in der Charité mittheilte, das Versprechen abnahm: „Niemanden von seinen methodis medendi, selbst seinen vertrautesten Freunden nicht auch nur das Geringste mitzutheilen". Auch auf dieser Reise gibt es verliebte Abenteuer, die mit aller Naivetät berichtet werden. Der schwermüthige, junge Muzel wird von der Schönheit und Unschuld einer Bauerndirne so hingerissen, daß er ihr einen Kuß gibt, ihn aber sofort mit einem Ducaten und der feierlichen Bitte bezahlt, ja ihr Leben hindurch tugendhaft zu bleiben. Heim seinerseits hat Bedenken, ob er dem Chemiker Karthäuser zu Gießen, mit dem sich Beide befreunden, ausgezeichneten Respect erweisen solle, weil er Zweifel über die religiöse Gesinnung desselben hegt. So handelte ein flotter Bursch jener Zeit, der einmal im Postwagen in harten Streit mit einem Spanier geräth, weil Heim diesem zu viel raucht. Heim erhält von der Postbehörde Recht; es war dazumal legitim, auf dem Postwagen zu rauchen, und um deshalb allein, damit die Passagiere ohne Schaden rauchen mögen, war es schwer verpönt, auf dem Postwagen Schießpulver mit sich zu führen — auctore Heim!

*) Besonders hat die nachmalige Excellenz eine Aeußerung entrüstet und bange gemacht. Ernst Heim hatte nämlich in seinem selbstbewußten Werth und Jugendmuth gesagt: er wolle mit Stolz Die behandeln, die eine Stufe über ihm ständen, und zuvorkommend und liebenswürdig nur gegen Die unter ihm sein.

Leyden und das Land der Holländer wirkt nicht besonders anregend auf die jungen Männer. Muzel's Vater hatte ihnen das Studium dort aus eigner Jugenderinnerung anempfohlen; sie fanden aber wenig mehr als Namen und Sammlungen und beschränkten sich auf das Selbststudium, von dem Muzel schreibt, daß er es in Göttingen wohlfeiler haben könne. Heim wird von einem phlegmatischen Verwandten seines Freundes, einem reichen Pflanzer aus der andern Hemisphäre, aufgefodert, nach Surinam zu gehen, wo er zweifelsohne ein immenses Glück machen würde. Obgleich seine eignen Gedanken schon vordem nach Ostindien standen, verwirft er doch glücklicherweise den Antrag, und die Freunde gehen nach England, wo für Beide ein neues, höchst interessantes und lehrreiches Leben beginnt. Aber trotz der Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Männern, wie z. B. des Weltumseglers Banks, dessen Haus mit allen Annehmlichkeiten, Büchern, Bedienung, Speise, Trank, jedem Naturforscher zu jeder Zeit offen steht, scheinen sie doch zuletzt, wie jeder Fremde in England, von einer Bangigkeit ergriffen und verlassen es ohne bedeutende Schmerzen, um nach Frankreich zu gehen. Heim schwelgte indessen in England nicht allein in den Wissenschaften und Moosen, sondern abermals in einem halb Freundschafts-, halb Liebesbunde, und abermals — mit seinem Freunde zugleich — zu einer liebenswürdigen Lehrerin im Englischen, einer Miß Brooks. Die liebliche Lehrerin hat die Güte, dem muntern Schüler wol tausendmal das schwierige Wort vorzusprechen, bis er es richtig sprach. Ob auch sie wie Christiane Leo beiden Freunden gleich gewogen war, wird uns, wie auch ihr ferneres Schicksal, verschwiegen.

Am wenigsten sagt es Heim in Frankreich zu. Auch hier sucht er auf dem Lande, in Kost bei einem reichen Kaufmanne, die Sprache praktisch zu erlernen; aber weder Tisch und Keller des Hrn. Landrieve, noch das Anerbieten desselben, Heim solle katholisch werden und seine schöne Tochter heirathen, noch auch die reichen Moose, in den Waldungen von Versailles gesammelt, können ihn fesseln. Die Freunde kehren schon im Frühling 1775 nach Deutschland zurück. Ein anderes, lustigeres Leben beginnt am Rhein und im lieblichen Schwabenlande. Kein hübsches Mädchen begegnet ihnen, das Heim nicht wenigstens einmal küssen muß, und er beklagt sich verwundert in seinem Tagebuche darüber, wenn ein sprödes Bauermädchen absolut es nicht dulden will: „Strange thing in a girl, not to suffer to be kissed! but I fancy, they did know, that I am a protestant".

Berühmt auch über Berlin hinaus ist Heim's Ersteigung der Spitze des strasburger Münsters, welche bei dieser Rückkehr stattfand. Der Herr Verf. sagt, daß auch der strasburger Thürmer davon den Reisenden erzähle; Ref. kann dies nicht bestätigen, denn als er vor mehren Jahren dort war und des Falles erwähnte, schüttelte der kritische Thürmer ungläubig den Kopf und meinte, Derer, die sich dessen rühmten, gebe es Viele, von Denen aber, die es gethan, möchte er den Ersten noch sehen. Damit soll die Wirklichkeit der That übrigens nicht in Zweifel gesetzt werden; 60 Jahre liegen dazwischen und eine Revolution, welche den ganzen Münster einmal den andern Thürmen gleich machen wollen, kann auch das Gedächtniß an den einen deutschen Doctor, der oben auf dem Kreuze geritten und mit dem Tuche dem angsterfüllten Freunde zugewehrt, ausgelöscht haben. Dort oben aber hat Ernst Heim gesessen, und zwar um das Wort seines Muzel nicht zu Schanden zu machen, welcher, in Erinnerung seines kühnen Felsletterns, um Moose zu entdecken, beim Weine versichert hatte, Heim könne dasselbe, was jener Franzos einmal für 4 Louisdor ins Werk gesetzt und alle anwesenden Strasburger bezweifelten. Aber einmal und nicht wieder, versicherte der Heruntergestiegene. In England hatte er einen merkwürdigen Traum gehabt von einem Genius, der ihn auf allen Stegen und Wegen begleite und schütze bis zu den Höhen, wo Moose wachsen. Auf dem Kreuz des Münsters gedeiht keines mehr.

Auf dieser Rückreise hatte er auch Gelegenheit, dem zu jener Zeit berühmten Wunderdoctor Gasner in die Finger zu sehen, der „durch keine andere Arznei als den Namen Jesu curirte". Einen völlig lahmen Mönch, welcher auf jeder Poststation aus dem Wagen gehoben und wieder hineingetragen wurde, überraschte er eines Nachts im Wirthshause, wie derselbe ganz munter den Gang heraufgelaufen kam. Diese Wunderkur hat ihn fürs ganze Leben vom Wunderglauben geheilt. Interessant ist auch zu lesen, wie dieser praktische Mann, der später wenig las, über den „Werther" urtheilte, den er bei seiner Rückkehr in Tübingen doch lesen zu müssen glaubte:

Seine Gründe, um sich zu erschießen, sind Lumpereien. Der Styl des Autors dringt oft bis ins Herz, und man ist genöthigt, zu weinen. Ja, ich hatte selbst Thränen in meinen Augen. Aber der Herr Werther selbst ist ein lässiger Bursch.

Voll kostbarer Züge zu einem Stillleben ist seine Rückkehr ins Vaterhaus, nachdem er sich von Muzel getrennt und mit Extrapost in Meiningen eingezogen war. Zwar thun dem Bruder Ludwig Ernst's Verstöße gegen die Etiquette in der Seele weh, z. B. daß er bei der jungen Prinzessin eindrang, ohne sich vorher bei der Oberhofmeisterin zu melden, und daß er bei dieser den ersten Besuch und bei der Herzogin erst nachher einen abstattete; aber der muntere Ernst ist darum nicht weniger bei den fürstlichen Personen beliebt, und durch eine Galanterie gegen die junge Prinzessin gewinnt er sogar das brüderliche Herz dermaßen wieder, daß dieser erklärt, er besitze Verstand genug, um an einem Hofe mit Ehren zu bestehen! Die schöne Prinzessin, der er einen zarten Moosstrauch überreicht, fragte ihn nämlich, ob er nicht auch sie einmal zu Gevatter bitten wolle, wenn er die Moose taufe, und er antwortete: „Noch habe ich kein Moosblümchen gefunden, welches würdig wäre, den Namen einer so schönen Prinzessin zu tragen". Doch was wollen diese Scenen bedeuten gegen das Eintreten im Vaterhaus, das Wiedersehen der fünf Geschwister, welche auf dem Grabe ihrer Mutter sich gegenseitige Treue schwuren und Liebe und Achtung der guten Stiefmutter, die den alten Pfarrer treu pflegt und wartet. Wie da die

Gespielen der Kindheit besucht werden, die Freunde Kappe-Hans-Mathes, Mengese-Hans und Anne-Mige-Hans-Mathes, und mit den Bauerburschen die alte Freundschaft erneut und die Fischweiher und Forellenbäche und Büsche aufgesucht werden, wo den Knaben mancher Schuß und Fang gelang. Das ist in Heim's Leben das Ausgezeichnete, daß er in keiner Stellung des Lebens die Erinnerung an Das, was er gewesen, und die frische Jugendfreudigkeit des Gemüthes verleugnete. Sein schönster Triumph hier war, daß er, weit umher als Arzt verlangt, den greisen Vater vom Tode rettete und dem Jugendfreund und Schulzensohn Kappe-Hans-Mathes dessen Braut, das schönste Mädchen im Dorfe.

Hiermit endet die interessante Jugendgeschichte. Heim geht, von den Muzels dahin berufen, 1776 nach Berlin, lebt daselbst, unterstützt von dem alten Muzel, bis er sein Staatsexamen glücklich gemacht und das Physicat in Spandau erhält. Hier, wie überall, schafft sich Heim seine besondere Thätigkeit und erwirbt sich Freunde. Der geachtete Botanist Christ. Sprengel wird durch ihn zum Studium der Botanik angeregt; ebenso unterrichtet er den achtjährigen Knaben Alexander von Humboldt in den Anfangsgründen der Pflanzenkunde. Vor Allem aber unternimmt er das schwere Ding, die Spandauer von ihrem englischen Widerwillen gegen die Leichenobductionen abzubringen, ja läßt es sich zu Gunsten der Anatomie manchen Kuß an Häßliche und Alte und ein Freischießen, das er den Bürgern gibt, kosten, damit sie ihm und seiner Tranchirkunst der Todten gewogen werden. Es ist bekannt, daß er außer den Leichen jüngst Gestorbener auch die überhundertjährige des Grafen Adam von Schwarzenberg besichtigte und durch seinen Leichenbefund das Märchen gründlich widerlegte, als sei derselbe heimlich auf Befehl des großen Kurfürsten hingerichtet worden. Aber auch Thiere kommen an die Reihe und bei den Viehseuchen secirt er an Einem Tage 15 Ochsen und ein Pferd. Es gab keinen geringen Anstoß in dem ehrbaren Spandau, wenn die Bürger ihren hochverehrten Doctor auf einem Leiterwagen abholen sahen, um irgend ein crepirtes Stück Vieh zu besichtigen, und zuweilen saß, Arm an Arm, neben ihm der Scharfrichterknecht. Aber grade mit diesen Leuten suchte der hochgebildete Doctor Umgang, um Kenntnisse zu erwerben, welche er von rite Promovirten nicht zu erwerben hoffen durfte, nämlich mit Pfuschern, Quacksalbern, Schäfern, Hirten, Scharfrichtern, Curschmieden, alten Frauen und Krankenwärterinnen. Mit Ueberwindung alles gelehrten Stolzes zollte er gern diesen Männern das gebührende Lob für geglückte Curen.

Sein Glück stieg — fast alle seine Kranken genasen —, sein Ruf und sein Einkommen wuchsen zunehmend; die Freundschaft zu seinem Muzel und das innige Band zu seiner Familie blieben in der vorigen Stärke, und der älteste Bruder Ludwig schreibt ihm triumphirend:

Es ist wahrhaft ein herrlicher Gedanke — — daß der Segen Gottes auf uns Geschwistern ruhe. So hoch erhebt er das Herz, so innig rührt er es. Der Frömmigkeit und Rechtschaffenheit unserer Mutter haben wir diesen Segen zu verdanken und dem Gebet, das sie für uns zu ihm schickte, der uns bisher so mütterlich an ihrer Statt geleitet hat.

Heim fühlte sich ungemein wohl in Spandau, aber er curirte nicht hier allein, sondern wurde häufig nach Berlin hinübergerufen; sein Tagebuch, das er regelmäßig führte, gibt uns in den naivsten, rührendsten Ausdrücken Kunde von der seltenen, unschuldigen Gesinnung. Einmal schreibt er:

Von Rechts wegen sollte jeder Arzt alle Jahre wenigstens einmal recht empfindliche Schmerzen leiden, um nicht fühllos gegen seine Patienten zu werden.

Bei aller dieser Frömmigkeit und Unschuld calculirt er aber sehr pfiffig, daß er als junger Arzt noch nicht heirathen müsse, weil für sein Glück und seinen Ruf besser gesorgt sei, wenn so viele Familien denken könnten, daß auf eine ihrer Töchter seine Wahl fallen könne.

Da stirbt plötzlich, unerwartet sein Freund, der junge Muzel, nachdem er ihn eben in Spandau besucht hatte. Der empfindliche Schlag für sein Herz wird noch verstärkt durch den bald darauf erfolgenden Tod einer jungen Dame, der Sängerin Salomon, in welche abermals seltsamerweise beide Freunde zugleich verliebt erscheinen, obschon diesmal Muzel's Leidenschaft ernster erwidert und unglücklich um deshalb war, weil sein Vater sie misbilligte. Heim ist Arzt der jungen Dame, und fast scheint sein Lebensmuth zu brechen, als sie, aller Kunst ungeachtet, ihm unter den Händen langsam stirbt. Ihn selbst trifft eine heftige Krankheit; er macht sein Testament, und in einem rührenden Briefe stellt er dem ältern Bruder Theologen die Frage, welche er praktisch so oft selbst zum Besten der Leidenden entschied: ob es dem Arzte erlaubt sei, einem Kranken, der sterben müsse, Genüsse zu erlauben, welche vielleicht seine letzten Tage erheiterten, sie aber verkürzten, statt streng auf der Diät zu bestehen, welche die Existenz vielleicht auf Tage verlängerte, aber unter Schmerzen und Stumpfsein? Glücklicherweise braucht der Bruder ihm die Frage nicht zu beantworten. Er lebt auf und statt des Todes kommt eine Hochzeit mit einer muntern, hübschen 15jährigen Spandauerin, nachdem er kurz zuvor den Titel Hofrath zum Geschenk erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Was heißt christlich glauben und lehren? In Beziehung und im Gegensatz zu den neusten Umtrieben der Frömmler, in zwei Abtheilungen beantwortet von G. Friederich. Frankfurt a. M., Boselli. 1835.

Der Verf. ist einer Erneuerung des religiösen Lebens, einer allgemeinen kirchlichen Wiedergeburt nicht entgegen, findet aber, daß mit diesem Losungsworte der jüngsten Zeit weniger zu einem christlichen Werk der Versöhnung und Liebe, als zu einem Kampfe der Unduldsamkeit, Verketzerung und Irreleitung, kurz zum Pharisäismus aufgerufen werde.

Es ist der Mühe werth, darüber nachzudenken, woher in unsern Tagen der Hang zur Pietisterei rühre, und warum er so üppig fortranke am alten verfallenden Kirchengemäuer. Wie aber nichts in der Welt aus reinem Guten, nichts aus lauter Bösem entsteht, weil eben beides nicht gesondert vorhanden ist, so muß denn auch jener Hang, jene auffallende Richtung der Menschen aus dem eigenthümlichen Gemisch der Gegenwart ent-

springen. Wir sind sehr erschöpft von Außen und von Innen. Eine Zeit großer Kriegsbewegung, glänzender Thaten, erstaunlicher Weltumwälzung ist an uns vorübergegangen und hat das überreizte Geschlecht ermüdet. Man kehrt daher aus der nun still gewordenen Außenwelt, die mit keinen Eroberungen und keinen Zerstörungen mehr spannen will, um so lieber in seinem eignen Innern ein, als Das, was jetzt um uns her vorgeht, eine Zeit der Gährung ist, aus der sich zwar ein vollkommenerer Zustand entwickeln wird, die aber nur von hellern Geistern durchblickt, von starken Seelen geliebt werden kann. — Nun bleibt es aber für die meisten Menschen bedenklich, in sich selbst einzukehren. Hier zwar, im Gemüth des Menschen, liegen die Abgründe des Ewigen; wie wollen aber an diesen Abgründen grade Diejenigen, ohne schwindlich zu werden, sich aufrecht erhalten, die nicht einmal die Gährung außer sich durchblicken und ertragen können? Man glaubt vielleicht, aus diesen innersten Quellen das Reingöttliche zu schöpfen, und baut darum hier seine Separatistentempel an. Aber jene Quellen sollen — so will es des Menschen Bestimmung — hinaus in die Sinnenwelt und in die menschliche Gesellschaft geleitet werden; Natur und Staat sollen angebaut, der Mensch an seinen Werken klar und froh, durch seine Thaten des ihm innewohnenden Göttlichen inne werden.

Noch schlimmer, wenn zu jenem Hang, in sich einzukehren, noch die innere Ermüdung durch Ueberdruß und Uebergenuß am Leben kommt! Die in sich Einkehrenden glauben hier tröstlichen Geistern zu begegnen, und begegnen nur den Gespenstern des Ewigen und weihen die Ausgeburten ihrer erkrankten Eingeweide zu den Priestern ihrer einsiedlerischen Andacht. Und nun separiren sich diese Hypochondrischen, hassen alle Andersdenkenden, besonders die Heitern und Frohen, ja sie verdammen die Heiterkeit und Freude selbst. Aber möchten sie das nur immerhin, ein Jeder für sich selbst, thun; doch wie sie in ihrem Lebensüberdruß einer Andacht nicht entbehren konnten, so können sie sich nun in ihrer Andacht einem Trieb, zu wirken, nicht entziehen, und suchen, in ihrem Sinne schaffend, eine Gesellschaft ihres Gleichen zu gründen und zu erweitern, — sich Trennende zu verbinden. So den ersten Christen entgegengesetzt, die aus unterirdischen Höhlen eine Kirche aufwärts in das Gebiet des Lichtes und der Liebe bauten, brechen sie nun hier ab, um hinabwärts in Nacht und Haß ihre Andacht zu gründen.

Mit Recht treten daher Männer, die über das Leben und die Religion klar sind, zur Bekämpfung dieser neuen Lindwürmer auf, die in dunkeln Höhlen pietistischer Andacht sich erzeugen und anschwellen, um von hieraus die sonnigen Gefilde der Cultur und der Humanität und die singenden Arbeiter des Lebens zu bedrohen. An diese Kämpfer und Streiter reiht sich der Verf. der obenbezeichneten Schrift an. Gegen jene Frömmler und ihre Umtriebe glaubt er grade den Kampf der streitenden Kirche gerichtet. „Sie, diese Scheltenden und Seufzenden", sagt er, „sind es hauptsächlich — und im Geiste nehme ich ihr Staunen über diese ihnen unbegreifliche Behauptung wahr! — welche den Triumph der Kirche Christi aufhalten und erschweren durch ihren fanatischen Eifer, mit welchem sie den religiösen Sektengeist anregen, durch ihren unzeitigen und grundlosen Jammerruf über den Verfall des echten Christusgeistes, der ihnen freilich völlig fremd ist, durch ihr pharisäisches Absondern von der Gemeinde, als die Erleuchteten und Begnadigten, die, im Besitz des innern Lichtes und auf dem allein richtigen Wege zum Heil sich wähnend, durch ihre Rotten und Winkelandachten außer der Kirche, das Wort und den Geist des Erlösers in ihren Thaten entwürdigen."

Zu solchem Kampfe hält sich der Verf. nicht nur durch sein geistliches Amt berufen, sondern auch grade auf dem ihm seit 30 Jahren angewiesenen Amtsposten in Frankfurt am Main veranlaßt.

„Seit langen Jahren nämlich haben die abendlichen Versammlungen der Frömmler unter den Frommen (bene dixisti!), die Winkelandachten und Conventikel nicht so überhand genommen, im tropischen Sinne: wahrhaft grassirt, wie gegenwärtig in Frankfurt am Main. Die Pflanzschulen derselben waren seit Jahrzehnden die Privatwohnungen der verschiedenen Missionnairs, die sich von Zeit zu Zeit hier aufhielten, in welche diese die Erwählten — meist Glieder des andern Geschlechts — zu sich einluden, Geist und Phantasie ihrer Zuhörer durch die bekannten überspannten sinnlichen Vorstellungen von Sünde, Gnade, Verdammniß, Hölle, Seligkeit u. s. w. verwirrten und, um ihrem Vortrag Dauer und Nachwirkung zu verschaffen, sie mit einer Flut kleiner, sogenannter Erbauungsbüchlein oder Traktätchen überschütteten, deren viele besonders für Kinder berechnet waren."

Gegen diese Verführung besonders der Jugend eifert der Verf. mit Recht am meisten.

„Am betrübendsten ist das Unheil, welches solche Schwärmer in den weichen Seelen zarter Kinder stiften; und grade auf sie ist ihr vorzügliches Augenmerk auch unter uns gerichtet. Die Art und Weise des frühesten Unterrichts in der Religion ist beinahe immer entscheidend auf die psychische Richtung des künftigen Menschen. Wenn darum in ihm die Gottheit zu sinnlich dargestellt, zuviel und beinahe ausschließlich nur auf Gefühl und Glauben bei den armen Kleinen gedrungen wird, der Vortrag zu bildlich und mystisch ist, die krassesten Darstellungen der Hölle und ewigen Verdammniß, bevölkert mit Legionen von Teufeln in furchtbarer Gestalt, mit den üppigsten Vorbildungen des himmlischen Paradieses abwechseln und dabei die unschuldigsten Aeußerungen menschlicher Neigungen und Gefühle zur Sünde gemacht werden, die Welt als ein großes Jammerthal und der Mensch von Mutterleib an als durch und durch verdorben und unfähig zu allem Guten beschrieben wird, kann es ja anders kommen, als daß die unbeschriebene Tafel der lebendigen Einbildungskraft des Kindes dadurch mit den schädlichsten, grotesksten, verworrensten Vorstellungen von Lebenszweck und Menschenbestimmung erfüllt, das aufgeregte Gemüth beunruhigt, selbst in Träumen — wie ich es wahrnahm — geängstigt wird und einer gänzlich verkehrten Bestimmung, wo nicht gar dem Wahnsinn entgegenreift?"

Mehr bedurfte der Verf. nicht, um bei seinen Lesern für berufen zu dem Kampfe zu gelten, den er angetreten hat. Darum hätte der erste Abschnitt der Schrift über das Hauptmotiv der Herausgabe derselben zum großen Theil wegbleiben können; da es zumal auch dem Verf. schwer geworden sein mag, soviel von sich selbst zu reden. Unverkennbar ist auch eine gewisse Empfindlichkeit des Verf. gegen den Angriff eines anonymen „Laien" in dem Schriftchen: „Was brachte einst Christum an das Kreuz?" Das sollte nicht sein. Kämpfer müssen sich Angriffe gefallen lassen, und wer gegen Lindwürmer zu Felde zieht, muß, wie Siegfried, — eine Haut von Horn haben und nicht kitzlich sein, sonst ist es um Sieg und Frieden gethan. — Nach jenem principium ab ego schlägt aber der Verf. den richtigen Weg ein, indem er im zweiten Abschnitt untersucht, was christlich glauben und lehren in Kirche und Schule heiße, und im dritten Abschnitt eine Charakteristik der religiösen Schwärmerei oder des Mysticismus aufstellt. Die Darstellung ist klar und dem Kreise von Lesern angemessen, für welche die Schrift bestimmt ist. Wir empfehlen dieselbe als ein Wort zu seiner Zeit allen Denjenigen, die berufen sind, auf ihre Zeit zu wirken, wie Denjenigen, die sich für ihre Zeit interessiren. Mit Verlangen sehen wir der zweiten Abtheilung entgegen, in welcher der Verf. die Schädlichkeit der Frömmler in Beziehung auf Staat, Kirche, Familienwohl und auf den Menschen selbst darthun und Beiträge zu einer künftigen Geschichte des Pietismus in Frankfurt a. M. liefern will.

Wir schließen mit Luther's Worten: „Ich habe mit diesem alle Städte und Herren aufs Neue bitten und vermahnen wollen, den Schleichern und Winkelpredigern zu wehren, auf daß wir das Unsere thun". 127.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 277. — 4. October 1835.

Leben des königlich preußiſchen Geheimenrathes und Doctors der Arzneiwiſſenſchaft Ernſt Ludwig Heim. Von Georg Wilhelm Keßler. Zwei Theile.

(Beſchluß aus Nr. 276.)

Schon längſt war davon die Rede geweſen, Heim nach Berlin zu ziehen. Es ſollte nach Muzel's (des jungen) Tode geſchehen; er ſollte Stadtphyſicus werden; über 20 Familien hatten ſich zu einem beſtimmten Salarium verbunden und die ſeltſame Verheißung hinzugefügt, daß ſie ihn, im Fall er ſtürbe, auf ihre Koſten feierlich beerdigen wollten. Es zerſchlug ſich indeſſen, und Heim führt einmal in ſeinem Tagebuche an:

In Berlin muß man freſſen und ſaufen, oft in Geſellſchaft ſein, wo Gott und die Tugend entheiligt werden, welches Alles ich theils ſelbſt erfahren, theils von meinem ſeligen Freunde gehört habe.

Dennoch widerſtand er dem Nothwendigen nicht länger, als der Ruf zu deutlich wurde, und überbürgerte 1783 von Spandau nach Berlin. Hier beginnt nun die unglaubliche Thätigkeit und Wirkſamkeit des Mannes, mit welcher das Glück, welches ihn ſein Leben hindurch begleitete, nur Schritt hält. An äußern merkwürdigen Vorfällen iſt dies Leben nicht reich, wol aber an ſchönen Zügen, deren jeder einzeln den ſeltenen Mann charakteriſirt in ſeinem gottergebenen Frohſinn, ſeinem hellen Blicke, ſeiner unerſchöpflichen Güte, Wohlthätigkeit und, während er von äußern Glücksgütern überſchüttet iſt, in ſeinem ſtets dankerfüllten Gemüthe für die geringfügigſte Kleinigkeit, die ihm unerwartet kommt. Und ſo blieb er, wie Ref. aus eigner Erfahrung weiß, bis in ſein hohes Alter kindlich erfreut über die kleinſte Gabe, die der Geber ſelbſt vielleicht nur ſcheu ihm anzubieten wagte, entzückt über Alles, was ihm neu war und ihn intereſſiren konnte, und theilnehmend für ſo viele neue Beſtrebungen, denen minder kräftige Greiſe nur Stumpfſinn, Zweifel und Argwohn entgegenſetzen.

Seine Einnahme wuchs mit ſeiner blühenden Familie. Sie ſpornte ihn aber nur zu neuer Thätigkeit an. Um ſeine hohen, höchſten und reichſten Gönner verſäumte er ſeine alten Kunden nicht, ritt Nachts bei Sturm und Wetter nach Spandau, 4—5 Meilen weit in die Umgegend, ſtieg unabläſſig in die Dächer und in die Keller zu den Armen, und war nur dann in Aerger zu bringen, wenn ihn Patienten um ſogenannte „Quengeleien" incommodirten, wie dem lebensfriſchen, Gott vertrauenden Manne denn die Hypochondriſten die widerwärtigſten Kranken waren, die er ſich gern vom Leibe ſchaffte.

Ich begehre als Arzt kein beſſeres Glück als mein jetziges — ſagt er noch im Anfang ſeiner berliner Praxis. Gott weiß, daß ich keinen meiner Collegen das Seine beneide, ihm vielmehr allen Segen wünſche.

In ſeinem Tagebuche findet man häufig Stellen wie folgende:

O Gott, die Ausübung meiner Kunſt iſt ſchwer! Leite du mich bei ſelbiger und ſtärke mich, daß ich nicht zaghaft und müde werden möge, wenn mir nicht Alles nach Wunſch geht!

Das gute Einverſtändniß mit ſeinen Collegen ſtellte ſich jedoch erſt allmälig ein und dann durch ſeine Bonhomie und Selbſtverleugnung; anfangs betrachtete man ihn als einen Eindringling und er ſelbſt mußte von ſeiner 19jährigen Gattin gewarnt werden, nicht ſo graderaus von Charlatanerie zu ſprechen. Freilich war ſein Verfahren eine unerhörte Neuerung in den Annalen der berliner Medicin, wenn er zu einem Kranken, der ihm geſtand, er habe ſeine Medicin nicht genommen, weil ſie ihm gar zu ſehr widerſtände, freundlich ſagte: deſto beſſer, mein Lieber! Er hatte ſie ihm nur auf das Dringen der Tante des Patienten verſchrieben. Auch bekämpfte er neben mancher Bocksbeutelei den Dünkel der berliner Aerzte, welche die Chirurgen als tief unter ſich betrachteten und ihnen nicht geſtatten wollten, in Kutſchen zu fahren. Obgleich er die genaueſte Rechnung führte über alle Einnahmen, war in ſeinem Benehmen doch kein Unterſchied gegen zahlende und nichtzahlende Patienten, ja er ſchickte Unbemittelten das Honorar oft zurück; ein Verfahren, von dem er behauptet, daß es ihm noch immer Segen gebracht. Die Franzoſen waren die ſchlechteſten Zahler, dafür aber am reichſten an überſchwänglichen Complimenten. Durch das Unglück, welches nach der Schlacht von Jena über das Vaterland einbrach, verlor er den größten Theil ſeines Vermögens, welches auch eine 20jährige nachherige Praxis nicht ganz wiedereinbringen konnte. Dennoch keine Spur von Klage oder Unmuth in ſeinen Bekenntniſſen, im Gegentheil äußerte er:

Was würde Gott zu mir ſagen, wenn ich mich hierüber einen Augenblick grämen wollte? Würde er nicht ſagen: „Ei

du elender Wicht, habe ich dir nicht so viel gegeben, und nun verdrießt es dich, daß ich dir etwas davon wieder nehme? habe ich dir nicht Tausend genug gelassen?"

Ein curioser Einfall plagte zuweilen den Arzt Heim: Er habe besser gethan, statt sich mit einer liebenswürdigen Frau zu verheirathen und Kinder zu zeugen und Patriarch einer großen, geehrten Familie zu werden, wenn er sich mit einem jungen, der Feder kundigen Doctor verheirathet hätte, der für ihn lese, correspondirte und seine merkwürdigen Erfahrungen zum Nutzen der Welt aufnotirte und publicirte. Aus der Grille wurde indessen glücklicherweise keine fixe Idee. Er rügt einmal, daß ein alter Arzt unter sein Bild, daneben eine brennende Kerze steht, die Worte gesetzt: „aliis inserviendo consumor"; unter sein eigen Bild würde er schreiben lassen: „aliis inserviendo cresco, floreo". Daß er für Lebensfreuden, namentlich die der Tafel und des Weines, empfänglich war, ist schon gesagt. Wo ihm der Wein nicht zusagte, hatte er das Recht, aus seinem eignen Keller hinzuschicken, und auch eine Curiosität ist, daß er nur altes Brot aß und ein Stück davon immer in der Tasche zu den zahllosen Gastgelagen, die er besuchen mußte, mitführte. Das Schauspiel konnte er seiner Amtsgeschäfte wegen nur selten besuchen, ob er es gleich liebte und in London Garrik nie versäumt hatte. Die Politik war nicht seine Sache, doch bewunderte der praktische Mann Napoleon's Größe und wunderbare Thatkraft mit Theilnahme, ja sogar im Anfang mit steigender Bewunderung. Erst Preußens Unglück und Erhebung regte ihn bedeutend an, wie schon aus dem Grunde erklärlich wird, daß sein einziger Sohn und zwei seiner Schwiegersöhne ihr Amt, junge liebenswürdige Gattinnen und Kinder verlassend, sich als Freiwillige zum preußischen Heere stellten. Doch wollte auch hierin ihm das Glück wohl, die drei Kämpfer kehrten in den glücklichsten Familienkreis zurück, während mehre Jahre darauf die Gattinnen der Schwiegersöhne die ersten Opfer wurden, welche daraus für immer schieden. Eigenthümlich und Natur in Allem, war Heim es auch als Vater und überließ das Heirathsgeschäft seinen schönen Töchtern so vollkommen, daß er in der Regel der Letzte aus der Familie war, der die Verlobung erfuhr, und bei der seiner jüngsten Tochter, nachdem er sich herzlich über den tüchtigen Schwiegersohn gefreut und ihn umarmt, ausrief: „Aber sagen Sie mal, wie heißen Sie denn eigentlich?" Heim's Familie galt für die glücklichste in Berlin.

Noch im hohen Alter wurden Reisen gemacht, mehre mit Weib und Kind, Berge und Thürme von dem hohen Siebziger mit jugendlicher Rüstigkeit erstiegen, und fort und fort ward nach Moosen gesucht. Schon über 80 Jahr alt, durchstreift er mit einem Schwiegersohne bei Gelegenheit eines Familienfestes die Wälder bei Freienwalde und lagert sich mit Jünglingsgefühlen auf dem Rasenteppich, von Gottes Güte sprechend und seinen Moosen, in denen sich die Allmacht ebenso gut wie im Eichbaum und Löwen darthue, glühende Lobreden haltend. Rührend ist auch sein letzter Besuch in Solz, wie zum Mittagsmahl in des Vaters bescheidener Hütte (Vater und Mutter sind todt) etliche silberhaarige Greise geladen sind, und sie sprechen, wie sie als Knaben geangelt und geschossen und Freundschaft fürs Leben sich geschworen. Kappe Hans Mathes' schlichtes Bild (er ging nur um Weniges vor Heim ins Land seiner Väter) hing in den letzten Jahren beständig vor Heim's Sofa. Bruder Ludwig, ein Fünfundsiebziger, wird, drei Jahr todt krank, noch durch Wort und Anblick seines Heim gesund, und die Brüder plaudern durch Tag und Nacht von der vergangenen Zeit und dem wunderbaren Gottessegen, der auf der Familie ruht.

Nie ist ein schlichter Privatmann so von allen Ständen geliebt, geehrt worden. Fürstinnen besuchen ihn und königliche Prinzen springen auf der Straße zu, ihm in den Wagen zu helfen. Diese Verehrung hat sich bei seinem berühmten Jubiläum 1822 auf eine merkwürdige Weise kundgegeben. Alle Zeitungen sprachen ihrer Zeit von diesem ergötzlichen Feste, zu dem alle Notabilitäten Berlins beitrugen, sodaß wir es hier eben wie sein goldenes Hochzeitfest, um die Spalten dieses Aufsatzes nicht noch zu verlängern, übergehen können. Aber noch viele Jahre nach jenem, bis in sein 84. Jahr, empfing Heim nicht allein Kranke bei sich, sondern fuhr und ritt zu ihnen, nicht zurückgeschreckt durch die mannichfachen und bedeutenden Unfälle, die er als Reiter erduldete.

Die aushaltende Geistes- und Körperkraft dieses Naturmenschen ist vielleicht das Bewunderungswürdigste an ihm. Er vegetirte nicht, nein, er lebte, er studirte fort und fort. Laubfrösche, Bienen und Schlangen spielten in der Stube des Greises; er wollte noch immer von ihnen lernen. Von allen neuen Erscheinungen der medicinischen, der biographischen, ja auch der belletristischen Literatur ließ er sich das Bedeutendste vor seinem Ende vorlesen und machte Bemerkungen darüber. Er obducirte, nicht vom Schmerz überwältigt, die Leichen seiner eignen, geliebten Kinder und will, der 80jährige, hochberühmte Arzt, bei einer Reise durch Köthen noch den famosen Hahnemann kennen lernen, um zu lernen. Aber Hahnemann läßt ihn nicht vor!!! Man müßte einmal Hahnemann's Leben, gegen Heim's gehalten, lesen. Als seine Kraft, nach Außen thätig zu sein, hinschwand, fand er im Schoos seiner Familie den schönsten und reichsten Lohn seines Lebens. Die Bilder der Jugend passirten, nicht im Nebelschleier, alle in hellem Sonnenlicht die Revue; besonders rührend aber ist die an seinen Freund Muzel. Das Gemüth des Mannes erscheint da wahrhaft verklärt und die Empfindungen des Achtzigers sind noch so frisch als die des Dreißigers. Hufeland sagt von ihm:

Seine Tugend und Rechtschaffenheit war höherer Art. Bei allem äußern Schein eines leichten Sinnes lag eine Tiefe echtreligiösen Sinnes und Gefühls in seinem Herzen; er war der echteste, praktische Christ, ohne viel Worte davon zu machen; er trug das Christenthum in sich, es belebte ihn, wie uns die Gesundheit belebt, und wer sie in sich trägt, sich ihrer nicht bewußt wird.

Und doch verließ denselben Heim in seinen alten Ta-

gen ein Diener, dem es nicht christlich genug in seinem Hause zuging, denn es wurde alle Abend Whist (ohne Geld) gespielt und weder gesungen noch gebetet. Ref. erinnert sich, daß der Sechsundachtziger fast ironisch auflachte, als er ihm diese Geschichte erzählte. Er ließ ihn gehen und wünschte ihm eine Herrschaft, welche mit ihm sänge und betete.

Heim starb am 15. Sept. 1834 im Arm der Seinen. Seit Menschengedenken war in Berlin nächst dem Schleiermacher's, der Heim um Weniges voranging, kein Leichenbegängniß so feierlich als das unsers Heim.

Mich hat lange kein Buch wie dieses erquickt. Müßte ich es auch mehr verallgemeinert und darum kürzer wünschen, damit es überall Eingang fände, so wird doch auch so seine Wirkung nicht gering sein. Wer Stärkung sucht in diesen Tagen der Zerwürfniß und des Zweifels, der lese hier, wie ein Mann in einer Zeit, wo Alles um ihn krankte, gesund, und wo Alles alterte und morsch wurde, ein Jüngling von Körper, ein Kind im Geiste blieb. 76.

Zur Geschichte der Caricatur.*)

Dr. Arbuthnot pflegte zu sagen: „Lachen verlängert das Leben, und ein einziger Hanswurst, der in einer Stadt einkehrt, trägt mehr zur Gesundheit der Einwohner bei als zwei Dutzend Aerzte.“ In dieser probaten Maxime des guten Doctors finden wir zwei Drittheile John Bull's trefflich charakterisirt. John Bull — nicht blos der englische, sondern der Allerwelts John Bull — hält es lieber mit Thalia als mit Melpomene, lieber mit Demokrit, als mit Heraklit; er selbst will lieber sein ein Jean qui rit, als ein Jean qui pleure. John Bull besitzt Laune, und er ist in allen Stücken dem Corporal Nym zu vergleichen, der bei jeder Gelegenheit fragt, was denn der Humor von der Sache sei. Er muß eine Nutzanwendung haben, und die beste ist ihm die, welche das Zwerchfell erschüttert und den Bauch wackeln macht. John Bull ist gutmüthig; er weiß, daß er selbst gern Alles belacht, und nimmt es deshalb auch nicht übel, wenn einmal über ihn gelacht wird. John Bull ist ein Satiriker, ein Humorist, im Sinne der niedern Atmosphäre, d. i. mit andern Worten: ein Spaßmacher, und ein Mann, der Spaß versteht, was noch schwerer ist als Spaß machen; er ist ein Beobachter, dem nichts entgeht, zumal das Lächerliche; er ist satirisch und auf seine Weise ironisch; er ist moquant, malitiös, sarkastisch, Alles, Alles — aber das Letzte, das wahre Letzte von der Sache bleibt immer das Lachen. Denn John Bull ist das Alles nur — um zu lachen. Dabei wird er fett und robust, und er würde sich weit weniger aufs Boxen einlassen können, wenn er nicht so geneigt wäre, das Leben von der heitern Seite zu nehmen.

Indem wir bei Gelegenheit der neu herausgekommenen „Political Sketches“, von H. B. (einer Art von großem Unbekannten im Felde der Caricatur), welche in sechs Bändchen die letztverflossenen Jahre 1829 — 34 umfassen, ein Wörtlein über die Caricatur im Allgemeinen verlieren wollten, mußten wir auf jene besondere Eigenthümlichkeit John Bull's, welche im Lachen besteht, zurückkommen. Denn John Bull ist es, der in England Caricaturen macht, und er macht die Caricaturen, weil er lachen, sich reiben, satirisch, beißend, malitiös und moquant sein, zu guterletzt aber allen Hohn, Spott, Moquerie und Malice einsargen will in das heitere Grab eines unverwüstlichen, unendlichen herzlichen Gelächters. Heil dir, guter John Bull, wenn du so lachen kannst, daß dir die Augen thränen und dein portergeschwängerter Hängebauch wackelt, Heil dir! und Gott gebe, daß du lachen mögest bis in alle Ewigkeit, so lange Altengland besteht. Denn wie es dem einzelnen Menschen nimmer wohl ist, der zu lachen verlernt hat, so kann es dem Volk nimmer wohl sein, das nicht zu lachen, nicht Possen zu reißen vermag. Eine wahre stehende Volksmaske gibt es, die, so Gott will, auf keinem Carneval, so lange die Welt steht, fehlen soll, und diese Maske ist Pagliasso, der deutsche Hanswurst, der buntscheckige Repräsentant der ganzen jauchzenden Menschheit, die unermeßliche Seligkeit des harmlosen Gelächters. Wohl dem Volke, der Stadt, dem Dorfe, wo der Hanswurst noch in Ansehen steht, und wehe dem, wo nur als Votivtafel, als wehmüthiges Angedenken, Pritsche und Narrenkappe im Tempel der Vergangenheit aufgehängt sind, vor denen das Volk trauernd steht und weinend hinaufblickt, mit unendlichem Weh im Herzen, daß die Jahre des Gelächters vorüber sind. Damals, als Philipp II. herrschte, und seine Albas, seine Torquemadas würgten, seine Granvellas finster berechneten, damals gab es in ganz Spanien keinen Hanswurst, und damals, als Ludwig XI. vor seinen bleiernen Heiligen betete, da wagten im Herzen von Frankreich die lustigen Leute nur bei verriegelten Thüren zu lachen. Und das sind die gräßlichsten Zeiten in der Geschichte der Menschheit. Ein Volk mag Augenblicke, Jahre, Decennien, Jahrhunderte lang weinen, nun wohl, es wird sich ausweinen, und ein Freund wird kommen, der ihm die Thränen trocknet; aber ein Volk, das weder weint noch lacht, eine Nation von Automaten, von Larven, von Wachsfiguren, welche schweigen, sich ansehen und steinern bleiben — nun, ein solches wäre ja wol das wahre Nachtgespenst in der Galerie der Nationen. Und dies ist der wahre Barometer des Tages, die Uhr, welche stets richtig weist, und so lange noch laut und herzlich gelacht wird auf den Gassen, im Feld und Wald, im Theater, in der Affenbude, im Palast, in der Hütte, im Staatskleid und im Leinwandkittel — so lange steht es noch beweitem nicht so schlecht mit uns, als ein Mensch, der Migraine hat, zu glauben geneigt ist. Doch wir kehren zur Caricatur zurück.

Man muß nämlich in diesem weitläufigen Gebiet der Darstellung einen bedeutenden Unterschied machen, wenn man nicht Verwirrung in die Sache bringen will. Es gibt eine populaire Caricatur und eine poetische Caricatur. Die erstere haben wir bereits angedeutet; sie macht den carikirenden Humor John Bull's aus; dieser Humor hat im Grunde mit der Poesie nichts zu schaffen, wiewol er in seiner unmittelbaren Naivetät oftmals poetisch wird. Er ist vielmehr aus der populairen Wirklichkeit, auch Gemeinheit des Lebens gegriffen, er ist die einfache Verdrehung des Ernsthaften, welches anscheinend gar keinen Spaß verträgt, in sein Gegentheil; John Bull z. B. denkt sich den Lord Mayor von London als einen Esel, der grasen geht; er denkt sich die Minister als Pferde, die verkauft werden sollen und für die Niemand einen Schilling bietet; er denkt sich mit einem Wort jedes politisch-, kirchlich-, social-wichtige Verhältniß als eine Narrenspoſſe, als solche wird es aufs Blatt geworfen, und John Bull hat die Genugthuung, sich sagen zu können, daß es in ganz Großbritannien u. s. w. nichts zwischen Himmel und Erde gibt, worüber er sich nicht todtlachen könnte.

Ganz anders aber verhält es sich mit der poetischen Caricatur; diese beruht nicht auf dem Spaß, dem bloßen natürlichen Gegentheil des Ernsthaften; sie beruht überhaupt nicht auf dem einfachen Gegensatz der verschiedenen Dinge, sondern vielmehr auf dem Bewußtsein des Widerspruchs, der in allem Endlichen, als seine eingeborene Maladie, sitzt. Wenn dieses Bewußtsein von dem Widerspruch, der in allem Endlichen haust, und die Darstellung desselben der Humor ist, so ist die poetische Caricatur deshalb in dem Humor begründet; aber nicht in Dem, was gemeinhin Humor genannt wird, d. i. der Scherz, sondern in jenem hohen künstlerischen und gedankenvollen Humor, der als Bewußtsein des sich widersprechenden Endlichen schon das Hinübergreifen nach dem Unendlichen ist. In diesem Sinne, weil jede darstellende Kunst ihren Humor hat, ist auch jede

*) Vgl. den Aufsatz in Nr. 9 d. Bl. über Caricatur von G. B. Depping. D. Red.

Kunst der poetischen Caricatur fähig, es kann mithin in der Musik, in der Sculptur, Malerei, Architektur, Poesie u. s. w. Caricaturisten geben, und diese, weit entfernt eine falsche Richtung der Kunst zu repräsentiren, drücken vielmehr eine ganz nothwendige und unentbehrliche Seite aller Kunst aus. Wenn mithin Leonardo da Vinci, einer der ernstesten und würdigsten Meister, ein Skizzenbuch von Caricaturen hinterließ, das von Kennern nie genug gewürdigt werden kann; wenn Rafael's, den an Idealität doch kein Maler übertrifft, Grotesken und Arabesken fast nur wundersame Caricaturen alles Sinnlichen und Natürlichen sind; wenn Hieronymus Bos und Höllen-Breughel furchtbare Gestalten in ihren Gemälden anzubringen liebten; wenn Callot in seinen Maskeraden, Bettlern, Jahrmärkten u. s. w. das Burleske und Groteske bis zur Fratze steigerte; wenn Hogarth, der ernste Sittenmaler, in mehren seiner Platten sowol Haupt- als Nebenfiguren absichtlich verzerrte; wenn sich fast bei allen ausgezeichneten Dichtern der modernen Zeit, durch alle Nationen gerechnet, seltsame Gestalten vorfinden, die uns fabelhaft, unheimlich, seltsam und doch so wahr erscheinen, daß wir sie um keinen Preis verlieren möchten — so ist dies ganz etwas Anderes, als was z. B. die „Political Sketches" von H. B. besagen. Es ist hier das Poetische in der Kunst selbst, was sich auf diese Spitze treibt; es ist das Unnatürliche des Natürlichen, was uns eben beweisen soll, daß das Natürliche nicht das Höchste ist, wobei wir stehen bleiben müssen. Die Caricatur mag sich allerdings zur Fratze steigern; allein dennoch ist die Caricatur keine bloße Fratze; sie ist vielmehr die ungeheure Negativität, womit sich das Endliche selbst verneint, und die, weil sie eben das Negative ist, von dem künstlerischen Subject ins Maßlose, ja ins Absurde gesteigert werden kann. In diesen Caricaturen, welche auf der Skepsis des Humors beruhen, wird nun freilich nicht bei der bloßen alltäglichen Wirklichkeit stehen geblieben, über die man sich blos lustig macht; was aus solchem Verfahren des Künstlers hervorgeht, ist nicht blos Cobbet als Hund, Wellesley als Pferdehändler oder Karl Stuart als Seelenverkäufer; ist nicht blos Fox als Metzger, dickbäuchig und bausbäckig, oder Pitt als Schneider hektisch und spindelförmig, sondern die höhere Caricatur in ihrer Erscheinung ist dem höhern Bereich der poetischen Wirklichkeit entsprungen; es ist ein Gedanke, eine Anschauung darin enthalten, die von allem Persönlichen und Prosaischen, von dem blos conventionell Existirenden weit abgeht; ein Unendliches, kraft dessen wir empfinden, daß dies Gebilde dem individualisirenden, Vieles in Eins gestaltenden Geiste des Dichters entsprungen ist. Es liegt mithin in diesen Caricaturen nicht sowol die Wahrheit der gemeinen Wirklichkeit, als vielmehr die Wahrheit der geistigen Wirklichkeit, welche als die Seele der Kunst überhaupt betrachtet werden muß.

Diese Caricatur der höhern Gattung ist mithin das nicht blos durch den harmlos-heitern Sinn des Volkes, sondern das durch die Idee der Kunst selbst Berechtigte; und daher kommt es, daß sie sich in die allerernstesten Gebilde und Darstellungen, wohin sie bei oberflächlichem Betrachte gar nicht zu gehören scheint, einschleicht und dort ihr Recht behauptet. So z. B. finden sich auf den unzähligen, oft sehr schlechten Gemälden und rohen Schnitzwerken in Kirchen und Kapellen, welche Fegefeuer- oder Höllenscenen vorstellen, die allerlächerlichsten Anspielungen und so seltsamlich-spaßhafte Gestalten, daß eben sie erst dem an sich ganz werthlosen Werke einen hohen Werth verleihen. Dasselbe gilt von den vielen Todtentänzen in den alten Kirchen, welche darum von so tiefer künstlerischer und sittlicher Bedeutung sind, weil sie aus dem Finstersten, was es für das Lebendige gibt, aus dem Tode selbst, einen Scherz machen. In diesen Todtentänzen sieht man den schaffenden Humor in seiner vollsten Thätigkeit; denn die äußersten Widersprüche des natürlichen Seins finden sich hier in Eins verschlungen, wie z. B. in der blühenden Gestalt des kaum gebornen Kindes, das der Tod zum Reigen auffodert und welches in seiner Unschuld zum Gerippe spricht:

O Tod, wie soll ich das verstehn?
Ich soll tanzen und kann nicht gehn.

Hier findet sich also das Lebendige in seiner unmittelbarsten Blüte dem Tode zugesellt, und das Grauen vor dem Tode ist insofern überwunden, als das allgemeine menschliche Geschick: zu sterben, zwar als etwas Unvermeidliches, als Allen bevorstehendes Verhängniß anerkannt ist und stehen bleibt, zugleich aber von dem spottenden Subject ertragen, mit leichtem Muth übergangen und sich darüber hinausgesetzt wird.

Diese geistige Caricatur muß man in England weniger unter den bildenden Künsten als in der Poesie suchen. Shakspeare's Poesie allein bietet das Vollendetste, Klarste und Durchgebildetste dar, was die Dichtung in dieser Hinsicht zu leisten vermag. Dagegen hat England einen Ueberfluß an populairen Caricaturisten, worunter die ausgezeichnetsten Talente sind, wie z. B. Rowlandson, Gillray, Bunbury, Nixon, Wordard, Williams u. A., und was der Unbekannte H. B. in seinen „Political Sketches", die auf reinpolitische Zustände und Personen gehen, geleistet hat, ist zu dem Gelungensten in dieser Gattung zu rechnen. 161.

Notizen.

Die von den Eleven der römischen Schule verfertigten und abgeschickten Bildhauerarbeiten sind in Paris angekommen; sie bestehen aus drei Basreliefs, drei Statuen, drei Büsten und einer kleinen Gruppe, sämmtlich aus Marmor. Eins der Basreliefs stellt das Wüthen der Cholera in den französischen Provinzen vor. Sie werden nächstens zur Ausstellung kommen.

Die Entdeckung der fossilen Menschengerippe auf Guadeloupe schien lange Zeit hindurch mehr als alles Andere die Ansicht von dem antediluvianischen Dasein des Menschengeschlechts zu unterstützen. Bei der ersten Nachricht hiervon hatte die französische Regierung sogleich den Befehl gegeben, ein möglichst vollständiges Gerippe nach Frankreich zu senden. Es wurde jedoch, da die Insel in die Gewalt der Engländer fiel, nach London gebracht. Der Ort, wo die Gerippe liegen, war offenbar ein Begräbnißplatz der Ureinwohner der Insel, und die Steinmasse, welche dieselben einschließt, besteht aus Muschel- und Korallenbruchstücken, die durch ein Kalkcement zusammengekittet sind. Die Knochen haben keine Veränderung erlitten als die, welche durch die Länge der Zeit hervorgebracht wird. Sie haben durchaus nicht das Ansehen fossiler Knochen. Die Natur scheint nicht mehr die Kraft zu haben, dergleichen zu erzeugen; dies beweist der gänzliche Mangel fossiler Menschenknochen. Der Mensch ist mehr als irgend ein anderes Geschöpf den verschiedensten Todesarten ausgesetzt. Die Körper der Bergleute sind in tiefen Schachten begraben, die Leichname der Seeleute ruhen auf dem Boden des Meers, die Fischer kommen in den Flüssen um, die Ueberreste des Menschen werden unter allen Breiten, von den Polen bis zum Aequator, der Erde übergeben, aber nirgends werden sie fossil. Dies hängt daher nicht vom Klima, von der Temperatur und Beschaffenheit des Bodens ab. Man hat den Grund hiervon in der leichtern Zerstörbarkeit der Menschenknochen finden wollen; allein diese Annahme ist nicht zulässig, denn auf Schlachtfeldern, wo Menschen- und Pferdeknochen gleichmäßig denselben Einflüssen ausgesetzt sind, werden erstere, abgesehen von den geringern Dimensionen derselben, nicht früher zerstört als letztere. Unter den fossilen Thierknochen gibt es einige, die jünger sind als die fossilen Elefanten, und die nur einem Thier angehört haben konnten, das nicht größer war, als eine Maus. Es ist daher klar, daß auch fossile Menschenknochen sich finden würden, wenn sie den Bedingungen, welche zu Erreichung dieses Zustandes erforderlich sind, unterworfen gewesen wären. 150.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 278. — 5. October 1835.

Geſchichte der Deutſchen bis auf die neueſten Tage. Von Wolfgang Menzel. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage in Einem Bande. Stuttgart, Cotta. 1834. 4. 5 Thlr.

Es iſt zu verwundern, daß bei den oft gewagten Verſuchen der Ausländer, den Werth und den Stoff der deutſchen Geſchichte zu verkürzen, noch kein Geſchichtſchreiber unſerer ſtammverwandten nordiſchen Nachbarn auf den originellen Einfall gekommen iſt, eine allgemeine Geſchichte des geſammten germaniſchen Volks vom Standpunkte eines Dänen oder Schweden zu conſtruiren und, indem er die Erlebniſſe ſeines einzelnen Volkes in den Vordergrund ſtellt, daran überſichtlich, als losgeriſſener und abhanden gekommener Theile, die Schickſale der ganzen germaniſchen Welt anzuſchließen. Einige illuſoriſche Berechtigung zu ſo einem kühnen Unternehmen hätte wol der ſkandinaviſche Norden, auf welchen alte Ueberlieferungen und Sagen als auf die Wiege der Germanen hinweiſen; es könnten mit ſehr beifälligen Gründen die Verbreitung der Deutſchen im römiſchen Germanien als Niederlaſſungen kühner glücklicher Auswanderer dargeſtellt und alle großen welthiſtoriſchen Thaten, welche dieſe kraftvollen Auszöglinge als Gallier gegen Griechen und als Germanen gegen die Römer vollbrachten, wie vereinzelte Strahlen des Ruhms auf das Haupt der ſkandinaviſchen Mutter zurückgeleitet werden. Von dieſem Geſichtspunkte der Centraliſation des deutſchen Lebens, als im Norden wurzelnd, ließen ſich in natürlich ſich ergebenden Gruppen die Richtungen der germaniſchen und romaniſchen Reiche um die nordiſche Geſchichte herumlegen, und der Kreis erweiterte ſich ins Unabſehbare, über England, Island, Grönland nach dem coloniſirten Amerika, deſſen altgermaniſche Freiheit und geſellſchaftliche Principe der Rückführung auf das urſprüngliche Stammhaus willig ſich böten. Die Herrſchaft Dietrich's, Karl's des Großen, der deutſchen Kaiſer im Mittelalter gewönne etwa die Beziehung auf der Wanderſchaft reich und mächtig gewordener Seitenverwandten, die dann und wann mit der Kraft ſpäter auf Glück ausgezogener Vettern ſich vereinigten, wie der Hohenſtaufen Herrlichkeit am normänniſchen Königthume in Italien ſich emporhalf; Kanut, Waldemar und Margaretha repräſentirten dagegen die Hauptlinie. Ein Schwede in der Fülle des nationalen Bewußtſeins könnte dann von vorn herein die Rolle eines Guſtav Adolf im dreißigjährigen Kriege als des zurechtweiſenden, durch Strenge und Milde wieder Alles ins Gleiche bringenden Familienſeniors erklären, der, als die ausgebürgerte Sippſchaft es einmal zu toll trieb, ſein altväterliches Anſehen, dazwiſchentretend, geltend machte und als Aufſeher des erworbenen Gemeingutes eine Weile, wie die Schweden in Deutſchland, Fuß faßte; kurz, es würde einem von Nationalſtolz beſeelten Kenner der nordiſchen, mittelalterlichen und neuern Geſchichte nicht an tauſend Fäden des politiſchen, ſittlichen und geiſtigen Lebens, an Odinsſagen, Normannen- und Warägerfahrten, an Analogien des innerſten Volksweſens fehlen, um die deutſche Geſchichte an die ſkandinaviſche heranzuziehen und, wie ein kraftvolles Dampfſchiff das ſchwerfällige, unbeholfene Floß, ſo die deutſche Geſchichte mit Allem, was dazu gehört, ins Schlepptau zu nehmen. An Anläufen zu ſo ungeheuerm Plagiat, um unſere Geſchicht ſo gleichſam unter den Füßen fortzuſtehlen, hat es zur Zeit des ſchwediſchen Hochmuths in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht gemangelt, und noch im vorigen bewies der gelehrte Dähnert die uralte, natürliche Verbindung der Oſtſeeküſte mit Schweden; leſen wir nur, mit wie vollen Backen die Heldenthaten der Gothen, Gepiden, Longobarden, Odoaker's, Dietrich's, Alboin's von ältern ſchwediſchen Scribenten geprieſen werden; aber der ſchmeichelnden, ſtolzen Grundannahme alle Folgerichtigkeit zu geben, als Emanation ſich das geſammte, über drei Welttheile verbreitete germaniſche Leben anzueignen und die Geſchichte Deutſchlands in das Verhältniß des Theiles zum Ganzen hineinzuverkürzen, zu dem grandioſem Wagſtück hat noch Niemand ſich angeſchürzt und — ſehr wohl daran gethan, es zu unterlaſſen. Denn wenn auch eine Maſſe geiſtreicher Lichtſtrahlen in einem ſolchen Werke ausgeſprüht werden könnten und Genuß ſowie Belehrung uns erwüchſen, ſo würde doch die Wahrheit als lächelnd vernichtende Sachwalterin ihre Aegide ſchütteln und das Unternehmen höchſtens als glänzender Einfall Entſchuldigung finden. Mag auch immerhin das alte Nordland einmal vorübergehend die Lagerſtätte deutſcher Stämme geweſen ſein und uralte deutſche Sitte und Volksfreiheit unverkümmert im Norden bis auf den heutigen Tag ſich erhalten haben; mag die Erinnerung gemeinſchaftlicher Götter- und Heldenſagen liebevoll nur unter Nordlands Söhnen gepflegt ſein, während

sie unter den Deutschen im Sturme großartiger Berufe und Schicksale verhalten: Deutschland ist doch durch die Jahrtausende der siegende Schwerpunkt des germanischen, des modernen Lebens geblieben; um deutsche That, um deutschen Geist hat die Welt sich geschwungen; wie die Licht und Wärme quellende Sonne hat Deutschland seine Strahlen und Strömungen dem bleichen und nebeligen Norden zurückgesendet, und die Söhne Skandinaviens sind nur Wandergenossen, welche, wegmüde, unlustig oder genügsam an Wald, Gebirg und kahler Klippe, von den Germanen auf ihrem Zuge zum Lande der Verheißung dahinten gelassen, immerhin, verloren in ihre abgeschiedene Inselwelt, die Einfachheit der alten Sitte und das Gedächtniß des Ursprungs behaupten konnten, den Zusammenhang fortahnen, während die vorwärtsringenden Brüder, in Kampf und Verkehr mit einer fremden Bildung, mit ihrem Grundwesen das Fremde zersetzend, als reichveränderte Naturen der einfachen Species auf der Wanderstation gegenübertraten

Umgekehrt dagegen sind wir es fast schon gewohnt, daß eine Geschichte des deutschen Volks, zumal wenn sie an die innere Seite sich hält, mindestens die Hälfte des Mittelalters in Anspruch nimmt und die Bildung der neuen Zeit als Resultat des deutschen Geistes in ihr Gebiet hineinzieht. In wissenschaftlicher Form hat zuerst Herder den Umfang unserer Geschichte mit den Perspectiven in die endlosesten Fernen aufgefaßt; die folgende Zeit das Mittelalter als deutsch überhaupt bezeichnet; Rühs in seinem „Handbuche" den unübersehlichen verwandten Stoff systematisch geordnet und Ranke die Lebensprincipe der romanischen und germanischen Völker auch in dem Uebergangsjahrhunderte des Mittelalters in ihrer Gegenseitigkeit motivirt; aber mit so unbefangener Dreistheit, mit so anspruchsvoller Unersättlichkeit ist noch kein deutscher Historiker vor das Gesammtgebiet der Geschichte hingetreten und hat Alles nostrificirt als Hr. Wolfgang Menzel in der vorliegenden, durch und durch originellen Arbeit. Wie dem Phrygerkönige Midas durch innewohnenden Zauber sich Alles in lauteres Gold verwandelte, was er berührte, so ergeht es diesem stolzen Geiste mit fremdartig scheinenden Partien der Geschichte. Seit dem 4. Jahrhunderte vor Christo bis auf die neueste Zeit, er findet in allen, vom deutschen Mittelpunkte sich abschwingenden, kometenartig verlorenen, historischen Vereinzelungen die planetarisch-gesetzliche Beziehung und Bahn und weiß, das Sprödeste rüstig überwältigend, das Entfremdete fesselnd, Alles um sein reiches Sonnensystem herumzugruppiren. Wolfg Menzel zimmert aus dem vollwüchsigen Urwalde der Menschheit den gliederreichen Bau der deutschen Geschichte zusammen; wem einmal die Weihe des deutschen Ursprungs zuerkannt ist, das läßt er nicht wieder los, wenn es auch im Wechsel der Zeiten in fremde Form hinübergetrieben ist: er ist ein Revolutionnair in der Vergangenheit, der Protestant gegen alle Friedensschlüsse, sobald sie einen Theil des vaterländischen Eigenthums veräußern; er duldet keine Abtretung, kein Vermarkten von Stammländern; er cassirt den westfälischen Frieden mit allen folgenden diplomatischen Sanctionen, pariser Abkünften und londoner Protokollen; er hält die natürliche Integrität unsers Volks mit dem eigensinnigsten Bewußtsein in allen politischen Bedrängnissen fest; er will, ein wackerer Hirt auf dem Felde der Geschichte, keine Seele missen, welcher die Gottheit das Merkmal des Deutschen aufgeprägt hat; das deutsche Volk, verkürzt und zerschnitten, amputirt in politischen Krankheiten, ist ihm in der Idee unverwundbar, untrennbar, immer ein Ganzes geblieben und müsse, sei es auch zerrissen und auseinandergezerrt, durch die erstarkende Elasticität des innewohnenden Geistes endlich doch wieder zum größten Volke sich zusammenziehen.

Indem wir diese männlichstolze, unverzagte Gesinnung als eigenthümlichen Vorzug unsers Buches herausstellen und, mit vorläufiger Beseitigung wissenschaftlicher Gegenrede, ein vielleicht übertriebenes Selbstgefühl in einem Werke gutheißen, welches, für die größere Lesewelt bestimmt, die Kleinmüthigen und Kleingläubigen erheben und kräftigen soll, tritt als scheinbar widersprechender Moment in der größern Halbscheid des Werkes ein scharfschneidender Tadel, ein schonungsloses Verdammen geschichtlicher Ereignisse, ein unehrerbietiges Entblößen väterlicher Schwächen, ein vernichtender Hohn hervor, kurz eine Verneinung, die fast schmähsüchtig und verlästernd, spottliebend und herabwürdigend, den Eindruck des Herrlichen zur Seelentrauer hinunterstimmt, und den Einfachern an dem Werthe unserer Geschichte irre werden läßt. Aber so stellt sich leider dem freiern Geiste, der dem Verderben kühn ins Auge schaut, unsere Geschichte dar: das Erhabenste und Herrlichste häufig mit dem Niedrigsten und Gemeinsten gepaart; es könnte der rechte Mann, von unserm ersten geschichtlichen Auftreten an, von Armin bis zu den Kriegen des J. 1813 und noch weiter, zwischen den Zeilen einer, die Glanzseite unserer Historie hervorhebenden Darstellung eine immer neu sich gebärende Schande herauslesen, die uns mit Widerwillen, ja Verachtung gegen den deutschen Namen erfüllen müßte. Doch nur wer die Deutschen liebt, hat das Recht zu so schneidendem Tadel, wer den Gesammtwerth im Bewußtsein trägt und mit Geistesauge das überschlagende Zünglein der wahren Güter festhält; von einem Ausländer wäre es nicht zu dulden. Daß nicht frivole Spottsucht und Menschenverachtung, sondern sittlicher Unwille und ein klares Verständniß die Waffen des Spottes gegen Schlechtes und Verkehrtes bietet, daß der Tadelnde in den eignen Eingeweiden wüthe, lehrt die sinnige Liebe, mit welcher zur Linderung des trauernden Lesers irgend ein erhebender Zug, ein versöhnender Charakter vorübergeführt, der Schattenseite des Lebens ein Lichtstreifen zugewendet wird.

Fassen wir diese beiden Extreme, die Apotheose des deutschen Namens und die schonungslose Geißelung des sittlich und national verfallenden Volkes, wie es sich dem Verf. darlegt seit dem Sinken der hohenstaufenschen Herrschaft bis auf die neueste Zeit (deren Aufschwung zu volksthümlichem Bewußtsein er mit freudigster Anerkennung begrüßt, doch nicht großprahlerisch überschätzt), als charakteristische Merkmale unsers Buches auf, so wird uns

die Schroffheit, das Beleidigende dieser Gegensätze auf das Beruhigendste vermittelt durch die am Ende eines jeden Hauptabschnitts gegebene Darstellung des innern Lebens unserer Nation in seinen auseinander entwickelten Richtungen, das bald von der religiösen Begeisterung, bald von der Innigkeit dichtenden Gefühl, dann wiederum vom finstern Ernste des Kirchenstreites hingenommen wurde, zuletzt, da es kein Vaterland mehr gab, in rastlose Erforschung der Wahrheit, in die Wissenschaft mit Selbstvergessen sich vertiefte, überall aber ein sich gleichbleibendes Bedürfniß des Höhern kund machte, welches mit der Widerwärtigkeit der politischen Gesunkenheit versöhnt. So zieht sich denn durch die politische Geschichte unsers Volkes als ein Hauptinhalt die Culturgeschichte, mit jenem Reichthume selbständiger Anschauung und kecken, oft paradoxen Urtheils, wie ihrer die literarische Welt, oft verwundet und irre gemacht, immer aber mit Spannung unterhalten, von M.'s kritischer Unabhängigkeit gewohnt ist. Weil der Gleichmuth des Erzählers die Geschichte an allen bedenklichen Klippen der neuesten Ereignisse bis auf unsere Tage vorbeigeführt hat, schließt sie natürlich mit einem lebensvollen Bilde der bürgerlichen, sittlichen, religiösen und wissenschaftlichen Gegenwart. Indem aber auf den Raum von 800 Seiten kl. Quart der unermeßliche Stoff vor dem nie ermüdeten Beschauer ausgebreitet wird, ergibt sich von selbst die Nothwendigkeit epigrammatischer Kürze. So geflügelt die Darstellung über Menschenalter hinwegeilt, weiß der Verf., über dem Gewirre der Erscheinungen stehend, mit dem Auge Spittler's die Wendepunkte und das denkwürdige, dem gewöhnlichen Auge entschlüpfende Resultat festzuhalten und in körniger, durchaus natürlicher Sprache zu bezeichnen. Dabei langweilt uns nicht die Nüchternheit des Compendientons, sondern einer ganz abstracten Hinzeichnung historischer Verhältnisse, welche über Jahre oft in wenigen Zeilen hinweghüpft, weiß der Verf. in anmuthigem Wechsel einen ganz individuellen farbigen Schimmer anzuhauchen und auf engem Raume eine Galerie von pikanten Bildern, oft freilich etwas carikirt und grell beleuchtet, aneinanderzureihen. Es steht ihm zur Individualisirung des Vorliegenden immer irgend ein aus dem Volksleben aufgegriffener Witz zu Gebote; je näher er unserer Zeit tritt, je reicher, aber auch je frivoler wird diese Glossirung aus dem Kreise „der Umstehenden", bis er in der Gegenwart sich selbst als vox populi constituirt. Daß M. ein Geschichtsbuch für die große Menge geschrieben habe, mag ihm wol selbst illusorisch vorkommen; denn wenn er auch dann und wann schulmeisterlich fremde Wörter, wie Renegat und andere Conversationsausdrücke verdeutlicht, so kann doch nur der Gebildete seine Arbeit verstehen und würdigen und ist sie von der Art, daß selbst Der, dem deutsche Geschichte zum täglichen Brote gehört und welcher über die Fülle neuer Hand- und Lehrbücher seufzt, mit nachhaltender Aufmerksamkeit die Lecture beendet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schlesiens Antheil an deutscher Poesie. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte von August Kahlert. Breslau, Schulz u. Comp. 1835. Gr. 8. 18 Gr.

Nachdem wir in den letzten Jahrzehnden eine Menge von Handbüchern, Uebersichten, Abrissen und Leitfäden der Geschichte der deutschen Literatur im Allgemeinen und der Poesie im Besondern empfangen hatten, unter denen die Arbeiten von Koberstein und Pischon hauptsächlich genannt zu werden verdienen, trat endlich Gervinus mit seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" auf, dessen Ueberlegenheit an Scharfsinn, Gründlichkeit und Fleiß selbst der geistreiche Rosenkranz willig anerkennen wird, und nach dessen Forschungen die Verf. von Handbüchern, Abrissen u. s. w. ihre Werke werden umarbeiten müssen, da jener Heros manche verjährten Vorurtheile angegriffen und gestürzt hat und unter seinen neuen Ansichten der beiweitem größere Theil Beifall finden dürfte. Aber wenn eine allgemeine Geschichte auf der Erforschung der einzelnen Gebiete ruhen muß und ein Einzelner nicht Alles leisten kann, so wird selbst ein Gervinus gründliche Vorarbeiten höchlich willkommen heißen; und als eine solche läßt sich die vorliegende über Schlesiens Antheil an deutscher Poesie so sehr begrüßen, daß der Wunsch hier gleich zu Anfange dieser Anzeige auszusprechen ist, es möge befähigten Schriftstellern anderer deutschen Gauen gefallen, uns ähnliche Monographien zu geben.

Das Büchlein ist in sechs Abschnitte getheilt, von welchen der erste eine Einleitung nebst einer Uebersicht der Quellen zur Geschichte schlesischer Poesie enthält; der zweite die ältesten Zustände bis zum Jahre 1300, in welchem die Tartarschlacht, die heilige Hedwig, die schlesischen Volkssagen besonders vom Rübezahl, und Herzog Heinrich IV. der Minnedichter hervortreten; der dritte den Zeitraum von 1300—1600, in welchem die Meistersängerei, die lateinische Poesie, das Kirchenlied nebst den Anfängen der Theaterpoesie vorwalten; der vierte die Zeit von 1600—1740 mit den drei sogenannten Dichterschulen des Opitz, Lohenstein und Neukirch; der fünfte und sechste endlich die neuere, von 1740—1806, und die neueste Zeit, worin die schlesische Poesie zurücktritt und erst durch van der Velde, Weißflog, Holtei, Raupach, Eichendorff sich neuen Ruf erwirbt.

Was nun den geschichtlichen Reichthum dieses Werkes betrifft, so möchte es wenige Schlesier geben, die sich dem Verf. an Belesenheit gleichstellen könnten oder ihn gar überträfen; aber auch seine Urtheile sind umsichtig und bescheiden, meistens auch begründet, die Ergebnisse zum Theil neu, die Darstellung geistreich und gedrängt.

Das Resultat der nationellen Eigenthümlichkeit der schlesischen Poesie ist S. 74 fg. in folgenden Worten ausgesprochen: „Im Durchschnitt verrathen ihre Werke, mit den frühern und den spätern der andern deutschen Landestheile verglichen, unbestreitbares Talent für die Form, sowol was Rhythmus als Reimkunst betrifft; dem Inhalt nach Hang zur Nachahmung bei geringer eigner Erfindungskraft und Selbständigkeit, Abneigung gegen Beschränkung neben weitschweifigem Erguß ins Breite auf Kosten der Tiefe, Mangel an künstlerischer Begeisterung, aber gemüthliche Behaglichkeit und ordnenden Verstand, endlich, wie am Ende überall in der Welt der Fall ist, wenig wahre Meisterschaft, unendlich anwachsende Mittelmäßigkeit." Und S. 119: „Vor dem dreißigjährigen Kriege ist Schlesien mehr das Land der Erscheinung als der Idee. Historische Wichtigkeit erringt sich kräftige That und Gesinnung. Eine ganze Welt von Poesie hat in Deutschland sich aufgethan und ist wieder zerfallen, ohne daß Schlesien mehr als dürftige Brocken zu dem Lucullischen Mahle beigesteuert hätte. Die Poesie floh aus dem Leben in die Bücher und wurde eine neue, die in ihrem eignen Vaterlande sich nicht heimisch fühlen konnte. Dies ist die der Schlesier im 17. Jahrhunderte. Wir hatten die Vorbildung derselben, in unzähligen Individuen ausgeprägt, nicht weniger als ihre historische Bedeutsamkeit anzuerkennen. Als die neuere deutsche Poesie sich in erneuter Jugendlichkeit erhob und bis zur

glänzendsten Blüte entfaltete, trat Schlesien wieder in den Hintergrund. Ein Genius nach dem andern trat von der Bühne des Lebens ab und überließ den Kampfplatz den Talenten. Dies ist die Geschichte der neuesten Periode, und in dieser neigt sich die Wagschale entschieden wieder zu Schlesiens Vortheil. Es scheint hiernach, als sei dieses Land in dichterischer Hinsicht mehr die Heimat der Talente als der Genien zu nennen u. s. w." Wer wollte nicht diesen Urtheilen beitreten? zu welchen ich noch folgendes S. 74 hinzufüge: „Schlesien hat also den Stifter einer wichtigen Dichterschule (Opitz) und Den, der gleichsam den Beschluß derselben, neue Hoffnung erweckend, ausmachte (Günther), Deutschland gegeben", um hieran meinen Tadel oder meine abweichende Ansicht über ein Hauptstück, gewissermaßen über den Mittelpunkt dieses Buches, über Opitz, anzuknüpfen. Das Schlußurtheil über ihn steht S. 45: „Man sagt nicht zu viel, wenn man Luthern für das 16., Opitz für das 17., Göthe für das 18. Jahrhundert als die Culminationspunkte deutscher dichterischer Triebkraft anerkennt." Abgesehen davon, daß das Wort Triebkraft hier etwas schielend ist, wiewol es unstreitig für Anregungskraft, Einwirkung, nicht etwa schöpferisches Vermögen steht, so tritt bei Luther seine dichterische Einwirkung gegen die religiöse ungemein in den Hintergrund; bei Opitz beschränkt sich die poetische Einwirkung aber fast blos auf die Form, denn das Didaktische, was bei Opitz vorherrscht, bezeichnet ja schon die Meistersänger und ist die Eigenthümlichkeit, nicht Opitz', sondern jener ganzen Zeit. Des Verf. übrige Urtheile widersprechen aber auch diesem Endergebniß, z. B. S. 38: „Strahlendes Schöpfungsvermögen müssen diesem Manne auch Die absprechen, welche seine erfolgreiche Thätigkeit dankbar verehren, und er selbst hatte Das mit Lessing gemein, daß er den Ruhm eines Dichters von sich ablehnte." Nur, muß man hinzusetzen, hatte Opitz weit mehr Recht, diesen Ruhm abzulehnen als Lessing, wie es denn auch S. 39 heißt: „Daß er im wahren Sinne des Wortes ein Dichter genannt werden könne, müssen wir freilich verneinen. Aus sich heraus erzeugt er wenig, fremder Einfluß lenkt ihn unwillkürlich." S. 41: „Opitz hat gethan, was er sollte, nach Kräften." Und kurz vorher: „Der Werth Opitzens ist freilich ein relativer." Ja wol! Wie stimmen aber diese Urtheile zu der Vergleichung mit Göthe? Opitz' Einwirkung ist in der That nicht so bedeutend, wie sie scheint, nämlich die auf den Kern der Poesie. Denn nehmen wir die didaktische Richtung aus, die die ganze Zeit jenen Dichtern mittheilt, so sind ja die drei Hauptdichter jener Zeit, Flemming, Andreas Gryphius und Logau, ihm keineswegs gefolgt, sondern stehen alle Drei über ihm, Flemming als Lyriker, Logau als Epigrammatist und Gryphius zumal als Dramatiker. Auch dies erkennt unser Geschichtschreiber an, wenn er S. 40 sagt: „Seine (Opitz') Sonette arbeiteten den Flemming'schen, die jene übertreffen, vor." S. 48: „Unter den schlesischen Dichtern steht seine (Logau's) Erscheinung am wenigsten mit dem Ganzen im Zusammenhange, so eigenthümlich ist sie, so sehr dienen Zeitgenossen ihr zur Folie." S. 50: „Dennoch ist nicht er (Opitz) der Stifter des neuern deutschen Theaters gewesen. Dies ist Andreas Gryphius. — Gryphius nun — ist Opitzen, was phantastischen Reichthum anbelangt, unbedenklich überlegen." Es wird hiernach wol bei den alten Urtheilen über Opitz bleiben müssen, daß er kein eigentlicher Dichter ist, daß ihm aber Beschreibungen und bisweilen auch lyrische Gedichte gerathen, und daß man ihn wegen Einführung des Alexandriners noch nicht mit unserm Verf. den Vater der modernen Poesie, wol aber wegen seines Styls mit Bouterwek den Vater der neuern Dichtersprache und wegen seines Fleißes und Charakters überhaupt mit Achtung und Auszeichnung nennen dürfe. Die große Einwirkung Opitz' auf sein Zeitalter scheint der Verf. übrigens selbst zu bezweifeln, wenn er S. 57 sagt: „Opitz ward über Hoffmannswaldau vergessen." Wenn ich nächstdem noch einige, wenigstens scheinbare Widersprüche oder auch nur einen rüge — nämlich S. 40 heißt es von Opitz: „Doch ist ihm eine wahrhaft christlich-religiöse Begeisterung fremd", und S. 41 wird eine großartige Kraft echter Frömmigkeit in einem seiner geistlichen Lieder gerühmt —, so ist es mir wol erlaubt, den Verf. bei einer zweiten Auflage um eine genaue Durchsicht dieses Hauptabschnittes und eine zusammenstimmendere Ansicht über diesen zwar nicht großen, aber höchst achtbaren Schlesier zu ersuchen. Wenn Guarini, um noch eine einzelne Bemerkung zu machen, S. 56 als ein schlechtes Vorbild bezeichnet wird, so geschieht ihm Unrecht. Sein „Treuer Schäfer" ist jedenfalls ein mittelmäßiges, nicht geistloses, elegantes Gedicht.

Ich kann diesen Abschnitt nicht schließen, ohne des Verf. Bescheidenheit und Aufrichtigkeit zu rühmen, wenn er S. 71 sagt: „Schon in der Einleitung zu diesem Abschnitte mußte die Behauptung, als habe sich dereinst die gesammte deutsche Poesie nur etwa zufällig in eine Ecke des weiten deutschen Vaterlandes auf ein ganzes Jahrhundert geflüchtet und sich behauptet, als unhaltbar abgewiesen werden. Ebenso wenig gelang es, den Beweis der innern Nothwendigkeit für diese locale Entwickelung zu führen. Nur Andeutungen zur Herstellung des ursächlichen Zusammenhanges dieser Erscheinung mit der Gesammtheit der geschichtlichen Ueberlieferungen waren zu geben. Mögen Kundigere später dies strenger nachweisen. Wie schon gesagt, ist auf diesem Wege für eine spätere Darstellung der gesammten deutschen Nationalliteratur am besten vorzuarbeiten."

Noch wenige Worte über den letzten Abschnitt. Hier hat der Verf. sehr Recht, wenn er S. 104 sagt: „Ohne die Grenzen dieser Schrift zu überschreiten, ist es namentlich bei den Lyrikern unmöglich, auch nur alle, die wir erwähnenswerth nennen dürfen, hier aufzuzählen", wie er denn schon vorher bemerkt, „daß grade aus Schlesien in den letzten 20 Jahren eine im Verhältnisse zu andern deutschen Provinzen sehr überwiegende Anzahl poetischer Talente hervorgegangen ist." Aber, wenn ich es seiner Bescheidenheit auch nicht übel nehmen darf, daß er sich selbst nicht nennt, so möchten doch so gut wie Quint, Schwarz, die beiden Haugwitz ꝛc. unter den Lyrikern Pulvermacher und unter den Dramatikern die Schauspieler Fischer, von Perglas, Neustädt, nächstdem der Graf von Dyhrn wegen eines „Konradin", und Seliger auf Nennung Anspruch machen können.

Möge denn hier noch stehen, was der Verf. gegen den Schluß seiner Schrift sagt: „Wie dem auch sei, wir wollen uns erfreuen an Dem, was Schlesiens Söhne für deutsche Poesie gewirkt haben. Es ist wahrlich keine unbedeutende Wirksamkeit, von der wir zu reden hatten; ja, es ist dieselbe, wenn man das Verhältniß zu den übrigen Theilen Deutschlands erwägt, quantitativ und qualitativ eine mächtige."

K. L. Kannegießer.

Zur Aesthetik. Untersuchung und Berichtigung von August Ernst Umbreit. Heidelberg, Mohr. 1834. 8. 12 Gr.

Diese wenigen Blätter haben den Zweck, eine Aesthetik anzukündigen, die der Herr Verf. „in der Folge, d. h. in späterer Zeit", dem Publicum vorzulegen gedenkt. Sie geben deshalb — und wahrlich mit einer wasserhellen Klarheit — einige Andeutungen, wie eine Aesthetik beschaffen sein soll. Der sich in ihr exponirende Geist soll nämlich ein lebendiges, unmittelbares Verhältniß zu dem sich gestaltenden Schönen sein. Wir wünschen der Arbeit des Hrn. Verf. ein gutes Gedeihen! 188.

Literarische Notizen.

Von E. Barrault erschien: „Occident et Orient. Etudes politiques, morales, religieuses pendant 1833—34."

Lucian Bonaparte hat „La vérité sur les cent jours" herausgegeben.

Von Alex. Dumas erschien: „Souvenirs d'Antony". 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 279. — 6. October 1835.

Geschichte der Deutschen bis auf die neuesten Tage. Von Wolfgang Menzel. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage in Einem Bande.

(Fortsetzung aus Nr. 278.)

Haben wir unsern Lesern den allgemeinen Reiz der gebotenen Speise geschildert und ihren Appetit erregt, so liegt uns noch ob, mit dem Stabe Rabelais' das Gastmahl zu mustern, hier und da das Gesundeste und Schmackhafteste zu empfehlen, auch wol vor Versalzenem und zu heiß Gewürztem zu warnen, kurz einige deipnosophistische Reflexionen zu machen.

Der erste Zeitraum, das heidnische Alterthum, scheint uns am wenigsten populair und allgemein genießbar; zwar tritt die großartige Anlage heraus, indem der gesammte germanisch-celtische Norden in den Kreis der Betrachtung gezogen wird; der Verf. wagt sich aber zu lustig und zu sicher in die labyrinthische, völkergeschichtliche Vorhalle und vertraut der trügerischen Kunst, die verloschene Runenschrift von den Steinwänden zu lesen und zu deuten. Es wird so viel kunstgelehrt etymologisirt, daß Einem zuweilen schwindelt; der norwegische Gott Tor mit den Tauriskern, Ariminum mit den Hermionen, Zamolxis mit den Amalern u. s. w. in Verbindung gebracht. Zuverlässiger ist der Boden des deutschen Sprachstammes, und auf ihm bewegt sich Hr. M. mit Scharfsinn, zeigt, daß er seinen Grimm studirt habe. Die Gallier unter Brennus, welche Rom zerstörten und Norditalien bevölkerten, dieselben, welche Griechenland bedrohten und nach Kleinasien übergingen, ferner die Daker werden als Deutsche geschildert, was wir glauben, ohne es jedoch beweisen zu können. Der Ton erinnert in der Darstellung der Römerkriege an M. Arndt in seinen „Aussichten und Ansichten der deutschen Geschichte", mit welchen auch an Frische unser Buch verwandt ist. In der Erzählung der Völkerwanderung sind die Studien nicht überall gleich gründlich, die Ansichten jedoch selbständig; der Verf. beherrscht die Breite des Stoffs, und nachdem er erst dargelegt, wie die Geschichte sämmtlicher, auf römischem Boden gestifteter deutscher Reiche mit Skandinavien in das volle Bild des deutschen Lebens gehöre, „daß (S. 104) durch die Spanier und Engländer der deutsche Geist auch in die neuentdeckten Welttheile gedrungen ist, und daß es deutsche Namen und deutsche Sitten sind, die am Mississippi und La Plataſtrom wie am Ganges und in den unermeßlichen Ebenen von Neuholland herrschend geworden sind, so müssen", fährt er fort, „wir doch diesen reichen Blütenüberhang des deutschen Stammbaumes fallen lassen, um nicht zu weit vom Ursprunge zu verirren."

Ungenügend und ungenau ist, was über Dietrich von Bern gesagt wird; hier hätte die Schilderung größern Reichthum verlangt; auch über die Vandalenherrschaft wird zu flüchtig hinweggegangen; die Könige folgen in willkürlicher Reihe. Häufig geht die Tradition dem Verf. über die verbürgte Wahrheit, wenn die erstere nämlich pikanter oder romantischer ist, wie der blinde bettelnde Greis Belisar. Mit kräftigen Strichen ist Karl's des Großen Zeit skizzirt, sowie das Sachsenvolk mit seinem ehrwürdigen Starrsinn. Den Schluß des ersten Theils machen die Geschichten Skandinaviens, Islands und Grönlands und vervollständigen würdig das im ganzen Buche angelegte großartige Bild des deutschen Heidenthums.

Der zweite Theil führt die Ueberschrift: „Mittelalter", und das bekannte Motto aus dem Sachsenspiegel „von den zwei Schwertern". Wir wollen über die engere Begrenzung des deutschen Mittelalters mit dem Verf. nicht rechten, der ihm den Anfang mit dem deutschen Kaiserthume, das Ende mit den ersten Reformationsversuchen stellt. Ist doch der Begriff Mittelalter überhaupt ein so schwankender, daß am allerwenigsten die Begrenzung desselben nach Jahren bei den verschiedenen mittelalterlichen Völkern übereinstimmt, indem wol vor allen Dingen feststeht, daß das Charakteristische desselben durch eine verwandte geistige Tendenz, nicht durch Gleichzeitigkeit der anomalen Völkerzustände bedingt werde. Was Hr. M. das deutsche Mittelalter nennt, ist die Periode, welche, in das allgemeine Mittelalter hineinfallend, die bewegenden Ideen am reinsten ausgeprägt hat; der Höhestand des deutschen Lebens, das potenzirte Mittelalter. Mit großer Liebe ist zunächst das Bild des Sachsen Heinrich ausgeführt, des Ritters unsers Königthums; gegen ihn verliert sein Sohn Otto, dem aus sittlichen Gründen der Beiname des Großen hier abgesprochen wird. Vor der schärfern Kritik, mit welcher Wilken die bekannte Stelle bei Wittekind Buch I interpretirt hat, möchte die Ansicht unsers Verf. über den Bau deutscher Städte nicht Stand halten; die Turniere unter Heinrich sind wol nur Ueber-

tragung eines Spätern; die Gründung der Mark Nordsachsen S. 199 als Niederlausitz ist dagegen eine Verwechselung. Würdig und echt historisch wird das Walten des großen Gregor und sein Streit mit Heinrich IV. aufgefaßt, dessen Charakterschilderung S. 240 die feine psychologische Kenntniß des Verf. bezeugt. Die Kreuzzüge, als die prägnanteste Aeußerung des mittelalterlichen Geistes, finden, wie billig, ihre Stelle in der deutschen Geschichte, obgleich die ersten Kreuzfahrer überwiegend aus den romanisirten Stämmen waren; aber aller Glanz und alle Frische des Colorits wird für die Schilderung des schwäbischen Zeitalters aufbewahrt und in seinen Kaisern, seinen Rittern, in seinen von der Gottesminne entzückten Mystikern, in seinen starken Bürgern und tiefsinnigen Künstlern das blühende Mannesalter unsers Volkes mit glühender Verehrung nachgewiesen. S. 287: „Die ewige Sehnsucht nach einem wahren und echten deutschen Kaiser, der das Heil der Welt werden sollte, knüpfte sich unmittelbar an die Hoffnung einer einstigen Wiederkehr des Barbarossa. Darum lebt die Sage bis auf heute fort; Friedrich soll im kyffhäuser Berge auf der goldenen Aue in Thüringen in tiefer Felskluft schlafen; da sitzt er, das Haupt auf den Arm gestützt, und sein rother Bart ist ihm durch den steinernen Tisch gewachsen; einst aber, wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, wird er aufwachen und dem Lande wunderbare goldene Zeit bringen."

Dagegen vermag der liberale Sinn des Verf. es nicht über sich, mit Liebe der außerordentlichen adeligen Schöpfung der deutschen Ritterschaft in Preußen sich zuzuwenden, und diese wichtige Partie, welche ein würdiges Gegenstück zu dem Aufschwunge altalemannischer Tüchtigkeit in den Schweizergebirgen bietet, ist durch das ganze Werk unbillig vernachlässigt. Was über die Verpflanzung des Ordens nach Preußen S. 301 beigebracht wird, ist sehr dürftig, und ebenso wenig die unerwartete Wendung des Kreuzfahrerheers auf Konstantinopel geschichtlich motivirt; auch konnte der Verf. aus bekannten Untersuchungen wissen, daß kein Landmeister Poppo in der Schlacht bei Liegnitz gegen die Mongolen focht. Für solche Ungleichheiten entschädigt uns aber in vollem Maße das zwölfte Buch, „Höhe des Mittelalters" überschrieben, welches uns in 38 Capiteln den geistlichen Staat, die Kirche, die scholastische Theologie, die Mystik, die gothische Baukunst mit den verwandten Kunstbestrebungen, den Kaiser und das Reich, das Gerichtswesen, Ritterthum und Ritterpoesie, die Nibelungen und die deutschen Sagenkreise, die Städte, die Hanse, die bürgerlichen Sitten, die freien Bauern, den Zustand der Leibeignen und die freien Wissenschaften aus innerm Verständniß heraus mit der Weihe eines für das Große in jeder Form erwärmten Gemüthes schildert und bei dem Reichthum eigner Ansichten zu den gelungensten Partien des Werkes gehört.

Die Zeit Rudolf's in ihrer Ernüchterung und prosaischen Abspannung erscheint, wie sich von selbst versteht, schon als Niedergang von der nationalen Höhe; nur hätte der erwerbthätige, joviale Kaiser nach Albert von Strasburg mit noch individuellern Farben gemalt werden können. Verliert von da ab der Totaleindruck der deutschen Volksgeschichte das Moment der Erhebung, und erregt von den Fürsten des 14. Jahrhunderts nur etwa noch Waldemar, Friedrich mit dem Biß und der ritterliche Kaiser Heinrich VII.; — den der Verf., ungeachtet der von Rec. geführten Vertheidigung der Dominikaner, am Abendmahlskelche sterben läßt, — noch jene bewegte Theilnahme für ungeirrt kräftige That und Gesinnung, so überträgt unser Erzähler die Bewunderung, welche früher des Reichs Häuptern gezollt wurde, auf die Glieder, und den Schweizern sowie der alemannischen Tüchtigkeit, von der mancher Schwabenstreich im edlern Sinne des Worts berichtet wird, reicht er wie den wackern Friesen und Dithmarschen den Kranz bewahrter Unabhängigkeit und Sitteneinfalt. Der Schweizer Geschichte wird, ungeachtet ihrer spröden, hochmüthigen Ablösung vom Reiche, mit vorwaltender Ausführlichkeit gedacht; sie gehören aller politischen Trennung zum Trotz uns bis zum Tage des Gerichts.

Karl IV. führt die welsche Praktik in Deutschland ein; seine Politik gegen die Wittelsbacher wird als „diabolisch" S. 395 bezeichnet. „Mit der Ehrlichkeit, schien er zu denken, ist es vorbei; man muß nichts als klug sein." Dennoch wird mit Gerechtigkeit sein Wirken in Böhmen anerkannt; die Universitätsgelehrsamkeit vorübergehend geschildert, gegen welche, als welsche Scholastik, sich die deutsche Mystik erhob. Als den ergreifendsten Beweis, wie dieser inwendige Gottesdienst auch im äußern Leben sich bethätigte, hätte der Verf. die unerreichte Seelengröße Heinrich's, des Findelkindes von Kempten, berichten können, welcher am Johannistag 1386 von den 15 Gulden, die er sich in zehn Jahren mit dem Hirtenstab um Jäcklin über Rhein verdient, die Elendenherberge auf dem wilden Ortelesberge gründete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Lüge. Ein Beitrag zur Seelenkrankheitskunde für Aerzte, Geistliche, Erzieher u. s. w. von J. C. A. Heinroth. Leipzig, F. Fleischer. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. hat vor zehn Jahren ein mit Beifall aufgenommenes Buch über die Wahrheit geschrieben, dem er dieses als Seitenstück zugesellt. Seine Untersuchung gründet sich auf den Gegensatz der moralischen und selbstischen Natur des Menschen, deren Urgrund er in ihren innersten Tiefen aufzudecken unternimmt. „Denn es gibt", behauptet er, „einen Geist der Lüge, wie es einen Geist der Wahrheit gibt; und beide sind nicht blos im Menschen zu suchen. Es gibt eine Lüge, die darauf ausgeht uns um das Ewige zu belügen." Der will er sich widersetzen und glaubt dies nicht wirksamer thun zu können, als indem er sich nicht blos mit philosophischer Seelenkunde, sondern aus dem Zeughause geoffenbarter Glaubenslehre bewaffnet, worüber, wie die Zueignung dieser Abhandlung zu verstehen gibt, der erfahrene Criminalrath Hitzig mit ihm einverstanden ist. Die Einleitung richtet ihren Blick auf göttliche Kraft und menschliche Schwäche aus einem Standpunkte, dem die Religion als Führerin, die Philosophie als Verführerin erscheint. Es liegt am Tage, daß Hr. H. nur ihren Misbrauch, ihre ungeziemenden Anmaßungen bekämpft, und daß die bescheidene Philosophie der Vertheidigung gegen seine Vorwürfe um so weniger bedarf, da es ihr leicht fallen würde, wenn sie sich eine ähnliche Unbil-

ligkeit erlauben wollte, das wohlverdiente Ansehen der Theologie zu erschüttern. Diese Gesinnung begleitet ihn durch sein ganzes Buch, und wir begnügen uns sie im Allgemeinen zu bezeichnen.

Erster oder psychologischer Theil: „Die Lüge im Menschen." Erstes Capitel: „Geistiges oder moralisches Wesen im Menschen." Ein geistiges Wesen ist nothwendig entweder gut oder böse; nicht nothwendig gut, weil es ein freies Wesen ist, das zur Heiligkeit nicht gezwungen werden kann, da Heiligkeit nichts Anderes ist als Selbstbestimmung zum Guten. Bewußtsein geht allem Denken voraus, denn ohne Bewußtsein könnte das denkende Wesen seine Gedanken nicht zusammenfassen noch festhalten. Es ist dem Menschen angeboren, nicht angelernt, seine geistige Lebenslust. Der Unterschied der Thierseelen und Menschenseelen besteht darin, daß in jenen der Geist noch schlummert wie der Funken im Kiesel, in diesen zur Selbsterkenntniß erwacht. Seele ist nicht der Geist selbst, denn es gibt auch geistlose Seelen; aber Geist ist in der Seele und offenbart sich ihr nur im Bewußtsein. Vernunft ist das Vermögen zu vernehmen, Sinn für das Unendliche, Ewige, Heilige. Nur durch sie erhält der Verstand Kunde von Gott. Rationalismus ist das Werk des Verstandes, den diese Kunde nicht belehrt, welche die Vernunft nicht erfindet, sondern durch Mittheilung der göttlichen Offenbarung, durch den Glauben an sie erhält. Gewissen ist der warnende Geist der Wahrheit und des Rechts, das Heilige, was nach dem Sündenfalle noch in uns geblieben ist. Was den Menschen über das Thier erhebt, ist seine Persönlichkeit, das Ich Bewußtsein seiner Seele. — Zweites Capitel: „Natürliches oder selbstisches Wesen im Menschen." Dadurch wird das Mannichfaltige in ihm zur Einheit verbunden. Der Mensch ist Seele, und diese Seele hat einen Leib und einen Geist und sucht den vollkommenen Zustand, den sie nicht hat, die Seligkeit, das Paradies. Unser Selbst ist ein Spiegel des Universums, und das Universum ein Spiegel unsers Selbst. Dieses Selbst scheut den Tod und hofft die Unsterblichkeit. Das Gesetz der Selbsterhaltung widerspricht dem Gesetze der Selbstverleugnung nicht, da dieses nicht auf Selbstvernichtung, sondern auf Erhebung des geistigen Lebens über das Naturleben gerichtet ist. Wo beide in Streit gerathen, kämpft das Fleisch wider den Geist, überwiegt Neigung zum Irdischen und Vergänglichen das Streben nach Himmlischem und Unvergänglichem, und das Böse im menschlichen Selbst entsteht. Der Verf. erklärt die biblische Geschichte des Sündenfalls für eine wirkliche Begebenheit, die er sich nur erlaubt aus der morgenländischen Bildersprache in die abendländische Sprache der Begriffe zu übersetzen. Nämlich, die Einbildungskraft (die Schlange) verführte das Gemüth (das Weib), und dieses den Willen (den Mann). Wir haben keinen Beruf, diese Auslegung anzufechten, doch scheint sie uns, wenn wir nicht auf allen Sprachgebrauch verzichten sollen, offenbar philosophisch und rationalistisch. Einflüsterungen der Einbildungskraft, bemerkt Hr. H., sind nicht selten unheilig und ungöttlich, können also unmöglich aus der Natur, aus der göttlichen Schöpfung abstammen und müssen nothwendig von einem geistigen Wesen herrühren, durch welches die Selbstigkeit im Menschen, als der Keim alles Bösen, entsteht, dessen offenes Bekenntniß die Lüge ist. Sehr menschenfreundlich und fromm gemeint! Nur kann der Unwissende fragen: War dann das geistige Wesen, der Urheber alles Bösen, nicht auch ein Geschöpf der Gottheit, oder als solches nothwendig böse, sodaß ihm Selbstbestimmung zum Guten unmöglich war? Das widerspricht ja geradezu der Lehre, womit das erste Capitel dieses Buches anhebt und die zu unserer Beruhigung vollkommen hinreicht. Indem Hr. H. die Menschen entschuldigt und die Geister anklagt, naht er sich einer Scylla, gefährlicher als die Charybdis, die er vermeiden will. — Drittes Capitel: „Psychologie der Lüge." Wahrheitsscheu und Wahrheitsflucht zeigten sich bei dem ersten Menschen, als er auf die Stimme Gottes, welche durch sein Gewissen zu ihm redete und vor der er sich verstecken wollte, seine erste Lüge vorbrachte und die Erkenntniß seiner Blöße vorschützte. Zu dieser Aussage verleitete ihn der Vater der Lüge, da er ihn verleitet hatte, Gottes Gebot zu übertreten und nach Gottgleichheit zu streben. Der erste Mensch log, weil er sich fürchtete, und fürchtete sich, weil er gesündigt hatte. Wesen und Zweck der Lüge, ihre innern Wirkungen und Folgen sind treffend und anschaulich erläutert, wie sich von dem Verf. erwarten ließ. Nicht mindere Anerkennung verdient die Charakteristik der Lüge nach ihren Arten und Graden. Viel Wichtiges und Tiefaufgefaßtes über die sogenannten erlaubten, oft zu nachsichtig beurtheilten Lügen. Modification derselben; die gemüthlichen und gleichsam offenen, die versteckten, die Charakterlügen, deren letzte die teuflische ist. — Der zweite oder anthropologische Theil: „Die Lüge im Leben", besteht aus acht Capiteln, ist reich an gediegenen Bemerkungen und beurkundet überall den vieljährigen, strengen, aber unbestechlichen Beobachter, welcher den Proceß der Zerstörung in der Natur zwar erkannt, aber sich auch überzeugt hat, daß diese scheinbare Zerstörung nur auf Erzeugung neuern und vollkommenern Lebens ausgeht. Was man Zerstörung nennt, ist bloße Verwandlung, Gestaltung, die schon in elementarischen Processen beginnt und im Menschenleben überall hervortritt. Nur wachsen mit unsern bessern Einsichten und Bestrebungen auch unsere Verwöhnungen und Gebrechen. Es gehört ein lebendiger Glaube an die göttliche Vorsehung dazu, in diesem Chaos nicht an der Ordnung, in dieser Versunkenheit nicht an einer endlichen Erhebung zum Vater des Lichts zu verzweifeln. Kreise des Menschenlebens in seinen verschiedenen Geschlechtern und Altern nach ihren Gebrechen und Mängeln. Ihre Schilderung ist überaus anziehend, und ein Spiegelbild, das durch seine Unterhaltung an Belehrung nichts einbüßt und an wohlthätiger Wirksamkeit gewinnt. Jedes einzelne Gemälde könnte einer Novelle hinreichenden Stoff darbieten und wird wahrscheinlich von mehr als einem Tagesschriftsteller dazu benutzt werden. Einmischung der Lüge in das Leben ist eine sehr begreifliche Erscheinung, denn um auf das Leben zu wirken, ward sie ja erfunden. Betrachtung der Lügen in besondern Verhältnissen, die zuerst in ihrer Reinheit, dann in ihrer Ausartung durch die Lüge dargestellt werden. „Lüge im häuslichen Leben, im Staatsleben." (S. 273) „Sollen wir auch nur ein Wort über den Jesuitismus verlieren? Er ist auf die Lüge gegründet: denn was ist die reservatio mentalis? was ist der offene Grundsatz: haereticis non est servanda fides?" Eine Lüge ohne Zweifel; nur wird kein Unbefangener zugeben, daß auf sie die Gesellschaft Jesu gegründet gewesen. Dieser von einigen unwürdigen Mitgliedern derselben angenommene, von ihren Obern nicht streng genug zurückgewiesene Grundsatz ist es vielmehr, der die Achtung und den Bestand ihres Ordens untergraben und seine Aufhebung herbeigeführt hat. Nachsicht gegen ihre Freunde und Untergehörige ist ihnen verderblicher geworden als Unversöhnlichkeit gegen ihre Gegner. Wie erschöpfend und vorurtheilsfrei ist Grotius' Ausspruch: „Nec fugiunt vitia hominum, nec sequuntur! „Die Lüge im häuslichen Leben, im geselligen Leben, im wissenschaftlichen Leben." Dabei kommt die Philosophie, welche der Verf. durchaus als Feindin der geoffenbarten Religion betrachtet, wieder übel weg, auch Hahnemann's Homöopathie, gegen welche Hr. H. schon ein besonderes Buch, sein „Antiorganon", geschrieben hat. „Lüge im Künstlerleben." Wir theilen den Haß des Wahrheitsfreundes gegen das absichtliche marktschreierische Plagiat, gegen den Nachahmer, der für ein Original gelten will; aber wir können die Wahrnehmung nicht zurückhalten, daß die Eitelkeit hochbegabter Männer und vorzüglich die ungemäßigte Bewunderung ihrer Anbeter Manches für Entwendung und Nachahmerei ausgegeben hat, was diese Namen nicht verdient. Gleichheit des Stoffes und der Ansicht muß zuweilen Gleichheit der Behandlung veranlassen. Doch um nicht misverstanden zu werden, enthalten wir uns, bei einem Gegenstande zu verweilen, der eine besondere Abhandlung verlohnte und durch unzählige berühmte Namen und Streitigkeiten erläutert werden könnte. Pereant qui ante nos nostra dixere! ist mehren ehrenwerthen Angeklagten nicht selten aufgedrungen. „Lüge im religiösen Leben" (S. 379): „Die Freiheit, welche aus dem Evangelium geboren worden, wuchs heran, ward mündig,

oder wähnte es zu sein und riß sich unter dem Namen Rationalismus von der Mutter los. Mit dem Namen aber änderte die evangelische Freiheit auch den Charakter und blieb keine evangelische mehr. Denn das Evangelium macht uns von allen Menschensatzungen frei, aber nicht vom Worte Gottes, nicht vom Glauben; der Rationalismus aber will nichts glauben, als was er begreifen kann, und wirft den Glauben weg. Der ausgeartete Protestantismus protestirt gegen die göttliche Offenbarung in der Schrift, der Glaube hat dem Denken Platz gemacht und das göttliche Licht ist dem menschlichen Verstande gewichen. Hier stehen wir an der Grenze, wo die Ausartung des religiösen Lebens zur Lüge wird." Nachdem wir einen Theil dieser Kriegserklärung abgeschrieben, ist es vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, daß der redliche und strenggläubige Eiferer der Kopfhängerei, dem Menschenhaß und der geheuchelten Frömmigkeit ebenso wenig Gnade widerfahren läßt, den Pharisäismus mit Worten des Evangeliums bestraft und den Uebertritt von einer Religion zur andern, der aus ernstlicher Herzensüberzeugung geschieht, nicht mit dem Vorwurf der Lüge belegt. Das Papstthum freilich scheint ihm, wie dem ehrwürdigen Cyprian, dessen Erklärung er wiederholt, auf eine Lüge gegründet. — Dritter oder philosophischer Theil: „Metaphysik der Lüge", in vier Capiteln. Denn allerdings erkennt der Verf. zwar keine Philosophie an, die ihn über Gott und die Natur belehren will, wol aber eine solche, die in ihren Grenzen bleibt und nur die Form und das Wesen der Vernunft zur Erkenntniß bringt, die erstere in der Logik, das letztere in der Ethik, oder, was Dasselbe ist, in der Metaphysik, die das über die Natur erhabene, sittlich freie Wesen behandelt, so weit es sich im Menschen vorfindet. Alle bis jetzt aufgestellten, höchst verschiedenen Systeme der Metaphysik haben doch etwas Gemeinsames, das Hinausschreiten über die Natur. Kant, der ihnen solches versagen wollte, verschloß damit die Pforten der Metaphysik. Hr. H. behauptet, die seinige sei zwar nicht Theologie, aber das Organ der Theologie, wie ihm solche aus der Offenbarung der heiligen Schrift entgegentritt, und erklärt sie daher für unentbehrlich. Ihre Grundlage ist die Freiheit des Geistes, der ohne Freiheit undenkbar ist. Das Merkmal, an welchem wir den Geist erkennen, ist sein Organ, die Vernunft, und seine Heiligkeit. Freiheit haftet an der Persönlichkeit. Sagt sich diese von der Heiligkeit los, so verfällt sie unter die Herrschaft des Bösen. Darum kann die Bibel ohne Anerkennung des bösen Princips gar nicht verstanden noch als göttliche Offenbarung gewürdigt werden. So wird die Lüge zum Gegenstande der Metaphysik. Da Lüge dem Menschen nicht nothwendig ist, so schließt Hr. H., sie müsse bei ihm durch Einflüsterung, durch Erfindung vom Urheber des Bösen entstanden sein. Damit kommt die göttliche Offenbarung überein, und an ihrer Hand bahnt sich diese Abhandlung ihre Lehre von dem wirklichen Dasein eines Geistes des Bösen, dessen Abfall von Gott, dessen Ungebundenheit, aber nicht Unabhängigkeit von ihm mit biblischen Worten erzählt wird. So bezeichnet Hr. H. folgerichtig den bösen Geist als Geist der Lüge, welche vom Bösen unzertrennlich ist, und hält für wahrscheinlich, daß der Wunsch, sich Gott gleichzustellen, wodurch er die ersten Menschen bestrickte, auch die Ursache seines eignen Falles gewesen sei. Ein metaphysischer Grund der Lüge liegt in dem Willen, welcher dem Gesetze widerstrebt und durch Eigenmacht der Selbstgewalt verursacht wird. „Das Reich der Lüge wie des Bösen überhaupt, ist von dieser Welt und Zeit, aber in der Ewigkeit kann es nicht bestehen, denn die Ewigkeit ist Gottes, und Gott ist die Wahrheit." Ohne Zweifel; aber ist Welt und Zeit nicht auch Gottes? und soll in der Ewigkeit das geistige Wesen seine Freiheit einbüßen, sodaß es nothwendig gut und zur Heiligkeit gezwungen sei? Der Metaphysiker mag wünschen und glauben, was ihm zusagt; zu wissen ist ihm nicht vergönnt, was die Grenzen der menschlichen Erkenntniß überschreitet. — Schluß des Ganzen: „Universalmedicin gegen die Lüge ist das Wort Gottes, wie es in der heiligen Schrift geredet ist. Ein einziger Tropfen dieses Lebenselixirs kann ein ganzes Leben heilen." Darauf ist der Verf. in seinem 60jährigen Leben immer zurückgekommen, davon hat er auch in diesem seinem Werke zeugen wollen, von dem wir uns nicht trennen können, ohne das Geständniß zu wiederholen, daß es auch Dem Belehrung gewähren wird, der dessen theologisch-dogmatische Behauptungen nicht zu den seinigen machen kann. 57.

Die drei Schwestern oder: wessen ist das Bild und die Ueberschrift? Eine Briefsammlung mitgetheilt von S. J. F. Walden. Hamburg, F. Perthes. 1835. 12.

Ein psychologischer Roman, doch nicht nach der neufranzösischen Mode eine Sammlung aller Fratzen und Greuel der Leidenschaft und des Lasters, sondern höchst altmodisch sich in den höhern Kreisen der vornehmen Welt eines katholischen deutschen Landes bewegend, und dennoch voll Wahrheit, Interesse und Lebendigkeit und ungemein reich an feinen, glücklich aufgefaßten Charakterzügen. Der größte Fleiß ist den Charakteren der drei Schwestern gewidmet, deren älteste, Bertha, eine strahlende und überall siegreiche Schönheit ist, immer reizend und unwiderstehlich, wenn sie will, übrigens von hochstrebendem Geiste, entschlossen, witzig, gefall-, herrsch- und genußsüchtig, stolz, leidenschaftlich; die zweite, Célestine, sanft, reizbar, geistig von Natur, läutert unter schwerem innern Kampfe ihre schöne Seele von allen irdischen Schlacken; die dritte, Amalia, anspruchlos und hingebend, beglückt und beglückend, ist ein freundliches Bild reiner Weiblichkeit. Im Hintergrunde steht die entfernte fromme Mutter; der weltlich gesinnte Vater und die beiden Liebhaber, Egmont und Adolar, greifen thätiger ein; Egmont, eine mehr weibliche Natur, gut gezeichnet, Adolar, ein Inbegriff männlicher Vollkommenheit, weniger gelungen. Unter diesen Menschen und wenigen Nebenpersonen bewegt sich die Composition mit großer Einfachheit und Natürlichkeit und doch mit feinen und überraschenden Wendungen rasch zur Entwickelung, die ein wahrhaft dramatisches Interesse gewährt. Die Schreibart der Briefe ist ungezwungen und je nach den Charakteren der Schreibenden abwechselnd, was die Wirkung der Contraste in denselben sehr lebhaft hervorhebt. Der Gang der Darstellung ist frei von unnützer Breite und unbeschwert mit Episoden, die nicht wesentlich in die Handlung eingreifen. Daß die Tendenz des Ganzen eine hohe sittlich-religiöse ist, kann man nach dem Gesagten erwarten, aber diese Tendenz waltet vor, ohne die Kunstvollendung des Romans zu beeinträchtigen, und dies ist sicherlich ein großer Vorzug. 170.

Notizen.

Ein seltener Fund von 12,000 römischen Münzen ist in dem Departement der Nièvre unweit dem Dorfe Bony gethan worden. Sie sind von mannichfaltigem Gepräge, und rühren von Julia Maesa Augusta, der Großmutter des Heliogabalus, von den Kaisern Volusianus, Valerianus dem Vater, Gallienus, Salonin us (Cäsar), Posthumus, Victorinus, Claudius Gothicus, Aurelianus und den Gegenkaisern Tetricus, Vater und Sohn, her. Es ist eigen, daß der französische Boden besonders reich an solchen verborgenen Schätzen ist, und es scheint fast, als ob Frankreich zur Römerzeit reicher als andere Länder gewesen wäre.

Als eine wesentliche Ergänzung im Gebiete der darstellenden Geographie, wenn man die pittoresken Landschaftsgemälde eigenthümlicher Gegenden so nennen will, sind die neuerlich in London erschienenen Darstellungen der Landschafts- und Küstenscenerie von Irland (die erste Lieferung in acht Platten) anzusehen. Einzelne Küstentheile von Irland sind um ihrer originellen Natur willen auch früher kunstfertig dargestellt worden; aber noch fehlte es an einer allgemeinen Sammlung, welche die ganze Reihe der charakteristischen irländischen Partien von dem thauigen Grün des Dargle an bis zu der erhabenen Unfruchtbarkeit von Fairhead umfaßte. Die Platten dieser ersten Lieferung sind gut entworfen und trefflich colorirt. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 280. — 7. October 1835.

Geschichte der Deutschen bis auf die neuesten Tage. Von Wolfgang Menzel. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage in Einem Bande.

(Fortsetzung aus Nr. 279.)

Mit dem dritten Theile, der neuern Zeit, deren erster Abschnitt „Das Zeitalter der Reformation" überschrieben ist, hebt der Verf. einen vollern Ton an; das böhmische Heldenalter, welches aus Huß' Asche entsprang, drängt die Reichsgeschichte in den Hintergrund, an welche freilich zur Zeit nichts Erfreuliches lockt. Der Schimpf der deutschen Waffen gegen die unüberwundenen Anhänger des Kelchs wird richtig aus der feig unterdrückten Ueberzeugung der Deutschen, „die Böhmen hätten doch wol eine gute Sache, für welche sie stritten", erklärt. Warum hat zur kräftigsten Bezeichnung des Reichsregiments unter Friedrich III., welcher die Kaiserkrone für eine Schlafhaube nahm, Hr. M. nicht den schändlichen Verrath aufgedeckt, welchen Kaiser und Fürsten in dem sogenannten „Armen Grotenkriege" 1444 an Städten und Gemeinden begingen? Maximilian's Leben und Wirken ist etwas lieblos behandelt, ungerecht nach dem nächsten Erfolge gemessen; und wäre er energisch gewesen wie Friedrich der Rothbart, würde er als Kaiser zur Zeit des sprödesten Corporationsgeistes nichts haben ausrichten können. S. 455 die Thaten der Dithmarschen, gleichsam als Entschädigung für die eben abtrünnig gewordenen Schweizer, obgleich die Bauern an der Nordsee unterliegen. Im venetianischen Kriege, der, wenn schon nicht populair, dennoch manche ritterliche deutsche That aufweisen kann, ereifert sich Hr. M. über den Fürsten von Anhalt, der bei Vicenza die in eine Grotte geflüchteten Einwohner durch angezündetes Feuer erstickt ließ. Da über Rudolf, „des Hauses Anhalt hohe Krone", nichts weiter berichtet wird als dieses, vielleicht ohne seinen Befehl geschehene Kriegsereigniß, widerfährt dem Manne ein Unrecht. Ueberdies hatten die Deutschen von den Italienern an Ort und Stelle jene unmenschliche Art der Kriegführung gelernt, indem die Paduaner 1312 in denselben Latomien von Custoza durch Vermauerung der Oeffnungen die dort Versteckten zur Herausgabe ihrer Schätze nöthigten.

Die deutsche Reformation, nur halb vollendet, ist in ihren nachtheiligen Folgen für Deutschland, als dessen politische Zwietracht steigernd und verewigend, aufgefaßt, Luther, den Fürsten zu gefügig, nicht mit schwächlicher Rücksicht behandelt; zumal wird sein Verhalten gegen die armen Bauern gerügt, deren mißglücktes Aufringen nach bescheidener Freiheit mit Recht hervortritt. Karl V. Bild dagegen sagt uns nicht zu, und wir halten die Züge des bedeutsamen Mannes fest, wie sie uns Raumer in seiner „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte" vervollständigt hat. Landgraf Philipp von Hessen, der einem freimüthigen protestantischen Urtheile so viel Blößen bietet, kommt noch glimpflich genug weg; eine wilde Ehe wird genannt, was doch eine gottlose, von den ersten Theologen seiner Partei gutgeheißene Doppelehe war. Kaiser Max I., an den wir mit Liebe uns zu erinnern gewohnt sind, erfährt eine strenge Censur seiner Halbheit. Weil kein Fürst des 16. und 17. Jahrhunderts das Gepräge seiner hohen Ahnen an sich trägt, theilt der Verf., hier einen Farbenton erhebend und dort verwischend, das Epitheton der Schwächlichkeit über alle aus. Unsittlichkeit findet sich aber ebenso an katholischen Fürsten als an Protestanten; das Beispiel der Hinrichtung der ehebrecherischen Jacobea von Baden durch ihren Gemahl, Johann Wilhelm von Jülich, ist unglücklich gewählt; die beklagenswerthe Prinzessin, ohne ihr Wissen einem Blödsinnigen verlobt, fiel durch die Kabale ihrer schamlosen jüngsten Schwägerin Sibylle und wurde nach einem schandbaren Processe im Bette erdrosselt. Wie kann in dieser finstern That Hr. M. die öffentliche Achtung Katholischer vor dem Anstande motiviren?

Der Freiheitskrieg der Niederländer, obgleich politisch abgerissen von Deutschland wie die Eidgenossenschaft, ist mit löblicher Consequenz der deutschen Geschichte vindicirt; wir vermissen aber die Folgerichtigkeit des Grundsatzes in Beziehung auf den Untergang des deutschen Ordens und die Stiftung des Herzogthums Preußen. Wiederum ruht einmal die Schilderung eines jämmerlichen Zeitalters, jämmerlich wenigstens, insoweit es durch Fürsten und Theologen repräsentirt wird, indem der Verf. von den Mystikern spricht, S. 517 vom Schuster von Görlitz, „der um dieselbe Zeit das prachtvolle Pfauenrad seiner Ideen aufschlug".

Ueber eine sehr kurze Skizze der Leidensgeschichte Rudolf II. werden wir rasch ins Mordgetümmel des dreißigjährigen Krieges geführt. In jeder Periode muß Hr. M.

eine Persönlichkeit haben, auf welche sein Enthusiasmus verklärend sich hinneigt, die ihn entschädigt für die pflichtgetreu berichtete Armseligkeit der Zeitgenossen; im dreißigjährigen Kriege ist dieses geweihte Haupt natürlich der Schwede, über den wir Deutschen noch immer nicht ins Klare kommen können oder wollen, als schämten wir uns eines Jahrhunderte lang gehegten Irrthums. Die Menzel'sche Skepsis hat den nordischen Eroberer blos geschont, weil ohne dessen Glanz der Himmel ganz lichtarm wäre. Bei der Flüchtigkeit der Schilderung, über die wir noch am Schlusse uns beklagend aussprechen werden, bei dem hastigen Streben, verschiedene geschichtliche Zustände und Ereignisse in Einem Rahmen mit fliegendem Pinsel medaillonartig festzuhalten, passirt unserm Verf. unter Anderm das komische Misgeschick, S. 542 auszusagen: Sidonie von Bork, welche 1620 als Hexe verbrannt wurde, habe als „schöne" Zauberin die Ehe Herzog Boguslav XIV. unfruchtbar gemacht. Wie Boguslav (geb. 1580) die Jahre der Mannbarkeit antrat, war Sidonia bereits 60 Jahr alt, also aus dem Frühlinge ihres Lebens um 40 Jahre heraus; dagegen hatte Herzog Ernst Ludwig, der 1592 starb, die Reize Sidoniens erprobt, später die Prinzessin von Braunschweig geheirathet, und an dem Verschmäher mochte die schöne Betrogene ihre Teufelskünste versucht haben, welche sie im 80. Jahre auf dem Scheiterhaufen büßen mußte.

Ueber die Schande des westfälischen Friedens wird mit Recht aller Grimm ausgeschüttet; Schade, daß zur Charakteristik der schwedischen Verwüster der Verf. eine Stelle in Jacobi's Chronik von Feuchtwangen nicht gekannt hat. Wrangel wies in Feuchtwangen die ersten Eilboten mit der Friedenskunde scheltend von sich; nach der Ankunft des dritten nahm er seinen Generalshut, warf ihn mit Ingrimm zu Boden und trat ihn mit Füßen! Leonhard Meyer, welcher 1711 als Glied des innern Rathes von Nürnberg, 89 Jahr alt, starb, betheuerte, diese Handlung Wrangel's mit eignen Augen gesehen zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Mephistopheles in England.

Das unter dem Titel: „Mephistopheles in England, oder Bekenntnisse eines Premierministers", in drei Bänden zu London erschienene Werk, welches pikant genug ist, um bald ein großes Publicum zu finden, zeigt uns den Erbfeind des menschlichen Geschlechts freilich nicht in der tiefern Gestalt, wie er in unserer Faustsage erscheint, vielmehr als scharfen Satiriker im Gebiete des großen Weltlebens, wo er sich damit beschäftigt, die ausgezeichnetsten Persönlichkeiten in ihren Mängeln und Schwächen darzustellen und sie dem Spott der Menge preiszugeben. Ein junger Engländer, der in Göttingen studirt, schließt auf dem Brocken ein Freundschaftsbündniß mit dem Geiste, der verneint, welcher nun den neuerworbenen Zögling in seine Mysterien einweiht und endlich, nachdem in Deutschland die Quellen der Ergötzung bereits erschöpft sind, sich auch entschließt, diesem nach England zu folgen. Hier tritt Mephistopheles unter der Maske eines bekannten deutschen Fürsten auf, der schon einmal in England gewesen und sich durch seine in Deutschland erschienenen Briefe als ein Kenner derselben feinen Welt bewiesen hat, die in diesem Buche uns wieder vorgeführt wird.

Die Sprache, welche Mephistopheles als Proselytenmacher gegen den jungen Engländer führt, ist sehr praktisch verständlich. „Ich heiße Mephistopheles", sagt er, „und will, wenn du den Muth hast, zu schauen und nichts zu fürchten, dich in die geheime Maschinerie der Welt einweihen, von der du einen Bestandtheil ausmachst. Du sollst dich von ihrer Leerheit überzeugen. Ich will dich in die Mysterien der Natur einführen, und du sollst ihre ganze Nacktheit kennen lernen. Ich will dein Sklave sein, dein Diener, dein Protector, dein Lehrer, dein Freund. Es soll dir nicht das Mindeste abgehen, alle deine Wünsche sollen erfüllt und die anmaßendsten Pläne deines Ehrgeizes mit Gelingen gekrönt werden. Vergnügen, Schönheit, Wohlsein, Macht, Ruhm sollen dir zu Theil werden." Solche Anerbieten läßt sich natürlicherweise ein göttinger Student nicht zum zweiten Mal thun.

„Am Morgen nach ihrer beiderseitigen Ankunft in London — so erzählt der junge Engländer — war unsere Unterhaltung noch sehr beschränkt und unwichtig, und nachdem wir unsern Appetit gestillt, nahmen wir Beide unsere Zuflucht zu den Morgenjournalen. Ich durchflog die fashionablen Artikel der „Morning Post", des Orakels der schönen Welt, und hatte die Genugthuung, hier unsere Ankunft mit allen möglichen Förmlichkeiten und Weitläufigkeiten angezeigt zu finden. Mein Gefährte amusirte sich mit dem „Herald".

„Es ist merkwürdig", sagte ich, nachdem das Dejeuner hinweggeräumt war, „welchen Einfluß die Journale in diesem Lande ausüben."

„Dies ist gar nicht so auffallend", erwiderte Mephistopheles, „es gibt Länder, welche von Priestern, andere, die von Soldaten beherrscht werden; England wird von seinen Zeitungen beherrscht. Jeder, der überhaupt lesen kann, liest hier eine Zeitung. Die weniger Gebildeten lassen sie sich vorlesen, und da wenige Menschen nur die Mühe des eignen Denkens übernehmen, so übt die öffentliche Presse eine politische Macht aus, die man für außerordentlich halten kann und die doch ganz natürlich ist. In London gibt es 55 Zeitschriften, wovon 15 Tageblätter sind, die übrigen 42 erscheinen wöchentlich ein oder mehre Mal. In den Provinzen kommen 193 heraus. Schottland hat 46 und Irland 75 Journale; dies macht zusammen eine Summe von 369, wovon jedes im Durchschnitt 1000 Exemplare absetzt. Gesetzt, daß der Inhalt jedes Exemplars nur zehn Personen bekannt wird, was eine sehr niedrige Berechnung ist, denn in den zahlreichen Kaffee- und andern Wirthshäusern sind die Leser fast nicht zu zählen, ungerechnet die Personen, welche sich die Journale stundenweise von den Zeitungsträgern entlehnen, so gibt dies eine Summe von ungefähr 3,690,000 Zeitungslesern. Allein dies ist noch nicht Alles. Die Magazine und Reviews sind ebenfalls politische Journale und haben eine nicht geringere Anzahl von Lesern; ferner sind auch die zahlreichen Broschüren und die zur politischen Belehrung der Armen erscheinenden wohlfeilen Broschüren mit in Anschlag zu bringen. Kurz, es sind wenigstens fünf Millionen Menschen, die unter dem Einflusse der öffentlichen Presse stehen. Sie ist ein mächtiges Werkzeug, wird aber oft sehr einsichtslos gehandhabt. Bei einer geschickten Leitung vermöchte ihr nichts Widerstand zu leisten; aber glücklicherweise für die Regierung steht immer ein großer Theil der Presse unter ihrer Controle; die übrigen politischen Blätter hält man, da sie in ewigen Zwistigkeiten untereinander leben, nicht für so gefährlich, als sie es werden könnten. Freilich befinden sich die Minister oft in großer Verlegenheit. Die größte Zügellosigkeit ist erlaubt, und unter dieser Aegide fallen die Oppositionsblätter in Ausdrücken, die in andern Ländern nur zu Empörung führen würden, über die Regierung und ihre Maßregeln her. Jeder ausgezeichnete Staatsmann wird in den Zeitschriften, die eine entgegengesetzte politische Farbe tragen, ohne Umstände verunglimpft. Das ganze Staatsleben eines Ministers ist fortwährend Anzüglichkeiten, Bekrittelungen und derben Angriffen ausgesetzt; eine ähnliche Behandlung wird seinem Privatleben zu Theil, man macht seine Persönlichkeit

lächerlich, man schwärzt ihn an und gibt seine Angehörigen dem öffentlichen Spott und Gelächter preis; wenn die beleidigte Person oder die Regierung einen öffentlichen Proceß gegen die Verleumder einleitet, so erhebt man ein furchtbares Geschrei. Alle Blätter im ganzen Königreich stimmen in diesen Lärm mit ein und erklären, das Palladium der englischen Freiheit, die Selbständigkeit der Presse, sei in Gefahr. Die Geschworenen üben bei diesem Unfug die möglichste Nachsicht, da sie wissen, daß bei einer exemplarischen Bestrafung der Pasquillanten sie selbst der Gegenstand der erbittertsten Schmähungen und Verleumdungen werden. Man kann daher annehmen, daß in neun Fällen unter zehn ihre Entscheidungen für die Beklagten günstig lauten. Die Folge davon ist, daß fast bei jedem Einschritt von Seiten des Gerichts die Pamphletisten ungestraft davonkommen, die Presse immer mehr an Einfluß zunimmt und man die Geschworenen als rechtliche, furchtlose und unparteiische Engländer bis in den Himmel erhebt, was andere Geschworenengerichte dazu antreibt, bei künftigen Fällen ihrem Beispiel zu folgen."

„Deine Darstellung scheint mir nicht richtig zu sein", entgegnete ich, indem ich die Zeitung weglegte und den Meerschaumkopf meiner Pfeife betrachtete, die mir durch lange Gewohnheit unentbehrlich geworden war; „deine Ansicht von der Sache ist nicht frei von Vorurtheil; die öffentliche Presse in England übt ebenso sehr einen bedeutenden moralischen als politischen Einfluß aus."

„Entsetzlich moralisch", erwiderte mein Freund mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln. „Lies nur ihre Beschreibungen von Criminalverbrechen, ihre Berichte über Processe, wo es sich um Nothzucht, um Ehebruch und Verführung handelt. Wie bis ins kleinste Detail gehend, wie glühend, wie aufregend sind diese! Muß nicht Jung und Alt einen sinnlichen Genuß empfinden, wenn es diese überzuckerten Greuelthaten liest? Aber freilich sagen die Vertreter: dieser Sinnenkitzel hat seinen Ursprung in der Liebe zur Tugend! Betrachtet Euch ferner nur den Inhalt einiger Blätter, die zur ausschließlichen Erbauung der Sonntagsleser bestimmt sind; und ihrer Bestimmung nach vor oder nach dem Gottesdienst gelesen werden sollen, wie erquickend für den niedergeschlagenen Frommen müssen ihre mit dicken Farben aufgetragenen Gemälde von dem Laster in den vornehmen, von den Verbrechen in den niedern Ständen sein! Wie sehr muß es zur Befestigung der Sittlichkeit eines jungen Mädchens dienen, wenn sie die feingesponnene und üppig colorirte Liebesintrigue der Lady R. R. mit ihrem Kammerdiener oder Kutscher liest! Welche Herzkräftigung für eine angehende Tugend, wenn sie immer und immer von dem glücklichen Erfolg der Aventuren unserer liederlichsten Roués liest! Wie sehr muß der Respect der niedern Stände für ihre Vorgesetzten zunehmen, wenn sie so herrliche Details über den sittlichen und untadelhaften Lebenswandel derselben vernehmen! Und die höhern Classen müssen natürlicherweise immer mehr an Tugend zunehmen, wenn sie die guten Exempel wahrnehmen, die ihnen von allen Seiten gegeben werden."

„Allein", erwiderte ich, „von dieser Farbe sind doch nur wenige Blätter, die ich bei dem Allen für nützlich und heilsam halten muß." Bei diesen Worten stopfte ich mir meine Pfeife.

„Nützen, ja wohl", entgegnete Mephistopheles; „ihren Eigenthümern nützen sie, und das schon deshalb, weil diese moralischen Blätter sich eines weit stärkern Absatzes erfreuen als die andern. Aber glaube ja nicht, daß ich über den Nutzen dieser Publicationen leichthin denke. Sie können mir für meine Person nur sehr angenehm sein, und an meiner Aufmunterung soll es ihnen gewiß nicht fehlen." Dies sagt nämlich der Teufel als guter Teufel, der sich am wohlsten befindet, wenn in der Welt Alles drunter und drüber geht.

Ueber die londoner Clubs äußert sich Mephistopheles folgendergestalt: „Schwelgerei entkräftet, sie befördert krankhafte Gelüste, und bringt in jede Classe der Gesellschaft, von der höchsten bis zur niedrigsten, ein, um dort Verheerungen aller Art anzurichten. Der einzelne Mann, der in der Hauptstadt mit geringen Unkosten in einem Palais wohnt, wo er sich nichts braucht abgehen zu lassen, weiß sehr gut, daß ihm die Ehe keine goldenen Berge bietet, und daß er seiner ganzen bisherigen schwelgerischen Lebensweise Valet sagen muß, wenn erst eine Frau im Hause heilsert; so fährt er fort, als Junggeselle zu existiren, und freut sich seines ungestörten Lebens allein. Der Ehemann rettet sich vor den häuslichen Aengsten und Sorgen in seinen Club, wo er über dem fremden Glanze, der ihn umgibt, seine Beschränktheit zu Hause auf einen Abend vergißt. Sein Weib zankt, seine Kinder schreien, seine Dienstboten sind impertinent, er jedoch befindet sich wohl, denn er hat freundliche Gesellschaft und gefällige Bedienung. Daraus folgt, daß der Verheirathete den größten Theil seiner Zeit im Genusse dieser egoistischen Befriedigung zubringt. Einige wenden zwar edlere Absichten vor, allein der Zweck ist bei Allen der nämliche. Wie sehr beim Bestehen dieser Clubs die Geselligkeit blühen muß, springt in die Augen. Der neu Aufgenommene kommt noch mit 500 Andern in Berührung, d. h. er kann, wenn er nicht besonderes Talent besitzt, die Aufmerksamkeit zu erregen, ein ganzes Jahr mit ihnen in einem und demselben Zimmer speisen, ohne daß diese die geringste Notiz von ihm nehmen. Ist er etwa Mitglied des Crockford-Clubs und zufällig reich, so werden ihn die ausgezeichneten Personen, bei denen er eingeführt zu werden wünscht, über Nacht auf die gentilste Weise von seinem Gelde befreien; kommt er aber am nächsten Morgen wieder mit ihnen zusammen, so begegnen sie ihn sicherlich mit Unverschämtheit. Ist er unglücklicherweise ein Genie und hat Zutritt im Athenäum, in der Hoffnung, seine literarischen Pläne dadurch zu begünstigen, so sieht er sich plötzlich von einem Haufen kleiner Schöngeister umschwärmt, denen ihre eigne Wichtigkeit und Eitelkeit viel zu sehr am Herzen liegt, als daß sie sich auf fremdes Verdienst einlassen sollten. Wenn er in frühern Zeiten Gelegenheit hatte, ein paar Stückchen der Welt zu sehen, so hat er directe Anwartschaft auf den Reiseclub, wo er eine Menge gereiste Leute antreffen wird, die zwar in ihrem eignen Vaterlande nicht völlig zu Hause sind, dafür aber von den entlegensten Theilen der Erde, welche sie durchforschten, Wunderdinge zu erzählen wissen. Ist er Liebhaber und Besitzer von Rennpferden, und bezeigt er Lust, mit Extrapost sich ruinirt zu sehen, so hat er nur nöthig, sich in den Jockeyclub aufnehmen zu lassen, wo man ihn nach wissenschaftlichen Grundsätzen, philosophisch, wie der Engländer sagt, in kurzer Zeit zum Eingeweihten machen wird. Ist er ein braver Offizier, den das dankbare Vaterland an seinem Adel und am halben Solde sterben läßt, so ist er ein Wahlcandidat für den Club des Land- und Seedienstes (united service), wo er ständlich sein Hammelfleisch mit Zuthat im Winkel verzehren kann, während Generale und Stabsoffiziere, welche niemals Pulver gerochen und ein Schiff entern sahen, sich an allen Delicatessen der Saison laben. Ist er der Verfasser schlechter Bühnenstücke, welche Aufsehen gemacht haben, ein unermüdlicher Kritiker in geschwätzigen Zeitungsblättern, ein elender Sänger mit ungeheuerm Gehalt, ein schlechter und noch höher salarirter Schauspieler, oder ein freidenkender Beschützer dramatischer Mittelmäßigkeit, so kann ihm eine Stelle im Garrickclub gar nicht fehlen, wo er in unglaublich kurzer Zeit in alle Mysterien der Gemeinheit eingeweiht werden kann. Ist er endlich ein Advocat ohne Clienten, ein Bürger ohne Arbeit, ein Maler ohne Kunden, ein Arzt ohne Kranke, ein ordinairer Mäkler, ein Schatzamts-Secretair mit kleinen Einkünften und großem Dünkel, oder irgend ein anderes Individuum, das ein wenig Geld zu verthun und ein wenig Ruf zu verlieren hat, so hat er Gelegenheit, in dem Clarence-Club von einem Sixpence-Whist ruinirt und von schlechten Witzen umgebracht zu werden."

Romanenliteratur.

1. Der Jude des 19. Jahrhunderts. Ein Roman von F. Th. Wangenheim. Zwei Theile. Mit Kupfern. Leipzig, G. Wigand. 1835. Gr. 12. 3 Thlr.

Ein alter Dorfschulmeister pflegte bei seinen Schülern nach Allem, was sie gelesen, die Frage zu stellen: Was folgt daraus? was bei den historischen Theilen des Alten Testaments zu wunderlichen Antworten genug Anlaß geben mochte. Referent dürfte leichtlich schlechter bestehen als jene Kinder, wenn ihm der Autor befragte, welches Ergebniß er aus seinem Werke gezogen, denn mit dem besten Willen und angestrengter Aufmerksamkeit kann er keine andere Schlußfolge daraus ziehen als die sehr problematische, daß die Juden des 19. Jahrhunderts verkappte Jesuiten, Doppelgänger, ja ein Stück Vetter vom Mephistopheles sind, die Gute und Böse, Christen und Juden in den Kerker der Verzweiflung stürzen, sich und die Welt vernichten möchten und damit anfangen, den Leser in die unbehaglichste Stimmung eines Kranken zu versetzen, der von wirren, albernen Fieberträumen und wüstem Kopfschmerz geplagt ist.

2. Cyanen, gesammelt von Agnes Franz. Zwei Bändchen. Essen, Bädeker. 1835. Gr. 12. 21 Gr.

Wie klar und lieblich stellen sich dagegen die anspruchslosen Feldblumen dar, dem Auge wohlthuend, durch inwohnende Kräfte nützlich und heilsam. Die vier Erzählungen überschreiten nicht den bescheidenen Bezirk, den die Verf. sich weislich gesetzt; diesen füllen sie jedoch würdig und anmuthig aus, übertreiben nicht die weiblichen Tugenden der Entsagung und Selbstaufopferung und schwärzen nicht männliche Koketten zu veritablen Teufeln an. Dem Guten und Treuen folgt nicht der Lohn auf dem Fuße nach, ja in Jugendliebe ist er auf ein Jenseits verwiesen; Frömmigkeit ohne Wortgeprange, huldsam, liebevoll, das sei der unwandelbare Grundstein jedes weiblichen Seins, das lehrt die Verf. mit Wort und That, ohne in pedantischen Schulton zu verfallen, ohne durch süßliche breite Tiraden zu ermüden.

3. Erzählungen — eigne und fremde. Herausgegeben von Fanny Tarnow. Zweiter Theil. Leipzig, Kollmann. 1835. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Die drei Erzählungen dieses Theiles scheinen sämmtlich fremden Mustern nachgebildet und zwar keinen von Geschlechtsverwandten, denn theils sind die Frauen zu sehr von ihrer Schattenseite portraitirt, theils ist der Gegenstand zu ausschließend politisch, als daß man eine Schriftstellerin hier vermuthen sollte. „Der weibliche Spion" ist ein Gewebe weiblicher Gefallsucht, List, der Rache gekränkter Eitelkeit; mit dem edeln Worte Liebe wollen wir nicht die gemeine Begierde benennen, welche den Busen der buhlerischen ränkevollen Dame schwellte, die ihre Nebenbuhlerin und mit ihr den einst Geliebten vernichtet. Die Vorgezogene ist ebenfalls wenig werth, und die Männer, schwach, eigen- und herrschsüchtig, taugen auch nicht viel; aber an innerer Schlechtigkeit übertrifft sie der weibliche Spion, der das Handwerk nur aus Rache treibt, doch beiweitem. In dem „Bruchstück aus einer pariser Abendunterhaltung", wenn wir nicht irren nach Balzac, ist der Egoismus einer Frau bis zum Abscheu Erregendem gesteigert. Sie, die für liebend und gutherzig ausgegeben wird, läßt es geschehen, daß ihr Mann den einzigen Ausgang eines Cabinets vermauern läßt, in welches sie ihren Liebhaber versteckte, der elendiglich darin verschmachtet. „Heinrich von Monmorency" ist ein Blatt aus Frankreichs Geschichte, ein Beleg von Richelieu's unversöhnlicher Sinnesart, seiner tyrannischen Herrschsucht und Ludwig XIII. Nullität. Erzählt ist diese Begebenheit sowol wie die beiden andern Geschichten meisterlich.

4. Der Kolibri und die Ruine. Zwei Erzählungen von Henriette Hanke. Liegnitz, Kuhlmey. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Gr.

Nicht im gleichen Grade läßt sich das Lob einer trefflichen Schreibart diesen Erzählungen ertheilen, die zu sehr in breiter Redseligkeit dahinfließen und nicht jeden Vorzug der Charakterschilderungen dieser Schriftstellerin besitzen, obgleich sie an gesunder Moral, an der Darstellung eines schönen liebenden Gemüths, das auch im Verborgenen, selbst auf die Gefahr hin, verkannt zu werden, nur Gutes schafft, mit den frühern Schriften der Verf. wetteifern können. Die Fabel im „Kolibri" ist etwas abenteuerlich, was zwar gegen Einförmigkeit, aber nicht gegen Stillstand der Handlung, gegen Längen schützt. Die der „Ruine" ist geregelter, geschickt angelegt und in der Ausführung besonders durch die Gestaltung zweier jungen lebenskräftigen Männer und die der sittlichen Jungfrau zu preisen, welche Letztere einige Schwächen ihres abgeschlossenen Zustandes blicken läßt und bei alledem eine sehr respectable Person ist. Wenig Frauenromane sind so unbedenklich in die Hände junger Mädchen zu geben als die der Hanke, weshalb es um so mehr zu wünschen wäre, daß sie von Breiten und Längen frei blieben und so des beabsichtigten Eindrucks sicherer wären.

5. Gräfin Albertine v. R.... oder die seltsame Vermählung. Novelle aus der neuesten Geschichte Polens mit einem historischen Anhange von Freiherrn von Murzynowski. Stuttgart. Auf Kosten des Verfassers. 1834. 8. 1 Thlr.

Weder erfährt man etwas Neues über die Triebfedern, die Beweggründe der letzten Revolution in Polen, noch ist ein interessanter, hochwichtiger Zeitabschnitt aus dem Kampfe gewählt, noch sind die Träger der Geschichte an sich anziehend, ja nicht einmal eigenthümlich. Dagegen ist die klare Darstellung der Zustände, die unparteiische Würdigung der Lage der Dinge zu rühmen, sowie die wenigen eingeflechtenen Bildnisse, fast ausschließend weibliche, kein männliches eines Parteihauptes oder mächtigen Helden und Lenkers. Der historische Anhang erregt das Verlangen, den mächtigen historischen Stoff, durch denselben Autor ausführlicher ins Einzelne gehend behandelt zu sehen.

6. Wintergrün. Taschenbuch auf 1835. Herausgegeben von Georg Lotz. Hamburg, Herold. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Es enthält nur eine Geschichte, „Alfred und Mathilde", und in dieser sehr gut vorgetragen, Pakul's tragisches Geschick, den schwarzen Fleck in dem Leben Karl XII. von Schweden. Wahrheit und Dichtung durchdringen sich, der Plan ist einfach, aber nicht eintönig, die erfundenen Personen brauchen nicht die Nähe der geschichtlichen zu scheuen, und die Bösewichter sind keine lächerlichen Fratzen. 58.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch
der
allgemeinen Geographie.
Von
Karl von Raumer.
Zweite vermehrte Auflage.

Mit sechs Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die so rasch erfolgte zweite Auflage dieses trefflichen Buchs verbürgt am besten seinen Werth; sie ist in jeder Beziehung nicht blos eine vermehrte, sondern auch eine verbesserte zu nennen.

Dessen
Beschreibung der Erdoberfläche.
Eine Vorschule der Erdkunde. Zweite unveränderte Auflage. 1832. Gr. 8. 4 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 281. —— 8. October 1835.

Geſchichte der Deutſchen bis auf die neueſten Tage. Von Wolfgang Menzel. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage in Einem Bande.

(Beſchluß aus Nr. 280.)

In den folgenden 27 Capiteln, welche den innern Zuſtand während der Reformation zum Gegenſtande haben, ergötzt uns wiederum die friſche, unvermittelte Auffaſſung, in welcher der Verf. unzählige Erſcheinungen vorüberführt; ſind die Bemerkungen auch nicht überall gleich wahr, ſo ſind ſie doch immer geiſtvoll, pikant und unterhaltend.

Das Zeitalter der Revolution beginnt mit Preußens Erhebung unter dem großen Kurfürſten, einem deutſchen Herrſcher, an dem man einmal wieder ſeine Freude haben kann, obgleich er das Princip der Souverainetät auf Kurfürſtenſtühlen befeſtigte. Schwarzenberg muß natürlich als Verführer des Vaters unter dem Nachrichterſchwerte fallen; Anderes lehrt freilich die Unverſehrtheit der Halswirbelknochen in der Gruft der Pfarrkirche zu Spandau. Den Antheil der Deutſchen am Entſatze von Wien, den wir aus ärgerlich übertriebener Verehrung gegen den polniſchen Helden Sobieski zu überſehen pflegen, markirt unſer Patriot; warum hat er aber dem kleinen ſiebenzigjährigen Schneider zu Strasburg, der allein den Muth hatte, ſeine verzagten, verkauften Mitbürger zur heldenmüthigen Vertheidigung aufzufodern, kein Ehrenmal geſetzt? Auf eine derblaunige Charakteriſtik des deutſchen Hoflebens im erſten Drittel des 18. Jahrhunderts, des fürſtlichen Despotismus — welcher, beiläufig, ſelbſt in Schwaben, dem belobten Haltpunkte altdeutſcher Freiheit, ſo weit ging, daß die Hofprediger das Luther'ſche Kernlied: „O heil'ger Geiſt, kehr bei uns ein", nicht ſingen laſſen durften, weil die Ohren der Fürſten, der Ritterſchaft aufſäſſig, durch die Worte beleidigt wurden: „Laß uns dein' edle Salbungskraft Empfinden und zur Ritterſchaft Dadurch geſtärket werden" — folgt eine ergreifende Schilderung der Greuel, welche die empörende Unduldſamkeit des geiſtlichen Hirten an der rührenden Glaubenstreue der Salzburger verübte. Friedrich Wilhelm I., unliebenswürdigen Andenkens, wird allein ſchon durch den edelmüthigen Schutz geſühnt, welchen er den Opfern des Jeſuitismus angedeihen ließ. Mit freudiger Anerkennung begrüßt Hr. M. die Thaten und die Schöpfung Friedrich II.; aber männlichfreiem Tadel entgeht nicht die Summa ſeiner craſſen Vorurtheile, zumal nicht ſein Antheil am „Verbrechen des Jahrhunderts", dem an den Polen verübten „Völkermorde". Je näher die Darſtellung unſerm Jahrhundert tritt, je dichter fallen die Streiche der ſatiriſchen Geißel; von der Todesſtunde Joſeph II., des unglücklichſten Schwärmers für Freiheit und Völkerglück, welcher je auf einem Throne geſeſſen, wendet ſich die Erzählung auf König Friedrich Wilhelm II., der auf das unbarmherzigſte mitgenommen wird; der Schilderung der kleinen Höfe fehlt nicht die grellſte Beleuchtung, die individuellſte Färbung, wie ſie die Erfahrung zum Heil noch lebender Zeitgenoſſen bietet. So ergeht ſich der zürnende Geiſt, Gericht haltend, mit ſchneidendem Sarkasmus über die Revolutionskriege, die politiſche Knechtſchaft der Deutſchen bis zur Wiedergeburt im J. 1813. Das berüchtigte Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig wird der Feder eines Emigranten beigelegt; wir glauben in berliner Converſationen gehört zu haben, daß der nicht längſt verſtorbene Legationsrath Renfner in Berlin der Concipient dieſes unſeligen Machwerks war. Mit Gewißheit können wir dagegen berichten, daß der Aufruf von Kaliſch (S. 712), der ſo mächtig in den Herzen aller Deutſchen widerklang, einen Vertrauten Stein's und aller begeiſterten Männer jener Zeit, den Enkel jenes nobeln Gelehrtenfreundes und Stifters der Rehdigeriana zu Breslau, den preußiſchen Staatsrath Karl Niklas Wilhelm von Rehdiger (geſt. im December 1826 zu Strieſa bei Breslau) zum Verfaſſer hat. Möge dem deutſchen Edeln der Ruhm einer That bleiben, welche Rec. aus dem Munde ſowie aus der Handſchrift des Verſtorbenen verbürgt.

Schaue Jeder mit ſchmerzlicher Luſt in den Spiegel, welchen die folgenden Capitel vorhalten, und bete und arbeite, daß ſo unauslöſchliche Schande nicht wiederkehre! S. 674 iſt Rußlands bedingender Antheil an dem Reichsdeputationshauptſchluß vom 25. Februar 1803 übergangen, gleich darauf Napoleon in ſeiner ſchrecklichen Größe gezeichnet. Wir haben es immer an Hrn. M. gelobt, daß er nicht einſtimmt in die blinde Vergötterung des Helden des zweiten Jahrtauſends, der von den Deutſchen, welche er verhöhnte, verachtete und zertrat, ſelbſtſchänderiſch am unerſchöpflichſten geprieſen wird. So pflichten wir auch dem Lobe der Geſinnung Kaiſer Franz II. bei, wel-

cher, der letzte deutsche Kaiser, fast allein jedes Opfer brachte, Deutschlands Ehre zu retten. Schön heißt es S. 679: „Auch ein Geringerer hätte den morschen Bau des tausendjährigen Reiches zerbrechen können; doch das Schicksal schien die Majestät der alten Kaiser noch in ihrem Schatten zu ehren und wählte Napoleon zum Vollstrecker des Gerichts.“ Stören wir nicht durch Hohngelächter die Grabesruhe der mit namenloser Schande heimgegangenen Helden des J. 1806—7; sie haben ihren Richter gefunden! Behalten wir aber die Warnung des Schicksals in der Erinnerung, und thut es einmal wieder Noth, adeligen Hochmuth zu bekehren, beginnt ein Zeitalter mit kitzlichen Ohren und seichtem Gedächtnisse die vergangene That zu streicheln, zu coloriren, zu beschönigen, oder gar gleisende Blumen auf die mit Recht namenlos versunkenen Gräber zu pflanzen, so führe ein Geschichtschreiber mit dem Spotte Lucian's und dem sittlichen Zorne des Tacitus das Bild ins Einzelne aus, welches hier M. in Umrissen gegeben hat, nur hier und da in frivolem Muthwillen carikirt. So S. 688: „Die Vorurtheile der adeligen Offiziere selbst im Blücher'schen Corps gingen so weit, daß sie von den ersten bürgerlichen Offizieren, welche Schill angestellt hatte, mit Hohnlachen sagten: Sie können auf Ehre nicht einmal eine Ecossaise tanzen!“ Cacadu wird zweimal hintereinander der erste Commandant von Kolberg genannt; der Freiherr von Zedlitz in Berlin wird wol den im Spottnamen erkennbaren alten Militair im nächsten Jahrgange seines „Pantheon des preußischen Heeres“ mit Ehren beisetzen, neben Hrn. von Schöler, dem Fürsten von Hohenlohe und Hrn. von Rüchel, welche im laufenden Jahre die geweihte Stätte bereits erhalten haben. S. 687 führt sie Hr. M. zuerst in der Geschichte ein. „Nur bei den kleinen Knaben bemerkte der damals neugierig umherreisende Hr. von Cölln in ihren Soldatenspielen einen kecken Muth und etwas, was die spätere Erhebung der Nation ahnen ließ. - Ja, wir mischten Ernst in unser Spiel, und Jeder unter uns wollte Blücher oder Schill sein, und glühend haßten wir die Franzosen.“

An den Heldenthaten der Tiroler im J. 1809 erfrischt sich das durch der Zeiten Elend verkehrte Gemüth; reichlichere Quellen als Bartholdy's bekanntes Buch müssen hier dem Erzähler geflossen sein, so über den schönsten Helden des Kriegs, Joseph Speckbacher. Ruhig und planmäß, Helvetiens und der Niederlande Geschick immer mit dem Mutterlande verknüpfend, geht die politische Geschichte über den Umschwung der J. 1813—15 zu den neuesten Ereignissen über, in besonnenem männlichen Urtheile, ohne aufreizende Declamation, ohne vorlautes Eifern, ohne gunstbuhlende Beschönigung, mit steter Abwehr gegen das hereindrohende Franzosenthum, in der Klarheit, welche die noch nicht objectiv gewordenen Erscheinungen der Tagesgeschichte zulassen. König Ludwig von Baiern hat ein eignes Capitel. Polemischer und zuversichtlicher wird der Verf., der in der literarischen Welt sich um einen Feind mehr oder weniger nicht kümmert, im 21. und letzten Buche, in welchem er seinen ganzen Reichthum an Beobachtungen über die gesellschaftliche und literarische Gegenwart auslegt; hier wird Jedem sein Theil zugemessen, zumal den Theologen und den Poeten. Das Urtheil über Schleiermacher S. 766 hat uns wehe gethan; Anderes kam uns unerwartet, wie über Göthe und Hegel; Johannes Müller ist S. 776 noch immer der Gegenstand eines kolossalen Zornes.

Achten wir gleich einen Abriß der Historiographie als zur Vollständigkeit des Buchs gehörig, so ersehen wir doch nicht den Zweck einer systematisch-geordneten Aufzählung der Specialgeschichtschreiber. Hunderte von Namen, zum Theil ungenau, viele falsch angegeben, reihen sich aneinander: eine langweilige Musterung für den gewöhnlichen Leser, ein ungenügender Nachweis für den Forscher.

Die Flüchtigkeit in diesem Theile der Arbeit führt uns auf eine Rüge, die wir schon früher vielfach anzudeuten Gelegenheit hatten. Hr. M., dessen Quellenstudium in vielen Gebieten der deutschen Geschichte unbezweifelt ist, hat bei der seltenen Gabe, rasch und scharf aufzufassen, sich doch zu sicher auf sein Gedächtniß verlassen, ganze Abschnitte aus der Fülle historischer Erinnerungen niedergeschrieben, ohne die Bücher von Neuem angesehen zu haben. Eine große Zahl von einzelnen Unrichtigkeiten mußte ihm daher entschlüpfen; oft mag der Setzer die Schuld falscher Jahre und Namen tragen; zu entschuldigen ist es aber nicht, wenn z. B. S. 384 ein Peter Aichstätter zum Erzbischof von Trier erhoben wird, ein doppelter Irrthum. Peter Aichspalter wurde Erzbischof von Mainz; unter den auf jenen Aichstätter übertragenen Verhältnissen bestieg Balduin den Stuhl zu Trier. S. 529, nicht um das Erbe des kleinen Modena entspann sich jener italienische Zwischenkrieg, sondern um das reiche Mantua, welches unter Aldringer erstürmt und geplündert wurde. Nicht Christian Wilhelm von Braunschweig, S. 532, war Administrator von Magdeburg, sondern Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg. S. 488, Wullenweber wurde nicht hingerichtet, weil er der schönen Königin von Dänemark die Insel Bornholm um einen Tanz hingab. Aufs Gerathewohl heben wir zur Bezeichnung solcher Nachlässigkeiten und Irrthümer noch einige heraus. Körner, S. 778, starb nicht an der Görde; S. 715, das alte schwedische Schlachtfeld bei Wittstock und die Bühne der Feldherrnthätigkeit Karl Johann's bei Großbeeren liegen weit auseinander; aber unfern Großbeeren liegt das Dorf Wittstock. S. 612, die Schlacht bei Pultawa fiel nicht in den härtesten Winter, sondern in den höchsten Sommer; nicht ein preußischer General Lehmann wurde bei Großjägerndorf geschlagen, sondern der Feldmarschall Lehwald bei Großjägersdorf. Kadar, wo 1535 der Vergleich um Würtemberg geschlossen wurde, liegt nicht in Ungarn, sondern in Böhmen; nicht Trithemius, S. 590, schrieb das „Chronicon Urspergense“; S. 372, Ligurinus ist nicht ein Beiname des Verfassers Günther, sondern des Werkes u. s. w.

Es ist verdrießlich, dergleichen zu rügen; da aber das Buch, wie wir aufrichtig wünschen und mit Gewißheit voraussetzen, eine neue Auflage erleben und in die Hände

von tausend Lesern kommen wird, glauben wir nicht besser unsere Achtung dem Verf. bezeigen zu können, als indem wir ihn auf die Pflicht einer genau prüfenden Durchsicht aufmerksam machen. F. W. Barthold.

Das Wespennest, oder der kölner Carneval. Fragmente aus meinem Theaterleben. Humoristisch-satirisch geschildert von Ed. Jerrmann. Leipzig, G. Wigand. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Schriften wie die vorliegende, gehören zu den Lungengeschwüren der deutschen Literatur und sind deshalb eigentlich nicht als Bücher zu beurtheilen. Wenn der siechе Körper des Schriftstellerwesens in irgend einer Krisis der Auflösung begriffen ist, aus der sich freilich nach Jahren der Stagnation und Verwesung immer wieder eine neue Gesundheit gebiert, dann erscheinen solche Schreibereien, die mit der Gesammtheit einer Literatur im Grunde nichts zu schaffen haben, sowie sich in dem Herzen des Sterbenden während des Todeskampfes selbst Polypen bilden.

Der Inhalt dieses „Wespennestes" von 340 Seiten und 25 Capiteln, ist weiter nichts, als eine Reihe von Injurien und schlechten Witzen, von denen das Bedauernswertheste ist, daß das Zuchtpolicеigericht zu Köln und das Publicum Deutschlands davon Notiz nehmen müssen. Ein Schauspieler, der sich selbst Künstler nennt, glaubt seine Ehre verletzt durch einen kölnischen Privatgelehrten, der in der leipziger „Theaterchronik" seine „Leistungen" heruntergemacht hatte, und rächt sich dafür durch eine Reihe von Malicen, welche sich in dem „Wespennest" als in einem Focus versammelt finden. An diese neuen „Leistungen" des dramatischen Künstlers schließt sich noch eine kleine Fehde gegen den kölnischen Carneval und gegen das Carnevalscomité, an welcher das Ersprießlichste ist, daß man daraus sieht, wie auf dem Carneval zu Köln größere und plumpere Thorheiten vorfallen als auf dem römischen. Das ist aber eine Wahrheit, die man sich im Voraus denken kann, und eben deshalb kann es dem Leser nicht besonders ansprechend sein, in die chronique scandaleuse und die particulairen Intriguen der kölnischen Narren zu blicken.

Herr Jerrmann gibt dem Titel seines Buchs das variirte Motto:

> Gefährlich ists, den Leu zu wecken,
> Und blutig ist des Tigers Zahn,
> Jedoch das Schrecklichste der Schrecken,
> Das ist der Narr in seinem Wahn.

Nein, Herr Jerrmann! Mit Ihrer Erlaubniß: das ist nicht der Schrecken Schrecklichstes. Vielmehr ist das Allerschrecklichste ein leidlicher Schauspieler, der sich einbildet, ein guter Schriftsteller zu sein. Weil in dieser Einbildung, in dieser Verwechselung des Leidlichen mit dem Trefflichen schon das wahre Wesen der Arroganz liegt, so kann man sich darum nicht verwundern, gleich auf dem ersten Blatte Herrn J. ganz unverzeihlich arrogant zu finden.

„Ich weiß nicht", sagt er, „ob ich jemals ein großer Mann werde; ich zweifle daran" u. s. w.

Wenn sich bei einem Schriftsteller gleich zu Anfange seines Werks die Begriffe so sehr verwirren, dann ist es Schuldigkeit, ihn aufzuklären. Hr. J. hält unstreitig diese seine Phrase für Bescheidenheit; das ist schlimm, denn die Anmaßung liegt ja hier grade in dem Nichtwissen. Hr. J. sollte ganz bestimmt wissen, daß er kein großer Mann wird, dann wäre er bescheiden. Ein anderer Mensch, der Hrn. J. nicht zu genau kennt, kann billigerweise daran zweifeln, daß er groß wird; er selbst aber, der sich ganz genau kennen muß, sollte bereits den Zweifel überwunden haben.

Ich habe in meinem Leben sehr viele Schauspieler gekannt, unter denen auch einige ausgezeichnete sich befanden, die den Namen Künstler wohl verdienten. Allein ich habe, so weit meine Vergangenheit und Gegenwart reicht, noch nie einen Schauspieler gefunden, der ein guter Schriftsteller gewesen wäre. Ich weiß nicht, woher dies kommt; vielleicht, weil man über dem vielen Sprechen das Schreiben und über der angestrengten Gedächtnißkunst den Gedanken verlernt. Es ist möglich, daß bei der neuyorker Bühne sich erste Liebhaber befinden, welche solche gute Verse machen wie der Graf Platen; allein in Deutschland, glaube ich, wird dies keinem Schauspieler gelingen, selbst dem Hr. J. nicht.

Und dennoch scheint Hr. J. diesen fühlbaren Mangel ergänzen und diese Scharte auswetzen zu wollen; denn nachdem er bereits früher ein Buch über Paris geschrieben, das, wie er versichert, Herr Wolfgang Menzel gelobt hat; nachdem er ferner ein Schauspiel über die Bühne hat gehen lassen, das, wie er ebenfalls versichert, „enthusiastischen Beifall errang", bestrebt er sich nunmehr, in einem „Wespennest" auf Kosten eines Privatgelehrten, eines Kaufmanns, eines Aquavitdestillateurs, auf Kosten des Carnevals, des kölner Publicums und der deutschen Literatur witzig zu sein. Mit diesem Witz aber, der zuweilen in Heine'sche Floskeln verläuft, weil unreife Leute sich stets an Autoritäten halten, hat es eine eigne Bewandtniß. Wenn nämlich Hr. J., wie er, der vielfach Versichernde, auch hier wieder versichert, wirklich ein geborener Berliner ist, so beweist sein Witz einen ehrenwerthen Patriotismus darin, daß er sich mit vieler Treue an die berliner Volksthümlichkeit hält und ein ziemliches Theil von den Atomen enthält, aus welchen der Eckensteher Nante gebildet ist. Irre ich mich nicht ganz, so lebt in Berlin ein Schriftsteller, welcher diesen Straßenton des Witzes in mehren populairen Broschüren auf eine besonders pikante Weise wiedergegeben hat. Mit diesem Schriftsteller steht der Verf. des „Wespennestes" in auffallender Wahlverwandtschaft.

Seine Fehde mit dem obenerwähnten Privatgelehrten anlangend, über welche es nicht ersprießlich sein möchte, sich ins Detail zu verlieren, so muß dem Verf. von unparteiischem Munde dies erklärt werden:

Wenn es wahr ist, daß besagter Privatgelehrter Recensionen, wie man sie verlangt, für Geld schreibt, so ist er ein gewissenloser Mann, der allerdings auf literarische Ehre wenig Anspruch hat; wenn es ferner gegründet ist, daß derselbe freiwillig sich erboten hat, Hrn. J. für 15 Thaler öffentlich zu lobhudeln, so ist diese gemeine Gesinnung um so bedauernswerther, da sie leicht die große Anmaßung, welche Letzterer als Schauspieler und Schriftsteller besitzt, noch um einige Grade hätte vermehren können. Wenn aber Hr. J. meint, daß die Art und Weise, wie Er sich für eine boshafte Kritik aus jener Feder revanchirt hat, ein Kampf mit gleichen Waffen sei, so befindet er sich in einem gewaltigen Irrthum. Denn das Gebiet der deutschen Literatur hat zu keiner Zeit mit dem Gebiete der deutschen Bühne auf gleicher Rangstufe gestanden, selbst zu jenen glänzenden Zeiten nicht, wo die deutsche Bühne noch ein nationales Gepräge trug. Das Feld der Bühne ist stets ein untergeordneteres gegen das gesammte Feld einer Literatur. So unrecht und irrthümlich es mithin wäre, wenn Jemand die in einer noch tiefern Sphäre, zum Beispiel in einem Bierhause, empfangenen Beleidigungen auf dem Theater vergelten wollte, ebenso unrecht ist es, wenn man die Bretter für einen ebenbürtigen Wahlplatz, entgegen dem allgemeinen Organ der Presse, ansieht. Wenn Hr. J. also „Maß für Maß" mit seinem Widersacher aufführen wollte, so blieb ihm nichts als eben wieder dieses Organ übrig. Schon jeder andere ehrenhafte Ausweg wäre nicht mehr ein Gleiches mit Gleichem gewesen; es wäre denn, daß Hr. J. seinen Recensenten ohne Weiteres denuncirt hätte, denn das Gesetz bringt Alles ins Gleiche. Aber eine Apostrophe an das Publicum von den Brettern herab ist nichts als eine Aufruhrpredigt, und ein Schauspieler von seiner Erfahrung hätte am wenigsten verkennen dürfen, daß unser sogenanntes Theaterpublicum keine würdige Repräsentation des deutschen Volksgeistes ist. Für das Gegentheil kann es nur ein

Acteur in seiner Eitelkeit halten, wenn er an einem Bravourabend vom Parterre und Parquet oder wol gar vom tiers état der Logenwelt aus berundert und herausgerufen wird. Pfeift man ihn aber aus, oder läßt man ihm gar noch Schlimmeres widerfahren, so verliert er von selbst dieses haltlose Vorurtheil.

Was also diese trotz allen seinen öffentlichen Verhandlungen, Tribunalsscenen, Rescripten und Privatbillets widerwärtige Schrift bewirken kann, ist lediglich eine Bestätigung der Ueberzeugung, daß schon unsere Schriftstellerhändel und die Häkeleien aufgeregter Journalisten sehr unbequem und ekelerregend sind, aber noch weit unbequemer und störender ein pikirtes Künstlergemüth, welches, durch überreizte Eigenliebe und den Applaus der Claqueurs verwöhnt, weder seine trüben Begriffe von Künstlerehre zu läutern noch seine Entgegnungen in einer schicklichen Manier vorzubringen weiß. 32.

Aus Italien.

Der gelehrte Prof. Peyron zu Turin gibt im Junihefte der „Biblioteca italiana" d. J. eine Anzeige von Rosellini's „Monumenti dell' Egitto e della Nubia", die mit gleicher Sorgfalt in Pisa wie die frühern Bände erscheinen, und nimmt es bei dieser Gelegenheit auf sich, auf die so häufig wiederholte Frage zu antworten: darf man Champollion's hieroglyphischem Systeme, das Rosellini zu dem seinigen gemacht hat, Glauben schenken oder nicht? Die Frage bleibt immer interessant, wenn auch von andern Seiten her die sonst bekannt gewordenen Versuche, Hieroglyphen zu deuten, ihre verdiente Abfertigung gefunden haben. Bekanntlich trat als scharfsinnigster, wenn auch nicht ganz unbefangener, Prüfer der Champollion'schen Doctrin der nun auchverstorbene J. Klaproth durch seinen „Examen critique des travaux de feu Mr. *Champollion* sur les hiéroglyphes" (Paris 1832) auf. Er zeigte Irrthümer, wies viele unbegründete Behauptungen nach, schien aber mit dem ganzen Deutungsverfahren seinen Scherz zu treiben, als er in seiner „Lettre sur la découverte des hiéroglyphes acrologiques, adressée à Mr. *de Goulianoff*" (Paris 1827) einem Verfahren das Wort redete, das erfunden scheint, alle Beschäftigung mit diesen Räthseln zu verhöhnen. Wenn er versicherte: man habe in den Hieroglyphen ein Schwein hingemalt, um einen verworfenen und hämischen Menschen zu bezeichnen, weil Rir in koptischer Sprache das Eine und Rodji oder Rodjp das Andere heiße, ungefähr wie wenn ein deutscher Hieroglypte einen Kater oder eine Kröte hinzeichnete, um einen König oder Küster anzudeuten, weil beide mit dem K anfangen: so gehört wirklich viel gutmüthige Ernsthaftigkeit dazu, um solchen Hierophanten weiter zu folgen. Champollion hat 1827 in Féruſſac's „Bulletin universel" (Sect. archéol., T. VII, p. 289) auf überzeugende Weise solche Erklärungsversuche als eine nichtsnutzige Spielerei, als difficiles nugae erwiesen. Doch erhobene Zweifel fördern nur indirect; es bedarf auch der Forscher, die Besseres an die Stelle des Verfehlten setzen und aus dem unbestreitbar Sichern allmälig einen festen Boden für den ruhigen Gang der Weiterstrebenden gründen. Als einen solchen bezeichnet Prof. Peyron den Freunden ägyptischer Studien Salvolini, der, seit 1830 in Paris lebend, schon durch mehre Einzelschriften die Aufmerksamkeit der Aegyptologen erregt hat. Das Verfahren, das er befolgt, scheint wenigstens ein gewissenhaftes zu sein. Schon das Alphabet wird bei Salvolini anders ausfallen, als es von Young und Champollion aufgestellt war, da die neuaufgefundenen Namen in zweisprachigen Denkmalen auf wesentliche Abänderungen und Berichtigungen hinweisen. Bedeutendere Ergänzungen der bisherigen Sprachkenntnisse darf man sich durch die Zuziehung der bisher unbeachtet gebliebenen Todtenrituale versprechen, die entweder vollständige oder abgekürzte sind, aber stets unter sich große Uebereinstimmung zeigen. Solche hieroglyphische Papyrusrollen bieten durch ihre übereinstimmenden Theile und ihre Varianten wesentliche Hülfe, um die feststehenden Elemente in den Gruppen von den beweglichen (Präfixen und Suffixen u. s. w.) zu unterscheiden. Indessen beiweitem nicht alle solche Todtenritualbriefe sind hieroglyphisch ausgefertigt; viele sind nur in Linearhieroglyphen, andere hieratisch, bald sorgfältiger, bald flüchtiger geschrieben. Ihre Vergleichung gibt das Material zu einem Handbuche und Lexikon, das von selbst zur Vergleichung mit der demotischen Schrift, sowol der ältern als der spätern ptolemäischen, einladet; und erst wenn diese Vergleichungen auf Deutungen führen, welche vor- und rückwärts angewandt die Probe bestehen, wenn eine die andere bestätigt, statt sich zu widersprechen, dann wird man Grund zu haben sich schmeicheln dürfen, dem Jeder sich getrost vertraut. Champollion hat Anerkennenswerthes für eine solche Vergleichung vorgearbeitet, aber die Forschungen folgender Jahre haben Wesentliches berichtigt. Als er 1822 in Turin war, kam er im Gespräch mit Prof. Peyron stets auf den Stein von Rosette zurück, den wahren Eckstein in allen diesen Gebäuden und bei allen diesen Systemfragen. Jeder der beiden Freunde versuchte daher eine analytische Deutung, die man zuletzt untereinander verglich. Die Handschrift der von Champollion damals versuchten Analyse besitzt Prof. Peyron noch in Abschrift, und diese muß um so höher gehalten werden, da bei Champollions Tode die Urschrift unter seinen Papieren sich nicht vorfand. Peyron berichtet im erwähnten Aufsatze der „Bibl. ital." sorgfältig über sie und erkennt ihren Werth an, zeigt aber auch, wieviel in dieser Analyse noch fehle, um den jetzigen Ansprüchen zu genügen. Wie diesen in jetziger Zeit genügtwerden müsse, hat nach Peyron Salvolini durch eine Schrift: „Campagne de Rhamses le Grand (Sesostris). Manuscrit hiératique appartenant à Mr. *Sallier*. Notice sur ce Ms. par *Fr. Salvolini*" (Paris 1835) erwiesen, die um so mehr Aufmerksamkeit zu verdienen scheint, je leichtsinniger Andere ihre Träumereien zu Markte bringen.

Professor Baer in Königsberg hatte in Müller's „Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin" (Berlin 1834), 6. Heft, Einwendungen gegen die Genauigkeit der bisherigen Beobachtungen der sich entwickelnden Froscheier aufgestellt, um seine Hypothese, daß alle fortschreitenden Umbildungen, welche man an den Eiern der Familie Batrachos beobachtet, bei den Eiern aller Geschöpfe gleichmäßig stattfänden, zu stützen. Namentlich trafen diese Angriffe den Dr. Mauro Rusconi, den Verf. der „Amours des salamandres aquatiques" (Mailand 1821) und der Schrift „Développement de la grenouille commune depuis le moment de sa naissance jusqu'à son état parfait" (Mailand 1826), einen der ausgezeichnetsten Schüler Spallanzani's. Auf eine sehr belehrende Weise weist Dr. Rusconi im Junihefte der „Bibl. ital." d. J. diese Behauptungen Baer's über wesentliche Theile der bisherigen Beobachtungen in einem Briefe an Prof. Weber zu Leipzig zurück, und setzt als letztes Ergebniß seiner sehr genauen Beobachtungen fest: 1) daß das Froschei nur aus Dotter bestehe, indem die Eihüllen und das Eiweiß, wovon es umgeben ist, nicht zu seiner Entwickelung nothwendig wären; 2) daß das Froschei von einem Vogelei wesentlich verschieden sei; in diesem sei die Narbe nicht zu bemerken, in welchem sich das Keimbläschen entwickelt. Der Keim des Frosches ist das Dotter in seinem ganzen Umfange, das sich allmälig zu einem Kreise ausbildet. Diese Umbildung erfolgt nach dem Wärmegrad des Wassers, worin es sich befindet, schneller oder langsamer. 3) Der halbflüssige Stoff des Dotters gestaltet sich, ehe er seine individuelle nachmalige Form annimmt, in eine Schicht kleiner Körnchen und Urtheilchen um. 4) Zuerst bildet sich die Haut; darauf das Rückenmark, das Gehirn, die Aorta, die Muskeln des Rückgraths, die Wände des Unterleibs, das Herz, die Leber und endlich der Speisekanal. Die Polemik ist würdig und nur wo sie für die Anerkennung des ehrwürdigen Spallanzani spricht, wird sie lebhafter und beinahe gereizt. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 282. — 9. October 1835.

Capitain S. E. Cook's Skizzen aus Spanien während der Jahre 1829—32. Aus dem Englischen übersetzt von P. Frisch. Stuttgart, Cotta. 1834. Gr. 8. 2 Thlr.

Spanien hat seit dem Anfang des Unabhängigkeitskrieges gegen Napoleon unausgesetzt eine besondere Aufmerksamkeit der civilisirten Welt vorzugsweise in Anspruch genommen, denn es hat nicht nur eine gewisse Bewunderung des Heldenmuthes seiner Bewohner, sondern auch Gefühle von Theilnahme in allen Bessern rege gemacht, wie sie nur der unverdient Unglückliche von der Humanität erwarten kann. Schon im Jahre 1820 sprachen denkende und fühlende Staatsmänner unsers Vaterlandes diese so geartete Theilnahme deutlich dadurch aus, daß sie auf den damaligen Versuch der Generale Quiroga und Riego, die Wiedergeburt des Landes zu bewirken, europäische Hoffnungen gründeten. Vielleicht sahen sie heller, als man damals, wo England sich inniger als je an die Politik des heiligen Bundes angeschlossen hatte, begreifen konnte; vielleicht hegten sie aber auch nur überspannte Erwartungen von den Rückwirkungen einer Wiedergeburt Spaniens auf Frankreich und die ältere Dynastie der Bourbons und ahnten die allgemeinen Folgen für die Institutionen dieses Landes und des übrigen Europas, so weit es nach ihrer Meinung zu monarchisch oder despotisch regiert werde. Ihre Meinung fand jedoch keinen besondern Anklang in Deutschland. Spanien lag uns zu fern, und ein gewisser, nicht ganz zu verwerfender Stolz sagte dem denkenden Theile der Nation, daß von diesem unglücklichen Lande aus zunächst und auf directem Wege für die übrigen Völker kein Heil kommen könne. Auch ließen sich die monarchischen Principien, welche seit 1814 die Regierung in Spanien leiteten, oder besser, misleiteten, gar nicht mit denen des heiligen Bundes in einigen Zusammenhang bringen. Nach den bekannt gewordenen Grundsätzen dieses Bundes war die Wohlfahrt und die Ruhe der Nationen nach langen ungeheuern Anstrengungen der Hauptzweck desselben, und nirgend konnte man in Spanien eine Spur entdecken, daß dieses hohe Ziel die Aufgabe seiner Regierung sei. Während die mehrsten übrigen Länder Europas sich allgemach erholten und erhoben, hauchte Spanien seine letzten Kräfte in einem verderblichen Kriege gegen seine Colonien aus und versank durch seine beispiellos schlechte Verwaltung im Innern in den jammervollen Zustand eines am Wege vor Krankheit und Hunger umgefallenen Bettlers, der sich schämt, die Vorübergehenden um Hülfe anzusprechen, damit sie nicht entdecken, daß er der sonst so prachtvolle Riese sei, den einst die Welt anstaunte.

Es war zeither für Alle, welche die Geschichte der Zeit aufmerksam verfolgten, sehr schwierig, den wahren Zustand Spaniens kennen und würdigen zu lernen. Besonders hatte der Unabhängigkeitskrieg die Ansicht in Europa verbreitet, als sei das Volk ganz in den Händen der Mönche. Der unglückliche Ausgang der Revolution von 1820 bestärkte in dieser irrigen Meinung, und die Ereignisse seitdem trugen nicht dazu bei, dieselbe zu widerlegen. Die Regierung unterdrückte alle Zeitschriften, und man möchte sagen, alle Literatur, und die einzige, unter Aufsicht des Hofes in ganz Spanien erscheinende Zeitung, die „Gaceta de Madrid", war so eingerichtet, daß man die wahren Zustände daraus nicht erkennen konnte. Eine absolutistisch mönchische Camarilla, deren Seele der ehemalige Franziskanergeneral Cyrillo war, verdrängte die aufgeklärtern und edlern Köpfe der Nation aus der Nähe des Thrones, und der Minister Calomarde, die Creatur jener Camarilla, bemächtigte sich endlich der Regierung so ausschließlich, daß er dem Schöpfer seiner Macht bald gefährlich wurde. Cyrillo wurde höflich als Erzbischof nach Cuba exilirt, und Calomarde mußte erst weichen, als die unbegründete Nachricht von Ferdinand's Tode sich verbreitete. Vorher aber hatte er das salische Erbgesetz, welches die Bourbons nach Spanien gebracht haben, verändert, eine Handlung, die ihn in den Augen der Spanier ehrte, weil sie national war und den Liberalen eine Hoffnung für die Zukunft gewährte.

Man kann aus diesem letztern Ereigniß und den Umständen, welche dasselbe begleiteten, allein schon abnehmen, daß die Mönche das spanische Volk nicht beherrschen, sondern daß es ihnen blos gelungen war, eine Zeit lang einen Einfluß auf das Oberhaupt der Regierung sich zu verschaffen, während der edlere und einsichtsvollere Theil der Nation den Augenblick sehnlich erwartete, diesen Einfluß zu entfernen und damit die Wiedergeburt Spaniens zu beginnen. Mit Freuden hat ganz Spanien sich der Königin angeschlossen, und nur die baskischen Provinzen und

die Mönche machen davon eine Ausnahme, beide ihrer Vortheile wegen, welche jedoch nicht die Vortheile der Nation sind. Hieraus erklärt sich allein die ungeheure Wuth der Nation, welche neuerlich gegen die Mönche losgebrochen ist, aber nicht gegen die Basken sich wendet; denn der Spanier wünscht die Freiheiten der Basken für das ganze Land und kann daher diese nicht verdammen, daß sie für ihre Vorrechte (fueros) kämpfen; aber die Mönche verdammt er, weil sie ihren Vortheil mit dem Vortheil der Basken verschmelzen wollen.

Wir haben es nicht für überflüssig gehalten, dieses Resultat, welches die Lecture der „Skizzen" des Capitain Cook uns aufgedrängt hat, voranzustellen, und hoffen, daß der Leser es uns danken werde, wenn wir in den nachfolgenden Abschnitten den Inhalt dieses Werkes zur Begründung der obigen Ansicht näher mittheilen. Der Verf. ist ein sehr gebildeter Mann, welcher England, Frankreich und Italien bereist hatte, ehe er Spanien betrat, und dies sichtbar in der Absicht that, sich ein begründetes, selbständiges Urtheil über das Volk und den Zustand der Nation, seiner Verwaltung und Bedürfnisse zu bilden.

Capitain Cook schlug, um Land und Volk kennen zu lernen, den Weg ein, den jeder Reisende, wenn er sich in einem fremden Lande unterrichten und nicht vorgefaßte Meinungen verfolgen will, einschlagen sollte. Er bereiste zuerst die Provinzen, weilte am liebsten auf dem platten Lande und ließ sich gern von den Landleuten unterrichten. Man reist meist zu Pferde oder eigentlich zu Maulesel, denn die Pferde sind in Spanien sehr selten geworden, weil die Bauern verarmt sind und die Regierung alle ihre Erzeugnisse hoch besteuert, die Steuern aber, seit der Catalane Riera an der Verwaltung Theil hatte, verpachtet hat: der sicherste Weg, den Landmann zu Grunde zu richten.

Cook war unterrichtet genug, um die todten Capitalien des Landes überall zu erkennen. Die prächtigen Marmorfelsen, welche häufig an den Küsten liegen und dessenungeachtet wenig oder gar nicht genutzt werden; neben über das ganze Land zahlreich zerstreuten Salzquellen die ungeheuern Salzfelsen, welche in Catalonien 500 Fuß über die Meeresfläche hervorragen; die reichen Blei-, Eisen-, Silber- und Quecksilberbergwerke, welche seit einigen Jahren wiederaufgenommen sind, nachdem die Goldquellen der neuen Welt für Spanien versiegt waren; die Steinkohlenlager an den Nordküsten, die völlig zerrütteten Waldungen — kurz Alles, was die gütige Natur dem Lande so überreich gespendet, daß es an Allem Ueberfluß hat, wie kein anderes Land unsers Welttheils, faßt der Verf. ins Auge und verschafft sich darüber ein Urtheil.

Aber ebenso lebhaften Antheil nimmt er an den Bewohnern. Er findet bald, daß über zwei Drittheile von Spanien die maurische Rasse verbreitet ist und begegnet ihr überall im Süden und Westen, bald in Massen und rein, bald eingestreut und vermischt mit dem alten keltischen Urstamm, mit den westgothischen Einwanderern und mit altromanischen Colonisten. Im Norden des Landes findet er die baskischen oder keltischen Stämme noch ziemlich rein. Er zählt alle äußere Erkennungszeichen auf, und forscht nach der Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche, welche ihn wieder zurück an die Geschichte der einzelnen Menschenrassen führen und scharfsinnige Vergleiche und Wahrnehmungen veranlassen, wie wir in diesem Maße bei wenig Reisenden angetroffen haben.

Zuletzt erst weilt er in den Hauptstädten des Landes, prüft mit den gemachten Erfahrungen den sittlichen und gesellschaftlichen Zustand der Provinzen und wendet sich dann zur Staatsverwaltung und den Finanzen, zu Wissenschaften und Künsten. Ueberall tritt der Verf. den frühern und gleichzeitigen Berichten über Spanien mit Bescheidenheit entgegen, und wo er von ihnen abweicht, was sehr häufig der Fall ist, bringt er seine Gründe mit überzeugender Sicherheit und Klarheit bei, sodaß man nicht umhin kann, ihm Recht zu geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte Napoleon's von William Hazlitt. Aus dem Englischen übersetzt und mit kritischen und erläuternden Anmerkungen versehen von Johann Sporschil. Zwei Bände. — Auch unter dem Titel: Familienbibliothek für Stadt und Land. Erster und zweiter Band. Leipzig, O. Wigand. 1835. Gr. 8. 3 Thlr.

Walter Scott's „Geschichte Napoleon Bonaparte's" hat die Ungunst des deutschen und französischen Lesepublicums fast in einem ebenso hohen Grade erfahren, als seine Romane sich die allgemeine Beliebtheit verschafft und einer Menge von Nachahmern in Deutschland, Frankreich, Italien und England zum Muster und Vorbild gedient hatten. Für seine „Geschichte Napoleon's" ließ sich zwar Göthe's Stimme anerkennend und lobend vernehmen; aber seine Worte (in „Kunst und Alterthum") sind theils nicht bekannt genug geworden, theils hätten sie auch nicht vermocht den Strom der Bewunderung für Napoleon zu hemmen, in welche sich die jüngere Generation aus geringerer Bekanntschaft mit der frühern und aus unnöthigem Verdruß über die jetzige Zeit hineinzuversetzen getrachtet hat und noch fortwährend trachtet. Die von Einer nach A. Hugo geschriebene „Geschichte Napoleon's"*) ist dazu der jüngste und wahrlich nicht der erfreulichste Beweis. Walter Scott gehörte nun freilich nicht zu diesen Bewunderern, auch vermochte er nicht, Napoleon in dem lyrischen Glanze zu erblicken, welchen Méry und Barthélemy in Frankreich oder der Freiherr von Gaudy in Deutschland um ihn verbreitet haben. Er betrachtete als ein Engländer, als ein Tory den gestürzten Kaiser, und wenngleich er, durch Vorurtheile häufig geblendet, durch Unkunde irregeführt, manche Fehler begangen hat, so bleibt doch seine Geschichte immer ein interessanter Ausdruck echt-britischer Individualität und wichtig durch die im letzten Bande mitgetheilten Actenstücke über Napoleon's Gefangenschaft auf St.-Helena. Wir halten die — wenn wir nicht irren — von Pölitz gemachte Bemerkung, daß Scott's Darstellung sich zu den französischen Werken über Napoleon so verhielte, wie sich eine Geschichte von Karthago zu Livius' römischer Geschichte verhalten haben würde, für sehr richtig.

Ganz anders verhält es sich mit William Hazlitt's vorliegendem Buche. Das ist so recht ein Werk für die Bewegungspartei unserer Zeit. Der Verf. schwärmt für Volksrechte und Volkssouverainetät; er verdammt die Zeit, wo es keine Preßfreiheit und Geschworenengerichte gab; er bemüht sich darzuthun, daß alle Greuelscenen der französischen Revolution nur eine Folge der Coalitionen gewesen sind, welche nicht das Böse, sondern

*) Vgl. Nr. 263 und 264 d. Bl. D. Red.

das Gute der französischen Revolution ausrotten wollten; er urtheilt endlich scharf und bitter über Legitimität, über absolute Könige und unconstitutionnelle Gesinnungen. Den Kaiser verehrt Hazlitt außerordentlich, kaum daß er ihn hier und da, wo der stolze Imperator nach seiner Meinung des Volks „ewige Rechte" gekränkt hat, tadelt, oder wie in den hundert Tagen einer nicht aufrichtigen, nur mit Mühe gewonnenen Anhänglichkeit an die neue Constitution beschuldigt; sonst sind es stets seine Gegner, die an seinen Kriegen, seine Generale, die an verlorenen Schlachten Schuld sind; Napoleon ist stets der gereizte, beleidigte und am Ende stets der großmüthige Sieger. Wir wollen die Worte des Verf. aus dem ersten Capitel des zweiten Bandes herſetzen: „Es ist wahr, ich bewundere den Mann, aber hauptsächlich fesselt mich an ihn der Umstand, daß er, wie er seit langer Zeit genannt worden, der Sohn und Kämpe der Revolution war. Diesen Charakter konnte er nicht ablegen, auch wenn er gewollt hätte. Er war nichts, konnte nichts sein, als was er sich selbst und seinen Triumphen über Diejenigen verdankte, welche die Menschheit als ihr Eigenthum kraft göttlichen Rechtes ansahen, und so lange er ein Stachel in der Seite der Könige war und sie im Zaume hielt, erhob sich seine Sache aus den Trümmern und Niederlagen ihres Stolzes und Rachedurstes. Er stand, er allein, zwischen ihnen und ihrer natürlichen Beute. Er wehrte von einem ganzen Volke (und dadurch von der ganzen Welt) jene äußerste Unwürdigkeit ab, daß es wie eine Heerde Vieh einer besondern Familie überantwortet wurde. Die große Frage, welche auf dem Spiele stand, und gegen welche alle andern nichtssagend und unbedeutend erschienen, war, ob die Menschen von Anfang bis an das Ende der Zeiten geborene Sklaven sein sollten oder nicht. So lange er obenan war, gab sein bloßes Ansehen eine stolze und erschöpfende Antwort auf diese Frage. So lange er eine Schranke, einen Eisenarm zwischen uns und Denjenigen erhoben hielt, welche ein unverjährbares Recht über uns geltend machten, konnte keine Zunahme seiner Macht zu groß sein, um diese Ansprüche zu nichte zu machen; ja, selbst der Mißbrauch dieser und sein Nachäffen des Styls und Titels der eingebildeten Götter der Erde überantworteten sie nur um so mehr dem Spotte. Er beging manches Unrecht und manche Thorheit, doch das waren individuelle Thaten und fielen auf das Haupt ihres Urhebers zurück. Genau genommen war Bonaparte nicht im strengen Sinne des Wortes frei. Er konnte, den Ehrgeiz abgerechnet, kaum anders handeln, als er handelte, um sich selbst und das Land, das er beherrschte, zu erhalten."

Man sieht, wer so spricht, kann nicht allein Alles entschuldigen, sondern auch nach einer gewissen Consequenz alles Böse in Gutes verkehren. Napoleon's Verfahren gegen Spanien heißt freilich eine „machiavellistische Politik" (II, 115); aber doch war sein Angriff nach Hazlitt nicht so ganz muthwillig und unherausgefodert, als man gewöhnlich annimmt, ja „es lag in seinem Verlangen, die königliche Macht den Knabenhänden, die sie jetzt besaßen, zu entreißen, eine Art natürlicher Gerechtigkeit, welche auf indirecte Weise die Eingebungen seines Ehrgeizes und seiner Willkür gut hieß" (124). Als Napoleon den Feldzug nach Rußland 1812 unternahm, irrte er nur in zwei Punkten: einmal, daß er die Ursachen des Mißlingens nicht erwog, und zweitens, daß er die Möglichkeit desselben wegen des unbekannten Bodens, den er betrat, nicht beachtete (II, 175). Auf dem Congresse zu Prag 1813 und bei Abschließung des Waffenstillstandes von Pleischwitz (Pläswitz) war er „ein Opfer der conventionnellen Heuchelei des Menschengeschlechts" (II, 280), und so nicht selten bei andern Gelegenheiten, wie bei der Hinrichtung des Herzogs von Enghien, wo die Schuld wieder nicht an Bonaparte lag, sondern an der Partei des Prinzen, welche den Meuchelmord zu Hülfe rief. Alle, die nicht für ihn waren, beurtheilt Hazlitt sehr scharf; so heißt Pitt „die Trompete der Kriegspartei und der Liebling jenes Theils der Aristokratie, welche den Geist der Freiheit im englischen Volke hemmt"; Bernadotte „ein Undankbarer", der nur seinen Privatgroll habe befriedigen wollen; Moreau's Ruhm wird bei mehren Gelegenheiten verkleinert; Castlereagh war „ein Mann von niedrigem Verstande, von kaltem Herzen und von unbegrenzter Knechtsergebenheit", Lainé ein geheimer Anhänger Englands und Hudson Lowe ein Mann, „dem es ebenso sehr an Schamgefühl als an Humanität fehlte, und in welchem das Gefühl des Uebermuths des Amtes zugleich durch eine kriechende Servilität unterstützt wurde". *) Bei Hazlitt's großer Anhänglichkeit an Volksrechte muß es billig befremden, daß er die Gesinnung des östreichischen Volks rücksichtlich des Krieges von 1809 so wenig zu würdigen verstanden hat, weshalb er von seinem Uebersetzer (II, 146) mit vollem Rechte getadelt worden ist, daß er die deutschen Freiheitskriege in einer höchst kühlen Stimmung geschildert und viel Wichtiges, z. B. die Schlacht an der Katzbach, entweder nur sehr kurz berührt oder ganz ausgelassen hat, ja daß er sogar die Rüstungen des englischen Volks 1805 in einem spöttischen Tone (II, 28) schildern konnte, obschon er wenige Seiten darauf dies scheint wieder gut machen zu wollen.

Das Letztere führt uns auf Hazlitt's Ansicht über das Benehmen Englands gegen Napoleon, das er als der eifrigste und beharrlichste Gegner desselben an mehr als einer Stelle anerkannt hat. Die Farbe der Opposition läßt sich hier nirgend verkennen. Hier wird dem englischen Volke vorgeworfen, daß es gar zu gern den unsinnigsten Gerüchten Glauben beimesse; daß man seiner Phantasie nur einen Popanz aufzustellen braucht, um es nach Willkür zu regieren; daß die Engländer die Zielscheibe und die Narren eines Jeden sind, der ihre unbezähmbaren, halsstarrigen Launen aufregen kann; daß der englische Charakter mit Spleen, Mißtrauen und Hochmuth überladen ist (I, 352; II, 9, 11). „Großbritannien", sagt er II, 138, „das zur Eroberung Finnlands geschwiegen, das sich der rauchenden Ruinen von Kopenhagen freute und sich mit den Banditen von Calabrien verbunden hatte, nahm den Mund voll, um ganz Europa für spanische Freiheit, Vaterlandsliebe und Unabhängigkeit aufzurufen." Die englische Politik wird nun, wie man denken kann, nicht weniger geschont; ihr und den Ministern (etwa Fox ausgenommen) wird Pruderie, Zurückhaltung, Mangel an Offenheit, ungerechter Haß gegen die Grundsätze der französischen Revolution u. dgl. eben nicht in den gemäßigtesten Ausdrücken vorgeworfen (II, 18, 21; I, 445 u. a. O.). Doch ist der Verf. noch Engländer genug, um an einzelnen Stellen seine Landsleute auf eine ehrenvollere Art zu erwähnen oder den Tadel mit Lob zu mischen, so in folgender Stelle: „Es gibt in der That Schwächen und Fehler im englischen Charakter, daß man trotz zehn wiederholter Seesiege und einer gewonnenen Landschlacht erröthen muß. Wir müßten uns in der That schämen, unser Antlitz zu zeigen, wenn wir anders nicht unfähig wären, den Rücken zu wenden" (II, 363). Eine sehr gelungene Stelle ist die über die Verschiedenheit der englischen und französischen Matrosen, zu welcher die Schlacht bei Abukir dem Verf. Gelegenheit gegeben hat (I, 331 fg.).

Außer der zuletzt erwähnten Stelle hat die französische Nation eben nicht Ursache, mit Hrn. Hazlitt's Urtheilen über sie zufrieden zu sein, und ihre Journale würden vielleicht mit derselben Wuth, wie über Walter Scott, auch über Hazlitt herfallen, wenn er nicht ihren großen Napoleon und den Glanz seiner Regierung weit mehr verherrlicht hätte als sein berühmter Vorgänger. In bittern Ausdrücken und weit stärker als bei Scott wird ihnen eine boden- und grundsatzlose Rationaleitelkeit, Hinneigung zu Verrath, weibische Weichlichkeit, Gemächlichkeit und Selbstdünkel vorgeworfen, sobald sie weder einen unerträglichen Schmerz bei dem Gedanken an Unterjochung fühlten, noch Stolz

*) Man sollte doch endlich so gerecht sein und Hudson Lowe's schwierige Stellung auf St.-Helena nach den Vorschriften der englischen Regierung beurtheilen, welche Walter Scott im letzten Bande seiner „Geschichte Napoleon's" mitgetheilt hat. Wie ehrenwerth der Mann sonst war, wissen alle Die, welche ihn während des Feldzugs von 1813 und 1814, wo er sich im Hauptquartiere der Verbündeten aufhielt, kennen gelernt haben.

und Standhaftigkeit genug hätten, der Gefahr entgegenzutreten; daß sie sich nie daran erinnern könnten (wie Hazlitt I, 101 sehr treffend sagt), „daß die Eitelkeit hundert Leben, die Ehre aber nur ein einziges hat". Nicht minder wahr ist die Bemerkung, daß die französische Arroganz vielleicht mehr als die Schrecken der Revolution, mehr als Napoleon's Ehrgeiz gethan haben, um Europa wieder in die alten Bande zu schlagen (II, 91). Auch dafür haben sich die Franzosen nicht bei Hazlitt zu bedanken, daß er ihnen (I, 203) allen Sinn für schöne Künste, Poesie, Malerei und Musik abspricht. Es ist dies bei Veranlassung der durch Napoleon begründeten Sammlungen in der Hauptstadt geschehen, wo Hazlitt die Plünderungen desselben und die Fortschaffung von Gemälden und Kunstwerken mit Hintansetzung alles Rechtsgefühls vertheidigt hat. Der Uebersetzer hat seinen Unwillen darüber in wenigen, aber bestimmten Worten ausgesprochen.

Ueberblicken wir nun nach diesen Vorbemerkungen das ganze Werk, so können wir nicht in Abrede stellen, daß es trotz der gerügten Mängel zu den interessanten Erscheinungen unserer Zeit gehört, wenngleich wir es nicht für einen passenden Bestandtheil einer „Familienbibliothek für Stadt und Land" anzuerkennen im Stande sind. Neue Aufschlüsse haben wir in demselben allerdings nicht gefunden, und wenn der englische Vorredner meint, daß Hazlitt einen zweijährigen Aufenthalt in Paris benutzt habe, um durch Mittheilung neuer Thatsachen über viele Begebenheiten ein neues Licht zu verbreiten, so können wir dies nur auf ein fleißiges Studium französischer Werke, Memoiren, Flug- und Parteischriften beziehen. Deutsche oder italienische Schriften (wie Botta's „Geschichte von Italien", die „Oestreichische Militairische Zeitschrift", das Werk des Erzherzogs Karl, die Schriften Mößling's und anderer Generale) sind nirgend benutzt worden, wodurch freilich manche Theile des Buches eine veränderte Gestalt gewonnen haben würden. Das größte Verdienst des Buches setzen wir in die gute Anordnung und lichtvolle Uebersicht sowie in die klare, verständliche Sprache, die nur mitunter durch den stürmischen Eifer des Verf. und ungerechte Anklagen gestört worden ist. Auch in dieser Beziehung steht K. A. Menzel's „Geschichte unserer Zeit" über Hazlitt's Werke, was wir besonders für Die bemerken, welche geneigt sind, ausländische Bücher stets den inländischen vorzuziehen. Uebrigens holt Hazlitt wie Scott ziemlich weit aus. Den Abriß der Geschichte von Corsica sowie die Vorbemerkungen über die französische Revolution halten wir für nicht nothwendig in einer Geschichte Napoleon's, weil die erstere in sein Leben nur sehr selten eingreift und er an der zweiten doch erst seit 1793 einen thätigen Antheil genommen hat, wo also die Geschichte der Zeit von 1789—93 eine vollkommen hinreichende Einleitung gewesen sein würde. Hiervon abgesehen, ist die Geschichte der Revolution und ihrer Hauptpersonen gut dargestellt worden, wo wir die Schilderung der Septembertage 1792, des 9. Thermidor, des 11. Vendemiaire, der Schreckensperiode und die Charakteristiken Robespierre's und Danton's namentlich hervorheben wollen. Durch Anschaulichkeit zeichnen sich in diesem Bande noch die Geschichte der italienischen Feldzüge und der Expedition nach Aegypten aus und durch Zweckmäßigkeit der Auszüge (meist aus Thibaudeau) die Verhandlungen Napoleon's mit seinem Staatsrathe über Gegenstände der Verwaltung und Gesetzgebung, im zweiten Bande die Darstellung der Schlacht bei Austerlitz und ganz besonders des Brandes von Moskau und des Rückzugs aus Rußland. Als Urheber des Brandes betrachtet Hazlitt den Grafen Rostopschin, wogegen der Uebersetzer Einspruch thut. Der in französischer Sprache zu Paris unter dem 5. März 1823 herausgegebene Aufsatz des Grafen ist uns jetzt nicht zur Hand; wir bekennen uns indeß noch immer zu der Ansicht, daß die Anzündung von Moskau planmäßig und nicht das Werk eines bloßen Zufalls gewesen sei, wobei es vielleicht nicht überflüssig ist, an die Stelle aus Sagoskin's „Roßlawlew" (II, 68, Uebers.) zu erinnern, wo es heißt: „Die Russen gestehen Niemanden die Ehre zu, Moskau angezündet zu haben, als sich selbst." Das genannte Buch dürfte in diesen und andern Stellen mehr Glauben verdienen als ein gewöhnlicher Roman.

Anlangend nun die Thätigkeit des Hrn. Sporschil, so ist es nicht zu verkennen, daß derselbe seine Arbeit mit Liebe und Eifer angefertigt habe. Dies zeigt sich besonders in der Berichtigung mancher Angaben des englischen Verf., wie I, 59, 70, II, 78, und namentlich bei den Zahlen und Verlusten in den Napoleonischen Schlachten; oder in Beschränkung seiner Urtheile, wie auf I, 105 über den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, auf I, 371 über den Gesandtenmord zu Rastatt, auf II, 42 über den unglücklichen Palm, und andere, die wir bereits angeführt haben. Außerdem hätte er wol noch Stoff zu manchen Ergänzungen oder Zusätzen gehabt, wie I, 81 über das Bankett am 1. October 1789 in Versailles; S. 83 über den Anfall auf das Leben der Königin Marie Antoinette am 6. October; S. 94 über die Flucht der königlichen Familie aus Paris am 20. Juni 1791; ferner im zweiten Bande auf S. 83, wo nicht unterrichtete Leser die Negotiationen des Grafen Haugwitz schwerlich aus diesen Worten begreifen werden; oder auf S. 113, wo die Aeußerungen der Königin Luise von Preußen wol einige Fragezeichen bedurft hätten. Dasselbe gilt von S. 188, wo Hazlitt sagt, daß Kurland und Liefland im Kriege von 1812 mit Ungeduld die Ankunft der Franzosen erwartet hätten, oder von S. 294, wo Lützen als Rückzugspunkt Napoleon's nach der Schlacht bei Leipzig genannt ist. Viele falsche Namen hat Hr. Sporschil unstreitig stillschweigend berichtigt; was noch stehen geblieben ist, wie Melos, Lanassa, Lerbach, Bragration, ist als Druckfehler zu betrachten sowie auch die unrichtigen lateinischen Ausdrücke, wie Salvam fac res (rem) Gallicam und furces Claudinae statt furcae Caudinae auf S. 435 und 380. Aber es hat den Ref. befremdet, bei einem Uebersetzer von Hrn. Sporschil's Sprachgewandtheit doch so viele französische, wenngleich zum Theil militairische Ausdrücke zu finden, wie: tourniren, deployiren, debouchiren, consigniren in die Casernen (ein bei deutschen Truppen durchaus ungewöhnliches Wort), ferner: Precipisse (Abgründe), das acme der Civilisation, solicitiren, demaskiren, desavouiren (?), oder latinisirende Wörter, als: Appendices, Specimen, Essenz seines Ruhms, specifische Vorschläge, Agriculturkammern. Solche und ähnliche Ausdrücke passen am wenigsten in ein Buch, das der Verleger als eine „Familienbibliothek für Stadt und Land" bezeichnet hat. Endlich bezweifeln wir auch, ob Hr. Sporschil (II, 91) mit Recht vom Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen sagen konnte, daß „der tapfere Prinz im Gefecht von Saalfeld den Tod gesucht habe". Ein Prinz, der mit so kühnen Hoffnungen in diesen Krieg zog, dem ein Theil der Avantgarde zur Führung übergeben war, konnte wol schwerlich den Tod suchen. Auch erinnern wir uns nicht diese Angabe irgendwo gelesen zu haben. Dachte etwa Hr. Sporschil hierbei an Schiller's Max Piccolomini, von dem der schwedische Hauptmann erzählt: „man sagt, er wollte sterben". 14.

Notiz.

Philosophischer Gleichmuth.

Der berühmte Fontenelle und sein Freund Dubos, der ihm als Gehülfe von der Akademie zugegeben worden, waren Beide Gutschmecker und theilten brüderlich jede Küchenspende. Einmal brachte Fontenelle köstlichen Spargel, den er geschenkt erhalten. Man stritt sich erst über die Zubereitung, wurde jedoch bald darüber einig, daß Jeder seine Hälfte nach Belieben zurichten lassen solle; Fontenelle wollte den Spargel mit Sauce, Dubos ihn als Salat verzehren. Noch war nicht Hand ans Werk gelegt, als ein Schlagfluß Dubos auf der Stelle tödtete. Man ergriff jede Maßregel, ihn wieder ins Leben zu rufen, bis man sich überzeugt, daß jede Mühe vergebens und Dubos nicht wieder zu erwecken sei. Da rief Fontenelle der Köchin zu: „Allen Spargel mit Sauce!" 58.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 283. — 10. October 1835.

Capitain S. E. Cook's Skizzen aus Spanien während der Jahre 1829—32. Aus dem Engliſchen überſetzt von P. Friſch.

(Fortſetzung aus Nr. 282.)

Beiweitem die größere Hälfte des ſpaniſchen Bodens iſt gegenwärtig ſchlecht oder gar nicht benutzt. Ganze ungemeſſene Landſtriche ſind vernachläſſigt und ſo wüſte, daß wol ein halbes Jahrhundert dazu gehören dürfte, um die Cultur, deren der dankbare Boden faſt überall fähig iſt, wiederherzuſtellen. Verſandungen, Verſumpfungen und durch die Verwüſtung der Wälder wol vorzüglich überhandnehmende Ungeſundheit (die Malaria) und mit ihr Entvölkerung der ſchönſten Landſtriche bezeichnen ſattſam die traurige Verwaltung durch die oberſten Staatsbehörden. Ja, der Spanier iſt beſonders durch die Verwaltungsgrundſätze, welche großentheils aus den Zeiten des finſtern Philipp II. herübergekommen ſind, dahingebracht, daß es ihm Thorheit ſcheint, für mehr zu ſorgen als für ſeine allernothwendigſten Bedürfniſſe. Denn die Abgaben auf alle ſeine Erzeugniſſe ſind ungeheuer, und durch das unſinnigſte Monopol- und Prohibitivſyſtem iſt aller Handel mit den Erzeugniſſen vernichtet. Nur der Schleichhandel blüht, und an dieſem nehmen die ſchlechtbeſoldeten Mauthbeamten den lebhafteſten Antheil. Die übrigen Steuerbeamten betrügen den Staat dergeſtalt, daß 70 Procent an der Erhebung der Steuern verloren gehen. Bedenkt man, wie ſchlecht mit dem Reſt gewirthſchaftet worden iſt, ſo begreift man wohl, wie Spanien, um ſeine großen Staatsbedürfniſſe zu befriedigen, zu der ungeheuern Schuldenlaſt gekommen iſt; man begreift aber nicht, wie die gelehrten Berliner ſelbſt ſich verleiten laſſen konnten, in ſpaniſchen Papieren zu ſpeculiren, indem ſelbſt die Kloſtergüter für die Staatsſchulden keine nahe Garantie bieten, weil es an Händen fehlt, dieſe Güter zu bebauen und ſomit ihren Werth zu einer reellen Hoffnung für die Staatsgläubiger zu erhöhen. Wol mag eine vernünftige Verwaltung den Werth der 900 bis jetzt aufgehobenen Klöſter und deren Güter zu einem höhern als den bisherigen Werth ſteigern; allein man muß bedenken, daß ein großer Theil dieſer 900 Klöſter verödetes Land beſitzt, daß ein noch größerer Theil ſich nur von Zehnten erhielt und den Franziskanern und andern Bettelorden gehörte, von denen jetzt wenig zu holen ſein dürfte, nachdem ſie ihre geſammelten Schätze an die verzweifelte Sache des Don Carlos gewendet haben.

Das Gerichtsweſen iſt im ganzen Lande im tiefſten Verfall und eine Geißel des Volks. Spanien hat vielleicht unter allen Nationen unſers Welttheils die beſten Geſetze in allen Zweigen des öffentlichen und Privatrechts, und noch heutiges Tages zeichnet ſich der klare und umſichtige Styl der ſpaniſchen Geſetzgeber vortheilhaft aus; allein die Geſetze werden nicht angewendet und die Willkür herrſcht überall; oder wo die Geſetze geltend gemacht werden, geſchieht es nur, um Geld für die Uebertretungen zu erpreſſen. Die Gerichtsbeamten und Advocaten theilen ſich nach einer ſtillen Uebereinkunft in die Beute. Jeder Wohlhabende verheimlicht ſeinen Reichthum, um den Beamten nicht Veranlaſſung zu geben, ihn zu berauben.

Dieſes Erpreſſungsſyſtem geht bis zu den höchſten Staatsbeamten, und eine Menge Verbannungen und Beſtrafungen ſind ſeit dem Jahre 1820 über Unſchuldige ausgeſprochen worden, um ſie zu zwingen, ſich mit einem Theil ihres Vermögens loszukaufen.

Dazu hat ſich ſeit dem Abzug der Franzoſen die Plage der geheimen Policei geſellt, welche in keinem Lande ſo ſchändlich organiſirt iſt als in Spanien, weil ſie überall auf Geldſchneidereien und Prellereien mit gerichtet wird; denn die Beamten ſind ſo ſchlecht bezahlt, daß ihnen nichts Anderes übrig bleibt als die Ausbeutung des Volks; auch iſt es ja einmal hergebracht, daß jeder Beamte auf ſolche Art ſich bezahlt macht, wie Jeder, welcher mit Cervantes' unſterblichem Werke und „Gil Blas" bekannt iſt, weiß.

Hierzu kommen nun etwa 200,000 Mönche, von denen der größte Theil Bettelorden angehört. Die übrigen Orden ſind meiſtentheils in Verfall, weil die Hände fehlen, um ihre Grundbeſitzungen dem ganzen Umfange nach zu cultiviren. Nur in Catalonien und den baskiſchen Provinzen finden ſich noch reiche Klöſter, im übrigen Spanien ſind ſie ſelten. Dieſe Bettelmönche leben von den Almoſen des Volkes und faulenzen.

Man darf daher nicht annehmen, daß die Mönche auf den beſſern Theil des Volkes einen Einfluß haben. Die Klöſter füllen ſich nur aus der Hefe des Volkes, das mehr und mehr die Neigung zum Faulenzen beſchlichen hat, weil der Fleiß des Landmanns durch Handel und Gewerbe nicht unterſtützt und durch unerſchwingliche La-

sten erfolglos für den Wohlstand gemacht wird. Uebrigens bestreitet der Verf., daß 400,000 Mönche in Spanien leben, wie man neuerlich behauptet hat. Mit Gewißheit könne man zwar ihre Zahl nicht angeben, allein er hoffe durch Annahme der Hälfte der Wahrheit näher zu kommen, die er auch mit einem ungefähren Ueberschlag der am mehrsten bevölkerten Klöster und Provinzen unterstützen kann. Eine Bevölkerung von vielleicht nur 10 Mill. Menschen könne bei seiner übrigen Armuth 400,000 Faulenzer ebenso wenig nähren als eine Armee von 400,000 Mann.

Neben den Klöstern bestehen die reichen Capitel (Cabildos) der zahlreichen Kirchen und Dome in allen Städten des Landes. Die ungeheuern Besitzungen dieser Capitel und Stifter sind die Hülfsquellen der nachgeborenen Söhne der begüterten Familien in Stadt und Land. Aus ihnen geht die Weltgeistlichkeit hervor, die sich durch ihre Bildung und Gesinnung genau von der Klostergeistlichkeit, den Mönchen, unterscheidet und meist den liberalen Grundsätzen in der Politik anhängt. Sie verachtet die Mönche tief, und da die mehrsten gebildeten und gelehrten Männer als Kanonici und dgl. Präbenden genießen oder darnach streben, so begreift sich leicht, daß sie ihre Meinung über das Mönchswesen im Volke geltend zu machen im Stande sind. Und ebenso erklärlich wird es nun, wenn die Mönche und Klöster bei der gegenwärtigen Katastrophe in Spanien der Wuth des Volkes preisgegeben sind, während die Capitel nirgend angetastet werden. Aus den Capiteln erhält das Volk in den Städten und auf dem Lande Wohlthaten, nicht von den Klöstern. Sowol diese als die Stifte sind übrigens hochbesteuert, und die Regierung hat in neuern Zeiten den Versuch gemacht, die Zehnten, welche die Landgeistlichen beziehen, ebenfalls der Steuer zu unterwerfen, indem sie die Zehnten selbst erheben und vorerst die Steuer davon abziehen wollte. Allein dieser Versuch mislang; denn diese Landgeistlichen leben nach einer weisen Einrichtung der Stifter und Capitel mit ihren Gemeinden auf so gütem Fuße, daß sie höchstens den Zwanzigsten beziehen, welcher gern gegeben wird, während man der Regierung nichts, am wenigsten den Zehnten gern gibt. Man hat daher diese Besteuerung gar nicht zur Ausführung bringen können.

Durch die Landgeistlichen (Cura) beherrschen die Stifter und Capitel die Meinung des bessern Theils der Gemeinden und beschränken dadurch den Einfluß der Mönche. An Schulen fehlt es in ganz Spanien nicht, und man zählte im J. 1830 auf eine Bevölkerung von 9 Millionen 500,000, welche Schulunterricht genossen, ein Verhältniß, welches dem in wohlorganisirten Ländern nahe kommt.

Nur Catalonien und die baskischen Provinzen, welche bekanntlich einen Theil von Navarra ausmachen, bilden eine Ausnahme. Sie sind gut bevölkert, gut angebaut und haben größere Freiheiten behauptet als die übrigen Provinzen. Die baskischen Provinzen haben ihre eignen Gesetze und Vorrechte und sind als Republiken zu betrachten. Hier sind die Mönche ganz mit dem Volke verschmolzen und jede Familie hat einen Antheil an den Klöstern. Die Catalonier sind ein betriebsames, gewerbthätiges Volk, gelten aber in Spanien für listig und falsch. Sie haben es dahin gebracht, daß zu Gunsten ihrer Betriebsamkeit das übrige Spanien weder Handel noch Gewerbe hat. Die Mönche suchten bekanntlich hier auch denselben Einfluß zu gewinnen wie in Navarra; allein der sogenannte Mönchskrieg, gegen welchen der furchtbare España nach Catalonien gesendet wurde, hat sie enttäuscht, und sie streben jetzt nach denselben Freiheiten wie die Basken in Biscaya, Guipuzcoa und Alava, und Aragonien hat sich ihnen angeschlossen. Nirgend wird daher Don Carlos einen Anklang finden, wenn er die drei ebengenannten baskischen Provinzen überschreitet; denn nirgend ist man der Pfaffenherrschaft gewogen.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte der italienischen Räuber.

Die Räuber bilden in Italien eine besondere Classe in der bürgerlichen Gesellschaft oder vielmehr außerhalb derselben. Diese muß sich unaufhörlich mit ihren Verbrechen beschäftigen. Ihr Charakter, ihre Sitten und Gewohnheiten scheinen nicht der gegenwärtigen Zeitepoche anzugehören, vielmehr jener längstverflossenen Periode, wo die Menschen, den gefährlichsten Leidenschaften überlassen, es nur darauf anlegten, sich gegenseitig zu Grunde zu richten. Der Verfall der öffentlichen Macht und eine durchaus mangelhafte Verwaltung sind die hauptsächlichsten Ursachen der Räubereien, welche Italien seit so langer Zeit verheeren. Ein mit Enthusiasmus und Thatkraft begabtes Volk, dem nichts übriggelassen wird, als den öffentlichen Angelegenheiten als müßiger Zeuge zuzuschauen, richtet seinen Willen und sein Vermögen nach einer andern Seite hin und überläßt sich dem Privathasse, der particulairen Rache und kleinen gegenseitigen Zwistigkeiten. Aller Bande los, alles Müssens entledigt, werden nun die Böswilligen nur noch von ihren Leidenschaften beherrscht und kennen keine andere Ausdrucksweise als die Gewalt. Die Gesellschaft verwandelt sich in eine Arena, wo Der, der nicht angreifen will, sich wenigstens vertheidigen muß. Die Gesetze sind so mangelhaft, daß sie keinen Schutz gewähren gegen die Einzelgewalt und also nichts übrigbleibt als Gewaltthat gegen Gewaltthat. Dies ist der wahre Ursprung des Räuberwesens. Oft sind eine bestrafte Treulosigkeit, eine abgewehrte Kränkung oder die Rache des Unrechts Motive, welche den Menschen von der Gesellschaft entfernen, welcher er späterhin zum Schrecken und zur wahren Geißel wird. Wie viele Greuelthaten, Früchte einer unvollkommenen Civilisation und der Ohnmacht der Gesetze, bleiben unbekannt. Oft bemächtigt sich eine Horde dieser Räuber mit offener Gewalt irgend eines in den Bergen gelegenen Klosters, erwürgt ohne Mitleid die Mönche und Nonnen und theilt sich in die Beute. Wenn das Leben der Räuber sich den Blicken entschleiern könnte, so würde man auf Züge stoßen, welche an grotteskem Schauder, an Barbarei und Originalität die Erfindungen aller Romanenschreiber übertreffen. Gezwungen, sich der Rache der Gesetze zu entziehen, vereinigen sie sich zu einer Bande, welche nur insofern noch Theil an der bürgerlichen Gesellschaft nehmen, als sie dieselbe zum Object ihrer Vergehungen machen. Ihr Verein entsteht durch die Furcht und steigert und befestigt sich durch das Verbrechen. Auch das religiöse Band kennt man, das den Auswurf der Menschheit unter sich verbrüdert; man weiß, daß sie mit denselben Kostbarkeiten, die sie einem ermordeten Reisenden geraubt, den Priester bezahlen, der ihnen eine Seelenmesse liest, und daß sie die Madonna fußfällig um Segen und Gedeihen bitten bei ihren Geschäften. Die Lehre vom Fegfeuer scheint ganz eigentlich für sie geschaffen, denn sie betrachten jedes Stoßgebet, das sie an ihrem Rosenkranz ableiern, als einen Sündenablaß

und eine kirchliche Läuterung. Die öftern Amnestien haben sie daran gewöhnt, der Regierung zu trotzen, die, indem sie ihnen Pardon bewilligt, sich sogar ihrer Hülfe bedient.

Die Bardarelli, gegen welche alle Maßregeln der neapolitanischen Regierung scheiterten, nahmen den Vorschlag an, der ihnen im Namen des Königs gemacht wurde, in seine Dienste zu treten, „per vegliare alla pubblica sicurezza". Das heißt doch im eigentlichsten Sinne den Bock zum Gärtner bestellen. Der östreichische Offizier, der mit dieser Affaire beauftragt war, präsentirte sich der Bande unter dem Doppelcharakter eines Commissairs Seiner Majestät und eines Freimaurers. Der Chef der Bande antwortete auf seine cerimonieusen Zeichen und Symbole nach Gebühr und lud ihn ein, in sein Lager zu kommen, sowie Attila einst die Gesandten des Orients empfing. Er dictirte die Bedingungen, erörterte die streitigen Punkte und proclamirte den Frieden wie ein Dictator. Um in keiner Hinsicht das übliche Cerimoniel zu verletzen, lud er den Capitain Tilla zu einem prächtigen Gastmahl ein und ließ sich mit ihm in eine ausführliche Unterredung ein über den gegenwärtigen Zustand von Europa und die letzten politischen Ereignisse. Beim Schlusse des Mittagessens brachte er die Gesundheit des Königs und der königlichen Familie aus, eine Höflichkeit, die der Offizier dadurch erwiderte, daß er auf das Wohl seines Wirthes trank. Bei seiner Abreise wurde er mit allen möglichen Ehrenbezeigungen überhäuft. Diese in den Jahrbüchern der europäischen Diplomatik einzige Negotiation kostete der neapolitanischen Regierung eine Summe von mehren Millionen, denn der Capitain ließ es während seines Aufenthalts bei dem Räuberchef an keinem Aufwand fehlen. Gegen Frauen sind diese christlichen und loyalen Räuber häufig sehr galant, freilich oft auf Kosten der Ehemänner, wie sich das von der Gesetzlosigkeit nicht anders erwarten läßt. In den Engpässen bei Foligno wurde einst ein Wagen mit einem reisenden Engländer und seiner Gemahlin von Räubern angehalten. Der Chef der Bande fand die Dame nach seinem Geschmack, er bemächtigte sich ihrer und schickte den Ehemann ohne weitere Beeinträchtigung, außer dieser unangenehmsten, weiter, obgleich der Engländer, außer sich über den Verlust seiner Frau, und unfähig, seine Wuth zu bemeistern, den Räuber mit Fäusten geschlagen hatte, was ihm leicht hätte den Hals kosten können. Die Dame befand sich anfangs in ihrer neuen Sphäre sehr unwohl und konnte sich mit den Banditensitten nicht befreunden. Endlich aber besiegten die Aufmerksamkeiten und Galanterien des Räuberhauptmannes ihr Herz. Lord Byron selbst wollte bei dieser Gelegenheit interveniren und das Lösegeld für die Dame bezahlen, allein diese hatte sich schon in ihr Schicksal gefunden, und der verliebte Räuber erklärte feierlich, daß er jeden Parlamentair würde erschießen lassen. Nach einiger Zeit ward die Engländerin schwanger und starb im Kindbette, und der unglückliche Banditenchef, über ihren Verlust untröstlich, erschoß sich. Man beerdigte Beide in ein und dasselbe Grab.

Während der letzten Unruhen in Italien nahmen die Räuber wieder ihren politischen Charakter an, den sie ehemals unter den Condottieri behauptet und der sich während einer langen Ruhe in den Provinzen fast verloren hatte. Sie erklärten sich, obgleich oft von ihnen übel behandelt, doch zu Gunsten der alten Regierungen und wollten von der Amnestie, die ihnen das nouveau régime versprach, nichts wissen. Damals standen sie für eine bessere Sache als ihre eigne auf und versprützten ihr Blut zum Besten der Throne und der Legitimität. Während dieses langwierigen Kampfes entwickelten die Räuber eine ungewöhnliche Energie und Heldenmuth. Einer von ihnen, mit Wunden bedeckt und nach Verlust des einen Beines, weigert sich hartnäckig Pardon anzunehmen und stirbt von unzähligen Bayonneten durchbohrt. Ein anderer legt Feuer in einem Stall an und stürzt sich in die Flammen, um nicht den Feinden in die Hände zu fallen. Calabresische Banditen, von einem starken Detachement verfolgt, werden auf ihrer Flucht durch einen reißenden Bergstrom aufgehalten, der so angeschwollen ist, daß es unmöglich ist, hinüberzusetzen. Verzweifelnd an ihrer Rettung und nicht entschlossen, Pardon zu nehmen, stürzen sie sich mit allem Gepäck Mann für Mann in den Strom und verschwinden in den Fluten. Bizarro, der Schrecken der Calabresen, ließ sich überall von seiner Frau begleiten. Diese machte ihn zum Vater in einer Zeit, wo seinem Leben durch Nachsetzungen von allen Seiten die größte Gefahr drohte. Fürchtend, daß des Kindes Geschrei sein Versteck verrathen möge, entschließt er sich, es zu opfern, entreißt es den Brüsten der Mutter und tödtet es unter ihren Augen. Die unglückliche Frau unterdrückt ihr Weinen, um nicht ein gleiches Schicksal zu erdulden; kaum aber liegt Bizarro im tiefen Schlummer der Trunkenheit begraben, als sie die Waffen ergreift und den Tod ihres Kindes an ihm rächt. Man hatte auf den Kopf des Ungeheuers einen Preis gesetzt. Diesen verdient sich die eigne Gattin, indem sie den Kopf ihres Mannes der Behörde überbringt und sein Verbrechen entdeckt. Ein Banditenhauptmann wurde zum Tode verdammt und verurtheilt, vor der Execution die rechte Hand zu verlieren. Der noch ungeübte Henker trifft fehl und will noch einmal das Beil erheben. Da entreißt es ihm der Verurtheilte, legt die Hand auf den Block und haut sie mit der linken vom Rumpfe, zeigt sie dann dem Henker und ruft ihm zu: „Schurke, mach's ein ander Mal besser!" 150.

Ueber einen handschriftlichen Nachlaß des verstorbenen Professors Lorsbach in Jena.

Bei der neulichen Anwesenheit des Staatsraths Ritters von Frähn aus Petersburg in seiner Vaterstadt Rostock, die er seit einer Entfernung von 28 Jahren zum ersten Male wiederbegrüßt hat, gelang es, genaue Kenntniß von einem handschriftlichen Nachlasse zu erhalten, den er mit sich führte, um ihn in die Hände einer Tochter des genannten berühmten Gelehrten durch die Post zurückzuliefern.

Derselbe enthält Anmerkungen zu Johann Leo's des Afrikaners *) „Beschreibung von Afrika", die Lorsbach (Herborn 1805) aus dem Italienischen übersetzt hat und die bis zu S. 165, Z. 24—26, ununterbrochen fortlaufen und dann nach einer langen Lücke von S. 555—560 den Faden wiederaufnehmen. Unser Uebersetzer gibt a) rechtfertigende und erläuternde Anmerkungen zu der deutschen Uebertragung des ursprünglich arabisch geschriebenen, mitunter nicht wenig schwierigen Textes, indem er bald Verbesserungen sich erlaubt mit vergleichender Rücksicht auf Florian's Uebersetzung, bald Vermuthungen wagt über Versehen, die dem Leo entschlüpft sein möchten; b) spendet er Licht durch zweckmäßige Auszüge aus Marmol's „Descripzion general de Affrica", die in zwei Foliobänden 1573 und 1599 zu Granada und Malaga erschienen ist, aufmerksam machend auf mehre umschreibende Erweiterungen, die hier sich offenbaren; c) versucht er hinsichtlich der Rechtschreibung, Chronologie und wegen eingeschlichener Irrthümer an einzelnen Stellen die nöthige Hülfe; d) befördert er das Verständniß von Leo's Beschreibung durch historische, geographische, archäologische, naturhistorische und andere, die Sitten und Gebräuche betreffende Anmerkungen, die größtentheils aus orientalischen Schriften und Reisebeschreibungen genommen sind.

Alle diese Ausstattungen zeichnen sich durch fruchtbare Kürze und einfache Darstellung aus, erreichen aber nicht den Grad von Vollkommenheit, welche die gedruckten Arbeiten eines Lorsbach so gewinnreich machen, weil man die gewohnte Tiefe und den erfoderlichen Umfang häufig vermißt und an vielen der Aufklärung bedürftigen Stellen nach Hülfe vergebens sich umsieht, nicht zu gedenken, daß, wie oben bemerkt worden, mehre Hundert Seiten jeder Zurechtweisung und Belehrung ermangeln. Es scheint daher dieses Bruchstück mehr zum Privatgebrauch als zur öffentlichen Mittheilung bestimmt gewesen zu sein.

*) Dieser unterrichtete gelehrte Reisende erblickte in Granada in Spanien in den letzten Jahrzehnden des 15. Jahrhunderts das Licht der Welt und stammte von einem edeln maurischen, dort ansässigen Geschlechte ab. Später lebte er viele Jahre in Italien.

Mehrfache Ergänzung und willkommene Hülfe bei vielen dunkeln Stellen bietet das gedruckte Handexemplar dar von „Joannis Leonis Africani Africae descriptio IX lib. absoluta" (Leyden, Elzevir, 1632, 2 Thle., 16.), welches aus dem öffentlichen Verkauf der Lorsbach'schen Bibliothek 1817 in den Besitz des Unterzeichneten gekommen ist.

Auf den ganz durchschossenen Blättern findet man theils das arabische Wort mit und ohne Beweisstellen beigefügt, theils auf Parallelstellen aus den vorzüglichsten Reisebeschreibungen und andere Nachrichten aus Beckmann's „Geschichte der Erfindungen", Heeren's „Ideen", Oedmann's „Beiträgen" hingewiesen, theils Aufmerksamkeit verdienende Vermuthungen oder Belehrungen aus Recensionen aufgestellt. Aufmerksam gemacht werde hier auf die Aufklärung über Tutia, ein reiches zinkhaltiges Metall, Th. II, S. 529.

Vorzüglich schätzbar sind die brieflichen Mittheilungen eines Sylvestre de Sacy, denen auch zuweilen Auszüge aus arabischen Handschriften beigefügt sind, z. B. S. 565 (S. 419 der deutschen Uebersetzung) über Munasid und andere Bezeichnungen von Würden aus einem Schreiben vom 28. Juli 1807; ferner S. 715 über Sebabathia (S. 542 der deutschen Uebersetzung) und andere Ausdrücke.

Zum Beschlusse lasse ich hier zur bessern Beurtheilung der Lorsbach'schen Arbeit einige der vorzüglichern Proben folgen.

Zu S. 34, Z. 20. „Man erlaube mir noch eine Ausschweifung, die Etymologie der deutschen Namen dieses Getreides betreffend. Heidekorn — wollen Einige — heiße es, weil es sich am besten für etwas magere sandige Heidegegenden schicke; Andere meinen, Heide sei hier so viel, als Mohammedaner, Türken, welche man ehemals auch Heiden nannte (s. Beckmann's „Geschichte der Erfindungen", Bd. II, S. 541). Ich stimme für die letztere Meinung (man müßte aber alsdann eigentlich Heidenkorn schreiben und auch sagen), 1) weil auch andere europäische Völker sich solcher Namen dieses Getreides bedienen, welche darauf hinweisen, daß es aus einer Gegend, die damals unchristlich war, aus der Türkei z. B., zu den Christen gekommen sei. So nennen es die Italiener grano saracinesco, die Spanier trigo sarraceno oder arabe oder moriscoo, die Franzosen blé sarrasin, die Polen Pohanka, von Pohan, ein Heide; 2) weil der andere deutsche Name Buchweizen ebenfalls eine fremde Abkunft zu verrathen scheint. Diese Behauptung möchte um so viel mehr befremden, da das quäst ionirte Wort ein völlig deutsches Ansehen hat und sich auch aus dem Deutschen nicht übel herleiten läßt (s. Adelung's „Wörterbuch"), und daher empfehle ich sie und das Folgende einer genauen Prüfung. Bei den Türken bedeutet Bugdai jedes Getreide, und den Buchweizen nennen sie Mesr Bugdaisi, d. h. ägyptisches Getreide. Sollte nicht diese Benennung zugleich mit der so benannten Sache zu uns gekommen sein? So frage ich und frage zugleich, ob Das richtig sei, was im Adelung'schen „Wörterbuche" gesagt wird, der Buchweizen sei in den Kreuzzügen aus der Türkei gebracht worden? Nach den Zeugnissen, die Hr. Beckmann a. a. O. S. 537—541 beibringt, hat man denselben nicht vor dem 16. Jahrhunderte im christlichen Europa gekannt."

S. 48, 49. „Daß in Nordafrika im Winter Schnee und zwar manchmal in großer Menge falle und geraume Zeit den Boden bedecke, daß viele Höhen des Atlas Jahr aus Jahr ein mit Schnee bedeckt seien, wird von allen mir bekannten Europäern, die nemlich dorten gewesen sind, versichert, aber Einiges von Dem, was nunmehr in unserm Leo folgt, scheint Höst S. 78 bezweifeln zu wollen. Ich möchte das nicht thun, weil er doch wol mehr als sonst Jemand jene Gegenden durchstreift hat, und weil auch Chenier S. 53 meldet, daß die Breber in den Thälern oft unter dem Schnee begraben worden seien."

S. 57, Z. 13. Mansor, Beherrscher von Granada. „Mir selbst überlassen, würde ich den berühmten Abu Amer Mohammed Ebn Alwalid Almansur verstanden haben, welcher von 366—393 (976—1002) 27 Jahre lang die Staaten der ommajadischen Khalifen in Spanien und Afrika, zwar nicht dem Namen nach (denn er führte nun den beschriebenen Titel Alhadscheb, d. h. Oberkammerherr), aber doch in der That beherrscht und die Gelehrsamkeit begünstigt hat, s. „Abulfedae Annales Muslemici", Th. 2, S. 533 fg., 607 fg., Cardonne I, 232—239. Allein Marmol I, 8 will, man solle den dritten mowehhidischen Khalifen Jakub Almansur (s. zu S. 12, Z. 6, der von 580—595 (1184—1198) regierte, und ein Gelehrter und Gönner von Gelehrten war (s. Dombay II, 112—140), verstehen, und dem trete ich bei, weil doch Leo den ersten oder spanischen Mansor, sonst nicht, wie hier, Signore di Granada, Beherrscher von Granada, sondern Gran cancelliere di Cordova, Großkanzler von Cordova, betitelt."

A. Th. Hartmann.

Notizen.

In Jamaica und namentlich in dessen Hauptstadt, Kingston, gibt es mehr Juden als in irgend einer andern englischen Colonie. Mehre sind Eigenthümer beträchtlicher Plantagen, und da sie seit einigen Jahren emancipirt sind und gleiches Bürgerrecht mit den christlichen Unterthanen genießen, so befinden sich auch mehre schon im Besitz von Gemeindeämtern und einige sitzen sogar in der gesetzgebenden Versammlung. Einen seltsamen Eindruck machen die Theatervorstellungen in Kingston, in denen fast lauter Juden thätig sind. Unstreitig läßt sich nichts Komischeres denken als solch ein Theaterabend. Man denke sich von diesen Künstlern ein Shakspeare'sches Drama dargestellt. Neuerlich spielte man „Romeo und Julie", und der Romeo wurde mit Ultraempfindsamkeit von einem jüdischen Leinwandhändler, und die fair Juliet, der bright angel Shakspeare's, von seinem dünnstimmigen Ladencommis mit Furore executirt. Wie bei den Chinesen, dürfen sich keine Damen auf der Bühne präsentiren. Des Sonnabends ist das Theater am gefülltesten; alsdann figuriren die schwarzäugige Rahel und Rebekka in den Logenreihen, und mancher gute Christ besucht alsdann das wohlfeilere Parterre, um sich an der ungläubigen Aussicht zu weiden. Vor Kurzem wollte sich der Talma Kingstons, ebenfalls ein Israelit und nebenbei verdorbener Käsehändler, aus unglücklicher Leidenschaft für — die dramatische Kunst entleiben. Er hatte den einzigen Fehler, daß er das Spiel der Melodramen, in denen er agirte, für Ernst und aus dieser melancholischen Stimmung Gift nahm. Er hatte aber zu wenig genommen, ward wiederhergestellt und agirt noch immer unter seines Gleichen, als Macbeth, Hamlet, oder was man will.

Die in den zerstörten Klöstern in Portugal aufgefundenen werthvollen alten Bücher bilden zusammen eine Bibliothek von 300,000 Bänden, die im Kloster San-Francisco aufgestellt ist.

„Bunulinus Murhe Kurwans" ist die erste in finnischer Sprache erschienene Tragödie, die Fr. Lagerwall herausgegeben hat. Sie ist eine entschiedene Nachahmung des „Macbeth" und auf seltsame Weise dem finnländischen Costum angepaßt.

Die finnländische literarische Societät zu Helsingfors beabsichtigt nächstens eine Sammlung alter und neuer finnländischer Lieder und Balladen erscheinen zu lassen, zu welchem Unternehmen Dr. Lönrot, ein poetischer Arzt, vielfache Excursionen macht, die sich bis in das Gouvernement Archangel erstrecken.

130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 284. — 11. October 1835.

Capitain S. E. Cook's Skizzen aus Spanien während der Jahre 1829—32. Aus dem Englischen übersetzt von P. Frisch.

(Beschluß aus Nr. 283.)

Im Ganzen zeichnet Capitain Cook das spanische Volk als ein sehr nobles und liebenswürdiges. Die Sitten sind überall fein und selbst einnehmender als die des Franzosen. Der Spanier aller Stände hat einen so schönen und bewunderungswürdigen Takt und ist dabei so liebenswürdig offen in Bezug auf sich wie kein anderes Volk. Nur über Andere ist sein Urtheil zurückhaltend und oft durch eine gewisse Zweizüngigkeit bezeichnet, die den Fremden leicht irreleitet. In jeder Form des Lebens ist eine Grazie, die in keinem andern Volke so vortheilhaft hervortritt. Die Mischung mit der maurischen Rasse hat den keltischen und gothischen Stämmen eine gewisse Gewandtheit gegeben, welche sich körperlich und geistig überall offenbart. Die edle Haltung des Körpers, besonders des Nackens und Kopfes geht durch ganz Spanien. Vorzugsweise sind die Andalusier sehr schön, und ihre Frauen gelten in Spanien für die liebenswürdigsten. In Castilien herrscht ein gewisser Stolz vor, welcher jedoch der Höflichkeit und Geradheit keinen Abbruch thut. Der Spanier ist sehr häuslich, und der Zustand der Sittlichkeit besser als in Frankreich und England, wenn man Madrid davon ausnimmt, wo die spanische Sitte überhaupt nicht zu erkennen ist.

Die Räuber, welche besonders in Andalusien ihr Wesen treiben und sich daselbst in Banden bilden, scheinen eine Erinnerung an den ursprünglichen maurischen Charakter der Andalusier zu sein. Obgleich diese Banden oft in großen Massen sich über das Land verbreiten, wohlorganisirt sind und in jedem Dorfe ihren Anhang haben; obgleich die Beamten in ganz Spanien, streng genommen, Betrüger sind, so kann man doch nicht sagen, daß im Privatverkehr nicht jeder Räuber und Beamter in der Regel ein ehrlicher Mann sei. Im Gegentheil, es herrscht im Privatverkehr der Spanier mehr Redlichkeit als bei andern Nationen, und man betrachtet jene Ausweichungen nun einmal nicht als beschimpfend, weil sie seit Jahrhunderten hergebracht sind. Capitain Cook beweist diesen Satz auf vielfache Art und bildet daraus den Schluß, daß die Spanier nur durch ihre jammervolle Regierung seit Philipp II. in öffentlicher Hinsicht verwahrlost seien, daß sich aber nichtsdestoweniger ihr ursprünglicher und schöner Volkscharakter gut erhalten habe. Er glaubt, daß eine bessere Regierung auch jene Fehler wieder beseitigen werde, weil das Volk sehr empfänglich für das Gute und Rechte sei.

Die Provinzen oder Königreiche, aus denen das Land besteht, wurden durch Generalcapitaine oder Militairgouverneure verwaltet, welche ziemlich unabhängig von Madrid sind. Wahrscheinlich wird die durch die Cortes neuerlich beschlossene Departementaleintheilung diesen Uebelstand, der mitunter sehr lähmend für die Regierung und drückend für die Nation war, heben. Jeder Ort hat seine Municipalverfassung, und in diese hat Niemand viel zu reden. Daher kommt es, daß eigentlich die Spanier viel freier sind als irgend ein anderes Volk, und nur durch die Verwaltung übt die Regierung einen großen Druck aus, der sehr oft an die orientalische Abkunft der Sitten der Nation erinnert. Ja, man kann sagen, Spanien bildet den Uebergang der orientalischen Staaten zu den abendländischen und christlichen.

Kein Land in der Welt hat wol mehr Kunstwerke der Architektur, Bildhauerei und Malerei aufzuweisen als Spanien. Die Städte sind voller Kirchen und Paläste im schönsten maurischen, gothischen und neuern Styl, und es hat sich sogar in Spanien ein eigner, sehr edler Baustyl ausgebildet, der von Kennern dem italienischen weit vorgezogen wird. Selbst der moderne Styl ist edel, wenn auch weniger tüchtig als der ältere. Der Verf. hat uns die schönsten Bau- und Bildwerke nebst ihren Meistern mit einer kurzen Kritik aufgeführt, und man wird nicht ohne Nutzen diesen Theil seines Werks durchlaufen. Unglaubliche Schätze aus der deutschen und niederländischen Malerschule liegen neben italienischen und spanischen in den Kirchen, Klöstern und Palästen Spaniens begraben, und der Verf. behauptet, daß von den 30,000 Gemälden, welche in den letzten fünf Jahren auf den englischen Markt gebracht worden sind, mehr als zwei Drittheile aus Spanien dahin gebracht worden seien. Er selbst scheint Kenner und Liebhaber zu sein, und seine Vergleichungen der deutschen, italienischen und spanischen Meister und Schulen scheinen uns sehr fruchtbar und gründlich. Die Spanier stehen keinem italienischen und deutschen Meister nach, und in einer gewissen Gattung der Bildhauerei und Bild-

schnitzerei lassen sie alle andern hinter sich zurück. Besonders rühmt Capitain Cook die gemalten Holz- und Thonstatuen als vollkommene Meisterwerke in Arbeit und Malerei.

Der Unabhängigkeitskrieg hat Spanien und die Welt um einen großen Theil seiner Schätze gebracht, die damals theils geplündert, theils verwüstet worden sind. Die Armuth der Klöster und Familien nöthigte seither zum Verkauf der Kunstschätze, und die mehrsten gehen nach England, nur wenige nach Frankreich und weiter. Es scheint auf den englischen Märkten Sitte zu sein, die spanischen Kunstwerke für italienische und niederländische auszugeben, um die Aufmerksamkeit der Kunsthändler von dieser Fundgrube abzuleiten, welche bisher außerordentlichen Gewinn geboten hat.

Wir könnten noch auf mancher Eigenthümlichkeit dieses schönen Landes und Volkes verweilen, wenn wir dem Verf. in eine Menge anziehender Details über den Adel, die Stiergefechte, den Hof, die großen unterscheidenden Provinzialeigenthümlichkeiten, das Lustspiel (Sainetes), die Universitäten, die Nationaltracht u. s. w. folgen wollten und dürften; allein wir heben nur noch Einiges heraus, um das zeitgemäße Interesse an diesem Werke zu vermehren.

Der Adel hat in Spanien eine ganz andere Bedeutung als bei uns. Nur wenige Familien sind den englischen großen Grundeigenthümern zu vergleichen; nicht aber haben alle Granden von Spanien Rechte auf Grund und Boden gleich den englischen Pairs. Die Hidalguia, oder der ritterliche Adel, ist ohne Vorrechte und unterscheidet sich nur durch seine Familienwappen, auf welche er viel hält. Es gibt, wie in Polen, auch in Spanien Districte, worin jeder Tagelöhner und Bauer ein Edelmann ist, und in mancher Stadt hört man einen ehrlichen Spießbürger, welcher kaum ein Haus besitzt, Señor Marquez begrüßen, was nicht mehr zu sagen hat, als derselbe Titel weiland in Frankreich. Der berüchtigte Bettelstolz des spanischen Adels findet sich jedoch nur selten und fast ausschließlich nur in Castilien. In den übrigen, besonders den maurischen Provinzen hat der Adel mehr den Charakter der orientalischen oder arabischen Stammbaumsucht der Familien, und man darf bezweifeln, daß ein eigentlicher Feudaladel, wie wir ihn in Deutschland kennen, durchgängig in Spanien bestanden hat. Vielmehr scheint nur durch die Ritterorden der germanische Adel in die maurischen Familien verpflanzt worden zu sein. Dieses eigenthümliche Verhältniß verwischte in den letzten Jahrhunderten den Unterschied des Adels und der Bürgerschaft, sodaß man eine viel gleichere Gesellschaft in Spanien trifft als in einem andern Lande; der Aufenthalt daselbst wird dadurch dem Fremden höchst angenehm erleichtert.

Madrid ist seiner Bevölkerung und Lage nach die schlechteste Stadt in Spanien. Erst der Gedanke Philipp II. legte in diese unfruchtbare Ebene die Hauptstadt Spaniens. Hier hört alle Provinzialeigenthümlichkeit, ja selbst alle bessere Nationalität auf. Die Nationaltracht, durchaus geschmackvoll, verschwindet vor den französischen Trachten und Moden, und damit verwischt sich auch die Sitte. Hier ist der Ort, wo alle große Staatsintriguen geschmiedet und geleitet werden; denn nur durch die Regierung ist es möglich, dergleichen auszuführen, weil im Ganzen dem König jeder Spanier Gehorsam leistet.

Die Intriguen gegen die Regierung gehen von den Provinzen aus, in denen seit 1830 besonders mehr und mehr eine große Uebereinstimmung in den politischen Ansichten herrscht. Nur die Anhänglichkeit an den König ist das große, aber leise Band der Staatsgesellschaft, welches bisher von einer allgemeinen Empörung zurückgehalten hat; ein Beweis, daß ein Adel wie in Spanien, welcher im ganzen Bürgerthum liegt, eine festere Stütze des Thrones ist als ein übermächtiger Feudaladel. Sobald die Königin das Signal gab, war der ganze Capitel- und Stiftsklerus nebst dem Adel und dem Bürgerthum ihr zur Seite und ergriff mit beiden Händen, was man bot, und keine bekannte Notabilität findet sich auf der Seite des Don Carlos.

Die Behauptung dieses Prinzen, rechtmäßiger Nachfolger seines Bruders Ferdinand zu sein, ist in Spanien nicht national; die aufgedrungene salische Erbfolge ist gegen das spanische Herkommen, und man findet es in Spanien gerecht, daß Ferdinand die alte spanische Erbfolge wiederhergestellt hat. Die Spanier ließen sich daher wol einst einen Bourbon als König aufdrängen, aber er mußte ihre Sitten und Gebräuche annehmen, wie dies auch in der That geschehen ist; und einen solchen König ließen sie sich nicht nehmen und vertheidigten ihn mit Gut und Blut gegen Napoleon. Sie fühlen jetzt, daß Don Carlos ihnen nicht Das geben könne und werde, was sie wünschen und bedürfen; auch war Don Carlos zu keiner Zeit populair in Spanien, wie die Mönchspartei dies behaupten wollte; denn diese Partei saß in Madrid, und Madrid ist keineswegs Spanien; Don Carlos aber ging wenig aus und hielt keinen Umgang, weil er sehr verschlossen und wenig geistreich ist.

Die Armee hängt dem Volke, nicht den Mönchen an. Die Errichtung der königlichen Freiwilligen bestimmte die Armee und die Milizen zur Abneigung gegen das System des Calomarde und die Absolutistenpartei. Die Armee ist schlecht besoldet und ein Offizier des untern Grades erhält täglich kaum 8 Groschen. Indessen war sie stets mit wenigen Ausnahmen loyal, und besonders steht das sehr wissenschaftliche Artilleriecorps in hoher Achtung und hat, obschon es oft das System der Regierung gemisbilligt hat, doch stets seine Loyalität bewiesen. In dieser Loyalität fraternisirt die Armee mit der Nation, wenn man davon die Hefe ausnimmt, welche von den Mönchen geleitet wird.

Zum Schlusse bemerken wir, daß die Gelehrten in Spanien einzeln in den Städten als Mitglieder eines Capitels oder Ordensstiftes leben und daß dieselben wenig Sammelplätze, wie bei uns Hauptstädte und Universitäten bilden, haben. Da die Capitel untereinander in einem innigen Zusammenhang stehen, so ist natürlich, daß die Gelehrten auch in der Regel die Ansichten der Capitel hegen

und verbreiten. Uebrigens waren die wissenschaftlichen Männer unter der Pfaffenregierung sehr eingeschüchtert.

Der Klerus hängt nicht von Rom ab, und die spanische Kirche ist freier als die gallicanische und irgend eine in der Welt von dem ultramontanen Einfluß. Dies erklärt Vieles und namentlich auch, daß die spanische Weltgeistlichkeit beweitem duldsamer ist als die italienische. Der Gottesdienst ist schöner und edler geregelt als in andern katholischen Staaten. Die Ohrenbeichte kennt man kaum, denn nur die Mönche verlangen dieselbe und diesen ist die Weltgeistlichkeit grade entgegen. Der Spanier ist daher wol rechtgläubig und seinem ganzen Charakter nach streng in Beziehung auf den religiösen Ritus; aber er ist nicht bigott, und diese Schwachheit findet sich blos in den von den Mönchen beherrschten Provinzen und unter den ungebildeten Volksclassen. Zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges wußten die Mönche das Volk gegen die Franzosen auch dadurch zu fanatisiren, daß sie dieselben als Ketzer bezeichneten; allein der Volkshaß hat überall mehr gewirkt als jenes nothdürftige Vehikel. 28.

Wanderungen durch den Thierkreis. Von Ludolf Wienbarg. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Unsere jungen Poeten und Kritiker haben das Eigenthümliche, daß sie mit einem Buche fertig sind, ehe man sich umsieht. Wienbarg gehört zu Denen, die schnellfertig mit dem Wort und mit der Feder sind; dennoch möchte ich ihn keinen leichtsinnigen Schriftsteller nennen. Sein Wille, dünkt mich, ist gut und seine Absicht redlich. Dies spricht sich in der kurzen Vorrede zu dieser seiner neusten Schrift aus. „Lasset Euch nicht irren durch das Geschrei der falschen Propheten, die nur Uebles prophezeien und den nahen Untergang der Welt verkündigen. Sie selber sind abgestorben mit der alten Welt, und keine Frühlingssonne schmettert durch ihren versunkenen Himmel." Solche Worte machen immer Ehre und Freude und zeigen mindestens von einem festen, unauslöschlichen Grundgedanken, wenn auch die Ansichten, Meinungen und sogenannten Ideen noch in einiger Trübe, gleich Atomen, die erst sich gestalten wollen, in dem Luftraume des Geistes umherstieben. Wer an eine Auferstehung glaubt, d. i. an dem Grund- und ersten Gedanken des Christenthums im Glauben und in der Liebe festhält, der ist nie verloren zu geben. Was würde aus uns mit unserm sorgenvollen Gehirne, mit unsern matten und wolkigen Gegenwärtigkeiten, wenn wir uns nicht täglich und bei jedem Aufstehen und bei jedem Niederlegen die Worte vorsagten: „Es wird besser gehen." Ja, wol wird es besser einst gehen, und Gott erhalte allen Gläubigen die zerbrechliche irdische Hülle noch ein Weilchen und in ihr den unsterblichen Geist, damit wir die Auferstehung des Geistes erleben.

Auf seiner Wanderung durch alle Bilder des Thierkreises gibt Wienbarg in den einzelnen Himmelszeichen gar Verschiedenes. Der „Widder" bringt eine Ode Pindar's in gereimten Versen übersetzt, welche hier, wie der Verf. ergänzt, nur als Lückenbüßer für ein anderes dramatisches Bild steht, welches aus dem Manuscript durch die vis superum herausgemerzt wurde. Auf diese folgt im „Stier" eine kleine seltsame Novelle: „Das goldene Kalb", vielmehr nur eine novellistische Skizze in einigen Briefen. Im „Krebs" findet sich eine Abhandlung: „Ueber das Unvermögen der Zeit, zu glauben und zu handeln", aus welcher eine pikante Stelle über Schleiermacher herausgehoben zu werden verdient. „Schleiermacher", heißt es, „war das buckeligte Genie des Glaubens, sowie Voltaire das buckeligte Genie des Unglaubens. In seiner Kirche zu Berlin glaubte man unter Christen zu sitzen, die ein 1800jähriges Christenthum gereift, und nicht, wie bei jenen unter Heiden, die zu den Weihen des Christenthums erst denselben Tag heranbeschworen und gepredigt werden sollten. Er setzte die Thatsache des christlich-religiösen Lebens unter seinen Zuhörern voraus und entwickelte die positivsten kirchlichen Dogmen so gewandt und scharfsinnig und beschränkte sie in ihrer Geltung so dialektisch, daß die Zuhörer, in den leichten Aether seiner geistigen Welt heraufgehoben, darin wie in einem eigenthümlich christlichen Element zu schwimmen schienen, während sie doch eigentlich nur sich seiner dialektischen Arme und Beine bedienten, oder durch seine geschickte Hand darin schwebend erhalten wurden; dies zeigte sich, wenn das letzte Wort von der Kanzel verhallte und jeder Einzelne den Gewinnst an Glauben und Ueberzeugung nach Hause tragen sollte. Da fehlte ihnen eigentlich das wahre Object, das ihnen von der einen und von der andern Seite so künstlich verschränkt und so bedingungsweise dargestellt worden, daß sie hinterher nicht daraus klug werden konnten. Ich fodere die größere Zahl von Schleiermacher's Zuhörern auf, meine Bemerkung zu bestätigen. Ob Gott dreieinig, ob Christus zum Himmel gefahren, ob Christus Gottes Sohn, ob seine Wunder Wunder seien, ob die Todten auferstehen und die Person des Menschen unsterblich u. s. w., über das Alles zerbricht sich Berlin noch gegenwärtig den Kopf, als ob Schleiermacher nicht 80 Jahre darüber gepredigt hätte." Es ist unbegreiflich, wie nach dieser überaus wahren Skizze Schleiermacher's und seiner Wirksamkeit als Theolog der Verf. ihn das Genie des Glaubens nennen kann. Schleiermacher war weder das eine noch das andere; ihm fehlte das wahrhaftige Genie und der wahrhaftige Glaube vollends ganz und gar.

Der Raum verstattet nicht, Alles zu enucleiren, was die fernern Thierzeichen in Hrn. Wienbarg's Buch bringen. Aber die „Jungfrau" bringt bei Gelegenheit eines jungen Menschen, der schöne Gedichte machte und sie nicht drucken ließ und sich endlich in den schönen Silberfluten des Rheinstroms ertränkte, in zwei Worten eine große Wahrheit: „Unsere besten Dichter", sagt W., „sind, glaube ich, die Unbekannten." Ach, lieber Wienbarg, da haben Sie Recht! denn unsere bekannten Dichter werden es sicherlich noch dahin bringen, daß man blos um ihrer Bekanntschaft und um der Bekanntschaft mit ihnen willen sich lieber in dem Rhein oder meinetwegen in der unpoetischen Oder ertränkt, ehe man sich entschließt mit einer Novelle oder einer Canzone unter ihre Compagnie zu treten. Es wird dahin kommen, daß man am Ende jeden Selbstmörder eo ipso für einen Dichter hält und daß Sich-hängen mit Poesie ganz synonym wird. Das wird alsdann Deutschlands goldene Aera sein, denn dann wird man berühmt wegen Dessen, was man nicht ist.

Den „Skorpion" hat der Verf. Heine gewidmet, und das muß man passend finden. Er bringt eine Abhandlung über Heine's Lieder, über welche zu sprechen jetzt wieder Mode wird. Der Abschnitt ist keine Bereicherung der poetischen Kritik zu nennen und kann deshalb füglich mit Stillschweigen übergangen werden.

Eine kleine Scenerie aus Helgoland, in welcher der Verf., wie er in dem darauf folgenden letzten Abschnitte selbst sagt, „zeigen wollte durch eine flüchtige Skizze, wie er einen Roman schriebe, wenn er einen schriebe", finden wir im „Wassermann".

Der letzte Abschnitt: „Die Fische", handelt von „faulen und frischen Romanen". Der historische Roman und der Vater desselben in neuerer Zeit, W. Scott, kommen darin schlecht weg. Der Schluß enthält eine merkwürdige Verheißung, die wir beachten wollen. „Ich verhehle nicht", sagt der Verf., „ich selbst fühle den lebhaften Sporn, nicht ins alte romantische Land zu reiten, nein, einen zeitgeschichtlichen Sittenroman zu entwerfen, dessen Idee ich schon geraume Weile mit mir herumtrage. Er sollte den Lebenslauf eines meiner Freunde darstellen, der, mit einer Liebe und Reinheit begabt, wie sie kaum noch in Träumen blüht, jammervoll unterging und in dem Norddeutschland, wie es ist, untergehen mußte u. s. w." Dieser untergegangene Johannes Küchlein soll nach des Verf. Angabe einen nicht unbe-

deutenden Abschnitt seiner eignen Vergangenheit abspiegeln. „Die Freunde meines Helden sind zugleich die meinigen. Die Orte in Norddeutschland, die er besucht, sind plastische Orte für meine Erinnerungen. Ich kenne die Gassen, in denen er wandert, die Giebel der Häuser, die ihn aufnehmen, winken mir vertrauliche Grüße zu. Stadt- und landbekannte Leute zeigen sich ihm wie mir im Lehnstuhl, auf dem Lehrstuhl, auf der Kanzel. Alte Lindenalleen, die noch blühen, junge Mädchen, die schon verblüht sind, erkenne ich an Wuchs, Blüte, Schleier aus weitster Ferne. Auch sie — auch ihr kleines rothseidenes Hütchen, so welthistorisch für mein Herz, sähe ich nicken und vorüberschweben, uns drängten sich grüßend heran die Bilder der Jugendfreunde u. s. w." Das ist Alles sehr schön und gut; allein — der Verf. verzeihe mir, wenn ich aufrichtig mit ihm bin — was soll uns, uns armen, armseligen, verlebten, zerlebten, durch Liebe und Haß, Eros und Eris an und für sich schon ruinirten Deutschen, was soll uns ein solcher Roman? Was sollen wir mit bekannten Gassen und bekannten Giebeln? Es ist uns Vieles in Deutschland nur zu bekannt. Ach, und was sollen uns, Herr Wienbarg, die ewigblühenden Linden? In Berlin blühen auch Linden; und nun gar die Hütchen mit den bekannten Gesichtchen darunter. Wer in seinem Leben, der Dürftigste wie der Reichste, der geistig Arme und der Krösus des Gedankens, wer hätte nicht einmal ein solches welthistorisches Hütchen gehabt und hätte es noch? Aber die Hütchen, Linden und Giebel sind nicht Das, worauf es jetzt ankommt, und wenn Hr. W. wirklich einer der Wenigen ist, welche an eine Wiedergeburt glauben, dann muß ihm sein Genius auch sagen, daß die Blüte, die wir erwarten, keine Lindenblüte ist. O Freund, lieber geistreicher W. (und das im ganzen Ernst), ich habe auch ein Hütchen für mich, mit so gutem Rosaband als Ihr Freund, der Beklagenswerthe, und für mich ebenso welthistorisch; aber dies Hütchen mit dem Bande zugleich und dem Gesichtchen, das darunter steckt, und den langen braunen Zöpfchen, die dem Kinde bis in die Knie reichen — dies Alles wollte ich mit Freuden darum geben, wenn ich erst die erste Knospe der Blüte erblickte, deren Samenkorn der deutsche Gedanke schon in der Leibnitz'schen Philosophie gepflanzt hat.

Ihr Deutschen, schreibt keine Romane mehr; dann hindert ihr wenigstens nicht, was ihr nicht zu fördern vermögt.

F. Marlow.

Wie und wodurch ist Dr. Martin Luther der große Bibelübersetzer geworden. Ein Nachruf zum dritten Jubeljahr der Luther'schen Bibelverdeutschung an alles Volk und besonders die studirende Jugend von Karl Mann. Stuttgart, Steinkopf. 1835. 8. 6 Gr.

Dieses Schriftchen ist durch seinen Ursprung und Inhalt einer allgemeinen Aufmerksamkeit nicht unwerth. Sein Verfasser ist Prediger in der Gemeinde Wilhelmsdorf in Oberschwaben, welche in einer der unwirthlichsten Stellen jener Gegend von Colonisten der bei Stuttgart ansässigen Separatkirche Kornthal angebaut worden ist. Bekanntlich hat sich bald nach dem Regierungsantritte des gegenwärtigen Königs von Würtemberg eine Anzahl von evangelischen Christen des Landes die Freiheit ausgewirkt, eine eigne kirchliche Gemeinde bilden zu dürfen, welche den, nach ihrem Vorgeben, in der evangelischen Kirche von Würtemberg nicht treu und fest genug bewahrten lutherischen Glauben und Gottesdienst unter sich aufrichte und pflege. Ihr Lehrbegriff ist der strengsymbolische, wie er sich in den Schriften der Spener'schen Schule und in den Grundsätzen der Brüdergemeinde ausspricht; ihr Cultus hauptsächlich durch die alte würtembergische Liturgie und durch Hängen am Luther'schen Ausdruck ausgezeichnet. Sie hat gegenwärtig einen so wissenschaftlich als religiös gebildeten geistlichen Vorsteher, und auch die Colonie zu Wilhelmsdorf besitzt, wie vorliegende Schrift beurkundet, einen talentvollen Lehrer. Das Buch ist zwar in einem vielleicht zu pathetischen, declamatorischen Tone geschrieben, der aber doch im Ganzen ein edles Maß und ruhige Bewegung hat. Das Erfreulichere ist jedoch, daß daraus eine so aufrichtige Liebe und echte Innigkeit den Leser anweht, eine solche Begeisterung und Wärme hindurchzieht, daß wir uns, abgesehen von der vielfachen Belehrung, die das Buch gewährt, recht wohlthuend daraus erbaut haben. Eine schroffe Seite, die mit dem Princip des Büchleins, wie mit jedem tiefern Verständniß Christi streitet, ist leider auch hier da und dort hervorgetreten und Jedem verletzend, der nicht in einseitige Meinung sich versperrt oder nicht von der unnöthigen Furcht sich beherrschen läßt, als wenn die Sache des Christenthums durch wissenschaftliche Forschung Gefahr liefe und nicht vielmehr aus jeder Kritik das Wesen und die Idee der positiven Wahrheit unversehrt, nur in der Denkweise des Beobachters selbst geläutert hervorginge. Diese schroffe Seite zeigt sich in einigen übermüthigen Aeußerungen, die eben nur das Unreine und Engherzige des Pietismus beweisen, ohne daß wir, wie Andere, deshalb gemeint wären, den tiefern Inhalt und den echtern Sinn des Verf. und seiner Schrift ebenso zu beurtheilen, wie er, wir wollen nicht sagen leichtsinnig — denn dazu ist sein Ton zu ernst und sein Glaube zu eifrig —, aber doch auf seinem christlichen Standpunkte unvorsichtig genug ist es zu thun. Wie kommt er z. B. mit gutem Gewissen dazu, De Wette in Beziehung auf seine Bibelübersetzung einen „Aufklärer und Modernisirer der alten Wahrheit" zu nennen? Weiß er wie De Wette übersetzt hat? Wenn er es weiß, so wird er den die Luther'sche Fassung an Worttreue überbietenden Ausdruck anerkennen. Wenn er es nicht weiß, so war es besser zu schweigen als zu reden, — viel besser zu schweigen als zu richten. Doch wie sehr wir solche Ausfälle aus dem Buche, solche Gedanken aus der Theorie des Verfassers hinwegwünschen, die vorliegende Darstellung des Ursprungs und der ältesten Geschichte der Luther'schen Bibelübersetzung ist mit so viel Fleiß gegeben und so zweckmäßig vorgetragen, daß, wer dergleichen gern liest, nicht blos um eine Geschichte zu lesen, sondern die Hand der göttlichen Gnade wirken zu sehen und preisen zu hören, recht viel Gewinn daraus ziehen mag.

Am Schlusse macht der Verf. den Vorschlag, es mögen zum vierten Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst 1840 einige Männer sich verbinden, um der Typographie zugleich mit der Luther'schen Bibel dadurch eine Ehrensäule zu errichten, daß nach Vorgang der von Glassius zu Nürnberg 1641, von Diecmann zu Stade, 1703, eine Ausgabe der heil. Schrift (etwa, wie die allererste Luther'sche, in klein Folio) ans Licht träte, welche mit genauer Zugrundlegung des mit Luther's letzten Verbesserungen 1546 abgeschlossenen Textes namentlich auch den Text des Neuen Testaments von 1522, des Psalters von 1524, dann der ganzen Bibel von 1534, und der revidirten von 1541 in seinen Abweichungen und Fortschritten geltend machte. Dazu wünscht er eine Sammlung der jenen ersten Ausgaben beigefügten „Lieblichen Glößlein" und eine Nachbildung der Holzschnitte von Lukas Kranach. Dies nennt er ein Nationaldenkmal für deutschen Glauben und deutsche Kunst, und wir schließen unsern Segen bei, weil wir an den vielen Buchhändlerspeculationen, die mit Gottes Wort durch liebliche Stahlstiche und ergötzliche Holzschnitte feilschen, keine Freude empfinden können, daß Gott auch durch unreine Werkzeuge sein lauteres Wort an manche Menschenseele bringt. 77.

Notiz.

Der König von Frankreich hat das Schloß von Eu in der Normandie zu einem historischen Museum einrichten lassen, in welchem alle Bildnisse der merkwürdigen Personen und Familien versammelt werden sollen, die in einer Reihe von neun Jahrhunderten dies Schloß bewohnten. Die Decoration der verschiedenen Säle geschieht nach dem Geschmack der verschiedenen Jahrhunderte. 150.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 285. — 12. October 1835.

Amerikanische Beredtsamkeit.
Fragmentarische Bemerkungen und Proben.
Erster Artikel.

Eine Schriftstellerin von vielem Geist und reger Beobachtungsgabe, der man übrigens nicht ohne Grund entschiedene Vorliebe für alles Amerikanische zugeschrieben hat, äußert in ihrem Buch*), das vor zehn Jahren neu und allgemein gelesen war:

Ein Redner oder Schriftsteller muß vor allen Dingen sich an den Verstand der Amerikaner wenden, wenn seine Worte bis ins Gemüth dringen sollen. Sie müssen mit ihm denken, ehe sie mit ihm fühlen können; ist aber einmal Beides erlangt, so werden sie auch durch nichts sich zurückhalten lassen, mit ihm zu handeln.

Soll damit der Charakter der gerichtlichen und der Staatsredner in Amerika bezeichnet werden, so kann man den Satz zugeben, und er enthält allerdings ein Merkmal, wodurch diese Art von Beredtsamkeit sich selbst von der entsprechenden Gattung in England unterscheidet. Noch neulich sind über das Geheimniß der Ueberlegenheit von Fox, im Vergleich mit seinen ausgezeichneten Zeitgenossen, einige treffende Bemerkungen ausgesprochen worden, die den Contrast ins Licht setzen mögen.**)

Untersucht man die große Kunst der volksmäßigen Beredtsamkeit, so ergibt sich, daß von allen Eigenschaften, durch welche ein mächtiger Eindruck auf eine gemischte Versammlung und namentlich auf ein britisches Unterhaus sich hervorbringen läßt, das Gefühl von der unwiderstehlichsten Wirkung ist. In jeder andern rednerischen Beziehung waren Wenige weniger begabt als Fox. Bis zum letzten Tage seines Lebens war seine Sprache nicht fließend..... Aber sein ungewöhnliches Talent, sein ganzes Gefühl sprechen zu lassen, brachte es dahin, daß selbst die Mängel seines Vortrags die Wirkung seiner Rede noch erhöhten. Wenn er einmal der Sympathie seiner Zuhörer sich bemächtigt hatte, und ihm fehlten die Worte, so war es, weil er in der Empfindung für seine Sache sich selbst verlor; waren seine Argumente verwirrt, so war es, weil das Gewicht des Gegenstandes ihn überwältigte. Das plötzliche Versagen seiner Stimme, die unschöne Geberdung, alle seine unzähligen Sünden gegen die Würde des Redners, wurden dem herzinnerlichen Ernste beigemessen, der ihm keine Zeit ließ, auf andere und äußerliche Dinge zu achten, und dem Ausbruche der natürlichen, anschwellenden Empfindung, die alle jene Regeln vergißt, die für gewöhnliche Fälle und für gewöhnliche Menschen gemacht sind. Fox hat mehr als einmal im Parlament Thränen vergossen: ein Schauspiel, das unter Ausländern bis zum Lächerlichen häufig, beim männlichern Geist der Engländer aber so selten ist, daß es seinen Triumph noch erhöhte.

Ein hinreißendes Talent dieser Art, das mit Erfolg einer aufgeregten Stimmung sich hingibt und dadurch eine ähnliche Stimmung der Zuhörer hervorruft, wird unter den Staatsrednern Amerikas nicht leicht angetroffen werden. Selbst in den denkwürdigen Verhandlungen, die der Unabhängigkeitserklärung vorangingen, scheint derselbe Ton geherrscht zu haben, der die bekannten Staatsschriften aus jener Zeit charakterisirt: der Ton der prüfenden Ueberlegung, der ruhigen Würde, der männlichen Entschließung, der leidenschaftlosen Festigkeit. Gewiß ist niemals eine Revolution in so klarem Bewußtsein der handelnden Personen vollbracht worden. Kein Ungestüm der Thatkraft, wie sehr sie auch durch Umstände gespornt und durch Anstrengungen gesteigert sein mochte; kein Hinwegeilen über Schwierigkeiten, kein Spiel mit Aussichten einer glänzenden Zukunft. Damals war (so viel uns bekannt) John Adams der Einzige, dessen Manier vielleicht an Heftigkeit grenzte. Von ihm rühmt Jefferson „die Macht des Gedankens und des Ausdrucks, die uns auf unsern Sitzen keine Ruhe ließ" (that moved us from our seats). Und den Tag nach dem entscheidenden Votum, zu dem er so wesentlich beigetragen, schrieb John Adams an seine Gattin:

Du wirst denken, ich sei vor Enthusiasmus außer mir; ich bin es nicht. Wohl seh' ich voraus, wie viel Mühe und Blut und Schätze es kosten wird, diese Erklärung zu behaupten, diese Staaten zu erhalten und zu vertheidigen; doch kann ich auch durch dies Dunkel die Strahlen des Lichts und des Ruhmes noch erblicken. Ich sehe ein, daß der Zweck diese Mittel mehr als aufwiegt, und daß die Nachwelt triumphiren wird, sollten auch wir dafür büßen, und auch dies will ich nicht hoffen.

Aber man würde sehr irren, wenn man der amerikanischen Beredtsamkeit durchgängig nur diesen besonnenen, selbstbeherrschenden, durch Argumente überzeugenden Charakter zuschreiben wollte. Es gibt Fälle, in welchen auch der Amerikaner die Empfindung frei walten läßt, unmittelbar an die Gefühle sich wendet, der Phantasie ihre Rechte einräumt und die Kunst der Rede nicht verschmäht, um sich des Eindrucks zu versichern, oder ihn zu steigern. Natürlich soll hier von romantischen Darstellungen nicht die Rede sein, in welchen Charles Brockden Brown, was den Ausdruck der Leidenschaft betrifft, von keinem seiner

*) Frances Wright's „Views of society and manners in America" (deutsch, Berlin 1824).

**) Im Februarheft von „Blackwood's magazine".

Nachfolger übertroffen ist. Aber das öffentliche Leben und die, der Politik nicht eben fremde, aber doch den Parteikämpfen nicht vorzugsweise gewidmete Literatur des Tages bietet manche Veranlassung, wo die Feier bedeutungsvoller Ereignisse, die Erinnerung an ausgezeichnete Männer, oder ein anderes, gemeinsames Interesse das Nationalgefühl überströmen läßt, wo die Redner und die Hörer wetteifern, um die Bezeichnung wahr zu machen, die den Amerikanern einmal beigelegt worden ist, sie seien „das erregbarste Volk der Welt".

Zu den Reden und Rednern der letztern Art bildet wol den schicklichsten Uebergang der Name des Dr. Channing in Boston. Unter allen nicht-politischen Rednern der Vereinigten Staaten ist er auch in Deutschland, wie er es verdient, am allgemeinsten bekannt. Seine Feder ist den Parteiungen fremd geblieben, aber sie war stets dem Dienste der großen, socialen Interessen und der Verherrlichung ausgezeichneten Verdienstes geweiht; seine Stimme ist man weniger beim festlichen Mahl als bei ernstern Gelegenheiten, wie sein Beruf es mit sich bringt, zu vernehmen gewohnt. Scharfsinn und Begeisterung, Klarheit und Feuer sind in ihm auf merkwürdige Weise gepaart. Seine Ansichten sind nicht nur umfassend und, wie es einem hellen Denker zukommt, von nationellen Vorurtheilen frei, sondern sie haben, vielleicht mehr als die irgend eines Amerikaners, genialischen Schwung. Seine Charakteristik von Milton und seine Schrift über Napoleon Bonaparte sind neben der Fülle von Ideen der kraftvollsten und reichsten englischen Prosa gleichzustellen. Auch seine Predigten liegen gesammelt vor, und die Wärme, die man bei manchen seiner Glaubensgenossen (er ist ein unitarischer Geistlicher) vermißt hat, ist hier mit ergreifender Energie vereinigt. Sein Aeußeres und seine Manier wird man nicht ungern von einem Augenzeugen geschildert lesen:

Dr. Channing ist noch kein alter Mann, aber seit Jahren hat man ihn und hat er sich selbst als an der Pforte des Grabes stehend betrachtet; es war seinen Zuhörern, als wenn jede Predigt die letzte sein müßte. Aber sein Geist ist in voller Kraft, und seine Schriften und selbst seine Verträge athmen noch in diesem schwächlichen und hinsterbenden Zustande ungeminderten Enthusiasmus. Von Person ist er ungewöhnlich klein und vom zartesten Körperbau; auf der Straße, in seinen Mantel gehüllt, mit seinem Predigerhut, erscheint er wie ein Kind in Männertracht..... Wenn das Echo der Orgel im Gewölbe verhallt, erhebt er sich zur Predigt. Sein Mantel ist abgeworfen..... Ueber seine Stirn strömt eine einzige Locke weichen, braunen Haares im Contrast mit deren lichtem Weiß; ruhig, reingeistig sind seine Züge, mit all' den Linien, die der Schmerz eingegraben; sein Auge, dessen Glut noch an die Krankheit erinnert, ist groß und klar, mit mildem, unaussprechlich wohlwollendem Blick. Seine Stimme, deren Musik nichts, was wir je gehört, gleichkommt, ist zuerst ruhig und gehalten und in den ersten Sätzen von geringer Abwechselung. Zehn Minuten sind vorüber — und man hat den Mann vergessen über der Theilnahme, die die präcise und lichtvolle Darlegung seines Themas weckt. Er ist weniger ein Prediger für die Hunderte, die uns umgeben, als vielmehr ein einsichtsvoller Freund, der eine Mittheilung zu machen hat, die uns persönlich interessirt. Ihm gehört unsere ganze Seele. Jetzt werden die eigenthümlichen Cadenzen seiner Stimme voller und mannichfaltiger, seine Perioden wechseln von der kurzen, eindringlichen Antithese zur beredten Apostrophe; sein Ton, erst silberhell und weich, wird mächtig und scheint unbegrenzt an Umfang und Ausdruck. Leidend, fast regungslos bis jetzt, scheint seine Gestalt sich zu heben, seine Züge leben, auf seiner Lippe brennt Ernst und Feuer, und wenn der dünne Arm mit der abgezehrten Hand sich ausstreckt, das ergreifende Wort zu tragen und zu begleiten, so scheint der Redner zum Seher umgewandelt. Er fährt fort, und die Rede ist voll von Ueberraschung für Sinn und Ohr. Neue Schlußreihen entspringen plötzlich mit unwiderstehlicher Ueberzeugungskraft aus den bekanntesten Prämissen; sein Vortrag geht über mit wunderbarer Leichtigkeit von der Rührung zum gebietenden Ernst, von der Ruhe zum bewegtesten Eifer, von der gemessensten, zögernden Musik zur raschen, schwellenden Begeisterung. Er schweigt — und verschwindet, und nichts rührt sich in der ganzen Versammlung. Er selbst ist der Erste, der den eignen Zauber zerbricht; er hat den Schlußgesang angegeben, bevor ein Laut von der hingerissenen Menge vernommen wird. *)

Zu den beliebtesten Rednern der Vereinigten Staaten zählt man jetzt Daniel Webster und Edward Everett, von welchen der Letztere seit seinen Reisen und durch mehre Schriften in Europa ziemlich allgemein bekannt ist. Beide haben durch Gedächtnißreden auf ausgezeichnete Bürger zugleich ihrem eignen Ruf ein Denkmal gesetzt. Webster feierte das Andenken des zweiten Präsidenten, John Adams. Die einfachsten Stellen der Rede, wo die Thatsachen selbst sprechen, die der rednerischen Ausschmückung nicht bedurften, sind vielleicht die besten. Eine derselben mag hier stehen.

Kein Mann hat jemals unzweideutiger und länger die großen, segensreichen Wirkungen der Dienste gesehen, die er selbst dem Vaterlande erwiesen. Die Freiheit, die er so früh vertheidigt, die Unabhängigkeit, für die er mit Wort und That so trefflich gewirkt, sah er, wir hoffen, unerschütterlich befestigt. Die Bevölkerung des Landes mehrte sich rings weit rascher und verbreitete sich viel weiter, als seine kühnste Hoffnung ihn vorherverkünden ließ, und unmöglich konnte er erwarten, ein solches Maß von Wohlstand, Ansehen und Macht der Nation in den Tagen, die ihm zugemessen waren, noch zu erleben. Die Grundsätze der Bürgerfreiheit, die in Amerika entwickelt, aufgestellt und praktisch angewendet worden, sah er in andern Gegenden der Erde die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sah sie Achtung gebieten und Nacheiferung wecken, und wol durfte er ausrufen, wie er es that: „Wo werden die Folgen der amerikanischen Revolution enden?"..... Endlich nahte der Tag, der diesen Patrioten abrief zu einer andern Welt, und, als wäre es, um unter allen Tagen diesen auszuzeichnen in den Annalen der amerikanischen Geschichte, es war derselbe, der auch der ruhmvollen irdischen Laufbahn Jefferson's ein Ziel setzte. Es war der Tag der funfzigsten Jahresfeier der Unabhängigkeitserklärung. Erst wenige Tage zuvor waren bei dem Greise Zeichen einer besondern Abnahme der Kräfte eingetreten. Am Morgen des 4. Juli 1826 war er nicht im Stande, das Bett zu verlassen. Doch ahnten weder er noch seine Freunde, daß seine Auflösung so nahe bevorstand. Man verlangte von ihm einen Trinkspruch, der Feier des Tages angemessen. Sein Geist schien zurückzublicken auf die Stunde, da er vor 50 Jahren seine Stimme für jene denkwürdige Erklärung abgegeben, und mit demselben Eifer, der ihn damals die Hand erheben ließ, rief er aus: „Unabhängigkeit für immer!" Um vier Uhr Nachmittags verschied er; Jefferson war wenige Stunden früher heimgegangen.

*) In der Uebersicht der amerikanischen Literatur im londoner „Athenaeum", Nr. 875 fg. Die obige Schilderung Channing's ist zwar etwas geziert und im Original auch sehr wortreich; aber der Aufsatz im Allgemeinen ist wohlgelungen als der erste raisonnirende Ueberblick der Nationalliteratur der Vereinigten Staaten.

Everett ist einer jener enthusiastischen Sprecher, auf welche die Bezeichnung, daß sie durch den Verstand auf die Empfindung wirken wollen, die wenigste Anwendung leidet. Man hat ihn früher wol in Anspruch genommen wegen des unbegrenzten Lobes, das er seiner speciellen Heimat, den Staaten Neuenglands, bei einem Festmahl in Boston zollte. Webster war zuerst aufgetreten, um Beschuldigungen abzuwehren, die man bei Gelegenheit der Präsidentenwahl von 1828 gegen Neuengland vorgebracht.

Leute, die man kaum seit gestern kennt, deren man morgen schwerlich sich noch erinnern wird, thun, als wollten sie eine Unterscheidung aufstellen zwischen den patriotischen Staaten und den Staaten von Neuengland..... Die patriotischen Staaten! Welcher Staat war's, der sich patriotisch erwies, als der Patriotismus noch etwas kostete? Wo anders als in Neuengland spielte die erste Scene des großen Dramas der Revolution? Wo anders, als auf dem Boden von Massachusetts ward das erste Blut versprützt für Freiheit und Unabhängigkeit? Wo ward eher als hier, wo ward früher als in diesen Mauern der Patriotismus gefunden, als es noch galt, Haus und Hof und Weib und Kind der Gefahr bloszustellen und den Ruhm des Patriotismus mit Blut und Leben zu erkaufen?.... Nichts fehlt, als daß wir selbst erkennen, was uns gebührt, daß wir unsere Rechte schätzen und üben lernen. Könnte ich das ganze Volk Neuenglands um mich versammeln, könnte ich den Laut meiner Stimme hinsenden über alle grünen Hügel der Heimat, all' ihre schönen Ströme entlang, mit treuer Kindesliebe wollte ich sie begrüßen in den Worten des großen Meisters der Lebensweisheit:

Vor Allem dies: dir selbst sei wahr und treu.
Und es wird folgen, wie der Nacht der Tag,
Falsch wirst du Keinem, untreu Keinem sein!

Everett ging noch weiter.

Auf Erden ist kein Land Neuengland gleich! Sie und ich, Herr Präsident, wir haben zusammen einige der schönsten Theile der alten Welt bereist. Sagen Sie selbst, ob ich die Wahrheit rede. Wenn der Erdball einen Ort enthält, auf dem die Spuren einer bessern Bevölkerung sich finden; auf dem zahlreichere Denkmale der geselligen Tugenden sich erheben; wo mehr geschieht, oder mehr geschehen ist für das Wohl der großen Masse des Volkes; wo eine Volksgemeinde wohnt, deren Mitglied, deren Diener man lieber sein, wo man lieber leben möchte, oder sterbend lieber seine Kinder zurücklassen: ist ein solcher Ort — ich kenne ihn nicht, ich wünsche ihn nicht zu kennen.

Mit gleichem Enthusiasmus, und diesmal ohne daß ein Gedanke irgend eines Hörers mit dem des Redners nicht einstimmig gewesen wäre, sprach Edward Everett später, als Dolmetscher der Jugend Neuenglands, bei der Todtenfeier Lafayette's in Boston. In Faneuil Hall, dem Saale, der jedem Amerikaner als „die Wiege der Freiheit" theuer ist, wo die Unabhängigkeit beschlossen und unterzeichnet worden, wo die Bildnisse Washington's und anderer großen Bürger umflort hingen, war Lafayette's Büste zur Rechten des Redners aufgestellt, und über Lafayette's Namen, in Silberlettern, schwebte ein gewaltiger, vergoldeter Adler. Der jugendliche Sprecher (Everett zählt noch nicht 30 Jahre) schloß mit den Worten:

Ihr Jünglinge, auf deren Geheiß ich rede, euch ist in Himmelshöhen ein heller Leitstern, euch besonders, aufgegangen. Welcher Jüngling, der Lafayette's Geschichte überdenkt, der ihn am Morgen des Lebens als Geführten der Weisen, als Washington's Freund erblickt, wer wird nicht mit neuer Kraft anstreben auf der Bahn der Pflicht, des Ruhms?

Und was war es, Mitbürger, was unserm Lafayette den fleckenlosen Ruhm verlieh? Die Liebe zur Freiheit. Was heiligt in aller Edeln Herzen sein Gedächtniß? Die Liebe zur Freiheit. Was stählte seinen jugendlichen Arm mit Kraft und hauchte ihm in der Frühe seiner Tage Rath und Weisheit ein? Die lebendige Liebe zur Freiheit. Was war's, dem er Macht und Rang und Vaterland und die Freiheit selbst zum Opfer brachte? Dem Abscheu der Zügellosigkeit, der Heiligkeit gelobter Treue, der Liebe zur Freiheit, durchs Gesetz beschirmt. So war der große Wahlspruch eurer Väter von der Revolution, eurer wandernden Ahnherren, der große Wahlspruch des Jahrhunderts war seines Lebens Regel, die Liebe zur Freiheit, beschirmt durchs Gesetz.

Ihr seid jetzt vereint, die letzte Pflicht der Ehrfurcht und Liebe zu zollen am Geburtstage eures Wohlthäters in dieser Halle, die vor Zeiten widerklang von den Stimmen der Meister amerikanischen Ruhms. Der Geist des Abgeschiedenen ist in hehrer Gemeinschaft mit dem Genius des Ortes, der Tempel ist würdig des neuen Namens, mit dessen Zügen er heute geschmückt ward. Hört, Amerikaner, hört die Lehre, die aus den Lüften uns entgegenhaucht, während wir diese Feier fromm begehen. Ihr Lüfte, die den Pilger herführten zum Lande der Verheißung, sacht in ihrer Söhne Herzen die Liebe zur Freiheit an aufs Neue! Blut, das unsere Väter versprützten, aus der Erde ruf' empor! hallende Wölbung dort oben, lisple wieder die Stimmen anderer Tage! ruhmreicher Washington, brich das lange Schweigen jener im Bilde geweihten Züge! sprecht, Marmorlippen, sprecht, lehrt uns, beschirmt durchs Gesetz, die Liebe zur Freiheit! *) 168.

Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Vom Verf. des „Legitimen", der „Transatlantischen Reiseskizzen", des „Virey" u. s. w. Zwei Theile. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1835. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. dieser „Lebensbilder" ist schon früher als Schriftsteller aufgetreten und mit Beifall. Die günstigen Recensionen, die seinen Schriften zu Theil geworden sind, stehen etwas ruhmredenrisch dem Buche vorgedruckt. Als Anonymus in ein geheimnißvolles Dunkel gewickelt, wirkt der Verf. rüstig fort, mehr von den Recensenten als dem eigentlichen Lesepublicum anerkannt und gewürdigt. Viele wesentliche Eigenschaften hat er mit den englischen Romantikern gemein; aber sein Gefühl, seine Phantasie, seine aus dem Kreise der Erzählung sich beiseit stehlenden Raisonnements sind echt-deutscher Art. Mit deutschem Gemüth schildert er die äußere, gegenständliche Natur, mit deutschem Gefühl schaut er die innere Welt und die Seelenzustände an, mit deutscher Gründlichkeit weiß er zu motiviren und den Causalnexus zu bestimmen; mit britischer Lebendigkeit, Wahrheit und Sicherheit schildert er die Lebensart, die Sitten der großen und kleinen Welt, der Herren und Sklaven, der Reichen und Armen, die Langweiligkeit des aristokratischen Lebens, die Herzlosigkeit der Geldmenschen, die Nichtigkeit und Flachheit des Formenwesens, in dessen Kreisen die Phasen des hauptstädtischen Treibens, im Gegensatze gegen die ungeschminkte Ursprünglichkeit des Lebens in und mit der Natur, wie inhaltlose Blasen wässerig und einförmig emporsteigen.

Der erste Theil, welcher in Philadelphia auf dem stillen Landsitze eines alten deutschen Generals, eines Waffengefährten des großen Washington, und im Comptoir eines französischen Geldwucherers spielt, ist für ein deutsches Gemüth der verständlichste und genußreichste; der zweite läuft an den Erscheinungen des britischen Aristokratenlebens in London selbst ab. Hier tritt das deutsche Element zurück. Die Beziehungen werden, je mehr unsere Art zu sein dem britischen Leben entfremdet ist, für uns um so undeutlicher und unerquicklicher. Die breiten Dialoge und Conversationen sind echt-britischer Natur; sie sind meiner Ueberzeugung nach der Tod der Poesie. Hat die Poesie die Wahr-

*) Einen zweiten Artikel geben wir im November. D. Red.

heit zum Gegenstande, so ist es die in der gefälligen Ebene der Formenschönheit oder die in der unebenen Fläche charakteristischer Eigenthümlichkeit sich fortbewegende, nicht die mit Charakterlosigkeit, Unschönheit und offenbarer Ideenleere gepaarte Wahrheit. Auch die deutsche Pedanterie, insofern sie in den höhern Ständen als ein charakterloses Festhalten am Ceremoniel, an moderner Höflichkeit und Titelsucht, in den niedern als eine platte, gemeine Spießbürgerlichkeit sich ausspricht, dürfte sich ebenso wenig zur poetischen Darstellung des höhern Romans eignen als die britische vornehme Nachlässigkeit und Fashionabilität. Wo der Verf. Charaktere schildert, gewinnt er festen poetischen Grund und Boden; so in den Charakterschilderungen des Generals Isling, des französischen Wucherers Stephy, des englischen unheimlichen Geldmäklers Lomond. Der Inhalt dieses Buchs ist einfach, die Darstellung spannend, der Schluß halb befriedigend, mehr ein Fingerzeig, eine dem Leser gegebene Anweisung auf eine künftige Fortsetzung des Romans. Diese erwarten wir, wenn anders die sonderbaren Räthsel, die der Verf. uns aufgibt, gelöst und seine Aufschlüsse uns als begründet erscheinen sollen. „Zehn sind wir", sagt Lomond, „über die ganze Welt zerstreut und doch täglich, ja stündlich beisammen; durch keine Bande, und doch wieder durch die innigsten Bande verschlungen, die des gemeinschaftlichen Interesses, das der Welt eine neue Gestaltung geben soll, früher oder später geben soll, wird, muß. In London sind wir Fünf. Alle Wochen versammeln wir uns, vergleichen Noten und bestimmen den Gang der Weltverhältnisse. Die Mysterien der Finanzen dieses und aller Reiche und ihrer Existenz liegen klar vor unsern Augen. Kein Reich, keine Familie, kein Stand, der je mit uns in Berührung gekommen, ist unserm anatomischen Messer entgangen. Wir halten die Bindungsfäden der Existenz jedes Staates, jeder Familie, von der allerhöchsten bis zur niedrigsten in unserer Hand. In unserm Sold stehen Milliarden, stehen Staaten und Familien, König und Kaiser; es sind Noten wie die im Buche des ewigen Richters..... Was ist die erbärmliche geheime Police des ganzen Continentes gegen die unserige, die wir bezahlen wie die Herren der Welt; denn das werden wir sein, früher oder später; früher oder später werden wir die Stelle dieser Aristokraten ganz und gar einnehmen.... Und das tanzende und in seinen Fesseln knirschende Frankreich, und das phlegmatisch-mondsüchtige Deutschland, und das trägebigotte Spanien, und das elendigliche, an den Knochen seines 3000jährigen Ruhmes nagende Italien müssen sich beugen und fügen, und alle Länder der Erde müssen folgen; denn unsere Mineurs sind thätig ꝛc." Der Wahrheit nach mag es so sein; der Gang der Weltgeschichte wird durch den Gang der Börsengeschäfte bestimmt, und insofern die Weltgeschichte das Weltgericht ist, könnte man jetzt ebenso gut sagen, das Weltgericht sei die Börse. Der Stand der Banknoten bestimmt die diplomatischen Noten. Die historischen Größen seufzen und schmachten unter den Händen der Bankier, unter der Last der Schulden und Anleihen, wie der gebändigte Typhon unter dem Gewichte des Aetna. So ist es, wer wollte es leugnen? Ob es aber grade Decemvirn sind, von denen fünf sich in London befinden; ob der Franzose Stephy in Nordamerika und Lomond in London das Netz um die Oberhäupter der Staaten zusammenziehen helfen; ob unter ihnen, theils aus Rache, theils aus Herrschsucht, eine förmliche Verschwörung gegen die Machthaber der Erde besteht, und ob Mr. Morton, der Held des Buches, ihr Agent zu Paris geworden, das zu entscheiden fällt dem Romanschreiber nicht schwer; aber schwerer dem Leser, diese Ansprüche für wahr und beglaubigt zu halten. Wir wünschen, daß es dem Verf. gelingen möge, auf seinem freien Boden, den er für das Gedeihen des classisch-historischen Romans für unerläßlich hält, künftig Muster im Roman aufzustellen. Der vorliegende mit einem Aufwande von Geist geschriebene erfüllt diese Hoffnung nur zum Theil; es geht ihm ab, was den meisten Erzeugnissen der modernen Zeit abgeht, die Rundung, die classische Form, die zum plastischen Hervortreten der einzelnen Theile nothwendig gehörende Einheit des Ganzen, vor Allem die äußere und innere Ruhe der Kunst, ohne die, wie hier, Alles in eine zitternde, ruhelose, vibrirende Bewegung gesetzt wird. 148.

Miscellen.

Schon im 14. Jahrhunderte waren die französischen Köche zum Bewundern erfinderisch in künstlichen Gerichten und in treffenden Namen für diese Gerichte. Man hat Statuten der pariser Sauciers, wie sie damals hießen, vom Jahr 1394; vermuthlich der erste Versuch einer culinarischen Gesetzgebung. In diesen Statuten, durch die die Ehre der Kochkunst nicht wenig gesichert werden mußte, wird das Recept zu jedem damals beliebten Gerichte decretirt und dadurch das Gericht selbst sanctionirt, besonders die künstlichen Brühen oder Saucen, als da sind Sauce à la comeline, à l'alose, au mont, à Madame, Soupiquet, Mostechan, Galantine, rothe Brühen, grüne Brühen ꝛc.

Auch franz. Kochbücher erschienen sehr früh. Taillevant, maitre-queux oder Mundkoch bei den Königen Karl VI. und Karl VII., gab die Theorie seiner Kunst gedruckt heraus. Ein besonderes Verdienst suchten die franz. Köche jener Zeit in der Erfindung schwer zu bereitender und kaum möglicher Gerichte. Dahin gehörten Eier am Spieß gebraten und geröstete Butter. Butter als Butter zu rösten ist nun ein für alle Mal unmöglich; aber nicht unmöglich ist es, solidere Dinge mit Butter so zu versetzen, daß sich die Masse rösten läßt, und dann diese Masse geröstete Butter zu nennen.

Im 14. Jahrhundert speiste ein guter französischer Bürger nicht später zu Mittag als Vormittags um 10 Uhr. Die Gewohnheit, um 11 Uhr zu Mittag zu speisen, erhielt sich bis auf die neuesten Zeiten in den Klöstern und bei den Bauern in Frankreich. Noch im Anfange des 17. Jahrhunderts speisete man in den ersten Häusern in Paris um 12 Uhr zu Mittag.

Selbst Ludwig XIV. setzte sich nicht später zu Tische, nöthigte aber eben dadurch seine Hofleute später zu speisen, weil er um dieselbe Zeit von ihnen Cour annahm, wenn er sich zu seiner Mittagstafel verfügte. Hätte jeder kleine Ludwig dieselbe Einrichtung, wenn er vom Hofe des Großen zurückkam, in seinem Hause wiederholt, und wäre wieder dessen Vasall oder Gutsunterthan ebenso verfahren, so würde es sich recht artig gefügt haben, die Zeit des Essens im Verhältniß zur Rangordnung in umgekehrter Progression vorrücken zu sehen, sodaß die Vornehmsten zuerst Mittag machten und die Geringsten zuletzt, statt daß jetzt an den Tafeln, wie beim jüngsten Gerichte, die Ersten die Letzten sind und die Letzten die Ersten. Indessen muß es doch am Ende zu der erst erwähnten Einrichtung kommen, wenn die letzten Stände den ersten tapfer nachrücken und diese dadurch genöthigt werden, mit ihrer Mittagsstunde über die Mitternacht hinaus und also wieder in den Morgen hinein zu flüchten, sodaß sie dann wirklich am frühesten speisen. 86.

Literarische Anzeige.

Das bekannte

Allgemeine deutsche

Reim-Lexikon.

Herausgegeben von

Peregrinus Syntax.

2 Bände. (112 Bogen.) Lexikonformat. 1826.

früherer Ladenpreis 6 Thlr., habe ich, um die Anschaffung dieses für jeden Freund der deutschen Sprache und Poesie nützlichen Werks zu erleichtern, auf zwei Thaler herabgesetzt.

Leipzig, im October 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 286. — 13. October 1835.

1. Geschichte der neuern Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza. Von Ludwig Andreas Feuerbach. Anspach, Brügel. 1833. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie von Johann Eduard Erdmann. Ersten Bandes erste Abtheilung. Auch unter dem Titel: Darstellung und Kritik der Philosophie des Cartesius, nebst einer Einleitung in die Geschichte der neuern Philosophie. Riga, Frantzen. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Zwei Werke über die Geschichte der neuern Philosophie beginnen hier fast zu gleicher Zeit, das Werk des Hrn. Feuerbach ein wenig früher. Das erstere hier vorliegende soll, was nicht auf dem Titel bemerkt ist, den ersten Band eines größern Werks ausmachen, angeblich, wie die Vorrede sagt, weil jeder Theil als ein selbständiges Ganzes behandelt werden soll. Dabei erklärt der Verf. zwar, daß er sich die Aufgabe gestellt habe, die Geschichte der neuern Philosophie (überhaupt) zu schreiben; aber die nähere und passendere Bestimmung finden wir in der darauf folgenden Erklärung, daß es der Zweck, welchen er sich vorgesetzt habe, gewesen sei, die seiner Meinung nach nicht genug entwickelten und erörterten Grundideen der wichtigsten philosophischen Systeme der neuern Zeit zur klaren Anschauung und Erkenntniß zu bringen; dieser Zweck sei, wie er in einer etwas unklaren Analogie hinzusetzt, mehr ein didaktischer als dramatischer. Der Verf. erfüllt diesen Zweck in Hinsicht der philosophischen Systeme des Baco, Hobbes, Gassendi, Jak. Böhme, Descartes, Arn. Geulinx, Malebranche, Spinoza auf eine Weise wie kein anderes uns bekanntes neueres Werk. Aber er ist weniger bemüht, die jetzt herrschend gewordenen Anfoderungen an eine solche geschichtliche Darstellung zu befriedigen und den durch die Natur der Idee bestimmten Fortgang und die Entwickelung der Philosophie an den in der Wirklichkeit erscheinenden Systemen nachzuweisen. Nicht als ob dieselben ihm unbekannt wären — sie blicken an verschiedenen Stellen des Werkes, besonders da, wo von dem Uebergang eines Systems in das andere die Rede ist, und namentlich in der Einleitung hervor; aber der Verf. hat dieselbe nicht bis ins Einzelne durchgeführt. So steht Gassendi hinter Hobbes, Böhme hinter Gassendi ohne weitere Motivirung dieser Folge, und die erstern Darstellungen erscheinen so mehr als fleißige und geistvolle Monographien. In der Auffassung des Princips der neuern Philosophie, welches diese Erscheinungen zusammenhalten soll, zeigt sich uns der Verf. nicht ganz klar. Er stellt nämlich in der Einleitung (welche übrigens an gewagten Behauptungen keinen Mangel leidet) das Christenthum als das große Princip dar, durch welches der Geist als das Wesen der Menschheit und dadurch ihre Einheit mit Gott ausgesprochen wurde; sucht zu zeigen, wie der Unterschied, welchen das Christenthum zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen als in der Person seines Stifters überwunden setzte, sich bis zum Zwiespalte vom Uebersinnlichen und Sinnlichen, Geist und Materie bestimmt habe und dadurch eine antikosmische und negative Religiosität eingetreten sei, durch welche auch die Wissenschaften und Künste untergegangen seien (S. 8), oder (wie es S. 11 heißt) doch nur eine particulair-untergeordnete Nebenbeschäftigung des menschlichen Geistes blieben. Aus diesem einseitigen, exclusiv-religiösen Geiste selbst aber sei die Theologie erwachsen, welche nachher in Philosophie (scholastische nämlich) übergegangen sei, die in Gemeinschaft mit der ebenfalls wieder (zuerst in den Klöstern) erscheinenden Kunst, zuerst allein der Kirche dienend, darauf das jenem Geiste entgegengesetzte Princip, den denkenden, wissenschaftlichen Geist (S. 20), erzeugt habe. Dieses habe sich zuerst in der Religion als Protestantismus dargestellt, sei dann weiter in der Philosophie entwickelt worden, welche die Elemente der Religion bis auf die, sich als den Ursprung aller Philosophie und Religion wissende Vernunft reducirt (S. 25). Vermittelt ward der Eintritt der neuern Philosophie durch die Anschauung der Werke des Alterthums (der Verf. meint das Zeitalter der Medici), wobei die Natur auch wieder zu Ehren kam und die „Erfahrung Sache der Philosophie selbst" (S. 28) wurde. Dies vorausgesetzt, setzt der Verf. (Anm. S. 28) die ersten eigentlichen Anfänge der neuern Philosophie in die naturphilosophischen Anschauungen der Italiener Cardanus, Telesius, Patricius, Bruno; auf der folgenden Seite aber werden die Anfänger der neuern Philosophie Bacon und Cartesius genennt. Zwar sucht der Verf. (Anm. 31) dies zu vereinigen, indem er sagt: „daß der Geist, der allgemeine Geist, der schon vor

Carteſius und Bacon in den verſchiedenſten Individuen auf dieſe oder jene beſondere Weiſe in der Erforſchung und Erkenntniß einer beſondern Materie ſich verwirklicht und geltend gemacht, ſich in ihnen (Bacon und Carteſius) auf allgemeine Weiſe Daſein gab, als allgemeines Princip und allgemeine Nothwendigkeit ſich ausſprach"; allein die beſagte Particularität kann wenigſtens nicht auf Bruno bezogen werden, und was die Allgemeinheit des Princips anlangt, ſo heißt es auch wieder (S. 31), daß Bacon dieſes Princip nur vorausgeſetzt (alſo nicht ausgeſprochen), Carteſius aber es als ſolches zum Princip der Philoſophie gemacht habe, weshalb auch Carteſius (S. 22) mit Luther verglichen wird. Dieſe Unbeſtimmtheit der Beſtimmungen unſers Verf. hat nun allerdings auch einen Grund in der Sache, nämlich darin, daß die Verwandlungen, welche das Denken der Wahrheit in ſeiner Entwickelung im Großen zu durchlaufen hat, in der Geſchichte nicht als ſcharf voneinander abgeſchnittene Standpunkte der Individualitäten erſcheinen, welchen das Geſchäft dieſer Entwickelung vorzugsweiſe übertragen iſt. Somit laſſen ſie für Den, der nicht in das Hiſtoriſche hineintragen will und ſich ſcheut, der Geſchichte durch Anwendung abſtracter Kategorien Zwang anzuthun, in den meiſten Fällen nur eine annäherungsweiſe Beſtimmtheit zu, und es wird ſich eine Hauptverſchiedenheit der Beſtimmungsweiſe bei den Geſchichtsdarſtellern beſonders danach richten, ob dieſelben, mehr der lebendigen Individualität der hiſtoriſchen Thatſachen ſich hingebend, dieſelben gleichſam mit künſtleriſcher Bildung anzuordnen geneigt ſind, oder, nur die geſetzmäßige und in ſpeculativer Forſchung erkannte Folge der Kategorien achtend und dieſelben durchzuführen bemüht, das hiſtoriſch Individuelle dabei (beſonders wo es mit dem Allgemeinen nicht zuſammenſtimmen will) als das Unweſentliche zur Seite ſtellen. Der Verf. neigt ſich offenbar mehr zur erſten Gattung der Geſchichtſchreiber. Er gruppirt die obengenannten Philoſophen, in welchen die Macht des proteſtantiſchen Princips ſich zuerſt kundthat ſo, wie ſie auch in der Zeit ſich zueinander verhalten, arbeitet das Einzelne mit ſtetem Hinblick auf die Quellen aus, gibt unter zwangloſen Eintheilungen genaue und treue Abriſſe ihrer Anſichten, wobei auch die weſentlichen Belegſtellen im Anhange zur Vergleichung mitgetheilt werden, und fügt eine auf das Weſentliche eingehende Kritik der einzelnen Syſteme bei. Was die Rubriken anlangt, unter welchen Hr. F. die einzelnen Seiten eines Syſtems betrachtet, ſo können wir, ſofern wir von der Anſicht ausgehen, daß die geſchichtliche Darſtellung eines Syſtems eine geiſtige Reproduction deſſelben ſein ſoll, welche mehr den weſentlichen Zuſammenhang ſeiner Grundlage in dem Geiſte ſeines Urhebers als die äußere Succeſſion in der wirklichen Darlegung deſſelben verfolgen ſoll, die Anordnung des Verf. nicht immer loben oder ihren Grund einleuchtend finden, wie in dem Falle bei Bacon, wo Hr. F. erſt von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften, dann von Methode, Object, Eintheilung der Naturwiſſenſchaften und Bacon's Gedanken über einige allgemeine Naturzuſtände, dann von dem Zwecke der Wiſſenſchaften und namentlich der Naturwiſſenſchaft, endlich von dem Weſen der Wiſſenſchaften überhaupt handelt, dieſe eintheilt und im §. 22 bei der Philoſophie verweilt. Die Kritik des Verf. iſt meiſt treffend und unparteiiſch, ſofern es eine ſolche iſt, welche den Standpunkt der heutigen Speculation zur Grundlage hat. Ganz vorzüglich zeichnet ſich die Unterſuchung über Jakob Böhme und Spinoza aus, wobei wir nur bedauern, daß der Verf. — aus Laune — einen beſondern Paragraphen über die allgemeine geſchichtliche Bedeutung Spinoza's (S. 426) dem Abdruck entzogen hat. Die Darſtellung unſers Verf. iſt wie die Art ſeiner Auffaſſung und der Gang ſeiner Unterſuchung lebendig, frei, individuell, zuweilen faſt rhetoriſch-emphatiſch und in Bildern und Fremdworten nicht immer Maß haltend (man leſe die Periode S. 21); beſonders aber wird die Anhäufung gleichbedeutender Sätze dem Fortgange der Gedanken zuweilen hinderlich, wie in folgendem Satze, wo von des Carteſius objectivem Erkenntnißprincip die Rede iſt, S. 248:

> Der Geiſt hat nun wol ein gewiſſes Wiſſen von ſich und ſeiner Realität, und in dieſer Gewißheit ein Erkenntnißprincip, ein Maß, an dem er erkennt, was gewiß iſt, nämlich, daß Alles wahr iſt, was er ebenſo klar und deutlich einſieht als ſich ſelbſt, ſeine Exiſtenz, d. i. was er in demſelben klaren Lichte ſchaut, in dem er ſich ſelbſt ſieht, in der Einheit mit ſich ſelbſt erkennt, was nicht ſeine Selbſtgewißheit ſtört, den Geiſt nicht von ſich ſelbſt entfremdet, nicht ein Anderes, ein Fremdes iſt, das nicht eine Affirmation von ihm ſelbſt iſt, nicht ihn ſeiner ſelbſt gewiß macht.

Der Verf. des zweiten Werkes, zu welchem wir uns nun wenden, ſtellt von der zweiten, oben geſchilderten Gattung ein eigenthümliches, ja faſt das erſte Beiſpiel dar. Es wird uns von demſelben des erſten Bandes erſte Abtheilung gegeben, welche, obwol drei Bände die ganze neuere Geſchichte der Philoſophie umfaſſen ſollen, doch nur die Darſtellung des Carteſiſchen Syſtems und den erſten Theil ſeiner Kritik enthält, welche die Berechtigung ſeiner Erſcheinung nachweiſt, indem der zweite negative Theil, welcher den Uebergang deſſelben zum folgenden Syſtem zu zeigen hat, in der zweiten Abtheilung nachfolgen ſoll. Das Misverhältniß der Abhandlung, welches ſich hierdurch ſchon äußerlich ankündigt, iſt dadurch entſtanden, daß Hr. Erdmann, wie er mit Nachdruck in der Vorrede bemerkt, in ſeinem Werke den Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung der Geſchichte der neuern Philoſophie machen will. In Hinſicht dieſes Begriffs nämlich ſcheint er, obwol er mit Hrn. Feuerbach die philoſophiſche Grundlage derſelben Schule theilt, doch der eignen Meinung zu ſein, daß die Darſtellung der Geſchichte der Philoſophie nicht blos ſpeculativ oder conſtructiv beſchaffen ſein, ſondern auch die Arbeit der Conſtruction ſelbſt in ſyſtematiſcher Form vorliegen müſſe. Denn nicht nur, daß er die Geſchichte der neuern Philoſophie durch eine Einleitung vorbereitet, in welcher er das Princip derſelben beſtimmt und das erſte Syſtem derſelben deducirt (S. 93—152), nein, er ſchickt auch dieſer Einleitung eine allgemeine Einleitung in die Geſchichte

der Philosophie überhaupt auf 90 Seiten voraus, welche um so mehr entbehrlich war, da in ihr Hegel's Ansichten über die letztere ausführlich (obwol mit größerer Klarheit) auseinandergesetzt werden, welche jetzt ziemlich allgemein und auch aus dessen neulich gedruckten Vorlesungen bekannt sind, und endlich macht er bei Darstellung des Cartesischen Systems die erste Probe, die Anwendung dieser Principien in einer geschlossenen Reihe von aufeinander verweisenden Paragraphen, mithin in systematischer Form nachzuweisen. Der Verf. selbst will jenes Misverhältniß durch die wissenschaftliche Strenge, welche sich nicht begnüge, den nothwendigen Uebergang von einem System zum andern nur im Allgemeinen nachzuweisen, sondern ihn bis in die einzelnen Fäden zu verfolgen, anderntheils durch eine gewisse apologetische Tendenz entschuldigen, welche dahin geht, die Feinde einer philosophischen Darstellung der Geschichte der Philosophie durch die Ausführung selbst zu versöhnen. Indessen ist Hr. Erdmann doch selbst genöthigt gewesen, diese Deduction (S. VIII) eine breite zu nennen.

Ref. muß aber zweifeln, daß der Verf. seinen apologetischen Zweck erreicht habe, da die Ausführlichkeit, welche jenes Misverhältniß mit hervorgebracht hat, zugleich mit einem systematischen Formalismus zusammenhängt, der das eigenthümliche Leben der Geschichte tödtet, während er sie nach des Verf. Ansicht zur philosophischen Wissenschaft erheben soll. Der Geschichtschreiber der Philosophie hat nämlich nach ihm in jedem Falle erst die Stufe, auf welchem ein philosophisches System steht, nicht blos aus dem Begriffe zu deduciren und in der Wirklichkeit zu erkennen, was wir sehr gern als innere Operation jener Geschichtsforschung anerkennen, sondern die Darstellung soll nach ihm jene Deduction erst wirklich (in abstracto) aufstellen, dann den geschichtlichen Nachweis in getreuer Erzählung ihr gegenüberstellen und zeigen, daß die Deduction in den Geschichtsdaten enthalten ist, worauf dann die Entwickelung fortgesetzt wird. Gewiß ist eine Darstellung der Geschichte der Philosophie wissenschaftlich oder speculativ zu nennen, welche uns die hervortretenden Begriffsmomente oder das Allgemeine in dem historisch Besondern wiedererkennen läßt, was eine in dem Geiste des Darstellenden vorhergegangene analytische und speculative Operation voraussetzt, durch welche das Geeinte auch in seinem Unterschiede erkannt wird; aber wenn diese Operation selbst in die Darstellung mit dem Anspruche eintritt, die wahre, weil wissenschaftliche Darstellung zu sein, dann wird mit Aufhebung des künstlerischen Elements einer solchen Geschichte das Allgemeine dem Besondern gegenübergestellt, wodurch sie selbst der Geschichte entfremdet wird und den Anschein eines Rechenexempels gewinnt, wobei das Allgemeine den Vorzug hat, und die freie, lebendige Bewegung verloren geht; anderntheils ist auch die Gefahr nah, die Einheit der Individualität in der Nothwendigkeit des sich selbst entwickelnden Begriffs untergehen zu lassen. In der That hat die Art der Anwendung der Deduction in diesem Buche den Ref. zuweilen an die pedantische Ausführlichkeit Christian Wolf's erinnert, welcher auch das Specielste methodo systematica zu beweisen bemüht war. Nun verkennt zwar Ref., wie sich von selbst versteht, die Verschiedenheit der Methode nicht und muß der Klarheit und Leichtigkeit Beifall geben, mit welcher der Verf. über jene Anwendung Rechenschaft zu geben bemüht ist; aber er kann auch nicht verkennen, daß des Verf. Versuch in der Deduction des Geschichtlichen größern Anspruch macht, als ihr gebührt, denn sie gibt alle Dem, was nicht aus ihr hervorgeht, nur den Werth des Unwesentlichen. Daß der dialektische Proceß in immer höherer Gestalt sich darstelle, ist das Wesentliche; das eigentlich Historische kommt so gleichsam von außen hinzu, während wir die Formen des Allgemeinen zwar als in dem Besondern nothwendig wirksam, aber die Freiheit als sie umkleidend und in lebendiger Individualität erscheinend in der Geschichte antreffen. Allerdings will Hrn. Erdmann's Deduction auch die geschichtlichen Data und deren Erkenntniß gelten lassen; aber wer garantirt uns, daß er nur Dasjenige benutzt, was in seinen Plan taugt, wenn er in der Vorrede (S. VII) erklärt, daß Er es nicht für nothwendig erachte, der Zahl nach sehr viele Systeme in seine Darstellung aufzunehmen. Zwar erklärt er sich (S. 81) näher dahin, daß eine philosophische Darstellung der Geschichte der Philosophie nur die Systeme aufzunehmen habe, die wirklich verschiedene Stufen in jener Entwickelung sind, d. h. es seien zuvörderst auszuschließen die Versuche der Schüler; allein theils ist der Begriff der Stufen ein relativer, es gibt größere, kleinere; theils würde die Berücksichtigung der Versuche der Schüler, ein System auszubilden, bei einer abrißmäßigen Darstellung wol übergangen werden können, bei einer ausführlichern Darstellung jenes Systems aber (oder der Geschichte der Philosophie überhaupt) natürlich sein, sodaß wir keine hinreichenden Bestimmungen hierfür bei dem Verf. antreffen. Doch das wird sich uns bei Fortsetzung dieses Werkes deutlicher herausstellen. Wir sind jetzt bemüht, das Verfahren des Verf. nach dem Vorliegenden zu schildern.

(Der Beschluß folgt.)

Lebens- und Regierungsgeschichte Joseph II. und Gemälde seiner Zeit von A. J. Groß-Hoffinger. Erster Band. Mit 14 Portraits berühmter Zeitgenossen. Stuttgart, Brodhag. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Göthe schrieb an Zelter: „Wie übel nehmen sich jene Nekrologen aus, die, indem sie, was Gutes und Böses durch das Leben eines bedeutenden Menschen von der Menge gewähnt und geklatscht worden, gleich nach seinem Verscheiden emsig gegeneinander stellen, seine sogenannten Tugenden und Fehler mit heuchlerischer Gerechtigkeit aufstutzen und dadurch weit schlimmer als der Tod seine Persönlichkeit zerstören, die nur in der lebendigen Vereinigung solcher entgegengesetzten Eigenschaften gedacht werden kann.“ Der hier sich aussprechende Verdruß über die immer fertigen Nekrologen, welche zum neu aufgeworfenen Grabhügel jedes berühmten Mannes treten, lag Göthe um so näher, da er mit jeder höhern Lebensstufe es unbehaglicher fand, daß auch über ihn gewähnt und geklatscht wurde, ehe es noch an der Zeit war, das Todtengericht zu halten. Niemand mag, durch Göthe's Ausspruch verleitet, über-

Ehre, daß sie gestorben, daß sie ihre Heimath nicht mehr sehen, daß sie nicht mehr mit ihren Lieben sich freuen können. Wenn sie aber nicht gestorben wären, so würden sie jetzt in Gefangenschaft schmachten, und ihre Heimath würde ihnen nicht mehr Heimath sein. Sie würden sich nicht mehr freuen können, weil sie Sklaven wären. Sie würden sich schämen, ihre Lieben zu sehen, weil sie Sklaven wären. Sie würden sich schämen, ihre Heimath zu sehen, weil sie Sklaven wäre

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 287. —— 14. October 1835.

1. Geschichte der neuern Philosophie ꝛc. Von Ludwig Andreas Feuerbach.
2. Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie von Johann Eduard Erdmann. Ersten Bandes erste Abtheilung.

(Beschluß aus Nr. 286.)

Hr. Erdmann sieht die Geschichte der Philosophie als einen „Theil der Philosophie" — natürlich von dem Standpunkt, auf welchem das Historische nur als das Aeußere erscheint — an. Sowie daher jene den Begriff des denkenden Geistes überhaupt zur Voraussetzung hat, so muß ein specieller Theil der Geschichte der Philosophie, der nicht im Verlauf der ganzen Geschichte dargestellt wird, noch mehre, speciellere Voraussetzungen haben, da er das Resultat früherer Entwickelung ist. Wolle man diese Voraussetzungen der Mehrheit der Leser außerhalb des systematischen Weges näher bringen, so habe man auf ihren Standpunkt, d. i. den Standpunkt der gebildeten Vorstellung, zu treten. Die Grundvoraussetzung einer Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie spricht darum der Verf. (S. 99) so aus:

Die neuere Philosophie ist Protestantismus in der Sphäre des denkenden Geistes, und die Geschichte derselben: die in der zeitlichen Erscheinung sich manifestirende Entwickelung der im Protestantismus enthaltenen Momente.

Der Verf. stellt nämlich sehr richtig dar, daß der Protestantismus nicht blos in der Religion, aber in dieser früher als in der Philosophie, eingetreten; in dem Gebiete der Religion aber sei derselbe ein bedingter, weil alle Religion positiv; in dem Gebiete des denkenden Geistes unbedingt, d. h., er protestire gegen Alles, was nicht er selbst ist. Hieraus geht durch die Dialektik hervor das zweite Moment: das Protestiren gegen sein Protestiren, das Negiren des Negirens, und daraus resultirt 3) nach der Versicherung des Verf. (S. 100) das Positive, als Product des doppelt Negativen, d. h. als Affirmatives, in welchem Schema der Gang der neuern Philosophie bezeichnet ist. Hier kann Ref. einen Anstoß nicht bergen: das Princip des reinen Protestantismus macht die Foderung, „daß Alles, was nicht der Geist als denkender setzt und was also nur ihm gesetzt wird, folglich ein Vorausgesetztes ist, negirt werde, oder: daß er sich von jeder Voraussetzung befreie". Richtig. Nun soll, weil die reine Negation Negation ihrer selbst ist, selbst Das, daß alles Vorausgesetzte nichts ist, eine zu negirende Voraussetzung sein, woraus sich ergebe, daß das Vorausgesetzte dennoch sei. Allein wenn einmal das Negiren oder Protestiren nur heißt, die Voraussetzung aufgeben (nicht: das Vorausgesetzte für nichts erklären, sondern nur: es als Voraussetzung nicht gelten lassen), so kann auch das reine Negiren oder das absolute Aufgeben aller Voraussetzungen, als solcher, keine zu negirende Voraussetzung sein, sofern der denkende Geist wirklich der negirende ist, also nicht willkürlich verfährt und nicht ihm die Negation gesetzt wird, d. h. Voraussetzung ist. Die beiden letztern Momente werden nun als im Protestantismus liegende Principien angesehen, die sich in der Geschichte der neuern Philosophie geltend machen und von dem Verf. also ausgesprochen werden: das Seiende ist nicht (oder: das Wirkliche ist nicht, weil nur das Vernünftige ist), und: das Seiende ist dennoch (oder das Wirkliche ist), worauf die Synthese folgt: das Wirkliche ist vernünftig und das Vernünftige wirklich. Die Folge ist, daß alle Systeme, welche in den Verlauf der neuern Philosophie fallen, jene beiden entgegengesetzten Momente (die nun mit den Worten „Dasein und Bewußtsein" bezeichnet werden) und einen Punkt ihrer Vereinigung enthalten müssen, welcher die eigentliche Spitze, das wahre Princip jedes Systems ist. Das erste System der Reihe soll nun die beiden entgegengesetzten in der weitesten Entfernung voneinander, d. h. als empirisch vorgefundene, gegeneinander selbständige Substanzen und die Vermittelung gleichfalls als eine unmittelbar gegebene enthalten (auf eine Abweichung des wirklich ersten Systems von der Begriffsbestimmung, welche die Deduction enthält und für den über dem System stehenden Betrachter gilt, macht der Verf. schon S. 135 aufmerksam), sowie endlich das erste System auch das Grundprincip des Protestantismus selbst, aber nur als isolirtes Postulat enthalten wird, wobei die Seite des Bewußtseins subjectiv als die höhere erscheint (S. 142). Dieses System könne aber erst auftreten, wenn sich das Princip des Protestantismus schon in andern Regionen des Geistes in etwas geltend gemacht habe. Nachdem dieses Alles als Prämissen mit größter Consequenz und Ausführlichkeit erläutert worden ist, wird die Assumtion gemacht, daß das deducirte erste System das Cartesische

sei. Die darauf folgende Darstellung der Philosophie des Cartesius (S. 155—214), welche eine im Ganzen fleißig und geschickt gearbeitete musivische Arbeit ist, in welchen Stellen aus Cartesius' Schriften zu einer möglichst authentischen und das ganze System umfassenden Uebersicht zusammengestellt sind (zum Behuf der Vergleichung und Prüfung folgen auch anhangsweise, S. 215—218, die Originalstellen), soll diese Assumtion bestätigen. Im Besondern hätte Ref. zu bemerken, daß diese Arbeit nicht frei von einigen unnöthigen Wiederholungen ist. Bei dem „falsch setzen" (S. 157) sollte das aliquamdiu nicht fehlen, und der impetus spontaneus würde wol besser durch innern Trieb, sensus (S. 258 u. 211) durch Sinne zu übersetzen sein. Auffallend aber muß es sein, daß der Verf. Stellen aus Spinoza's „Principia philos. Cartes." in jene Darstellung aufgenommen hat. Der Verf. glaubt nämlich, die (historische?) Darstellung eines bestimmten Systems dürfe auch das von seinem Urheber Versäumte (in seinen Principien Liegende) nachholen und ergänzen, und dies hier um so mehr, da jene „Principia" des Spinoza nicht Spinozistische, sondern Cartesianische Philosophie enthielten und es bei der Aufstellung des Systems nicht auf das Individuum allein ankomme und man sich auch auf den Cartesianer berufen könne. Nach unserer Ansicht aber müßte man, um Jedem das Seinige zu lassen und die immer nahe Gefahr der Verfälschung möglichst zu vermeiden, solche Nachholung lieber der Darstellung der weitern Entwickelung eines Systems oder der Kritik desselben überlassen. Hierbei will Ref. noch bemerken, daß weder Hr. Feuerbach noch unser Verf. über die Ansicht des Cartesius von der Philosophie selbst und über deren Theile, sowie über die Logik insbesondere gesprochen haben.

Auf diese Darstellung nun folgen in besondern Paragraphen die kritischen Bemerkungen in der oben angegebenen Maße. Die Rechtfertigung besteht nämlich nach S. 284 in dem Nachweis, daß das gegebene System das früher Deducirte enthalte. Diese enthält zwar schon implicite die Geschichtserzählung selbst, aber eine besondere Rechtfertigung, setzt der Verf. hinzu, werde hauptsächlich deshalb erfoderlich, weil (S. 265) nothwendig ein großer Unterschied der Form eintrete zwischen Dem, was sich in der begriffsmäßigen Darstellung als Inhalt des construirten Systems ergeben habe, und Dem, was sich als Inhalt des empirisch vorgefundenen darbiete. Diesen Unterschied aber, den der Verf. daher leitet, daß die wissenschaftliche Deduction das System, aus welchem sie hervorgegangen, nicht verleugnen kann, setzt er darein, daß das empirisch vorgefundene System sich mehr in der Form der Vorstellung halte als das höher entwickelte, welches sich in der Sphäre des reinen Gedankens halte, theils daß es als Ahnung und Instinct enthalte, was in jenem mit Bewußtsein als nothwendig erwiesen sei, theils endlich, daß das weniger entwickelte System noch viel Subjectives enthalte, wovon das höhere (das System, von welchem aus die Deduction entworfen wird) abstrahiren müsse — kurz, es trete das Bedürfniß einer Ausgleichung ein. Um so mehr sei dies im vorliegenden Falle nothwendig, da die eignen Worte des Cartesius gebraucht worden. Aus dem Gesagten scheint sich die Ansicht zu ergeben, nicht, daß der Historiker durch seine rein speculative, deducirende Operation nur die allgemeinen Momente der Begriffsentwickelung, welche in einer Reihe von Principien für die philosophischen Systeme auftreten, abzuleiten und aufzustellen im Stande sei, sondern daß er die in der Geschichte der Philosophie aufgetretenen Systeme wirklich und zwar vollkommener, als sie aufgetreten sind, in jener Operation reproducire, daß er also zugleich Parmenides, Plato, Aristoteles ꝛc. und zwar auf höherm Standpunkte sei, indem er als Reconstruent nur das Schlechtere, die Endlichkeit ihrer Philosopheme, abgestreift habe. Das darf man zwar im Allgemeinen nicht leugnen, daß die Nachwelt (doch nicht jede oder zu jeder Zeit) den Philosophen besser (im Ganzen seines Systems) versteht als er sich selbst; aber zu sagen, daß, „was in einer weniger entsprechenden Form in dem empirisch gegebenen System sich finde", in geschickterer Form aus der von dem Höhern aus entworfenen Deduction vorhanden sei, heißt das Geschichtliche in der Geschichte zum Secundairen herabsetzen und die abstracte Formel höher stellen als eines Plato's geistvolles Leben. Wenn aber der Verf. zweitens bemerkt, die Deduction des Cartesianischen Systems habe sich geflissentlich darauf beschränkt, nur die allgemeinen Grundzüge jenes Systems darzulegen oder nur den Standpunkt jenes Systems festzustellen, jedoch, um den leicht Argwohn erregenden Schein eines willkürlichen Spielens zu vermeiden, die Folgerungen des Uebrigen, was die Cartesianische Philosophie enthält, aus jenem Allgemeinsten nicht mitgemacht, was nun nachzuholen sei, so gesteht Ref., daß er überhaupt die Möglichkeit, aus jenem Allgemeinsten das Besondere einer bestimmten Philosophie als Folge herzuleiten, auch nach dieser systematischen Deduction bezweifelt. Dagegen gesteht er dem scharfsinnigen Verf. gern zu, daß er durch Anwendung seiner Deduction in dieser sogenannten Rechtfertigung die Uebereinstimmung der wichtigsten allgemeinen Züge des Cartesianischen Systems und dessen innere Consequenz mehr als irgend Jemand vor ihm dargethan habe. Namentlich ist es eine Seite dieser Kritik, welche er gegen die gewöhnlichen Beurtheilungen des Cartesius und selbst gegen Hrn. Feuerbach mit Erfolg geltend gemacht hat, nämlich die Foderung, ein gegebenes System nicht von dem Standpunkte eines spätern aus zu kritisiren und zu messen, sondern es von seinem Standpunkte aus zu würdigen und in Dem, was aus diesem Standpunkt folgt, als nothwendig darzustellen, seine Mängel aber durch seinen Uebergang in die folgende Stufe nachzuweisen. Es kann damit nicht gemeint sein, daß jede Beurtheilung von dem Standpunkte eines spätern Systems aus überhaupt unwahr sei; auch der Verf. gesteht ja ein, daß die Deduction das System nicht verleugnen könne, aus welchem sie hervorgegangen, und durch diese wird ja auch die Nachweisung des Ueberganges vermittelt, sondern nur, daß die Kritik des Geschichtschreibers, die unmittelbar von

seinem spätern Standpunkte aus angestellt werde, nicht gerecht sei. Nach dieser Rechtfertigung, in welcher der Verf. das besagte System nach seinen wesentlichen Seiten beleuchtet und es gegen manchen ungerechten Angriff vertheidigt, nach alle Diesem wird erst im §. 25 von dem Zeitpunkte, in welchem Cartesius lebte, gehandelt und das Biographische und Literarische über ihn, und wir müssen hinzusetzen sorgfältig, mitgetheilt, womit dieses Buch schließt. Charakteristisch ist diese Stellung für die Bedeutung, welche der Verf. dem Persönlichen in dieser Geschichte anweist, allerdings.

Trotz der strengen systematischen Deduction, welche Hr. Feuerbach aufgestellt, glaubt Ref. nun dennoch, daß die Geschichte der neuern Philosophie mit Bacon beginne und zwar aus Gründen, welche zum Theil mit der in jener Deduction gegebenen zusammenfallen. Das protestantische Princip nämlich, welches zuerst in der Religion als Reformation hervortrat, trat nämlich nicht erst im 17. Jahrhundert in die Wissenschaft und Kunst ein; wir finden es schon in England wirksam in jener durch Bacon, in dieser durch seinen Zeitgenossen Shakspeare. Bacon protestirt gegen die Autorität; er setzt die Aristotelische Scholastik, deren die Wissenschaften hemmende Misbräuche er darstellt, und die Theologie bei Seite und macht es zur Foderung, alle Vorurtheile abzulegen, deren wichtigste er genauer schildert (Feuerbach, S. 54 fg.), und dringt auf eine in dem Geiste selbst begründete Methode, die er als Induction bestimmt, als Methode der reinen Erfahrung, deren Gegenstand und Mittelpunkt die Natur in ihren wesentlichen Formen ist. Das Princip des Protestantismus nämlich wendet sich im Denken sowol dem unmittelbaren Sein als dem Allgemeinen, was nur das reine Denken erfaßt, zu. In jener Richtung sucht er das Besondere zu dem Allgemeinen zu erheben, wie Bacon that (vgl. Feuerbach, §. 15), und hat zum Zwecke, die Natur rein, d. i. unverfälscht (nicht blos auf sinnliche Weise, sondern denkend) aufzufassen, wohin jene Methode leiten soll; in dieser sucht er aus dem Allgemeinen das Besondere zu entwickeln. Hier waltet das Denken ganz in seinem eignen Gebiete, dort wird das reine Denken vorbereitet; in beiden ist das protestantische Princip. Sowie die Philosophie überhaupt von der Erfahrung ausgeht, so auch die Philosophie der neuern Zeit, und Bacon steht in derselben ganz in dem Verhältniß zu Cartesius wie die ionischen Naturphilosophen, die man mit Recht nicht von der Geschichte der alten Philosophie ausschließt, zu der Philosophie der Eleaten, welche das Sein als den reinen Gedanken zum Princip machten. Auch ist von Bacon die Richtung ausgegangen, welche in dieser Periode durch Locke und den französischen Sensualismus fortgesetzt worden ist.

Auch bei Bacon ferner, könnte man mit Hinsicht auf Hrn. Erdmann's Deduction sagen, stehen sich die Momente des Bewußtseins und des Daseins, wenn auch nicht in dieser Bestimmtheit unterschieden, gegenüber; der Geist stellt sich in ihm der Natur gegenüber, um in ihrem Anschauen die Wahrheit zu finden, und vermittelt beide in der freilich bewußtlosen Voraussetzung Gottes; aber Cartesius hebt erst das Princip des Denkens als des Unterscheidens im Bewußtsein selbst hervor und begründet so die speculative Seite der Philosophie. Aber unser Verf. wird sagen, daß diese Periode der neuern Philosophie mit dem reinen Protestantismus in obigem Sinne anhebe, worauf Ref. erwidern wird, daß, weil eben das reinphilosophische Denken unter Einwirkung des schon in der Religion hervorgetretenen Protestantismus erst allmälig aus der Gährung des Mittelalters sich hervorarbeiten konnte, das protestantische Princip in der Philosophie auch erst in seiner unvollkommenern Aeußerung anerkannt werden muß, und daß überhaupt das haarscharfe Abschneiden der geschichtlichen Facta nicht fördert.

Wir bemerken noch, daß die Darstellung des Hrn. Erdmann stetig wie seine Gedankenfolge, gleichmäßig, verständig und klar ist, und bekennen zum Schlusse, daß die Achtung, welche wir gegen beide Verfasser aus ihren Forschungen gewonnen haben, uns die baldige Fortsetzung dieser Werke aufrichtig wünschen läßt, welche uns, und zwar nach den verschiedenen Seiten hin, die wir oben andeuteten, zu fördern versprechen. 8.

Lebens- und Regierungsgeschichte Joseph II. ꝛc. Von A. F. Groß-Hoffinger. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 236.)

Der vorliegende erste Band ist in zwei Bücher getheilt, wovon das erste die Ueberschrift: „Joseph als Prinz und römischer König", das zweite: „Joseph als Mitregent" führt und mit dem Tode Maria Theresia's 1780 schließt. Ueber die Jugendjahre und den eigentlichen Unterricht Joseph's werden wenig Thatsachen erzählt, aber einige zur Sache dienende Bemerkungen beigebracht, ohne, was anderweitig bekannt ist, bestimmt darauf hinzuweisen, daß der Maria Theresia vielleicht kein härterer Vorwurf gemacht wird als der der Versäumniß einer guten Erziehung und Geistesbildung ihrer Kinder. Doch nahm sie noch mehr Notiz von der Erziehung ihrer Söhne, besonders der ältern, als von der der Töchter. Von Bartenstein, welcher den Prinzen Natur- und Völkerrecht im Zusammenhange mit der Geschichte lehrte, wird gesagt: „Er verlockte die jugendliche Wißbegierde durch Nichtbefriedigung von Ort zu Ort, durch das weite Labyrinth der Wissenschaften, wo sie sich die spärliche Nahrung selbst auflesen mußte. Auf diese Weise wurde Joseph schon als Jüngling bekannt mit Plutarch, Cicero, Tacitus, Machiavell und Antimachiavell, mit den classischen Werken der Griechen, Römer, Italiener, Engländer, Franzosen u. s. f., mit den philosophischen Politikern Hobbes, Montesquieu, Grotius u. s. f., Werke, die sich oft widersprechen, deren inwohnende Gesinnung der Verfasser so entgegengesetzter Natur ist, daß Joseph aus ihrem Streite unter sich und dem der Theologen gegen und für sie unfehlbar lernen mußte, eine selbständige, unabhängige Meinung zu haben und sie kräftig gegen nichtige Anfechtung zu behaupten. So wurde die Kraft eines reichbegabten Geistes erhöht und jene durchgreifende Selbstüberzeugung ausgebildet, die ihn in der Folge zum Selbstherrscher im strengsten Sinne des Wortes gemacht hat." Jenes Umherschwärmen in der Literatur, womit die Pädagogik der Prinzen gern kokettirt, ist die Veranlassung der bei Regenten doppelt schädlichen flachen Vielwisserei, welche über Alles abzusprechen sich vermißt und doch nichts vollständig gelernt, tüchtig aufgefaßt und zur Benutzung fürs Leben verarbeitet hat. Die wenigen Jahre des Unterrichts werden verkümmert durch Hofzwang und Soldatenspielerei, in der Umge-

bung des Kastengeistes, unter den Schmeicheleien gehaltloser Speichellecker. Um für den Herrscherberuf aus den Classikern zu lernen, um die Systeme philosophischer Politiker zu verstehen, ist mehr Zeit, Kraft und Geistesanstrengung erfoderlich, als den durch die Geburt auf so verhängnißvolle Höhe Gestellten zu Gebote stehen. Die Gefahren jenes Berufs vermehren sich, je mehr der fürstliche Jüngling nach dem Phantome, ein Selbstherrscher zu sein, greift, ohne Kenntniß des Wesens der menschlichen Gesellschaft mit Herablassung glänzen will und den geheim geahneten Fähigkeitsmangel durch Witzworte zu verhüllen sucht.

In dem zweiten Buche, „Joseph als Mitregent", scheint des Verf. Hauptzweck dahin zu gehen, Friedrich II. Andenken zu verunglimpfen. Die Manier, in welcher dieses geschieht, streift ans Lächerliche; die Uebertreibung schadet Dem am meisten, zu dessen Verherrlichung sie dienen soll. Wir theilen Einiges hier mit: „Unter den damaligen Regenten war Friedrich II. der erste, der die geistreichen Schriften der neuen Philosophen bewunderte, Joseph der erste, der sie befolgte, ohne sich an die Extravaganzen derselben zu kehren. Er nahm in sich den in diesen Schriften herrschenden Geist der Humanität auf, ohne die darin enthaltenen verwegenen Hypothesen zu berücksichtigen; er ehrte die menschenfreundliche Stimmung der Erleuchteten, ohne ihren Phantasmagorien nachzujagen. Er sympathisirte mit ihren Empfindungen, aber nicht immer mit ihren Meinungen und Ansichten; er handelte seiner menschenfreundlichen Stimmung gemäß, ohne sich, wie Friedrich, in unnütze metaphysische Spielereien einzulassen, die einerseits das Herz verderben, andererseits die moralische Richtung des Willens unsicher und schwankend machen. Friedrich herrschte durch Klugheit, Joseph durch Tugend." (S. 79 und 80.) Bei Gelegenheit der Zusammenkunft Joseph's und Friedrich's zu Neisse sagt der Verf. S. 120: „Ob des großen Musterkönigs gesellige Freuden nach dem Geschmacke seines Gastes gewesen sind, ist leider nicht bekannt geworden. Es ist indessen zu vermuthen, da Friedrich sich rühmt (wann und wo?), einen exemplarischen Ton an seinem Hofe angegeben zu haben nach dem vorgeschriebenen Takte einiger Dutzend Franzosen, die es vor allen Dingen wohlverstanden, wie man hohe Gesellschaftscirkel und barbarische Staaten organisiren müsse, um verwilderte Könige und Höflinge zu menschlicher Geberdung und Civilisation abzurichten. Und Oestreich mag es dem großen Schüler jener flinken, behenden, windbiegsamen (?) und windleichten Philosophen und Reformatoren, die sich herabließen, in den deutschen Wäldern bärtige Barbaren zu rasiren und frisiren, danken, daß er es versuchte, die einfältigen Sitten seines Regenten einmal in die Schule zu nehmen." In einem Briefe an Voltaire sagte Friedrich II. von Joseph II.: „Er hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt und hat doch Geschmack genug, Voltaire's Werke zu lesen und ihr Verdienst zu schätzen. Er sagte einmal beinahe einen ganzen Gesang aus dem „Pastor fido" und einige Verse aus dem Tasso her." Diese schuldlose Mittheilung begeifert der Verf. mit der Bemerkung: „Dadurch ohne Zweifel erwarb er (Joseph) sich von Friedrich mehr Wohlwollen, als durch sein vermessenes Streben, als Zeitgenosse Friedrich's ein großer Fürst, ein weiser Regent zu werden." „Bekanntlich fiel Schwerin, dem Friedrich II. wol mehr seinen Ruhm verdankte, als seiner eignen Größe, von fünf Kugeln getroffen, mit der Fahne in der Hand" (S. 222). „Welch ein barbarisches Gemengsel von harten Ausdrücken in unlogischer Fügung der Briefe und Geschäftsstyl damals in ganz Deutschland gewesen sei, läßt sich am besten aus den eigenhändigen Briefen Friedrich II., dieses Virtuosen in der monstruösen Schreibart, erkennen. Joseph war der erste Fürst in Deutschland, der durch die Schaubühne und durch sein eignes Beispiel und angemessene Verordnungen unmittelbar die Reinigung der Sprache beförderte und dadurch nicht wenig beitrug, die einheimische Literatur emporzubringen." Was für Erzählungen stehen zu erwarten von einem Biographen Joseph's, der S. 295 die Meinung verträgt: „Die deutsche Geschichte dieses Zeitraums, wie sie von vielen guten Historiographen aufgefaßt wurde und wie sie selbst von diesen in die Geschichtsbücher des Auslandes überging, ist ein für deutsche Ehrlichkeit und deutschen Verstand gleich unwürdiges Conglomerat von Ungerechtigkeit, Parteilichkeit, Einseitigkeit und Unrichtigkeit. Man kann sagen: Friedrich II. habe den Scribenten seiner Zeit die ganze Geschichte derselben in die Feder dictirt. Wie er die Sachen aus parteiischem Gesichtspunkte ansah, so betrachteten nach ihm und durch seine Brille fast alle Geschichtsschreiber ihre Zeit."

Den Beweis dieses den Historiographen gemachten Vorwurfes wird der Verf. schuldig bleiben, da ihm die Erforschung geschichtlicher Wahrheit unerreichbar erscheint, sobald in die Lobpreisungen Joseph's Friedrich's Andenken wie ein rächender Genius blickt. Daß die schlechte Lüge von Friedrich's Ausruf: „Ihr Racker! wollt ihr ewig leben?" als keinem Zweifel unterworfene Anekdote wieder zum Besten gegeben ist, gehört ganz in die Manier des Verfs.

Was den Fleiß des Einsammelns der biographischen Materialien betrifft, so wird dessen Verdienstlichkeit bedingt von kritischer Quellenprüfung; doch von letzterer vermißt man in dem ganzen Buche die Spuren. Oefter citirt zwar der Verf. unter dem Texte dieses oder jenes der Zeitgeschichte Joseph's angehörige Buch, aber ohne genaue Nachweisung der angezogenen Stelle und ohne den Werth des Gewährsmannes zu beachten. Nach der Vorrede wird Core S. VII zum Chorführer der menschenfeindlichen Sophisten gemacht, und doch ist er es grade, auf den in den Anmerkungen am öftersten verwiesen ist. Dort findet man Schriften genannt, welche, wie Murssinna's „Leben Friedrichs des Großen", ein Lesebuch für Jedermann, oder wie die „Skizzen" aus dem Leben Joseph II. und die Reisenachrichten zu den armseligen Compilationen gehören.

Wichtige Seiten der Charakterschilderung, bei welchen vorsichtiger Gebrauch mündlicher Nachrichten der Sachkundigen von großem Nutzen gewesen wäre, sind übergangen oder nur leicht und einseitig berührt, z. B. Joseph's Verhältniß zu seiner Mutter, welche in ihren letzten Lebenstagen in sehr erbitterter Stimmung die vielen Lobeserhebungen des Sohnes von den Herrlichkeiten des Hofes und der Regierung der Kaiserin Katharina hören mußte. Die Schwester Joseph's (ni fallor: Maria Elisabeth) fragte ihn: „Wenn Sie in Rußland Alles so herrlich fanden, so sahen Sie dort auch wol einen Sohn, der seine Mutter nicht kränkte?" und mußte diese verdiente Zurechtweisung mit einer nie wieder ausgeglichenen Ungunst ihres Bruders, in Innspruck, wo sie gleich nach dem Tode der Mutter Aebtissin eines Stiftes wurde, büßen.

Unter mehren schwachen Seiten zeigt der Verf. die schwächste, wenn er über Gegenstände der höhern Politik sich vernehmen läßt. Oestreichs politische Verbindung mit der Kaiserin von Rußland, ein Ergebniß der Reise Joseph's zu derselben, erscheint ihm als ein Meisterwerk: „wodurch seinem Feinde ein empfindlicherer Schlag beigebracht war als durch einen siegreich ausgefochtenen Krieg". Wußte der Verf. nicht, daß durch jene Verbindung Oestreich sich selbst den empfindlichsten Schlag beibrachte, indem die unmittelbare Folge davon jener ebenso ungerechte als verderbliche Türkenkrieg war?

Für Raumersparniß hätte Vieles geschehen können; die ausführlichsten Mittheilungen sind selten die interessantesten oder nothwendigsten. Der Wiederabdruck der Beschreibung von Joseph's Kaiserkrönung aus Göthe's „Wahrheit und Dichtung" war unnöthig, da Göthe's Werke bekannt und leicht zu haben sind. Wozu die Wiederholung einer gehaltlosen Lobrede auf Joseph II. aus einer baseler Zeitung vom Jahre 1777 (S. 283 fg.)? Die eingeschalteten lithographischen Abbildungen Joseph's, der Maria Theresia, Blumauer's, Laudon's u. s. f. sind ein nutzloser Modelurus, welcher Bücher völlig nutzlos vertheuert.

36.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 288. — 15. October 1835.

Finnische Runen. Finnisch und deutsch von H. R. von Schröter. Herausgegeben von G. H. von Schröter. Mit einer Musikbeilage. Stuttgart, Cotta. 1834. 8. 18 Gr.

Volkspoesie ist der Verjüngungsquell der Kunstpoesie. So lange die moderne Dichtkunst sich in diesem Spiegel beschauen und in diesem Bade reinigen kann, ist nicht zu befürchten, daß je die Unnatur ganz den Sieg über die Natur davontragen werde. Nur Literaturen, die ihre eigne Volkspoesie vergessen und fremde gar nicht kennen gelernt hatten, konnten im Schlendrian der Convenienz untergehen oder in der Unnatur ein neues Leben suchen, wie die französische Hofpoesie seit Ludwig XIV. und die französische Romantik unserer Zeit. Die Deutschen sind besonders glücklich, vermöge der Bildsamkeit ihrer Sprache so viele Läuterungsmittel ihres angeborenen Dichtergeistes um sich versammeln zu können, und seit Herder's ersten Bemühungen, welcher Zusammenklang der reinsten Naturtöne aus Altengland, Schottland, Dänemark, Island, Rußland, Serbien, Griechenland ist in treuem, edelm Nachgesang bei uns vernommen worden! An diese höchst verdienstvollen Verpflanzungen fremder Nationaldichtung auf deutschen Boden schließt sich auch die vorliegende Arbeit an, die uns mit der reichen Volkspoesie bekannt macht, „welche zwischen dem finnischen Meerbusen und Lappmarken in Thälern, auf Bergen, in wildem Geklüfte, an den geheimnißvollen Bergseen lebt und webt".

Nach der Vorerinnerung des Herausgebers sind diese Volkslieder von dessen Bruder, dem gelehrten Uebersetzer, schon vor länger als 15 Jahren während seines Aufenthaltes in Upsala gesammelt und übertragen, auch dort als Andenken für Freunde in wenigen Exemplaren im J. 1819 gedruckt worden, jedoch nicht in den Buchhandel gekommen. Die traurigen Folgen übermäßigen Fleißes in andern literarischen Fächern setzten seinem hoffnungsreichen Streben ein schnelles Ziel, und der Bruder hat dem Verstorbenen durch die öffentliche Herausgabe dieser Schrift ein ehrendes und gewiß bleibendes Denkmal gesetzt.

Die Vorrede des Uebersetzers selbst belehrt uns über Manches, was besprochen werden muß, ehe wir auf den reichen Inhalt dieser kleinen Sammlung selbst hindeuten. Mit Recht wird die neugeöffnete Liederquelle von ihm eine wunderbare genannt, und die Freunde des Volksgesangs werden gebeten, sich nicht abschrecken zu lassen, wenn oft eine fremde, unheimliche Macht über ihr zu herrschen scheint; sie werden die Strahlen des dämmernden Lichtes durch die tiefen Spalten leuchten sehen.

Der Titel: „Finnische Runen" ist kein bloßer Schmucktitel. Runo, Mehrzahl Runot ist ein einheimischer Name; der Sänger oder Dichter heißt Runolainen, Runoja, Runottaja, Runoseppä, oder in Sawolax und Karelen Runoniekka; man hat damit das skandinavische Runa, pl. runor, wie das hebräische ranan=clamare, canere in Verbindung bringen wollen (S. XII). Die Sammlung selbst ist nur ein kleiner Theil des fast unübersehbaren Reichthums der finnischen Volksdichtung. Es sollen sich in Finnland hier und da Sammlungen von mehren Hundert Liedern finden, besonders bei Landgeistlichen. Ja, es gibt bis auf den heutigen Tag in Finnland eine lebendige Volkspoesie, die nicht nur von überlieferten Schätzen zehrt, sondern sich beständig von Neuem aus sich selbst erzeugt. In den isolirtern nördlichen Landschaften ist die Poesie noch bis heute ein gemeinsames Element, eine nothwendige Bedingung des Lebens, und so ist es möglich, daß sie auch in jedem Einzelnen (Frauen wie Männern) ein Organ für ihre Offenbarung finden kann (S. XIII). Selbst in keinem finnischen Bauer ist nach der Versicherung des Sammlers der göttliche Funke gänzlich erloschen, und eine lebendige Beweglichkeit des poetischen Sinnes, ein scharfes Bemerken selbst kleiner technischer Verstöße kann man täglich unter Menschen bemerken, die vielleicht nicht lesen und schreiben können. Nicht selten trifft man Landleute, die jeden gegebenen Stoff mit Zierlichkeit, tiefem Gefühl und technischer Vollendung zu behandeln wissen und ihre Gesänge mit selbsterfundenen Weisen auf dem von Vätern angeerbten Kantele, dem finnischen Nationalinstrument, einer Harfe mit fünf Messingsaiten, die mit den Fingern geschlagen werden, begleitet. Dabei kommt ihnen die kunstvolle, an aller Schönheit und Lebendigkeit des Ausdrucks überreiche Sprache so zu statten, daß die gewöhnlichste Redensart, in eine andere Sprache übergetragen, durch ihre Eigenthümlichkeit überraschen und ergötzen muß (S. XIV, XV). (Hier ist, im Vorbeigehen gesagt, einer der Hauptgründe für den Reiz angegeben, den die Uebersetzung fremder, ursprünglicher Volksgedichte hat; es ist dies der plötzliche

Blick, den sie in die Urtiefen eines fremden Gedankenorgans gewährt.)

Der allgemein durchgreifende Charakter der finnischen Poesie ist eine ungemein kühne Lyrik, und zwar herrscht das lyrische Element dergestalt in ihr vor, daß das Episch-historische nur höchst unvollkommen zur Erscheinung kommen kann. Dadurch, sowie durch ihre feinen Schattirungen und Parallelismen scheint sie dem Uebersetzer auf orientalischen Ursprung hinzuweisen. Er klagt, daß man es bis jetzt kaum der Mühe werth gehalten habe, in das Dunkel zu dringen, das die Wiege des weitverbreiteten finnischen Volks- und Sprachstammes umgibt (S. XVI). Jene Poesie umfaßt Mythen, Zaubergesänge und eigentliche Lieder. Daß es auch finnische Balladen im strengen Sinne gebe, macht dem Bearbeiter die allgemeine Richtung der finnischen Poesie unwahrscheinlich. Was noch heutzutage von Romanzen in Finnland gesungen wird, ist fremden Ursprungs (S. XVII).

In der finnischen Mythologie waltet eine merkwürdige Naturbegeisterung vor und die Trümmer einer uralten Philosophie schauen aus ihr bedeutsam hervor. Reine Mythen in dieser Sammlung sind „Kaweh", „Wäinämöinen" und „Joukkawainen" und die „Geburt der Harfe". Mehr oder minder mythischen Inhalts sind aber auch die Zaubergesänge, Erinnerungen an die Zeit, die vor der Zeit war, an die Urzeit des Planeten und des Geschlechts, wo das lebendige Wort in Allem, selbst dem Leblosen lebte und es beherrschte. Die wunderbare Beschaffenheit der nordischen Natur, die mit dem Schwerte erzwungene christliche Bekehrung gestatteten nicht, den Glauben an Zauber und Zaubergesänge aus dem Herzen und Andenken eines Volks zu reißen, das, eine Beute der Fremden, um so sorgfältiger an Sitte und Glauben seiner Väter hing. Inzwischen sind diese heidnischen Zaubergesänge (Lukko, Mehrzahl Lucout) aufs Bizarrste mit katholischen Ideen durchdrungen. Wäinämöinen und Jesus, Maria und Kiwutar kommen friedlich miteinander, dem Bedürftigen zu helfen. Die eigenthümliche Heilkunst, worüber sich der Bearbeiter noch weiter verbreitet, besteht in ihnen (S. XVII—XX).

Was das Alter der Lieder betrifft, so unterscheidet v. Schröter mit Recht sorgfältig zwischen dem Alter des Stoffes und dem der vorliegenden Behandlung. Die ältesten sind unstreitig die, in welchen das Heidenthum unvermischt auftritt; auch den gemischten Zauberliedern erweisen die katholischen Ideen ein ansehnliches Alter. Eigentlich historische Lieder sind nur bis gegen die Reformationszeit zu entdecken; sie handeln, außer der Legende vom heiligen Heinrich, meist von den Russeneinfällen und Russen- und Schwedenkriegen (S. XXI—XXIII).

Der Verf. verschweigt die Quellen seiner Notizen, soweit sie historisch sind, nicht. Sie sind hauptsächlich: *Porthan*, „Dissertatio de poesi fennica" (Åbo 1766—1778), ein Aufsatz Renwall's in der zu Åbo erscheinenden Zeitschrift „Mnemosyne", 1819, Nr. 12, und einige andere Schriftsteller. Was er über die technische Gestaltung der finnischen Poesie sagt, übergehen wir, da wol so ziemlich sämmtliche Leser d. Bl. des Finnischen so unkundig sein werden, wie der Verf. dieser referirenden Anzeige. Zum Schlusse bemerkt die Vorrede, daß der Uebersetzer das Beste an Sammlung und Uebersetzung seinen finnischen Freunden zu verdanken erklärt, denn mit dem einzigen, Ausländern fast ganz unnützen Juuslenischen Wörterbuche hätte er niemals an eine Uebersetzung dieser oft so dunkeln Lieder denken dürfen. Eine Note ohne Datum und Unterschrift (von der wir daher nicht wissen, ob sie dem Uebersetzer oder dem Herausgeber, dem J. 1819 oder dem J. 1834 angehört) sagt uns, daß Hr. Adjunct Renwall zu Åbo zur Ausarbeitung eines vollständigen finnischen Wörterbuchs Dienstfreiheit auf zwei Jahre erhalten habe.

(Der Beschluß folgt.)

Luftschiffahrt und Maschinenwesen. Nachweisung eines neuen Bewegungsmittels, in Anwendung auf den Betrieb und die Bewegung von Maschinen, Fahrzeugen, Geschossen und Projectilien aller Art, mächtiger und vortheilhafter, als alle seither in Gebrauch genommene Kraftäußerungen; von größter Wichtigkeit aber deshalb, weil seine Benutzung uns die Horizontaldirection des Luftballons und der aerostatischen Fahrzeuge, sowie die Bewegung, Hemmung und Leitung von Luftfahrzeugen ohne aerostatische Beihülfe, in horizontaler, wie in vertikaler Richtung, vollkommen zu Gebote stellt; von Wilhelm Weinholz. Braunschweig, Oehme und Müller. 1835. 8. 16 Gr.

Wahrhaft ein Ei des Colombo! Unbegreiflich, warum noch Niemand die allen Physikern bekannte, von ihnen längst berechnete Kraft benutzt hat!

Ref. hatte schon früher Gelegenheit, eines Vorschlags zur Luftschiffahrt zu gedenken*), dessen Ausführung jedoch unleugbar schwieriger erscheint als der gegenwärtige. Dort sollte der Aerostat aus Kupferblech gefertigt und demselben durch Herstellung eines luftleeren Raumes die nöthige Leichtigkeit gegeben werden, die Lenkung sollten Räder und Steuerruder, bewegt durch eine Dampfmaschine, bewerkstelligen. Bei aller theoretischen Wahrscheinlichkeit günstigen Erfolgs blieb denn doch zu wenig Tragkraft übrig. Von ganz andern Principien geht der Verf. des vorliegenden Schriftchens aus.

Er erwähnt in seinem Vorworte zuerst der Ankündigung des Professors Erd in Heidelberg über denselben Gegenstand (1824) und kommt dann auf sein Bewegungsmittel, das er selbst als keineswegs neu anerkennt, indem es nichts Anderes ist als einseitige Aufhebung des Drucks, welchen expansible Fluida gegen die innern Flächen der sie einschließenden Behälter auszuüben vermögen. Die Theorie dieser Kraft ist fest begründet, unumstößlich, die Anwendung im Allgemeinen zeigt der Verf. in diesem Werkchen, welches nur als Prospectus eines bald folgenden größern zu betrachten ist, in welchem der Verf. in das Einzelne eingehen will.

Die Einleitung redet von der Wichtigkeit der Luftschiffahrt, ihr folgt eine kurze Geschichte der Aeronautik, dann werden die bisherigen Vorschläge, die Vertical- und Horizontaldirection der Aerostate zu bewirken, beleuchtet, woraus sich denn ergibt, daß es eben mit allen nicht weit her ist. Ein dritter Abschnitt betrachtet Erd's aero- und hydrodynamische Kunst, wobei dessen überflüssige Sorgfalt wegen möglichen Misbrauchs seiner Entdeckung verdientermaßen abgewiesen wird. Es scheint aber fast,

*) Vgl. Nr. 850 d. Bl. f. 1833. D. Red.

als ob Erb's noch nicht bekannt gemachte Erfindung mit der des Verf. ziemlich zusammenfalle. Mit dieser, von der er im vierten Abschnitte handelt, will derselbe nun nicht blos Dasjenige, was Erb versprach, sondern noch ein Bedeutendes mehr leisten.

Der Verf. bemerkt, daß sein Bewegungsmittel von allgemeiner Anwendbarkeit sei, doch hier nur vorzüglich diejenige auf Fahrzeuge (aller Art) im Auge behalten werden solle. Er weist nun zuerst die Möglichkeit nach, durch obenerwähnten Druck nicht allein eine große Kraft, sondern auch Bewegung hervorzubringen, und zieht als Beispiel das Wasser an, geht jedoch von diesem, als allein durch sein Gewicht wirkenden Agens, zu kräftigern Fluiden, den Gasen und Dämpfen, über, bei welchen auch die Elasticität noch zu jenem hinzukommt. Dem geneigten Leser wird ad oculos die Kraft der Gase durch eine Menge Beispiele dargethan, und sollte derselbe, da der Verf. auch das Schießpulver anführt, in Angst gerathen, daß bei Verwendung desselben etwa Mangel daran eintreten möge, so werden ihn sicherlich folgende Worte des Verf. beruhigen: „Von dem fabricirten Schießpulver wird eine kleinere Menge zur Belustigung, z. B. in der Feuerwerkerei, zum Scheibenschießen, zur Annonce bei der Geburt eines Fürstenkindes, zur mehren Bekräftigung und Verkündigung der wichtigen Thatsache, daß grade eine größere oder geringere Menge Wein, angeblich auf das Wohl einzelner Personen oder der Bewohner ganzer Länder, durch die Mundöffnungen in so oder so viele Magen läuft, — eine äußerst große Menge Schießpulvers wird aber alljährlich auf den Exercierplätzen und beim Manoeuvriren der verschiedenen Waffengattungen, — als Vorübungen zu den großen Menschenschlächtereien und endlich zu letztern wirklich selbst, zur Verwüstung von Städten und Dörfern — verbrannt." Denn alle diese Verwendungsarten, meint er, seien unnütze und viel besser wäre es dasselbe zu Luftfahrten zu benutzen, wozu er es übrigens nicht einmal verlangt, sondern nur den Fall der Anwendung setzt. Denn er führt das Schießpulver nur als Beispiel an, um daran die Möglichkeit seiner Bewegungsweise zu zeigen. Die Kraft, welche er angewendet wissen will, besteht in Wasserdampf. Nun, wird man sagen, das ist ja vollends nichts Neues! Das sagt auch der Verf. nicht, sondern nur die Art der Anwendung des Dampfes ist bei ihm eine ganz andere als die bisherige, er bedarf der so complicirten Dampfmaschine, wie man sie mit ihren Pumpen, Ventilen, großem und kleinem Räderwerk zur Bewegung der Dampfwagen und Dampfschiffe braucht, gar nicht, denn die seinige besteht kaum aus etwas mehr als dem Dampfkessel und einigen Röhren mit Hähnen, um den Dampf in jeder beliebigen Richtung ausströmen lassen zu können. Dieses Ausströmen bewirkt die Bewegung, ebenso wie eine Rakete steigt durch das Ausströmen des aus dem Pulver entwickelten Gases, wie eben dieses ein Feuerrad um seine Axe treibt. Der Verf. spricht ziemlich ausführlich über die allgemeine Einrichtung seiner Treibgefäße, wie er sie nennt, sodaß ein Mechaniker schon in den Stand gesetzt wird, danach zu bauen, indem er diesem ohnehin gern die weitere Ausführung überlassen will.

Es kann gegen die Theorie des Verf. weder theoretisch noch praktisch sehr Bedeutendes eingewendet werden, wie selbst in Laie nach den angeführten Beispielen und hinsichtlich der allerkannten Kraft des Dampfes begreifen muß, aber ein paar Einwürfe können wir doch nicht übergehen und wollen es um so weniger, als der Erfinder auch diese wol noch beseitigt, was in Bezug auf den einen, nämlich die Anwendung von Hochdruckmaschinen, wol leicht möglich ist, wenn man sich mit etwas weniger Kraft begnügen will. Man kennt ja die Gefährlichkeit des Hochdrucks, die vielen dadurch schon verursachten Unglücksfälle und grade für Aerostaten will ihn der Verf. benutzen! Ein weiterer Einwurf betrifft das Ausströmen des Dampfes. Denn welche große Wassermenge würde zu einer nur etwas langen Fahrt nöthig sein, da so viel verloren geht und gehen muß, wenn der Verf. spricht von fußgroßen Oeffnungen! Es ließ sich hernach leicht berechnen, wie groß auf eine gewisse Strecke bei einer bestimmten Geschwindigkeit und Hindernissen — z. B. bergauf — der Dampfkessel sein müsse; doch wollen wir unsere Leser mit solchen Exempeln verschonen, die wir dem Verf. zu berechnen geben. Hier sei es genug, auf die Sache selbst aufmerksam gemacht zu haben, welche, wenigstens wenn sie nach England gelangt, auf die praktische Ausführung nicht lange warten lassen wird. 56.

Correspondenznachrichten.

Paris, 1. Oct. 1835.

Die politische wie die physische Atmosphäre scheint verändert zu sein. Während in Deutschland Rheinweinwetter, Sonnenschein und geistige Bewegung ist, haben wir in Frankreich immerfort Regen, Kälte, Reaction und literarisches Elend. Die Policei ist auf die classische Höhe gekommen und fängt in Ermangelung moderner Schmetterlinge und Reformatoren die alten verpuppten Raupen, die Staub und Asche gewordenen Philosophen ein, als da sind: Volney, der Verfasser der „Ruinen", Voltaire, der Vater der „Pucelle", Jakob Rousseau, der Erfinder des „Contrat social", und Diderot, Condorcet, Montesquieu, die ganze alte Schule, sodaß sogar das ministerielle „Journal des débats" vor Erstaunen die Panegyrikusfeder hinter's Ohr steckt und ängstlich ausruft: „Que faites-vous, messieurs? ihr thut des Guten zu viel, ihr rupft die medicinischen Blumen und Kräuter mit dem Unkraut aus, vous allez nous compromettre."

Allein geschehen ist einmal geschehen, und die bessere Menschheit freut sich, daß Europa durch die That wieder den merkwürdigen Beweis von der Ungenügsamkeit der Ambition erhielt. Entweder liegt das Extrem in der Licenz des Liberalismus, und dann ist es Folge der Demokratie, oder es liegt im Absolutismus, und dann ist es Folge der unumschränkten Monarchie, welche beiden Systeme Frankreich praktisch in Ausübung brachte, ohne daraus Gewinn zu ziehen. Das Volk ist so klug als zuvor, weil seine Bildung nicht von den Schulen, sondern von der Tribune und der periodischen Presse ausging, die seine letzte Instanz sein sollte, es ist politisch und commerciell belehrt, aber geistig im Argen und in der Finsterniß. Daher meine Ueberzeugung, daß alle die Leute, denen die Regierung jene vorgeblich unmoralischen und aufrührerischen Bücher zu entziehen sucht, noch nicht daran gedacht haben, sie zu lesen, und umgekehrt, daß Diejenigen sie alle besitzen und gelesen haben, die möglichenfalls einen für das System nachtheiligen Vortheil daraus ziehen können.

Die öffentliche Sicherheit braucht wie ein Betrunkener eine breite Straße und wenn ihren Ellbogen Fensterscheiben und Vasen zu nahe kommen, so macht sie erbarmungslos Scherben. Sie gleicht dem kleinmüthigen und bangen Führmann in Schiller's „Tell", der sogar dem muthigen, auf Gott vertrauenden Manne abräth vom Rettungswerk unter schnödem Vorwand:

„'s ist heut Simons und Judä,
Da rast der See und will sein Opfer haben."

Er will es haben, ja. Und das Opfer ist die Unschuld, der Glaube an Humanität und Bürgertugend, die Gerechtigkeit, die Liebe, die Wahrheit. Man möchte Thränen weinen ob der ungeheuern Verwirrung der Köpfe, Thränen, sag' ich, da man sieht, daß um schnöden Rang oder Goldes willen sogar die Weltgeschichte und, was mehr ist, unsere eigne, persönliche Geschichte unterst zu oberst gekehrt wird.

Rousseau's Verehrer sind seine Feinde, die Prediger der Naturrechte Anbeter der despotischen Gewalt geworden. Die Mäßigkeit und die Achtung der Gesetze findet sich zum ersten Mal bei Denen, die darunter leiden, während Uebermuth und Fanatismus jeder Art ihre Handhaben bewegen. Ein unbegreiflicher Contrast. Wir lesen in Paris jetzt wetterleuchtende Tiraden wider die Spanier, die sich emancipiren wollen, und bittere Klagen über die Irländer, die Religionsfreiheit und po-

litische Rechte reclamiren, in Paris, das vor Kurzem noch alle Völker der Erde Barbaren nannte und zu seiner glänzenden Höhe der Cultur hinaufziehen wollte. Wahrhaftig, da gehört mehr als Verstand, es gehört Unverstand dazu, mit deutlichen und nackten Worten: Frankreich ist keine gebildete Nation, sondern blos eine verbildete.

Was hier die Allopathen mit ihren Pferdedecocten und Mixturen, ich meine mit der barocken, rokoken Freiheit und Gleichheit verdarben, das wollen nun die Homöopathen mit Medicamenten von unendlicher Nullität und Unwirksamkeit wieder gutmachen. Sie fühlen nicht, daß es den Patienten tödten heißt, wenn man ihn von Viel auf Nichts, vom Scheffel auf den Löffel reducirt, und daß sie, die Aerzte, zuletzt doch wegen Mangel an Vertrauen umkommen. Hahnemann ist hier, er kann es ihnen begreiflich machen.

Der famöse Höllenmaschinist, der so unvermutheterweise alles Das, was jetzt Großes in der neuen Ordnung der Dinge ist, hervorbrachte, ist nach einer kleinen Reise nach London, die er in effigie machte, um den Männern der City seinen Wachsschädel mit allen Lavater'schen Gefächern in seinem getreu copirten Hause des Boulevards zu zeigen, aus den hiesigen Zeitungen und Salons verschwunden, um den Erscheinungen von Kalisch, Teplitz und Schottland Platz zu machen. Die Großen und Genies sind verurtheilt und schon daran gewöhnt, die Berühmtheit mit dem ersten besten Banditen und Mörder zu theilen. Es steht indeß zu erwarten, daß der große Proceß im Laufe des künftigen Monats seinen Anfang nimmt, da die Regierung behufs dessen einzig und allein noch 30 Pairs ernannte, aus Furcht, die hohe Kammer könne wegen überhandnehmender Rechtsplackereien, namentlich der verwünschten Presse, krank und unbrauchbar werden.

Daß sich unter solchen Umständen die denkenden Köpfe noch entschließen, etwas zu unternehmen, ist ein wahres Mirakel, das seinen Grund in der Existenz und dem antreibenden Buchhandel hat. Ich habe vorige Woche ein großes Circular und Anzeigeblatt des Ausschusses „d'un congrès européen" erhalten, den die Historiker unter Präsidium des neu entstandenen Institut historique halten wollen, und der wol nichts Geringeres bezweckt, als der Welt zu imponiren und dem deutschen wandelnden Naturforscherverein ein Seitenstück zu liefern. Bis jetzt hat es sich noch nicht bewährt, daß die literarischen Congresse mehr Gutes hervorbrachten als die politischen; denn es blieb eben auch bei gegenseitigen Vorstellungen, Bekanntschaften, Paraden, Bällen, Festen und vagen Redensarten. Welt- und Kunstgeschichte lehren, daß man zusammen handeln, aber einzeln denken müsse, ja daß es von einer Schwäche und Armuth der Masse zeige, wenn sie die Nothwendigkeit fühlt, sich gegenseitig unter die Arme zu greifen, in geistiger Hinsicht. „Der Starke ist am mächtigsten allein" — „Im Schiffbruch hilft der Einzelne sich leichter". Ich will statt meiner Schiller's Genius citiren, der noch immer als ein gepanzerter Kämpfer in die Schranken tritt, wenn es die Sache der Menschheit gilt.

Was will dieser Congreß, der sich charlatanisch „Congrès européen" nennt, sowie sich neulich der Tivoligarten „plaisir européen" nannte, als er Franconi's Elefanten ein Feuerwerk abbrennen ließ. Ich muthmaße sehr, daß es den pariser Historikern grade um ein solches Feuerwerk zu thun ist und daß nur der Elefant dazu fehlt. Als dirigirende Mitglieder und respective Fürsten der Literatur haben sich angekündigt: die Akademiker Michaud und Lemercier, der Herzog von Doudeauville, Lehot, der Ingenieur und Brückenbaumeister ist, Bra, Bildhauer, der Chevalier Lenoir und der Professor des Athenäums Villenave, sämmtlich keine besondern Lichter des Jahrhunderts, wie mir däucht. Ihre Absicht ist gedruckterma-ßen „de propager et de perfectionner les études historiques", und dies ist ohne allen Zweifel die allerschönste und edelste Absicht, die ein Congreß haben kann. Die Frage ist: Kann unter den gegenwärtigen wissenschaftlichen Verhältnissen ein solches Project von Frankreich ausgehen, das nur allein in Paris ist, und sind insbesondere die Männer dazu berufen und tauglich, die sich die Aufgabe stellten? Man möge jenseit des Rheins darüber urtheilen.

Halten wir unterdessen fest an der Idee ohne Rücksicht auf die Ausführung und erkennen ohne Neid und Hehl mit den Franzosen, daß es nicht die Philosophie, sondern die Geschichte ist, die im Volk auf das Volk und die Begebenheiten wirken müsse. Die Geschichte ist nicht nur ein reelles Vorbild des Guten und Bösen, aus dem wir Folgerungen ziehen können, sondern auch das Kriterium der Wissenschaft, der Philosophie und Theologie; denn aus ihr läßt sich documentiren, was Wahrheit und Betrug ist.

Der hiesige historische Congreß will am 15. November dieses Jahres seine Sitzungen im Stadthause eröffnen. Er hat sich als ein großes Corps im Voraus betrachtet und die Armeestämme, cadres, organisirt, die sechs Classen ausmachen. In der ersten Classe wird Universalgeschichte, in der zweiten Socialgeschichte und Philosophie, in der dritten Geschichte der Sprachen und Literatur, in der vierten Geschichte der physischen und mathematischen Wissenschaften, in der fünften Geschichte der Künste und in der sechsten insbesondere die Geschichte von Frankreich vorgenommen. Die Verhandlungen sollen 15 Tage dauern und der Discussion verschiedener sowol vom Congreßcomité gestellter als von den anwesenden Mitgliedern aufgeworfener oder schriftlich eingegangener Fragen gewidmet werden.

Warten wir bis dahin und gewärtigen das Beste. Man kann sich täuschen in den Personen, die incognito reisen. Viele haben ihr Genie wie die verkappten Fürsten ihrem Stern unterm Ueberrock. 160.

Anekdote.

In dem neuerdings erschienenen „Leben Edmund Kean's", von Barry Cornwall, findet sich folgende interessante Schauspieleranekdote. Als im Jahr 1803 Kean und Jack Hughes, um ihren leeren Beutel einigermaßen zu restauriren, ein Debut in Gloucester sich zu geben entschlossen, waren bereits alle Anstalten und Vorbereitungen zur Aufführung getroffen. Man wollte das bekannte und wenigstens dem Titel nach anziehende Stück: „Cure for the heartache" (Ein Mittel für Herzweh), aufführen und Kean sollte in der Rolle des Young Rapid auftreten. Die Komödienzettel, mit mehr Eleganz als sonst ausgestattet, waren bereits vertheilt worden. Die Thüren waren bereits geöffnet, die Lampen angezündet und der Vorhang rauschte schon auf, als man leider von der Bühne aus die traurige Bemerkung machte, daß nur zwei Personen im Theater waren. Es wurde sogleich ein Privatconseil gehalten und beschlossen, eiligst die Lampen zu verlöschen, um nicht mehr, als das eingenommene Kassengeld betrug, Oel zu verbrennen. Hierauf erschienen die bedrängten Financiers beide Arm in Arm auf der Bühne und empfahlen sich dem Publicum mit einer stummen Verbeugung. Und diese bildete die ganze Vorstellung des Abends; durch welche Einfachheit aber auch so viel bewirkt ward, daß die in der Kasse vorhandenen 18 Pence wieder an die Billetabnehmer zurückgegeben werden mußten. Ein Parlamentsglied heutzutage würde sagen, daß an jenem unglücklichen Abend „kein Haus zusammenkam". Wenn in unserer Zeit anmaßende Debutanten, welche auf ihre steifen Manieren und geschraubten Effecte so über die Gebühr stolz sind, öfters einen ähnlichen Succeß machten, so würde sich der ganz bodenlose Künstlerstolz der mittelmäßigen Acteurs unserer Tage bald legen. 180.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 289. — 16. October 1835.

Finnische Runen. Finnisch und deutsch von H. R. von Schröter. Herausgegeben von G. H. von Schröter.

(Beschluß aus Nr. 288.)

Wir gehen nun zu den finnischen Runen selbst über. Die erste Runenmythe (S. 2) erzählt uns, wie Kawe, der alte Göttervater, über welchen die finnische Theogonie und die gelehrte Anmerkung (S. 158) der Schrift zu vergleichen ist, dreißig Sommer in seiner Mutter Schooße schlief. Da

Däuchte seine Zeit ihm leidig,
Fand er ungewohnt sein Leben;
Seiner Mutter Schoos er aufschnitt;
Stieß er mit dem Fuß dem rothen,
Mit dem namenlosen Finger,
Mit des linken Fußes Kleinzeh.
Einen Krieger, schwerbewaffnet,
Hengst mit Sattel ließ hervor er
Aus der Seite Kunottari's (der jungfräulichen Natur)
Kindlein aus dem Schoos des Weibes.

Wäinämöinen, das gute, lichte Princip, ist einer der zwölf Söhne Kawe's; ihm und seinem Nebenbuhler, dem Riesenjüngling Joukkawainen, ist die zweite Rune gewidmet, von der verschiedene Versionen existiren (S. 159). Wie sie hier in der zweiten Rune (S. 2 fg.) mitgetheilt ist, begegnen sich beide auf Einem Wege, und der Riesenjüngling schlägt vor, Der soll den Weg behalten, der das Mehre weiß. Dies ist aber er:

Weiß ich, wie das Meer gepflügt ward,
Land getheilt in Ackerrücken,
Aufgestellt der Veste Pfosten,
Aufgehäufet hohe Berge,
Steine aufgebaut zu Hügeln.

Aber Wäinämöinen beweist, daß Er der ältere ist, daß Er dies Alles nicht nur weiß, sondern vollbracht hat und ergreift den Jungen, ihn ins Meer zu werfen. Jener lockt darauf den Alten, zu singen. Nach langem Weigern thut er es, und was geschah?

Kopf erzittert', bebt Kinnlade,
Spalteten sich Stein' am Strande,
Klippen auf dem Berge krachten,
Als Wäinämöinen sang nun.
Entzwei sprangen Nordens Pforten,
Brach entzwei der Veste Wölbung,
Als Wäinämöinen sang nun.

Eine dritte Mythe erzählt „Die Geburt des Feuers", das vom Himmel ist (S. 6 fg.):

Dort ward Feuer (sanft) gewieget,
Feuers Gluten eingehüllet
In 'nem Korbe (gelben) Kupfers,
In grundlosem Goldgefäße.

(Die Einklammerung der von ihm herrührenden Worte durch den Uebersetzer ist Zeuge für die Wörtlichkeit alles Uebrigen.) Dieses Feuer fällt vom Himmel herab in rothem und in blauem Knäuel in den Binnensee Liemo, in die Spitzen des Seegrases. Dort jammert es täglich nach Erlösung, nach Verschlingung. Nacheinander verschlingen es nun allerlei Fische, ein Schnäpel (Lachsart), ein Hecht, ein Lachs, die alle in Feuers Glutschmerzen gerathen. Endlich verschlingt es „ein fischger Karpfe". Da hauen sich die Brüder Wäinämöinen und Ilmarinen (der Beherrscher der Lüfte) — nach einer Variante nur der erstere — ein Boot zu, säen im Mondscheine Hanf, der übernacht wächst, gehoben, gebrackt, geschlagen, gezwirnt und zum Netze gebunden wird. Mit diesem Netze fischen sie und fangen wol Fische genug, nicht aber die gesuchten. Da sprach die Jungfrau Maria, die kleine Mutter, zu ihren Söhnen: Werfet euer Netz zur Tiefe! Vergebens; erst wie Maria selbst fischt, werden jene Fische gefangen. Ein bärtiger, drei Daumen langer Zwerg, Steinschuhe an den Füßen, Steinhelm auf dem Haupte, Uros (Held) genannt, steigt aus dem Meere, schlitzt die Fische auf und findet die Feuerknäuel in ihrem Leibe, die sogleich ihre zerstörende Kraft äußern. Da nimmt es Hommalainen, die alte Hausfrau (irgend ein altes Weib), in ein Birkbastkörbchen und jagt mit den Funken „in den langen Schwanztheil des Nordens" in Lapplands weite Wüsten. Nun wird ein Feuerbanner gesucht. Da erscheint endlich ein Jüngling aus Norden, ein langer Mann aus dem Lande der äußersten Finsterniß. Dieser beschwört Ukko, den goldenen König (den Donner):

Bring' aus Nordwest eine Wolke,
Wirf 'ne andre her aus Westen,
Blitz' von Osten her die dritte,
Wirf sie Arm in Arm einander,
Donn're sie stets aneinander!
Regne Schnee und regne Wasser,
Regne Hagel, hart wie Eisen,
Auf die argverbrannten Stellen!
Mache Feuersglut unschädlich,
Mache Feuer unvermögend!

Dann ruft er Impi (die Jungfrau, die im hohen

Norden thront, wahrscheinlich die Idee der Kälte, vgl. S. 160) an:

Komme, Jungfrau, du aus Norden,
Impi, du, aus fernem Lande!
Strumpf aus Schnee ist, Schuh aus Eise,
Kleidessäume sind aus Reife,
Hemdes Kragen aus Eiszapfen,
Haut ist überall Eisrinde,
Ankommend bei Feuersnöthen!

Er ruft die Winde aus Osten, Westen und Süden, die ein eisiges Schwein an einem eisigen Schlitten leiten, in dem ein eisiger Kessel und in dem Kessel eine eisige Kelle ist, womit sie auf die verbrannten Stellen nassen Schnee ausgießen. Auch eine räthselhafte, durch die Noten (S. 160) nicht hinlänglich aufgeklärte Flammendirne erscheint, um den Beschwörungszauber zu schützen. Selbst die Jungfrau Maria wird herbeigerufen:

Wandelst du den Weg zu Lande,
Schlittre auf den schwanken Schneeschuhn;
Wandelst du den Weg zu Wasser,
Rudre auf 'nem rothen Fahrzeug!
Nimm die Seide von dem Antlitz,
Binde nimm von deinem Haupte,
Wirf das Wasser deiner Schöße
Auf die argverbrannten Stellen!

Herbei soll auch fliegen die Biene über neun Meere an des zehnten Seite, über die Achsel Otawainens (des großen Bären), soll fliegen in den Keller des Schöpfers,

In die Kammern des Allmächt'gen,
Oben mondwärts, unten sonnwärts,
Hinten um des Himmels Sterne.

Sie soll in Süßes ihre Schwingen tauchen, Honig kochen, Heilmittel und Salben herholen, Jesu süße Hände, des milden Gottes Finger holen:

Mit den Fingern rühr', o Jesus,
Milder Gott mit deinem Munde.

Dieser Auszug wird unsern Lesern einige Vorstellung von der seltsamen Symbolik der finnischen Mythologie und den eigenthümlichen Phantasieflügen der finnischen Poesie geben. Ebenso originell ist die darauf folgende Mythe: „Von der Geburt des Eisens" (S. 26 fg.):

. . . . . .

Gingen drei Luoonto's Mädchen (Luoonto oder Akka: das All, die Urmutter; ihre Mädchen sind die Naturkräfte.)
Angestrenget drei der Bräute;
Trugen sie vollharte Brüste,
Trugen frische, rothe Wärzchen.
Gingen sie, um Heu zu bergen,
Gingen, Schachtelhalm zu sammeln.
Melkten ihre Milch vom Boden,
Warzen aus am grünen Grase:
Melkte Eine rothe Milch aus,
Ließ die Andre weiße träufeln,
Blutgemischte melkte Eine.
Weiche rothe Milch gemelket,
Davon ward das spröde Eisen;
Die die weiße niederträufelt,
Davon wurde Stahles Eisen;
Die die blutgemischte melkte,
Davon ward das brüch'ge Eisen.

Die Rune erzählt sodann weiter das Geschick des Eisens, seine Schmiedung, seine Missethaten mit dem stets wiederkehrenden Refrain:

Ach du armes, armes Eisen!
Damals warst du gar nicht groß noch,
Weder groß, noch warst du kleine,
Auch nicht hoch so gar besonders,
Als du noch als Milch geschlafen
In der jungen Jungfraun Brüsten,
In der Wachsenden Armhöhle.

Am Ende müssen die Wunden des Eisens beschworen werden wie die Wunden des Feuers; Maria und die Biene kommen auch hier zu Hülfe.

Es folgen nun ähnliche Mythen, die zugleich Zaubergesänge sind (S. 50 fg.), von der Geburt der Salben, des Bären, des Seehunds, der Kolik, der Harfe. Für diese letztere schöne Rune führt der Uebersetzer die auch sonst von ihm angezogenen Autoritäten an (Lenquist, „De superstitione veterum Fennorum", Åbo 1782; Ganander „Mythologia fennica", Åbo 1789) und bemerkt, daß sie bei Jenem mit lateinischer, bei Diesem mit schwedischer Uebersetzung steht, und daß in dem „Kalender für Damen" (Upsala 1819) eine Bearbeitung der Sage zu finden sei. Es wäre interessant, zu erfahren, aus welcher dieser Quellen der Graf Platen geschöpft hat, in dessen Gedichten sich eine sehr schöne Version dieser Mythe: „Wäinämöinens Harfe", finnisches Volkslied, aus dem Schwedischen übersetzt, befindet, die von der hier mitgetheilten fast durchgängig abweicht. Namentlich ist die Schöpfung der Harfe bei Beiden ganz verschieden angegeben. Bei Schröter heißt es (S. 68):

Wovon ist der Harfe Höhlung?
Von dem (bunten) Birkenmaser.
Woraus sind der Harfe Schrauben?
Aus gleichdickem Ast der Eiche.
Woraus sind der Harfe Zungen?
Aus dem Schweifhaar tücht'gen Hengstes,
Aus des Lempo's Füllen Kleidung. (Lempo, ein böser Geist, vielleicht Hiisi selbst.)

Bei Platen aber:

Wäinämöinen selbst, der Alte,
Nimmt auf sich des Schmiedes Arbeit,
Macht vom Bein des Hechts die Harfe,
Macht das Kantele von Gräten,
Und von Fischgeripp die Leier.
Und woraus der Harfe Schrauben?
Aus des großen Hechtes Zähnen.
Und woraus der Harfe Saiten?
Aus dem Haupthaar Kalewa's.

Zwischen diesen Geburtsmythen steht eine „Schlangenbeschwörung" (S. 46 fg.), in der wir Einiges von der Dämonologie der Finnen, an deren Spitze Hiisi, das böse Princip, mit vielfachen Namen und einem zahlreichen Geschlechte steht, erfahren. Auf dieselben folgt „Der Adler" und mit ähnlichen Blicken in die Tiefe des Bösen ein Gesang an die „Pest" (S. 74 fg.):

Geh' zu wandern, Wunderbare!
Flieh hinweg, du Landesplage,
Von der nackten Haut des Leibes!

. . . . . .

Nimm von Hiisi eins der Rosse,

Wähl ein Füllen die vom Berge,
Um damit nach Haus zu reisen.

Nun folgen kleinere Lieder zum Theil christlichen Inhalts, wie das „Gebet an Sta.-Katharina und Maria" (S. 76 fg.). Hierunter kommt die reinste Volkslyrik zum Vorschein, z. B. das herrliche, mehrgegliederte „Waldmannslied" (S. 80 fg.), das köstlich so anhebt:

Auf den Schneeschuhn fahr' ich schlitternd,
Eines frost'gen Morgens frühe,
Daß nicht alte Weiber merkten,
Mich mit krummem Kinn anschielten.
Nach dem Saum des Waldhains fahr' ich,
Beug' auf blau'ge wüste Marken,
Zu des goldnen Hügels Nabel;
Wenn ich schieße hin zum schnellsten,
Feuer unter Schneeschuhn ausspräht,
Rauch von meines Schneestabs Ende;
Goldne Schneeschuh nützen ab sich,
Dünne werden Silberschneeschuh.
Wandle so ich nun zum Walde,
Leuchtet Mondenlicht gleich Tanne,
Fichtenzweige hell wie Silber,
Kienenkämme wie die Sonne;
Riecht der ganze Wald, wie Tannreis,
Duftet allwärts, wie Wachholder.

Das Lied ist der größern Hälfte nach mündlich. Ganz mündlich sind die Lieder von S. 103—113, darunter sechs Hirtenweisen, wovon hier eine mitgetheilt sei:

Schreite, Tag, zum Tannforst nieder,
Roll' herab zum jungen Birkwald,
Renn' in die Wachholderbüsche!
Laß nach Hause gehn den Hirten
Zu der bösen (schlichten) Wirthin,
Die mich peitschte mit dem Stampfholz,
Die mich schlug mit Brauhausholze!
Daß sie sehn mag meinen Hunger,
Geh in vollem Sprung zum Boden,
Wackelnd nieder in die Keller,
Klappernd mit den Rockestaschen;
Nehme etwas Ziegenbutter,
Hastig Schweinefleisch abschneide
Und abbreche Broteskante.

An diese mündlichen Sagen schließen sich, im Tone keineswegs verschieden, andere, die wieder aus gelehrten Quellen entlehnt sind: „Pflugweise" (S. 112 fg.), „Malweisen" (S. 119—123), wovon die zweite besonders innig ist. Ein tiefer Naturlaut ist das auch von Göthe nachgebildete Lied: „Des Mädchens Warten" (S. 122 fg.):

Führe Gott mir solchen Mann zu,
Dessen Ring mir passen möchte,
Dessen Brautschmuck taugen möchte,
Der angriffe sich, mich freite!
Aber komme nicht ein Dummer,
Komme wankend nicht ein Hinker!

Nie, so lange sie Leben hat, will sie im goldenen Mondschein auf Pfuschers Kleidern einschlafen. Aber käme der Wohlbekannte, der Vorgesehene:

Küssen wollt' ich ihn mit Küssen,
Wäre gleich sein Mund in Wolfsblut;
Herzen wollt' ich seine Hände,
Hinge Schlang' an Fingerspitzen.

Ebenso schön ist das mündliche: „Mädchens Klage" (S. 124 fg.), welches die Mutter schilt, die sie, „die arme, gepfuscht" hat. Lieber hätte sie kleine Steine gewaschen, Stücke Holzes eingewindelt, als diese Tochter zu solchen Liebeskümmernissen erzogen!

So hat Vater mich verlassen
So wie seine krumme Spindel;
So ist Bruder mir entfremdet,
Wie der dürren Tanne Eichhorn;
So geht mir vorbei die Schwester
Wie 'nem stein'gen Strande Fische.

Eher als ihnen Allen mag sie ihr Leid den Holzscheiten und Weidenbächlein erzählen, die es nicht weiter sagen; denn sie hat mehr Bekümmernisse als die Tanne Aepfel, die Fichte Zapfen, der Wachholder Knospen hat; kein Pferd im besten Priesterhofe könnte ihre Sorgen ziehen; Abends weint sie am Fenster, Morgens an der Scheune Schwelle und im Mondschein an der Tristthür. „Lachen und Weinen" (S. 128 fg.), mündlich, hat ein unclassisches Sylbenmaß, der Uebersetzer zählt es aber mit Recht zu den schönsten der Sammlung. Wir übergehen lieber die noch übrigen, wovon eine Ballade („Der blutige Sohn") aus dem Schwedischen übertragen ist, und schließen mit Anführung dieses köstlichen Liedchens:

Wandert' ich längs eines schönen Berges,
Längs des Strandes, voll des losen Sandes,
Ging ich zu dem Hofe meiner Schwester,
Setzte mir zu essen vor die Schwester.
Aß ich einen Bissen, halben Bissen,
Dachte immer nur an den Verlobten:
„Leget der Verlobte auf der Bahre,
Liegt das scharfe Schwert auf seinem Halse."
Weinen sollte ich um meinen Liebsten,
Aber kann vor Lachen gar nicht weinen;
Lacht der Mund mir, weint mein armes Herze,
Thränen träufeln nieder meine Augen,
Wie die Ströme rauschend niederfließen,
Die vom Falle hoch herunterstürzen.

S.

Eine rabbinische Anthologie.

Die Weisheit des Morgenlandes verbergen kurze Sprüche, Sentenzen, die uns zum Theil noch aufbewahrt sind und fortleben im Munde seiner Völker. Sie wurden von einzelnen Begebenheiten abgezogen und lenkten bald mit bildlicher Veranschaulichung, bald mit ein- und ausdrucksvoller Kürze, wie eine abgekürzte Fabel, ja selbst durch räthselhafte Reden den Verstand zur geschärften Aufmerksamkeit auf moralische Wahrheiten. Sie zogen durch die Frische ihrer Welt- und Naturüberschauung an, wie durch ihre symbolisch belehrende Beziehung der verschiedensten Lebensgestaltungen aufeinander. Die ganze Poesie ist in das gnomologische Fabelgewand gekleidet, das von unserer periodischen Gedankentracht weit abweicht, wie der geistreiche Herder sagt. Daher erklärt sich die ungeheure Menge von Sprüchen und Sprüchwörtern bei allen morgenländischen Völkern. Wem sind nicht die beiden reichen Sammlungen arabischer Sprüche des Meidani, welche H. A. Schultens (London 1775 und Leyden 1795) herausgab, bekannt, sowie die „Anthologia sententiarum Arab. cum scholiis Zamachjarii" (Leyden 1772)? Wer kennt nicht den Dichterweisen der Perser Ferideddin-Attar unter dem Namen „Pend-Nameh, d. i. Buch des Rathes", von Sylvester de Sacy herausgegeben (Paris 1809) und die Sprüche der Türken in v. Hammer's „Morgenländischem Kleeblatt"? Ja, selbst der von Ref. anzuzeigenden „Rabbinischen Anthologie oder Sammlung von Erzählungen, Sprüchwörtern, Weisheitsregeln, Lehren und Meinungen der alten Hebräer. Ein unterhaltendes und zugleich belehrendes Buch für Jedermann. Aus den Quellen entnommen,

übersetzt und erläutert und mit den nöthigen Registern versehen, von R. J. Fürstenthal" (Breslau 1834, gr. 8., 1 Thlr. 16 Gr.), und ihren jüngern Schwestern von Hurwitz („Sagen der Hebräer") und Weil ist die reiche Sammlung von Johann Buxtorf, „Florilegium hebraicum" (Basel 1648), vorangegangen, die, wie es uns scheint, von Hrn. Fürstenthal nicht gekannt, oder absichtlich ins Dunkel gestellt worden ist. Die lange, ein solches Unternehmen in unsern Tagen gegen Philosophen, Heterodoxen, Orthodoxen und Indifferentisten zwecklos und ziemlich ungeschickt vertheidigende Vorrede sollte wol dankbar des alten Buxtorf gedenken. Wer sie liest oder gelesen hat, wird uns die Beweise für die Wahrheit unsers Urtheils über sie erlassen. Wohl ist's ein anderer Zweck, ein anderes Publicum, für welches diese „Anthologie" bestimmt ist, als für welches Buxtorf so sorgfältig arbeitete. Das Fürstenthal'sche soll Jedermann unterhalten und belehren; aber der Gelehrte ist doch nicht ausgeschlossen. Für ihn muß wol der Originaltext abgedruckt, so manche Notiz beigebracht, hier und da auch ein lateinisches Wort eingemischt sein. Ueber das Alles wollen wir hinwegsehen und nur untersuchen, ob das Gegebene wohl gewählt, moralisch geltend und bindend, verständlich für Jedermann vorgetragen ist. Beachten wir zunächst, was der Verf. vor Allem bezweckt, dem israelitischen Religions- und Volkslehrer ein Werk zu geben, das demselben einen beliebigen Text zu seinen Vorträgen biete und zu dem Ende durch diese gesammelten Sentenzen die Aussprüche der heiligen Schrift erläutere (Vorr. S. XII). In der Erklärung mehrer Sentenzen ist's geschehen; warum nicht auch in Nr. 124? Hier mußte Pred. Sal. 12, 2—4. seine Erklärung finden. Wir haben uns mehre Stellen angestrichen, wo keine Rücksicht auf die Bibel genommen ist und wo sie doch so klar am Tage liegt. Soll das Buch verständlich — das muß es sein, wenn es unterhalten und belehren soll — sein, warum sind viele Stellen nur in der Originalsprache abgedruckt, nicht übersetzt, auch wol nicht erklärt? Warum fehlen schweren Stellen grade Erklärungen? Wie viele Erklärungen sind in ebenso viele dunkle Erzählungen gelegt und nicht frei gegeben?

Der ausgehobenen Stellen finden sich hier 504 und unter ihnen viele, die weder durch Bild, noch Kürze und Kraft des Ausdrucks, noch durch Witz sich auszeichnen. Warum so viele, die an sich selbst so klar sind und den Charakter von Sentenzen gar nicht haben? Sie alle durchzumustern, mangelt Ref. Zeit und dem Blatte Raum. Beide wären auch verschwendet, das Buch selbst würde dadurch nicht verbessert und seinem Zwecke näher gebracht. Der Gewinn für die Literatur ist auch unbedeutend, wie der moralische Nutzen dieser Sentenzen gering.

Wer des Hrn. Verf. „Selichot", ein Buch, das wir nicht gesehen haben, liebgewonnen hat, hat wahrscheinlich auch sein dankbares Wohlwollen dem Verf. durch Unterzeichnung auf dieses an den Tag gelegt und wird sich, ohne daß er es selbst anpreist, oder wir anpreisen wollen, dankbar befriedigt fühlen. Wir wünschen Jedem Zeit und Geduld und ein großes Maß von Genügsamkeit. 118.

Aus Italien.

In Nr. 206 d. Bl. berichteten wir von der großen Aufmerksamkeit, welche die Italiener neuerdings der Pflege des Seidenwurms schenken. Es war dort von Lomeni's Entdeckungen über das Eigenthümliche der für die Seidenwürmer so gefährlichen Krankheit des calcino die Rede. Viel begründetere auf das allgemeine Thierleben sich erstreckende Bemerkungen gibt jetzt ein in Lodi lebender Seidenzüchter (bigattiere) Dr. Bassi in seiner Schrift „Del mal del segno, calcinaccio o moscandino, malattia, che affligge i bachi da seta e sul modo di liberarne le bigattaje anche le più infestate" (Lodi 1835), der das eigenthümliche Uebel für eine kryptogamische Pflanzenbildung erklärt, die mit dem Insekte sich von innen heraus ausbildet und in minderm Grade auch bei andern Geschlechtern der Insekten angetroffen wird. Bei einzelnen Koleopteren entdeckte Pollini z. B. ein Dematium (nach Persoon), das er als Dematium coleopterorum genauer bezeichnet hat. Leider scheint die Contagiosität dieser Pest ausgemacht, und ihre Verbreitung wird durch die von Bassi angeführten Ansteckungsmittel sehr begreiflich. Chemische Mittel scheinen die einzig wirksamen dagegen, und es ist nicht zu billigen, daß Dr. Bassi, der mit so großer Offenheit seine Erfahrungen ausspricht, diesen zweiten Theil, der die Heilmittel lehrt, vom ersten seines Werkes noch getrennt hat. Wichtig für die Seidenzüchter war bei der Besorgniß, die diese Seuche fortwährend erregt, die Nachricht, welche Hr. Arago zu Paris aus einem Briefe eines in Bogota sich aufhaltenden Beobachters mittheilte, daß in der Provinz Cosanara in Südamerika eine weit kräftigere, auf Myrten lebende Seidenraupe sei entdeckt worden, die man gewiß bald zu Versuchen nach Europa bringen wird. Ehe diese Hoffnungen sich bestätigen, mag der gutgemeinte Vorschlag eines Propstes zu Rivolta, des P. Beltrami, noch zur Beachtung empfohlen sein, der den Maulbeerhecken vor allen andern Arten der Anpflanzung den Vorzug gibt. Er hat ihn in einer Schrift: „Utilità prodigiosa dei boschetti a gelsi sopra tutti gli altri raccolti della campagna" (Lodi 1835) aufs Neue erörtert.

Ein Meisterstück der neuern Geodäsie ist die „Carta topografica del regno Lombardo-Veneto, costrutta sopra misure astronomico-trigonometriche ed incisa a Milano nell' Istituto geografico-militare dell' I. R. Stato Maggiore Generale austriaco, pubblicata nell anno 1833", von der jetzt die zweite Lieferung ausgegeben ist. Die genauesten Messungen liegen ihr überall zum Grunde, und bei der Sorgfalt, die auf die Ausführung verwandt ist, finden selbst Geognosten hier überraschende Aufschlüsse. Dabei ist der Preis ungewöhnlich mäßig angesetzt. Für die Unterzeichner auf das Ganze vor der Vollendung beträgt er nur 210 östr. Lire; nach der Vollendung wird die Karte unweigerlich auf 240 Lire erhöht werden; für die Blätter eines einzelnen Guberniums, die vor der Vollendung 135 Lire den Subscribenten zu stehen kommen, wird er dann zu 150 Lire erhöht. Ihren vollen Werth zu erkennen, mag man sie mit der sehr verdienstlichen Karte der Lombardei, die 1834 zu Mailand bei den Brüdern Bettalli in Atlasformat erschien („Carta della Lombardia contenente le provincie di Milano, Lodi e Crema, Pavia, Cremona, Brescia, Bergamo, con gran parte di quelle di Como e Mantova e stati limitrofi ec."), gestochen von Stucchi, vergleichen; einer sehr werthvollen Karte, so lange sie nicht solche Vergleichung bestehen muß. Noch können als Karten neuern Datums für das ewig merkwürdige Land die „Carta d'Italia postale, itineraria ed amministrativa per uso de' viaggiatori e degli studenti disegnata ed incisa da *Gio. Batt. Bordiga*" (Mailand 1835) in Atlasfolio, und für einen enger beschränkten Umkreis die „Carta topografica della prov. di Pavia dell' ingegnere *Giov. Verri*", gleichfalls in Atlasfolio, empfohlen werden, deren letztere nach einem größern Maßstabe als die andere gearbeitet ist. Sie alle fodern zur Vergleichung mit den gleichartigen Unternehmen anderer Länder heraus und bestehen den Wettstreit durch Gewissenhaftigkeit in der Arbeit. Mit dieser den Geographen und Statistikern wichtigen Nachricht verbinden wir die Hinweisung auf ein Werk, das, aus Quellen geschöpft, über ein bisher völlig vernachlässigtes Gebiet vielfache Aufklärung schafft: „Della storia delle finanze del regno di Napoli, libri VII del cav. *Lod. Bianchini*" (Thl. 1, Neapel 1834), und vereinigen damit die „Cenni di statistica mineralogica di S. M. il Re di Sardegna per cura di *Vinc. Barelli*" (Turin 1835), in vielfacher Hinsicht eine Eroberung über die regna furvae Proserpinae. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 290. — 17. October 1835.

Peru.

Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome während der Jahre 1827—32 von Ed. Pöppig. Zwei Bände. Nebst einem Atlas von 16 Blättern in Royalfolio und einer Reisekarte. Zweiter Band. Leipzig, F. Fleischer — Hinrichs'sche Buchhandlung. 1835. Gr. 4. Subscriptionspreis für beide Bände nebst Atlas 13 Thlr. 8 Gr. *)

Die schneidendsten Gegensätze überraschen den Reisenden, der, dem gewöhnlichern Wege folgend, nach Berührung der immergrünen Küsten des südlichen Chile und nach kaum zehntägiger Seereise seinen Fuß auf den Boden Perus setzt. Nicht genug, daß während der einen Hälfte des Jahres dichte Nebel unfreundlich über dem Lande sich lagern, und daß die seltenen Sonnenstrahlen höchstens einzelne Striche beleuchten, die ohne Ausnahme vom Fluche ewiger Unfruchtbarkeit getroffen sind, lehrt kurze Bekanntschaft, daß das Küstenland denselben Character mit unveränderlicher Treue in seiner ganzen Länge trage. So weit von den meisten Standpunkten am Meere das Auge reicht, dehnen nur steinige Flächen sich aus, auf denen kein Baum ergrünt, und wo höchstens schmale Streifen von gelbgrüner Farbe eine Ansammlung von salzliebenden Pflanzen und unansehnlichem oder dornigem Gesträuch verkünden. Niedrige Felsberge erstrecken sich landeinwärts, bald näher, bald ferner vom Gestade, als die einstigen Grenzen des immermehr zurücksinkenden Oceans; allein ihre Dürre übertrifft noch diejenige des Vordergrundes. Selbst wenn die Nebel, die einzigen Ersatzmittel der Regen, gewichen sind und die tropische Sonne im unverhüllten Glanze herabstrahlt, gewinnt das Bild nichts an Schönheit; denn der Schmuck der Pflanzenwelt und das fröhliche Leben der Thiere bleiben auch dann dem wasserarmen Boden fremd. Nur da, wo aus den Schlünden der Anden ein geringer Strom hervorrieselt und ein flaches Thal sich gebildet hat, erscheint eine kurze Unterbrechung jener traurigen Scenen; denn nur dort finden die dünnverstreuten Einwohner Gelegenheit zu einer mühsamen Benutzung des auch unter solchen Umständen nicht immer dankbaren Bodens. Ein allgemeines Unglück wäre das Versiegen dieser spärlichen Wasserfäden, welche der Gebirgsschnee ernähret; denn ängstlich benutzt man sie bis auf den letzten Tropfen zur Befruchtung der steinigen Felder. Jenseit dieser beschränkten Bezirke der künstlichen Bewässerung beginnt von Neuem die Wüste, voll von Steingerölle oder von Hügeln eines leichtbeweglichen Flugsandes, deren Veränderlichkeit oft selbst den eingeborenen Führer zum Verirren bringt. So groß ist die Trockenheit des leichten Bodens, daß man dort nach mehr als drei Jahrhunderten die Leichname im Zustande der vollkommensten Erhaltung findet, die, wenn anders der Sage zu trauen ist, zum großen Theile von Verzweifelnden herrühren, welche nach dem siegreichen Eindringen der Spanier, sich von den Ihrigen lebendig mit Sand verschütten ließen. Unfähig wäre ein solches Land, auch bei dem größten Fleiße seiner Bewohner, eine nur irgend bedeutende Menschenmenge zu ernähren, schlösse es nicht höhere Gebirgsgegenden in sich. Die Anden Perus, die auch in ihrer mittlern Höhe noch weit über die Cordillera von Chile hervorragen, bieten theils Thäler, theils abgeplattete Kämme, die trotz ihrer Nähe an der Linie des ewigen Schnees ein erträgliches Klima genießen und fruchtbar sind. Indessen wird die Kreuzung ihrer höchsten und kaum bewohnbaren Schneide erfodert, ehe man das Land erreichen kann, wo die Natur von Neuem lacht, wo noch tausend Quellen künftigen Reichthums ungekannt und ungenutzt vorhanden sind. Dort breiten sich Gefilde aus, die theils am Abhange, theils schön am Fuße der Kette der Anden gelegen, höchstens mit niedrigen Bergen durchschnitten, mit einem Laubmeere bedeckt sind, an Schönheit des Klimas Chile gleichen, aber an Menge und Herrlichkeit der Producte um Vieles dieses Land übertreffen. An sie reihen sich noch innerhalb der weitschichtigen Grenzen jene unendlichen Ebenen, wo Riesenflüsse, die durch einsame Forste unbenutzt ihre breiten Wellen hinwälzen, zwischen den weitentfernten Wohnungen einer überaus zahlenarmen Bevölkerung die einzigen Verbindungswege herstellen.

So viel zur allgemeinen Charakteristik des alten Reiches der Inkas, das mit selten passender Emphase der heutige Peruaner mit dem Namen des Landes der Sonne zu belegen pflegt. Aus solcher Verschiedenheit des Bodens und der Erhöhung über dem Meere entwickelt sich eine

*) Vgl. Nr. 72—75 d. Bl. Die Uebersicht des eben erschienenen zweiten Bandes ist gleichfalls vom Verf. für diese Blätter geschrieben worden. D. Red.

gleich große Verschiedenheit der Producte, des Klimas und selbst der Menschen. An jene trostlosen Küstenstriche stoßen die westlichen Abhänge der mächtigen Andenkette, die, nach unten überall sichtbar, fast immer ihre beschneiten Häupter in einem düstern und drohenden Schleier von Wolken verbirgt. Nie gelangen jedoch diese bis auf die versiegenden Flächen zunächst dem großen Ocean, und die Geschichtschreiber merken als ein nationelles Unglück es an, wenn einmal im Laufe eines Menschenlebens ein wahrer Regen sich ergoß; denn die Bauart der Häuser und die häusliche Einrichtung sind nicht für eine solche Erscheinung berechnet, und so groß ist der angerichtete Schaden, daß sich der Unfall noch lange im Gedächtnisse des Volkes erhält. Nur eine Tagereise wird erfodert, um den Bewohner der Hauptstadt an die Grenze der Regen zu führen, die, wenige Tausend Fuß über den Spiegel des Meeres erhaben, fast an allen Orten dieselbe ist. Die steilen Thäler, durch welche allein die Ersteigung der höchsten Schneide der Anden möglich ist, sind weiter unten so steinig und so dürr wie irgend eine Stelle der öden Gestade; allein schon ist das Wasser minder selten, und so vermag doch wenigstens der Menschenfleiß ausgedehntern Stellen das freundlich grüne Gewand anzuziehen, dessen Mangel kein wolkenleerer Himmel und keine Schönheit des Klimas je vergessen machen kann. Ein besseres Land beginnt, wenn man die Höhen erreicht, die in Europa etwa die höchsten Alpenpässe bezeichnen, und die Felder, mit europäischen Cerealien bebaut, verkünden die größere Fruchtbarkeit und Feuchtigkeit des Bodens und die Verminderung der Alles vernichtenden Trockenheit der Luft. Dies sind die Gegenden, die fast allein die Bewohner der Küste mit Nahrungsmitteln versehen; denn das herrliche Land im Osten der Gebirge ist zu entlegen, oder der Mangel an Wegen scheidet es von den größern Städten so wirksam ab, als nur ein Meer es vermöchte. Höher hinauf verändert mit jeder Stunde sich die Scene mehr und mehr; die wechselnden Producte des Bodens dienen fast als Thermometer und lassen die zunehmende Erhebung über das Meer richtig abschätzen. Nicht unbedeutende Ebenen erstrecken sich auf den Anden Perus in einer Region der Atmosphäre, welche in unserm Welttheile nur wenige Bergspitzen erreichen. Rings umgeben von den Gipfeln der Cordilleren, tragen sie die höchsten der bekannten Wohnsitze der Menschen; aber Klima und Armuth des Bodens verhindern auf ihnen fast jede Cultur. Auf dem Sandsteine, der meistens die oberste Schichtung bildet, liegt nur zertrümmertes Gerölle, das aber durch dicke Lagen von Torf dem Blicke entzogen wird. Das Herabrinnen des schmelzenden Eises der nahegelegenen höchsten Gipfel verwandelt diesen Boden in eine schwammige Masse, aus der auf die einfachste Weise zahlreiche Ströme mit regelmäßigem Zufluß versorgt werden. Sparsame Wiesen, doch meist nur mit stacheligen Grasarten bewachsen, wechseln mit zahlreichen Seen, die, unergründlich tief in starrer Ruhe daliegend, die nackten Felsen ihrer Ufer mit größter Treue abspiegeln. Nur moosähnliche Alpenpflanzen, die meistens kränklich und halbvergiftet aussehen, entkeimen diesem Erdreich, und getäuscht wird der Reisende, der mit der Meinung sich diesen großen Höhen nahete, daß auf ihnen sich etwas Außerordentliches dem neugierig suchenden Auge darbieten müsse. Zeugten nicht sparsam verstreute Zuchtthiere von der Nähe des Menschen, so müßte Jeder sich allein glauben auf diesen Mooren oberhalb der Wolken, wo unter dem Einflusse der Kälte und der Veränderlichkeit des Klimas die Pflanzenwelt verkümmert, und der Indianer, der dem Druck durch solches Exil sich zu entziehen sucht, nur in halbunterirdischen Hütten zu wohnen wagt. Vier Tage reichen hin, um sich aus der Zone der Palmen nach diesen schneeigen Einöden zu versetzen, aus dem Extrem des einen Klimas in das andere überzugehen. Mehr als durch die Kälte, die nie einen bedeutenden Grad erreicht, wird dieses durch die Veränderlichkeit seiner Erscheinungen bezeichnet. Wenn nach einer stillen kalten Nacht, der eines mildern Winters in Deutschland vergleichbar, die Sonne aufgeht, so verkündet wol Alles einen hellen Tag; allein betrüglich sind diese Zeichen. Bald beginnt es zu thauen, und nicht selten sind zwischen den Bergen mit ewigem Schnee die Sonnenstrahlen um Mittag so heftig, daß die getroffene Oberhaut des menschlichen Körpers sich entzündet und ablöst. Kälte schüttelt aber Denjenigen, der nur für wenige Augenblicke den Schatten aufsucht; denn nie ist dort die Atmosphäre gleichmäßig durchwärmt. Da entwickeln sich aus dem halb gefrorenen, halb aufgethauten Boden Nebelwolken mit ungewöhnlicher Schnelle; ein rauher Wind saust über die pflanzenlosen Flächen; die nächsten Gegenstände werden unsichtbar, und mit größter Gewalt stürzt Schnee und Hagel aus den Wolken herab. Nichts bezeichnet wol die Sonderbarkeit jenes Klimas so sehr als die Thatsache, daß selbst die unverhüllt scheinende Sonne nicht das erheiternde Licht verbreitet wie in allen niedrigern Gegenden, und daß die vielen Abstufungen des letztern in der dünnen Atmosphäre der höchsten Gegenden Perus so sehr verschwinden, daß zwischen ihm und dem tiefen Schatten durchaus keine Abstufungen bemerkbar sind. Ist unter mehrfachen Veränderungen der Nachmittag herbeigekommen, so stellen sich nicht selten Gewitter von größter Furchtbarkeit ein, oder ein plötzliches Schneefallen wechselt mit der Sonnenhitze; oder bisweilen folgt ein heiterer Sonnenuntergang und schließt versöhnend einen Tag, der unter jenen Leiden, wie sie vom Besuche der höchsten Gegenden unserer Erde unzertrennlich sind, dem Fremden verfloß. Ein neues wunderbar verschiedenes Land beginnt auf der östlichen Seite jener traurigen Höhen; denn nicht minder schnell als auf dem entgegengesetzten Abhange sinken auch hier die Berge ab, und mit jeder Stunde des Weges vermehrt sich die Freundlichkeit der Scene und die Milde des Klimas. Auf einer Höhe, die im mittlern Europa nur noch vereinzelte Dörfer trägt, liegen an dem östlichen Abhange der peruanischen Anden die gesegneten Thäler, in denen die Cultur nordischer und tropischer Nutzpflanzen fast nebeneinander getrieben werden kann. Der Mensch, der Lockung nachgebend, hat dort sich dichter angesiedelt als in den andern Gegenden des weiten und alle Temperaturen bietenden Landes; denn

grade diese Thäler besitzen die Reize und versprechen die Vortheile sowol der tropischen als auch der gemäßigten Himmelsstriche, ohne dafür den Bewohner zur Ertragung eines der Uebel zu verurtheilen, von denen weder das eine noch das andere der genannten Klimate völlig frei ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen über die Temperatur des Gesteins in verschiedenen Tiefen in den Gruben des sächsischen Erzgebirges in den Jahren 1830 — 1832, angestellt auf Anordnung e. k. f. hochverordneten Oberbergamts und zusammengestellt von F. Reich. Nebst zwei Beilagen: I. Ueber die kurprinzer lauwarme Quelle. II. Ueber das perennirende Eis im Sauberge. Freiberg, Engelhardt. 1834. Gr. 8. 1 Thlr.

Die vorliegende Schrift gibt Beiträge zur Beantwortung einer sehr interessanten Frage. Wie viel ist schon darüber gestritten worden, ob die Erde eine von der Sonnenwärme unabhängige innere Wärme habe, oder nicht, und noch mehr darüber, wo dieser Quell der Wärme, wenn er wirklich vorhanden, zu suchen sei. Eine eigenthümliche Erdwärme selbst wird nun wol heutzutage nicht mehr abgeleugnet werden können, wenn auch wirklich noch Eis auf dem Grunde des Meeres entdeckt würde, und wenn auch die sogenannten Aeolushöhlen, wie die bei Scelize in Ungarn, in welcher grade in den Hundstagen solche ungeheure Massen von Eis liegen, daß nach Parrot 600 vierspännige Wägen nicht im Stande wären, es auszuführen, noch viel häufiger wären, als sie wirklich sind. Denn die Kälte der Meerestiefe läßt sich aus dem Niedersinken der Kältern und hierdurch schwerern, beständig vom Pole nach dem Aequator hinströmenden Wassermasse gut erklären, wenn man nicht sogar, was sehr wahrscheinlich ist, eine Wiederzunahme der Wärme in noch größern Tiefen des Meeres beweisen kann; und die Kälte der Aeolushöhlen, welche zum Theil, wie die erwähnte ungarische, im Winter eine weit höhere Temperatur haben als im Sommer, mag wol aus fernen unterirdischen Eisbehältnissen, aus ihrer unterirdischen Verbindung mit ferngelegenen oberirdischen Gletschern entspringen, oder, was noch wahrscheinlicher ist, die Wirkung der Ausdünstung dieser nassen Höhlen sein. Der Verf. theilt im Anhange seine Vermuthungen über den Ursprung des Eises im Sauberge mit und vermuthet, daß auf ähnliche Weise die für die Theorie der Erdwärme sehr lästigen Resultate der Beobachtungen in schwedischen Gruben, in welchen, wie von Wallmann namentlich in Fahlun, eine Temperaturabnahme bemerkt wurde, wol zu erklären sein möchten. Alle übrigen Beobachtungen — und der Verf. gibt eine sehr vollständige Uebersicht der hierher gehörenden Literatur —, selbst die Beobachtungen in den verschiedensten Theilen der Erde, wie die von Humboldt in Mexico und Peru, stimmen darin überein, daß die Temperatur zunimmt, je tiefer man in die Erdrinde eindringt. Nur scheint eine Gleichmäßigkeit in dieser Temperaturabnahme durchaus nicht stattzufinden. Namentlich haben manche Straten, z. B. die kohligen, die viel atmosphärische Luft absorbiren und viel Gas exhaliren, eine viel höhere Temperatur als andere benachbarte. Im Allgemeinen nimmt man gewöhnlich an, daß die Temperatur mit je 110 Fuß Tiefe um 1 Grad zunehme, obgleich in den Gruben von Cornwallis die Temperatur schon auf je 80 Fuß Tiefe um 1 Grad höher gefunden wurde. Am interessantesten mag es aber sein, den Gelehrten zu folgen, die, wenn sie kaum die Erdrinde aufgewühlt haben (denn auch die tiefsten Gruben, wie die von 3000 Fuß in Kitzbühl in Tirol, verhalten sich noch zur Entfernung der Erdoberfläche von dem Mittelpunkt wie 1 zu 20,000), in der winzigen Grube sogleich ihr Hypothesenseil befestigen, um sich daran bis zum Erdkern hinabzulassen. Bekanntlich sind auf diese Weise Viele, Makram an der Spitze, glücklich bei einem Centralfeuer der Erde oder einem fortwährend glühenden Erdkern angekommen; Andere glauben, die Erde, ehemals eine glühende Kugel, kühle sich jetzt durch die Jahrtausende ihres Bestehens an der äußern Kälte ab, und noch Andere behaupten, und wol am richtigsten, die innere Wärme der Erde werde auf organische Weise erregt.

Was nun die vorliegenden Beobachtungen über die Gruben in dem sächsischen Erzgebirge anbelangt, so schließen sie sich würdig an die bekannten, durch Trebra in den freiberger Gruben angestellten an. Die äußerste Sorgfalt in der Auswahl und in der Correction der Thermometer sowie in der zweckmäßigsten Aufstellung derselben (in Bohrlöchern), ebenso die häufige und unter verschiedenen atmosphärischen Einflüssen vorgenommene Wiederholung der Beobachtungen, mit einem Worte alle Anordnungen zu dem Geschäfte geben Zeugniß für die größte Pünktlichkeit der gewonnenen Resultate. Dieselben finden sich in folgenden Sätzen zusammengefaßt: „1) Die Temperatur der Erdoberfläche im sächsischen Erzgebirge würde im Niveau des Meeres 10,22° C. betragen und auf je 100 Metre Höhenzunahme um 0,517° C. oder auf 193, 4 Metre um 1° C. abnehmen. 2) Die mittlere Lufttemperatur im Niveau des Oceans würde ebendaselbst 9,27° C. sein und die Abnahme derselben 0,574° C. auf 100 Metre oder 1° C. auf 174, 2 Metre. 3) Die mittlere Temperatur der Erdoberfläche ist bei uns fast 1° C. höher als die aus der Beobachtung eines frei im Schatten hängenden Thermometers abgeleitete mittlere Lufttemperatur. 4) Die Wärmezunahme im Innern beträgt auf 100 Meter 2,39° C. oder 41,84 Metre auf 1° C.“ — Die Erklärung des perennirenden Eises im Sauberge stützt der Verf. besonders auf Kupffer's Satz: „Die kalte Luft, die sich im Winter in die Höhle hinabsenkt, kann im Sommer, wegen ihrer größern specifischen Schwere, nicht so leicht wieder heraus, oder wird nur durch die kältesten Luftschichten wiederersetzt.“ Allein der Verf. meint, daß grade auch der starke Luftzug, der durch das poröse Gestein streiche und die stets darin enthaltene Feuchtigkeit zum Verdampfen bringe, zur Erkältung beitrage. 20.

Ein Duell im Jahre 1613.

Zweikämpfe wie Galanterien charakterisiren auf besonders eigenthümliche Weise die Zeit, in welcher sie vor sich gehen; ebenso wie man anders liebte zu Shakspeare's, zu Cromwell's, zu Ludwig XV. Zeit, ebenso kämpfte man auch anders, denn Ehre und Liebe saugen ihre Nahrung aus den Interessen und aus der Mode der Gegenwart. Folgende Begebenheit, die wir aus einem französischen Blatt mittheilen, gehört in dies Capitel.

Bei einer Excursion nach der romantischen Küste der Grafschaft Fife näherte ich mich auch der Burg Culroß, um die prächtige Abtei dieses Namens zu besuchen, eine der schönsten Hervorbringungen der gothischen Baukunst. Da es bereits spät war, als ich in Culroß ankam und die Abtei nicht mehr in Augenschein nehmen konnte, begab ich mich nach dem Ufer des Meeres und bestieg die hohen Hügelreihen, welche die Burg gegen Nord und Süd begrenzen und an deren Fuße sich die heutzutage fast nur noch aus erhabenen Ruinen bestehende Abtei erhebt. Am nächsten Morgen jedoch bei guter Zeit klopfte ich an die Thüre des Sacristans, der mir mit der größten Zuvorkommenheit alles Merkwürdige zeigte.

Die unzähligen Details, welche ein Werk der gothischen Kunst dem Beschauer darbietet, verfehlen nie einen großartigen Eindruck zu machen. Diese Schnörkel aufgeschwungener Bogen, dieses Blätter- und Rosenwerk, diese gewaltigen Säulen, welche nur noch schwach an die freiere, schlanke Periode des Griechenthums erinnern, diese kühnen Wölbungen, diese Ciselirungen, Zickzacksäumchen und Arabesken, welche doch am Ende in einen und denselben tiefen Grundgedanken zusammengehen, die ungeheure Genauigkeit und Nettigkeit, womit dies Alles ebenso

zierlich der Masse abgerungen ist, wie der Steinschneider ein feines Symbol in den Diamant gräbt, dies Alles kann den Bewunderer des Schönen tage- und wochenlang beschäftigen und ganz in Anspruch nehmen. Nachdem wir das Portal, die obern Galerien, den Chor und die beiden herrlichen, neuerdings restaurirten Thürme in Augenschein genommen hatten, führte mich der Sacristan in das unterirdische Gewölbe hinab, wo die sterblichen Reste der alten Herren von Gulroß ruhen. In einer der dunkelsten Partien dieses Gruftgewölbes machte mich mein Führer auf eine Art von Altar aufmerksam, auf welchem man die einfache Inschrift: „Fecimus", und ein wenig weiter unten die Worte las: „Hier ruht das Herz von Eduard Lord Bruce".

Mein Führer, der mir zur Seite schritt, bemerkte mein Erstaunen: „Kennen Sie nicht das unglückliche Schicksal des Lord Bruce? Dies ist sicherlich eine der ergreifendsten Geschichten. Nach dem Zweikampf, in welchem er erschlagen ward, schloß man sein Herz in ein silbernes Kästchen und sandte es seiner trostlosen Mutter, die es hier beisetzen ließ." Die Einzelheiten, welche mir der Sacristan weiter berichtete, hatten meine lebhafte Theilnahme erregt; ich bat ihn, mir die ganze Geschichte zum Besten zu geben, was er auch that; und so ist denn nachstehende Erzählung ein treuer Bericht aus dem Munde meines Führers, in welchem ich keine Sylbe verändert habe.

Eduard Lord Bruce, Sohn des Lord Bruce, der einst der englischen Krone so außerordentliche Dienste leistete, war einer der schönsten und ausgezeichnetsten Hofcavaliere. Man bewunderte sein vortheilhaftes Aeußere, die Zierlichkeit und Courtoisie seiner Manieren, die Regelmäßigkeit seiner Züge, seine ausgezeichnete Gewandtheit in allen körperlichen Uebungen. Fast keiner der jüngern Hofleute erweckte so viele Hoffnungen als er, mit Ausnahme des jungen Sackville, der mit ihm wenigstens hinsichtlich der äußern Vortheile rivalisirte. Sackville, Sohn des Grafen von Dorset, war von seiner frühesten Kindheit auf mit dem Lord Bruce durch die Bande der innigsten Freundschaft verbunden, und dennoch waren ihre Charaktere gänzlich verschieden. Mit den edelsten Eigenschaften, die ihn der schönsten Handlungen fähig machten, vereinigte Sackville einen lebhaften, aufbrausenden, streitsüchtigen Geist und überließ sich, häufig unfähig, der Verführung zu widerstehen, oft den Ausschweifungen und Thorheiten der Jugend. Bruce hatte es oft versucht, den heftigen und leidenschaftvollen Charakter seines Freundes zu dämpfen und zu leiten; aber seine Mühen waren im Allgemeinen vergeblich gewesen, wenngleich in einzelnen Fällen der Einfluß des besonnenen Freundes nicht zu verkennen war. Beide waren als Knaben am Hofe Jakob VII. als Pagen gewesen, und hier hatten sie sich, gleich den ungleichnamigen Polen, welche sich anziehen, zuerst zusammengefunden. Beide waren ungefähr 15 Jahre alt, als Sackville die Erlaubniß erhielt, den Sommer mit seinem Freunde auf seinen Gütern in Schottland zuzubringen. Eines Tages beabsichtigten sie hier eine Jagdpartie und waren eben im Begriff auszureiten, als ein armes Weib, welches sich mit Wahrsagen abgab, sich im Schloßhofe zeigte, vielleicht um sich eine Gabe zu holen. Beim Anblick dieser Frau, die, ganz in Lumpen gehüllt, eben keine erfreuliche Gestalt zeigte, wurden die Pferde der jungen Edelleute scheu und Sackville stürzte mit dem seinigen. Wüthend sprang dieser herab, ging unter heftigen Scheltworten mit der Reitpeitsche auf die Alte los und war eben im Begriff, unbarmherzig auf sie loszuschlagen, als Bruce noch zur rechten Zeit herbeilief. „Beruhige dich nur", sagte er zum Freunde; „siehst du denn nicht, daß du eine Wahrsagerin vor dir hast? Nimm dich in Acht, daß sie dich deine schlechte Behandlung nicht bereuen läßt." „Ich beunruhige mich nicht wegen dieses Vielleicht", entgegnete Sackville; „ich erinnere mich nur Dessen, daß ihre Erscheinung mich fast den Hals gekostet hat." „Ich wiederhole es dir, es ist eine Zauberin; es gibt keinen Menschen in der ganzen Grafschaft, der nicht lieber den Hals bräche, ehe er ihr ein böses Wort sagte."

Das arme Weib, welches bisher stillgeschwiegen hatte, wandte sich jetzt an Sackville. „Reitet nur immer auf die Jagd", sprach sie; „aber vielleicht werdet ihr es einst bereuen, ein armes Weib, wie ich bin, so gemishandelt zu haben. Ihr werdet", setzte sie hinzu, „einst aus einer ganz andern Ursache ausreiten, alsdann wird nur der Eine von euch lebend zurückkommen und alle Ursache haben, das Schicksal seines Freundes zu beneiden."

Unsere beiden Freunde waren nicht aufgeklärt genug, sich über den damals noch so einflußreichen Aberglauben hinwegzusetzen. Sie zwangen sich, ihre gute Laune beizubehalten, aber der Eindruck, den die Worte der Alten auf sie gemacht, war zu mächtig, und es war ihnen zu Muthe wie einem Verbrecher vor den Schranken, über den man soeben das Todesurtheil gesprochen hat. Doch diente diese Begebenheit nur dazu, sie noch fester aneinander zu knüpfen, und nach einigen Jahren verlobte sich Lord Bruce mit Clementine Dorset, der Schwester seines Freundes, einer der größten Schönheiten und glänzendsten Partien am Hofe der Königin Anna. Das einzige Hinderniß, welches ihrer völligen Vereinigung entgegentrat, war noch ihre beiderseitige Jugend, weshalb die beiden Familien es für gut fanden, die Heirath noch aufzuschieben.

So angenehme Umstände hatten das Andenken an die widerwärtige Prophezeiung der Alten in dem Gedächtniß der Freunde ganz verwischt.

In dieser Zeit überließ sich leider der junge Sackville mit aller seinem Alter eigenthümlichen Heftigkeit den zügellosesten Ausschweifungen. Vergebens bemühte sich der Freund, die Sprache der Vernunft zu ihm zu reden. In dem Hause des Grafen Dorset, wo eine große Strenge und Sittlichkeit herrschte, klagte man laut über die unordentliche Lebensweise des jungen Mannes. Eduard besuchte jeden Abend die Familie des Grafen, und sein Besuch verlängerte sich gewöhnlich bis in die Nacht hinein, während dessen Sackville außerhalb sich in Zügellosigkeiten aller Art verlor. An einem Abend, den Eduard ebenfalls in diesem Cirkel zugebracht, wo er sich den schönsten Hoffnungen für die Zukunft hinzugeben pflegte, kehrte Sackville früher als gewöhnlich, taumelnd von dem genossenen Wein, nach Hause zurück, schimpfte und schrie gegen einen jungen Schotten, mit dem er über Tische in Händel gerathen war und den er, wie er sagte, empfindlich gezüchtigt haben würde, wenn nicht die andern schottischen Hunde sich darein gemischt hätten.

Eduard, als geborener Schotte, verschmerzte einen Augenblick die ihm von dem Freunde widerfahrene Kränkung. Als jedoch dieser immer wüthender auf die Schotten schimpfte und sie wiederholt alle Schurken nannte, da gewann es Jener nicht länger über sich, zu schweigen, und entgegnete mit einiger Bitterkeit, er hoffe doch, daß in seinen Behauptungen Ausnahmen gelten würden. Allein außer sich vor Wuth, schrie Sackville, indem er mit den Fäusten auf den Tisch schlug: er ließe durchaus keine Ausnahme gelten, und der Letzte, den er ausnehmen würde, wäre der falsche Freund, der sich in den Schoos einer Familie eindrängte, um daraus den Sohn und Erben zu vertreiben und ihn anzuklagen. Als auf diese Lästerung der junge Bruce mit der Heftigkeit des Unwillens entgegnete, stürzte Sackville auf ihn zu und gab ihm eine Ohrfeige.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Henry, Commissair der königlichen Museen, hat seiner Vaterstadt Cherbourg ein kostbares Geschenk mit einer Gemäldesammlung gemacht, die aus 163 Gemälden verschiedener Schulen besteht und deren Werth man auf 200,000 Francs schätzt. Sie ist am 29. Juli dort unter vielfachen Feierlichkeiten aufgestellt worden. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 291. — 18. October 1835.

Peru.

(Fortsetzung aus Nr. 290.)

Eigenthümlich ist der Charakter der Landschaften, denn er vermengt die Merkmale nordischer und tropischer Gegenden, der kalten Gebirge und der heißen Region der Urwälder in den unermeßlichen Ebenen, die, nur noch durch ein paar niedrige Bergketten getrennt, das Innere Südamerikas einnehmen und auf jener Breite sich bis zu dem atlantischen Meer ununterbrochen ausdehnen. Ist das Land auch zu keiner Zeit des Jahres seines Grüns beraubt, so ist die höhere Baumvegetation doch meistens nur auf die Gärten beschränkt, und trotz der großen Fruchtbarkeit des Bodens und der Wärme der Sonne bleibt doch das Ansehen der Vegetation noch alpinisch. Zwar gewahrt der Bewohner in nicht großer Ferne die beschneiten Häupter der Anden, und gar oft mag er, vom milden Abendstrahle beschienen, oder im Schatten seiner Orangenbäume ausruhend, die furchtbaren Unwetter beobachten, die in den hohen Regionen sich zu gleicher Zeit in Schnee und Hagel und Blitzen entladen; allein dennoch verliert sich nie eine jener Wolken in die lauen Thäler der Subandinen, wo Friedlichkeit und Ruhe die schönsten Züge des Klimas bilden. In ihnen kennt man den Schnee der Anden so wenig als die feuchte Hitze der nicht sehr entlegenen Ebenen des Amazonenstromes und seiner Nebenflüsse; man fürchtet nicht die Dürre der Küste und leidet dennoch nicht durch die Regengüsse, die in den wärmern Ländern jenes Welttheils während der einen Hälfte des Jahres im quälenden Uebermaße herabstürzen. Beschränkt jedoch ist diese Zone, denn nur in geringer Entfernung von ihren beglückten Thälern beginnt das Land der jungfräulichen Forste, welche am obern Rande eine nicht leicht zu beschreibende Schichtung der Vegetation umgibt, die mit vieler Richtigkeit vom Peruaner die Braue des Waldlandes genannt wird. Berge, bis zum äußersten Gipfel dicht bewachsen und so schneidenartig zugeschärft, daß der langhingestreckte Kamm oft nicht zehn Schritte in der Quere mißt, steil und von engen Schluchten in schwer zu deutende Ketten getrennt, starren überall empor und bilden auf dieser Seite die äußersten Widerlagen der mächtigen Anden. Kein Thalgrund ist zwischen ihnen vorhanden; denn entweder fallen sie als senkrechte Felswände herab und gestatten den nirgend fehlenden Bächen nur einen beschränkten Durchgang, oder die unbedeutenden Erweiterungen der Schluchten sind steil abhängig und mit schwellenartigen Erhöhungen durchschnitten. Theilweise erniedrigen sich aber diese Bergzüge; sie werden dem Gesetz des Parallelismus getreuer und bilden dann die Thäler, in denen nicht unbedeutende Flüsse auf weiten Umwegen und zwischen unbewohnten, aber im Glanze des üppigsten Naturreichthums leuchtenden Ufern ihre Gewässer dem alle aufnehmenden Amazonenstrome zuführen. Auch diese Region des wunderreichen Peru bietet dem Beobachter wiederum eine Menge der merkwürdigsten Erscheinungen, und nicht schwer fällt es, ihren Charakter, gesondert und leicht erkennbar, wenn auch ohne mehr Mittel als diejenigen der schriftlichen Schilderung hinzustellen. Die unerschöpfliche Kraft des innern Lebens ist es, die durch ihr Walten dieser Natur einen unverwischbaren Stempel aufdrückt, und nirgend weiter spricht es sich so klar aus, daß sie zu keiner Zeit der Ruhe bedürfe, daß sie in abwechselungsloser Thätigkeit schaffe, wie schnell auch das in das Leben Getretene durch andere im völligen Verhältnisse stehende Einflüsse zerstört werden möge. Mit der unbeschränkten, Alles ergreifenden Auflösung, mit dem spurlosen Untergange des Erschaffenen söhnt nur die Betrachtung jener nimmer schlummernden Kraft der Hervorbringung aus, die sich ebensowol über die Welt der Pflanzen als der Thiere verbreitet und mit den übrigen kosmischen Erscheinungen in der engsten Verbindung und dem genauesten Verhältnisse steht. Wenn Reichthum und Großartigkeit das Schaffen jener Natur bezeichnen, so begleitet dasselbe nicht minder ein ruhiger Verlauf und strenge Gleichmäßigkeit, die fast nie von der leichter erkennbaren Ordnung abweichend, zuletzt in dem empfänglichen Gemüth des Beschauers eine gleiche Stimmung hervorzubringen vermögen. Von jenen Gegenden nach Osten sich richtend, mag wol der Reisende in Bezug auf landschaftliche Ansichten Veränderungen bemerken; allein die mannichfachen Wechsel, die grellen Extreme hören auf, die bei der Kreuzung der Anden, vom Meere bis dahin, wo man von Neuem fast auf dem gleichen Niveau steht, mit niegefühlter Verwunderung erfüllt hatten. In den allgemeinen und wichtigen Beziehungen bleibt sich das Land nun gleich und trägt unfern der atlantischen Küsten fast noch dasselbe Ansehen als da, wo zum ersten Male über den

ungeheuern Waldhorizont die höchsten Spitzen der Anden im Westen heraufdämmern. Als endlose Ebene dehnt es sich aus, auf welcher das Vorkommen eines harten Steines den Eingeborenen in Verwunderung setzen würde, wo in vieler Tagereisen Entfernung auch nicht die geringste Erhöhung die wagerechte Linie des Bodens unterbricht, und wo ein klafterntiefer Pflanzenboden, wie ein Schwamm mit Wasser durchzogen, nicht auf der Unterlage eines festern Felsens, sondern höchstens eines Sandsteines ruht, der zu zerreiblich ist, um den Anfoderungen der rohesten Baukunst entsprechen zu können. Breite Flüsse durchziehen dieses niedrige Waldland, und zahlreiche Lagunen, welche, oft des Ausflusses beraubt, bald als die Erzeugnisse periodischer Ueberschwemmungen, bald als natürliche Becken erscheinen, treten hinzu, um das Wasser zum vorherrschenden Elemente zu erheben. Sie verursachen zum Theil die ungemein heftigen Ergießungen des Regens, der in Gemeinschaft mit hoher Wärme eine Vegetation hervorruft, die feindlich dem Eingeborenen entgegentritt und seiner selten erfolgreichen Versuche zur Bekämpfung spottet.

Bietet Peru in Bezug auf die Vereinigung der fremdartigsten Klimate innerhalb eines beschränkten Bezirkes der Beschreibung einen reichen Stoff, so gilt Dasselbe in nicht geringerm Grade von den Menschen, die, den verschiedensten Urstämmen angehörig, dort ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben. Die Buntheit der Hautfarben erregt die Verwunderung des neu Angekommenen und erinnert ihn schneller und kräftiger als irgend etwas Anderes an seine Entfernung vom Vaterlande. Nicht nur die Muster des reinsten Rassentypus erfüllen die Straßen der Hauptstadt, sondern auch die Menschen, die durch die vielfachste Kreuzung der erstern entstanden und je nach ihrer Kaste einen Namen tragen, den der Fremde nur nach langer Uebung erst richtig anwenden lernt. Keine der Abstufungen, welche zwischen dem kränklichen Weiß des vornehmern Creolen Perus und dem Schwarz des Congonegers liegen mögen, fehlt in der bunten Musterkarte. Mit einem Blick übersieht man den Europäer, den der Handel aus dem fernen Norden dorthin führte, die Seeleute aus allen Theilen der Welt, den Malaien und den Brasilier oder Chiloten, den mehr oder minder farbigen Peruaner des gemeinern Standes, der heutzutage mit dem Weißen um die Vorrechte der höhern und farbelosen Stände ringt, den kupferbraunen Indianer der Anden und den afrikanischen Neger. Still und stumpf, in sich gekehrt, scheint der Nachkomme eines uralten Volkes, der echte Peruaner, keinen höhern Wunsch zu kennen, als bald die ihm verhaßte Stadt und die Nähe der Weißen verlassen zu dürfen; lärmend, gedankenlos fröhlich, nur selten in Wahrheit und ernstlich beschäftigt, treibt daneben der zudringliche, grobsinnliche Neger sich umher. Gefährlicher als der Letztere ist der Mulatte, der zwar körperlich vollkommener ist als irgend ein Mitbewohner desselben Landes, aber in moralischem Bezug vielleicht am tiefsten steht. Ohne Gutmüthigkeit, rastlos und sehr aufstrebenden Geistes, heimlich und undankbar verfolgt er mit gleichem Hasse die Schwarzen und Weißen, deren Vermischung er seinen Ursprung dankt. Als Gegenbild tritt der Mestize auf, weniger furchtbar; denn zuviel vom Charakter des Indianers hat durch die Mutter sich auf ihn übergetragen; allein fast noch verächtlicher durch eine Schwäche, die, ohne mit angeborener Bösartigkeit in Verbindung zu sein, ihn dennoch fähig macht, sich zu irgend einer Unthat zu leihen. Grade nicht falsch oder heimtückisch, ist er im höchsten Grade unzuverlässig und veränderlich, oft auch durch Eigennutz, der aber nicht über die augenblickliche Befriedigung hinausreicht, zum Handeln bestimmt. Ist er ehrgeizig und unruhig genug, um im Staate oder den einfachern häuslichen Verhältnissen auf irgend eine Intrigue einzugehen, so vermag er doch ebenso wenig einen Plan zu durchdenken als ihn unter der gefahrvollen Decke des Geheimnisses zu verfolgen. Begeht der Mestize auch ein Verbrechen, um seinen Gelüsten Befriedigung zu schaffen, so scheut er sich doch vor der Begegnung mit jeder ernstern Gefahr, indem seine Feigheit ihm diese ebenso zuwider macht, als ihm alle Anstrengungen aus angeborener Liebe zur Unthätigkeit verhaßt sind. Eine bedauernswerthe Erscheinung ist es, daß der weiße Peruaner, der das größte Interesse hat, sich an der Spitze des fremdartigen Gemenges zu erhalten, welches dort das Volk bildet, sowol körperlich als geistig unfähig zur Behauptung einer solchen Stellung ist. Lüstern und leidenschaftlich, wie nur irgend ein Bewohner tropischer Länder es sein kann, besitzt er weder Ausdauer noch Ueberlegung, und seine Ansicht, daß sinnlicher Genuß der höchste Zweck des Lebens sei, läßt ihm Arbeit als das größte Uebel erscheinen. Mit der Flachheit und geistigen Schwäche harmonirt im weißen Peruaner Schlaffheit des unkräftigen Körpers, und also ist auch in materieller Beziehung sein Stand gegen die vorwiegend große Menge der Farbigen kein vortheilhafter. Wenn auf der einen Seite der rücksichtslos geführte Kampf der Revolution den allgemeinen Wohlstand tief zerstört hat, und der Luxus in seinem täglich größern Umsichgreifen die verminderten Privatvermögen völlig aufzulösen droht, so ist das Land, theils durch seine Lage, theils durch politische Misgriffe von dem vortheilhaften Handel mit der übrigen Welt ausgeschlossen, während die einzige Quelle seines Reichthums, der vergängliche und unsichere Bergbau, jetzt eben verstopft ist und die unaufhörlichen Unruhen allen erfolgreichen Kampf gegen solche Hindernisse des Wohlstandes verbieten.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Duell im Jahr 1613.

(Beschluß aus Nr. 290.)

Eine Ohrfeige besitzt weit mehr intensive Kraft als je der Ritterschlag besaß. Von dem Moment an, wo die Ohrfeige vorfiel, verwandelte sich die lange Freundschaft, welche beide Jünglinge verbunden hatte, in den unversöhnlichsten Haß. Man denke sich die Bestürzung der Familie. Miß Dorset, außer sich über die Behandlung, welche der Geliebte von dem Bruder erfuhr, war der Ohnmacht nahe; das Blut gerann ihr in den Adern. Aber Eduard, dessen Geist einem Vulkan glich, in welchem es unterirdisch toben und gähren kann, gelang es, seine ungeheuere Aufregung niederzukämpfen; er besänftigte seine jammernde Geliebte und erklärte, daß er das Vorgefallene als

einen etwas derben Scherz dem Freunde zu gute halte. Aber in seinem Innern kochte und wühlte es fort; eine Beute der entsetzlichsten Verstimmung, that er des Nachts kein Auge zu. Es war ihm ganz unmöglich, die Erinnerung an die Schande loszuwerden, die er erlitten hatte. Immer mehr bemächtigte sich seiner die Ueberzeugung, daß diese nur durch Blut getilgt werden könne. Wenn nun in dieser Stimmung ein Entschluß der Vergeltung in seinem Gemüth reifen wollte, so trat immer wieder in bezauberndem Reiz das Bild der Geliebten vor ihn und mahnte ihn, das Geschehene aus Liebe zu ihr zu vergessen.

Einige Wochen verstrichen, ohne daß Eduard den Freund zu Gesicht bekam, der seit diesem Vorfall in dem Hause seines Vaters nicht mehr erschienen war. Man war hier ziemlich wieder in das alte Gleis gekommen, als Eduard auf der Promenade von St.-Paul eines Tages einen jungen Schotten, Namens Crawfurd, begegnete, der nach den gewöhnlichen Complimenten ihm sein Bedauern über den unglücklichen Vorfall ausdrückte, der ihn mit Sackville verunreinigt hatte.

„Aber wie in aller Welt", sagte verwundernd der junge Mann, „ist es zugegangen, daß ihr, so innig in der Freundschaft wie Kastor und Pollux, euch habt überwerfen können? Ich hoffe, daß sich der Streit doch nur auf Worte beschränkt hat, denn die Geschichte mit der Ohrfeige, die man hier ausgebreitet hat, halte ich für meine Person für eine Lüge."

„So hat man also wirklich von einer Ohrfeige gesprochen?" fragte Eduard mit einer Bewegung, die er vergebens zu bemeistern strebte.

„Ganz gewiß", entgegnete Crawfurd; „Sackville selbst war der Erste, der diese Geschichte erzählt hat in dem Cirkel seiner Freunde."

„Allerdings ist es wahr", sagte Bruce mit einer tonlosen Stimme, „daß er mich ins Gesicht schlug; allein Liebe und Freundschaft schienen mir zu gebieten, diese Beleidigung zu vergessen. Konnte ich in Gegenwart des Mädchens, mit dem ich mich vermählen will, die Hand gegen ihren Bruder an den Degen legen?"

„Ganz recht, ganz recht", entgegnete Crawfurd; „allein man glossirt hin und her über diesen Vorfall. Neulich war ich in einer Gesellschaft, wo man ihn dem französischen Gesandten erzählte, und da dieser erfuhr, daß der Beleidigte keine Genugthung verlangt hätte, zuckte er mitleidig die Achseln."

Es war nicht möglich, mit mehr Leichtfertigkeit Oel in die Flamme zu gießen.

„Um Gottes willen, Crawfurd", schrie Eduard, „Ihr brecht mir das Herz! Ich dachte, dieser unglückliche Vorfall sollte verschwiegen bleiben und kein Hinderniß der Verbindung werden, die ich so sehnlich wünsche. Allein in diesem Augenblicke sehe ich, daß es anders ist und sich die Sterne gegen mich verschworen haben."

„Ihr kennt so gut als irgend ein Anderer die Gebote der Ehre", sagte Crawfurd sich entfernend, indem er Eduard allen Stachein eines aufgeregten Gemüths überließ.

Um diese Zeit, als der Entschluß, sich mit Sackville zu schlagen, in Bruce's Seele schon vollkommen gereift war, mußten Beide in Begleitung mehrer andern jungen Edelleute nach Dover gehen, um dort den Kurfürsten von der Pfalz mit seiner jungen Gemahlin zu empfangen. In Dover wollten sich Beide schlagen, weil sie glaubten, daß es dort am ungestörtesten geschehen könne; allein der Kurfürst, welcher von diesem Vorhaben Kunde erhalten hatte, nahm Sackville in Canterbury den Degen ab und rieth beiden jungen Männern, ihren Vorsatz aufzugeben, da grade ihr Zweikampf, von dem bereits so viel gesprochen worden, unmöglich verschwiegen bleiben könne und alsdann die englischen Gesetze mit äußerster Strenge gegen sie geltend gemacht werden würden.

In der berühmten Kathedrale von Canterbury, wohin sich die jungen Edelleute begaben, um dort das kostbare Monument eines alten Kreuzfahrers in Augenschein zu nehmen, erfolgte von Seiten Sackville's gegen Bruce eine neue Beleidigung, welche dessen Haß bis zum Uebermaße steigerte. In höchster Leidenschaftlichkeit verwünschte er jetzt die englischen Gesetze und die Art und Weise, wie man sie beobachtete, welche einen sofortigen Zweikampf unmöglich machten. Lord Bruce entschloß sich deshalb, nach dem Continent zu gehen und Sackville eine Ausfoderung zu schicken.

Unterdessen trübten die traurigsten Vorempfindungen unaufhörlich seinen Geist. Die alte längst vergessene Weissagung der Here von Eulreß fiel ihm wieder ein, und er konnte den Gedanken nicht überwinden, daß es Sackville's Bestimmung sei, ihn zu überleben. Er wollte nicht nach dem Continent abgehen, ohne den beiden Personen, die er in der Welt am innigsten liebte, seiner Mutter und der Schwester seines ehemaligen Freundes, vorher ein Lebewohl zu sagen. Er gab vor, daß soeben erhaltene Briefe von äußerster Wichtigkeit ihn augenblicklich nach Schottland abzugehen nöthigten.

Clementine traf Bruce im Garten. Ahnungslos Dessen, was er im Schilde führte, kam sie auf ihn zugesprungen und sagte: „Ich bringe dir gute Nachrichten, mein Eduard; mein Vater, der vor Ende dieses Monats hier ankommt, wünscht, daß unsere Verbindung sogleich nach seiner Ankunft vor sich gehe."

Diese Worte, welche einige Tage früher den Unglücklichen mit dem Uebermaß des Entzückens erfüllt hätten, trafen ihn jetzt wie ein furchtbarer Donnerschlag. Seine Pulse schlugen fieberhaft, und es war ihm, als müsse er in die Erde sinken. Es verging eine geraume Zeit, ehe er zu antworten vermochte. Endlich erklärte er der ängstlichen Geliebten, daß Staatsangelegenheiten ihn veranlaßten, augenblicklich nach Schottland zu gehen, daß er aber vor Ankunft des Grafen Dorset noch zurückzukehren glaube. Er nahm von der Familie Dorset Abschied, nachdem er in die sichern Hände eines Freundes die Ausfoderung an Sackville gelegt hatte.

Die folgenden Details sind einem Briefe entnommen, den Sackville drei Monate nach dem Duell an einen Freund schrieb, um einigen gegen ihn gerichteten Verleumdungen zu begegnen.

L.... 8. Sept. 1613.

Der zu unserer Zusammenkunft bestimmte Ort war Tergosa in Zeeland. Lord Bruce erschien in Begleitung des Hrn. Crawfurd und eines Wundarztes. Sir John Heidon, mein Secundant, und Hr. Crawfurd kamen überein, daß der Zweikampf unweit eines Dorfes auf der Grenze von Frankreich und den Niederlanden stattfinden sollte, damit Derjenige, den das Loos der Waffen begünstigte, sich schnellmöglichst den Nachstellungen der Verfolger entziehen könne. Es wurde ferner ausgemacht, daß, sobald einer der Kämpfer ausglitt oder irgend etwas Ungesetzliches vernähme, der Gang sogleich aufhören und der Unvorsichtige erklären solle, das Leben seinem Gegner zu verdanken. Es sollte hierauf ein neuer Gang seinen Anfang nehmen. Nur wenn ohne die Schuld der Kämpfenden einem der Degen zerbräche, sollte der ganze Zweikampf aufhören und nur auf beiderseitiges ausdrückliches Verlangen wieder seinen Anfang nehmen.

Nachdem diese Anordnungen von beiden Seiten genehmigt waren, begaben wir uns nach dem bezeichneten Kampfort. John Heidon und Crawfurd gaben uns zwei Degen von gleicher Länge in die Hände, die man eigens zu diesem Behuf in Paris hatte anfertigen lassen. In diesem Augenblick erklärte Bruce meinem Secundanten, daß es ihm nicht genügen könne, einige Tropfen Bluts zu vergießen, sondern daß ein Kampf auf Leben und Tod stattfinden müsse und nur der Tod eines der beiden Kämpfenden dem Zweikampf ein Ende machen könne. John Heidon erwiderte, daß solche Absichten verdammenswerth wären und daß Lord Bruce sich begnügen solle, Genugthuung für seine gekränkte Ehre zu erhalten; allein dieser ließ sich nicht bedeuten und bestand auf seinem Vorhaben. Wir legten nun unsere Oberkleider ab und ersuchten unsere Secundanten und die Wundärzte, auf die Seite zu treten und uns ganz nach unserm Willen gewähren zu lassen, denn wir dürften (Gott verzeih es uns) nicht Beide zugleich lebend den Platz verlassen. Das Gefecht nahm seinen Anfang. Ich drang heftig auf meinen Gegner

ein, aber ohne Erfolg, und empfing, indem ich den Arm erhob, eine Wunde; ein zweiter Angriff fiel nicht glücklicher aus als der erste, und der Degen meines Gegners spaltete mir die linke Brust. Nach neuen vergeblichen Anstrengungen verlor ich einen Finger. Das Blut floß in Strömen aus meinen Wunden und nach und nach verließen mich die Kräfte. Lord Bruce schien ebenso von seinen Anstrengungen erschöpft, aber er war nicht verwundet wie ich; er hatte also über mich große Vortheile, und ich hielt mich bereits für verloren.

Von beiden Seiten wurden uns Vorstellungen gemacht, den Kampf aufzugeben, obgleich unsere beiden Degen immerfort gekreuzt blieben. Allein alle Freundschaft war zwischen uns Beiden gänzlich erloschen; es existirte kein Zutrauen mehr, und weder der Eine noch der Andere wollte der Erste sein, der dem Degen seines Gegners auswich. Endlich gelang es mir, mittels einer gewaltigen Anstrengung freies Spiel zu gewinnen; ich setzte den Degen an die Kehle meines Gegners, dessen Eisen mich nicht erreichen konnte, und nöthigte ihn, zu erklären, daß ich Meister seines Lebens sei und daß er mir den Degen übergeben und gestehen solle, der Kampf sei aus. Obgleich er die Gefahr, in der er sich befand, wohl erkannte, weigerte er sich doch entschieden, diese Erklärung abzugeben, weshalb ich, Meister seines Lebens, erschöpft von Blutverlust und kaum noch fähig, mich auf den Beinen zu erhalten, meinem Gegner den Degen auf die Brust setzte und ihn durchbohrte. Er schrie: Ich sterbe! und machte Anstrengung, sich mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stand, auf mich zu stürzen. Allein es ward mir leicht, seinen Stoß zu pariren, und er stürzte in wenig Augenblicken zu Boden.

Sobald der Wundarzt des Lord Bruce ihn taumeln und sinken sah, sprang er herzu und erklärte, daß, wenn man nicht augenblicklich das Blut stopfe, das aus seiner Wunde drang, er auf der Stelle verscheiden müsse. Allein es war bereits um ihn geschehen, die Blässe des Todes lag schon auf seinem Angesicht. Mein Degen war zu tief in seine Brust gedrungen. Wenige Augenblicke nachher athmete Bruce seinen letzten Seufzer aus. Glücklicherweise näherte sich mein Wundarzt jetzt auch mir; der Blutverlust hatte mich außerordentlich geschwächt, ich verlor die Besinnung. Man schaffte mich in einen Wagen, und die Wunden, welche ich in diesem schrecklichen Kampfe empfangen hatte, fesselten mich sechs Wochen lang ans Bett.... Ich rufe Gott, den Allwissenden, zum Zeugen, daß in diesem Berichte keine Sylbe von der Wahrheit abweicht. Sackville.

Dies war das unglückliche Ende des Lord Bruce. Miß Clementine verlor bei der Nachricht des Todes ihres Geliebten, den wie den Geliebten Selma's der eigne Bruder erschlagen hatte, den Verstand und folgte ihm bald ins Grab. Lady Bruce, die Mutter des Getödteten, war ganz unglücklich und verwaist; sie erwies ihrem Sohne die letzte Ehre und errichtete ihm in ihrer Familiengruft ein herrliches Denkmal, an welchem sie jeden Tag ein reichliches Thränenopfer dem geliebten Sohne brachte, den sie nicht lange zu überleben vermochte. 150.

Notiz.

Erinnerungen an deutsche Fürstensprüche.

Kaiser Maximilian I. pflegte oft mit ungescheuten Worten zu sagen: „er hätte keine Leute lieber als die Gelehrten, wäre auch Niemand mehr Ehre zu thun schuldig als ihnen, denn eben diese wären, die da regieren und nicht unterthan sein sollten."

Zu Kaiser Maximilian II. kam Einer, der sich gern gutes Blut gemacht hätte; er hatte sich zu diesem Zweck vorgesetzt, „des Hauses Oestreich Herkunft gar von uralten Zeiten ans Licht zu setzen", und bat, daß man ihm deshalb vergönne, die östreichischen Archive und alle Briefe durchzusehen. Da antwortete ihm der Kaiser: „Wir wollen Euch dieser Mühe und Dienst gern erlassen und überheben, denn es zu sorgen steht, ihr möchtet mit Euerm zu gar vielen und weitern Nachgrübeln endlich auf einen Schuster und Schneider, so etwa vor Alters ein Anfänger unsers Hauses gewesen, kommen."

Kaiser Ferdinand I. sagte von seinem Bruder, Kaiser Karl: „Mein Bruder ist nicht leicht auf den Esel zu bringen; wenn er aber einmal darauf kommt, so ist er nicht leicht wieder davon zu bringen."

Herzog Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, sagte öfter: „Ich halte es mit Platon. Dann stände es wol um den gemeinen Nutzen besser, so entweder die Fürsten philosophirten, oder die Philosophen regierten. Die rechten Philosophen sind, die Das thun, was andere Philosophen schreiben. Er könne Gott nicht genug danken für seiner Unterthanen Lieb und Gehorsam, denn aus dieser ihrer Liebe könne er sich auch der Liebe Gottes, seines Herrn, vergewissern."

Kaiser Joseph II. schrieb an den Cardinal Harzan, seinen Gesandten in Rom: „Seitdem ich das erste Diadem der Welt trage, war die Philosophie die beständige Richtschnur meiner Handlungen."

Alle diese Erinnerungen sprechen für die Herrschaft des Geistes. Sie ist die höchste Gewalt. Herrscht einmal der Geist, dann sind Rückschritte unmöglich. In diesem Sinne betrachteten alle weise Regenten die vernünftige Preß-, Lese- und Redefreiheit als ein unentbehrliches Mittel für die Entwickelung der großen freien geistigen Cultur der Staatsgenossen. In diesem Sinne schützten besonders Friedrich II. und Joseph II. die Preßfreiheit und verkündigte solche Friedrich Wilhelm III. von Preußen. In einer Cabinetsordre vom October 1803 an das berliner Generaldirectorium erklärte dieser, daß „der Unterdrückung der Preßfreiheit ein allgemeiner Nachtheil immer auf dem Fuß nachfolge". Eine andere preußische Cabinetsordre, vom 8. Febr. 1804 spricht: „Eine anständige Publicität ist der Regierung und den Unterthanen die sicherste Bürgschaft gegen die Nachlässigkeit und den bösen Willen der untergeordneten Officianten und verdient auf alle Fälle gefördert und beschützt zu werden." Auch die preußische Cabinetsordre vom 20. Februar 1804 spricht im gleichen Sinne. 119.

Literarische Anzeige.

Soeben ist an alle Buchhandlungen versandt:

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie (Conversations-Lexikon)

achte Originalauflage,

vierzehnte Lieferung,

durch welche der siebente Band dieses Werks, die Buchstaben **M** und **N** umfassend, geschlossen ist. Die achte Auflage des Conv.-Lex. besteht aus 12 Bänden, jeder enthält durchschnittsmäßig 60 Bogen im größten Octavformat, und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, deren jede auf Druckpapier 16 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet. Die Bemühungen der Verlagshandlung, dem Publicum ein in seinem Inhalte gediegenes und dabei wohlfeiles Werk zu liefern, sind durch allgemein günstige Aufnahme und große Verbreitung desselben anerkannt.

Leipzig, im October 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 292. — 19. October 1835.

Peru.

(Beschluß aus Nr. 291.)

In größerer Entfernung von den Küsten und ihrer höchst gemengten Bevölkerung wohnt in verhältnißmäßig großen Zahlen, oft sogar als ausschließlicher Besitzer des Landes, der Uramerikaner, der kupferbraune Indianer. Nicht sowol die ursprüngliche Anlage oder angeborene Charakterverschiedenheit, sondern ihre sehr ungleiche politische Lage hat aus den braunen Peruanern zwei scharfgetrennte Stämme gemacht. Der Indianer der Anden, der Nachkomme jenes gutmüthigen aber schwachen Volkes, welches einst dem Scepter der Inkas gehorchte und von einer Handvoll Spanier besiegt und der Knechtschaft unterworfen wurde, und der Indianer, welcher die heißen Waldgegenden im Osten der Schneegebirge bewohnt, sind zwar Menschen eines Ursprungs, einer Farbe und verhältnißmäßig nicht durch weite Entfernungen getrennt; allein, verschieden wie ihre Geschichte und ihre heutige Lage, ist auch ihre Sitte, ihre Cultur und ihre Sinnesweise. Ist der Umgang mit dem Ureingeborenen Amerikas nirgend sehr berechnet, in dem Europäer erheiternde Gefühle zu erzeugen, so vermag die Beobachtung des Indianers der Anden Perus sogar im hohen Grade zu verstimmen. Sie läßt nach kurzer Zeit entdecken, daß dieses Volk zum Theil durch Druck der Mächtigen und andere Ursachen auf eine Tiefe gesunken sei, von welcher es sich, auch nach Beseitigung der verderblichen Einflüsse, nicht leicht zu dem Bessern erheben wird, da ihm die Spannkraft des Geistes abgeht, die nimmer ganz erschlaffend, ein Volk als solches, auch unter den ungünstigsten Umständen Jahrhunderte hindurch zu erhalten vermag. Düstern Sinnes, ein Freund melancholischer Eindrücke, aber auch der gewaltsamsten körperlichen Aufregungen durch geistige Getränke und andere noch ungewöhnlichere Mittel, ohne Neigung zur Verbesserung der persönlichen Lage, auch wenn die Wege geöffnet sind, jeder Arbeit abgeneigt, feig und geduldig bis zum Stumpfsinne, unfähig aus innerm Triebe etwas zur eignen Ausbildung zu unternehmen, schlaff und stets des Sporens bedürftig, ungesellig und oftmals gegen seine Stammgenossen gehässig, endlich von der Natur selbst nur stiefmütterlich in Bezug auf geistige Fähigkeiten und moralische Stärke ausgerüstet, erscheint der peruanische Indianer. Auch die verständigste Regierung würde nur langsam und allein in einem beschränkten Grade ihn zu bilden und als wirksameres Mitglied des Staats hinzustellen vermögen, jedoch auch dann nur als Maschine, sowie einst unter den Inkas es geschah, wo die Masse, durch ein dem theokratischen nicht unähnliches System des ihr unbequemen Gebrauchs der freien Willenskraft beraubt und im Einklange mit ihrer natürlichen Beschränktheit beherrscht, sich glücklich fühlte. Der Indianer der peruanischen Anden gleicht, abgesehen von den Eigenthümlichkeiten der gesammten amerikanischen Rasse, gar sehr den Völkern, welche auf sehr großen Höhen oder in sehr kalten Ländern wohnend, eben durch die Lage ihrer Wohnsitze an der Aufnahme der Civilisation verhindert worden sind, und ihn spricht eine Natur an, in welcher der Europäer nur Unannehmlichkeiten entdecken kann. Nur wo die Nähe der Weißen ihn zur Ergreifung eines Verdienstes zwingt, entwickelt er einen geringen Fleiß; allein nirgend kennt er nüchterne Ausdauer und ruhige Bürgerlichkeit; denn wenn er als Grubenarbeiter, nach dem sonderbaren System jenes Landes, an den durch Zufall entdeckten Schätzen seines Herrn Theil nimmt, so erscheint er dann als kopfloser Verschwender, der nur in gemein thierischen Ausschweifungen ein Vergnügen zu finden im Stande ist. Der seiner Sinnesweise gehorchende Bewohner der kalten Hochebenen der Anden steigt nur dann in ein wärmeres Thal hinab, wenn irgend ein Kirchenfest Gelegenheit zu länger dauernden Ausschweifungen verspricht. Sind die Tage des Taumels vorüber, so kehrt er nach seiner dürftigen Wohnung zurück, und oft verstreicht ihm ein volles Jahr in Unthätigkeit, in Schmuz und Mangel nach Verschwendung des geringen Verdienstes. Zufrieden, sich in seiner halbunterirdischen Hütte im beizenden Rauche eines Torffeuers ausstrecken zu können, sucht er nicht einmal die Genüsse, welche der warmherzigere Mensch durch nachbarliches Zusammenleben sich bereitet, und mit Betrübniß wendet sich der Europäer von diesem Anblicke ab, der dem in früher Jugend aufgenommenen und nun so ungern aufgegebenen günstigen Vorurtheil für Perus Bewohner so wenig entspricht.

Werfen wir aber nun einen Blick auf die andere Hälfte der Urbevölkerung Perus, auf die Indianer der Waldgegenden im Osten, so drängt sich die Bemerkung auf, daß klimatischer Einfluß — ein Be-

griff, dessen Entwickelung hier nicht Platz finden kann — und besonders die eigne Weise, wie sie mit den Europäern zuerst in Berührung kamen, aus ihnen, obwol ihr Charakter aus denselben Elementen zusammengesetzt ist wie die Indianer der beschneiten Anden, sehr verschiedene Wesen gemacht habe. Die Entstehungsweise der europäischen Niederlassungen im tiefen Innern der neuen Welt war doppelt und spricht noch jetzt unverkennbar in den Sitten und der Sinnesweise der Bewohner weiter Provinzen sich aus. Viele Dinge werden erst erklärlich, wenn man die Tendenz und das Verfahren der zwei Arten der Eroberer erwägt, welche zuerst in die furchtbare Wildniß eindrangen, — des goldbegierigen soldatischen Abenteuerers und des bekehrenden Mönchs. Der rohe Kriegsmann, den die Habgier, aber auch der romantische Glaube der Zeit an ein gefabeltes, überall vor dem Annähernden fliehendes Dorado zu übermenschlichen Anstrengungen stählte, der Priester, dem der religiöse Enthusiasmus den Verlust des Lebens gering achten ließ, mußten ihren Eroberungen naturgemäß einen sehr verschiedenen Stempel aufdrücken. Dort steigen im wohlgewaffneten Zuge durch die Schluchten des Gebirges Männer in die Wälder hinab, die fast heimatlos geworden im Suchen nach jener Ruhe, die dem Verwöhnten nur der Tod zu bringen vermag, den halben Erdkreis durchstreift hatten. Mit hohem Muthe, allein nicht minder vom Golddurst getrieben, vertiefen sie sich in das Dunkel der Wälder, wo tausend Mühen ihrer warten, wo die Natur fast durch ihre Fremdartigkeit schreckt, während die zunehmende Entfernung den Rückweg schließt, der Mangel geographischer Kenntniß in der entgegengesetzten Richtung keinen Ausgang verheißt. Den Gefahren war nur selten der Erfolg angemessen; denn wie luftige Bilder wichen vor den Andringenden die Reiche, wohin die Sage den Sitz einer alten, mit unendlichen Reichthümern verbundenen Civilisation verlegte. Was jene kleinen Heere auf ihren kühnen Zügen gelitten haben mögen, davon erzählt uns die Geschichte nur den kleinsten Theil; denn die Eroberer des 16. Jahrhunderts verstanden nur in seltenen Fällen die Feder so geschickt wie das Schwert zu führen, und gering ist daher die Zahl geschriebener Berichte von Augenzeugen jener Züge. Abgeschreckt durch ihre bittern Erfahrungen schätzten die Heimgekehrten sich glücklich, wenn sie eine Niederlassung begründen konnten, die sich denen der Nachbarn zur Bildung einer seiten gegen die Wildniß hin überschrittenen Grenze anreihte. Der Eroberer war der unumschränkte Gebieter auf seinem Lande, denn oft achtete er das Machtwort der spanischen Minister nur aus Höflichkeit, und herrschte wie ihm die Feudalverfassung jener Zeit erlaubte, oder die Laune des Siegers an die Hand gab. Nicht nur, daß dieser Landbesitzer gemeinhin in den unterjochten Indianern eine Art von Wesen sah, die der Himmel selbst in seine Hand gelegt, umgab er sich mit Menschen seines Geistes, rohen Abenteuerern, wie sie zum Theil im Innern Südamerikas noch heute vorkommen, und verwandelte die Besitzung in einen Sammelplatz für Menschen, die, jedem geregelten Leben und der Arbeit feindlich, den Indianer zum härtesten Sklavendienst verurtheilten. So geschah es denn, daß überall in den Gebieten, welche als Belohnung ihrer Dienste den Eroberern ertheilt worden waren, wenn nicht besondere Gaben der Menschlichkeit und des Verstandes den Besitzer auszeichneten, in wenigen Jahrzehnden die Bevölkerung um die Hälfte vermindert und im hohen Grade demoralisirt werden mußte, und daß ein breiter Streif von Land die Grenzen umgab, den die noch freien Ureingeborenen entweder furchtsam flohen, oder in der Absicht, die einzelnen Weißen meuchlerisch zu morden, durchstreiften. Wenn der erobernde Krieger, der dort furchtlos eindringt, trotz seiner Unthaten uns zur Bewunderung seiner Tapferkeit bringt, so ruft der Anblick des Wirkens des zweiten der Eroberer wahre Achtung hervor, welcher denselben Weg mit einem Muthe, der kaum aus irdischen Quellen so lauter fließen kann, vor uns antritt. Nicht mit der Gewalt der Waffen, sondern mit der Klugheit des Weltmannes, die sich in ihm mit Menschenliebe paart, wußte der Jesuit den Wilden zu unterwerfen und gradweis an sich zu fesseln. Mit Verwunderung, die an das Mistrauen streift, sieht zwar anfangs der wilde Mensch des Waldes die Priester an, aber selbst er beginnt eine heilige Scheu zu fühlen, wenn er nur kurze Zeit Zeuge ihrer Ausdauer gewesen war, und wie sich Einzelne einfinden, reich beschenkt davongehen, Mehre ihres Volkes mit sich bringen und der Menschenkenntniß und Erfahrung des Europäers es gelingt, die Häuptlinge für sich zu gewinnen, bildet sich langsam ein Dorf, denn die Hütten des zahlenarmen Jäger- oder Fischervolkes sammeln sich um das Haus ihres Wohlthäters, und der erste Sieg ist errungen, wenn der wilde Bewohner des Waldes, den allnächtlich eine andere Blätterhütte beherbergte, sich zu einem festen Wohnsitz entschließt. Doch fehlte noch Vieles, ehe das Werk gelungen heißen durfte; lange mußte noch mit kluger Wachsamkeit der Missionair den Indianer leiten und viele Schritte konnten nur nach vorsichtiger Vorbereitung geschehen, ehe das Gebäude geselliger Ordnung für festbegründet anzusehen war. Wie das Verfahren der Jesuiten gewesen sei, wie manche rühmenswerthe Einrichtung ihrer Zeit sich noch erhalten habe, kann an diesem Orte nicht weiter entwickelt werden. Sie drückten aber den Bewohnern weiter Provinzen einen eignen, noch jetzt erhaltenen Stempel auf, veranlaßten die große Verschiedenheit zwischen den Ureingeborenen desselben Landes und stehen als ehrenvolle Andenken der Begründer da. Der Indianer der ehemaligen Missionen der Urwälder am Huallaga und Marañon ist ein anderer Mensch als der Indianer der kalten Gebirge; er übertrifft diesen, dessen Vorältern schon eine theilweise wiederuntergegangene Civilisation besaßen, um Vieles; allein er wird in wenig Jahren entweder gleich entartet sein, oder, was wahrscheinlicher ist, theils sich von Neuem in die Wälder zerstreuen, theils da, wo dieses nicht wohl möglich ist, mit den Seinen langsam aussterben. Die Folgen der Umwälzungen, zu denen das Volk nicht reif war, haben bis in das Innere der dünnbevölkerten Forste sich verbreitet. Sie stürzten alle gesetzliche Ordnung an den Küsten und

in den Städten danieder, und das schwachsinnige Volk ist schon so weit verwöhnt, daß es nach einem einzigen, in Ruhe verlebten Jahre sich langweilt und einen neu sich erhebenden Unruhstifter mit Beifall begrüßt, während die Armuth mit dem Verfall der bessern Sitte im Innern täglich sichtbarer wird und die Ohnmacht nach Außen schon lange ihren Gipfel erreicht hat. Dieselben Revolutionen aber, die ohne Zweck unternommen wurden, das reiche Land den unwürdigsten Händen überliefert haben, sind auch zur Veranlassung des Unterganges der jungen Civilisation der Völker in den Wäldern geworden. Was die Mönche, in der ehrwürdigen Gestalt von Missionnairen im tropischen Amerika geschaffen, liegt in Ruinen; umsonst ist manches edle Leben dem großen Zwecke der Sittigung geopfert worden, denn der Taumel der Gegenwart verbreitet wiederum die alte Barbarei.

Solches ist das Land, und diese sind die Menschen Perus. Kaum vermögen jedoch diese skizzenartigen Umrisse ein zureichendes Bild von beiden zu verleihen. In dem vorliegenden Werke wurde es versucht, durch Beschreibungen im größern Umfange Das klarer und verständlicher hinzustellen, was hier nur Andeutung finden konnte. Wie traurig und öde die sandigen Küsten, wie verändert das berühmte Lima sei, lehrt das erste Capitel kennen, und Gedankenverbindung führte folgerecht auf die Schilderung des gleich traurigen Zustandes des Volkes und seinen Verfall in sittlicher und politischer Beziehung. Auf die beschneiten Gebirge, wo große Heere in einer Höhe, die jene des Montblancs weit übertrifft, sich Monate lang schlugen, führt der nächste Abschnitt. Er sollte den Menschen und sein Treiben auf einem Boden kennen lernen, wo die Natur in jeder Art zurückschreckt, wo aber die Allen gemeinsame Begierde des Silbers Tausende versammelt. Freundlicher wird dann die Scene mit dem Hinabsteigen nach Osten, wo malerische Gebirge, mit dichten Wäldern bekleidet, in ihren Thälern die letzten Wohnungen civilisirterer Wesen verbergen. Die Wildniß nimmt den Reisenden auf, der nicht ohne Mühe durch wenig bekannte Völker hindurch und über die Fälle und Strudel eines großen Stromes nach dem Paraguay Perus, dem wenig gekannten Maynas, gelangte. Ein großer Abschnitt ist der Schilderung jenes Landes und der rohen Naturkinder, die in ihm wohnen, gewidmet. Glücklich wird zuletzt der gewaltige Amazonenstrom erreicht, der treu den Reisenden, bald zwischen den Greueln des brasilischen Bürgerkriegs, bald zwischen den Wundern einer jungfräulichen Natur bis an seine Mündung hinabtrug.

Eduard Pöppig.

England in der Reform. Berlin, Reimer. 1835. Gr. 8. 12 Gr.

England in der Reform! Ein großer, wichtiger, vielbedeutender, weltgeschichtlich bedeutsamer Gegenstand, der allerdings einen reichhaltigen Stoff zu den umfassendsten geschichtlich-politischen Betrachtungen und Erörterungen darbietet. Der ungenannte Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift hat jedoch diesen großen Gegenstand keineswegs seiner tiefen, geschichtlich-politischen Bedeutsamkeit und Nothwendigkeit nach, sondern nur von seiner Außenseite aufgefaßt und betrachtet, und im Grunde ihn nicht sowol untersucht und beleuchtet, als vielmehr nur oberflächlich über ihn berichtet, und zwar ziemlich einseitig im Geiste und Sinne der Tories. Sein Bericht — denn viel mehr ist die kleine Schrift nicht — zerfällt in folgende Hauptmomente:

Skizze der englischen Staatsverfassung. 1) Die Minister. 2) Das Parlament. Die Reform und ihre Ursachen. Die Auflösung des Ministeriums Wellington. Die Parlamentsreform. Das Reformparlament. I. Die irländischen Angelegenheiten. 1) Die Zwangsbill; 2) Die Kirchenreform; 3) Die Groß-Jury; 4) Der Zehnten. II. Das Budget. III. Das Bankprivilegium. IV. Ostindisches Privilegium. V. Freilassung der Negersklaven. Sitzung des Jahres 1834. I. Die Armenbill. II. Die irländische Zehntenbill. III. Erneuerung der Zwangsbill. Auflösung des Reform-Ministeriums.

Welche inhaltreichen Themata! Welch ein fruchtbarer Stoff zu gedankenreichen und geistvollen geschichtlich-politischen Betrachtungen und Erörterungen! Und wie oberflächlich und dürftig behandelt von dem ungenannten Verfasser. Seine Schrift ist im Grunde nur eine trockene Zusammenstellung Dessen, was uns die Zeitungen über diesen Gegenstand mitgetheilt, untermischt mit einigen oberflächlichen Bemerkungen und kläglichen Stoßseufzern über die erfolgte und nicht weiter zu verhindernde Reform in England. Es wäre also nicht viel über diese Schrift zu sagen, die ganz unverkennbar zu dem Geschlechte der literarischen Eintagsfliegen gehört. Nur Einiges will Ref. herausheben, worin sich der gänzliche Mangel an geschichtlich-politischer Auffassung und Anschauung des ungenannten Verfassers am auffallendsten ausspricht. So beginnt die „Skizze der englischen Verfassung" mit den Worten: „Die sogenannte Freiheit der englischen Nation, welche weiter nichts ist als der gesetzliche Zustand derselben u. s. f." Die Freiheit des englischen Volks war aber keineswegs nur eine sogenannte, sondern eine wirkliche, und beruhte ebenso wenig lediglich auf dem gesetzlichen Zustande desselben, denn einen gesetzlichen Zustand gibt es in allen Staaten, sondern wesentlich auf jener eigenthümlichen Verfassung, die sich im Laufe der Zeit aus dem geschichtlichen Leben des englischen Volkes entwickelt hatte, und nicht sowol auf irgend einer einzelnen, bestimmt-gegebenen Verfassungsurkunde, als vielmehr auf der Gesammteinheit des gesellschaftlichen Zustandes und der in England herrschenden gesetzlichen und bürgerlichen Einrichtungen, Zustände, Gewohnheiten, Verhältnisse und Sitten. Sie war nicht, wie sämmtliche französische Verfassungen seit 1791—1830, aus einer theoretischen Ansicht und Idee, sondern ganz und gar nur aus der Wirklichkeit hervorgegangen und in ihr begründet, aber eben dies hat ihr auch die große Dauer und Festigkeit gegeben, durch die sie sich auszeichnet. Ferner heißt es in dem Abschnitt „Die Reform und ihre Ursachen": „Das Streben nach Reform hat sich im englischen Volke erst seit den letzten 15—16 Jahren ausgesprochen und man irrt nicht, wenn man der französischen Propaganda einen wesentlichen Antheil daran beimesse." In Wahrheit, nicht leicht kann es eine oberflächlichere Ansicht von einer so großen geschichtlich-politischen Bewegung geben, als es die gegenwärtige Krisis in England ist. Eine solche Bewegung wird nicht durch äußere Anreizung und Aufreizung veranlaßt und bewirkt: sie geht unmittelbar und rein nothwendig aus dem Innersten hervor. Aber alles Das, was der ungenannte Verfasser über diesen Hauptpunkt sagt, ist grade am kahlsten und oberflächlichsten und zeugt von seinem gänzlichen Mangel an gründlicher Geschichtskenntniß und tiefer politischen Anschauung. Wenn Männer, wie Chatam, Fox u. A. schon vor mehr als dreißig Jahren die Nothwendigkeit einer Reform in den Grundlagen der englischen Verfassung erkannten und die Minister dringend zu einer solchen aufforderten, weil es noch an der Zeit sei, so können wir hieraus mit vollem Grunde und Rechte folgern, daß es nicht das Geschrei einer ehrsüchtigen Partei, sondern eine im innersten Wesen der englischen Verfassung und des gesammten bürgerlich-politischen Zustandes in England begründete und aus ihr hervorgegangene

Gemeinde-Kirchenrath gewählt, welche für die Dauer der Vakanz die Verwaltung der Pfarrei übernehmen. Der Gemeinde-Kirchenrath besteht aus dem Pfarrer, dem Vorsitzenden und 4 Beisitzern. Der Vorsitzende wird vom Pfarrer ernannt, die Beisitzer werden von der Gemeinde gewählt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Rechte und Pflichten des Kirchenvorstandes. Er ist dem Pfarrer gegenüber nicht weisungsberechtigt. Der Pfarrer ist Mitglied des Gemeinde-Kirchenrathes und hat in allen Sitzungen Sitz und Stimme. Er kann jederzeit eine Sitzung einberufen und hat den Vorsitz in allen Sitzungen, in welchen er anwesend ist. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 3. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 4. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 5. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 6. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 7. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 8. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 9. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 10. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 11. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 12. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 13. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 14. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 15. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 16. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 17. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 18. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 19. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 20. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 21. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 22. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 23. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 24. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 25. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 26. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 27. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 28. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 29. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 30. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 31. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 32. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 33. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 34. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 35. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 36. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 37. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 38. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 39. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 40. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 41. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 42. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 43. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 44. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 45. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 46. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 47. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 48. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 49. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 50. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 51. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 52. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 53. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 54. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 55. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 56. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 57. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 58. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 59. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 60. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 61. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 62. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 63. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 64. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 65. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 66. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 67. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt.

Art. 68. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche dieser zur Ausübung seiner Rechte und Pflichten verlangt. Der Gemeinde-Kirchenrath hat die Pflicht, dem Pfarrer alle Auskünfte zu geben, welche die

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 10. 19. October 1835.

Wamik und Asra, das ist der Glühende und die Blühende. Das älteste persische romantische Gedicht, in Fünftelsaft abgezogen von Joseph von Hammer. Wien, Wallishausser. 1833. Gr. 8. 9 Gr.

Ueber diese Granatblüte östlicher Poesie erfahren wir aus dem Vorworte des berühmten Bearbeiters folgendes Geschichtliche: Ansari, einer der ältesten und größten neupersischen Dichter, der im J. 1039 gestorben, verfaßte „Wamik und Asra" (in der Sprache römischer Mythologie Amor und Flora), das älteste persische romantische Epos, das schon früher, unter der letzten Dynastie der altpersischen Könige, in Pehlewi verfaßt, erschienen war. Später bearbeiteten denselben Stoff Dschordschani, der Wohlberedte, ein Zeitgenosse Ansari's, dann der spätere Dichter Samiri. Alle diese drei Bearbeitungen gingen verloren, und Dewletschah, der Biograph der persischen Dichter, der nur einige Verse der Bearbeitung Dschordschani's sah, bedauert sehr den Verlust des Ganzen. Alle Hoffnung, dieses alte Gedicht wiederaufzufinden, schien verschwunden, als Hrn. von Hammer aus Veranlassung seiner osmanischen Studien die frohe Kunde ward, daß sich das Epos Ansari's in einer türkischen Bearbeitung Lamci's, des größten romantischen Dichters der Osmanen, erhalten habe. Der große Orientalist ruhte nicht, bis er dieses Werk nebst sechs andern Gedichten desselben Verf. nach dreijährigen Nachforschungen wirklich aufgefunden, und alle befinden sich jetzt vereint auf der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Die Ursachen der Unterdrückung des alten persischen Epos findet der Herausgeber in der darin angepriesenen Lehre der alten Feuerdiener, welche, als die der Gebern, im neuern Persien eine verbannte und verdammte ist. Er schlägt den literarischen Werth des Gedichtes sehr hoch an, als Poesie setzt er es vielen andern neuern, vor Allem der himmlischen „Schirin", deren Einbürgerung wir Deutschen ihm verdanken, nach. Indessen schien ihm der Fund doch der Mühe werth, von dem 6000 Distichen starken Gedichte in einem einzigen Gesange, welcher den poetischen Stoff zusammendrängt, Kunde und Probe zu geben. Die freie Behandlung des Stoffes ist dieselbe, wie die der „Schirin", jedoch in gereimten Strophen.

Für diesen mit dem anerkannten Geschicke des Verf. veranstalteten poetischen Auszug, der für sich ein schön abgerundetes dichterisches Ganze bildet, muß der Freund der Poesie ihm den wärmsten Dank wissen.

Die ersten elf Strophen bilden die Einleitung des deutschen Umdichters, er erzählt uns darin in dichterischer Umkleidung zum Theile Das, was die obige Notiz in Prosa gibt, berichtet dann als Dichter die Erscheinung der „Sternenjungfrau", die Muse des Ostens, die er anruft, ihn zu unterstützen.

Sie winkte mir, und ich begann bescheiden
Das Kleid des deutschen Ausdrucks zuzuschneiden.

Dann hebt der Auszug des persisch-türkischen Gedichts an (S. 17):

In vorsündflut'ger Zeit, in jenen Tagen,
Wo mit dem Menschen Engel noch verkehrt,
Wo Anadid die Laute noch geschlagen,
Auf Erden schon des Morgensternes werth,
In den sie als Lichtbringerin verklärt
Durch Töne ward der Stern, der strahlensprühende:
Damals bestellten Senaors heil'gen Feuerherd
Die reine Asra, die in Schönheit Blühende,
Der treue Wamik, der von Liebe Glühende.

(Wir haben uns erlaubt die Interpunction dieser Strophe, die das Verständniß im Gedichte überhaupt hier und da etwas erschwert, hier durch leichte Aenderung klarer zu machen.)

Asra heißt die Blühende, weil sie an Leib und Seele nur Eine Blüte von Schönheit, Jugend und Verstand ist, von festem Sinn und doch von Himmelsgüte.

Es blühten ihre Haar' als Hyazinthen,
Als Ebens Rosen ihrer Wangen Pracht;
Narcissen blühten in der Augen Tinten,
Die Stirn als Lotos, die nach Sommernacht
Dem ersten Sonnenstrahl entgegenlacht;
Im Busen glüht und reift ein Paar Granaten,
Bewegt hin und der von Lüften sacht;
Ihr hoher Wuchs ein langer Frühlingsathem
Von Rosenfluren und von Nelkensaaten.

Wamik aber heißt der Glühende, weil er an Leib und Seele Vulkanenglut ist, voll Feuer für des Lebens höchstes Gut,

Für's Wahre, Gute, Hohe, Edle, Schöne,

wie die deutsche Bearbeitung, hier weder sehr persisch, noch sehr türkisch, sagt. Er ist ein Feuergenius im Reich der Töne,

Es flammet von der Stirne ihm die Lohe
Der Sängerweihe und Begeisterung,
Es leuchtet aus dem Auge ihm das frohe
Bewußtsein, daß er lebenskräftig jung;
In seinem Busen brennet Thatenschwung,
Denn nie zu hoch gestellet ist das Hohe,
Es bäumt sein Speer, wie seines Rosses Sprung [sc. sich],
Im Herzen wallet, rein von niederm Triebe,
Der Feuerborn der reinsten, wahrsten Liebe.

So gestaltete Naturen können nicht abgesondert voneinander stehen; wie nachbarliche Flammen zweier Kerzen fließen sie in Liebe zusammen, Beider Herz sehnet sich zu lüften; Wamik vergleicht ihrer Beider Liebe mit Vergißmeinnicht und Mohn, Asra mit Rosenflor und Flammen, Wamik aber erwidert ihr, daß Rose und Glut Einunddasselbe sei. So fahren sie fort den Götterkelch der Liebesschwärmerei zu leeren, Asra faßt es zum ersten Male, warum die Kerze manchmal Rosen sprüht; sie thut es beim Nahen des Freundes. Und Wamik spricht:

— Wie in dem Regenbogen
Ein Strahl des Lichts dem andern sich vermählt,
Sei Blut und Glut mitsammen eingesogen
Im schönen Bund, der unser Sein beseelt.
Du hast des Himmels tiefes Blau erwählt,
Ich huldige der Farbe der Granaten;
Wird deiner Fahne meine beigezählt,
So pflanzen wir sie auf in Sternensaaten,
Begeisternd uns dadurch zu schönen Thaten.

Dann besprechen sie sich auch von der geheimen Lehre des Priesterthumes, dem sie sich geweiht haben, denn Wamik ist mit Schild und Speer Hüter des heiligen Feuers und Asra ist Priesterin der Waffen- und Weisheitsgöttin Neith. Wamik unterrichtet sie in der Lehre des siebenzüngigen Feuers. Sieben Zungen hat das Feuer, mit denen es sich in der Welt ausspricht: die erste Zunge ist das reine Licht, das in den Sonnen und Sternen leuchtet:

Sie spricht von Weltenfern zu Weltenfernen
Der Lichtvers, welchen ewig Engel lernen.

Die zweite ist der Blitz, der in Ungewittern den Zorn des Himmels ausspricht und in Felsenwände mit Keilschrift die Sage vom Graus des jüngsten Tages schreibt. Die dritte Zunge des Feuers wohnt in den Pflanzen; sie ist meist gefesselt, nur wenn Holz an härterm Holze sich reibt, fährt sie manchmal heraus, sie treibt in Blatt, Blume und Knospe, brennt im Dorn, lebt im Zuckerrohr, im Schreibrohr, gießt ihre Kraft in das Gewürz und in die Reben. Die vierte Feuerzunge schläft, ein wahrer Götterfunken, im Steine verschlossen, wie die Liebe im Herzen, und wie diese erkaltet der Funken im Kiesel niemals. Die

fünfte ist das thierische Feuer, das im Menschen selbst wallt, den Lebenssaft im Blute kocht, als Leidenschaft auflammt und oft „der Herzensruhe Scheuer" (!) verbrennt; auch im feurigen Rosse glüht sie, sprüht aus dem seidenen Haare der Katze und brennt als Fieber das Blut zu Kohlen. Die sechste Zunge ist das milde Feuer des Herdes, Gastfreundschaft gewährend, in Oefen und Essen kunstfördernd, Erz und Eis entsteinend, den Menschen von der Kost der Eicheln und des rohen Fleisches entwöhnend. Die siebente Feuerzunge endlich ist der Geist:

Wie ohne Herd der Mensch als Thier versunken,
So bleibt er Schlamm und kalter Lehmen nur,
So lange nicht der ew'ge Götterfunken
Zum Geiste adelt thierische Natur.
Vernunft und Sprache sind die lichte Spur
Des Herrn der Welt in seinem Ebenbilde,
Lebendig brennt sein Wort auf Vesta's Flur,
Es brennt das Wort bald heftig und bald milde,
Ein Genius mit diamantnem Schilde.

Afra dagegen erzählt ihren Geliebten vom siebenfachen Blütenstrahle, womit Natur ihr schönstes Sein beflort (d. h. beblümt). Der erste Strahl des „Blütenregenbogens" ist das Licht der Blumen; der zweite das von den Steinen eingesogene Licht der Juwele, der Eisenblüte, das „Sonnen in die Diademe flicht"; der dritte Blütenstrahl ist die Jugend des Thieres und des Menschen, in der das ganze Leben ein Gedicht ist, nicht Prunk, nicht künstliche Gefühle „lugend" (lügend). Der vierte ist die Blüte des Tages in der Morgenröthe, der fünfte die Blüte des Jahres im Frühling; der sechste die Blüte des Lichtschaums, der sich zu Sternen gestaltet, welche der Blütenstaub der Schöpfungsblume sind. Der siebente Blütenstrahl sind die heiligsten Gefühle des Herzens, Lob, Vertrauen, Dank und Flehen, Liebe.

Afra's Rede in diesem herrlichen Wechselgesang ist in der Bearbeitung viel kürzer und verschwommener gegeben als Wamik's; diese nimmt neun, jene nur vier Strophen ein. Wie weit dieses etwas unkünstlerische Misverständniß im Original selbst begründet ist, vermag natürlich bis jetzt Niemand zu sagen als der Herr Bearbeiter selbst.

So pflegten, erzählt das Gedicht weiter, die Liebenden zur Rosenzeit im Rosenhaine zu kosen. Aber der süßeste Verein währt nicht lange; das grausame Loos trennt sie; sie muß fort nach dem entfernten Norden „Wo nur das Eis als Fensterblume blüht" (dies Bild findet sich wol schwerlich im persischen Original); ihn hingegen führt das Verhängniß nach dem Süden, wo die Luft stets als Feuermasse glüht, nach Habesch ins Land der schwarzen Inder. Mit Afra begibt sich Seltsames. Ihren Hauch empfindet das beiste Land, in das sie gekommen ist:

Es stürzt Lawin' als Bach von Felsenwand,
Die Quellen hören alle auf zu stocken,
Eisblumen duften an der Fensterwand,
Die Wiese geht in grünen sammtnen Socken,
Des Schnees Gewimmel wird zu Blütenflocken.

Orkane sprechen nur als Schmeichellüfte,
Der Tag ist lieblich und die Nacht ist lau,
Der Nebel wandelt sich in Blumendüfte,
Er fällt, anbetend sie, zur Erd' als Thau,
Und Freudenthränen weinet ihr die Au'.
Es küßt die Flut das Bett des Silberkieses,
Des Himmels Feierkleid ist reines Blau,
Die Erd' ist Blütenflor des Paradieses;
Der Zauber ihrer Schönheit wirkte dieses.

Jedes Herz, dem sie mit den lichten Augen gelinde in die Tiefe schaut; bessere Neigungen besiegen alle Leidenschaften: Bewunderung allein „treibt jede Herzensmühle". (!)

Nicht minder seltsam ist Wamik's Loos; bei den schwarzen Indern wird dieser von einem Räubertroß umringt, und weil er sich nicht gutwillig entschließt, sich zu ihrem Götzendienste zu bekennen, so wird er auf einem Sonnenrosse zum Scheiterhaufen geführt; aber obgleich Asphalt und Naphtha als Höllenzunder fließen, so kann doch dem Liebeglühenden die Glut des Elementes nichts anhaben, denn Liebe ist ein feuerfester Talisman und flammenverzehrender Salamander. Aber weil er von der Herzgeliebten ferne ist, verzehrt er sich selbst in seinem eignen Feuer und seine Schönheit verliert ihren Glanz; weil aber die Schönheit, ohne Liebe, erkaltet, so friert auch Afra mitten unter Blüten, die ihr Athem im Norden hervorrief. Da ergreift sie Sehnsucht nach einem andern Leben und ihr Genius erhört ihre Wünsche.

Versetzet wurden Beide sie in (!) Sterne
Als Jungfrau Afra, und Wamik Arktur,
Sie leuchten in des Himmels höchster Ferne
Als die zwei Höhen himmlischer Natur,
Und Lieb' und Schönheit folgt der lichten Spur;
Die Jungfrau schwingt des Lichtes goldne Aehre,
Die Sternenschnuppen sind Lichtfunken nur,
Arkturus schüttelt sie vom Feuerspeere
Als Liebesgruß, zu Schönheit (?) höchster Ehre.

Dies ist der Hauptinhalt des in seiner hohen Einfachheit doch so reich blühenden Mythus, den dieses Lied, nach Versicherung der letzten Strophe, dem Texte treu wiedergibt, nur den Umschweif meidend. Einige Unbeholfenheiten abgerechnet, auf deren einige wir fragend hingewiesen haben, ist der Ausdruck klar und dichterisch. Wir wollten, wenn es der Wahrheit gemäß wäre, von dem Verf. des

Pflanzenoratorium, gedichtet von J. P. J. van der Smissen. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1834. Gr. 8. 12 Gr.

gern rühmen, daß er die Blumensprache von der Blumenkönigin Afra, der Flora des Ostens, gelernt habe; aber leider sind die Blumen, die hier sprechen, keine natürlichen, sondern gemachte, und wir können den wohlgemeinten Versuch, eine vermeintliche Natur hier sprechen zu lassen, nur als einen mislungenen bezeichnen. Die Introduction will uns zwar glauben machen, der Verf. habe hinter der „drangen" Gittereisenthür seines Gartens einem wirklichen Gespräche der bunten Blumenbeete zugehorcht; aber was wir hier zu hören bekommen, kann keine Uebersetzung echten Blumenglanzes und Blumenduftes sein. Einige Proben werden dies ungünstige Urtheil bekräftigen müssen. Das Oratorium beginnt mit einem Duett „zweier schamhaften Mimosen", die vor lauter Scham ziemlich verworren singen:

Zärtlich, blöde —
Ein' und jede,
Leicht verletzt vom Druck der Welt.
Allem Strengen,
Den Gedrängen
Abhold, immer unverstellt u. s. w.

Dann folgt ein gar erbauliches Quartett von Convolvulus sepium, tricolor, purpureus und Ipomoea coccinea, sämmtlich um einen Platanenbaum gewunden:

Jetzt zusammen auf,
Dann wieder 'runter,
Nieder und Stamm hinauf
Geht es stets munter;
Jetzt in den Nacken ihm, (wo befindet sich der Nacken des Platanenbaums?)
Jetzt in die Backen ihm (wo die?)
Sind wir und zwacken ihn,
Keinen er sieht.

Am Ende schaut der Baum „ernst, doch mit Linderung" auf den „Sprung" der Kinder. Diese letzten Ausdrücke lassen beinahe vermuthen, daß nicht blos der Name des Dichters, sondern auch seine Blumenzwiebeln aus Holland sind; denn die Blumen reden offenbar kein Deutsch. Es folgen nun in gleichem Geiste einige Chöre, ein Tenorsolo des Pisang, ein Quintett, ein Sextett, worin folgender Vers:

Perser voll Schwelgbegier
Lassen's Siestquartier
Schier

Fällt mit den Blüten an,
Dann sie der Ottoman'.
Nahm.

Noch sind besonders das „Solo der violetten Rose", das „Quartett von vier gefüllten Nelken" und das „Tenorsolo des wilden Weins" zu empfehlen. Das Letztere schließt mit dem nicht ganz übrein Gedanken, daß der wilde Wein tief in den Forst flüchtet, daß es ihm nicht gehe, wie dem „zahmen Vitis". Aber wie ist dieser Gedanke behandelt? Man höre:

Ihm haben sie
. . .
Die Stange
Geleget ins Maul,
Zwingend ihn
Hübsch ordentlich
Früchte zu tragen
Für ihre Zunge,
Die Vieles begehrende,
Unersättliche. —
O des Servilen!

Der „zahme Wein" antwortet (S. 39), daß er gar nicht zu verachten sei, daß er „auf die Meerfahrt" (?!) ein Ruder mit sich nehme, er

Der willig an Spalieren
Entlang sein irrendes Gerank läßt führen
Von einem Manne, der besser,
Denn er betrauet ist mit Rath und Messer.

Doch es genügt. Arme Asra, wenn solche Blumen im Norden deinen Füßen entsprossen sind, so wundert uns nicht, daß du frorest. S.

Taschenbuch der neuesten Geschichte von Wolfgang Menzel. Fünfter Jahrgang. Geschichte des Jahres 1833. Mit 24 Portraits. Zwei Theile. Stuttgart, Cotta. 1834—35. 16. 3 Thlr. 16 Gr. *)

Hr. Menzel ist ein glücklicher Fischer, er fischt aus jedem Wasser etwas heraus, selbst aus dem stagnirenden todten Meere des Jahres 1833, oder ein guter Rechner, der den verschiedenartigsten Zählern seinen Generalnenner zu finden weiß. Die Regierungen Europas sind endlich 1833 Herren der Opposition im Innern der Staaten geworden; hierauf nimmt auch die äußere Politik eine andere Gestalt an. „England und Frankreich in Compagnie machen ein Monopol nicht nur aus den Reformen, sondern sogar aus den Revolutionen, um diese Erzeugnisse rein im Dienste ihrer auswärtigen Politik zu verwenden. Alle innere Fragen fremder Völker werden durch diese Monopolisirung in Fragen des französisch-englischen Interesses verwandelt. In Spanien und Portugal kämpften nicht mehr zwei Dynastien um die Thronfolge, oder ein constitutionelles mit einem absolutistischen Systeme, sondern nur die künftigen Alliirten des englisch-französischen Interesses mit denen des nordischen Interesses. Ebenso hatte die belgische Revolution, im Justizpalaste begonnen, ihr Ende im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten genommen; so war der noch ältere Streit zwischen Christen und Mohammedanern in Hellas eine bloße Frage der Diplomatie geworden, und in Polen und Italien hatten die Revolutionen aus denselben Gründen unterliegen müssen, aus welchen sie in Spanien und Portugal nicht unterlagen, weil sie in die beiden entgegengesetzten des europäischen Interesses fielen. Diese Zurückführung des Principienstreites auf den Streit der Interessen ist ohne Zweifel die wichtigste Wendung, welche die Dinge seit der Julirevolution genommen haben. Man hat sich gewissermaßen arrondirt und die Interessen auf kurze Ausdrücke gebracht. Hier der Westen mit der französisch-englischen Allianz und unter deren Fittigen die pyrenäische Halbinsel, die Schweiz und Belgien; dort der Osten mit dem russisch-östreichisch-preußischen Einverständnisse, das durch die Zusammenkunft der Monarchen in Münchengrätz befestigt wurde und unter ihrem Protectorate der deutsche Bund, Italien, Schweden und Dänemark." Dieses Raisonnement ist so klar und verständlich und der Sachlage so angemessen, daß wir nicht umhin konnten es mitzutheilen, und es ist gut, wenn ein Mann von Menzel's Geist, der eine Stimme hat in der Gemeinde, mit vernünftigen leitenden Ideen vorangeht, und auch gut für den Leser, wenn er sich durch das diplomatische Gewirre und durch die das halbe Buch füllenden aber in verständiger Weise aneinander geknüpften Zeitungsartikel (bei denen nur mit engem Drucke unter dem Texte noch eine nähere Bezeichnung wünschenswerth gewesen wäre) durchzuwinden hat.

In dem Treiben der Parteien und Associationen in Frankreich, welches, wenn auch lehrreich und Vieles erklärend, dennoch endlich ermüdend wird, bringt die Schwangerschaft der Herzogin von Berri ein unterhaltendes Intermezzo. Hatten die Kartisten sie so oft mit der heiligen Jungfrau verglichen, so mußte sich nun der Graf Hector von Lucchesi-Palli gefallen lassen, ihr heiliger Joseph zu heißen, während die „Gazette" sie wegen ihrer geheimen Vermählung unter Andern auch damit entschuldigt, daß ja auch Marie Luise, vermählt an einen östreichischen Großoffizier, von dem Congresse den Titel Kaiserin erhalten habe.

Die Geschichte Spaniens, wo in einem Jahre Ein König zweimal starb und vielleicht besser nie geboren worden wäre, da er sein ganzes Leben lang absichtlich oder wider Willen Ursache von Spaniens Ruin war, dreht sich nun um die Thätigkeit des Zea, dem ein englisches Journal den Beinamen des Kahlen ertheilt, um Carlos, der gern die Krone sich aufgesetzt hätte, wenn sie ihm nur ein Tapferer als er erkämpfen und ein Mächtigerer garantiren wollte. In Portugal streiten sich zwei Brüder, von denen der eine den Vater ums Leben gebracht hat, der andere ihn rächen will und endlich keiner auch nur so viel bedauert wird, als die 25,000 Pipen Wein, welche Don Miguel in Villa-Nova unterminiren und in die Luft sprengen läßt. England sah seinen Wilhelm IV. 27. Jan. 1823 das erste reformirte Parlament eröffnen, wo gerechnet, gewogen, monopolisirt und reformirt wird und nichts ohne Opposition geschehen kann. Holland und Belgien, die wie geschiedene Eheleute um den Hausrath und das Eingebrachte hadern; Italien, wo die Inquisition (in Sardinien) wieder (6. April) hergestellt, wo verschworen und hingerichtet und das echte Grab wie der echte Schädel Rafael's gefunden und in einer neuen Studienordnung für die Universitäten Rom und Bologna die Philosophie ausgeschlossen wird — wo der Zutritt zum Studium an eine monatliche Rente von 12 Scudi geknüpft ist, der Franzose ganz ruhig in Ancona sitzt — die Jahresgeschichte aller dieser Länder und Staaten und ein Dutzend lithographirte Portraits, von denen das der Marie Christine, Regentin von Spanien, würdig den Reihen führt und das Gregor XVI. denselben schließt, füllen den ersten Band. Daß Hr. Menzel mit seinem eignen Urtheile etwas zurückhaltender wird als früher und lieber die Zeitungsartikel für sich sprechen läßt, können wir ihm, dessen Urtheil schon von Einfluß, daher auch nicht unbeachtet ist, in jetzigen Umständen, eben nicht sehr verdenken. Wir verlangen über unsere Tage nichts mehr als eine kritische Sichtung der Materialien; der Baumeister Klio's wird zu seiner Zeit schon kommen, des Materials sich freuen und bemächtigen, aber die unberufenen Baujungen zum Kuckuck jagen. — Doch zum zweiten Theil, dessen Titel gegenüber Herzog August von Leuchtenberg paradirt, während das letzte (wohlgetroffene) Bild den hochverdienten sächsischen Minister von Lindenau darstellt.

Wie Alles sich ändern kann, zeigt die Pforte. Kaum noch im Kriege mit Rußland ist diese letzte Macht jetzt der hülfreichste Freund und mit seinen zärtlichen Interventionen zur Verzweiflung von Frankreich und England so schnell da, daß diese dann immer contraveniren müssen. Auch das war neu, daß der Großsultan sich so rechtschaffen mit Achmed Pascha, seinem Lieb-

*) Zuletzt wurde über dieses Taschenbuch in Nr. 132 d. Bl. berichtet. D. Red.

ling und Abgesandten an Kaiser Nikolaus, betrunken hatte, daß weder er noch Achmed sich endlich auf den Beinen halten konnten. So will es wenigstens der „Morning Herald" von London aus gesehen haben und meint „es sei ein Schauspiel würdig der letzten Tage des türkischen Reichs; auch falle der Großherr — der schrankenlosen Leidenschaft und der Unmäßigkeit des Weines hingegeben — manchmal in temporaire Geistesabwesenheit." Ueber Griechenland sind Briefe aus Griechenland und Artikel in der münchner politischen, sowie in der „Allgemeinen Zeitung" benutzt. Aber das daneben eingeheftete Portrait von Thiersch — eben kein Meisterstück — macht zu den Artikeln ein Gesicht, als wolle es mit Wallenstein sagen: Ersparen Sie's, uns aus dem Zeitungsblatt zu melden, was wir schaudernd selbst erlebt! Was über die russische Politik gesagt oder zusammengestellt wird, ist gut und ganz consequent: Demonstration gegen den Westen; Krieg zu zeigen, um Frieden zu erhalten und geheime Pläne gegen Osten. Polen (nunc tantum auditur inclytum olim nomen). Im October Vertrag der drei europäischen Polen besitzenden Mächte, sich wechselseitig mit 35,000 Mann zu unterstützen, sobald in irgend einem Theile des ehemaligen Polens eine Insurrection erfolgen sollte. Bei Polen sind auch gleich die Thaten der Pologne extérieure in Frankreich und der Schweiz miteingeschaltet. Skandinavien. Schweiz (ferner Bund, küßnachter Ueberfall, baseler-liestaler Fehde, Universität Zürich, gescheiterter Verbesserungsplan der Verfassung oder Revision des Bundesentwurfes). Es ist immer gut, wenn man im Gedächtnisse solche Dinge wieder vorübergehen läßt. Es sind lauter Experimente, durch welche endlich Staaten klug werden können, wie Einzelne, wenn sie nämlich klug werden wollen.

Bei Deutschland handelt der Verf. zuerst von den Erörterungen der berühmten Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 durch alle grade zusammenberufenen landständischen Kammern und meint, „daß das Steuerverweigerungsrecht, die unaufgeforderten Bundesinterventionen nur zu systematisch deutsch und mehr juridisch als politisch von den Kammern behandelt worden wären; denn in der Wirklichkeit wurden nirgend die Steuern verweigert oder, wo dies geschah, wie in Nassau, reichte die Macht des Fürsten hin, auch ohne Bundeshülfe die Steuern beizutreiben. (Ja wohl!) In der Wirklichkeit wurde nirgend ein fürstliches Souverainetätsrecht verletzt, denn alle Fürsten wetteiferten, den gedachten Beschlüssen ihre Zustimmung zu geben." — Frankfurter dritter April. Zollverein. Rheinschiffahrt. Presse. Münchengrätzer oder vielmehr königswarther Congreß. In Preußen soll es nach S. 154 der König ausgesprochen haben, daß die Bitte um Reichsstände und Verfassung niemals wieder zu einer provinziallandständischen Verhandlung gemacht werde, da der König schon selbst zu bestimmen wissen werde, wann die aus väterlichem Herzen für das Wohl seines Volks erlassene diesfällige Cabinetsordre zur wirklichen Ausführung kommen soll; auch wurde den Kunsthändlern policeilich eröffnet, daß hohe Personen es mißfällig bemerkt hätten, wie immer nur die Siege und Großthaten Napoleon's zur Schau ausgehängt würden, dagegen niemals die Schlachten und Momente zum Vorschein kämen, in welchen er Niederlagen erlitt. (S. 155.) Die erneuerten hambacher Unruhen vom 27. Mai 1833 sind glücklicherweise nicht blos nach der münchner Zeitung erzählt; doch hat sich Hr. M. über die Aufnahme anderer die münchner Lügen strafende Berichte zu salviren gewußt. Den Beschluß des Abschnittes über Baiern macht eine Notiz über den Tod Kaspar Hauser's 14. Dec. 1833. Unblutiger ging's in Würtemberg und Baden zu; aber wir brechen ab, ohne noch mit dem Verf. nach Amerika und Asien zu wandern. S. 261 beginnt die kleine Chronik, enthaltend Naturereignisse, Reisen, Nekrolog und eine chronologische Tabelle des Jahres 1833, aus der wir nur ausheben: 5. Jan. Der Großherzog von Weimar verweigert den Ständen die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen. 25. Verhaftung des Hofraths Behr in Würzburg. 18. und 22. März Auflösung der kurhessischen und würtembergischen Kammer; 29. April Entlassung der belgischen Kammer, um durch deren Geschrei die Unterhandlungen mit Holland zu stören; 2. Nov. Auflösen der darmstädtischen Kammer. 41.

Erklärung und Bitte!

Mit dem zweiten Theile der gesammelten Schauspiele des Unterzeichneten ist zugleich — von Göthe's Briefen über das Lustspiel: „Die Hofdame" begleitet — der erste Theil in einer zweiten Auflage erschienen.

Dieser enthält außer dem obengedachten Lustspiele und einer Parodie unter dem Titel: „Geh hin!" die in und außer Deutschland vielbekannte dramatische Aufgabe: „Komm her!" welche, auf allen Repertoires heimisch, von den ausgezeichnetsten Künstlerinnen als eigenthümliche Talentprobe noch immer benutzt wird. Der Verf. hat aber nicht blos bei kleinern Bühnen, sondern sogar auf dem k. k. Hofburgtheater zu Wien, in München, Stuttgart, Frankfurt, Hanover, Weimar, Karlsruhe u. s. w. diese Arbeit durch unrichtige und zum Theil *unerlaubte* Abschriften, durch willkürliche Zusätze und höchst ungereimtes Streichen so verschoben und verstümmelt gesehen, daß er in den verschiedenen Versionen kaum sie wiederzukennen im Stande war.

Es ergeht daher an die verehrten Directionen, denen sein geringes Werk Vortheil, und an die liebenswürdigen Künstlerinnen, denen es so reichen Beifall brachte, namentlich an die Damen Birch-Pfeiffer, Gretlinger, Lindner und Neumann-Haizinger, zu deren stehendem Reisegepäck das Stückchen gehört, die dringende Bitte, des Verf. mit *baarem* Gewinn so schlecht vergoltene Bemühung wenigstens dadurch zu belohnen, daß sein „Komm her!" nur nach dieser neugedruckten einzig richtigen Bearbeitung, ohne alle Weglassungen und Zusätze fortan zur Darstellung gebracht werde.

Durch diese kleine, mit wenigen Groschen für den Ankauf des Buches zu leistende Gefälligkeit aber würde dem Verf. die *größeste* gewährt und zugleich dem so billigen, wiewol nur zu oft miskannten Anspruch genügt werden, sein Werk, wie er selbst es dachte, vor das Publicum gelangen zu sehen.

Schloß Seefeld, im September 1835.

F. von Elsholtz.

Miscellen.

Corneille.

Man weiß, daß Napoleon Corneille hoch über Racine stellte und, was den tiefen Sinn der Maximen betrifft, gewiß nicht mit Unrecht. Unsere Zeit weiß das nur nicht mehr zu schätzen. „Les maximes d'état de Corneille", sagte Napoleon, „sont toutes d'une immense portée et aucune n'est de son époque. Ce ne sont pas les ruses de Mazarin, ce ne sont pas les cruautés de Richelieu; c'est la grandeur antique. Où avait-il encore pris tout cela? dans lui-même, dans son âme. C'est du génie; et le génie est une flamme tombée du ciel, mais qui trouve rarement une tête là toute prête à la recevoir!" Es ist interessant, Corneille's Panegyrikus aus dem Munde eines Napoleon zu vernehmen.

Devise.

Als Peter der Große die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg errichtete, die anfänglich freilich nur sehr wenig ausgezeichnete Namen, besonders aber fast gar keine russischen enthielt, so handelte es sich um eine diesem schwächlichen Zustande entsprechende bescheidene Devise. Man wählte endlich: Paulatim, ein Wort, welches zugleich die Hoffnungen auf eine bessere Zukunft ausdrückte, die sich so glänzend realisirt haben. Wir kennen wol eine andere sogenannte gelehrte Societät, die trotz des Bewußtseins einer ähnlichen Schwächlichkeit sich doch einer ähnlichen Bescheidenheit in der Wahl ihrer Devise durchaus nicht befleißigen will. 87.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 293. — 20. October 1835.

Schriften von Franzoſen über Deutſchland.

1. Au-delà du Rhin par *E. Lerminier*. Zwei Bände. Paris 1835.
2. Études sur Goethe par *X. Marmier*. Paris 1835.
3. De l'instruction intermédiaire et de son état dans le midi de l'Allemagne par Mr. *Saint-Marc Girardin*. Première partie. Berne, Hofwyl, Zurich, Bavière. Paris 1835.

Die Schriften über Deutſchland und deutſche Literatur, welche jetzt ſchnell nacheinander in Paris ans Tageslicht treten, werden bald einen eignen Zweig der franzöſiſchen Literatur bilden, welcher gepflegt, gepfropft und der unnützen Schößlinge entledigt zur Zeit auch ſeine Früchte tragen mag. Für jetzt nur noch Geduld; man warte ab, ob das fremde Pflänzchen in dem ungewohnten Boden Wurzel faßt und unter den feindlichen Einflüſſen des galliſchen Klimas zur Kraft gedeiht; gibt es dann wirklich Früchte, ſo breche man ſie, wenn ſie reif ſind, und verbittere ſich nicht noch die Mühe der Pflege durch vorzeitigen Genuß. Es gibt keine unſchuldigere, keine natürlichere, keine verzeihlichere, aber auch keine unangenehmere Täuſchung, als wenn man in dem Augenblicke, wo man den Samen ausſtreut, ſich auch ſchon im Geiſte gemächlich am Tiſche ſitzen ſieht, um den Segen Gottes und ſeiner Arbeit mit heiterm Selbſtgefühl zu genießen. Wir müſſen offen geſtehen, daß uns dieſes Bild ſehr oft vor die Seele getreten iſt, wenn wir über die ſeit einiger Zeit häufigern Verſuche, dem deutſchen Weſen in Frankreich Anklang und Eingang zu verſchaffen, unſere ſtillen Betrachtungen machten. Regt der Franzos einmal Hand und Fuß, oder ſetzt er Kopf und Feder in Bewegung, ſo hat er auch ſogleich den unmittelbaren Nutzen, den weſentlichen, praktiſchen Gewinn für ſich und ſeine Sache vor Augen; und wenn er folglich in Deutſchland gereiſt iſt, oder nach ſeiner Art die deutſche Literatur ſtudirt hat und dann darüber das Wort führt, ſo will er nicht etwa blos die Leſewelt unterhalten, ſondern er verlangt, daß ſein Beiſpiel Nachahmer finde, und daß ſeine Ideen und Mittheilungen möglichſt ſchnell auf die öffentliche Stimmung und auf die ſocialen oder literariſchen Zuſtände ſeiner Nation bildenden Einfluß gewinnen. Vorzüglich von dieſem Geſichtspunkte aus ſind das Streben, Deutſchland Frankreich genießbar zu machen, und die Art und Mittel, wie und wodurch man dies zu erreichen hofft, zu beurtheilen.

Im Allgemeinen zeigt man Deutſchland dem jungen Frankreich, auf welches man doch zunächſt wirken möchte, faſt nur von ſeinen Lichtſeiten und gibt ſich ſelbſt Mühe, die offenbaren Schattenſeiten etwas in den Hintergrund zu drängen und zu verhüllen; man bewundert, um nur erſt Bewunderung zu erregen, und meint, auf dieſe Weiſe einen ſichern Grund zu gewinnen, auf dem man dann fortbauen könne. „Mais vous vous trompez, Monsieur", bemerkte ich neulich gegen einen eifrigen Bewunderer Deutſchlands; „vous vous faites des illusions, vous êtes trop admirateur." „N'importe; je le sais bien, mais c'est le seul moyen de faire goûter l'Allemagne à la France, et sans cela on ne parviendrait jamais à la moindre chose dans cette affaire-là." Das Gefährliche und Verderbliche dieſes Syſtems beruht eben darin, daß es von einem Extrem ausgeht, welches ein anderes Extrem ins Leben rufen wird, und daß im Kampfe dieſer Extreme dann die Wahrheit unterliegen muß, noch ehe ſie ſich geltend machen konnte. Ueberhaupt glauben wir, daß man zur Zeit noch zu ſehr auf die Empfänglichkeit des franzöſiſchen Volkes für deutſche Literatur und deutſchen Einfluß auf die Geſtaltung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe rechnet. Das Leben beider Nationen iſt ſeinem innern Weſen, ſeinen moraliſchen Elementen nach zu ſehr verſchieden, als daß man ein innigeres und allgemeineres Erfaſſen deutſcher Art und Weiſe von Seiten des franzöſiſchen Volkes erwarten dürfte, wenn man auch die Schwierigkeiten, welche die Aufnahme der deutſchen Sprache noch lange in Frankreich finden wird, und gewiſſe Nationalvorurtheile nicht ſo hoch anſchlagen will, als ſie wirklich angeſchlagen werden müſſen. Gleichwol iſt und bleibt die Begünſtigung Deutſchlands in Frankreich eine Thatſache, die unſere Theilnahme im hohen Grade verdient und in jedem Falle nicht ohne erfreuliche Folgen bleiben wird. Erſt vor Kurzem hat uns Herr St.-Marc Girardin ſeinen Traum über eine moraliſche, geſellſchaftliche und politiſche Vereinigung Deutſchlands und Frankreichs mitgetheilt. Zwei periodiſche Zeitſchriften: die „Revue germanique" und die „Revue du Nord", haben ſich ſeit Anfange dieſes Jahres das Ziel geſteckt,

ihr freilich noch beschränktes Publicum mit dem Leben und der Literatur Deutschlands vertrauter zu machen, und nebenbei hat Heine in einem geistreichen Intermezzo, das er „De l'Allemagne" genannt hat, die neugierigen Franzosen von deutscher Philosophie und Dichtkunst und der pikanten chronique scandaleuse deutscher Gelehrten unterhalten. Die neuesten Schriften in diesem Zweige der französischen Literatur sind die drei oben genannten Werke, welche wir der Verwandtschaft des Gegenstandes wegen zusammengestellt haben, aber je besonders beurtheilen werden.

Der Verf. des ersten: „Au-delà du Rhin", ist Professor der Philosophie des Rechtes am Collège de France, wo ihm seine mitunter etwas paradoxen und überspannten Ideen und ein fast theatralischer Vortrag, den man weder schön noch würdig nennen möchte, immer ein zahlreiches Publicum sichern, schreibt viel für die „Revue des deux mondes", hat sich bereits durch mehre umfassendere Schriften in seinem Fache bekannt gemacht, steht in dem Rufe eines Radicalen der neufranzösischen Schule, scheint die deutsche Philosophie etwas studirt zu haben und hält sich, nach einer durch die deutschen Hauptstädte gemachten Reise von einigen Monaten, für berufen, Frankreich über die Politik und Literatur Deutschlands zu belehren. Wir haben, um der Wahrheit die Ehre zu geben, das Buch mit gewissen Vorurtheilen, mit Besorgnissen in die Hände genommen; wir fürchteten, daß der Verf. nach seiner bekannten Weise durch die Ohnmacht seines Alles umfassenden, sogenannten philosophischen Raisonnements grade da am meisten verderben werde, wo es vor Allem auf genaues Wissen vieler Thatsachen, Nettigkeit und Bestimmtheit der leitenden Ideen und Klarheit über das Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen ankommt. Leider haben wir uns nicht ganz getäuscht. Es fehlt dem Buche zwar nicht an positiven Dingen, allein sie sind nicht mit Umsicht, bisweilen selbst etwas ungeschickt gewählt und schwimmen — man erlaube uns dieses Bild — wie von dem Winde des Zufalls getriebene Pflanzen auf den Sumpfmassen eines philosophisch-historisch-politischen Synkretismus der Begriffe, Zeiten und Völker umher, welcher Denen, die in diesen Werken Belehrung über den jetzigen Zustand Deutschlands suchen, viel zu schaffen machen wird. An einer Stelle in den ersten Blättern spricht der Verf. sich über seinen Zweck folgendermaßen aus: „Nous nous occuperons de l'Allemagne depuis les dix-neuf années qui se sont écoulées depuis Waterloo jusqu'à nos jours." Also konnte man natürlich nichts Anderes erwarten als eine genauere Schilderung der politischen, gesellschaftlichen und literarischen Zustände Deutschlands, wie sie sich seit dem Sturze der französischen Gewaltherrschaft entwickelt haben. Allein mit nichten! Beiweitem der geringste Theil des Buches beschäftigt sich damit; und während wir vergeblich nach einer klaren, durchdringenden Schilderung des deutschen Charakters, einer schärfern Auffassung des politischen Lebens in Deutschland und einer umfassendern Charakteristik der neuern deutschen Literatur suchten, finden wir unter Anderm lange Diatriben über die alte deutsche Reichsverfassung, über den Einfluß Napoleon's auf Deutschland, Notizen über einige berliner Gelehrte und Auszüge aus Göthe's nachgelassenen Schriften, während die ziemlich umfassenden Beilagen z. B. eine weitläufige Analyse des alten würtembergischen constitutionnellen Rechtes vom Jahre 1514, die Angabe der Haupttitel des westfälischen Friedens und als Hauptdocument über den Zustand der deutschen Literatur einen 66 Seiten langen und übrigens allgemein bekannten Brief Friedrich's des Großen an Voltaire enthalten.

Genug, das Buch scheint uns mit wenig Bewußtsein des Gegenstandes und ohne Takt der Ausführung abgefaßt zu sein und ist überdies noch durch eine Menge Schreib- und Druckfehler in den deutsch angeführten Stellen, sowie durch zahlreiche verkehrte Uebersetzungen, welche nur in des Verf. offenbarer Unkenntniß der deutschen Sprache ihren Grund haben können, widerlich entstellt. So ist z. B. S. 113 des ersten Bandes in einer Stelle aus den Briefen des Herrn von Stein, in welcher dem französischen Volke vorgeworfen wird, daß es „beweglich, selbstsüchtig, eitel, gemüthlos, politisch abgestumpft und oberflächlich gebildet" sei, das Wort: gemüthlos, durch „sans courage" wiedergegeben, während selbst Hr. v. Stein gewiß nicht daran gedacht hat, den Franzosen den Muth abzusprechen, dagegen ihr Mangel an Gemüth am besten dadurch bewiesen ist, daß in der französischen Sprache wirklich ein Wort fehlt, welches diesem Begriffe genau entspräche. Später im zweiten Bande (S. 227) sind die Worte Euphorion's im zweiten Theile von Göthe's „Faust":

Nur durch die Haine
Zu Stock und Steine!
Das Leichterrungene
Das widert mir u. s. w.

übersetzt: „Ah! seulement la haine! le combat et la lutte! Ce qui s'obtient facilement me répugne u. s. w." Dergleichen Dinge kommen mehre vor; man könnte sie für poetische Freiheiten nehmen, die aber leider an Unwissenheit grenzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kritisch-geschichtliche Uebersicht der Ereignisse in Europa seit dem Ausbruche der französischen Staatsumwälzung bis auf den Congreß zu Verona. Von Hermann von Kepserlingk. Leipzig, Brockhaus. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Sowol der ungemeine schon vorhandene und sich noch fortwährend mehrende Reichthum geschichtlicher Darstellungen, welche, bald einen größern, bald einen beschränktern Abschnitt der neuesten Geschichte umfassend, durch ihre Zahl und ihre Ausführlichkeit den zugleich anderweitig Beschäftigten mehr zurückschrecken als anziehen, als auch das Interesse für Begebenheiten und Zustände, welche mit denen der Gegenwart im engsten und unmittelbarsten Zusammenhange stehen und ohne deren nähere Kenntniß eine nur einigermaßen genaue Einsicht in die jetzigen politischen Verhältnisse unmöglich ist, fodern zu dem Versuche auf, den wesentlichen Inhalt der neuesten Geschichte in einen kürzern Abriß zusammenzudrängen, und ertheilen auch der uns vorliegenden Arbeit, welche „eine die große, bewegte Zeit in ihren

wesentlichsten Hauptumrissen zusammenfassende, kurze Uebersicht" zu geben beabsichtigt, ihre Rechtfertigung. Wenn an eine solche Uebersicht auch nicht die Foderung gemacht werden kann, daß sie aus einem sämmtliche Quellen umfassenden Studium hervorgegangen sei, und wenn es nicht zu bezweifeln ist, daß der Verf. wenigstens die wichtigsten derselben benutzt hat, so wird jedoch der Wunsch, daß er dieselben auch durchgehends namhaft gemacht und ihren Gehalt mit wenigen Worten bezeichnet hätte, durch ihn selbst angeregt, insofern er es in Einem Falle, nämlich bei der Geschichte des Feldzugs Napoleon's nach Rußland, gethan hat. Die Grundsätze, welche er als die ihn leitenden in dem Vorwort aufstellt, sind Wahrheit, Unbefangenheit und eine Beobachtung der geschichtlichen Würde, welche kleinliches Schmähen und Herabwürdigen sowie einseitiges Aburtheilen über große Männer und außerordentliche Begebenheiten und Zeiten zurückweist. Daß er diesen Grundsätzen, welche selbst bei der Darstellung längst vergangener Zeiträume so oft verletzt werden, in der Auffassung der Begebenheiten und Verhältnisse der neuesten Zeit, welchen gegenüber der Geschichtschreiber noch viel häufiger sich auf den Standpunkt einer Partei stellt, durchgehends treu zu bleiben bemüht gewesen ist und daß er durchgehends die Berechtigung jedes der miteinander kämpfenden Interessen hervorzuheben gesucht hat, ist ein nicht geringes Verdienst seiner Arbeit, welches jeder Leser, auch wenn er nicht überall mit den Ansichten des Verf. einverstanden ist, anerkennen wird, und welches namentlich in der Würdigung Napoleon's und der Politik desselben hervortritt. Außerdem spricht er sich in dem Vorworte gegen die, wie er sagt, kahle, frostige, ebenso unphilosophische als unchristliche Ansicht der meisten neuesten Geschichtschreiber aus, daß Alles sich durch die Gewalt der Ereignisse, durch die Natur der Dinge gemacht habe, und er erklärt, daß er die ganze Menschengeschichte nur als ein von der allvollkommenen, allvernünftig-alliebenden göttlichen Weltregierung geordnetes und geleitetes Gewebe betrachten könne; diese offenbare sich sowol in dem Geschicke der Völker als auch der einzelnen Menschen, die ihre Werkzeuge seien; aber sie seien nicht todte Werkzeuge, hölzerne Puppen, sondern selbstbewußte Wesen, die das Vernunftgemäße und Gute erkennen und wollen können und sollen. Noch bestimmter und schärfer spricht er diese Ansicht im Verlaufe seiner Arbeit (S. 164) dahin aus: daß sowol das Schicksal der gesammten Menschheit als auch des einzelnen Menschen im Ganzen wie im Einzelnen durch den unendlich vernunftgemäßen, unendlich vollkommenen und eben deshalb schlechthin wandellosen Willen Gottes von Ewigkeit her als unbedingt nothwendig und unabänderlich gegeben sei, dergestalt daß er durch die bezüglichen und veränderlichen Beschlüsse bedingter Menschen in seiner nothwendigen Erfüllung weder aufgehalten noch verändert werden könne. Indem er auf solche Weise jene Ansicht gleichsam auf die Spitze stellt und nur bei der Annahme derselben die Möglichkeit einer rein objectiven historischen Darstellung zugibt, so ist wol die Foderung nicht unbillig, daß er sie durch Widerlegung der Einwürfe, welche dagegen gemacht werden können, hätte fester begründen und daß er diese nicht blos durch die Erklärung hätte beseitigen sollen, daß in seinem Buche nicht der Ort sei, denselben zu begegnen; wir müssen nämlich offen gestehen, daß uns bei dem von ihm aufgestellten bestimmenden Eingreifen der göttlichen Weltregierung sogar in die einzelnen Ereignisse des einzelnen Menschenlebens die Freiheit und Selbstbestimmung des Menschen nicht mehr gerettet werden zu können scheint. Auch enthält die Arbeit des Verf. selbst eine Widerlegung oder wenigstens eine Beschränkung der Ausdehnung, welche er jener Ansicht gibt, insofern er die Begebenheiten auseinander entwickelt und nur bei einer einzigen ein besonderes Eingreifen der göttlichen Weltregierung bemerklich macht und auch bei dieser auf eine Weise, welche die Annahme eines solchen Eingreifens als unnöthig erscheinen läßt. Er meint nämlich, daß man die Schuld des Kriegs zwischen Rußland und Frankreich im Jahre 1812 ausschließlich weder Napoleon noch Alexander beimessen könne, daß vielmehr Beide von der eigenthümlichen Natur ihrer Stellung, in welcher sich eben das Walten der göttlichen Weltregierung ausgesprochen und gezeigt habe, unwiderstehlich zu diesem Wagnisse fortgerissen seien.

Die Auswahl des Stoffes für eine solche übersichtliche Darstellung, wie sie der Verf. beabsichtigte, wird durch den großen Reichthum der neuesten Zeit an Ereignissen, welche an sich und durch ihre Folgen bedeutend sind, sowie durch den genauen Zusammenhang zwischen denselben und die häufige, rasche und durchgreifende Umwandlung der Zustände zu einer sehr schwierigen Aufgabe und bei der Lösung derselben mit Kürze wenigstens eine gewisse Vollständigkeit auf befriedigende Weise zu verbinden, würde unmöglich sein, wenn es nicht gestattet wäre, bei dem Leser eine allgemeine Kenntniß des Darzustellenden vorauszusetzen. Die Besorgniß, über die Schranken hinauszugehen, innerhalb welcher eine Uebersicht sich zu halten hat, scheint den Verf. veranlaßt zu haben, in dem ersten Abschnitte seines Buches, welcher von dem Anfange der französischen Staatsumwälzung bis zum Frieden von Amiens herabgeht, sich unsers Bedünkens fast zu enge Schranken zu setzen; wenigstens müssen wir in Beziehung auf diesen Abschnitt den Wunsch aussprechen, daß er die in den verschiedenen französischen Nationalversammlungen einander gegenübertretenden Parteien noch bestimmter bezeichnet und in der Kriegsgeschichte bei den Hauptschlachten das entscheidende Moment angedeutet hätte. Der Raum dafür hätte, ohne den Umfang des Buches zu vergrößern, gewonnen werden können, wenn bei der Geschichte des Feldzugs Napoleon's gegen Rußland, welche fast ebenso viel Seiten füllt als der gesammte erste Abschnitt, die unverhältnißmäßige Ausführlichkeit der Darstellung etwas beschränkt worden wäre. Die Charakteristik des innern Zustandes der europäischen Staaten im Jahre 1803, welche den zweiten Abschnitt bildet und welche auch auf die vor der französischen Revolution vorhandenen Zustände Rücksicht nimmt, ergänzt auf solche Weise zum Theil den im Anfange des Buches fühlbaren Mangel einer ähnlichen Charakteristik für die jener Begebenheit unmittelbar vorausgehende Zeit. Der dritte Abschnitt, welcher mit größerer, nur bei der Geschichte jenes Feldzugs nicht ganz verhältnißmäßiger Ausführlichkeit behandelt ist, geht bis zum Congresse von Verona und zerfällt in drei Abtheilungen, von welchen die erste die Begebenheiten, die sich vom Frieden von Amiens bis zum ersten pariser Frieden ereignet haben, enthält, die zweite den innern Zustand der europäischen Staaten im Jahre 1814 darstellt und der dritte die Begebenheiten bis zum Congresse von Verona herabführt. Ein Nachtrag gibt noch einen Ueberblick über die wichtigsten Ereignisse der Geschichte Europas von der Zeit dieses Congresses bis zum Jahre 1831. Das kritische Element des Buches, welches der Titel ankündigt, besteht nicht, wie es auch nicht bei einer Uebersicht erwartet werden kann, in einer durchgängigen Kritik, sondern in einer kritischen Erörterung einzelner, besonders staatsrechtlicher Punkte; so wird namentlich die Rechtmäßigkeit der von Oestreich und Preußen im Anfange der Revolution beabsichtigten Einmischung in die innern Angelegenheiten Frankreichs untersucht, es wird die Frage, ob Napoleon's Thronbesteigung eine Usurpation gewesen, aufgeworfen und beantwortet, und das Maß der Schuld Napoleon's an der Ermordung des Herzogs von Enghien wird erwogen. 66.

---

1. Drei anthropologische Vorlesungen, gehalten von Ludwig Choulant. Leipzig, Voß. 1834. Gr. 8. 16 Gr.

2. Ueber die willkürliche Bewegung des Menschen. Eine Vorlesung, gehalten am 28. Februar 1835 von Ludwig Choulant. Leipzig, Voß. 1835. Gr. 8. 6 Gr.

„Anders bereist der Maler eine Landschaft, anders der Geognost; aber des Erstern Geschäft ist ein nicht minder ehrenwerthes, sein Heimgebrachtes ein nicht minder Eigenthümliches als des Letztern." So erklärt sich der Verf. über die Bearbeitung der

Gegenstände, welche er in diesen vier Vorlesungen einem Kreise hochgebildeter Zuhörer, unter denen auch Frauen, entwickelte. Die Behandlung sei hier also durch die Veranlassung geboten und bestimmt. Ueberall wird dies mehr oder weniger gelten müssen; aber wenn es oft die Schwierigkeit des Vortrags vermehrt, wird doch selten die Erkenntniß selbst, welche aus der Schule in das Leben hinausgegeben werden soll, dabei gewinnen an Erweiterung, wenn auch an Faßlichkeit und Anwendbarkeit. Sind hiermit im Allgemeinen die Einwürfe angedeutet, die sich gegen Erörterung wissenschaftlicher Gegenstände vor einem gebildeten, aber nicht geschulten Publicum erheben lassen, so finden wir sie in den Leistungen unsers Verf. widerlegt. Einmal durch den Vortrag, an dem man den Unterbau streng wissenschaftlicher Forschungen grade so weit bemerkt, um Zutrauen zu den Andeutungen und Folgerungen zu gewinnen, die er darauf gründet; dann durch letztere selbst, indem in ihnen eine Menge glücklicher und geistreicher Combinationen liegen, die selbst wieder ein helleres Licht auf die Ausgangspunkte der Erörterung werfen. So gewinnt die Anthropologie hier eignen Boden, indem sie die anatomisch-physiologischen und die psychologischen Lehren, aus denen sie meistens zwitterartig zusammengesetzt wird, bei dieser Gelegenheit nur als Bedingungen für das Verständniß Dessen benutzen dürfte, was man von ihr über den Menschen, nicht als das Compositum von Körper und Geist, sondern als das Product einer so disparaten Verbindung zu erfahren wünscht. Daraus ergeben sich ungezwungen die speculativen, besonders teleologischen Betrachtungen, welche der Verf. an die vorgängige Beschreibung der Menschennatur anknüpft, und in ihnen finden wir die Förderung der Anthropologie als einer selbständigen Wissenschaft, sowie wir die von dem Verf. dargelegte Gewandtheit in dieser Verknüpfung bewundern.

Zum Lesen und Wiederlesen dieser Blätter einladend, deuten wir den Inhalt nur an in seiner Aufeinanderfolge und seinem innern Zusammenhange. Die erste, nur wenige Seiten einnehmende Vorlesung: „Ueber die natürlichen Cyklen der Culturgeschichte", sucht, von den neuesten zu den ältesten Zeiten rückwärtsschreitend, einen dreihundertjährigen Cyklus in dem Umschwunge der Culturverhältnisse des Menschengeschlechts nachzuweisen. Die zweite: „Ueber die Naturgeschichte des Menschen", stellt zuerst aufrechten Gang, Vernunft und Sprache als das allen Menschen Gemeinsame und sie von den Thieren wesentlich Unterscheidende, Klima und Herkunft als die Bedingungen der durchgreifenden Verschiedenheiten dar, die das eine Menschengeschlecht in drei Haupt- und zwei Nebenstämme (Aethiopier, Mongolen, Kaukasier; Malaien, Amerikaner) theilen. Ihre Schilderung gibt den Uebergang zu der Frage, von welchem Stamme die Cultur ausgegangen, oder ob sie von jeher das ausschließliche Eigenthum eines einzigen gewesen, und sie wird dahin beantwortet, daß jedem der drei Hauptstämme, zuerst dem äthiopischen, ein Antheil an derselben zukomme, der, dem einen von dem andern überliefert und damit vergrößert, zuletzt in und durch den kaukasischen seine Höhe und Verbreitung erhalten habe, von welchem er wol in die Heimat der Nebenstämme, Australien und Amerika, aber nicht zu diesen selbst gelangen werde, die vielmehr, wie alle Zwischenstufen in der Natur, eingehen, was sich wenigstens an an dem immer mehr zunehmenden Aussterben der Uramerikaner bestätigt, während der Erdtheil Amerika die dorthin verpflanzte kaukasische Cultur jedenfalls modificirt, vielleicht auch steigert. Die dritte und vierte Vorlesung führen von der Betrachtung der Möglichkeiten, welche sich aus der Wanderung und dem Vorwärtsbringen menschlicher Cultur ergeben, zu ihren Bedingungen zurück. Ist sie selbst nur durch das Menschengeschlecht möglich, so müssen jene Bedingungen (obschon bei den Thieren vorhanden, aber nur vereinzelt, unvollkommen, oder auch einseitig überwiegend vorhanden) bei den Menschen sich in einer eigenthümlichen Ausbildung und Harmonie vorfinden. Diese nachzuweisen, ist vorerst die Aufgabe der dritten Vorlesung: „Ueber die Sinne des Menschen". Deren physiologische Betrachtung begreift Sinnennerven und Sinnenapparat; den Uebergang zur anthropologischen macht die Bemerkung, daß die menschlichen Sinne ein gleiches, aber mittleres Maß von Schärfe erhielten, was sie wesentlich von den Thiersinnen unterscheidet, deren Mannichfaltigkeit größer oder geringer, deren Ausbildung in einem oder mehren die menschliche übertrifft, aber eben dadurch ein allseitig gleichmäßiges Empfangen von Eindrücken beschränkt. Es wird dann erörtert, wie die menschliche Auffassung durch Sinnestäuschungen getrübt, durch Erkranken oder Erlöschen des einen oder des andern Sinnes mehr und weniger gehemmt werde, wobei auch die Frage über das Verhältniß des Gesichts und Gehörs zum Dienst der Seele besprochen und auf die Nothwendigkeit der Erhaltung und Ausbildung aller Sinne hingewiesen wird. Die willkürliche Bewegung, als der natürliche Gegensatz einer Rückwirkung nach außen auf die Aufnahme von daher, ist der Gegenstand der vierten Vorlesung. Der Verf. durchwandert zuvörderst alle Gebiete der Natur, in denen sich Bewegung kundthut, und dieser umfassende Blick steigert hier seine Darstellung und führt ihn selbst auf die Höhe, die er als dem Menschen allein vorbehalten schildert durch das zweite Glied der Ausstattung, deren erstes die Sinnenwahrnehmung war. Mechanische, physikalische, chemische Bewegung werden unterschieden; aber schon im Pflanzenreiche findet sich der Uebergang von jener zu der willkürlichen des Thiers, zur Locomotivität. Das Organ derselben, der Muskelapparat ist es aber auch für Stimme und Sprache, deren jene, beim Menschen der veredelte Thierlaut, von diesem das charakteristische Merkmal der allgemeinen Verständlichkeit für die Gattung, der er angehört, noch an sich trägt; diese aber, die Sprache, keineswegs die höchste Entwickelung der Thierstimme (denn die ist bei den Vögeln), sondern ein ausschließliches Eigenthum des Menschen ist, durch ihre theils nur von menschlicher Organisation abhängige, theils conventionnelle Natur. Was sich hieraus ergibt, der Werth der Sprache, ist zu einer Schlußrede dieser Vorträge verwebt, die wir durch keine dürftigen Andeutungen des Schmuckes berauben wollen, mit welchem der Verf. seine Ideen umkleidet hat. 155.

Notiz.

In einem Garten zu Hières wurde am 1. April 1833 ein Bambusstrauch von ungefähr 12 Fuß Höhe gepflanzt. Er hat seitdem mehre Stengel von 20—26 Fuß Höhe gegeben. Das Terrain, wo er steht, ist mittels einer eignen Vorrichtung stets feucht erhalten. Man ist noch ungewiß, wie hoch der Kältegrad sein wird, den er vertragen kann, denn zeither sind die Winter sehr mild gewesen. (Das wird man wol auch nur erfahren können, wenn er einmal erfrieren sollte.) Wenn sich dieses Gewächs bei uns akklimatisiren sollte, würde es gewiß, sowie in Indien, von höchstem Nutzen sein, wegen der außerordentlichen Schnelligkeit, mit der es wächst. Der Bambus pflanzt sich durch Senker fort. Nach Verlauf von 5—6 Monaten kann man von dem Mutterstamme die kleinen Schößlinge, die vollkommen eingewurzelt sind, abschneiden. Man kann ihn aber auch durch Steckreiser fortpflanzen, und auf diese Weise pflegt ihn Herr Robert, Director des Marinegartens zu Toulouse, zu ziehen. In demselben Garten zu Hières hat man ein Exemplar des indischen andropogon squarrosus gepflanzt, das ebenfalls sehr schnell wächst und bereits, da es im März 1832 gepflanzt wurde, jetzt einen ungeheuern Busch von 7 Fuß Höhe ausmacht. Man kann es sowol durch abgeschnittene Wurzeln als durch Steckreiser fortpflanzen. Dattelbäume von außerordentlicher Schönheit, die bereits eine Höhe von 30 Fuß erreicht haben, finden sich ebenfalls in dieser Gegend hier und da in Privatgärten. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 294. — 21. October 1835.

Schriften von Franzosen über Deutschland.

(Fortsetzung aus Nr. 293.)

Um unsere Leser mit dem Inhalte etwas näher bekannt zu machen, lassen wir noch einige Bemerkungen über die einzelnen Abschnitte des Werkes folgen. Der erste Band: „La politique", enthält deren fünf: „Enchainement des temps"; „Aspect général"; „Napoléon et l'Allemagne"; „L'Allemagne et la liberté"; „De l'unité". Im ersten dieser Abschnitte, welcher gleichsam als Einleitung gelten kann, kommt der Verf. durch eine philosophisch-historische Deduction über die verschiedenen Phasen des gesellschaftlichen und geistigen Lebens der Menschheit zu dem Resultate, daß eigentlich gegenwärtig die Haupttriebfeder des menschlichen Thuns und Treibens im Großen der Hang zu gegenseitiger Vereinigung der Völker sei. „Aussi de tous les points s'élève un vaste cri pour demander l'unité. Ne sentons-nous pas se remuer au fond des esprits et des âmes quelque chose de sympathique et d'analogue? Les langues se confondent, les littératures se mêlent et se volent u. s. w." Und eben deshalb, fährt er dann fort, sei es passend, bei dem Anblicke der deutschen Nation zu verweilen, „d'une nation vraiment glorieuse et forte, établie au milieu de l'Europe, et qui en est pour ainsi dire l'école et l'université, pendant que la France doit en être le forum". Hierauf folgt ein kurzer Ueberblick der deutschen Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Sturze Napoleon's, welchen der Verf., wie gesagt, selbst als Ausgangspunkt seiner Betrachtung feststellt. Ein längerer Aufenthalt in Strasburg, wo er aber nicht einmal „la langue d'Hermann et de Luther" erlernt habe, dann das Studium der deutschen Literatur und endlich eine Reise durch Deutschland, wo ihm vorzüglich die „noble hospitalité germanique" zusagte, das sind die Hauptgründe, wodurch er seine Befugniß, über Deutschland zu schreiben, zu rechtfertigen sucht.

Im zweiten Abschnitte: „Aspect général", gibt er eine allgemeine Schilderung Deutschlands, so weit er es nämlich gesehen hat, mehr in Form eines Tagebuches, dem man die flüchtigen Eindrücke flüchtig anvertraut, mehr launenhaft als tiefer eingehend. So ist z. B. die Vergleichung zwischen Altgriechenland und Deutschland, womit dieser Abschnitt beginnt, eher geeignet, zu falschen Begriffen zu verführen, als die Anschauung und Beurtheilung der deutschen Zustände zu erleichtern. Frankfurt, welches, wenn Deutschland einmal Griechenland ist, wol auch als die „Propylées de l'Allemagne" gelten darf, veranlaßt, wie sich erwarten läßt, einige unbedeutende Bemerkungen über Göthe. In den constitutionnellen Staaten des südlichen Deutschlands beschäftigt natürlich vorzüglich das politische Leben die Aufmerksamkeit des Verfassers, welcher hier, abgesehen von seinen Grundsätzen, scharf und richtig urtheilt. Nach Karlsruhe und Stuttgart sah er Nürnberg, dessen echt deutscher Charakter ihn zwar eigenthümlich ergriff, aber nicht fesseln konnte, weil er dem Leben unsers Jahrhunderts zu fern liege. Das Bild vom Könige von Baiern, welches der Verf. zu München entwarf, ist seinen Grundzügen nach wahr, aber die Zeichnung zu scharf und die Färbung etwas zu derb. Was über das Verhältniß Baierns zu Griechenland gesagt wird, ist weder neu noch tief, aber leider wahr. In Wien suchte Hr. Lerminier vergeblich Geist und Charakter und fand am Ende nur heraus, daß es eine „ville athée" sei, wo Alles erlaubt sei, nur das Denken nicht. Das Bildniß Metternich's ist ein Seitenstück zu dem des Königs von Baiern. Ueber die Politik und die Lage der östreichischen Monarchie fast nur Wiederholungen aus französischen Journalen der liberalen Farbe, welche man nur zu oft gelesen hat. Sachsen wird in seinen großen Momenten und seinem Verfalle, in seiner Gegenwart und Zukunft ziemlich richtig beurtheilt; aber eigentlich ist es doch nur Preußen, wobei der Verf. mit einer gewissen Vorliebe verweilt, weil er hier die meiste geistige Thätigkeit und manche Verwandtschaft mit dem gesellschaftlichen Leben Frankreichs findet; er zieht zwischen Berlin und Paris eine Parallele, welche manches Treffende enthält und aus der wir schon deshalb Einiges mittheilen wollen:

Die Unterhaltung zu Berlin ist vortrefflich, anders, aber ebenso gut wie in Paris. In diesen beiden Hauptstädten hat das geistige Leben Europas am meisten Wärme und Kraft. In Berlin geht der Geist auf graderm Wege, mit mehr Bestimmtheit und Strenge seinem Ziele entgegen, zu Paris zwar mit mehr Anmuth und Leichtigkeit, aber er kommt nicht weniger zum Ziele; zu Berlin findet man mehr Tiefe über einen gegebenen Punkt, in Paris mehr Beachtung der ganzen Oberfläche. Der Preuße behandelt seine Ideen mit derselben Ordnung und Haltung wie seine Armeen und seine kriegerischen Uebungen, und überall herrscht dieselbe Genauigkeit und dieselbe

Strenge der Formen. Der Franzose dagegen weiß, die Wissenschaft und die Macht mit einer gewissen vertrauensvollen Leichtigkeit zu handhaben; unsere Soldaten und unsere Denker lassen sich bisweilen bei ihren Uebungen und ihrer Methode etwas Nachlässigkeit zu Schulden kommen, weil sie sich sicher dünken, durch einen einzigen Schlag die nöthige Stellung wiedereinnehmen zu können. Wir glaubten überhaupt bei den Bewohnern Brandenburgs eine Mischung der britischen Bestimmtheit und der französischen Lebendigkeit zu bemerken, ohne daß jedoch diese beiden Elemente genug harmonisches Gleichgewicht gefunden hätten. Dem sei jedoch wie ihm wolle; Preußen steht jetzt an der Spitze des germanischen Staatenbundes, und wenn München und Dresden die Museen Deutschlands sind, wenn Wien das Gasthaus und die Promenade desselben ist, so ist dagegen Berlin dessen Arsenal, Salon und Universität.

Was hierauf über Preußens innere Lage, sein Verhältniß zu den übrigen großen Mächten und seine durch beide bedingte Politik gesagt wird, ist der Hauptsache nach ziemlich wahr. Um den Freiherrn v. Stein, dessen Briefe häufig angeführt werden, dessen unversöhnlicher Haß gegen Frankreich aber Lerminier unerträglich ist, herabzusetzen, wird Hardenberg vielleicht etwas idealisirt. Der König, der Kronprinz und Ancillon, welchen Lerminier für die Seele des jetzigen Cabinets zu halten scheint, sind mit wenig Worten treffend charakterisirt; überhaupt ist der Verf. frei von den Vorurtheilen, welche man in Frankreich noch häufig gegen Preußen findet; er erkennt die Unmöglichkeit einer allgemeinen Repräsentativverfassung für den preußischen Staat an und stellt dagegen die allgemeine Militairpflicht selbst Frankreich als Muster auf. Die Rheinprovinzen möchte er weder unter Preußens noch Frankreichs Herrschaft wissen, sondern bringt in Bezug auf sie das, wie es scheint, in Frankreich jetzt beliebte System freier Gemeinwesen unter dem Protectorate einer großen Macht zur Sprache. Welches in diesem Falle diese Macht sein soll, ist leicht zu errathen, wenn nur nicht das ganze System auf eine jener halben Maßregeln hinausliefe, welche in der Politik am wenigsten Gutes stiften. Am Ende spricht der Verf. seine Ansicht von Deutschland im Allgemeinen noch einmal in folgenden Worten aus, welche wir zugleich als Beispiel seiner Behandlungsart hier folgen lassen:

Deutschland liegt in der Mitte Europas; es hat für sich das Alterthum der Erinnerungen, die Kraft in der Gegenwart und eine dunkle Zukunft, welche sich bei dem Lichte eines noch unbekannten Ruhmes aufklären wird. Preußen leiht ihm die eiserne Macht seines Schwertes, Oestreich die Traditionen des Kaiserreichs, Sachsen den lebendigen Glauben der Reformation, Baiern die Poesie eines fast italienischen Katholicismus. Neu mit der Monarchie des großen Friedrich's, durch die Nachfolger des Hauses Habsburg an das Alterthum geknüpft, protestantisch mit Luther, katholisch mit München und Tirol, bietet Deutschland einen allseitigen Anblick dar. Junge constitutionelle Monarchien entwickeln sich mit Kraft in seinem Schooße; Herzog- und Fürstenthümer bieten Alles auf, sich ihre individuelle Bedeutung zu erhalten; vier Städte, Reste der alten Hanse, und welche man noch die freien nennt, vertreten wie im alten Griechenland den unabhängigen Reichthum der Arbeit und des Handels. Aber Oestreich will die Nation am Abhange des Jahrhunderts aufhalten; Preußen täuscht sich selbst über seine Bestimmung und seine Pflicht und will seinerseits die Freiheit in den Kreis der Metaphysik und der Religion einschließen. Mit diesen Kräften und diesen Anlagen zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Rußland und Frankreich, zwischen dem Rhein und der Oder sucht Deutschland mit den Resten des Feudalismus und mit seiner Metaphysik, zerstückt und doch lebend, mit seinen Idealen und seinen Träumen in der Kraft der Jugend und voll Hoffnung das Gesetz seiner Bestimmungen und seiner Größe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Eine Ansicht der höhern Dogmatik von Christoph Friedrich von Ammon. Zweite Hälfte. Erste Abtheilung. Leipzig, Vogel. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Wir haben bei dem Erscheinen der ersten Hälfte dieser Schrift eines hochgestellten Gottesgelehrten bereits eine ausführliche Anzeige des Inhalts gegeben und das Interesse gebildeter Leser darauf hinzulenken gesucht.*) Es ist aus dieser Veranlassung gezeigt worden, wie vortheilhaft auf die theologischen Ansichten des Verfassers der Fortschritt der Wissenschaft eingewirkt und denselben, welcher früher, als noch allein im Rationalismus geistiges Leben sich bewegte, unter den Vorfechtern dieser Richtung gestanden hatte, immer mehr jener tiefern Auffassung des Christenthums in seinem positiven Gehalt und Segen angenähert habe, welche sich gleichsehr von dem so leeren als oberflächlichen Standpunkte des gemeinen sogenannten Vernunftglaubens, der die Offenbarung nur in seinen Grenzen und unter seiner Herrschaft anerkennt, wie von dem trockenen, starren Fetischismus der Orthodoxie des Buchstabens, welche dem vernünftigen Denken als solchem den Stab bricht, entfernt zu halten und den über den Gegensätzen des Rationalismus und Supranaturalismus stehenden ethischen Grund des historischen Christenthums als das Erlösende, Belebende und die sittliche Weltordnung nach Gottes Wohlgefallen in die Gemeinschaft mit Christo, dem Sittlichreinen und Urkräftigen, Wiederherstellende anzuerkennen, alles Uebrige aber, was mit dieser, zu unserm sittlichen Heil wesentlichen Thatsache und Geschichte nicht in nothwendiger Beziehung steht, Alles, was in dieser Richtung zu einer metaphysischen Frage nach dem Ursprung des Bösen, nach dem Wesen der Erbsünde, nach der Vereinigung des Göttlichen mit dem Menschlichen in dem Erlöser, nach dem Einwohnen und Wirken des heiligen Geistes und nach der Wiedergeburt, nach Gericht und Auferstehung u. s. w. sich gestalten mag, mit Ruhe abzuweisen, Alles, was zum historischen Detail gehört, der kritischen Forschung zu überlassen, aber nichtsdestoweniger mit Innigkeit auf dem Bewußtsein der Thatsachen der Erlösung und ihres Zusammenhangs mit dem Bedürfniß, ihres Einflusses auf das Gemüth und Leben des Menschen zu beharren weiß. Daß Hr. v. Ammon diese höhere Richtung genommen, diesen tiefern Gehalt sich angeeignet, haben wir mit Freuden aus den Zeugnissen jener erstern Hälfte seines Werkes nachgewiesen, ohne jedoch uns selbst verhehlen und dem Leser verschweigen zu dürfen, daß und wiefern es ihm schwer falle, den neuen wahren Standpunkt, den der Fortschritt der Theologie fodert, überall mit derselben Festigkeit und Klarheit zu behaupten; daß ihm der frühere Genosse aus alter Gewohnheit nicht selten den rechten Gesichtspunkt verrücke und ihm in ein schwankendes Mittelgebiet zwischen Rationalismus und Supranaturalismus dränge, indem er das Christenthum, wie Beide, Rationalisten und Supranaturalisten, thun, immer wieder als eine Lehre von göttlichen Wundern und menschlichen Pflichten, als Doctrin und Gesetz, ansieht und darüber vergißt, daß von Seiten Christi weder Lehre noch Gesetz, sondern seine heilige Persönlichkeit, von unserer Seite nicht die Kenntniß der Lehren, noch die Beobachtung der Gesetze, die uns ohnehin aus eigenem Wissen und Vermögen nicht gelingt, sondern der Glaube, das Hingeben, Aufsehen, Anhangen an ihn mit allen Trieben, Wünschen, Regungen und Kräften der Seele das Erlösende sei; daß das Chri-

*) Vgl. Nr. 7 und 8 d. Bl. f. 1834. D. Red.

stenthum keine Philosophie, sondern Leben in Christo und Bewußtsein desselben, keine Speculation, sondern Erfahrung und Innewerden derselben vermittels einer in ihren Spuren und Beziehungen sorgfältig eingehenden Reflexion sei. Wenn wir freilich von hier aus an dem theologischen Inhalte des Buches nur eine getheilte Freude empfinden konnten und seinen entscheidenden Eindruck auf die, nach Einheit und Sicherheit der Ueberzeugung verlangende gebildete Mitwelt im Voraus zu bezweifeln uns nicht enthalten mochten, so hat es ein anderes Bewenden mit der vorliegenden Abtheilung des Buches, worin sich der Verfasser von dem dogmatischen Gebiet auf das historische begibt und hier mit der gewohnten Gelehrsamkeit, mit seinem Urtheil und einer wie immer ausgezeichneten Darstellungsgabe den Entwickelungsgang der christlichen Kirche und Glaubenslehre von der Erhöhung Christi bis in die Vorzeit der Reformation beschreibt. Der Einfluß einer eklektischen dogmatischen Theorie ist hier natürlich weit weniger fühlbar, und wir verweilen mit reinem Vergnügen auf der ausgewählten Reihe interessanter Schilderungen, die uns der historische Künstler vorführt. Hier, in der Geschichte selbst, mag und muß das rationalistische Element sich geltend machen, und die Kritik des Verf. ist zwar nicht grade tief und erschöpfend, doch dem Gegenstand und Zwecke seiner Darstellung durchaus angemessen, freimüthig in der Anerkennung und Verwerfung. Wir machen durch eine gedrängte Uebersicht des Ganzen auf das Einzelne und Nähere aufmerksam.

Im ersten Abschnitte handelt der Verf. von den Eindrücken, welche die Rückkehr Jesu in das Leben und die Trennung von seinen Schülern auf sie hervorgebracht habe, und weist dieselben in der Ueberzeugung von einer wunderbaren Veranstaltung Gottes und Verherrlichung Jesu nach, ohne daß ihnen eingekommen wäre, nach den metaphysischen Ursachen und Bedingungen zu fragen. Die Entscheidung über die Frage, ob Jesus wirklich todt gewesen und wirklich neu lebendig geworden sei, hängt, wie es S. 8 fg. heißt, auch noch jetzt immer von der Ansicht ab, welche jeder Einzelne von der Weltregierung Gottes gefaßt hat. Glaubt er, daß Gott von seinen eignen Gesetzen Ausnahmen mache, wie Menschen, so wird er oder kann sich die Wiederbelebung Jesu als eine Rückkehr der Seele in den verlassenen Körper auf vierzig Tage denken. Glaubt er hingegen, daß alle Weltveränderungen in einer ewigen Anschauung und Anordnung Gottes gegründet seien, so kann er eine volle Herrschaft des Todes über den Körper Jesu — wie auch Petrus Apostelgesch. 2, 31 anzudeuten scheint — nicht annehmen, ohne den Zusammenhang der Weltursachen und Wirkungen zu unterbrechen und in die unaussprechlich weise Einheit derselben die Unvollkommenheit einer zurückschreitenden Bewegung einzuschalten. Zuletzt treffen indessen Beide in dem ethischen Grunde, in der causalen und teleologischen Ansicht der Auferweckung Jesu als eines göttlichen für die Einführung und Fortdauer des Christenthums unaussprechlich wichtigen Werkes zusammen, welches für die Begründung der ersten Christengemeinde in der jüdischen Hauptstadt von der entscheidendsten Wichtigkeit war. Ebenso verhehlt der Verf. nicht die Schwierigkeiten, welche von historischer und naturwissenschaftlicher Seite der Annahme einer leiblichen Erhebung Christi in den Himmel im Wege stehen und sagt gleichwol: der kritische Leser der Evangelien könne es unverhohlen aussprechen, daß ihm in der Geschichte der Himmelfahrt Jesu Matthäus und Johannes ungleich wichtigere Zeugen seien, von denen wir aber eben hierüber keine Mittheilung besitzen, als Marcus und Lucas, und doch könne er an die wirkliche Erhöhung des Auferweckten im Himmel noch viel inniger und lebendiger glauben als der buchstäblichste Anhänger der beiden letztern Evangelisten. Der reinen und echten Rechtgläubigkeit könne das Licht der Kritik und Wissenschaft nie gefährlich werden; es falle nur den Augen des Blöden auf, der in das Wesen der seligmachenden Wahrheit, wie sie von Gott komme, niemals so tief eingedrungen sei, als es von ihm sein christlicher Beruf fodere (S. 17, 18).

Aehnlich treffend ist die Aeußerung über die bei der Erzählung von der Stiftung der ersten Christengemeinde zu Jerusalem am Pfingstfeste vorkommende Nachricht von dem Reden der Apostel in fremden Zungen; wiewol es zu verwundern bleibt, daß der Verf. nicht noch tiefer in diesen interessanten Gegenstand eingedrungen ist und seinen Lesern das Resultat der neuesten Forschungen in dieser Sache von Bleek, Olshausen und Baur vorenthalten hat. Als die Begeisterung der versammelten Jünger den höchsten Grad erreicht hatte, betete jeder und sprach in andern Sprachen, dem vordringenden Sinn und Geiste gemäß, der sich immer in dem vaterländischen oder doch in dem geläufigsten Idiome kund zu geben pflegt. Ein Kirchenvater meinte zwar, Petrus hätte persisch, Andreas medisch, die übrigen Apostel aber hätten in den fremden Sprachen aller übrigen Völker geredet. Ein Anderer wollte wissen, die Apostel hätten zwar sämmtlich nur Einer Sprache sich bedient; das Wort habe sich aber, wie auf Sinai, sofort durch ein Wunder in alle Idiome der Welt verwandelt und durch diese Brechung des Lauts in der Luft die allgemeine Verwunderung erregt. Ein junger akademischer Professor lehrt dagegen in unsern Tagen, die Gabe, mit Zungen zu reden, habe die Elemente aller neuen Sprachen der christlichen Völker enthalten; wo es freilich bei der Anwendung auf die Pfingstfeier wunderlich herauskommt, daß diese Elementarsprache der neuen Welt von den Ohren aller Völker der alten Welt verstanden und begrüßt worden ist, als hörte jeder seine eigne Sprache reden. Es ist aber doch wol angemessener, mit dem unbefangenen Verf. hier etwas auf die Darstellung des Geschichtschreibers zu setzen, der es durch eine kurze statistische Uebersicht der Bewohner Jerusalems begreiflich machen wollte, wie der neue Wechsel der Liturgie, das Aufhören der alten Tempelsprache und Halten des Gottesdienstes in jedes Volkes Mundart konnte wahrgenommen und glaubwürdig bezeugt werden. Da indessen auch hier die Deutung immer noch gezwungen erscheint bei einer unbefangenen Lesung des Berichtes der Apostelgeschichte, so dürfte das Angemessenste bleiben, die Sage von einem Reden der Apostel mit fremden Zungen, d. h. in verschiedenen, ihnen bis dahin ungeläufigen und unbekannten Sprachen fremder Völker, vorauszusetzen und den Bericht des Evangelisten für eine Wiederholung dieser Sage auszugeben, wie sie dem fleißigen Sammler der ältesten Geschichten und Kunden der christlichen Gemeinde zu Ohren gekommen war. Die Sage selbst ist nicht unwahr in der Hauptsache: in der wunderbaren Begeisterung der Apostel und der dadurch bewirkten Gründung der christlichen Gemeinde zu Jerusalem; ihre Form ist nur geschmückt mit einer Vorstellung, unter welcher sich bei dem Volk der Gedanke der allgemeinen Bestimmung und frühen Verbreitung des Christenthums ausgebildet hatte.

Im zweiten Jahrhunderte nach Christus gibt der Bischof Irenäus an, daß damals alle apostolischen Gemeinden sich zu folgenden drei Hauptlehren bekannt haben: erstens zu dem Glauben an einen Gott, allmächtigen Vater, welcher Erde, Himmel, Meer und alle ihre Bewohner geschaffen hat; zweitens an einen Jesus Christus, Gottes Sohn, der zu unserm Heile Mensch geworden ist; drittens an den heiligen Geist, der durch die Propheten Alles vorherverkündigt hat von Christo bis zu seiner Wiederkehr zur Wiederbringung aller Dinge (ad recapitulanda omnia), wo sich nach des unsichtbaren Gottes Willen Alles vor Jesu, unserm Herrn, Gott, Heiland und König beugen soll im Himmel, auf und unter der Erde; die abtrünnigen Engel, Gottlosen und Gotteslästerer kommen dann in das ewige Feuer; die Gerechten aber erhalten Leben, Unvergänglichkeit und ewige Klarheit als Gottes Gnadengeschenk. Diese einfache und bei ihrer Unbestimmtheit weithin anerkennbare Formel mußte sich nun aber alsbald und mit der Zeit immer mehr bestimmen und ausbilden lassen und auf diesem Bestimmungs- und Ausbildungswege eine Differenz der Parteien und Meinungen erzeugen. Schon in jenen ältesten Zeiten traten abweichende Tendenzen, Schulen mit verschiedenen Principien hervor, so eine exegetisch-

eklektische zu Antiochia, eine philosophisch-speculative in Alexandrien, eine praktisch-contemplative in Nordafrika. Justin der Märtyrer, Clemens von Alexandrien und Tertullian sind ihre Repräsentanten. Aber zugleich erhoben sich aus einer Vermengung heidnischer Theosopheme mit der christlichen Tradition die gnostischen Sekten, deren unchristlichen Charakter der Verf. mit scharfem Blicke zumeist in „ihrer hohlen und verkehrten Christologie" erkennt und nachweist. Wir wollen und müssen, heißt es an diesem Orte (S. 78) weiter, zuerst wissen, daß Jesus ein weiser und guter Mensch gewesen ist, ehe wir glauben können, daß er Gottes Sohn sei und mit ihm in der nächsten geistigen und sittlichen Gemeinschaft stehe; ohne einen festen Grund des Wissens ist jeder Glaube nur eine flüchtige Meinung. Der Gnostiker aber läßt seinen Christus als Nus, Logos oder Sophia erst aus der Tiefe des ewigen Abgrundes hervorgehen, ehe er sich scheinbar mit dem Menschen Jesus vereinigt und diese Scheinverbindung verschwindet grade in der Stunde des Leidens und Sterbens, wo er dieses höhern Beistandes am meisten bedurfte. Im Gegensatze mit der Gnosis entwickelte sich nun in der Schule zu Alexandrien durch Origenes der christliche Lehrbegriff in seinem systematischen Princip und Zusammenhange, worin die fernere Fortbildung der Theorie begründet, aber auch schon der heilige Kampf gegen die Ausartungen der Glaubensansicht und Kirchenlehre begonnen ist, aus welchem erst die Reformation des 16. Jahrhunderts siegreich hervorgehen sollte. Nachdem der Verf. sofort auf die den Gnosticismus noch überbietende Erscheinung der Manichäer einen Blick geworfen, bei welchem aber gleichfalls die neuesten gründlichen Untersuchungen von Baur unbenutzt geblieben sind, entwickelt er die Schilderung der Geschichte der Lehren, die in den Complex der Trinität fallen. Sabellius und Arius sind die Vorfechter der beiden Meinungen, von welchen die eine in den drei Personen nur drei Formen und verschiedene Thätigkeiten der Einen und untheilbaren Gottheit, die andere dagegen eine Subordination des Sohnes unter den Vater annimmt. Athanasius siegte über beide und gab der im fortgesetzten Kampf gegen Macedonius, Eutyches, Nestorius u. A. noch näher bestimmten und in diesen Bestimmungen noch jetzt geltenden kirchlichen Lehre von der Wesenseinheit der drei voneinander abgesonderten, gleichen göttlichen Personen, Vater, Sohn und Geist, den Ursprung. Während dieser dogmatische Streit über das Wesen und Geheimniß Gottes den Orient entzweite und erschütterte, erwuchs im Abendlande der schon an und für sich viel bedeutendere Widerspruch über Natur und Gnade in der Freiheit und Seligkeit des Menschen. Pelagius und Augustin sind die Streiter auf diesem Felde. Die erste Abweichung Beider beginnt mit der Bestimmung des Begriffs der Gnade. Pelagius sucht sie in der erleuchtenden und bessernden Kraft der Lehre und des Beispiels Jesu, Augustinus aber in der Zurechnung der Gerechtigkeit Christi, ohne welche Niemand selig werden kann. Schroffer tritt dann schon der zweite Gegensatz in der Ansicht der physischen Folge des Falles der ersten Menschen hervor. Nach Pelagius würde Adam auch ohne Sünde gestorben sein; Augustin aber lehrt nach dem Apostel Paulus, durch die Sünde sei der Tod in die Welt gekommen. Nun war schon der Weg zur dritten Antithese gebahnt. Nach Pelagius hat Adam durch die Sünde nur sich selbst geschadet; nach Augustin hat er durch sie das Verdammungsurtheil über die ganze Menschheit gebracht; wer nicht glaubt und nicht getauft ist, wird daher mit Recht verworfen, auch wenn er Beides gar nicht thun und suchen konnte, weil das Gottesurtheil einmal über die ganze Masse hinwegläuft. Mit gleicher Schärfe begegnet sich der vierte Doppelsatz. Nach Pelagius gehört die freie Willkür und mit ihr das Vermögen, Gutes zu thun, zur Natur des Menschen. Augustin hingegen behauptet, durch den Fall Adam's sei zwar nicht die freie Willkür, aber doch das Vermögen, Gutes zu thun, gänzlich verloren worden und könne nur durch die Gnade wiedergewonnen werden. Diese Antithese bildete den Mittelpunkt des ganzen Streits und löste sich daher in die fünfte und schwierigste auf. Pelagius foderte von seinem Gegner, sich zu erklären, ob er einem vernünftigen Menschen die Möglichkeit, Gutes zu thun, absprechen könne, welche offenbar zu seiner Natur gehören müsse, da viele heilige Männer vor Christo fromm und tugendhaft gewesen wären? Augustin leugnete Letzteres geradezu, sprach den Heiden jede Tugend ab und beharrte dabei, daß nur von der Gnade Gottes durch Christum die Kraft zur wahren Frömmigkeit zu erwarten sei. An diese Ansicht schloß sich denn auch die Prädestinationslehre des berühmten Kirchenlehrers an. Ueber diese sämmtlichen Punkte läßt sich der Verf. in eine sehr interessante und höchst unparteiische Erörterung aus, die Ref. mit wahrer Befriedigung gelesen hat und woraus jeder denkende Leser sich über den richtigen Stand beider Parteien, über den Grundirrthum des Pelagius und die Auswüchse Augustin's orientiren lernt. Die dogmatische Apotheose der Jungfrau Maria im Mittelalter wird mit lebendiger Ausführlichkeit beschrieben und ihr Ursprung richtig schon in die früheste Mischung des Ethischen mit dem Christlichen zurückgeleitet, worin die Mutter Gottes an die Stelle der Ops und Cybele trat; wie man namentlich an dem Beispiele der Kollyridianer sieht, einer scythisch-arabischen Sekte des 2. Jahrhunderts, welche sie nicht nur feierlich als Göttin ausrief, sondern auch zum Ersatz für die ungern vermißten Cerealien und Ambarvalien öffentliche Processionen anstellte, einen geschmückten Wagen und Thronhimmel voranzog, der Hochgefeierten kleine Kuchen oder Torten (Kollyris, daher der Name der Sekte) opferte und sie dann selbst mit andächtiger Begeisterung verzehrte. Dasselbe wird mit dem Ursprung und Wachsthum der kirchlichen Aristokratie in den Bischöfen, Metropoliten und Patriarchen und mit der abendländischen Monarchie des römischen Papstthums nachgewiesen. Ein Blick auf die reinere, aber doch stagnirende Glaubensansicht des Orients und auf die im Occident den Glauben zum System verarbeitende scholastische Theologie schließt das Werk, welches Jedem willkommen sein muß, der nicht Zeit oder Lust hat, sich dem Studium wissenschaftlicher Geschichtswerke gründlicher zu widmen. 49.

Notizen.

Man redet in den Vereinigten Staaten viel von der Erbauung eines neuen Dampfschiffs: der Lexington, der an Schnelligkeit alle bisher bekannten Fahrzeuge seines Kalibers übertreffen soll. Seine Länge beträgt 208 Fuß auf 22 Fuß Breite und 11 Fuß Tiefe, die Länge des Pumpenstocks beträgt 11 Fuß und der Durchmesser der Räder 24 Fuß. Man berechnet die Anzahl ihrer Rundbewegungen auf 21 zu 23 in der Minute, in der That eine außerordentliche Geschwindigkeit. Der Lexington geht in 12 Stunden von Neuyork nach Providence, wobei auf die Stunde 17—18 englische Meilen kommen. Wenn von dieser letzten Stadt aus die Eisenbahn nach Boston fertig sein wird, so wird man in 14 Stunden von Boston nach Neuyork gelangen können. Ein alter amerikanischer Patriot, Oliver Evans, sagte im J. 1790, daß das Kind schon geboren wäre, welches einst innerhalb 24 Stunden von Philadelphia nach Boston reisen würde. Damals hielt man den alten Patrioten für nicht recht gescheit, und doch hat sich seine Prophezeihung nunmehr vollkommen bestätigt. Nach diesen neuesten Dampfrevolutionen ist in der That nicht viel Unglaubliches mehr in der Welt.

In Lüttich wird gegenwärtig ein Schreibsecretair gezeigt, welchen ein Herr Ronkart für die Königin der Belgier aus Gußeisen verfertigt hat. Er ist trotz seiner Unbehülflichkeit und enormen Schwere von ausgesucht feiner Arbeit und unstreitig das größte Meisterstück, welches in diesem Material gearbeitet worden. 150.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 295. — 22. October 1835.

Schriften von Franzosen über Deutschland.

(Fortsetzung aus Nr. 294.)

Der dritte Abschnitt: „Napoléon et L'Allemagne", ist eigentlich nur eine Wiederholung jener allbekannten Thatsachen aus der Geschichte Napoleon's, welche die endliche Auflösung des deutschen Reichs herbeiführten und die neuere Gestaltung des deutschen Staatenbundes vorbereiteten. Alle Friedensschlüsse und Hauptschlachten von dem Frieden zu Luneville bis zur Niederlage bei Leipzig werden durchgemustert und das Resultat gezogen, daß Napoleon Deutschland eigentlich nicht verstanden, sich aber doch unsterbliche Verdienste um dasselbe erworben habe, weil er namentlich das Lehnwesen aufgehoben und in ganz Deutschland, außer in Wien und Berlin, den „Code Napoléon" eingeführt habe, was, beiläufig gesagt, nicht einmal wahr ist. Schließlich ermahnt Hr. Lerminier die „noble Germanie" noch, daß sie sich ja dafür hübsch dankbar beweisen, Napoleon in ihre Walhalla aufnehmen und ihn wie einen Gott verehren solle, weil er die deutsche Nation erst zum Selbstbewußtsein gebracht und, wenn auch etwas hart, in das neue Leben eingeweiht habe. Das ist denn doch eine etwas starke Zumuthung, welche hier um so weniger am rechten Orte zu sein scheint, da der Verf. sich die Aufgabe gestellt hatte, Frankreich über die eigentlichen Gesinnungen und Zustände des deutschen Volkes in der Gegenwart zu belehren.

Aber leider enthält grade hierüber dieser Abschnitt ebenso wenig etwas Genügendes als der folgende: „L'Allemagne et la liberté". Hier wird ziemlich weitläufig auseinandergesetzt, wie sich die deutsche Freiheit von des Tacitus „bonis moribus" der alten Germanen an nach und nach in der Reichsverfassung gleichsam verkörpert und verknöchert hat; wie diese Hülle vorzüglich nach dem westfälischen Frieden etwas schadhaft und wandelbar geworden, und wie unter andern Dingen namentlich die Erhebung Preußens die Nothwendigkeit eines neuen Gewandes einleuchtend gemacht habe. Anstatt hierauf etwas weiter auf den jetzigen Zustand der deutschen Freiheit einzugehen, ihre Elemente und ihre Gewähr in den politischen Instituten, den Sitten und den Gesinnungen des Volkes nachzuweisen und etwa auf die Formen aufmerksam zu machen, unter welchen sie sich jetzt und in Zukunft geltend machen dürfte, begnügt sich Hr. Lerminier am Schlusse mit der leicht hingeworfenen allgemeinen Bemerkung: „Les choses sont telles aujourd'hui, que la pensée et la science allemandes peuvent seules régénérer par un enfantement laborieux la liberté allemande." Nebenbei lesen wir hier einen ziemlich hinkenden Vergleich des Rathes der Amphiktyonen mit dem deutschen Reichstage und eine abermalige Apotheose des „noble Alsace qui, par une assimilation excellente, a si bien contracté l'esprit de la France en retenant les qualités allemandes". Wann wird man wol in Frankreich anfangen, hierüber klar zu sehen!

Mit dem Bedürfniß der Freiheit tritt aber auch das Bedürfniß der Einheit in Deutschland immer lebhafter hervor, und deshalb hält es Hr. Lerminier für nöthig, noch einen Abschnitt: „De l'unité", beizufügen, ehe er im folgenden Bande zu einer nähern Prüfung der deutschen Wissenschaft und Literatur übergeht. Die Geschichte der Entstehung der Bundesacte und ihre kurze Charakteristik, einige Andeutungen über den durch die constitutionnellen Verfassungen der kleinern Staaten veranlaßten Zwiespalt, Oestreichs und Preußens Kampf um die Dictatur beim deutschen Bundestage, sowie ihre vereinte Rückwirkung gegen die Regungen der constitutionnellen Freiheit durch die Bundestagsbeschlüsse vom Juni 1832, und endlich die Errichtung des Bundesschiedsgerichtes im November 1834 bilden den Kern des Raisonnements, welches den Verf. zu dem Hauptsatze führt: „Dans le siècle prochain l'Allemagne sera ou république fédérative ou monarchie prussienne. Elle ressemblera à l'Amérique ou à la Russie." Ist er vorher zu lange bei der Vergangenheit stehen geblieben, so greift er jetzt dagegen zu vorschnell in die Zukunft und erträumt sich, ohne die Gegenwart tiefer aufzufassen und zu begreifen, ein Phantom der Freiheit und Einheit Deutschlands, welches, wie der philosophische Gedanke, aus dem es hervorgehen soll, gehaltlos in der Luft hängt. Glücklicherweise hat Heine den Franzosen vor diesem Phantome ein wenig bange gemacht, und daher hält es Hr. Lerminier noch für nöthig, die etwaige Furcht etwas zu beschwichtigen, indem er versichert, daß er sich diese nothwendige Verkettung der Philosophie, der Freiheit und der Einheit gar nicht so bösartig, sondern hübsch sanft und fügsam vorstelle, und daß es überhaupt noch lange dauern

werde, ehe die Hauptsache, nämlich die Philosophie, im Bewußtsein des deutschen Volkes zur Reife gedeihen dürfte. Hat man's einmal zu solchen Ideen gebracht, so lassen sich daran noch allerhand hübsche Gedanken knüpfen, welche hier natürlich auch nicht fehlen; wir erhalten z. B. noch eine artige Vergleichung zwischen Deutschland und dem schwer bedrängten Herzen des umherirrenden Odysseus, wobei nämlich das tertium comparationis in dem Homerischen Verse liegen soll:

Τέτλαθι καρδίη, καὶ κύντερον ἄλλο ποτ' ἔτλης.

Wir erhalten ferner eine feine Eintheilung in ein sichtbares und ein unsichtbares Deutschland, welches letztere namentlich sehr zarter Natur und schwer zu fangen sei und die Mächte, welche einigemal darnach die Hände ausgestreckt hätten, hinterher noch wegen ihrer ohnmächtigen Geberden brav ausgelacht habe (ipsissima verba). Leider habe es aber eigentlich selbst noch keine rechte Kraft, und der Verf. wirft daher endlich die Frage auf: „Qui donc la vivifie et lui prête la force?" — zur Antwort: „l'idéal". Damit hat die Sache natürlich ein Ende oder geht noch einmal von vorn an; denn Hr. Lerminier erklärt nun abermals, aus den Ideen gehe die Freiheit hervor und aus der Freiheit die Einheit, sodaß man sich zuletzt immer wieder in denselben Kreis hineingetummelt sieht, wo man mit nichts als mit leeren Gedanken zu kämpfen hat, an welchen man sich wie an Luftgestalten vergeblich mit Schwert und Lanze abmühen würde. Da nun aber nach Hrn. Lerminier's eignen Worten die deutsche Freiheit nothwendig „die legitime Tochter der Metaphysik" sein muß, so hält er sich verpflichtet, der Mutter besondere Aufmerksamkeit zu schenken und sein Publicum mit ihrem gegenwärtigen Befinden näher bekannt zu machen, oder, wie er es selbst ausdrückt, „d'examiner comment aujourd'hui chez nos voisins *se comporte* la science, *mère* des destinées sociales". Dies ist der Gegenstand des zweiten Bandes.

Außer der alten würtembergischen Verfassung und dem westfälischen Frieden schwellt noch eine vollständige Uebersetzung der deutschen Bundesacte und der Verhandlungen über die Bundesbeschlüsse vom Juni 1832 die Beilagen des ersten Bandes zu einer nutzlosen Unförmlichkeit an.

Der zweite Theil, welcher sich, wie gesagt, blos mit deutscher Wissenschaft beschäftigen will, beginnt natürlich wieder mit einem philosophischen „préambule", dessen Hauptgedanken ungefähr die sind, daß das Denken und die Idee den Menschen zu Gott erhebe, daß die Idee entweder in der Poesie oder in der Wissenschaft ins Leben trete; daß die Erziehung des Menschengeschlechtes zur letztern im Alterthume durch die Schulen der Philosophen, in neuerer Zeit durch die Kirche und die Universitäten bewirkt worden sei, und daß unter den Universitäten die deutschen jetzt den ersten Platz einnähmen, obgleich sie etwas langsam zur Originalität gelangt seien und unter den Krisen des geistigen und gesellschaftlichen Lebens der neuern Zeiten die wissenschaftlichen Formen und das wissenschaftliche Wohlsein des Mittelalters beibehalten hätten. Dies Alles hätte freilich viel kürzer und mit mehr Präcision gesagt werden können; auch wäre es uns lieber gewesen, wenn Hr. Lerminier anstatt dieser allbekannten Dinge, z. B. etwas über das gegenwärtige Verhältniß der deutschen Wissenschaft zur Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse, der Universitäten zu der politischen Entwickelung des deutschen Lebens gesagt hätte, wozu aber freilich ein tieferes Eingehen auf Geist und Wesen unserer Universitäten nöthig gewesen wäre. Wir vermissen dies leider selbst in dem ersten Abschnitte dieses Bandes, welcher ausschließlich von den Universitäten handelt. Grade hier, wo es am meisten darauf ankommt, den Geist zu begreifen, welcher den Körper belebt und hält, bleibt der Verf. gar sehr bei Aeußerlichkeiten stehen. Am längsten verweilt er bei Berlin, spricht über den dort herrschenden Hegelianismus sehr dürftig und ungenügend, charakterisirt Savigny, Gans und Alexander v. Humboldt, gedenkt mit zwei Worten einiger andern berliner Gelehrten und geht dann sogleich zu München über, wo ihn vor Allen Schelling fesselt. Die hier gegebene Charakteristik dieses großen Philosophen wird, obgleich in der überschwenglichen Art des Verf. abgefaßt, seine Freunde und Verehrer interessiren.

Nirgend zeigt sich mehr Ruhe und Würde als in dem Umgange und der Unterhaltung mit Schelling. Dieser Mann, dessen Kopf die Majestät und die Kraft ausdrückt, ist unter Denken ergraut. Er ist die lebendige Ueberlieferung der deutschen Philosophie. Seitdem er sich von der Schule Fichte's getrennt hat, um die vollkommenste Antithese gegen ihn zu bilden; seitdem er selbst Hegel den ersten Anstoß gab, sind vor ihm die Revolutionen der Menschen, der Ideen und der Dinge vorübergegangen; er ist unter Nachdenken und bei der Betrachtung menschlicher Geschicke und Ideen alt geworden, und während Andere handelten, widmete er sich ganz dem Denken. Wie viel Selbstgespräche mag diese große Seele gehalten, wie viel Kämpfe mag sie gekämpft haben! wie oft hat er wol sein eignes System geprüft! Er hat Alles gesehen, Alles erwogen; er hat Napoleon, Göthe, Hegel überlebt, und er steht noch aufrecht, nachdenkend und in sich gekehrt, auf dem Scheidewege einer großen Epoche, welche sich zum Ende neigt, und der neuen Zeiten, deren Geburt wir entgegensehen, und in dem Augenblicke, wo er der Menschheit das unsterbliche Testament seines Lebens, welches nur Einem Gedanken gewidmet war, übergeben sollte, da zögert er noch. O Aufrichtigkeit der Kraft, welche gewaltige Ungewißheit des Genies, er zögert noch! so schmerzlich ist es heutzutage in menschlichen Dingen und Ideen sich zu entscheiden! Wir kennen nichts Größeres als diese Zögerung Schelling's; sie ist ein Zeichen der Zeit; wir bedurften eines Mannes, welcher die Kraft besaß, lange Zeit die Last des Zweifels zu tragen, ehe die neue Lehre, ehe das Licht der neuen Prophezeiung hervortreten kann. So ist Schelling. Er ist weder ein ehrgeiziger Congregationist noch ein heuchlerischer Jesuit. Wir wollen unsern Geist nicht mit so unwürdigem Verdachte beflecken. Auch ist seine Seele nicht von Gleichgültigkeit und Egoismus ergriffen worden. Nein! Aber Schelling hat endlich, nachdem er sich lange den Eindrücken menschlicher Dinge hingegeben, seine Seele mit Marmorthüren verschlossen. Die Flamme ist nicht verlöscht, aber sie glänzt im Innersten des Heiligthums, und das Heiligthum steht den Uneingeweihten nicht offen.

Nur mit einigen wenigen Zügen zeichnet er hierauf die übrigen Notabilitäten von München, Baader, Görres, Thiersch, und spricht dann noch von Göttingen und Bonn äußerst oberflächlich, mittelmäßig und ungenügend. Das

chronologische Verzeichniß aller Universitäten aus Meiners' „Geschichte der Universitäten" ist veraltet und trägt zur Kenntniß des deutschen Universitätswesens nichts bei. Die darauf folgenden allgemeinen Bemerkungen sind meistens schief und falsch; so wird z. B. die Entstehung der Burschenschaft „dans les dernières années de la restauration" gesetzt und ihre ursprüngliche Idee, sowie ihr anfängliches Verhältniß zu den deutschen Regierungen ganz verkehrt angegeben. Was vor die Zeiten der mainzer Commission und des Bundesbeschlusses über die Universitäten vom 13. Nov. 1834, welcher hier weit und breit mitgetheilt wird, gehört, das sind Hrn. Lerminier, dem freilich auch aller pragmatische Tact abgeht, lauter unbekannte Dinge. Er erzählt nur noch etwas von dem Leben und Lehren der deutschen Professoren, wovon man nun in Frankreich bis zum Uebermaß unterrichtet ist, und beklagt den bevorstehenden Untergang der akademischen Freiheit in Deutschland; die Klage ist gerecht; wer sollte ihr nicht beistimmen!

In den folgenden Abschnitten geht Hr. Lerminier zu den einzelnen Zweigen der deutschen Wissenschaft über. Um aber da etwas Gutes, Neues und Haltbares zu sagen, müßte man doch noch ganz andere Studien gemacht haben als der Verf.; man müßte namentlich länger in Deutschland verweilt haben, um überhaupt in den Geist der deutschen Art und Wissenschaft tiefer einzudringen, man müßte mehr Kritik und mehr Schärfe des Urtheils besitzen. Er spricht z. B. zunächst von der Philologie; man irrt sich aber gewaltig, wenn man hier etwa eine tüchtige Charakteristik der deutschen Philologie, ihres Geistes, ihrer Vorzüge und Mängel, ihrer umfassenden Gründlichkeit und ihrer beschränkten Engherzigkeit zu finden glaubt. Alles, was gesagt wird, sind allgemeine Dinge, welche auf jede andere Philologie ebenso gut passen, oder Persönlichkeiten, welche nur die Höhenpunkte zeigen, aber nicht die Tiefe und die Grundlage, und überdies auch noch allgemein bekannt sind. Sollte man etwa Heine's, Wolf's und Niebuhr's Verdienste selbst in Frankreich so wenig kennen, daß man erst noch lange davon sprechen müßte, ohne auch nur das Geringste zu ihrer nähern Charakteristik beizutragen? Und wer brauchte wol erst noch bei Creuzer's, Böckh's und Ottfried Müller's Namen an die „Symbolik", an die „Staatshaushaltung der Athenienser" und an die „Dorier" oder die „Etrusker" erinnert zu werden? Noch magerer und wo möglich schlechter wird der Artikel: „L'histoire", abgefertigt. Der Verf. hätte hier nach unserer Meinung wenigstens die Gründlichkeit und die Kritik deutscher Geschichtsforschung herausheben und dann die Ursachen angeben sollen, warum es uns eigentlich noch an Geschichtschreibern im höhern Sinne des Wortes fehlt. Es wäre da manches Neue und Treffende zu sagen gewesen, und der Verf. hätte eine herrliche Gelegenheit gehabt, zu beweisen, daß er Deutschland verstanden hätte. Das fehlt ihm aber grade. Er zählt die Namen Derer auf, welche sich um deutsche Geschichte und Alterthümer verdient gemacht haben, verliert sich hierauf in eine nichts weniger als gehaltvolle Diatribe über den Einfluß der Kant'schen und Hegel'schen Philosophie auf die Geschichtschreibung; sucht zu beweisen, daß es Johannes Müller und Schiller als Geschichtschreiber eigentlich doch zu nichts gebracht hätten, und müht sich endlich mit der Beantwortung der ganz nutzlosen Frage ab, warum Göthe nicht Geschichtschreiber geworden? „Nur erst Revolutionen", ruft er am Schlusse aus, „dann wird Deutschland auch Geschichtschreiber haben!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Mondkarte von Wilhelm Beer und J. H. Mädler. Dritte Section. *)

Freunde astronomischer Studien können nur mit wahrer Freude auf die in so kurzen Intervallen sich nähernde Vollendung eines so großartigen Werkes hinblicken, wie es diese Mondbarstellung ist. Auf dem soeben fertig gewordenen äußerst reichhaltigen und auch in lithographischer Beziehung überaus musterhaft ausgeführten Blatte entledigen sich die Hrn. Verf. in ihrer anerkannten Meisterschaft der Zeichnung des nordöstlichen Viertels der gesammten Mondoberfläche. Dilettanten in der Sternwissenschaft, deren es jetzt doch in unserm Deutschland so viele gibt, die nur ein mäßiges Fernrohr besitzen und zu denen an diesem Relationsorte vorzüglich gesprochen wird, dürfte grade die Darstellung dieser Gegend sehr willkommen sein, weil hier der Mond in Winter- und Frühlingsabenden am besten sichtbar ist, und in derselben die Singularitäten sich leicht gruppiren und bequem auffinden lassen. Denn der Quadrant enthält viele von den sogenannten Meeren: Oceanus procellarum, Mare Imbrium mit dem Sinus iridum, Sinus roris und Mare frigoris; die Mondapenninen und Alpen continuiren, die Mondkarpathen zeigen sich vollständig; die großen Gebirgspartien bilden vortreffliche Gruppen und erleichtern so die Einzelnheiten, welche die graphische Darstellung bietet. Auf nähere Details derselben einzugehen ist hier nicht der Ort; nur im Allgemeinen sei bemerkt, daß die neu eingeführten Namen, die von Marco Polo, Sömmerring, Olbers, Gambart, Pallas, Gérard, Gay-Lussac, Condamine, Laplace, Harding, Lavoisier, Diophantus, Herodot, Repsold, Ulugh Beigh, Vasco de Gama und Encke seien. Das Ringgebirge, dem unsere Beobachter den letzterwähnten Namen beigelegt haben, ist sehr bemerkenswerth. Ein Gebirgsrücken setzt sich der Quere nach hindurch, von Wall zu Wall, ja sogar noch im Norden außerhalb fort — auf dem Monde eine seltene Erscheinung. In seiner Nähe erscheint auch das Ringgebirge Kepler auf einer glänzend beleuchteten Fläche, von welcher aus sich unzählige glänzende Lichtadern über Berg und Thal weit hin verbreiten, das in größerm Maßstab Kopernicus und in noch zierlicherer Art Aristarch wiederholt, und was doch aus irdischen Phänomenen nur schwer zu begreifen ist. Auch die mit vielem Fleiße und nur mit Besiegung gar großer Schwierigkeiten dargestellten Randpartien des Mondes verdienten eine besondere aufmerksame Beachtung, denn ihre Kenntniß ist für praktische Astronomen von großer Wichtigkeit. Ref. führte erst kürzlich an andern Orten an, wie Baranowski einst einen doppelten Eintritt eines Sterns am Mondrande beobachtet haben wollte. Der Stern kam nämlich gleich nach dem Eintritte hinter einem Mondberge auf einen Augenblick wieder hervor. In solchen Fällen ist ohne eine genaue Kenntniß des Randes jede Bestimmung unmöglich.

Da Ref. schon den letzten Quadranten in der Zeichnung gesehen und die Hrn. Verf. jetzt nur noch wiederholende Durchmusterungen der Mondfläche bis zur Vollendung des Stichs anstellen, so hofft er noch vor Ablauf dieses Jahres in d. Bl. das Erschienensein des letzten Quadranten melden zu können. Wie bekannt hatten wir kürzlich hier (in Berlin) einen nicht unbedeutenden Convent von Heroen der Astronomie; fast von allen aber hörte man, daß es nur dem musterhaftesten und angestrengtesten Fleiße,

*) Vgl. Nr. 188 und 347 d. Bl. f. 1834. D. Red.

der in Vollendung dieser Arbeit die höchste Lust und Freude findet, möglich werden konnte, in verhältnißmäßig so kurzer Zeit ein so äußerst bedeutendes Werk hinzustellen. Erfreulich aber ist es noch, zu sehen, daß auch in unserer Zeit das wirklich Verdienstliche überall schnelle Anerkennung findet; denn seitdem die erste Section dieser Karte erschienen ist, sind nicht nur Männer wie Arago, Bessel, Boguslawsky, A. v. Humboldt, Klöden, Littrow, Schelling, Schumacher, Struve und Zeune ihre öffentlichen Lobredner geworden, sondern auch ganze Akademien der Wissenschaften, wie die zu Berlin und Paris, haben sich höchst aufmunternd über dieses Unternehmen ausgesprochen, Hr. Dr. Mädler hat auch schon dadurch eine Anstellung bei der neuerbauten Sternwarte in Berlin erhalten, und Hr. Beer, die personificirte Anspruchslosigkeit selbst, begnügt sich, mit Glücksgütern reichlich gesegnet, mit dem durch seine so hocherkannte Leistungen der Wissenschaft zugeführten Gewinne, der seinen Namen auf die Nachwelt bringt. Jetzt ist die Hauptbeschäftigung der Hrn. Verf. die Bearbeitung des mit dem ersten Quadranten angekündigten Werkes. Dies wird einen historischen Ueberblick der Mondkunde, eine populaire Darstellung des Mondkörpers in astronomischer Beziehung, das vollständige Detail der Messungen, die Berechnungsmethoden und ihre Resultate, die Topographie der dargestellten Landschaften und allgemeine Raisonnements über die Gestaltung und Naturbeschaffenheit der Mondfläche ꝛc. enthalten und wie in deutscher, so auch in französischer Sprache erscheinen. 73.

Beitrag zur Geschichte der Lappländer.

Wenn ein Lappländer sich verheirathen will, so schenkt er oder seine Freunde seinem zukünftigen Schwiegervater eine Quantität Branntwein; dieser hebt die Schwierigkeiten, welche der Schwiegervater etwa machen könnte, wenn er an dem Eidam etwas auszusetzen hat. Ist die Eidamschaft anerkannt, so schenkt der Bräutigam seiner Braut als Zeichen der Verlöbniß eine Biber- oder Bärenzunge, ein Emblem, bei welchem sich eine geistreiche Lappländerin allerdings gar Vieles denken kann. Es ist Sitte, die Töchter lange vor der Hochzeit zu verloben, weil die Väter auf desto öftere Geschenke von Seiten der Bräutigams speculiren.

Die Eifersucht ist dem Lappländer eine ganz unbekannte Leidenschaft; Niemand verlangt von seiner Gattin eheliche Treue, ja die Männer selbst machen die Negocianten, und schätzen es sich für eine Ehre, wenn Fremde die Gunstbezeigungen ihrer Frauen oder ihrer Töchter begehren.

Ehemals fand bei den Ehebündnissen der Lappländer eine sonderbare Ceremonie statt. Anstatt das Ehepaar priesterlich einzusegnen, legten die Aeltern nur in der ersten besten Hütte ihre Hände zusammen, und man schlug mittels eines Feuerstahls und Steins über ihren Häuptern zwei- bis dreimal helle Funken. Der Sinn, der in dieser einfachen Manipulation wohnt, ist fast zu geistreich für die Lappländer. Wie in dem Stein und Stahl, nicht in jedem für sich, sondern bei ihrer Vereinigung die Kraft, Feuer zu geben, hervortritt, so ist auch die Bedeutung der Geschlechter keine einseitige, sondern ihr Mysterium offenbart sich nur bei ihrer Verbindung.

Sobald dem Lappländer ein Kind geboren wird, wird es so lange in kaltem Schnee gewaschen, bis ihm der Athem ausgeht, dann thut man es in ein Gefäß mit sehr warmem Wasser. Jedes Kind weiblichen Geschlechts bekommt gleich bei seiner Geburt eine Mitgift, welche in einer Rennthierkuh besteht. Diese bildet das Capital des Mädchens bis zu seiner Verheirathung, und Alles, was das Thier einbringt, legt der Vater zurück, um seine Tochter in Zukunft damit auszustatten.

Krankheiten sind unter den Lappländern selten und sie bedürfen deshalb keiner Aerzte. Ihre einzigen äußerlichen Medicamente sind Baumharz, dessen sie sich als Pflaster bedienen, und Rennthierkäse, den sie als Salbe auf den leidenden Körpertheil legen. Dagegen findet sich in Lappland fast kein alter Mann, der nicht blind, oder auf dem Wege wäre zu erblinden; es scheint, als ob dies die nachtheilige Wirkung der ewigen Schneegefilde wäre, verbunden mit dem ewigen Dampf und Rauch im Innern der lappländischen Hütten. Sobald das Haupt einer Familie stirbt, wird die Hütte, die er bewohnte, in Brand gesteckt, alsdann beerdigt man ihn in einem Walde oder einer Höhle. Drei Tage nach seiner Beerdigung, wird das Rennthier, das den Todten zu seiner Ruhestätte gezogen, geschlachtet und davon ein Leichenmahl für alle seine Verwandten und Freunde veranstaltet.

Das Christenthum wurde bei den Lappländern zuerst durch schwedische Missionnairs eingeführt; dessenungeachtet sind sie dem Götzendienst noch ganz ergeben, und ihre Religion ist nichts als eine Mixtur von schiefen christlichen Begriffen und dem tollsten Aberglauben. Ihre beiden Hauptgötter sind Thor, der Donnergott, und Storiunchar, der Sonnengott; ihre Bilder werden in den ungeheuern Steinen verehrt, die sich in allerlei unförmlichen Gestalten hier und da vorfinden. Solchen Steinen erweisen sie die größte Ehrfurcht, denn in jedem wohnt ein göttliches Wesen.

Das Zauberwesen stand von jeher bei den Völkern des hohen Nordens in großem Ansehen, am meisten bei den Finnen und Lappländern. Die Letztern haben die Magier noch hausenweise, denen die Macht zugeschrieben wird, Stürme und Ungewitter zu beschwören und Schiffe in ihrem Laufe aufzuhalten oder fortzubewegen. Das Instrument, dessen sie sich bei ihren Zauberein bedienen, heißt Kannus und ist aus einem einzigen Stück Holz verfertigt, das nach der Mitte zu in ovaler Form ausgehöhlt ist, nach Art einer Trommel. Darüber hin ist eine Rennthierhaut gespannt, worauf in rother Farbe allerlei abenteuerliche Figuren gemalt sind. Ringsherum sind kupferne Ringe, Schellen und Rennthierknochen angebracht. Außerdem gehören zu dem Gebrauch dieser Zauberpauke noch eine scharfe Nadel, die sich auf einem Zapfen dreht und die auf der Oberfläche vorgestellten Figuren bezeichnen soll, und ein Hammer, um die Nadel in Bewegung zu setzen, in deren Umschwung es nun darauf ankommt, bei welcher Figur sie stehen bleibt. Diese einfache Maschinerie ist also ungefähr dieselbe wie bei unsern Drehvögeln, welche auf den Jahrmärkten Epoche machen. Die mystische Nadel ist aus Kupfer und der Hammer aus einem einzigen Rennthierknochen gemacht, in Form eines T. Für letzteres Instrument haben die Lappländer eine solche Ehrfurcht, daß sie es stets in eine Rennthierhaut gewickelt verwahren, auch halten sie es für zu ordinair, es durch die Thüre zu tragen, und stecken es deshalb durch das Rauchloch in die Hütte. Jeder Lappländer besitzt seinen mehr oder minder kostbaren Kannus und bedient sich seiner anstatt eines Orakels, bevor er auf die Jagd oder zum Fischfange geht. Auch läßt er sich von dieser todten Pythia sagen, was seine guten Freunde in der Ferne machen.

Die eigentlichen Schamanen von Profession betragen sich in Lappland grade wie in allen übrigen Theilen der Welt, wo man ihre Künste noch heilig hält. 150.

Notiz.

Fallstaff's steifleinene Kerls.

Die „steifleinenen Kerls", von denen der unvergleichliche Sir John Fallstaff sich angegriffen glaubte, sind zur Ergötzlichkeit jedes Lesers aus Shakspeare's „Heinrich IV." hinlänglich bekannt. Es sind darunter Leute mit einem leinenen Harnisch oder Waffenrocke zu verstehen, wie schon Xenophon in der „Anabasis" einer ähnlichen Rüstung erwähnt, und wie sie auch die französischen Infanteristen unter Karl VII. trugen. Ausdrücklich wird dabei eines Waffenrockes erwähnt, der von Hirschleder und mit 25- oder 30facher Leinwand gefüttert sein mußte, mit dem Bemerken, daß ein Mann in einem solchen Waffenrocke nur selten getödtet worden sei. 14.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 296. — 23. October 1835.

Schriften von Franzoſen über Deutſchland.

(Fortſetzung aus Nr. 295.)

Unter dem Abſchnitte: „La jurisprudence", hätte man um ſo eher etwas Ausgezeichneteres erwarten dürfen, je mehr hier der Verf. auf ſeinem Felde war. Wir finden aber nur dieſelbe troſtloſe Magerkeit. Nach einigen philoſophiſchen Phraſen erzählt der Verf., wie das römiſche und kanoniſche Recht in Deutſchland Geltung erhalten, und wer ſich um deſſen Studium verdient gemacht, ſagt einige Worte über den „Sachſenſpiegel" und hebt die Verdienſte Hegel's und Schelling's um das philoſophiſche Recht hervor, Alles auf kaum 10 ſehr weit gedruckten Seiten ohne Mark, Kern und durchdringenden Blick. Länger verweilt er hierauf bei der deutſchen Philoſophie, ohne grade gründlicher oder erſchöpfender zu ſein. Was über Kant und Fichte geſagt iſt, ſcheint uns höchſt fragmentariſch, während die 16 Seiten Auszüge aus Novalis' Schriften hier kaum am rechten Orte ſind. Dagegen ſind die Bemerkungen über Schelling's und Hegel's Syſteme für eine gedrängte Ueberſicht genügend und klar; nur greift der Verf. am Schluſſe vielleicht wieder zu ſehr der Zukunft vor, wenn er im Idealismus der deutſchen Philoſophie ſchon den Vorläufer der neuen Religion ſieht, welcher das Chriſtenthum weichen müſſe. Denn daß das Chriſtenthum bereits ſeine Bahn durchlaufen habe, ſcheint er im folgenden Abſchnitte: „Deux christianismes", beweiſen zu wollen. Er holt hier ziemlich weit aus, gibt Idee, Entſtehung und Verfall des Katholicismus an und ſucht die Urſachen der Erſcheinung und der allmäligen Entkräftung des Proteſtantismus nachzuweiſen.

Man ſtelle nur — heißt es dann — die beiden Formen des Chriſtenthums einander gegenüber. Der Katholicismus erſcheint majeſtätiſch ohne Energie, dogmatiſch mit den alten Reichthümern des menſchlichen Geiſtes und der Furcht vor ſeinen neuen Regungen und ohne Erinnerung an den demokratiſchen Geiſt, welcher ihm die Herrſchaft der Welt verſchaffte. Der Proteſtantismus dagegen iſt inniger, aber weniger geſellſchaftlich, iſt von dem Rationalismus angegriffen, kümmert ſich nicht um die Freiheit der Völker, dient den Mächten und fürchtet für ſich ſelbſt die Revolutionen. Hauptcharakter des Katholicismus iſt Haß gegen die Philoſophie; Hauptcharakter des Proteſtantismus Ohnmacht, der Freiheit zu dienen: und hieraus geht offenbar hervor, daß die Welt in Zukunft weder dem einen noch dem andern angehören wird.

Jedoch, ſchließt er weiter, liegt im Chriſtenthum ſelbſt der verborgene Keim zu einem neuen religiöſen Leben, nämlich der Myſticismus, welcher im Proteſtantismus unter der Form des Pietismus ins Leben tritt. Auszüge aus den Schriften des Angelus Sileſius dienen zur Erläuterung des Begriffs des Myſticismus, welcher jetzt im proteſtantiſchen Deutſchland in dem Pietismus Tholuck's zu Halle und in dem katholiſchen Deutſchland in dem Baader'ſchen Myſticismus zu München am beſtimmteſten hervortrete; beide gehen jetzt nebeneinander her, können ſich vielleicht bald feindlich gegenübertreten, ſind aber wahrſcheinlich beſtimmt, ſich miteinander zu vereinigen, ſodaß die Einheit des chriſtlichen Myſticismus den Uebergang zu dem „Myſticismus des Unendlichen" bilde, welcher über dem Chriſtenthume ſtehen und neue religiöſe Formen ins Leben rufen werde. Man ſieht leicht, daß ſich der Verf. hier abermals in etwas vagen Speculationen in die Zukunft herumtreibt, welche um ſo weniger zur klaren Anſchauung des religiöſen Lebens in Deutſchland beitragen werden, je leichter man in Frankreich dadurch verführt werden könnte, die Syſteme der Schulen mit den im Volke lebenden religiöſen Ideen zu verwechſeln.

Auch der letzte Abſchnitt: „Situation littéraire", kann ſchwerlich befriedigen. Man verſpricht ſich hier natürlich eine genaue Charakteriſtik der deutſchen Literatur im Allgemeinen und in ihren einzelnen Zweigen, während der Verf. mit einer 30 Seiten langen Analyſe des zweiten Theiles von Göthe's „Fauſt" beginnt, welcher noch eine Reihe abgeriſſener Gedanken aus Göthe's nachgelaſſenen Schriften folgen, woran ſich eine wenig ſagende Charakteriſtik Göthe's knüpft. Wir verweilen dabei um ſo weniger, da wir ſogleich bei Gelegenheit von Hrn. Marmier's Schrift einige Worte über die Beurtheilung unſers Dichterfürſten in Frankreich ſagen werden. Neben Göthe gedenkt Lerminier nur mit einigen Worten der neuen literariſchen Schule, „welche ſich gegen die Dictatur Göthe's, den Idealismus Hegel's und den übertriebenen deutſchen Patriotismus erhoben habe", und als deren Repräſentanten Börne, Heine, Menzel und Pfizer genannt werden. Er wirft ihnen vor, daß ſie den deutſchen Geiſt mit zu wenig Schonung behandelt und daher ihrer Sache geſchadet hätten. Uhland wird kaum einiger Worte gewürdigt, welche aber treffend ſind. Dagegen ſtreut Herr Lerminier noch unſerer geiſtreichen Landsmännin Rahel

von Varnhagen verdienten Weihrauch, theilt sehr umfassende Auszüge aus ihrem Briefwechsel mit und thut ihr sogar die Ehre an, sie mit Frau von Staël und mit der beliebten Schriftstellerin, welche noch jetzt unter dem Namen Georg Sand durch die Lesecabinete und in Manneskleidung durch die Straßen von Paris zieht, auf Eine Linie zu stellen. Der Uebergang von diesen drei weiblichen Schriftstellern zum Beweis der Nothwendigkeit, dem ganzen weiblichen Geschlechte mehr politische Freiheiten zuzugestehen, ist, wenn auch nicht am rechten Orte, doch wenigstens leicht und verzeihlich. „Les femmes ont raison de réclamer pour elles un nouveau droit dans la cité. Elles ne sont pas déraisonnables de demander plus de liberté. L'instinct est juste; mais le temps de cette révolution n'est pas encore venu." „Wohl dir, daß du kein Enkel bist!" Nach dieser kleinen Abschweifung erinnert der Verf. noch schließlich daran, daß er eigentlich von der Literatur Deutschlands habe sprechen wollen, und bleibt bei seinem gewöhnlichen Schlußsatze stehen: Carthaginem esse delendam, d. h., ohne politische Revolutionen sei für Deutschland auch in der Literatur nichts mehr zu hoffen. Trauriges Gemälde von der situation littéraire Deutschlands, wenn es wirklich als solches gelten könnte! In einer „Conclusion générale" erhalten wir noch einige kosmopolitisch-philosophische Ideen über die Einheit der Völker des Occidents, die nothwendige gegenseitige Annäherung des Orients und Occidents, die immer engere Vereinigung von Deutschland und Frankreich, weil von beiden die Ideen ausgehen müßten, welche das Menschengeschlecht beseelen sollen, und weil sie vereint durch die Kraft des Ideals der materiellen Macht Rußlands siegreich die Spitze bieten würden u. s. w. Zuletzt bedauert der Verf., daß Frankreich in den letzten fünf Jahren die Erwartungen nicht erfüllt habe, welche es rege gemacht; allein man solle nur bedenken, was Frankreich selbst erduldet, und wie es in dieser Zeit auf andere Völker gewirkt habe; es werde seine Bestimmung auch in Zukunft erfüllen. „Comprendre ou mourir, telle est la loi de notre siècle!" so lauten die letzten Worte des Buches.

Dies Alles mag wahr sein und ist gewiß auch recht gut gemeint, allein es trägt nur sehr wenig dazu bei, Frankreich Klarheit über den gegenwärtigen Zustand Deutschlands zu verschaffen. Hatte sich Herr Lerminier diese Aufgabe gestellt, so ist ihm die Lösung nicht gelungen, weil er es nicht versteht, die Sachen mit unbefangenem Blicke aufzufassen und mit Einfachheit darzustellen. Mit prätentiösen Sentenzen und prunkhaften Philosophemen, welche man so durch zwei Bände hindurch gleichsam an den Geburtsschmerzen eines großen Gedankens leiden sieht, ohne daß sie im Stande wären, ihn hervorzubringen, ist in diesen Dingen durchaus nichts gewonnen. Ueberhaupt halten die Franzosen bei Beurtheilung Deutschlands noch zu sehr an allgemeinen Ideen fest; man spricht von génie allemand und hat nicht begriffen, was es ist, von moeurs allemandes, und kennt sie nicht, von littérature und philosophie allemandes, und scheut die Mühe, sie wirklich zu studiren. Man würde, wie wir glauben, weiter kommen, wenn man das deutsche Leben nur erst in seinen einzelnen Erscheinungen zu durchdringen suchte, ehe man den Blick und die Urtheilskraft an so großen, Alles umfassenden Gemälden, welche in ihren Theilen schlecht ausgeführt sind, verwöhnte und verdürbe. Wir freuen uns daher um so mehr, daß hiermit in der unter Nr. 2 genannten Schrift des Hrn. Marmier über Göthe ein lobenswerther Anfang gemacht ist.

Hr. Marmier gehört zu der zur Zeit noch sehr geringen Zahl seiner Landsleute, welche sich in der Absicht, deutsche Art, Sprache und Literatur genauer kennen zu lernen, längere Zeit in Deutschland aufgehalten und dann die eine oder die andere Seite des deutschen Lebens, welche ihnen am meisten zusagte, bestimmter ins Auge gefaßt und zum Gegenstande ernsterer Studien gemacht haben. So hat z. B. in den letzten Jahren Hr. de La Nourais fast ganz Deutschland bereist, um über Verfassung, Statistik und Rechtswesen der einzelnen deutschen Staaten an Ort und Stelle Notizen zu sammeln und Forschungen anzustellen, von deren Erfolgen bereits einige seiner Mittheilungen in verschiedenen Zeitschriften erfreuliche Beweise geben. So haben mehre andere junge Franzosen einen längern Aufenthalt in Sachsen und Preußen vorzüglich dazu benutzt, sich mit der Art und Weise des öffentlichen Unterrichts in Norddeutschland bekannt zu machen, und sind gegenwärtig, wo in Frankreich mehr wie je an einer bessern Organisation des Schulwesens gearbeitet wird, eifrig bemüht, die gewonnenen Ansichten und Erfahrungen zum Nutzen ihres Vaterlandes geltend zu machen. Hr. Marmier, selbst gemüthvoller Dichter, hat sich die deutsche Literatur und vorzugsweise die deutsche Poesie zum Gegenstande seiner Studien gewählt, ist in Leipzig, Dresden, Berlin, München, Stuttgart u. s. w. als junger Schriftsteller bereits vortheilhaft bekannt, hat Gelegenheit gehabt, unsere ausgezeichnetsten lebenden Dichter persönlich kennen zu lernen, erwirbt sich seit Anfange dieses Jahres durch die Redaction der „Revue germanique" ein besonderes Verdienst und ist seit seiner Rückkehr nach Frankreich überhaupt nicht müde geworden, der deutschen Literatur gegen die Vorurtheile seiner Nation das Wort zu reden.

Die vorliegenden „Studien über Göthe" sind die erste umfassendere Frucht seiner fortgesetzten Arbeiten; der Gegenstand ist glücklich gewählt und gibt an sich schon den Beweis, daß der Verf. die Sache mit Ernst betreibt und nicht auf der Oberfläche stehen bleibt. Göthe, als der Höhepunkt, der Typus der neuern deutschen Literatur, ist freilich in Frankreich keine unbekannte Erscheinung mehr; wer einmal Notiz von der deutschen Literatur nehmen will, liest Göthe und wieder Göthe, d. h. in der Regel in den erbärmlichsten Uebersetzungen — „Faust" ist z. B. so mishandelt worden, daß man Mühe hat, ihn wiederzuerkennen —, spricht, urtheilt und schreibt dann darüber, sowie es die Gelegenheit gibt, und begnügt sich mit seinen einseitigen und verkehrten Ansichten, die er natürlich für die richtigen hält. Wenn man aber bedenkt, daß das

Studium und das Verständniß der Göthe'schen Schriften selbst in Deutschland eigentlich nur Denen möglich ist, welche mit einer umfassenden Bildung des Geistes einen tiefern Blick in das Wesen menschlicher Dinge und in die Zeit und die Verhältnisse, unter deren Einfluß Göthe lebte, verbinden können, so begreift man leicht die Schwierigkeiten, welche ein Ausländer, ein Franzos vor Allen, zu überwinden hat, ehe er Göthe's Werke in der Ursprache lesen, fassen und beurtheilen kann. Eine gewöhnliche Kenntniß der deutschen Sprache reicht dabei natürlich nicht aus; man muß sich mit ihrem Reichthum und ihren Feinheiten vertraut machen, sich gleichsam bis zum Gefühl ihrer poetischen Würde, ihrer Ironie und ihres Wohlklangs erheben; es genügt nicht, den deutschen Charakter von der einen oder der andern Seite aufzufassen, von der man sich selbst am meisten angesprochen fühlt, sondern man muß ihn ganz durchdrungen haben, man muß wissen, was in Deutschland Tiefe des Gemüths, Ernst, Heiterkeit und Schmerz der Seele ist; man muß begriffen haben, wie der Deutsche hier in der Reinheit und Kraft seiner Ideale lebt, und dort kraftlos der Nichtigkeit und Gemeinheit eines Lebens ohne sittliche Erhebung fröhnt, oder im Kampfe zwischen beiden unterliegt; und will man Göthe endlich als Erscheinung seiner Zeit würdigen und verstehen, wie sein Geist die Gegenwart und die Vergangenheit, Poesie, Philosophie und Wissenschaft umfassen konnte, so ist es nöthig, daß man sich diese Zeit selbst in ihren mannichfaltigen Richtungen vergegenwärtige, und daß man ein Jahrhundert des geistigen Lebens der deutschen Nation zu umfassen im Stande sei. Die Aufgabe ist schwer und ihre Lösung erfodert viel Zeit. Hr. Marmier hat dies selbst gefühlt, und ist, ungeachtet er einen großen Theil der angegebenen Schwierigkeiten überwunden hat, weit entfernt, jetzt schon eine Aufgabe lösen zu wollen, deren Bedeutung er wohl verstanden hat und die ihn, wie wir hoffen und wünschen, auch noch ferner beschäftigen wird.

Gegenwärtig wollte er weder eine pragmatische Entwickelung der geistigen Thätigkeit und des Einflusses Göthe's, noch eine Kritik seiner Werke, sondern nur Studien, mehr im deutschen Sinne des Wortes, geben, d. h. Beiträge zur äußern Geschichte der Göthe'schen Werke, welche ihr Verständniß erleichtern sollen, gründlich, ohne Anspruch und doch eigenthümlich. In dieser Beziehung ist Hrn. Marmier's Werk eine tüchtige Arbeit, ein Buch, wie man sie leider noch selten in Frankreich findet und liest, eine Einleitung zum Studium Göthe's, wodurch er sich den Dank seiner Landsleute in hohem Grade verdient und die man selbst Deutschen empfehlen kann. Wir hoffen, wie gesagt, daß Hr. Marmier hierbei nicht stehen bleiben wird; einmal mit der äußern Geschichte der Göthe'schen Werke vertraut, wird er leicht ihrem innern Zusammenhange nachkommen, wiederholtes Studium wird ihm über die tieferliegende Idee der einzelnen Werke und ihr gegenseitiges Verhältniß zueinander neues Licht geben und seinen philosophischen Blick schärfen; Göthe will nicht blos bewundert, sondern mit einer gewissen Kraft der Phantasie, mit Wärme, aber zugleich auch mit der philosophischen Ruhe eines durchdringenden Verstandes aufgefaßt sein; man muß mit ihm sich erwärmen und kalt bleiben, man darf sich aber nicht zu sehr zum Enthusiasmus hinreißen lassen, oder in die Gleichgültigkeit gemeiner Seelen versinken; denn hier wie dort wird man von ihm verlassen.

Hr. Marmier gibt seinen Hauptzweck in folgenden Worten an: „Ce que je voulais surtout, c'était de remonter à l'idée première d'où Goethe était parti pour composer un drame, une comédie; c'était de voir comment il s'était emparé de cette idée, comment il avait su la faire ployer au gré de son génie, l'élever, l'étendre, l'ennoblir, la travailler avec art dans ses détails et la poser avec majesté dans son ensemble." Er versteht hierunter vorzugsweise die materielle Idee, oder, wenn wir es deutlicher sagen wollten, den Stoff, durch welchen der Dichter diese oder jene Idee verkörperte, und rechtfertigt somit zugleich die Eintheilung seines Werkes, bei welcher er nicht von der innern Verkettung der Göthe'schen Werke ausgeht, sondern sie blos mehr nach der Form in den fünf Abschnitten: „Les romans", „Drames", „Comédies", „Poésies" und „Oeuvres mêlées", abgesondert behandelt. Wir würden dies vielleicht für einen Fehler halten, wenn der Verf. nicht überhaupt die äußere Geschichte der einzelnen Werke zum Hauptziel seiner Forschungen gemacht hätte, ohne jedoch ihre geistige Tendenz zu vernachlässigen, worüber er hier und da sehr treffende Bemerkungen macht. Die bereits ziemlich reiche deutsche Literatur über Göthe ist von Hrn. Marmier sorgfältig studirt und gewissenhaft benutzt worden; einzelne Episoden, wie z. B. die über die Bauernkriege vor der Analyse von „Götz von Berlichingen" und die über die Idylle vor der von „Hermann und Dorothea", beweisen aber auch, daß Hr. Marmier seinen Studien in der Geschichte und Literatur eine noch weitere Ausdehnung gegeben hat und in den Geist der Zeiten und Völker einzudringen versteht. Die Analyse der einzelnen Werke ist genau und klar und meistens mit umfassenden Uebersetzungen des Originals begleitet, welche eine große Gewandtheit der Sprache verrathen und wenig zu wünschen übrig lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die Belagerung von Stralsund. Novelle von B. Rathmann. Mit einem Titelkupfer. Leipzig, G. Wigand. 1835. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Da Wallenstein nur einmal in der bekannten Scene mit den stralsunder Rathsherren auftritt und ihm die Worte der Ueberlieferung in den Mund gelegt sind, so entgeht er dem Fluch des Läppischen, der auf allen übrigen Personen lastet, ernsten und komischen, jungen und alten, die vermummte Marketenderin nicht ausgenommen, die hübscher als Gustel von Blasewitz, aber nicht so ergötzlich wie sie in neumodisch altväterischem Costum mit gezogenem Säbel auf dem Titelkupfer sich präsentirt. Wer mag mit der Zergliederung von Scheinlebenden sich befassen! Mögen sie ihr ephemeres Dasein hinschleppen, bis sie bald auf immer im Strome der Vergessenheit untersinken.

2. Verirrung aus Selbstsucht. Frau und Magd. Zwei Novellen von L. Kruse. Leipzig, Kollmann. 1835. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Standesvorurtheile entfernen einen Jüngling von der Geliebten, bis endlich das Herz den Wahn besiegt, er, durch eine reine wahre Liebe geläutert, reuig zu der Verlassenen zurückkehrt und des Mädchens Werth ebenso klar erkennt, als er ihn früher unbewußt empfunden. Frau und Magd sind in Widerspruch mit der äußern Erscheinung. Diese ist an Gesinnung, an Wahrhaftigkeit des Gemüths, des Gedankens die Vornehme; jene gemein, listig, selbstisch und lügenhaft. Auch hier macht sich das Rechte Bahn, die Wahrheit überwältigt die Lüge, das Wie ist ebenso anziehend als folgerecht; die Erzählung, einfach an Begebenheit und Handlung, ist ausgezeichnet durch lebendige kräftige Charakterschilderung.

3. Die Belagerung von Leyden. Historisch-romantisches Gemälde aus der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts von A. von Schaden. Drei Bände. Danzig, Gerhard. 1834. 8. 4 Thlr.

Die jüngern Leser des Buches werden sich höchlich erfreuen, daß darum Leyden bei der Belagerung durch die Spanier so glimpflich wegkam, weil der eine bedeutende Offizier, Don Francesco Valdes, in des Bürgermeisters schönes Töchterlein sich verliebte, wodurch seine wohlwollende milde Gesinnung noch linder wurde und er Manches that und unterließ, was zwar den Menschen ehrt, aber den General nicht ohne Ursache vor ein Kriegsgericht stellte. Glück und Liebe halfen ihm fort, er rettete sich mit seiner Braut nach Deutschland, wo nach des Verf. Versicherung sein Geschlecht unter dem Namen der Grafen Boos-Waldeck noch grünt und blüht. Aeltern Lesern werden die Lager- und Volksscenen gut gefallen und ihnen nicht nur frisch, sondern auch wahrer erscheinen als die Motive zur Rettung Leydens.

4. Die Weißenburger im 15. Jahrhunderte. Historischer Roman von Walther Valde. Zwei Theile. Gotha, Henning und Hopf. 1835. 8. 3 Thlr.

Treues Abbild einer wild verworrenen, bis ins Innerste aufgeregten Zeit, wo Niemand gehorchen, Jedermann befehlen will, wo die Fürsten gegen Städte und die höhere Geistlichkeit, der Adel gegen jene, gegen das Landvolk aufsteht, jede Partei unter sich in Zerwürfniß verfallen ist, wo heute Der Den befehdet, der ihm gestern noch Bundesgenosse war, wo zuletzt nur um der Beute und der Lust am Raufen willen der Kampf sich fortsetzt und der rüstige Fechter tüchtig drein schlägt, ohne um das Warum sich weiter zu kümmern. Bei alledem ist Methode in dieser Darstellung eines wild gährenden Zustandes, mehr als im eigentlichen Romane, bei dem es schwer wird, den Faden nicht zu verlieren. Die episodischen Personen sind mitunter als überflüssig anzusehen und die Verwickelung wird man zu künstlich, ja zuweilen unerklärlich finden. Am schwierigsten ist's, die Schicksale, die Abkunft der beiden Helden nicht zu verwechseln, wie denn zwei erste Liebhaber in einer Erzählung zu viel sind, zumal wenn sie im Wesen und Thun sich so gleichen wie der Herr von Sternberg und Rudolf von der Mauer.

5. Der Kirgis-Kaissak. Erzählung von Wassilij Uschakow. Aus dem Russischen übersetzt von Karl R. Goldhammer. Zwei Theile. Leipzig, Hartmann. 1834. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Schwache Fabel, wenig Nationelles, süßliches und seichtes Raisonnement, unsicheres, schülerhaftes Nachahmen guter Muster. Die Uebersetzung ist fließend und meistens treu den Sinn und den Buchstaben des Originals wiedergebend.

6. Belustigungen des Pascha Ibrahim von Aegypten. Aus dem Englischen in drei Erzählungen. Weimar, Tantz. 1834. 8. 18 Gr.

Pascha Ibrahim spielt mit seinem Bärbier und Vezier Harun al Reschid's Rolle, geht verkleidet herum und läßt sich Geschichten erzählen, die freilich an Geist, orientalischer Oertlichkeit, Heiterkeit und reichem Erguss einer feurigen Einbildungskraft der der Scheherazade beträchtlich nachstehen. Der Kameeltreiber macht die Schrecknisse einer Reise in der Wüste, wenn der Samum tobt, anschaulich, der griechische Sklave gibt dem heimlich verzapften Wein einen haut goût, indem in den drei Fässern die Leichname eines Negers, Juden und Agas liegen, eine Erfindung, die, als Ekelkur zum Abgewöhnen des Trunkes gebraucht, von Nutzen sein könnte. „Anselmo" ist widrig lüstern und mal die schlechteste der drei Geschichten, von denen nur die erste erträglich zu nennen ist.

7. Harzbilder. Romantische Darstellungen von W. v. F. Altenburg, Expedition des Eremiten. 1835. 8. 18 Gr.

Halte sich doch ein Jeder von dem Lesen des Buches fern, der eine Harzreise beabsichtigt; die vielen Superlativen, die über jede Wasserrinne, jedes Felsenklümpchen sich ergießen, könnten gegen den Positiv ungerecht machen und für das wirklich Schöne und Großartige erkalten, weil es unter der durch diese Bilder erregten Erwartung bleibt und man den Maßstab verliert, wenn eine artige Gegend zu dem Inbegriff des Romantisch-Schönen und Erhabenen gesteigert wird. Alle diese Lobpreisungen, die Betrachtungen in poetischer und gereimter Prosa geben nicht einmal eine Veranschaulichung des geschilderten Gegenstandes, und nirgend ist Ton und Wesenheit der Sage erkannt, jedes Dichterische ausgeschieden, das Ergreifende durch angehängte Gemeinplätze zur frostigen Gleichgültigkeit erniedrigt. 55.

Notizen.

In Paraguay finden sich fashionable Leute ganz eigner Art. Dies sind die sogenannten Yerba-Sammler, welche den in Paraguay wachsenden Thee einernten. Wenn diese Yerba-Sammler aus ihren Wäldern zurückkehren, so ist ihre erste Sorge, daß sie sich einen schön mit Silber emaillirten Pferdezaum und Sporen und Steigbügel von gleichem Metall anschaffen. Hierauf miethen sie sich ein wohlgebautes Pferd, und nachdem sie dieses mit einem reichen Sattel und allerlei Zierathen versehen, besteht ihr Vergnügen darin, mit demselben in Galoppaden und Courbetten umher zu paradiren, bei ihren Freunden in allem Glanze vorbeizudefiliren und sodann das von ihrer Arbeit zurückgelegte Geld zu verspielen. Wenn diese Summen vergeudet sind, gehen sie in ihre Wälder zurück, um von Neuem, gleich den Sklaven, sechs bis acht Monate hindurch zu arbeiten. Man sieht in Paraguay sehr häufig Leute, die auf eben geschilderte Weise mit Pferdegeschirr von der ausgezeichnetsten Art versehen sind, ohne nur Schuhe und Strümpfe an den Beinen zu haben, in eine Jacke gekleidet, die so zerlumpt ist, daß man auf den ersten Anblick vermuthet, der elegante Reiter habe nothgedrungen die Ausgabe für Schuhwerk und andere Kleidungsstücke ersparen müssen, um nur das Eine, wonach sein Begehr steht, einen kostbaren Pferdeschmuck, sich verschaffen zu können.

Der „Garde national" von Marseille kündigt an, daß die Stadt eine angenehme Acquisition gemacht in einer Orgel von sehr merkwürdiger Construction. Dies Instrument, dessen Wirkung so außerordentlich ist, daß auf sehr beschränktem Flächenraume, mittels Miniaturpfeifchen, deren Maßstab nicht in Fußen, sondern in Zollen besteht, man den vollen musikalischen Effect einer großen Kirchenorgel hervorbringt, ist das Werk eines bescheidenen Künstlers aus Florenz, dessen Talent ein bloßer Zufall, wie oft geschieht, hervorgerufen hat. Michel Paoli, Sohn eines Bauern, verfertigte in dem Alter von 16 Jahren aus eignem Kunstantriebe eine sehr brauchbare und künstliche Uhr. Der Pfarrer seines Dorfs ward auf das junge Talent aufmerksam, und der Knabe machte sich, von ihm aufgemuntert, nun an den Bau dieser, in ganz Florenz bewunderten Orgel. Von hier gelangte sie durch Ankauf nach Marseille; leicht möglich, daß diese Erfindung den, namentlich in armen Gemeinden oft so bedenklichen Ankauf großer Orgeln in Zukunft vollkommen erleichtert. Proben, welche die vollkommene Tüchtigkeit des Instruments beweisen, sind bereits mehrfach angestellt. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 297. — 24. October 1835.

Schriften von Franzoſen über Deutſchland.

(Beſchluß aus Nr. 296.)

Die kurzen Bemerkungen über Göthe's Leben und Charakter in der Vorrede ſind eine mit Lebendigkeit entworfene Skizze, welche wol ſpäter einmal weiter ausgeführt werden ſollte. In dem erſten Abſchnitt, über die Romane, hat uns bei Gelegenheit von „Werther's Leiden" vorzüglich die Vergleichung zwiſchen Göthe, Chateaubriand und Ugo Foscolo angeſprochen; „Wilhelm Meiſter", über deſſen Idee Göthe nach ſeinem Tagebuche ſelbſt redend eingeführt wird, iſt mit beſonderer Vorliebe behandelt und die Klage, daß dieſer Roman, obgleich gut überſetzt, neben den ſchlechten Novellen von Tromlitz und Laun in Frankreich doch keinen Anklang finde, leider keine günſtige Vorbedeutung für die Aufnahme Göthe's in den Salons von Paris; „Die Wahlverwandtſchaften" werden mit Umſicht beurtheilt und ihre Licht- und Schattenſeiten erwogen; auch ſind einige Worte über den moraliſchen Gehalt von Göthe's Romanen hier am rechten Orte. „Fauſt", die Krone und der Mittelpunkt der Schöpfungen Göthe's, bildet auch in unſerm Werke den Hauptabſchnitt. In zwei einleitenden Abhandlungen, welche allein über hundert Seiten füllen, iſt mit ſeltenem Fleiße Alles zuſammengeſtellt worden, was ſich theils auf die Sage von Fauſt's Leben, theils auf die frühern dramatiſchen Bearbeitungen des Gegenſtandes bezieht. Die erſte iſt eigentlich eine mit Geiſt und pragmatiſchem Takte entworfene Bibliographie zur Legende von Fauſt, deren hiſtoriſche Grundlage dabei gelegentlich weiter erörtert und geprüft wird; in der zweiten dagegen wird der Gegenſtand von ſeiner poetiſchen Seite aufgefaßt und eine Analyſe der vorzüglichſten dramatiſchen Verſuche oder Romane gegeben, wozu der Stoff und die Idee aus Fauſt's Leben genommen wurde. Am längſten verweilt Hr. Marmier bei dem wenigſtens vor 20 Jahren in Deutſchland noch allgemein bekannten Marionettenſpiel: „Dr. Fauſt", Calderon's „Wunderdoctor", Marlowe's „Fauſt" vom J. 1589, den beiden gleichnamigen Dramen des Malers Müller, welche in den Jahren 1776 u. 1778 zu Manheim erſchienen, und endlich dem bekannten Roman von Klinger, welcher zuerſt im Jahre 1791 zu Petersburg herauskam. Auch in Byron's „Disformed transformed" und „Manfred" glaubt der Verf. die Idee Fauſt's wiederzufinden; Leſſing's Verſuch und die zahlreichen Bearbeitungen deutſcher Dichter von geringerm Werthe bis herab auf Spohr's Oper werden wie billig nur dem Namen nach genannt. Bei der hierauf folgenden ausführlichen Analyſe des „Fauſt" von Göthe hat Hr. Marmier wol den richtigſten Weg eingeſchlagen, indem er nämlich, ohne ſich weiter auf tiefere Erörterungen einzulaſſen, den Gang des ganzen Gedichts mit Gewandtheit verfolgt und dabei immer die Hauptſtellen in einer gefälligen Ueberſetzung mittheilt; die letztere bot natürlich, zumal wo es darauf ankam, die Anmuth und gehaltvolle Einfachheit des Originals in gebundener Rede wiederzugeben, eigenthümliche Schwierigkeiten dar. Zum Beweis jedoch, daß ſich Hr. Marmier auch hier nicht ohne Glück verſucht hat, laſſen wir ſeine Ueberſetzung von Gretchens herrlichem Klagelied folgen:

Mon coeur est lourd. Le repos que j'aimais,
Je ne l'ai plus jamais, jamais.

Si je ne le vois pas, la terre
Est à mes yeux comme un cercueil.
Sans son amour, la vie entière
Est plein de fiel et de deuil.

Oh! maintenant ma pauvre tête
Cède à ses rêves trop puissans.
Je ne sais quel chagrin m'arrête,
Quel trouble égare tous mes sens.

Mon coeur est lourd. Le repos que j'aimais,
Je ne l'ai plus jamais, jamais.

Si je regarde à la fenêtre,
Ah! c'est pour le chercher dehors.
C'est aussi pour le voir paraître
Qu'à toute heure inquiète je sors.

Rendez-moi donc ce qui me touche,
Son front noble, son air gracieux,
Et le sourire de sa bouche,
Et la puissance de ses yeux;

Et le charme enivrant qui m'entraîne,
Si je puis l'entendre causer;
Et sa main qui presse la mienne,
Et puis encore son baiser.

Mon coeur est lourd. Le repos que j'aimais,
Je ne l'ai plus jamais, jamais.

C'est lui que j'appelle sans cesse,
Que je rêve soir et matin;
Que ne puis-je, dans ma tendresse,
Le presser un jour sur mon sein!

L'embrasser de toute mon ame
Autant, autant que je voudrais;
Et puis à ces baisers de flamme,
Mourir, helas! je le devrais.

Alles, was Hr. Marmier über den zweiten Theil von Göthe's „Faust", seine Vorzüge und Mängel, seinen Charakter und sein Verhältniß zu dem ersten Theile sagt, ist richtig und trifft, obgleich eigenthümlich, mit dem Urtheile der ausgezeichnetsten deutschen Kritiker ziemlich zusammen. Gegen die Meinung einiger deutschen Kritiker, welche in Euphorion eine Personification Lord Byron's gefunden haben, stellt er die Idee auf, daß es vielmehr das Sinnbild der Poesie sei, wie sie sich durch die Ideen der alten Kunst und die Ideen des Mittelalters gestaltet habe. Nach „Faust" werden zunächst „Götz von Berlichingen" und „Egmont" mit gleicher Klarheit und Kritik durchgenommen; der Prüfung des historischen Elements folgt die Beurtheilung und Analyse der poetischen Ausführung. Den Uebergang von diesen geschichtlichen Dramen zu der „Iphigenie" und dem „Tasso" machen einige treffende Bemerkungen über die Alles umfassende Objectivität, welche Göthe's Dichtergeiste diese bewunderungswürdige Vielseitigkeit gab und ihn als einzig in seiner Art erscheinen läßt. Bei den andern Dramen: „Die natürliche Tochter", „Clavigo" und „Stella", ist Hr. Marmier natürlich kürzer; jedoch gehören die Mittheilungen aus den Memoiren der Prinzessin Stephanie Luise von Bourbon-Conti, welche im J. 1797 von ihr selbst zu Paris herausgegeben wurden und Göthe die Veranlassung zur „Natürlichen Tochter" gaben, zu den interessantesten Theilen des Buchs. Ein Blick auf die Ursachen, warum Deutschland im Lustspiele wenig oder nichts Eigenthümliches geleistet habe, eröffnet den Abschnitt über Göthe's Lustspiele, welche nur kurz charakterisirt werden; ausführlicher ist dann wieder die Skizze von „Hermann und Dorothea", welcher einige Worte über den Charakter und die Mängel der alten und neuern Idylle vorausgeschickt sind. Welche bedeutende Stelle dagegen die lyrische Poesie in der deutschen Nationalliteratur einnimmt, ist mit wenigen Worten in der Einleitung zu dem Abschnitt über Göthe's vermischte Gedichte gesagt worden, deren Eigenthümlichkeiten in den verschiedenen Zweigen des Liedes, der Ballade, der Elegie, des Epigramms und der Parabel gut charakterisirt werden. Vielleicht hätte grade hier Hr. Marmier etwas ausführlicher sein können. Die versuchten Uebersetzungen sind, obgleich er selbst darauf verzichtet, „de rendre ce murmure musical qui forme en quelque sorte l'essence des poésies de Goethe, ce voile diapré qui les environne, cette poussière d'or qui les recouvre", meistens gelungen und treu zu nennen; beispielsweise wollen wir noch den „König von Thule" mittheilen:

A Thulé vit la renommée
D'un roi constant jusqu'à la mort;
En expirant, sa bien-aimée
Lui fit présent d'un vase d'or.

Il n'aimait rien de mieux au monde.
Aux jours de fête il l'apportait.
En vidant la coupe profonde,
Dans ses yeux le bonheur brillait.

Quand son dernier jour vint à luire,
Il distribua son trésor,
Et ses villes, et son empire;
Mais il garda sa coupe d'or.

Alors à la table royale,
Au milieu de ses chevaliers,
Il s'assit dans sa grande salle,
Et la mer grondait à ses pieds.

Là brillait sa coupe bénie,
Ce vase d'or, ce don si cher.
Il y but un reste de vie,
Et le lança loin dans la mer.

Il le vit tournoyer, descendre,
Au fond des gouffres inconnus,
Puis il cessa de voir, d'entendre,
Et désormais il ne but plus.

Ueber Göthe's vermischte Schriften, welche zum Theil wegen ihres reinwissenschaftlichen Charakters ganz außerhalb des Gesichtskreises des Verf. liegen, enthält zum Schluß ein besonderer Abschnitt nur einige allgemeine Andeutungen, deren weitere Ausführung dem Zwecke des Werkes nicht entsprochen haben würde. Zur Erläuterung sind im Anhange noch eine Reihe gehaltvoller Anmerkungen beigegeben, deren Hauptinhalt einzelne Charakterzüge, geschichtliche Nachweisungen und biographische und literarische Notizen bilden. Hier wäre vielleicht auch eine genauere Angabe und kurze Kritik der Hauptschriften über Göthe nicht am unrechten Orte gewesen.

Hr. Marmier hat mit diesem Werke ohne Zweifel eine Bahn betreten, auf welcher er, ungeachtet der Schwierigkeiten, welche sie noch darbietet, und ungeachtet des geringen Dankes, welchen er bei der noch beschränkten Empfänglichkeit seiner Nation für deutsche Literatur zu erwarten hat, mit Glück fortschreiten und bald ein erwünschtes Ziel erreichen wird. Seine Vorliebe für deutschen Charakter und deutsche Literatur, seine Gewandtheit der Sprache und der Darstellung, sowie die Richtigkeit seines Urtheils setzen ihn vorzüglich in Stand, das Studium der deutschen Literatur in Frankreich in Aufnahme zu bringen. Da er sich einmal Göthe zum Gegenstande tieferer Studien gewählt hat, so mag er nur zunächst bei ihm stehen bleiben. Eine gute, treue und dem Geiste des Originals entsprechende Uebersetzung von Göthe's dramatischen Werken ist eine noch zu lösende, aber auch eine schwere Aufgabe; wir könnten wol wünschen, daß sich Hr. Marmier z. B. einmal an eine Bearbeitung von Göthe's „Faust" wagen möchte; sie müßte aber mit tiefem Studium, mit ernstem Nachdenken und wiederholter Erwägung der Gedanken und Worte, ohne Affectation und ohne Schmuck, nur im vollen Bewußtsein der Größe des Werkes, und mit der Selbstverleugnung individueller Ansichten und Gefühle gemacht werden; von da könnte Hr. Marmier schon weiter gehen; er hätte dann bereits tiefere Blicke in Göthe's Geist gethan, er würde seine Beziehungen zur Welt, die ihn umgab, verstehen und in ihm selbst eine Welt der Ideale und der Wahrheit erkennen, deren treue Schilderung das Werk einer Meisterhand sein würde. Das, meinen wir, sei das Ziel, welches Hr. Marmier vor Augen behalten müsse; die Kraft wächst mit der Größe des

Gedankens, dem man lebt, und ein ernstes Streben, dem nichts unerreichbar ist, findet in sich selbst Befriedigung und Lohn.

Die unter Nr. 3 genannte Schrift des Herrn St.-Marc Girardin, über dessen „Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne" in Nr. 17, 18, 24—26 d. Bl. gesprochen worden, ist zufolge der Vorrede eigentlich nur ein Bericht an den Minister des öffentlichen Unterrichts, welcher ihm im Herbste 1833 den Auftrag ertheilt hatte, das südliche Deutschland in der Absicht zu bereisen, um das Wesen und die Organisation der sogenannten Realschulen genauer kennen zu lernen, oder, wie es in dem Mandat des Ministers heißt: „visiter spécialement les gymnases ou écoles intermediaires destinés à donner une instruction qui tient le milieu entre celle des écoles primaires et celle des collèges". In diesen Worten liegt freilich selbst eine etwas falsche Auffassung der Verhältnisse des öffentlichen Unterrichts in Deutschland; denn da in Deutschland die gymnases grade dieselbe Stelle einnehmen, welche in Frankreich den collèges angewiesen ist, so konnten sie nicht als diejenigen Anstalten bezeichnet werden, welche zwischen den Elementarschulen und den Gelehrtenschulen oder Gymnasien die Mitte halten. Hr. Girardin hat aber wohl gewußt, um was es sich handele und, wie gesagt, die Realschulen ins Auge gefaßt. Ob er dagegen geeignet war, sich seiner Mission mit Glück zu entledigen, das ist eine andere Frage. Hr. St.-Marc Girardin ist Professor an der Sorbonne, Gelehrter nach der gewöhnlichen französischen Weise, weiß folglich Alles und doch eigentlich nichts Rechtes, treibt sich vorzüglich in der Politik herum und hat das einträgliche, mitunter aber etwas undankbare Geschäft übernommen, die gegenwärtige Regierung in dem „Journal des débats" zu loben und zu vertheidigen, versteht dagegen von dieser Art des öffentlichen Unterrichts wahrscheinlich ebenso wenig wie von der deutschen Sprache, machte daher die Reise in Gesellschaft eines jungen Elsassers, welcher ihm bei dem Besuche der Schulen als Dolmetscher dienen mußte, und hat überhaupt Baden, Würtemberg, Baiern, Oestreich und die Schweiz in weniger als drei Monaten durchflogen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn die theuern und etwas spät zur Reife gediehenen Früchte dieser pädagogischen Reise eben nicht von sonderlicher Art sind. Was z. B. in diesem ersten Theile über die Realschule zu Bern, die Fellenberg'schen Anstalten zu Hofwyl, die Organisation des öffentlichen Unterrichts im Cahton Zürich, die Gewerbs- und polytechnischen Schulen in Baiern gesagt ist, hätte mit Hülfe der darüber vorhandenen Schriften und Programme von jedem Andern ebenso gut und von einem Mann vom Fach weit besser zusammengestellt werden können. Man sieht leicht, daß Hr. Girardin hier nicht in seinem Elemente ist; mit allgemeinen Phrasen und glänzenden Redensarten kommt man in diesen Dingen nicht durch. Selbst die beiden einleitenden Capitel: „De la science de l'éducation" und „De la réforme de notre système d'éducation", sind unbedeutend und ohne Selbständigkeit der Anschauung und des Urtheils. Alles dies ist hundert Mal und weit besser gesagt worden. Nicht einmal die Bemerkungen über das deutsche Universitätswesen bei Gelegenheit der Schilderung der Hochschule zu Zürich sind mit tieferer Sachkenntniß abgefaßt. Wann wird man in Frankreich nur erst einmal die rechten Leute zu solchen Missionen wählen! Sie fehlen nicht, man muß sie aber zu suchen wissen und nicht nach Parteiinteressen wählen; doch leider ist die Regierung in Frankreich jetzt eben noch nicht viel mehr als eine Partei, welche es sehr nöthig hat, sich ihre Leute verbindlich zu machen. Uebrigens wird Hr. Girardin noch eine Fortsetzung geben, welche Oestreich, Würtemberg und Baden enthalten soll. Hoffentlich wird darauf gesehen werden, daß sie in den aufgenommenen deutschen Wörtern nicht so voll Fehler sein wird, deren Name in dieser Abtheilung Legion ist. 67.

Vorträge über eine Auswahl von Göthe's lyrischen Gedichten, gehalten von Karl Ludwig Kannegießer. Breslau, Richter. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die eigentliche dynamische Lebenskraft, die in unserer Literatur die Kritik wie einen Hebel in eine fortdauernde Bewegung setzt, ist die Begeisterung für Göthe's reichen Genius, insofern er sich in seinen Werken als ein vielgestaltiges, vieldeutiges, räthselhaftes Wunder manifestirt hat. Göthe ist unsere Nationalität, unsere geschichtliche Größe, unsere hauptsächlichste Erinnerung. Die Literatur über ihn ist, seitdem der alte Nicolai seinen „Werther" angefallen hat, ins Ungeheuere gewachsen. Seine Feinde beweisen kritisch, daß er ein schwacher, jämmerlicher Mensch gewesen; seine Freunde apotheosiren ihn als Mensch und Schriftsteller zugleich, oder sie scheiden den Dichter vom Menschen und beurtheilen und erheben in ihm abgesondert den Schriftsteller als einzelne und einzige Größe. Man bemüht sich, dem Ursprung und dem Quell seiner poetischen Erzeugnisse nachzuspüren, wie man ehemals dem Ursprung der himmlischen und sublunarischen Dinge nachgedacht hat; man enträthselt den „Faust" auf eine hundertfältige Weise und bringt hundert neue Räthsel hinein; man trübt den reinen Quell durch immer neue Zugüsse des künstlichen kritischen Wassers, und die Papierschnitzel, die beschrieben von des Herrn Tische fielen wie Brosamen, macht man zu bedeutungsvollen sibyllinischen Blättern. Die deutsche Pedanterei ist nicht zu beugen und zu besänftigen. Die Neigung zur Philologie, Wortklauberei und ängstlichen Detaillirung löst uns nun und in Ewigkeit nicht los. Ich meinestheils glaube, daß Göthe noch lebt, mitten unter uns; daß sein Geist noch waltet, und daß man eben seinem Geist, der in die Ferne wirkt, freien Raum geben sollte. Nur einen todten Mann darf man auf diese Weise anatomisch behandeln. Unser Secirmesser wüthet aber nicht blos gegen den Horaz und Virgil, deren Geist und Leib für uns todt sind und erst durch die Anatomirkunst unserer Commentatoren stückweise uns zugeschnitten werden, sondern auch gegen Göthe, Shakspeare, Schiller, deren geistiges Wirken wir noch empfinden. Aber es gibt Leute, die für den noch lebendig wirkenden Geist selbst keine Empfänglichkeit haben, die immer und auf jedem Punkte zurechtgewiesen sein wollen, die nicht auf den eignen gesunden Füßen, sondern an der Krücke fremder Kritik zum Born des Verständnisses heranlahmen und die Schönheiten an einem Gedichte nur herausfühlen, wenn ein Aesthetiker ihre ungelenken Finger in die Wundenmale zu legen weiß, die als Spuren der durch die Schönheit vollbrachten Versöhnung zwischen Form und Geist übriggeblieben sind. Solchen unselbständigen aber für Zurechtweisung und Belehrung empfänglichen Gemüthern werden die hier angezeigten „Vorträge" eine willkommene und dankenswerthe Gabe sein. Nur ist es zu bedauern, daß Göthe's Wahlspruch: „Willst du ein Gedicht erläutern? Sage Kürzeres im Breitern!" verderblich auf Kanne-

Ehrenmitglieder gewählt. Der „Verein für Geschichte der Stadt Wien" hat seine Mitgliederzahl über 700 gebracht. Der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen" hat seine Mitgliederzahl auf 1000

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 298. — 25. October 1835.

Paläſtina. Von Karl von Raumer. Mit einem Plan von Jeruſalem zur Zeit der Zerſtörung durch Titus und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Leipzig, Brockhaus. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Nichts iſt erfreulicher, als wenn nach langem Vorbereiten von Einzelnheiten für einen beſtimmten Zweck ſich dieſe Einzelnheiten nun allmälig durch dieſen Zweck, der ſie verbindet, zu einem ſchönen, in ſich zuſammenhängenden Ganzen ordnen.

Unzweifelhaft iſt die Verbindung des Rationalismus unſerer Tage mit dem Deismus des 18. Jahrhunderts; ja, geht man auf den Grund der Geſinnung, mit dem antiken Heidenthum der ſpätern Jahrhunderte. Fand jener Deismus in Deutſchland ſchwieriger Eingang, ſo fand er ihn doch, als er ſich ein wenig umkleidete und ſich beſonders in den Mantel der ſprachlich-antiquariſchen Gelehrſamkeit zu kleiden wußte, um ſo gründlicher.

Nun ſind eine Reihe Reactionsverſuche gemacht worden zu Gunſten wahrhaft chriſtlicher Weltauffaſſung. Lange ſchienen ſie vereinzelt; ja, auf ſie ſelbſt wirkte dieſe Vereinzelung zuweilen krankhaft erregend zurück. Allmälig zeigt ſich nach allen Seiten Verbindung, und nicht mehr blos von dem Mittelpunkt, von der dogmatiſchen Theologie aus wird der Säuberungskampf geführt; auch unter den peripheriſchen Punkten, in den naturwiſſenſchaftlichen, geſchichtlichen, juriſtiſchen Wiſſenſchaften bilden ſich kleinere Reactionskreiſe, deren Wellenringe von allen Seiten her zuſammenſchlagen und dem Feinde das Terrain vor den Augen wegnehmen.

Von dieſem Standpunkt der Betrachtung aus begrüßt Ref. freudig die literariſche Erſcheinung, deren Titel über dieſem Artikel ſteht. Je länger ſie erwartet wurde, je befriedigender iſt nun der Genuß ihres Beſitzes. Um aber dem Verf. zu beweiſen, wie er auch nach der Seite ſeines äußern Verhaltens in jeder Hinſicht uns das Rechte getroffen zu haben ſcheint, wollen wir ſeinem Beiſpiel folgen und uns aller Polemik enthalten. Er erwähnt ſolche Auffaſſungen des Gegenſtandes, die, ohne dem Sachlichen eine wichtige neue Seite abzugewinnen, ihn durch die Dürre oder Säuerniß ihrer Geſinnung noch überdies verunſtalten, ſo gut als gar nicht.

So iſt's recht. Hat man das Bewußtſein der innern, zum Siege führenden Stärke in der zweckgemäßen Behandlung der Sache, mögen ſich die Andern müde beilen. Das Bewußtſein dieſer Stärke kann aber Hr. von Raumer haben, denn bei aller Strenge der wiſſenſchaftlichen Haltung iſt doch das Buch voller Leben. Kein Theil des Landes bleibt unbedacht, und in lebendiger Anſchauung treten alle Gegenden dem Leſer, der ſich in ſolche Dinge zu finden weiß, bald entgegen. Wir kommen von den ſchneeigen Höhen des Dſchebel Eſſcheik und ſchreiten durch die quellenreichen Matten des Dſchebel Heiſch herab in die Hochebene von Dſcholan und Hauran, deren Saaten 14 Tage ſpäter reifen als die am Geſtade des Sees Tiberiás, zu welchem wir einen ſteilen felſigen Rand der Ebene, an eine Stunde lang, herabzuſteigen haben und dann in ein mit feierlicher Sabbathſtille geſchmücktes Seeufergelände kommen, deſſen Anſchauung eine Fülle des Segens erblicken, und deſſen Klima Palmen und Wein, Feigen und Oelbäume gedeihen läßt. Ueber die klare, ſtille Tiefe des Sees ſchiffen wir nach dem Südweſtgeſtade deſſelben, wo die Fiſche vor den warmen Quellen weichen, und nachdem wir wieder auf dieſer Seite die das Ufer des Sees überall einſchließenden Kalkabhänge in die Höhe geſtiegen ſind, tritt unſern Augen die ſanftgewellte, ſonſt weizenreiche Ebene Jesreel, tritt uns links in ihr der kleine Hermon und zur Rechten majeſtätiſch emporragend der hohe Kegel des Tabor entgegen, von deſſen Spitze aus ſich das Hügelgewirr Galiläas überſehen läßt. Wir ſchreiten weiter gen Weſten über den Kiſchon, deſſen Gewäſſer hinabrauſchen in die Thalſchlucht, die zur Bucht von Ptolemais führt, während wir uns von deſſen linkem Ufer zu den waldigen, höhlenreichen Nordabhängen des Karmel und von ihnen zu deſſen äußerſtem Ende wenden, um wie von hoher Warte auf den tiefen, heißen Küſtenrand des Landes gen Süden, in die weite See hinaus gen Weſten und über die Bucht von Ptolemais nach dem tyriſchen Treppengebirge gen Norden zu ſehen, über welches herüber uns noch der juraähnliche Kalkrücken des Libanons mit ſeiner ſchneeigen Decke glänzend zuwinkt. So dient uns das Buch überall zum Führer, und überall zeichnet es uns charakteriſtiſch und voll Leben die Umriſſe des Terrains, gibt uns den Boden und ſeine vegetabiliſche Bekleidung an und läßt uns in der Phantaſie gradezu im

Lande leben, ungeachtet nirgend die wissenschaftliche Form verlassen und Alles streng nach Rubriken gesondert ist, sodaß Jeder Das, was er gern erfahren möchte, leicht auffinden und aus dem Ganzen herausgreifen kann.

Nach einer kurzen Einleitung gibt uns der Verf. in elf besondern Rubriken seine Quellen und Hülfsmittel an. Unter ihnen steht natürlich voran die Bibel und namentlich das Alte Testament, da das Neue verhältnißmäßig weniger geographische Beziehungen enthält. Dann folgen die Schriften jüdischer Autoren; unter ihnen tritt wieder am bedeutendsten hervor, was Josephus hinterlassen hat. Unter den Schriftstellern des classischen Alterthums ist für diesen Gegenstand Plinius der bedeutendste; unter den Schriften, die dem Kreise der Kirchenväter angehören, ist das „Onomasticon urbium", von Eusebius von Cäsarea griechisch abgefaßt und von Hieronymus übersetzt, gebührend hervorgehoben. Weiter dienen als Quelle arabische Schriftsteller, alte Itinerarien, Beschreibungen Palästinas durch Abendländer vom 8. bis zum 19. Jahrhundert. Unter den Hülfsschriften oder neuern Werken über die Geographie von Palästina von Autoren, welche nicht in Palästina waren, nimmt die Hauptstelle der Abschnitt von Ritter's „Erdkunde" ein, welcher Palästina behandelt. „Durch Ritter's lebendige Auffassung und künstlerische Darstellung des Landes begann eine neue Epoche der Geographie Palästinas." Unter den Karten wird die von Grimm besonders empfohlen; die Berghaus'sche, zu dem Atlas von Asien, der bei Just. Perthes erscheint, gehörige, in Kurzem zu erwartende Karte läßt Hoffnungen schöpfen auf Befriedigung noch höherer Anforderungen. Unter den Plänen von Jerusalem wird der von Sieber ausgezeichnet; unter den anderweitigen Quellen werden alte Münzen, Abbildungen am Triumphbogen des Titus und die Art und Weise der unter uns lebenden Juden genannt.

Unter der Rubrik: „Bestimmung einiger Begriffe der biblischen Geographie", werden einige für den Gebrauch von Angaben, die in der Bibel enthalten sind, für geographische Orientirung wichtige Bezeichnungen, nämlich die der Himmelsgegenden und der Wegmaße abgehandelt. Dann folgen unter einer besondern Rubrik die verschiedenen Namen Palästinas. Eine fünfte Rubrik ist bezeichnet: „Von der Lage, den Grenzen und der Größe Palästinas"; in diesem Abschnitt sind gewissermaßen die allgemeinen Rahmen zu den Bildern und Anschauungen des Landes in den folgenden Abschnitten gegeben. Diese letztern sind die lebendigsten und nebst dem das Buch schließenden historischen Abschnitte die interessantesten Partien des Buches; sie lassen in der That nichts zu wünschen übrig. Sie bilden die sechste Rubrik mit der Ueberschrift: „Von den Gebirgen, Ebenen und Gewässern Palästinas", unter welcher zuerst das Gebiet des Libanon und Antilibanon, sodann das westjordanische Land von der Hochebene Galiläas bis zur Wüste, vom Thale des Jordan bis zu dem ebenen Landsaume am Mittelmeer, sodann das Ghor oder das Thalgelände des Jordan und der zu diesem Fluß gehörigen Seen, endlich das ostjordanische Palästina vom Dschebur bis zum Gebirge Seir und vom Thale des Jordan bis zur syrischen Wüste.

Haben wir nun das Gerüst, das Gezimmer des Landes kennen lernen, so geben uns die weitern Abschnitte allmälig die Bekleidung desselben. Zuerst folgt ein Abschnitt über das Klima, dem sich ein zweiter über die frühere Fruchtbarkeit und jetzige Unfruchtbarkeit des Landes eng anschließt. Zu Josephus' Zeit waren in Galiläa allein 204 Städte und Flecken, deren kleinster über 15,000 Einwohner hatte.

Die Fruchtbarkeit wie die Volksmenge Palästinas haben nun zugleich äußerst abgenommen. Hat doch die größte Stadt des Landes, das weltberühmte Jerusalem, gegenwärtig vielleicht nicht mehr Einwohner als zu Josephus' Zeit der kleinste Flecken Galiläas, nämlich 15,000. Auf der Ebene Jesreel, welche zu jenem mit Ortschaften bedeckten Galiläa gehörte, und im Gebiet von Bethsean traf Richardson auf sechs Stunden Weges, von Jennin bis Bethsean, kein einziges Dorf.

Eine neunte Rubrik begreift Das, was über die Naturerzeugnisse Palästinas theils historisch, theils naturhistorisch beizubringen ist, und stattet uns nun vollends das gewonnene Bild mit den lebendigsten Farben aus.

Die folgenden Abschnitte dienen weniger dem Zweck, eine anschauliche Vorstellung von der Gestalt und Natur des Landes hervorzubringen, als vielmehr der Erleichterung des Verständnisses einzelner geographischer Bezeichnungen und Angaben in den heiligen und andern Schriften. Sie sind überschrieben: „Von der Eintheilung Palästinas zu verschiedenen Zeiten" und „Vier Landschaften Palästinas, ihre Städte und Flecken". Diese vier Landschaften sind, wie sich von selbst versteht, Galiläa, Samaria, Judäa und Peräa, und alle einzelnen in ihnen genannten Ortschaften werden unter Anführung der darüber vorhandenen Stellen besprochen.

Ein zwölfter Abschnitt beschäftigt sich mit den verwandten Nachbarvölkern der Israeliten, mit den Ammonitern, Moabitern, Edomitern, Amalekitern, Midianitern, Ismaelitern und ihren Land- und Ortschaften. Alle diese topographisch-ethnographischen Abschnitte lassen ebenso wenig etwas zu wünschen übrig als der dreizehnte, welcher von Jerusalem, von diesem historisch so unendlich wichtigen Mittelpunkte Palästinas, handelt und alles werthvolle, früher über denselben Gegenstand Geschriebene bis auf die neueste Schrift Olshausen's prüft und berücksichtigt. In diesem Abschnitte über Jerusalem und seine Umgebungen sind viele damit zusammenhängende, höchst interessante Dinge, z. B. der katholische Gottesdienst in der Kirche des heiligen Grabes, das heilige Feuer der Griechen und Armenier am Osterabend in der Kirche zum heiligen Grabe, die Juden in Jerusalem u. s. w., abgehandelt. Wenn aber durch das ganze Buch zugleich ein wahrhaft frommer, christlicher Sinn seine Wirkungen verbreitet hat, so möchte doch (abgesehen von den historischen Abschnitten, die das Buch schließen) kein Theil dieser Schrift sein, der den Leser tiefer ergriffe als der, welcher ebenfalls in der Abhandlung über Jerusalem einen Platz findet und überschrieben ist: „Protestanten in der Kirche des heiligen Grabes". Ueberhaupt ist wol keine Stätte

der Welt, an die sich so untrennbar bei ihrer Betrachtung die mächtigsten Erregungen und großartigsten Betrachtungen anschließen als Jerusalem; jeder Schritt breit des Bodens hat eine Beziehung zu den Offenbarungen Gottes, zu dem Segen, der sich an die Nachfolge, zu dem Fluch, der sich an die Verschmähung derselben anknüpft, sodaß man einem historischen Unterricht, der den Schüler in ein tieferes Verständniß der Weltgeschichte einführen soll, schwerlich eine höhere Weihe mittheilen kann als in einer ernsten und würdigen Behandlung der Geschicke dieser Gottesstadt.

Auf die topographischen Abschnitte folgen ethnographisch-historische, deren erster die heidnischen Stämme der frühern Zeit, der zweite die Juden behandelt, und an diesen zweiten (der in jeder Hinsicht sowol dem Sinn als der Gelehrsamkeit nach vortrefflich ist) schließt sich unter der Ueberschrift: „Palästinas Weltstellung", noch eine innig damit verbundene Schlußbetrachtung an. Niemand wird in diesem Buche irgend etwas vermissen, was er in einer Geographie Palästinas zu suchen berechtigt ist; Niemand bei einem einzelnen Punkt klagen können, daß er zu leicht behandelt sei. Für frivole Leser ist ein solches Buch überhaupt nicht, jeder andere wird eine seltene Befriedigung finden; den Sinn aber, in welchem das Ganze gearbeitet ist, glauben wir nicht besser charakterisiren zu können als durch den Schluß, der hier eine Stelle finden möge:

Jerusalem und ganz Palästina gehören einer Halbinsel eigner Art an, welche in der Mitte der alten Welt liegt, zu welcher auch der Ararat gehört. Faßt man auf dem Globus die Entfernung vom Ararat bis südlich von Suez in den Zirkel, schlägt mit diesem Radius einen Kreis, so schneidet dieser das rothe Meer, den persischen Meerbusen, den Aral, das kaspische Meer, das asowsche, schwarze und Marmorameer und zuletzt den Osttheil des Mittelmeers. Auf der Höhe jener Halbinsel, an den Quellen des Tigris und Euphrat lag nach Mosis Erzählung das Paradies; nahe dabei auf dem Ararat ließ sich Noah's Arche nieder, fast in gleicher Entfernung vom nordöstlichen Ende Asiens (der Behringsstraße) und vom Cap der guten Hoffnung, in der Mitte der längsten Landlinie der alten Welt. Diese Mitte, die Hochebene Armeniens war der Ursitz des Menschengeschlechts, der Ausgangspunkt der ersten (adamischen) wie der zweiten (noahischen) Bevölkerung der Erde, da die Menschen von diesen Höhen den allmälig sinkenden Gewässern nach allen Weltgegenden hin nachzogen. Als nun die Erde bevölkert war, bestimmte der Herr zum Wohnsitze seines auserwählten Volkes den westlichen Theil jener Halbinsel, Palästina, um es von allen Heiden abzusondern. Denn östlich und südlich wird dies Land durch Wüsten begrenzt, an welche sich bei Gaza das Mittelmeer anschließt und bis nördlich Acre die Abendgrenze bildet. Dort tritt der Libanon ans Meer und läuft von da wie eine mitternächtliche Mauer Palästinas nach Damascus zu, wo er sich an die Ostwüste anschließt. In einem so ringsum geschützten Lande konnte der Same der Wiedergeburt der Welt wie in einem wohlbefriedigten Garten gedeihen. Aber die Strafheere Gottes fanden durch Wüsten und über Gebirge und Meere den Weg zu dem Volke, das den Fluch statt des Segens wählte. Kein Land ward so Jahrtausende lang durch Krieg verwüstet als eben das durch Meer, Gebirge und Wüsten befestigte und geschützte Palästina. Von Jerusalem zu schweigen, so dürften wenig Gegenden der Erde so viel Blutvergießen erlebt haben als Nazareth in einem Umkreise von 10 Meilen. Josua's Schlacht am Merom, Barak's am Kison, Gideon's in der Ebene Jesreel, Josias' bei Megiddo, Vespasian's am Tabor und bei Tarichea, Saladin's Sieg bei Hittin, Napoleon's am Tabor, Ibrahim Pascha's Eroberung von Acre: alle diese blutigen Kriegsscenen umgeben den Ort, in welchem der Fürst des Friedens aufwuchs.

Wie aber die Strafheere Gottes in das abgeschlossene, wohlbeschützte Palästina eindrangen, so drang auch der Segen Gottes von diesem Lande aus über die ganze Erde. Wenn nämlich das Meer die Juden, welche keine Schiffahrt trieben, früher von den übermeerischen Ländern absonderte, so traten sie seit Alexander und in der Römer Zeit eben durch das Mittelmeer in vielfache Berührung mit den bedeutendsten Völkern der Erde, welche an dessen Gestaden wohnten, verbreiteten sich und ließen sich unter ihnen nieder, durch das römische Bürgerrecht geschützt. Die Zeit war da, daß der Zaun zwischen Juden und Heiden abgebrochen werden sollte, darum ward auf solche Weise der Predigt des Evangeliums unter den Völkern am Mittelmeere der Eingang gebahnt und so der Grund zur geistigen Kräftigung und zur christlichen Obermacht Europas über alle Welttheile gelegt.

Faßt man alles Dies ins Auge, so glaubt man einzusehen, warum Abraham sein Vaterland verlassen und nach Palästina ziehen, die Israeliten aus Aegypten dahin zurückkehren mußten; warum von Zion aus „des Herrn Wort und der Schall der Boten Gottes in alle Länder ging"; warum unter den Hirten Bethlehems der Hirt geboren wurde, dessen Heerde über die ganze Erde weiden sollte. 10.

---

1. Marabouts. Federschmuck aus dem Reiche der Satire, des Humors und der Frivolität, von E. M. Oettinger. Hamburg, Magazin für Buchhandel, Musik und Kunst. 1835. 8. 1 Thlr.
2. Eau de mille fleurs, ein pariser Roman von E. M. Oettinger. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Wir bekennen, daß uns der Titel dieser Bücher sowie die Widmung: dem „liebenswürdigsten Schriftsteller der Franzosen, Jules Janin", welche dem „Eau de mille fleurs" vorausgeht, kein günstiges Vorurtheil für dieselben einflößte. Sowie die Franzosen in neuerer Zeit den Deutschen in Ernst und Gemüth nachzustreben versuchen, so haben einige Deutsche versucht, es den Franzosen in der Frivolität nachzuthun, und wenn wir auch die Annäherung beider Nationen als ein glückliches Ereigniß erkennen, so müssen wir doch bemerken, daß die Franzosen dabei das bessere Theil, die aufsteigende Linie, erwählten, und daß wir Deutschen in der Nachahmung ihrer Eigenschaften eine glücklichere Wahl treffen könnten als die der Frivolität. Denn wie unrecht es auch wäre, Herrn Oettinger's Geschmacksfünden der ganzen Nation aufzubürden, so können wir doch nicht umhin, zu gestehen, daß die neueste deutsche Literatur diesen Stempel schon trägt, und daß mehre Tagesschriftsteller ihm darin mit gutem Beispiel vorangegangen sind.

Bei dem Aufschlagen dieser Frivolitäten kam uns das Gefühl entgegen, als ob wir uns nicht in der besten Gesellschaft befänden. Derjenige Autor, welcher, indem er uns die Fehler und Schlechtigkeiten der Welt aufdeckt, darüber zu stehen scheint, mag uns davon zeigen, was er will, er wird immer erheben und belehren; derjenige dieser Herren aber, welcher es nur bis zum Niveau der Gesinnung gebracht hat und das in jedem Worte zeigt, thut besser, davon zu schweigen; man kann von ihm nur Das lernen, was man von einem schlechten Buche lernt, man studirt nach Contrasten. Hier glauben wir einem Börsenmann von der geringsten Sorte entgegenzutreten, einem Parvenu, der wenigstens damit angefangen hat, sich in Geschäften unter Wechselagenten und Mäklern, in Freistunden unter schlechten Schauspielern und Journalisten herumzutreiben. Doch schließen diese Bemerkungen bei unserm Autor gewisse Naturgaben nicht aus. Er hat unbezweifelt Witz, aber Witz der, weil er nie zum Humor hinauf-

reicht, zum Ersatz nach der Caricatur greift; und doch sagt uns der Titel des ersten Werks, daß es auf Humor Anspruch macht. Aber die Zusammenstellung der Worte Humor und Frivolität beweist hier schon, daß der Autor keinen Begriff von dem so vielfach misbrauchten Worte Humor hat; ein Wort dessen Geist sich vielleicht nicht in eine logische Definition fassen läßt, dessen Inhalt aber das Gegentheil aller Frivolität ist. Humor ist die tiefe Anschauung der Welt und der Individuen von der komischen Seite, Witz die flache Anschauung derselben von der komischen Seite. Humor ist die Poesie der Komik, Witz ihre platte Prosa, wiewol die flüchtige Erscheinung, welche man in ihrer Einzelnheit Witz nennt, ebensowol Humor als bloßen Witz enthalten kann. Humor ist das Genie der Komik und darum mehr mit der Tragik des Lebens verwandt, als man gemeinhin glaubt, weil das Genie immer universell ist. Humor entsteht, wenn ein erhabener Geist, der in alle Tiefen des Menschenherzens eindringt, der die ganze Fülle und Tragik der Welterscheinung faßt, es versucht, die Erscheinung des Lebens und der Menschen von ihrer schwachen, menschlich gebrechlichen, lächerlichen Seite zu zeichnen. Humor ist das Lächeln der Kindlichkeit des Genies, und seinem Rosenmunde ist wie dem Munde des lächelnden Kindes das Weinen nicht so fern. Darum haben Shakspeare und Tieck Humor, und nur der Komiker, der zugleich entweder in seinen Werken oder in seinem Geiste und Herzen Tragiker ist, kann Humor haben.

Wo aber wäre davon in Hrn. Oettinger's Compositionen nur eine Ader? Wir begegnen hier reinem Witz, ohne allen Humor; der scharfsinnigen Auffassung äußerer Lächerlichkeiten, die in der Lage des Menschen mehr als in seinem Charakter liegen; denn die Charaktere, die Hr. Oettinger uns gibt, sind immer das Nämliche, sie sind der schwache, höchst unbedeutende Alltagsmensch des 19. Jahrhunderts, der sich mit irgend einer Lächerlichkeit schleppt, die aus dieser Nichtigkeit und aus seiner Stellung, nicht aus einer besondern Individualität hervorwächst. Sie sind die Redaction der Zeitung „Die Nachtmütze", aus des Autors „Marabouts", die sich immer, auch im gemeinen Leben nur mit „Wir" aufführt, wiewol sie aus einem einzelnen Menschen besteht; ein Aufsatz, den wir unsern Lesern noch als einen der besten in den, durch einzelne Scenen und Aufsätze repräsentirten, „Marabouts" empfehlen.

Der Roman des Hrn. Oettinger zeichnet sich durch einen etwas feinern Ton aus als jene „Marabouts", wiewol ihm zu dem Ton der guten Gesellschaft noch unendlich viel mangelt. Er läuft am Ende auch auf einzelne Skizzen hinaus, denn wie sollte wol Jemand ein Ganzes schaffen können, dem jeder höhere Standpunkt für das Leben fehlt, der nichts als einen Haufen materialistischer Frivolität darin sieht?

Victor will Clementinen, eine schöne Frau und reiche Mitgift, heirathen; heirathet sie auch, nachdem er am Tage der Hochzeit durch vielerlei Listen seinen Creditoren und den Hulfiers entgeht, die ihn nach Ste.-Pelagie bringen wollen. Hierauf leben die beiden Leutchen ganz gut zusammen, weil Keines das Andere im mindesten genirt, und weil das Geld nicht ausgeht; denn Victor thut noch eine reiche Erbschaft und redigirt ein Journal, nachdem er sich im Vaudeville vergebens versucht hat. Die Nummern dieses satirischen Journals, das zuweilen ganz witzige Scenen aus dem pariser Leben gibt, füllen den zweiten Theil des Werkes, welches an einige neuere französische Romane der schlechtern Sorte erinnert; zwar begegnen wir hier nicht Messieurs du Terrible, aber Messieurs du Frivole; wir begegnen Witz, launiger Auffassung und Talent der Darstellung, wir können uns eine halbe Stunde amusiren; aber wo jede höhere Lebensansicht ausbleibt, wo alles und jedes Gefühl für Sitte und Religion Valet sagt, da verschwindet auch der ganze Werth des Lebens, sein Gehalt, seine Poesie, und es bleibt nichts als die flache Centralisation des Materialismus, die jede Individualität aufhebt, welche der Hauptvorwurf der Kunst ist, wie Melodie Vorwurf und Wesen der Musik; der Geist ist abgedankt, und spielt nur noch flach witzelnd auf der Oberfläche, bevor er ganz Abschied nimmt; Gemüth und Gefühl haben sich längst empfohlen. Eine solche Auffassung des Lebens führt freilich nicht in deutsche Sentimentalistik und Verkehrtheit, dafür hütet das Positive derselben; aber sie führt uns durch die Alleen des Witzes zum Palast der Langweile, wo die Dithyramben des Lachens sich in die Assonanzen eines ewigen Gähnens auflöst. 189.

Notizen.

Eine interessante und anmuthige historische Reliquie ist folgender Originalbrief der unglücklichen Anna von Boulen, den sie vor ihrer Heirath mit dem grausamen Heinrich an eine Jugendfreundin schrieb. Der Brief, der sich jetzt im Besitz eines englischen Alterthümlers befindet, lautet voll höchster, unschuldigster Naivetät also: „Meine sehr geliebte Mary! Seit einem Monat schon befinde ich mich in London. Ich muß dir aufrichtig gestehen, daß ich mich hier nicht allzu wohl befinde. Man ist hier gar nicht für die Morgenstunde eingenommen und steht deshalb selten vor 10 Uhr auf. Wir legen uns auch sehr spät zu Bette, sodaß ich vor 10 Uhr niemals ans Einschlafen denken kann. Ich bin dieses ganz ungewohnten Treibens schon herzlich satt, und würde mich recht sehr nach dem Landleben zurücksehnen, wenn es nicht hier in der großen Stadt so viel schöne Sachen gäbe, um derentwillen mir der Aufenthalt hier wohlgefällt. Meine gute Mutter hat mir gestern in einem glänzenden Kaufladen drei neue Hemdchen gekauft, zu denen die Elle sechs Pence kostet, und für den Ball, den der Herzog von Norfolk nächstens geben wird, sind mir ein Paar Zeuchschuhe versprochen, deren Preis drei Schilling ist. Das wüste Leben, das ich hier zu führen genöthigt bin, hat mir meinen gesunden Appetit durchaus verdorben. Du weißt, gute Mary, daß ich auf dem Lande sehr gut ein Pfund Speck und eine Kanne gutes Bier frühstücken konnte, aber hier in London kann mein armer Magen kaum die Hälfte beherbergen. Dennoch erwarte ich oft mit Ungeduld die Mahlzeit, die sich hier in den vornehmen Familien oft bis zu Mittag hin erstreckt. Gestern Abend habe ich bei Mylord Leicester main chaude gespielt. Lord Surrey befand sich auch in diesem Cirkel und unterhielt uns, indem er ein Lied, eigens von ihm componirt, auf die Tochter des Lord Kildare vorsang. Diese soll überaus schön sein, und mein Bruder selbst hat mich versichert, daß es keine schönere Dame in ganz London gebe als die reizende Geraldine, Lord Surrey's Geliebte. Es könnte mir nichts Angenehmeres geschehen, als recht bald ihre Bekanntschaft zu machen, denn man hat mich versichert, daß sie ebenso gut als schön sei. Ich bitte dich, meine gute Mary, in meiner Abwesenheit für meine kleinen Hühner Sorge zu tragen; die armen Thierchen, die ich immer mit eigner Hand gefüttert habe. Wenn Margarita meine rothwollenen Handschuhe, die sie für mich stricken wollte, fertig gemacht hat, so soll sie mir sie bei der ersten Gelegenheit nach London schicken. Lebe wohl, gute Mary; ich bin eben in Begriff zur Messe zu gehen, wo ich mit derselben Inbrunst für dich beten will, als bereits jederzeit an dich denkt deine zärtliche Anna von Boulen."

Kein Sinn ist täuschender als der des Geruchs, da dieser bei so vielen Personen, welche sich im vollkommenen Besitz desselben glauben, so außerordentlich verschieden ist. Der Botaniker Turner legte die Blume der Iris persica nicht weniger als 54 Personen vor, von denen sie 41 für wohlriechend, 4 für von mattem Geruch, 8 für ganz geruchlos und 1 für stinkend erklärte. Die Anemone nemorosa fanden unter 30 Personen 23 für wohlriechend und 7 für geruchlos. Da diese Blume eine der wohlriechendsten ist, so hatte man gewiß nicht Ursache, die Organe Derer, die sie für geruchlos erklärten, zu beneiden. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 299. — 26. October 1835.

Schule der Höflichkeit für Alt und Jung. Herausgegeben von Karl Friedrich von Rumohr. Zweiter Theil. Stuttgart, Cotta. 1835. 8. 18 Gr.

Der Beurtheiler des ersten Theils des vorliegenden Buches in Nr. 256 und 257 d. Bl. f. 1834, auf dessen ausgesprochene Ansicht wir deshalb gleich von Haus aus zurückweisen, scheint über diese Theorie der Höflichkeit von einer feinen und zierlichen Feder nicht ganz im Klaren gewesen zu sein, und es ist, als ob ihn (den Beurtheiler nämlich) seine eigne ernsthaftere Meinung über Hrn. von Rumohr's Plan und Zweck etwas verwirrt gemacht hätte. Um so mehr muß es die Pflicht Desjenigen sein, der das Schwanzende des Werkchens zu beurtheilen hat, dem Verfasser desselben, sowie er selbst auf Socken und Söckchen geht, nachzuschleichen, um zu sehen, ob nicht hinter dem Ohr des Mannes, der sich in vielfachen Schriften, unter Anderm auch durch eine Excursion ins Gebiet der feinen Kochkunst als ein lebensgewisser und lebenberechnender Weltmann, ja sogar als ein geistiger Gourmand oder idealischer Saint-Evremont erwiesen hat, ob nicht hinter demselben Ohr versteckt der Schalk lausche.

Unstreitig thut der erste Recensent des Hrn. v. Rumohr Unrecht, wenn er von diesem ein für Jedermann brauchbares Lehrbuch der Höflichkeit verlangt, gespickt mit subjectiven und objectiven Regeln, welche für die ganze Welt anwendbar seien. Ein solches zu geben, fiel dem Verf. gewiß nicht ein, vielmehr hat sich Hr. v. Rumohr in seiner Höflichkeitsschule wol nur mit dem deutschen Publicum einen kleinen Spaß gemacht. Ach, das deutsche Publicum läßt nur gar zu gern mit sich spaßen, besonders wenn es aufgelegt ist und einen Krug Bier getrunken hat und man ihm ein paar kraftvolle Schmeicheleien in den Bart wirft. Es müßte kein routinirter Autor sein, der nicht diese mehr als augenscheinliche Gutmüthigkeit der deutschen Nation zu benutzen verstünde. Es gibt in Deutschland unter so vielem literarischen Plebs einige wohlgeborene und hochwohlgeborene Schriftsteller, die weder ausschließlich einem ancien noch dem nouveau régime angehören, sondern auf ihre eigne Hand und auf dem Niveau ihrer eignen Ansichten, auch wol Vorurtheile, sich zu behaupten wissen. Die Schriftsteller dieser Gattung, die allerdings nicht ohne Spiel- und Abarten ist, lieben das Geformte, das Glatte, Glaue, Feine, Elegante und Geleckte. Mit der Welt und ihren Verhältnissen bekannt, lieben sie es, jeder Sache ihre Seite zu geben, besonders weil Derjenige, der die Macht oder die Ausdauer nicht besitzt, in die Tiefe zu fahren, sich an das räumliche Nebeneinander, an das Ordnen und Ausgleichen, an das Planiren und Festsetzen auf der Oberfläche zu halten liebt. Der Weltmann (man könnte ihn in diesem Sinne auch noch besser den Mann des conventionnellen Verhältnisses nennen) hat stets eine gewisse Scheu, ja Furcht vor dem Strudel, der allerdings häufiger nach unten als nach oben strebt; darum besteht sein Dasein zur Hälfte aus einem geschickten Laviren, wie sie diesem Strudel, um nicht mitentrafft zu werden, ausweichen wollen. Solche lavirende und segelstreichende Verhältnißmänner gibt es in allen Zweigen der Wissenschaft, in Geschichte und Kunst, in Poesie und Prosa, und wer auf seinem Lebensgange ihnen begegnet, kann stets die große Kunst, sich zu behaupten, von ihnen lernen, wenn anders nämlich die eigne Natur nicht einem solchen Unterricht widerstrebt. Auch noch mehr als dies, auch Sanftheit und Frommsinn kann man von ihnen lernen, und jene anmuthige Behandlung des Gedankens, nach welcher sie den oft Unbändigen, wie der Hr. van Aken seinen Löwen vom Senegal, überaus zahm und harmlos machen können, dergestalt, daß sich vor diesem gezähmten Gedanken kein Kind zu fürchten braucht. Ach, es ist wol schön, mit Gedanken spielen zu können wie mit einem Bologneserhündchen, schön und angenehm, ihn bei den Ohren zausen, ihn in den Schwanz klemmen, ihn auf jegliche Weise maltraitiren zu können, ohne befürchten zu müssen, daß er uns in die zarten, edelsteingeschmückten Finger beiße oder widerspenstig und übelwollend uns die Zähne fletsche.

Ich werde nimmermehr behaupten, daß Hr. v. Rumohr in die Kategorie der Zähmer deutscher Gedanken gehöre, obgleich ich diese Kategorie für eine ehrenwerthe Gattung und dieses Mansuetiren geistiger Ungethüme für eine schwere Kunst halte. Ich will vielmehr mit Beseitigung aller Schlußziehungen und Analogien einen kritischen Schritt weiter gehen.

Ich denke mir einen deutschen Schriftsteller von Charakter (in dem Sinne nämlich wie die Policei das Wort auf Reiselegitimationen nimmt), einen Mann von

Johann, Bischofen Bischof und Landherrn, 1. 2. 1. [illegible] [illegible] und zu Wiesen, Ob. 1. Bischof, Herr zu Bischofen, Ob. 1. Bischof, Herr zu Bischofen, Ob. 1. Bischof, Herr zu Bischof

einmal der Schmerz über den wüsten Strudel der Gegenwart sich grauenhaft ans Herz drängt; wenn unheimliche Gefühle wie blasse Gespenster in den Busen ziehen und es mit der Seele Abend werden will — in solchen Augenblicken, was thut nicht eine gefüllte Krebsnase und ein ungefülltes, farcirtes, fricassirtes, marinirtes, grillirtes Spanferkelchen! Wahrlich, mitten in einer guten, in einer feinen Mahlzeit begriffen, begreift man nicht, wie der Mensch noch anderes Weh in der Brust beherbergen kann als das über verbrannte Brühe und verdorbene Taubenpasteten; man begreift nicht, wie es vorwitzige Menschen geben kann, die, mit Pelzen und Eisstacheln ausgerüstet, den Montblanc und Ararat besteigen, um dort oben an dünner Luft sich den Magen zu verderben, den sie hier unten an dicker Fleischbrühe laben könnten; man begreift nicht, wie es sich jemals die Poeten, die Geschichtschreiber, die Philosophen konnten sauer werden lassen über ihren Anschauungen, Beobachtungen und tiefen Gedanken, da sie doch weit bequemer hätten schlechtere Gedanken für schwereres Geld verkaufen und mit leichterem Herzen eine bedeutungsvollere Mahlzeit hätten halten können.

Und ist es denn mit der Höflichkeit nicht fast eben eine solche Sache wie mit der Kochkunst? Warum zürnt denn der Recensent des ersten Theils von der Höflichkeitsschule des Hrn. v. Rumohr auf diesen? Hr. v. Rumohr ist, außerdem daß er ein Mann von unbestrittenen literarischen Verdiensten ist, auch gewiß ein Mann, der eine gute Küche gibt, und weil er eine solche liebt, so betrachtet er auch das gesellige Leben und die Höflichkeitsbezeigungen in diesem in einem ganz andern, weit glänzendern, viel geistreichern, unendlich gedankenvollern Lichte. Hr. v. R. schreibt eine „Schule der Höflichkeit", weil er die Erfahrung gemacht hat, daß Deutschland darum jetzt so unglücklich ist, weil es verlernt hat, höflich zu sein. Wenn Deutschland besser zu speisen und sich artiger zu begegnen wüßte auf Bällen, in Salons, auf der Straße, auf Kirchweihfesten, im Handel und Wandel, auf der Tribune, an der Zollgrenze, im Posthause, auf dem Policeiamte; wenn man sich zum Diner invitirte, anstatt daß Einer dem Andern zum Thor hinaushilft, dann wäre Deutschland glücklicher. Wenn das keine feine Philosophie, keine aus tiefer Beobachtung hervorgegangene Speculation ist, so gibt es keine.

(Der Beschluß folgt.)

Frankreichs Abraham a Sancta Clara und ein neues Buch von Lamennais. *)

Die neuen französischen Preßgesetze sind der Verbreitung liberaler Reformansichten nichts weniger als günstig; das wußte der Abbate, Koryphäe der sogenannten politischen Sekte: die Katholischen, und änderte seinen Styl. Er suchte in den alten Bibliotheken, und siehe da, er entdeckte die Schrift eines andern Katholischen oder andern Abbate, Namens Etienne de la Boétie, welche vor 300 Jahren im Druck erschien und ganz dieselbe Lehre predigt wie er, Lamennais, heutzutage. Alles ist alt in der Welt, sogar das Gefühl für Freiheit und Dienstbarkeit; es ist sehr niederschlagend. Was hat man von der Zukunft zu erwarten, wenn die Menschen vor 300, vor 3000 Jahren dachten wie die von 1835? Doch gewiß nichts anders als die Ordnung der Köpfe und Dinge von Nimrod und Sesostris, die in Babylon und Aegypten Könige waren.

Lamennais wäre für mich ein sehr guter Kopf, wie er ein Genie ist, wenn er statt Demokrat blos Reformer wäre und nicht die in der Jugend herrschende fixe Idee von der Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes durch Einführung einer republikanischen Regierungsform hätte. Er bildete sich ein, die Fürsten würden sich bessern, wenn sie abgesetzt würden, und hängt wie ein alter Schulmeister an den poetischen Prophetenfabeln der Geschichte, in der es die Salomo, Saul, David, Balthasar, Nebukadnezar, Pharao und Nilpferde gab. Mit der Poesie lockt man jetzt keinen Hund vom Ofen, viel weniger einen regierenden Staatsminister, der die warme Temperatur liebt und alle Flinten und Säbel commandirt. Ich bin also sehr vergnügt, daß der Verf. der „Paroles d'un croyant" aus Respect vor dem Drakonischen Codex des Professors Guizot sich mäßigte, seine Ideen mit Schnürleibern einfaßte, und — blos die Vorrede zu einem Buche schrieb. In einer Vorrede kann man zeigen, daß man Witz hat, und in der Wahl des Werkes, daß man weiß, was tüchtig und nützlich ist. Man wird dies revolutionnaire Büchlein ins Deutsche übersetzen, und es wird allenthalben die Censur passiren.

Und dies Alles ist eine Folge und ein Vortheil der Selbstcensur, die sich dermalen die pariser Schriftsteller auferlegen. Es will keiner nach Sinamary, ins Affenland, sie wollen alle in Frankreich bleiben.

Das Buch des alten Abbé la Boétie — es scheint, daß die Sybe la ein Appendix vieler Franzosen, wie das O' das Angebinde der Irländer ist, und daß die Lamennais und O'Connell schon zu Luther's Zeit auf der Welt waren — ist aber wirklich ein schätzbares, drolliges, ernsthaftes, groteskes, poetisches und tiefpolitisches Buch, ein Buch voll Naivetät und Gleichnisse, voll Geist, voll Wahrheit.

Ich vertheidige es ganz, weil es blos liberal und reformistisch, nicht demokratisch, sondern social und human geschrieben ist. Wer könnte einem solchen Buche über die Schädlichkeit der freiwilligen Dienstbarkeit der Menschen seinen Beifall versagen, wenn er nicht selbst ein unumschränkter Herr und unter den unumschränkten Herren ein fühlloser und leidenschaftlicher Tyrann ist? Die Fürsten müssen es lesen, damit sie demokratisch, und die Unterthanen, damit sie royalistisch werden.

Etienne de la Boétie wurde in Sarlat am 1. Nov. 1530 geboren und war ein Freund Montaigne's, gab zu seiner Zeit vielerlei Schriften heraus, die aber, wie es scheint, ohne Ausnahme vergessen wurden, da sogar die vorliegende dem Publicum eine große Neuigkeit ist. „La servitude" ist eine Rede, die der Abbate in seiner frühen Jugend, also zu einer Zeit ausarbeitete, in der die Völker aus dem Mittelalter erwachten und zuerst versuchten, den Staub der Barbaren abzuschütteln. Huß, Calvin, Erasmus, Luther waren die ihm aufgegangenen Sterne, welche seinen Genius ermunterten, im Interesse der Menschheit, wenn nicht religiös, denn doch politisch, die Reform zu predigen.

La Boétie erscheint in seinem Werke als ein ungemein schätzenswürdiger Mensch. Er ist erfüllt von Gerechtigkeit und Menschenliebe, oder, wie Lamennais in der Einleitung sagt, er haßt den Despotismus, blos aus Liebe zu den Menschen, die so unbeschreiblich gut sind, daß sie sogar das Joch Derer tragen, deren Väter sich ihnen wohlthätig bewiesen. Im Hintergrunde lauert in seiner Brust das Christenthum, aber das wahre evangelische, welches zuerst auf dieser Erde die Gleichheit der Menschen und ihrer Ansprüche an die Güter des Lebens proclamirte. In dieser Beziehung ist er Eins mit Lamennais, der uns in ihm einen Quell von Maximen öffnet, die ihn zum Plagiarius machen. Das Schönste, was sich sagen läßt über die große Frage der Zeit, dieser schlichte Priester von Sarlat hat es schon zur Zeit der Hugenotten und Bluthochzeit,

*) De la servitude volontaire, par *Etienne de la Boétie*. Paris 1835.

unter Heinrich II, Maria Medici, Karl IX und Heinrich III gesagt, der unter Clement's Dolch sein Leben endete.

Man muß sich nicht wundern darüber, daß die frühern französischen Genies in der Regel Geistliche waren. Die Organisation des Klerus und die systematische Ignoranz der andern Stände brachte das mit sich. Seit der Revolution von 1789 haben die Kunst und Wissenschaft aufgehört, das Gut einer Kaste zu sein, und Lamennais macht in der Literatur eine Ausnahme. Das Merkwürdigste aber in der Epoche der 50 Jahre in Bezug auf die Abbés ist — ihre Cession der Capacität an den royalistischen Adel. Man findet zehn geistreiche Aristokraten für einen Priester — und Talleyrand ist der einzige der Letztern, der seine Zeit überlebte.

Ich übersetze einige Kernstellen aus La Boétie, man möge dann selbst urtheilen, wieviel derselbe von einem Staatsmanne und einem geistreichen Bettelmönche unsers Vaterlandes hat, den Schiller einmal zu benutzen sich nicht schämte. Die meisten Phrasen sind Aphorismen, und nichts weniger als trocken und pedantisch. Exempla:

„Homer sang in seiner Ilias: Viel Herren gehorchen ist schwer. Einer sei Meister, Einer sei König. Das war von Homer, der Soldatengehorsam brauchte, sehr schön gesagt, aber nichts weiter. Ich bin der unwiderruflichen Meinung, daß es das größte Unglück ist, einem Herrn und Meister unterworfen zu sein, dessen Güte man nicht versichert ist und der jedenfalls die Gewalt hat, böse zu sein, sobald er es will."

Der Verf. hatte in diesem Abschnitte, den ich nicht weiter berühre, eine merkwürdige Ahnung von künftigen constitutionellen Monarchien, denn er spricht von der Oeffentlichkeit der Staatsangelegenheiten, nennt das Königthum besserer Art eine Republik mit einem Oberhaupte, und schiebt dann die Sache der Zukunft zu, die Alles ändern müsse, um nicht Alles zu verlieren. Er kann es nicht begreifen, daß die Menschen lieber dulden als sich widersetzen, und daß die Millionen um ihn, die nur zu wollen, nur zu niesen brauchten, um alle Despotie zu stürzen, willfährig den Nacken ins Joch beugen. „La faiblesse entre nous hommes est telle — wir verschmähen es immer, die Stärksten zu sein, blos um — zu temporisiren." Ei, das ist recht schön gesagt. Weiter:

„Die Aerzte sagen, man solle nicht Hand an alte Wunden legen, die unheilbar sind, und also auch dem Volke nicht solchen Rath geben, das sein Bewußtsein verloren hat und nicht mehr den Schmerz der Wunden fühlt. Solche Grundsätze kann ich nimmermehr billigen, denn wenn die Wahrheit der Thatsache gleich beweist, daß der Wille zu dienen ein altes, eingewurzeltes Uebel, und daß vielleicht die Liebe zur Freiheit nicht eine so ganz natürliche Sache ist als der Hunger, so geht doch auch daraus sonnenklar hervor, daß der Patient an einer tödtlichen Krankheit leidet, weil sich die Fühllosigkeit bei ihm einstellte. Wer seiner fünf Sinne nicht mächtig ist, der ist entweder ein Narr oder er hat das Fieber. Wer aber ein Fieber hat, muß sich curiren lassen."

„Ein sicherer Beweis, daß die Freiheit naturrechtlich begründet, ist der Umstand, daß man Niemand in der Dienstbarkeit halten kann, ohne ihm wehe zu thun, und daß nichts auf der Welt so empfindlich ist als die Beleidigung. Der Mensch ist aber von der Natur nicht blos mit der Freiheit, sondern auch mit den Mitteln versehen worden, sie zu vertheidigen, wie dies auf eine merkwürdige Art die wilden Thiere bewähren, auf die ich behufs der großen Lehre hinweise. Wären wir nicht taub, wir hörten die Ochsen und Löwen brüllen: Vive la liberté, denn sie kämpfen dafür mit Klauen und Hörnern; wären wir nicht blind, wir sähen an den stummen Fischen, was Recht ist, denn sie sterben, wenn wir sie aus ihrem Elemente nehmen und in ein anderes versetzen. Der Elefant ist sogar so einsichtsvoll, so klug und verständig, daß er, nachdem er seine Unabhängigkeit bis zum Aeußersten vertheidigte, zuletzt wie ein ganzes civilisirtes Volk mit seinem Verfolgern zu unterhandeln anfängt, indem er seine elfenbeinernen Hauer an den Bäumen abstößt und sie als Lösegeld bietet. Er weiß, was sie wollen, seine Feinde, er weiß, daß die Tyrannen Krämer sind."

„Die Menschen untereinander befördern ihre Unterwürfigkeit und Sklaverei dadurch, daß sie der Tyrannei wider ihres Gleichen Vorschub leisten. Wenn irgend ein Despot war, so hatte er alsbald fünf oder sechs Mithelfer, die sein Vertrauen besaßen und ihm Anschläge gaben. Diese Individuen hatten ein Interesse dabei, ihren Herrn und Meister schlecht und grausam zu erhalten, weil sie dadurch ihre eignen Schlechtigkeiten verhüllten und gesetzlich machten. Was aber das regierende Doppelkleeblatt solcherweise dem Autokraten war, das waren 600 Untergeordnete ihnen, und diese 600 hatten ebenso wieder 6000 Untergeordnete, die alle lebten von Geiz und Grausamkeit und mit immer neuen Banden und Ketten von Creaturen aneinander geknüpft waren." Es ist die Geschichte bis auf den heutigen Tag zusammengesetzt aus Untugend, Ehrgeiz, Habsucht, Grausamkeit. Und die meisten von den Ungeheuern nannten sich Christen!

La Boétie schließt sein Werkchen mit einer frommen Apostrophe zu Gunsten der Völker und ihrer Zukunft, er hofft, daß eine große Regeneration eintrete, und ist der Meinung, daß der liebe Gott in der andern Welt eine besondere Strafe für die bösen Menschen despotischen Sinnes ausfindig machen müsse, um sie nach Verdienst und ihrem Range angemessen zu belohnen. Es sind 300 Jahre über sein Grab gegangen, wir wollen sehen, was darin zum Besten der Menschheit wuchs. Was brachte uns die Civilisation, die Aufklärung, die Revolution, die Philosophie, die Wissenschaft? Armer Boétie, du bist mit der Hoffnung betrogen worden. Es ist Alles anders, aber es ist nicht besser geworden, als es zu deiner Zeit war. Die Menschen haben die Freiheit misbraucht, das war die Aufhebung der Dienstbarkeit; darauf führten sie die Dienstbarkeit wieder ein, um den Misbrauch zu verhindern. Wir haben viel schöne Worte gesprochen, viel Bücher geschrieben, viel Pulver verschossen, viel Gesetze gemacht. Warum? Ei nun, blos um etwas Neues aus Etwas zu machen, das nicht mehr Mode war. Es wird schon wieder Mode werden.

In Frankreich unter den jetzigen Umständen ein Buch über die freiwillige Dienstbarkeit herausgeben, heißt eine große Satire machen und einem Menschen den Rath geben, sich zu kasteien, wenn er grade debauchirt. Die Nation ist geduldig, still, zufrieden vielleicht, weil sie vegetirt, weil sie à son aise lebt, weil sie etwas hat und es durch die Reform zu verlieren fürchtet. Die Julirevolution hat den materiellen Menschen beeinträchtigt, der in unserer Zeit Alles influenzirt und regiert, und darum haben wir Friede und Ruhe, ungeachtet aller Repressivmaßregeln.

Lamennais kann sich mit allen Reformen eine Zeit lang schlafen legen, ungefähr bis zu einem europäischen Staatsstreiche, einer englischen Revolution oder dem Tode Louis Philipp's. Der Schlag hat im Jahre 1835 die europäische Jungfrau gerührt, sie ist unempfindlich für die Manipulationen der Magnetiseurs. Der Schuß in der Vorrede auf die neue französische Politik ist gut, ich will ihn hierher setzen und damit meinen kritischen Bericht schließen:

„La terreur a régné en Europe, il y a quarante ans, Il serait curieux de voir aujourd'hui sur une couronne le bonnet rouge de Marat."

Man wird sich erinnern, daß der Minister Guizot bei Vorlage der jetzt promulgirten Martialgesetze die Absicht aussprach, durch Schrecken und Furcht zu regieren, wofür er vom „Constitutionnel" Robespierre genannt wurde. Es ist nicht mehr die Rede von einem Programme des Stadthauses, das die Versprechen der drei Tage garantirt. Lafayette ist todt und die Restauration hat ihr Terrain wiedererobert. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 300. — 27. October 1835.

Schule der Höflichkeit für Alt und Jung. Herausgegeben von Karl Friedrich von Rumohr. Zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 299.)

Ich meines Theils behaupte, daß Niemand vor Herrn v. Rumohr auch die leichtesten Stellen der geselligen Artigkeit so tief, so geistig, so echt speculativ ergriffen hat als er. Wer hat jemals mit so ergreifenden Worten über die gewöhnlichen Gesprächseinleitungen durch Wind und Wetter gesprochen, als diese sind:

Wer diesen Gegenstand (Wind und Wetter nämlich im Gespräch) oberflächlich auffaßt, wird anzunehmen geneigt sein, daß man dabei nur etwa die Mittheilung von Wahrnehmungen bezwecke, welche jeder Anwesende bereits auf eigne Hand gemacht hat oder gemacht haben könnte, weshalb die Witzlinge, wie so viele Andere, so denn auch diesen alten und nützlichen Gebrauch zu verspotten pflegen. Allein es entgeht denselben der verborgene Sinn der Wettergespräche, bei welchen es eigentlich nur auf Ermittelung des Windes und Wetters der geselligen Stimmung abgesehen ist; denn nach den ersten Auswechselungen ihrer Wetterbeobachtungen wissen verständige Menschen stets, welchen Ton sie ferner anzuschlagen haben. Mit Zuziehung der verwandten Erkundigungen nach dem Gesundheitszustand Anderer und Dritter, der Meldungen vom eignen werden demnach die Wetterbeobachtungen auch künftighin als der allgemein gültigste Gegenstand einleitender und vorbereitender Gespräche aufzufassen und festzuhalten sein.

Die Ironie in der eben angezogenen Stelle ist in der That bewundernswürdig, und es ist nicht zu begreifen, wie dies wesentliche Moment in der Höflichkeitsschule des Hrn. v. R. von dem Kritiker des ersten Theils übersehen werden konnte. Um aber diese bewunderungswürdige echt sokratische Schalkhaftigkeit unsererseits in das gehörige Licht zu stellen und so populair als möglich zu machen, sei uns eine Paraphrase dieser Stelle erlaubt. Hr. v. R. will eigentlich damit so viel sagen: Die Natur, als die gemeinsame Mutter aller Dinge, aller Menschen und aller Deutschen, ist und bleibt das Vortrefflichste und die wahre Basis aller Gegenstände. Wind, was ist Wind? Wind ist nichts Anderes als der Hauch des Demiurgen, der Odem Gottes; kann es, wenn Wind ein Ausfluß des Naturgeistes selbst ist, eine vortrefflichere Unterhaltung geben als von diesem? Ihr, Deutsche, ein lebhaftes, sanguinisches Volk, seid gewohnt, in euern Unterhaltungen viel Wind zu machen, und seid so anmaßend, dieses gegenseitige Windmachen Conversation zu nennen. Allein dieser Wind ist nicht der rechte, es ist nur euer eigner, menschlicher, sterblicher Wind. Aber der Wind, der aus Nord und Süd, Ost und West weht und unveränderlich geweht hat, seit er in Adam's Locken spielte und Eva's Röckchen lüftete, dies ist der wahre Wind und das natürliche Urbild aller künstlichen Windmacherei. Darum sollt ihr von diesem Winde reden, denn er bleibt nächst den Erkundigungen, wie Mademoiselle geschlafen und Madame gespeist hat, das an und für sich Geistreichste in der geselligen Welt. Desgleichen das Wetter. Was ist Wetter? Wetter ist der individuelle und gegenwärtige Zustand der Natur. Die Natur, als äußerlich Existirendes und, um mit einem berühmten Professor zu reden, als Sinnenfälliges, muß sich, um ihre Existenz in einem Moment zu manifestiren, in eine bestimmte Form zusammenschließen, und diese bestimmte Form des Zustandes der Natur ist eben das Wetter. Das Wetter ist also das wahrhaft Uranfängliche, die wirkliche legitime Existenz, und man kann abermals sich von nichts Tieferm, Wahrerm und Gedankenvollerm unterhalten als von ihm. Weil aber nun jedes Wetter, sei es was für eins es will, immer nur die Gegenwart und zugleich die ganze Totalität der äußerlichen Natur ist, so ist es ganz gleichgültig oder vielmehr gleichwichtig, von welchem Wetter man spricht, und es ist deshalb philosophisch erwiesen, daß es am schicklichsten ist, immer von dem Wetter des Augenblicks zu reden. Dies wäre meiner Meinung nach ungefähr die Meinung des Hrn. v. R. Derselbe hat eigentlich seine geistreiche Ansicht unbegreiflicherweise selbst verkürzt, indem er sagt, man müsse bei der Wetterunterhaltung nicht stehen bleiben. Warum soll man aber das nicht? Welch ein unerschöpflicher Stoff ist z. B. ein Regenwetter! Hat nicht Raupach daraus sogar ein Lustspiel gemacht unter dem Titel: „Der Platzregen als Eheprocurator"? Ja, wenn man in Wahrheit ein Mensch sein und dem Naturgeist nach Verdienst huldigen wollte, so müßte man eigentlich unter dem Platzregen selbst vom Platzregen reden, und diese wissenschaftlich richtige Behauptung könnte alsdann zugleich eine Bill zu Abschaffung der Regenschirme veranlassen; und dies wäre dann das wahre Stehenbleiben bei Wetter und Wind.

Es ist aber nunmehr Zeit, den eigentlichen Inhalt dieses zweiten und letzten Theils der Schrift des Herrn

v. R. nach Capiteln anzugeben; vielleicht ergibt sich daraus eine andere Seite der allerdings sehr versteckten Ironie unsers weltgewandten und seine Gedanken fein aus der Sache herausspinnenden Verfassers. Der Inhalt zerfällt in ein drittes und viertes Buch. Ersteres spricht im ersten Capitel „Von der Beobachtung der Höflichkeit in den Gesprächen"; im zweiten: „Von der Kunst, die Mitredenden ins Gespräch zu ziehen oder sprechen zu machen"; im dritten: „Von den Gegenständen des Gesprächs"; im vierten: „Vom Belehren und Warnen"; im fünften: „Von den Schelmenstreichen und Albernheiten"; im sechsten: „Von der Kunst, sich aus Verlegenheiten zu ziehen", und im siebenten endlich: „Von dem Bestreben, Allen gerecht zu werden".

In Betreff des sechsten Capitels, nämlich des Ziehens aus Verlegenheiten, sei es uns vergönnt, Hrn. v. R. noch einmal redend einzuführen; es ist dies wirklich nöthig, sowol um der Verlegenheiten als um des Verfassers willen. Es ist nämlich die Rede davon, wenn Jemand in einer Gesellschaft etwas zerbrochen oder beschädigt hat:

In oder unmittelbar nach der Handlung des Zerbrechens halte man still mit aufrechtem Leibe und festangeschlossenen Armen. Denn es liegt nahe genug, bei solchen Unfällen eine entgegengesetzte Seitenbewegung einzuschlagen, wobei leicht noch eine zweite Sache ein- oder umgestoßen wird, z. B. nach der Fensterscheibe die Blumenscherbe; nach dem Nähtisch das Bologneserhündchen u. s. w. Hat man gelegentlich auf Kupferstiche, Zeichnungen, Stickereien und Aehnliches einen Klecks gemacht, so enthalte man sich, mit dem Aermel ihn auszuwischen, was gemeiniglich das Unglück nur größer macht. Hierin, wie bei Jeglichem soll das Unwiederbringliche, Geschehene und Unvermeidliche stets mit edler Einfalt und großartiger Ruhe aufgenommen, gehalten, ertragen werden.

Kann es — so fragt man mit Recht — eine bessere, eine vortrefflichere Schule der Höflichkeit geben, als diejenige ist, die mit edler Einfalt und großartiger Ruhe einen Klecks zu machen lehrt? O Herr v. R., wenn man nicht wüßte, daß dies Alles nur die furchtbarste Ironie auf das deutsche Volk ist, welches allerdings die Anlage besitzt, sich mit Einfalt und Ruhe Kleckse zu machen, dann wären Ihre Höflichkeitsmaßregeln eine bittere Beleidigung für die Deutschen. Wenn ich mir ein Auditorium denke und in diesem Auditorium einen Professor mit ehrwürdiger Miene auf dem Katheder, und unter diesem Katheder einen Haufen, ach, einen lernbegierigen Haufen deutscher Jünglinge, wenn ich mir ferner als Gegenstand dieser Vorlesungen die Höflichkeit denke und der Professor sagte, von seinem Gegenstand ganz hingerissen, zu den Studenten: „Meine Herren, Sie sind Deutsche, und die Deutschen haben die Eigenthümlichkeit, daß sie plumper sind als andere Nationen, und daß sie in Folge dieser Plumpheit leicht den Damen auf die Falbeln treten und sich selbst die Fleischbrühe auf das Beinkleid schütten. Allein es wird Ihnen auch nicht entgehen, welche Brutalität darin liegt, wenn man die guten Lehren seiner alten Großmutter auf der Universität vergißt und mit diesen allen großväterlichen Anstand, und wenn man in Folge dessen mit ungeputzten Schuhen und ohne Guten Abend in das Gesellschaftszimmer tritt. Indem ich nun billig voraussetzen darf, daß Ihnen die Größe eines solchen crimen nicht entgeht, mache ich Sie darauf aufmerksam, sich Ihrer Urälterväter zu erinnern und jener huldvollen, liebenswürdigen Zeit, wo Niemand in seiner Gesellschaft einen Anstoß gab als die Damen mit ihren Reifröcken. Es ist meine Pflicht, Ihnen jene schönere Zeit zu Gemüthe zu führen und als den einzigen Anker, der in der gar nichts werthen Gegenwart von Bedeutung ist, die Sauberkeit, die Nettigkeit und Höflichkeit zu empfehlen. Werdet Kämpfer, Jünglinge, Kämpfer, nicht auf dem Felde der Wissenschaft, sondern auf dem Felde der Höflichkeit; durch diese vermögt ihr euer Glück zu machen, denn der Fall ist öfter vorgekommen, daß ein Candidat zu Amt und Würden und nebenbei zu Verstande kam, weil er der Gemahlin seines Patrons zur rechten Zeit das Taschentuch präsentirte. Jünglinge, und wenn euch alsdann euer systematisches Höflichsein, das ihr in meiner Schule erlerntet, zu Amt und Ehren gebracht hat, so thut mir den einzigen Gefallen, aus Dankbarkeit und als Zahlung des Honorars, das ich euch in meliorem fortunam stundete, thut mir den Gefallen und werdet gefällige Ehemänner, Ehemänner, welche etwanige Belehrungen ihrer Gattinnen in Fragen einzukleiden wissen, Ehemänner, die, wenn sie z. B. einen Hausfreund los werden wollen, der sie ennuyirt, zu ihrer Hausehre sagen: „Meinst du nicht, meine Liebe, meine Gute, meine Treffliche, daß N. N. ein Schurke sei und wir ihm mit einigem Anstand werden die Thür verschließen müssen?" Sehen Sie, meine Herren, das heißt man Einen mit Anstand zur Thür hinauswerfen, und das heißt man Hörner tragen mit edler Einfalt und mit großartiger Ruhe!"

Wahrlich, diesem edeln Professor der Höflichkeit gegenüber hätte ich nur Einen Wunsch, nur Ein Verlangen: ich möchte sein Hausfreund sein. Aber vor seinen Höflichkeitstiraden, vor seinen Zuckermändelchen und gentilen Bonbons, hinter denen Gott weiß was stecken mag, behüte der Himmel jeden Christenmenschen, um nicht zu sagen: jeden Deutschen!

Doch ich bin dem Leser noch die Inhaltsanzeige des vierten und letzten Buchs schuldig, welches — wer hätte das gedacht? — von nichts Anderm handelt als: „Von den besondern Vortheilen und vornehmlichsten Methoden der Grobheit". Und zwar gibt Capitel 1 den Begriff der Grobheit. (Der Rec. des ersten Theils von Hrn. v. R.'s Schrift hatte nämlich darin die Entwickelung des Begriffs der Höflichkeit vermißt; um diesen Mangel zu ergänzen, gibt nun Hr. v. R. im letzten Buche seines Werks die Definition der Grobheit.) Cap. 2 gibt die Principien der Grobheit. Cap. 3 zeigt den erheblichen Nutzen der Grobheit im Allgemeinen, und in Verbindung damit handelt natürlicherweise das vierte Capitel von den besondern Fällen, in welchen die nützliche Grobheit in Anwendung kommt und wie man dabei sich jedesmal anzustellen habe. Cap. 5: Vom Erziehen und Heranbilden des Grobians. Cap. 6: Von den verschiedenen Manieren, grob zu sein, und zunächst von der

indirecten und von der entgegengesetzten Manier. Cap. 7: Von der drohenden und zaghaften Manier, seine Grobheiten an den Mann zu bringen. Cap. 8: Von Individualisirung der Grobheit nach der Nation und Oertlichkeit, nach dem Familien- und persönlichen Charakter und dem Beruf und Lebensgeschäft; endlich das 9. Capitel: Von den groben Worten und Redensarten. Hier sehen wir also die Erfüllung der schalkhaften Ironie des Herrn v. R. Es war ihm nicht sowol um eine Schule der Höflichkeit, als um eine Schule der Grobheit zu thun. Um nun dem Leser zu beweisen, mit welcher Naivetät und Laune Hr. v. R. hier seinen Gegenstand behandelt, wollen wir ein kleines Stellchen aus dem vierten Capitel von der Grobheit mittheilen. Es ist von der Methode die Rede, welche der systematische Grobian beim Hindurchdrängen durch eine Menschenmasse beobachten soll:

Bei dieser Art der nützlichen Grobheit — heißt es — glauben Einige durch gewisse instinktmäßige Bewegungen und Kraftanstrengungen alles Mögliche schon geleistet zu haben. Allein sie gehen im Dunkeln. Auch hier soll Methode sein. Der Naturalist pflegt beim Hindurchdrängen den Leuten mit den Ellbogen heftige und schmerzliche Stöße zu geben, was nicht zur Sache gehört, ganz unnöthig ist. Wäre es denn nicht schon Grobheit genug, dieses den Andern durchaus Vorangehenwollen? Und hat nicht, wer mit Sicherheit den vorgesteckten Zweck erreichen will, jedes Ungehörige streng zu vermeiden? Kommt denn, wer auf halbem Wege zu seinem Ziel in Wortwechsel und Streitigkeit sich verwickelt, früher oder vielmehr nur um so viel später zur Stelle? Nein, nein; man vermag dabei so schlank sich zu machen, so grade aufzurichten, als man nur immer es wolle, und mitten durch die gedrängteste Menge hindurchzuschlüpfen, als sei es durch einen ganz leeren Raum. Hierin aber setze man sich zum Vorbild Diejenigen, welche lange an den Höfen oder in den Versammlungssälen der großen Welt darauf sich eingeübt haben. Bei magern Leuten ist die Sache minder verwunderlich; allein wohlbeleibte Personen, durch die Kraft eines sanften, ebenmäßigen Drucks und Nachdrucks, bei leichter, kaum merklicher Schraubenbewegung des Körpers hindurchdringen sehen bis zum gesuchten, ehrenvollen und folgenreichen Platze, ist ein gleich sehr staunenswerthes als schönes und ergötzliches Schauspiel.

Dies wäre denn ein Stückchen von der Durchdrängungstheorie des Hrn. v. R. Aufrichtig sei ihm für die große Zartheit, Feinheit und Eleganz, womit er die große Lehre, nicht blos höflich, sondern auch grob zu sein, auf so äußerst populaire Weise entwickelt, der Wunsch geweiht, er möge recht viele würdige und dankbare Schüler finden, welche in der Kunst, „mit kaum merklicher Schraubenbewegung" alle Widerwärtigen hinwegzudrängen, durch ihn eingeweiht, angenehme und erfolgreiche Fortschritte im Leben zu machen im Stande sind. 161.

Ausgewählte Schriften der königl. geographischen Gesellschaft zu London. Erster Theil. Auch unter dem Titel: Cabinetsbibliothek der neuesten Reisen und Forschungen im Gebiete der Länder-, Völker- und Staatenkunde. Herausgegeben von Heinr. Berghaus. Erster Band. Berlin, Reimer. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Die Entstehung der Gesellschaft, welcher wir bereits einen Band meistens interessanter Denkschriften verdanken, fällt in die letzten Jahre. Der alte aber weniger auf kräftiges Wirken nach außen berechnete „Travellers' club" bildete die Grundlage einer im Frühjahre 1831 gelungenen größern Vereinigung der ausgezeichneten Reisenden und Geographen Englands, welche unter dem Vorsitze eines John Barrow und durch Männer wie Capt. King, Owen, Monteith, Goderich u. s. w. thätig unterstützt, einen sehr nützlichen Erfolg hoffen ließ. Es konnte dieser Erwartung um so leichter entsprochen werden, da theils die ungemeine Ausdehnung der englischen Colonien der Forschung ein verhältnißmäßig bequemes und sicheres Feld eröffnet, theils die Nothwendigkeit, unbekannte Nachbarländer zu erforschen oder diplomatische Sendungen zu veranstalten, alljährlich in Asien und zum Theil auch in Afrika wichtige Expeditionen veranlaßt. Ohne besondere Erlaubniß und Mitwirken der Regierung oder der ostindischen Compagnie sind ihre Berichte, selbst in England, nicht immer zugänglich; das Interesse, welches sehr hochstehende und einflußreiche Männer an dem Gedeihen der Gesellschaft nehmen, versprechen sie in den Besitz mancher Nachricht zu setzen, die unter andern Umständen schwerlich dem geographischen Publicum Europas zeitig und vollständig mitgetheilt worden wäre. An die neugebildete Societät schloß sich unmittelbar die alte afrikanische Association an, welche seit längerer Zeit schon keines besonders thätigen Daseins sich rühmen konnte und etwas an Altersschwäche zu leiden schien; später wurde die Palästina-Association, die seit 1805 keine Versammlungen gehalten hatte, in die allgemeine Verbindung aufgenommen, und die Errichtung einer geographischen Gesellschaft in Bombay, welche sich sogleich mit der europäischen Societät in Verbindung setzte und ihr gewissermaßen unterordnete, bewies, daß man in Indien die Nützlichkeit des ganzen Unternehmens erkannt, daß die Idee eines gemeinsamen Wirkens der Geographen der entferntesten Erdgegenden richtig gewürdigt worden sei. Die Tendenz der europäischen Gesellschaft ist ziemlich großartig und verspricht der Welt die reichsten Früchte. Ihre Geldmittel dürften, wie es in den meisten ähnlichen Fällen in England geschieht, in kurzer Zeit sehr beträchtlich werden, und directe Unterstützung der Regierung verspricht den von ihr veranstalteten Unternehmungen, selbst wenn sie der schwierigern Art wären, einen erfreulichen Ausgang.

Der erste Band der Verhandlungen dieser Gesellschaft ist reich an wichtigen Materialien und gibt einen Theil der in den Sitzungen vom Nov. 1830 bis zum Mai 1833 vorgelesenen Berichte. Der deutsche Herausgeber verdient den besten Dank für ihre Verpflanzung auf den vaterländischen Boden, indem sie über die Masse der alljährlich in England erscheinenden und mit kleinlichen Persönlichkeiten erfüllten Reisebeschreibungen sehr hervorragen durch ernste Betrachtung und wissenschaftliche Behandlung ihrer Gegenstände. Sind sie auch grade nicht berechnet, um den ziemlich zahlreichen Lesern von Reisen, welche unter den Vielen lesenden Deutschen eine besondere Abtheilung bilden, eine leichte Unterhaltung zu verschaffen, so wird dafür ihr Werth einem Jeden um so größer erscheinen, der Geographie als Studium betreibt. Aus dem zweiten Titel geht hervor, daß der deutsche Herausgeber eine Sammlung von Reisen überhaupt beabsichtige. Sein Name allein bürgt dafür, daß die Auswahl der zu uns zu verpflanzenden Originale stets unter demselben Gesichtspunkte geschehen werde, welcher ihn im vorliegenden ersten Bande bestimmte, und nicht verfehlen kann, dem mit Länder- und Völkerkunde Beschäftigten nach und nach eine große Masse der neuesten und, was mehr sagen will, der bestgewählten und mit dem kritischen Auge des Verständigen geprüften Materialien zu übergeben. Die Redaction einer bändereichen Sammlung, wie die vorliegende vielleicht zu werden bestimmt ist, hat große Schwierigkeiten. Sie setzt auf jeden Fall eine sehr allseitige Vertrautheit mit Geographie voraus und eine nie erschlaffende Theilnahme am Gange des Werkes. Durch die erstere ist der verdiente Herausgeber der „Hertha" berühmt, die letztere aber spricht sich in den vielen Anmerkungen zu den englischen Originalaufsätzen und in der sorgfältigen Wahl von Uebersetzern aus. Niemand wird geneigt sein, das letztere

Verdienst für ein geringes zu halten, wer je mit dergleichen literarischen Helfern, die man leider nur allzu oft kaum mit rohen Lehrlingen vergleichen kann, zu thun hatte. Daß ein Unternehmen, wie das gegenwärtige, wenn ihm kein tüchtiger Mann leitend vorsteht, zur Manufactur hinabsinken könne, welche ausländischen Plunder für schlechte Bezahlung mit abscheulicher Handwerksmäßigkeit übersezen läßt und ohne Kritik der Welt vorlegt, davon bietet uns die deutsche Literatur Beispiele. Wir können dergleichen Verfall der „Cabinetsbibliothek" nicht fürchten, bleibt sie unter ihrer gegenwärtigen Leitung.

Eine kritische Beleuchtung des Buches ist nicht wohl ohne große Weitschweifigkeit möglich, da es aus 21 Abhandlungen von sehr verschiedenen Verff. und von sehr ungleichem Inhalt besteht. Als allgemeines Urtheil, dem jeder Leser später gern beistimmen wird, mag es gelten, wenn wir sagen, daß keine der gegebenen Abhandlungen überflüssig, der Uebersetzung unwerth sei, und daß einige von ihnen höchst verdienstliche und jedem Geographen willkommene Monographien ausmachen. Unter diesen mag als Beispiel die Schilderung der kleinen westindischen Felsinsel Anegada (von R. H. Schomburgk) dienen. Sie ist außerordentlich vollständig, indem der Verf., durch genaue naturgeschichtliche Kenntnisse begünstigt, auf eine Menge von Verhältnissen Rücksicht zu nehmen vermochte, die von der Mehrzahl der Reisenden mit Stillschweigen übergangen oder verkehrt aufgefaßt werden, obwol sie bei Berichten von Reisen nach überseeischen Ländern grade vorzugsweise als Gegenstände der Untersuchung und Beschreibung angesehen sein sollten. Ueber die soweit ausgedehnte und doch so unbekannte Kette der Maldiven liefern die gefeierten Hydrographen der asiatischen Meere, Horsburgh und Owen, zwei kurze aber sehr wichtige Aufsätze. Ein sehr großes Interesse erweckt der Bericht über eine in ihrem Ausgange höchst beklagenswerthe Expedition, welche während Capt. Owen's Aufnahme der ostafrikanischen Küste von einigen Offizieren seines Schiffes zur Erforschung eines Theils der portugiesischen Colonie unternommen wurde. So gering im Ganzen die Entfernung des Zieles der Reise (Senna am Zambezi) von der Küste war, so groß wiesen sich doch die Beschwerden aus, die ganz besonders durch das Klima hervorgebracht wurden. Noch ehe drei Monate verstrichen waren, unterlagen die drei Engländer seinem giftigen Einflusse und mehrten die Zahl der Opfer, welche von alten Zeiten her das geheimnißvolle Afrika mehr als irgend ein anderer Welttheil als Preis der Entdeckung gefodert hat. Als Monographie, die nebenbei noch Manchem sehr willkommen sein dürfte, der noch nicht zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Verbindung zweier Meere durch die Erdenge von Panama eine Seifenblase sei, und der sich also zum speciellen Studium der Verhältnisse jener Gegend aufgefodert fühlt, verdient Lloyd's Bericht über den Isthmus eine ehrenvolle Erwähnung. Physische Geographie, Topographie und Statistik erhalten ihre angemessenen Abschnitte. Hr. Lloyd hat in jenen Gegenden während zweier Jahre sich mit Messungen beschäftigt und ist unstreitig sehr fähig, über die Möglichkeit der Verbindung seine Meinung abzugeben, welche beiläufig zu Gunsten einer Eisenbahn sich ausspricht. Wenn nun auch unter allen Vorschlägen gereifter und ungereifter Projectenmacher dieser der ausführbarste und verständigste ist, so kann man doch nicht umhin zu bedauern, daß bei allen Plänen nur der Gesichtspunkt der Möglichkeit, nicht derjenige der Nothwendigkeit oder der Nützlichkeit einer Verbindung vorgeschwebt hat. Die letztere lehrt Erwägung der Seeströmungen, der commerciellen Verhältnisse der Westküste Südamerikas, der Fortschritte der Nautik, der Umgestaltung der Seewege, ganz besonders jedoch eine einfache aber kaufmännische Berechnung der auflaufenden Kosten bei der Kreuzung des Isthmus, die nun freilich locale Vertrautheit voraussetzt, grabezu verneinen. Verwandt mit diesem Gegenstande ist die umständliche geographische Beschreibung des Indus vom Lieutenant Burnes, denn ohne allen Zweifel dürfte ein System inländischer Schiffahrt und also eine directere Verbindung mit Europa schneller in Ostindien zu Stande kommen als die so viel besprochene Verbindung des Golfs von Panama mit dem Antillenmeere. Die herrlichen Entdeckungen des Capt. King über das Südende Amerikas, welche im Abrisse mitgetheilt werden, sind schon an sich berechnet, die Umschiffung desselben zu erleichtern und den Seehandel in seinen naturgemäßen Wegen zu befestigen. Als letzten Beweis der Vielseitigkeit dieses Bandes führen wir noch an, daß Ethnographie in einer Schilderung der Eingeborenen von König-Georg's-Sund und der Indier von britisch Guyana wichtige Beiträge erhalte und auch auf Archäologie durch Wilkinson's Bemerkungen über Oberägypten Rücksicht genommen sei. 164.

Literarische Notiz.

Es fehlte bisher der französischen Literatur noch an einer Sammlung von Wörterbüchern, nach einem gemeinsamen Plane zusammengefaßt und redigirt, die in einem nicht zu ausgedehnten Umfang eine reiche und genügende Nomenclatur darböten. Der Buchhändler Hachette geht damit um, diese fühlbare Lücke zu ergänzen. Den ersten Band dieser wichtigen Sammlung bildet das griechisch-französische Wörterbuch von C. Alexandre, von dem soeben die vierte Ausgabe zugleich mit der zweiten des „Abrégé" erscheint. Der zweite Band soll noch dieses Jahr herauskommen und diesen wird der „Thesaurus linguae latinae poeticae" von L. Quicherat bilden, ein Werk, dessen Erscheinen die Gelehrten und Studirenden schon lange mit Ungeduld erwarteten. 150.

Literarische Anzeige.

Von der

Allgemeinen Encyklopädie

der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Karten.

sind wieder erschienen und an alle Buchhandlungen und Subscribenten versandt:

Erste Section (A—G). Herausg. von J. G. Gruber. 26ster Theil.

Zweite Section (H—N). Herausg. von A. G. Hoffmann. 12ter Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausg. von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. 6ter Theil.

Auch diese Theile sind wieder reich an bedeutenden, ihren Gegenstand erschöpfenden Artikeln.

Der Pränumerationspreis eines Theils in der Ausgabe auf Druckpapier ist 3 Thlr. 20 Gr., indeß gewähre ich gern für den ersten Ankauf des ganzen Werks sowol, als auch einer Partie Bände, die billigsten Bedingungen, um die Anschaffung zu erleichtern. Die getroffenen Einrichtungen machen es mir möglich, ein schnelleres Fortschreiten zur Beendigung zu verbürgen, ohne daß dem innern Gehalte des Werkes dadurch ein Nachtheil entstände.

Leipzig, im October 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 301. —— 28. October 1835.

Taſchenbücherſchau für 1836.

Erſter Artikel.

1. Urania.

Als Titelkupfer blickt uns Auber's gutmüthig-nachläſſige Phyſiognomie entgegen. Die fünf andern Stahlſtiche bieten eine höchſt anſprechende Mannichfaltigkeit. Wir ſehen Leop. Robert's „Schnitter in den pontiniſchen Sümpfen", ein höchſt gelungener Stahlſtich jenes berühmten Gemäldes, das im pariſer Salon von 1831 ſo viel Aufſehen erregte und dem edeln Künſtler, an deſſen freiwilliges Ende wir nur mit tiefer Wehmuth denken, das Kreuz der Ehrenlegion erwarb. Mehr als funfzehn Figuren ſind tanzend, muſicirend, ſtehend, ſitzend, reitend und liegend um einen Erntewagen zu einer höchſt lebendigen Gruppe zuſammengeſtellt, deren Spitze hoch oben ein junges Weib mit einem Säugling im Arme bildet, welches den Beweis liefert, daß Italien mitten im Kreiſe der Natürlichkeit noch immer Madonnenbilder aufzuweiſen hat. Der zweite Stich, ebenfalls von Schuler, der eine fromme barmherzige Schweſter zum Gegenſtande hat, iſt die Copie eines anonymen Gemäldes. Der dritte Stich zeigt uns einen Hirten aus der Sierra Morena nach einem Bilde von Velasquez, in der ganzen körnigen Naturfriſche, welche dieſem ſpaniſchen Meiſter des 17. Jahrhunderts eigen iſt. „Der Gang zur Kirche" auf dem nächſtfolgenden Blatte gewährt uns den Anblick einer frommen, mädchenhaften Jungfrau des Mittelalters, die noch nichts vom Leben, ſondern nur vom Beten weiß und ſich doch die weltliche Friſche ihrer Geſichtszüge erhalten hat. Der letzte Stahlſtich zeigt uns das reizende Liſſabon.

Eine Novelle von A. Freiherrn von Sternberg: „Die Gebrüder Breughel", eröffnet das Trifolium der diesmaligen literariſchen Beiträge. Der alte Peter Breughel iſt eine vortreffliche Figur für den Novelliſten. Man nannte ihn Peter den Drolligen oder auch den tollen Maler; ſeine kleine Figur hatte etwas Diaboliſches. Wenn er ein neues Bild malen wollte, ſchlich er auf den Kirchweihfeſten und Bauernhochzeiten mit ſeiner mephiſtophel-iſchen Spürnaſe umher und hielt in den Schmuzgäßchen Antwerpens ſeine nächtlichen Umzüge. Ebenſo prägnante Figuren liefern ſeine beiden Söhne, Peter, der ſogenannte Höllen-Breughel, weil ſeine Phantaſie am liebſten mit Hexen und Kobolden verkehrte, und Johann, den man ſeiner Kleidung wegen den Sammet-Breughel nannte. Die Lebensſchickſale der beiden Brüder bilden den Stoff der obgedachten Novelle; nur können wir nicht geſtehen, daß die Darſtellung überall von der Art iſt, um die Geſtalten ganz frei und fertig aus den vom Dichter mannichfach entworfenen Situationen heraustreten zu ſehen. Die Scene, wo ſich die Brüder, die ein ſeltſames Geſchick ſchon als Kinder trennte, am Grabhügel ihrer Aeltern wiederfinden, macht nicht die ergreifende Wirkung, die wir von einer lebhaftern Darſtellung derſelben erwarteten. Dagegen iſt die nächtliche Wanderung des alten Peter Koek an der Seite eines alten fabelhaften Mönchs mit glücklichem Humor dargeſtellt. Der alte halbwahnſinnige Maler hat wunderbare Schickſale erlebt. Er war früher Bildhauer, zerſchlug jedoch in einem Anfalle von Tollwuth alle ſeine Bilder und ſaß darauf eine Zeit lang bald im Gefängniſſe, bald im Irrenhauſe. Alle dieſe Züge hat jedoch der Darſteller keineswegs erſchöpfend benutzt. Zu Peter's wunderlichen Thorheiten gehörte auch die, auf abenteuerliche Weiſe das Weſen der Farben ergründen zu wollen. Wie man in einem dem Lichte völlig verſchloſſenen Raume eine Blume ganz farblos aufzieht, ſo wollte er auch an ſeiner Tochter ein ähnliches Experiment verſuchen, indem er ſie mehre Jahre lang in ein Gewölbe verſchloß, bis ein plötzlich eindringender Lichtſtrahl das arme Kind blind machte. Dies war die Veranlaſſung, die den alten Peter Koek ins Gefängniß brachte und ſein Gemüth zerrüttete. Sehr intereſſant iſt die Rede, die der Verf. den ſeltſamen Maler über die Perſonificirung der Farben halten läßt. Ein ländliches Feſt gibt auch Veranlaſſung zur Beſchreibung ſolcher Scenen, wie ſie Teniers und Jordaens in Menge lieferten. Auch dieſe beiden Maler nebſt Rubens und dem heitern Poelenburg treten in den vielen Converſationsſtücken der Novelle dann und wann auf, allein man ſieht kaum recht ihr Coſtum; an tieferer Charakteriſtik fehlt es meiſt, und beſonders iſt Rubens in dieſer Beziehung vernachläſſigt.

Ein ganz verſchiedenes Lebensbild, und dies in recht eigentlichem Sinne, liefert uns die zweite Novelle: „Alles wiederholt ſich nicht im Leben", von Emerentius Scävola. Woran es der erſten Novelle fehlte, an einer Concentrirung und einem durchlaufenden Faden des Hauptintereſſes, das ſtellt ſich in die-

sem Familienbilde auf eine höchst spannende, fast bis zur Beängstigung interessante Weise zusammen. Es ist Nacht an den Ufern Nordamerikas, herum Gaste, ein junger Gastwirther, mit seiner Vaterstreue zu gleicher Zeit den Mann seiner jungen hübgesinnten Schwester retten. Zu diesen sechzehn Einzelnen kommt noch ein innerer, weit tiefer tatsächlicher bewegter Grundstoff. Als es mit einem Male tönt aus dem Nest, kann es zur Schwester heran in den dunklen Urwaldwald, wie der Dichter Bürger den bekannten Ton zum Hochzeitstage zu seiner Gattin, gesin Weise eine gräßliche Leidenschaft stehen. Diese Grundgewalt Eifersucht, Zorn, Haß, wie man die Krankheit nun so in sich trägt, ist ein Gebrechlichkeit, welche Familienkreis eine Vereinigung einbrechen, welche sich in den von Unglück und Schicksal bedrängten Menschen kein und Ruhe findet, einer kann zu erregenden Möglichkeiten steigert. Die gräßliche Kluft der Gemeingegensätzlichkeit, welche heimsuchen hat, die scheinbar entzündeten Todesgefahr Einzelnen's zu zerschmettern, und es ist ihr empfinden, als ob jenen Nacht des Schreckens, als sich Gefahr, der sich vom Glücke des Gefühls gefesselten Gefahr, gerade in der bedrohenden Todesgefahr mit einer Raumgestalten Bewegung, dem jungen Gatten der Gefahr nung sich entschlossen gewendet. Einzelnen sich sich dann Vorgewalt sind gemeinsam, halbsichtige Möglichkeit gegen ihn von allen Seiten; die Gattin, die sich und ihren gelobt, liegt dem Tode nahe, die Schwester sich in ihrem Innern an, und Julie, die es in den Kreis seinen Möglichkeiten gewaltsam verwandelt, liegt gerade in seinem verlangenden Armen, während die Wilde nun auf das Mädel im Kanoe schießt, sein fassen. Es bleibt nun dem Unglück dichten Wunde schließlich Stich auf Stich. Während Einzelnen die getroffene Julie am Boden bei Knie im Wasser umwarf, ergriff sich sein und ihren Angesicht Entsetzung und blickt wie ein Freudenrufe Gott der anderen Mädel auf seine Verwandten, der selbst die nicht Schonen Hunde der Gattin nicht abgewenden vermag, am seiner tollen Leidenschaft Raum zu schaffen. Blitzt und matt sich die gräßlich und bedauf auf einen Schuß, um noch ein Zeichen des Lebens von sich zu geben. Dann eilt er sich wieder, ergreift die Hände der beiden Ertrunkenen, bis mit den Tücher der Verklärung zusammen und Blicke. Diese Situation hatte auch den tragischen Dichter ihrer Augen gesehen, und er kann seinen Verhältnissen der Julien nicht sich wenden, so daß ein ganz schwache Gemüthsanklang seiner Seele bemächtigt. Der Dichterschaft des Schauergemäldes, der sich einer allen menschenfreundlichen Natur und Ungemach aller Art kennen kann, um die Nähren seines, und Leiden Lebens immer neu schaffungen zu gestalten. Gänzlicher umdringen ihn, seine bösartigen Ehre sich auf von Spiel und mit ihr der Wahrheit. Die Natur wird unfähig, sie sich die verwerfenen Gesichtsmaske der Komödie zu behaupten- schwer in die Leidenschaftsgestalten mischen und es sich darum handelt, ob Einzelnen sein verschiedenes Gut anerkannt und zum Brennstoffer werden oder auf Julienn

hand vergessen soll, denn so steht sich bald darauf die Menschen für sich, und als Gattin, Schwester die Leidenschaft und des Unglückes werden heftigsten Kampf um den Besitz des Unglücklichen. Bis auf diesen Punkt hat der Dichter Maß aufgehalten, um das Gemälde des Lebens in die höchste Spannung zu versetzen, und der Moment, wo Einzelnen sein neues Verhältniß seinen Frauen Frauen umgiebt und nun nach den Gründen sucht, die die entsetzende Blamage des Schießen von dem Boote und den friedlichen Hütten-Bewohnern abhalten, ist wahrhaft ergreifend dargestellt. Der Unglücksgatten hat Recht, ist von der Treue seiner Frau und der einzig Freundschaft, daß Einzelnen's. Es verschwindet sein Gefühl eine andächtende Angstbeklemmung, und man kommt kaum mehr zum Athmen, wenn man das Gespräch mit Einzelnen, während sich von einer anderen Seite die Indianer Hütten-Bewohner nähern. Julie hat die wilde Tante nun sich und ihm verlobt man sich mit Einzelnen's Kindern, die sie anvertraut waren, zu dem Einzelnen, der sich in Julie's Gegenwart in der That so ganz gnade in Schießen sie, daß das ungeheure Feuer schon vor Schüsse gelöscht sind. Einzelnen's Gattin von Seite getrennt, um dem Schauspiele einer verbrecherischen Liebe nicht allzu nahe zu sein. Da bringt man ihm die Nachricht von Julie's Tode, und Einzelnen sinkt in verzweifelnde Bewußtlosigkeit nach dem vermeintlichen Tode. Julie mit großer Mühe und Noth aus den Armen des Todten, Einzelnen sinkt sich und den Verbrechen und um diese bald darauf an den Mündung, die er sich bei dem Verbrechen. Julie sich in dem Augenblicke, wo sie sich gerettet wähnt. Es endet diese Tragödie der Leidenschaft allerdings etwas prosaisch.

Von Ludwig Tieck sehen wir eine Novelle: „Eigensinn und Laune". Die ist das Produkt eines Talentes, das sich hier noch nicht ganz entfaltet, sondern in seinen mächtigen Anschauungen über die Menschenwelt und die Gegenstände sich bisweilen in Verschwommenheiten verirrt. Es ist hier nicht zu entscheiden, ob Tieck den Eigensinn begreift, oder ob gerade in sie hinein, und es muß Einzelnen, Julie, Einzelnen, Julie, Einzelnen, Julie, wenn den Zuschauer diese seine Gegenwart im Theater zu gehen Julie's Tode, die Einzelnen's Gattin, die Einzelnen's Kinder, die Einzelnen's Gattin, die Einzelnen's Kinder, die Einzelnen's Gattin, die Einzelnen's Kinder

merkwürdigen Eindruck auf die Gesinnungen des jungen Mädchens, und auf das Gefühl der Wehmuth, das Emmeline beim Anblick des Gefängnisses, der Ketten, der Gefangenen in Wuth und Gluth versenkte, die Schauer der Rache, welche sich in ihrer Seele regten, kann nur ein eine Gemüthsart, wie der verschiedenen Stein ein. Sie wich so zur Thür zurück, daß Niemand sie sah, und das Geheimniß rang sich, wie Schlangen, aus ihrem Busen, und ihren Augen in ihren Gedanken. Das Gefühl der Liebe ist alle ange- sich in Emmelinens Seele, allein zu gleicher Zeit sind auch die Gefühle, die sie hindern, das heftigste Mitleid, Grimm gebildig, und dieser Neigung einen Gegenstand hinzufügen, so muß ein Gegenstand einer entsetzlichen Wuth erscheinen. Emmeline sieht den Kerkner, welcher Vater und Tochter, und den Schmerz, beide. Als ist ein junger, wunderschöner, junger Mensch, und grade die beyden Gefühle, die sie Emmeline, die alle Gefühlsdrittmenschen in ihrer Brust vereinigt, sind die Ursache, daß sie den Vater sich ihrer Macht widerstrebt, nicht so gefährlich schrecklich sind, und der eine Klang mit einem, den einen Ton mit dem andern Ton zusammenstimmt. Der junge Mensch sieht sich sehr gefährlich; er ist ernsthaft genug, und sein Vater, wie ihm scheint, hoffe man ihn an einer Art in einer Expectorationsstube, beschäftigen. Vater und Tochter sind unterdessen auch der Zeitungen, Gefangenen, und wenn Emmeline sich die Worte Gemüthlichkeit, als entsetzlicher Mensch vor ein, um mit einer Braut zum Altare zu gehen. Da redete Emmeline mit ihrer weinenden Mutter, in welcher sich ihr Mutterherz verwandelt hatte, die bebenden Aeußerungen in seinen Bildern, an einer Verhaftung ist ein anderes Gefühl, als ein Mitleid. Emmeline sieht von seinen Blicken zurück. Um sich dem Schicksale des Verhaftsbefohlenen zu entziehen, reisen Vater und Tochter schnell nach Paris. Emmelinens Verachtung gegen das Mißvergnügliche kann sich hier nun noch stärker gegen Bosheit, und sie Schulden der bekannten Kaufmannschaft und bedrängt von seinen Emmelinens Bedrängnissen sie in Frankreich die Folgen ihres Mißvergnügens mit Leichtsinn überstürzen, dort sie nach der Heimat zurückkehrt und mit Emmelinen Emmeline. Ihre Verachtung gegen das andere Geschlecht bleibt nach wie vor bestehen, die endlich ein französischer Capitain sie durch seinen Wahrheit und sehr edige Züge mit dem glücklich. Er ergibt sich nämlich, daß sie von dem Schmerzen und Wuthen ihrer Gefangenen, der als Gemahlin nach Rußland zog und als Caprain wiederkehrte. Emmeline antwortet als der ehemaliger Knechter Marien-Gefängniß. Wunderbarerweise hatte auch er seine ehemaligen Gedichte nicht wiedergefunden. Als gegenseitiger Liebe ist man nicht weiter zu denken und Emmeline steht allein in der Welt.

Die Hauptcharaktere der Novelle stehen uns in der Lebhaftheit einer kalten, mannichfaltigen Mattone, die als Gegenstein eines verdächtigen Hauses eben kein großer Gegenstand sind, seltsam. Interessirt sie uns. Der jungen Liebe zu einer Tochter macht es uns wieder wenig, daß sie in Gemüthlichkeit ihrer Verhältnisse bringen sie mit einer Einfachheit und junge Mädchen, um es recht sie gefangen Mark auf ein einfaches Mittgen zu überraschen. Die alten Leute sie nicht fehlen, daß der Verfasser für die Schärfe der jungen Weiblichkeit, die sich bei Mut. Emmeline ausdrücken gefiegen, die Gefangenschaft des Bogierde wird. Graf Mitterberg stellt sie nach, und entspannt die allmählige Zugend der Stadt eine Gemüthsunmöglich, verhältnißlos, daß dieser junge Edelmann, der mit ganz Completen gefehlt, hin anderen sind im Augenblicke, wo sie ihn gerettet Mädchen, das sie Mutter wie ein Drache bewacht. Ein anderer Jüngling, Ferdinand, hat, um Emmeline zu Gefallen den Gemahl zu stiften, einen edlen Anfang, an den schönen Zeichen der Marien Blumbach und erwacht sie sich die Hoffnung, daß einer bewussten Jüngling wieder Ziel zu von seinen Gefangenen an revolutionairen Ideen und Verbrüderungen abhalten möchte. Diese heimliche Jagd, die sich über ein Zeitalter hinnimmt, stellt der alte Meister Lucs überhaupt als ein interessirt, verwerfenden Urtheil dar. Die ganze Jugend- Liebe ist in seinen Zeichnungen in jugendlichen Reizen sinnig ohne sittlichkeit darauf hinaus, daß eben jene Gemüthlichkeit nur einer ganz gewissen Sinnlichkeit zu fesseln vermöchten, Eine Sinnlichkeit mit der Dichter vermeynt vermochten wissen mit jener genial sein sollenden Wirklichkeit, wie es in dem „Sibyllinischen Buche" und ihrem „Hermitage" vorkommt. Genug, die Aufregung der revolutionären Jugend, die Lust in den Gefängnissen Gefangenen, hat gewagt sich mit der Domesticität des Verbrechs der Marianne Blumbach. Der Gerichte regiert sich, das Verbrechen, und ihr ehemaliger Verehrer der ungewöhnlich Mitleidenswerthen, Raimund endet ist ein treuer Diener. Mad. Blumbach aber ist eine Hexe, Emmeline, die sich auf Menschenverachtung und aus Zugrimm gegen das Geschlecht der Männer das unsinnlose Gewerbe ergriffen hat, wachsen ihr Verhältniß zu Capitain Geoffroy, in welchem sie den Marien Gemahl wiederzukennen hatte, aufgelöst war, Ferdinand ist bei Frauke stark Umgangs mit jenen widersinnigen Frauenzimmer, und so lassen wir denn mit schauderndem Ekel die Erzählung der Novelle zusammen, wenn physiologische Züge und doch nicht verschwiegen können und der Kälte, worin geringfügigen Verwirrungen des widerlichen Zustand hier zur Darstellung gebracht sind. Ferdinand endet durch

Selbstmord, nachdem er das Gespräch seiner Mutter und Schwester mit dem Gerichtsrath erlauscht hat, und Madame Emmeline Blanchard stirbt auch ziemlich plötzlich, nachdem sie die Tochter ihrem Vater übergeben. Dieser nämlich, der früher als Martin Sendling und als Capitain Geoffroy agirte, kommt wieder als Kutscher vor, und sein Hund Muntsche, an dem der Mann immer wieder kenntlich wurde, ist insofern in die Geschichte der kläglichen Revolution verflochten, als er überfahren und todtgetreten wird. Einzelne bedeutende Züge noch hervorzuheben, ist wol bei dem Werke von Tieck unnöthig. 59.

Geschichte der französischen Revolution im Jahre 1789. Von Eduard Burckhardt. Erste und zweite Abtheilung. Auch unter dem Titel: Taschenbibliothek aller Revolutionen der neuern Zeit. Herausgegeben von Eduard Burckhardt und A. Kaiser. Achtes und neuntes Bändchen. Leipzig, Literarisches Museum. 1835. 1 Thlr. *)

Unstreitig war es der Zweck des Herrn Verf., eine gut und klar geschriebene Geschichte der französischen Revolution zu liefern, die selbst Ununterrichtete lesen könnten, um dadurch auf den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung der französischen Revolution gestellt zu werden, die „großartig und gewaltig wie keine Erscheinung in der Geschichte der Menschheit seit der Stiftung des Christenthums hervortritt aus dem Jammer der Zeit und eine neue Welt der Ideen begründet". Was nun die Ausführung dieses Zwecks betrifft, so wollen wir gern zugeben, daß Hr. Burckhardt gut und lebendig schreibt, daß er von seinem Gegenstande ergriffen und für denselben erwärmt ist. Aber der Erreichung seines Zweckes dürfte es bei vielen Lesern schaden, daß derselbe zu nackt und unverhüllt hervortritt, daß nur die Revolution gelobt wird, daß die Ausschweifungen derselben kaum getadelt werden. Auch ist es mit der sonstigen Kürze und Gedrängtheit nicht wohl vereinbar, daß das bekannte Manifest des Herzogs von Braunschweig sieben Seiten füllt, da doch dessen wesentlicher Inhalt auf Einer Seite sehr füglich mitgetheilt werden konnte. Das dürfte nicht ohne Absicht geschehen sein. Aber „man fühlt die Absicht und man ist verstimmt". Daher scheint uns eine Darstellung der französischen Revolution wie die von Odeleben für den Bürger und Landmann oder die Geschichte K. A. Menzel's für den Gebildeten weit passender als die vorliegende Erzählung, die sich, abgesehen von dem eben gerügten Mangel, auch dadurch geschadet hat, daß sie zu Vieles voraussetzt und namentlich den finanziellen, statistischen, juridischen und administrativen Verhältnissen des alten Frankreichs eine sehr geringe Aufmerksamkeit beweist. Ohne diese kann aber die Revolution in ihren Anfängen, ohne diese können die Arbeiten der ersten Nationalversammlung nicht gehörig begriffen, die letzten besonders nicht in ihrem ganzen Umfange nach Verdienst gewürdigt werden. Wir besitzen dazu sehr gute Hülfsmittel in dem ersten Bande des ausgezeichneten Werkes des Generals von Schön: „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XVI.", dem sich kein anderes französisches oder deutsches Werk an die Seite stellen kann; aber wir haben die Benutzung desselben bei Hrn. Burckhardt nirgend wahrgenommen. Freilich würde er darin Manches gefunden haben, was mit seinen Gedanken und Meinungen wenig übereingestimmt hätte, dafür aber auch hier und da zur Berichtigung derselben beitragen konnte.

Die Geschichtserzählung selbst ist treu und richtig, auffallende Fehler haben wir nicht bemerkt; die Quellen, aus denen Hr. Burckhardt geschöpft hat, gehören zu den bessern über die Revolutionsgeschichte. Mignet, Thiers und ganz besonders Rotteck sind am meisten angeführt. 14.

*) Zuletzt wurde über diese „Bibliothek" von einem andern Mitarbeiter in Nr. 214 d. Bl. f. 1834 berichtet. D. Red.

Notizen.

Ein in den westlichen Staaten von Amerika erscheinendes Journal: „Der Republikaner vom Missuri", berichtet, daß am 23. Juni 22 Dampfschiffe sich zu gleicher Zeit in einem einzigen Hafen dieses Flusses versammelt fanden, der jetzt für die innere Communication der Vereinigten Staaten so wichtig ist. Es befanden sich unter denselben Fahrzeuge von sehr verschiedenen Größen, von dem Groß Mogul von 700 Tonnen an bis zum John Davis mit 30 Tonnen. Einige kamen aus Osten, andere aus dem Westen; Nord und Süd hatten gleichfalls ihr Contingent geliefert. Folgende Angabe der Distanzen kann einen Begriff geben von dem Umfang der Communicationen, welche die Amerikaner bereits innerhalb ihrer Staaten eröffnet haben. Man fährt, durchgängig mit Dampfschiffen, von St.-Louis bis zum Fort Leavenworth auf dem Missuri, 400 englische Meilen; von St.-Louis zu den Etablissements der amerikanischen Compagnie in Angelegenheiten des Pelzhandels bis zur Mündung des Bernsteinflusses, 1800 Meilen; von St.-Louis bis zu den Fällen des heiligen Antonius den Mississippi hinauf, 900 Meilen; von St.-Louis nach Pittsburg 1150 Meilen; von St.-Louis nach Neuorleans, 1258 Meilen; von Pittsburg nach Neuorleans, 2050 Meilen). Es giebt Dampfschiffe, die den ganzen Missuri hinaufgegangen sind bis auf 2100 Meilen vor seiner Mündung in den Mississippi, das ist bis auf 3500 Meilen vom mexicanischen Meerbusen.

Die Baumeister in Tunis entwerfen niemals einen vorbereiteten Plan oder Riß zu ihren Gebäuden, sondern sie beginnen den Bau, indem sie von vorn herein eine Mauer von einer bestimmten Größe nach dem Augenmaße aufführen; erst nachdem diese ganz vollendet ist, unternimmt man es, eine andere in gleicher Weise rechtwinklig anzubauen, und so geht es weiter, bis man mit dem Gebäude ganz zu Ende ist. Noch merkwürdiger ist, wie sie ihre phantastischen Bogen ebenfalls nach dem bloßen Augenmaß und zwar in der kürzesten Zeit anfertigen. Sie rammen auf dem Strebepfeiler als das Fundament des Bogens einen Ziegelstein fest ein, dann wird schnell ein zweiter Ziegelstein mittels eines sehr festen Kittes, der aus einer eignen Art Gyps aus der Nähe von Tunis bereitet wird, auf dem ersten angebracht. In demselben Augenblicke wird schon ein dritter in derselben Weise hinzugefügt, und so geht es rasch fort, bis der Bogen vollendet ist. „Ich sah", erzählt ein englischer Reisender, „in Tunis selbst einmal zu, wie ein solcher in weniger als anderthalb Stunden angefertigt ward." Die auf diese Weise zu Stande gekommenen Bogen und Gewölbe sind alle correct und schön ausgeführt und nichts kommt ihrer Dauer und Festigkeit gleich. Zur Aufführung von Mauern bedienen sich die Tunesen eines länglichen viereckigen Rahmens, der ungefähr sieben Fuß lang und so breit ist, als die Mauer werden soll. Dieser wird auf das Fundament aufgelegt und mit Mörtel und Steinstücken gefüllt. In wenigen Minuten wird der Rahmen aufgehoben und in grader Linie zur weitern Fortsetzung der Arbeit fortgerückt. Der Arbeitslohn, den die Baumeister und ihre Handlanger in Tunis erhalten, ist nicht sehr bedeutend. Erstere bekommen gewöhnlich 18—48 Koruds (etwa 8—22 Groschen nach unserm Gelde) für den Tag, und die Letztern 4—6 (ungefähr 2—3 Groschen), von denen noch zwei für die täglichen Rationen abgezogen werden. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 302. — 29. October 1835.

Briefe über die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

W., im Herbst 1825.

I. Volk und Literatur.

Ich kann mir nicht versagen, Ihnen ein unschuldiges Vergnügen zu machen. Gestern erhielt ich einen Stoß Bücher von einem sich hier etablirenden Leihbibliothekar, dem ich dafür, daß ich die Bücher theils durchlaufe, theils nach vorhandenen Kritiken zur Linken oder Rechten stelle, wie ein Gott erscheine. Ich fand darunter: „Transatlantische Reiseskizzen von Christophorus Bärenhäuter" (2 Bändchen, Zürich 1834).

In der That, es kann Ihnen sehr einerlei sein, was die beiden Bändchen enthielten; ich aber habe sie nicht ohne Vergnügen gelesen. Noch hat kein Amerikaner, und das muß der Verf. sein, so hell und deutlich amerikanisches Leben uns vor die Seele geführt. Doch davon nachher. Am Ende des zweiten Bändchens fand ich ein Nachwort des Verlegers, worin auf den Verf. dieser „Reiseskizzen" die Aufmerksamkeit gelenkt und darauf verwiesen wird, was gute kritische deutsche Blätter und besonders die rühmlichst bekannten, bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden „Blätter für lit. Unterhaltung" (Nr. 66 f. 1834), über ihn und dessen früheres Werk, „Der Legitime und der Republikaner", urtheilen. Der Länge nach ist jene Beurtheilung darauf abgedruckt und ich gestehe, ich habe sie hier lieber wiedergelesen als in diesen Bl., weil ich mich überzeugte, daß der Recensent sowol den Verf. als sein Werk richtig aufgefaßt hatte. Es ist mir immer angenehm, wenn ich finde, daß Ihr Blatt den Ruhm behauptet, unbekümmert um den Zuschnitt anderer kritischer Blätter, grade mitten durchzugehen, sine ira et studio, nach Jahn's Uebersetzung: Keinem zu Liebe und zu Leide. Sie können denken, daß ich meinem Leihbibliothekar empfohlen habe, das zweite Bändchen vorzugsweise Jedem in die Hände zu geben, denn er hat sich auf meinen Rath den „Legitimen und Republikaner" mit großen Kosten angequält und noch das rechte große Publicum nicht dafür gefunden, welches ich ihm versprach.

Anlangend die „Reiseskizzen", so bedauere ich, daß ich nicht den Beruf zur Beurtheilung derselben habe.*) Mannichfache und vieljährige Berührungen mit Nordamerika setzen mich in den Stand, ziemlich vorurtheilsfrei bis in die Steppen und Sümpfe am Missuri und Mississippi zu schauen. Ich habe mich gewöhnt, mit dem Amerikaner zu denken und zu fühlen, denn ohne dies zu thun, ist man gar nicht im Stande, die oft wunderbaren Aeußerungen des Lebens einer so kleinen Bevölkerung auf so ungeheuerem Raume zu beurtheilen. Hier, das ist das größte Wunder, hat der Begriff Volk die größte Bedeutung, während, wenn wir Gleichnisse oder Seitenstücke suchen wollen, asiatische Staaten den Begriff Volk zum Theil völlig neutralisiren. Wir brauchen keine nähere Verständigung als diese Gegensätze. Daher sehen Sie in Amerika auch alle Bewegung vom Volke ausgehen; jeder Impuls ist im Volke zu finden, während dort die Regierung den Zauberstab führt, welcher todte Massen belebt. Freilich ist es ein ungeheurer Gedanke, so zu herrschen wie von China an die Selbstherrscher über Asien gebieten; aber ungeheurer, göttlicher, wenigstens rationaler scheint mir die Idee der Staatsmänner, welche den Samen rastloser Selbstthätigkeit durch ein einziges, echt protestantisches, Epigramm („Freiheit muß durch Licht gedeihen") in diese ungeheuern Ländermassen streuten.

Man sollte Altes und Neues, namentlich alte Völker und Staaten mit neuen nicht vergleichen; aber sagen darf man wohl, daß die Augen eines ganzen Volkes die Sachen in ihrer Nähe besser sehen müssen als die Augen eines Einzigen, sei er auch noch so gut bedient. Wir wollen Jackson's, des jetzigen Präsidenten, Bankstreit, andere Neuerungen von ihm unbeachtet, als Beispiel anführen. Ehe er den Streit begann, hatte er die Stimmen Amerikas gezählt. Die Nation war für die Frage vorbereitet. Die Stimme der Nation hat entschieden und die Weisheit Derer, denen sie die Gesetzgebung anvertraut hat, folgte nach einigen Schwankungen der Stimme der Republik, allein sie wandte die Vernichtung von einer mächtigen Partei, den torypartigen Geldaristokraten ab, indem sie die endliche, aber gewisse Entscheidung aufschob. Der nächste, oder der zweite Präsident nach Jackson wird das Privilegium der Bank vollends vernichten müssen. Aber er wird es auch können ohne Gefahr für den Staat; denn der Impuls ist gegeben, daß sich andere weniger gefährliche Institute, als Banken in des jüngern Pitt Sinne, bilden, durch welche der Staat in den Stand gesetzt wird, im Augenblicke der Gefahr und des Bedürfnisses über große Geldmittel zu verfügen, ohne genöthigt zu sein, sie durch die Steuerreceptur vielleicht halbe Jahrhunderte lang mit dem Staatseinkommen Wucher treiben zu lassen und dann doch noch den Stockjobbers ungeheure Zinsen und Vortheile zu gewähren.

Die Bewegung im Volke über den Bankstreit muß, wie Augenzeugen mich versichern, höchst interessant gewesen sein. Niemand hat an Gewalt oder Aufruhr gedacht, außer die verlierende Partei; diese hat wenigstens von fern damit gedroht. Aber in den entferntesten Winkeln der Vereinigten Staaten hat jede neue Nachricht vom Congresse meetings (Versammlungen) veranlaßt und Redner sind für und wider die Beschlüsse und Schritte des Senats und Congresses aufgetreten. Auffallend ist der helle Sinn für große arithmetische Aufgaben hervorgetreten, und man soll im Busche eine Fertigkeit, mit dem Einmaleins umzugehen, getroffen haben, welche manchen Finanzminister beschämt haben würde.

Diesen Sinn für helle Speculation finden wir in allen Theilen Amerikas, wo die Söhne der frühern Ansiedler hingedrungen sind. Und welchen Winkel der Vereinigten Staaten hätte der wanderlustige Schotte (Yankee) nicht gemessen? Er ist es, nicht die Söhne John Bull's, welcher den Ton in Amerika angibt. Wie in Altengland, so zeigt sich die geistreiche Anlage des Schotten auch in den Enkeln der ersten schottischen

*) Es ist bereits ausführlich darüber in Nr. 339 und 340 d. Bl. die Rede gewesen. D. Red.

Auswanderer, während Engländer und Holländer die konservativ-aristokratische Erhaltungsmaxime festhalten. Dies bringt den wesentlichsten Unterschied in den verschiedenen Theilen der Bevölkerung, im Kaufmann und Grundbesitzer, sofern er nicht Sklaventreiber ist, hervor, aber auch die ewige Reibung und den wachsamen eifersüchtigen Republikanismus, welcher Amerika charakterisirt. Der Osten des Landes, die Küsten, welche nach Europa schauen, haben europäische Ansichten in den Republikanismus verflochten; der Westen, und darunter verstehen wir das ungeheure Land etwa 30 deutsche Meilen von den Ostküsten, hat eine reinamerikanische Speculation und Politik und steht den letztern antagonistisch gegenüber. Es versteht sich, daß wir hier nur die großen Massen meinen, denn jede Meinung hat überall ihre Anhänger und Vertreter. Man wirft beiden Theilen einen sündhaften, um nicht zu sagen, stinkenden Egoismus vor. Mit Recht, glaube ich. Allein wie sollte ein Volk durch sich selbst etwas werden, das nicht dieses Princip, ich möchte sagen, diese Basis gewonnen hätte. Wir wollen die bewundertsten Freistaaten der alten Welt, wir wollen Sparta und Athen gar nicht nennen; sie geben kein Bild zur Vergleichung von Amerika; wir wollen an das gefeierte Rom in den glänzendsten Zeiten der Republik denken, und ich sollte meinen, Das, was Amerika an Egoismus uns kundgibt, sei ein heiteres Spiel gegen den Ernst des römischen.

Gegen diese großen politischen Charakterzüge einer freien Nation sollte der Gebildete nie eifern. Wir Deutsche, denen man vorzugsweise Kenntnisse der Geschichte nicht absprechen kann, die im Volke sehr verbreitet sind, sollten besonders gerechter sein. Fragen wir uns, wodurch unsere Engherzigkeit entsteht? Es ist nichts als der kümmerlichste Egoismus. Immer fragt sich, was eine Nation vermag, wenn ihre Integrität auf dem Spiele steht. Sowol Europa als Amerika haben bewiesen, daß ihre Bewohner jenes hohen Enthusiasmus fähig sind, der über alle Speculation und allen Egoismus hinausliegt und nur mit dem Namen Patriotismus und Vaterlandsliebe zu bezeichnen ist. Der Egoismus eines ganzen Volks ist eine Tugend, weshalb wollen wir den Egoismus eines Hausvaters mit dem Namen der Sünde bezeichnen, während er eine Nothwendigkeit ist.

Doch ich kehre nach dieser Abschweifung zu den beiden Bändchen „Reiseskizzen" und Christophorus Bärenhäuter zurück. Wehe thut es uns, den ehrlichen Deutschen in Amerika mit seinem soliden Fleiße zum Gespött geworden zu sehen. Die Geschichte des Christophorus Bärenhäuter ist davon ein schlagender Beweis. Allein man muß nicht glauben, daß der Verf. sich vorgenommen habe, diesen ansehnlichen Theil der Bevölkerung von Nordamerika herabzusetzen. Seine „Reiseskizzen" charakterisiren die guten und schlechten Seiten aller Theile der Bevölkerung, und doch, sehr hoch steht ihm jede Tugend, und lächerlich, ja verabscheuungswerth sind ihm alle Laster aller Bestandtheile der Bevölkerung. Es gibt jedoch in Amerika eine Classe, welche wir nur dadurch bezeichnen können, daß wir sie die Söhne und Abkömmlinge Derer nennen, welche einst den Staat gründeten und mit Washington und Jackson die Integrität des Staats sicherten. Diese Menschen sind sehr hochmüthig und sehen auf die jüngere Bevölkerung mit Verachtung und Mitleid herab. Danach, nach den Freiheitskämpfen zählt der Amerikaner seine Ahnen und auch hieran verräth er, daß er schottischen Idiotismus als wesentlichen Bestandtheil in seine Eigenthümlichkeit aufgenommen hat. Der Irländer, der Holländer, der Deutsche (Deutschländer, Dutchman) mit ihrer beschränkten, untergeordneten sittlichen und politischen Bildung, die noch den späten Enkeln anhängt, sind ihm, bei der Beweglichkeit und Lebhaftigkeit seiner Urtheilskraft, sehr zuwider und mit dem ihm eignen Selbstgefühl rechnet er die Besten jener Nationen nicht zu den fashionables, sondern höchstens zu den respectables. Gewiß thut dies dem deutschen Theile der Nation in vieler Hinsicht großen Schaden; im Ganzen aber hebt es denselben nach und nach aus seiner tristen Philisterei, weil er sich allgemach schämt schlechter zu scheinen als er ist. Das deutsche Phlegma und die bekannte Passivität schleifen sich allmälig ab, und es steht jetzt mehr als je zu erwarten, daß die deutsche Bevölkerung auch in Amerika denselben Beweis wie in andern Theilen der Erde liefern werde, daß deutscher Fleiß, deutsche Beharrlichkeit, deutsche Nüchternheit, deutsche Ehrlichkeit ein Volk veredeln und zieren und einen dauernden trefflichen Kern des Volkscharakters bilden. Wie der Franzose, so fängt bereits der Amerikaner an, der deutschen Gründlichkeit in allen Dingen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und aufmerksam zu werden auf das mannichfache Gute, was Deutschland durch die Auswanderungen der letzten zehn Jahre, wo die politischen Verfolgungen eine Menge Gebildeter zur Aushelmung nöthigten, über Amerika verbreitet. Leider bringen eine Masse verlorener und für jedes Staats- und Gesellschaftsleben verdorbener Subjecte die alten Erinnerungen immer wieder hervor und man kann nie genug den alten Satz wiederholen, daß ein Taugenichts in Amerika ebenso wenig etwas taugt als in Deutschland, und hier wie dort seinem sichern Verderben entgegengeht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hope's Geschichte der Baukunst.

Des verstorbenen Thomas Hope „Geschichte der gesammten Baukunst", die in diesem Jahre zu London in zwei Octavbänden erschien, ist unstreitig das vollständigste und gründlichste Werk, das in der englischen Sprache über diesen Gegenstand erschienen ist, wenngleich es, im streng-philosophischen Sinne, nicht eigentlich den Namen einer Geschichte der Baukunst verdient. Es ist allerdings von Fehlern und Einseitigkeiten nicht frei, und namentlich könnte man ihm den Vorwurf machen, daß darin zu wenig auf die vielseitigen Uebergänge und Ausstrahlungen der classischen Architektur in der modernen, und wie diese sich nach dem Geiste der verschiedenen spätern Jahrhunderte umgestaltete, Rücksicht genommen ist; auch hat sich der Verf., wenigstens von dem Standpunkte des heutigen praktischen Architekten aus betrachtet, vielleicht zu wenig um die neuere praktische Baukunst bekümmert. So vermißt man die Bezugnahme auf neuere Hafenbauten, Wasserleitungen, auf Das, was Ausgezeichnetes im Felde der militairischen Architektur geleistet worden, sowie ein ausführlicheres Eingehen auf das Material der heutigen Bauart. Allein dies Alles würde bei einem längern Leben der ernstlich strebende Verf. gewiß noch supplirt haben, und ferner kann ihm diese äußere Lücke in den Augen des denkenden Kenners und Dilettanten kein Vorwurf sein, als dadurch die innere Vollständigkeit des auch an Erfahrungen sehr reichen Werkes nicht leidet. Als das Erfreulichste an Hope's Werke erscheint, daß er sich seiner Kunst auch als einer Wissenschaft bewußt ist (und dies ist viel für einen Engländer), denn dies Bewußtsein eben mangelt unserer modernen Architektur, und dies ist auch der Grund gewesen, warum sie über eine dreifache Einseitigkeit noch nicht herausgekommen ist, und weshalb sie, so künstliche Werke sie auch hervorzubringen vermag, sich dennoch, dem Innern und dem Geiste nach, nie mit der classischen oder mittelalterlichen Architektur messen kann. Jener dreifache Mangel, den man aber auch ebenso gut als ein leidiges Zuviel ansehen kann, ist 1) ihr complicirtes Wesen (Mangel an Einfachheit), 2) ihr vorherrschendes Nützlichkeitsprincip (Mangel an Idealität, oder besser: Idee), und 3) ihre häufig ans Fade und Kindische streifende Nachahmung (Mangel an Originalität). Es ist traurig und bedauernswerth, wenn man die in einzelnen Partien, ja auch in der Anlage häufig trefflichen Werke unserer größten Theoretiker an diesen Mängeln, wie an einem unüberwindlichen epidemischen Uebel leiden sieht. Als Beleg zu dem unter 3) gerügten Mangel können die sämmtlichen modernen Kirchen dienen, welche man im sogenannten gothischen Geschmack aufgeführt hat. Ueber diese Mißgriffe der Nachbildung äußert sich Th. Hope ganz trefflich: „Diese Gebäude, welche insgemein so große Ansprüche auf unsere Bewunderung machen, sind fast durchgängig als verunglückte Unternehmungen

anzusehen. Es sind Gebäude, die nur äußerlich an die gothische Kunst erinnern, von dem wahren Geiste derselben aber ganz verlassen und schon in Entwurf und Profil ganz verfehlt sind. Im Vergleich mit den edlern Bauwerken der größern Zeit, welcher sie nachäffen wollen, verhalten sie sich wie ein dürres, farb- und saftloses Herbarium, in staubiges Papier geheftet, zu den grünenden, blühenden und farbenglänzenden Pflanzen der lebendigen Natur."

Was den Mangel an Idealität betrifft, den man der heutigen Architektur zum Vorwurf machen muß, so spricht er sich ebenfalls noch mehr in den Nachbildungen der mittelalterlichen als in denen der antiken Periode aus. Warum uns aber jene modern-romantische Kirchen so kahl und nüchtern erscheinen, dies liegt eben in dem innersten Wesen jenes altromantischen Princips, welches mit Gewalt, mit Dampf könnte man sagen, jetzt neu aufgeräumt werden soll: mit andern Worten: Es liegt in dem Fehlen der romantisch-christlichen Idee, welche die Seele jener erstaunenswürdigen Kathedralen ausmachte. An sich ist eigentlich der Ausdruck „Idealität" von diesen großartigen Werken ein verfehlter, wenn man nämlich das Ideale im Sinne einer (nunmehr verschollenen) Philosophie, als das Unaussprechliche und Unerreichbare nimmt. Schon hierin ist in neuern Zeiten das Wesen der christlich-romantischen Baukunst verkannt worden. Denn das Erstaunenswürdige und Erhabene jener Werke beruht keineswegs in Dem, was sie andeuten, vielmehr grade in Dem, was sie ausdrücken. Jene aufstrebenden schlanken Pfeiler, jene kolossalen Spitzbögen, jenes sich bis zum höchsten Gipfel des Gebäudes hinaufrankende Blätter- und Blumenwerk drückt allerdings die Sehnsucht des christlichen Gemüths, als christliche Gemeine hinaufwärts aus, allein jene Pfeiler und Säulen, welche das Innere des Doms erfüllen, schlagen auch in zierlichen Halbbogen mit der gewölbten Decke zusammen, und deuten somit nicht blos gen Himmel, sondern schließen wirklich den Himmel mit der Erde zusammen; jener Spitzbogen des Fensters, jene Rosen der Thüre ꝛc. sind gleichfalls ein Gerundetes, Geschlossenes und Ganzes, und sagen, in die Einheit des ganzen Gebäudes zusammengefaßt, daß die Gottheit wirklich darin wohnt. Man sollte also mit weit größerm Recht jenen mittelalterlichen Styl nicht einen idealen, vielmehr den Styl der Idee nennen, denn die Idee ist nicht das Sollen, das Unerreichbare, das außerhalb der Sache Existirende, sondern grade das Wirkliche, im Innern der Sache Vorhandene. In diesem Sinne ist deshalb die Baukunst des Mittelalters in ihren Resultaten ebenso befriedigend als die antike, ja noch befriedigender, weil wir nicht erst die Bilder der Götter in die christlichen Tempel setzen dürfen, um auszudrücken, daß die Gottheit sie erfüllt, vielmehr in dem Architekturwerke als solchem schon der Geist Gottes als offenbarer Gedanke wohnt.

Wie aber sollte es möglich sein, heutzutage in einem romantischen Bauwerke diese selbe Idee als wirklich dem Kunstwerke immanentes Wesen auszudrücken, da ja unserer Zeit jene gläubige Unmittelbarkeit, welche allein dieser Offenbarung im Bildwerk Gestalt zu geben vermag, abgeht. Was also heutiges Tages an die Stelle jener Unmittelbarkeit des Glaubens tritt, ist nur die schale Reflexion, welche zwar Dasselbe auszudrücken vermeint, aber schon ihrem Begriffe nach, als Reflexion, nur das Afterbild des Gedankens ist. Ueber das leidige Nützlichkeitsprincip in der heutigen Architektur wäre noch viel mehr zu sagen. Unsere genialsten Künstler und Theoretiker, wie z. B. der berühmte und mit Recht berühmte Schinkel, leiden daran so gut wie die dii minorum gentium, und statten auf diese Weise, gleich Andern, der nüchternen, reflectirenden, kaufmännisch und geschäftlich speculirenden Zeit ihren Tribut ab. Um hiervon in möglichster Gedrängtheit eine Uebersicht zu haben, beschaue man nur das Innere des berliner Schauspielhauses; diese Fensterchen, diese Thürchen, diese Zimmerchen und Sälchen, diese Winkelchen, die selbst Denen, welche zu 20 und 30 Malen das Gebäude betraten, noch als Labyrinthe erscheinen. Von diesem Schauspielhäuschen, das doch im Risse gar nicht übel ausgesehen haben mag und in gewisser Entfernung auch in der Wirklichkeit sich interessant genug präsentirt, sagte ein naiver Engländer, nachdem er die darin befindlichen Säle beaugenscheinigt hatte und nun ins Parterre trat: „Ei sieh da, auch ein kleines Theater ist in diesem Hause?" Und dieser Engländer hatte damit in seiner naiven Freude den Stab über den geistreichen Baumeister gebrochen. Wollte man diesen Punkt weiter fortführen, so dürften auch die Adlerchen auf dem im classischen Style erbauten berliner Museum in die Kategorie des Nützlichen gehören; denn was sollten diese Wappenvögel auf dem griechischen Gebäude mit dem großartigen Portale, wenn sie nicht zu etwas nützten?

Kommen wir wieder zu Thomas Hope's interessantem Werke. Gleichfalls erfreulich ist seine große Liebe und Begeisterung zu seiner Kunst. Er betrachtet sich im bescheidensten und reinsten Sinne als einen Berufenen:

„Sobald ich", sagt er in der Vorrede, „Herr meiner eignen Handlungen ward — und ich war bereits in meinem 18. Jahre so glücklich —, genügte es mir nicht mehr, in der engen Stube meiner geliebten Kunst theoretisch obzuliegen. Es trieb mich in die Welt hinaus, ich wollte die Gegenden alle besuchen, welche in architektonischer Hinsicht classisch sind. An den Ufern des Nils beschaute ich die starr-geheimnißvollen Werke der Aegypter, die der Griechen an den Küsten Joniens, Siciliens, Attikas und des Peloponnes. Zu verschiedenen Malen besuchte ich Italien, da mich der Geist dazu trieb, den unendlich variirenden und eigenthümlichen Styl der Bildwerke dieses reizenden Landes mir recht im Innersten einzuprägen, von den rohesten Versuchen der Etrusker an bis auf die letzten Abstufungen der lombardischen Kunst. An der Küste von Afrika prüfte ich die Bauwerke der alten Mauren und wandelte mit einer Begeisterung, die ich nicht zu schildern vermag, unter den Ruinen von Granada, Sevilla und Cordova. Auch die Grundzüge der tatarischen und persischen Kunst ließ ich nicht unbeachtet und wanderte deshalb nach der Türkei und nach Syrien. Um die letzte Verzweigung der Architektur, die man die gothische nennt, gründlich zu studiren, bereiste ich England, Frankreich, Deutschland, Spanien und Portugal, und ich rühme mich nicht eitel, wenn ich behaupte, das Vorzüglichste gesehen zu haben, was die Baukunst in jenen Gegenden aufzuzeigen hat. Acht Jahre hindurch befand ich mich auf der Wanderschaft, um mich in einer Kunst zu vervollkommnen, die ich aus reinster Neigung mir erwählt hatte und um derentwillen ich mich gern allen Schwierigkeiten, Unruhen und selbst Gefahren unterzogen habe, vor denen in der Regel Diejenigen verzagt zurückschrecken, die aus der Kunst ein lucratives Metier machen."

Eine liebenswürdige Bescheidenheit und einfache, fast rührende Begeisterung spricht sich in folgender Stelle aus:

„Ich, der ich, obgleich aus kaufmännischem Blute entsprossen, doch kein Kaufmann bin, der ich, obgleich in dem Geschäft eines Autors stümpernd, doch mich nicht in die Reihen der Auserwählten (among the inspired) mischen will, der ich die edeln Künste nicht mit der freigebigen und mächtigen Hand eines Fürsten beschützen, oder sie mit der Feder eines Dichters preisen kann; der ich allein von der Seite des Verständnisses, um welches es mir stets zu thun gewesen, die Kunst gegen das einreißende Handwerksmäßige, gegen Ignoranz, Selbstsucht und Entartung, als ein einzelnes schwaches Individuum in Schutz nehmen kann — habe in meinem Buche geleistet, was ich vermochte, aber eine große Flamme kann sich aus einem einzigen Funken entzünden, und wenn ich auch weiter nichts erstrebt habe als den Grund zu einer reinern Ansicht meiner Kunst, zu einer größern Liebe zu ihr und zu all den edlern Gefühlen zu legen, die aus dieser folgen, so habe ich schon genug geleistet und preise mich glücklich und denke, wenn meine Todesstunde kommt, daß ich nicht ganz vergebens gelebt habe."

Möchte doch ein so reiner Enthusiasmus und ein so edles, innerlich starkes Gefühl alle Künstler und Theoristen der Kunst

beseelen. In einer Zeit thut ein solches wahrlich wohl und noth, wo das Talent sich zu ärmlichem Dienste herabwürdigt und sich freiwillig in eine Sphäre herabdrückt, wo allmälig alle Lichtfunken der geistigen Erhebung und des productiven Genius erlöschen müssen!

Als ein Resultat der tiefen Beobachtung unsers geistreichen Architekten müssen wir es ansehen, daß er Deutschland vor allen andern Ländern hinsichtlich der Vollendung seiner mittelalterlichen Baukunst den Vorrang einräumt. „Deutschland", sagt er, „enthält den gothischen Styl nicht blos der Zeit nach am frühesten, sondern auch am vielgestaltigsten, großartigsten und am meisten ausgebildet. Nirgend wird der Spitzbogenstyl in größerer Harmonie und Eleganz angetroffen als in Deutschland." Thomas Hope's Bemerkungen über die einzelnen Kathedralen aller Länder beweisen, daß er Alles, was die gothische Baukunst Vorzügliches aufzuweisen hat, genau kennt. Er hat in Frankreich die berühmten Kathedralen von Abbeville, St.-Omer, Amiens, Beauvais, Rouen, Paris, Rheims, Chartres, Bourges, Dijon, Toul u. s. w., in England die nicht minder berühmten Dome von York, Lincoln, Wells, Winchester, Worcester, Gloucester, Lichtfield, Westminster ꝛc. bewundert; aber er sagt, daß der Styl in diesen allen, so großartig er ist, nicht der unübertrefflichen Schönheit und Eleganz der Kathedralen von Freiburg, Bozen, Eßlingen, Münster, Thann, Wien und Strasburg gleichkomme.

Worauf es eigentlich bei dieser wahren Bemerkung ankommt und was ihr wahrhaftiges Innere ist, dies spricht Thomas Hope allerdings nicht in philosophischer Form und mit philosophischer Entschiedenheit aus, allein seine mannichfaltigen Bemerkungen in dieser Hinsicht deuten es deutlich genug an. Es ist dies nämlich der Umstand, daß in dem deutschen künstlerischen Bewußtsein der christlich-romantische Glaube in der wahrsten und höchsten Form des Gedankens objectiv und darum auf die vollendetste Weise darstellbar wurde. Nicht darum sind die deutschen Kathedralen kunstvoller, weil der oder jener deutsche Meister zufälligerweise geschickter war — dies wäre die ganz populaire Vorstellung von Künstlerindividualität —, sondern darum, weil deutscher Geist überhaupt, als Kunstbewußtsein, die wahrhaftige Idee des Christenthums tiefer als jeder andere Volksgeist erfaßt hatte. Darum kann nie mit zu tiefer Bewunderung, ja Anbetung, ein deutsches Gemüth vor und in einem deutschen Tempel stehen. Denn hier ist das Höchste geleistet, was christliche Baukunst erschaffen kann, das Höchste und (merkt es euch, ihr modernen Nachäffer!) das Nimmerwiederkehrende; in diesen heiligen Domen ist, kann man sagen, ebenfalls eine Fleischwerdung des Wortes vorhanden.

Schließlich bemerken wir, daß allem Anscheine nach, der geistreiche und gründliche Th. Hope dem verdienstvollen Werke unsers Georg Moller: „Ueber altdeutsche Baukunst", ein sorgsames und erfolgreiches Studium gewidmet hat. 150.

Familienreise nach Frankreich und Abstecher ins Campanerthal, von O. F. Wehrhan. Liegnitz, Kuhlmey. 1834. 8. 1 Thlr.

Ein schlesischer Landprediger, welcher den Befreiungskrieg einst als Soldat mitgemacht, reist mit seinen zwei kleinen Söhnen, größtentheils zu Fuß, nach Frankreich, um die Aeltern seiner Frau in Languedoc zu besuchen, und gibt uns eine naive Erzählung dieser Reise, deren einfache Abenteuer mit schlichtem, bürgerlichem, wir möchten fast sagen, mit dem einem protestantischen Landprediger eigenthümlichen Sinn aufgefaßt sind. Durch die herzlich vertrauliche Art, mit welcher der Mann uns seine bescheidenen Verhältnisse, seine Anliegen, seine Noth, seine Freuden und Leiden mittheilt, durch die in neuerer Zeit so seltene tiefe Zufriedenheit mit seiner Lage, welche aus jeder Zeile hervorblickt, macht das Buch den erfreulichsten Eindruck, und Diejenigen, welche von Frankreich nicht blos Paris und die Landstraßen kennen wollen, werden hier manche Belehrung über das Technische der Zustände in den Provinzen, ihre Sitten und Eigenthümlichkeiten finden. Ergreifend sind die Reminiscenzen der Zeit, wo der Verf. Frankreich als armer verwundeter Gefangener durchstrich, wahrhaft rührend die Berichte, welche dieser preußische Patriot, dessen kleiner Sohn bei dem Uebertritt über die Grenze Steine und Erdklöße von der französischen nach der preußischen Seite wirft, um, wie er sagt, den Franzosen etwas zu nehmen, den Preußen etwas zu geben, über die Herzensgüte der Nachbarn und ihren Edelmuth, selbst in jener für sie so schrecklichen Zeit, gegen die Gefangenen und Verwundeten der eindringenden Feinde gibt.

„Schon in Paris", sagt er, „wurden uns von den Einwohnern, welche, während wir durchgebracht wurden, in zwei langen Reihen auf der Straße standen, Lebensmittel und Geld gereicht, in Blois vertheilte ein Herr unter die Gefangenen elf noch recht gute Ueberröcke, und als ich, um in das dortige Lazareth gebracht zu werden, nebst einem andern, typhuskranken Preußen, nach dem Abmarsch der Uebrigen, auf einige Stunden allein in meinem Stalle bleiben mußte und, vom Durst gepeinigt, einigen zerlumpten Gassenbuben, die sich neugierig um mich gesammelt hatten, meine leere Bouteille gab, um mir frisches Wasser zu holen, brachten mir die guten Jungen sie voll Wein, den sie von ihrem eignen Gelde gekauft, zurück. Noch menschenfreundlicher war das Volk längs der Loire und ich habe diesen Strich hernach oft scherzweise „das Land der guten Leute" genannt. Denn alle Abende, wenn wir zum Uebernachten landen wollten, war das Ufer mit Menschen, besonders mit Weibern und Mädchen bedeckt, die schon von fern uns Aepfel, Birnen und Brotstücke zuwarfen, und welch' ein Gereiße um uns, wenn wir ausgestiegen waren und nun eine Jede uns zu ihrem mitgebrachten Suppen- oder Fleischnapfe haben wollte; wahrlich da war embarras de richesses, und, ich gestehe es, oft habe ich, weil ich nicht Alles, was mir in meinen Schnapsack gesteckt wurde, verzehren konnte und auch meine Kameraden reichlich versorgt waren, Vieles wieder heimlich bei Seite gethan. In Saumur, Pont de Cé, Angers u. s. w. kamen des Abends Bürger und vornehme Damen in das Local, wo wir untergebracht waren, und nahmen viele Gefangene, und immer auch mich, der ich wegen meiner noch unbärtigen Jugend ihr Mitleid vorzüglich rege machen mochte und von ihnen oft mit dem liebkosenden Worte petit mignon betitelt würde, zu sich ins Quartier. Dort wurden wir nun zuvörderst aufs Beste tractirt, hernach noch manchmal zum Weine geführt und den andern Morgen, mit Geld, Messern, Wäsche u. dgl. beschenkt, entlassen. Und nie, nie wenn wir en passant in Städten oder Dörfern etwas kauften, etwa ein Stück Gebäck oder Obst, nahm man Bezahlung an. In Angers, wo wir längere Zeit blieben und, wie immer hinter Paris, frei herumgehen durften, wollte ich einst bei einer Kleinhändlerin einen Hering kaufen und fragte, wieviel das Stück koste? „Un sous la pièce", war die Antwort, „mais les prisonniers deux pour un sous." Ebendaselbst engagirte ich mich, um mir die Zeit zu vertreiben, in einer Lesebibliothek; als ich bei meinem Weggange die Gebühren berichtigen wollte, nahm man wiederum durchaus nichts." 139.

Literarische Notiz.

Die vier ersten Bände der „Histoire de la convention nationale d'après elle même" von Léonard Gallois erregten die ungeduldige Aufmerksamkeit des Publicums und spannten ungemein auf die Erscheinung der folgenden Bände dieses interessanten Werks. Es ist nun bei Leboyen der fünfte Band erschienen, und der sechste wird ebenfalls bald ans Licht treten. In der Geschichte der französischen Revolution und für alle zukünftige Historiker, welche eine solche zu schreiben unternehmen, wird dies Werk immer von außerordentlicher Wichtigkeit sein. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 303. — 30. October 1835.

Briefe über die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Fortsetzung aus Nr. 302.)

II. Sprache.

Wie muß die Sprache, wie muß die Sitte, wie muß das Leben in einem Volke von einer Mischung aus allen Nationen Europas, Amerikas und Afrikas (Creolen, Mulatten, Halfcasts ꝛc.) gestaltet sein! Der Thurmbau von Babel scheint sich zu wiederholen. Hoch wollen die Stimmführer mit einem solchen Volke hinaus; wird es sie stets verstehen, wird man sich untereinander begreifen auf die Dauer? — In der That, diese Betrachtungen sind nicht geeignet, einen gewissen horror zu beseitigen, den wir Westeuropäer in unsern, durch Sprache und Sitte so scharf abgegrenzten, Volksgemeinschaften vor Amerika hegen. Denn ehrlich gestanden: die Aussicht, Geld zu verdienen oder Grundbesitz zu erwerben und republikanisch frei zu reden und auch wol zu sein, kann den wirklich gebildeten Deutschen dem schönen Vaterlande, auch wenn er es mit den harmonischsten Gefühlen betrachten müßte, nicht untreu machen. Dieselbe tiefe Gleichgültigkeit gegen das Leben, welche die letzten Republikaner Roms bei dem Eindringen der Gewalthaber zu Selbstentleibungen führte, Handlungen, die man auch später noch mit dem Gleichmuth der Stoa zu bezeichnen sich befleißigte und gleichsam damit veredeln wollte; dieselbe Gleichgültigkeit treibt die weniger festen und klaren Charaktere, die Phantasten, aus dem Vaterlande und reißt eine Menge besitzgieriger Speculanten mit sich fort. Wie früher Die in Europa, die keine Hoffnung und kein Asyl mehr sahen, sich und ihre Meinungen zu bergen, die neue Welt mit dem Vaterland vertauschten, so war im Gegentheil Rom dem Römer die Welt und ohne Rom gab es keinen Ort für ihn, zu leben. Später, als die Tyrannei den Römer quälte, ward es Sitte zu sterben, wie es bei uns bei einer gewissen politischen Schwüle Sitte geworden ist, dem Vaterland Lebewohl zu sagen. Sehr geneigt, diesen Unterschied im Aehnlichen auf die Rechnung der höhern sittlichen und religiösen Begriffsläuterung durch das Christenthum zu bringen, nehmen wir doch keinen Anstand zu erklären, daß uns weder das Eine noch das Andere mit den Flüchtlingen versöhnt, obgleich wir sie keineswegs tadeln können.

Schon aus diesen Andeutungen möchte eine besondere sittliche Richtung der Bewohner Amerikas sich ergeben. Allein wir müssen auf die ersten Ansiedler zurückgehen. Seit der Königin Elisabeth, glorreichen Andenkens, sammelte sich in Nordamerika Alles aus England, was politisch und religiös sich in dem Vaterlande gedrückt fühlte. Wer sich compromittirt hatte, selbst und oft die Söhne großer Familien, nahmen hierher ein freiwilliges Exil. Daher besetzten die Engländer und mit ihnen einige der gegen Spanien kämpfenden Holländer die Ostküsten; Amerika erhielt eine Eintheilung in Grafschaften (counties) und Bezirke, ganz wie man in England es gewohnt war; englisches Recht ward einheimisch. Durch die Bedrückung der Schotten, durch die blutige Union Englands und Schottlands und die Unruhen und Kriege, welche die Pretenders erregten, wanderten, besonders zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, Tausende der freien Schotten aus und legten, man darf dies behaupten, den Grund zu dem amerikanischen Volke. Ihnen gesellten sich aus ähnlichen Ursachen, besonders aber wegen der exemplarisch schlechten Verwaltung und Verfassung, die Söhne Erin's, die Irländer, in Scharen bei. Aus letztern beiden Sprossen der Bevölkerung entwickelte sich allmälig die feindselige Gesinnung gegen England, während die englischen Einwanderer fort und fort und selbst während des ersten Freiheitskrieges zu England neigten, ja auch im letzten (1816) hin und wieder noch Argwohn erregten.

Während Letztere nach der barbarischen Gewohnheit der Holländer und Portugiesen ihre große Besitzungen durch Sklaven bebauten, grub der Schotte und Irländer selbst in der dankbaren Erde. Dadurch ward sie ihm, ward sie seinen Kindern theuer, während der Engländer nur ein großes Allodialeigenthum in seinen amerikanischen Besitzungen wahrnahm, was nicht, wie in der Heimat, den feudalistischen Beschränkungen unterlag und leicht von Besitzer zu Besitzer wandern konnte.*) Dabei unterhielt der Letztere seine Beziehungen zum Mutterland, schickte seine Söhne und Töchter dahin, um englisch erzogen und gebildet und selbst verheirathet zu werden, und blieb dadurch dauernd mit dem Stammland in einer Beziehung, die Liebe und Anhänglichkeit erhielt. Anders der Schotte und Ire; sie haßten England von Haus aus; sie haßten dessen Ueberfeinerung und man muß die natürlichen Anlagen dieser Völker bewundern, die sich im Busche, in den Steppen und Wäldern Amerikas zu einer eigenthümlichen geistigen Selbständigkeit entwickelten.

Allein diese drei Stämme waren durch eine gemeinsame Sprache verbunden, und diese blieb das heilige Band unter ihnen und selbst eine Zeit lang mit dem Mutterlande, grade lange genug, um alles Gute und Republikanische desselben in Nordamerika zu befestigen.

Schon war dies geschehen, als die sonder- und wunderbare Schlaffheit, welche Deutschland nach den Raub- und Unionskriegen mit Frankreich befiel, die Vorempfindung der Auflösung des deutschen Reichs und Reichsschutzes, die erfahrene Nationaldemüthigung und die vielleicht aus allen diesen mächtig aufkeimende religiöse Schwärmerei immer größere Scharen fleißiger, aber geistig wenig gehobener Landleute aus dem sehr bevölkerten südwestlichen Deutschland zur Uebersiedelung nach Pennsilvanien einlud, wo bereits die Quäker Englands einen Staat gegründet hatten und brüderlich die Hand reichten. Einfluß auf den Staat und seine Organisation, mithin auf seine Sprache und seine Sitte gewinnen konnten diese schwäbischen und pfälzischen Bauern nicht, vielmehr bequemten sie sich mit echtdeutscher Gefügigkeit dem Vorhandenen an.

*) Bekanntlich wurden in Nordamerika auch Majorate gestiftet, die zum Theil noch bestehen und ganz das Gepräge der englischen Majorate haben.

Vergebens wird das Bemühen sein, deutsches Leben und deutsche Sprache in Amerika auch nur theilweise, vielleicht in einem neu zu gründenden Staate, englischer Sprache und Sitte gleichzustellen. Wo noch irgendwo frühere Völker neue aufnahmen und Vermischung zwischen beiden entstand, haben die ältern die Obhand behalten. Die Geschichte lehrt dies in tausend großen Beispielen und nur die Gewalt hat das Gegentheil zu bewirken vermocht. Friedliche Vermischungen haben nie ein anderes Resultat gehabt. Dies mit einem Seitenblick auf die Chimäre der gießener Auswanderungsgesellschaft, der man hätte mit Schiller zurufen können:

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!

Seitdem haben sich die Auswanderungen aus England (Schottland und Irland) und Deutschland von Jahr zu Jahr vermehrt; allein immer möchte kaum ein Drittel der Bevölkerung Amerikas deutschen Ursprungs sein, ja vielleicht kaum ein Viertel.

Die Versuche der Franzosen, von Canada aus und hinter den sogenannten neuenglischen Staaten hinweg, England in Amerika gleichsam im Rücken anzufallen, wozu sie der Hülfe der Indianer sich bedienten, haben für die Ansiedelung der Franzosen in Nordamerika wenig Erfolg gehabt und die Abkömmlinge derselben sind meist aus einer Vermischung mit Indianern hervorgegangen. Man spricht daher in einigen der westlichen Staaten noch französisch, allein kein Creole kann die englische Sprache entbehren. Es hat sich daher die französische in etwas, aber noch mehr die verwandtere deutsche Sprache mit der englischen so verunreinigt, daß man die Ursprachen kaum noch in ihrer Reinheit antrifft. Durch Sitte und Recht hat sich die englische Sprache, haben sich anglo-amerikanische Begriffe dieser beiden Sprachen bemächtigt und sie gleichsam amerikanisch erweitert, um nicht zu sagen fortgebildet. Seltsam ist dieses Gemisch und besonders seltsam nimmt es sich aus in der Schrift. Deutsche Zeitungen wimmeln von Anglicismen und wenig fehlt, so könnte man die schönsten deutsch-amerikanischen Zeitungen ohne Mühe in das beste Englisch übersetzen.

Je natürlicher dies ist, ja wir möchten sagen, je billiger, desto fester hat sich die englische Sprache noch dadurch gesetzt, daß alle öffentliche Bildungsanstalten, alle öffentliche Verhandlungen in den Gerichten und in der Provinzial- und Nationalrepräsentation eine andere Sprache als herrschende nicht zulassen. Der englische Theil der Bevölkerung spricht das Englische selbst im gemeinen Leben besser und reiner, als es das Volk in England spricht, und die öffentliche und Schriftsprache der Amerikaner dürfte, abgesehen von einigen Amerikanismen, mit der der gebildetsten Engländer gleichen Schritt halten.

Die öffentliche Beredtsamkeit der Amerikaner hat einen gewissen Anflug kräftiger Schwulst; allein wir dürfen nicht vergessen zu bemerken, daß die gebildetsten der öffentlichen Personen diese Schwulst vermeiden und dagegen in einer so nüchternen Sprache sich ausdrücken, wie wir sie vielleicht nur von dem jüngern Pitt im englischen Parlamente zu hören gewohnt waren. Alle öffentliche Staatsschriften der amerikanischen Staatsmänner drücken sich mit einer so klaren und eleganten Präcision aus, daß schwerlich in der englischen Literatur sich etwas Besseres nachweisen lassen dürfte. In neuerer Zeit bewunderte man besonders die Sprache in den Botschaften des Präsidenten Jackson an den Congreß, und in der That, wenn man damit die Thronreden der Engländer vergleicht, so kann man sich nicht einer gewissen Bewunderung enthalten.

Die Schriftstellerei der neuern Amerikaner ist, bis auf Gebetbücher und eine bedeutende Anzahl Zeitungen, englisch und uns Europäern, so weit sie es werth war, zur Gnüge bekannt. Der beste amerikanische Stylist und vielleicht unter den, den Namen nach bekannten Schriftstellern, der geistreichste ist Washington Irving. Seine Sprache ist allenthalben correct und elegant, aber sie ist nicht das amerikanische Englisch, sondern die Sprache des Mutterlandes. Dagegen schreibt Cooper oft das amerikanische Englisch und man möchte glauben, er könne nicht anders. Beide sind bekanntlich in England erzogen und gebildet.

Man wirft den Amerikanern in ihrer Schriftstellerei noch mehr Breite vor als den Engländern. Eine gewisse selbstgefällige Wohlrednerei dürfte sich in einem Volke, wo Alles öffentlich besprochen wird, leicht von selbst einstellen. Auch den Athenern warfen die Griechen und die Römer wieder den Griechen überhaupt diesen Fehler vor.

Cooper und nach ihm, und wol weit nationaler, der Verf. des Romans: „Der Legitime und der Republikaner" und der „Reiseskizzen" haben den Anfang gemacht, eine aus dem Volke und seiner Geschichte und innern Entwickelung geschöpfte, belletristische Literatur zu begründen. Irving könnte ebenso gut in England aufgetreten sein; seine ganze Individualität und Bildung ist europäisch. Einige gute Reisebeschreibungen sind uns zu Gesicht gekommen, jedoch, so viel wir wissen, nicht mit den wahren Namen der Verf. versehen. Der Amerikaner liebt, noch mehr als der Engländer, ein schriftstellerisches Incognito. Die politischen Schriftsteller Amerikas, wie Everett und Andere haben einen europäischen Namen und wir möchten behaupten, daß sie bis jetzt die gediegensten dieses Landes sind und selbst Europäern zum Muster dienen könnten. Freilich haben sie in Europa ihren Geschmack und Geist polirt; allein sie besitzen jene gemäßigte, einsichtsvolle Beobachtungsgabe und Sprache, welche Das, was sie darstellen wollen, so plan und verständlich darzustellen weiß, daß man die sterilsten und unangenehmsten, wie die bekanntesten Gegenstände mit steigendem Antheil bei ihnen wiederliest. Sie sind wahr und sicher, weil sie frei sind.

Die Zeitungen der Amerikaner geben vielleicht den sichersten Maßstab für den Bildungsgrad der großen Masse der Nation. Selten erscheint eine in anderer als Großfoliogestalt. Wenige deutsche Zeitungen und vielleicht nur zwei geben sich damit ab, die Verhandlungen des Congresses wiederzugeben. In ihnen findet man nur raboltirende Artikel über einzelne wichtige Momente der Verhandlungen. Einige englisch geschriebene, und vorzugsweise die Washington-Zeitung, geben diese Verhandlungen in extenso und sind als Staatszeitungen zu betrachten. In allen übrigen möchte man, bis auf die neuerdings in Philadelphia erscheinende („Die alte und die neue Welt") kaum einen Plan entdecken können. Meist beginnen sie mit etwas Unterhaltendem und Witzigem; Pikantes aus Europa wird gern aufgetischt, um dem Bruder Jonathan seine Freiheit und sein Vaterland lieber zu machen. Besonders müssen Jan Hagel und Vetter Michel in Deutschland viel herhalten. Dann folgen Nachrichten aus dem Inland, die sich auf das Wichtigste in der Gesetzgebung des Congresses und der einzelnen Staaten, ausgezeichnete frolics, große meetings zu religiösen und politischen Zwecken und die Bearbeitung der öffentlichen Meinung für gewisse Ansichten und Candidaten zu öffentlichen Stellen beziehen. Große Unglücksfälle oder andere auffallende Ereignisse werden in Kürze vorgetragen. Zwischendurch eine Declamation für und gegen den Präsidenten und seine Ansichten, häufiger jedoch für ihn. Nun folgen unter Aufschriften mit großen Buchstaben Privatnachrichten im buntesten Gewühl und Gemisch, oft mit den lächerlichsten Bilderchen verziert und in der prahlendsten Eigenloberei vorgetragen. Charakteristisch ist das Ringen nach der größten Höflichkeit gegen das freie Volk, welches angeredet ist, aber mitunter auch höchst geschmacklos und mal à-propos. Genug, man glaubt mitten im einsamen Busch zu sein, wenn man eine amerikanische chaotische Zeitung liest, deren gegenwärtig fast tausend, jedoch die meisten nur einmal wöchentlich und unter Vorausbezahlung von zwei Doll. jährlich erscheinen. Und doch halten eben diese Zeitungen das ganze Volk rege und beweglich, ja man kann sagen, in beständiger enger Verbindung, indem sie untereinander „den Wechsel" haben, d. h.: zur gegenseitigen Benutzung theilen die Redactionen sich ihre Zeitungen einander mit.

Wie schön regelmäßig geht Alles in Europa, mindestens in Deutschland zu. Gewiß, der an gebildeten Umgang gewöhnte, nicht bis zur republikanischen Selbstgenügsamkeit gesteigerte, an tausend kleine und große Genüsse gewöhnte Europäer wird hier oft genug an sein schönes Vaterland zurückdenken wie die Kinder Israels in der Wüste an die Fleischtöpfe Aegyptens.

(Der Beschluß folgt.)

Die Ehe nach ihrer Idee und nach ihrer geschichtlichen Entwickelung. Ein Beitrag zur richtigen Würdigung der Ehe und der ehelichen Verhältnisse (insonderheit der Scheidung und der zweiten Ehe Geschiedener) vom allgemein-wissenschaftlichen und vom christlich-theologischen Standpunkte. Von F. Liebetrut. Nebst einem Vorwort von A. Hahn. Berlin, Dümmler. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. hat die Ehe, diese wichtige Erscheinung des Lebens, von ihrer idealen und geschichtlichen Seite aufgefaßt und verbindet mit echter und besonnener Frömmigkeit, die dem Theologen und Prediger geziemt, so viel Billigkeit, Welt- und Menschenkenntniß, daß uns sein gehaltreiches Buch nicht nur mit Achtung gegen ihn selbst, sondern mit der Ueberzeugung erfüllt, es könne von keinem Gebildeten zur Hand genommen werden, der bereuen, müsse seine Untersuchungen begleitet, ihr Ergebniß vernommen zu haben. Mit Recht stellt er das Ideal der Ehe nach christlichen göttlich verbürgten Begriffen an die Spitze, weil dieses Ideal allein den richtigen Maßstab zur Beurtheilung ihrer verschiedenen Verhältnisse an die Hand gibt. Nach ihm ist die Bestimmung der Ehe keine geringere, als gegenseitige Ergänzung und Vollendung beider Geschlechter durch innige Vereinigung. Dagegen ist Kinderzeugung nur ein nachfolgender, ein Nebenzweck, nur Wirkung. Ueber die Form der Ehe finden sich weder im Alten noch im Neuen Testamente bestimmte Gesetze. Im alten Bunde tritt Vielweiberei früh hervor, und Jesus selbst befiehlt die Monogamie nie ausdrücklich. Anthropologische, ethische, politische Rücksichten vereinigen sich mit religiösen, ihr den Vorzug vor der Polygamie zu sichern. Im unsündlichen Zustande ist Scheidung von dem Begriffe der Ehe unbedingt ausgeschlossen und nur durch den Eintritt der Sünde zu erklären. Wo der Tod geschieden hat, steht einer nachfolgenden ehelichen Verbindung kein religiöser Grund entgegen. In der vormosaischen Zeit Vielweiberei, Kebsweiberei, außereheliche Geschlechtsbefriedigung, Verstoßung der Weiber aus schon geschlossener Ehe. Moses' gesetzliche Bestimmungen lassen zwar noch Bigamie und Polygamie zu, sogar Concubinat, doch erklären sie sich schon gegen Hurerei und Ehebruch, dessen freilich, wo Polygamie galt, nur das Weib schuldig befunden werden konnte und daher auch Scheidung in der Willkür des Mannes stand. Das verbotenste Vergehen, dessen ein Gatte gegen den andern sich schuldig machen kann, ist der Ehebruch allerdings, aber für den unschuldigen Theil offenbar nicht das peinlichste und quälendste. Es gibt deren, die sich täglich und stündlich fühlbar machen und jeden Genuß des Lebens verbittern. Wir haben daher nie zu begreifen vermocht, wie ein Nichtbetheiligter sich erlauben dürfe den Beleidigten zur Unversöhnlichkeit zu bereden, oder mit lautem Tadel zu überschütten, wenn ihm diese menschenfreundliche Absicht mislingt. „Wer sich keiner Sünde bewußt ist", sprach der weiseste und wohlthätigste der Sittenlehrer, „der werfe den ersten Stein auf sie." Darüber kann und soll nur das Gefühl des Betheiligten, nicht fremde Strenge oder Milde entscheiden. Vervollkommnete Lehre Jesu und der Apostel nach Entwickelung der Hauptstellen. Sie verwirft die Scheidung schlechthin und die zweite Ehe der Geschiedenen. Geschichte ihrer Entwickelung in der christlichen Vergangenheit. Seit dem 4. Jahrhundert wird die Scheidung nicht blos auf den Ehebruch beschränkt, auch die zweite Ehe der Geschiedenen zugelassen, worüber die morgenländische Kirche sich noch nachgiebiger zeigte als die abendländische. Sonderbare, alle logischen Begriffe umstoßende Inconsequenz der römischen Kirche, welche die Ehe für ein Sacrament, dennoch den ehelosen Stand für heiliger erklärt, allen geistlichen Personen zur Pflicht macht und sogar weltlichen, wie gesetzlich sie auch geschieden sein mögen, wie nothwendig ihre Trennung auch gewesen, Unschuldigen wie Schuldigen, ein zweites Ehebündniß einzugehen untersagt, und um Widerspruch mit Widerspruch zu häufen, verbundenen Eheleuten eine Enthaltsamkeit zum Verdienst anrechnet, die einen sehr naheliegenden, von der Natur empfohlenen Zweck der Ehe vereitelt. Hingegen können wir die oft wiederholte Erfahrung nicht verschweigen, daß auch rechtmäßig geschiedene Personen, wenn einiges Gras über die Veranlassung der Scheidung gewachsen war, schmerzlich bereut haben, diese Scheidung eingegangen zu sein: daß mithin eine drei- und vierjährige Trennung von Tisch und Bett und Aufenthalt, ehe zu gänzlicher Aufhebung des Ehebundes geschritten wird, uns überaus rathsam scheint. Man sollte die allgemeine Wahrheit nie vergessen, daß nichts in der Welt vollkommen ist, daß sogar die besten Menschen sich gegenseitig viel zu verzeihen haben, und daß eine lebhafte Empfindung gegenwärtiger Unannehmlichkeiten zu leicht die wohlthätige Seite des Verhältnisses übersehen läßt, welche dieses allein gewährt und kein anderes je ersetzen wird. Verschiedene Behandlung der Ehe in verschiedenen protestantischen Kirchen und durch ihr Verhältniß zum Staat bedingte Wirksamkeit der evangelischen Kirche. Der Verf. beklagt sich mit Grund und durch Anführung wirklicher Thatsachen über die Unzulänglichkeit, die kirchliche Copulation nach einem festgesetzten allgemeinen Formular vollziehen zu müssen, welches die Worte der Einsegnung zur auffallenden und anstößigen Unwahrheit macht. Es scheint uns keinem Zweifel unterworfen, daß die Gesetzgebung verpflichtet sei, einem solchen Uebelstande abzuhelfen, und auch da, wo sie, um größeres Uebel zu vermeiden, der Vollziehung des Ehebündnisses kein Hinderniß in den Weg legen will, wenigstens Worte gebrauchen zu lassen, die kein Aergerniß geben. Deren Fassung läßt sich zwar nur für den vorliegenden besondern Fall genügend angeben, kann aber füglich dem Consistorium übertragen werden, indem es bedenklich und dem einsegnenden Prediger selbst nicht angenehm sein möchte, wenn sie von ihm allein abhinge. In Staaten, wo die Ehe ein bloßer bürgerlicher Vertrag ist, fällt diese Beschwerde freilich weg, mit ihr aber auch eine gewisse Heiligkeit des Ehebandes, die selbst von politischer Seite betrachtet so viel Empfehlendes für sich hat, daß eine solche Unkirchlichkeit vielleicht nirgend zu empfehlen und bei der Volksstimmung in vielen Ländern durchaus zu widerrathen ist. Wie wenig Gutes auch der Prediger von dem Ehebündniß erwarten mag, welchem er die geistige Weihe nicht versagen darf, weil es die Obrigkeit gestattet, deren Entscheidung er nicht zu verantworten hat, so vergibt er doch weder der Würde der Religion, noch der seines Berufes und Gewissens etwas, indem er auch für das bescholtene Paar die Gnade der Gottheit anruft. Das letzte Capitel, die Ehe in der christlichen Zukunft, enthält Wünsche und Vorschläge über Das, was die Kirche noch zu thun hat, um sich dem Ideal der Ehe zu nähern, und zeugt von einem Beobachter, der die Grenzen der Mäßigung nirgend überschreiten und die Klippen der Strenge wie die Sandbänke der Nachsicht gleich behutsam vermeiden will. Uns geht die Erfahrung ab, die uns allein berechtigen könnte, seinen Vorschlägen Beifall zu ertheilen oder zu versagen, auch gehört die Prüfung derselben nicht für diese Blätter, sondern für ein eigentlich kirchliches Tribunal, dem es glücklicherweise nicht an vollgültigen Mitgliedern fehlt. So viel indessen ist auch uns Laien klar geworden, daß die Kirche und ihre Diener sich zwar ein großes Verdienst erwerben, indem sie nicht ablassen, uns ein würdiges Ziel des Strebens vorzuhalten, daß wir sündigen Menschen aber vermuthlich bis ans Ende aller Tage ihre Geduld auf die Probe setzen werden. 57.

Aus Italien.

Die Verdienste G. B. Vico's anzuerkennen, scheint den heutigen Italienern eine um so heiligere Pflicht, je mehr man sich der bisherigen Vernachlässigung schuldig fühlen mag. Noch vor Kurzem fehlte eine Gesammtausgabe von Vico's Werken; jetzt sind zwei durch die Theilnahme der Freunde ernster Forschung unterstützt. Die eine zu Mailand im v. J. angefangen, bei Predari, beschränkt sich auf einen Abdruck des Textes; geistreiche Einleitungen bringt neben dem Texte die andere: „Opere di *G. B. Vico* ordinate ed illustrate coll' analisi storica della mente di V. in relazione alla scienza della civiltà da *Gius. Ferrari*" (Mailand 1835). Doch nicht auf die Verbreitung und Hinweisung auf seine Werke beschränkt sich die Anerkennung der jetzigen Weltweisen; man sucht auch, was wol das Verdienstlichere ist, in jeder Weise ihre Verständniß zu fördern und rühmende Erwähnung verdient in dieser Rücksicht die Schrift: „Del rinnovamento della filosofia antica italiana. Libro uno del *C. Ter. Mamiani della Rovere*" (Paris 1834). Auf den Universitäten zu Neapel und Messina scheint Kant endlich bekannter zu werden. Wenigstens wird Galuppi's „Saggio filosofico sulla critica della conoscenza" (Messina 1832), die „Filosofia della volontà, von dems. (Neapel 1832) und selbst die „Lezioni di logica e di metafisica composte ad uso della R. Univ. di Napoli" (2 Bde., Neapel 1832—33) durch etwas mehr als den Titel den Zusammenhang mit dem Weisen von Königsberg verrathen.

Schon die Griechen hatten Buchstaben, die sie wegen ihres vermeintlichen oder wirklichen Uebelklanges in der gewählten Sprache vermieden, wie das Sigma, das sie als hartmäulig (σκληρόστομον) seit Perikles in dem öffentlichen Vortrage zu umgehen suchten. Verstöße gegen diese besonders in Athen scharf beachtete Uebereinkunft zogen den Spott des Publicums zu und Euripides namentlich, der sich über diese modische Euphonie glaubte wegsetzen zu können, war gewohnt auch darüber Spaß machen zu hören (ὁ φιλοσίγμαιος Εὐριπίδης). Wie es in Deutschland einen gewissen Burmann gegeben hat, der Reihe Gedichte drucken ließ, so hatten die Griechen einen gewissen Lasus aus Hermione in Argolis, einen Meister in Wortspielen und ähnlichen wichtigen Dingen, der einen Hymnus auf die Demeter seiner Vaterstadt Hermione ohne S (ἄσιγμος) und ein Sigloses Lied unter dem Titel: „Der Centaur" hinterließ, welche die Zeit des Athenäus erreichten, aus dem diese Angaben geschöpft sind. Weiter als Griechen und Deutsche hat jetzt ein Italiener die Spielerei getrieben, ein D. D. A. L. der „Lettere senza lettere, ossia lettere di un padre a suo figlio, in ciascun delle quali manca per ordine alfabetico una delle ventidue lettere, dedicati ai padri di famiglia ed ai giovani studenti da Pietra-Santa" (Mailand 1835) ins Publicum ausgehen ließ, das von der mühseligen Spitzenstickerei schwerlich einen andern Gewinn haben kann als die Ueberzeugung, daß bei solchem Tanz in spanischen Stiefeln der Tanzende rechts und links jeden Augenblick vom Seile fallen muß. Bald ist es die Richtigkeit der Sprache, bald die Eigentlichkeit des Ausdrucks, der um einer Grille willen Gewalt geschieht, und der Wohlklang, dem zu Liebe sie Entschuldigung finden könnte, ist es grade, der am meisten dabei leidet.

In Venedig foderte ein uraltes Herkommen in der frühesten Periode des Freistaats, daß der Doge den Mitgliedern des obern Raths jährlich fünf Festlandvögel schenke, doch weiß man jetzt nicht mehr bestimmt, welcher Sorte. Gewissenhafte Alterthumsforscher haben vermuthet, es seien Anas boscha *Linn.* gewesen, nach venediger Mundart mazzorini. Diese Lieferung mag mit der Zeit immer schwieriger geworden sein und schon im J. 1275 wurde sie daher in ein Geldabkommen verwandelt, das von der Zeit in einer eignen Münzsorte bezahlt wurde, welche bei Münzliebhabern in besonderm Ansehen steht. Zur Erinnerung an die Vögel, welche diese Münze ersetzen sollte, nannte man die Münze Oselle; neuere Italiener haben gemeint, der Name sei abgeleitet von dem Münzbilde; aber selbst die ältesten zeigen keinen Typus, der diese Erklärung begünstige. Zur Vermählung einer Verwandten des letzten Doge (Manin) haben jetzt die Brüder Ant. und P. Giovanelli eine „Illustrazione delle medaglie dei Dogi di Venezia, denominate Oselle (Venedig 1835) bekannt gemacht, die ihre vollständige Reihe aufführt und durch Abbildungen erläutert: eine Schrift, die auf Theilnahme bei allen Münzsammlern rechnen kann.

Italien betrauerte in der letzten Zeit mehr als eine seiner Notabilitäten; lange vorher schon, ehe der Würgengel der Cholera auch über diese Erstgeburt sein Schwert erhob. Am 10. April 1835 starb zu Mailand Gr. Luigi Bossi, einer der thätigsten Schriftsteller Italiens in den verschiedensten Zweigen des Wissens (geb. zu Mailand im Februar 1758) dessen Andenken seine Schriften über C. Colombo, über das Sacro latino, ehemals zu Genua, seine so sehr bereicherten Uebersetzungen Roscoe'scher Biographien bleibend erhalten werden. Sein Leben fiel in bewegte Zeiten und blieb nicht frei von ihrem Einflusse. Ein Verzeichniß seiner Schriften und einige nicht genügende Notizen über ihn gibt das Aprilheft der „Biblioteca italiana". — Am 26. April starb Giovita Garavaglia zu Florenz, Morghen's Nachfolger seit 1833 als Haupt der dortigen Kupferstecherschule, ein Schüler Anderloni's, später von Longhi. Garavaglia, dessen Verdienste so viele treffliche Blätter bekunden, fand indessen namhafte Bilder meist schon genommen. Nur durch die Madonna della Seggiola trat er mit Morghen in die Schranken. Ein großes Bild von Appiani, Jakob's und Rahel's Begegnen, ging seinem letzten Unternehmen, der Verklärung der h. Jungfrau von Guido (einem Bilde, das in Genua sich befindet) voraus. Doch nur zur Hälfte war die Arbeit vollendet, als ein Schlagfluß ihn abrief. — Am 21. Juli 1835 starb Melchiorre Delfico, der Geschichtschreiber von S. Marino und einer der thätigsten, sowie der einflußreichsten Schriftsteller des Königreichs Neapel, geb. den 1. August 1744 zu Leognano, weil Kriegsunruhen seine Aeltern von Teramo entfernten, wo sie vererbten Wohnsitz hatten. Delfico erhielt seine Erziehung zu Neapel durch Ant. Genovesi und so entschieden durch diesen Lehrer eine wissenschaftliche Richtung, daß er schon 1774 als Schriftsteller hervortrat und in diesem Berufe eine Zufriedenheit fand, die ihn vom Staatsdienst entfernt hielt. Im J. 1790, schnell ihn nach seinem Eintritte verlassend, konnte er 1806 weniger ungeahndet sich ihm entziehen. Er mußte Staatsrath in Neapel und Chef im Dep. des Innern werden und erlangte erst 1815 durch einen äußern Unfall seine Freiheit wieder. Anerkannt von der zurückkehrenden Regierung, verbrachte er seine Muße als Mitglied der herculanischen Akademie und als Vorsitzender in der Commission über die Archive, bis zu seinem höchsten Greisenalter schriftstellerisch thätig. Eine nicht ganz genügende Nachricht gibt das Juniheft der „Biblioteca italiana". 5.

Literarische Anzeige.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Examen critique
de l'ouvrage:

„De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration, par Mr. *Frédéric Thiersch.*"

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Das erwähnte Werk von *Thiersch*, 2 Bände, gr. 8., geh. (Preis 4 Thlr), ist ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im October 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 304. — 31. October 1835.

Briefe über die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Beschluß aus Nr. 303.)

III. Religiöse Anstalten und Unterricht.

Wenn man den geistigen Bildungszustand einer Nation ins Auge faßt, sollte füglich die religiöse Erhebung und Erleuchtung derselben an die Spitze gestellt werden. Allein in Amerika darf man unter diesem Gesichtspunkt nicht die Nation in ihrer Eigenthümlichkeit erkennen wollen, wie etwa in England, Frankreich und Spanien, ja selbst in Deutschland. Meiner Meinung nach spielt das religiöse Element in Nordamerika eine sehr untergeordnete Rolle. Im Ganzen sucht man sich durch die englische Sitte, den Sonntag streng zu feiern, ein gewisses orthodoxfrommes Air zu geben; allein ich möchte die Masse der Bevölkerung nicht nach diesem Anstrich für das christliche Himmelreich nach europäischen Begriffen qualificirt halten. Die Republik hat alle Religionen nicht nur freigegeben, sondern sie hat auch wol noch mehr als dies in ihrem Schooße, denn ein großer Theil der Nation ist über alle Religion, im förmlichen Sinne, hinaus. Es läßt sich nachweisen, daß ein Fünftheil der Bewohner Nordamerikas nur an Das glauben, was ihnen beliebt. Ihre Bekanntschaft mit dem Christenthum und namentlich mit dem Neuen Testament ist so himmelweit hinter der Ignoranz der Incroyables unsers Welttheils zurück, daß man sich schämen muß, ihnen gegenüber die heilige Schrift als Schild vor sich zu halten; denn diese Leute sind weit klüger als Christus, und Christus ist in ihren Augen ein kluger republikanisirender Speculant. Nun ist wol klar, daß sie selbst weit klüger sein müssen als er, denn sie haben die Republik mit allen Vortheilen davon. Es ist höchst bemitleidenswerth, einen sogenannten Gentleman über Dinge reden zu hören, die in seiner tiefsten Seele gar keinen Anklang finden und uns doch so heilig sind. Daher finden wir in Amerika auch unter den Gläubigen die volle Freiheit, sich das Christenthum nach ihren abenteuerlichen Vorstellungen und Träumereien zu modeln. Die allertollsten christlichen Sekten, die wir der guten Ordnung wegen kaum unter uns dulden, bilden in Amerika einen sehr bedeutenden Theil der „Kirche" und zerfallen in sich wieder in die übertriebensten Modalitäten und wunderlichsten Abarten. Besonders sind die Methodisten stark in Bildung neuer Sekten. Ketzerei kennt man jedoch in diesem Lande nicht; Jeder mag glauben und predigen, was er will. Wen der Beruf treibt, legt die Schrift aus, und findet er sein Publicum, so ist es gut. Kirchen der Protestanten nach Luther's Lehre sind verhältnißmäßig selten genug und in der Regel keine stolzen Gebäude, die aus den Thälern und Büschen hervorschauen, sondern elende Lehm- oder Bretterhäuser. Nur selten finden wir in den bessern Gemeinden Pennsilvaniens eine schöne, geräumige Kirche, meist sind es Bethäuser, Säle, in die sich die Versammlung birgt, wenn das Wetter grade nicht gut ist. Oft hat ein Geistlicher eine große Anzahl solcher Bethäuser zu bereisen, und oft hat manche Gemeinde in zwei Monaten nur einmal Gottesdienst. Allerdings fehlt dann nicht leicht ein Glied, aber ich möchte diese meetings fast mit unsern Processionen in katholischen Ländern vergleichen. Die Frauen haben einen besondern Hang, den religiösen meeting zu besuchen, und der Putz, der hier ausgelegt wird, dürfte nicht das geringste Motiv bei ihnen sein. Aber man hat auch sonst wenig Gelegenheit, Freunde und Nachbarn in einem Haufen beisammen zu sehen und die Gevattern nun vollends gar! Dazu ist nun der meeting eine treffliche Gelegenheit und welche Frau in der Welt möchte ohne solche Gelegenheiten leben, gleichviel wie bequem oder unbequem es sei, dieselben zu benutzen.

Ich mag über die Geistlichkeit der Nordamerikaner im Ganzen den Stab nicht brechen. Unleugbar finden wir auf den Kanzeln dieses Landes hin und wieder einen Grad von natürlicher Beredtsamkeit, die selten ohne den feinen Takt, ich möchte sagen, ohne die Eleganz ist, welche die englische Kanzelberedtsamkeit überhaupt charakterisirt. Auch unter der deutschen Bevölkerung des Landes finden wir hin und wieder diese Anlage vortheilhaft hervortreten. Es versteht sich, daß ich hier nicht von den Rednern inspirirter Sekten spreche, sondern von den gewählten und gedungenen Geistlichen der anglicanischen und lutherischen, selbst der reformirten Bevölkerung. Ein ausgezeichneter Geistlicher hat daher oft einen größern Sprengel als ein deutscher Superintendent; manche sind auf Zeit und Widerruf, manche auf Lebenszeit von einer oder mehren Gemeinden oder einem Bezirk angenommen. Manche haben sich so unentbehrlich gemacht, daß sie sehr große Emolumente beziehen. In allen Staaten ist ein bedeutendes Vermögen zur Besoldung der Geistlichkeit vorhanden, aber es ist dennoch keine Gemeinde an einen Geistlichen gebunden und jede Anzahl Einwohner kann sich über Errichtung eines Bethauses, einer Kirche und über Anstellung eines Geistlichen nach ihrem Geschmack verständigen, ohne an den Geistlichen gebunden zu sein, welcher aus dem Staatsvermögen bereits besoldet ist. Aber mancher Geistliche muß daher auch nebenbei ein bürgerliches Geschäft betreiben, weil er die Naturalien, aus denen oft seine Besoldung allein besteht, zu Geld machen muß. Wir treffen daher im Busche Geistliche, welche zugleich die größten Kaufleute der Gegend sind. Ihre Kenntniß der englischen und deutschen Sprache und einige Aufmerksamkeit auf die Erzeugnisse ihrer Gegend kommt ihnen dabei sehr zu statten.

Es läßt sich begreifen, daß dies eine wilde Wirthschaft ist, und wie der Thor oft von Aerzten verlangt, daß sie ihn nach seinen thörichten und nicht nach ihren wissenschaftlichen Ansichten behandeln und in seinen Sünden stets schonen sollen, die er täglich an der Tafel und sonst begeht, so sucht man oft in Amerika die Prediger danach, wie sie sich am besten der Meinung anbequemen und ein bequemes Beschreiten des Himmelreichs, eine laxe Moral lehren.

Wie in der Medicin die Quacksalberei und Charlatanerie, so ist in Amerika im geistlichen Stande, dessen große Masse nach, weder Gründlichkeit noch Tiefe zu finden, ja, man darf sagen, nicht einmal Beruf. Der Unterricht der Jugend ist aber

auch nicht danach eingerichtet, daß ein junger Christ, wie bei uns, von dem zartesten Alter an die Grundzüge des Christenthums empfange. Meist erst in dem Alter, wo unsere Kinder der Schule entlassen werden, fangen die Kinder der Bewohner des Busches an dieselbe zu besuchen. Nur der Winter wird dazu verwendet und man sieht Knaben und Mädchen zu Roß und Wagen nach der Schule treiben und, wenn das Frühjahr kommt, sich verheirathen. Meist bis ins 20. und 22. Jahr folgt die Jugend jeden Winter dem gedungenen Schulmeister, und es muß derselbe schon einen bedeutenden Ruf sich verschafft haben, wenn er mehre hintereinanderfolgende Jahre von demselben Sprengel wiedergedungen werden soll. Aber welche Noth ein amerikanischer Schulmeister mit den jungen Republikanern, die oft so alt und älter sind wie er, habe, davon können wir uns schwerlich einen Begriff machen. Er genießt kein Ansehen als seine persönliche Autorität und weiß er sich diese durch fühlbare geistige Ueberlegenheit nicht zu verschaffen, dann steht ihm kein Mittel weiter zu Gebote, Ruhe und Ordnung herzustellen. Deshalb scheitern so viele ehrliche deutsche Schulmeister mit ihrer Seminarweisheit in ihrer Speculation auf Amerika, und von denen, die mir vor der Auswanderung bekannt worden sind, weiß ich keinen, welcher reussirt hätte in seinem Fache. Dessenungeachtet sind die meisten nach und nach gut angekommen, wenn ihnen nützliche Kenntnisse nicht abgingen, z. B. wenn sie in Botanik, Gärtnerei, Baumzucht und andern Dingen erfahren waren. Selbst als Zeichner, Schreiber, Feldmesser haben einige ihr Glück gemacht. Dagegen sind andere, die rechnen und schreiben konnten und nie in Europa daran dachten zu unterrichten, berühmte Schulmeister im Busche geworden, z. B. deutsche verdorbene Kaufmannsdiener, Apotheker u. s. w. Von keinem System beengt, bewegten sie sich frei auf dem Felde der transatlantischen Speculation und waren glücklicher als unsere Pedanten. Freilich kann man nun auch begreifen, woher der religiöse Unterricht der nordamerikanischen Jugend so seicht, so aller christlichen Moral entblößt in seinen Folgen sich darstellen muß. Ersetzte der hohe Sinn für bürgerliche Ordnung in Amerika nicht Manches, man würde glauben unter eine Nation gerathen zu sein, welcher das Christenthum sehr fremd ist.

Zwei Drittel dieser Nation sind wirklich im ersten Unterricht verwahrlost. Wir wollen dies nicht tadeln; die ganze Nation ist noch im ewigen Gebären begriffen; sie ist so jung und roh, Alles noch so neu und wandelbar, daß sich an ein Festhalten an Wohnort und Gemeinde nicht recht denken läßt. Alljährlich ziehen große Schwärme aus den östlichen Staaten in die westlichen, um sich anzubauen; man kauft einige Hundert Acres, heirathet, klart (baut) das Grundstück etwa fünf Jahre, wodurch es den drei-, vier-, ja fünffachen Werth erhält und kauft dafür ein größeres Gut. Auch dieses colonisirt man etwa fünf Jahre und erhöht dadurch seinen Reichthum wieder um das Vier- und Fünffache. Ein Paar, das im 24. Jahre sich heirathete und mit 300 Dollars sich ankaufte, ist nach zehn Jahren meist 6—8000 Dollars „werth". Fühlt man sich, so kauft man noch einmal; indessen wachsen die Kinder, an denen in der Regel, besonders in dem gesegneten Thal des Ohio und in andern fruchtbaren und gesunden Gegenden ein großer Segen ist, heran und nehmen den Aeltern die Arbeit ab. Jetzt erst wird die Familie eine Zeit lang stationnair, bis die Kinder sich wiederaustheimen. Denkt man sich hierzu die Massen europäischer Auswandrer, welche denselben Weg zum Wohlstand zum größern Theil betreten, so bekommt man ein Bild innerer Bewegung und Rührigkeit, das uns völlig neu und fremd ist. Man rechnet, daß in den letzten zehn Jahren jedes Jahr 10,000 neue settlements (Ansiedlungen), außer denen, welche bereits angebaut und wiederverkauft wurden, gegründet worden sind; die Zahl der letztern soll sich noch weit höher belaufen und weit über das Dreifache betragen, obgleich wir darüber keine statistischen Nachweisungen besitzen.

Wie soll in einem solchen Staate und Lande, wo der Speculation und dem Erwerbe so ungemessener Spielraum gegeben ist, Kunst und Wissenschaft gedeihen! Aerzte und Juristen bilden sich, indem sie zu erfahrenen Praktikern als „Studenten" sich verdingen. Haben sie sich praktisch ausgebildet, so erlangen sie durch irgend einen zünftigen Arzt in Neuyork oder Philadelphia den Doctorgrad oder etabliren sich als Lawyer und arbeiten auf eigne Hand. Keine Frage, daß auf diesem Wege die Gewissenhaftigkeit in beiden Classen der Gelehrten, nicht die höchste Tugend ist, sondern die edle Dreistigkeit, mit welcher sie ans Werk gehen, Verschlagenheit und, leider muß man sagen, oft Unredlichkeit zeichnen sie aus. Die Miene des rechtschaffenen Mannes soll jedoch jeder vortrefflich nachzumachen wissen.

IV. Auswanderung.

Für unsere deutschen Auswanderer ist besonders die völlige Verschiedenheit der Rechtspflege in formeller Hinsicht ein Stein, über welchen sie fallen und oft ihr Geld aus den Taschen verlieren. Die Thorheit, zu processiren und zu klagen, die sie aus dem Mutterlande mitbringen, ist dem Amerikaner nicht eigen. Alle Foderungen werden verbrieft und wird der Anspruch daraus nicht gewährt, so übergibt man sie nicht dem Advocaten, sondern dem Friedensrichter. Dieser treibt sie sammt den Kosten ein und der Berechtigte bekümmert sich um nichts. Aerzte, Schullehrer, Geistliche, Kaufleute cassiren von säumigen Zahlern auf diesem Wege ein, nachdem sie ein-, zwei- oder dreimal privatim oder öffentlich gemahnt haben. Diese treffliche Einrichtung stellt den Credit weit sicherer als unser Proceßwesen, erleichtert den Verkehr unglaublich und fördert die rasche Speculation. Gefährlich sind bei dieser Procedur natürlich alle Bürgschaften, denn der Bürge muß ohne Umstände herhalten, sobald die Insolvenz kundbar ist. Und doch ist es so schwer, den wahren Stand der Angelegenheiten eines Mannes in einem Lande, wo so wenig Menschen wohnen und so ungemessen speculirt wird, bei Uebernahme der Bürgschaft richtig zu beurtheilen. Viele Deutsche haben dadurch an ihre Landsleute ihr Vermögen verloren. Sie stützten sich oft auf die Weitläufigkeit des deutschen Schuldverfahrens und waren getäuscht, denn oft acht Tage nach übernommener Bürgschaft mußten sie zahlen und waren Bettler.

Sobald ein Auswanderer drüben angekommen ist, umkreisen ihn die dienstfertigen Dolmetscher. Der Sprache unkundig und ebenso der Gesetze, gibt er sich ihnen hin und leider sind zwei Drittel dieser Menschen abgefeimte Betrüger. Dies Gutsagen für Solche, welche ohne Vermögen das Gestade der Republik betreten, ist dem barmherzigen Deutschen sogleich die erste Klippe. Dazu verleitet, fällt der Capitain des Schiffs, welches den Vermögenslosen übersetzte, über den Bürgen her, oder er übergibt seine Foderung sammt der Bürgschaft dem Sheriff und der Bürge muß zahlen, während von dem Schuldner nie etwas zu erlangen ist. Tausend andere Wege des Betrugs werden außerdem versucht. Man kann nicht oft genug wiederholen, daß jeder Auswanderer, welcher die Küste betritt, diese sogleich verlassen und 60—70 Meilen in das Innere gehen und dort sich einmiethend, zuerst sich im Lande umsehen und die Landesart kennen lernen muß. Keiner sollte gehen, ohne einem Freund oder Bekannten im Innern empfohlen zu sein; gern nimmt Jeder gegen Arbeit eine Familie eine Zeit lang auf. Wer aber von den Küstenstädten aus das Land, die Landesart und Leute kennen lernen will, der muß der Sprache mächtig und seines Geldbeutels Herr sein, sich mit keinem Speculanten einlassen, ja seine Absicht, worauf er speculirt, nicht laut werden lassen, sondern sich auf Alles einlassen, ohne sich zu binden, um erst Alles kennen zu lernen, zu prüfen und das Beste dann zu wählen. Die Bekannten in den Städten an der Küste, an welche man empfohlen wird, kommen meist mit langen Gesichtern entgegen, weil sie sehr viel in Anspruch genommen werden. Im Busche ist es anders. Wer übrigens in die Städte Empfehlungen mitbringt, findet als Handwerker bald Arbeit; außerdem nicht. Der Amerikaner ist zu vorsichtig, um jedem Fremden

ohne Weiteres zu trauen. Auch ist von dem Besuch eines Ankömmlings nur Zeit- und Geldaufwand zu fürchten.

Man hört so häufige Klagen, daß Auswanderer ohne andere Geldmittel als die zur Ueberfahrt nöthigen in Amerika Hungers sterben müßten, oder doch vor Elend fast vergingen. Es ist wahr, aber der Grund ist traurig genug. Unter der Masse, welche besonders in den letzten Jahren unser Vaterland verließen, war eine so große Menge nichtsnutziger Subjecte, daß schon der erste Anblick von ihnen abstieß. Besonders zeichneten sich unsere deutschen Landleute durch Schmuz und unsere deutschen Städter durch Faulheit und Liebe zum Branntwein so nachtheilig aus, daß der, im Ganzen nüchterne, Amerikaner, dessen erstes Lebenselement Reinlichkeit ist, ihnen vom Anfange an seine Verachtung und sein Mistrauen entgegenbrachte. In Nordamerika hat man Franklin's „armen Richard" noch nicht vergessen und es wundert uns sehr, daß, so viel wir wissen, noch Niemand auf den so nahe liegenden Einfall gekommen ist, aus dieses Mannes Schriften einen „Katechismus für Auswanderer" zusammenzupassen und herauszugeben. Franklin, aus großer Armuth hervorgegangen, kannte sein Volk und dessen Gebrechen, und er war es vorzugsweise, welcher dem Nordamerikaner alle die Tugenden gelehrt anerzogen hat, welche denselben vor der halben Welt charakterisiren. Ueberall stößt man in Amerika auf Franklin's „armen Richard"; jeder Colonist ist ein solcher und strigt auf seinen schönen, kräftigen, sprüchwörtlichen Principien zu Wohlstand, Ehre und Ansehen. Nur der Deutsche, der Nachkomme der frühesten schwäbischen Auswanderer selbst, macht davon häufig noch eine unrühmliche Ausnahme; seine Wohnung ist weniger sauber, seine Sitte weniger edel und frei, seine Gewohnheit macht ihn geizig oder doch nicht speculativ mit dem Erworbenen, und er hält sich einen Topf oder Strumpf, worin er besonders die Silberdollars aufbewahrt, welche er markket.

Dies ist also der Grund jener Thränen und Klagen! Wackere Männer mit leeren Händen und einer Empfehlung an deutsche Colonisten müssen auf der Stelle die Küste verlassen und ihren Patron suchen, wenn er auch am Mississippi wohnte. Das Reisen kostet nichts. Jeder Bauer in Pennsilvanien und am Ohio theilt gern mit dem decenten Ankömmling Dach und Tisch. Er hört gern von Deutschland erzählen; es ist der Gegenstand seiner Neugierde; zumal das Land, aus dem er stammt. Selten findet man Einen, der sich dahin zurücksehnt. Das Gefühl der Freiheit im eignen Hause bemächtigt sich nach den ersten fünf sauern Jahren selbst des Aermsten und veredelt ihn; er fühlt sich als Bürger eines großen mächtigen Staats, der seine Stimme bei allen Wahlen und wenig Abgaben gibt, weit über seine frühern Verhältnisse gehoben. Man fühlt als Ankömmling selbst bei übrigens überlegener Bildung, diese bürgerstolze Ueberlegenheit des Nordamerikaners besonders dann oft genug, wenn man die Vorzüge seiner theuern Heimat denen der neuen gegenüber behaupten und verfechten will. Dann befällt uns aber auch jener unsägliche Kleinmuth; denn wir stehen mit leeren Händen vor alle dem Reichthum der neuen Welt und haben nichts als uns selbst. Wir fragen den stolzen Grundbauer: Was sollen wir anfangen? Kannst du uns nicht helfen? und erhalten die Antwort: Look about, and help you! (Sieh dich um, Freund, und hilf dir!) Beschämt über unsere, entfernt als Bettelei klingende, Frage gehen wir weiter; wir verachten den reichen Mann wegen seines trockenen, nüchternen Raths; aber die Noth und die Fremde drängt uns noch hundertmal dieselbe Frage ab und hundertmal erhalten wir dieselbe achselzuckende, kalte Antwort. Vielleicht noch 100 Meilen vom Ziele unserer Wanderung setzen wir uns ermüdet vor einer unabsehbaren Steppe nieder, verzehren das dürftige Mahl, welches der letzte Farmer uns zur Wanderung mitgab und netzen es mit tausend Thränen der Verzweiflung. Auch hier, wie immer, ist die stärkste Lehrerin die größte Noth. Wir trocknen unsere Thränen; wir sehen uns nun wirklich um und es fällt uns ein, daß diese stolzen Bauern Amerikas als halbe Bettler herüberkamen wie wir, allein reich wurden durch das Capital ihrer Fäuste. Nach 50, ja nach 100 Tagen einsamer Wanderung wird unser Körper seine Kraft besser gewahr. Die Muskeln strotzen, wir fühlen, daß wir uns helfen können, und in diesem Gefühl sind wir bereits geborgen. Jetzt bieten wir unsere frische Faust und unser muthiges Herz dem fernen Ansiedler; er miethet uns auf ein Jahr, gibt uns täglich einen Dollar und drüber nebst der Kost, und wenn dieses oder ein zweites Jahr verflossen ist, besitzen wir ein Sämmchen, wofür wir uns ein Grundstück kaufen, es klaren und nach einigen Jahren saurer Arbeit uns ebenso frei und stolz fühlen lernen als der nüchterne Bauer, der uns nicht anders zu trösten wußte, als: Sieh dich um! und hilf dir!

Ich frage: kann der Amerikaner anders? Soll er sein, auf die ebenbeschriebene Weise sauer erworbenes, Vermögen an Fremde wagen, die durch ihr kümperkleines, verzagtes Wesen ihm keine Garantie bieten, daß es bei ihnen gut aufgehoben sei? Nein, nur dies ist der Weg zum Reichthum, und damit ich es ganz erkläre: sieht derselbe theilnahmlose Bauer, daß ich mir endlich helfe, etwas Nützliches treibe, dann gibt er mir unbedenklich Credit. Ja, er verkauft mir ein Grundstück auf zehn Jahre ohne Geld und auf fünf Jahre ohne Zinsen, er gibt mir eine Kuh, Schweine, Schafe, Korn zum Anfange, sobald er überzeugt ist, daß ich das Hauptcapital, *meine Kräfte*, kennen und nutzen gelernt habe. Auch findet man, hat man die rechte Gesinnung von Haus aus, sehr bald brave, uneigennützige Menschen.

„Wer mit sich selbst völlig einig auswandert und über Das, was er dort finden wird, nicht vorher aburtheilt, sich Das, was er finden kann, vielleicht vorher möglichst deutlich gedacht hat und weiß, was er mit dem 500. Meilenschritte verliert und gewinnt, dem werden solche Freunde nicht fehlen. Vereinigung der Kräfte ist für die meisten unbemittelten Auswanderer, wie überall in der Welt, das große Mittel zum Fortschreiten, hat aber freilich auch die größten Schwierigkeiten, wenn Ungleichartiges vereint wird. Wenn einige wenige, tüchtige und geprüfte Männer ihre kleinen Capitalien zu einem großen zusammenwerfen und damit gemeinsam operiren, so ist damit wieder ein Haltpunkt für Jeden, auch den ganz Unbemittelten gegeben, der nachkommt, wenn er es nur für ein Glück halten kann, in der Freiheit und unter braven Freunden aus eigener Kraft zu bestehen. *So wäre für Jeden, der die Fracht bezahlen könnte, die Aussicht zu einer sichern Existenz gegeben, mit Weib und Kind, und wenn er keinen Thaler Capital mitbrächte.* Denn wer arbeiten *will*, der *wird hier emporkommen* und in der Folge würde auch der Gebildete Mußestunden übrig behalten. Unter Emporkommen verstehe ich zunächst ein unabhängiges Leben. Wer freilich ein Gelehrter von der Hütsche ist, der wird verhungern; wer aber ein Gelehrter, ein Mann ist, der nicht in die Luft gebaut ist, sondern drei gute Stockwerke unter sich hat, wer ein gewürfelter Mensch ist, der, wie und wo man ihn auch hinwerfe, immer auf seine breite Seite fällt wie ein Quaderstein, und lacht: dem ist das Leben ein Spiel und die Hindernisse nichts als Nüsse mit einem guten Kern. Doch mag der vorsichtige Mann sich immer einen guten Schmachtriemen mitbringen, damit ihm im Nothfall das Verhungern etwas bequemer werde. Denn dieses schöne Land und diese schönen Verhältnisse haben für den Deutschen sehr viel Niederschlagendes, und daran scheitert oft der entschiedenste Mann, wie der Egoist, der mehr sucht als Freiheit und anderer Menschen Glück und Wohlergehen. Die vielfach verwirrten, verbildeten, verweichlichten und überzuckerten Thierchen aus der erhabenen, gebildeten Classe Deutschlands, diese Aergernisse, weil sie ohne Kern sind, diese müssen ohne Warmherzigkeit hier verhungern. Es schaudert Einem die Haut, wenn man die edeln deutschen Brüder in die neue Welt einziehen sieht. Die Pforte ist himmelhoch und doch bücken sie die Köpfe nieder wie Gänse, wenn sie unter einem Scheunthor durchgehen. Dem dritten Theile aller Einwandrer wird der Geldbeutel abgenommen, weil

ſie ſie nicht ſelbſtändig verſtehen und ſich in ſelbſtnene Vorſtellungen verlieren, ſo ſie hierinnen ihrentwegen getreuet und ſich zu ihnen zugethan haben."

Dieſe ganze Klaſſe (ſo lang dem neueſten Briefe eines Kindermeiſters, der vor zehn Jahren mit ihnen ſtehen und ihnen Anzug ſein Unterricht verrieth und jetzt längſt im Himmlſchen iſt. Wie ſollen ſie der Bekehrung werth und ſelig werden?) verwerflichen wollen. 167.

Neueſte engliſche Romane. Deutſch von Georg Nic. Bärmann. Erſter und zweiter Band. — Auch unter dem Titel: Sitten und Gagen aus Portugal. Zwei Engliſchen der Mrs. Julia Pardoe. Leipzig, bei Fleiſcher. Sohne. Zwickau, Schumann. 1835. 16. 1 Thlr. 8 Gr.

Dieſes Buch iſt geſtaltenweiſen eine Nachahmung der „Tales of a voyager to the arctic ocean", über welchem wieder eine Nachahmung, das „Tales of a traveller" von Washington Irving waren. Dem erſtgenannten Originalwerke, das vor einen halb Jahren erſchienen hat mögen, machten ſämmtlich Kenner und Richter durch die lebendige Schilderung einer Reiſe nach den nördlichen Polarmeeren, welche begreiflicher Weiſe ſo mancherlei Intereſſe ſich erwecken muß, und durch die ſich leicht recht anmuthig leſen. Die mit der Ueberſetzung „Skizzen aus Portugal" betitelten zum guten Theile ebenfalls ein Gemiſch von Reiſebeſchreibungen und Originalungen, die ſich jedoch beſonders durch die gut eingeflochtenen Sagen, und ob ſolch von Reiſelingen etwas ſehr zu Schaden und Verdrängnisſen der Darſtellung, und von Reiſ. hat ſich ſolch ſehr bemerkt einen guten Eindruck machen, das Unterhaltendſte einer jeden Seite aufgefaßt und zu verarbeiten, und ſo ſind dieſe beiden Erſtlingsſkizzen auch Jedermann einmahnen nur höchſt erfreulich Lebensgeſtalten, aber auf das Bedürfniß heute und morgen und auf das Lebe-ausgeſtaltete Originelle anderer Art entfernen.

Der Hr. Ueberſetzer hat in ſeinem Vorworte, daß „faſt etwa einen Jahrgehalten die Romanliteratur der Engländer in unaufhaltſamen Siege Raube", und daß es wenn in der Literatur zu Strichgeſtalten erſcheinen engliſchen Romane in Deutſchland faſt gefallen, als Ueberſetzer „den Herren Lord" gegenüber haben gelaſſen. Mit welchen ihm recht mit ſeiner Ertheilung zu Ueberſetzungen der Lord-Romane, und ſeine Ueberſetzungen ſind ungemeinſchaftlich Meiſterwerke, die gegenwärtige engliſche Mittelmäßigkeit für ſich ſelbſtſtändige Erſcheinungen ſtehen, und wie aber auch beſſer bedeute, ein Originelles in mittelmäßigen und unbedeutenden Büchern, die übrigens den Beſten einen Gehalt nicht weiß zu bieten haben mögen, auch, wenn es ſeine Schuldigkeit thun mußte, nicht blos in roh und unbeſtimmten Umriſſen, wie die Hr. Ueberſetzer ſo trefflich und mit ſo ſicherem Urtheilen einen ſolchen Roman beſtehen werden und alle ſeine Hauptcharaktere ſo ausgeführt, daß ſie ſelbſt ſprechend und in ihrer Individualität und ſittlichen Eigenthümlichkeit ganz und gar auftreten. Es geht ſogar bei verſchiedenen Gelegenheiten, wo der ſonſtige Stoffe nothwendig genug verſtehen, um ein in derſelben per interpolirung erſcheinenden Stoff in ihrer eigenen Leichtigkeit und geſchmeidigen, eine Seite immer mehr entwickelnde Wege, bei man nachgeſehen erfolgreich weiß, um die weiblichen und ihren perſönlichkeiten, Freiheiten Zuſprüche an ſie zu finden. Die ſich ihre Reiſeruth weiß auf ihn beiden Seite z. B. gewinnen, daß ihn Liebenſpiel ſelbſt ſchreiben zu ſehr Geſchmack zeigen, wie bis ins Einzelnſte ſpielenden Incent der Reiſ. angeſchaut, den portugieſiſchen Romanzonen, in jener eigenen portugieſiſchen Weiſe auch ſolche Worte in ihren Text einzuweben und in unſere angeführten Worten zu erklären, welche Incent ſich gewonnen eine ſo Harmuf auf einer Geſellſchaft wiederholt mit dem Feſte auf die Dauer in der Zeit unerträglich wird. 51.

Notizen.

Wieder hat man für uns merkwürdigſte Geſpräch bei unſerſchen Wissenſchaftsmuſeum mit bekannten Autoren Wagner, der in ſeinen Schriften Gedanken ſich ſo ſehr ſtark ſpricht, wie im Leben und Lesen Gegen gedenken ſeiner Werke. Wenn Wagner ſich ſelbſt ſo ſehr ſtark ſpricht, wie Jeder, der ſeine Schriften kennt,

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Italienische Literatur.

In meinem Verlage erschien und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Torquato Tasso's

befreites Jerusalem

übersetzt von

Karl Streckfuß.

Zwei Bände. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Von der ersten Ausgabe in gr. 8., mit dem Originaltext gegenüber, sind noch Exemplare zu dem ermäßigten Preise von 1 Thlr. 12 Gr. zu erhalten.

Früher erschienen:

Dante Alighieri, Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. Dritte sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit einem Titelkupfer (Dante's Bildniß) und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. 1832. Gr. 8. 3 Thlr.

Dessen Lyrische Gedichte. Italienisch und Deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer. 1827. Gr. 8. Früherer Preis 2 Thlr. 8 Gr., jetzt 1 Thlr.

Petrarca's (**Francesco**) sämmtliche Canzonen, Ballaten und Triumphe, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Zweite verbesserte Auflage. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im October 1835.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Ludwig Timotheus Frhrn. v. Spittler's

sämmtliche Werke,

herausgegeben

durch dessen Schwiegersohn, den vortragenden Rath im königl. würtembergischen Justizministerium, Mitglied des Geheimenraths, Ober-Tribunalrath

von Wächter.

6ter, 7ter und 8ter Band.

Preis 10 Fl., oder 5 Thlr. 18 Gr.

Die genannten drei Bände bilden die dritte Lieferung der sämmtlichen Werke eines Schriftstellers, den Deutschland seinen historischen Classikern beizählt. In den bisher erschienenen zwei Lieferungen finden sich: 1) Die Geschichte des kanonischen Rechts, vermehrt durch ein (in v. Savigny's Gesch. d. röm. Rechts im MA., 2te Ausg., als trefflich bezeichnetes) Fragment eines zweiten Theils, welches jene Geschichte bis auf Gratian herabführt und namentlich eine interessante Darstellung der Geschichte des Pönitentiar-Systems gibt; 2) der Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche; 3) die europäische Staatengeschichte mit handschriftlich hinterlassenen Zusätzen des Verfassers, 2 Bände; 4) die Geschichte der dänischen Revolution von 1660; 5) die Geschichte Würtembergs; 6) die Vorlesungen über Politik, aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben. Die vorliegende dritte Lieferung enthält nun 7) eine mit vielen handschriftlich zurückgelassenen Zusätzen des Verfassers vermehrte und verbesserte neue Auflage der Geschichte Hanovers, in 2 Bänden, und 8) den ersten Theil der vermischten Schriften über Theologie, Kirchengeschichte und Kirchenrecht. Mit diesem Theile beginnt denn zugleich die Sammlung der kleinern Spittler'schen Schriften und zwar diejenige Abtheilung derselben, welche die Fächer, in denen Spittler am frühesten wirkte, umfaßt. Es wird diese ungefähr auf drei Bände berechnete Abtheilung, sowie die folgenden Abtheilungen, auch abgesondert abgegeben und so, schon dem ursprünglichen Plane des Herausgebers und der Verlagshandlung gemäß, den Wünschen derjenigen Leser entsprochen werden, welche die in vielen Zeitschriften, Sammlungen von Societätsschriften u. s. w., zerstreuten,

um Theil auch einzeln herausgekommenen und durch ihre Zerstreutheit fast in Vergessenheit gerathenen Schriften, ohne die größern Werke, zu besitzen wünschen. Unter den sechszehn, großentheils durch den dem Verfasser eigenthümlichen tiefen Forschungsgeist und die umfassendsten historischen Studien ausgezeichneten Abhandlungen, welche der erwähnte erste Theil enthält, erlauben wir uns nur folgende hervorzuheben: kritische Untersuchung des 60. Laodicäischen Kanons; kritische Untersuchung der Sardicensischen Schlüsse; Entdeckung des wahren Verfassers der Angitramnischen Capitel; Betrachtungen über die Vortheile, welche der Klerus dem mittlern Zeitalter brachte; Beiträge zur Geschichte Gratian's und seines Decrets; Geschichte des Kelchs im Abendmahl; kritische Geschichte der Eusebischen Chronik u. s. w. Die vierte Lieferung wird rasch folgen und das ganze Unternehmen im Laufe des nächsten Jahres vollends beendigt werden.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neue sehr verbesserte Auflagen ausgezeichneter wissenschaftlicher Werke.

J. J. Berzelius, Lehrbuch der Chemie.
3te umgearbeitete Auflage, 5ter Band in 4 Heften. Prän.-Pr. bis Ende d. J. 2 Thlr. Ladenpreis 3 Thlr.

H. Cotta (Oberforstrath), Anweisung zum Waldbau.
Fünfte verbesserte Auflage, herausg. von A. Cotta. Mit des Verfassers Bildniß. Gr. 8. Velinp. Prän.-Pr. bis Ende d. J. 2 Thlr. 6 Gr. Ladenpreis 2 Thlr. 18 Gr.

Dr. S. Hahnemann, Die chronischen Krankheiten,
ihre eigenthümliche Natur und homöopathische Heilung. Erster und zweiter Band. Zweite sehr vermehrte Auflage. Gr. 8. Velinp. Prän.-Pr. bis Ende d. J. 3 Thlr.

Von
G. S. Hörnig, (Baucommissar) ist der 5te und 6te Heft der
Sammlung praktischer Zimmerrisse,
theils ausgeführter, theils für verschiedene Zwecke entworfener Baugegenstände,
mit 12 großen Steindrucktafeln erschienen und für 2 Thlr. 12 Gr. im Prän.-Pr. zu bekommen. Alle sechs Hefte kosten bis Ende d. J. 7 Thlr. 12 Gr. Der nachherige Ladenpreis beträgt 9 Thlr.

Arnold'sche Buchhandlung.

Die Unterzeichnete erlaubt sich den Reisenden nachstehendes, in ihrem Verlage erschienenes Werk in Erinnerung zu bringen:

Der Bodensee
nebst dem
Rheinthal von St.-Luziensteig bis Rheinegg.
Ein Handbuch
für
Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie
von
Gustav Schwab.
Mit 2 Karten.

Preis 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr. 4 Gr.

Dieses Handbuch zerfällt in vier Hauptabschnitte: I. Landschaftliches. II. Geschichtliches. III. Topographisches. IV. Gedichte. Anhang. Die Fahrten beider Dampfschiffe. Durch ein vollständiges Register wird die Brauchbarkeit dieses Buches noch erhöht.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

SUBSCRIPTIONS-EINLADUNG.

Soeben ist erschienen:

Die
Classischen Stellen
der
SCHWEIZ
und deren Hauptorte
in Original-Ansichten dargestellt,
gezeichnet von Gustav Adolf Müller, auf Stahl gestochen von Henry Winkles und andern ausgezeichneten englischen Künstlern.
Mit Erläuterungen
von
HEINRICH ZSCHOKKE.

Erste Lieferung.

Als Bürgschaft für den hohen literarischen Werth des Werks nennen wir nur den Namen **Zschokke**, er machte die Bearbeitung des Textes zur Hauptarbeit seines literarischen Wirkens während der letzten Jahre.

Nur im festen Vertrauen auf allgemeine Theilnahme des deutschen Publicums konnten wir diese Unternehmung wagen; wir befürchten nicht in unsern Erwartungen getäuscht zu werden!

Das Werk wird sämmtliche Cantone der Schweiz umfassen und in 24 monatlichen Lieferungen vollendet werden. Der Preis der Lieferung in Royal-Octav, mit drei Stahlstichen und einem Bogen Text auf Velinpapier ist 8 Gr., der Prachtausgabe in Royal-Quart mit Abdrücken auf chinesisches Papier 16 Gr.

Subscribentensammler erhalten bei 12 bezahlten Exemplaren *eines frei!*

Eine französische Uebersetzung ist bei uns vorbereitet und erscheint davon nächstens das erste Heft.

Carlsruhe und Leipzig, im Septbr. 1835.

Kunstverlag, *W. Creuzbauer.*

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes an.

Bei Unterzeichnetem sind in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte
von
Friedrich Graf Hochenegg.

8. Brosch. 16 Gr. — 1 Fl. 12 Kr. Auf feines Velinpapier 1 Thlr. — 1 Fl. 30 Kr.

Stuttgart, im September 1835.

F. H. Köhler.

Soeben ist erschienen:

Die ersten Lehren der Muttersprache.
Für
deutsche Kinder in Bürger- und Volksschulen; in Fragen und Antworten.
Von
Michael Desaga.
5 Gr. Sächs., oder 18 Kr. Rhein.

Der verdienstvolle Herr Verfasser hat hier den directen Wünschen vieler Elementarlehrer nachgegeben, die allgemein anerkannten Grundsätze seiner Sprachlehre so zusammenzustellen, daß

sie in der Hand der Kinder, erleichternd für Lehrer und Schüler, und für die letztern doppelt fruchtbar angewendet werden können. Er hat sich, wie mit seinen übrigen Schriften, hierdurch gewiß einen desto größern Dank erworben, je schwieriger die Aufgabe ist, hier das richtige Maß zu finden, die er nun so glücklich gelöst hat.

Das Werkchen bildet zugleich den ersten Theil des

Elementarbuchs der unentbehrlichsten Kenntnisse

für die Anfangsclassen der Stadt- und Landschulen.

Von

Michael Wesaga.

Heidelberg, im September 1835.

August Oßwald's Universitätsbuchhandlung.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Rafael

als

Mensch und Künstler.

Dargestellt

von

Dr. G. K. Nagler.

Mit Rafael's Bildniß.

Gr. 8. 1835. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Kein Künstler der neuern Zeit hat die allgemeine Aufmerksamkeit und die Bewunderung in so hohem Grad auf sich gezogen als Rafael. Was sich in Schriften des In- und Auslandes an biographischen und artistischen Nachrichten über diesen Künstler zerstreut findet, hat der rühmlich bekannte Verfasser in diesem Buche vereinigt, das den Kunstfreund mit dem Leben und künstlerischen Wirken Rafael's ausführlich bekannt macht.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Elementarisches Handbuch

der industriellen

Physik, Mechanik und Hydraulik,

von

Dr. Christoph Bernoulli,

Professor in Basel.

Zweiter Band:

Industrielle Mechanik und industrielle Hydraulik enthaltend.

Mit 11 Steindrucktafeln.

Preis 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr. 4 Gr.

Inhalt: I. Allgemeine Mechanik: Von den bewegenden Kräften. Einfluß des Schwerpunktes auf die Bewegungen. Mechanische Potenzen. Von den vornehmsten Organen der Maschinen. Hindernisse der Bewegung. II. Angewandte Mechanik oder Maschinenlehre: Von den hebelartigen Werkzeugen. Wagen. Anwendung der Rollen. Stirnräder. Räderwerke. Von den Haspeln und Winden. Von Rollwalzen und Walzwerken. Von den Zahnwerken. Schiefe, Fläche und Keil. Von den Schrauben. Sperr- und Stoßräder. Organe zur Umwandelung rotirender Bewegungen in hin- und hergehenden Maschinen, bei denen der Stoß fallender Körper wirkt. Verwendung federnder Körper. — Industrielle Hydraulik. Druck, den Wasserröhren erleiden, und nöthige Stärke derselben. Verhalten und Bewegung schwimmender Körper. Ueber den Wasserzug eines Schiffes. Widerstand, den ein schwimmender Körper zu überwinden hat. Bewegung des Wassers in Flußbetten. Ausfluß des Wassers aus Oeffnungen. Ausfluß aus einer oben offenen Oeffnung. Ausfluß aus Gefäßen ohne Zufluß. Ausfluß in andere Behälter. Bewegung des Wassers in langen Röhren. Vorrichtungen, um mechanisch das Wasser zu heben. Saug- und Druckpumpen. Von den Druckpumpen. Von den Feuerspritzen. Von der hydromechanischen Presse. Vom Stoße des Wassers. Oberschlächtige Wasserräder. Unterschlächtige Wasserräder. Vom Stoßheber.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neueste

Geographie

oder

Abriß der mathematischen, physischen und politischen Erdkunde

nach

den neuesten Bestimmungen und Entdeckungen.

Für

Schule und Haus,

von

Pr. Bames.

Mit einem Atlas von 30 Karten.

Quer 4. Broschirt. 2 Thlr. — 3 Fl. 36 Kr.

Stuttgart, im September 1835.

F. H. Köhler.

Bei W. Engelmann in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Diana von Cinq Mars

oder

der Eid.

Eine historische Erzählung

von

J. Satori.

8. 1835. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Die bekannte anziehende Darstellungsweise der Verfasserin wird gewiß auch diesem neuesten Producte derselben so zahlreiche Freunde gewinnen, als ihre frühern Arbeiten sich solcher erfreuen.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen auf

Suabedissen, Die Grundzüge der Metaphysik,

Beckhaus, Bücherkunde der Kirchengeschichte,

Subscription an und haben ausführliche Anzeigen darüber vorräthig.

Die Verlaghandlung des G. Elwert zu Marburg.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Schauspiele

von

Eduard von Schenk.

Dritter Theil.

Inhalt: Die Krone von Cypern. Alte und neue Kunst. Ahnen und Enkel. Die Griechen in Nürnberg.

Velinpapier. In Umschlag broschirt. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Eben ist erschienen und in Commission bei Friedrich Fleischer in Leipzig zu haben:

Die Philosophie der Hindu. Vaedanta-Sara von Sadananda sanskrit und deutsch zum erstenmale übersetzt und mit Anmerkungen und Anzeigen aus den Scholien des *Rama-Krishna-Tirthu* begleitet von Dr. *Othmar Frank*, Professor etc. zu München. 4. Preis 3 Thlr. 8 Gr.

In dieser Schrift wird ein in Deutschland neues Gebiet der Philosophie und ihrer Geschichte aus einem vorzüglichen Sanskritwerke in einem vollständigen Grundrisse dargestellt. Dieselbe erklärt nicht etwa blos die abstracte Ansicht eines Mannes, sondern setzt den Inhalt und das Wesen des ganzen geistigen Lebens eines grossen alten Volkes auseinander, wozu die andern philosophischen Systeme nur als einzelne Momente, Stufen hierzu oder Abweichungen davon zu betrachten sind. Auch für die Sanskritunkundigen ist in derselben wie für den Kundigen gesorgt.

Bei Ch. E. Kollmann in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ein

Theaterabend.

Dramatische Studien

von

Friedrich Peucer.

8. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

1) Die Familie Riquebour, Schauspiel in einem Aufzuge.
2) Scherz und Verlegenheit, Posse in zwei Aufzügen.
3) Jedes für sich, Schauspiel in drei Aufzügen.

Die bekannten Vorzüge dieses als Uebersetzer, Dichter und Stylist ausgezeichneten Schriftstellers bewähren sich auch in diesem neuesten Ergebniß seiner Muse. Besonderes Interesse wird auch die Vorrede (S. I—XXXII) erregen, die über das Verhältniß des Staatsbeamten zur Literatur, die Ehe ꝛc. überraschende Ansichten aufstellt.

Der Borkenkäfer.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Forstkäfer,

oder

vollständige Naturgeschichte der vorzüglichsten, den Gebirgsforsten schädlichen Insekten,

hauptsächlich

der Borkenkäfer

mit Angabe der Mittel zu ihrer Vertilgung

von

Ernst Thiersch,

k. sächs. Oberförster in Eibenstock, und mehrer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Mit 2 Kupfertafeln.

Preis 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

Inhalt: Der gemeine Borkenkäfer. (Bostrichus typographus, *Fabr.*) Der Fichtenborkenkäfer. (Hylesinus piniperda, *Fabr.*) Der Lerchenborkenkäfer. (Bostrichus laricis, *Fabr.*) Der Tannenborkenkäfer. (Bostrichus abietiperda, *mihi.*) Der Kupferstecherborkenkäfer. (Bostrichus chalcographus, *Fabr.*) Der Fichtenrüsselkäfer. (Curculio pini, *Linn.*) Der ausspähende Bockdornkäfer. (Rhagium Inquisitor, *Fabr.*) Der Kiefernadelkäfer. (Luperus Pinicola, *Ander.*) Der Fichtenblattfänger. (Chermes abietis, *Linn.*) Holzwespe (Sirex), auch Schwarzwespe, Holzfliege genannt. Der Fichtenwickler. (Phalaena [Tortrix] pinetana, *Hübn.*) Der Tannenzapfenwickler. (Phalaena [Tortrix] strobilana, *Hübn.*)

Da in mehren Theilen des würtembergischen und badischen Schwarzwaldes der Borkenkäfer nicht unbedeutende Verheerungen angerichtet, und noch ferner anzurichten droht, so glaubt die Unterzeichnete auf das vorstehende Werk von Neuem aufmerksam machen zu sollen.

Stuttgart und Tübingen, im August 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Braunschweig, bei G. C. E. Meyer sen. ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Handbuch der politischen Erdbeschreibung. Nach Adrian Balbi's „Abrégé de Géographie redigé sur un nouveau plan" für Deutschland frei bearbeitet, und namentlich in Hinsicht auf Topographie, Handels- und Militairgeographie vervollständigt von Dr. **K. Andree.** 2 Bände. Gr. Lexikonoctavformat, auf feinem engl. Velinpapier gedruckt. Der 1ste Band enthält auf 64 enggedruckten Bogen die Einleitung und Europa. Der 2te Band auf 54 ebenfalls enggedruckten Bogen die übrigen Erdtheile. Preis, cartonnirt 5 Thlr. netto.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Michel Angelo Buonarotti.

Eine Skizze

von

Dr. **G. K. Nagler.**

(Aus dessen allgemeinem Künstlerlexikon besonders abgedruckt.)

Gr. 8. 1835. Geheftet. 6 Gr., oder 24 Kr.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

RHETORES GRAECI

EX

CODICIBUS FLORENTINIS MEDIOLANENSIBUS MONACENSIBUS NEAPOLITANIS PARISIENSIBUS ROMANIS VENETIS TAURINENSIBUS ET VINDOBONENSIBUS

EMENDATIORES ET AUCTIORES EDIDIT

SUIS ALIORUMQUE ANNOTATIONIBUS INSTRUXIT INDICIBUS LOCUPLETISSIMOS ADIECIT

CHRISTIANUS WALZ

PROFESSOR TUBINGENSIS.

VOL. II.

Preis auf Schreibpap. 7 Fl. 24 Kr., oder 4 Thlr. 8 Gr.
Druckpapier 5 Fl. 12 Kr., oder 3 Thlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und versandt:

Gedichte

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Mit Karten.

Herausgegeben von

Dr. **E. Widenmann**, Redacteur des Auslandes,

und

Dr. **H. Hauff**, Redacteur des Morgenblattes.

Dritte und vierte Lieferung.

Inhalt der dritten Lieferung:

Alexander Burnes'

Reisen in Indien und Bukhara.

Erster Band.

Mit einer Abbildung.

I. Gesandtschaftsreise nach Lahur und Fahrt den Indus hinauf: Veranlassung der Reise. Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche die Eifersucht der Emirs von Sind der Fahrt auf dem Indus entgegenstellten. Reise von Tatta nach Heiderabad. Reise nach Bakkar. Das Land Bhawal Khan's. Reise durch das Land der Sikhs. Lahur. — II. Reise nach Bukhara: Reise nach Lahur und Aufenthalt daselbst. Herrn Court's Instructionen zur Weiterreise. Reise durch den Pentschab an den Indus. Peschawer. Reise nach Kabul. Kabul. Reise über den Hindukusch. Ernste Verlegenheiten. Reise nach Khunduz. Balkh. Bukhara. Aufenthalt im Königreiche Bukhara. Reise in der Wüste der Turkomanen. Kharasan. Reise unter den Turkomanen des kaspischen Meers. Reise durch Persien.

Inhalt der vierten Lieferung:

Ausflug auf die Prairien

zwischen dem Kaukasus und dem Red-river,

von

Washington Irving.

Preis der dritten Lieferung 1 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

— — vierten — 1 Fl., oder 16 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben das 3te und 4te Stück von:

Bley, Dr. *L. F.*, Fortschritte und neue Entdeckungen im Gebiete der Chemie und Pharmacie und der damit verbundenen Hülfswissenschaften für Chemiker, Apotheker, Techniker, Künstler, Fabrikanten und Alle, welche sich für diese Wissenschaften interessiren und aus ihren Fortschritten Nutzen ziehen wollen. Erste Abth. A. u. d. T.: Versuch einer wissenschaftlichen Würdigung der Chemie und Pharmacie auf ihrem jetzigen Standpunkte, oder Beleuchtung der Frage: Was haben diese Wissenschaften seit Ende des 18ten Jahrh. geleistet? Zugleich als Beitrag zur Geschichte dieser Wissenschaften. 1sten

Bnds. 3tes u. 4tes Heft. Gr. 8. Halle, Kümmel. Geh. 1 Thlr. 12 Gr. Schreibpap. 1 Thlr. 16 Gr. Velinpap. 2 Thlr.

Das 4te Stück wird in drei Wochen nachgeliefert. Dies in den Recensionen sehr belobte Werk gewinnt mit jedem neuen Heft an Interesse, indem es sich den neuen Perioden der Wissenschaft nähert. Die ausführliche erste Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Der Verleger.

Preisherabsetzung.

Die in meinem Verlage erschienene

Bibliothek classischer Romane

und

Novellen des Auslandes.

Mit biographisch-literarischen Einleitungen.

22 Bände. Gr. 12. 1825—30. Geh.

erfreute sich bei der Gediegenheit der darin aufgenommenen Erzeugnisse und deren sorgfältiger Uebersetzung einer sehr günstigen Aufnahme. Durch die Ausdehnung, welche diese Bibliothek gewonnen hat, ist ihr an sich so niedriger Preis doch so gestiegen, daß mancher unbemittelte Freund dieser Literatur auf deren Ankauf verzichtete. Ich habe mich daher bewogen gefunden, den Preis für ein vollständiges Exemplar dieser 22 Bände von 13 Thlr. 5 Gr. auf acht Thaler zu ermäßigen, einzelne Romane jedoch nur zu nachstehenden Preisen wie bisher zu verkaufen:

I—IV. Don Quixote von Cervantes, übersetzt von Soltau. 2 Thlr. 12 Gr. — V. Landprediger von Wakefield von Goldsmith, übersetzt von Oelsnitz. Zweite Auflage. 15 Gr. — VI—IX. Gil Blas von Le Sage. 2 Thlr. — X. Leben des Erzschelms von Quevedo, übersetzt von Keil. 12 Gr. — XI—XIV. Tom Jones von Fielding, übersetzt von Lüdemann. 2 Thlr. 12 Gr. — XV. Niels Klim von Holberg, übersetzt von Wolf. 15 Gr. — XVI. Ortis von Foscolo, übersetzt von Lautsch. 15 Gr. — XVII—XIX. Delphine von Staël, übersetzt von Gleich. 1 Thlr. 20 Gr. — XX—XXII. Dekameron von Boccaccio. 2 Thlr.

Leipzig, im September 1835.

F. A. Brockhaus.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Handbuch der Physik

von

Johann Ph. Neumann,

Professor am k. k. polytechnischen Institute in Wien.

Zweiter Band.

Mit zwölf Kupfertafeln.

Zweite, bedeutend geänderte und vermehrte Auflage.

Gr. 8. Wien 1835.

Seitenzahl: XVI und 748. Preis 4 Thlr. Sächs.

Dieses Handbuch ist in der gegenwärtigen Ausgabe durch so viele wichtige Aenderungen und Bereicherungen zu einem ganz neuen, dem nunmehrigen Zustande der Naturwissenschaft angemessenen Werke umgestaltet worden. Es ist übrigens dasselbe keineswegs ein kurzes, etwa blos als Leitfaden für Vorträge über Physik dienendes Buch oder sogenanntes Compendium, sondern eignet sich durch seine Ausführlichkeit und praktische Tendenz vorzüglich zum Nachlesen und Selbstunterrichte. Schon deshalb dürfte der neu gewählte Titel „Handbuch" dem Wesen desselben mehr entsprechen als der Name „Lehrbuch", der ihm bei seiner ersten Erscheinung geworden ist. Ueber den literarischen Werth desselben findet die Verlagshandlung es um so weniger nöthig, irgend eine Lobrede zu halten, da es bereits in der frühern Auflage von so vielen competenten Richtern als ein vorzügliches, ebenso durch Gründlichkeit und Vollständigkeit als auch durch lichtvolle und faßliche Darstellung sich auszeichnendes Werk öffentlich anerkannt worden ist. Beurtheilende Aussprüche darüber finden sich sowol als gelegentliche Aeußerungen in den Werken sehr verschiedener Gelehrten (wie z. B. von Göthe, Helin, Kastner, Fischer, Müllner u. A.), als auch in eigentlichen Recensionen in vielen in- und ausländischen Zeitschriften (z. B. in den Göttinger gel. Anzeigen, im Hermes, im Leipziger Conversationsblatte, in der Jenaer Allg. Literaturzeitung, im Repertorium der in- und ausländischen Literatur, in Dingler's Polyt. Journal, in der Bibliot. italiana u. s. w.). Wo nun so viele Urtheile so sehr übereinstimmen, verschwindet auch der entfernteste Schein einer parteiischen Würdigung; und man kann mit vollem Grunde behaupten, daß dieses Handbuch ebenso durch die ersteren jener oben erwähnten Eigenschaften einem jeden die wissenschaftliche Strenge liebenden Leser, wie auch durch seine seltene, aber keineswegs auf Kosten der Gründlichkeit oder durch Hinweglassung des Schwierigen erreichte Faßlichkeit jedem auch weniger mit Vorkenntnissen ausgerüsteten Freunde des Naturstudiums, und nicht weniger durch die überall berücksichtigte Anwendbarkeit der wissenschaftlichen Lehren auf bestimmte Zwecke gleichfalls jedem Praktiker sich von selbst anempfehle. Eigens glauben wir, alle Liebhaber der Physik auf die lichtvolle Darstellung so vieler ganz neuen Entdeckungen, wie z. B. auf die wunderbaren gegenseitigen Wirkungen der Elektricität und des Magnetismus, auf neu entdeckte Erscheinungen des Lichtes u. d. m. aufmerksam machen zu müssen.

Ueber Kometen.

Von

J. J. Littrow,

Director der Sternwarte und Professor der Astronomie an der k. k. Universität in Wien.

Mit einem Anhange über den im Jahre 1835 erscheinenden

Halley'schen Kometen

von

Karl Ludwig Littrow,

Assistenten an derselben Sternwarte.

Neue Auflage.

Mit zwei lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Wien 1835.

In Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr. Sächs.

Die vorliegende Schrift verdankt ihre Entstehung ursprünglich der allgemeinen Besorgniß, mit der man im Jahre 1832 einer Erscheinung des Biela'schen Kometen entgegensah.

Hat nun gleich eine ähnliche und noch weniger begründete Furcht, mit der man eine geraume Weile hindurch auch die Wiederkunft des Halley'schen Kometen im Jahre 1835 betrachtete, sich schon beinahe ganz verloren, so ist doch das Interesse des Publicums für Alles, was Kometen betrifft, ebenso rege, daß eine neue Auflage gegenwärtiger Schrift sehr zeitgemäß schien.

Um diesem Zwecke vollends zu entsprechen, wurde Hr. Karl Ludwig Littrow, der dem Publicum bereits durch seine, im vorigen Jahre erschienenen „Beiträge zu einer Monographie des Halley'schen Kometen", als mit dem Gegenstande vollkommen vertraut bekannt ist, von der Verlagshandlung veranlaßt, in einem eignen Anhange die Geschichte des Halley'schen Kometen und die Erscheinung desselben im gegenwärtigen Jahre voll-

ständiger zu behandeln, als dies in der vorliegenden, ursprünglich in anderer Absicht geschriebenen Broschüre geschehen war.

Da der Hr. Verfasser des Anhanges eine ganz neue Darstellung seines Gegenstandes versucht, und den Leser mit manchen, bisher unbekannten Notizen bekannt macht, so sieht man mit Recht derselben gütigen Aufnahme dieser neuen Auflage entgegen, deren sich die vorliegende Schrift bei ihrem ersten Erscheinen zu erfreuen hatte.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Das Familienwesen,

oder

Forschungen über seine Natur, Geschichte und Rechtsverhältnisse.

von

R. Bosse,

herzogl. braunschweig. Staatsrath ꝛc.

In Umschlag broschirt. Preis 2 Fl., oder 1 Thlr. 4 Gr.

Inhalt: I. Die Lebensberechnung. Das Allgemeine. Das Fruchtleben. Das Säuglingsleben. Das selbständige Leben. II. Die Geschichte. Der Urstammbaum. Die Afrikaner. Die Araber. Die Juden. Die Griechen und Römer. Die Scythen. Die Germanen. Die europäischen Staaten. Die Tartaren. Die Chinesen. Die Hindus. Die arabischen Zustände. Die europäischen Zustände. Wo lebt das Volk am besten und am längsten? III. Die Berechnung der Familienordnung. Der Grundriß. Die Formen der Ehe. Die gegenseitige Beschränkung der Familien. Die Volksvergliederung nach der Familienordnung. IV. Das vollkommene Bild und Abbilder. Das Gesammtbild. Die chinesischen Gegenbilder. Die erloschenen Königsfamilien in Frankreich. Die englische Familienverfassung. V. Die Ergebnisse der Untersuchung. Der Wirkungskreis der Staatsgesetze für die Familienordnung. Die Folgen der Staatsgesetze. Die naturgesetzlichen Bestimmungen. Die Gemeinschaft der Familiengewalt. Die Vergliederung der Familiengewalt mit der Staatsgewalt.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In Friedr. Volke's Buchhandlung

in Wien ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Principia

PATHOLOGIAE AC THERAPIAE

specialis medicae,

usui academico adcommodata,

auctore

J. N. Nob. de Raimann.

Editio latina. 2 volum. 8. maj. 72 Bogen. Preis 8 Fl.

Dieses Werk umfaßt in 2 Bänden die gewöhnlich in das Gebiet des Arztes gewiesenen Krankheiten. Es enthält in sechs Classen die Fieber, Entzündungen, Hautausschläge, Kacherien, Ab- und Aussonderungs- und Nervenkrankheiten, und handelt dieselben vorher im Allgemeinen, dann ihre einzelnen Arten und Unterarten, in Bezug auf verläßliche Erkennung, richtige Beurtheilung und Vorhersage und gründliche Behandlung ab.

Der als Schriftsteller und erfahrener Arzt hochgeschätzte Herr Verfasser, durch 17 Jahre gewesener klinischer Professor, und über 10 Jahre zugleich Director des allgemeinen Krankenhauses in Wien, hat dieses Werk nach seinem „Handbuche der speciellen medicinischen Pathologie und Therapie" bearbeitet, welches zum Beweise seines vorzüglichen wissenschaftlichen und praktischen Werthes an vielen höhern Lehranstalten im In- und Auslande als Lehrbuch benutzt wird, in andere Sprachen übersetzt wurde, und von welchem bereits die vierte vermehrte und verbesserte Auflage im Jahre 1831 in 2 Bänden bei uns erschienen ist. Von Freunden und Professoren dringend aufgefodert, besorgte derselbe die vorliegende lateinische Ausgabe, nicht nur um Professoren, welche die praktische Medicin in lateinischer Sprache zu lehren haben, einen durch Gründlichkeit, Deutlichkeit und Kürze sich vor ähnlichen, jedoch zu weitläufigen Werken hierzu besonders eignenden Leitfaden, sowie Studirenden ein mit dem Nöthigen und Wissenswerthen der praktischen Medicin ausgestattetes Compendium zu liefern, sondern auch, um durch die den Aerzten aller gebildeten Nationen verständliche lateinische Sprache seinen praktischen Grundsätzen und Lehren einen erweiterten Wirkungskreis zu eröffnen. Denn gewiß wird dieses Compendium auch praktischen Aerzten, denen zur Lesung bändereicher Werke es nicht selten an der erfoderlichen Zeit gebricht, als verläßlicher Rathgeber und Führer willkommen und nützlich sein.

Diese lateinische Ausgabe hält sich zwar hinsichtlich ihres Inhalts, der systematischen Eintheilung, und Anordnung der Krankheiten, und der gediegenen Erfahrungsgrundsätze, in der Bearbeitung dem Wesentlichen nach an die erwähnte vierte Auflage des deutschen Handbuches, sie ist aber mit mehren wichtigen Zusätzen und Verbesserungen, mit einigen neu hinzugekommenen Artikeln und mit der ausgewählten neuesten Literatur bereichert.

Die Darstellung zeichnet sich durch Gründlichkeit und Bündigkeit ohne Beeinträchtigung der nöthigen Vollständigkeit aus; sie ist von Hypothesenflitter und Modeschwindel gleich weit entfernt, die Schreibart in reinem gediegenen Latein, fließend, klar und verständlich.

Nach diesen Andeutungen glaubt die Verlagshandlung das vorbenannte Werk insbesondere Professoren und Candidaten der praktischen Medicin, aber auch praktischen Aerzten mit vollem Grunde empfehlen zu können. Für eine würdige typographische Ausstattung hat sie gleichfalls gesorgt.

Bei Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Akustik.

Vom

Professor Weber in Göttingen.

Geh. Preis 4 Gr. — 18 Kr.

Stuttgart, im September 1835.

F. H. Köhler.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Die

materiellen Grundlagen

und

sittlichen Foderungen

der

europäischen Kultur,

von

Karl Arnd.

Preis 3 Fl. 12 Kr., oder 2 Thlr.

Inhalt: Begründung. Die Volkswirthschaft. Natur der Werthe. Naturgesetze der Production. Die Bodenfläche. Die Urproduction. Die Gewerbsproduction. Der Handel. Die mittelbare Production. Einwirkung der Production auf die Bevölkerung. Vertheilung der materiellen Güter. Verwendung der materiellen Güter. Die staatswirthschaftlichen Systeme. Die Staatsverwaltung. Einwirkung der Regierung auf die Urproduction, auf die Gewerbe, auf den Handel, auf die Bevölkerung, auf die Geistesentwickelung und auf das Ehrgefühl. Die Rechtspflege. Die bewaffnete Macht. Der Staatshaushalt. Die Staatsverfassung.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neuestes Werk des Herrn Professor Nösselt.

Lehrbuch der deutschen Literatur
für
das weibliche Geschlecht,
besonders
für höhere Töchterschulen.
Von
Friedrich Nöffelt.

4 Bände. Gr. 8. Breslau, im Verlage bei Josef Max und Comp. Preis 4 Thlr. 10 Gr.

Obiges Werk hat zum Zweck: 1) die verschiedenen Arten des poetischen und prosaischen Ausdrucks auseinanderzusetzen und durch passende Musterstellen zu belegen; 2) das heranwachsende weibliche Geschlecht mit dem Gange unserer Literatur und mit den berühmtesten Schriftstellern, deren Kenntniß ihnen nöthig ist, bekannt zu machen. Ueber die Nützlichkeit des Unternehmens werden die Stimmen nicht getheilt sein, und über den Beruf des Herrn Verfassers zur Herausgabe eines solchen Werkes dürfte die zwanzigjährige Erfahrung desselben, sowol bei der Leitung einer höhern Töchterschule, als auch beim Unterrichte selbst, genügende Bürgschaft leisten. Es wird daher genanntes Werk nicht nur allen Töchterschulen zu empfehlen sein, sondern auch allen gebildeten Mädchen und Frauen überhaupt, weil es ganz dazu geeignet ist, die Kenntniß unserer Nationalliteratur, und somit die Bildung des Geistes und Herzens zu fördern. Aus diesem Grunde wird sich dasselbe auch zu einem ebenso nützlichen als angenehmen Weihnachtsgeschenk vorzüglich eignen.

Im Verlage von H. Schmidt u. von Cossel's Rathsbuchhandlung zu Wismar ist erschienen:

Almanach

bei Gelegenheit der Jubelfeier der Regierung Sr. K. H. des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Mit Beiträgen von Dr. H. Francke, Friedr. Pentzlin, Dav. Russa, Amalie Schoppe, F. W. Rogge.

Ausgabe mit fünf Kupfer- und Stahlstichen und einer Titelvignette. Eleg. gebunden. In Goldschnitt. 2 Thlr. 8 Gr.

Ausgabe mit einem Kupfer und Titelvignette. Geheftet. 1 Thlr. 4 Gr.

Dramatische Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande von H. Meyer. Zweiter Jahrgang. 1 Thlr. 6 Gr.

Der erste Jahrgang ist, soweit der geringe Vorrath reicht, ebenfalls auf 1 Thlr. 6 Gr. ermäßigt.

In der C. J. Edler'schen Buchhandlung in Hanau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. **Fr. Chr. Lichtfels,**
Kurzgefaßtes und
erklärendes Handbuch

der in der deutschen Wissenschafts-, Kunst- und Umgangssprache vorkommenden Wörter aus fremden Sprachen. Ein unentbehrliches Hülfsbuch für Beamte, Fabrikanten, Kaufleute, Studirende, Zeitungsleser u. s. w., sowie für jeden Gebildeten überhaupt. 2te Aufl. In 6 Liefer. à 4 Gr., oder 18 Kr.

Dieses Wörterbuch zeichnet sich sowol durch Wortreichthum, als durch die gediegene Erklärung der darin verdeutschten Wörter vor den meisten der bereits erschienenen Fremdwörterbücher höchst vortheilhaft aus. Was sich durch den außerordentlichen Beifall, mit welchem die erste Auflage von der gebildeten Lesewelt aufgenommen worden ist, hinlänglich bewährt hat.

L. T. Freiherrn v. Spittler's
sämmtliche Werke,
herausgegeben
durch dessen Schwiegersohn, den vortragenden Rath im königl. würtembergischen Justizministerium, Mitglied des Geheimenraths, Ober-Tribunalrath
von Wächter.

Dritte Lieferung.

Von Spittler's sämmtlichen Werken ist vor Kurzem die dritte Lieferung oder 6ter bis 8ter Band, Preis 10 Fl., oder 5 Thlr. 18 Gr., erschienen und die weitern Bände werden in ununterbrochener Reihenfolge bei uns herauskommen.

Für die Besitzer der ersten und zweiten Lieferung bemerken wir zur nähern Verständigung, daß die zwei ersten Lieferungen den 1sten bis 5ten Band und einen Band unter dem speciellen Titel: Vorlesungen über Politik, enthielten. Letzterer Band gilt also nicht für den 6ten Band, sondern wird erst bei einer der folgenden Lieferungen an seinen Platz eingereiht, und einen Haupttitel erhalten.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der C. J. Edler'schen Buchhandlung in Hanau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Carové, F. W., Ueber alleinseligmachende Kirche. Zweite Ausg. Gr. 8. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

In meinem Verlage ist erschienen:

Vollständiges
Handwörterbuch
der
deutschen, französischen und englischen Sprache.

Breit-8. Elegant gebunden. 3 Thlr. 12 Gr.

Jede der drei Abtheilungen dieses Wörterbuchs:

I. Dictionnaire français-allemand-anglais. (1 Thlr.)
II. A complete Dictionary english-german-french. (2 Thlr.)
III. Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch. (1 Thlr. 8 Gr.)

ist zu dem beigesetzten Preise ebenfalls elegant gebunden besonders zu haben.

Dieses Wörterbuch zeichnet sich ebenso durch seine Vollständigkeit als typographische Einrichtung aus. Die Schönheit und Deutlichkeit der dazu verwandten englischen Lettern, noch mehr hervorgehoben durch den auf das schönste Velinpapier ausgeführten sehr saubern Druck, machen den Gebrauch dieses Lexikons sehr bequem. Auf die Correctheit ist nicht weniger eine grosse Sorgfalt verwandt; der Preis aber wird bei diesem Umfange und solchen Leistungen nur als höchst billig erscheinen.

Leipzig, im September 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften, welche für literarische Unterhaltung, Fach, sowie die Allgemeinen nebenstehenden Zeitung beigelegt, oder besonders, und besorgt die Versendungsgelegen bis Ende 1 Bl.

Bei den unendlich immer mehr um sich greifenden Uebelstande, daß die Literaturblätter auf nachstehender, in ihrem Verlag erschienene Werk wiederholt aufmerksam zu machen:

Die CHOLERA MORBUS,

ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchten Heilmethoden, ihre Eigenthümlichkeiten und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel.

Mit der Karte ihrer Verbreitungsbezirke.

Zweite vermehrte Auflage.

Von

Friedrich Schnurrer, M. D.

Leibmedicus Sr. Durchlaucht des regierenden Herrn Herzogs von Nassau.

Preis 1 Fl. 24 Xr., oder 20 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1835.

J. G. Cottasche Buchhandlung.

Shakspeare.

Den zahlreichen Freunden der Shakspeareschen Dichtung wird die Anzeige willkommen sein, daß

Shakspeare's Schauspiele, erläutert von Franz Horn. Fünf Theile. (107 Bogen.) Gr. 8. 1823—31. welche bisher 8 Thlr. kosteten, jetzt in Partie auf 4 Thlr. 12 Gr. rembligt sind.

Zugleich mache ich noch auf nachstehende Uebersetzungen aufmerksam:

Shakspeare's Schauspiele, übersetzt von Johann Heinrich Voß und dessen Söhnen Heinrich und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. 9 Bände. (3565 Bogen.) Gr. 8. 1818—29.

Subscr.-Preis 17 Thlr., jetzt 8 Thlr.

Shakspeare's Werke. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Zwei Theile. Gr. 8. 1832—33. 5 Thlr. 6 Gr.

Subscr.-Preis 3 Thlr. 16 Gr.

F. A. Brockhaus.

Neue Bücher- und Commissions-Bücher von Siegmund Schmerber in Frankfurt am Main:

Archiv für Geschichte und Literatur, herausg. von Schlosser und Bercht. Achtzehn Band. 22 Bogen. 16 Gr.

Dasselbe einzeln:

Zur Literaturgeschichte Napoleon's, von Sch. Rud. Schlosser. Dritte Abtheilung. 1 Thlr. 12 Gr.

Geschichte der Freiheit, von Wachsmuth. 4te Ausgabe. 17 Gr.

Steinbrüchen, C. C., Die Odyssee, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Zweiter Theil. Zweite Abth. 1 Thlr. 21 Gr.

Dinner, Reden über wichtige Gegenstände der Religionslehre, aus dem Engl. von Gerst. 1 Thlr. 21 Gr.

Gellert, C. F., Der Zärtliche. Lustspiel. 3 Gr.

Koch, Dr. Wilhelm, Die Lehre des Heils. Zwei Predigten, gehalten in Crefeld. 2 Gr.

Lyrische Gedichte von C. v. Meyer. 21 Gr.

Histoire de la littérature allemande jusqu'à nos jours, précédée d'un coup-d'œil rapide sur l'Allemagne. Par A. Pichler. Deux volumes. 3. 4 Thlr.

Lucchesini, Deutsches Lesebuch für die mittlere Jugendstufe. Zu gemeine Aufl. 1 Thlr. 8 Gr. Partieenpreis für Schulen 21 Gr.

A german grammar by Gesin, in boards. 1 Thlr. 8 Gr.

Wagenbuch, Johann, Reden und Predigten. Neue Auflagungen und Bearbeitungen von vier Bändigen: Dorferich Jahrgang. 1 Thlr. 8 Gr. Sprüche 21 Gr.

Geiger's de Ruyter, Abhandlung über die durch die mittelbaren Kräfte zu vollendete Schrift. 12 Gr.

Commentatio nationale. 2. ver. Gr. 8. 4 Thlr.

Die Unterredungen mit Nikodemus. 2. Aufl. Mittheilungen a. d. poln. Tagebuch. 1 Thlr.

Gemälde der Länder und Völker der Erdgeschichte. Gemälde von Deutschland. 3te—6te Lieferung. 1 Thlr. 8 Gr.

Grimm, Jacob, Deutsche Grammatik. 2. Theil. Zweite Ausgabe. 3 Thlr.

Grimm, Wilhelm, Die deutsche Heldensage. 1 Thlr. 8 Gr.

Grimm, Wilhelm, Die deutschen Sagen. 2. Theil. 1 Thlr. 8 Gr.

Grimm, Wilhelm, Irische Elfenmärchen. 1 Thlr. 8 Gr.

Grimm, Wilhelm, Kinder- und Hausmärchen. 2. Theil. 1 Thlr. 8 G

Böning. Gr. 8. Die Kirche in Bremen, nach der frühern Bedeutung der Orte und der jetzt noch in Bestehung auf die Bedürfnisse der Gegenwart. Kirchenordnung. Predigt und Gebete. Gr. 8. 3 Sgr. 12 Pf.

In Friedr. Volfe's Buchhandlung

in Minden ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Essai statistique
sur
les Bibliothèques
de Vienne,
précédé de la statistique
de la Bibliothèque impériale
comparée aux plus grands établissemens de ce genre
anciens et modernes et suivi d'un
Appendice
offrant la statistique des archives de Venise et de la Collection technologique formée par S. M. l'Empereur Ferdinand I, un coup d'œil sur le progrès de la civilisation, de l'industrie, du commerce et de la population dans la monarchie autrichienne, pendant par le tableau statistique de ces progrès des divisions administratives rédigé d'après les dernières recensemens.

Par

Adrien Balbi.

15 feuilles gr. in 8. Prix: pap. ord. 1 Fl. 20 Kr., pap. fin 1 Fl. 48 Kr.

Der Name dieses Geschriftstellers ist der literarischen Welt durch seine vielen gediegenen geographischen und statistischen Arbeiten so rühmlich bekannt, daß es der Anzeige solcher Werke, Nichts hinzuzufügen, und sich die ausgezeichnete literarische Thätigkeit desselben zu binnen Jahr selbst empfiehlt.

Daß nun auch hier ausgezeichnete Werk ist nicht einem neuen Meisterwerke, sondern auch eine Zierde der Literatur überhaupt.

Die Bibliothek, wie jedem Bibliothekar bekannt, kann Universitäten und Privatsammlungen Winke im Vorgehende mit den mehrjährigen Werken und neuen Zeitschriften leicht. Bei, vorhandene Lücken ergänzen

In der Schulz'schen Buchhandlung zu Hamm und Soest ist soeben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Der

Stockfisch-Leberthran

in

naturhistorisch-chemisch-pharmaceutischer Hinsicht,

besonders aber

seine Heilwirkungen in rheumatischen und skrophulösen Krankheitsformen.

Vom

Dr. Franz Brefeld,

königl. preuss. Physicus des Kreises Hamm etc.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 6 Sgr.

Vorstehende Monographie umfasst nicht blos in gedrängter Kürze die bisherigen Erfahrungen Anderer über den Leberthran, sondern stützt sich vorzüglich auf eine reiche Fülle eigner. Was der Schrift einen besondern und hoffentlich bleibenden Werth gibt, ist die genaue Feststellung der Indicationen und Bedingungen, unter denen der Leberthran seine ausgezeichnete Wirksamkeit in rheumatischen und skrophulösen Krankheitsformen nur äussert. Ganz neu und dem Verf. eigenthümlich sind seine Ansichten und merkwürdigen Erfahrungen über den ausgezeichneten Nutzen der äussern Anwendung des Leberthrans, besonders bei den Arthrocacen, den verschiedenen skrophulösen Ausschlagsformen, sowie in der Augenentzündung dieses Charakters, die gewiss jedem kundigen Praktiker ein lebhaftes Interesse gewähren werden.

Den Wünschen vieler resp. Literaturfreunde, welche nicht gern Ausgaben in Heften anschaffen, zu genügen, lassen wir von der

Geschichte des preuß. Staates u. Volkes,

für alle Stände bearbeitet von Dr. Ed. Heinel

nun auch eine

Ausgabe in Bänden

erscheinen, wovon der erste Band (enthaltend: die 1ste bis 7te Lieferung der Ausgabe in Heften) soeben versendet wurde, und brosch. für 1 Thlr. 18 Gr., oder 1 Thlr. 22½ Sgr., in allen Buchhandlungen zu haben ist. Die Ausgabe in Heften schreitet ebenfalls rasch vorwärts, und wird die achte Lieferung demnächst versendet.

Vielfache Beurtheilungen in den geachtetesten Zeitschriften haben den Werth dieses trefflichen Werkes bereits auf das Genügendste festgestellt, daher wir uns jedes weitern Lobes desselben enthalten.

Buchhandlung von Fr. Sam. Gerhard in Danzig.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist soeben erschienen:

MONUMENTA GERMANIAE HISTORICA inde ab anno Chr. 500 usque ad annum 1500; auspiciis Societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit Dr. Geo. Heinr. Pertz. Tomus III, oder Legum Tomus I. 153½ Bogen. Mit 5 Tafeln Handschriften-Proben. Folio.

Ausgabe Nr. I auf feinerm Velinpapier, Subscriptionspreis 13½ Thlr.

Ausgabe Nr. II auf Velinpapier, Subscriptionspreis 9 Thlr.

Dieser dritte Band der MONUMENTA bildet zugleich den ersten Band der altdeutschen Gesetze etc., und ist daher nicht nur für alle Geschichtsforscher, sondern vorzüglich auch für gelehrte Juristen von besonderm Interesse.

Die beiden ersten Bände der MONUMENTA (oder Scriptores I und II) kosten noch im Subscriptionspreise:

	Ausgabe Nr. I.	Ausgabe Nr. II.
Tom. I.	16 Thlr. 12 Gr.	11 Thlr.
- II.	21 - - -	15 -
dazu jetzt - III.	13 - 12 -	9 -
also Tom. I bis III.	51 Thlr.	35 Thlr.

Soeben ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu erhalten:

Des

Kometen neuester Weltgang.

Reise-Memoiren

herausgegeben von

Seni-Tasso,

dessen Kammerdiener.

Erste Station auf dem Stier.

Ohne Privilegium.

8. Geheftet. 8 Gr. — 12 Kr.

Unter vorstehendem Titel erscheint die Reisebeschreibung des Kometen durch den Sternenhimmel von Station zu Station. Mehr wird nicht nöthig sein zu sagen, um die Aufmerksamkeit auf dies originelle authentische Product des Kometen zu lenken. Das 2te Heft, Station Polarstern, erscheint Ende October.

Stuttgart, 14ten October 1835.

F. H. Köhler.

Schönwissenschaftliche Literatur.

Im Verlage von F. Riegel in Potsdam ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ausgewählte belletristische Schriften

von

Paul de Kock,

nach dem Französischen bearbeitet von F. Riebel und mit Vorreden begleitet von

Ludwig Rellstab.

6 Bände. Auf feinem Velinpapier und 100 Druckbogen stark: 6 Thlr.

Enthaltend: I. II. Betrogene Liebe.
III. IV. Bruder Jakob.
V. VI. Johann.

Die Verlagshandlung glaubt, daß das gebildete Publicum voraussetzen darf, diese Werke von Paul de Kock in jeder guten Leseanstalt zu finden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Entwurf

eines Straf-Gesetzbuches

für das

Königreich Würtemberg.

Mit Motiven.

Preis 1 Fl., oder 16 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Gymnasien und höhere Lehranstalten.

Im Verlage der Buchhandlung Josef Max und Comp. in Breslau ist soeben erschienen:

Die

Anfangsgründe der Logik.

Nebst einer

encyklopädischen Uebersicht der gesammten Wissenschaften.

Ein Leitfaden für das Studium der Philosophie auf höhern Lehranstalten

von

Karl Wilhelm Vetter.

Gr. 8. 1835. Preis 14 Gr., oder 1¼ Sgr.

Diejenigen Herren Professoren an höhern Lehranstalten, welche ihre Aufmerksamkeit obigem Werke zuwenden wollen, werden gewiß bald die Ueberzeugung erhalten, daß diese Logik, als höchst brauchbar und zur Einführung in Schulen zweckmäßig bearbeitet, von der öffentlichen Kritik bald anerkannt und empfohlen werden wird.

Oestreichische militairische Zeitschrift 1835.

Achtes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Der Feldzug 1797 in Deutschland. Nach östreichischen Originalquellen. — II. Der Feldzug von 1746 in den Niederlanden. Schluß des zweiten Abschnitts. Mit den Planen: 1) der Belagerung von Namur; 2) der Schlacht von Rocour. — III. Geschichte des kaiserlich östreichischen 59sten Linien-Infanterie-Regiments Großherzog Leopold von Baden. — IV. Literatur: Atlante corografico, storico e statistico del regno delle due Sicilie, eseguito litograficamente, compilato e dedicato a S. M. il rè Ferdinando II. da Benedetto Marzolla. — V. Neueste Militairveränderungen. Sechste Beilage. Notizen aus dem Gebiete der militairischen Wissenschaften, Nr. 46—55.

Der Preis dieses Jahrgangs ist wie bisher Acht Thaler Sächs., um welchen auch die frühern Jahrgänge, von 1818 angefangen, noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1818—34 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ein Viertel wohlfeiler.

Wien, den 30sten Sept. 1835.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die Griechenkinder.

Eine Erzählung für die Jugend von 10—12 Jahren

von

Wilhelmine Lorenz.

8. Cart. in farbigem Umschlag.

Als angenehmes und belehrendes Geburtstags- und Weihnachtsgeschenk, wie überhaupt als Lesebuch für die Jugend, verdient dies Werkchen die Berücksichtigung aller Aeltern, Lehrer und Erzieher. Der billige Preis ist 12 Gr.

Altenburg, October 1835.

Expedition des Eremiten.

In der Rauck'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Kecht, J. S., Verbesserter praktischer Weinbau in Gärten und vorzüglich auf Weinbergen. Mit einer Anweisung den Wein ohne Presse zu keltern. Fünfte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben und mit einem Verzeichniß der bei dem Herausgeber zu habenden Weinsorten versehen von S. W. Kecht. Gr. 8. Mit 2 Kupfr. Geh. Preis 20 Gr., oder 25 Sgr.

Die hier angegebene Methode, den Weinstock zu cultiviren, findet mit jedem Jahr immer mehr Theilnahme, und hat sich überall — in Europa und Amerika — als die zweckmäßigste und erfolgreichste bewährt, worüber wir die gültigsten Zeugnisse vorlegen können. Und so empfehlen wir dieses Buch jedem Freunde des Weinbaues, der den Lohn seiner Bemühung recht bald in einer reichen Ernte sehen will.

Bei C. H. Heil in Darmstadt ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Ritgen, Dr. F. A., Die höchsten Angelegenheiten der Seele nach dem Gesetze des Fortschrittes betrachtet. Gr. 8. Cart. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Zur weitern Empfehlung dieser Schrift braucht wol nichts gesagt zu werden, da nicht nur der Herr Verfasser als eifrig forschender Denker hinlänglich bekannt, sondern auch der behandelte Gegenstand so interessant und für jeden Menschen wichtig ist, daß gewiß Niemand, dem sein höheres Ich am Herzen liegt, gegenwärtiges Werk unbeachtet lassen wird.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Blumenlese für die gebildete Lesewelt.

Taschenbuch für 1836.

8. Subl. Leipzig, Wiendrack in Commission. Geh. 1 Thlr.

Soeben ist an alle Buchhandlungen versandt:

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie (Conversations-Lexikon)

achte Originalauflage,

vierzehnte Lieferung,

durch welche der siebente Band dieses Werks, die Buchstaben M und N umfassend, geschlossen ist. Die achte Auflage des Conv.-Lex. besteht aus 12 Bänden, jeder enthält durchschnittsmäßig 60 Bogen im größten Octavformat, und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, deren jede auf Druckpapier 16 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet. Die Bemühungen der Verlagshandlung, dem Publicum ein in seinem Inhalte gediegenes und dabei wohlfeiles Werk zu liefern, sind durch allgemein günstige Aufnahme und große Verbreitung desselben anerkannt.

Leipzig, im October 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Nöthige Erklärung.

Vor Kurzem von einer Reise zurückgekehrt, welche ich meiner Gesundheit wegen unternommen hatte, kam mir über meine Schrift, den Kirchengesang betreffend, eine Beurtheilung zu Gesicht, welche von einer Beschaffenheit ist, daß die Widerlegung der in derselben enthaltenen Irrthümer für mich Pflicht wird. Sie rührt von einem mir unbekannten Mann, der sich S. W. Dehn nennt, her, und steht in Nr. 169 der „Blätter für literarische Unterhaltung".

Der Verfasser jenes Aufsatzes versichert: „Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes ꝛc. sind wir es dem Verfasser schuldig, ihm Schritt vor Schritt zu folgen und uns bei Beurtheilung des Buches streng an den Inhalt desselben zu halten." Wie wenig er hierin Wort gehalten, wie er hingegen einzelne Sätze herausgerissen, ohne auf den innern Zusammenhang zu sehen, wie er sich wol an die Worte, nicht aber an den wahren Sinn derselben gehalten und selbst diese nach seiner Weise, um den Sinn zu entstellen, behandelt hat, wird der Leser aus Folgendem ersehen.

S. 10 heißt es in meinem Buche: „Seit dem Ursprunge des Choralgesanges, den Mehre, unter diesen auch Forkel, wegen der Aehnlichkeit der Kirchentonarten mit den griechischen wol nicht mit Unrecht in der Musik der alten Griechen zu finden glauben, der indeß, so viel steht fest, nicht viel jünger als die christliche Religion selbst ist, war, wie bekannt, aller Gesang einstimmig." Hier wird, wie Jeder sieht, gesagt, daß anfangs der Choral einstimmig gesungen wurde, und nebenbei bemerkt, daß zwar Einige den Ursprung des Chorals, oder wie es sich hier von selbst versteht, der Choralmelodie, aus der Musik der alten Griechen herleiten wollen, daß indeß, so zweifelhaft die Richtigkeit dieser Behauptung sei, fest stehe, daß der Choralgesang, wenn auch nicht von so hohem Alter, dennoch nicht viel jünger als die christliche Religion selbst sei. Wo aber ist in jenem Satze behauptet, daß die Einführung (von Einführung ist gar nicht die Rede) der christlichen Religion in die Zeit der alten Griechen falle? Hr. Dehn hat jene Stelle so genommen, denn er spricht: „Wie sollen wir das verstehen? Trifft denn die Zeit der alten Griechen mit der Einführung der christlichen Religion so nahe zusammen? Dennoch geht dies aus Hrn. Sämann's Worten hervor — indem er selbst das Entstehen des Chorals nicht lange vor Einführung der christlichen Religion annimmt." Man sieht, wohin böser Wille führt. Hr. Dehn übersieht, daß gesagt wurde, der Choralgesang sei jünger als die christliche Religion. Denn es ist nicht anzunehmen, daß er nicht wissen sollte, daß das Jüngere jedesmal später seinen Ursprung nimmt als das Aeltere. Hr. Dehn verwirrt die Begriffe und während er dem Verfasser Ungereimtheiten aufbürdet, fängt er sich in eignen Schlingen. Weiter heißt es: „Wenn ferner Hr. Sämann auch ganz abgesehen von diesem Fehlschuß (Ei! Wer that ihn denn?) für das hohe Alterthum des Chorals keinen andern Beweis hat, als den „Mehre und unter diesen Forkel" hat anführen können, so dürfte seine Behauptung wenig Glauben finden. Hr. Sämann zieht nämlich aus der Aehnlichkeit der Kirchentonarten mit den griechischen ein Resultat, bleibt uns aber den Beweis für die angegebene Aehnlichkeit schuldig ꝛc." Die Aehnlichkeit der Kirchentonarten mit der griechischen zu beweisen konnte insofern nicht die Absicht des Verfassers sein, da dies einmal eine Nebenbemerkung war, die keineswegs einen integrirenden Theil des zum Verfolg der Hauptsache nöthigen Zusammenhanges ausmacht und außerdem die Sache jedem nur mäßig Unterrichteten bekannt ist. Schon die Benennungen der Tonarten durch: Jonisch, Dorisch u. s. w. beweisen dies, und außer Forkel, dem Hr. Dehn keinen Glauben schenkt, lehren dies eine Menge älterer und neuerer Schriftsteller von Athanasius Kircher (1602—80), nach welchem sogar Boethius dem Beispiel der Griechen gemäß ein musikalisches System von zwei vollen Octaven festgesetzt haben soll („Boethius Graecos et Pythagoram imitatus, in Monochordo 15 divisiones constituit", Musurgiae Lib. V, cap. 3, S. 216), bis Jean le Beuf (1687—1760) und John Hawkins (1720—90), von denen der Erstere vom Gregorianischen Gesange sagt, daß die Grundlage dazu der alte griechische Gesang nach griechischen musikalischen Grundregeln gewesen sei. (Siehe dessen Werk: „Traité historique sur le chant eccles.", Chap. 3.) Nun springt Hr. Dehn rückwärts nach S. 5 in meiner Schrift, wo es heißt: „Durch Veränderungen und Zusätze ist der Choral in dem Maße entstellt worden, daß manche dieser Gesänge ihrem Urbilde wenig ähnlich sind ꝛc." Hierbei sagt Hr. Dehn: „Wenn Hr. Sämann hier wieder (?!) eine Vergleichung anstellen will, so zeige er uns doch das Urbild; allein das geschieht nicht." Dies ist unwahr! Er sehe doch S. 225 das Lied: Gott des Himmels ꝛc., worüber S. 216 Quelle und Componist angegeben sind. Einem aufmerksamen Leser, für den ich schrieb, würde dies nicht entgangen sein. Der Satz S. 11: „Die Harmonie bildete sich immer mehr zu einer systematischen, auf Regeln sich stützenden Kunst aus und wurde zugleich die Grundlage und Veranlassung zur Entstehung des Contrapunktes ꝛc." veranlaßt Hrn. Dehn sich so zu äußern: „Was ist das für eine Verwirrung geschichtlicher Facta! Will er uns beweisen, daß Rameau, dessen Harmoniesystem als das erste (!) geregelte 1722 erschien und der 1764 starb, Methusalem's Altererreicht und schon vor Dufai 1380—1450, oder vor Ockenheim 1450—80 gelebt und die Harmonie zu einer systematischen, auf Regeln sich stützenden Kunst ausbildete, aus welcher jene uns als die ältesten bekannten Contrapunktisten eine Grundlage für ihre bewundernswürdigen contrapunktischen Arbeiten machten ꝛc." Wo fangen wir an, die Menge der gröbern Unrichtigkeiten zu beseitigen, welche diese Tirade enthält. Hiernach war vor Rameau die Harmonie nicht bekannt und erst mit dem Erscheinen seines Systems erfuhren die Leute etwas davon. Ferner: Da Rameau nicht Methusalem's Alter erreicht und vor Dufai und Ockenheim gelebt hat, so wußten diese also auch nichts von Harmonie und machten ihre bewundernswürdigen Arbeiten, ohne sich der Harmonie zu bedienen. Da ferner erst mit Rameau's System die Harmonie sich ausbildete, im 14. und 15. Jahrhunderte aber schon der Contrapunkt ausgeübt wurde, so war dieser früher bekannt als die Harmonie! — Welche Absurditäten. Schon a priori ist einzusehen, daß die Harmonie, d. i. die gleichzeitige Verbindung von Tönen, früher vorhanden war als der Contrapunkt oder die Kenntniß gewisser Regeln, wonach die Töne harmonisch verbunden werden sollen. (Siehe Forkel's „Gesch. der Musik", Band II, Cap. 5, § 23: „Harmonie ist also nun das allgemeine Wort für jede Art von gleichzeitigem Zusammenklang mehrer Töne geworden, da hingegen das Wort Contrapunkt in seiner jetzigen Bedeutung nur gewisse Arten

biese Zusammenfassung bedeutet.“) Als Geschäftsführer pflegte man heute diejenigen zu bezeichnen, welche die Geschäfte einer Gesellschaft, z. B. die Verwaltung, nämlich, was dem Vorsitzenden zukommt, mehr ausführen, die Controversen in eigenen Sitzungen vorbereiten, die Beschlüsse der Gesellschaft, wenn sie gefaßt worden sind, vollziehen, und wie die Formeln entwickelt seien, die hierbei in Anwendung kommen. Wir können uns diese Einrichtung in der Geschichte am deutlichsten an einem Beispiele (wir wählen dazu das Kollegium der Sieben, die 24 Jahrmeister) erläutert sind, kennenlernen. „Der erste Berufene“, sagt sie, „ist der, so zuvorderst Jahrmeister ist, und so er nicht zugegen ist, der nächste darnach.“ Dieser Beamte soll die auf Zeiten Jahrmeister genannten Personen berufen, und wenn sie beisammen sind, ihnen die Sachen vorbringen, die zu ihrer Gesellschaft gehören, sodann auch in Anfragen sich mit ihnen besprechen und ihre Meinung vernehmen. Dieser Beamte soll die Bücher verwahren, so oft es not ist, und wenn es not ist, sie vorlesen. Er soll auch die Quartalsgelder einnehmen, wie sie jeder Meister zu geben hat. Wenn jemand einen Meister, welcher der Gesellschaft angehört, schilt, so soll er ihn um 1 Schilling Pfennige strafen. Wenn jemand einen Meister, welcher der Gesellschaft angehört, schlägt, so soll er ihn um 2 Schilling Pfennige strafen. Wenn jemand einen Meister, welcher der Gesellschaft angehört, mit der Faust schlägt, so soll er ihn um 3 Schilling Pfennige strafen. Wenn jemand einen Meister, welcher der Gesellschaft angehört, mit einer Waffe schlägt, so soll er ihn um 4 Schilling Pfennige strafen. Wenn jemand einen Meister, welcher der Gesellschaft angehört, mit Worten schilt, so soll er ihn um 1 Schilling Pfennige strafen. Wenn jemand einen Meister, welcher der Gesellschaft angehört, mit Worten schilt, so soll er ihn um 2 Schilling Pfennige strafen. Wenn jemand einen Meister, welcher der Gesellschaft angehört, mit Worten schilt, so soll er ihn um 3 Schilling Pfennige strafen. Wenn jemand einen Meister, welcher der Gesellschaft angehört, mit Worten schilt, so soll er ihn um

sprechen, daß sie sich nach dem Geschmack richten müssen. Wenn das Publicum einem Pfau zu vergleichen ist, dessen schöner Schweif in gar argem Contraste mit den garstigen Füßen steht, so sollten doch Alle, die zur Ausbildung und Aufnahme der Kunst beitragen wollen, immer den schönen Theil im Auge haben. Aber es ist dem nicht so, es wird geflissentlich an einer Uebersättigung gearbeitet, die endlich in einen Ekel an der Kunst selbst ausarten muß, wovon bereits so viele leere Theater und Concertsäle den Directoren und reisenden Virtuosen einen Vorgeschmack bieten, gleich einer nothdürftig versilberten aber nichtsdestoweniger bittern Pille. Oft schon ist die Frage aufgeworfen, wie dem heutigen Unwesen entgegenzuarbeiten sei, und es findet sich dazu kein anderes Mittel als die Kritik. Sie ist es, die ohne alle Nebenrücksichten schonungslos gegen das Schlechte, ja selbst gegen das Mittelmäßige als strengste Richterin auftreten muß, während sie zugleich, wo es thunlich ist, zur möglichsten Ausbildung der Kunst belehrend aufmuntert und zur Aufnahme genialer Kunstwerke beiträgt. Seitdem nun gar die Tonkunst einen nicht unwesentlichen Theil der Erziehung ausmacht, sich Tausende von Musikern mit Unterricht abgeben und von ihnen daher viel mehr verlangt wird als die bloße Fertigkeit in der technischen Behandlung irgend eines Instrumentes, seitdem es darauf ankommt, mit dem technischen Unterricht auch kunstsinnige Ansichten und die Wissenschaft der Kunst zu verbreiten, insoweit sie dem Kunstfreunde unentbehrlich ist, ist es nicht mehr hinreichend, nur praktische Kunstwerke, die ins Publicum gelangen, einer scharfen Kritik zu unterwerfen; es ist durchaus nöthig, daß die Kritik ihr Augenmerk auf Alles richte, was ins Lehrfach gehört oder überhaupt nur in einer Beziehung mit der Kunst steht, um über hergebrachte irrige Meinungen und was dahin gehört, den Stab zu brechen. Hiermit ist der Standpunkt angedeutet, von dem aus ich die Beurtheilungen einiger neueren Musikschriften in d. Bl. für literarische Unterhaltung zu unternehmen versucht habe. Zufällig war die Sämann'sche Schrift die erste, die mir vorlag; nicht ohne Grund habe ich sie getadelt, wovon der sich für die Sache interessirende Leser überzeugt sein wird, wenn er meine Recension mit der Schrift vergleicht. Vielleicht wird es mir als ein Fehlgriff angerechnet, daß ich zu weitläufig gewesen sei, allein die Wichtigkeit des Gegenstandes nöthigte mich dazu.

So viel habe ich auf Hrn. Sämann's „Nöthige Erklärung" im Allgemeinen zu erwidern; ins Besondere will ich ihm auf ausdrückliches Verlangen das Nöthige antworten, sobald ich nur im gehörigen Tone dazu aufgefodert werde und von ihm noch eine andere Recension seiner Schrift im neuesten Hefte der „Eutonia" (S. 71 fg.) berücksichtigt worden ist, welche im Wesentlichen mit der meinigen übereinstimmt und mit den Worten schließt: „Der Verf. ist befangen und Parteimann im Widerspruch mit sich selbst; in seinen Ansichten wie in der angezogenen Literatur kommt Herr Sämann, wie schon gesagt, um 10—20 Jahre zu spät".

S. W. Dehn.

Beim Buchhändler Anton in Halle ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schlieben, W. E. A. v., Kammerrath, Staatengeographie der Länder und Reiche von Europa, oder Uebersicht des Lebens und Wirkens der Völker in den einzelnen Staatsverbindungen. Gr. 8. 50 Bogen. 1 Thlr. 12 Gr.

Vom Herrn ꝛc. v. Schlieben sind wir gewohnt, nur Gediegenes zu erhalten. So auch hier. Von Fleiß, Genauigkeit, Benutzung der besten Quellen, Reichthum an Notizen jeder Art finden sich auf jeder Seite Belege. Besonders wird die Brauchbarkeit dieses Werks durch das sorgfältig gearbeitete Register (106 Seiten mit circa 17,000 Namen) erhöht. Der Preis für 50 Bogen, eng aber deutlich auf gutem Papier gedruckt, wird gewiß Jeder ausgezeichnet billig finden.

Preisherabsetzung
wichtiger Schriften für Landwirthe.

Nachstehende Werke meines Verlags sind zu den beigesetzten ermäßigten Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft, herausgegeben von J. G. Koppe, Fr. Schmalz, G. Schweitzer und Fr. Teichmann. 3 Bände. (97 Bogen.) Gr. 8. 1818—25. Früherer Preis 4 Thlr. 12 Gr., jetzt 2 Thlr.

Rohlwes (Joh. Nikol.), Von der Pferdezucht. Mit 2 Kupfern. (23 Bogen.) Gr. 8. 1822.

— —, Pferdeheilkunde und Kriegspferdekunde nebst einer Anleitung zum Beschlagen der Pferde und Behandlung der Hufe u. s. w. Zum Selbstunterricht bearbeitet. 3 Theile. (97 Bogen.) Gr. 8. 1823—25.

Früherer Preis beider Werke 6 Thlr. 16 Gr., jetzt 3 Thlr.

Schmalz (Friedr.), Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft gesammelt. 6 Theile. (100 Bogen.) Gr. 8. 1814—24. Früherer Preis 6 Thlr. 14 Gr., jetzt 3 Thlr.

Dieses Werk verbreitet sich über die wichtigsten Gegenstände der Landwirthschaft.

Leipzig, im October 1835.

F. A. Brockhaus.

In Friedr. Volke's Buchhandlung

in Wien ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch
der
italienischen Sprache,
enthaltend eine nach einer einfachen und leichten Methode
kurzgefaßte Sprachlehre
und
praktische Uebungsstücke

als: Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Italienische, mit Bezug auf die im ersten Theile angegebenen Regeln — ein kleines Wörterbuch — eine Phraseologie — Gespräche — interlinearische Uebersetzungen — und eine Sammlung auserwählter italienischer Sprüche, Anekdoten und Aufsätze, mit Angabe der deutschen Uebersetzung der schwierigsten Wörter und Redensarten, zur Leseübung,

von

J. B. Balza,
der Rechte Doctor.

Gr. 8. 23 Bogen. Elegant broschirt. 2 Fl. C.-M.

Wir machen die Freunde der italienischen Sprache und Literatur auf vorstehendes Werk, als auf eine nicht ganz gewöhnliche Erscheinung, aufmerksam.

Ueber die kurzgefaßte, jedoch sämmtliche Grundsätze der italienischen Sprache umfassende, mit reichen Beispielen aus den besten Schriftstellern Italiens versehene Sprachlehre, welche den ersten Theil des Handbuches ausmacht, bemerken wir, daß sie sich schon dadurch einer günstigen Aufnahme erfreuen dürfte, daß der Herr Verfasser den Grundsatz erfolgreich durchführte: mit Hinweglassung der aus den Grammatiken anderer Sprachen, besonders der lateinischen, entnommenen, und durch unnatürlichen Zwang auf die italienische angepaßten Schultheorien und

Ausdrücke, die unmittelbar aus dem Geiste der italienischen Sprache hervorgehenden Regeln, auf eine rationelle, den Fortschritten des menschlichen Geistes entsprechende Art zu ordnen und darzustellen. Hinsichtlich des zweiten Theiles, welcher Anleitungen zu praktischen Uebungen enthält, beschränken wir uns, auf den Titel hinzuweisen, der seinen sorgfältig gewählten Inhalt bezeichnet.

Hanover im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen:

Die Versteinerungen

des norddeutschen Oolithen-Gebirges

von

Fr. Ad. Roemer,

königl. grossbrit. hannöverschem Amts-Assessor.

Mit 12 lithographirten Tafeln. *Erste Lieferung.* Gr. 4. 1835. Fein Velinpapier. In Umschlag. 3 Thlr. 16 Gr.

Das obige Werk, welches die sorgfältige Darstellung von fast 500 Arten norddeutscher Oolithen-Versteinerungen, sowie eine geognostische Einleitung umfasst, wird in zwei folgenden Lieferungen bis Ostern beendigt, und durch seine Vollständigkeit und Genauigkeit in der Beschreibung einer der reichsten Gegenden für Geognosie, den Kennern als ein wichtiger Beitrag zur Petrefactenkunde, den Anfängern als eine schätzbare praktische Einleitung in diese Wissenschaft gewiss eine sehr willkommene Erscheinung sein. Der Preis der beiden folgenden Lieferungen ohne Abbildungen wird bedeutend billiger angesetzt werden.

Schönster und billigster Himmelsatlas.

Hoch im Bogen, saphirblau
Wölbt die Kuppel prächtig sich
Und in ihrer weiten Hande
Seht ihr, wenn ihr kommt im Dunkeln
Bilder in Brillanten funkeln.
In der Frühe Strahl erbleichen
Die bedeutungsvollen Zeichen.

In J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart erschien soeben und kann durch alle Buch- und Kunsthandlungen bezogen werden:

Vollständiger

HIMMELS-ATLAS

für

Freunde und Liebhaber der Sternkunde,

nach den vorzüglichsten Hülfsquellen und eignen Beobachtungen gezeichnet

von

Karl Friedrich Vollrath Hoffmann.

Erste Lieferung, vier schön illuminirte Blätter in groß Quer-Folio enthaltend, welche darstellen: 1) Nördliche Hälfte des Himmels. 2) Der Widder. 3) Die Fische. 4) Der Stier und Orion.

Großes Format. Preis illuminirt 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

Dieser, von den rühmlich bekannten Herren Pobuda und Rees in Stich und Druck prachtvoll ausgeführte, auf schönstes Papier gedruckte, sorgfältig illuminirte Himmels-Atlas übertrifft nach dem Urtheile Sachkundiger alle bisjetzt erschienenen Himmels-Atlasse an Richtigkeit, Deutlichkeit und Eleganz. Demungeachtet kostet jedes Blatt nur den sechsten Theil so viel, als die Blätter früher erschienener ähnlicher Werke.

Dieser Himmels-Atlas erscheint vom September 1835 bis Ostermesse 1836 in 7 Lieferungen zu 4 Blatt. Jede Lieferung kommt illuminirt im Subscriptionspreise auf 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.; nicht-colorirt für jede Lieferung 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr. zu stehen, sodaß demnach der vollständige Atlas im Subscriptionspreis illuminirt 11 Fl. 12 Kr., oder 7 Thlr., schwarz 8 Fl. 24 Kr., oder 5 Thlr. 6 Gr., kostet. Dieser Preis findet jedoch, nur bei Verbindlichkeit zur Abnahme des ganzen Werkes und nur von jetzt bis Ende des Jahrs 1835 statt. Mit dem 1sten Januar 1836 tritt der Ladenpreis von 15 Fl., oder 8 Thlr. 12 Gr., für illuminirte, und 11 Fl., oder 6 Thlr. 12 Gr., für schwarze vollständige Exemplare unabänderlich ein. — Bei solch sorgfältiger Ausführung ist auch dieser Ladenpreis gewiß ein sehr mäßiger zu nennen. Den bis letzten December 1835 gültigen Subscriptionspreis können wir nur in der Hoffnung großer Theilnahme an diesem — wie wir uns schmeicheln verdienstlichen — Unternehmen gewähren; er ist so ungemein billig, daß derselbe allgemeiner Unterstützung wohl würdig sein möchte.

Bei J. G. Krieger in Kassel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Breithaupt, F. W., Beschreibung eines Reichenbach'schen Wiederholungskreises, neu construirt von F. W. Breithaupt, des Heliotropen von Gaus und des Hülfs-Heliotropen von Stierlin, nebst kurzer Anleitung zur Prüfung und Justirung, sowie über das Auseinandernehmen, Zusammensetzen und den Transport dieser Instrumente. Mit 3 Kupfertafeln. Gr. 4. Broch. 1835. Netto 1 Thlr.

(Als 2tes Heft seines Magazins von den neuesten etc. Instrumenten etc.)

Hoffmann, C., Panathenaikos. Commentatio archaeologica. 8. 1835. 9 Gr.

Loeber, Dr. C. F., De modo, quo veteres graeci romanique versus suos ipsi recitaverint. 4. 1833. Netto 8 Gr.

Ueber Vernunft und Christenthum. Ein Versuch, die Einheit und Einerleiheit derselben darzuthun. Gr. 8. Geh. 1835. 3 Gr.

Achenbach, H., Tagebuch einer Reise nach den nordamerikanischen Freistaaten, oder: das neue Kanaan. Ein Lehr- und Lesebuch für Auswanderungslustige. 2 Thle. Mit Kpf. Gr. 8. Geh. 1836. Netto 1 Thlr. 16 Gr.

Nöding, K., Statistik, Topographie und Geschichte des landgräfl. und kurfürstl. Hauses Hessen-Kassel, für die Jugend der kurhessischen Bürger- und Landschulen bearbeitet. (17 Bogen.) 8. 1836. 12 Gr.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Liebenden.

Ein Gedicht

in

neun Gesängen.

Von

W. Elias.

Gr. 12. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im October 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXXVIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1835. October. Nr. 131—135.

Nr. 131. * Das gemeine Faulthier oder der Ai. — Ueber den Einfluß der Waldungen auf den Zustand des Menschen. (Beschluß.) — * Die Manchester-Liverpool Eisenbahn. (Beschluß.) — Naturhistorische Unterhaltungen. — * Antoine Watteau.

Nr. 132. * Der Flammingo. — Die Bernsteinfischerei. — Die Bienenjagd im westlichen Nordamerika. — * Reise nach Palästina. (Fortsetzung.) — * Der Bläser. — * Die Sternwarte zu Greenwich.

Nr. 133. * Die Kathedrale von Llandaff. — Ueber den Einfluß der Farbe der Kleidung in Zeiten von Epidemien. — Die Dampfwaschanstalt. — * Reise nach Palästina. (Fortsetzung.) — * Die Knoten. — Der Fang der wilden Enten. — * Das Schuppenthier.

Nr. 134. * Das Schloß Amboise. — Englands Wollenmanufactur. — * Hänge- oder Kettenbrücken. — * Reise nach Palästina. (Fortsetzung.) — Kraft des Walfisches. — * Hogarth's Werke. 7. Die Biergasse und das Branntweingäßchen. I.

Nr. 135. * Frankfurt am Main. — Ameisennoth. — Reise nach Palästina. (Fortsetzung.) — Ein Organ zu San-Domingo. — * Hogarth's Werke. 7. Die Biergasse und das Branntweingäßchen. II.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im October 1835.

F. A. Brockhaus.

Neue Verlagswerke von Johann David Sauerländer in Frankfurt am Main,

welche durch alle solide Buchhandlungen zu beigesetzten Preisen zu haben sind:

Beauties, The, of Shakspeare. Musterstücke aus Shakspeare's Dramen. Englisch u. deutsch. 2 Bände. 2 Thlr., 3 Fl. 30 Kr.
Eine Auswahl des Schönsten aus Shakspeare's Werken, mit den besten Uebersetzungen zur Seite. Die äußere Ausstattung wird Beifall finden.

Belani, H. E. R., Der Premierminister. Geschichtliches Volks- u. Sittengemälde. 4 Thle. 8. 4 Thlr. 18 Gr., 8 Fl. 24 Kr.

Biedenfeld, Freiherr von, Novellen und bunte Blätter. 2 Thle. 8. 2 Thlr. 18 Gr., 4 Fl. 30 Kr.

Büchner, Georg, Danton's Tod. Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckenszeit. 8. 18 Gr., 1 Fl. 12 Kr.

Cooper's sämmtliche Werke. 82stes—87stes Bdchn. Die Monikins. Uebersetzt von Karl Meurer. 6 Bdchn. Auf Velinpap. 1 Thlr. 4 Gr., 1 Fl. 48 Kr. Auf ordin. Pap. 18 Gr., 1 Fl. 12 Kr.
Die früher erschienenen 81 Bändchen kosten auf Velinpapier 14 Thlr. 20 Gr., 25 Fl. 12 Kr., auf Druckpap. 9 Thlr. 20 Gr., 15 Fl. 48 Kr.

Duller, E., Kronen und Ketten. Ein historischer Roman. 3 Thle. 8. 4 Thlr. 21 Gr., 8 Fl. 24 Kr.

— —, Phantasiegemälde für 1836. Mit einem englischen Stahlstich. 8. Carton. 1 Thlr. 12 Gr., 2 Fl. 42 Kr.

Forst- und Jagdzeitung, Allgemeine, herausgegeben von Forstmeister St. Behlen. Jahrgang 1835 in 12 Heften. Mit Lithographien. 4 Thlr. 16 Gr., 8 Fl. 24 Kr.
Diese Zeitschrift wird nächstes Jahr fortgesetzt.

Galerie zu Byron's Werken. Zweite Lieferung in 7 Blättern. 20 Gr., 1 Fl. 30 Kr.
Die erste Lieferung in 11 Blättern kostet 1 Thlr., 1 Fl. 48 Kr.

Günther, Medicinalrath Dr., J. J., Die Atmosphäre und ihre vorzüglichsten Erscheine, nach den Grundsätzen der neuern Meteorologie. Mit 1 Steintaf. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Gr., 2 Fl. 24 Kr.

Gutzkow, K., Soireen. 2 Bde. 3 Thlr., 5 Fl. 24 Kr.

Herold, Professor, Untersuchungen über die Bildungsgeschichte der wirbellosen Thiere im Ei. Von der Erzeugung der Insekten im Ei. Mit lateinischem Texte zur Seite. 1ste Liefrg., mit 6 fein color. Kupfer- und 6 Umrisstafeln. Fol. 8 Thlr., 14 Fl.

Heeringen, Gustav von, Fränkische Bilder aus dem 16ten Jahrhundert. 4 Thle. 8. 5 Thlr., 8 Fl. 30 Kr.

Hugo, Victor, Sämmtliche Werke. 2ter—6ter Bd. Subscriptionspreis per Bd. 9 Gr., 36 Kr.
Diese Bände enthalten: Han von Island. — Der letzte Tag eines Verurtheilten. — Mirabeau. — Voltaire. — Walter Scott. — De la Mennais. — Lord Byron. — Angelo, Tyrann von Padua. — Marion de Lorme. — Lucrezia Borgia. — Maria Tudor.
Der 1ste Band kann wegen des Portraits von V. Hugo und der Einleitung des Herrn Dr. Adrian erst später ausgegeben werden; an den folgenden Bänden wird unausgesetzt gedruckt, sodaß das Ganze Anfang nächsten Jahres vollständig sein wird. — Noch erwähnen wir, daß wir Victor Hugo's sämmtliche Werke geben, und schon deshalb mit den in Stuttgart erscheinenden ausgewählten Schriften in keinerlei Verwechselung gerathen dürfen.

Irving's, Washington, sämmtliche Werke. 48stes—50stes Bändchen. Die Reise auf den Prairien. Auf Velinpap. 12 Gr., 48 Kr. Auf ordin. Pap. 8 Gr., 36 Kr.

— —, 51stes—55stes Bändchen. Abbotsford und Newstead-Abtey. Auf Velinpap. 12 Gr., 48 Kr. Auf ord. Pap. 8 Gr., 36 Kr.
Die frühern 47 Bändchen kosten auf Velinpap. 8 Thlr. 18 Gr., 14 Fl. 36 Kr. Auf Druckpap. 6 Thlr. 4 Gr., 10 Fl. 6 Kr.

Lendroy, Professor, Neues Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. Zum Gebrauche aller Stände. 2 Bde., circa 100 Bogen in Lexikonformat 3 Thlr. 20 Gr., 6 Fl. 30 Kr. Cartonnirt und in Sarsinet 4 Thlr. 3 Gr., 7 Fl.
Die glänzendsten Beweise von dessen Brauchbarkeit liegen vor uns; dasselbe ist bereits in vielen Schulen eingeführt. Jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, Schulanstalten, bei 12 Exemplare auf einmal genommen, ein Freiexemplar abzulassen.

Unserem Sortimentsgeschäft beabsichtigen wir das Gebiet der belletristischen Naturgeschichte zu pflegen. Wir bitten daher, uns 1 übersandten und 2 verlangten Zettels. Gr. 4. Xpr., 9 Gr. 20 Pr.

Wir bitten Sortir ist so, wie Sie es wünschen, wir haben alles dazu. Leipzig, Ostern 1835. Fr. Fleischer.

Bücher-Auktions-Anzeige für Buchhändler. Mit einem literarischen Anhange. Herausgegeben von Dr. C. Bauer. Vierter Jahrgang 1835. Mit Lesepapier. 10 Bogen. 16 Gr.

Diese Zeitschrift erscheint auch an nächsten Ostern.

Fortsetzungen. Dr. J. G. Meusel's Lexikon. Vollständige Listen und Preise zu Theilen der Vierzehnjährigen Zusammenstellung der Antiquar-Preise und Anmerkungen. Heft 1 Gesammtpreis 16 Gr. Heft 2 Gesammtpreis 1 Thlr. 8 Gr. Heft 3 Gesammtpreis 1 Thlr. 16 Gr. Heft 4 Gesammtpreis 1 Thlr. 8 Gr. Heft 5 Gesammtpreis 1 Thlr. 16 Gr. Heft 6 Gesammtpreis 1 Thlr. 8 Gr. Heft 7 Gesammtpreis 1 Thlr. 16 Gr. Heft

Neue Verlags- und Commissions-Bücher von Siegmund Schmerber in Frankfurt am Main:

Archiv für Geschichte und Literatur, herausg. von Schlosser und Bercht. Sechster Band. 2 Thlr. 12 Gr.
Daraus einzeln:
Zur Beurtheilung Napoleon's, von Geh.-Rath Schlosser. Dritte Abtheilung. 1 Thlr. 12 Gr.
Geschichte der Heruler und Gepiden, von Professor Aschbach. 12 Gr.

Steinheim, S. L., Die Offenbarung nach dem Lehrbegriffe der Synagoge, ein Schibboleth. Erster Theil. 1 Thlr. 21 Gr.

Vinet, Reden über wichtige Gegenstände der Religion, aus dem Franz. von Vogel. 1 Thlr. 21 Gr.

Möller, A. W., Der Tisch des Herrn. Ein Andachtsbuch für Abendmahlsgenossen. 2te verb. Aufl. 9 Gr., auf Velinpapier mit Titelkupfer 18 Gr.

Lyrische Versuche von G. v. Meyer. 21 Gr.

Histoire de la littérature allemande jusqu'à nos jours, précédée d'un parallèle entre la France et l'Allemagne. Par A. Peschier. Deux volumes. 8. 4 Thlr.

Kriegk, Deutsches Lesebuch für das mittlere Jugendalter. 2te vermehrte Aufl. 1 Thlr. 3 Gr. Partiepreis für Schulen 21 Gr.

A german grammar by Greiss, in boards 1 Thlr. 3 Gr.

Münzcabinet des Reisenden und des Kaufmanns, oder Abbildungen und Beschreibungen von curr. Münzen: Oestreich 18 Gr., Sachsen 12 Gr., Preußen 16 Gr.

Solayrès de Renhec, Abhandlung über die durch die **mütterlichen Kräfte vollendete Geburt.** 12 Gr.

Grammaire nationale. 2. livr. Gr. 8. 1 Thlr.

L'Univers pittoresque. Nr. 49—63.

Recherches s. l. poissons fossiles par L. Agassiz. Cinquième liv.

Gemälde der Länder und Völker mit Original-Stahlstichen. Dritte Serie.

Gemälde von Deutschland. 3te—5te Lieferung mit 6 Stahlstichen. 18 Gr.

Erinnerungen an Italien. 2te Lief. Mit dieser Lieferung ist Toscana (in 26 Stahlstichen) complet.

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri VIII. Contextus verborum etc. c. R. A. Morstadtio, fasc. 5. 6. 8. maj. 1 Thlr. 8 Gr. Charta angl. 1 Thlr 16 Gr.

— — Adnotationes c. G. Gervino et F. C. Hertlein, fasc. 6. 7. 8. 2 Thlr. 8 Gr. Charta angl. 2 Thlr. 20 Gr.

Thesaurus graecae linguae. Fol. Parisiis. Nr. 9. 10. oder vol. I. fasc 5 et vol. III. fasc. 1.

Irving's, Washington, works in one volume. Lief. 4—6 (Schluß). à 1 Thlr. 12 Gr. die Lieferung.

Döring, W. L., Die Königin der Blumen, oder die höhere Bedeutung der Rose an sich und in Beziehung auf die Gemüthswelt, nach Naturanschauung, Poesie und Geschichte. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Im Laufe des Jahres 1836 wird erscheinen:

Melpomene,

ein dramatisches Journal

für Bühnen, Bühnenkenner und Bühnenfreunde,

in Monatheften von circa 12 Druckbogen in 8.

(Jedes Heft in sich geschlossen, geheftet, mit Titel und Verzeichniß.)

Inhalt:

I. Original-Tragödien, Schauspiele, Lustspiele und Possen, sowie auch dramatische Uebersetzungen aus dem Italienischen, Französischen, Englischen ꝛc

II. Abhandlungen über Theater, dramatische Erzeugnisse, Schauspielkunst, Maschinerie, Decoration, Costume, überhaupt über das ganze dramatische Feld.

III. Biographien von Bühnendichtern und Schauspielern.

IV. Recensionen, das dramatische Fach betreffend.

V. Miscellen, das Theaterwesen betreffend.

VI. Correspondenznachrichten, blos das Theaterwesen betreffend.

Der Nutzen einer solchen, in Deutschland noch nicht bestehenden Zeitschrift für die Literatur überhaupt und das dramatische Feld insbesondere, bedarf durchaus keiner Auseinandersetzung; er ergibt sich von selbst, ist ein längst gefühltes Bedürfniß. Deshalb werden alle Freunde der edlen Schauspielkunst schon im Voraus darauf aufmerksam gemacht, indem ihnen das Motto des Blattes:

Bietet aller Bildung nicht die Schauspielkunst.
Mit hundert Armen, ein phantast'scher Riesengott,
Unendlich mannichfalt'ge reiche Mittel dar.
Göthe.

zurufen wird und sie auf ruhmvoll bekannte Mitarbeiter später aufmerksam gemacht werden.

Der Preis des ganzen Jahrganges von 12 Monatheften à 12 Bogen, also 144 Bogen, beträgt nur 12 Thaler.

Sich etwa noch findende Mitarbeiter oder vorläufige Abonnenten wollen gefälligst Namen, Stand und Wohnort frankirt oder durch Buchhändlergelegenheit an die verehrliche Redaction der Abendzeitung einsenden.

Das Honorar wird noch später speciell angegeben werden; über die Aufnahmfähigkeit der eingesandten Arbeiten entscheidet ein Ausschuß von drei Stimmen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1835. Sechstes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1835. Monat October, oder Nr. 274—304, 1 Beilage: Nr. 10, und 5 literarische Anzeiger: Nr. XXXIV—XXXVIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1835. Sechsten Bandes zweites und drittes Heft. (Nr. XIX, XX.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im October 1835.

F. A. Brockhaus.

Wissenschaftliche Kupferwerke

zu sehr herabgesetzten Preisen.

Urbs Roma. Das alte Rom. Ansichten der Tempel, Paläste, Theater, Amphitheater, Triumphbogen, Porticus, Circi ꝛc. ꝛc. 2 Lief. mit 49 schönen Tafeln in gr. 4. Nebst erläuterndem Text, statt 4 Thlr. 16 Gr. jetzt 2 Thlr. 16 Gr., od. 4 Fl. 48 Kr.

Griechenlands und Roms Schriftsteller und andere merkwürdige Männer. Nach Antiken lithographirt. 40 Büsten in 4 Heften mit Lebensbeschreibung. 1 Thlr. 12 Gr., od. 2 Fl. 42 Kr.

Die römischen Kaiser des abendländischen Reichs. 4 Lief. mit 64 Büsten. 4. 1 Thlr. 16 Gr., od. 3 Fl.

Acht Büsten des Vaticans. Kl. Folio. 8 Gr., od. 36 Kr. Prachtausgabe 12 Gr., od. 54 Kr.

Malerische Wanderungen durch die Alterthümer in Rom und der Campagna. Nach den Schilderungen von Adler, Bonstetten, Fr. Brun, Bueton, Kephalides, Kotzebue, Matthisson u. s. w. 2 Thle. mit 78 Ansichten nach Pironesi und 1 Plane, br. 1 Thlr.

Stuttgart, im October 1835.

F. H. Köhler.

Uebersetzungs-Anzeige
von Crabb's history of english law.

Um Collisionen zu vermeiden zeigt die Unterzeichnete hiermit an, daß eine Uebersetzung von:

A history
of
English Law,
or an attempt to trace the rise, progress, and successive changes
of the
Common Law
from the earliest period to the present time,
by **George Crabb,** Esq.
(of the Inner temple)
barrister at Law.

demnächst bei ihr erscheinen wird.

Stuttgart und Tübingen, den 1sten Octbr. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Pfennig-Taschenausgaben.

Im Verlage der Gebrüder Schumann in Zwickau sind erschienen und zu unerhört billigen Preisen,

das Bändchen nur drei Groschen,

zu erhalten:

Lord Byron's sämmtl. Werke; 31 Thle. 3 Thlr. 21 Gr.
Alfieri's Trauerspiele; 8 Thle. 1 Thlr.
Calderon's Schauspiele; 12 Thle. 1 Thlr. 12 Gr.
Cervantes' sämmtl. Werke; 16 Thle. 2 Thlr.
W. Scott's sämmtl. Romane; 112 Thle. 14 Thlr.
— — sämmtl. poetische Werke; 20 Thle. 2 Thlr. 12 Gr.
— — Leben Napoleon's; 21 Thle. 2 Thlr. 15 Gr.
— — Geschichte von Schottland; 7 Thle. 21 Gr.
— — Biographien d. Romanendichter; 3 Thle. 9 Gr.
Thomson's Jahreszeiten; 2 Thle. 6 Gr.
Virgil's Aneide; 4 Thle. 12 Gr.
Voltaire's ausgewählte Werke; 7 Thle. 21 Gr.

und noch andere mehr.

Diese Ausgaben sind ganz gleichförmig auf das schönste Velinpapier sauber und correct gedruckt, und die Bändchen im Durchschnitt über 200 Seiten stark.

Sie werden zu den dabei bemerkten Preisen roh und ohne Kupfer ausgegeben; man kann solche aber auch geheftet mit Kupfern zu vier Groschen pr. Bändchen erhalten.

Vermöge ihrer schönen Ausstattung eignen sie sich vorzüglich zu Geschenken.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der östreichischen Monarchie nehmen Bestellungen darauf an, und haben vollständige Verzeichnisse davon vorräthig.

Im Lit. Museum in Leipzig ist erschienen:

Heinrich der Finkler,
König der Deutschen.

Ein historisches Schauspiel in fünf Acten
von
Julius Moser.
1 Thlr. 12 Gr.

Das letzte Bankett
der
Girondisten
von
Charles Nodier.

Aus dem Französischen übersetzt
von
A. Kaiser.
1 Thlr.

Wie die Klerisei das Cölibat beobachtet:
oder
Liebschaften
der
katholischen Priester
in
Frankreich.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1835. October. Nr. 40—44.

Nr. 40. * Die Kardendistel. — Ein kleiner Affe besiegt einen Bullenbeißer. — * Der Hase. — * Der vergeßliche Franz. — Der Regen. — * Der Karpfen. — Räthsel.

Nr. 41. * Die Arnauten oder Albaneser. — * Noch Einiges über die Schwere und Elasticität der Luft. — Der rettende Eisbär. — * Der stumme oder zahme Schwan. — Auflösung des Räthsels in Nr. 40.

Nr. 42. * Das gemeine Stachelschwein. — Die grausamen Kinder. — * Der Ameisenlöwe. — * Der Rabe. — Räthsel.

Nr. 43. * Die zehn Gebote und die Stiftshütte. — * Die Krammetsvögel. — Das Märchen von den drei guten Brüdern. — * Der Handwerksmann und der Rabe. — Auflösung des Räthsels in Nr. 42.

Nr. 44. * Der Leopard und der Panther. — * Die Stadt Breslau. — Georg und seine Vettern. — * Der Flußbarsch.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste Jahrgang kostet ebenfalls 1 Thlr.

Leipzig, im October 1835.

F. A. Brockhaus.

Nr. Saint-Marc Girardin, Premières paroles! — Rückblick auf die politische Thätigkeit der Geistlichkeit in Europa seit der Reformation in besonderer Hinsichtnahme auf die Gegenwart in Frankreich. Von Joseph von Görres. Zweiter Band. Mit vollständigem Namen- und Sachregister, gebunden. 1 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Die Vorbereitung des Verfassungskampfes. Mit Porträts. Zweiter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Dritter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Vierter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Fünfter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Sechster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Siebenter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Achter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Neunter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Zehnter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Elfter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Zwölfter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Dreizehnter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Vierzehnter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Fünfzehnter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Sechzehnter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Siebzehnter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Achtzehnter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Neunzehnter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Zwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Einundzwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Zweiundzwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Dreiundzwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Vierundzwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Fünfundzwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Sechsundzwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Siebenundzwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Achtundzwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Neunundzwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Dreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Einunddreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Zweiunddreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Dreiunddreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Vierunddreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Fünfunddreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Sechsunddreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Siebenunddreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Achtunddreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Neununddreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Vierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Einundvierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Zweiundvierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Dreiundvierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Vierundvierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Fünfundvierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Sechsundvierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Siebenundvierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Achtundvierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Neunundvierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Fünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Einundfünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Zweiundfünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Dreiundfünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Vierundfünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Fünfundfünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Sechsundfünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Siebenundfünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Achtundfünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Neunundfünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Sechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Einundsechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Zweiundsechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Dreiundsechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Vierundsechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Fünfundsechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Sechsundsechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Siebenundsechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Achtundsechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Neunundsechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Siebzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Einundsiebzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Zweiundsiebzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Dreiundsiebzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Vierundsiebzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Fünfundsiebzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Sechsundsiebzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Siebenundsiebzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Achtundsiebzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Neunundsiebzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Achtzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Einundachtzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Zweiundachtzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Dreiundachtzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Vierundachtzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Fünfundachtzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Sechsundachtzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Siebenundachtzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Achtundachtzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Neunundachtzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Neunzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Einundneunzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Zweiundneunzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Dreiundneunzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Vierundneunzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Fünfundneunzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Sechsundneunzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Siebenundneunzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Achtundneunzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Neunundneunzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundertster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und erster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und zweiter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und dritter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und vierter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und fünfter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und sechster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und siebenter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und achter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und neunter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und zehnter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und elfter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und zwölfter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und dreizehnter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und vierzehnter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und fünfzehnter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und sechzehnter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und siebzehnter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und achtzehnter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und neunzehnter Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und zwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und einundzwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und zweiundzwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und dreiundzwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und vierundzwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und fünfundzwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und sechsundzwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und siebenundzwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und achtundzwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und neunundzwanzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und dreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und einunddreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und zweiunddreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und dreiunddreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und vierunddreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und fünfunddreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und sechsunddreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und siebenunddreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und achtunddreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und neununddreißigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und vierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und einundvierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und zweiundvierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und dreiundvierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und vierundvierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und fünfundvierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und sechsundvierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und siebenundvierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und achtundvierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und neunundvierzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und fünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und einundfünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und zweiundfünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und dreiundfünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und vierundfünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und fünfundfünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und sechsundfünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und siebenundfünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und achtundfünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und neunundfünfzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und sechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und einundsechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und zweiundsechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und dreiundsechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und vierundsechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und fünfundsechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und sechsundsechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und siebenundsechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und achtundsechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und neunundsechzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und siebzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und einundsiebzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und zweiundsiebzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und dreiundsiebzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und vierundsiebzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und fünfundsiebzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

Nr. Schmidt, Dr. Julius, Geschichte der deutschen Bewegung. — Der Verfassungskampf. Mit Porträts. Hundert und sechsundsiebzigster Band. Mit Porträt des Verfassers. 2 Thlr.

N

Soeben ist an alle Buchhandlungen versandt:

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie
(Conversations-Lexikon)
achte Originalauflage,
vierzehnte Lieferung,

durch welche der siebente Band dieses Werks, die Buchstaben M und N umfassend, geschlossen ist. Die achte Auflage des Conversations-Lexikon besteht aus 12 Bänden, jeder enthält durchschnittlich 60 Bogen im größten Octavformat, und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, deren jede auf Druckpapier 16 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet. Die Verleihungen der Verlagshandlung, dem Publicum ein so seltenes Unternehmen so billig als möglich und dabei wohlfeiles Werk zu liefern, sind durch allgemein günstige Aufnahme und große Verbreitung desselben anerkannt.

Italienische Literatur.

Im meinem Verlage erschien und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Torquato Tasso's
befreites Jerusalem
übersetzt von
Karl Streckfuß.

Zwei Bände. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Von der ersten Ausgabe in gr. 8., mit dem Originalporträt gezeichnet, sind noch Exemplare zu dem ermäßigten Preise von 1 Thlr. 12 Gr. zu erhalten.

Ferner erschienen

Dante Alighieri's Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. Dritte sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit einem Mittelporträt (Dante's Leben) und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. 1832. gr. 8. 3 Thlr.

Dessen lyrische Gedichte. Italienisch und Deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer. 1827. Gr. 8. Früherer Preis 2 Thlr. 8 Gr., jetzt 1 Thlr.

Petrarca's (Francesco) sämmtliche Canzonen, Balladen und Sestinen, übersetzt und mit kritischen Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im October 1835.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

F30.6
B
1835
Nov.

1835.

Monat November;

enthaltend

30 Blätter Nr. 305—334. 1 Beilage: Nr. 11, und 5 literarische Anzeiger: Nr. XXXIX—XXXXIII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Ankündigungen und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1835.

Inhalt.

Nr. 305. Der Nachrichtendienst, eine Skizze von Hermann Rosenthal. Die Wunde von Dresden. Wien. Adolf Bäuerle. Ueber Land und Meer. Illustrirte Zeitung. Die Gartenlaube. Illustrirtes Familienblatt. Aus der Heimat. Illustrirte Monatsschrift für Deutsche in Amerika. Der Humorist. Wiener Witzblatt. Der Floh. Humoristisch-satyrisches Witzblatt. Der Wanderer. Illustrirtes Unterhaltungsblatt. Der Floh. Humoristisch-satyrisches Witzblatt. Der Humorist. Wiener Witz

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 305. — 1. November 1835.

KRANJSKI DEŽELNI MUZEJ „RUDOLFINUM“

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Erwin von Steinbach, oder Geist der deutschen Baukunst. Ein Roman von Theodor Melas. Drei Theile. Hamburg, Perthes. 1834. 8. 5 Thlr.

Erster Artikel.

Wenn die Versicherung, daß die vorliegende Arbeit eine der bedeutendsten Erscheinungen unserer Zeit sei, mit Mistrauen aufgenommen wird, so muß ich das deswegen natürlich finden, weil wir in den letzten Jahren oft genug ähnliche Versicherungen gehört und gelesen haben, welche sich bei näherer Untersuchung der Sache als durchaus falsch erwiesen, obgleich sie mitunter von Männern ausgingen, welche sich eines gewissen literarischen Rufes erfreuen. Inwiefern nun diese Anzeige geeignet sein mag, jenes Mistrauen zu beseitigen, muß ich dahingestellt sein lassen.

Eine flüchtige Skizze des sehr reichen Inhalts mag der genauern Betrachtung besonders charakteristischer Einzelnheiten vorangehen.

Wir sehen den Werkmeister des strasburger Münsters zunächst im Hause seines Vaters. Der Jüngling hat sich für seine Kunst bereits tüchtig gebildet, zuerst unter Aufsicht des Vaters, sodann auf einer Bildungsreise durch Italien. Zugleich wird jedoch deutlich, daß sein Charakter noch keineswegs gründlich durchgebildet ist; ein unbestimmtes Sehnen treibt ihn daher aus der Beschränkung des bürgerlichen Lebens hinaus nach dem Norden. Zuerst begibt er sich nach Köln, wo Meister Dieterich, der Erbauer des dortigen Domes, ihn, den Sohn des vertrautesten Freundes, mit Wohlwollen aufnimmt. Dessen Tochter Hildegard, eine Achtung gebietende Erscheinung, gewinnt sogleich das Herz des Jünglings. Eine ruhige feste Neigung vereinigt Beide. Unentschieden bleibt zwar zunächst, ob die Liebenden sich als Verlobte betrachten; aber sie widmen einander die lebhafteste Anerkennung und haben, als tüchtige, edle Charaktere, die gerechte Zuversicht, daß dieses gegenseitige Gefühl niemals wieder erlöschen werde. Auf mannichfaltige, immer aber behagliche Weise wird nun der Jüngling an das Leben gefesselt. Seinen Arbeiten und Ansichten wird von den Kunstgenossen freudige Anerkennung zu Theil; in dem Landhause des Meister Dieterich umgibt ihn ein Kreis heiterer und geistreicher Menschen; einsame Stunden theilt ein gleichalteriger Freund, welchem er sich ebenfalls mit der Gewaltsamkeit eines tiefen und starken Gemüthes angeschlossen hat; die Eigenthümlichkeit anderer Stände lernt er von der achtbarsten Seite kennen, doch so, daß ihm der Vorzug des tiefern Bewußtseins in der eignen Brust und in der seiner Berufsgenossen gegenwärtig bleibt. Der Kaufmann, der Erzbischof, der Kaiser gehen mit allen Zeichen ihres Standes an ihm vorüber, und lassen ihm das freudige Bewußtsein, daß namentlich die Geliebte seines Herzens durch die einfache Würde ihres Geistes alle äußerlichen Vorzüge überstrahle. (Erstes Buch.)

Doch alles dieses stillt seine Sehnsucht nicht ganz, und er setzt daher nach einiger Zeit die Reise nach dem Norden mit jenem Freunde, dem Landschaftsmaler Kaspar, fort. Nach einigen anmuthigen, obwol nicht gefahrlosen Reiseabenteuern schließt den beiden sich ein dritter Freund, der Historienmaler Hubert, an. Diese Drei ergötzen sich nun zunächst an der scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeit der Niederländer, und werden in dem Hause eines reichen Kaufmanns wohl aufgenommen, was ihnen Gelegenheit verschafft, das Innere des Volkslebens näher zu würdigen. Zugleich wird die Ehre deutscher Kunst in einem Streite mit einem niederländischen Baumeister wahrgenommen. Die nun folgende Meerfahrt gibt den Reisenden Zeit und Anlaß, in sich selbst zurückzukehren und die Ergebnisse der bisherigen Erfahrungen zu ordnen. Der Held namentlich widmet der Heimat und den entfernten Freunden das lebhafteste Andenken, wozu ein anmuthiger

Zufall ihn noch besonders auffodert. Bei der Ankunft in Schweden und namentlich in Lund macht sogleich die bedeutende Persönlichkeit des dortigen Erzbischofs einen entschiedenen, wohlthätigen Eindruck, welcher noch erhöht wird durch die Liebenswürdigkeit seiner leidenden, aber mit der rührendsten Anmuth leidenden Schwester und durch die verständige Gemüthlichkeit einiger Freunde und Diener des Erzbischofs. Wenn von allen diesen Personen die Freunde und namentlich der Held auf jede mögliche Weise gefördert werden, so fehlt es doch auch nicht an Störungen und geistigen Hemmnissen, welche diesmal besonders an die Person des Cardinallegaten, eines beschränkten und ränkesüchtigen Italieners, geknüpft werden. Erwin unternimmt hier zuvörderst den Bau einer Kirche, zu deren Erfindung der freundliche Zuspruch der edeln Elisabeth ihn im entscheidenden Augenblicke stärkt, und reist alsdann mit dem Gönner nach Skenninge, wo die Geistlichkeit des Nordens sich zu einer Kirchenversammlung vereinigt. Mannichfache Interessen und Aufregung verschiedener Art werden uns hier geschildert. Die Freunde fühlen sich in ihrem Gönner geehrt, da dieser Gelegenheit erhält, sich als Hülfe und Frieden bringend in den bedenklichsten Verhältnissen zu bewähren. Der Cardinallegat bewährt sich seinerseits ebenfalls als Ruhestörer und es gelingt ihm, den jungen Baumeister ziemlich ernstlich mit sich selbst zu entzweien. Dessen Bewußtsein wird jedoch bald wieder geheilt, da ihm Gelegenheit wird, in Gemeinschaft mit einem verständigen Freunde aus früherer Zeit in Upsala seine Kunst ungehindert zu üben, und bald darauf, sogar das Leben der schönen Töchter Birger Jarl's, eines schwedischen Fürsten, durch Entschlossenheit vor dringender Gefahr zu bewahren. (Zweites Buch.)

Nach dem Wohnsitze jenes Fürsten berufen, um daselbst den Bau eines Schlosses zu leiten, wird Erwin von Neuem in einen Kreis ausgezeichneter Menschen eingeführt. Der Fürst selbst ist ein stattlicher, ehrenvester, aber jähzorniger Mann; die Fürstin eine fromme, edle Frau; die Tochter und der jüngste Sohn Beider zeichnen sich vor allen ihren Umgebungen sowol durch Liebenswürdigkeit als durch Anhänglichkeit an den Helden aus. Ebenso treten diesem ein wackerer Kunstgenosse, ein sehr verständiger, philosophisch gebildeter Staatsmann und ein edler Ritter, alle Drei im Dienste jenes Fürsten, mit Wohlwollen entgegen. Erwin fühlt sich in dieser Umgebung um so eher heimisch, da ihm auch hier bald die höchste Anerkennung wird. Der ihm aufgetragene Bau eines Residenzschlosses wird rasch und zur Zufriedenheit des Fürsten begonnen und gefördert; zugleich wird er für jenen wesentlichen Dienst, welchen er der Tochter des Fürsten zu leisten Gelegenheit hatte, mit hohen Ehren bedacht, und was ihn natürlich höher als jenes beglückt, in den vertrautern Kreis tieffühlender und hochgebildeter Menschen aufgenommen. Am entschiedensten aber fühlt er sich von dem Wohlwollen der überaus anmuthigen, zart und feingebildeten Herzogstochter, Freia, betroffen. Seine Verehrung für diese geht bald in wirkliche Leidenschaft über, und obgleich die Vorzüge der Angebeteten ihm den Adel und das kräftige Gemüth Hildegard's ebenso wenig aus seinem Gedächtnisse zu verdrängen vermögen als etwa den hohen Werth Meister Dieterich's und die Liebe und die Tüchtigkeit seiner eignen Aeltern, so geht doch sein Bewußtsein andererseits so ganz in dieser neuen Neigung auf, daß er sich bei dem Gedanken, er könne unmöglich auf die Dauer sich des Umgangs der schönen Fürstin erfreuen, des lebhaftesten Schmerzes nicht enthalten kann. Diese Neigung, welche lebhaft erwidert wird, steigert sich in Folge mehrer einander durchkreuzender Zwischenvorfälle und durch eine Verwundung, welche der Held sich im Dienste der Geliebten zugezogen hat und ihm durch die rührendsten Beweise des tiefsten Mitgefühls überschwenglich vergolten wird. Doch eben diese entschiedenere gegenseitige Erklärung führt auch eine gefaßtere Stimmung der Liebenden herbei, und Erwin trennt sich daher von der schönen Freia. (Drittes Buch.)

Zurückkehrend zu seiner Beschäftigung als Baumeister, hat er Gelegenheit, seine Freude an dem Glücke würdiger, ehrenvester Beschränktheit zu nähren und dabei zugleich wackere Freunde aus den untern Volksclassen zu gewinnen. Briefe aus der Heimat vergegenwärtigen ihm lebhafter, was er dort zurückgelassen und über den neuen Eindrücken fast vernachlässigt hatte. Außerdem gibt eine Verhaftung, welche eine falsche Anklage ihm zuzieht, und die damit verbundene Todesgefahr ihm Anlaß, sich ernster als je mit sich selbst zu beschäftigen und in Folge dessen benutzt er die wiedererlangte Freiheit, um eine Reise nach dem äußersten Norden zu machen, wo ein Eremit durch Lehre und Schicksale, sowie durch die Wunderwelt, in welcher er sich bewegt, sich bildend und erkräftigend erweist. Nichtsdestoweniger bewahrt sich Erwin nach seiner Rückkehr im bewegten Verhältnisse nur mit Mühe die früher errungene Fassung, und freilich wird dieselbe auch auf eine schwere Probe gestellt. Er wird ausersehen, die Dienste eines Marschalls der Prinzessin bei dem Feste ihrer Vermählung mit einem Könige von Norwegen zu versehen. Doch wird ihm das Herbe dieses Zustandes durch eine beglückende Begegnung gemildert. (Viertes Buch.)

Nachdem er schmerzlichen Abschied von der liebenswürdigen Königin genommen hat, begibt er sich nun nach Lund zurück, wo er im tröstlichen Verein mit seinen Freunden, mit dem Erzbischof und dessen rührend anmuthiger Schwester, welche sich in dieser Zeit immer mehr, bis zum Tode verklärt, und in ungestörter Kunstübung seinen Geist wiederaufrichtet und sich zur Rückkehr in das Vaterland bereitet. Endlich begibt er sich über Lübeck, wo ihm und seinen Freunden ebenfalls viel Ehre angethan wird, nach Köln. (Fünftes Buch.)

Der Werth Hildegard's hat sich ihm von Neuem auf das Lebhafteste vergegenwärtigt, und die Besorgniß, sie könne sich in Folge seiner Abwesenheit und vielleicht auch seiner nicht verschwiegenen Abenteuer einem Andern zugewendet haben, erfüllt ihn mit wehmüthigem Bangen; aber er wird sowol von ihr und ihren Angehörigen, als auch von Gewerksgenossen über Erwarten liebevoll empfangen und verlobt sich nun förmlich mit Hildegard. Hierzu den Segen seiner Aeltern einzuholen, reist er nach Strasburg,

wo der Bischof ihn zum Bau des Thurmes am Münster dingt und wohin die Freunde Hubert und Kaspar melden, daß sie den Weg zu einem gesicherten häuslichen Glück gefunden haben. In Gemeinschaft mit den Aeltern und einem Jugendfreunde begibt er sich nach Köln zurück, und nachdem er daselbst sich das ehrende Wohlwollen des weisen Albertus Magnus erworben hat, wird von diesem die Ehe Erwin's und Hildegard's geweiht. Das Hochzeitfest wird geschmückt durch die Ankunft Hubert's und Kaspar's mit ihren Frauen, sowie des jüngern Bruders der schönen Freia, welcher glückwünschend die Erinnerung an die nordischen Freuden Erwin's lebhaft aufregt, doch nur zu behaglicher, ersprießlicher Gemüthserhebung. Mehre Jahre später wird Erwin nach Strasburg zum Behufe des früher besprochenen Thurmbaues berufen; Meister Dieterich und Freund Hubert begleiten das Ehepaar, und der Letztere sorgt namentlich dafür, daß es in der neuen Wohnung Erwin's nicht an Erinnerung an die bedeutendern Ereignisse seines Lebens fehle. Die Feier des Tages, an welchem Erwin den Grundstein des Münsterthurmes legt und an welchem ihm zugleich ein Knabe geboren wird, beschließt das Ganze, nachdem noch einmal alle Künstler, welche wir früher kennen gelernt haben, zu dem gemeinschaftlichen großen Werke versammelt sind.

Dieser Inhalt, von dessen Fülle ich hier nur eine sehr unvollkommene Ahnung geben konnte, wird in einer wahrhaft prächtigen Form mitgetheilt. Der Erinnerung schwebt dies Gedicht vor wie eine weite Reihe hoher, im edelsten Style angelegter und verzierter Säle, die dennoch gar gastlich und wohnlich dem Besucher winken. Der Verfasser ist ohne Zweifel nicht nur ein sehr talentvoller Dichter, sondern auch ein vollständig durchgebildeter, gereifter Mann, und diese Arbeit muß, obgleich ihr keine andere desselben Verfassers vorausgegangen ist, dennoch keineswegs als ein Erstlingsversuch, sondern als die Aeußerung einer vollständig in sich abgeschlossenen Persönlichkeit betrachtet werden, wie sie denn auch ganz gewiß eine Frucht mehrjähriger Mühen und das Ergebniß der gesammten Lebenserfahrungen des Verf. ist. Sichtlich hat dieser sich übrigens im Laufe der Arbeit selbst, wenigstens in Beziehung auf die Form der Darstellung, weiter fortgebildet. Im ersten Theile finden sich noch zuweilen Ausschmückungen, deren Absichtlichkeit merklich ist; später aber verschmelzen Form und Inhalt immer mehr zu einem wesentlich durcheinander bedingten Ganzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Darstellung des Strafrechtsfalles gegen die Gräfin von Görtz-Wrisberg und mehre andere des Hochverraths Angeklagte, sammt Entscheidungen der herzoglich braunschweigischen Gerichte und einem Gutachten der heidelberger Juristenfacultät von J. Scholz III. Lüneburg, Herold und Wahlstab. 1835. 8.

Die im Jahre 1832 von Braunschweig aus verbreitete Nachricht von einer hochverrätherischen Verschwörung zu Gunsten des vertriebenen und der Regierung entsetzten Herzogs Karl erregte um so mehr Aufmerksamkeit, da hierdurch wichtige staatswissenschaftliche Fragen, welche die Stellung des zur Regierung gelangten Herzogs Wilhelm näher ins Licht setzten, verdoppelte Bedeutsamkeit erhielten. Manche Seiten des Regierungswechsels waren von scharfsinnigen Schriftstellern beleuchtet; wir brauchen nur auf die Untersuchung der Frage: „Was ist Rechtens, wenn die oberste Staatsgewalt dem Zwecke des Staatsverbandes entgegenhandelt?“ welche der verdienstvolle Geheimrath v. Strombeck anstellte, zu verweisen. Doch wenn man sich von theoretischen Auseinandersetzungen auf die Ereignisse in Braunschweig und deren Folgen wendet, bieten sich noch viele Controversen dar, welche vor der Beurtheilung der Strafbarkeit der Umtriebe, um den Herzog Karl wieder zur Regierung zu verhelfen, entschieden werden müssen. Der Convenienz der Politik braucht nicht Eintrag zu geschehen, wenn man auf die strenge Norm des Rechts verweist. Wie es hiermit gemeint sei, ergibt sich von selbst, wenn wir einige jener noch unentschiedenen Vorfragen hier andeuten, wobei bevorwortet wird, daß, während wir nur Thatsachen und Rechtsprincipe vor Augen haben, wir uns durchaus davon lossagen, allgemeiner Misbilligung und Verachtung verfallene Menschen in Schutz nehmen oder diese freimüthiger literarischer Unterhaltung gewidmeten Blätter durch ihre Vertheidigung beflecken zu wollen.

Was nun, näher betrachtet, die braunschweiger Revolution von 1830 betrifft, so fragt es sich: wie verhält sich dieselbe zu der in allen constitutionnellen Staaten dem Regenten zugesprochenen persönlichen Unverantwortlichkeit? Von wem ging der Strafact gegen den vertriebenen Herzog Karl aus, während die Vertreter der Gesetze, die Depositairs der Staatsgewalt einem Pöbelhaufen gegenüber zur Steuerung des Regenten- und Pöbelunfugs erst dann sich zu regen begannen, als jener vertrieben war und dieser ausgetobt hatte? Liegt es nicht der braunschweigischen Landesconstitution ob, bei Anerkennung böswilliger Schlechtheit des Fürsten durch ein regierungsfähiges Ministerium diesem Mangel abzuhelfen? Welches waren denn eigentlich die Verbrechen des Herzogs Karl? Von einem ehrlosen, dem Fürsten unwürdigen Privatleben kann die Rede nicht sein, da man schon oft genöthigt war, Hohen Das nicht anzurechnen, was dem bürgerlichen Leben zum schmachvollen Vorwurfe gereicht.

Die Policeidirection in Braunschweig sah sich im Verfolge vermeintlicher Spuren einer hochverrätherischen Verbindung zu Gunsten des vertriebenen Herzogs Karl 1832 veranlaßt, die Gräfin von Wrisberg im Hannöverischen einfangen und sich ausliefern zu lassen; auch wurden mehre angeblich betheiligte Braunschweiger verhaftet: ein Bedienter Ehrhardt, Jäger Dubien, Oberstlieutenant von Kalm, ein Stallknecht Behle, ein Jude Hirsch Silberschmidt, der Hof- und Justizrath Fricke, Oberstlieutenant von Hennings, Kammerrath Böhlkau, Justizamtmann Grotcurd, Buchhändler Meyer und Pferdeverleiher Freitag. Weitere Nachforschungen und entdeckte briefliche Mittheilungen gaben der Sache ein wichtiges Ansehen, wozu noch beitrug, daß nach einem höchsten Rescripte vom 7. Mai 1832 für diese Staatsangelegenheit eine besondere Untersuchungscommission angeordnet wurde, welche noch manche Verhaftungen vollziehen, aber auch einige der Gefangenen (28 Personen) der Haft, zum Theil gegen Bürgschaft entließ. Die etwa 4000 Blätter betragenden Acten wurden dem herzoglichen Landgerichte nach geschlossener Untersuchung zum Erkenntnisse erster Instanz vorgelegt. So berichtet die Einleitung dieser Schrift, welche dann die Erkenntnisse gegen die des Hochverrathes Angeschuldigten erster und zweiter Instanz mittheilt, welche gleichlautend ausfielen.

Das Landesgerichtserkenntniß gegen die Gräfin von Wrisberg vom 3. Juli 1833 sprach sich dahin aus, daß gegen die Angeklagte (als eine Ausländerin) die Strafgerichtsbarkeit in braunschweigischen Landen nicht begründet sei, unter Hinzufügung der Bemerkung, „daß das Landesgericht keineswegs die Feindseligkeit der von derselben unternommenen Handlungen verkenne, aber den Grad der Gefährlichkeit derselben und die gegen die Angeklagte für die Zukunft etwa vorzukehrenden Sicherheitsmaßregeln zu bestimmen, als gänzlich außerhalb der Grenzen

seiner Attributionen liegend erachte. Vielmehr müsse es lediglich dem Ermessen der Staatspolicei gewalt anheimgestellt bleiben, ob und welche Maßregeln der Sicherung gegen etwa zu befürchtende zukünftige Machinationen der Inculpatin zu betreffen sein dürften. Von Ausübung eines Strafrechtes gegen dieselbe könne hingegen in den dortigen Landen überall nicht die Rede sein, am wenigsten wegen angeblichen Hochverraths, da die zum Thatbestande des Verbrechens erfoderliche Verbindlichkeit zur Unterthanentreue in Ansehung ihrer, wenigstens zur Zeit der ihr zur Last gelegten feindseligen Handlungen, offenbar nicht begründet wäre."

Dieser der Policei gegebene Fingerzeig veranlaßte, da die Angeklagte die verlangte genügende Sicherheit nicht leisten konnte, daß dieselbe in gefänglicher Haft behalten wurde, woraus den Behörden neue Verlegenheit erwuchs. Man ließ die Foderung der Sicherheitsstellung fallen und gab der Gräfin, wenn den neuesten Nachrichten Glauben beizumessen, unter der Weisung, nicht heimzukehren, Geld zu einer Reise nach Rußland.

Von den übrigen in diese Untersuchung Verflochtenen wurden des Hochverrathes schuldig erachtet, weil sie dem Interesse des Herzogs Karl sich offenbar geneigt bezeigt hatten: von Kalm, Ehrhardt, Dubien, Hirsch Silberschmidt und Meyer, drei Inculpaten von der Instanz absolvirt, drei und zehn nach verschiedenen Modificationen von der Untersuchung freigesprochen, endlich ein Taglöhner wegen falscher Denunciation zu fünfjähriger Zwangsarbeitsstrafe verurtheilt. Man wird zu wissen verlangen, welches die hochverrätherischen Thatsachen waren, welche, von der Untersuchungscommission ausgemittelt, die Straferkenntnisse der Gerichte begründeten? Wir theilen hier aus dem Erkenntnisse die gegen den v. Kalm ausgemittelten Punkte mit, woraus mit einigen für die ganze angebliche Verschwörungsgeschichte unerheblichen Modificationen auf die Schuld der übrigen Inculpaten zu schließen ist.

1) Von Kalm war schuldig, mit dem u. s. w. Bitter in einer möglichst verheimlichten Correspondenz die Mittel zur Wiedereinsetzung des Herzogs Karl in die Landesregierung berathen, namentlich Bitter aufgefodert zu haben, dem Herzoge den Rath zu ertheilen, sich zum Kaiser von Rußland zu begeben, um einen Versuch zur Wiedererlangung der scheinbar verscherzten Gnade desselben zu machen. Ferner hat der von Kalm den Bitter benachrichtigt, daß ein Agent zur Beobachtung des damals in Nizza sich aufhaltenden Herzogs Karl abgesendet sei, und endlich habe sich Kalm bereit erklärt zu einer Zusammenkunft mit dem Herzoge zur Berathung der Restaurationspläne.

2) Habe Kalm sich zu gleichem Zwecke mit der Gräfin von Görz-Wrisberg in Communication gesetzt.

3) Habe er bei Berathung der Restauration keine entschiedene Abneigung gegen Anwendung gewaltthätiger Mittel an den Tag gelegt.

4) Habe er sich die Ausforschung des Mühlenpächters Schröder, welchen er für den Agenten des Herzogs Karl gehalten, angelegen sein lassen.

5) Habe man nach der Verhaftung des v. Kalm in seinem Schreibpulte einen von seiner Hand geschriebenen Aufsatz gefunden, welcher eine Parallele zwischen den Herzogen Karl und Wilhelm enthalten, worin von Letzterm, von dessen Räthen, Hof- und Militairbeamten in höchst unehrerbietigen Ausdrücken geredet sei. Jedoch geht aus den Acten nicht hervor, daß von diesem Aufsatze durch Verbreitung, Vorlesung, Vorzeigung ꝛc. irgend Gebrauch gemacht ist.

6) Habe er an das Staatsministerium unter Verheißung der Entdeckung einer gegen dasselbe gerichteten Verschwörung einen mystificirenden Briefe anonym gelangen lassen.

So werden die Verbrechen bezeichnet, von welchen das erkennende Gericht in den Gründen meint: „Daß diese bis zur genügenden Gewißheit ermittelten Thatsachen an dem Vorhandensein aller objectiven und subjectiven Erfodernisse des Hochverrathes keinen irgend begründeten Zweifel übriglassen." Das heißt den Knoten durchhauen, nicht ihn lösen, da Regent und Staat nicht identisch sind, die Umtriebe nur gegen Ersteren, nicht gegen letztern gerichtet waren und bei diesem Bestreben ein Legitimitätsbewußtsein für sich hatten, welches bei andern Erfolgen den Preis der Unterthanentreue davongetragen hätte.

Hr. v. Kalm suchte beim Spruchcollegium der Universität Heidelberg um ein Rechtsgutachten nach, über die Frage: ob er nicht von dem Verbrechen des Hochverrathes und der ihm dieserhalb zuerkannten Strafe freizusprechen? Dieses geistvoll gearbeitete Gutachten, welches hier unter Anlage 2 mitgetheilt wird, sprach sich bejahend aus. So vorsichtig auch in demselben, wie in jenen Erkenntnissen die politischen und reinstaatsrechtlichen Vorfragen umgangen wurden, so werden doch manche hierher gehörige Fingerzeige ertheilt. Wir heben folgende wohl zu beachtende Stelle aus:

„Die Erfahrung lehrt, daß nach einem in einem Staate durch eine Revolution oder ein besonderes Zusammentreffen der Umstände bewirkten Dynastienwechsel oder einer Entfernung des bisherigen Herrschers noch lange in diesem Staate ein gewisser Meinungskampf sich an den Tag legt, worin ein Theil der Unterthanen den vorigen Herrscher zugethan bleibt und nur das Verhältniß dieses Herrschers als ein gesetzliches, sein Recht als ein gegründetes betrachtet. Bleibt nun ein Bürger unter solchen Verhältnissen nur anhänglich dem vorigen Regenten, spricht er auch diese Gesinnung und seine Meinung über das bestehende Verhältniß aus, erkennt er aber, daß er der bestehenden Regierung, weil sie und so lange sie besteht, Gehorsam schuldig ist, bewährt er diesen Gehorsam und Achtung durch die That, so ist von einem Hochverrathe nicht die Rede, selbst wenn er dem vorigen Herrscher seine Gesinnung an den Tag legt oder den Wunsch ausspricht, daß auf dem gesetzlichen Wege der Herrscher zurückkehre. Auch hier liegt es in der Natur der Sache, daß der der vorigen Regierung ergebene Unterthan noch immer sich einbildet, daß durch diplomatische Verhandlung, durch eine Umgestaltung der politischen Verhältnisse der vorige Herrscher zurückgeführt werden könne; ist nun sein Streben blos dahin gerichtet, zur Begünstigung dieser gesetzlichen Mittel mitzuwirken, so ist seine Thätigkeit keine hochverrätherische. — Ganz vorzüglich mußten die nach der Entfernung des Herzogs Karl begründeten Verhältnisse geeignet sein, einen solchen Meinungskampf herbeizuführen und den Glauben zu wecken, daß auf gesetzlichem Wege die Rückkehr des vorigen Herrschers möglich sei."

Der Abdruck dieser Actenstücke ist um so erwünschter, da man aus denselben deutlich ersieht, wie schwach die ganze Verschwörungsgeschichte, von welcher im Publicum und in öffentlichen Blättern viel Aufheben gemacht wurde, basirt ist. 25.

Notiz.

Die westlichen Provinzen der Vereinigten Staaten waren zu Anfang des Jahrhunderts fast noch in einem ganz wüsten Zustande. Kaum daß einzelne Pioniers sie in dieser oder jener Richtung ausgekundschaftet hatten. Man weiß, mit welcher Schnelligkeit sie gegenwärtig auf dem Wege der Civilisation fortschreiten. Mitten in diesen noch wenig bebauten und bewohnten Gegenden befinden sich Institute, welche man als wirkliche Muster aufstellen kann; an den Ufern des Mississippi im Missouristaate 120 englische Meilen nördlich von St.-Louis befindet sich ein sogenanntes College (Marion College), wo junge Leute eine gewählte Erziehung erhalten zu einem Jahrgeld von 20 Dollars (etwa 30 Thlr.) für den Unterricht, und 50 Dollars für die Pensionskosten. Allein auch dieser Kostenbetrag kann vermieden werden, wenn sich die Zöglinge dazu verstehen wollen, an den Arbeiten des Meierhofs Antheil zu nehmen, der 400 Acker Wiesenland besitzt. Diese Arbeiten sind nicht sehr anstrengend, und finden nicht täglich statt. Wer sie mitverrichtet, erhält Alles, Erziehung und Unterricht, unentgeltlich. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 306. — 2. November 1835.

Erwin von Steinbach, oder Geist der deutschen Baukunst. Ein Roman von Theodor Melas. Drei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 305.)

Um eine bestimmtere Vorstellung von der Darstellungsweise des Verf. zu geben, wähle ich den Anfang des ersten Theiles, den des zweiten und eine besonders charakteristische Stelle des dritten Theiles als Proben, an welche sich alsdann die Betrachtung der Eigenthümlichkeiten des vorliegenden Buches bequem anknüpfen lassen wird.

Der erste Theil des Romans beginnt nämlich also:

Erwin von Steinbach stand mit seinem Freunde Konrad am tiefen Bogenfenster in der väterlichen Wohnung und redete mit ihm von Italien, von dannen er jüngst erst heimgekehrt war. Die bejahrten Aeltern schliefen in der angrenzenden Kammer, deren Thüre halb geöffnet stand, und sie sprachen leiser, um ihren Schlummer nicht zu stören. Da schlug in Strasburg die alte Thurmuhr zwölf, und über das waldige Gebirge stieg der Vollmond wie ein großes Feuer auf. Der Glutschein fiel durch die trüben buntgemalten Fensterscheiben grade dem Erwin ins Gesicht, sodaß er fast erschrak und das Fenster aufriß; — da erkannte er seinen Irrthum; denn bald hatte sich die Mondscheibe vom Gebirge abgelöst und verbreitete einen silbernen Glanz über den Arm des herrlichen Rheinstroms, der in unendlichen Sprudeln funkelnd und freudig vorüberrollte. Ein erfrischender Duft stieg aus den blühenden Gesträuchen, welche die väterliche Wohnung umgaben und von den grünen Wellen bespült wurden. Der weiße Schaum netzte die zarten Knospen der Aepfelbäume wie mit perlendem Thau und sprützte hoch empor. Die Nachtigall sang in den Wipfeln ihre ersten Liebeslieder, denn es war in der Mitte des Mais. „Nun, mein lieber Konrad", sagte Erwin nach einigem Stillschweigen, denn dieser Anblick hatte Beide überrascht, „nun fühle ich erst ganz, daß ich in dem werthen Vaterlande bin! Wie oft lehnte ich als Kind mich aus diesem Fenster in der Mutter Armen und freute mich im Mondlicht der blitzenden Wellen, und schloß mich fester an die Mutter bei aufbrausender Frühlingsflut! Wenn zuerst das Eis nun brach und ich furchtsam wurde und selbst die Mutter bebte, so streichelte mich der Vater, der kundige Maurermeister, und sprach bedächtiglich: „Gutes Muths, Junge, ich habe einen festen Grund gelegt und eine starke Mauer gezogen; da unten stehen auch die scharfen Brecher, vor dem Eisgange kannst du ruhig schlafen, und", setzte er hinzu, „willst du ein rechter Maurermeister werden, so mußt du ein kühnes, freies und unverzagtes Gemüth haben."

Schon hier zeigt sich die behagliche Pracht und die edle, kräftige, und doch zugleich feingebildete Biederherzigkeit, welche das ganze Werk charakterisirt; doch ist auch nicht zu verkennen, daß der Verf. sich hier in seine Weise noch nicht hinlänglich hineingearbeitet hat. Es finden sich daher noch zu viele schmückende und schildernde Beiworte, unter denen namentlich die allgemeinern: „zart, silbern, unendlich" u. s. w. etwas gesucht erscheinen und die Rede dem Schwülstigen nahe bringen. Doch sind auch sie verständig gewählt, und sehr irren würde Der, welcher sie mit den ungeschickten Verzierungen zusammenstellen wollte, mit welchen unsere gewöhnlichen Romantiker ihre formlosen Erzeugnisse herausstaffiren.

Was etwa zu dieser Stelle noch zu bemerken sein möchte, wird sich am besten aus der Vergleichung mit dem Anfange des zweiten Theiles ergeben, welcher also lautet:

Wir finden unsern Freund auf dem Wege nach Bielbo wieder, indem wir Alles übergehen, was ihn in den letzten Tagen zu Upsala noch beschäftigte. Bonnevil hatte ihn eine gute Strecke zu Pferde begleitet und war dann mit herzlicher Umarmung von ihm geschieden, indem seine letzten Worte lauteten: „Bruder, wenn du mich brauchst, so kannst du auf mich rechnen!"

Diese Worte und sein schnelles Wegwenden, um eine Thräne zu verbergen, lagen noch Erwin im Sinne und erfüllten seine Seele mit wehmüthiger Sehnsucht, als der begleitende Reitknecht ihm schon von einer Anhöhe herab das Schloß zeigte, welches der alte Stammsitz des Birger Jarl war. Das Pferd, welches der Herzog mit dem Stallknechte zur Abholung ihm gesandt hatte, wieherte beim Anblick der Burg hell auf und setzte rascher an. Unser Freund dagegen wünschte Verzögerung und wußte nicht warum. Er hielt das Roß mehre Male unwillkürlich zurück, sodaß der Reitknecht, welcher den Weg zeigen sollte, weit voranritte, meinend, er folge ihm.

Es war ein stiller, schwüler Sommerabend; die Sonne senkte sich hinter dunkelblauem Gewölke und vergoldete die Ränder desselben. Ein öfteres Leuchten zeigte sich schon in Südwest, und ferne Donner rollten durch die waldigen Thäler. Da lag das alte graue Schloß jenseit eines Sees unter hohen Eichen still und ehrwürdig, indem es seine Mauern und Zinnen in dem dunkeln Gewässer spiegelte, als wenn es schon viele Jahrhunderte in die feuchte Welle hinabgesehen hätte. Die Metallspitzen seiner Thürme glühten im Scheidelichte und warfen goldene Sterne auf die zitternde Flut, welche von stolzen Schwänen durchschnitten wurde. Erwin fühlte sich so ruhig und ahnungsreich, so genügsam und dankbar, daß er hier hätte weilen mögen, bis die Nacht hereingebrochen wäre. Es dünkte ihm, als gehe ein neues Leben vor ihm auf, welches mit seinen unbekannten Kreisen wie jene Wasserfurchen der rudernden Schwäne ineinanderfloß, wenn er es sich deutlich machen wollte, und mit einem süßen Schauer ihn erfüllte.

Der große sanfte Bogen des Sees, an dessen jenseitigem Ufer das alte Stammschloß lag, war mit waldigen Hügeln um-

geben und zog sich malerisch in einer Ellipse bis zu einer Wassermühle hin, wo er sich diesseits umwandte und von frischen Wiesen begrenzt wurde. An ihn stieß ein anderer elliptischer See, welcher durch einen Kanal mit demselben verbunden war und durch den das Wasser in den erstern sich leiten ließ, wenn dieser von den Waldbächen angeschwellt worden. Ueber den Kanal und den Wiesengrund führte eine lange steinerne Brücke mit vielen hohen Arkaden nach dem Schlosse Bielbo hin. Da unser sinniger Freund über diese Brücke ritt und ein frischer Seehauch ihm eben kühlend entgegenwehte, indem er seine Augen über die anmuthigen Gewässer der schilfreichen Seen und ihre reichen blühenden Ufer wandern ließ, dachte er mit lebhaftem Verlangen an Hildegard und ihren Vater, von denen er so lange keine Nachricht empfangen hatte. Auch seine Aeltern und Konrad waren ihm im Geiste nahe und schienen ihn mit ihren guten Wünschen und brünstigen Gebeten in diese ganz fremde Lebensbahn zu begleiten.

Wie wirst du einst über diese Brücke zurückkehren — sprach er zu sich selbst —, mit welchen Empfindungen und Erfahrungen bereichert oder beschwert, erfreut oder betrübt, wird vielleicht eben dieses Roß dich aus diesen ehrwürdigen Mauern hinwegführen, welche dir nun noch so unbekannt sind? Kannst du für dich einstehen, da dein Herz so schwach ist, daß es bald auflodert in unbesonnenem Zorne, bald von dem Anblicke eines fremden Weibes weh und wund gemacht wurde? Wo ist deine gepriesene Festigkeit und Nüchternheit, als Meister der freien Maurerzunft geblieben? Und welchen Fürsprecher, welchen Freund in der Noth wirst du finden, seit der edle Serenius nicht mehr bei dir ist? — Du trittst in ein vornehmes Haus, wo du jedes deiner Worte bedenken, jeden deiner Schritte bewachen mußt, um nicht anzustoßen. Du hast es mit Menschen zu thun, die dich nicht kennen, auch durch Stand und Bildung über dich erhaben sind und schwerlich dich gleich verstehen und so aufnehmen werden als deine Gönner zu Lund. Wohlan denn, so halte dich um so fester an den treuesten Freund, welcher bis dahin so gnädig dich führte und über Land und Meer mit dir gezogen ist! Sein Name ist auch hier bekannt, sein Geist wird auch in diesen Mauern wohnen, um dir eine ebene Bahn zu machen. Wo nicht, so bekenne ihn wider Fleisch und Blut und wider alle Gewalten unter dem Himmel und demüthige dich, damit er dich zu seiner Zeit erhöhen möge.

Man sieht wohl, daß hier nicht von jenen gewöhnlichen Theaterahnungen die Rede ist, welche jeder einigermaßen merkwürdigen Begebenheit und namentlich jedem Unglücksfalle vorausgehen; vielmehr wird hier ein sehr tiefer Zug des menschlichen Herzens gründlich und umfassend geschildert. Noch näher erhellt dies freilich aus dem Zusammenhange, aus dem Platze, welcher jener Schilderung in dem Romane angewiesen ist. Der Held desselben steht nämlich am Ende des ersten Theils auch am Schlusse einer Lebensperiode. Es wandelt wol jeden ernstlich sich mit sich selbst beschäftigenden Menschen zuweilen das Gefühl an, ein Act seines Lebens sei nun vorbei, und es müsse mithin ein neuer beginnen. Die Ereignisse der letzt vergangenen Zeit runden sich alsdann für unser Bewußtsein gleichsam zu einem poetischen Ganzen. Wir glauben, die Ergebnisse derselben, die Erfahrungen, die Bildung, welche wir ihr verdanken, übersehen und zusammenordnen zu können. Alsdann verbindet sich hiermit sehr natürlich das Gefühl, daß nun, und zwar in der nächsten Zukunft etwas ganz Neues, uns Unerhörtes geschehen müsse, etwas, was uns mit noch ungeahnten Freuden und Schmerzen überschütten, uns auf eine neue erfreulichere Stufe der Bildung erheben werde. Wir bilden uns dann wol, indem wir die Ergebnisse der Vergangenheit mit unsern noch unerfüllten, oft nur geahnten Bedürfnissen und Wünschen zusammenflechten, irgend ein wunderliches Gewebe, welches, wenn auch in unbestimmter verschwimmender Weise, die charakteristische Besonderheit der nächsten Zukunft vor das Bewußtsein bringt. Diese Stimmung ist unter den Umständen, unter welchen der Verf. sie hier einführt, höchst natürlich, ja nothwendig. Erwin ist aus einem Kreise wohlwollender geistreicher Menschen geschieden und fühlt sich nun plötzlich allein, im Begriffe, sich ganz fremden Umgebungen anzuvertrauen, und es wird ihm mithin deutlich, daß von nun an noch ganz andere Anfoderungen an seinen Charakter und an seine Einsicht werden gemacht werden, als bisher geschehen ist. Dies Alles ist in der angeführten Stelle auf das Vortrefflichste geschildert. Die Darstellung des Verf. ist höchst gefühlvoll und tief gemüthlich, und dennoch durchaus entfernt von jener flachen, leeren Romanenempfindsamkeit, mit welcher jetzt so viele Schriftsteller, und unter ihnen viele der beliebtern, sich brüsten. Vielmehr ist hier die Tiefe und die Innigkeit des Gemüths von ernstem, kräftigem Sinne und von tüchtigem Verstande begleitet. Auch sind nicht nur alle die sonst üblichen Redensarten, welche schon tausend Schriftsteller einander nachgeschrieben haben, vermieden, sondern die Eigenthümlichkeit der zu schildernden Stimmung ist überhaupt fast gar nicht in ausdrücklichen Worten beschrieben, sondern das Wehmuth- und Ahnungsvolle darin schwebt nur wie ein zarter geistiger Hauch über den Worten, welche entweder die Gegend beschreiben, oder einige der Betrachtungen und Versuche Erwin's wiedergeben, oder sich auch mit scheinbar gleichgültigen Nebendingen beschäftigen, immer aber von klarer fester Anschauung zeugen. Vortrefflich ist besonders die gegenseitige Einwirkung angedeutet, welche die durch die Vergangenheit bedingte Stimmung Erwin's und die Eigenthümlichkeit der ihn jetzt umgebenden Gegend aufeinander ausüben. Das graue alterthümliche Schloß, die schweigenden Seen, welche in stiller, anmuthiger, doch geheimnißvoller Würde sich vor ihm ausbreiten, weben gleichsam mit an den sich gestaltenden und immer wieder verschwimmenden Gebilden in dem prophetischen Zauberspiegel seines Gemüths.

Im Vergleich mit jener ersten Stelle ist der Fortschritt in dieser zweiten nicht zu verkennen. Zwar ist auch hier der Ausdruck blühend und geschmückt, und es fehlt namentlich nicht an Beiwörtern; aber diese sind hier durchaus bezeichnender, sie schmiegen sich mehr an die Sache an. Aus dem „herrlichen Rheinstrome, der in unendlichen Sprudeln funkelnd und freudig vorüberrollt", ist hier eine ziemlich bescheidene „zitternde Flut" geworden, „welche von stolzen Schwänen durchschnitten wird". Und selbst da, wo allgemeiner malende Beiwörter gehäuft werden, z. B. bei den „anmuthigen Gewässern der schilfreichen Seen und ihren reichen blühenden Ufern", zeigt sich denn doch im Vergleich mit jener ersten Stelle eine gereiftere Besonnenheit in der Wahl der Ausdrücke. Beiläufig kann indessen hier bemerkt werden, daß der Verf. bei Gelegenheit einer zweiten Ausgabe manche kleine sprach-

liche Versehen zu vertilgen haben wird, von denen einige auch in den mitgetheilten Proben dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein werden.

Die letzte der drei Stellen, von denen ich oben sprach, weist nun keinen merklichen Fortschritt gegen die zweite nach, ist aber für den Ton und die Haltung des vorliegenden Kunstwerks noch charakteristischer als jene. Die Anschauungsweise des Verf. unterscheidet sich nämlich auf das Wesentlichste von dem Sinne, in welchem die meisten Lieblinge des Publicums gegenwärtig arbeiten. Während die meisten Erzeugnisse des Tages mit reißender Schnelligkeit von Ereigniß zu Ereigniß eilen und folglich für ihre flüchtig behandelten Situationen nur durch grelle Färbung, durch empörende Schroffheit der Darstellung ein Interesse erregen können, verweilt unser Verf. mit Liebe bei einfachen Zuständen; er malt sie bis in das kleinste Detail aus und ladet den Leser ein, durch das Mikroskop der Gemüthlichkeit den unendlichen Reichthum zu betrachten, welcher selbst in solchen menschlichen Zuständen, die dem flüchtigen Beobachter geringfügig erscheinen, verborgen ist. Wegen dieser Eigenthümlichkeit des Werkes fühlt man sich zwar leichter als bei einem Moderoman von dem Gefühl der Ermüdung beschlichen, und namentlich möchte es wol jedem Leser, außer einem ganz gedankenlosen, schwer werden, das ganze Werk ohne wiederholte Unterbrechung durchzulesen; aber dafür blickt man auch nach Beendigung jedes einzelnen Buches auf ein reiches, erfreuliches, mit besonnener Begeisterung behandeltes Gemälde zurück, und selbst die kleinern Abschnitte des Romans, die Capitel, sind kleine Bilder, welche durchaus für sich genießbar sind und zu deren Betrachtung man, nachdem man das Ganze gelesen hat, gern zurückkehrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Göthe und sein Jahrhundert. (Aus der „Minerva" besonders abgedruckt.) Jena, Bran. 1835. 8. 8 Gr.

Monographien über unsere vorzüglichsten Geister, welche nicht mehr sind, wären, wenn ihrer nur viele erschienen, allerdings gar sehr an der Zeit; allein alsdann müssen sie besser ausfallen als die vorliegende Schrift, welche wir als eine Monographie Göthe's zu betrachten haben, die noch dazu, in einer Zeit erscheinend, wo alles über Göthe Geschriebene sich abgelebt hat, der Foderung, etwas Besonderes zu leisten, sich nicht entziehen kann. Das Büchlein bietet auf 113 Seiten weiter nichts als einen kurzen Lebens- und Wirkensabriß Göthe's und einige Expectorationen über seine Werke. Allein bei bloßen zufälligen Expectorationen kann es über eine Erscheinung wie Göthe's nie, und besonders jetzt nicht sein Bewenden haben, wo das Urtheil über ihn noch trüber und unsteter umherschwankt als jemals. Denn Demjenigen, der in der deutschen Literatur eine andere Nothwendigkeit und eine andere Geistesentwickelung zu erblicken gewohnt ist als diejenige, von der die unreifen Köpfe von gestern und heute in ungezogenen Ausdrücken fabeln, einem Solchen kann die gezierte und beschränkte Auffassung, welche alle vergangene Größe, eben weil sie vergangen und nicht in den elenden Conflict der Gegenwart begriffen ist, herabsetzen und als etwas Antiquirtes ansehen, nur lächerlich erscheinen. Es kann heutzutage gar nicht mehr darauf ankommen, Göthe'n oder irgend einem andern Namen Weihrauch zu streuen, Tauben und Lämmer oder gar Schafe und Esel anbetungsvoll zu opfern, und Derjenige, der in dem Kampfe der Gegenwart, welcher sich aber nicht in einigen wenigen Flachköpfen repräsentirt, nichts einzusetzen hat als Namen und Autoritäten, ist freilich als ein überlebtes Sujet und veraltetes Individuum zu betrachten; allein darauf kommt es an und muß es ankommen, daß man mit Geist, Einsicht, innerer Begabung und kritischer Genialität (denn auch zum rechten Kritiker muß man genial sein) in dem sich fortspinnenden Faden deutscher Literaturgeschichte nicht die Namen, sondern die Geister ergreife und in diesen wiederum nicht die Abstractionen, Formen und Erscheinungen, sondern das Wesen, nicht wie sie sich räuspern und spucken, sondern was sie im Innersten zusammenhält, ihnen ablauere.

Diese Foderungen, die man an eine in das Gebiet der deutschen Literatur gehörige monographische Schrift zu machen berechtigt ist, finden sich in dem vorliegenden Büchlein gar nicht bestätigt. Seiner Form und seiner seltsamen Weise nach, ganz populair-inductiv dem Leser die Sache und das Verhältniß des Dichters deutlich zu machen, gehört es einer bereits veralteten Gattung der Kritik an. Wenn gegenwärtig und grade gegenwärtig Jemand ein Buch schreiben will, welches „Göthe und sein Jahrhundert" heißen soll, dann muß er nicht eine Form wählen, nach welcher man recht philisterhaft und behaglich ein Stückchen und ein Gliedchen des Mannes nach dem andern, ein Werkchen und ein Gedichtchen auf das andere aborgelt, wie der Leiermann die Melodien zum Besten gibt, die in seiner melodienarmen Drehorgel schlummern. Wie kann man sich unterstehen, über das Jahrhundert zu schreiben, welches den Scheitelpunkt und die Sonnenhöhe deutscher Poesie bildet, wenn man nicht einmal einen Sinn für wissenschaftliche Methode und geistige Gliederung hat? Es ist möglich, daß ferne Zeiten, die noch im dunkeln Schooße der Zukunft schlummern, eine noch glänzendere Höhe der deutschen Poesie bringen werden, allein bis diese erscheinen, wollen wir uns nicht unanständig geberden, nicht eitel und gedankenleer, feigherzig, hohl und erbärmlich in die Brust werfen und uns einbilden, der Messias sei schon erschienen in den Lappalien Derer, welche sich für das neue Deutschland halten. Pulvis et umbra sumus; Staub und Asche, Gespensterchen und Skeletchen seid ihr, denen es ergehen wird wie dem Klappermann in der Ballade, welcher unten auf dem Stein der Kirchhofthüre elend zerschellen muß, sobald die Glocke Eins geschlagen.

Meine Herren, es wird auch einmal Eins schlagen! Wir wollen zu unserm Büchlein, bei dem wir uns nicht allzu lange aufhalten werden, zurückkehren. Von den „Wahlverwandtschaften" heißt es: „Die ganze Darstellung derselben hat den matten Ton, der den Ueberdruß am Genusse des Lebens und am Leben selbst ausdrückt. Sogar die meisterhafte Nachtscene, wo sich der verliebte Baron zu seiner Gemahlin verirrt, sagt, wie Alles in diesem Buche, dem Tone zu, den die vornehme Welt blasé nennt. Deswegen hat es ihr auch gefallen, auch sogar, wenn sie sich dabei langweilte. Das Buch hat aber auch zurückgewirkt. Keine Lehre findet so willige Schüler, als lasset doch die guten Kinder gewähren. Der Titel weist schon die ganze Menschheit in ein Capitel der Chemie, und daß ihre Individuen nur a und b sind, die von c und d angezogen und abgestoßen werden, ist einer übersättigten Zeit sehr willkommen." Es ist nicht zu leugnen, daß die „Wahlverwandtschaften" zu ihrer Zeit die deutsche gebildete Welt, wie sie sich gern nennen hört, etwas mystificirt haben; aber ein ganz gewöhnliches kritisches Bewußtsein merkt bei Lesung derselben auf den ersten Blick, daß der blasirte Ton blos in der vornehmen, steifen Episode mit dem Grafen, der Gräfin, Lucinden und wie das Volk alles heißt, beruht, die der Hauptsache ganz entbehrlich und überflüssig sind. Wer aber bei allem Steifen, Gezierten, ja selbst schon Veralteten, was den „Wahlverwandtschaften" innewohnt, unfähig ist, das außerordentlich Tragische ihrer Anlage und ihres Schlusses, den maßvollen, vortrefflichen Styl, der am Ende ganz plastisch und gestaltreich hervorbricht, und die eigenthümliche Tiefe in Ottiliens Wesen, obgleich auch sie den Wurm der blasirten Zeit und einer hochbirnigen Erziehung in sich trägt,

zu begreifen, der stelle über diesen Namen Bücher's bisher gar keine Vorstellungen, oder sie bringt sie in seinen Gedanken auch einigen Verwirrungen, die nur länger sind haltend gefunden.

Was der „Vorbereiter" sagt bei Brief Lucius, Bischof auf Zeit Jahrhundert". — Also ist dieses nun Lucius eine, und auf andern Wegen gerade werden als durch Abstimmung von mehrfachlichen Quellen und von Vermutungen. Bücher, der einen verfasser und sich verirrte, sing damit an, sich gegen Mommsen's Zeugnis, der er bei seinen plausiblen Mängel an mathematischer Überlegt schwerlich begreifen konnte, auf einen Art zu erklären, wie sie mathematischer Mängel „Sprache." — Wie sich Sprachschlüsse Kapitel empfinden viele Erklärungen Kenntnis, und wie bisweilen, werde, in der Sprache Mommsen's, sie handelt verfährt, sicher Kenntnisse an der Schule für bei Sprache dem Lesen. Auf andern Seiten aber, auf eine Sprache, sich erklären Klage der Mathematik, so bisweilen Mängel Mommsen's ergeben zu müssen, seinen Methoden in Mommsen nicht richten sich der Klassischen der Zeit, die in dem Thatsachen, mathematischen Zeit, begreifen und aus der Begriff dieses Mommsen's Zeugnis und Unterlassungen zurecht, so wird Bücher kannt bei Begriffe verkennen, weiche in Sie in Mommsen's Sprache der Naturwissenschaft getragen haben, aber auch Mommsen die statistische Begriffe, und welchen Sie Mommsen in Sie Sprache Zeugnis und in der einmal verschieden aber angekommen mathematischen Begriffe unterschieden Begriff verstehen. Mommsen bei allem verständigen Schaef- und Gründen sich Lucius, und Namen gibt es eben den Bischof, wo in dem Wendig in Mommsen Naturwissenschaften nicht mit Kanzlern, Bewegen und Gewerbe Sie Sprache, und verschiedenen Ungenauigkeit und Sachen, welche Mängel an einem physiologischen Momentum war ist, bei Sitte und nachdem andern mathematischen Gründen und Sie eitlerem, und es mag, wenn einige Ungenauigkeit sich durch seine Prinzip gegen Mommsen einiges haben, den Physiologen und Denker noch weit mehr empören, wenn er unter dem Kleid einer trockenen Verstandesformen den lebendigen und lebendigen Gedanken und Bilden getreten sieht, Bücher was allerdings ein Schriftsteller, „der er nur durch seine geistigen Anstrengungen, welche sich Herz und das Gedankenwelt erhalten, zu einem Popularität gegen Mommsen's Gewissen streben und sich auch eine bewährtes, als der einseitige Ehrenliebe anderer Tage, die unter Sie Sprache, und seine Gedankengut erfüllt und Sie Sprache, Sie Sprache, der ihn und dem Lehrgang seiner eigenen Bücher Mommsen's Gedanken gegen sie.

Was der Brief, sieht, und der „Mitarbeiter" bestehen abgeschrieben Bücher's Sprache, „Sie" Sprache, ist das Lehrbuch, Sie Sprache, Sie Sprache werden kann. Schon die Gedanken von dem Sie in seinem Sie Sprache, Sie Sprache zu trennen, Sie Sprache, gegen von der Sprache, Sie Sprache, Sie Sprache, in Sie Sprache, Sie Sprache, Sie Sprache,

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 307. — 3. November 1835.

Erwin von Steinbach, oder Geist der deutschen Baukunst. Ein Roman von Theodor Melas. Drei Theile.

(Fortsezung aus Nr. 306.)

Die Gemüthlichkeit, welche sich hier ausspricht, ist nicht nur, wie bereits bemerkt worden, von der jetzt modischen Romanenempfindsamkeit durchaus verschieden, sondern auch von der Jean Paul's, welcher ausgezeichnete Dichter zwar, misverstanden, zu der Verbreitung jener Empfindsamkeit beigetragen hat, selbst aber mit seiner Gemüthlichkeit unendlich höher als jene steht. Nichtsdestoweniger ist auch in der Jean Paul'schen Empfindsamkeit viel Willkürliches und Gemachtes. Wenn dieser sich z. B. durch den leeren Aermel eines verstorbenen Bettlers zu Thränen rühren läßt, so kann man diese Rührung zwar bis auf einen gewissen Grad theilen; aber man muß sich auch bei schärferer Ueberlegung gestehen, daß dieselbe großentheils auf einer künstlichen Täuschung beruht. Denn eigentlich ist es gar nicht die Eigenthümlichkeit des Gegenstandes, also hier die Art, wie jener Bettler sich im Leben hat behelfen müssen, und das Gefühl, welches diese seine Lebensweise wirklich in ihm hervorrief, was uns rührt, sondern vielmehr der bedeutende Abstand dieser Zustände von denen, welche wir vermöge unserer Gewohnheiten und Bedürfnisse als erfreulich oder unentbehrlich betrachten. Das Gesuchte in dieser Anschauungsweise ist deutlich genug; man könnte in der That fast mit demselben Rechte einen Stein beweinen, weil er kein Mensch, und noch weniger ein feinfühlender, gebildeter, behaglich lebender Mensch geworden ist. Die Gemüthlichkeit unsers Verf. ist viel weniger willkürlich, sie schmiegt sich vielmehr nur an die Gegenstände mit Innigkeit an, sie dringt in die tiefsten Falten derselben und fördert uns wie ein rüstiger Hüttenmann den in den menschlichen Zuständen verborgenen, aber in der Verwirrung des gewöhnlichen Lebens nur allzu oft bis zur Unkenntlichkeit vererzten Gehalt an edeln Metallen zu Tage. Daher wird der Leser auf jeder Seite durch seine anmuthige Züge überrascht, welche dennoch keineswegs äußerlich zusammengerafft sind, wie selbst bei Walter Scott meist und seinen Nachahmern immer. Vielmehr ist auch dies eine der bezeichnendsten Seiten der Eigenthümlichkeit des Verf., daß er niemals, wie jenen Schriftstellern so häufig geschieht, in den Einzelnheiten gleichsam untergeht, die Uebersicht über das Ganze verliert, sondern vielmehr eine bestimmte, charaktervolle Haltung von Anfang bis zu Ende auf das Entschiedenste festhält und alle Einzelnheiten den höhern allgemeinen Zwecken unterordnet.

Als Beleg für diese Behauptungen hebe ich aus dem dritten Theile die Stelle aus, welche die Rückkehr Erwin's in das väterliche Haus nach langer Abwesenheit und nach all den mannichfaltigen Abenteuern, welche wir mit ihm bestanden haben, beschreibt (S. 238):

Dem alten Rathhause ritt er langsam vorüber und blickte oft nach der Rechenkammer hinauf, wo Konrad zu arbeiten pflegte. Ein Gesicht zeigte sich an den runden trüben Fensterscheiben, welches wie versteinert zu staunen schien und, so weit er sehen konnte, stehen blieb; es dünkte ihm das des Freundes zu sein und auch nicht. Von dort sprengte er einem Gäßchen links dem Rheinstrome zu und erblickte schon am Ende desselben, wo die Straße sich umbog, unter hohen Ulmen verschattet, Vater Eberhard's Haus. Da lag es so einsam und still, fern vom Gewühle der Stadt, und die Hausthür stand offen, ebenso wie er es verlassen hatte. Das Herz pochte ihm höher; er stieg leise ab und befahl dem Diener, die Pferde in den Stall zu ziehen. Dann schritt er tiefbewegt durch die lange, dämmernde Hausflur, wo er Niemand antraf, so weiter durch die halbgeöffnete Hinterthür, welche ihn in das ernste Grün des Gartens blicken ließ. Auch der Hofplatz war einsam, doch mit schönem Federvieh geziert und die Gartenthür nur angelehnt. Ein unaussprechlicher Friede kam über ihn, denn er war zu Hause; alle stillen Bilder der Kindheit dämmerten durch seine Seele. Er öffnete leise das Pförtchen und trat durch den langen hohen Taxusgang, der wie ein gegiebeltes Mauerwerk beschnitten war, nach dem Teiche zu, wo die alte Linde stand; denn da hoffte er seine Aeltern zu finden. Eine feste Laubwand umgab hie unten herab vom Baume her die gastlichen Sitze und den steinernen Tisch. Man konnte Niemanden sehen, bis man hineintrat. Doch hörte er schon das Räuspern seines Vaters und ward sehr bewegt. Eine Minute stand er noch fast bänglich vor dem Eingange still, dann trat er hinein. Da saßen Vater Eberhard und Mutter Gutta nebeneinander, wie in ernste Gespräche vertieft. Sie sahen ihn nicht, bis er dicht vor ihnen stand und ihnen einen guten Abend bot. „Herr Jesus, mein Sohn!" rief Gutta mit einem Schrei und flog in seine Arme. Meister Eberhard richtete sich grade auf und blickte unter der vorgehaltenen flachen Hand scharf nach ihm hin. „Erwin, mein wackerer Sohn!" stammelte er mit verhaltener Rührung und neigte sich zu ihm hinüber. Der Jüngling machte sich von der Mutter los und stürzte an seine Brust in die sehnlich ausgebreiteten Arme.

Auch hier wird der Leser nicht breit und ausdrücklich zur Rührung aufgefodert, diese dringt vielmehr nur auf ihn ein, wie aus unzähligen unsichtbaren Poren ein er-

quickender, duftiger Staubregen; und zu diesem Ende ist jedes Wort höchst bedeutungsvoll. Wer jemals nach langer Abwesenheit die Heimat mit Gefühl und Besonnenheit betreten hat, der weiß, daß selbst das Federvieh, welches den einsamen Hofplatz ziert, nicht überflüssig ist, und wer das halb träumende, das Geringfügigste mit gerührter Hast ergreifende und doch alsbald wieder darüber hinausgehende, dem Hauptinteresse sich zuwendende Bewußtsein kennt, welches diesem Zustande eigenthümlich ist, der wird dem Verf. zugestehen müssen, daß er in der angeführten Stelle ebenso wahr und tief als fein und geschmackvoll gezeichnet habe. Wie anmuthig doppelsinnig ist z. B. das „ernste Grün des Gartens"! Zunächst wird dadurch das dunklere Grün überhaupt, namentlich das des Taxusbaumes, von welchem später gesprochen wird, einfach und treffend bezeichnet; sodann aber werden auch durch dieses Beiwort die Andeutungen über die Stimmung des Heimkehrenden fast unmerklich, aber darum desto zarter und kunstvoller vervollständigt, insofern nämlich dem Gefühl des Lesers überlassen bleibt, daß dieser Ernst großentheils auf Rechnung der Stimmung zu setzen, mit welcher das Gemüth des Heimkehrenden die Eindrücke der Außenwelt in sich aufnimmt. In ähnlicher Weise werden noch viele andere, auf den ersten Blick unscheinbare Wendungen für den aufmerksamen Leser Springquelle anmuthig rührender Betrachtungen.

Es bedarf hiernach wol kaum der Andeutung mehr, wie wesentlich der Verf. sich von den Schriftstellern unterscheidet, welche die Geschichten vergangener Zeiten, oder auch die Verhältnisse der Gegenwart durchwühlen, nicht nur Das, was hier oder dort Würdiges, Großes, wahrhaft Geistiges ist, aufzufinden, sondern das Schlechte, Zufällige, Das, was der sinnige Forscher als unwesentlichen Schmutz verwirft, mit Selbstgefälligkeit an das Licht des Tages zu ziehen, weil sie dadurch allein noch die krankhaft erschlafften Verdauungswerkzeuge ihres Alles ohne Unterschied verzehrenden Publicums zu reizen vermögen.

Die hier beschriebene Eigenthümlichkeit wird nun durch das ganze Buch hindurch mit vieler Consequenz festgehalten, so zwar, daß fast jede beliebige Einzelnheit desselben mit demselben Rechte wie die angeführten Stellen als Beleg für jene Beschreibung hätte dienen können. Im Anfange des Buches spricht die edle Gemüthlichkeit des Verf. sich besonders in der Beschreibung des Abschieds Erwin's aus dem väterlichen Hause aus. Die tiefste Rührung, das innigste Gefühl ist hier mit hoher Besonnenheit geschildert, und man liest daher diese Schilderung besonders dann wiederholt mit immer gesteigerter Freude, wenn man vorher sich an der gespreizten und hohlen Sentimentalität, mit welcher unsere Tagesschriftsteller so gern sich zieren, hat ärgern müssen.

Als besonders anmuthig glänzt alsdann im Verlaufe des Buches der Haushalt Meister Dietrich's und die Weise des Lebens in seiner Familie und in dem Kreise der um ihn sich versammelnden Freunde. Hier findet sich ein so zauberhafter Verein von hoher Geistesbildung und von biederm, grademm Sinne, von Tiefe des Gemüths und heiterer Unbefangenheit der Mittheilung, daß wol jeder Gefühlvolle sich zu dem sehnsüchtigen Wunsche aufgeregt fühlt, in einem solchen Kreise sich bewegen zu dürfen, oder wol gar vertraulicherer Theilnahme gewürdigt zu werden. In dieser Schilderung weicht der Verf. freilich zuweilen ziemlich stark von den unter uns gewöhnlichen Umgangsformen ab, und am meisten in dem Verhältnisse zwischen Erwin und Hildegard. Diese Beiden erkennen zwar auf das lebhafteste die innige Verwandtschaft ihrer Gemüther, und schließen sich in Folge dessen entschieden aneinander an; aber von einer ehelichen Verbindung zwischen Beiden ist vorläufig noch nicht die Rede. Nichtsdestoweniger unterhält Hildegard, nachdem Erwin aus ihrem Wohnorte abgereist ist, nicht nur mit dem Jünglinge selbst einen Briefwechsel, sondern schreibt auch an dessen Mutter, weil sie von dem „trefflichen Sohne" derselben den „Auftrag empfangen habe, einmal an sie zu schreiben", und weil Alles, was der Sohn von der Mutter erzählt habe, der Briefstellerin ein „rechtes Vertrauen, daß ihre Worte freundlich würden aufgenommen werden", eingeflößt habe.

Ein solches Thun würde im Leben allerdings, sowie unsere gesellschaftlichen Verhältnisse nun einmal sind, die Urheberin einer kindischen Naivetät oder schwärmerischer Verschrobenheit verdächtigen. Und wirklich werden in der Gegenwart wol nur höchst selten conventionelle Rücksichten aus andern Gründen als aus den genannten auf ähnliche Weise hintangesetzt. Nichtsdestoweniger wird jeder unbefangene und aufmerksame Leser zugestehen müssen, daß der Verf. grade da, wo er seine Hauptfiguren die Schranken des Herkommens überschreiten läßt, sie als durchaus würdig und edel darzustellen weiß.

Anlaß, mit der Sitte der Zeit in Zwist zu gerathen, gibt dem Verf. besonders seine Ansicht über die Freundschaft zwischen Personen beiderlei Geschlechts. Er hält eine solche Freundschaft für möglich, ja für ersprießlich, und schon dadurch geräth er in Widerspruch mit der öffentlichen Meinung der Gegenwart. Diese Meinung verwirft nämlich bekanntlich jene Freundschaft, indem sie voraussetzt, daß dieselbe entweder nur zum Behufe der für Befriedigung anderer Neigungen — entweder der Sinnlichkeit oder der Eitelkeit — vorgewendet werde, oder ein Erzeugniß der Schwärmerei sei, welche alsdann ebenfalls in Gefahr sei, gelegentlich in Unsitte umzuschlagen. Die Sitte unserer Zeit verlangt daher, daß Personen beiderlei Geschlechts, welche nicht entweder einander geheirathet haben, oder im Begriffe sind, es zu thun, oder durch ein anderes verwandtschaftliches Band zusammengehalten werden, kein anderes Gefühl füreinander aufkommen lassen als eine solide Gleichgültigkeit. Und hieran thut die Sitte in den meisten Fällen wohl; denn wirklich sind nicht nur die meisten Menschen jener Freundschaft — wie freilich jeder andern Freundschaft ebenfalls — unfähig, sondern auch der Geistvolle bedarf einer ernsten Geistesübung und Bildung, ehe er derselben fähig wird. Alles im Leben muß gelernt werden, und selbst die Liebe, die doch, und mit Recht, für ein unmittelbares Verhältniß gilt, will studirt sein wie jede andere Kunst. Wer aber die hohe

Schule der Freundschaft besuchen will, muß auch über die Prüfungen der Liebe bereits hinaus sein. Die Sitte hat mithin ganz Recht, wenn sie den meisten Menschen zuruft: Das ist nicht für euch! Strebt nur darnach, daß ihr euer Brot verdienen lernt, heirathet dann das nächste, beste Mädchen, und erzieht eure Kinder, so gut es gehen will! Unser Verf. hat aber freilich auch Recht, wenn er behauptet, das Leben habe einen feinern, höhern Inhalt, und es sei eine der hauptsächlichsten Aufgaben der Bildung, sich desselben zu bemächtigen, ohne sich eben daran zu berauschen. Die Durchführung dieses Satzes ist eine der hauptsächlichsten Tendenzen dieses Romans, und der Verf. hat sich auch bei Behandlung dieser Frage eine edle, charaktervolle, selbständige Haltung zu bewahren gewußt.

Dieselbe Haltung zeigt er nun namentlich auch den vornehmern Ständen gegenüber. Bekanntlich ist in der Literatur des Tages, sowol unter unsern Sentimentalen als unter den sogenannten Humoristen eine beträchtliche Verachtung gegen die höhern Kreise der Gesellschaft und namentlich gegen die Fürsten modisch; von den Sentimentalen wird das gute Herz, von den Humoristen die Frechheit auf den Thron der Welt gesetzt. Von dieser Verirrung ist unser Verf. natürlich weit entfernt; vielmehr läßt er der Bedeutung der bürgerlichen Verhältnisse Gerechtigkeit widerfahren und weiß die Vortheile zu schätzen, welche der Einzelne einer erhöhten Stellung verdankt; aber er weiß auch, daß eine solche Stellung nur dann wahrhaft ersprießlich ist, wenn der Inhaber derselben mit Einsicht und Charakter die Vortheile derselben zu gebrauchen weiß, und daß mithin wahre Geistesbildung einer ganz andern und höhern Sphäre angehört als die, welche durch die Unterschiede bürgerlicher Verhältnisse gegeben ist. Besonders im ersten Theile, in welchem Kaiser und Fürsten nur im Hintergrunde erscheinen, ist dieses Verhältniß vortrefflich dargestellt; später, als der Held in nähere Berührung mit gekrönten Häuptern kommt, werden diese freilich sehr bürgerlich gehalten, und man muß häufig, um die Darstellung nicht störend zu finden, die handelnden Personen in Gedanken über mehre Abstufungen des Hofkalenders herabrücken. Doch werden wir für diese Bemühung durch die Anmuth und den Adel der Situationen hinreichend entschädigt. Sowie im ersten Theile in Dietrich's Hause, so versammelt sich im zweiten an dem Hofe des Erzbischofs von Lund ein geistreicher, tiefgemüthlicher Kreis, und in ihm macht sich besonders die Schwester des Erzbischofs, Elisabeth, als eine rührend liebliche Erscheinung geltend. Sie hat durchaus nichts Glänzendes; sie ist kränklich, nicht mehr jung, wahrscheinlich nie schön gewesen; aber die stille Würde ihres Geistes strahlt so siegreich aus der gebrechlichen Hülle, daß die Schilderung erhebt und rührt, ohne peinlich oder weichlich zu werden. Glänzender und zarter als alle andern Figuren des Romans ist indessen Freia, die schöne Herzogstochter, gehalten, sie ist gleichsam die Königin des Festes; das Buch ist ihr vorzugsweise gewidmet, und höchst anziehend und edel zugleich ist in Wahrheit diese Gestalt. Zwar ist sie die personificirte Empfindsamkeit und folglich nicht für Jedermann; denn selbst Diejenigen, welche die hohlen Phrasen unserer gewöhnlichen Romanschreiber lieben, mögen die Empfindsamkeit nicht leiden, wenn sie ihnen in wahrhaft edler Form entgegentritt. Wer aber Sinn hat für die Anmuth eines zarten und tiefen Gemüths, den erwartet hier ein seltener Genuß. Ich erinnere mich in der That keiner Dichtung, in welcher die Seite des menschlichen Gemüths, welche man gewöhnlich Empfindsamkeit nennt, so wahr und so lieblich geschildert würde. Denn obgleich Jean Paul, indem er seine Liane schildert, noch gewaltiger als unser Verf. in die innersten Tiefen des menschlichen Herzens eindringt, so wird er doch nicht selten peinlich und weichlich; unser Verf. dagegen vermeidet diese Klippen glücklich. Die zarte, gefühlvolle Jungfrau entbehrt keineswegs einer gewissen Schnellkraft der Seele, welche sie vor der Gefahr, in weichmüthigen Gefühlen unterzugehen, bewahrt. Die Geschichte der Neigung Erwin's und Freia's ist aber auch in anderer Beziehung einer der glänzendern Abschnitte des Buches. Es ist nämlich in ihr mehr Handlung als in den übrigen Theilen desselben. Eine Menge wohl verknüpfter und anziehender Begebenheiten schlingen das Band zwischen den Liebenden immer fester und bedingen dadurch einen raschern und lebhaftern Wechsel der Scenen und der Eindrücke, ohne daß dadurch die Einheit des Ganzen gestört würde, denn die wachsende Anhänglichkeit der Liebenden beglänzt alle diese Begebenheiten wie mit einem sanften Abendrothe und verknüpft sie dadurch zu einem in sich harmonischen Ganzen.

(Der Beschluß folgt.)

Frédéric le Maître.

Es ist noch nicht erlebt worden, daß ein einziger dramatischer Charakter, ja daß ein einziger Schauspieler eine Kunstepoche und ein neues Genre machte, außer jetzt in Frankreich. Frédéric le Maître und sein Robert Macaire sind ein Typus in der Literatur und im gesellschaftlichen wie im politischen Leben geworden. Er ist der Pasquino von Paris, dem man alle Verschmitztheiten, Betrügereien, gute und böse Einfälle zuschreibt; er ist der Volkssatiriker, das mauvais sujet par excellence, der geduldete Gauner, der Vater der Lügen und Betrügereien und trotz alledem der unbestochene, natürliche Kritiker der Zeit, der die Menschen kennt und Witz hat. Man sieht ihn alle Tage anders in denselben Lumpen und Situationen, ohne seiner überdrüssig zu werden. Wie das erklären?

Frédéric le Maître ist Dichter und Schauspieler. Seine Carriere ist ein Mirakel, sein Talent ein Phänomen, das nach und nach wie ein Stern den Thierkreis der Boulevards durchlief und endlich über dem erstaunten Paris groß wie eine Feuerwerkssonne stehen blieb, um des Abends Brillantfeuer zu machen, zu blitzen, krachen und auszulöschen. Nicht ein hundert Mal, sondern fünfhundert Mal hat Frédéric seine Poesie hergesagt. Das Recitiren nimmt kein Ende, im Gegentheil, es hat aufs Neue angefangen. Die Stücke, die er schrieb, sind groteske Possen, seine Helden sind dem „Gilblas von Santilana" nachgebildet, echte Schufte à fleur d'orange, die tugendhafte Kinder haben und von schlechten Vätern und Müttern stammen. Ueberall ist Humor in der Canaille und ein Grad von Liebenswürdigkeit, die den Zuschauer vergessen läßt, daß er gesetzlich gehenkt zu werden verdient.

Die Stücke, die so entsetzliches Glück machen, heißen „Auberge des adrets" und „Robert Macaire". In beiden ist dieser Macaire der Held und Frédéric der Macaire. Ich habe

deswegen immer geglaubt, Dichter, Acteur und Beutelschneider seien eine Dreiheit in einer Person und durch und durch Natur. Die Gewandtheit des Bühnenkünstlers übertrifft die des Dichters; der Dichter ist aber zu spirituell, um seinem Doppelgänger etwas aus der Tasche zu nehmen, und deshalb übertrifft er sich selbst. Jedes der beiden Lustspiele ist ein Potpourri von komischen Situationen, die schon längst ins Publicum, in Redensarten, Bilder und Bücher übergingen. Kurz, Robert Macaire ist eine Titelrolle im hiesigen öffentlichen Leben, ein Register des monströsen socialen Leierkastens, ein Typus, ein Genre, eine Gattung.

Es hat sich kürzlich ein Wunder begeben, das ich erzählen will. Fréderic le Maître, Robert Macaire, der Gauner, der der die Straßen kehrt mit seinen zerlumpten Taschentüchern, er bekam den Einfall, seine Fetzen abzudanken und sich in die stattliche Königsgarderobe des Théâtre français zu werfen. Ligier, Samson und St.-Aulaire, die privilegirten Cäsars seit Talma, hatten sich darüber mequirt, daß die geistreichsten pariser Tagesschriftsteller, Weimars und Janin, den Taschenspieler eines Theaters des Boulevards — damals spielte Fréderic im kleinen Théâtre des folies dramatiques, das deshalb der Sammelplatz aller Classen des pariser Publicums wurde — den ersten jetzt lebenden Schauspieler nannten.

Hierüber aufgebracht, verließ der Beleidigte sogleich seine Bühne und begab sich an das früher von ihm beherrschte Théâtre de la porte St.-Martin, um nach vorheriger Rücksprache mit der Direction daselbst in den Rollen Talma's und Lekain's aufzutreten. „Othello" wurde ausgeschrieben, „Othello" von Ducis. Das Publicum war voll Erwartung, denn es war neugierig, zu sehen, wie sich der komische Mensch des Macaire in dem tragischen Mohren ausnehme. Als der Vorhang aufging, erschien der promovirte Othello, schön gekleidet und schwarz gemalt, aber blos um anzuzeigen, daß von Obrigkeitswegen auf Reclamation des privilegirten Théâtre français die Vorstellung unterbleiben müsse. Der Mohr wurde wieder Robert Macaire und blieb es seitdem bis auf weitere Ordre. Ich habe gelesen, daß ihm Weimars den Rath gab, jenem Theater seine Helden des Ducis zu lassen und an ihrer Statt die unendlich größern des Shakspeare hervorzusuchen. Doch der Rath ist noch nicht befolgt worden. Shakspeare ist ein Geist, vor dem die Franzosen sich fürchten, er hat die Natur ohne eul de Paris gegeben.

Fréderic le Maître ist in Havre geboren und 35 Jahre alt. Nachdem er viele Jahre lang ein abenteuerliches Leben in der Provinz geführt, erschien er auf einmal im Odéon und, als dies Theater geschlossen wurde, im neuen Ambigu comique, wohin alsbald ganz Paris strömte, um Carteuche und den Fiaker zu sehen, die seine Glanzrollen geworden waren. Er hatte damals noch nichts geschrieben.

Vom Ambigu zog er triumphirend an die Porte St.-Martin, wo er Faust, den Ecrivain public, eine Caricatur, den Mephistopheles und endlich den auch in Deutschland so vielgegebenen Spieler übernahm. Das Odéon wurde wiedereröffnet, und er spielte daselbst Mirabeau, Othello, bis ihn sein eigner Genius zu den heterogenen Rollen führte, die er sich selber schuf und die er noch spielt. Seine Absicht war dabei, ganz und gar den Charakter eines Charakters, das Colorit eines Dramas zu ändern und aus gewöhnlichen Dieben und Gaunern Schöngeister und Spaßvögel zu machen, etwas, das noch nicht erlebt worden war.

Seine Stücke sind an sich nichts werth, aber sie sprudeln über von interessanten Details, von komischen und tragikomischen Situationen, wie z. B. die reeller Folgen sich erfreuende Assecuranz wider die Diebe, die wechselseitige Attaque zweier Straßenräuber und die gegenseitige Aufschneiderei und Prellerei eines alten und jungen Gauners, der seine Pseudotochter zu Markte bringt.

Die Teufelei ist à la mode, folglich auch Fréderic le Maître, der für die Fremden eben Das geworden ist, was der Obelisk von Luxor oder der Elefant der Bastille, die beide im kühlen Schatten erwartungsvoll ruhen. Hoffentlich beschenkt uns der Dichter-Schauspieler noch mit einem neuen Theile seines „Macaire", um Lebenslang genug daran zu haben. Aller guten Dinge sind drei, warum nicht der bösen? Macaire ist nun doch einmal ein Genie, dagegen läßt sich nicht ankommen. 160.

Notiz.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts betrug die Bevölkerung der City von London 100,000 Seelen und die Sterblichkeit verhielt sich wie 1 zu 20. Funfzig Jahre später zählte man in demselben Stadtviertel nur 67,000 Einwohner, und da der Fortschritt des Handels die Anlegung und Einrichtung verschiedener größerer und kleinerer Magazine nothwendig machte, so verminderte sich die Bevölkerung der City so stark, daß sie im J. 1801 sich nur noch auf 78,000 belief, von denen heutzutage, nach den neuesten Berechnungen, nur noch 55,778 übrig sind. Die Veränderungen der Sterblichkeit verminderten sich in Folge dessen bis auf die Hälfte; man zählt gegenwärtig einen Todesfall auf 40 Seelen. Die City von London ist nicht mit einbegriffen in Das, was man die Metropolis nennt. Sie hat ihre Policei, ihre Wohlthätigkeitsbureaus, ihre Hospitäler und anderweitige öffentliche Institute ganz für sich. Die Jurisdirection des Lord Mayor erstreckt sich nicht über diesen Bezirk, über die sogenannten bars. Die Negocianten, welche ihre Comptoirs in der City haben, bewohnen diese nicht, sie haben alle ihre Wohnungen außerhalb, entweder in dem Westend, oder auf dem Lande. Man sieht um London herum keine solchen nackten Wege, wie z. B. derjenige, der von St.-Denis nach Paris führt. Alle Straßen, Chausséen, Fußwege ꝛc., welche von der Stadt London ausgehen, sind mit eleganten Häusern besetzt, Wohnungen der Negocianten, der Leute vom Bureau und Employirten aller Gattungen. Die Omnibus, die stages, die Wagen aller Art, welche auf diesen Straßen hin und her passiren, verschaffen den Bewohnern alle Bequemlichkeiten eines schnellen Weiterkommens, und man kann sicher darauf rechnen, daß man hier einen Weg, wozu man in Frankreich eine halbe Stunde Zeit nöthig hat, sicher in 10 Minuten zurücklegt. Auf dem New-road, einem schönen und ausgedehnten Wege, der für London ungefähr Das ist, was für Paris die Boulevards, aber von weiterer Ausdehnung, folgen sich die Omnibus der Reihe nach in Zwischenräumen von drei zu drei Minuten, wobei diejenigen noch ungerechnet sind, welche nicht den ganzen Weg durchlaufen. Man täuscht sich in der Regel, wenn man die Bevölkerung Londons mit der von Paris vergleichen will. London ist nicht von Mauern eingeschlossen, und überhaupt durch keinen eigentlichen Bezirk von seinen Umgebungen abgetrennt. Alle Dorfschaften in der Runde von 12—15 englischen Meilen um die Stadt sind mit derselben selbst durch fortgesetzte Häuserreihen verbunden. Es ist hier also keine materielle Grenze vorhanden, welche zur Basis für die Berechnungen dienen könnte. Man hat sich also genöthigt gesehen, einen mehr willkürlichen Maßstab anzunehmen und Das, was man heutzutage die Metropole von London nennt, ist ein Cirkel, dessen Rayon ungefähr der Distanz gleichkommt, welche Paris von St.-Denis trennt. Diesen Umstand darf man nicht aus dem Auge verlieren, wenn man die Bevölkerungen beider Städte, von London und Paris, miteinander vergleicht. Man wird hieraus sich überzeugen, daß London nicht nur nicht mehr bevölkert ist, d. h. auf demselben Flächenraum eine größere Volkszahl enthält als Paris, sondern daß die Bevölkerung der letztern Stadt sogar überwiegt. In London sind die Menschen nur weniger zusammengeschichtet, und das ist wieder die einfache medicinische Ursache, warum London eine geringere Sterblichkeit hat. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 308. — 4. November 1835.

Erwin von Steinbach, oder Geist der deutschen Baukunst. Ein Roman von Theodor Melas. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 307.)

Die in dem vierten Buche geschilderte Reise nach dem tiefsten Norden ist ebenfalls eine der glänzendsten Stellen des Buches. Die Schilderung der Lebensweise des unter ewigem Schnee sich aufhaltenden Einsiedlers ist wunderbar phantastisch und doch durchaus verständig. In der Lebensgeschichte dieses Einsiedlers übertrifft der Verf. sich selbst in Frische der Farben und in Vielseitigkeit der Anschauungsweise. Der Gegensatz zwischen der Natur des Nordens und der des Südens ist wol selten so treffend dargestellt worden. Ebenso gereicht die anmuthige und bedeutungsvolle Sage von Ingwe und Balder dem Buche zur Zierde. Indessen fängt man allerdings in dieser Gegend des Romans an, die strenge Einheit, den Charakter des Nothwendigen in der Zusammenstellung der Einzelnheiten, welcher die drei ersten Bücher auszeichnet, zu vermissen, und im dritten Theile ist dies in noch höherm Grade der Fall. Der Roman nimmt hier zuweilen fast die Form der Memoiren an. Unter Anderm sind hier die Scenen, in denen Erwin mit Albertus Magnus und Thomas von Aquino verkehrt, ziemlich müßig. Doch ist damit keineswegs gesagt, daß hier sich etwa jene sinnlose Anhäufung wunderlicher, unmöglicher, auf die leerste Neugierde berechneter Begebenheiten fände, welche die Eigenthümlichkeit der neuesten Walterscottianer ausmacht. Nein, so tief sinkt unser Verf. nie; er gibt seine edle geistreiche Haltung niemals auf, und selbst da, wo er die Form des Romans ein wenig vernachlässigt, werden immer noch eigenthümliche und anziehende Zustände in ihrem innern, geistigen Wesen erfaßt und mit kunstreicher Hand gezeichnet. Nichtsdestoweniger ist ein allmäliges Ermatten in der zweiten Hälfte des Buches nicht zu verkennen. Das glänzende Gemälde, welches den Inhalt des dritten Buches ausmacht, bildet den Gipfel des Romans, und von hier aus schreitet der Verf. thalwärts bis zum Ende. Bald nach dem Anfange des vierten Buches findet sich schon eine sehr schwache Stelle. Erwin wird plötzlich durch die Tücke einiger Bösewichter und durch den Jähzorn seines fürstlichen Beschützers in Gefahr gebracht, durch des Henkers Hand zu sterben, ohne daß die Nothwendigkeit dieses Ereignisses klar wird. Und zwar in doppeltem Sinne ist dasselbe nicht hinlänglich motivirt. Einerseits erscheinen diese weitläufigen und gewaltsamen Anstalten keineswegs unentbehrlich, um die Gemüthsstimmung in dem Helden hervorzurufen, welche der Gang des Romans an dieser Stelle verlangt, und doch ist dies der einzige künstlerische Zweck dieses Zwischenspiels. Andererseits ist auch der äußere Verlauf der Begebenheit keineswegs hinlänglich begründet. Die Leidenschaften jener Bösewichter sind nämlich vorher keineswegs so gewaltig aufgeregt worden, daß man es wahrscheinlich finden könnte, sie würden sich, um den Fremdling, der in ihren Augen eine unbedeutende ephemere Erscheinung sein mußte, zu vernichten, so viele Mühe machen, als hier geschieht. Der Neid über die Ehre, welche Erwin am Hofe des Herzogs erfährt, konnte wol allenfalls einem Bösewichte gelegentlich bei einem mörderischen Dolchstoße die Hand führen, um aber eine so verwickelte und so künstlich angelegte Verschwörung wie die hier erzählte zu rechtfertigen, hätten durchaus tiefere und kräftigere Triebfedern in Anspruch genommen werden müssen. Noch schwächer aber als der Anfang des Abenteuers ist der Ausgang desselben. Der Herzog nämlich ist fest entschlossen, Erwin zu verurtheilen; die dringendsten Vorstellungen seiner geehrtesten Freunde haben nichts gefruchtet; da bricht in dem Augenblicke, als er das Todesurtheil spricht, eine Empörung zu Gunsten des Angeklagten aus. Schon dies ist fast unmöglich, obgleich der Verf. dieses Ereigniß mit vieler Mühe und nicht ohne Erfolg wahrscheinlich zu machen sucht. Aber noch unmöglicher ist das Betragen des Herzogs. Dieser konnte in diesem Augenblicke, zumal da er als höchst jähzornig und eigenwillig geschildert wird, durchaus nichts Anderes thun, als sich den Empörern entgegenstürzen und sie vernichten oder untergehen. Statt dessen sagt der Verf.: „Der Herzog war gerührt und erkannte sein Unrecht.“ Das ist wol die unglücklichste Stelle des ganzen Buches; es ist aber auch die einzige, in welcher der Verf. sich der willkürlichen Weise unserer gewöhnlichen Romanschreiber so auffallend nähert.

Die Geschichte behandelt der Verf. auf eine Weise, welche ihm viele Feinde zuziehen wird; er geht außerordentlich willkürlich mit ihr um. Zunächst ist der Geist in welchem das Buch abgefaßt ist, ganz und gar nich

der Geist der Zeit, in welche die erzählten Begebenheiten verlegt werden. In der Vorrede sagt der Verf., es sei seine Absicht gewesen, „im Spiegel des Mittelalters und seiner hochstrebenden Baukunst die gegenwärtige Zeit in ihrem Geiste und Sinne, und wiederum im Spiegel unserer Zeit die Strebungen des Mittelalters in Werk und Glaube anzuschauen." Wer das Buch nach dem Grade, in welchem es diese Aufgabe löst, beurtheilen wollte, der müßte es gradezu verwerfen. Denn vom Mittelalter findet sich hier ebenso wenig als etwa im „Wilhelm Tell" oder in der „Jungfrau von Orleans", d. h. keine Spur. Unser Verf. hat in seiner Anschauungsweise überhaupt viel gemein mit Schiller, besonders aber diese Energie des Charakters, welche in Beiden so sehr vorwaltet, daß sie die Fähigkeit, in fremde, nicht nahe verwandte Zustände und Besonderheiten einzugehen, fast ausschließt. Namentlich ist die religiöse Richtung unsers Verf. die des modernen Protestantismus und der des Mittelalters gradezu entgegengesetzt, und in Folge dessen athmen auch alle Figuren des Romans einen echt protestantischen Geist, aber ganz und gar nicht mittelalterliche Frömmigkeit. Im Mittelalter wurde bekanntlich die fromme Erhebung des Gemüths vorzugsweise durch die Phantasie bewirkt; unser Verf. und seine Hauptfiguren verwerfen dagegen diese Art der Erhebung mit einem gewissen Rigorismus, und zeigen dagegen eine auf die Reflexion gegründete, welche mithin vielmehr an das 16. als an das 13. Jahrhundert erinnert. Dies würde indessen als Nebensache zu übersehen sein, wie es denn ja auch in den soeben erwähnten Meisterstücken eines großen Dichters übersehen werden muß, wenn nicht unser Verf. sich unglücklicherweise viel damit wüßte, den Geist der deutschen Baukunst geschildert zu haben. Sogar in dem Titel des Buches findet sich der Zusatz: „oder Geist der deutschen Baukunst", und während des Verlaufs des Romans gibt der Verf. sich große Mühe, diesem Titel zu entsprechen. Daß dieses Bestreben ohne wesentlichen Einfluß geblieben ist, geht schon daraus hervor, daß der Verf. die religiöse Richtung jener Zeit so ganz verkannt hat. Denn aus dieser entsprang unmittelbar die damalige Baukunst. Außerdem aber hat der Verf. sich in Behandlung dieser Aufgabe die seltsamsten Willkürlichkeiten zu Schulden kommen lassen. Unter Anderm räumt er einen großen Theil des Romans einem Landschaftsmaler ein, welcher in der Weise schwärmt und philosophirt, wie in der neuesten Zeit es wol geschehen ist oder geschehen konnte, aber nimmermehr zu einer Zeit, in welcher die Landschaftsmalerei nur in dürftigen, conventionellen Formen, in rohen Anfängen bestand. Es nimmt sich nun allerdings sehr seltsam aus, wenn dieser Maler zuweilen aus dem Stegreif Aufgaben löst, welche zu allen Zeiten zu den schwierigen gerechnet worden sind. Unter Anderm findet sich Th. I, S. 238, folgende Stelle:

> Kaspar (so heißt der Landschaftsmaler) machte ihn (Erwin) auf die sehr malerische Beleuchtung aufmerksam, welche durch Nebel und durchfallende Lichter sich bildete. Da aber Erwin es nicht zu hören schien und wie in Träume versunken war, zog jener sein Zeichenbuch hervor und entwarf in zarten Umrissen das Segel mit dem Hintertheile des Schiffes, und über diesem Hügel, Burgen und die Rebelferne der Stadt. Die bunte Gesellschaft des Marktschiffs mit allen Ballen und Kisten blieb ihm gewiß, und so zeichnete er diese zuletzt, sowie sie saßen oder auf ihrem Eigenthum lagen, mit besonderer Sorgfalt, umzog es dann mit der Feder und tuschte einige farbige Töne hinein; so kam eine gar liebliche Haltung heraus und die Menschengruppen traten in lichten Tinten gegen die neblige Ferne sehr charakteristisch hervor.

Das Alles macht der Wundermann, während „Strom und Wind das Schiff wie beflügelt an Burgen und Rebenhügeln vorüberführen". Wer damals dergleichen gemacht hätte, wäre ohne Zweifel als Zauberer verbrannt worden. Mit derselben Willkür versetzt der Verf. in die Nähe des Nordpols Kunstwerke, welche der Beschreibung nach bei ihren Verfertigern die höchste Cultur im Verein mit der Energie eines Urvolkes voraussetzen würden.

Ebenso rücksichtslos verfährt er mit der Baukunst selbst. In Beziehung auf Kirchen hält er sich einigermaßen in Schranken, obgleich auch hier für den mit der Technik der Baukunst Vertrauten manches Wunderliche sich finden mag. Dagegen mit weltlichen Gebäuden macht er es sich bequemer. Unter Anderm erbaut er ein Schloß, das in drei Stockwerken drei verschiedene Baustyle aufzeigt, und zwar im Erdgeschoß den byzantinischen, im Mittelstock den deutschen und im obern Stockwerk den römischen.

Es ist daher nicht eben zu verwundern, wenn die Leute vom Fache unserm Verf. nicht sehr wohlwollen, und in der That sah ich einige derselben in ihrer Entrüstung gegen die soeben erwähnten Willkürlichkeiten so weit gehen, daß sie sogar den poetischen Werth des Buches verkannten.

Die Sittenschilderungen des Romans wimmeln von Anachronismen. In den schwedischen Burgen findet sich ganz dieselbe Cultur wie in einem modernen berliner Theecirkel. Alle Erfindungen und Einrichtungen der neuesten Zeiten sind mit einer seltenen Naivetät, und oft ganz ohne Noth als damals gebräuchlich, bezeichnet.

Die Abhandlungen über Kunst überhaupt und über Baukunst insbesondere, welche dem Buche einverleibt sind, beweisen, daß der Verf. sich mit den gebildetsten Ansichten der neuesten Zeit befreundet hat, und man empfindet, indem man sie liest, Behagen darüber, daß nun wieder eine achtbare Stimme sich für diese noch keineswegs allgemein anerkannte Anschauungsweise ausspricht. Aber sehr eigenthümliche und neue Ansichten spricht der Verf. nicht aus; und es ist daher um so sachgemäßer, was die Beschränkung des Raums ohnehin verlangt, die ästhetischen Ansichten des Verf. nur mit dieser einfachen Andeutung zu berühren, obgleich eine nähere Beleuchtung derselben ein anziehendes Geschäft wäre.

Wichtiger als diese Ansichten über Kunst ist für die Wirkung, welche das Buch auf das Publicum machen wird, die religiöse Anschauungsweise, welche sich in demselben ausspricht. Die Mehrzahl der Leser theilt sich in zwei Classen, nämlich in solche, welche jedes Buch, in welchem sich einige fromme Redensarten finden, deshalb sogleich für erbaulich und schön erklären, und in solche, welche umgekehrt das Dasein erhebender Betrachtungen

als einen ausreichenden Grund des entschiedensten Verdammungsurtheils betrachten. Jene erste Classe von Lesern wird anfangs von diesem Buche sehr erfreut werden, da der Verf. seine Frömmigkeit mehr, als sonst wol üblich ist, zeigt; indessen dürfte die Zufriedenheit dieser Leser freilich nicht von Dauer sein, da grade sie vorzugsweise gewohnt sind, ziemlich gedankenlos zu lesen, und manche Stelle dieses Romans, wie jedes andern guten Buches, für flüchtige Leser wenig genießbar ist. Jene zweite Leserclasse dagegen hat Ursache, höchlich unzufrieden mit der vorliegenden Arbeit zu sein; und in der That habe ich von dieser Seite einige sehr ungerechte Urtheile vernommen. Man ging sogar so weit, in dem Buche selbst jene beschränkte Art der Frömmigkeit wiederfinden zu wollen, welche alsbald in Rührung zerfließt, wenn man ihr einen frommklingenden, wenn auch noch so sinnlosen Spruch vorhält. Nun bin ich allerdings auch der Meinung, daß die höchste zarteste Frömmigkeit sich äußerlich nur in so feinen leisen Zügen offenbart, daß diese eben nur für den Kenner sichtbar sind, sowie z. B. auch die höchste zarteste Jungfräulichkeit sich auf ähnliche Weise hinter scheinbarer Unbefangenheit verbirgt; nichtsdestoweniger ist es höchst ungerecht, Den, der es für Pflicht hält, sein religiöses Gefühl etwas breiter und ausdrücklicher hervortreten zu lassen, der Prunksucht oder jener Beschränktheit zu beschuldigen; vielmehr wird ein gewissenhafter Beobachter sich dadurch nicht abhalten lassen, den eigentlichen Gehalt der religiösen Anschauungsweise, welche sich auf diese Weise äußert, unbefangen zu prüfen.

In der That ist die Form, in welcher der Verf. seine religiöse Begeisterung äußert, zuweilen lästig; hin und wieder nöthigt sie auch dem wohlwollendsten Leser ein Lächeln ab. Unter Anderm läßt er seinen Helden in feierlich begeisterter Rede einem Bauwerke zurufen (Th. III, S. 40): „Wenn der Herr will, doch nicht eher, so falle du, daß er dich neu baue nach seinem Wohlgefallen, und viel herrlicher in der Macht seiner Stärke.“ Abgesehen von dem unnützen rhetorischen Wortprunke, welcher in der „Macht seiner Stärke“ liegt, ist die Voraussetzung, daß das Gebäude auch wol eher einfallen könne, „als der Herr will“, seltsam genug, ja gewissermaßen gotteslästerlich. Und doch ist diese Aeußerung keineswegs eine rein zufällige, vielmehr steht sie in genauem Zusammenhange mit den religiösen Ansichten, welche der Verf. namentlich in dem dritten Buche des Romans entwickelt. Hier scheint er nämlich eine Ansicht zu vertheidigen, welche der des neuern Rationalismus ähnlich ist, nämlich die, daß Gott außerhalb der Welt stehe, den Gang des Urwerks beaufsichtige und hier und da eine kleine Correctur anbringe. Dieser Ansicht gemäß, wäre es nun freilich nicht so ganz unmöglich, daß einmal irgend etwas in dem zu beaufsichtigenden Kunstwerke auf eigne Hand zusammenfiele.

Dieser Gegenstand hat in neuerer Zeit bekanntlich viele philosophische und theologische Federn beschäftigt und ist zuletzt vorzugsweise unter der Form der Frage nach der Persönlichkeit Gottes verhandelt worden. Nun gibt es aber nicht leicht eine unglücklichere, inhaltleerere Frage als diese. Die Frage zu bejahen, ist gradezu gotteslästerlich, und doch ist es auch thöricht, wenn man, indem man sie verneint, glaubt, ein positives Dogma ausgesprochen zu haben. Göthe äußert sich höchst schlagend über diese Frage, indem er sagt:

Der Professor ist eine Person;
Gott ist keine.

Unser Verf. aber scheint in jenem Dilemma befangen zu sein, er scheint zu meinen, Gott müsse entweder als persönliches oder als unpersönliches Wesen betrachtet werden, und neigt sich nun für seine Person zu der erstern Annahme. Und mit dieser Ansicht hängt Alles zusammen, was in der religiösen Richtung unsers Verf. als einseitig bezeichnet werden kann. Da aber die sehr große Mehrzahl der Leser grade hierin dem Verf. beistimmen möchte, so geziemt es ihr um so weniger, die Religiosität des Verf. zu tadeln; denn in dieser ist in der That nur die jetzt herrschende Ansicht auf eine wahrhaft tiefe und folgerichtige Weise in das Leben eingeführt. Wenn daher unser rationalistisches Publicum Anstoß an derselben nehmen sollte, so wäre der Grund hiervon nicht das Einseitige in der Ansicht, sondern grade die Weise, wie sie im Leben geltend gemacht wird und welche sich von der lauen, leer verständigen Weise, in welcher die meisten Menschen ihre religiösen Ansichten verwirklichen, gar sehr, aber nur zu ihrem Vortheil unterscheidet.

Bisher habe ich nur die allgemeinern Betrachtungen, welche sich dem Leser dieses Buches in Beziehung auf Inhalt und Form darbieten, ausgeführt und eigentlich nur den unmittelbaren Eindruck beschrieben, welchen das Buch meiner Meinung nach auf Den machen müsse, welcher es mit unbefangenem Sinne liest. In einem folgenden Artikel dagegen beabsichtige ich die Stellung näher anzugeben, welche dieser Roman in Beziehung zu andern vorzüglichen Erscheinungen ähnlicher Art einnimmt. *)

J. v. Mörner.

Gelehrte Anzeigen. Herausgegeben von Mitgliedern der königl. bair. Akademie der Wissenschaften. München, im königl. Central-Schulbücher-Verlag. Oct., Nov., Dec. 1835.

Mit dem October d. J. sind die „Bairischen Annalen“ entschlafen; an ihre Stelle tritt unter obigem Titel eine Art süddeutscher Literaturzeitung, deren erste neun Blätter vor uns liegen. Ohne irgend eine Einleitung, oder Voraussstellung des Zweckes, der Richtung beginnt sie ihren Lauf; wir müssen ihn also aus Dem, was bis jetzt geschehen, und aus der Gesinnung der Führer entnehmen. Die oberste Leitung hat ein im hiesigen protestantischen Oberconsistorium hochgestellter, allem Rationalismus feindseliger Mann, die Mitarbeiter sind nicht durchgängig Mitglieder der Akademie; alles Theologische bleibt ausgeschlossen, wenn es nicht irgend wie im Weltkleide einhergeht, wo es dann möglich wäre, daß einer Religion neben der Revolution die Spitze des altgläubigen Schwerts auf die Brust gestellt würde.

Den Anfang macht nun nicht etwa die Beurtheilung irgend eines bedeutenden neuen Werkes über Unterricht — denn davon wollte man, und mit Recht, reden —, sondern es füllen sich die ersten beiden Blätter mit Bemerkungen zu Bemerkungen, welche

*) Den zweiten Artikel theilen wir im nächsten Monate mit.
D. Red.

die Herren Muret, Salverte, v. Tracy, St.-Marc Girardin und Hr. Guizot am 29. Mai d. J. in der französischen Deputirtenkammer über den Vorzug der humanistischen oder der realistischen Methode gemacht und die das alte Thema auf die alte Weise vorgetragen. Unbegreiflich erscheint es, daß Alles, was Thiersch u. A. in dieser Beziehung hier gethan, gänzlich unbeachtet gelassen worden, nicht nur, sondern daß man sich auch damit begnügt, einem Irrthum einen andern entgegenzusetzen, nämlich der Behauptung, „daß durch die alten Sprachen den Zöglingen Dinge in den Kopf gebracht würden, die sich mit unsern Sitten, unserer Religion ꝛc. nicht vertrügen", die andere: „daß durch die alten Sprachen die Zöglinge mit der Moral des Sokrates, den großen Charakteren und Begebenheiten des Alterthums bekannt würden". Als ob das Tendenz und Ergebniß des Sprachstudiums wäre; als ob nicht jedes geschichtliche Studium zu dem Ziele führte! Als ob sich für das Studium der antiken Sprachen nichts aus psychologischen Gründen sagen ließe, nichts von der Einfachheit, Strenge, Vollendung und Allgemeinheit der Formen, ganz abgerechnet, daß diese selbst fremd und somit dem Gedächtnisse gemäßer sind. Aber wir sehen bald, daß es auf die realia in den Sprachstudien abgesehen ist. Nicht nur nämlich wird die Lehre des Epikur neben und über die des Pater Enfantin gestellt, als ob irgend eine Realschule auf den St.-Simonismus gebaut, als ob die Bekanntschaft mit dem antiken Materialismus aus der Grammatik zu machen wäre! Der Hauptgrund indeß, der für das Griechische und Lateinische in Schulen angeführt werden kann, kommt am Schlusse: „Unter den Zöglingen der Schulpforte, wo die Philologie besonders eifrig und gründlich getrieben wird, gab es keinen Demagogen! Unter der nicht kleinen Zahl demagogischer Gelehrten nicht einen Philologen von Bedeutung!" — Der Bemerker bemerkt nun gar nicht, wohinaus er mit dieser Schlußfolge gekommen; wir sagen es ihm gern: Auf allen deutschen Gymnasien bilden die lateinische und griechische Sprache das Fundament des Unterrichts; aus den meisten deutschen Gymnasien sind Leute hervorgegangen, schreckliche, nämlich Demagogen; da hat keine Jurisprudenz, keine Medicin, keine Theologie, keine Geschichte, kein Wissen und Können vorgebeugt, ausgenommen die gründliche Philologie; ergo entweder Demagogen oder Philologen.

Diese erste Probe gibt von der Schärfe des Beurtheilers kein erfreuliches Zeugniß; die Weise desselben wird ebenso wenig befriedigen, wenn wir den zweiten Artikel ansehen, der über „Vergangenheit und Zukunft der Philologie im Verhältniß des deutschen Volkes von F. Salgo" (Leipzig 1835) *) handelt und sich damit begnügt, sechs Zeilen und eine halbe von S. 54 des Werkes abzudrucken und dazu eben nur eine Bemerkung zu machen. Es will sich mit der in Deutschland im Allgemeinen üblichen Achtung vor der Wissenschaft nicht wohl vertragen, in dieser Weise der Arbeiten von Gelehrten zu gedenken, die nur zwei Vermuthungen übrig läßt, nämlich die: der Recensent habe im ganzen Buche nichts Bemerkenswerthes weiter, ja nicht einmal eine Richtung ausgesprochen gefunden, dann konnte er füglich dasselbe übergehen; oder er hat nichts weiter darin gelesen und dann mußte er es übergehen. Eines ganz unbedeutenden Werkchens über Preßfreiheit („Censur und Gesetzgebung, ein Votum der Kirche" von Dr. Wohlfahrt) wird ganz unbedeutend gedacht; vielleicht nur um der Farbe willen, in die sich das neue Blatt gekleidet.

Neben diesen Dingen thut es nun wahrhaft wohl, Aufsätze wie die eines offenbar gründlichen Staatsökonomen über Rotteck's „Lehrbuch der ökonomischen Politik" (Stuttgart 1835) und des Professor Philipp's Anzeige von Warnkönig's „Flandrischer Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305" zu lesen. Ist die fortdauernd thätige Theilnahme dieser und ähnlicher ausgezeichneter Männer der neuen Zeitung gesichert, so ist auch ihre Zukunft wol weniger schwankend, als die ersten Blätter vermuthen lassen. Im Ganzen wird es immer schwierig sein, mit der kundgegebenen, den Bestrebungen der Gegenwart wenig freundlichen Gesinnung über alle vorkommenden Schwierigkeiten anhaltend zu siegen. 51.

*) Vgl. über diese Schrift die Anzeige in Nr. 219 d. Bl. D. Red.

Literarische Notizen.

Das „Dictionnaire de la conversation et de la lecture", ursprünglich auf 24 Bände oder 48 Lieferungen berechnet, soll nun 52 Bände oder 104 Lieferungen stark werden. Da die letzt erschienene 43. Lieferung Dou — Dui umfaßt, so dürften auch 52 Bände nicht hinreichen, Nachträge jedenfalls unerläßlich sein. Nicht besser steht es mit der „Encyclopédie des gens du monde", die zu 12 Bänden oder 24 Abtheilungen angekündigt, in der zweiten Abtheilung des fünften Bandes Cha — Chu erst bringt. Ein ähnlicher Fehler in der Berechnung ist Schuld, daß die „Souvenirs de la marquise de Créqui", die in vier Banden versprochen werden, mit dem siebenten noch nicht geschlossen sind.

Quatremère de Quincy hat eine „Histoire de la vie et des ouvrages de Michel-Ange Bonaroti" geliefert.

Von Paul de Kock ist in zwei Bänden erschienen: „Ni jamais, ni toujours"; ebenfalls in zwei Bänden von E. Guérin: „Une fille du peuple et une demoiselle du monde. Scènes de la vie privée".

Der Marquis de Villeneuve hat in zwei Bänden „De l'agonie de la France", der Deputirte Eus. Salverte „De la civilisation. Venise, Raguse" herausgegeben.

In zwei Bänden erschien von Alb. C. de La Brière: „Deux étoiles". 48.

Literarische Anzeige.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Historisches Taschenbuch.

Mit Beiträgen

von

Barthold, Böttiger, Raumer, Roepell, Varnhagen von Ense,

herausgegeben von

Friedrich von Raumer.

Siebenter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse der Anna Joanowna und einer Karte des Schlachtfeldes von Deutsch-Wagram.

Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart. 2 Thlr.

Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (früherer Preis 9 Thlr. 16 Gr.) sind zusammen

im Preise herabgesetzt auf 5 Thaler.

Einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr., der sechste aber wie bisher 2 Thlr. — Das Historische Taschenbuch bietet eine schöne Sammlung interessanter Aufsätze des mannichfachsten Inhalts, von bleibendem Werthe durch die meistens in ihnen niedergelegten Resultate umfassender Forschungen. Die Beiträge lieferten: F. W. Barthold, Fr. Förster, Ed. Gans, H. Leo, J. W. Loebell, Fr. Lorentz, F. Passow, Fr. von Raumer, Chr. L. Stieglitz, K. A. Varnhagen von Ense, J. Voigt, G. F. Waagen, L. Wachler, W. Wachsmuth und Fr. Wilken.

Leipzig, im October 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 309. — 5. November 1835.

Gedichte von Nikolaus Lenau. Zweite, vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1834. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Das tiefe Geheimniß der Vereinigung sterblicher und unsterblicher Natur im Menschen ist die dunkle Nacht, aus welcher ihm die Sonne überirdischen Glückes aufgeht, und in welche dieselbe Sonne, die Lust seines Daseins, immer aufs Neue niedersinkt. In der Brust des Menschen ist die Ahnung, das Gefühl der Unsterblichkeit ausgegossen, und mit dieser Ahnung, mit diesem Gefühl ergreift er Alles, was sein Herz bewegt; auch in ihm ahnt er die Unsterblichkeit, und das Unsterbliche will er als sein Eigenthum festhalten. Aber er selbst ist morgen ein Anderer als er heute war, endlich sinkt er ins Grab, die Brust, welche die Ahnung der Unsterblichkeit trug, vermodert, und ebenso verändert sich Alles, was ihm erscheint, was er als Unsterbliches festhalten will; es ist dem Tode zum Raube. Dies ist der tiefe Schmerz des Lebens. Hoffnung und Täuschung in untrennbarer Verschlingung machen den ganzen Inhalt des Lebens jedes einzelnen Menschen aus; die Qual ist die Quelle des sterblichen Lebens.

Die Poesie ist die Sprache des Menschen, welcher sich als der Unsterbliche fühlt. Die Erfahrung der Täuschung ist es, welche dieses Gefühl bei den meisten Menschen in das tiefste, aller Außenwelt verschlossene Heiligthum der Brust oft für das eigne Auge verschwindend zurückdrängt. Darum wird die Mehrzahl der Menschen stumm für die Sprache dieses Gefühles; einige verlieren selbst das Gehör für dieselbe. Im Dichter aber erhält sich das Gefühl unsterblicher Natur lebendig, und er ist es, welcher die Sprache desselben redet. Der junge Mensch, dessen Vergangenheit die Bewußtlosigkeit, dessen Gegenwart die Hoffnung, dessen Zukunft der Wahn der Erfüllung ist, der, wie er selbst noch im Aufblühen begriffen ist, so auch alles Glück des Lebens um sich erblühen sieht, der noch nicht weiß, daß auch die schönste dieser Blüten nur zur bittern Frucht der Täuschung sich herausbildet, ist am empfänglichsten für Poesie, fühlt sich selbst getrieben, in der Sprache der Unsterblichkeit laut zu werden. So schildert ihn uns der Dichter, dessen Lieder vor uns liegen, aber auch die Enttäuschung desselben:

Der Jüngling weilt in einem Blütengarten
Und schaut mit Lust des Lebens Morgenroth;
Auf seinem Antlitz ruht ein schön Erwarten,
Die Welt ist Himmel ihm, der Mensch ein Gott.

Ein Morgenlüftchen streut ihm duft'ge Rosen
Mit leisem Finger in das Lockenhaar,
Sein Haupt umflattert mit vertrautem Kosen
Ein bunt Gevögel, singend wunderbar.

Doch weh! nun naht mit eisern schwerem Gange
Die Wirklichkeit, und fort auf ewig fliehn
Die Vögel, und dem Jüngling wird so bange,
Da er sie weiter sieht und weiter ziehn.

So lange die Vereinigung des Sterblichen und Unsterblichen ein unerkanntes Geheimniß bleibt, ein Räthsel, dessen Lösung erst in einem Jenseits gewährt werden soll, muß der Schmerz der Täuschung und des Todes die Poesie durchdringen. Ist der Glaube die gewisse Zuversicht jenes Jenseits, so löst sich das Gefühl der Unsterblichkeit in die Sehnsucht auf nach dem Reiche der Ewigkeit aus diesem Thale des Todes; bei dem Schmerze des Lebens kehrt sich das Auge nach Oben und findet Trost und Beruhigung in dem Lande der Hoffnung, wo kein Tod mehr sein wird. Ist aber dieser Glaube geschwunden, ist an seine Stelle die Leerheit und das zerschneidende Gefühl derselben getreten, so weicht die trostvolle Gewißheit einem dumpfen herzzerreißenden Hohne, dem Aufschreien des Schmerzes folgt eine Resignation, ein Hingeben als Opfer an die ewige Qual:

Mir gilt es gleich,
Ob Leben — Tod — im Schattenreich!
Strahlt jenseits auch ein mildes Licht,
So fehlt gewiß der Donner nicht,
Der, was das Licht in Liebe hegt,
Mit seinem Zorne niederschlägt;
Denn glauben kann ich nimmermehr,
Es habe sich das ganze Heer
Von Qualen, die gebar Natur,
Gelagert auf der Erde nur;
Daß sie von dieser Welt nicht wandern
Mit uns hinüber in die andern,
Da sie in unsrer Brust voll Wunden
So traute Herberg stets gefunden.
Wird drüben neu mein Leben sprossen,
Werd' ich gelassen, ohne Zagen,
Auch meine Ewigkeit ertragen.

Dieses Weh, das hier in zarten Accorden verklingt, zieht sich durch alle Lieder hin, die uns der geistreiche, tief und zart fühlende Dichter gesungen. Selbst wo einmal die Freude, der Lenz an sein Herz schlägt, daß es fröh-

licher emporjubelt, bebt doch der leise Schmerz der Todeswunde dieses Herzens überall hindurch. Die Lieblichkeit der Sprache, die Reinheit und Trefflichkeit der Bilder erhöht den dichterischen Werth dieser Gesänge, der eben jenes Weh der schönen Seele in der todterfüllten Wirklichkeit ist. Der Dichter ist ein schöner, zarter, aber, ach, schwindsüchtiger Jüngling; jedes Wort reißt sich mit Schmerz aus seiner Brust, sein ganzes Leben ist ein Dahinsterben, und dennoch liebt er dieses Leben, sein Auge ist überirdisch, klar und strahlend, gehoben durch die schwarze Nacht des Todes, welche hinter ihm lagert.

Wir haben den dichterischen Werth der vor uns liegenden Gedichte anerkannt, aber ich glaube, es ist noch eine andere, sehr verschiedene Frage die nach ihrem Kunstwerthe. Diese Krankhaftigkeit, ist sie es, welche den Künstler schafft? ist jedes Gedicht nur eine Perle, welche der Tod, der das Leben auffrißt, als schöne Schlacke zurückläßt? sind Gedichte nur zu glänzenden Diamanten krystallisirte Thränen? Oder soll nicht vielmehr jede Schöpfung der Kunst ein Product der freien Thätigkeit des Geistes sein, in dem er sich selbst wiedererkennt, in dem er in seliger Gewißheit bei sich selbst verharrt? Mit kalter Besonnenheit steht der Bildhauer vor seinem Kunstwerke; mit Winkelmaß und Zirkel, mit ruhigem, scharfem Verstande ordnet er Glied an Glied, Muskel an Muskel; so besonnen, wie der Anatom den leblosen Leichnam zerlegt, setzt der Bildner einen lebendigen Körper zusammen. Diese Besonnenheit ist in allen Künsten nöthig; wollen wir sie allein in der Poesie für überflüssig halten, oder ist nicht vielmehr sie es, welche den Dichter zum Künstler macht? Sie bleibt nicht nur am Aeußerlichen hängen, sie durchdringt das Kunstwerk durch und durch. Schauen wir, studiren wir noch so lange die Gruppe der Niobe, wir werden sagen können, zwar welchen Gedanken, auch welche Gefühle der Künstler darstellen wollte, aber nimmermehr, was er selbst in der eignen Brust empfunden, als er das Kunstwerk schuf. Soll es allein beim Dichter anders sein? Dann ist Poesie wenigstens nicht als Kunst anzuerkennen. Der Künstler schafft nicht, was er nur empfindet, er schafft, was er will. Aus der dunkeln geheimnißvollen Nacht der Empfindung muß die Idee an das klare Sonnenlicht des Gedankens getreten sein; erst dann ist sie ein Gegenstand der Kunst geworden. Der Dichter, welcher in Wahrheit ein Künstler ist, muß alle Leidenschaften durchgemacht haben, aber auch in Wirklichkeit durchgemacht und nun darüberstehen; er braucht sie wie der Maler den Farbenkasten. Ist er selbst noch befangen in der Leidenschaft, ist der Schmerz, die Lust, welche er darzustellen hat, noch sein eigenstes Eigenthum, so gleicht er einem Maler, der Alles in Einer Farbe malt; das können zwar Umrisse werden, aber kein ursprünglich frisches Leben. Der wahre Poet (denn so möchte ich vorzugsweise den künstlerisch schaffenden Dichter nennen) hat keine Leidenschaft, kennt aber alle Leidenschaften und weiß die Sprache einer jeden zu reden. Darum lügt er nicht, so wenig ein Deutscher lügt, wenn er französisch spricht; es ist seine Rede überall höchste Wahrheit. Es gibt eine stumme Sprache der Herzen, die Jeder kennt, den irgend einmal eine Leidenschaft ergriffen hat, sie kennt der Dichter und übersetzt sie; aber ein Poet ist er erst, wenn er diese Sprache kennt, wie sie in jedes Menschen Herzen unter allen Verhältnissen des Lebens laut wird, nicht blos das eigne Herz mit seinen ihm eigenthümlichen Empfindungen.

Man wird, was ich hier gesagt habe, vielleicht in Bezug auf epische Dichtung zugeben, aber in der lyrischen durchaus nur den Ausdruck der individuellen Empfindung des Dichters anerkennen wollen. In Bezug auf die Form ist der angedeutete Unterschied zwischen lyrischer und epischer Dichtkunst allerdings vorhanden, aber nicht in Bezug auf den Inhalt. Der lyrische Dichter soll die Empfindung aussprechen, als seine Empfindung; aber will er dabei wahrhaft künstlerisch verfahren, so muß er dennoch die auszusprechende Empfindung klar als Gedanken aufgefaßt haben, so erst hat er die nackte Gestalt, der er nun ein Gewand nach allen Regeln der Kunst anlegen kann, oder vielmehr eine Seele, welche er in Einem Leibe verkörpert. Dieser Durchgang vermittelt dann auch die bei aller subjectiven Form dennoch vorhandene Objectivität der Empfindung des Gedichtes.

Der wahre Poet schaut dann auch die Welt nicht als ein Thränenthal selbst mit weinenden Augen an; die Endlichkeit, der Tod ist ihm nicht ein überwältigendes Weh, nicht die Qual die Quelle des Lebens, sondern wie in seinen eignen Kunstgebilden schaut er auch in der Welt den seligen Geist, welcher sich die vollendetste Gestaltung, Wirklichkeit gibt. Das Einzelne, welches freilich zu Grunde geht, ist ein Gleichgültiges, nicht werth der Thränen, denn es hat allein Bedeutung, so lang ihm der Geist inwohnt; dieser aber hört nicht auf, ob auch das Einzelne vergeht, wie er es verläßt, wieder und wieder im Einzelnen mit unzerstörbarer Lebenskraft sich Dasein zu geben. Der Poet nimmt Theil an der gottseligen Lust des Schaffens; daß er selbst als ein Sterblicher zu Grabe geht, dies ist für ihn nicht im Bewußtsein, so lange er eben als Poet schafft. Sein Gesang ist ein Lied des Lebens, nicht ein Grabeslied. So tönt dann das Lied des Poeten auch an Alles, was unsterblich ist; es gehört nicht eine besondere Verstimmung des Gemüthes dazu, es durchzuempfinden; aber wol gehört ein reingestimmter Busen, unverstimmt durch die Zufälligkeiten des Lebens dazu, ein Kunstwerk zu verstehen und schön zu finden, zu genießen. Aber dieser Genuß ist dann auch die lauterste Seligkeit, Erhebung über das Reich des Todes, innerste Befriedigung, Andacht, einzig würdiger Gottesdienst. Der subjective Dichter ergreift Einzelne tiefer, dem Ganzen, der Menschheit, dem Geiste gilt er nichts; mit dem Einzelnen, den es ergriffen, und aus dessen Brust es tönte, geht dies Lied zu Grunde; die Lieder eines wahren Poeten leben, getragen vom Geiste auf den Lippen des Volkes, die ewige Jugend. Darum wollen wir aber auch nicht die Lieblichkeit der Erscheinung eines schön singenden, wenn auch die Todeswunde im Herzen tragenden Dichters übersehen, noch herabsetzen. Wer bekennt

nicht, daß die vollen Töne der Orgel, welche die Hand eines Meisters erschallen macht, gegen die tiefeinschneidendem, ergreifenden Töne der Aeolsharfe den Vorzug der Kunst haben? aber wollen wir darum leugnen, daß die Töne der Aeolsharfe unser Herz ergreifen? Der subjective Dichter ist solch eine Aeolsharfe mit ihren geheimnißvollen Jubel- und Klagetönen, der Sturm des Lebens braust durch ihre Saiten. Alle Disharmonie löst sich in Harmonie auf, dies ist die Ewigkeit, welche in der Sterblichkeit ihren Triumph feiert; dies ist der tiefliegende poetische Werth der Lieder, welche wir in jeder Hinsicht zu würdigen bemüht waren. 172.

Französische Journalistik.

„Revue rétrospective." Diese Zeitschrift behauptet ihren frühern Ruf. Der Inhalt ist ebenso anziehend als belehrend; für den Gelehrten, der sich mit der französischen Geschichte, der ältern sowol als der neuern, beschäftigt, ist sie unentbehrlich. Das vorliegende Septemberheft enthält außer einigen nicht sehr erheblichen Thatsachen, die auf die Preßfreiheit Bezug haben und einige Präfecten aus der Kaiserzeit betreffen, eine historische Notiz über die Begebenheiten vom 10. August 1792 und die vom 20. und 21. Juni desselben Jahres, von Hrn. Sergent-Marceau, der eine nicht unwichtige Rolle dabei gespielt; er widerlegt mehre Behauptungen der bekanntern und bedeutendern Historiker, als Thiers, Fantin Désodoards u. s. w. Es ist falsch, daß der Herzog von Orleans seine Wahl in den Nationalconvent von Marat und Danton durch Geld, von Robespierre durch Gefälligkeiten erkauft habe. Hr. S.-Marceau hat es aus dem Munde Marat's selbst, daß ihm der Herzog 10,000 Francs verweigert, um die er ihn wenige Tage nach dem 10. August angegangen. Der Herzog hatte nicht einmal auf sein Gesuch geantwortet; Robespierre fragte mit Bitterkeit die Jakobiner, die den Herzog gewählt, ob sie den Kopf verloren, daß sie einen Prinzen von Geblüt in den Nationalconvent beförderten. Hr. S.-Marceau behauptet, Er habe am Meisten zu dieser Wahl beigetragen; er habe die Wähler besonders durch den Beweggrund dazu gestimmt, daß es ein Triumph für die Partei des Hofes sein würde, wenn das Volk mit Verachtung einen Mann abwiese, welcher der Volkspartei sein Vermögen geopfert. Die dreifarbige Fahne ist so wenig als die Cocarde dem Wappen des Hauses Orleans entnommen, in dem sich kein Roth befindet, sondern dem Wappen der Stadt Paris. Das Wort Sansculotte hat man einem Hrn. André zu verdanken, der es zuerst auf einige seiner Collegen anwendete. Der Procureur der Gemeinde von Paris, Manuel, war es, welcher dem Herzoge von Orleans den Namen Egalité beilegte; der Herzog war ungehalten darüber, wagte es aber nicht ihn abzulehnen. Am 10. August hatten die Schweizer von ihrem Generalcommandanten, Grafen von Affry, den Befehl erhalten, nicht aufs Volk zu schießen, wie dieses aus dem Urtheile erhellt, welches den Grafen freigesprochen. Als die Föderirten in den Hof der Tuilerien einrückten, warfen die Schweizer ihre Patronen weg und die Franzosen fraternisirten mit ihnen; plötzlich wird von der Treppe herab geschossen, wie es scheint, von der Nationalgarde, mehre Bürger und selbst Schweizer stürzen todt oder verwundet nieder, die Vordern rufen: „Nous sommes trahis!" und dieser unselige Irrthum führte die gräßliche Metzelei herbei, die an diesem Tage unter den Schweizern angerichtet wurde. Wir können leider nicht in die umständlich entwickelten Thatsachen näher eingehen und schließen mit der allgemeinen Bemerkung, daß aus dem Berichte des Hrn. S.-Marceau hervorgeht, daß die Ereignisse dieses Tages durchaus nicht im Voraus berechnet und ein fast logisches Ergebniß der frühern waren. — „Briefe von de Thou während seiner Reisen in Italien und in der Levante, 1626—29." Cinq-Mars und de Thou fielen bekanntlich Beide als Opfer der unerbittlichen Rachsucht des Cardinals Richelieu; Cinq-Mars war blos ein feiner, glänzender Hofmann, bei de Thou hatten gute Studien frühzeitig nicht unbedeutende Geisteskräfte entwickelt; die angezeigten Briefe schrieb der junge Mann an seinen Vormund, Dupuy, von Lyon, Turin, Venedig, Rom u. s. w.; er läßt Gemälde copiren und kauft Bücher wie ein Antiquar. Man stößt hier und da auf seltsame Wendungen: so heißt bei erster Gelegenheit à la première commodité u. s. w. Die Jesuiten waren damals nicht wohl gelitten zu Rom; der dirigirende Minister Magalotti ging mit den Cardinälen auf die Wildschweinsjagd und ernannte Cardinäle gegen den Willen des Papstes. — Wir übergehen eine Denkschrift oder ein Mémoire über die Ursachen des Krieges in der Vendée, welches keine Auszüge zuläßt, und gelangen zu einem minder ernsten, ja wol etwas lockern Gegenstande: „Rapports de police sur les femmes galantes." Diese Berichte rühren von einem Hrn. Marais, Policeiinspector, her; da kommen gar wunderliche Anekdoten zum Vorschein: der Prinz Conti hat ein Serail von einigen zwanzig schönen Frauen und Mädchen, alle Tage macht er neue Beute; Madame Mars hat einen jungen Engländer, der ihr 50 Louisdor monatlich gibt, es ist der sechste Liebhaber, sie hat sie alle Sechs zugleich u. s. w. Die berühmte Tänzerin Guimard, welche selbst von Voltaire besungen worden, war die uneheliche Tochter des Juden Bernard, der im Chatelétsgefängnisse starb; sie nannte sich nach ihrer Mutter Morelle. — „L'opéra avant 1789." Hier finden wir mehre Thatsachen von derselben Art wie in der frühern Rubrik; mit diesen mag indeß der Leser genug haben, wir bemerken daher blos, daß vor der Revolution die große Oper, außer ihren eignen Einnahmen, noch einen großen Theil der Einnahmen der übrigen Theater bezog: das Ambigu comique zahlte ihr im Jahre 1784—85 über 16,000 Francs; die Seiltänzer 18,000; die Variétés amusantes 20,868; das Wachsfigurencabinet des Hrn. Curtius (existirt noch) 150; ein Bauchredner 34 Francs; der Sieur Nicoud, um einen Affen sehen zu lassen, 6 Francs; Hr. Marigny, welcher Zwerge zeigte, mußte 36 Fr. bezahlen, während die Riesen des Hrn. du Mesuys nur 30 bezahlten. In dem darauf folgenden Jahre stiegen diese Abgaben bedeutend, so mußte die italienische Oper 40,000 Fr., ebenso viel die Variétés bezahlen u. s. w.; die jährlichen Einnahmen beliefen sich im Durchschnitte auf 450—460,000 Frs. Unter dem 14. Juli 1789 findet man folgende höchst bedeutsame Worte: „Relâche exigé par le peuple."

„Revue britannique." August. „Histoire de la presse et des lois qui la régissent en Angleterre." Vor den Revolutionskriegen lieferte die Presse nur unvollständige Berichte über die Sitzungen des Parlaments. Woodfall, der Herausgeber der „Briefe des Junius", gab zuerst zweckmäßigere Artikel darüber; das heutzutage befolgte System hat zuerst Hr. Perry, der Hauptredacteur des „Morning chronicle", angewendet. Jedes Journal von einiger Bedeutung hat gegenwärtig seine 10—14 Reporters, die sich alle Stunden in den Galerien des Ober- oder Unterhauses ablösen; der jedesmal austretende Reporter kann in der Regel bei einiger Uebung die angehörte Rede mit Hülfe seiner Noten wörtlich wiedergeben, die Stenographie ist völlig in Mißcredit verfallen. Die Jurisprudenz der englischen Presse ist ein Chaos, die Launen der Jury, die Beredtsamkeit der Advocaten sind allmächtig. Zum Schandpfahl kann kein Schriftsteller mehr verurtheilt werden; das Gesetz gestattet nicht, den Beweis über die Thatsachen zu führen, die ein Libell der Regierung zur Last legt; es besteht blos den Geschworenen, sich über die Absicht desselben auszusprechen. Man kann als Libellist angeklagt und verurtheilt werden, ohne daß sich die große Jury versammele, ohne daß selbst der Beschuldigte gehört werde. Von 1806—16 haben sich die Minister dieses Vorrechts mit großer Härte bedient. Man sah an einem einzigen Tage 26 Schriftsteller und die Hälfte der Journale vor den Assisen; nachdem einmal der Proceß begonnen, wurde er nicht fortgeführt; mehre unter den Beschuldigten wurden durch die Kosten, welche dies

Verfahren verursachte, ruinirt. Lord Brougham hat einige unbillige Verfügungen des Preßgesetzes gemildert, ohne sie aufzuheben. Auch ist das literarische Eigenthum nicht hinlänglich gesichert; es hängt vom Großkanzler ab, den Nachdrucker in seinem Betruge zu stören oder ihn ungehindert gewähren zu lassen. Ist das Werk als den Sitten zuwider bekannt, so verweigert der Kanzler sein Einschreiten, und in diesem Falle kann der Nachdrucker das Werk fortsetzen. Murray verlor auf solche Art das Eigenthumsrecht auf Byron's „Kain", dagegen erschienen fünf bis sechs nachgedruckte Ausgaben dieses Werkes. — „Poëtes laureats de la Grande-Bretagne." Als im 13. Jahrhunderte die alte Literatur wieder zu Ehren kam, ward auch der Gebrauch, die Dichter öffentlich zu krönen, wiederhergestellt. Bekanntlich fand die Feierlichkeit auf dem Capitol statt. Petrarca trug bei seiner Krönung den königlichen Mantel, den ihm Robert von Anjou, König von Neapel, geschenkt hatte. Zwölf römische Jünglinge aus den edelsten Geschlechtern sagten seine Verse her, die ganze Geistlichkeit begleitete ihn; die Formel, die bei der Krönung gesprochen wurde, verdient hier mitgetheilt zu werden: „Wir, Graf und Senator Orso, Graf von Anguillara, für uns und unser Collegium, erklären Francesco Petrarca für einen großen Dichter und Historiker, und als besonderes Zeichen seiner Eigenschaft als Dichter haben wir mit eignen Händen eine Lorberkrone auf seine Stirn niedergelegt und bewilligen ihm durch Gegenwärtiges und im Namen des Königs Robert von Anjou in der Dichtkunst sowol als in der Geschichtkunst und überhaupt in Allem, was sich auf diese Künste bezieht, sowol in der heiligen Stadt als an jedem andern Orte die unumschränkte Befugniß, alle alten Bücher zu lesen, zu commentiren und auszulegen, neue zu Tage zu fördern und Gedichte zu machen, welche mit Gottes Hülfe von Jahrhundert zu Jahrhundert fortleben werden." In England hielten die Könige zu jeder Zeit ihre Versmacher so gut als ihre Hofnarren. Der erste, dessen in der Geschichte erwähnt wird, ist John Kay, der dem König Eduard IV. ein Werk dedicirt und sich dabei den unterthänigsten gekrönten Dichter Seiner Majestät nennt. John Kay's Nachfolger sind nicht bekannt. Unter Heinrich VIII. bekleidete Skelton diesen Posten, unter Elisabeth Spenser, sein Nachfolger war Samuel Daniel, dann kam Ben Jonson; dazumal hatte ein gekrönter Dichter mehr zu thun als eine Ode beim Geburtsfeste des Königs und einen Neujahrswunsch zu dichten; er theilte mit dem Architekten und Maler die oberste Leitung der Hoffeste. Ben Jonson erhielt ein Jahrgehalt von 100 Pf. und nebstdem spanischen Wein aus dem königlichen Keller zu Whitehall; allein der spanische Wein brachte dem alten Ben Unheil: die Zechbrüder fanden sich bei ihm ein und tranken ihm den königlichen Kanarienwein weg und verpraßten seine Pension dazu, sodaß er arm starb. Die Geschichte seines Nachfolgers Davenant ist höchst interessant. Der König Karl I. ernannte ihn nach langem Zögern und nur auf Antreiben der Königin; nichtsdestoweniger zeigte er sich seinem unglücklichen Herrn sehr ergeben, focht tapfer an seiner Seite gegen die schottischen Rebellen und wurde deswegen von seinem Herrn zum Ritter geschlagen. Später wurde er gefangen und hätte seine Tapferkeit und Treue mit dem Tode gebüßt ohne die Vermittelung eines Mannes, der früher gleichfalls den Musen gehuldigt; es war Milton. An Davenant's Stelle kam Dryden, der durch Shadwell ersetzt wurde. Mit diesem beginnen die gekrönten Dichter der constitutionnellen Monarchen; im Ganzen waren die Stuarts bessere Richter in der Dichtkunst als der König Wilhelm und seine Nachfolger. In der letzten Zeit war die Stelle eines gekrönten Dichters dem großen Manne angetragen, der den „Alterthümler", die „Puritaner" ꝛc. geschaffen; da er sich aber in sehr glänzenden Umständen befand, so schlug er an seiner Stelle dem Regenten den noch lebenden und hinlänglich bekannten Southey vor.

„Revue des deux mondes", 15. October. Uhland und Dessauer. Die Franzosen, die über deutsche Schriftsteller schreiben, führen sie stets unter Pauken- und Trompetenschall bei ihren Landsleuten ein. Dabei sagen die Herren ihren Landsleuten gar derbe Sachen, die oft grundfalsch und unverdient sind. „Was soll die Musik in Frankreich erfinden", sagt Hr. Henri Blaze in vorliegendem Aufsatze, „was soll sie in dem Lande des Michel Montaigne, des René Descartes, des Voltaire erfinden? Welcher musikalische Gedanke soll bei einem Volke aufkommen, dessen ganze Poesie in den Beziehungen des Menschen zum Menschen, niemals in den Beziehungen des Menschen zur Natur besteht?" Als wenn Italien nicht seinen Vico und seinen Machiavel hätte! Blaze nennt die drei eben angeführten Franzosen grands fleuves d'hypothèses et de critique; wo gibt es aber längere, tiefere und breitere Hypothesen- und Kritikströme, um mich des Bildes des Hrn. Blaze zu bedienen, als eben in Deutschland, das er selbst als classische Heimat der Musik preist? Hr. Blaze leidet an einer Sucht zu übertreiben, die fast immer seine Gedanken und Bilder bis zum Bombast aufbläht. Seine preciösen und geschraubten Sentenzen treibt er fast immer über die Grenzen der Wahrheit, weil er sich zu allgemein ausspricht. „Im Lande des Virgil und Petrarca habt ihr Cimarosa und Rossini; derselbe leuchtende und sonore Nebel umhüllt Göthe und Beethoven, Hoffmann und Weber." Was soll das heißen? Hat Italien nicht auch einen Pergolese hervorgebracht? Strahlt nicht Göthe's Poesie fast immer in sonnenklarer Schönheit? Einzelne Stellen über Uhland's Poesie verdienen indeß Anerkennung.

„La mode." Der frühere Director, dessen Name uns entfallen, ist ausgetreten und durch den Vicomte de Walsh ersetzt worden; wir erwähnen diesen Umstand, weil er mit dem Preßgesetze zusammenhängt. Der Vorgänger des Hrn. Walsh mag wol den Actionnairs etwas zu keck und vorlaut geschienen haben; die Herren fürchten die Geldbußen und das Gefängniß. Der interessanteste Aufsatz in dem vorliegenden Hefte ist betitelt: „Pélérinage à Ham", von Hrn. Poujoulat, dem Reisegefährten des Hrn. Michaud im Oriente. Ham ist ein kleines Städtchen, eingeschlossen von dichten und zahlreichen Obstgärten, mit vier Thoren; das Schloß hat vier runde und zwei viereckige Thürme, tiefe Gräben, hohe Mauern und eine Besatzung von 500 Mann. Der Fürst Polignac hat sanfte und gutmüthige Züge, ein sehr einnehmendes Wesen, ist ein Hofmann von der feinsten, brillantesten Bildung und jetzt 55 Jahre alt. Unter Bonaparte brachte er 10½ Jahre im Kerker zu, 5½ Jahre sind seit der Julirevolution verflossen, in Allem hat demnach der Fürst 16 Jahre in gefänglicher Haft zugebracht. Wenn man dem Berichte des Hrn. Poujoulat glauben soll, so ist die Lage der vier Minister höchst traurig: „Ils s'éteignent dans les souffrances". Die Witze, die unter der Aufschrift: „Epingles", angehängt sind, haben es besonders mit Barthélemy zu thun, von dem kürzlich ein Gedicht auf das Attentat vom 28. Juli erschienen ist; auch über Rothschild machen sie sich lustig, der von Donna Maria den Christusorden erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Von Stephan Arnoult erschienen „Proverbes anecdotiques".

Angekündigt wird „Histoire des doctrines morales et politiques des trois derniers siècles" von J. Matter in zwei Bänden.

Die „Biographie des hommes célèbres du département de la Somme" wird aus zwei Bänden in acht Lieferungen bestehen, von denen die erste bereits ausgegeben ward. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 310. — 6. November 1835.

Die materiellen Grundlagen und sittlichen Foderungen der europäischen Cultur. Von Karl Arnd. Stuttgart, Cotta. 1835. 8. 2 Thlr.

Das höchst achtungswerthe Buch, für welches wir die Leser d. Bl. und deren Freunde einzunehmen wünschen, beruht nach des Verf. Worten auf dem Glauben an eine unendliche Fähigkeit der menschlichen Gesellschaft zu höherer Vollkommenheit und ihren Beruf, diese Vollkommenheit durch Entwickelung ihrer Kräfte zu erstreben; auf der Ueberzeugung, daß diese Entwickelung von selbst erfolgt, sobald diese Gesellschaft in ihrem Verhältniß zu den materiellen Gütern die hierzu erfoderliche Stütze findet, und daß die nähere und allgemeinere Bekanntschaft mit diesem Verhältnisse zu den dringendsten Bedürfnissen unserer Zeit gehört.

Dies Bedürfniß scheint besonders in Deutschland lebhafter als je gefühlt zu werden. Der Deutsche läßt sich von seinen speculativen Flügen aus jenen Höhen, aus denen er so Vieles sehr erhaben, aber oft ganz verkehrt ansah, immer mehr auf festem Boden nieder. Wenn dieser Boden inzwischen auch nicht ganz unangebaut geblieben ist, so sind doch bisher bei so ausgebreitetem Wissen unsers Volkes grade richtige Einsichten in die materiellen Grundlagen bürgerlichen Wohlseins beiweitem so verbreitet nicht gewesen, als es der Gegenstand verdient und unser Interesse fodert. Wir haben uns noch immer zu wenig als ein Volk mächtig und kräftig gefühlt, um uns um die Principien der Volkswirthschaft sehr zu bekümmern. In Frankreich und England, wo Jeder lebhaft weiß, was seine Nation in der Welt vermag und leistet, interessirt sich der Bürger auch beiweitem mehr für die Ursprünge und Verwandlungen der materiellen Güter, auf denen die Hauptpfeiler des Reichthums und der aus diesem entspringenden Macht und Bildung beruhen. Die Lehren und Erfahrungen im Gebiet der Volkswirthschaft sind in jenen Ländern mehr als bei uns Gegenstände des öffentlichen Interesses und der Conversation unter den Gebildeten. Wir haben sehr lang als Träumer gewandelt, als Träumer genossen; nur an einzelnen Orten wurde wacker gehämmert und gewebt, nur an entferntern Plätzen wurden die Weltgüter aufgestapelt; Messen und Märkte einzelner Städte lieferten uns so viel Träume als Waaren, und das Meer schlug freilich an viel zu entfernten Küsten brandend an, sodaß es uns eher einschläferte als erweckte, und mehr unserer Phantasie als unserm Arm zu schaffen gab. Zwar fehlte es uns an den gangbaren Artikeln des Lebens nicht, allein sie wurden uns in zu großer Anzahl aus fremden Händen gereicht, wir mußten sie theuer bezahlen und wurden nicht reich dabei.

Nun aber ist eine neue Zeit auch für uns angebrochen. Nach der vorrevolutionnairen Genußruhe, nach den kriegerischen Umwälzungen ist ein dauernder Friede für wach und unruhig gewordene Kräfte da; die innern Sperren zwischen den deutschen Ländern und Völkern sind bald alle aufgehoben. Es wird geschafft und gehandelt; Alles ist in Hast und Thätigkeit, Wege und Kanäle entstehen; Eile ist die Losung des Tages, Dampf arbeitet in den Maschinen, auf dem Lande, auf dem Meere. Wir haben die trägen Frohnarbeiten abgeschafft und rastlose Naturkräfte in Dienst genommen für das Hervorbringen und Verbreiten der unzähligen Güter, die mit jeder Stunde neue Bedürfnisse und Bedürfnißchen hervorrufen und hervorschmeicheln, um sich nur unterzubringen.

In diesem Lärm des Schaffens, auf dieser Flut von Productionen der Erfindung und des Fleißes müssen wir uns zusammennehmen und besonnen werden, damit wir dieser Flut von Gütern und Genüssen nicht unterliegen, sondern sie mit Intelligenz beherrschen. Das bisher todte Material des Lebens scheint erwacht und in einer Wuth des Zeugens und Gebärens begriffen zu sein. Die Naturelemente wollen sich emancipiren und uns Menschen zu Sklaven und Tagelöhnern machen. Dem können wir nur wehren, diese mächtigen Gewalten können wir nur bändigen, wenn die allgemeine Einsicht in das Entstehen, in den Wandel und Werth der stofflhaltigen Güter sich oben hält und jene Kräfte beherrscht. Ja, wenn wir all diese Güter auch nur von der Seite des Genusses betrachten, so ziert und ehrt es den Menschen, zu kennen und zu beurtheilen, was er genießt.

Wenn es also schon, um nur menschlich zu genießen, erfoderlich ist, die genießbaren Güter richtig zu schätzen, wenn es, um die menschlichen Kräfte mit den Naturkräften im rechten Gleichgewicht zu halten, noch nöthiger ist, diese wie jene recht zu würdigen, so kommt hierzu noch eine höchste, eine sittliche Foderung. Sollen wir am Ende denn nur im Hervorbringen und Genuß der materiellen

Güter unsere höchste Bestimmung finden? Nein, Arbeit und Genuß können sich nicht für unsern irdischen Beruf geltend machen; sie müssen sich der höhern Bestimmung dienend unterordnen, den menschlichen Geist von seiner thätigen und empfänglichen Seite auszubilden. Darin liegt das große Geheimniß und die Aufgabe unsers Lebens, daß wir, ursprünglich aus Erdstoff gebildet, nur durch Bearbeitung des Erdstoffes zu edeln Menschen emancipirt werden. Wie könnten wir dieser rastlosen, Alles verschlingenden Thätigkeit, die wir dermal mehr als je im Producciren materieller Güter entbrannt sehen, irgend eine tröstliche Seite abgewinnen, wenn wir nicht den Glauben und die feste Erwartung hätten, daß aus dieser Mühseligkeit und Gährung eine höhere Stufe menschlicher Entwickelung hervorgehen werde?

Von diesem Standpunkt aus scheint es nicht nur dringend nöthig, sondern selbst Pflicht für jeden Gebildeten zu sein, sich richtige Einsichten in die Güterwelt zu verschaffen. Er muß über die Naturerzeugnisse und Gewerbsproductionen, über die vielfältigen Richtungen der menschlichen Kräfte, über den Werth der Güter, den Tausch der Waaren, über die Mittel und Wege des Reichthums, über die vereinzelte Thätigkeit und das Zusammenwirken der Menschen u. s. w. richtige Begriffe und Ansichten gewinnen und sich im Fortgang der darüber gemachten Erfahrungen halten. Dieses müssen Gegenstände des Interesses und der Conversation aller Bürger werden und bleiben.

Auf diesem Punkt angelangt, kehren wir zu unserm Buch zurück. Denn dieses ist grade mehr als viele andere zu dem Zwecke geschrieben, die Lehren und Erfahrungen der Wissenschaft an das Leben und zum Gebrauch der Gebildeten zu überliefern, ohne darum der Gründlichkeit und dem Umfang der einschlagenden Lehren etwas zu vergeben. Der Verf. geht zugleich von der seitherigen Behandlung dieser Materien darin ab, daß er die Wissenschaft mit dem sittlichen Zweck der menschlichen Gesellschaft in Beziehung setzt, indem er die Güter des Lebens nur als Mittel zur Erstrebung jenes Zweckes ansieht und nach diesem Zweck ihren Werth und ihre Bedeutung ermißt. Wie Alles in der Welt nur durch einen gewissen Egoismus zu Kräften kommt, so thut auch eine jede Wissenschaft wohl, sich zuerst in sich abzuschließen, sich um ihrer selbst willen auszubilden, das ihr Verwandte sich anzueignen, Fremdes auszustoßen. Aber dies Streben muß seine Grenze haben, und es muß eine Zeit kommen, wo jedes wissenschaftliche System mit seiner Errungenschaft dem Leben dient und Geschenke macht. Oder wozu denn am Ende alle Wissenschaft, wenn sie nicht das Leben fördert? Diesem Egoismus der Wissenschaftlichkeit, dieser Selbstgenüge, die man in der bloßen Einsicht und Intelligenz findet, diesem Hochmuth, der sich vom Leben und der Bestimmung der Menschheit so oft abschließt, ist es am Ende zuzurechnen, daß wir Modernen so viel wissen und so wenig weise sind.

Zuerst ist es also die Tendenz, der höhere Gesichtspunkt, den wir an vorliegendem Werke anzuerkennen haben. Treten wir dann dem Inhalt näher, so finden wir einen unschätzbaren Reichthum von Lehren und Wahrheiten aus dem Gebiet der Volkswirthschaft und der Staatsverwaltung in ihrem Einfluß auf jene Wirthschaft. Der Verf. hat gründliche und umfassende Studien gemacht. Aber aus diesen Studien allein ist sein Werk nicht hervorgegangen. Vielmehr hat er, durch sein Naturell angetrieben, durch seinen staatsbürgerlichen Beruf begünstigt, das brandende Volksleben, den Kampf und das Ringen der Menschen mit der Natur und den Institutionen des Staats nach den verschiedenen Richtungen hin ins Auge gefaßt. So ist er überall auf eignen Füßen gestanden und hat Vieles mit eignen Augen gesehen. Was die ausgezeichnetsten Volkswirthschaftslehrer der Engländer, Franzosen und Deutschen als ausgemacht aufgestellt haben, hat er erst auf seine Weise noch einmal durchdacht und an das Leben gehalten. Zu diesem aufgespeicherten Reichthum der Schule hat er nicht blos die Probe der Lebensanwendung gegeben, er hat auch viel Selbstbeobachtetes, Selbsterfahrenes und Selbstgedachtes hinzugefügt. Er hat nicht nur die Wissenschaft für das Leben bearbeitet, sondern auch aus dem Leben die Wissenschaft bereichert. Ist ja doch hier von einer auf Lebenserfahrung beruhenden und für die Fortbildung des Lebens bestimmten Disciplin die Rede.

Was die Art und Weise betrifft, wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt hat, so hat er, um nicht Bände zu schreiben, sich beschränkt, seine Ansichten und Lehren in einer fortschreitenden Entwickelung positiv, wir möchten sagen, dogmatisch hinzustellen, ohne dem Kampf der Gegenmeinungen, dem Beweis und der Widerlegung Raum zu geben. Die sprachliche Darstellung ist einfach, klar und bündig, meist körnig. Im Gegensatz von so vielen Schriftstellern, die aus Mangel an Gedanken und Sachen Worte geben und wechseln, spart unser Verf. die Worte, um für Sachen Raum zu gewinnen. Indeß würde nur ein des Denkens ungeübter Leser bei dieser Wortersparniß zu kurz kommen, da es dem sprachlichen Ausdruck keineswegs an Klarheit und mithin dem zusammengedrängten Stoff nicht an Faßlichkeit fehlt.

Wir durchlaufen nun das Werk, um dem Leser, dem wir es so angelegentlich empfehlen, einen Vorausblick in die behandelten Gegenstände und gelegentlich einige Proben der Behandlungsweise zu geben.

Das Ganze ist in vier Bücher getheilt. Das erste Buch, das Buch der Begründung, scheint uns der schwächste Theil des Ganzen zu sein. Nicht als ob dem Leser nicht auch hier Wohlgedachtes und Ansprechendes geboten würde, indem vielmehr demselben über den Zweck des menschlichen Strebens, über Abhängigkeit des Menschen von der materiellen Natur, über dessen Verhältniß zur materiellen Natur recht eigenthümliche Gedanken begegnen, sondern inwiefern dieses erste Buch einen philosophischen Standpunkt nimmt, vermissen wir eine tiefere Auffassung und eine philosophische Entwickelung aus einem Punkt. Auch sieht man der sprachlichen Darstellung an, daß der Verf. mehr im Bereich des Realen als auf der Höhe des Speculativen heimisch und gewandt ist.

Fester und gewandter tritt der Verf. von Seite 28 an im zweiten Buch über die Volkswirthschaft auf. Dieses Buch enthält den eigentlichen Kern des Werkes; es darf als dessen werthvollster Theil angesehen werden. Der Verf. hat sich das Ziel gesetzt, die Lehren der Volkswirthschaft lichtvoller und leichterfaßlich darzustellen, als es seine Vorgänger gethan. Wir glauben, daß er sein Ziel nicht verfehlt hat, daß wir ihm aber nicht blos das formelle Verdienst praktisch-zweckmäßigerer Darstellung zugestehen, sondern auch anerkennen müssen, daß er in manchen Doctrinen grade dieses Buches die Wissenschaft bereichert habe. Im ersten Abschnitt über die Natur der Werthe folgt er den tiefen Lehren Adam Smith's mit dem Streben jedoch, den Materien mehr Bestimmtheit zu geben, als es jenem Manne bei seiner ersten Titanenarbeit gelingen konnte. Es wird hier von den Gütern, dem Werth nach Gebrauch und Tausch, vom Preis der Güter, vom Capital und der Arbeit gehandelt. Verdienstlich vom Verf. sind die §. 20 und 21 über die materiellen und immateriellen Güter und über den allgemeinen Maßstab zur Vergleichung des Tauschwerths der Güter.

Der zweite Abschnitt über die Naturgesetze der Production kann großentheils als eine Bereicherung der Wissenschaft darum angesehen werden, weil die betreffenden Naturgesetze, wenn auch schon von Adam Smith angedeutet, doch hier klarer und umfassender dargestellt sind, überdies auch als ganz neu angesehen werden darf, was der Verf. bei der Lehre von der Arbeit in den §§. 24, 25 von der Benutzung der chemischen und der mechanischen Kräfte beibringt.

Im dritten Abschnitt, welcher von der Bodenfläche handelt, entwickelt der Verf. auf interessante Weise und zwar aus eignen Beobachtungen den Einfluß der Gewässer auf die Bodenfläche. Diese Beobachtungen hat derselbe früher in einer besondern Schrift: „Die Gewässer und der Wasserbau der Binnenlande", mitgetheilt. Im §. 33, über die organische Lebenskraft, folgt er der berühmten Agriculturchemie Davy's. Wir geben ein gedrängtes Bildchen über die Betrachtung, wie die Pflanzenwelt den Landthieren zur Grundlage ihrer Existenz dient:

In der reichen Vegetation Indiens und Südafrikas findet der riesenmäßige Elefant seinen ungeheuern Bedarf; die reichen Grasflächen Ungarns, Süd- und Nordamerikas dienen zahlreichen Heerden von Rindern und Pferden zur Nahrung; in mäßigerer Fruchtbarkeit lebt das Rothwild und der Hase, im mageren Norden das Rennthier und in den Sandwüsten Afrikas das genügsame Kameel.

Den vierten Abschnitt, von der Urproduction, hat der Verf., wenn ihm auch Nebbien's „Einrichtung der Landgüter" und Hundeshagen's „Encyklopädie der Forstwissenschaft" Material geboten haben, nach eigenthümlichen Ansichten bearbeitet.

Aus dem fünften Abschnitt, über die Gewerbsproduction, geben wir eine kleine Betrachtung über den Einfluß der Gewerbe auf die Geistesentwickelung Derjenigen, die sie treiben:

Die Ausbildung der meisten Gewerbe macht mit deren Einwirkung auf die Geistesentwickelung Derjenigen, die darin beschäftigt werden, einen beklagenswerthen Gegensatz; denn je höher jene Ausbildung steigt, desto mehr werden die Arbeiten getheilt, desto einfacher werden die Verrichtungen der einzelnen Arbeiter und desto weniger Geistesanregung können sie in diesen Verrichtungen finden. Nur bei jenen Gewerben, in welchen eine ausgedehnte Theilung der Arbeiten nicht vorkommt, tritt jene Erscheinung nicht ein.

Zum Glück hat eine weitausgedehnte Arbeitstheilung in der Regel nur bei Gewerben statt, welche ihren Sitz in volkreichen Städten haben, in welchen dann die vielen andern Hülfsmittel der Geistesentwickelung jenen Nachtheil wiederaufheben.

Nachtheiliger als dies Verhältniß wirkt auf die betreffenden Arbeiter der Umstand, daß sie zu ihren Geschäften kein Eigenthum zu besitzen brauchen und ihnen deshalb auch oft der Sinn für dessen Erlangung und Erhaltung abgeht, daher Gewohnheit und Beispiel sie zur alsbaldigen Vergeudung ihres momentanen Ueberflusses zu häufig verleitet; es wird hierdurch eine höhere Entwickelung ihres sittlichen Charakters und ihres Ehrgefühls verhindert, welche jedoch zur Ausbildung zu tüchtigen Staatsbürgern nothwendig sind.

Der sechste Abschnitt, über den Handel und der siebente, über die mittelbare Production enthalten, wie der fünfte, allgemein bekannte Wahrheiten, die nur dem Plan des Werkes gemäß angeordnet werden.

(Der Beschluß folgt.)

Französische Journalistik.

(Beschluß aus Nr. 309.)

„Le courrier des théâtres." Dieser erschlafft nicht wie andere französische Journale und knallt und peitscht frisch darauf los; er peitscht Die, die ihn nicht bezahlen, und knallt für die Abonnenten. Delavigne, von welchem vor einigen Tagen ein neues Stück: „Don Juan d'Autriche", im Théâtre français gegeben wurde, muß wol dem Hrn. Charles Maurice seinen Postklepper nicht hinlänglich gefüttert haben, denn er macht das neue Lustspiel oder Drama — man weiß nicht, wie man es nennen soll — sehr herunter, und gewiß hat Delavigne seit langer Zeit keinen brillantern Succeß gehabt, wie die Franzosen sagen. Dagegen wird ein miserabler Vaudevillist, der für das Theater des Pantheon schreibt, mit Lob und Ruhm gekrönt dem Publicum vorgeführt. In diesem mit unverschämtem und mitunter unflätigem Witze geschriebenen Blatte stößt man zu Zeiten auf literarische Thatsachen und Curiosa; so berichtet es in der Nummer vom 20. Oct., daß ein Buchhändler in Orleans bei einer öffentlichen Versteigerung eine Ausgabe des Cicero von Ch. Estienne mit 4000 Anmerkungen und Berichtigungen des Textes von H. Etienne, für 20 Francs an sich gebracht hat; er fodert jetzt nicht weniger als 1800 Francs dafür.

„Le voleur." Wol das unverschämteste literarische Unternehmen; es ist um so unbegreiflicher, daß dasselbe geduldet wird, da die Gesetze gegen den Nachdruck so strenge sind. Da der „Voleur" eine Chrestomathie der Journalistik gibt, so kann man nicht leicht eine unterhaltendere Lecture finden. Ein Aufsatz über das Duell (20. October) enthält viel Neues und Interessantes. In den jugemens de Dieu mußten die beiden Gegner zusammen vor das Kreuz knien, indem sie einander an der linken Hand faßten; der Besiegte, wenn er seine Schande überlebte, wurde öfters zum Tode verdammt, weil man seine Niederlage einem Meineide zuschrieb. In England ist eine treffliche Caricatur auf das Duell erschienen: ein beleidigter Ehemann hat sich mit dem Verführer seiner Frau geschlagen; das Schicksal ist ihm nicht günstig, er stirbt, indem er spricht: „Ich habe Genugthuung." Im Jahre 1143 unter Philipp von Valois fällte das Parlament einen Urtheilspruch, durch welchen es erklärte, der Chevalier de Vervins und der Chevalier Dubois müßten sich auf Tod und Leben schlagen, weil Vervins den König überreden wollen, Dubois habe Seine Königliche Hoheit bethört. Ein Ritter, Namens Jean Picard, welcher angeklagt war,

seine eigne Tochter misbraucht zu haben, mußte sich gegen seinen Schwiegersohn schlagen. Der Seneschal de Hainaut, Jean de Berchen, ließ in allen großen Städten anschlagen, er sei bereit, sich mit dem Degen, dem Beile und der Lanze gegen Jedweden zu schlagen, mit Hülfe Gottes, der heil. Jungfrau, des heil. Georgs und seiner Dame.

Der „Voleur" gibt auch einen Bericht über „Don Juan d'Autriche" von Delavigne und da gegenwärtig dieses Lustspiel die ganze literarische Welt in Paris in Bewegung setzt, so benutzen wir diese Gelegenheit, um hier Einiges darüber mitzutheilen. Don Juan wurde bekanntlich zu Regensburg geboren (1546) und der Sorgfalt des Luis Quixada anvertraut. Auf seinem Sterbebette erwähnte Karl V. zum ersten Male dieses Sohnes gegen Philipp II. Zwei Jahre später führte Quixada eines Tages Don Juan in einen Wald, wo er von seinem Bruder erfuhr, daß er nach diesem die vornehmste Person in Spanien sei. Philipp II. bestimmte ihn dem Kloster, allein Don Juan war von lebhaftem Temperamente, tapfer und kriegerisch gesinnt; Philipp II. gab nach, doch erst nach langem Zaudern erlaubte er ihm, seine Heere gegen die Mauren anzuführen, die er in verschiedenen Gefechten schlug. Der Sieg bei Lepanto gewann dem jungen Prinzen eine Stelle unter den ersten Feldherren seiner Zeit; er wurde späterhin zum Gouverneur in den Niederlanden ernannt und, wie man behauptet, ließ ihn sein Bruder vergiften. Das neue Drama Delavigne's zeigt uns seinen Helden in der ersten Jugend; er ist noch bei Quixada, den er für seinen Vater hält, und wird von diesem fürs Kloster gebildet; der Prinz aber liebt Donna Florinde, die er oft heimlich in der Nacht besucht. Der König erscheint unter dem Namen eines Grafen von Santa-Flor; in den Augen des Prinzen gilt er für einen ehemaligen Freund von dessen Vater. Obgleich diese vorbereitenden Scenen mit vielem Geiste angelegt und ausgeführt sind, so ermüden sie doch etwas; dagegen ist der Auftritt zwischen beiden Brüdern von großer Wirkung. Don Juan ist ganz so geschildert, wie ihn uns die Geschichte malt, ein feuriger, ruhm- und liebedürstender Jüngling; keine seiner beiden Leidenschaften verhehlt er dem Grafen, der seine Geliebte zu sehen verlangt. Der zweite Aufzug führt uns zu Donna Florinde. Sie ist hochzeitlich geschmückt; allein ehe sie sich entschließt, die Hand ihres Geliebten anzunehmen, hat sie ihm ein Geheimniß zu entdecken: sie ist jüdischer Abkunft. Don Juan wird zwar niedergeschmettert durch diese Eröffnung der Geliebten, doch er selbst kennt ja seine Aeltern nicht und dennoch hat Florinde seine Liebe nicht verschmäht; Don Juan bleibt auch der Jüdin treu. Der König liebt selbst diese Jüdin, deren Abkunft ihm unbekannt ist; er widersetzt sich ihrer Verbindung mit seinem Rivalen und läßt diesen ins Kloster sperren. Im dritten Aufzuge sind wir im Kloster St.-Just, in welches Quixada seinen Zögling hat führen lassen. Don Juan wird auf Befehl des Priors eingesperrt; Karl V. läßt sich zum Prior erwählen, behält aber die Oberherrschaft im Kloster nur so lange, als nöthig ist, um seinen Sohn wieder in Freiheit zu setzen. Dieser dritte Act ist eigentlich ein für sich abgeschlossenes Drama, dessen Held Karl V. ist, indeß hat die Situation dieses ehemals so mächtigen Fürsten, der nun dahin gekommen ist, alle Kräfte seiner Politik aufzubieten, um auf eine Stunde über eine Anzahl Mönche zu herrschen, etwas ganz Eignes, höchst Anziehendes und an die Vergänglichkeit der irdischen Dinge Erinnerndes; der Succeß war keinen Augenblick zweifelhaft. Florinde ist in Verzweiflung, die Inquisition verfolgt sie; Don Juan, den sein Vater in Freiheit gesetzt hat, eilt zu der Geliebten. Der König läßt sich anmelden, er setzt der schönen aber tugendhaften Geliebten seines Bruders so arg zu, daß sie in der Angst ausruft: „N'approchez pas, je suis juive." Zugleich stürzt Don Juan, den Florinde unter einem Vorwande entfernt hatte, herbei; er insultirt den Grafen Santa-Flor und da dieser das Duell verweigert, hebt Don Juan die Hand auf, um ihn zu schlagen; „Arrêtez, c'est le roi!" ruft Donna Florinde: ein erschütternder Theatercoup, nur schade, daß er so kurz auf den vorherigen folgt. Don Juan wirft den Degen weg und wird festgenommen. Der letzte Aufzug spielt im Palaste. Philipp hat seine beiden Schlachtopfer in seiner Gewalt; indessen fürchtet er seinen Vater. Florindens Schicksal hängt von Don Juan ab: sie stirbt, wenn er nicht darein willigt, sich in ein Kloster zu begraben. Don Juan ist bereitwillig, dieses Opfer zu bringen, da erscheint der Mönch von St.-Just; es ist der große Kaiser, dessen Schatten gleichsam aus dem Grabe aufgestanden, um noch einmal auf dem Schauplatze seiner Größe Befehle zu ertheilen. Alles stürzt vor der ehemaligen Majestät nieder; auf Befehl des Kaisers wird Don Juan begnadigt, die Jüdin muß aber ihrem Geliebten entsagen, der Sohn des Kaisers Karl V. kann nie der Gatte einer Jüdin werden.

Dies ist in kurzen Zügen der Stoff, aus welchem Delavigne ein Lustspiel gemacht, vielleicht um der Concurrenz mit Victor Hugo zu entgehen; denn als Drama behandelt, würde „Don Juan" ein Seitenstück zu „Hernani" sein. Oft ist es dem Dichter gelungen, Lachen zu erregen, selbst da, wo man lieber Thränen gewünscht hätte. Quixada ist eine höchst komische Figur, und selbst der Exkaiser als Mönch hat seine lächerliche Seite. Die Anspielungen auf Jesuiten u. s. w. sind abgenutzt und wir hätten sie lieber weggewünscht. Zu was dienen dergleichen heutzutage in Frankreich? Uebrigens hat Delavigne seit langer Zeit keinen glänzendern Triumph gefeiert. Was der ersten Vorstellung noch ein besonderes Interesse verlieh, war das Debut der Madame Volnys (Leontine Fay), welche im „Don Juan" zum ersten Male, und zwar mit Beifall, auf dem Théâtre français auftrat. 19.

Verfemung des Herzogs Heinrich des Reichen von Baiern durch die heimliche Acht in Westfalen. Ein vollständiger Femproceß nach neuentdeckten Urkunden dargestellt von Bernhardt Thiersch. Essen, Bädeker. 1835. Gr. 8. 18 Gr.

Es wäre sehr zu wünschen, daß über das Wesen der Feme in und nach Urkunden ähnliche Mittheilungen an das Licht gefördert würden. Die vorliegende ging aus dem dortmunder Archiv hervor, und Ref. kennt keinen vollständigern und wichtigern Proceß der Feme, der bisjetzt zur allgemeinen Kunde gekommen wäre. Um so verdienstlicher stellt sich das von dem der Vorzeit kundigen Verf. gut gezeichnete Bild des Verfahrens dieser wunderbaren Einrichtung heraus, als die zum Grund liegende Entdeckung einer Zeit angehört, wo das Institut der Feme seine höchste Macht bewährte. Dergleichen Forschungen, beruhend auf archivalischen unwiderlegbaren Urkunden, sind am meisten dazu geeignet, das Mittelalter mit allen seinen grauserregenden Zuständen, Kämpfen, Verworrenheiten, Schmerzen und Räthseln kennen zu lernen. Wie manche glänzende Ausbeute für den Kreis dieses Wissens dürfte aus den vielen leider ungeordneten Archiven der grauen Vorzeit, die der Gegenwart noch erhalten worden sind, hervorgehen, wenn sie für diesen Zweck von sachkundigen Männern genau untersucht würden. Die bestärkende Kraft unzweifelhafter Urkunden führt zur richtigsten Erkenntniß des Alterthums. Seine besten Kenner haben im großen Reichthum wissenswürdiger Begebenheiten immer diejenigen als die zuverlässigsten bezeichnet, die aus echten und unverfälschten Urkunden geschöpft waren. 119.

Literarische Notizen.

Die „Mémoires de la société royale d'agriculture, histoire naturelle et arts utiles de Lyon" aus den Jahren 1833 und 1834 sind in einem mäßigen Octavband herausgekommen.

„Souvenirs et voyages de A. Laujon" sind in zwei Bänden herausgekommen. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 311. — 7. November 1835.

Die materiellen Grundlagen und sittlichen Foderungen der europäischen Cultur. Von Karl Arnd.

(Beschluß aus Nr. 310.)

Im ächten Abschnitt, über die Einwirkung der Production auf die Bevölkerung, und im neunten, über die Vertheilung der materiellen Güter, scheint der Verf. fast durchgängig eigner Betrachtung und eignem Nachdenken gefolgt zu sein. Als sehr interessant und zugleich als neuen Gewinn für die Wissenschaft bezeichnen wir die Darstellung des Entwickelungsganges des Gewerbswesens im §. 60 und 63. Hier hat der Verf., so viel uns bekannt ist, ohne Vorbild, die wesentlichsten Naturgesetze der Volkswirthschaftslehre über diesen besondern Gegenstand auf eine leichtfaßliche Weise zur Anschauung gebracht.

Im zehnten Abschnitt, über die Verwendung der materiellen Güter, begegnet uns wieder viel eigenthümliche Auffassung, namentlich über nothwendige und willkürliche Verwendung und über die Arten der willkürlichen Verwendung. Der Verf. stellt die Ansicht auf, daß der in der menschlichen Gesellschaft nicht für Erzielung der Subsistenzmittel in Anspruch genommene Theil der Arbeitskräfte auf verschiedene Weise verwendet werden kann, und zwar zuerst für den Kampf der physischen Menschenkräfte. „Die Entwickelung der menschlichen Gesellschaft", sagt er hier unter Anderm, „scheint allenthalben zwei Stadien durchlaufen zu müssen, um in dem dritten an ihr Ziel zu gelangen."

Auf dem ersten Stadium sind die Völker ohne Geistesbildung, ohne Industrie und ohne Capitale; alle Einzelnen sind auf gleiche Weise zu ihrer Selbsterhaltung auf ihre eigne Händearbeit hingewiesen; Alle theilen dieselbe Unwissenheit und Rohheit; Alle haben gleiche Rechte und Verpflichtungen, nur der Gesammtwille entscheidet bei allen allgemeinen Angelegenheiten; und erfodert ein gemeinsames Unternehmen einen Anführer, so wählen sie ihn aus ihrer Mitte, jedoch nur zur Vollziehung des besondern Auftrags. Auf diesem Stadium befinden sich die oben erwähnten Horden.

Wird der allgemeine Kampf durch irgend ein Ereigniß, durch Unterjochung der Feinde oder durch die eigne unterbrochen; lenkt sich während dieser Unterbrechung die Aufmerksamkeit auf die Künste des Friedens, so entsteht einige Geistesentwickelung, es bilden sich Capitale und hiermit geistige und materielle Ungleichheiten; die Meistbegabten gelangen zu Vorrechten, zur Beherrschung der übrigen Volksmasse; bald gehen diese Vorrechte auch an geistesarme Erben über, es entsteht eine Aristokratie, und hiermit stehen die Völker auf dem zweiten Stadium ihrer Entwickelung.

Auf diesem Stadium sind es die Aristokraten und Oligarchen, welche die gemeinsamen Angelegenheiten der menschlichen Gesellschaft zu lenken und somit auch über Krieg und Frieden zu bestimmen haben. Die auf dieser Halbcultur noch herrschende Nationaleifersucht; das Vorurtheil, als könne sich im Handel jedes Volk nur auf Unkosten anderer Völker bereichern; die allgemeine Verblendung, welche den Werth der Herrscher nur an ihren Kriegsthaten mißt, treibt die Völker muthwillig in den Kampf; Vorurtheil und Leidenschaft führen Tausende auf das Schlachtfeld, und diese fallen als ihr Opfer.

Mit den steigenden Kenntnissen entwickelt sich die Kriegskunst zu immer höherer Vollkommenheit; man hält es für die Sicherung der Macht gegen jeden Widerstand für rathsam, den Herrscher mit zahlreichen Scharen Bewaffneter zu umgeben; man bildet stehende Heere; ein gewisser Wetteifer zwischen allen Herrschern desselben Erdtheils steigert diese stehenden Heere selbst im tiefsten Frieden bis zur völligen Consumtion der Früchte der angestrengtesten Gewerbsthätigkeit einer großen Anzahl hochgebildeter Völker.

Es streitet dies Alles aber ebenso sehr mit dem sittlichen Gefühl, mit den Grundsätzen des Rechts und mit der allgemeinen Menschenbestimmung, als mit den Naturgesetzen der Volkswirthschaft; es muß noch ein drittes Stadium in der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft erstiegen werden; es muß ein der Menschenbestimmung angemessener Zustand erreicht werden können, wenn sich jenes Ideal einer gerechten und weisen Weltordnung verwirklichen soll, welches unsere Vernunft aufstellt. Es muß ein drittes Stadium geben, auf welchem weder der rohe Volkswille, noch oligarchische Interessen, noch Vorurtheil und Leidenschaft regieren, sondern der den Völkern inwohnende Geist Gottes, die ihnen inwohnende Intelligenz u. s. w.

Der elfte Abschnitt, über die staatswirthschaftlichen Systeme, schließt das inhaltreiche zweite Buch.

Das dritte Buch, das Buch der Staatsverwaltung, behandelt die Einwirkung der Regierung auf die Urproduction, auf die Gewerbe, auf den Handel, auf die Bevölkerung, auf Armenpflege und Colonien, auf die Geistesentwickelung, auf das Ehrgefühl in sechs Abschnitten, sodann im siebenten, achten und neunten Abschnitt die Rechtspflege, die bewaffnete Macht und den Staatshaushalt. Das Verdienst dieses dritten Buches entspringt aus einer consequenten Anwendung der Lehrsätze des ersten und zweiten Buches auf das Leben. Dabei hat der Verf. — und darauf kommt es freilich sehr an — einen geübten Blick in das innere Getriebe der menschlichen Gesellschaft und eine nähere Bekanntschaft mit den bestehenden Institutionen an den Tag gelegt. Und indem nun der-

selbe mit diesem Blick auf die Gegenwart und ihre Mängel die Foderungen der Cultur an die Zukunft geltend macht, hat ihn der gute Takt geleitet, der in diesem Gebiet der Träume nur einen praktischen Mann richtig führt, dessen Ehrgeiz nicht darauf hinausgeht, mit vollen Backen sich der zahlreichen Gesellschaft politischer Kannegießer zuzugesellen und zu verbrüdern.

Der Verf. stellt in diesem Buche Vorschläge zu einer naturgemäßen Besteuerung auf, die ihn als selbständigen Denker auch in diesem Gebiet bezeichnen, die wir aber, so ansprechend sie sind, in dieser Zeitschrift nicht zur Sprache bringen können.

Mit dieser neu aufgestellten Theorie nähern wir uns dann dem vierten Buch, über die Staatsverfassung, welches eigentlich lauter eigenthümliche Ansichten entwickelt, oder eigentlich nicht entwickelt, sondern nur aufstellt. Sie zu entwickeln, würde der Verf. eines größern Raumes bedurft haben, als er ihnen in dieser Schrift zugestehen wollte. Es sind theils Träume, theils Vorschläge in Betreff besserer Staatsorganisation. Wir überlassen der Staatsweisheit unserer Regierungen, sie zu prüfen und zu benutzen. Sie werden weder auf der einen noch auf der andern Seite unserer heutigen politischen Spaltung ungetheiltes Interesse oder entschiedenen Beifall finden; dies gereicht aber der Selbständigkeit des Verf. zur Ehre. Viel Wahres ist jedenfalls in diesen wenigen Blättern enthalten. Wir führen noch an, was der Verf. von den Volksaufständen (S. 447 und 448) sagt.

Ist der Kampf auch der gerechteste, so sind es doch gewöhnlich nicht die Sittlichguten, die Besonnenen und Redlichen, die an dessen Spitze erscheinen. Die gute Sache gibt Theilnahme und Stärke, aber sie liefert in der Regel nicht die Anführer; sie macht den Aufstand möglich, aber sie ruft nicht dazu auf.

Denn da mit der Stellung eines Anführers große Gefahren verbunden sind, so gehören stärkere persönliche Motive dazu, um sich denselben bloszustellen, als in der Regel die Liebe zum Vaterland, die Interessen der Cultur einflößen; es sind dies öfter Rachsucht, Ruhmsucht u. s. w. Diese Leidenschaften sind zwar zu allen Zeiten in der bürgerlichen Gesellschaft vorhanden, allein die allgemeine Volksstimmung gibt ihnen nur in den oben geschilderten Verhältnissen Gelegenheit, im Kampfe gegen die Regierung aufzutreten; denn nur durch das Anschließen der Menge werden sie stark, und diese erfolgt nie ohne gewichtige Veranlassung.

Diese naturgemäße Erscheinung hat bei den Regierungen eine sehr nachtheilige Täuschung hervorgerufen, indem sie in der Persönlichkeit der Anführer der Volksaufstände deren Ursache zu finden glauben; diese ist aber die Volksstimmung, und eine zum Aufstand geneigte Volksstimmung wird immer durch die Regierung verschuldet.

Möge hiermit genug gesagt sein, um ein so inhaltreiches, wohldurchdachtes, vielfach belehrendes, anregendes, ja in seiner Art erhebendes Werk in den Kreis jener Gebildeten einzuführen, die bisher Schriften dieser Art entfernt von sich gehalten haben. Diesen möchten wir es hiermit empfohlen wissen. Männern vom Fach wird sich das Buch von selbst empfehlen und der Verfasser mit. W.

Journal of a West-India proprietor. By the late *Matthew Gregory Lewis*. London 1834.

Matthew Gregory Lewis, der jetzigen Generation kaum dem Namen nach bekannt, gehörte einmal zu den beliebtesten Romanschriftstellern. Daß die Sittenpolicei Veranlassung fand, von seinem Hauptwerke: „Der Mönch", Notiz zu nehmen, konnte weder der Verbreitung noch der richtigen Würdigung der phantasiereichen Composition Eintrag thun. Byron schätzte den Verf. hoch als Menschen und als Dichter; er nennt ihn unter den wenigen Engländern, die er in Italien gern gesehen, und widmet gelegentlich seinem Andenken zwei Zeilen, die in seinem Munde mehr sagen, als sie scheinen, und die dem Buche als Motto vorangeschickt sind:

I would give many a sugar-cane,
Mat Lewis were alive again!

Lewis hatte von seinem Vater zwei Besitzungen auf der Insel Jamaica ererbt, die er nur zweimal und auf kurze Zeit besuchte, in den Jahren 1815 und 1817; auf der Rückreise vom zweiten Besuche starb er (1818) zur See. Das Tagebuch, das nun zum ersten Male gedruckt ist und schwerlich für die Oeffentlichkeit bestimmt war, umfaßt die drei Seereisen und den gedoppelten Aufenthalt auf der Insel.

Ein eigenthümlicher Humor lebt in diesen flüchtigen Bildern, bei denen man sich hin und wieder der „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" erinnern mag. Doch ist Lewis nicht unsauber; an Belesenheit und unwiderstehlich komischer Anwendung derselben steht er dem „reisenden Deutschen" nicht nach, wenn sie sich auch nicht so häufig bemerkbar macht. Auch Briefe sind eingelegt, zum Theil sehr glückliche Auffassungen und epigrammatische Wendungen; ein längeres poetisches Märchen ist als Merkwürdigkeit auszuzeichnen, weil es im Golf von Florida zwischen Montag und Donnerstag und zwar seekranken Muthes gedichtet worden.

Aber der Hauptwerth des Buches liegt in den Mittheilungen über das Sklavenwesen auf des Verf. Plantagen. Gewiß ist es ein seltener Fall, daß ein Mann von Geist und Gemüth, der in der Schilderung menschlicher Zustände seine Lieblingsbeschäftigung und seinen Ruhm gefunden, mit einem Male in einer Umgebung, wo ihm Alles neu ist, sich nun auch an das neue Verhältniß gewöhnen muß, sich als Sklavenbesitzer zu betrachten. Die Beobachtung des Menschenkenners und die Darstellungsgabe des Humoristen, der philosophische Blick des Menschenfreundes und — das unabweisbare Interesse des Eigenthümers geben diesem Tagebuche vor vielen andern einen ungewöhnlichen Reiz.

Doch vielleicht kommen diese Mittheilungen zu spät, vielleicht ist nach der überraschenden Lösung der Frage durch den neulichen Act der britischen Gesetzgebung die wiederholte Beleuchtung des Sklavenwesens entbehrlich. Lewis hat diese Lösung nicht erwartet; wer sie ihm vorhergesagt, hätte kaum Glauben bei ihm gefunden. Er sagt: „Jeder menschlich Fühlende muß wünschen, daß die Sklaverei, selbst in ihrer besten und gemildertsten Erscheinung, niemals durchs Gesetz geheiligt wäre, und muß bedauern, daß das System derselben jetzt mit der Wohlfahrt Großbritanniens sowol als Jamaicas so unzertrennlich verwachsen ist, daß die Ausrottung desselben zur absoluten Unmöglichkeit wird, ohne die Gewißheit, daß man schlimmere Uebel hervorruft als das eine, das man aufhebt." Aber noch können nur Hoffnungen und Wünsche dieser Behauptung entgegengestellt werden. Der Erfahrung bleibt die Entscheidung vorbehalten, welches Verhältniß, und ob ein der Landescultur zugleich und der Civilisation förderlicheres an die Stelle der Sklaverei treten kann. Bis dahin mindestens bleibt jedes Zeugniß eines stimmfähigen Beobachters über das Sklavensystem in seinen letzten Decennien von Interesse.

Der Eindruck, den die Darstellung des Verf. gibt, ohne daß er ihn beabsichtigt, ist dieser: daß die Sklaverei in Westindien seit Abschaffung des Sklavenhandels sich selbst überlebt

hat; daß sie, wenn den Anforderungen der Menschlichkeit genügt werden soll, das Bedürfniß der Plantagen schwerlich auf die Dauer befriedigen kann, und daß früher oder später, auch ohne den Eingriff der britischen Gesetzgebung, ein ganz verschiedenes Arbeitssystem nothwendig geworden wäre.

Was man weniger beachtet hat, so lange jener scheußliche Verkehr ungehindert bestand, das wird jetzt zum Schaden der Pflanzer immer mehr bemerkbar: es ist schwer, die gehörige Zahl von Sklaven voll zu erhalten. Jeder einzelne ist ein für den Eigner überaus werthvoller Gegenstand. Ein tüchtiger Sklave ist im Stande und hat längst gewünscht, sich frei zu kaufen, das ist, einen Einsteher zu kaufen. Immer ist durch widrige Zufälle sein Bemühen, Einen zu finden, vereitelt. Wie gern hätte der Verf. ihm die Freiheit geschenkt, die er verdient, auf die er ein Anrecht sich erworben. Ging es doch unserm Neuling auf Jamaica durch Mark und Bein, als Einer, der in die Hafenstadt ihm entgegeneilt, sich ihm zuerst als seinen Sklaven angekündigt: „Massa, me your slave!" Aber mag er immer solchen Besitz verwünschen, missen kann er ihn nicht. Und wollte er den Einen auch nur vor der Zeit entlassen, so wäre es unbillig gegen die Andern und ein verkehrtes Exempel.

Aber die nachwachsende Generation? Was man hin und wieder behauptet hat, bestätigt sich: die Zahl der Sklaven bildet eine Ausnahme von der „göttlichen Ordnung des Menschengeschlechts"; anstatt sich zu mehren, ergänzt sie sich nur mit Mühe. Unser Verf. will die Sklaverei nicht abgeschafft wissen, also ist er hier ein unverdächtiger Zeuge. Er spricht von einer Mutter, die achtlos ein erhitztes Kind einem Luftzuge ausgesetzt, dessen Folgen ihm den Tod gegeben. „Dies Weib war eine zärtliche Mutter, hatte zehn Kinder geboren, und nur eins ist noch am Leben; und die Beispiele von solchen, die vier, fünf, sechs Kinder zur Welt gebracht und kein einziges bei aller Sorgfalt aufziehen konnten, sind sehr zahlreich; so achtlos sind die besten Mütter, so sehr sind in diesem Klima die Kinder gefährlichen Zufällen ausgesetzt..... Gewiß, Sorgfalt und Zärtlichkeit reichen nicht hin, die Kinder zu retten; ein Königssohn hätte nicht ängstlicher gehütet und gepflegt werden können als der arme kleine Neger, der noch diesen Morgen starb." Der Verf. setzt Preise aus für Die, denen es gelingt, gesunde Kinder aufzuziehen; die Zahl der Gestorbenen überwiegt die der Geborenen.

Nun hat man öfters gesagt: dieser Werth, den der einzelne Sklave hat, diese Schwierigkeit, seine Stelle zu ersetzen, ist die sicherste Bürgschaft, daß der Eigner ihn nicht mishandeln, nicht zum Weglaufen reizen und nicht durch Grausamkeit seine Kräfte und seine Arbeitslust mindern wird. Des Pflanzers Interesse, so heißt es, schützt den Sklaven sicherer als alle Beschlüsse des Parlaments, alle humanen Ideen einer fernher experimentirenden Gesetzgebung.

Nichts plausibler als diese auf den festen Grund des menschlichen Egoismus gestützte Berechnung. Aber unser Verf. verräth durch alle Thatsachen, die er anführt, durch alle Klagen, die er seinem Tagebuche anvertraut, eine Wahrheit, die er sich selbst nicht eingestehen mag und die er an seinem Platze im Unterhause (er war Parlamentsmitglied) gewiß geleugnet haben würde. Mit Schonung und Güte, mit Nachsicht und Freundlichkeit ist den Negersklaven gegenüber nichts auszurichten.

Die vielen schmeichelnden Worte der Sklaven, das palaver, und der laute Jubel, mit dem er, der unbekannte Massa, empfangen wird, täuscht ihn nicht; hat man ihn doch früher belehrt, wie viel palaver der Neger bei jeder Gelegenheit macht. Aber tausend Beweise von Gutmüthigkeit, von Anhänglichkeit rühren sein Herz und würden jedes Herz gerührt haben. Nichts als Güte, nichts als Milde ist sein Benehmen von Anfang bis zu Ende; dabei hinlänglicher Ernst, um sich im Ansehen, und Festigkeit, um sein Wort in Ehren zu halten. Er schafft die Peitsche ab, oder will sie nur in seltenen Ausnahmen, bei wirklichen Verbrechen, dulden. „Jedermann versichert mich, es sei unmöglich, eine westindische Besitzung in Ordnung zu halten, ohne die Peitsche, wenn auch noch so selten, doch manchmal zu gebrauchen; und man behauptet steif und fest, es sei abgeschmackt, von schlechter Behandlung meiner Sklaven zu reden, wenn sie bei besonders schlechter Aufführung nicht härter gehalten sind als englische Soldaten und Matrosen. Das mag Alles sehr wahr sein; aber es ist etwas so Empörendes in der Idee dieser fluchwürdigen Peitsche, daß ich ihre Anwendung positiv auf Cornwall verboten habe; und wenn die Pflanzung vor die Hunde gehen muß ohne die Peitsche, vor die Hunde muß die Pflanzung gehen. Vielleicht würde ich mich weniger darum kümmern, hätte ich nicht unter Denen gelebt, die die Strafe treffen kann; aber jetzt, wenn jedes Gesicht um mich her von einem Ohr zum andern aufs gemüthlichste lacht, sobald es mich gewahr wird, wenn jede Stimme mir zuruft: „Gott segne Euch, Massa" — man müßte ein Unthier sein, um sie der Peitsche preiszugeben."

In der That kann nichts schöner, nichts patriarchalischer sein als das Verhältniß dieses Herrn zu seinen Sklaven. Sie tragen ihm jedes, auch das geringste Anliegen vor; selbst ohne irgend ein Anliegen zu haben, conversiren sie mit ihm, und nichts geht über das Vergnügen, daß er sie anhört. Ein kleiner Pächter in England würde nimmermehr seinem Pachtherrn gegenüber sich so frei und unbefangen fühlen und sich so ungenirt benehmen. Er belohnt die Fleißigen, ermuntert Die, die guten Willen zeigen, und raisonnirt mit den Widerspenstigen. Allen gibt er Feiertage, und dazu Rum und Zucker im Ueberfluß, und die Erlaubniß, zu tanzen, zu singen und Lärm zu machen ad libitum. Auch gibt er ihnen jeden Sonnabend frei, nicht nur, wie das Herkommen und Gesetz will, jeden zweiten Sonnabend, um ihre eignen Ländereien zu bestellen. Er taufft ihre Kinder in eigner Person, eine große Ehre, welche die Taufzeugen statt der liturgischen Antwort mit unmäßigen Bücklingen und einem schallenden Hussah erwidern. Seine Liberalität wird nicht nur von den Schwarzen in Liedern gefeiert, sondern von den Weißen laut getadelt und von einem Richter in der officiellen Anrede an die Jury in leicht zu errathender Anspielung auf unfreundliche Weise commentirt.

Und der Dank für diese Liberalität? Die Neger arbeiten weniger und immer weniger. Vor des Verf. Ankunft pflegten sie 33 Hogsheads Zucker die Woche zu Stande zu bringen; 14 Tage später nur noch 23, endlich nur 13! Im Hospitale melden sich eines Tages 45 Personen, während der Arzt erklärt, nur sieben scheine das Mindeste zu fehlen. Eines Morgens um drei Uhr geräth durch die Nachlässigkeit eines Wächters das Vieh ins Zuckerrohr; von allen übrigen Hütern ist kein einziger auf dem Posten, und kein Neger ist auf die Beine zu bringen, um das Vieh herauszujagen. Ein schlechtes Subject, bei dem es offenbar durch zu große Schonung versehen worden, ergreift die Partie, den Herrn bei der benachbarten Obrigkeit zu verklagen.

Solche Scenen wiederholen sich immer während des ersten Besuchs auf Jamaica. Beim zweiten ist der Verf. höchlich zufrieden mit dem Erfolge seiner Maßregeln. Er hatte nämlich eine Art von Strafgesetzbuch zurückgelassen und die Neger aufgefodert, wenn sie sich beeinträchtigt oder mishandelt glaubten in seiner Abwesenheit, sofort Klage bei der nächsten Ortsobrigkeit zu führen. Einige Aeußerungen sprechen wirklich die Ueberzeugung eines glänzenden Resultats aus. Der Erfolg hat „seine sanguinischsten Erwartungen übertroffen". — „Wenngleich die Neger sehen, wie ungern man sich zu den härtern Strafen (der Peitsche) entschließt, so versichert doch mein Agent, daß während meiner Abwesenheit die Neger ruhig und tractabel gewesen, daß sie nicht nur so gut als sonst gearbeitet, sondern mehr gefördert als die einer angrenzenden Plantage, wo 40 Neger mehr sind und wo noch eine beträchtliche Summe für gemiethete Arbeiter ausgelegt wird." Wenn man diese Aeußerungen liest, so kann man nicht umhin, sich zu verwundern und zu bedauern, daß das Tagebuch so wenig thatsächliche Beweise der Besserung im Einzelnen enthält. Auch die Art, wie sie erreicht worden, wird nicht recht klar. Nur eine Maßregel ist ganz einleuchtend,

daß nämlich die Sklaven, wenn sie noch immer in großer Anzahl sich krank stellen, jeder in einer abgesonderten Zelle verschlossen und verpflegt werde, bis sie bei einem eintretenden Feiertage oder aus großer Langweile für gut finden, sich für hergestellt zu erklären.

Will man nun auch nicht zweifeln, daß der Verf. gegründete Ursache gehabt, mit der Besserung zufrieden zu sein, will man sich an anscheinende Widersprüche nicht kehren, so ist doch die Unruhe höchst auffallend, mit welcher er über das Schicksal seiner zweiten Pflanzung im Osten der Insel spricht, der er nur geringe Zeit seine persönliche Aufmerksamkeit schenken konnte, wo er Alles in Uebelstand und Verwirrung antraf, Alles mit Besorgniß und böser Ahnung verließ. So viel wenigstens geht klar hervor, daß Ordnung und Arbeitsamkeit ohne harte und unmenschliche Strafen nur zu hoffen sind, wenn der Herr selbst seine ganze Zeit einzig und allein der Oberaufsicht widmet, wenn er, mit großer Geduld, unerschöpflicher Herzensgüte und unwandelbarem Ernst gewaffnet, sich dies zum höchsten Lebensziele setzt. Wie viele Sklavenherren mag es in Westindien wol geben, die so vielen sittlichen Enthusiasmus mit so vielem pädagogischen Geschicke vereinigen?

Neben dem Ausdrucke der Zufriedenheit finden wir auch wieder die Klage über die übernatürliche Stupidität der Neger. Von vielen Beispielen nur eins. Einer, ein Tischler seines Zeichens, soll eine Kiste anfertigen; er nimmt das Maß und bringt das erste Mal eine viel zu kleine, das zweite Mal eine viel zu große, das dritte Mal eine so gänzlich und gründlich vernagelte Kiste, daß er selbst, als er den Irrthum merkt, sie nicht öffnen kann, ohne den Deckel zu sprengen.

Selbst während der Verf. vom Gelingen seiner Plane am zuversichtlichsten spricht, führt er als Ausnahmen einige wenige Fälle aus seiner Erfahrung an, die dafür zeugen, daß nicht alle Neger für empfangene Wohlthaten ganz unerkenntlich sind.

Dabei wird ferner unaufhörlich geklagt über die „häßliche Gewohnheit der Neger, die Leute zu vergiften". Eine Pflanze wird ausdrücklich und einzig zum Zwecke der Vergiftung von den Negern gebaut. Solche Weiße sind in Fällen, die der Verf. erzählt, vergiftet, deren Humanität keinem Zweifel unterworfen und von den Negern selbst nicht bestritten war.

Mit diesem beständigen Vergiften hängt der Aberglaube an die Zauberei — obeah — zusammen. Darüber finden sich hin und wieder interessante Notizen. Das Beste darüber enthält aber wol ein Roman, der vor etwa acht Jahren in London erschien: „Hamel, the obeah man", und der dem jüngern Coleridge zugeschrieben wird, von dem man auch ein treffliches Buch über Westindien: „Six months in the West-Indies", hat. Es ist zu verwundern, daß dieser Roman keinen Uebersetzer gefunden hat. Die Scenerie ist neu, der gesellige Zustand, der geschildert wird, ist es auch, und das Getriebe menschlicher Leidenschaften kommt hier einmal unter ganz veränderten äußern Verhältnissen zur Anschauung. Das lebhafte Colorit dieser Darstellung verhält sich zu statistischen oder Reisenotizen etwa wie das Panorama einer Stadt zu einem Risse oder einer simpeln Ansicht. Auch ist eine Verschwörung der Neger geschickt in den Plan des Romans verflochten, wie es scheint dieselbe, die während der Anwesenheit unsers Verf. auf der Insel entdeckt wurde. Ein brauner amerikanischer Missionair hat nach dem Berichte von Lewis eine Rolle dabei gespielt; als Resultat seiner Belehrung führte ein Neger vor Gericht an: Johannes der Täufer habe sie inspirirt, der Täufer sei ein großer Freund der Neger gewesen, man habe ihm aber den Kopf in eine Schüssel gethan. Der erwählte Negerkönig hatte vor Gericht kein Hehl, daß sie alle Weißen ermorden wollten, versprach aber, er wolle dergleichen gewiß nicht wieder thun, zumal da „ihre Plane den Weißen nicht zu gefallen schienen".

Aehnlichen Unternehmungen, die den Weißen nicht gefallen können, ist nun wol für die britisch-westindischen Colonien durch die Entschließung des Parlaments vorgebeugt. Wie lange nach diesem Vergange die Sklaverei in irgend einer Form noch in benachbarten Staaten wird fortbestehen können, ist eine Frage, die weniger durch die Beschlüsse europäischer Gesetzgeber, als durch den Zustand der Sklavenbevölkerung in den einzelnen Colonien erledigt werden kann. Noch wichtiger aber und am schwersten zu lösen wird die Frage sein für die Sklavenstaaten unter den Freistaaten von Nordamerika. C. F. Wurm.

Skizzen aus Portugal während des Bürgerkriegs im J. 1834, nebst Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand und die Aussichten in die Zukunft Portugals von J. E. Alexander. Aus dem Englischen übersetzt von F. H. Ungewitter. Mit zwei Abbildungen. Meißen, Gödsche. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der bescheidene Titel dieses Büchelchens verspricht doch immer noch mehr als es leistet, und hätte der tapfere Capitain seinen militairischen sowie seinen literarischen Ruf blos durch diese „Skizzen" gründen wollen, so wäre das verfehlte Unternehmen zu bedauern. Was seine militairischen Leistungen betrifft, so könnte man bei unachtsamem Lesen meinen, er sei bei den kriegerischen Ereignissen, die das Ende des Bürgerkriegs 1834 herbeiführten, mit thätig gewesen; aber das war nicht sein Zweck, denn er wollte vielmehr in Lissabon Auskunft und Unterstützung für eine Expedition nach den afrikanischen Colonien, von der aber auch nur immer dunkel und beiläufig die Rede ist; auch kam er dazu zu spät. Denn wenn Napier's Seesieg, die Einnahme Lissabons, Miguel's Versuch, es wieder zu nehmen, und die Ereignisse vor Santarem die Hauptabschnitte des Bürgerkriegs bilden, so blieb dem Capitain, der „an einem heitern Frühlingsmorgen im J. 1834" London verließ, um von Falmouth aus nach Lissabon zu segeln, wo er sich doch einige Zeit aufhielt, nur noch die Nachlese unbedeutender Scharmützel übrig. Gleichwol erzählt er von der Schlacht bei Almoster, die am 18. Februar 1834 vorfiel, als sei er dabei gewesen, wie denn überhaupt die einzige Kunst des Verf. darin besteht, Selbsterlebtes und ihm blos Erzähltes so innig miteinander zu verschmelzen, daß man immer wieder an den „heitern Frühlingsmorgen im J. 1834" zurückdenken muß, um Beides auseinanderzuhalten. Indessen ist es am Ende gleichgültig, ob er aus eigner Anschauung mittheilt oder nicht, erzählt er nur gut und Bedeutendes. Was Letzteres betrifft, so wechseln interessante Bemerkungen militairischen, politischen, staatsökonomischen und ähnlichen Inhalts mit dem Nichtigsten, Reflexionen mit Anekdoten, gesundes Urtheil mit der Befangenheit des Ausländers; im Ganzen aber bekommt der Leser nur ein undeutliches, mehr verwirrendes als belehrendes Bild von den Zuständen Portugals, das, um entziffert zu werden, mehr Kenntniß voraussetzt, als man hier erwerben könnte. Hiermit ist auch der Vortrag bezeichnet, dessen Verdeutscher sich streng an das Original gehalten zu haben scheint, jedoch nicht verfehlt, in mehrmaligen Anmerkungen einzuschärfen, daß Don Pedro, von dem der Verf. als von einem Lebenden spricht, jetzt todt sei. 155.

Literarische Notiz.

Bei dem Buchhändler Ambroise Dupont ist kürzlich ein neuer historischer Roman von Lottin de Laval, unter dem Titel: „Robert le magnifique", erschienen, der ein ergreifendes und treues Gemälde des bewegten Jahrhunderts enthält, welches dem ersten, für die abendländischen Krieger so verderblichen Kreuzzuge vorausging. Man findet in dem wohlgeschriebenen Buch des Herrn von Laval die Sitten der ersten Jahrhunderte der Ritterschaft, die rauhen Gewohnheiten des Feudalismus auf anziehende Weise vergegenwärtigt. Der Roman unterscheidet sich sowol durch seine historische Basis als durch seine besonnene Behandlung vortheilhaft von den gewöhnlichen pikanten oder doch pikant sein wollenden Tagesromanen. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 312. —— 8. November 1835.

Beiträge zur Aeſthetik der Baukunſt oder die Grundgeſetze der plaſtiſchen Form nachgewieſen an den Haupttheilen der griechiſchen Architektur von J. B. Wolff. Mit 28 Kupfertafeln. Darmſtadt, Leske. 1834. Gr. 8. 5 Thlr. 16 Gr.

Ein Recenſent wird wol durch nichts ſo gründlich beſtochen, als wenn er, nachdem er ſich lange mit eignen Ideen in irgend einem Gebiet der Wiſſenſchaft getragen hat, plötzlich auf einen Autor trifft, der dieſelben Ideen ihren Hauptbeſtandtheilen nach ausſpricht. In dieſem Fall iſt es um ſeine Unbefangenheit geſchehen, und in einem ſolchen Fall befindet ſich Ref. zu dem Verf. des anzuzeigenden Werks. Können wir nun auch auf eine Analyſe deſſelben, ſo weit es der ſtrengern Wiſſenſchaft angehört, nicht eingehen, ſo mag uns doch die Mittheilung der neuen und leitenden Ideen des Verf., die das äſthetiſche Gebiet überhaupt berühren, verſtattet ſein.

Die Hauptabſicht des Verf. iſt, wie die Vorrede erklärt, darzuthun, daß der Vorzug der claſſiſchen Bauwerke der Griechen in der Ausſchließung aller Willkür (oder, wie wir lieber ſagen würden, in ihrer vollkommenen Geſetzmäßigkeit) liegt, indem einestheils Allem, was in der ſchönen Architektur geſchah, entweder eine conſtructionnelle Veranlaſſung wirklich zum Grunde lag oder ihm doch natürlich und ungezwungen untergelegt werden konnte; andertheils aber der Adel und der Reiz der reinen griechiſchen Form auf einfachen, bewußt oder unbewußt befolgten (mathematiſchen) Geſetzen beruht. Hierzu ſchien dem Verf. die Betrachtung der Werke aus der beſten Periode der griechiſchen Kunſt am geeignetſten und zugleich genügend, da der Verfall der Kunſt ſich eben durch das verloren gegangene Gefühl der Harmonie zwiſchen Zweckmäßigkeit und Schönheit bedingte. Die Unterſuchung über die einzelnen Ausartungen der reinen Säulenformen bei den ſpätern Griechen und den Römern, die Verfolgung ſtörender Einflüſſe (Nachahmung und falſchen Strebens nach Verfeinerung), die Einwirkung mechaniſcher Verfahrungsart oder gar des hinzugekommenen Rundbogenſtyls in die urſprünglich geradlinige Architektur, welche den Charakter der nachfolgenden Perioden bilden, dieſe Unterſuchung ſpart er einer ſpätern Arbeit auf.

Wir haben es daher ausſchließlich mit der Ergründung der mathematiſchen und phyſiſchen (optiſchen) Geſetze zu thun, welche die Griechen in ihren beſten Bauwerken entweder bewußt befolgten oder unbewußt zu befolgen ſchienen. Schon die gerade Linie — horizontal oder vertical —, die als Grundelement der griechiſchen Architektur im Gegenſatz zu jeder andern, ſelbſt der ägyptiſchen, ſo deutlich hervortritt, daß ohne dringende Veranlaſſung niemals von ihr abgewichen wird, deutet auf einen ſelbſtändigen, neuen, mathematiſchen Urſprung der Baukunſt der Griechen, ſowie auf einen von Anfang her feſtſtehenden Steinbau. Was Hirt dagegen angeführt hat, iſt nun längſt als unerweislich verworfen. Der Uebergang aus dem Holzbau in den Steinbau bei den Griechen iſt durch nichts klar zu machen. Doch ſtatt dieſer Einzelnheiten ziehen wir es vor, die leitenden Ideen des Verf. in ihrem Zuſammenhange kurz darzuſtellen.

In allen Bildungen, welche im Raume erſcheinen und auf Schönheit Anſpruch machen, herrſchen gewiſſe Geſetze, die einerſeits Naturnothwendigkeit, andererſeits den Begriff der Schönheit (naturentſprechender Form) zur Baſis haben. Den Complexus dieſer Geſetze, welche in jeder Kunſt wiederkehren und ihnen allen gemein ſind, nennt der Verf. Architektonik der Kunſt. Die Architektur ſelbſt iſt ein einzelner angewandter Theil jener Lehre für das Gebäude jeder Art. Die allgemeinſte Eigenſchaft aller im Raum aufgerichteten Gegenſtände nun iſt, daß ſie dem Geſetz der Schwere folgen. Die Darſtellung dieſes Grundgeſetzes einer großen Naturkraft kann „ſchön" werden, wenn ſie entweder Gleichgewicht in der Ruhe — die horizontale —, oder Gleichgewicht im Emporſtreben — die verticale Linie — ausdrückt. Aus dieſem erſten Grundgeſetz für die Architektur fließen viele andere ab, ſelbſt das Geſetz der bilateralen Symmetrie, da wo die Linie aus Gründen gebrochen wird. Eine zweite allgemeine Beziehung aller im Raum erſcheinenden Gegenſtände iſt ihr Größenverhältniß. Das Maß jeder Ausdehnung wird entweder als Einheit gefaßt oder vom Auge darauf zurückgeführt. Das Geſetz dieſer Einheit aber wird am vollſtändigſten durch das Quadrat in ſeinen rechten Winkeln gleichbleibender Breite, gleichſeitiger, wagerechter Erhebung ausgeſprochen und gibt ſo ein zweites folgenreiches Grundgeſetz für die Architektur. Als ein drittes Grundgeſetz nennt der Verf. die Symmetrie, die bilaterale nämlich,

wiewol unserer Ansicht nach diese ein abfließendes Gesetz aus dem Grundsatz der geraden Linie ist. Ein viertes Gesetz ist die Vorbereitung jeder Veränderung der geraden Linie, Ausladung und Rücktritt, als Vermittelung der Abweichungen von der Linie. Auf diese wenigen Grundgesetze (die sich, wir glauben, noch verringern ließen) führt der Verf. nun die gesammte architektonische Gesetzgebung zurück. Es liegt in ihnen die Ausschließung aller Willkür, die Nothwendigkeit eines Motivs zu jeder Abweichung, zu jedem Gliede der Architektur. Es liegt in ihnen der Beweis eines ganz mathematischen Ursprungs der griechischen Baukunst, sowie der Beweis, daß in der griechischen Architektur grundsätzlich etwas Neues nicht erfunden werden kann. Es liegt darin ferner der Beweis, daß die moderne Architektur, sofern sie die griechische überhaupt zum Vorbilde nimmt, nur aus dem Geist dieser Gesetze schaffen kann, und daß dieser fremdartige (z. B. die symbolischen Motive der gothischen Architektur) durchaus nicht zuläßt.

Der verdienstvolle Stieglitz ist zu seiner Zeit von uns getadelt worden, als er in seiner „Geschichte der Baukunst" den Versuch machte, die gothische Architektur, den Spitzbogenstyl, aus mathematischen Gesetzen zu erklären oder wenigstens ihm mathematische Grundlagen anzuweisen. Dies war ein Versuch, aber ein unglücklicher, da die Masse der Ausnahmen jede Regel schon im Entstehen erdrückte. Anders verhält es sich mit dem Bestreben des Verf., den griechischen Baustyl auf wenige einfache mathematische Grundverhältnisse zurückzuführen und so eine philosophische Grundlage der griechischen Architektur nachzuweisen. Dies Bestreben ist geglückt, denn es hat die Wahrheit für sich. Es ist uns bis zum Ausschluß jeden Zweifels erwiesen, daß, während die gothische Baukunst, keineswegs gesetzlos, wie man ehedem glaubte, doch mit zerstreuten und uneinigen Principien, theils localen Ursachen, theils symbolischen Motiven, theils traditionnellen Ideen folgte, die griechische auf ihrer mathematischen Grundlage beharrte und aus dieser her allein zu ergänzen wie zu erklären bleibt.

Nachdem wir dem Verf., der das Verdienst hat, diese Wahrheit zuerst über jeden Zweifel hinaus festgestellt zu haben, bis hierher in seinen Grundideen gefolgt sind, können wir ihn durch seine weitern Ausführungen, die sich zu einem in sich abgeschlossenen System abrunden, nur noch sprungweise begleiten.

Zunächst ist es ihm um eine ideelle Begründung der griechischen Säulenordnungen zu thun. Für die Form der Säule überhaupt ist er geneigt die menschliche Gestalt als Vorbild anzusehen. Diese Erklärung scheint uns gesucht und naturwidrig. Uns dünkt, die menschliche Gestalt könne nie als Stütze eines Gebäudes gedacht worden sein, und die Atlanten und Karyatiden erscheinen uns durchaus als eine Verirrung der spätern Kunst. Uns scheint der Begriff und das Bedürfniß einer Stütze hinreichend, die Säule zu erklären, und ihre zufällige Uebereinstimmung mit den menschlichen Größenverhältnissen, die doch am Ende nur eingebildet ist, scheint uns nichts dagegen beweisen zu können. Was Vitruv (Buch IV, Cap. 1) vom Entstehen der dorischen Säule aus menschlichen Proportionen erzählt, behandelt der Verf. selbst als unverständige Fabel, und doch macht er sich von der hier ausgesprochenen Idee nur zur Hälfte frei, da er doch die allgemeine Nachahmung (Totaleindruck) des Menschenbildes durch die Säule — gegen Hirt — gelten läßt. Diese Auslegung scheint uns so unnatürlich, daß wir darauf durchaus nicht einzugehen vermögen. Viel lieber ergriffen wir den Baum als Grundbild der Säule, wenn es uns überhaupt nöthig oder auch nur nützlich schiene, noch etwas außer der Idee einer tragenden Stütze aufzusuchen.

Als Hauptgesetz für die Stellung der Säule findet der Verf. nun (S. 42) die Darstellung eines Quadrats durch je drei oder vier Säulen zusammen, je nach der Schwere des auf ihnen lastenden Gebälks.

Zwei freistehende Säulen (an Eingängen z. B.) müssen in sich ein Quadrat bilden. Dies gibt zwei Hauptordnungen, solcher, wo drei, und solcher, wo vier Säulen zum Quadrat zusammentreten. Die Anwendung der Cannelluren bringt eine Aenderung in dies Gesetz, indem sie die Zwischenweiten verändert, sodaß bei ihrem Gebrauch statt vier und sechs fünf und sieben Zwischenweiten zum Quadrate zusammengehören können.

Hiermit sind die Grundgesetze der Säulenordnungen gefunden, bei deren Anwendung wir den Verf. nun blos insoweit folgen können, als wir bemerken, daß er die durch die Säulen entstehenden Quadrate, welche die Kupfer versinnlichen, wieder höhern Quadraten untergeordnet und so das ganze ruhende Gebäude dem Gesetze sich verschlingender Quadrate unterwirft, welches seine Begrenzungen in der Höhe wie in der Breite bedingt. So z. B. ist ein Doppelquadrat die Grenze der Höhe u. s. w. Kein Sachkundiger wird den verführerischen Reiz verkennen, der in der ungeahnten Einfachheit dieser Gesetzgebung sich zu höchster systematischer Befriedigung ausspricht. Es kommt nun blos darauf an, ob der Verf. die Beobachtung dieses Gesetzes in den Kunsterscheinungen, die er und die wir als schön anerkennen, nachzuweisen vermag. Diesem Nachweis ist ein ansehnlicher Theil seines Werkes gewidmet, und er kommt damit zu Stande, uns von der Richtigkeit seiner Sätze zu überzeugen. Freilich jedoch hat es dazu einer strengen Sichtung unter den Bauwerken griechischen Styls bedurft, und verhältnißmäßig nur wenige Gebäude wurden geeignet gefunden, seine hypothetische Grundlage zu erweisen. Die Propyläen, der Theseustempel, der dorische Porticus zu Athen, der Dianentempel zu Eleusis, der Junotempel zu Agrigent, der der Minerva zu Syrakus, die zu Pästum, Selinum, der des Apollo zu Delos und wenige andere sind dazu geschickt gefunden. Man könnte behaupten, daß der Verf. unbeachtet läßt, was sich seinem Systeme etwa nicht fügt; dagegen aber spricht, daß er uns die Gründe der Verwerfung meistens vorlegt und daß diese haltbar sind. Aus allem Diesem entnimmt der Leser, wenn wir dem Verf. auch in die detaillirten Ausführungen über den Schmuck der Säule und des Architravs und über die nothwendige Form jedes architektonischen Gliedes nicht weiter folgen können, daß er es hier mit einem System zu thun habe, welches auf alle Weise

schon um seiner hohen Consequenz willen Prüfung und Beachtung verdient. Nach so vielen verunglückten Versuchen, die Schönheit der griechischen Architektur gewissermaßen zu ergreifen und in ein einfaches Gesetz zu bannen, bietet sich hier ein solches dar, das fürwahr an Einfachheit und Klarheit nichts zu wünschen übrigläßt. Wer sollte nicht davon zu weiterer Ableitung angezogen werden?

Der Verf. ist weit entfernt, zu behaupten, daß jede Abweichung von seinem quadratischen Grundgesetz eine verwerfliche sei und daß die wenigen Vorbilder des Alterthums, an denen sich dies Gesetz nachweisen läßt, alle architektonischen Formen erschöpfen, die überhaupt zur Anwendung kommen können. Er will nichts gethan als ein Grundgesetz gegeben haben, aus dessen Geist heraus die Construction zu leiten sei, welche auf Schönheit Anspruch macht. Innerhalb dieses gesetzlichen Geistes verstattet er der Erfindungskraft volle Freiheit, nur daß Nothwendigkeit oder Motiv ihr dabei zur Seite stehen. Diese Ansicht theilen wir vollkommen, wenn wir es auch gewagt finden, mit dem Verf. nur zwei wesentlich verschiedene Stylarten (dorisch und ionisch) gelten zu lassen und die korinthische Ordnung als eine bloße Ueberbietung der letztern betrachten zu wollen. Freilich gibt das einzige uns erhaltene wirklich griechisch-korinthische Gebälk (am choragischen Monument des Lysikrates) ein nur ungenaues Bild von dem Verfahren dabei in der reinen Epoche; indeß zeigt sich doch auch hier schon eine neue Intention, ein anderer Charakter, der geprüft und mit dem System in Einklang gebracht werden will.

Dem Verf. fehlt es an keiner der Bedingungen, welche zu der wissenschaftlichen Lösung der hier gestellten Fragen erfodert werden. Seine Kenntniß des historischen wie des theoretischen Theils der Kunstgeschichte gibt ihm volles Recht zu einem Urtheil wie zum Lehrberuf; sein Vortrag ist klar, streng systematisch und durchaus wissenschaftlich, sein Styl prägnant und rein. Unerwiesene Prämissen begegnen uns nur da, wo er zu beweisen sucht, daß die Reinheit des Styls griechischer Architektur (unter Cimon und Perikles) ein Werk der Rückkehr zu den Naturgesetzen sei, während wir es für unbestreitbar halten, daß eben dieselben, nur unbewußter, auch bei den ältesten Werken der griechischen Kunst die leitenden waren.

Die Kupfer zu diesem in der Geschichte der Architektur so bedeutenden Werke, dessen Fortsetzung wir mit gerechter Theilnahme erwarten, sind mit großer Sicherheit und Schärfe ausgeführt und dienen sowol zur Erläuterung der Ideen des Verf. als zum Schmuck seiner verdienstvollen Arbeit, der wir eine größere Verbreitung wünschen, als der etwas hohe Preis sie hoffen läßt, und die in der That kein Jünger der Baukunst ungeprüft lassen darf.

2.

Beiträge zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts in Deutschland, oder über die neuesten kirchlichen Verhältnisse daselbst. Augsburg, Kollmann. 1835. Gr. 8. 1 Thlr.

Unter diesem anscheinend ganz allgemeinen und harmlosen Titel verbirgt sich einer der heftigsten Angriffe auf die Stellung, welche die preußische Regierung seit dem Abschluß ihrer letzten Hauptconcordate mit der römischen Curie in Bezug auf ihre katholischen Unterthanen und deren Kirchenverfassung eingenommen und behauptet hat. Während man protestantischerseits gleich damals und jetzt in noch weit höherm Grade mit diesen Concordaten unzufrieden war, weil Preußen — wie Ref. von Männern gehört zu haben sich erinnert, welche theils als Kanonisten einen geachteten Ruf erworben, theils praktisch mehre Jahre lang an den Geschäften mit der römischen Curie Theil genommen hatten — viel zu nachgiebig gegen die päpstlichen Foderungen gewesen war, wird in dem vorliegenden Buche die Lage der Katholiken und ihrer Kirche in Preußen so geschildert, als wenn jene den Kindern Jakob's glichen, welche in der Gefangenschaft der Ungläubigen an den Wassern von Babylon saßen und weinten, wenn sie an Zion gedachten. Alle diese Klagen finden ihren Ausgangs- und Einigungspunkt in dem Umstande, daß die katholische Kirche im preußischen Staat fast gänzlich dem Staate, d. h. seinen administrativen Behörden untergeordnet ist, daß demnach ihre selbständige, hierarchische Verfassung gebrochen ist und nur theilweise der Form, nicht der Sache nach besteht. Wir werden also auch hier wiederum auf die in neuerer Zeit innerhalb der protestantischen Kirche selbst oft angeregte und noch nirgend befriedigend gelöste Frage hingewiesen, inwieweit die Kirche eine eigenthümliche Stellung und Gewalt im Staate haben soll, wie weit Kirchliches und Weltliches voneinander zu trennen seien. Freilich läßt der Verf. diese Frage, deren Entscheidung ein Hauptmoment der geistigen Bewegung unserer und der nächsten Zeit zu werden scheint, gänzlich unberührt, offenbar, weil sie allerdings für ihn höchst schwierig war, da der Geist des Katholicismus, die ganze Idee, welche seine Kirchenverfassung trägt, einer solchen Unterordnung unter den Staat, man mag sagen, was man will, ein für allemal grabezu widerstrebt. Daß aber Preußen sich auch die katholische Kirche soviel als irgend möglich in seinen Grenzen unterordnen mußte, scheint uns ganz natürlich in den Verhältnissen zu liegen. Denn trotz der $\frac{1}{3}$ seiner katholischen Einwohner, auf welches Zahlenverhältniß der Verf. so sehr pocht, ist Preußen ein durch und durch protestantischer Staat. Seine ganze geschichtliche Bildung, seine Erhebung in politischer wie in allgemein geistiger Hinsicht basirt sich mehr oder weniger auf den Protestantismus; ohne diesen wäre, kurz gesagt, Preußen nie Preußen geworden. So ist denn auch der herrschende Geist des ganzen Staates, seiner Regierung sowol wie seiner Unterthanen ein protestantischer, und wenngleich seit den letzten politischen Gebietsveränderungen in Deutschland die Zahl der katholischen Einwohner in Preußen sich höchst bedeutend vermehrt hat, so sind diese doch, der Natur der Dinge nach, niemals im Stande gewesen, diesen protestantischen Geist des Staates in einen katholischen umzuwandeln. Der Protestantismus unterwirft aber, bis jetzt wenigstens, die Kirche dem Staat, in welchem also die katholische Kirche keine andere Stellung in Anspruch nehmen konnte, ganz abgesehen von den mannichfaltigen und weitbekannten Intriguen ihrer Geistlichkeit, die eine strenge Aufsicht herausfoderten. So lange daher das Verhältniß von Kirche und Staat nicht ein anderes wird, muß auch die katholische dem letztern unterworfen bleiben, wenn wir auch gern zugeben wollen, daß diese Stellung für die Katholiken nach der ihnen eigenthümlichen Idee von der Bedeutung ihrer Kirche als eine drückende erscheinen muß, und daß sich hier recht schlagend zeigt, wie die abstracte Idee der Toleranz und gleichen Berechtigung aller Confessionen an den realen Verhältnissen scheitert.

Eine ganz andere Frage ist es nun, in welcher Weise der Staat diese seine aufsehende und administrative Gewalt ausübt, und hier können wir nicht umhin, zu gestehen, daß der Verf. vorliegenden Buches nicht ganz Unrecht bei seinen Klagen zu haben scheint. Ausgerüstet mit einer umfassenden Kenntniß des katholischen Kirchenwesens in Preußen, weist er aus Altpreußen, Posen und Schlesien, wie aus den Rheinprovinzen viele Facta nach, welche zeigen, daß jene Administration nicht in der Art

sei, wie man sie wol von der sonst in Preußen herrschenden Gerechtigkeit und Billigkeit zu erwarten gewohnt wäre. Als Hauptpunkt erscheint uns hierbei der Umstand, daß alle höhern Regierungsbeamten Protestanten sind, daß also katholische Kirchen- und Schulsachen fast nur von protestantischen Räthen (selten ist ein katholischer angestellt) entschieden werden. Hierzu kömmt, daß man die katholischen Lehrer der Universitäten, welche freiere Lehren vortragen, begünstigt, daß man den Katholiken erschwert neue Gemeinden zu bilden, ihre Kirchen mitunter, wie in Trier, auf eine nicht zu billigende Art nimmt, die katholischen Soldaten zwingt, den protestantischen Gottesdienst zu besuchen (?) und durch den Protestanten günstige Gesetze die gemischten Ehen zur Vermehrung der Anhänger dieses Glaubens zu benutzen versucht. Die Vielregiererei und Vielschreiberei, über welche man auch in anderer Beziehung in Preußen klagt, plagt endlich auch die katholische Geistlichkeit auf das drückendste. Viele theils ergötzliche, theils traurige Anekdoten geben dem Buche eine schreiende Färbung, und es wird wol sein Loos sein, verboten zu werden. Mögen daher Diejenigen in den Regierungen und Ministerien, welche mit diesen Verhältnissen zu thun haben, sich durch unsere Anzeige veranlaßt sehen, zur eignen Belehrung oder zur Widerlegung das Buch selbst zu lesen, damit den Klagen, wie wir hoffen, so viel wie möglich abgeholfen werde; denn Mißachtung des Gegners führt stets eigne Gefahr herbei. 21.

Examen critique de l'ouvrage: „De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration, par Mr. Frédéric Thiersch." Leipzig, Brockhaus. 1835. Gr. 8. 12 Gr.

Wer das auf dem Titel der vorliegenden Schrift genannte Werk von Friedrich Thiersch über Griechenland näher kennt und dasselbe mit unbefangenem Blicke würdigt, ebenso wol in Betreff des historisch-politischen Theils über die Zeit der Präsidentschaft des Grafen Kapodistrias von 1828—31, und über die nachfolgenden Regierungen bis zum Anfange des Jahres 1835, als was die Darstellung der gegenwärtigen Bedürfnisse des griechischen Volkes und Landes und, neben den vorhandenen Zuständen beider, dessen Hülfsquellen und überhaupt die Mittel anlangt, die nationelle Selbständigkeit Griechenlands nach innen und nach außen herzustellen, der wird auch dieses Werk als eines der wichtigsten zur Kenntniß Griechenlands in den angegebenen Beziehungen nicht nur für fernstehende Leser, sondern auch für Die, welche zunächst zu jener Herstellung berufen sind, anerkennen. Dieser Anerkennung thut auch die, allerdings mehrfach ausgesprochene Wahrheit keinen Abbruch, daß der historische und der politisch-statistische Theil im Einzelnen mancher Berichtigung, schärfern Darstellung und namentlich in Betreff einzelner, wenigstens sofort nicht gut ausführbarer Vorschläge und Ideen des Verfs. mancher Beschränkung bedürftig sei. Der vorliegende „Examen critique" läßt es sich angelegen sein, besonders in Ansehung desjenigen Theils des Werkes von Thiersch, der sich mit der Regierung des Präsidenten Kapodistrias beschäftigt, dasselbe einer strengen, oft etwas an Leidenschaftlichkeit grenzenden Kritik zu unterwerfen, Thatsachen zu berichtigen, Urtheile ihrer äußern und innern Wahrheit zu entkleiden und namentlich eine Apologie des Präsidenten Kapodistrias und seiner Politik, die nach dem Verf. den Verhältnissen und Zuständen des griechischen Volkes sorgfältig und weise angepaßt gewesen sei, aufzustellen. Wer also das Werk von Thiersch gelesen hat, mag auch diesen „Examen critique" lesen, und er wird darnach Manches in jenem Werke berichtigen können und müssen; er wird dies selbst in Betreff einzelner Thatsachen und Motive zu Gunsten des Präsidenten Kapodistrias thun; aber ob darnach das Gesammturtheil über denselben und über sein Regierungssystem im Sinne des Verf. des „Examen" sich gestalten werde, möchte für den unbefangenen Leser denn doch bezweifelt werden müssen. Wir selbst für unsere Person müssen offen bekennen, daß unser Urtheil über das von Kapodistrias befolgte Regierungssystem (das wir übrigens eher als „une faute", nicht grade als „un crime" bezeichnen möchten), bei dem wir von der redlichsten Prüfung der Verhältnisse auf beiden Seiten sowie von unleugbaren Thatsachen mit Unbefangenheit auszugehen glauben, durch die Mittheilungen und die Apologie des Verf. des „Examen" nicht erschüttert worden ist; und ebenso offen wollen wir gestehen, daß wir den Grund davon nur darin finden, daß dieser Verf. mit Entschiedenheit auf der Einen Seite steht und einzig von diesem Standpunkte aus die Dinge und die handelnden Personen betrachtet. Mit dieser Grundlage können wir uns dagegen nicht befreunden, weil wir sie für eine falsche und einseitige halten; und wir können daher auch nicht zu den Resultaten gelangen, zu denen der Verf. von jener Basis aus kommt. Er hat jedenfalls dem Präsidenten und den Verhältnissen und Ereignissen selbst, von denen es sich handelt, sehr nahe gestanden; aber es scheint, daß eben dies ihn nicht wenig geblendet und verblendet hat. Offenbar ist von beiden Seiten, von Kapodistrias und von seinen Gegnern, gefehlt worden; doch ging der erste Fehler nur von Kapodistrias aus, indem er, Ordnung und Freiheit nicht mit Einer Hand pflegend, die nationelle Basis aufgab, von der allein aus Griechenlands wahres Heil begründet werden konnte. Kapodistrias war viel zu sehr Diplomat und viel zu wenig echter Grieche; die äußern Verhältnisse misleiteten ihn, während er die wahren Interessen Griechenlands zu wenig im Auge behielt, und so ging er, einmal im Irrthume befangen, nach den Ereignissen von 1830 nur um so eher und schneller in diesem Irrthume unter. 17.

Literarische Notiz.

Von Romey's „Histoire d'Espagne" von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage sind die acht ersten Lieferungen ausgegeben. Unter den von Mariana bis Voss und Dunham genannten Schriftstellern, die benutzt worden, befindet sich kein deutscher, also weder Aschbach noch Lembke; selbst der Spanier Conde scheint nicht benutzt zu sein. Wissenschaftlichen Werth dürfte das Werk schwerlich haben, das zwei schön gedruckte Bände im größten Octav in gespaltenen Columnen, jeden zu 600—650 Seiten, ausmachen, in einzelnen Lieferungen erscheinen und in minder als Jahresfrist vollendet sein soll. 48.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Andrea del Sarto.

Von

Alfred Reumont.

Mit einem Grundriß des Vorhofs der Servitenkirche in Florenz.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Beiträge zur neuern Kunstgeschichte

von

Ernst Förster.

Mit vier Kupfertafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Wichtig für die Geschichte der bildenden Kunst in Italien im 13. und 14. Jahrhunderte.

Leipzig, im November 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 313. — 9. November 1835.

Allgemeine Staatslehre von D. G. von Ekendahl. Erster Theil. Neustadt a. d. Orla, Wagner. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Eine eigenthümliche Erscheinung in der neuern Literatur, vornehmlich des Rechts und der Politik, ist der grelle Contrast der Lehren in ein und demselben Werke. Neben der evidenten Wahrheit die abscheulichsten Larven des Truges; bei leuchtender Klarheit der Vorstellungen auffallende Abgeschmacktheit von Behauptungen; unter angestrengter Schlußgerechtigkeit unerwartete Sprünge und die übereilteften Verirrungen! Nichtsdestoweniger ist diese Erscheinung selbst ein Zeichen des kräftigen Fortschreitens der Wissenschaft, ihrer weit vorgerückten Ausbildung. Kein Sterblicher wähne, die Wahrheit wie das Glück beim Schopfe fassen zu können! Jedes Buch, es sei denn göttlicher Eingebung voll, enthält unvermeidlich Wahrheit und Irrthum. Jeder neue Denker, der die Erkenntniß aufklärt, berichtigt und erweitert, vermag es nicht zu vermeiden, sich und sie in einzelnen Theilen auch wieder zu irren und zu trüben. Mit je mehr Kraft und Fertigkeit seine Geistesvermögen dort zu wirken in den Stand gesetzt worden sind, desto größer sind auch seine Verirrungen, desto größer insonderheit ist die Geschicklichkeit, sich selbst und Andern zu verbergen, daß die Einsicht auf einen Abweg gerathen sei. Dessenungeachtet gewinnt die Wissenschaft dabei allemal. Denn nur das ausgemacht Wahre bleibt unanfechtbar stehen; alles Unrichtige und Falsche findet seinen Richter, weil nichts so fein gesponnen und gewebt sein kann, was nicht durch die Angriffe des seine eigne Befriedigung unaufhaltbar suchenden Nachdenkens an die klare Sonne gebracht würde. Da aber jede Wissenschaft nur vermöge der zusammenhängenden Entwickelung ihrer Lehrsätze Wissenschaft sein kann, mithin, um sich selbst zu genügen, immer wieder auf ihre einfachen und leitenden Grundsätze zurückkommen muß, um die Sicherheit der Grundlage und die Regelmäßigkeit des Fortbaues zu prüfen und sich darüber zu versichern, so kann es auch nicht fehlen, daß vermöge der Cultur einer jeden Wissenschaft nach und nach die obern und ersten Abschnitte derselben immer mehr außer Zweifel gestellt und mit einer klaren und überzeugenden Schärfe und Bestimmtheit ausgesprochen werden, wenn schon Manches, was daraus weiter abgeleitet wird, noch lange nicht gesichtet genug erscheint. So ist es denn erklärlich, daß Männer, die mit Aufrichtigkeit und Eifer in den Staatswissenschaften ihre Mitbürger aufzuklären streben, jetzt häufig in ihren Grundsätzen unwiderleglich und ehrwürdig, in deren Anwendung consequent und umsichtig, in ihren Rathschlägen und Anfoderungen edel und menschenfreundlich sich zeigen, nichtsdestoweniger aber der Ungebundenheit, Selbstsucht, Gesetzlosigkeit und Gewaltsamkeit Vorschub thun und ihnen das Wort reden, indem sie ihnen weismachen, daß sie der Menschheit und deren Vervollkommnung ihren Arm leihen. So verhält es sich auch mit dem vorliegenden Buche.

In einer Zeit, wo die Erkenntniß der Menschenrechte und ihrer Beschränkung oder Verstärkung durch den Staatsverband immer mehr die Köpfe beschäftigt und durch diese Einsicht selbst das Verlangen gesteigert werden muß, daß das für Recht Erkannte auch das geltende Recht im Leben werde, und daß Jedermann nach Kräften dazu beitragen möge; in solcher Zeit ist es allerdings von Wichtigkeit, die denkenden Köpfe immer mehr in die Lehren und Gebote der Rechts- und Staatswissenschaften einzuweihen und ebendieselben zu einem faßlichen Gemeingute aller Derer zu machen, welche auf Bildung Anspruch haben. Solchergestalt hat der Verf. diese Wissenschaften vor dem Blicke Derer aufklären wollen, welche entweder berufen sind oder zu dem Berufe sich geschickt machen wollen, als Volksvertreter an der Gesetzgebung der Völker, an deren politischer Ausbildung und an dem Verfassungswerke Theil zu nehmen. Dieser Vorsatz ist um so löblicher, je mehr der Verf. selbst in sich den Beruf und das Vermögen gewahren mochte, faßlich, überzeugend und eindringlich seine Lehren vorzutragen. Schade, sehr schade, daß so Manches darin mehr oder minder verwerflich ist, daß es in mehrer Hinsicht unnöthig aufreizt, daß es sogar zuletzt dem Eigendünkel und der Willkür auf Unkosten der Rechtsachtung und strengen Pflichterfüllung fröhnt! Nichtsdestoweniger ist des Guten und Trefflichen in dem Buche weit mehr und so viel, daß es dennoch zu den empfehlenswerthen gehört, und daß durch dessen Erscheinung im Ganzen das Recht mehr gefördert werden wird, als dessen Verunstaltung Besorgnisse zurücklässt.

Um deswillen ist es einer nähern Betrachtung und ausführlichern Inhaltsanzeige werth. Es zerfällt dieser Theil in die Staats(be)gründungs- und in die Staatsverfassungslehre als zwei besondere Abschnitte der Staatslehre. Diese Unterscheidung ist in der Sache gegründet. Ihrer eignen Begründung aber bringt es Nachtheil, daß der Verf. nicht das reine und hypothetische Natur- oder Vernunftrecht in systematischer Entwickelung vorausgeschickt hat, theils weil solchergestalt manche Beweise keinen festen Grund haben, theils weil der Verf. dadurch bewogen worden ist, einzelne Abschnitte desselben als Episoden in seine Ausführung einzureihen, um für dieselbe einen Anhalt zu gewinnen, z. B. die Natur der Verträge und deren Aufhebung, wodurch der Zusammenhang und die Symmetrie der Abhandlung leiden.

Recht ist unserm Verf. (S. 5) alles Das, was unter Voraussetzung der gleichen äußern Freiheit Aller sich nicht selbst widerspricht, oder Aufhebung des Widerspruchs zwischen den beiden Sätzen: Ich bin frei, und alle Andern sind gleichfalls frei. Aeußere Freiheit ist die von Einem dem Andern gewährte Selbstbestimmung. Daraus geht hervor, daß Recht und äußere Freiheit in der Wechselwirkung und Gleichheit ganz gleichbedeutende Begriffe sind. Ist das nicht ein Cirkel? Ueberdies wie kommt der Verf. zu der Voraussetzung der Gleichheit Aller? Wir wollen keineswegs hiermit dieselbe ablegnen, noch sie für unerweislich ausgeben. Allein der oberste Begriff in einer Wissenschaft darf nicht in einer Voraussetzung beruhen, die noch

dazu von einer sehr bedeutenden Partei in Zweifel gezogen wird. Kein Legitimist kann und wird jene Voraussetzung einräumen, vielmehr nur Alles für Blendwerk erklären, was in derselben sich vorgestellt findet. Indem der Verf. weiterhin aber diesen den Fehdehandschuh hingeworfen hat, hat er sich selbst das Turnier unmöglich gemacht, weil mit ungleichen Waffen gekämpft werden müßte. Es muß ferner zu Mißverständnissen führen, wenn nicht gleich von vorn herein die Begriffe von Freiheit und Willkür aufs schärfste unterschieden werden. Der Verf. kommt erst spät darauf, indem er zeigt, daß die Willkür ihre Sphäre außerhalb dem Sittengesetz habe, die Freiheit hingegen durch dessen Gebote selbst bestimmt werde. Bis dahin aber wird manchmal von Freiheit gesprochen, wo es sich nur um Willkür handelt. So möchte wol selbst der Satz (S. 21) noch einer genauern Bestimmung bedürfen: „Die Summe alles Rechts ist, daß Jeder thun darf, was er will, insofern er durch dieses Thun dem gleich freien Willen Anderer keinen Eintrag thut.“ Denn was Niemand wollen darf, darauf kann es weder ein Recht noch eine Pflicht dazu geben.

Der Verf. selbst bekennt ja (S. 27), daß die Vollziehung eines Rechtes, welches mit dem Sittengesetze unvereinbar ist, für Personen, die zugleich dem Rechts- und dem Sittengesetze unterstehen, unmöglich sei. Er leitet hiervon richtig die Eintheilung der Rechte in unveräußerliche und veräußerliche ab. Aber es ist nicht ganz richtig, wenn er sagt, unveräußerliche Rechte wären nur diejenigen, welche die Bedingung der Erfüllung unbedingter Pflichten sind. Darnach richtet sich wol die Bedingtheit oder Unbedingtheit der unveräußerlichen Rechte; aber die Eigenschaft der Unveräußerlichkeit selbst ist davon unabhängig. Sklaverei, als der Zustand der gänzlichen Aufgebung des eignen freien Willens und dessen Unterordnung unter den Willen eines Andern, kann daher niemals ein Rechtszustand sein oder werden, auch nicht zur Strafe oder durch Rechtsverwirkung, sogar unter der Voraussetzung, daß der Herr nichts befehlen dürfe, was er als unsittlich erkennt. Die Freiheit ist ein durchaus unveräußerliches Recht, obgleich sie für bestimmte Fälle aufgegeben, also bedingt veräußert werden kann, wogegen die Willkür allemal veräußerlich ist, die der Verf. für unveräußerlich ausgibt.

Ein Versprechen, meint er (S. 365), das Willkürliche oder den Willen in Betreff desselben nie zu ändern, wäre eine Verzichtleistung auf Verbesserung unserer Einsichten, durch welche der Wille regiert wird. Allein unabhängig von denjenigen Eigenschaften, die in den Kreis des Sittengesetzes fallen, braucht und soll sich der Wille durch die Erkenntniß des Schönen, Angenehmen, Ersprießlichen nur insoweit bestimmen lassen, als er noch frei, d. h. nicht schon durch Verpflichtungen gebunden ist. Es ist daher wol wahr, daß hauptsächlich über diejenigen Gegenstände, die in unserer Willkür stehen, die Einigung durch Vertrag stattfindet und aus dieser neue Rechte hervorgehen. Zu weit aber ist es gegangen, wenn behauptet wird, daß nur Dinge dieser Art dem Vertragsrechte unterworfen seien, niemals solche, in Rücksicht deren unser Wille durch das Sittengesetz schon bestimmt sein soll. Denn bei unendlich vielen Dingen schreibt das Sittengesetz wol ihre Verwirklichung vor, aber nicht die Form derselben; es sagt wol, was geschehen soll, aber nicht, wie. Gleichwol ist jenes von diesem so abhängig, daß Beides nicht zu trennen ist; daß die guten Menschen sich darüber möglichst verständigen und vereinbaren müssen, und daß sie nicht umhin können, zu einer minder vollkommenen Erreichung des Zweckes die Hand zu bieten, als gar nichts dafür zu thun. Thu, was du vermagst, und überlasse das Uebrige der Vorsehung getrost! Also lebe auch in einem minder vollkommenen Staate und sei ein guter Bürger desselben so lange, als du nicht auf rechtlichem Wege in einen bessern treten kannst. Nach des Verf. Ausführung hingegen würde der Staat überall auf keinem Vertragsrechte beruhen können, wie er es doch selbst will, weil unserm Willen schon durch das Sittengesetz geboten wird, im Staate zu leben. Der Staat wäre hiernach gar kein Gesellschafts-, sondern ein Naturzustand, dessen Eingehung und Auflösung der menschlichen Willensbestimmung ganz entrückt sein würde. Dies widerspricht aber der Grundansicht des Verfassers grabezu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Laienbrevier von Leopold Schefer. Zweites Halbjahr. Berlin, Veit und Comp. 1835. 8. 1 Thlr. 6 Gr.*)

Die Freunde und Bewunderer von Leopold Schefer's Dichtweise erhalten hier die Fortsetzung und den Schluß eines Buchs, welches nur der bescheidene Geist eines solchen Verfassers ein Laienbrevier nennen konnte. Wohl den Laien, die durch dies Buch zu Eingeweihten werden, zu still-tüchtigen, gedankenvollsinnenden und mit klarem Kinderauge die Welt beschauenden Bürgern dieser Gottesstadt, welche wir Erde nennen. Nicht Schüler mehr in den eleusinischen Hallen sind es, die unter der Veste des Firmaments, zwischen Blumen und Sternen, hinter sich den Kinderschmuck der Wiege, vor sich die ernstern Symbole des Leichentuchs, mit solcher Betrachtung und solcher Gesinnung fortwandeln, wie in diesem Buch geschrieben steht. Hier ist viel geahnt, viel geschaut, und was das Höchste ist, viel gedacht.

Leopold Schefer ist ein Dichter, den man nicht anders als lieben und ehren kann. Mit so stiller, starker, heimlicher Gewalt legt er uns sein Werk ans Herz. Sein Dichten ist einem leisen Wandeln zu vergleichen, ist ein ruhiges Vorübergehen durch die große Halle, welche von der Geburt bis zum Grabe führt. Rings um und neben dem Vorübergehenden stehen schöne sinnige Pflanzen, hüpfen und springen, groß und klein, muntere Thiere, ragen himmelhohe Bäume, wandeln bleich und rosig, finster und heiter, ernst und würdig, aber auch leichtsinnig und scherzend die Gestalten der Menschen; Alle unter der einigen Sonne, Alle unter dem einigen Sternenschein, Alle unter dem allsehenden Auge Gottes, das vom Zenith des fernsten Sterns bis zum kleinen Käferchen dringt, das am niedrigsten Blumenhalm kriecht. Vor allen diesen klaren und dunkeln, hohen und niedern, heitern und verstörten Gestalten wandelt der Dichter vorüber, aber nicht stumm und kalt und in sich gekehrt, nein, für jede hat er ein Wort der Liebe, einen Zuruf der Redlichkeit, einen Blick der aufmerksamen Betrachtung, für das Kleinste und Verborgenste mindestens ein Lächeln oder einen Seufzer. Und auch der Seufzer selbst wieder geschieht nicht ohne das Lächeln. Ein freudiger, wahrhaft freudiger Dichtergenius. Seltsam, wunderbar und verehrungswürdig; in diesem Dichtergemüth muß ein ewiges Weihnachtsfest sein! Was das Wunderbarste in Leopold Schefer ist, das ist die ganz eigenthümliche Weise, wie sich der Gedanke, der wahrhaft-wirkliche, tiefsinnige Gedanke, bei ihm in der Erscheinung, in dem Sinnlichen, dem Kleide aller Dichtung, manifestirt und metamorphosirt; diese mystische, und doch rein natürliche, sonnenklare Verpuppung des Denkens in dem Cocon der äußerlich naturgemäßen Gestalt. Das ist ein ganz eignes Schaffen und Weben, wie es zu jeder Zeit der Poesie selten und ungewöhnlich war, wie es aber in dieser trüben und trübseligen Zeit, wo die nackten und zerlumpten Gedanken sich untereinander verklagen und lästern, besonders ergreifend ist. Es ist beinahe, wenn die poetische Gestalt Schefer's an uns vorüberschreitet, als ob sie zu fremd wäre für diese (mit Erlaubniß zu sagen) Epoche der Literatur; als ob sie verkommen müßte und in sich vor Weh und Langweile zusammenbrechen unter so vielem Launenhaften, Mißgünstigen, Innerlich-Ausgehöhlten. Aber auf der andern Seite, wenn wir dies befürchten, blickt uns die Gestalt gleich so tief ins Herz hinein und so voll und warm, daß es uns vorkommt, als gehöre sie recht eigentlich in diese abgelebte und ihren Göttern, ihren Ahnen, ihren Hoffnungen, ihrem Glauben und ihrem Denken abgestorbene Gegenwart.

*) Ueber das erste Halbjahr wurde in Nr. 303 u. 304 d. Bl. f. 1834 berichtet. D. Red.

Wenn sich ein Gemüth, wie dieses Dichters, so recht zersetzen und zergliedern ließe, dann verlohnte es sich gewiß der Mühe und wäre zugleich eine frohe Arbeit, sein Dichten in seine Atome aufzulösen. Aber aus diesen geistigen Atomen müßte man ja doch wieder die einige Substanz des lebendigen Geistes zusammensetzen, und so ist es besser, er verbleibt in seiner ganzen Fülle und die Induction bemüht sich seine vielgestaltigen Seiten einer sinnenden Betrachtung zu weihen.

Dank — sagt der Dichter — ist die höchste Freude, da zu sein!

Diesen Ausspruch könnte man ganz auf ihn zurückwenden. Ein dankbarer Geist, der so an den Quellen der Natur seine Weihe trinkt, aber nicht nur an den Quellen der Natur, an dem Born des Geistes in der Natur, welcher, wie Christus der Samariterin, Denen, die sich durstig nahen, nur lebendiges Wasser reicht. Ein dankbarer Geist, der sich erst liebend zur Erde bückt und mit der Blume tändelt, dann aber den Blick hinauf nach dem Himmel wendet, dem klaren und geheimnißvollen Himmel, hinter welchem nach dem Glauben der Väter und nach dem Glauben der Kinder die Gottheit wohnt. Ein dankbarer Geist, dem die Kinder so nah am Herzen liegen und der ein so reines, keusches, frohes Herz aus dem Geheimgottesdienst der unendlichen Natur davonträgt. Denn ein reines sonnenhelles und doch starkes Herz ist das schönste Dankopfer, es ist der Geruch von Abel's Opfer, welches hinauf zu Jehova drang.

Welch ein großer, mächtiger, weltdurchdringender und welterhaltender Gedanke in der einfachen Form einer Bergpredigt:

Gut sein ist weiter nichts als bloßes Sein,
Und alles andre Sein ist Werden nur,
Verirrung von dem Sein und Untergang.
Nicht stolz sei du, o Guter, denn du bist blos,
Und wie die Rose plötzlich aufblühn kann,
So kann ein jeder Werdende gleich sein.

Was wir in diesem Schlußbande des „Laienbreviers" als Anfang der 19. Julibetrachtung finden, das könnte man mit großem Recht als Motto des geistigen Inhalts des ganzen Buchs hinstellen:

Bis in der Wunder Tiefe dringt kein Mensch;
Wie aber, wenn die Tief' in ihn gedrungen,
Wenn er das All, die Offenbarung ist.

So viel, so unendlich viel, ach, und so langweilig ist über die Wesenheit der Wunder gestritten worden, hier liegt ihre einfache Lösung in diesen drei Zeilen, welche es bestätigen, auf dichterisch-einfache Weise, was die Philosophie unserer Tage bisher tauben Ohren gepredigt hat: In der Wunder Tiefe dringt kein Mensch. Aber das ist nicht der fade Ausspruch Haller's, daß ins Innere der Natur kein erschaffener Geist dränge; nein, es ist grade das Gegentheil, es ist die Annäherung und Lichtung des Geheimnisses, denn das Wunder, in seiner geistigen Wesenheit, im Geiste Gottes selbst begründet, besitzt die Macht und Energie, in die Menschenseele so ganz hineinzudringen, daß sie die erschütterte Seele zum Begreifen zwingt. Es ist dies die einfache Menschwerdung Gottes, denn der Mensch an sich erkennt nichts, und Alles nur, insofern Gottes Geist sich ihm offenbart. Eine solche Offenbarung in dichterischer Form ist aber in diesem Buch vorhanden. In der Natur ist Alles Wunder, d. h. nur dem Geiste wird es durch den Geist offenbar, aber dem gemeinen Menschenverstand bleibt es ein Räthsel. Hier in diesem Buch ist aber die Natur ausgelegt, sodaß man sie sich recht nahe fühlt, und daß man auch den Hauch fühlt, der Alles belebt, das Mark, welches Alles erhält, das Licht, das Alles erleuchtet, den Demiurg, der Alles bestimmt, ordnet und begrenzt, daß man den Geist Schöpfer merkt, der über diesen Wassern schwebt, und die eingeborene Form dieses Geistes, welches die Ordnung des Weltalls und die heilige Schranke des Sittlichen ist. Leopold Schefer's Naturanschauungen sind zugleich Auslegungen und Ausdeutungen des vom Geiste stammenden und in den Hallen des Lebens auf ehernen Tafeln geschriebenen Sittengesetzes:

Sich selbst vertheilt, sich einzeln ausgelegt —
So wie auf einen schönen großen Teppich
Bunt, tausendfach voll Thiere und voll Blumen,
Voll lebender voll ruhig-reger Werke,
Und durch die feste Werfte doch verbunden —
Hat sich Natur! und sonnet sich sofort.
Jedwede ihrer Eigenschaften macht
Ein andres Wesen aus; ...ein andres Wesen —
Und eine andre Welt scheint da zu leben.
Des Menschen schöne Eigenthümlichkeit
Ist nun das Gutsein. Güte unterscheidet
Ihn von den Bäumen, von den Blumen, selbst
Von allen Thieren, Sonne, Mond und Sternen,
Doch ohne ihn darüber zu erheben,
Daß er ein Besseres sei als nur der Stein,
Denn mehr als göttlich kann nicht etwas sein;
Und was da ist, ist selber die Natur
Und als sie selbst vollkommen ist ein Jedes,
Sonst wär das All' ein tausendfacher Frevel.

Welch eine tiefe, echte, ursprüngliche Poesie ist es, wenn es heißt:

O Morgenröthe, schöne heil'ge Glut,
Urstille goldne Flut des Wolkenmeers,
Die Thal und Berg und Himmel überströmt,
In jede Hütte bringt, sie hell mit Purpur
Umlodert, jeden kleinen Raum der Wohnung
Mit Glanz bis oben an die Decke füllt,
Die leis Erwachenden und jedes Kind
In seiner Wiege lieblich überschwemmt,
Daß sie so zauberisch, so schön geschmückt
In zartem zartem Himmels-Rosenschleier
Sich göttlich wieder auf den Göttertag
Erscheinen; daß die schwere Axt, das Grabscheid,
Das stumme Werkzeug und des Tags Geräth,
Womit die Menschen sich das Leben fristen,
Neu himmlisch, leicht und freudig ihnen däuchten,
Wenn sie so hold als ihres Lebens Freunde
Von einem und demselben Himmelsschein
Begossen, wie auf gestern frisch erquickt,
Bescheiden willig in dem Winkel stehn!...
O Morgenröthe, unaussprechlich Kommen
Des Unaussprechlichen: des neuen Tags,
Du bist kein Meteor, das einmal aufblitzt,
Erscheinung bist du nicht, du bist unsterblich
Wie Sonn' und Mond und andres Göttliche u. s. w.

Dies ist auch Naturbetrachtung und solche, die ebenfalls dem Menschenherzen sein Nächstes als ein Heiligstes ans Herz legen will. Wären die Deutschen vernünftig, wären sie keine faselnden Philister, die sich abgedroschenen Inhalt in abgedroschenen Formen, in ekelhaft-süßlichen, widrigen, steifengeschraubten, mattherzigen Phrasen vorschwatzen ließen, wären sie begierig, dem Gedanken bis in sein Lebensmark hinabzublicken, klebten sie nicht am schalen Zeug der Gedankenlosigkeit, hätten sie den Sinn für Naturleben in der That, den sie erheucheln — dann, dünkt mich, müßte die goldene, glanz- und gedankenvolle, freundliche und erwärmende Sprache des „Laienbrevier" ihnen ein wahres Brevier, ein Buch der Gottesverehrung und aus armseligen Stunden der Andacht, die der deutsche Philister im Schooße seiner Familie verlebt, bevor er zu Biere geht, müßten ganze Tage der Andacht und ein ganzes reiches Leben voll Andacht werden.

Es ist möglich, nein, es ist sogar gewiß, daß die gegenwärtige Periode der deutschen Litteratur in Folge einer innern Nothwendigkeit ihrer Entwickelung mannichfach verkehrt, verdreht und zerfetzt, und wenn man sich eines Lieblingsausdrucks bedienen will, entzweigebrochen ist. Es mag ein Unumgängliches sein und ist es, daß die Poeten ihr ursprüngliches Losungswort, die Parole aller Poesie, verloren haben, das Wort Gestaltung. Es ist entschieden gewiß, daß wir sieben Achtheile unserer dichtenden Jugend nur als Fragezeichen zu betrachten haben, welche eben nichts thun, als fragen, freilich zuweilen recht angezo-

gen fragen, ob das neue Jahrhundert noch nicht bald kommen und die Morgenröthe, „das unaussprechliche Kommen des unaussprechlichen Tages", noch nicht bald erscheinen wird. Von dieser Gewißheit durchdrungen, von diesem Glauben freilich nicht beseligt, aber doch erfüllt, mag es uns leichter werden, die Unbequemen zu ertragen, die vorkommenden Ungezogenheiten in den faltenreichen Mantel der Liebe zu hüllen, die Grimassen der Jungen und Jüngsten zu sehen, welche im Begriff stehen, geistreich zu werden, was freilich als eine Art Niederkunft zu betrachten ist, mag es uns gelingen den Spuk der Poeten mitanzusehen, wenn sie des Nachts unter den Todten, in Beinhäusern und anatomischen Leichenkammern herumsuchen, um ihr erstes Debut in dem Genre des Pikanten abzulegen; in diesem Glauben werden wir uns an die Fratzengesichter gewöhnen, welche heutzutage die Poesie der Kritik und die Kritik der Poesie schneidet, und werden denken, wie der Harfenkönig Ossian: „Endlich muß es doch Morgen werden im Grabe, zu bieten dem Schlummrer: Erwache!" Aber was bei diesem Temporisiren, wozu die Noth des Augenblicks selbst uns zwingt, unsererseits sehr zu wünschen wäre, ist, daß mindestens die Kritik, indem sie sich über die Gebühr mit Straßenlärm und Privatskandal abgibt, indem sie seltsamerweise von jedem Unsinn, der erscheint, specialissime Notiz nimmt, nicht unverantwortlicherweise die stillen Geister übersehe, in deren Händen doch, man mag es ansehen wie man will, die Gegenwart der deutschen Poesie liegt, die sonst nichts als eine Zukunft wäre. Muß man denn etwa in einer Narrenjacke kommen, um der deutschen Kritik weiszumachen, daß man ein Poet sei? Muß man den ewigen Juden spielen im Leben, der an keinem Orte Ruhe hat, weil er sich überall Andern unangenehm zeigt? Muß man in die Abendgesellschaften kommen im Ueberrock und mit Sporen, damit es Einem die Leute ansehen, daß man ein Romantiker ist? Muß man sich mit einem unanständigen Entrechat auf den Stuhl werfen und, ohne der Dame vom Hause Guten Abend zu sagen, dem Nachbar zur Rechten und dem Nachbar zur Linken unaufgefodert versichern, daß man ein Genie ist, Muß man heiligen Staub mit Füßen treten? Muß man aus dem verfallenen Tempel der deutschen Poesie die letzten Goldfranzen stehlen, um sich eine falsche Uhrkette daraus machen zu lassen, wofür man das Macherlohn schuldig bleibt? Muß man ein verlorener Mensch sein, um ein Dichter zu scheinen?

Deutsche Kritik, dich bitte ich, werde du nur über die liederlichen Poeten nicht selbst liederlich. Sammle dich, trinke du nicht unechten Madeira und gefärbten Portwein, sondern ein Glas Zuckerwasser, damit du bei Verstande bleibst. Wenn du dies thust, dann wird dir nicht entgehen, daß es unter uns noch einige ruhige Menschen gibt, welche noch die ganze reiche Fülle eines Dichterbewußtseins in sich tragen, welche niemals sprechen als in Thaten, und es mit Fassung der Mitwelt überlassen, wie sie von ihnen denken will, weil sie ja in ihrem ruhigen Bedenken die stille Freude haben, daß ihnen die Ehre der Nachwelt gewiß ist. 32.

Sechs Erzählungen. Nachlaß von L. Achim von Arnim. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1835. 8. 16 Gr.

Abschnizel und Sägespäne sind an sich werthlos, aber sie können zu Reliquien, zu Gegenständen der innigsten Verehrung und Anbetung werden, wenn sie von dem Sarge eines Heiligen herrühren. Die sechs hier zusammengedruckten Erzählungen des trefflichen Arnim sind solche Reliquien, solche ehrenwerthe Abschnizel. Die vorzüglichste von ihnen: „Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau", erinnert sich Ref. irgendwo schon früher gelesen zu haben, er glaubt daher, daß die Bezeichnung „Nachlaß" nicht im eigentlichen Sinne zu nehmen sei. Ergötzlich ist die erste Novelle: „Die Frau von Saverne", mit ihrer versteckten Ironie und dem lustigen Schlusse, wo der ruchlose Brautwerber und der Narrendoctor durch List in ein Tretrad gebracht werden, bis die Gereinigten Alles, was die gute Dame verlangt, zugeben. Die zweite: „Die Einquartierung im Pfarrhause", ist einfach und rührend, aber unbedeutend; der Humor in dem Schwank: „Die Weihnachtsausstellung", ist nicht wohl genießbar, weil er durch eine Parforcejagd derbei und müde gehetzt worden; die vierte Erzählung trägt den Charakter der Allegorie an sich; der Glaube, als der Vater des Juvenis, die Wissenschaft als seine Mutter und die Kunst als seine Schwester erscheinen hier personificirt und zu einem schönen poetischen Ganzen verbunden, das sich nicht ohne Interesse lesen läßt. Die fünfte: „Der Fürst Ganzgott und der Sänger Halbgott", die als Brüder sich erstaunlich ähnlich sehen, auf eine etwas seltsame Art im fürstlichen Bette sich zuerst finden und später als Brüder erkennen, stellt auf eine erquickliche, von innerm Humor belebte Weise den Gegensatz dar zwischen dem in Steifleinen unbequem vornehm sich bewegenden ceremoniellen Hofleben und dem genialen leichtblütigen Lebensfluß eines hellen, freudigen, vagabondirenden Natur- und Kunstmenschen, der mit seiner Laune alle Herzen sich zu eigen macht. Die sechste schon oben erwähnte hat auch eine psychologische Bedeutung und ein vom Anfang bis zum Ende sich steigerndes Interesse. Es bleibt wunderbar, wie in dieser ungesuchten Art, zu schreiben, auch das Seltsamste und Unnatürlichste so einfach natürlich sich ausnimmt, und wie aus dieser Darstellung, welche die gewöhnlichsten und kunstlosesten Worte und Constructionen den ungewöhnlichern und künstlichern durchweg vorzieht, eine so graziöse Naivetät, ein so hochpoetischer Reiz sich entwickelt! Man weiß den einzelnen Ort, wo die Poesie hier eigentlich liegt, nicht anzugeben, und doch fühlt man die Poesie aus dem Ganzen heraus und glaubt an sie, weil man sie fühlt. 148.

Notiz.

Der Jahresbericht des Pockenimpfinstituts ergibt, daß im J. 1834 nur 334 Menschen in London an den Pocken starben. Wenn man die Anzahl Derer berechnet, die vor der Einimpfung in einem Jahr an den Pocken starben, so ergibt sich, daß jetzt 4000 Menschen weniger in London an dieser schrecklichen Krankheit verscheiden, wobei man noch in Anschlag bringen muß, daß diese Stadt in jener Zeit ein Viertheil weniger Einwohner zählte als jetzt. Bei dem Nationalimpfungsinstitut in London gingen 42 Gesuche um Lymphe von der Marine, 34 von der Armee, 58 von auswärtigen Nationen und 167 von Provinzialapotheken ein. Von Seiten des Instituts wurden im J. 1834 11,571 Arme geimpft und 85,191 Aufträge um Lymphe besorgt. 130.

Literarische Anzeige.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Sämmtliche Werke
von
Michael Beer.

Herausgegeben
von
Eduard von Schenk.

Mit dem Bildnisse des Dichters.
Gr. 8. Cart. 4 Thlr.
Leipzig, im November 1835.
F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 314. — 10. November 1835.

Allgemeine Staatslehre von D. G. von Ekendahl. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 313.)

Um unsern Lesern ein Beispiel von dem Style und der Darstellung des Verf. zu geben, wählen wir folgende Stelle (S. 37): „Da die steigende Cultur und die immer zunehmende Bevölkerung die Verhältnisse der Menschen verwickelter und dadurch die Abmarkung ihrer wechselseitigen Rechte schwieriger machte; da das unaufhörliche Spiel der Leidenschaften unvorhergesehene Fälle hervorrufte; da mit der Zeit die früher gemachten Verträge und Gesetze fehlerhaft, unzulänglich und unwirksam befunden wurden; da endlich die Urheber der Gesetze deren Zweck bald verkennen, bald verhüllen, und deren Handhaber, statt die Begierden Anderer im Zaume zu halten, sich ihren eignen hingeben, so bringen alle diese Ursachen Unordnungen und neue Unruhen in den bürgerlichen Gesellschaften hervor, und die Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit der Gesetze, sowie die Ungerechtigkeit, Unwissenheit, Hab- und Herrschsucht der Regierenden führen neues Unglück der Völker und den Umsturz der Staaten herbei. Ueberall hingegen, wo die Verfassungsurkunde und die übrigen positiven Gesetze in Harmonie mit den ewigen Gesetzen der Vernunft gebracht werden, wo Rechtlichkeit im Handel und Verkehre der Menschen herrscht, und wo die Regierung jedem Staatsbürger den freien Gebrauch seiner physischen und geistigen Kräfte unverkürzt läßt und ihm gesetzliche Sicherheit seiner Person und seines Eigenthumes gewährt, da wird ein Volk mächtig, ein Reich blühend sein."

Jede Zeit (S. 57) ist nicht nur ein Theil der Ewigkeit, sondern selbst ein Moment der Verewigung, indem sie für die Ewigkeit wirkt und deren Gestaltung mitbegründet. „Wer nicht sich selbst und sein Vaterland als etwas Ewiges betrachtet, der hat überhaupt keine Liebe, noch Liebe zum Vaterlande. Wer zwar vielleicht sein unsichtbares Leben, nicht aber das sichtbare als für die Ewigkeit bestehend anschaut, der mag wol einen Himmel haben und in diesem sein Vaterland; aber hienieden hat er kein Vaterland, welches unter dem Bilde des Ewigen, und zwar der versinnlichten und sichtbaren Ewigkeit sich darstellt. Volk und Vaterland, als Träger und Unterpfand der Ewigkeit in ihrer irdischen Erscheinung, liegen weit hinaus über den Staat als Anstalt der gesellschaftlichen Ordnung. Darum muß die Vaterlandsliebe selbst den Staat regieren als oberstes Princip, indem sie ihn beschränkt und bestimmt in der Wahl der Mittel zur Erhaltung des innerlichen Friedens, und indem sie ihm selbst einen höhern Zweck gibt als eben diese." Jeder Mensch kann sich nur frei für seine naturgemäße Ausbildung in seiner Nationalität ausleben. Aller Zwang gegen diese ist eine Unterdrückung seiner Freiheit. Deshalb haben kräftige und edle Völker die Schmach fremder Zwingherrschaft immer tiefgefühlt und verabscheut und den Kampf auf Leben und Tod für ihre Nationalerhaltung, d. h. für ihre Ehre tapfer gefochten. Ungemein schön zeigt der Verf. dies in dem Bilde des dreißigjährigen Krieges und der Hermannsschlacht, deren geschichtliche Bedeutung er aus dem höchsten Gesichtspunkte auffaßt. Sie ist kernig ausgedrückt in der Antwort jenes germanischen Anführers: „Ob ihnen denn etwas Anderes übrigbleibe, als entweder die Freiheit zu behaupten oder zu sterben, bevor sie Sklaven würden?" Denn Sklave wird, wer fremden Gesetzen gehorchen muß, die seine volksthümliche Natur nicht achten und nicht berücksichtigen. Warum hat der Verf. nicht ebenso auch die Natur des jüngsten Freiheitskampfes der Deutschen dargestellt und dessen Sinn in Worte gefaßt? Der Ausgang und die Folgen des Kampfes gehören nicht dem Kampfe selbst an. Dieser kann groß, ruhmwürdig und begeisternd sein und dessen Erfolg traurig, klein und zuweilen selbst die Richtung des Geistes umkehrend. Auch Varus' Niederlage brachte den Deutschen nicht die Freiheit, für die sie gestritten hatten. Nicht das Volk, sondern dessen Fürsten bemächtigten sich der Früchte des Sieges, die ungenossen zum größten Theil in ihrem Hader und in ihren Bündnissen zur Unterjochung ihrer Völkerschaften verdarben.

Der Staat als eine Anstalt für die menschliche Gesellschaft und eine Erscheinung in der Zeit kann sich nicht selbst Endzweck sein, sondern muß einem höhern Zwecke dienen (S. 63). Er kann nicht das Höchste für seine Glieder, nichts für sich selbst Seiendes sein, sondern immer nur ein Mittel für den höhern Zweck der Vervollkommnung der menschlichen Würde in jedem Volke. Wenn der Verf. (S. 64) daher den Staat eine Vereinigung von Menschen unter einer Gewalt zu thätiger Erstrebung gemeinsamer Zwecke nennt, so darf man dies noch nicht als eine vollständige Begriffsbestimmung ansehen, sondern nur als den Anfang derselben, die Auffindung des Gattungsbegriffes: ungleiche bürgerliche Gesellschaft, unter welchen der zu definirende Begriff zu bringen ist. Denn die Vernunft selbst, fährt ja der Verf. fort, fodert ein geordnetes, geselliges Leben, also die Einführung einer gesellschaftlichen Ordnung zur Gewährleistung aller ursprünglichen und erworbenen Rechte (Güter), weil der Mensch nur in ihr durch Entwickelung aller seiner Anlagen und Kräfte seiner Bestimmung leben kann. Wie ungemein wichtig also ist die Wissenschaft von der zweckgemäßen Einrichtung und Verwaltung der Staaten! Wie sehr beruht die Veredelung der Menschen selbst darauf, daß diese Kenntniß ein Gemeingut derselben werde! Grade jetzt, wo in dem alternden Europa ein neuer Kampf auf Tod und Leben zwischen dem Lichte und der Finsterniß, der Wahrheit und der Lüge, dem Rechte und der Gewalt auszubrechen droht, dessen Ausgang das Glück oder das Verderben der Völker und Staaten für Jahrhunderte bestimmen dürfte, grade jetzt, meint der Verf., thue es Noth, sich über die Grundsätze alles politischen Thuns und Lassens zu verständigen, Zweck und Mittel der Staatsverwaltung ins Klare zu setzen, den Leidenschaften die besonnene Erwägung, der Beschränktheit und dem Vorurtheile die siegende Einsicht und der Verstocktheit das helle Licht der Wissenschaft entgegenzustellen und die unwiderstehliche Kraft ei-

ner mit sich selbst einigen, Ziel und Mittel kennenden öffentlichen Meinung auf Erringung eines wahren Rechtszustandes und eines für die Dauer gesicherten öffentlichen Wohles zu lenken. Wol thut dies Noth! Nur wähne Niemand, daß er die Urquelle alles wahren Lichtes sei; daß außer seiner Weisheit nur Irrlichter herumtummeln; daß er den Beruf, weil das Vermögen habe, seinen Mitbrüdern den alleinseligmachenden Glauben einzuflößen und alles Uebrige als Ketzerei zu verdammen! Die Freiheit des menschlichen Geistes beruht wesentlich darauf, daß Jedermann in sich und in allen Andern den Zuruf achte: Prüfet Alles und das Beste behaltet! Zum Prüfen aber ist das Erkennen erstes Erforderniß. Deshalb darf der Erkenntniß und deren Verbreitung keine Schranke gesetzt werden.

Alle angeborenen Rechte der Menschen sind rein negativer Natur. Positive Pflichten kann ein Mensch nur vermöge seiner eignen Willensäußerung überkommen, entweder durch die Vereinigung seines Willens mit einem andern, oder durch dessen rechtswidrige Verletzung. Da indessen diese letztere nur eine Verpflichtung zur Schadloshaltung nach sich zieht, und da das Bürgerthum nicht blos negative, sondern auch positive Obliegenheiten anderer Art in sich begreift (S. 67), so kann ein Gesellschaftsvertrag einzig und allein die Rechtsgrundlage der Staaten sein. Ohne Vertrag ist die Entstehung eines Staats rechtlich nicht denkbar.

Der Zweck (das Wesen) des Staats ist (S. 70) die Gründung und Erhaltung einer die Geltung des Rechts sichernden Anstalt. Da hiernach jeder Vernünftige trachten muß, so ist die Theilnahme an einer solchen schon bestehenden Anstalt eines Jeden Pflicht. „Man mag daher selbst den aus Verkehrtheit nicht Einwilligenden so behandeln, als habe er es gethan.“ Aber dieser erdichtete Wille würde keine wirkliche Willensäußerung sein. Wol kann von jedem vernünftigen Willen vorausgesetzt werden, daß er diesem Gebote der Vernunft huldige, und diese Vermuthung besteht bis zur unumwundenen Verlautbarung des Gegentheils. Wol hat jeder Staat als eine moralische Person das unbestreitbare Recht, sein Dasein, seine Zwecke und die Anlagen dafür gegen jeden Angriff zu vertheidigen, mithin auch, da alle seine Einrichtungen und Gesetze nur hierauf gehen dürfen, Jeden zu nöthigen, innerhalb seiner Grenzen nach den bestehenden Gesetzen zu leben. Dadurch aber wird der Einwohner und Schutzverwandte noch nicht Mitbürger, was er ohne seinen Willen niemals werden kann. Um deswillen war bei den Nationen, die ein kennbares Bürgerthum ehrten und es von dem bloßen Incolate sorgfältig unterschieden, die Sitte der Wehrhaftmachung überall eingeführt.

Die Begriffsbestimmung, welche als das Ergebniß seiner Untersuchungen der Vers. (S. 71) aufstellt, geht dahin: „Der Staat ist eine auf keine Zeit beschränkte Gesellschaft eines ansässigen Volkes zu dem Zwecke a) der Erhaltung des Rechtszustandes und b) zur Bewerkstelligung möglichster Sicherung und Beförderung aller gemeinnützigen Zwecke durch gegenseitige Unterstützung.“ Daß dieses letztere Merkmal anjetzt von den meisten Staatslehrern als unentbehrlich in der Begriffsbestimmung vom Staate anerkannt wird, ist ein großer Schritt zur richtigen Würdigung des Staatsbedürfnisses und der Regierungsaufgabe.

Familie und Staat sind ganz verschiedener Natur (S. 78) und verschiedenen Ursprunges. Es ist eine große Quelle von Irrthümern gewesen, jene zum Muster für diesen zu nehmen. Vernunftwidrig aber ist die Annahme einer ursprünglichen, angeborenen und unabänderlichen Unterwerfung und einer eben solchen Hoheit, weil solche mit der menschlichen Bestimmung der Vervollkommnung unverträglich, folglich dem Staatszwecke selbst zuwider sein würde (S. 81).

In der Veräußerung aller Selbstheit der Persönlichkeit, alles Eigenwillens an die Gesammtheit für die Erreichung des Staatszweckes besteht das eigentliche Wesen des Urvertrages, aus welchem die Staatsgenossenschaft, der Ursprung des Staats selbst hervorgeht. Dieser constituirte Gemeinwille ist die wahre Hoheit und das Organ desselben der Souverain. Nichts darf ihm entgegen sein, keine gesellschaftliche Einrichtung, selbst keine Bestimmung des Unterwerfungsvertrages, welche sich solchergestalt selbst aufheben würde. Diese Hoheit ist sonach wesentlich untrennbar von dem Collectivwesen, welches den Körper dieser willensmächtigen Seele ausmacht, und untheilbar. Von ihr selbst zu unterscheiden ist die Gewalt des Staats, als das Organ zur Ausrichtung der unterschiedlichen Richtungen und Entschließungen dieses hoheitlichen Willens. Immer aber muß er seinem Wesen nach gerecht und zweckgerecht sein, immer das Wohl der Gesammtheit sich zur Aufgabe machend, weil er gar nicht der vernunftgemäße Gemeinwille der Gesammtheit sein könnte, wenn er nicht also wäre. Daraus indessen, so richtig dies Alles ist, folgt mit nichten, wie es der Vers. meint, daß die Hoheit unveräußerlich dem Volke inwohne, und daß sie nicht durch den Regenten ausgeübt werden dürfe noch könne, und ebenso wenig, daß dem Volke oder dessen Vertretern die gesetzgebende Gewalt nothwendigerweise zustehen müsse. Der Vers. selbst erkennt die Unmöglichkeit der Vereinbarung aller Einzelwillen für jeden Hoheitsact und erkennt darum die rechtliche Macht der Stimmenmehrheit an. Allein diese Form der Ermittelung des Gemeinwillens ist weder die einzig rechtlich mögliche, noch an sich von größerer Rechtsgültigkeit als irgend eine andere Form, in welcher den Gemeinwillen herzustellen und zu offenbaren beliebt worden sein oder werden mag. Immer kommt es darauf an, daß die Einzelnen ihren Willen diesem ausgesprochenen Gemeinwillen unterordnen müssen. Das natürliche Staatsrecht schreibt nur vor, daß um der Fortdauer des Staats willen ein Organ des Gemeinwillens geschaffen werden müsse; aber über die Gestaltung dieses Organs kann dasselbe nichts Positives bestimmen, sondern nur die Regeln dafür angeben, was durch ihn nicht gewollt werden darf, in welcher Art es vielmehr wollen muß. Hieraus lassen sich zwar manche negative Bestimmungen abnehmen, wie das Hoheitsorgan nicht gestaltet werden dürfe, damit nicht durch diese Form selbst schon die Verletzung dieser Regeln bewirkt werde. Da indessen durch alle solche Verneinungen nichts Lebendiges hergestellt wird, so bleibt die Organisation des Hoheitsträgers immer in das Ermessen der, einen Staat bildenden Gesellschaft gestellt und kann nur durch deren Vertrag darüber rechtliches Dasein gewinnen. Daraus erhellt denn, daß ein jeder Staatsurvertrag aus drei wesentlichen Bestandtheilen bestehen müsse, einem Vereinigungs-, Unterwerfungs- und Verfassungsvertrage. Denn wenn ein Staat zu Stande kommen soll, müssen Diejenigen, die in diese Gesellschaft treten, sich darüber vereinbaren, daß sie selbst bestehen, und daß in ihr ein Gemeinwille herrschen solle, dem sie ihren Eigenwillen unterwerfen, und auf welche Weise derselbe als solcher erkennbar und verkündet werden solle.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Harmonie, Sympathie und Ausdauer. Ein Roman von E. E. Elix. Berlin, Fröhlich. 1835. 8. 16 Gr.

Wäre in unserer ungläubigen realistischen Zeit ein Wunder möglich, hier, sollte man glauben, erneuten sich die Siebenschläfer, ein Autor sei für 50 Jahre entschlummert und habe nun, unbewußt Dessen, was seitdem sich zugetragen, welche Revolutionen auch die Literatur durchstürmten, einen Roman in dem Geschmack seiner Tage geschrieben, wo noch ein schwacher Nachhall der Siegwartsperiode sich vernehmen ließ, man blöde Jünglinge kannte und junge Mädchen, die auf ihre mythologischen Kenntnisse sich etwas einbilden. Hat kein Siebenschläfer die Hand im Spiel gehabt, doch wahrscheinlich eine Dame, die in einem vergessenen Kästchen aus dem Nachlaß der Großmutter eine Handschrift auffand, die damals nicht zum Druck befördert ward, weil außer Madame La Roche keine Frau in Deutschland es wagte, als Schriftstellerin aufzutreten. Diese schmachtenden, kränklichen, dürftigen, zaghaften Liebhaber, denen die Geliebten körperliche und geistige Kraft, Vermögen, Muth, ja praktischen Verstand mittheilen müssen, um auch sie zu einer Ziffer zu ma-

chen, scheinen weibliche Bildnerei, die, viel zu schüchtern, nach Modellen sich umzusehen, das männliche Ideal darin zu erreichen glaubte, wenn sie es zarter, formloser als die Portraits ihres Geschlechts darstellte. Das junge Deutschland wird diese Rückerinnerungen aus einer völlig vergangenen Zeit matt und seicht finden; aber für solches ward das Buch nicht geschrieben, es dämmert sanft und angenehm ein, und das ist auch ein Verdienst.

Den stärksten Gegensatz dieser zahmen empfindelnden Erzählung, vermuthlich von Frauenhand geschrieben, bilden

2. Historisch-romantische Erzählungen zur Schilderung unserer Zeit. Von der Herzogin von Abrantes, deutsch von L. von Alvensleben. Leipzig, Kayser. 1835. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Schleicht jene Geschichte, so könnte man dieser eher ein Uebermaß der Bewegung, der Spannung, gewissermaßen auch des Stoffes vorwerfen; indeß findet man sich im Ueberfluß im Durchschnitt behaglicher als in der Armuth. Die Verf. erzählt Vorfälle aus einer Vergangenheit, die ihr Gegenwart war, und solche, die ihr durch Ueberlieferung als selbst erschienen, die sie geistreich und lebhaft uns wiedererzählt, sodaß auch wir wähnen, Zeitgenossen, ja Bekannten zu begegnen. Die kleine Eitelkeit, ihre Sprach- und Geschichtskunde merken zu lassen, verzeiht man der wohlunterrichteten, angenehmen Sprecherin gern. „Der Räuber von Sevilla" gibt uns die trübe Ueberzeugung, daß die schönste Hülle den gänzlich verdorbenen Kern bergen könne. Dieser Sevillaner, thierisch an Begierde, an ungezähmter Wuth, hat nur mittels eines Fehlers der menschlichen Natur ein Seelisches in sich, er haßt den Wohlthäter und vernichtet ihn, nicht allein aus Habsucht, sondern auch, weil es ihm unerträglich ist, Dank schulden zu müssen. In der „Prinzeß Pauline" bittet die Verf. der erlauchten Verstorbenen das scharfe Urtheil ab, welches sie über sie gefällt, versichert, daß es zwar nicht ungerecht gewesen, daß es aber die guten Eigenschaften, welche die Prinzessin besessen, zu sehr in Hintergrund schiebe. Der Text, die letzten Tage der Prinzessin Borghese enthaltend, steht in einigem Widerspruch mit dem Vorwort. Streng genommen, rühmt sie nur die unwandelbare, aufopfernde Liebe zu Napoleon an Pauline, welche die Abrantes auch in ihren Memoiren nicht bezweifelt. Daß eine Clausel ihres Testaments ein Epigramm auf Lucian ist, daß sie zum Niederschreiben des Testaments sich schminken und wie zur größten Festlichkeit schmücken läßt, daß sie nicht ausgestellt sein will, damit man ihre verblichene Schönheit nicht wahrnehme, sind denn doch wol keine Beweise, daß sie aufhörte spöttisch und gefallsüchtig zu sein? „Der St.-Johannisengel" rührt und ergreift durch die Darstellung der reinsten, wahrhaft himmlischen Liebe einer unschuldigen jungfräulichen Seele, die sich nicht vornehm und kalt von dem Sünder wegwendet, der ja um ihretwillen frevelte. Daß Andere ihre Liebe ohne Sinnlichkeit misdeuten, bemerkt sie kaum; daß mit des Mannes Tod auch ihr Herz zu schlagen aufhört, ist eine Wohlthat der Natur und zugleich Naturnothwendigkeit. „Hernandez" bestimmt den Zeitpunkt der Geschichte nicht genau, doch kann er nicht unserm Jahrhundert angehören. Die Schönheit einer jungen Andalusierin entzündet einen 15jährigen Knaben, seine Flamme steigert sich zum Wahnsinn, in dem er mit kalter Besonnenheit jedes Verbrechen begeht, wenn es nur dazu dienen kann, sie zu besitzen, und sie und was sie liebt, zu verderben. Um dieser Glut der Leidenschaft willen, nimmt man Antheil an ihm, seine Unthaten entziehen ihm nicht unser Bedauern, ja sogar die leichte Berechnung, abstoßender als selbst das Verbrechen, erniedrigt ihn nicht zum gemeinen Bösewicht. Daß eine Frau einen solchen Charakter, wenn nicht erfinden, doch in ihrem Denkvermögen wiedererschaffen konnte, legt für ihre Geisteskraft ein vortheilhaftes Zeugniß ab.

3. Die Herzogin von Chateauroux von Sophie Gay. Uebersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1835. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Wie die meisten schreibenden Frauen historische Stoffe behandeln, also auch hier. Die Heldin steht in der Phantasie der Verf. fleckenrein da, sie ergibt sich dem Könige blos, weil sie ihn liebt, und weil sie ihn bewegen will, selbst zu herrschen, sich selbst an die Spitze der Truppen zu stellen. Weder Gefallsucht noch Ehrgeiz leiten sie, ihr Strahlenlicht wirft einen warmen Abglanz auf Ludwig XV., der nicht herzlos, nicht leichtfertig, nur groß im Kleinen sich auszunimmt, vielmehr wahrhafte innige Liebe zu der schönen Chateauroux empfindet, die hier eine geistreichere Vallière ist. Ob sie das wirklich war, ob Ludwig der junge Mann so verschieden von dem ältern war, ob es auch für ihn eine Zeit gab, wo ihm die Liebe etwas Höheres, Geistigeres war als blos Befriedigung der Sinnenlust, ist freilich etwas problematisch, gewiß aber, daß jene Herzogin ihn ermunterte, König und Feldherr zu sein, und in diesem Bestreben, nicht in nichtigen Zeitkürzungen Erholung und Vergnügen zu suchen. Keine absolute Unmöglichkeit widersetzt sich dem Auffassen jener Charaktere und der durch sie bedingten Begebnisse, wir wollen daher an die Wahrheit der Geschichte glauben, wenigstens so lange wir sie lesen. Der anständige Ton, in dem Manches, was Anstoß geben könnte, gehalten ist, das Freibleiben von empfindelnden Reflexionen, ist ein nicht unbedeutendes Verdienst der Erzählung, in welcher neben den Hauptpersonen auch viele namhafte Leute jener Tage auftreten, die man als gute Portraits anerkennen mag, und nur bei dem Bildniß des berüchtigten Herzogs von Richelieu läßt sich die Malerin zu große Schmeichelei verwerfen. Dafür, daß die Leichtigkeit des Conversationstons der guten Gesellschaft ebenso in unserer dafür undiegsamern Sprache wiedergegeben ist, gebührt der deutschen Uebersetzerin reichliches Lob. 53.

Correspondenznachrichten.

Paris, October 1835.

Man predigte und sagte vor einigen Jahren den Untergang des Reichs von Istambul vorher, weil der Sultan zu reformiren anfing, pariser Hosen trug und eine Zeitung herausgab. Die eine Hälfte sollte Rußland, die andere der Pascha von Aegypten bekommen. Mit dieser Politik des Christenthums ist es aus. Von allen Seiten strömen die Partisane des Islams, Diplomaten, Journalisten, Poeten herbei und proclamiren im Angesichte Europas, sie seien niemals im Ernste böse gewesen, sogar nicht bei Navarin, wo das schönste Admiralschiff Allahs verbrannte, und bei Adrianopel, vor dessen Mauern die Fahne des Propheten vergeblich um Gnade flehte.

Unterdeß ein Abgesandter Englands am Bosporus auf Whigsparole, welches so viel ist als zehn Torpenlöbnisse, den Großvezir versichert, das Haus von St.-James wolle ehernen Ernstes das ewige Leben der Roßschweife, Tabakspfeifen und Houris, haben wir an der Seine seit lange wieder einmal das Schauspiel einer türkischen Gesandtschaft. Mahmud II. hat durch den Mund seines bevollmächtigten Ministers Seine Majestät Ludwig Philipp brüderlichst grüßen und ihm einen eigenhändig geschriebenen Brief von Velinpapier und pittoresken Figuren überreichen lassen. In dem Briefe ist die Rede von dem horriblen Attentate Fieschi's und einem Tedeum, das der Mufti, wie ich glaube, darüber in der Hagdia Sophia anstimmen ließ. Der Dragoman des „Charivari" hat die Hieroglyphen übersetzt und ihren Inhalt ministeriell französisch gefunden, weshalb ihm die Censur seine allerneueste Caricatur mit Beschlag belegte, versteht sich aus Respect vor der Türkei und dem Koran. Was würde der Gesandte, der wenigstens drei Roßschweife hat, dazu sagen, wenn er auf dem Boulevard seine Figur mit dem gallischen Hahn im Thronsaale der Tuilerien conterfeit sähe?

Der türkische Minister Reschid Effendi ist der Mann à la mode, der Diplomat unter den Diplomaten. Seit er da ist, spricht kein Mensch mehr von Pozzo di Borgo, von Werther, oder unserm gelehrten Humboldt. Die Pariserinnen belagern sein Haus, die Journalisten seine Thüre und beide Arten von lebenden Wesen können kaum den Tag erwarten, an dem er seine erste Soirée gibt oder seinen Harem eröffnet. Aber hat

sich Seine Excellenz zu einem zweiten Theile der Oper „Maurer und Schlosser" erkiesen, Scribe will daraus ein eclatantes Vaudeville, und Alphons Karr, der Phantastiker, einen Roman ziehen, der alle seine bisherigen rücksichtlich des verrückten Titels übertrifft. Mirakel also!

Es ist ein wahres Unglück, daß die Franzosen nicht Türkisch können. Die Freude, einen Gesandten der Pforte zu haben, würde noch einmal so groß sein. Ich hoffe, man gibt das Facsimile des großherrlichen Gratulationsschreibens mit polizeilicher Genehmigung heraus. Ohne dieselbe müßte man es als eine verbotene Lithographie des „Charivari" ansehen und geheime Mouchardschlingen befürchten, die jetzt en vogue sind.

Wenn man eine honette kosmopolitische Politik hat, kann man es nicht tadeln, daß sich nach so viel Kriegsleiden, Pest und Diplomatie die erhabene Pforte wiederaufrichtet. Es ist ein recht imposanter religiöser Staat, ein Staat, der eine gute Polizei und eine prompte Justiz hat. Was könnte es uns auch verschlagen, daß an dem Thore der Dardanellen ein Volk auf dem Hintern sitzt, das Taback trinkt? Viel Anderes thun die guten Türken nicht. Der Handel gewinnt bei dem far niente und Rußland — verliert.

Die Doctrin läßt ihre Männer mit Turbanen auf der Parade sehen und zeigt denselben à revanche die modernen Merkwürdigkeiten des Landes. Ich erfahre, daß ein ministerieller Cicerone bereits dieser Tage den Anfang mit der Menagerie und dem benachbarten politischen Carcer Ste.-Pelagie machte, bei welcher Gelegenheit die Excellenz sehr naiv soll gefragt haben, ob die Republikaner zu den Büffeln oder Bären gezählt würden? Ein Journal nahm sich dafür unterthänigst die Freiheit, dem Moslim auch eine Promenade nach Ham vorzuschlagen, bitter bemerkend, dort liege die Julirevolution und schreibe Geschichten von Frankreich.

Wenn man den Gerüchten glauben darf, so hat sich in letzter Zeit das administrative Herz dem Mitleid erschlossen und es ward im Cabinet verabredet, die Minister Karl X. in Folge eines ärztlichen Berichts in ihre Familienschlösser zu entlassen, wo sie auf Ehrenwort gefangen bleiben und blos Hasen schießen und Bücher machen sollen. Die Bücher müssen aber über 300 Jahre hinaus sprechen und die Hasen innerhalb des Kirchspiels gejagt werden.

Der türkische Minister theilt in diesem Augenblicke die Aufmerksamkeit der Salons mit einem neuen Herzoge von der Normandie oder Ludwig XVII., davon mir bereits das dritte Heft einer Broschüre in die Hände fiel: „Le véritable duc de Normandie, ou réfutation de bien des impostures". Die erste Frage, die sich mir dabei aufdrängte, war folgende: „Wie kommt es, daß die Regierung, die alle Mittel in Händen hat, verschwinden zu machen, was ihr nicht gefällt, ein solches Werk ohne Aerger herauskommen läßt, es wol gar befördert?" Ich habe die Antwort in dem Interesse gefunden, das die neue Dynastie an der öffentlichen Meinung nimmt, welche Ludwig XVIII. ebenso wol als Ludwig Philipp für einen Wahlkönig ausgibt; denn wenn constatirt wird, daß die Constitution von 1814 auf dieselbe Weise wie die von 1830 gegeben, daß der Tod des Dauphins, Sohnes Ludwig XVI., nicht als factisch bewiesen wurde, so wäre es ja wol thöricht, noch das Princip der Legitimität in Frankreich mit Hartnäckigkeit zu vertheidigen.

In dem Buche hier wird dargethan, daß Ludwig XVIII. persönlich von der Existenz Ludwig XVII. überzeugt, daß er mit den Fürsten der heiligen Allianz deswegen übereingekommen war, diese Existenz zu ignoriren. Es wird gesagt, daß der Greis noch lebe, der am 4. Juni 1795 das Kind des hingerichteten Königs rettete und den Händen eines gewissen Charette übergab, daß eine Witwe ihn erzogen, die in Paris und später in der Vendée wohnte. Noch mehr dergleichen. Am Ende appellirt der Verf. an die Justiz, die ihm hoffentlich ihren Proceß nicht versagen wird, um dem juste milieu die Ehre des Triumphs und den Karlisten eine Schlappe beizubringen.

Ein Argument in dem Buche ist nicht ohne Gewicht und wenigstens neu. „Warum", fragt der vorgebliche Dauphin, „wenn der Herzog von Provence an die Ermordung des Sohnes von Capet glaubte, der nie den Königstitel führte, nannte er sich nicht Ludwig XVII.? Er war der nächste Ludwig in der Reihe, sobald es keinen Dauphin gab." Die übrigen Zusammenstellungen der Gründe und Citate früherer Schriftsteller über denselben Gegenstand füllen mehr denn hundert Seiten, ohne das Factum aufzuklären. Es ist aufs Verwirren abgesehen.

Ich hielt die Schrift gleich anfangs für ein Product der Polizei, die mit tausend Künsten und Künstchen das Publicum bearbeitet. Zuweilen gibt sie ein Blättchen Wahrheit, um einen Ballen Lügen einzuschmuggeln. Ihre zwölf Millionen müssen doch zu etwas gut sein. Die „Gazette de France" hat herausgebracht, daß die pariser Polizei allein fünf Millionen Francs vom Stadtbudget verschlingt, davon nicht ein einziges Tausend seine Bestimmung öffentlich anzeigen darf. Da sollte Einem doch fast bange werden vor seinem Schatten, aus Furcht, er sei ein geheimer Agent des Vaterlandes, der fürs Nachschleichen bezahlt worden. Der historische Congreß, von dem ich Ihnen neulich schrieb, ist etwas Reelles. Er gibt seine Memoiren heraus. Da seine Sitzungen nun bald anfangen, hoffe ich Ihnen etwas Umständliches darüber schreiben zu können. 160.

Notiz.

In Lamartine's „Voyage en Orient" findet sich folgende für die Engländer und den Aufenthalt in Malta charakteristische Stelle: „Die Engländer, in sittlicher und öffentlicher Hinsicht eine bedeutende Nation, besitzen doch im Allgemeinen die Tugend der Geselligkeit keineswegs. Sobald sie aus dem Schooße stiller und sanfter Vertraulichkeit in der Familie heraustreten, so leitet sie nicht der Genuß, auch nicht das alle Geselligkeit bedingende Bedürfniß der Mittheilung, sondern nur der Egoismus, nur die Gewohnheit, welcher zu entsagen Jedermann und am meisten einem Engländer schwer fällt. Die Eitelkeit ist das Triebrad aller englischen Cirkel, diese ist Ursache jener steifen Kälte des äußern Umgangs, diese war es, welche alle jene Unterschiede von Rang, Titel, Stand und Reichthum veranlaßt hat, wodurch die Menschen sich voneinander abtrennen und in deren Folge man am Ende von dem rein Menschlichen ganz absieht, des Ausspruches des Terenz: Homo sum, humani nihil a me alienum puto, ganz vergessend, weil Alles nur auf den Namen, das Kleid und auf die gesellschaftlichen Formen ankommt. Ist dies Alles in den Colonien anders? Ich möchte es meinen, nach den Erfahrungen, die ich selbst in Malta zu machen Gelegenheit fand. Kaum war ich mit den Meinigen auf der Insel angelangt, so empfingen wir herzliche und uneigennützige Beweise des zuvorkommendsten Wohlwollens und unser ganzer Aufenthalt daselbst war für uns eine beständige Gastfreundschaft. Der Gouverneur Ponsonby und dessen Gattin sind würdig, überall, er die tugendhafte edle Einfachheit englischer Großen, sie, die sanfte und anmuthige Bescheidenheit der hochgestellten Frauen ihres Landes zu repräsentiren. Auch andere englische Familien auf Malta empfingen uns nicht als Reisende, sondern als Freunde. Wir sahen sie acht Tage hindurch und vielleicht sehen wir sie nie wieder. Aber ihre herzliche Freundlichkeit hat auf uns einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Malta wurde für uns die Colonie der Gastfreundschaft. Man stößt in diesen Palästen, die jetzt einer Nation angehören, welche würdig ist, einen hohen Rang in der Civilisation einzunehmen, auf einen gewissen Anstrich von Ritterlichkeit und Hospitalität, der an die frühern Besitzer erinnert. Wenn man auch die Engländer nicht lieben kann, so ist es doch unmöglich, ihnen Achtung zu verweigern." 180.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 315. — 11. November 1835.

Allgemeine Staatslehre von D. G. von Ekendahl. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 314.)

Im Begriffe der Regierung liegt es daher schon (S. 85), daß sie niemals die Befugniß zur Constituirung (Gestaltung) des Gemeinwillens haben kann, sondern ihr nur dessen Verkündigung und die Verwaltung, die Anwendung der Gesammtkräfte zur Ausführung desselben gebührt. Sie muß eben darum eine besondere, vom übrigen Staatskörper unterschiedene Persönlichkeit haben (S. 85). Das Alles ist richtig, darum aber nicht nöthig, daß die Person der Regierung eine andere sei als die Person der Gesetzgebung, und daß solchergestalt zwei verschiedene Gewalten nebeneinander stehen müssen. Nichts hindert, daß dem Regenten zugleich durch die Verfassung die gesetzgebende Gewalt anvertraut sei. Im Gegentheil bringt die schon erkannte Untheilbarkeit der Souverainetät, sogar die Natur des bloßen Willens schon es mit sich, daß die Staatsgewalt in ihrer ganzen Ausdehnung der einen und derselben Person zustehe, welche mit jener bekleidet ist, d. h., welche den Gemeinwillen verstellt. Denn der Wille kann nur wollen, was er als wünschenswerth, ausführbar und durch die Anwendung der ihm zu Gebote stehenden Mittel zu verwirklichen erkennt; indem er also etwas will, setzt er zugleich seine Kräfte zu dessen Ausführung in Thätigkeit und braucht die in ihnen enthaltene Gewalt. Von einer gesetzgebenden Gewalt kann daher gar nicht die Rede sein, als insofern sie zugleich die ausübende ist, und umgekehrt. Die Theilung der Hoheitsgewalt ist eine bloße Chimäre sowol in Betracht ihrer Natur als in Betracht der Absicht, die derselben unterliegt, indem man dadurch ein Gleichgewicht der getheilten Theile erzielen will. Da es indessen im Leben keinen Stillstand geben kann, so kann auch kein dauerndes Gleichgewicht bestehen; die eine oder die andere Gewalt muß das Uebergewicht bekommen und vermöge der Natur der Gewalt diese Herrschaft zu behaupten und zu vergrößern streben; der Widerstand und der Kampf der getrennten Gewalten führt also zu nichts als zur Unterdrückung der einen und, so lange diese nicht vollbracht ist, zur Lähmung der freien Bethätigung der in sich nicht einigen Gewalt. Etwas ganz Anderes aber als die Theilung der Gewalt selbst ist die Unterscheidung der verschiedenen Verrichtungen, durch welche die Staatshoheit ihren Beruf zu erfüllen und ihm zu genügen hat. Wie wir im denkenden Menschengeiste zu den verschiedenen Verrichtungen mehrerlei Kräfte und Vermögen unterscheiden, so muß auch die eine und untheilbare Souverainetät zur Beaufsichtigung, Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung verschiedene, zu jeglicher Bestimmung besonders geeignete und durchaus brauchbare Werkzeuge haben und vermöge ihres Gebrauches ihre Thätigkeit selbst solchergestalt unterscheiden. Jeder dieser Zweige eines gemeinschaftlichen Stammes ist versehen mit der allgemeinen Gewalt der Hoheit und ihrer theilhaftig; aber ein jeder muß sich anders gestalten und auf andere Art sich bethätigen, weil eine jede von andern Bedingungen und Regeln abhängig und auf andere Schöpfungen gerichtet ist. Es könnte deshalb nur Verwirrung im Staatsregimente verursachen, wenn diese verschiedenartigen Verrichtungen in der Anwendung der Staatsgewalt vermengt und nicht vielmehr in der gehörigen Absonderung erhalten würden (S. 150). Doch ist diese Theilung der Functionen der Staatsgewalt mit nichten eine Trennung ihres Bestandes, noch genügt es, nur drei solcher Regierungszweige für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege zu statuiren, da der Wille, bevor er sich bestimmen kann, die Gegenstände und die Mittel erkennen und hierzu sich die Materialien beschaffen muß, deren Lieferung er ohne Verlust seiner Selbständigkeit keinem Andern überlassen darf.

Weil denn der Regent eine von der Gesammtheit des Volkes verschiedene Person sein und als solche seine eigne Persönlichkeit haben muß (S. 86), so ist in ihm allerdings ein dreifacher Wille denkbar: a) derjenige der Selbstsucht des Individuums, b) derjenige der Person oder Corporation des Regenten, und c) derjenige des Souverains oder der Gemeinwille. In der reinen Vernunft müßten sie sich durchweg vereinigen. Da aber die Organe des Staatsregiments immer Menschen sein müssen, und Menschen neben der Vernunft auch Sinnlichkeit haben, aus welcher die Selbstsucht geboren wird, so kann durch diese jener Wille sehr verschiedenartig geleitet werden. Die Unterordnung jenes dreifachen Willens, wie er nach diesem Triebe der menschlichen Natur sein kann und nach dem gesellschaftlichen Berufe sein soll, steht grade in umgekehrter Reihefolge. Daher die unvermeidlichen Conflicte in demselben; daher die unausweichliche Neigung zur Ausartung in jeder Regierung, wenigstens die Gefahr derselben (S. 91); daher eben die Unerläßlichkeit einer solchen Organisation der Staatsgewalt, daß durch dieselbe voraussichtlich und möglichst diesem Uebelstande und Misbrauche vorgebeugt werde, durch welchen sie ihrem eignen Bestande, dem Gedeihen des Staats und dem Wohle des Volks gleich sehr schadet.

Nach Maßgabe der Bildungsstufe der Völker müssen die Regierungen ihrer Bestimmung gemäß mehr oder weniger Vorschriften machen und dadurch den Willen ihrer Unterthanen lenken. Alle Regierungen haben deshalb mit großer Positivität begonnen; aber sie werden in dem Maße zur Negativität übergehen, als die Völker in der Mündigkeit zunehmen und in derselben sich selbst regieren lernen (S. 156). Hat einmal die Kindheit der Völker aufgehört, sodaß sie in ihrer Mehrheit zum klaren Bewußtsein ihrer Pflichten und Rechte als Menschen und Staatsbürger gekommen sind, dann wird ein Zustand eintreten, in welchem tausend Dinge, worüber bis dahin die Regierung verordnete, der Einsicht, der Wahl und dem Willen der Einzelnen überlassen werden können, und das Gedeihen der Gesammtheit weit besser durch solche Freigebung der Zwecke und Mittel als durch Gebote und Verbote befördert und gesichert sein wird. Die geistigen Interessen der Menschheit werden auf diesem Wege mit dem glücklichsten Erfolge gepflegt werden, und die

materiellen mit ihnen gleichen Schritt halten. (Es wird das Bestreben wegfallen, diese auf Unkosten jener zu fördern und jene über diese in Vergessenheit zu bringen.)

Der schuldige Gehorsam aller Staatsdiener im Civil und Militair kann kein unbedingter sein (S. 172), niemals Verbrechen und Attentate gegen die Verfassung entschuldigen, weil es dazu niemals ein Recht des Befehls geben und kein Mensch seine Vernunft verleugnen kann. Es sei indessen sehr schwer, meint der Verf., ausreichende Regeln für diese Collisien des Gehorsams mit höhern Pflichten zu geben; man müsse es in den einzelnen Fällen vornehmlich dem Gefühle anheimgeben, und eben darum dürften dergleichen Anklagen immer nur von Geschworenen gerichtet werden. Allein wenn der Verf. selbst die Unabsetzbarkeit der Richter in einem Lande für die Hauptbürgschaft gegen die Misbräuche der Verwaltung erklärt, also die bürgerliche Freiheit ihren sichersten Schutz in ständigen Gerichtshöfen findet, wie kann man diese den mit jeder Gerichtssitzung bei Seite gesetzten Geschworenen hintanstellen? Die Schwierigkeit liegt nicht in der Aufstellung der Regeln selbst, sondern in deren sachgemäßer Anwendung bei der außerordentlichen Verwickelung der Vorgänge und der Mangelhaftigkeit der Erkennungsmittel, besonders aber darin, den Grad des schuldbaren Versehens festzustellen. Denn irren und nicht aufmerken ist zwar menschlich, aber darum nicht jedes Versehen verzeihlich. In jedem Falle gilt auch hier die allgemeine Regel, daß eine Verantwortlichkeit nur wegen erwiesener Thatsachen, keineswegs wegen Ansichten und Meinungen stattfindet. Niemand darf einen Andern nach seinen Ansichten beurtheilen.

Jede Censur (»Einrichtung) ist eine fortdauernde Lüge und Verfälschung der öffentlichen Meinung, zugleich eine Hintergehung der Regierung selbst, welcher diese vorenthalten wird (S. 214). Allemal vernichtet dieselbe die wichtigste aller politischen Bürgschaften der Rechtserhaltung, indem sie die Einsicht und den Willen des Volks der Willkür der Regierung und ihrer Agenten in die Hand gibt, da im Gegentheile die Regierung bei ihren Maßregeln den Volkscharakter und die Gesinnung der Nation beachten soll. Ohne Preßfreiheit ist bürgerliche Freiheit ebenso wenig möglich als überhaupt ein (vernünftig) geistiges Leben, wenn nicht die einzelnen Empfindungs- und Denkvermögen in freier Wechselwirkung in einem gemeinschaftlichen Sensorium sich vereinigen könnten. Die Preßfreiheit erzeugt die Herrschaft der öffentlichen Ehre und der Sittlichkeit, wie des öffentlichen Verstandes und der Wahrheit. Umgekehrt ist die Censur eine Blöd- oder Wahnsinnigkeitserklärung der ganzen Nation, für diese also entehrend, weil sie im Widerspruche mit der natürlichen Rechtsvermuthung der Rechtsgemäßheit eines Jeden steht. Die Preßfreiheit hingegen macht Volk und Regierung immer mehr gut und tüchtig füreinander und vereinigt beide in dem gemeinschaftlichen Staatszwecke der Vervollkommnung. Nur in Zeiten großer Aufregung, welche den Verstand gleichsam trunken machen, mag diese politische Bürgschaft wie jede andere und mit derselben Vorsicht und Beschränkung auf bestimmte Zeit suspendirt werden.

Da es in einem Staate, dessen Größe seine Selbständigkeit verbürgt, unmöglich ist, mit allem Volke zu aller Zeit zu verhandeln, muß dieses aus sich selbst Vertreter ernennen sowol zur Wahrnehmung und Beobachtung der verfassungsmäßigen Gewährleistungen als auch dazu, damit der Regierung durch ihren Mund die Meinungen und die Gesinnung des Volks kund werde. Die Verhandlungen dieser Stände aber müssen durchaus der Oeffentlichkeit unterliegen, weil ohnedem sie keine Rechenschaft ihren Constituenten zu geben hätten (S. 250). Mit Wucher erwidert das Volk das Vertrauen, das man ihm zeigt. Die Verleumdung verliert ihre Kraft, wenn sie laut werden muß; ihre Schlangen nähren sich von dem Gifte in den Höhlen und das Tageslicht ist ihnen tödtlich.

Die Unabänderlichkeit irgend einer Staatsverfassung widerstreitet der durch das Sittengesetz aufgestellten Bestimmung der Menschheit (S. 321). Cultur aber ist Uebung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Persönlichkeit oder Freiheit. Die Sinnlichkeit muß zu dem Ende nicht blos bezähmt und unterjocht werden, sondern sie soll selbst ein taugliches Werkzeug, einen willigen Diener der Vernunft abgeben und hierzu geübt und gestärkt werden. Eben dies ist das Werk der Cultur. Weil aber dieselbe die Freiheit befördern soll, kann Niemand cultivirt werden, sondern Jedermann muß sich selbst cultiviren. Alle wahre Bildung ist nur durch Selbstthätigkeit zu erlangen, wie sie auf Selbstthätigkeit hinausgeht. Die beste Staatsverfassung ist also nothwendig die, welche der Freiheit und Selbständigkeit Aller den größten Vorschub thut, die schlechteste die, welche den Willen der Einzelnen dem Willen eines Andern blind unterwirft; der unbändigste Despotismus ist der, der sogar die Vorstellungen, Einsichten und Gefühle sich botmäßig zu machen begehrt. Denn die Freiheit des Willens ist die Freiheit der Vernunft selbst, und diese beruht auf der Freiheit des Verstandes.

Es gibt kein natürliches Recht auf Wahrhaftigkeit (S. 333); daher denn auch kein Vertrag außer durch gegenseitige Erfüllung verbindend und länger beständig ist, als es beide Theile wollen. Jede, auch nur einseitige Willensänderung führt eine Aufhebung der eingegangenen Verträge mit sich. Mithin kann auch ein Jeder nach Belieben vom Staatsvertrage zurücktreten. Sowie die Willensänderung selbst ein unveräußerliches Recht der Menschen ist, so auch der beliebige Rücktritt von einem jeden Vertrage. Die Heiligkeit der Verträge wäre also ein Phantom? Diese unerschöpfliche Quelle neuer Rechtserwerbungen wäre also ein Naphtha, das nur im Augenblicke seiner Enthüllung wirksam ist und sich gleich darauf verflüchtigt? Der Mensch dürfte ein anderes vernünftiges, also nach Wahrheit ringendes Wesen belügen und betrügen? Es gäbe eine Befugniß, durch Täuschung des Andern seine Einwilligung zu einem Vorhaben zu erschleichen und sein Vertrauen auf das gegebene Wort zu verhöhnen? Vor solcher Weisheit bewahre uns unser deutscher Verstand! Ein Mann, ein Wort! Deutsche Treue des Vaterlandes Ruhm!

Jede Begünstigung des einen Theils von Unterthanen bringt eine Zurücksetzung des andern Theiles mit sich, daferne demselben nicht dafür eine andere Schadloshaltung gewährt wird, insonderheit durch eine anderweitige Belastung der Begünstigten. Sobald vermöge der unvermeidlichen Veränderung der Umstände dies Verhältniß verändert wird, tritt auch die Obliegenheit der Regierung zu einer zeitgemäßen Ausgleichung ein. Aber weder das Volk, welches im Staate seinen Willen in den constituirten Gemeinwillen gegeben hat, noch viel weniger irgend ein Theil desselben sind befugt, deshalb Vorschriften zu machen. Es ist folglich unrichtig, wenn es heißt (S. 365): sobald der unbegünstigte Mitbürger merke, daß er durch die Begünstigung Anderer benortheilt sei, habe er die Befugniß, einer solchen Einrichtung zu widersprechen und von einem solchen Vertrage zurückzutreten. Es ist noch mehr unrichtig, daß die Fortdauer des Erbadels ein bloßes freiwilliges Geschenk der Völker, ein leidiges Precarium sei. Auch die geschichtliche Entstehung des Erbadels ist nicht mit reinen Farben, sondern mit Deckfarben gemalt, durch welche nicht auf den Grund zu sehen ist. Das sine ira et studio ist dabei vergessen. Daß der Erbadel nur ein Institut der Meinung und nicht des Rechts sei (S. 407), kann nicht einmal rücksichtlich seiner Entstehung, noch viel weniger rücksichtlich seines Bestandes behauptet werden. Die Widerlegung ist handgreiflich. Freilich kann es kein Recht auf die Fortdauer eines Vorurtheiles geben, noch weniger ist dieselbe erzwingbar. Aber ein bestehendes Recht hört darum noch nicht auf, ein Recht zu sein und zu bleiben, wenn auch wirklich ein Vorurtheil die Veranlassung zu seiner Entstehung gewesen wäre. *)

SS.

*) Ueber den zweiten Theil des Ekendahl'schen Werks berichten wir in einem besondern Artikel im nächsten Monat. D. Red.

Was ist Verfassung? Zur Würdigung der Schrift eines Neupreußen: „Bedarf Preußen einer Constitution?" Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft von einem Altpreußen. Breslau, Richter. 1835. Gr. 8. 12 Gr.*)

Die vorliegende Schrift ist polemischer Natur und polemischen Inhalts, gegen die Schrift eines Neupreußen, die Referent übrigens nicht kennt, gerichtet. Merkwürdig ist es, daß ein Neupreuße eine Constitution in Bezug auf den preußischen Staat als überflüssig, ja selbst als nachtheilig dargestellt, und daß sich ein Altpreuße dadurch veranlaßt und bewogen gefühlt hat, gegen jenen aufzutreten, ihn zu belehren, ja zurechtzuweisen, während Mancher das Gegentheil erwartet hätte. Constitution oder nicht Constitution, Nothwendigkeit, Nützlichkeit und Heilsamkeit, oder Verderblichkeit, Nachtheil und Unheil einer solchen ist unleugbar die große, unsere Zeit bewegende und aufregende Streitfrage, ist für unser Zeitalter Das, was die große Angelegenheit der Kirchenreformation für das 15., 16. und 17. Jahrhundert war, und es wird nun darauf ankommen, ob und wie bald sie durch einen westfälischen Frieden geschlichtet werden wird. Wenden wir uns nun zu der vorliegenden Streitschrift des Altpreußen wider den Neupreußen, so würde man ihr das schreiendste Unrecht thun, wenn man von ihr sagen wollte, es sei eine stachelige, oder geharnischte, etwa eine Catilinarische Rede; umgekehrt vielmehr geht sie sehr säuberlich und glimpflich mit dem Gegner um. Dies wäre nun ganz gut und löblich, wenn sie nur mit mehr Geist und Kraft und nicht so nüchtern und schläfrig geschrieben wäre. Was der Verf. sagt und bemerkt, ist meist ganz gut und verständig, aber auch ganz alltäglich, ohne Saft und Kraft und in keiner Beziehung neu oder scharfsinnig, und man vermißt durchweg ebenso sehr philosophisch-wissenschaftlichen als praktischen, geschichtlich-politischen Geist in Auffassung, Darlegung und Behandlung des Gegenstandes. Der Neupreuße scheint allerdings, nach den Ausstellungen, Beurtheilungen und rügenden Bemerkungen des Altpreußen zu urtheilen, auch kein Held so wenig in der speculativen als in der praktischen Politik gewesen zu sein; allein der Altpreuße erweist sich gleichfalls keineswegs als ein solcher. Statt nämlich vor Allem, wie er gesollt hätte, den Begriff derjenigen Verfassungsform, die man durch das Fremdwort Constitution unpassend genug zu bezeichnen pflegt, da allerdings jeder Staat schlechthin nothwendig eine Verfassung hat, klar und einfach festzustellen und zu beleuchten, die Ausführbarkeit derselben und die mit derselben nothwendig verbundenen Vorzüge und wohlthätigen Folgen und Wirkungen aus der Natur des Begriffs nachzuweisen und darzuthun, daß die Ansichten und Urtheile des Gegners in sich völlig nichtig, irrig, einseitig und verkehrt seien, wirft unser Altpreuße alle diese Bezeichnungen bunt und wirr durcheinander und gelangt erst, nachdem er ein Langes und Breites über diesen Gegenstand hin- und hergeredet, sich über die mancherlei logischen Schnitzer und Folgewidrigkeiten des Gegners ereifert und seine Gelehrsamkeit und Kenntniß der Alten gehörig hat leuchten lassen — wenigstens beruft er sich auf Plato, Cicero, Scipio, Aulus Gellius —, zu folgender Begriffsbestimmung (S. 50 der oben erwähnten Schrift): „daß das Wesen eines constitutionnellen Staats darin bestehe, daß Niemand in ihm über dem Gesetze sei, oder sich über das Gesetz hinaussetzen könne". Es wäre aber dies noch näher nachzuweisen und zu begründen. Doch auch dies zugegeben, so bleibt alsdann eine solche Verfassung ein Ideal; denn in der Wirklichkeit werden auch in constitutionnellen Staaten die Machthaber genugsam Mittel und Wege finden, die Gesetze zu umgehen, zu durchlöchern, ja sich gradezu über dieselben hinauszusetzen, und haben sie gefunden. Uebrigens kann Referent nicht umhin, selbst auf die Gefahr hin, sich dadurch den Unwillen des Altpreußen zuzuziehen, dem Neupreußen darin Recht zu geben, daß das nothwendige Untergeordnetsein unter dem Gesetze keineswegs ausschließlich zum Begriff und Wesen eines constitutionnellen Staates gehört. „Man müsse", meint der Altpreuße in seiner Schrift S. 55, „die Aeußerung des Neupreußen, der König von Preußen stehe keineswegs über dem Gesetze, sondern Gerechtigkeit sei sein Gesetz, wahrhaft bemitleiden, weil dies offenbar eine Verwechselung Dessen sei, was nur in der ausgezeichneten Persönlichkeit des Königs begründet sei, mit Dem, was in der Natur und im Wesen einer Verfassung liege oder nur aus einer solchen hervorgehen könne; was dort gepriesen werde, sei nur ein rein-persönliches Verdienst des Königs, aber keine unmittelbar nothwendige Folge und Wirkung der rein und unumschränkt monarchischen preußischen Staatsverfassung." Aber einmal können wir dies nicht unbedingt zugeben; denn obgleich es allerdings wesentlich in des Königs Persönlichkeit begründet ist, gerecht und den bestehenden Gesetzen gemäß zu regieren, so ist es doch auch in der preußischen Staatsverfassung und der darin begründeten collegialischen Organisation sowol der richterlichen als auch der Verwaltungsbehörden fast als eine Nothwendigkeit begründet, daß die Könige von Preußen sich nicht wol willkürlich über die bestehenden Gesetze hinaussetzen können, ohne den ganzen Staatsorganismus seinem innersten Bestande nach aufzulösen und umzustürzen, was sich gewiß nicht voraussetzen läßt, weil es zu sehr in Widerspruch mit dem eignen, wohlverstandenen Interesse des Monarchen ist. Zweitens aber sollte doch wol dem Altpreußen aus der Geschichte bekannt sein, was ohnehin nothwendig in der Natur der Sache liegt, daß in allen Staaten und Staatsverfassungen die Persönlichkeit der Machthaber und die Formen in einer schlechthin nothwendigen Wechselbeziehung und Wechselwirkung zu- und miteinander stehen; denn eine jede noch so künstlich berechnete Verfassung ist und bleibt am Ende nichts weiter als eine leere Form, der der Geist und die Wahrheit von den Menschen erst gegeben werden muß, und wie sie durch die Menschen gleichsam erst Fleisch und Blut, Geist und Leben erlangen kann und muß, so kann sie auch durch Menschen zu einem leeren Gaukelspiele gemacht werden, wie die neueste Geschichte Frankreichs deutlich beweist. Allerdings kann das Unheil und die mannichfachen innern Zerrüttungen, die durch den Versuch, eine constitutionnelle Verfassung einzuführen, in verschiedenen Staaten Europas veranlaßt worden sind, nicht dieser Verfassungsform als solcher beigemessen werden; sondern diese gehen fast unvermeidlich daraus hervor, daß die meisten Völker für eine solche Verfassung noch nicht reif sind, sondern erst für eine solche erzogen und gebildet werden müssen. Der Neupreuße hat sonach ganz Recht gehabt, wenn er behauptet, wie ihm der Altpreuße tadelnd vorwirft, daß die Völker für eine solche Verfassungsform, wie es die constitutionnelle ist, noch nicht reif sind, oder, was Dasselbe ist, daß die constitutionnelle Verfassungsform noch nicht für den jetzigen Bildungszustand der Völker und Staaten paßt, woraus freilich keineswegs gefolgert werden kann, daß sie niemals für dieselben passen werde. Endlich muß Referent noch bemerken, daß die Behauptung des Neupreußen, daß die neuesten Versuche, die man in Frankreich und Spanien mit Einführung der constitutionnellen Verfassungsform gemacht hat, lediglich auf allgemeinen Begriffen beruhen und aus solchen hervorgegangen sind, vollkommen gegründet ist, und daß sie durch die Bemerkungen des Altpreußen in seiner Schrift S. 8 fg. keineswegs widerlegt, vielmehr bestätigt worden ist. Oder kann der Altpreuße etwa leugnen, daß alle Constitutionen, die man in Frankreich seit 1791 gemacht, eingeführt, gläubig verehrt und feierlich beschworen, im vollsten Sinne des Worts nur papierene Constitutionen, Luftschlösser gewesen sind und stets bleiben werden? Es ist einmal so, und alle Gegenreden des Altpreußen werden es nicht anders machen. Seine Schrift ist wohlgemeint, ruhig, verständig, aber — unnütz, und hätte ungeschrieben und ungedruckt bleiben können. 171.

*) Der Umschlag führt den Titel: Was ist Verfassung? und was ist Volksrepräsentation? Aus dem Gesichtspunkt der Staatswissenschaft mit Berücksichtigung einiger über diese Gegenstände neu erschienenen Schriften beantwortet von Ludwig Adolf.

Reisetagebuch von Mistreß Butler.*)

Von dieser originellen literarischen Erscheinung liegen uns nicht weniger als drei englische Kritiken: in der „Literary gazette", im „Quarterly review" und im „Edinburgh review" vor, welche alle drei gleich ungünstig für die schöne und berühmte Verfasserin lauten. Die „Literary gazette" namentlich fängt, sich um galante Rücksichten wenig kümmernd, bei dieser Gelegenheit an, etwas grob zu werden; alle aber sind darin einverstanden, daß die talentvolle Schauspielerin (ehemals Miß Fanny Kemble) bei Veröffentlichung ihres Tagebuchs ein ziemlich leichtsinniges Werk gethan hat.

„Die Schrift unserer Dame", heißt es unter Anderm, „hat mehr Fehler, als man durch jugendlichen Unverstand und weibliche Impertinenz entschuldigen kann. Es zeigt sich darin ein Leichtsinn und eine Ordinairheit, welche uns, aus solcher Quelle kommend, um so mehr überrascht. Man wäre berechtigt gewesen, von der jungen, unter uns so viel bewunderten Dame, deren Rückkehr in ihr Vaterland wir so aufrichtig beklagten, etwas Solideres zu erwarten. Sie hat aber nichts gethan, um unsere Achtung und unser Bedauern zu vermehren; im Gegentheil sie hat uns gleichgültiger gegen ihre talentvollen mimischen Eigenschaften gemacht, da wir finden, daß ihr die natürliche Grazie abgeht, welche allein das Weib achtungs- und liebenswerth macht. Miß Kemble sagt bei einer Gelegenheit: „Ich spielte meine Rolle wie ein unbedachtsames Mädchen, was ich auch hier und da bin." Hierin hat sie bis auf die Limitation recht, und dies beweist uns ihr „Journal" augenscheinlich. Dennoch ist nicht zu zweifeln, daß es in England und in Amerika Erfolg haben wird, denn es ist wenigstens pikant genug, um ihre alten Freunde zu amusiren, wenn es ihr auch keine neuen erwerben kann."

Miß Kemble beträgt sich in ihrer Darstellungsweise etwas stark cavalierement; sie beträgt sich, wie die Kritiker sagen, nicht so, wie man von einem wohlerzogenen, artig-gesinnten und discreten Fräulein erwarten darf. Sie spielt den literarischen Libertin, ja, wol den Sansculotten in ihren Redensarten, es kommt ihr auf einmal Schwören, auf ein paar Flüche nicht an. „Cospetto di Venere" ist ihre Lieblingsphrase. Hier und da beträgt sie sich ungezogen. So hört sie einen Methodisten singen und äfft ihm die Art und Weise, wie er den Namen Jakob mit den langgezogenen Tönen der Melodie in Einklang zu bringen sucht, recht kindisch nach. Ein andermal kann ein Gentleman, der sie besucht, das Wort calculate nicht aussprechen, was seine Wirthin zu einem außerordentlichen Gelächter reizt. Sie muß immer einen Gegenstand haben, über den sie sich aufhalten kann, und wenn es auch nur der Weg, das Wetter oder ein Schneider wäre.

„Unter den Dingen", sagt der englische Kritiker weiter, „welche in Miß Kemble's oder Frau Butler's „Journal" füglich hätten wegbleiben können, sind erstlich: alle die unermeßlich vielen MM., W., H., R. u. s. w., lauter abgekürzte Namen von Besuchern, über deren größten Theil sich die Dame lustig macht; ferner alle Jagdausflüge der Verf., bei denen sie sich als ein kleiner Nimrod zeigt; ferner alle Bemerkungen über empfangene Blumensträußer; ferner alle Liebesbriefe und endlich ganz besonders alle ihre kritischen Bemerkungen über das Spiel ihres Vaters und die widersinnige Vergleichung desselben mit Kean. Aber solche junge Fräulein, die sich einbilden, die ganze Welt müsse zu ihren Füßen seufzen, setzen auch bei dem Kritiker oft einen Faden der Geduld voraus, wie er sich in keinem menschlichen Individuum vorfinden kann."

Bei Gelegenheit der Bemerkung, daß der Ehestand, dem Reisejournal nach zu urtheilen, auf Miß Kemble noch keine günstigen Wirkungen geäußert habe, bringt die „Literary gazette" eine lustige Anekdote bei. In dem „Scotsman", einer edinburger Zeitschrift, hatte folgende Annonce gestanden: „In mehren englischen Zeitschriften findet sich die Nachricht, Mistreß Butler sei von einem Sohn entbunden worden. Da uns neuerdings eigne Briefe von dieser Dame zugegangen sind, so können wir mit Bestimmtheit versichern, daß dies grundlos ist." „Was? — fragt die „Literary gazette" — die Niederkunft oder der Sohn?"

Unter den vielfachen Bemerkungen über Amerika, die das Tagebuch enthält, befinden sich auch politische Reflexionen. Eine Stelle dieser Art ist merkwürdig. Sie spricht von den amerikanischen Republiken und nimmt eine Analogie von der Natur her. „In der Construction des materiellen Universums", sagt sie, „ist nichts Republikanisches. Hier ist Hochland und Flachland, hier sind herrliche Gebirge, welche so bequem und vornehm thun wie Aristokraten, dort sind niedere Thäler, welche so productiv sind wie der tiers état. Eben darum, weil die Natur selbst ungleich ist, hat sie uns ein ursprüngliches Gefühl für das Ungleiche in die Seele gelegt. Ich für mein Theil bin allerdings der Meinung, daß die Republik die höchste, edelste und reinste Regierungsform ist, allein ich glaube auch, daß bei dem jetzigen socialen Zustande der Welt sie nichts als ein schönes Ideal ist, das zu realisiren unmöglich ist. Was aus der Welt in 5—600 Jahren geworden sein wird, kann ich freilich nicht wissen, aber das glaube ich ganz bestimmt zu wissen, daß Amerika eine Monarchie sein wird, bevor ich selbst zum Skelett geworden bin." Diese Aeußerung in dem Munde einer Actrice ist denkwürdig und beweist, daß die junge leichtsinnige und eingebildete Person doch Geist besitzt.

Auch Poesien finden sich in Mistreß Butler's „Journal". Hier ist eine Probe davon in der Uebersetzung:

Warum doch beklagst du
Den glücklichen, glücklichen Todten?
Der hinweggegangen
Aus dem Leben der Klage,
Aus dem Schauplatz der Thränen,
Aus dem Elend der Jahre,
Aus Sünde und Sorge,
Aus dem schweigenden Morgen,
Aus Jammer und Noth?
Warum, o du Thor,
Beweinst du den Todten?
Warum beklagst du
Den standhaften, treuen Verstorbenen,
Der unwandelbar bleibt,
Nicht erkaltet und sich entfremdet,
Nicht sich hinwegkehrt
In der Kürze des Tags
Von der Liebe, die er erweckte,
Von der Treue, die er geschworen?
Warum, o du Thor,
Beklagst du den Todten?

So gut sich diese Verse auch lesen lassen, so läßt sich doch die „Literary gazette" auch nicht durch Verse bestechen. Sehr beißend bemerkt sie am Schluß ihrer Anzeige: „Die Ausflüge der Miß nach Utica, Trenton, Syrakus und dem Niagara gewähren nichts Erhebliches. Denn überall erzählt sie von ihrem Lever und Coucher, liest in ihrem Dante und schreibt, schreibt so viel in ihr Tagebuch, daß kaum der hundertste Theil davon gedruckt sein kann. Und doch ist immer mehr als genug davon erschienen, und es wäre für sie und Alle, die an ihrer Wohlfahrt Theil nehmen, besser gewesen, wenn das Ganze in den Niagara gefallen wäre." 150.

*) „Journal, by *Frances Anne Butler.*" Zwei Bände. London 1835.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 316. — 12. November 1835.

Taschenbücherschau für 1836.

Zweiter Artikel. *)

2. Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von A. v. Chamisso und G. Schwab.

Den Musenalmanach eröffnen diesmal (S. XI—XV) zwei Gedichte Sr. Majestät König Ludwig's von Baiern, ein Sonett auf „Die Augen der deutschen Frauen" und eine „Elegie". Schreiber dieses, ein demüthiger Bürgersohn dieser Zeit, steckt seine wohlgeborene Kritik hier ruhig in die Tasche und läßt das zweite der gedachten Gedichte für sich selbst sprechen.

Elegie.

Schöner, als je ich dich sah, erblick' ich dich, ewige Roma!
Himmel und Erde vereint bilden das herrlichste Fest.
Wärmer als in dem Sommer in Deutschland ist's hier jetzt im Herbste,
Daß in der Jahrszeit leicht irre der Nordländer wird.
Glühender scheinet die Sonne vom wolkenbefreieten Himmel,
Klar vom besternten der Mond durch die so lauliche Nacht.
Selbst ihr Ernst hat die Römer verlassen, und fröhlich sind Alle,
Unterschied machet kein Stand, machet kein Alter darin;
Pflicht ist jetzt, munter zu sein, die Jeder auch willig erfüllet.
Wie im Carneval füllt Lust im October das Volk,
Es ist ein Monat der Freude; ein Jeder ergeht sich im Freien;
Die sonst in Mauern gebannt, strömen nun in die Natur;
Unabsehbar drängt sich die Meng' in die Villa Borghese,
Tausende werden gesehn, doch ein Betrunkener nie.
Kirchen, Paläste, Ruinen, sie sind dieselben geblieben,
Rom ist das herrliche noch, es ist das nämliche; blos
Mir ist's verändert. Natur und Kunst sind noch reizend verschlungen,
Aber die Seele sie fehlt, Liebe, du fehlst mir in Rom,
Die mich einstens beseligte, die mir zum Himmel es machte!
Nur in Erinnerung lebt, Roma, dein Ruhm und mein Glück.

Wir haben hier im bunten Gemisch außerdem Gedichte von ungefähr 60 deutschen Dichtern. In dem großen Concerte, das hier angestimmt wird, hört man ebenso viel alte ausgesungene Kehlen, die auf dem letzten Loche pfeifen, als noch vollkräftige Bruststimmen, dünne Fistulanten und aufsteigende Lerchensänger mit jungem Flügelschlag. Der treffliche Anastasius Grün gibt vier Gedichte mit jener kräftigen Herzlichkeit, die seine Muse charakterisirt. Besonders das vierte: „Wandergruß", ist in sprachlicher Hinsicht schön, obwol auch so wenig wie die drei andern neu in Gefühl und Gedanken. A. W. v. Schlegel gefällt sich einmal wieder in seiner grämlichen Moquerie. Er gibt nach der Melodie des Kinderliedes: „Wer will gute Kuchen backen, der muß haben sieben Sachen" u. s. w., ein ziemlich witzloses Recept zu einem Musenalmanach. Man höre:

Zu guten Muß-Almanachen
Muß man haben dreierlei Sachen:
Deutschheit, Romantik und Melancholei
Rühre zu Brei;
Schütte das Kinderpäppchen
In ein fein sauber Läppchen,
Schnürchen herum!
Dann laß zutschen das Publicum.

Fouqué singt eine Todesromanze. Eichendorff bringt in seiner Weise einige Waldesklänge. Chamisso gibt vier Sonette und zwei humoristische Lieder, mit denen es jedoch ebenso wie mit Chamisso's ironischen Liedern steht; die Witzfunken wollen nicht recht sprühen, obwol man die heftige Reibung zwischen Stein und Stahl fühlt. Menzel erzählt in sieben trefflichen Romanzen das Leben der Magdalene. Gustav Schwab gibt in zwölf Sonetten die Geschichte seiner Heilung im Bade, außerdem zwei schöne Balladen: „Die Schuldfoderung" und „Die Feuerwerkerstochter". Etwas breit, wenn nicht geschwätzig, läßt sich Eduard von Schenk's Muse in einem Bruchstück aus dem Epos: „Der ewige Jude", vernehmen. Ahasverus erzählt darin die Geschichte zweier Christen in China, und berichtet über das Wunderkraut Gin-Seng. Die Diction, in welcher sich Ahasverus vernehmen läßt, ist meisterhaft. Streckfuß brachte die Sage vom Herulerkönig und seinem Sklaven, wie sie sich in den Volkssagen der Brüder Grimm befindet, in Verse. Auch „Die Fabel vom alten Thurme", die er erzählt, liest sich angenehm. Karl Mayer gibt wieder einen kleinen Mückenschwarm von Liedern, 21, nicht fingerlange, sondern gliedlange Liedchen. Dies kleine lyrische Mückengesumme ist doch mitunter gar zu inhaltleer. Man lese folgende vier Verse, die mit aparter Ueberschrift in der That ein Gedicht zu sein prätendiren:

*) Vgl. Nr. 301 d. Bl. D. Red.

Der Felsenblock.

Sphinxenernster Felsenblock (!)
In des Rasens Würzgekräute, (!)
Lang hier lehn' ich schon am Stock;
Gib dein Räthsel mir zur Beute!

Man sollte nicht denken, daß ein Poet, der so ganz einfache und unmittelbare Naturstimmungen antönt und von aller Leidenschaft des Gemüthes ebenso sehr wie von aller Metaphysik sich fern hält, doch auch den Leuten eine Hieroglyphe geben kann. Es ist freilich eine Leichtigkeit, durch Kürze und Wortkargheit zu mystificiren. Zu den Gedichten ähnlicher Art gehören auch in vorliegender Sammlung die „Wolkenbilder" von Ludwig Seeger, die „Reisegedichte" von Heinrich Wenzel, die Gedichte von Gustav Heyse, die „Waldbilder" von Alexander Grafen von Würtemberg, die Lieder von Franz Dingelstedt u. A. Ein non plus ultra dieser Art zu liedern und zu leiern gibt jedoch ein Poet, Namens A. E. Fröhlich, unter dem Titel: „Fabeln und Naturbilder". Man lese die Lieder „Holzmangel", „Der Wühlendsten einer", „Waldgeruch". Hier wird der Mangel an Sinn zur förmlichen Sinnlosigkeit, und die Nüchternheit gähnt uns betäubend an. Andere Poeten sitzen bequem im Großvaterstuhl und gähnen selbst, indem sie ein paar Verse in die Welt sprechen. H. Stieglitz lehnt sich in seiner „Novemberfahrt" in die Wagenecke und weiß nicht, ob er lustig oder traurig sein soll. Es steht schlimm mit der deutschen Lyrik, wenn sich Jeder so bequem gehen läßt. Das macht eben eine Liedersammlung so langweilig, daß man sich für mehr als funzig Individualitäten interessiren und nach dem alten Spruche: ex ungue leonem! doch unmöglich aus funfzig Nagelschnippchen funfzig Löwen herauserkennen kann.

Indessen bietet der Almanach auch des wahrhaft Interessanten mancherlei. Franz Freiherr von Gaudy gibt einige Balladen, und nach Dem, was wir von K. R. Hagenbach und R. Reinick lesen, müssen wir auf diese beiden, uns bisher wenig oder nicht bekannten Dichter in allem Ernste aufmerksam sein. Von Jenem finden wir eine ganz vortreffliche Ballade: „Der Organist". Der Stoff ist kurz dieser: Während der Religionsstreitigkeiten in Bern erhalten die Anhänger Zwingli's die Oberhand, und bei der Flucht der Katholiken stürzt der alte Organist, ein Bekenner des alten Glaubens, noch einmal in die Kirche, um von seiner Orgel noch Abschied zu nehmen, bevor der Tempel aller seiner Zierden beraubt wird. Er sitzt und spielt und vertieft sich in seine Harmonien, bis die Bilderstürmer in die Kirche dringen. Unter den Trümmern der Orgel wird der alte Organist zerschmettert. Vortrefflich sind besonders folgende Strophen:

„Einmal noch will ich mich laben
An dem frischen Orgelhauch,
Kann ich dieses Eine haben,
Wohl, dann möcht' ich mich begraben
Mit der Orgel auch."

Und er schafft sich durchs Gedränge
Festen Armes eine Bahn,
Eilt des Kirchenweges Länge
Der im Zug gestreckten Menge
Raschen Laufs voran.

Hin, zu ihr, hinan die Stiegen!
Flügelthüren, springet auf!
Wo verschlossen in der Wiegen
All die frommen Töne liegen,
Töne, wachet auf!

Wie mit leisem Geisterheben,
Daß es Mark und Bein durchdringt,
So beginnen sie zu schweben,
Hoch und höher sich zu heben,
Wie der Aar sich schwingt.

Und der Dämmrung süße Träume
Ziehen feiernd durch den Dom,
Durch die menschenleeren Räume
Wälzet seine Wogenschäume
Der gewalt'ge Strom.

Seelenvolle Phantasien
Ringen mit des Schmerzes Drang,
Die sich suchen, die sich fliehen,
Kaum gebunden, sich entziehen
Jedem Regelzwang.

„Heil'ge Orgel, süßes Wesen,
Die zu meiner süßen Braut
Ich vor Allen hab' erlesen,
Du, an der mein Herz genesen,
Seit ich dir getraut,

Bald nun wirst du ewig rasten,
Jetzt nur, jetzt verlaß mich nicht,
Laß auf deinen schwarzen Tasten
Allen meinen Kummer lasten,
Eh' das Herz mir bricht" u. s. w.

Reinick hat besonders Talent zur humoristischen Lyrik, wie dies die beiden Lieder: „Der verliebte Maikäfer" und „Der Vöglein Rath", auf die erfreulichste und schönste Weise bekunden. Unter den andern, hier zum ersten Mal genannten oder nur wenig bekannten Dichtern können wir sonst keinen namhaft machen, dessen kleine Beisteuer schon in gleicher Weise eine bestimmte Charakteristik zuließe. Auch verlangt der beschränkte Raum nur noch auf einiges Bedeutende hinzuweisen. Hierzu gehören die Gedichte von Ferdinand Freiligrath, dessen Muse sich bis nach Amerika und bis zum Kongo ihren Gesichtskreis erweitert. Gustav Pfizer erzählt in einer großen Reihe von Liedern ein Abenteuer in Rom. Nikolaus Lenau singt aus tiefer Brust von Einsamkeit und Herzensunruhe; der Humor in seinem Liede: „Mein Türkenkopf", steht ihm nicht so gut. Grüneisen und Justinus Kerner geben Kleinigkeiten; Ferrand besingt „Morgenträume". Endlich stoßen wir noch auf „Bruchstücke eines Lehrgedichts" von Friedrich Rückert. Es ist die Weisheit eines indischen Brahmanen, die hier ertönt. Diese Verse gehören zu Rückert's schönsten Accorden. Das Schlechte und das Schöne sprechen immer am deutlichsten durch sich selbst. Deshalb geben wir aus dem „Lehrgedichte" einige Reflexionen:

Der Menschenrede werth ist nicht, was Menschen thaten;
Mit der Natur und Gott soll sich mein Geist berathen.

Die Weisheit Indiens hat vergessen der Geschichte,
Daß sie allein von Gott, Natur und Geist berichte.

Und so ihr Schüler ich hab' auch, was ich besessen,
Gethan und thun gesehn, mit Gott in Gott vergessen;

Und weiß nur Eines noch, und weiß dies Eine ganz:
Gott iſt die Geiſterſonn' und die Natur ſein Glanz.

Reich iſt wol der Gehalt, allein die Form iſt ſteif;
Weich war die grüne Saat, hier ſind die Aehren reif.
Drei Säle ſchritt ich durch, gebaut im Haus der Zeit,
Für Zukunft, Gegenwart und für Vergangenheit.
Im Saal der Zukunft ſah ich farbige Tapeten
Mit Bildern, die heraus ins Leben wollten treten.
Im Saal der Gegenwart ſah ich nach allen Seiten
Die nun ins Leben eingetretnen Bilder ſchreiten.
In der Vergangenheit geweihtem Saale nun
Sah ich zu Stein erſtarrt die Lebensformen ruhn.
Ich ſprach: die Malerei malt uns der Zukunft Flor,
Und die Bildhauerei ſtellt das Vergangne vor.
Es iſt wol Poeſie, die zwiſchen beiden Sphären
Uns die Geſtalten ſoll der Gegenwart erklären.
Die ew'ge Gegenwart, was iſt ſie? die Natur;
Ein Schein Vergangenheit, ein Schein die Zukunft nur.
Von hier und dort der Schein ſchwebt um die Wirklichkeit,
Und immer tauſcht den Platz Zukunft-Vergangenheit.
Das Gegenwärt'ge wird in Zukunft ſein vergangen,
Und das Vergangne hat als Künft'ges angefangen.
Eh das Vergangne war, war es als Zukunft ſchon;
Und Alles bleibt im Jetzt, wenn Einſt und Einſt entflohn.

59.

Olla Potrida von Friedrich Seybold. Rotweil, Willmann. 1834. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Es dürfte überflüſſig ſein, die unter obigem Titel von dem bekannten Friedrich Seybold herausgegebene Sammlung theils früher ohne ſeinen Namen gedruckter Schriften, theils anderweitig bekannter Verhandlungen näher zu beſprechen, und nur die Theilnahme, welche das freiſinnige Deutſchland dem beklagenswerthen Schickſale des Verf. ſchenkte, welcher wegen ſeiner hier wieder bruchſtückweiſe mitgetheilten „Erinnerungen aus Paris im J. 1831 von einem Süddeutſchen" kraft richterlichen Erkenntniſſes zu ſechsmonatlicher Feſtungsſtrafe verurtheilt wurde, ſowie der Umſtand, daß wegen der als geſetzwidrig von dem Gerichte bezeichneten Stellen keine vollſtändige zweite Auflage ſeiner „Erinnerungen" veranſtaltet werden durfte, mögen dieſer „Olla Potrida", die dem deutſchen Publicum vorgeſetzt wird, als Entſchuldigung dienen. Zuerſt entwickelt der Verf. in ſeiner Vertheidigungsſchrift von S. 1—86 die Milderungsgründe, welche ein günſtigeres Urtheil in Beziehung auf ſeine „Erinnerungen" hervorrufen ſollen, wobei es allerdings auffallend erſcheinen muß, daß er durch Anführung der mit den bitterſten Sarkasmen gefüllten Stellen von Börne, Hundt-Radowsky ꝛc. den Beweis führen will, daß ſeine Behauptungen noch als glimpflich und mild erſcheinen können. Rec. glaubt, daß Männer, die ſich wie Seybold auf das äußerſte Extrem geſtellt haben und rückſichtlos gegen alle beſtehenden Verhältniſſe ausſprechen, es verſchmähen müſſen, aus den noch kühnern Angriffen Anderer, die oft nur darum ungeſtraft blieben, weil die Urheber derſelben außer dem Bereiche der Strafbehörde ſich befanden, für ſich einen mildernden Schluß zu ziehen, und daß es ihrer Stellung als politiſche Charaktere mehr zur Ehre gereiche, ſchweigend und mit Ergebung das Urtheil hinzunehmen, das eine ſtärkere Gewalt über ſie verhängt. Jedenfalls iſt dieſe Vertheidigungsſchrift nicht geeignet, den Aeußerungen des Verf. eine verſöhnendere Bedeutung abzugewinnen. „Die recht proſtituirte Kammer, Proceß der Tribune gegen die Deputirten, als Partei, Ankläger und Richter", von S. 86—133, dieſes merkwürdige Actenſtück aus der neueſten Preßgeſchichte Frankreichs, obwol es dem zeitungsleſenden Publicum aus den franzöſiſchen Journalen ſchon hinlänglich bekannt iſt, verdient allerdings als ein Beitrag zur Charakteriſtik der Parteien in Frankreich auch in Deutſchland allgemeiner bekannt zu werden, um ſo mehr, als es, verglichen mit der voranſtehenden „Vertheidigungsſchrift" des Verf., den ſchlagendſten Beweis liefert, welcher ungeheuere Unterſchied in Beziehung auf geſetzliche Garantien einer freien Vertheidigung in Preßangelegenheiten zwiſchen uns und unſern Nachbarn jenſeit des Rheins obwaltet. Von S. 134—272 folgen die Bruchſtücke aus den „Erinnerungen aus Paris im J. 1831", in welchen ſich manche pikante Schilderung franzöſiſchen Volkslebens und treffende Charakteriſtik einzelner politiſcher Notabilitäten findet, obwol wir nicht in Abrede ſein können, daß dieſe „Erinnerungen" nur gleichſam die Rückſeite von Börne's Briefen darſtellen, mit denen ſie zwar die derbe Rückſichtsloſigkeit und ſchonungsloſe Bitterkeit theilen, ohne jedoch nur eine Ader von jenem ſelbſt im heftigſten Grolle noch von Witz und Laune überſprudelnden Humor zu haben, wodurch jene „Briefe" auch bei der entgegengeſetzten Partei wenigſtens ein äſthetiſches Intereſſe gefunden haben. Dieſer äſthetiſche Reiz fehlt den „Erinnerungen" gänzlich. Die „Reminiscenzen eines würtemburgiſchen Conſtituirenden" mögen allerdings dort, wo die Anſpielungen völlig verſtanden werden und die geſchilderten Verhältniſſe von wichtigem Einfluſſe auf das Wohl eines Volkes waren, den gewünſchten Anklang finden; für das größere Publicum können dieſe politiſchen Klatſcherien nur ſehr wenig Intereſſe haben, zumal da der größte Theil der agirenden Perſonen zu wenig hervorragend iſt, um die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Sollte Ref. über dieſe „Olla Potrida" ein Urtheil fällen, ſo wäre es in dem freimüthigen Geſtändniſſe des Verf. S. 84 enthalten: „Jetzt iſt er (der Verf.) zur Erhaltung ſeiner Familie auf den Ertrag ſeiner Feder angewieſen; dies iſt die Haupttendenz ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, eine andere hat er nicht." Vor einem ſolchen Bekenntniſſe muß die Kritik ſchweigen.

151.

Udepore.

Wenn die Centralgegenden Indiens zur Zeit des Dr. Johnſon bekannt geweſen wären, ſo könnte man glauben, der Autor des „Raſſelas" hätte die Idee ſeines glücklichen Thales aus einem der intereſſanteſten Diſtricte von Rajput geſchöpft.

Udepore, der Hauptort dieſer ausgezeichneten Provinz, erhebt ſich in der Mitte einer reichen Landſchaft, welche von allen Seiten durch ein Amphitheater von Bergen eingeſchloſſen wird. Sie bilden um dieſelbe eine undurchdringliche Schutzwehr, welche ſich nur an einem einzigen Punkte zu einem Defilé öffnet, ſo eng und gewunden, daß zwei Wagen daſſelbe nicht zu gleicher Zeit paſſiren können. Jenſeit dieſer natürlichen Mauer iſt das Land nackt und unfruchtbar. Wenn der Reiſende ſich innerhalb des Gebirgs befindet, führt ihn ſein Weg zwiſchen zwei ungeheuern Felſenwänden hindurch, deren Gipfel ſich in den Wolken verlieren. Hier bietet ſich kein anmuthiger, zerſtreuender Gegenſtand ſeinem Auge dar. Plötzlich auf einer Stelle, wo der Pfad eine andere Richtung gewinnt, trifft ſein Blick eine unerwartete Ausſicht. Es iſt dies zur Rechten ein See, deſſen ſilberne Fläche ſich gleich einer Blume mitten unter den reizendſten Bosquets entfaltet, wo die üppigſte Vegetation wie auf einen Zauberſchlag ſich ausbreitet. Kleine Städte und Dörfer, da und dort in das anmuthige Grün hingeſtreut, beleben die Gegend mit ihrer lachenden Anſicht. Ueberall Leben und überall Ueberfluß. Jetzt zieht ſich der Weg einige Zeit auf einem ſanft anſchwellenden Terrain über kleine wellenförmige Hügel hin, bis man unter die Thore der Hauptſtadt gelangt, welche von weitem den Reiſenden zulächelt und ihn einzuladen ſcheint, ſich zu beeilen, um ihre Reize und Wunder in Augenſchein zu nehmen.

Ein kleineres ſchönes Gewäſſer beſpült die Mauern von Udepore, in welchem ſich ſtolz und kokett die Stadt widerſpiegelt mit dem ganzen Pomp ihrer orientaliſchen Baukunſt, mit ihren Pagoden, Minarets, Marmorthürmen, welche in blendender Weiße im Sonnenſchein glänzen, gleich rieſenhaften Perlen, welche in

den Lüften schweben. Den höchsten Punkt nimmt der Palast des Rama ein, ganz aus Marmor erbaut, eher einer festen Citadelle als einem königlichen Residenzschloß ähnlich. Er ist in einem schwerfälligen Styl erbaut, obgleich er einzelne Schönheiten darbietet. Unmittelbar unter den natürlichen Terrassen, auf deren Gipfel er erbaut ist, ruht der See, so reizend und einladend, als wäre er zum Aufenthalt der Feenkönigin und ihrer Genien erschaffen. Herrlich grünende Inseln tauchen aus seinem Busen auf wie Kleinodien von Smaragd. Jede trägt einen Pavillon aus Marmor, mit ungemeiner Eleganz und Zartheit gearbeitet. Ihre schlanken Formen steigen aus dem verschiedenartigen Grün der Wipfel malerisch empor, und höher hinauf wehen die erhabenen Kronen der Palmbäume, welche die Landschaft krönen; weder die Malerei noch die Poesie vermögen die blendende Ueppigkeit dieses magischen Tableaus naturgetreu zu schildern. Alles vereinigt sich hier zu einem herrlichen Ganzen. Die Vögel, die Insekten, die Blumen entfalten unter diesem Himmel eine unvergleichliche Farbenpracht. Selbst die Felsen scheinen in eine kostbarere Masse geformt zu sein. Es ist ein glänzendes, polirtes Quarz, das unter dem Glanze der tropischen Sonne einen Schimmer von sich gibt, den das menschliche Auge kaum ertragen kann.

Aber die Schönheit von Udepore ist nur oberflächlich. Das Glück wohnt nicht in diesem Thale, das doch für einen solchen Gast geschaffen scheint. Trotz der Befestigungen, mit denen es die Natur versehen hat, ist es zu verschiedenen Zeiten die Beute der Eroberer geworden. Seit Jahrhunderten unterdrückt, seufzt seine Bevölkerung noch jetzt im Elende und hat, so lange die Engländer nicht den Gewaltthaten seiner Tyrannen Einhalt thun, kein besseres Schicksal zu erwarten.

Der Menschenstamm von Udepore oder Mewar ist die älteste aller Rassen Hindostans. Sie rühmt sich in grader Linie von der Sonne abzustammen. Der Kampf, den diese Urbewohner gegen die eindringenden Mohammedaner bestanden, war lang und hartnäckig; während seiner ganzen Dauer zeigten sie sich des Ruhms ihrer Vorfahren würdig; es gibt in allen europäischen Traditionen nichts, was mehr den Vorstellungen von einem romantischen Ritterthume entspräche als die in den Chroniken von Chitore (so hieß die alte Hauptstadt) enthaltenen Erzählungen. Als Chitore in die Hände der Eroberer fiel, fand man darin wenig andere Bewohner als Leichname. Die Männer waren auf den Wällen der Stadt geblieben, und die Frauen hatten es vorgezogen, sich in die Flammen zu stürzen, als eine Beute der Sieger zu werden.

Man zeigt noch eine Höhle, worin die Prinzessin Pudmani sich bei der Annäherung des Eroberers Alla-o-Deen mit 15,000 andern Frauen einschloß. Ein ungeheurer Vorrath von Brennstoff war darin schon im Voraus niedergelegt worden. Nachdem die patriotisch-gesinnten Damen den Eingang der Höhle fest verschlossen hatten, ergaben sie sich ihrem Schicksal und starben sämmtlich in diesem riesenhaften Backofen den Heldentod. Seit diesem außerordentlichen Ereignisse wagte es Niemand, das Innere der Höhle zu betreten; das Gerücht geht, daß sie von bösen Geistern bewacht wird, welche jedem Sterblichen den Eingang verwehren. Mehr jedoch als dieser Aberglaube mögen an der Furcht vor dieser Höhle die unzähligen giftigen Schlangen Ursache sein, welche sich darin aufhalten und Jedem augenblicklich den Tod bringen würden, der es wagen wollte, sich der Schätze zu bemächtigen, welche ohne Zweifel noch in der Höhle verborgen sind; denn in jenen Zeiten pflegten sich Fürsten und Edle selten einem freiwilligen Tode hinzugeben, ohne das Kostbarste ihres Eigenthums mit sich zu nehmen. Die von dem Obersten Todd herausgegebene Geschichte von Rajastan liefert eine Menge ähnlicher Züge, welche von dem Heroismus der Frauen von Udepore zeugen.

Die Frauen der Rajputen befinden sich im Durchschnitt in einer günstigern Lage als die übrigen ihres Geschlechts in Hindostan. Neuerdings haben sie zwar die nach und nach von den Mohammedanern eingeführten Sitten angenommen und betragen sich demzufolge gegen das andere Geschlecht ebenso zurückgezogen wie die übrigen Orientalinnen; allein trotzdem ist ihr Einfluß auf die allgemeine Gesittung größer, da das Eingeschränkte ihrer Stellung mehr eine freiwillige Uebernahme fremder Sitte als ein Zwang ist. Unter den Fürstinnen dieses Landes haben viele großen Einfluß geübt, und es gibt unter ihnen einige denkwürdige und ruhmvolle Namen.

Folgende Begebenheit trug sich einst mit einer Prinzessin von Jeypore zu.

Der regierende Fürst starb, ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen. Seine Favoritgemahlin behauptete schwanger zu sein und fand Mittel, in dem Gynäceum das Kind einer Sklavin als ihr eignes unterzuschieben. Bevor man eine Ahnung von diesem Betrug hatte, gelang es ihr, die Edelsten des Hofes zu einem Gastmahl zu versammeln, bei welchem sie von denselben Gerichten aßen wie der vermeintliche Thronerbe. Später, als sie den Betrug inne wurden, wagten sie es doch nicht, einen Schritt zu dessen Vereitelung zu thun, indem sie fürchteten die Vorrechte ihrer Kaste zu verlieren, weil sie mit dem untergeschobenen Prinzen aus einer Schüssel gegessen hatten. Daher gelang es der Prinzessin, ihren Schützling durch allerlei Ränke und Kunstgriffe auf dem Throne zu erhalten.

Die Bevölkerung des Landes bietet in ihrem Charakter eine Mischung von Lastern und Tugenden dar, unter denen es schwer hält, eine Bilanz zu finden. Die Europäer, welche sich seit einer Reihe von Jahren unter ihnen angesiedelt haben, geben davon sehr verschiedenartige Berichte, je nachdem sie mit den Eingeborenen in freundschaftlichen oder feindlichen Verhältnissen stehen, sodaß diese bald so schwarz wie böse Geister, bald so vortrefflich wie Engel geschildert werden. Doch mögen Leidenschaftlichkeit und eine gewisse seltsame Ritterlichkeit leicht als die Grundzüge ihres Charakters gelten.

Ihr Lieblingsmittel, um Beleidigungen zu rächen oder zu strafen, ist die freiwillige Opferung ihres Lebens. Derjenige Theil, welcher den Schimpf erlitt, glaubt, daß das Blut eines seiner Anverwandten, wenn es vergossen wird, auf das Haupt des Beleidigers zurückfällt. Diejenigen, welche weniger edel und romantisch gesinnt sind, wählen zu diesem Endzwecke eines der unnützesten Familienglieder; allein es gibt auch Fälle, wo sich die Edelsten und Würdigsten lieber dem Tode geweiht haben, ehe sie eine Beleidigung erduldeten, der sie keinen andern Widerstand entgegenzusetzen vermochten. Die Vertheidigung eines gewissen Theils der Landesgrenze wird der Tapferkeit eines bestimmten Stammes überlassen, welcher zunächst dem Flusse wohnt, der die Staaten von Udepore von dem fremden Gebiete scheidet. Jedesmal, wenn es dem feindlichen Häuptling gelingt, den Fluß zu überschreiten und in das Land einzudringen, muß dieser Stamm eines seiner Glieder freiwillig dem Tode weihen, in dem Glauben, daß der Schatten des Geopferten wie ein Fluch auf dem eindringenden Eroberer haften wird. Zu keiner Zeit haben sich die Grenzwächter dieser schweren Pflicht entzogen, welche lediglich auf den phantastischen Begriffen der Hindus von kriegerischer Ehre beruht. Uebrigens sind die Opfer dieser Art in Udepore nicht immer freiwillig gewesen. Es war ehedem Brauch, das Grabmal eines Fürsten mit Strömen Blutes zu benetzen. Wehe dem Fremdling, der zu einer solchen Zeit das Land durchstreifte! Er ward ohne Umstände den Manen des Verstorbenen geopfert, da man auf diese Weise das Blut der Eingeborenen schonte. Erst in neuesten Zeiten durch den Einfluß der Engländer ist dieser grausame Gebrauch abgeschafft worden. 150.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 317. — 13. November 1835.

Das engliſche Theaterweſen im Jahr 1613.

Nachſtehender Schilderung, die ein anziehender Beitrag zur Sittengeſchichte iſt, liegt ein lebendig und gewiſſenhaft nach angegebenen Quellen geſchriebener Aufſatz in Philipp Chasles' „Caractères et paysages" zum Grunde, welcher überſchrieben iſt: „Moeurs dramatiques du seizième siècle". Wir enthalten uns aller Einleitung und Vorerinnerung und laſſen den Aufſatz, in ſeinem weſentlichen Inhalt wiedergegeben, für ſich ſelbſt ſprechen.

Das Wiederaufleben der Vergangenheit hat nur Werth, ſo weit ſie wahr und treu iſt. Ein einziger Irrthum, und der Zauber iſt hin; ihr Beſchwörer wird zum Gaukler und Lügner. Wie merkwürdig müßte es für die ſeltenen und wohlwollenden Geiſter, die noch für Kunſtgeſchichte und Kunſtwerke Sinn haben, ſein, in einer verlorenen Handſchrift ein treues, vollſtändiges Bild von einer Aufführung eines Shakſpeare'ſchen Stücks am Ende des 16., oder im Anfange des 17. Jahrhunderts zu finden! Die Sitten, die Gewohnheiten und Bräuche der Zuſchauer, das Aeußere, die Bewegungen derſelben würden viel Licht über Grund und Sinn dieſer ſo bewunderten wie getadelten und wenig verſtandenen Dramen verbreiten. So etwas findet ſich freilich nirgend; ſammelt man aber tauſend zerſtreute und vergeſſene Bruchſtücke, ſo läßt ſich ſchon der Verluſt erſetzen.

Malone, Chalmers, Douce, Hazlitt, Lamb, Payne Collier, Gifford haben dazu ſeltene Materialien geſammelt. Alte Handſchriften, wie die Burghley papers, die in den Harley'ſchen und Bodley'ſchen Bücherſälen ungekannt begraben und ungedruckt liegen, gaben denkwürdige Kunde von Shakſpeare's Privatleben, wie man ſie zu finden verzweifeln mußte.

Das Tagebuch eines Rechtsanwalts aus dem 16. Jahrhundert: „Journal of a barrister" (Harleyan MSS.), beut wieder andere Charakterzüge. Der damalige Theaterdirector Henslowe hat das Weſentliche der Bühne genau geſchildert. Gleichzeitige, zumeiſt ſatiriſche Dichter haben hier und da Zerrbilder, wie ſie ſie vorfanden, kurz entworfen. Nehmen wir dann dieſe Urkunden zuſammen und begeben uns in den Bereich des Globus am Abend einer großen Vorſtellung, welche am 12. Juni 1613 ſtattfand.

Was wir davon beibringen, iſt durchaus wahr und Thatbeſtand. Ein Brief Wotton's in den „Reliquiae Wottonianae" belegt es. Wir dichten nichts hinzu, ſondern gruppiren nur Thatſachen und Figuren.

Durchwandern wir alſo London, wie es 1613 war, ganz aus Holz und großen Bauten beſtehend, worin italieniſcher und gothiſcher Styl miteinander ringen! Bewundern wir dieſe Miſchung von mittelalterlichem und claſſiſchem Geſchmack! Halten wir an dem Holland-house an! Die großen, mit Zinnen beſetzten Mauern, die ſchwarzen Baſteien, die oblongen und ſchießſchartenähnlichen Fenſter ragen in das 17. Jahrhundert hinein wie ein großer Schatten des ſcheidenden Mittelalters. Bemerken wir die Bürger- und Handwerkerhäuſer mit ſpitzen Dächern, wo jedes Geſchoß, auf dem untern laſtend, ſeine mit groben Fratzen verzierten Balken, ſeine langen bildwerklichen Springwaſſer und ſeine gothiſche Dunkelheit in die Straße hinein erſtreckt. Wie beugen ſie ſich vor einigen ſie beherrſchenden Gebäuden mit hohen Giebeln, Schießſcharten und italieniſch verzierten Säulen! Der Niedere kniet ſtets vor dem Höhern und Herrn!

Folgt ihr mir nun ins Theater, ſo werden wir das Volk, das ſich um uns bewegt, noch beſſer beobachten. Ihr werdet die Soldaten ſogleich an ihren braunen Wämmſen erkennen, die Bedienten an ihrer blauen Livree, die Handwerkslehrlinge an ihren flachen Mützen, die abgedankten Kriegsknechte an Degen und Lumpen, die Stadtſchergen an ihrem lohbraunen Mantel und ihrer Kolbe oder Gerichtshand. Dieſe ganze Geſellſchaft iſt noch allegoriſch und ſymboliſch; jede Kaſte iſt von der andern unterſchieden und genau geſondert. Und wie anziehend und bezeichnend. Jener dort mit dem platten Schopf und ſchwarzem Rock, der in Gedanken wandelt und ſeine Schritte zählt, iſt ein Puritaner; er verflucht die Schaubühnen, wuchert und lebt verachtet; noch dreißig Jahre, und ſeine Sekte wandelt England um.

Aber gehen wir auf Southwark zu! Die Paulskirche iſt von allen londoner Taſchendieben beſetzt. Gehen wir durch! Ihr ſeht da die cockatrices oder öffentlichen Mädchen, die Gauner, das liederliche Geſindel, die Glücksritter ihren Handel vor dem Altar während des Gottesdienſtes abſchließen. Jener Büttel, der von den jungen Leuten Geld nimmt, erhebt eine eigne Steuer von ihren Sporen. Da dieſe Sporen mit vierzelligen Rädern viel Lärm machen, ſo müſſen die Zierlinge, die in der Hauptkirche Luſt, Laſter und Reue feilſchen, mindeſtens den Lärm, den ſie machen, bezahlen. Das heißt Sporengeld, und die Stiftsherren leben von dieſer Auflage.

Gehen wir nun durch die New exchange, von Nähterinnen und Schneidern wimmelnd. Dieſe Gewerbe ſind in Zeiten äußerer Eitelkeit trefflich und in großem Anſehen. Endlich ſtehen wir vor der Bankside. Bemerkt ihr dort unten die rothſeidene Fahne an einem vergoldeten Stabe, über einer Art von hölzerner Burg wehend?

Ueber das Ufer der Themſe, auf lothigem Boden erhebt ſich dies ſechseckige Gezimmer, ziegelfarbig angeſtrichen, ein ſtumpfer Kegel, in ſeiner Baſis etwas breiter als an der Spitze, oben offen. Man möchte es einen der vorgeſchobenen Thürme ehemaliger feſter Schlöſſer nennen; ein lothiger Graben umgibt es; zwei kleine, mit Latten gedeckte, ſpitze und aneinandergeſetzte Dächer ſpringen aus dem wunderlichen Gebäude hervor, und die rothe zwiſchen ihnen aufgepflanzte Fahne verkündet der ſchauluſtigen Menge, daß die Thüren des Globus geöffnet ſind. Nach der Vorſtellung wird dieſe Oriflamme weggenommen. Jede Schauſpielergeſellſchaft hat ihre Fahne, Banner gegen Banner, Heer gegen Heer. Sowie die Standarte eines beliebten Schauſpielſaales auf der Höhe erſcheint, iſt London in Bewegung. Geht ihr, welche Menge ſich nach dem ſechseckigen Gezimmer

hinbewegt? Dieſe ſchweren, wie Häuſer einherrollenden Wagen, dieſe mit langen Teppichen bedeckten Pferde, dieſe von zwei Männern getragenen Sänften, die wie ein eingeſchirrtes aufgeputztes Pferd ausſehen, dieſe Frauen an den Armen ihrer Männer, dieſe Richter auf ihren Mauleſeln, dieſe Handwerksburſchen in Hellhauſen, Alles hält am Globus an. So heißt das Theater, wo heute am 29. Juni 1613 Shakſpeare's „Heinrich VIII." feierlich gegeben wird. Die Anzüge ſind neu; man hat wohlbedächtig angekündet, daß eine Kanone im Stücke vorkommt, und daß die Aufführung ungewöhnlich prachtvoll ſein wird.

Kommt nur! es iſt die höchſte Zeit, beinah drei Uhr. Um drei Uhr geht der Vorhang auf.

Der Globus, dieſes armſelige Gebäude, der ſchönſte Schauſpielſaal in London, iſt ein Bezirk von ſechs Wänden und zwei Thüren. Eine dieſer Thüren iſt Eingang für die Schauſpieler und hinzugelaſſene Bekannte, die andere für das Volk. Ueber dem Eingange hält eine grob, wie die meiſten jener Zeit, angemalte Statue des Hercules eine Weltkugel, worauf die Inſchrift: „Totus mundus agit histrionem" (Alle Welt ſpielt Komödie).

Sprengt dieſes Gedräng von Männern, Frauen, Bürgern, Adeligen, Dieben und Handwerksburſchen um einen Anſchlagzettel; ſie prügeln ſich, ihn gemächlich zu leſen. Dieſer Rieſenzettel, an Pfählen rings um das Theater angeſchlagen, kündet das heutige Schauſpiel an. Entziffert die karminrothen Buchſtaben! Ihr werdet euch wundern, kein Wort von Heinrich VIII., dem Helden des Schauſpiels zu finden, dafür aber nur: „All is true, an historical play" (Alles iſt wahr, ein geſchichtliches Stück). Wilhelm Shakſpeare glaubte mit dieſem Titel das Volk günſtig zu ſtimmen und die Kritik zu entwaffnen. An der Theaterthüre ſeht ihr Handwerksburſchen, Gaukler, Taback- und Obſthändler, Büchertrödler mit ihren kleinen Bretgeſtellen voller Flugblätter, die ſie ausbieten. Man hört nichts als: Kauft ein neues Buch! Wer will ein Flugblatt? „Die Fibel für Dümmlinge"; „Der Rabenalmanach"; „Zweihellerwitz"; „Venus und Adonis", von Wilh. Shakſpeare; „Herunter mit dem Hemde"; „Gebet Percies Leerſäckel"; „Nachrichten aus der Hölle"; „Londons ſieben Sünden!" Einige Vornehme verſehen ſich mit einem Duodezbüchelchen, um die Zeit in den Zwiſchenacten zu vertreiben. Ihr könnt das auch; es koſtet euch nur ein Kopfſtück, und ihr laßt euch von der Menge forttragen, zwiſchen der in Zeuch gekleideten Bürgerfrau und dem von falſchen Steinen funkelnden Freudenmädchen.

Mißfallen euch aber dieſe ungewaſchenen Handwerker, dieſe ungeſchlachten Burſchen, und wollt ihr von gutem Ton ſein, ſo miſcht euch unter die Schauſpieler, ihre gewohnten Bekannten und Schriftſteller; geht ihnen nur nach durch die Thüre, wo ſie hineingehen! Nur der Pöbel erlegt ſeinen Schilling, ſeine 6 Sous, oder auch ſeinen Penny in die Büchſe des ſchwarzgekleideten Einnehmers, den ihr mit ſeinem Beutel an der Hand am Haupteingange ſtehen ſeht.

Aber ihr braucht einen Führer, und ich rathe euch, Thomas Naſh den Satiriker zu nehmen, den ich eben dort gewahr werde und der in ſeinen vielen Flugblättern mit galliger und mächtiger Lauge die Sitten und Menſchen ſeiner Zeit geſchildert hat. Er mag ſprechen und euch führen! Das Meiſte, was er euch ſagen wird, findet ſich in ſeinen, jetzt ſehr ſeltenen, ebenſo witzigen als cyniſchen Flugſchriften.

„Heute", meldet er uns, „iſt eine ungewöhnliche Vorſtellung, und darum, wie es Brauch iſt, das Legegeld doppelt. Geht ſchnell hinein, denn es wird kein Dreifuß mehr zu haben ſein"; ſo heißen die kleinen dreifüßigen Holzſchemel, die ein Theaterdiener den Vornehmen für ein Trinkgeld von einem Schilling vermiethet und die dazu dienen, den Bühnenplatz mit ihrer Gegenwart zu beläſtigen. Wir wollen das auch thun. Hurtig; nur drei ſind noch vorhanden, und die ſäumigen Bekannten ſelbſt werden ſich auf die Erde ſetzen müſſen. Aber erlegt euer Geld nicht eher, als bis ihr den verhängnißvollen Dreifuß habt. Der Aufwärter muß vorſichtig ſein. Vorſichtige laſſen ſich ihre Seſſel von ihrem Laufburſchen bringen.

Ihr geht durch das Probezimmer, oder tiring room. Hebt den Vorhang im Hintergrunde, der traverse heißt, und ihr ſeid auf der Bühne. Sie iſt mit Matten belegt, was ungewöhnlich iſt. Denn meiſtens iſt der Boden mit Blättern und Gezweig beſtreut; heut aber iſt ein großer Tag und man hat nichts geſpart.

Schon iſt das Innere der Bühne voll von Menſchen, ein Brauch, der die Schauſpieler ſehr beengt und die gemeinen Leute demüthigt; aber man hat dies Vorrecht der Vornehmen nicht abſchaffen können, die es allerdings misbrauchen, wie ihr gleich ſehen werdet. Alles iſt finſter um uns; der Vorhang iſt nicht aufgezogen. Der, welcher uns vom Publicum ſcheidet, die wir nun auf der Bühne für Schauſpieler ſitzen, verdeckt euch ein anderes, auch ziemlich anſprechendes Schauſpiel, deſſen Getöſe bis zu euch herdringt. Wundert euch nicht über dies miſtheilige Geſchrei; das iſt noch gar nichts. Haltet euch nur bereit, mit euerm Hute euch gegen das Gewerf zu ſchützen, das man auf uns ſchleudert und das zuweilen den Vorhang zerreißt; ſehen fliegen Ziegelſteine, Aepfel, Kieſel; das Volk wird ungeduldig, und die Vornehmen um uns her lüpfen zuweilen den Vorhang, um dieſen Angriffen mit Schmähungen und Gewerf zu antworten, das ſie brüllend und mit feſter Hand ſchleudern.

(Die Fortſezung folgt.)

The anatomy of drunkenness by *Robert Macnish*. Fünfte Ausgabe. Glasgow 1834.

Das Laſter der Trunkenheit oder, wie man es in neuerer Zeit benannt hat, die Trunkſucht, iſt ſo alt als das Menſchengeſchlecht. Schon Noah betrank ſich ſeinen Söhnen zum Aergerniß, wie uns die heiligen Geſchichten erzählen, und alle Geſetze und Mäßigkeitsvereine werden es leider wol nie dahin bringen, daß dieſes Laſter von der Erde vertilgt werde. Es liegt etwas zu Verführeriſches in dem Genuſſe geiſtiger Getränke, als daß die Menſchen dahin kommen ſollten, ihm ganz zu entſagen. Das verderbliche Gift iſt einmal da und unter zu vielerlei Formen verbreitet, als daß der Misbrauch deſſelben ganz verhütet werden könnte, und ſelbſt der kräftigſte Wille und die vollkommenſte geiſtige Ausbildung iſt oft nicht im Stande, Dem, der ſich einmal dieſer traurigen Gewohnheit ergeben, dagegen zu ſchützen. Ja, die tägliche Erfahrung zeigt uns, daß leider oft grade die fähigſten, ſowol von Seite des Geiſtes als des Herzens ausgezeichnetſten, liebenswürdigſten Menſchen dieſer Gewohnheit zum Opfer fallen und ſo dem Staate, ihren Familien, den Künſten und Wiſſenſchaften verloren gehen. Es iſt dies eine ſehr traurige Erfahrung, und man wird ſehr verſucht, die Frage aufzuwerfen, ob es dieſes Misbrauches willen nicht beſſer wäre, es gäbe gar keinen Wein, Branntwein und andere berauſchende Getränke in der Welt. Jetzt da dieſe Dinge aber einmal unter uns eingebürgert und ohne die gewaltſamſten Maßregeln nicht mehr zu vertilgen ſind, muß uns Alles daran liegen, den Misbrauch, der damit getrieben wird, und die Nachtheile, die daraus für das phyſiſche und moraliſche Wohl der Menſchen entſpringen, nach Kräften zu verhüten und zu mindern. Am kräftigſten würden die Regierungen dagegen wirken können, und ſie ſollten es, wenn ſie beherzigten, was ſchon der berühmte J. Peter Frank ſagt, daß nämlich durch dieſe und ähnliche Ausſchweifungen dem Staate jährlich ein ſo großer Verluſt an Menſchen zuwächſt, als die größte Peſt, wenn ſie alle 25 Jahre unter uns wüthete, verurſachen würde, indem nicht nur ſo viele Unglückliche gleich nach dem begangenen Fehler in tödtliche Krankheiten verfallen, ſondern die mehrſten von ihnen, mit langwierigen Uebeln beladen, dem Staate noch lange Jahre zur Laſt fallen. Sie würden dem verderblichen Laſter den kräftigſten Damm entgegenſetzen können, indem ſie die Fabrikation des Branntweins und anderer geiſtigen Getränke erſchwerten, die Zahl der Wirthshäu-

ser und Schenken beschränkten, die auf die Trunkenheit gesetzten Strafen schärften u. s. w. Leider aber berücksichtigt man bei diesem Gegenstande mehr die Interessen der Gewerbe und des Handels, als die der Gesundheit und der Moralität, und namentlich hat der neuere Zollverband in manchen Ländern den Genuß geistiger Getränke eher erleichtert als erschwert und so die Völlerei eher befördert als verhindert. Von dieser Seite dürfte daher wenig Abhülfe zu erwarten sein. Aber es gibt noch andere, wenngleich weniger wirksame Mittel, diesem Uebel zu steuern, zu denen wir besonders zweckmäßige Volksbildung, Belehrung, policeiliche Aufsicht und die neuerlich besonders in England und in Amerika sich bildenden Mäßigkeitsvereine zählen. Da wir im Verlaufe dieser Anzeige noch Gelegenheit erhalten werden, über einige dieser Mittel unsere Gedanken auszusprechen, so unterlassen wir es, hier weiter darauf einzugehen.

Macnish's hier anzuzeigendes Werk über die Trunkenheit scheint zwar zunächst für Aerzte bestimmt zu sein, ist aber in einer so faßlichen, angenehmen und unterhaltenden Weise geschrieben, daß es auch von jedem Laien verstanden werden kann; ja, die Erscheinung einer fünften Auflage läßt fast vermuthen, daß es in England unter dieser Classe von Lesern Eingang gefunden hat. Es beschränkt sich nicht blos auf die Schilderung dieses Uebels und die Mittel zu seiner Abhülfe, sondern schließt Alles in sich, was mit diesem Gegenstande in naher oder entfernter Berührung steht, sodaß es als eine recht nützliche Monographie der Trunkenheit angesehen werden kann, die, abgesehen von manchen Anspielungen auf Bücher und Personen, welche nur für den Engländer Interesse haben, auch für das größere deutsche Publicum geeignet sein würde.

Das erste Capitel enthält vorläufige Bemerkungen, von denen wir nun einige ausheben wollen. Der Hang zur Völlerei ist sehr verschieden zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern; er ist mehr dem rohen als dem civilisirten Zustande eigen, auch ist er ausgebreiteter in nördlichen als in südlichen Ländern. Die Bewohner südlicher Klimate können berauschende Substanzen weniger vertragen als die der nördlichen; dies rührt zum Theil von der Kälte, zum Theil von besondern physischen und moralischen Eigenschaften her, zu denen die Kälte die Veranlassung gibt. Man kann Jemand keinen Trunkenbold nennen, weil er eine gewisse Quantität berauschenden Getränkes zu sich nimmt, sondern weil Das, was er zu sich nimmt, gewisse Wirkungen auf seinen Organismus hervorbringt. Der Russe kann täglich sechs Gläser trinken und dabei so mäßig sein als der Italiener, der deren nur vier, oder der Indier, der deren nur zwei trinkt. Aber die Bewohner des Südens trinken nicht nur weniger, sondern berauschen sich auch seltener. Man vergleiche nur London und Paris oder Moskau und Rom in dieser Hinsicht. Nie wird man hören, daß ein Engländer Zuckerwasser schlürft oder seine Freunde mit einem Glase Limonade bewirthet, was in Frankreich sehr gewöhnliche Dinge sind. Der Hang zur Völlerei hat sowol Verschlechterung der physischen als der moralischen Natur des Menschen über die Welt verbreitet. Wo berauschende Getränke einheimisch wurden, sank die Moralität. Sie wirken wie der Samum in der Wüste, da, wo sie hinkommen, Elend und Verderben verbreitend. Bei manchen Völkern des Alterthums wurde schon die Trunkenheit als entehrend betrachtet. Die Nervier entsagten dem Genusse des Weines, weil er feig und weibisch mache, und bei den Spartanern stand die Völlerei in solcher Verachtung, daß sie, um der Jugend ein abschreckendes Beispiel zu geben, die Sklaven berauschten und sie so öffentlich ausstellten. Bei den Indiern gilt die Trunkenheit als eine Art von Wahnsinn, das Wort Ramgam heißt in ihrer Sprache ein Trunkenbold, d. i. ein Wahnsinniger. „Da hängt eine Weinflasche", riefen die römischen Soldaten und zeigten dabei auf den Leichnam des trunkenen Bonosus, der sich in der Verzweiflung an einem Baum erhängt hatte. „Wenn du ein paar dauerhafte Schuhe haben willst", sagte der lustige Matthäus Langsberg, „so mußt du das Oberleder von dem Munde eines tüchtigen Trinkers machen, denn das nimmt kein Wasser an." Blicken wir auf unsere Zeit, so scheint es in Hinsicht auf die Neigung der Menschen zu geistigen Getränken nicht besser geworden zu sein. Unter den höhern Ständen hat zwar das Laster der Trunkenheit abgenommen, unter den niedern dagegen desto furchtbarere Fortschritte gemacht. Vor 30—40 Jahren glaubte ein Gutsbesitzer nicht, seinen Gästen eine Ehre angethan zu haben, wenn sie nicht von seinem Tische berauscht aufstanden. In Irland und in den schottischen Hochlanden ist diese Gewohnheit noch heutiges Tages zu Hause, in den übrigen Theilen von England aber hat sie sehr abgenommen. Die nachtheiligen Wirkungen berauschender Getränke auf die niedere Volksclasse werden noch sehr gesteigert durch fremde Zumischungen und Verfälschungen. So z. B. wird der Wein verfälscht durch Alaun, Bleizucker, Farbestoffe, der Branntwein durch Vitriolöl, Terpenthin u. s. w. Von den gebrannten Geistern sind die vorzüglichsten: Rum, Gin (Wachholderbranntwein), Franzbranntwein und Whisky. Den erstern trinkt man hauptsächlich in Westindien, Nordamerika und in den Städten von Großbritannien, die in besondern Handelsverbindungen mit diesen Ländern stehen; den zweiten in Holland und der Schweiz; der dritte wird hauptsächlich in der Provence und Languedoc gewonnen und ist das gewöhnlichste Getränk im Süden; der vierte ist vorzüglich in Irland und Schottland gebräuchlich, wo er am besten bereitet wird. Unser Kirschwasser, vorzüglich in Schwaben und Oestreich gebräuchlich, sowie der russische Vogelkirschenbranntwein scheinen in England nicht gekannt zu sein. Außer diesen gebrannten Geistern gibt es noch andere berauschende Substanzen, als: das Peganum Harmala oder syrische Raute, so oft gebraucht von Sultan Soliman; der Hibiscus Saldarissa, woraus die indische Bangue bereitet wird und woraus das Nepenthes der Alten gemacht worden sein soll; der Balsac oder türkische Bangue, an den Küsten der Levante zu Hause; das Penang oder indische Betel; das Bilsenkraut, die Tollkirsche, Opium, Taback, Cocculus Indicus u. s. w. Im zweiten Capitel verbreitet sich der Verf. über die Ursachen der Trunkenheit. Es gibt Menschen, die niemals sich dem Trunke ergeben, dagegen andere, die durch nichts davon abgehalten werden können. Einige werden Trunkenbolde aus Vorsatz, andere aus Nothwendigkeit. Die Erstern haben eine angeborene, in ihrer Constitution begründete Neigung zu hitzigen Getränken und trinken con amore. Sie sind gewöhnlich von sanguinischem Temperament, von roher, ungebildeter Gemüthsart, von niedriger, thierischer Begierde, straffer Faser u. s. w. Der Trinker aus Nothwendigkeit dagegen kann ein Mensch von liebenswürdigen Eigenschaften sein; Noth und Unglück stürzen ihn in diese unselige Gewohnheit; anstatt seine Sorgen männlich zu ertragen, will er sie vertrinken. Uebermäßige Reizbarkeit, Charakterschwäche und nagender Kummer sind die Veranlassungen. Einige werden Trinker aus zu großer Nachsicht in der Jugend. Es gibt Aeltern, die ihre Kinder zum Genusse von Wein, Punsch u. s. w. anhalten. Andere legen den Grund zu dieser verderblichen Gewohnheit in Trinkclubs, Maurerlogen. Letztere stehen bei dem Verf. in großem Miscredit; er nennt sie die wahren Saufakademien. Auch gute Sänger werden leicht Trinker. Die Trunksucht ist mehr in den Städten als auf dem Lande zu Hause, mehr unter Handwerkern als Landleuten; am meisten unter den Domestiken der Großen, unter Gastwirthen, Musikern, Schauspielern und Leuten, welche ein unstetes Leben führen. Weiber lernen gern Bier trinken während des Stillens. Auch der häufige Genuß von Herzstärkungen, Noyau, Kirschwasser, Anisett u. s. w., verleitet zum Trunk. Derselbe Fall ist es mit geistigen Tincturen, deren sich manche Hypochondristen und Diejenigen bedienen, welche an Verdauungsbeschwerden leiden. Auch die Gewohnheit, starken Thee zu trinken, führt oft zur Trunksucht. Manche Beschäftigungen geben gleichfalls Veranlassung dazu, so die der Gastwirthe, Werbsoldaten, Bezer und reisenden Handelsleute. Unverheirathete, besonders ältere Frauen ergeben sich leichter dem Trunke als verheirathete; sie sind gewöhnlich heimliche Schlückchentrinkerinnen (dramdrinkers). Die Gewohnheit zu trinken scheint bisweilen erblich zu sein, und zwar ist sie nicht immer

Frau, die Schlafzimmer, Küche in neuen modernen Einrichtungen, Kleiderschränke, Waschkommoden, Spiegel, Bilder, Teppiche, Vorhänge, Betten, Federn, Steppdecken, Kissen, Matratzen, Bettstellen, Tische, Stühle, Sofa, Kanapee, Sessel, Schaukelstühle

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 318. — 14. November 1835.

Das englische Theaterwesen im Jahr 1613.

(Fortsetzung aus Nr. 317.)

Die Eintheilung des Theaters ist folgende. Das Aeußere ist Sechseck, das Innere kreisrund. Die Bühne, wo ihr euch befindet, ist vom Parterre oder Hof durch ein Gitter, so hoch, daß man sich darauf stützen kann, und durch einen Vorhang geschieden. Der Hof (yard), wo die Leute stehen, die jetzt so viel lärmen, ist allem Unbestand des Wetters preisgegeben. Diese immer stehenden Herren heißen in der Coulissensprache die understanders, die unten, auf dem Parterre Stehenden; ein Wortspiel, das zugleich ihre Stellung bezeichnet und einen bittern Spott über ihr Urtheil, ihren Verstand enthält. Die Bühne selbst wird von den zwei kleinen Schirmdächern geschützt, die ihr draußen gesehen habt. Das Uebrige des Theaters ist unbedeckt.

Zwischen den understanders und den vornehmen Schemeleinsassen ist ein erbitterter, oft mörderischer Krieg. Doch still! da ist der Diener, der unter dem Vorhang inwendig den Zettel anhängt, welcher den Ort, wo das Stück spielt, angibt: London. Ein anderer heftet an die alte Wandbekleidung ein Stück Leinwand, ungefähr wie ein Fenster; das müßt ihr für ein Haus nehmen. Der Mann dort im schwarzsammetnen Mantel ist der Prolog. Prolog und schwarzer Sammet sind unzertrennlich.

Richard Burbadge, der beste Schauspieler unserer Zeit, der im heutigen Stück den Cardinal Wolsey spielt, ist jener halbangekleidete Mann, der durch die Doppelreihe unserer Vornehmen hindurchschreitend, seinen Kopf durch die Vorhangsöffnung steckt, der, wenn das Stück angeht, auseinander und nach beiden Seiten der Bühne sich zieht. Das Freudengeschrei, das ihr vernehmt, ist Gruß des Volks, das seinen Liebling erkannt hat. Alle Hüte fliegen in die Luft. „Es lebe Burbadge! es lebe der Atlas des Globus!" schreit ein junger Herr, der ein schöner Geist sein will. Zuverlässig ist unter der Zuhörerschaft so viel Dramatisches als in einem Stücke selbst.

Die beiden im Theater selbst auf beiden Flügeln angebrachten Logen sind für die Musiker. Ihrer sind zehn; es ist die beste Gesellschaft in London. Meistens Italiener und in Diensten Sr. Majestät, verdanken sie ihrer Kunst eine gewisse Straflosigkeit, welche ernste bedeutende Männer empört. Der alte Baßgeiger dort hat ein junges Mädchen am Hofe verführt, das man in seinem Bette fand, und doch ist die ganze Geschichte durch einige Herren von Einfluß vertuscht worden.

Doch die Trompete hat schon dreimal geblasen, das ist das bräuchliche Zeichen: der Vorhang geht auf. Der Prolog mit seinem Lorberzweig in der Hand tritt nach dem eisernen Gitter vor; allmälig wird es ruhig. Wenn wir den Prolog angehört haben, wollen wir nach dem Publicum sehen. Der Prolog spricht:

„Ich komme nicht, euch lachen zu machen; heute gibt es nur ernste Dinge, mächtige Anliegen, Staatssachen, was die Welt nur Ernsthaftes hat, bittere Schmerzen, wirkliche Vorfälle, welche die Stirne furchen, edle Scenen, welche die Augen mit Thränen füllen — das bieten wir euch heute."

„Habt ihr noch mitleidige Herzen, so könnt ihr diesen Unglücksfällen eine Thräne schenken; der Gegenstand verdient es schon. Wollt ihr nur wahren Genuß einkaufen, hier findet ihr nur Wahrheit; wollt ihr ein paar prachtvolle Auftritte sehen, hier findet ihr sie. Nur ein wenig Geduld! zwei Stunden vergehen; laßt euch euern Schilling nicht reuen!"

„Ihr, die ihr nur Ausgelassenheit, Thorheit und Rüstungengerassel verlangt, ihr Liebhaber des uralten Theaternarren imgelben Putz, mit der buntscheckigen Jacke, ich will's euch voraussagen, ihr werdet getäuscht. Geneigte Zuhörer, diese auserlesene, geschichtliche Vorstellung mit den unnützen Schauspielen verwechseln, wo es nichts als Spaßmacher und Schlachten gibt, das hieße uns der Thorheit und euch der Unwissenheit zeihen. Um Himmels willen also, ihr allereinsichtigsten und weisesten Zuschauer in London, gebt euch hin an Das, was wir euch bringen; betrübt euch! die edeln Gestalten unserer Geschichte werden wieder aufleben und auftreten. Bedenkt das wohl, sie sind es, sie selbst, groß wie vormals; wie weiland mächtig, gefeiert, geschmeichelt, beneidet von der Menge, belagert von Freunden. Einen Augenblick noch — und ihr seht diese Größe verstoßen und in grausigem Elend vernichtet. Da lacht einmal, wenn ihr Herz habt!"

Der Prolog trat ab, ein Gemurmel erhob sich unter der bunten Menge. Sie klatschte nicht; der Genius wird eben nicht beklatscht; er setzt in Staunen, man schätzt ihn, man weiß nicht, wie man ihn beurtheilen soll, und geht fürbaß.

Der Verfasser des Stücks, hebt Nash wieder an, heißt Wilhelm Shakspeare, hat sich seit zwei Jahren aufs Land zurückgezogen und war nicht ohne Talent; doch schätzen die Kenner seine Liebesgedichte mehr als seine Schauspiele. Ein Schauspiel ist nur eine nichtige Unterhaltung. Wir sehen Bühnenvorstellungen gern, würdigen sie aber sehr wenig. Ben Jonson hat sich neulich durch die Herausgabe seiner dramatischen Arbeiten unter dem anmaßenden Titel: „Works" sehr lächerlich gemacht. Man zahlt für ein Stück nur 6—7 Pfund; zuweilen bewilligt man dem Verfasser eine zweite Benefizvorstellung. Unsere Dichter sind darum arm und unsere Schauspieler reich.

Was ist denn aber auch ein Bühnenstück? Das Leichteste von der Welt, das man machen kann. Seit zwei Jahren sind 40,000 Exemplare solcher Stücke gedruckt worden. Das Volk giert darnach; aber um die Verfasser kümmert es sich wenig. Auch machen sie es sich bequem: sie plündern, stehlen, übersetzen, erweitern, bringen Himmel, Erde, Hölle, was ist und nicht ist, einen Vorfall von gestern, Chroniken, Erzählungen, Romane auf die Bühne. Sie spielen mit Allem; und unterhalten sie uns nur, so verlangen wir auch nichts weiter. Dieser Shakspeare, von welchem ich spreche, ist, wie gesagt, nicht ohne Verdienst; er hat sich unter den tausend und einem dramatischen Schriftsteller dieser Zeit einigen Ruf erworben. Ich will euch Abenteuer von ihm erzählen, die ich von Burbadge habe. Zuvor aber mustert nur den Saal gehörig! Nützt den Augenblick, wo der Vorhang auf ist und euch Bühne und Zuschauer frei überschauen läßt!

Betrachtet einmal dies Gemengsel von Glatzen, krausen und langhaarigen Köpfen, von jedem Alter, die wie Waldgipfel wogen, und all die verschiedenen Trachten der verschiedenen Stände! Nicht wahr, das ist eine malerische Bühne?

Das Parterre gleicht einem tiefen, unter dem Theater gegrabenen Loche, und die Köpfe der Gründlinge, Verständigen, Grundeigenthümer, Niederhäuptlinge, Grundzuhörer — so nennen sie die Vornehmen — bewegen sich auf einer unsern Knien gleichläufigen Linie. Ueber ihren Häuptern sieht man den leuchtenden Junihimmel und die kleine in seinem Glanze schwebende Fahne. Unter diesen Verständigen sind nur Ledermäntel, Berkanwesten, Ziegenhaarüberröcke, Kappen von Perpetuana oder immerwährendem Stoff, flache Mützen und schwarzsarschene Brustlätze.

Gad's lid! Gad's eye! God damn! alle Flüche, die Gott in allen Theilen des Leibes, die man ihm beilegt, lästern, ertönen und kreuzen sich. Die Vornehmen um uns her bohren dem Volk Esel und lachen in ihren Bart. Die Schreier fangen wieder an. Die Verständigen unten im Parterre, die Nußknacker, schonen uns nicht, wie ihr seht, und die Bühne ist mit den Trümmern ihres Stegreifmahls bedeckt, mit Orangenschalen, Pfropfen, Bratwurstresten und Kieseln. Die Aepfel-, Tabak- und Weinhändler suchen das Getümmel zu beherrschen. Pippins, pippins! Nuts, nuts! Canary wine! Tobacco pudding. Einige rauchen, Andere spielen Karte, Andere zechen zusammen. Ueber dem Yard sind zwei Logenreihen, wo man sich ungefähr ebenso ergötzt. Der Tabacksrauch, der Weindunst bilden eine dicke, säulenartig gewunden sich über das oben offene Theater erhebende Wirbelwolke. Die rauchenden Frauen sind Bürgerinnen aus der City, Drahtweiber genannt; sie behalten ihre Maske, und unter dem seidenen Schleier guckt das Pfeifenrohr hervor. Wendet euch ein wenig um! Jener dicke Mann mit den dicken, gerunzelten Brauen ist ein berühmter Mann unserer Zeit, Ben Jonson. Er pflegt sich über die Galerie hinauszulehnen, um sich dem Volke zu zeigen, war eines Maurers Sohn, ehemals selbst Maurer, dann Soldat, ein gelehrter Mann, den man auslacht, weil er Gelehrsamkeit in seinen Stücken anbringt.

Weiterhin verdient die glänzend-geschmückte Frau bemerkt zu werden. Sie heißt, wie sie ein vornehmer junger Gelehrter getauft hat, Amanda; ihr Geschäft ist, den Leuten Vergnügen zu machen. In London glänzt sie unter allen Frauen ihres Gewerbes. Betrachtet nur ihren ungeheuern Halskragen, ihre venediger Kette, ihr Halsband aus Rosenteig, ihren schlanken Wuchs, ihr blausammetnes Halstuch, ihren Fächel von Spiegelfedern. Thomas Cranley, mein Freund, lange Zeit ihr Liebhaber und Narr, hat ihr Leben in recht artigen Versen beschrieben. Morgen werdet ihr sie in Bürgertracht sehen, ein kleines rundes Sammetmützchen auf dem Kopfe; übermorgen als Fremde und den Tag darauf als Prinzessin. Die Herren um uns unterbrechen sie laut; aber auch mit diesen muß ich euch bekannt machen. Der hier ist Southampton, Shakspeare's Gönner und standhafter Freund; er rieth ihm, seine geschichtlichen Dramen zu schreiben. Die übrigen sind Hofgecken. Dort tritt ein Anderer herein; betrachtet ihn recht, es ist ein vollständiges Zerrbild. Er hat sich wohlbedächtig erst nach dem Prolog gezeigt, um den Vorhang offen zu finden und seinen prachtvollen Anzug bewundern zu lassen. Er schlüpft hinter die Wandbekleidung, erscheint, den Filz über der Braue, die Straußfeder überm Ohr, sein Schemelchen in der rechten Hand, sein Kopfstück zierlich zwischen zwei Fingern der Linken drehend, grüßt das Parterre als Pöbel, setzt sich, zieht seinen Degen, zieht mit seiner Degenklinge eine unfern stehende brennende Wachskerze herbei, fodert seine Pfeife von seinem Laufburschen und streckt sich unverschämt, unter dem Geschrei der Verständigen, unbeweglich unter überschüttenden Orangen- und Aepfelregen.

Ihr seht noch ein zwanzig Andere auf den Boden hingestreckt, weil es an Schemeln fehlte. Sie spielen Karte und sprechen über die verschiedenen Arten zu rauchen. Ihre vorgestreckten Beine reichen bis in die Mitte der Bühne. Man schreit, man verwünscht sie; sie aber werden nicht verlegen und lassen sich nicht stören. Der hier, mit dem Dolch auf dem Schenkel, im schwarzen, mit goldenen Querstreifen durchwirkten Mantel, mit flügelförmigen, tief ausgeschnittenen Purpurärmeln, spitzem Hut mit zehnfarbigem Federbusch, das ist Brisk, der Modeheld. Sein Laufknappe steht hinter ihm und stopft ihm die Pfeife. Man kennt und nennt ihn; er zieht einige Engelmünzen aus der Tasche und wirft sie dem Volke zu, welches ihm dafür zuruft: „Hol der Teufel dein Geld!" Im Yard schlägt man sich, das verstreute Geld aufzusammeln. Die Bürgerinnen fragen einander: Wer ist denn der junge vornehme Herr? Er läßt seinen Mantel für 50 Guineen fallen, enthüllt sein schönes blau mit Silber durchnähtes Wamms, seine schwarzsammetnen Hosen, und bläst ruhig seinen Bewundererinnen aus der Volksclasse den Tabacksrauch unter die Nase. Das ist guter Ton.

Dieses söllerartige Gerüst im Hintergrunde der Bühne, mit einem Vorhange bedeckt, stellt Berge, Hausdach, Fenster vor, wo zuweilen die Schauspieler stehen. Oben ist die Traverse, der Vorhang, der oft aufgeht, den Hintergrund der Bühne sichtbar zu machen. Zwischen der Traverse und der Mauer wird im „Hamlet" das Zwischenspiel aufgeführt. Dort steht das Bett der Desdemona, unter der Traverse werden die scheußlichen Gegenstände verborgen, die auf der Bühne getödteten Leichname bewahrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

The anatomy of drunkenness by *Robert Macnish*.

(Fortsetzung aus Nr. 317.)

Bei Gelegenheit, wo der Verf. von den Wirkungen des Opiums spricht, erwähnt derselbe eines Opiumessers in England, der täglich 8000 Tropfen Laudanum oder 320 Gran Opium zu sich nahm. Ohne daß es ihm eine besondere Anstrengung kostete, beschränkte er plötzlich diese ungeheuere Quantität auf 1000 Tropfen oder 40 Gran. „In einem Augenblick", sagte er, „verschwand wie durch magischen Zauber die Wolke der tiefsten Melancholie, die sich gleich schwarzen Nebelgestalten auf Bergesgipfeln über mein Gehirn gezogen hatte, mit ihrem düstern Pannier und wurde flott wie ein gestrandetes Schiff, wenn die Flut kommt." Zu Walpole wurde der Leichnam einer gewissen Rebecca Eason, eines fünfjährigen Mädchens, gerichtlicher Untersuchung unterworfen. Sie war von ihrer Geburt an krank, konnte weder gehen noch sprechen, hatte nur die Größe eines Kindes von fünf Wochen und war bis zum Skelett abgemagert. Die Mutter war mehre Jahre lang gewohnt, große Quantitäten Opium (täglich fast den vierten Theil einer Unze) zu sich zu nehmen, und daher im Verdacht, dadurch Veranlassung zum Tode ihres Kindes gegeben zu haben. Der Urtheilspruch lautete: „Gestorben durch Gottes Willen (by the visitation of God), aber durch die große Menge Opiums, die die Mutter während ihrer Schwangerschaft und während des Stillens zu sich nahm, hat sie des Kindes Gesundheit sehr benachtheiligt." Die Mutter hatte noch fünf Kinder und fing das Opiumessen nach dem Entwöhnen des ersten an, welches gesund und frisch blieb; die andern Kinder aber schmachteten und starben alle dahin wie das, welches den Gegenstand der gerichtlichen Untersuchung ausmachte.

Ueber den Taback führt der Verf. mehre interessante historische Thatsachen an. Dieser Luxusartikel wurde 1559 von einem Spanier, Hernandez de Toledo, nach Europa eingeführt. Er brachte davon eine kleine Quantität nach Spanien und Portugal. Von da kam er durch den französischen Gesandten zu Lissabon nach Paris, wo sich dessen Katharina de Medici, die bekannte Anstifterin des Blutbades der Protestanten in der St.-Bartholomäusnacht, zuerst als Schnupftaback bediente. Von da verpflanzte ihn der päpstliche Nuntius, Cardinal Santa-Croce, bei seiner Rückkehr von seinem Gesandtschaftsposten an den Höfen zu Spanien und Portugal in sein Vaterland und erwarb sich dadurch einen nicht geringern Ruf als später durch ein Stück-

chen des heiligen Kreuzes, das er aus Palästina mitbrachte. Er wurde in den päpstlichen Staaten mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen; ebenso in England, wo er 1585 durch Sir Walter Raleigh einheimisch wurde. Indessen geschah dies nicht ohne alle Opposition. Seine größten Widersacher waren die Geistlichen, Aerzte und Fürsten; die Erstern erklärten seinen Gebrauch für sündhaft, und 1624 erließ der Papst Urban VIII. eine Bulle, wodurch er alle Diejenigen excommunicirte, welche in der Kirche schnupften. Diese Bulle wurde 1690 durch Papst Innocenz erneuert, und 29 Jahre darauf erklärte Sultan Amurath IV. das Rauchen für ein Capitalverbrechen, weil es die Unfruchtbarkeit befördere. Auch in Rußland war das Rauchen lange Zeit bei Strafe des Nasenabschneidens verboten, und in einigen Gegenden der Schweiz wurde es gleichfalls nicht geduldet; in den Gesetzen des Cantons Bern von 1661 stand das Verbot des Rauchens unmittelbar hinter dem gegen den Ehebruch. 1603 publicirte Salomon Jakob I. von England seinen berühmten und eigenhändig verfaßten „Counterblast to Tobacco, in welchem folgende merkwürdige Stellen vorkommen: „Es ist eine Gewohnheit, ekelhaft für das Auge, häßlich für die Nase, schädlich für das Gehirn, gefährlich für die Lungen, und der schwarze stinkende Rauch gleicht ganz dem schrecklichen stygischen Dampfe der Hölle.“ — „Taback ist das leibhafte Bild und Muster der Hölle, denn in ihm sind alle Theile und Laster der Welt enthalten, um zur Hölle zu gelangen. 1) ist er Rauch; dies sind aber auch alle Eitelkeiten der Welt; 2) ergötzt er Diejenigen, die sich dessen bedienen; so ergötzen aber auch alle Vergnügungen der Welt Diejenigen, die an ihr hängen; 3) macht er die Menschen trunken und leicht im Kopfe; das thun aber auch die Eitelkeiten der Welt, die Menschen werden trunken davon; 4) kann Derjenige, der sich an den Taback gewöhnt, ihn nicht wieder lassen; es ist, als ob er ihn bezaubere; ebenso können aber auch die Menschen nicht von den Vergnügungen der Welt lassen, die meisten sind wie behext davon; und über Alles dieses gleicht er auch der Hölle seinem ganzen Wesen nach, denn er ist ein stinkendes, ekelhaftes Ding, und das ist auch die Hölle.“ Ferner sagt Se. königl. Majestät: „Wenn er den Teufel zu einem Diner einladen sollte, so würde er ihm drei Gerichte vorsetzen: 1) einen Ferkel; 2) einen gedörrten Stockfischkopf (a poll of ling) und Senf, und 3) eine Pfeife Taback zur Verdauung.“

Wie viel kostbare Zeit bei der Gewohnheit des Schnupfens verloren geht, darüber hat Lord Stanhope folgende, von passionirten Schnupfern wohl zu beherzigende Berechnung angestellt. „Jeder tüchtige, inveterirte und incurable Schnupfer nimmt nach einer mäßigen Berechnung alle zehn Minuten eine Prise. Jede solche Prise erfodert mit der angenehmen Ceremonie des Einziehens und Nasewischens nebst andern zufälligen Formalitäten 1¼ Minute. Dies macht, den Tag zu 16 Stunden gerechnet, zwei Stunden 24 Minuten täglich, oder alle zehn Tage einen. Alle zehn Tage einen beträgt 36½ Tag im Jahre. Wenn wir nun annehmen, daß Jemand 40 Jahre fortschnupft, so verliert er vier ganze Jahre seines Lebens durch diese unselige Gewohnheit, den Aufwand an Schnupftaback, Schnupftabacksdosen und Schnupftüchern gar nicht gerechnet. Unter den Nachtheilen des Schnupfens für die Gesundheit schlägt der Verf. den für den Magen offenbar zu hoch an und leitet irrigerweise Napoleon's Magenübel von dieser Gewohnheit ab. In dieses Organ gelangt wol selten etwas von diesem feinen Staube, und seine nachtheiligen Wirkungen sind, wenn es auch geschehen sollte, gewiß von keiner großen Bedeutung. Weit wichtiger können aber die von dem Verf. ganz übersehenen Wirkungen des Schnupftabacks auf das Gehirn und die Nerven werden. Ref. erinnert sich gelesen zu haben, daß man bei Leichenöffnungen starker Schnupfer eine ganze Lage dieses Pulvers auf den Gehirnhäuten fand.

Im sechsten Capitel, „Aufzählung der weniger gewöhnlichen berauschenden Substanzen“ überschrieben, bezeichnet der Verf. als solche: Schierling, Arnica montana, Bangue, die Blätter einer Art von wildem Hanf, der an den Küsten der Türkei und des griechischen Archipelagus wächst und von den Türken als Surrogat des Opiums gebraucht wird, Hopfen, Aconitum napellus, Cocculus indicus, Digitalis, Belladonna, Hyoscyamus, Palmwein, Kampher, Saffran, Lolch, Clery, Kohlensäure, Aether und heftige Kälte. Manche dieser Agentien, z. B. Arnica, Kampher, Kälte, werden wol mit Unrecht zu den berauschenden gezählt. Des Bilsenkrautes bedient man sich nach v. Hammer in Syrien zu einem berauschenden Getränk, Haschisch benannt, von welchen ohne Zweifel auch die Assasinen ihren Namen haben, die sich desselben zur Hervorbringung eines ekstatischen Zustandes bedienten, worüber Folgendes berichtet wird. Es befindet sich zu Alamut sowie auch zu Masiat ein lieblicher Garten, umgeben von hohen Mauern, geschmückt mit Bäumen und Blüten aller Art, mit murmelnden Bächen und spiegelhellen Seen, mit Rosenlauben und Bogengängen von Wein, mit luftigen Hallen und köstlichen Kiosks, reich an persischen Tapeten und Seidenstoffen von Byzanz. Schöne Mädchen und blühende Knaben sind die Bewohner dieses herrlichen Gartens, ringsum tönen die melodischen Gesänge der Vögel, das Plätschern der Flüsse und die zauberischen Töne musikalischer Instrumente. Alles athmet Lust und Zufriedenheit. Findet nun der Regent einen jungen Menschen, der sich durch Tapferkeit und Entschlossenheit auszeichnet, so ladet er ihn zu einem Gastmahle, setzt ihn neben sich, unterhält sich mit ihm über die Glückseligkeit, die dem Gläubigen vorbehalten ist, und läßt ihm unvermerkt einen aus Bilsenkraut bereiteten, berauschenden Trank reichen. Unvermerkt und im Rausche wird er nun in den zauberischen Garten gebracht und hier mittels Weinessig erweckt. Er öffnet seine Augen und sieht sich mitten im Paradiese; schwarzäugige Huris in blauen Gewändern umgeben ihn, bereit seine Wünsche zu erfüllen; süße Töne bringen zu seinem Ohre; die trefflichsten Speisen in den köstlichsten Gefäßen werden aufgetragen und die ausgesuchtesten Weine glänzen in goldenen Bechern. Der glückliche Jüngling glaubt sich wirklich im Paradiese und die Sprache seiner Umgebung vollendet die Täuschung. Hat er nun den Becher der Freude bis auf den Boden geleert und tritt der Zeitraum der Erschöpfung ein, so wird ihm eine zweite Gabe des betäubenden Getränkes gereicht und er schlafend wieder zurück an die Seite des Regenten gebracht, dem er nun Alles mittheilt, was ihm widerfahren, und der ihn nicht allein darin bestärkt, daß Alles wahr sei, was er gesehen und gehört, sondern ihm auch sagt, das sei die Seligkeit, die einem treuen Diener des Imams beschieden sei, ihm zugleich aber das unverbrüchlichste Stillschweigen auflegt. Nie kann die Zeit diesen entzückenden Traum aus der Einbildungskraft des getäuschten Schläfers verwischen, blindlings gehorcht er den Befehlen seines Gebieters und sehnt sich nach der Stunde, wo ihn einst der Tod wieder in die seligen Räume des Paradieses führen wird.

Das siebente Capitel handelt von den Verschiedenheiten in der Wirkung des Opiums und des Alkohols. Der Verf. beweist gegen Brodie aus triftigen Gründen, daß auch der Alkohol absorbirt und ins Blut aufgenommen werde.

Achtes Capitel. Physiologie der Trunkenheit. Die berauschenden Getränke wirken auf zweifache Weise, einmal und zwar reizend auf die Blutbewegung, dann auf die Nerven. Aus dieser zweifachen Wirkung erklärt der Verf. die Phänomene des Schwindels, des Doppeltsehens, des Wankens und Stotterns, des Ohrenklingens und der geistigen Aufregung.

Neuntes Capitel. Methode, den Anfall der Trunkenheit ärztlich zu behandeln. Die hier empfohlenen Mittel sind: Erregung von Erbrechen durch warmes Wasser oder Brechmittel, kalte Umschläge auf den Kopf, essigsaueres oder kohlensaures Ammonium und Säuren.

Zehntes Capitel. Pathologie der Trunkenheit. Die Folgen, welche gewöhnlich Unmäßigkeit im Trinken begleiten, sind: Krankheiten der Leber, besonders auf den Genuß von Branntwein, weniger von Wein, Krankheiten des Magens, insbesondere Verhärtung dieses Organs, Gehirnentzündung, Krankheiten der Nieren und Harnblase, krankhafte Veränderungen des Blutes und

übler Geruch aus dem Munde, übelriechende Hautausdünstung, Krankheiten der Augen, rothe Nase und Ausschläge im Gesichte, schwärzliche oder gelbe Hautfarbe, eine eigne Psora ebriorum, trockenes, sparsam wachsendes Haar, Kahlheit, alle Arten von Entzündungen, Gicht, Zittern, Schlagfluß, Lähmungen, Herzklopfen, Hysterie, Epilepsie, Unfruchtbarkeit, Abmagerung und Dickleibigkeit, frühes Alter, Geschwüre, Melancholie, Wahnsinn, Delirium tremens. Wahrlich, eine Reihe von Uebeln, welche man als abschreckendes Beispiel jedem Säufer vorhalten sollte! Nach Dr. Willan kommt unter allen Todesfällen Derjenigen, die nach dem 20. Jahre sterben, beiweitem mehr als der achte Theil auf Solche, die durch Uebermaß im Trinken zu Grunde gehen. Nicht weniger verderblich aber ist der Einfluß dieser schlimmen Gewohnheit auf die Moralität. Hr. Poynter, Untersheriff zu London und Westminster, erklärte in einem Comité des Hauses der Gemeinen, es sei ihm der Fall so oft vorgekommen, daß Verbrecher ihr ganzes Unglück auf diese üble Gewohnheit schöben, daß er sie jetzt fast gar nicht mehr um die Ursache ihres Verderbens frage. Es sei dieses Uebel die Wurzel aller andern sowol in der Stadt als anderswo. Fast alle Diejenigen, die einer Mordthat überwiesen worden, hätten bekannt, daß sie zur Zeit der That berauscht gewesen. Ebenso sagt auch der große Criminalist Hales, er habe nach einer 20jährigen Beobachtung gefunden, daß, wenn er die in dieser Zeit vorgekommenen Mordthaten, Todtschläge, Einbrüche, Räubereien, Aufruhre, Ehebrüche, Nothzuchten und andere große Verbrechen in fünf Theile theile, vier davon dem Excess im Trinken ihren Ursprung zu danken hätten.

Elftes Capitel. Schlaf der Trinker. Der Verf. führt hier Einiges über die Träume, das Alpdrücken, das Schlafwandeln und das Sprechen im Schlafe bei Trinkern an.

Zwölftes Capitel. Selbstverbrennung bei Trinkern. Der Verf. führt mehre Fälle der Art an; da indessen dieser Gegenstand in Deutschland bereits durch Kopp's interessante Schrift hinreichend bekannt und erörtert worden ist, so verweilen wir hier nicht länger dabei.

Dreizehntes Capitel. Trunkenheit in gerichtlicher Hinsicht betrachtet. Die englischen Gesetze scheinen in dieser Hinsicht strenger zu sein als die deutschen. Zwar wird Trunkenheit an sich nicht bestraft, aber die Strafe auf die in ihr begangenen gewaltsamen Handlungen ist eher schärfer als milder. Verträge, in einem Anfall von Trunkenheit geschlossen, sind gültig, selbst wenn erwiesen werden kann, daß der Betrunkene von Dem, mit dem er den Vertrag schloß, zum Trinken verleitet worden ist. Wenn sich ein Richter oder eine Magistratsperson an Gerichtsstelle betrinkt, so wird er von seinem Amte entfernt und seine Urtheilssprüche sind null und nichtig. Auch Gotteslästerung im trunkenen Zustande kann durch letztern keine Vertheidigung finden und wird mit dem Tode bestraft. Nur in einem Fall gilt Trunkenheit als Milderungsgrund, wenn nämlich erwiesen werden kann, daß dieser Zustand zu einem dem Wahnsinn ähnlichen führte. Im Staate von Neuyork besteht ein Gesetz, nach welchem das Eigenthum eines habituellen Trinkers wie das eines Wahnsinnigen unter dem Oberrichter steht. Finden die Armenpfleger einer Stadt einen solchen Trinker, so nehmen sie die Hülfe des Oberrichters in Anspruch, und findet sich der Erstere in seinen Rechten dadurch beeinträchtigt, so wird er sechs Freisassen zur Untersuchung übergeben und ihnen die Entscheidung anheimgestellt. Besonders strenge sind die Gesetze gegen die Trunkenheit in Schweden. Wenn sich Jemand betrinkt, so wird er das erste Mal um drei, das zweite Mal um sechs Thaler, das dritte und vierte Mal um eine noch größere Summe gestraft, er verliert seine Stimme bei Wahlen und darf selbst nicht gewählt werden; dabei wird er am nächsten Sonntag in der Kirche seines Orts öffentlich ausgestellt. Betrinkt er sich zum fünften Male, so wird er in ein Correctionshaus gebracht und zu sechsmonatlicher harter Arbeit verurtheilt, und läßt er sich noch einmal über demselben Vergehen betreten, so wird die Strafe auf 12 Monate verlängert. Ist das Vergehen an einem öffentlichen Orte, z. B. auf einem Jahrmarkte, bei einer Versteigerung u. s. w. begangen worden, so ist die Strafe doppelt, und wenn in einer Kirche, noch schärfer. Wer einen Andern zum Trinken verleitet, wird zu drei Thalern Strafe verurtheilt; ist der Verleitete noch nicht mündig, zum Doppelten. Macht sich ein Geistlicher dieses Vergehens schuldig, so verliert er seine Stelle; ist es aber sonst ein Staatsdiener, der einen bedeutenden Posten begleitet, so wird er vom Amte suspendirt oder auch ganz entlassen. Trunkenheit gilt nie irgend einem Verbrechen zur Entschuldigung, und wenn Jemand in der Trunkenheit stirbt, so bekommt er kein ehrliches Begräbniß und in der Kirche wird nicht für ihn gebetet. Studenten, Arbeitsleuten, Dienstboten, Lehrlingen und Soldaten berauschende Getränke zu geben oder zu verkaufen, ist verboten. Wenn ein Betrunkener auf der Straße betroffen wird oder Lärm in einem Wirthshause macht, so wird er festgenommen und inne behalten, bis er nüchtern ist, und noch gestraft obendrein. Die Hälfte der Strafe bekommen die Angeber (meistens Policeiofficianten), die andere Hälfte die Armen. Hat der Verurtheilte kein Geld, so behält man ihn so lange, bis Jemand für ihn bezahlt, oder bis er seine Strafe abgearbeitet hat. Die dahin bezüglichen Gesetze werden zweimal im Jahre von der Kanzel verlesen und jeder Wirth muß sie, bei schwerer Strafe im Uebertretungsfalle, in den vornehmsten Stuben seines Hauses aufhängen.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Gretna-Green, im Kirchspiel Graitney gelegen, welchen Ort ein Tabackskrämer Joseph Baisly 1775 zu einem Zufluchtsort für Heirathslustige machte, hat seine Trauungsgerechtigkeit an das nahe gelegene Springfield abtreten müssen, aber seinen Namen fortgeerbt, denn noch jetzt macht man eine Tour nach Gretna-Green, nicht nach Springfield, wie es doch heißen sollte.

Springfield hat zwei Gasthöfe und jeder seinen Trauer, der wieder in Carlisle bestimmte Postillons hat, die ihre Passagiere nur in dem äußersten Nothfall vor dem ihnen fremden Gasthof absetzen oder den Trauer, an den sie nicht hängen, herbeirufen werden. Dem Befreundeten theilen sie die Vermögensumstände des flüchtigen Paares mit, für welche Beurtheilung sie einen geübten, sichern Blick haben. Manchmal irrt sich aber doch ein solcher Unterhändler, sodaß unlängst, durch diesen veranlaßt, der Trauende 25 Guineen von einem jungen englischen Geistlichen foderte, der nur 10 Pfund zusammenbringen konnte und hoch und theuer versicherte, ihm sei nie mehr als eine halbe Guinee für eine Trauung in aller Form geworden. Der Geistliche stellte einen Wechsel auf einen Bankier aus, den dieser honorirte und wofür er sich das Geld zu verschaffen wußte.

Wirthe, Postillions, Aufwärter, Zeugen, Alle nehmen Theil an dem Gewinn der Trauungen, ja, man kann sagen, daß die 300 Trauungen, welche jährlich in Springfield vor sich gehen, ein Hauptverdienstzweig des Orts sind, mit dem erst in neuester Zeit Das, was die Schmuggelei abwirft, rivalisirt. Sogar Fußgänger müssen für die Trauung eine halbe Guinee bezahlen; aber man hat auch Beispiele, daß dem Fischer, Schmied, Schreiner, oder wer sonst der Laienpriester ist, für seine Bemühung 40 Pfund bezahlt wurden.

Eigentlich wird die Ehe für gültig erklärt, die Kinder werden als rechtmäßig und erbfähig erachtet, wenn der Trauende vor Zeugen bekannt macht, die hier Stehenden seien Mann und Frau; aber er will das Geld doch nicht so gar leicht verdienen und die Einwürfe der ordinirten Geistlichen gegen die Rechtmäßigkeit der also geschlossenen Ehen entkräften, deshalb legt er dem Brautpaar die Hände zusammen, liest den größern Theil des englischen Trauungsformulars ab, spricht ein Gebet und läßt die Trauungsacte von den Neuvermählten und den Zeugen unterschreiben. 58.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 319. — 15. November 1835.

Das engliſche Theaterweſen im Jahr 1613.

(Fortſetzung aus Nr. 318.)

Indeß wir ſprechen, verlieren unſere Verſtändigen die Geduld; die Zeit zwiſchen Prolog und erſtem Act währt ihnen zu lange; Matroſen, Schiffer, Schuſter, Fleiſcher, Handwerksburſchen drohen die Bühne wieder zu ſtürmen, und es ſollte mich gar nicht wundern, ſie heraufſteigen, die Schauſpieler züchtigen, den Saal zertrümmern und die Schauſpieler fortjagen zu ſehen. Es iſt noch kein Jahr, daß ſo ein Zwiſchenſpiel ſtattfand.

Unterdeſſen tritt Burbadge demüthig und zerknirſcht auf. „Meine Herren", ſagt er zu den Verſtändigen, „verzeiht die unwillkürliche Säumniß; Königin Katharine iſt noch nicht raſirt; es wird ſogleich geſchehen."

Da hättet ihr ſehen ſollen, wie das Getümmel aufhörte und ein wüthendes Gelächter Alle ergriff. Die Weiberrollen wurden nämlich jungen Leuten männlichen Geſchlechts zugetheilt, die man ſehr theuer bezahlte und die, weil ſie nöthig waren, auf ſich warten ließen.

Aber ich ſehe dort den Einbläſer; der Bartſcherer der Königin hat ſein Werk beendet. Horn, Baß, Laute und Bratſche haben ein feierliches Andante (solemn dump) geſpielt. Laſſen wir den erſten Act an uns vorübergehen! Ich eile, euch meine Anekdoten von Shakſpeare, dem Verfaſſer des Stücks, von ſeinen Liebſchaften, ſeinem Leben, ſeinen Schriftſtellerboshaften zu erzählen, die ich aus guter Quelle habe und die euch gewiß anziehen.

Shakſpeare's Freunde, Herren, Diener kennen und mit ihnen leben, heißt auch ſeine Werke ergründen. Welcher Genius hätte ſich auch ganz ſeiner Volksabſtammung und ſeiner Zeit entſchlagen können? Wer die Gecken am Hofe der Eliſabeth nicht ſchwatzen gehört hat, wie will der den pedantiſchen Gecken im „Hamlet", den Parolles, den Mercutio, den Benedick und die Rüpel in ſeinen Luſtſpielen faſſen? Was Grobes, Witziges, Glänzendes, Geſuchtes in dieſem funkelnden Dialog iſt, braucht zur Erklärung nur einen Abend unter ſeinen gewohnten Zuhörern verlebt. Ihre Coſtume und Sitten weihen in ihre Vorſtellungen ein; ihre Vorſtellungen klären die Schöpfungen des Dichters auf.

Halten wir uns alſo immer dem Parterrepöbel gegenüber, der zu unſern Füßen ſtehend, in Barchentwamſen und zottigen Reiſemänteln vollſtimmig pfeift und miaut; bleiben wir unter den ſchönen Herren in Kaſtorhüten und ſeidenen Schärpen ſitzen, welche die Bühne des Globus beſetzen im Augenblick, wo ein Geſpräch zweier Höflinge, Norfolk's und Buckingham's, das Trauerſpiel einleitet, das in unſern Ausgaben Heinrich VIII. heißt, den Verſtehern aber im Globus unter dem Titel: „All is true" (Alles iſt wahr) angekündigt wurde.

Dieſe Schauſpieler ſind ebenſo ſorgfältig gekleidet als die Herren um uns her. Ihr glänzender Anzug ſticht gegen die alte Theaterbekleidung ab; die Trachten aus der Zeit Franz I. ſind genau, Atlas und Lahn in Menge; einer beſchreibt dem andern die Pracht des goldſteffenen Raums. In dieſem armſeligen, ſchmuckloſen Globustheater zaubert die dichteriſche Wünſchelruthe Gold hervor, läßt Diamanten blitzen, Moor ſchillern, Rubine und Perlen rollen; eine morgenländiſche Pracht, welche trotzdem daß ihr ſie nicht mit leiblichen Augen ſeht, doch eure Vorſtellung ergreift und grade durch den wirklichen Mangel umher ſich mehr hervorhebt. Bewundert dies! Der Dichter, der Alles ergänzen muß, hebt ſeine prachtvolle Schilderung auf dem dunkeln Bühnengrunde, ſeine hochtönenden lyriſchen Verſe durch den winzigen Saal, den Purpur ſeiner Poeſie durch die Theaterlumpen.

Nachdem Norfolk die glänzenden engliſchen und franzöſiſchen Feſte geſchildert, plaudern er und Buckingham über allerlei und führen uns in raſchem Schwunge zu Heinrich VIII. Regierung und ihrem Gange. Es iſt ganz das Geſchwätz von Höflingen, die ehrfürchtig gegen ihren Herrſcher, eiferſüchtig, beißend, ſchneidend über Gunſtbezeigungen ſind. Wir ſehen das Gewitter, deſſen Opfer Cardinal Wolſey wird, aufziehen und ſchwerer werden. Was er nur thut, wird getadelt. Ein ohnmächtiger dumpfer Haß, ein tiefer Schreck herrſcht in der Unterredung dieſer Adeligen. Da kommt aber Wolſey ſelbſt, der kühnſte Böſewicht, wie Shakſpeare ſagt. Er tritt mit faſt königlichem Gefolg auf; der Theaterunternehmer hat Trachten aus der Hofgarderobe geliehen. Er bemerkt Buckingham und Norfolk und geht mit einem verächtlichen Blick an ihnen vorüber. Hier haben wir ſchon das ganze Drama, alles Anziehende, ohne Auseinanderſetzung, ohne Anſtrengung, blos durch tiefe, naive, geniale Kunſt.

Dieſe Kunſtfeinheiten zwar faßt das Volk nicht; aber das prachtvoll Dichteriſche weckt eine energiſche Stimmung in ihm; es gemahnt Alle wie ein Feſtgepränge; die Tracht, dies Sinnbild des Anſehens und der Macht, iſt dem Volke ehrwürdig. Es erinnert ſich auch an den großen Cardinal Wolſey, einen Namen, vor welchem Hohe und Niedere, wie vor Richelieu ein Jahrhundert ſpäter zitterten. Für das Volk liegt das Anziehende in den Livreen, die ihn umgeben, in den Nachtretern, in dem im Mittelalter ſo mächtigen rothen Amtskleide. Es ſchaut, hört, ſchweigt.

Ein Blick Wolſey's ſagt, was er mit Buckingham wollte; unſer Burbadge ſpielt den Cardinal-Miniſter vortrefflich. Rache und Tod blitzen aus dieſem Blicke. Wolſey geht ab, nachdem er einige Befehle ertheilt; die Höflinge, die froh ſind, daß er fort iſt, ſetzen ihr unterbrochenes Geſpräch fort, ſchmähen wieder über die Macht, die ſie zerſchmettert und die ſie doch nicht niederwerfen können; erhitzen ſich über den deſpotiſchen Vicekönig, deſſen herrſchende Laune einer furchtbarern gehorcht; ihre Beſchuldigungen, ihre Pläne, ihr Murren, ihre Hoffnungen, die Norfolk mit Zurückhaltung, Buckingham heftig ausſpricht, führen euch nicht nur England vor Augen, ſondern Europa, das Dienſtmann- und Lehnweſen, welches Heinrich's Hand erdrückt. Franz I. erſcheint im Hintergrunde, die Gemeinden vor den Herren kniend, die Herren unter Wolſey wüthend; Wolſey als Herr und Knecht, ein zweiter Sejanus eines zweiten Tiberius;

ein Gemälde des Tacitus würdig! Und das Drama rollt, läuft, erregt schon; gleich vom ersten Act an zieht es die ungelehrte Menge, ohne daß man philosophische Beobachtung darin verspürte, die doch durchaus nicht mangelt.

Wolsey's Blick war keine eitle Vorbedeutung; kaum hat es gewetterleuchtet, so fällt auch der Schlag. Buckingham wird verhaftet. Da ist der Scherge des Gerichts, der Vorläufer des Henkers, der vom Cardinal Gesendete; der Lord wird gefänglich eingeführt. Wie die Versteher aufmerksam und ergriffen sind! Sie wissen zu gut, daß dies keine Erdichtung ist.

Dies Volk hat Maria Stuart und den Grafen Essex enthaupten gesehen; es weiß wohl, daß so etwas wieder vorfallen kann. Es ist eine unruhige und geknechtete Nation, die gegen Schauspieler, wenn sie den Vorhang zu säumig aufziehen, sich empört, aber ruhig an 15 blutigen auf dem Tower aufgepflanzten Köpfen Elisabeth's, der würdigen Tochter Heinrich VIII. religiösen Trophäen vorübergeht.

So naiv ist diese Zeit! Unter den Augen einer Macht, die nie verzeiht, reißt Shakspeare diese Macht in einer Zeit ab, wo der Verf., wenn er mißfällt, seine Ohren, seine Hände und seinen Kopf wagt. Shakspeare wirft kühner als Tacitus die Wahrheit dem Großkanzler und Hochrichter nackt auf der Bühne ins Gesicht. Wie schmerzlich ist Buckingham's Scheiden!

Aber der Hof, die Ränke eines Palastes im 16. Jahrhundert sollen uns enthüllt werden; Shakspeare sagt's ja auf dem Zettel: Alles ist wahr. An einer Schnur aus dem Gewölbe herab kommt ein Täfelchen, welches den ersten Zettel verdeckt; die auf diesem neuen weißlichen Brettchen gemalten Karminbuchstaben sagen uns, wo wir uns befinden. Berathungszimmer (Council chambre) steht darauf.

Es wird ein schlechter Tisch auf das Theater geschoben, der König tritt auf, von seinen Räthen umgeben, auf Wolsey's Schulter gestützt. Das ist nun der König mit der viehischen Seele in einem Riesenleibe, der bedenkliche und barbarische, metaphysische und sinnliche, mystische und unversöhnliche Sultan! Es sind Greise im Saale zugegen, die seine letzten Jahre erlebt haben und ihn wiedererkennen; sie schaudern noch. Wolsey sitzt zu seinen Füßen, stolz, düster, aufmerksam; er streckt sich auf ein rothsammtnes Kissen.

Kaum hat man sich niedergelassen, so entsteht ein Lärm: Platz der Königin! Katharine in Trauer, gekrönt, aber stehend, wirft sich ihrem Herrn und Gemahl zu Füßen. Sprecherin für das von Wolsey unterdrückte England, trägt sie dem furchtbaren Monarchen die Beschwerden seines Reichs vor. Auf welcher Bühne, sagt selbst, ist die Bitte erhabener gewesen? Eine keusche und zaghafte Gattin trotzt diesem Könige, dem Schrecken seines Volks, das er ausplündert für seine Günstlinge, die er mit Reichthümern überfüllt! Sie bittet für unglückliche Unterthanen, sie wagt Alles und verliert Alles, Liebe des Gemahls, Krone, Ruhe, Leben! Der Frauensinn in seiner natürlichen Entwickelung, im Schwunge der frommen Liebeshuld ist nie in schönerm Lichte erschienen. Der große Rechtsstreit nimmt seinen Verlauf. Die Königin klagt an, Wolsey vertheidigt sich. Da muß man das Ach Heinrich VIII. hören, das wie ein Donner dröhnt, die dringende Vernehmung des Monarchen und seine Ausrufungen, welche seine unversöhnliche Gemüthsart ahnden lassen. Man muß Wolsey's verfängliche Vertheidigung mitanhören, deren tiefe Kunst darin besteht, die Macht in seine Verbrechen behelligend hineinzuziehen, dessen Verschmitztheit über des Königs Aufgereiztheit siegt und die Bemühung der Königin vereitelt. Umsonst verlangt sie Begnadigung Buckingham's; der Angeber erscheint vor dem Monarchen, ein feiger Spürer, um dessen Niederträchtigkeit sich dieser Theil des Stücks dreht. Es ist um B. geschehen, der Spürer wird gehört, Buckingham muß sterben, die Königin ist verloren; Wolsey bleibt zu den Füßen des Königs mächtiger als jemals.

Auf diese große politische, wie die meisten dieser kläglichen Possen erbärmlich motivirte Scene folgt eine im Innern; ein anderer Winkel des Palastes thut sich auf; der Anschlagzettel wird gewechselt. Da erscheinen nun Höflinge von gewöhnlichem Schlage; nicht mehr Parteigänger und Ränkeschmiede, die Gut und Blut um ihrer Ränke willen einsetzen, sondern seidene, tassetne Männchen, wie Shakspeare sie nennt, die Alles obenhin beschwätzeln, Bewunderer des Ansehens, Glücksanbeter, die von Moden, Pferden und Weibern unten am Blutgerüst sprechen, wo ihres Gleichen bluten. Sie gehen zum Feste, das der Cardinal diesen Abend gibt. In der ganzen großen Bewegung sehen sie nur ein Festgelag, in Wolsey nur die äußere Größe; sie bewundern schon voraus das prächtige Gastmahl, das er gibt, womit er den neuen Vertrag wiedererlangter Gunst besiegelt.

Ihr habt den Hof in seiner Erbärmlichkeit, seiner Furchtbarkeit, seinen Launen und Hinterhalten gesehen; nun seht ihr ihn in seinem Prunk und Glanze. Das Volk, welches die gute Katharine für die Gemeinde mit Theilnahme sprechen hörte und eben nicht weiß, soll es diesen glänzenden, stolzen, hohen, gewandten Wolsey lieben oder hassen, ist mit ganzer Seele bei dem glänzenden Schauspiele, womit der erste Act schließt. Die Traverse oder der hintere Vorhang thut sich auf, man sieht eine mit Speisen und Candelabern besetzte Tafel; auf dem bräuchlichen Anschlag steht: Yorkpalast. Ihr seid bei Wolsey, in seinem Palaste zu York, wo er mit einer durchaus fürstlichen Pracht die Großen empfängt und bewirthet, welche sich seines Sturzes gefreut hätten und nun seiner Macht schmeicheln. Ihr hört die leichten Erwiderungen, die zierlichen, aber ganz harmlosen, oberflächlichen Unterhaltungen an der Tafel des Cardinals. Anna von Boleyn ist da, schon gefallsüchtig, schon bemerkt und froh der Huldigungen mehrer Großen. Bald besucht Heinrich VIII. vermummt seinen Günstling. Er, der schwerfällig und heftig Lustige, mit seiner Henkertheologie und Tigerzärtlichkeit mischt sich freudig in das Fest. Er tanzt, er ist galant, aufgeräumt, lacht, will, daß man lacht; er hat Anna gesehen, seine Lust ist entbrannt. Nachdem er vom Kammerherrn erfahren, wer sie ist, ruft er aus: „Ein treffliches Weib, beim Himmel! O liebstes Herz, ich müßte ein König ohne alle Hof- und Ritterzucht sein, wählte ich euch zum Tanze, ohne euch um eine Umarmung zu bitten.“

Arme Katharine!

Der Act ist zu Ende; der Vorhang bleibt offen. Habt ihr aber nicht den ernsten Mann in unserer Nähe gesehen, der mit bedächtiger Aufmerksamkeit Bemerkungen und Verse aus dem Drama in seine Schreibtafel aufzeichnete? Das ist ein Kunstrichter seines Gewerbs, ein Gelehrter, was man heutzutage einen Lichtverwüster (candle waster) nennt. Beobachtet ihn; er ist merkwürdig. Er sieht dem Schauspiel nur mit verschränkten Armen, ins Auge gedrücktem Hut, mit düsterer, vorurtheiliger Miene zu; bald zieht er, wenn ihm eine Stelle gefällt, seine Schreibtafel hervor, bald schüttelt er den Kopf und miaut lang und bedenklich, was seine Aristarchische Strenge bezeichnet. Der Kunstrichter hat nur bei der schönsten Stelle, bei Katharine's Rede miaut, die ihn zu einfach dünkte. Zuweilen macht er es ärger; er geht mitten im Stück hinaus und spricht lärmend durch seinen gewaltsamen Abgang den Bann über das Werk aus.

(Der Beschluß folgt.)

The anatomy of drunkenness by *Robert Macnish*.

(Beschluß aus Nr. 318.)

Vierzehntes Capitel. Methode, die Gewohnheit des Trinkens zu heilen. Soll der Trinker seine schlimme Gewohnheit mit einem Mal aufgeben oder allmälig? über diese Frage sind die Aerzte nicht einig. Die Ansichten unsers Verf. darüber scheinen uns der Sache sehr angemessen und beherzigenswerth. Ist die Gewohnheit des Trinkens sehr tief eingewurzelt, gleichsam zur andern Natur geworden, so muß man sie als einen krankhaften Zustand betrachten. Schnelle Entwöhnung kann dann leicht nachtheilige Wirkungen auf die Gesundheit zur Folge haben; sie schadet dann ebenso gut als ein schneller Uebergang aus der Finsterniß zum Lichte oder von einem Klima zum anderr.

Iſt aber der Trinker noch körperlich kräftig, kann er beſonders der Begierde, des Morgens beim Erwachen ſeinen Morgentrank zu nehmen, noch widerſtehen und hat er die Eßluſt noch nicht verloren, mit einem Worte, iſt er noch kein inveterirter, eingefleiſchter Trinker, ſo thut er am beſten, mit einem Male abzubrechen. Indeſſen haben Wenige die Macht des Willens, ſolches zu thun; ſie ſind an ihre üble Gewohnheit wie Prometheus an den Felſen geſchmiedet. Der Verf. erzählt davon ein auffallendes Beiſpiel, dem Ref. leicht ähnliche aus ſeiner Erfahrung beifügen könnte. Ein ſehr liebenswürdiger und gebildeter junger Mann ergab ſich dem Trunke; alle Vorſtellungen, Bitten, Beſchwörungen ſeiner Freunde, ihn von ſeiner Gewohnheit abzubringen, waren fruchtlos. Da ſchrieb endlich einer von ihnen Folgendes an ihn: „Lieber George, deine Familie iſt in der äußerſten Bekümmerniß über deinen unglücklichen Hang zum Trinken, denn du vernachläſſigſt deine Geſchäfte, deine Moralität und deine Geſundheit gehen zu Grunde, dein Magen wird bald zerſtört und eine Umkehr bald zu ſpät ſein.“ Darauf antwortete der arme Menſch, tief ergriffen von der Wahrheit dieſer Zeilen, aber auch von der Hoffnungsloſigkeit ſeines Zuſtandes: „Lieber Freund, du haſt ganz recht und deine Vorſtellungen ſind nur zu wahr, aber ich kann der Verſuchung nicht mehr widerſtehen; wenn eine Bouteille mit Branntwein auf der einen Seite ſtände, und der Höllenpfuhl auf der andern, und ich wüßte, ich würde hineingeſtoßen, wenn ich noch ein Glas tränke, ſo könnte ich es doch nicht laſſen. Du meinſt es ſehr gut mit mir, und ich bin dir und meinen übrigen Freunden ſehr dankbar, aber ich bitte, erſpart euch die Mühe, mich zu beſſern; es iſt unmöglich.“

Eine eigne Methode, trunkene Matroſen zu curiren, hat der Verf. auf einigen engliſchen Schiffen eingeführt. Er trennte jeden Betrunkenen einen Monat lang von der übrigen Mannſchaft, ließ auf ihren Rock das Wort: Trunkenbold, ſchreiben, gab ihnen Grog mit ſechs Theilen Waſſer, oder halb Waſſer, halb Bier, ließ ſie zu Mittag eſſen, wenn die Andern ſchon gegeſſen hatten, und übertrug ihnen jede ſchmuzige und niedrige Arbeit. Die Wirkung war ſo heilſam, daß man in weniger als ſechs Monaten keinen Betrunkenen mehr auf dem Schiff antraf, und die Beſtraften ſagten, ſie wollten lieber ſechs Dutzend Hiebe aushalten, als einen Monat ins Trinkgericht (drunken mess), wie man dieſe Strafe nannte, kommen. Nicht weniger ſinnreich war die Art und Weiſe, wie ſich ein ſchottiſcher Kaufmann das Trinken abgewöhnte. Gegen die Mitte des lezten Jahrhunderts pflegten zwei angeſehene Kaufleute in einer Stadt an der Oſtküſte von Schottland, wo das Schmuggeln ſehr gewöhnlich war, ſich in einem Glaſe guten holländiſchen Schnapſes gütlich zu thun und fanden ſich zu dem Ende täglich zur beſtimmten Stunde in einer benachbarten Branntweinſchenke ein. Eines Morgens geſchah es, daß der eine von ihnen verhindert war, den andern zur gewöhnlichen Zeit abzurufen. Dieſer ſchickte manchen ſehnſüchtigen Blick nach ſeinem Freunde aus, aber er kam nicht; verdrießlich darüber, blieb er auch zu Hauſe, war aber den ganzen Tag nicht bei guter Laune. Inzwiſchen brachte ihn die Sache zum Nachdenken über ſich ſelbſt und die üble Gewohnheit mit ihren leicht vorauszuſehenden Folgen. Er beſchloß deshalb, dem Schnapstrinken ganz zu entſagen, nur wußte er nicht ſogleich, wie es anfangen. Endlich kam er auf folgendes Auskunftsmittel; er füllte eine Bouteille mit echtem holländer Schnaps, trug ſie in ſein Gewölbe, nahm davon am andern Morgen ſein Schlückchen und füllte dann ſo viel Waſſer hinein, als dieſes betrug. Am folgenden Morgen nahm er einen zweiten Schluck und füllte wieder Waſſer auf, und ſo fort, bis am Ende das Gemiſch ſo unſchmackhaft und ekelhaft wurde, daß er es nicht mehr in den Mund nehmen mochte. Er war von ſeiner übeln Gewohnheit geheilt, blieb bis an ſeinen Tod ein nüchterner Mann und erreichte ein hohes Alter.

Funfzehntes Capitel. Mäßigkeitsgeſellſchaften. Der Gedanke, ſich zur Verbreitung der Mäßigkeit gewiſſen Geſetzen zu unterwerfen, iſt nicht neu. Schon in ältern Zeiten gab es dergleichen Vereine, wie Ref. durch folgende geſchichtliche Notizen zu beweiſen ſich erlaubt. Im Jahre 1517 errichtete Sigismund von Dietrichſtein den Ritterorden St.-Chriſtoffel's zur Abſtellung und Vermeidung des Fluchens und Zutrinkens, und mit ihm verbanden ſich die meiſten ſteiriſchen, krainſchen und kärntiſchen Herren von Adel. Ein anderer Orden war der ſogenannte Temperanzorden, welcher 1600 von dem Landgrafen Moritz von Heſſen, vermuthlich als eine Nachahmung des pfälziſchen Ordens vom goldenen Ringe (ſie erhielten einen Ring, wodurch ſie ſich verbanden, Niemand einen Beſcheid zu thun oder zuzutrinken), geſtiftet wurde. Der Patron dieſes Ordens war Friedrich V., Pfalzgraf bei Rhein; die übrigen Ritter, welche die Statuten zu Heidelberg unterſchrieben, waren: Johann Georg, Markgraf zu Brandenburg; Ludwig zu Heſſen; Friedrich Heinrich zu Naſſau; Emich, Graf zu Leiningen und Gleisburg; Friedrich Magnus, Graf zu Erbach; Otto, Graf zu Solms, der Jüngere; Philipp, Graf zu Solms; Ludwig, Graf zu Erbach; Johann, Wild- und Rheingraf; Wilhelm, Freiherr zu Winnenberg; Abraham, Herr von Ohona; Hermann von Wittenhorſt. Die Geſetze dieſes Ordens waren: 1) Geſchah die Verbindung, ſich alles Vollſaufens zu enthalten, nur auf zwei Jahre. 2) Verbanden ſie ſich während dieſer Zeit, jeder auf eine Mahlzeit nicht mehr als ſieben Ordensbecher mit Wein auszutrinken. 3) 4) und 5) Wurde beſtimmt, daß täglich nur zwei Mahlzeiten gehalten und die Becher, welche etwa zur Suppe, d. i. zum Frühſtück, desgleichen zum Schlaftrunk, oder ſonſt zwiſchen der Zeit getrunken wurden, an den täglich erlaubten 14 Bechern wieder abgezogen werden ſollten. 6) Wurde zur Löſchung des weitern Durſtes, Bier, Sauerwaſſer und Anderes, auch Julep erlaubt. 7) und 8) Die Ordensbecher durften mit keinem gebrannten, ſpaniſchen, welſchen oder andern ſtarken, gewürzten Wein (hamburger Bier und Breihahn miteingeſchloſſen) ausgetrunken werden, einen einzigen ausgenommen, welcher jedoch an dem übrigen erlaubten Trunk ebenfalls abgerechnet werden mußte. 9) und 10) Die ſieben Ordensbecher durften nicht auf einen oder zwei Trünke verſchlungen, noch alle 14 bei dem Mittag- oder Nachteſſen zuſammengeſchmolzen werden, ſondern die Ritter mußten genau bei der Zahl ſieben bleiben, auch wenigſtens drei Trünke thun. 11) 12) und 13) Die Ordensverwandten wurden angewieſen, ihre eignen oder von andern Mitgliedern in Erfahrung gebrachten Uebertretungen, bei ihrem Gewiſſen, den andern Ordensgliedern, und inſonderheit dem Patron und Stifter des Ordens anzuzeigen, welche durch drei unſchuldige Ordensverwandte unterſuchen laſſen würden, ob der Verbrecher mit der größten, mittlern oder geringern Strafe zu belegen ſei. Die größte Strafe war, ein Jahr lang keinem Ritterſpiel beiwohnen zu dürfen; die mittlere, bis zu Ausgang der zwei Verbindungsjahre gar keinen Wein zu trinken, und die geringere, dem Orden entweder zwei der beſten Pferde oder 300 Thaler zu überlaſſen oder zu erlegen, welchen Strafen ſich der Patron und der Stifter des Ordens ſelbſt unterwerfen und keine Appellation von den gefällten Erkenntniſſen Platz greifen laſſen durften. 14) War den Ordensverwandten unterſagt, auch andere, außer dem Orden befindliche Perſonen zum Trinken zu nöthigen, und wenn ein Mitglied über die Gebühr Beſcheid zu thun gezwungen werden ſollte, waren ſeine Ordensbrüder verbunden, den Bruder zu vertheidigen. Ungeachtet man ſich von einem ſolchen Beiſpiel großer und angeſehener Männer einen günſtigen Erfolg hätte verſprechen ſollen, ſo ſcheinen denn doch die von ihnen gegründeten Mäßigkeitsvereine ſpurlos vorübergegangen zu ſein, bis ſie in der neuſten Zeit in England und in Nordamerika wieder aufs Neue ins Leben gerufen worden ſind. Namentlich haben ſie in erſterm Lande bereits ſolche Fortſchritte gemacht, daß, wie uns der Verf. verſichert, ihr Einfluß auf Sittlichkeit und Moralität des Volkes nicht mehr zweifelhaft ſein kann. Indeſſen haben ſich, wie leicht vorauszuſehen, auch viele Stimmen dagegen erhoben und ſie als lächerlich, unausführbar, irrig in ihren leitenden Grundſätzen, tyranniſch, mit dem geſelligen Leben nicht vereinbar, heuchleriſch und höchſtens nur einen temporairen Nutzen erzielend verſchrien. Auch unſer Verf. ge-

hört nicht zu ihren unbedingten Lobrednern. Er meint, daß spirituose Getränke, mäßig genossen, nicht immer schädlich, ja unter Umständen sogar nützlich und nothwendig seien, wie besonders der Aufenthalt der Truppen in feuchten, von intermittirenden Fiebern heimgesuchten Gegenden, z. B. in Walcheren, Canada beweise. Auch manchem Einzelnen thue der mäßige Genuß geistiger Getränke gut, nur der Misbrauch bringe Nachtheil, wie dies ja mit allen andern Genüssen, z. B. im Essen, auch der Fall sei. Da ferner die Mäßigkeitsvereine in ihr Verbot den Genuß von Wein und Bier nicht miteinschlössen, so verleite dieser zu größern Geldausgaben und namentlich werde der Genuß von Bier wegen seiner Verfälschungen mit betäubenden Substanzen Manchem leicht größere Nachtheile bringen, als der von Branntwein; billigerweise würden daher jene Gesellschaften auch den Genuß dieser Getränke verbieten müssen. Irren wir nicht, so sind diese Gründe von keinem besondern Belang und werden von andern zu Gunsten jener Gesellschaften weit überwogen. Ist der Genuß geistiger Getränke für manche Individuen und unter besondern Verhältnissen nützlich und nothwendig, so mag er ausnahmsweise, aber nur auf ausdrückliches Anrathen der Aerzte gestattet werden. Das ärztliche Zeugniß müßte sich aber bestimmt über Quantität, Qualität und Dauer des Gebrauchs dieser Substanzen aussprechen.

Was den Genuß des Weins und Bieres betrifft, so ist derselbe auf keinen Fall mit solchen Nachtheilen verbunden als der des Branntweins. Den Verfälschungen des letztern kann durch policeiliche Aufsicht vorgebeugt und es überhaupt in solcher Qualität geliefert werden, daß davon im Allgemeinen kein großer Nachtheil zu befürchten ist. Ueberhaupt aber stehen die Nachtheile, die mit dem Entbehren geistiger Getränke für Einzelne verbunden sind, in gar keinem Verhältnisse mit den Vortheilen, welche die allgemeine Verbreitung der Mäßigkeitsvereine auf die leibliche und geistige Wohlfahrt der Menschen zur Folge haben. Viele Menschen, deren einziges Getränk in Wasser besteht, leben dabei gesund und froh, während eine Unzahl Anderer dem Misbrauch geistiger Substanzen zum Opfer fällt, des nachtheiligen Einflusses auf die Moralität, auf Ruhe und Zufriedenheit, Lebens- und Familienglück gar nicht zu gedenken. Wenn es auch den Mäßigkeitsvereinen selten gelingen sollte, solche Individuen, die sich bereits dem Trunke leidenschaftlich ergeben, für ihre Sache zu gewinnen und so dem gewissen Verderben zu entreißen, so werden sie doch Manche abhalten, Trinker zu werden, was kein geringeres Verdienst ist. Sie werden Manchem den Genuß geistiger Substanzen entziehen, dem er nicht schadet, ja vielleicht gar nützlich ist, aber sie werden eine beiweitem größere Zahl davon abhalten, denen er verderblich sein würde. Das Wohl des Ganzen muß auch hier dem des Einzelnen vorgehen. Aus diesen Gründen muß man der Verbreitung der Mäßigkeitsvereine alles Gedeihen wünschen.

Sechzehntes Capitel. Anweisung für inveterirte Trinker. Sie sollen berauschende Getränke nie bei leerem Magen, immer in verdünntem Zustande, jedoch nicht in der Form des Punsches trinken, den der Verf. für ein höchst nachtheiliges Getränk hält. Unter den Weinen gibt er denjenigen den Vorzug, welche am meisten auf die Harnabsonderung wirken und am wenigsten Kopfweh und Fieber erregen. Man soll nie mit der Sorte wechseln, sondern immer bei einer bleiben.

Siebenzehntes Capitel. Wirkungen berauschender Substanzen auf stillende Frauen und Kinder. Mit Recht tadelt der Verf. die auch in unserm Vaterlande zuweilen übliche Gewohnheit stillender Frauen, viel Bier zu trinken, um sich mehr Milch zu verschaffen. Diese verliert dadurch immer an ihrer heilsamen Qualität und zwar um so mehr, je stärker das Bier ist. Von der nachtheiligen Einwirkung berauschender Substanzen auf Kinder führt der Verf. folgendes schlagende Experiment des berühmten Hunter an. Derselbe gab einem seiner Kinder täglich nach dem Mittagessen ein ganzes Glas Scherriwein; das Kind war fünf Jahre alt und vorher noch nicht an Wein gewöhnt. Einem andern Kinde von fast gleichem Alter und gleichfalls nicht an den Genuß des Weines gewöhnt, gab er eine Orange. Nach Verlauf einer Woche bemerkte man einen auffallenden Unterschied im Pulse, im Urin und in den Stuhlausleerungen beider Kinder. Der Puls des erstern war in stärkerer Erregung, der Urin hoch gefärbt und die Stuhlausleerungen enthielten nicht die gewöhnliche Quantität Galle. Bei dem andern Kinde dagegen bemerkte man keine Veränderung. Hunter kehrte nun den Versuch um und gab dem ersten Kinde die Orange, dem zweiten aber den Wein. Jetzt waren auch die Resultate umgekehrt; das Kind, welches die Orange bekam, befand sich wohl, während das andere an denselben Symptomen litt, an denen früher jenes gelitten hatte.

Achtzehntes Capitel. Geistige Getränke sind nicht immer schädlich. Nur der Misbrauch ist schädlich, was jedoch noch große Ausnahmen erleidet, insofern die Constitution mancher Menschen durchaus nicht dazu geeignet ist, geistige Getränke zu ertragen. A.

Notiz.

In einer der neuesten Sitzungen der pariser Akademie der Wissenschaften las Hr. Bory de St.-Vincent den Auszug eines Briefes, den Hr. Despréaux von den canarischen Inseln ihm zugeschickt hatte. Dieser Letztere, ein bisher nicht sehr bekannter, aber ungemein thätiger und eifriger Naturforscher, bereist auf Kosten einiger bemittelten Privatleute die sämmtlichen canarischen Inseln und hat bereits Fuerteventura, Lancerota, Canaria, Teneriffa und Ferro besucht. Er bedauert, daß er die Insel Gomera (von 7 □M., 9000 Einwohnern) nur oberflächlich gesehen hat; diese ist in zoologischer und botanischer Hinsicht eine der interessantesten und, so viel bekannt ist, bisher von keinem Naturforscher besucht worden. Seine botanische Ausbeute ist sehr reichlich gewesen; er hat über 800 Species Phanerogamen und mehr als 400 Kryptogamen gesammelt, um das Doppelte so viel, als was in den bisherigen Floren dieser Landstriche erwähnt wird. Auch befinden sich unter seiner Sammlung mehr als 50 Zeichnungen von bisher unbekannten Champignons. Auch über die Urbewohner der canarischen Inseln hat Hr. Despréaux interessante Untersuchungen angestellt. Er besitzt Nachrichten über die alten Canarier des großen Canaria, nach authentischen Denkmälern, welche die große Katastrophe ihrer Zerstörung überlebt haben. Seiner Meinung nach ist die Behauptung, daß die alten Canarier keine Höhlen bewohnt hätten, durchaus unrichtig. Clavige und seine Nachtreter haben die Spuren ihrer Wohnungen und Dorfschaften nicht gekannt. Despréaux dagegen hat die noch übrigen Ruinen einer genauen Untersuchung unterworfen, und behauptet sogar, den öffentlichen Platz, das Forum der alten Canarier, aufgefunden zu haben, wo sie sich in Staats- und öffentlichen Angelegenheiten zu versammeln pflegten. „Indessen", schreibt er, „muß Das, was über die Ueberreste der alten Atlantis Mündliches und Schriftliches verlautet ist, nach vielen Seiten hin motivirt werden. Ich habe mehr als 300 Grabmäler gesehen und geöffnet, die ihrer Bauart und ganzen innern Einrichtung nach, sehr verschieden von denen der auf Teneriffa u. s. w. waren. Ich habe in diesen Grabmälern sehr schöne und wohlerhaltene Skelette und sogar Ueberreste von Stoffen und Zeuchten gefunden, welche die Urbewohner Canarias verfertigt. Unter mehren andern Utensilien von großem Alterthume habe ich zwei Beile aufbewahrt, welche von denen, deren Abbildung Hr. Bory mitgetheilt hat, sehr verschieden und auch aus einer andern (graulichen) Steinmasse verfertigt sind." Außerdem hat Hr. Despréaux mit großem Eifer eine Menge von Insekten, Coquillen und über 800 Crustaceen gesammelt, von denen ein großer Theil bisher unbekannt war. Hundert präparirte Fische, unter denen zwei Haifische von 8 und 10 Fuß Länge, vervollständigen die interessante Sammlung. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 320. — 16. November 1835.

Das engliſche Theaterweſen im Jahr 1613.

(Beſchluß aus Nr. 319.)

Ueberlaßt euch nur wieder, während man ſich zum zweiten Aufzug anſchickt, der Leitung von Th. Naſh. Das Getümmel beginnt aufs Neue. Man ſpielt um euch her ticktack und fayalle, zwei ſehr verwickelte Arten von Trictrac. Cavaliero Shift, deſſen glänzendes Wams von geriſſenem Sammet das eure ſchlägt, der Panurg unſers Landes, iſt ein in allen Spielen ſehr bewanderter Mann; er iſt Gauner, Gaukler, Meiſter ſchönen Benehmens und der Fechtkunſt. Wahrt eure Taſchen! In dieſem Augenblicke nimmt er dem Faſtidious ſein Geld ab, dem jungen ſchwermüthigen, euphuiſtiſchen, petrarchiſirten Herrn, der ſeinen Schnurbart kräuſelt, mit einem goldenen Kamme aufkämmt, ſich in dem Spiegelchen, das er in ſeinem Hute trägt, beſchaut und mit den Zahnſtochern, die ihm ſein Leibknappe in einem ſilbernen Döschen überreicht, ſpielt. Der Pöbel, den dies Wichtigthun ärgert, ſchont ihn nicht. Burgullian, Coney-catcher! Viliaco! Camuccio! Brugadoccio! F-Nupson, Schimpfreden, wovon man ein ganzes Wörterbuch machen könnte, ertönen von beiden Seiten. Die Vornehmen fluchen italieniſch, das Volk antwortet auf gut Engliſch.

Ihr wundert euch über den abſcheulichen Geruch, der ſich im Saale verbreitet hat? Blickt nur auf den ungeheuern Zuber, worauf die Menge zugeht; ein unſäthiger Behälter am Parterre dichtan zu allgemeinem Gebrauch, und ihr werdet euch weder über den Geſtank, noch über das Geſchrei: „Wachholder angezündet!“ wundern. Ein kleines Kohlenbecken wird auf die Bühne gebracht und der Wachholderdampf miſcht ſich mit dieſer ungeſunden Luft. Man hat dieſen ſchmuzigen und unanſtändigen Brauch abſtellen wollen; aber die furchtbaren Handwerksburſchen haben ſich widerſetzt; die ſind das ſchlechteſte Gezücht und die entſchloſſenſten Banditen in London, große Theaterliebhaber und furchtbar für die Schauſpieler.

Sir John Harrington, der jüngſt dieſe unſäthigen Fäſſer, die gleichwol ſelbſt im Palaſte der Königin bräuchlich ſind, mit einer ſchicklichern Erfindung zu vertauſchen rieth, bezahlte ſeine Kühnheit und Reinlichkeitsliebe theuer. Eliſabeth verwies ihn auf ſeine Güter, weil er es gewagt hatte, dieſen unedeln Umſtand in ſeiner „Metamorphosis of Ajax“ — Wortſpiel mit a jakes — zu entſchleiern, und unehrerbietig vom Läublein oder heimlichen Gemach ihres Palaſtes geſprochen hatte. Dieſe ganze Geſchichte, die Unterdrückung des von ihm herausgegebenen Werkes, die Einkerkerung ſeines Verlegers, die Sündflut von Witzworten und Calembourgs, wozu dies Anlaß gab, würden ein merkwürdiges Bruchſtück der Jahrbücher des 16. Jahrhunderts geben, wenn der Gegenſtand nicht ſo ekelhaft wäre und Göttin Cloacina nicht alle einzelnen Umſtände in Anſpruch nähme.

Wenden wir uns von dieſem unanmuthigen Gegenſtande hinweg! Gefällt euch vielleicht das Geſpräch jener ſchönen Herren? Hört ein Weilchen zu; es iſt mit italieniſchen Modeworten geſpickt, und ihr werdet gar ſpaßhafte Dinge erfahren, die Ben Jonſon, wenn er ſie mitanhörte, unfehlbar in ſeinen Stücke nandrächte.

„Cavaliero Brisk, hör' einmal!“

„Gott's Auge! ich habe jetzt mit Savioletta dort unten zu thun, und ich beſchwöre dich, laß mich in pace.“

„Was? Poz Heilands Augenlid! Das kleine Bürgermädchen in der runden Mütze wie eine Nußſchale? Oimè, signor! Recht paſſend für die Galerie zu zwei Sous! Sieh' mal, carino, unſere Amanda, von der ich eine blaue Roſe im Ohr trage!“

„Amanda? O pfui doch! eine cockatrice!“

„Komm her, Kleiner, meine predominante fällt zuſammen; mache ſie mir zurecht.“

„Und du, Kleiner, durchduſte mir ein Bischen meine Vorpoſten und bringe mir mein Toupet wieder in Ordnung! Jetzt geh wieder; dein Athem macht meinen Halskragen ſchlaff.“

Das Geſchwätz ermüdet euch. Gleichwol ſind dieſe Herren die Blüte des Hofs. Das ſind die durchwürzten Worte, die man brauchen muß. Ihre Leibknappen ſprützen ihnen Roſenwaſſer auf dieſen ſpitzen Haarputz, den ſie ihre predominante und Vorpoſten nennen; nun ſie müde ſind, den Damen ihrer Gedanken unzart Küſſe zuzuwerfen, knüpfen ſie eine gelehrte Abhandlung an, über die Kunſt zu rauchen. Der eine iſt für die ébullition Cubéenne, der andere für den Euripus, der dritte für den whiff. Die ébullition beſteht darin, daß man den Rauch lange im Munde verhält; der Euripus iſt ein abwechſelnd durch die Nüſtern und durch den Mund Dampfen; der whiff iſt ein wiſſenſchaftlicheres und verwickelteres Verfahren. London hat ſeine Meiſter in dieſer Kunſt. Zu dieſen krauſen Nichtswürdigkeiten müßt ihr auch den Bartſchnitt hinzunehmen; das iſt eine gar wichtige Angelegenheit. Blickt um euch, ihr habt ſie von allen Formen: als Kratzeiſen, als Federmeſſerklinge, Fächer, lebendige Hecke, als Spitze, Horn, Pinſel, Egge, Spaten, umgekehrtes T. Meiſt ſind ſie geſtärkt, damit die Form ſich halte. Der Bart als T iſt der beliebteſte. Trägt einen Bart als T, einen purpurrothen Atlasmantel, ein Spitzenhemd, wie ein mechelner Schleier gearbeitet und geſtickt, große Flügel an den Schultern, einen venediger Spiegel auf dem grauen Filz, einen mit Perlen geſtickten Sammetgürtel, pfirſichblütenfarbige Strümpfe, ſpaniſche Lederſtiefeln mit goldenen Franſen, die wie ein erſchloſſener Rand eines alterthümlichen Kelchs ſich umſtülpen, braune mit grauem Ambra gefärbte Handſchuhe, vergoldete klirrende Sporen an kleinen winzigen Beinen (die ganz beſonders einen feinen Mann bezeichnen), eine Bandroſe im Ohre, zwei ungeheuere Roſen, jede zu fünf Pfund Sterling, auf dem Fußſpann, einen Degen mit ſilbernem Knopf, Hoſen mit weiten Schlüchten, blau, ſchwarz und roth, und ein ausgeſchnittenes Wams von falber oder bläulicher Farbe — und ihr ſeid ein vollendeter Mann, ein zwölfkaratiger Zierling.

Aber Naſh hat euch einige merkwürdige Anekdoten von Shakſpeare verſprochen; laßt ſie euch mittheilen, er kannte den Dichter.

Da ihr Einzelnheiten von dem Verf. dieses Stücks wissen wollet, dessen Schönheiten euch auffallen und dessen Verdienst ihr überschäzt, so will ich euch sagen, was ich von ihm weiß.

Es sind nun bald zwei Jahre, daß er die Bühne verließ, die er als Schauspieler und Dichter sehr geschickt ausbeutete. Zu Stratford am Avon geboren, kam er jung und arm nach London; und wie all die jungen Schüler, die unsern Theaterunternehmern ihre eigennüzigen Dienste anzubieten eilen, verbesserte er um einige Schillinge alte Stücke, fertigte Prologe, Epiloge, legte Jigs oder Zwischenspiele ein. Seine derartigen Versuche machten Glück. Die Unternehmer rissen sich um ihn. Er trat als Schauspieler auf, gefiel und begnügte sich bis 1592, Lust- und Trauerspiele seiner Vorgänger neu zu bearbeiten. Diesen auf Streichen und zugesetzte Verse gegründeten Ruf sah man nicht ohne Neid. Der alte Georg Green griff ihn in seiner Flugschrift, „Zweihellerwitz" betitelt, heftig an, verdrehte seinen Namen, beschuldigte ihn der Eitelkeit, des Plagiats und der Uebertreibung. So werden Die behandelt, die das Unglück haben, zu gefallen! „Seht", sagte der alte Schriftsteller, „diesen Emporkömmling, diesen Speerschüttler, diese mit unsern Federn geschmückte, mit unserer Beute gepuzte Krähe. Unter seiner Komödiantentracht ist ein Tigerherz. Er wähnt wie der Beste unter uns einen tragischen Vers kräftig herausschleudern zu können; er ist ein wahres Factotum, ein allgemeiner Bühnenerschütterer." Trotz dieses schlechten Calembourgs aber gab dieser Speer- oder Bühnenerschütterer elegische Gedichte heraus, die Glück machten, gewann Antheil an der Globus- und Blackfriarsunternehmung und wurde namhafter Schriftsteller. In dieser Gattung war er nicht immer glücklich. Der Fall seines Dramas „Perikles" war so rauschend und vollständig, daß er zum Sprüchworte ward; man sagt: fallen wie Perikles. Die meisten übrigen Stücke von ihm machten Glück. Er versuchte sich in allen Gattungen und erwarb sich ein bedeutendes Vermögen, wovon er jezt zurückgezogen und in tiefer Vergessenheit lebt.

Seine sittige Anmuth war ausgezeichnet; in den Werken seiner Zeitgenossen heißt er nur der süße Shakspeare. Doch sah man die besondere Gunst, worin er bei Elisabeth und Jakob stand, wie das herrliche ruhige Landleben, das er jezt führt, nicht ohne Neid an. Man hat ihm seine Sparsamkeit vorgeworfen. „Sei sparsam wie Shakspeare", sagt ein Flugblätter in seinem Rathe für Schauspieler, „laß Niemand auf deine Kosten leben und lebe auf Kosten Aller. Ist deine Börse gehörig mit den Thalern des Publicums gespickt, so kaufe dir ein hübsches Rittergut und lebe wie ein Edelmann, gebietender Herr von recht überwichtigen Guineen! Und wärest du barfuß nach London gekommen, du kannst dereinst mit Thalern und Ehren beladen heimkehren."

Als Dichter würde ich sein Talent sehr bewundern, hätte er nicht Schauspiele für Geld geschrieben; diese haben ihn zu Grunde gerichtet. Wie schön dagegen sind seine übrigen Gedichte, „Venus und Adonis", „Lucretia" und selbst eine nur zu einfache und seinem Beschüzer Southampton gewidmete Sonettensammlung. Keine Dame von Stand und Bildung ist in London, die nicht „Adonis" und „Lucretia" auf ihrem Tische hätte. Es ist verfeinerter Petrarchismus; alle Gedanken blizen, alle Worte funkeln, nichts ist einfach ausgesprochen. Barnefields sagte ganz richtig, die Feder, welche „Adonis" schrieb, ist eine Milch- und Honigfeder. Aber unser Dichter wollte sich ein Vermögen erwerben und warf sich auf das Dramenschreiben, und dies hat ihn zum Theil um den Ruhm gebracht, der seinem Talent gebührt. Hätte er stets italienische Stanzen geschrieben, er gliche wenigstens unserm Daniel.

Sein persönlicher Charakter ist mild und zart. Wie unsere meisten jungen Leute, besonders die vom Theater, hat er seine Jugend in Verbindungen mit sehr untergeordneten Frauen verlebt, die ihm nicht sonderlich Ehre gemacht haben. Er selbst bereut in seinen Sonetten sehr, daß er sich an Liebschaften hingegeben, die ihm in der öffentlichen Meinung geschadet; dennoch liebelt er mit diesen Erinnerungen und gefällt sich darin; man sieht nur zu sehr, daß Liebe (love's soft lazy languishment), wie ihm einer unserer Schriftsteller vorwirft, größtentheils sein Leben füllte. Ich möchte euch schon einige solcher Flugzedichte mittheilen, während sich die Herren hier oben und dort unten mit Aepfeln werfen.

Die durch sie hinziehende Klage würde euch vielleicht befremden. Shakspeare fühlte sich immer durch sein Theaterleben gedemüthigt. Dieser Gedanke kehrt in seinen Sonetten, den einzigen Gedichten, wo sein Herz spricht, immer wieder. Man sieht, daß er eine Höhergestellte liebte und mit dieser Liebe, die seine Freunde tadelten, sich über die Verachtung tröstete, die er selbst gegen seinen Stand hegte. Dieser geheime Dichterschmerz ist höchst rührend. Lest nur das 31. und 11. Sonett.

Seine Geliebten betrogen ihn, wie seine Sonette bezeugen, und wie es denn wol talentvollen Männern begegnet. Mehr als eine lustige Anekdote lief in der Stadt herum und lehrte uns seinen Schmerz, die Streiche, die man ihm spielte, und die Rache, die er übte, kennen. Die junge Wirthin in dem großen Gasthof Oxford soll lange seine Huldigungen angenommen haben und allgemein gilt William Davenant für seinen Sohn. Burbadge und Shakspeare waren oft Nebenbuhler in galanten Abenteuern, die sich so seltsam zu unsers Dichters Hang zur Schwermuth gesellen.

Eines Tages, als ich im Globustheater war, trat nach der Aufführung „Richard III." ein Sendling, einer jener unter uns so häufigen Gauner, die sich zu jeder Botschaft brauchen lassen, zu Burbadge, der die Hauptrolle im Trauerspiele gespielt hatte. Ich sah Shakspeare, der auch mitgespielt hatte, hinter die Bekleidung der Traverse schlüpfen, sodaß er das Gespräch des Sendlings mit Burbadge hören konnte. Es galt ein Liebesstelldichein. Ein junges Weib aus der City, dessen Mann abwesend war, hatte eine gewaltige Leidenschaft für den Lieblingsschauspieler des Publicums gefaßt. Wenn Burbadge sich noch diesen Abend um 9 Uhr in der Wohnung der Dame einfinden wolle, so werde er leicht auf die Losung: „Richard III.", Einlaß finden. Shakspeare ließ sich kein Wort dieses merkwürdigen Gesprächs entgehen. Einige Minuten vor 9 Uhr begab er sich nach der Wohnung der Dame, pochte und sprach halblaut die verabredete Losung. Die Thüre geht auf, das Dunkel, womit sich die ersterbende Scham umgeben, begünstigte die Eroberung oder den Raub an seinem Mitschauspieler Burbadge. Schon war das Verbrechen begangen, erkannt und verziehen, als der wahre Richard III. den Klopfer der Thüre regte.

Shakspeare öffnet. „Wer da?" fragt er.

„Richard III."

„Der Platz ist besezt."

„Richard III., sag' ich", wiederholte Burbadge.

„Und ich", rief Shakspeare die Thüre öffnend, „ich bin Wilhelm der Eroberer." 96.

Correspondenznachrichten.

Paris, October 1835.

Die civilisirte Welt hat ihre Literatur nach den Jahreszeiten, absonderlich die französische fashionable Welt. Im Frühling verschlingt sie die Poesie, im Sommer die Reisen, im Herbst die politischen Broschüren und im Winter die Dramen und Romane. Ich sehe mich genöthigt, Ihnen gleich ein ganzes Dutzend von den leztern anzukündigen, unter der Bedingung, daß ich vorerst Alles sage, was ich sonst auf dem Herzen habe und was nicht romantisch ist.

Wir haben hier auf dem Observatorium, wo wir nicht blos den Kometen aufsuchen, die Entdeckung gemacht, daß die Reform Europas ihr Centrum änderte und aus ihren Trabanten Planeten machte. Das katholische Christenthum ist für sie aufgetreten und klagt zum ersten Mal das bisher im Geruche der politischen Heiligkeit stehende protestantische des Misbrauchs der Gewalt und vieler unedeln Leidenschaften an. Es ist etwas Unglaubliches geschehen. Der König und die Regierung des reichsten und mächtigsten Landes haben einen Bund geschlossen

mit den Tribunen des Volks für gegenseitige Aufrechthaltung und wahrhafte Förderung des Nützlichen und Vaterländischen. Unaufhaltsam schreitet das revolutionnaire Element durch die pyrenäische Halbinsel, und mit Staunen und mit Grauen sehen es die Systematiker, daß ein Volk „in seinem dunkeln Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist". Spanien mußte seine anarchische Schule machen, weil seine Intelligenz in Fesseln gelegt war. Sobald die Flegeljahre der Emancipation vorüber sind, werden Friede und Ordnung, Royalismus und Legitimismus das ganze Volk einer bessern Zukunft entgegenführen. England konnte unmöglich länger dem Torysmus und Prälatenthum unterliegen, die das ganze geistige und materielle Dasein der Nation in Händen hatten; denn das Volk ist mündig und seines Armes mächtig. Diejenigen, die da sagten, Frankreich sei der experimentirende Wegweiser in Europa, haben sehr Unrecht gehabt. Ich wollte ihnen beweisen, daß Frankreich zu sehr Ueberfluß an schlechten Menschen hat, um etwas Gutes ernstlich durchzusetzen, ja es nur ernstlich zu wollen. Es ist fähig zu Aufruhr und Revolution, aber niemals zu gesellschaftlicher Verbesserung, dabei würden die Egoisten verlieren, die Geld und Talent haben. Geld und Talent sind die Tyrannen von Frankreich. In England ist der Fall umgekehrt, Geld und Talent führen Krieg wider Stupidität und Vorurtheile, die sich nicht vertheidigen können vor der Macht des freien Worts und der Wahrheit. England ist vermöge seiner künstlichen Größe und moralischen Beschaffenheit der Vampyr des Continents, das will ich nicht leugnen; allein es ist auch der wahrhaftige Pharus desselben, ein Königreich, das allen zeitgemäßen und historischen Anfoderungen entspricht, in sich den Keim zu allem politischen Guten trägt.

Weil ich eben sprach von der Verwerflichkeit des französischen Talentes, will ich nach diesem Introitus, den Sie für jede Censur gemäßigt finden werden, auf ein neues poetisches Product des weiland sehr gepriesenen Poeten Barthélemy zurückkommen. Der Mann macht keine Romane und schreibt Alles in Versen, versteht sich in französischen, die gereimte Prosa sind und wie Rhythmus aussehen. Die Journale aller Farben haben sich dieser Tage über die Sache ausgesprochen, sie schämen sich. Was, ein Mann der früher das französische Volk mit dem Hercules verglich, der die Hyder erdrückte, hat heute den Muth, dasselbe Bild wider dieses Volk anzuwenden, um den König zum Hercules zu machen? Das ganze Werk ist eine Satire auf die Menschheit, eine Blasphemie des Talents, die die Literatur entwürdigt. Ich habe nichts dawider, daß ein Mensch seinen Glauben ändert und ein Christ oder ein Türke, ein Philosoph oder ein Heide wird — hierzu können ihn Erkenntniß und Klugheit veranlassen, eine hübsche Frau, ein bequemes Leben, oder die Furcht, vom Großmufti gehängt zu werden; aber seiner Ueberzeugung entsagen und ein Lobredner seiner anerkannten Gegner, ein Renegat als Schriftsteller und Dichter werden, freiwillig in einem emancipirten Lande, das die Unabhängigkeit bezahlt, seine Meinung, seine Grundsätze abschwören, Alles blos um einer Stelle und eines Händedrucks, eines Gehaltes und eines Ordens wegen, das ist ja viel schlimmer, ist gleich einem Selbstmord. Warum, wenn sich dieser Barthélemy verkaufte, konnte er nicht seine Muse mit einem Geldsack füttern oder den Hippogryphen in andere Regionen führen? Es scheint, die Budgetsmäkler haben die Bedingung gemacht, daß ihr Sklave sein früheres Werk mit der eignen Leier zerstöre, um dem französischen Volk die traurige Gewißheit zu geben, daß auch seine feurigsten Verfechter das Worts nur Mißachtung statt der Bewunderung verdienen.

Barthélemy hat in seiner neuen Epopee nicht blos das System apotheosirt, das er vor drei Jahren mit allem Enthusiasmus verdammte, er geht so weit, alle Personen, die dasselbe repräsentiren und die früher Gegenstände seines Spottes und Zornes waren, auf eine wahrhaft knechtische Weise mit Weihrauch zu beduften. Die Minister sind Heiden, Ritter Bayard, Condé, ihre Partisane Homeriden geworden.

C'est un cortège équestre où parait reluisante
La gloire des vieux jours et la gloire présente,
L'impérial blason jeune encore et si beau
Debout près de l'ancien: Choiseul près de Lobau.

In einer Stelle in Bezug auf den König, worin derselbe unter Anderm mit Laokoon und seinen beiden Söhnen sehr unglücklich verglichen wird, um das Attentat des 28. Juli mit dem Fatum der Alten zusammenzustellen und für eine böse Prophezeiung auszugeben, heißt es:

Sous un ciel teint d'azur tout Paris se reveille,
L'ouragan du solstice avait grondé la veille;
Mais aussi qu'autrefois pour le César romain,
L'orage de la veille expire au lendemain:
Car il faut bien toujours qu'un pur soleil protège
Notre roi de juillet et son digne cortège,
Lorsqu'il passe à cheval avec ses vétérans
Au front de la milice étagée à trois rangs...
...Le roi n'a pas maudit la fille de juillet.
Gloire à lui, le grand homme a compris nos pensées.

Ein deutscher Schriftsteller würde sich in den Tod schämen, wenn er derlei Phrasen in allen Blättern neben Dingen läse, die ganz das Gegentheil enthalten.

Oh, quand sonnera l'heure où nous pourrons tous voir,
L'impuissance aux abois s'exiler du pouvoir?

Aber hier in Paris kennt man kein Schamgefühl, und nur Der ist schlecht, der stiehlt und die Leute hinterm Zaune todtschlägt. Hinterm Zaune, da gelten die Gesetze; nimmer im Salon, in honetter Gesellschaft, wo man lackirte Schuhe und Roben von Seide trägt. Ich weiß, daß neulich Barthélemy, le poète national, wie er sonst genannt wurde, ein lautes Gelächter aufschlug, als man ihm ein Päckchen Journale präsentirte, die seine Metamorphose bespotteten. „Laissez-les crier, laissez-les me tuer, je me porte bien", war seine Antwort. Er tanzte zum Kamin und sang eine welsche Arie, der Kritik ein Schnippchen schlagend. Ich bemerke hierzu, daß dieser Dichter einst in seiner „Némésis" sang: „Le pain de servitude à ma bouche est amer." O wie liebenswürdig, wie beständig sind die Franzosen! Wenn ich ihr König wäre, ich würde jedenfalls noch mehr Furcht vor meinen Getreuen als vor den Lästermäulern haben, die beständig in Dur singen. Vor diesen kann man sich doch schützen in den schlechten Zeiten Aegyptens.

Es fehlte jetzt noch, daß auch Béranger seine arme Seele verkaufte und plötzlich sein Schweigen bräche mit einer Hymne auf die Doctrinaires. Doch nein, dieser Béranger hat ein zu ehrliches Gesicht, er kann sich nicht verstellen. Er und Chateaubriand bleiben uns, des Beispiels wegen. Eine Krone für Chateaubriand!

Von Fieschi, dem Königsmörder, habe ich Ihnen viel Neues mitzutheilen. Ich setze voraus, daß Sie sein Sanitätsbulletin fleißig gelesen und daraus ersehen haben, welche Mühe sich ein civilisirter Staat gibt, um ein solches Verbrecherhaupt für das Schaffot zu conserviren. Die Gerechtigkeit macht dem Tode seine Beute streitig, es ist recht tröstlich. Indeß wünschte ich nicht Pair von Frankreich zu sein und meine Handschuhe mit der schmutzigen Halsgerichtsarbeit zu beflecken, aus Furcht, die blutdürstige Canaille habe die Regenerationskraft des Riesen Antäus und den Kopf der lernäischen Hyder. Ich habe kürzlich eine Biographie der französischen Königsmörder gelesen, deren Zahl Legion ist, und da ist mir so nothpeinlich geworden, als ob ich selbst ein König wäre und schlechte Minister hätte. Fieschi ist in der Bande noch eines von den respectabelsten Ungeheuern, nämlich ein politisch-ambitieuses. Er dachte, er würde Dictator werden, wenn Ludwig Philipp todt wäre.

Die Vernunft des armen Fieschi hat einen argen Stoß bekommen seit seiner Genesung. Er bildet sich ein, da die Minister ihn so oft besuchen und so höflich und freundschaftlich wie einen Mann behandeln, der ihnen alles Gute erwies, er sei ein hoher Staatsmann. Vor Kurzem, sagt man, schrieb er an

Thiers: „J'ai des communications à vous faire, veuillez me voir." Und am Ende dieses Briefs machte er einen Witz und sagte: „Vous me trouverez chez moi toute la journée." Unterdeß sich aber solchergestalt der Held der Julitragödie seiner Genesung freut und dem großen Tage der Aufopferung für seine Grundsätze entgegenlebt — Barthélemy muß ihn beneiden —, wehklagen seine Mitangeklagten in Verzweiflung. Einer davon (der viel point d'honneur besaß) hatte den Entschluß gefaßt, zu verhungern, um der Schande zu entgehen (!); allein er merkte bald, daß sein Magen stärker sei als seine Ehre und verschluckte nach drei Fasttagen eine doppelte Portion, wie solches umständlich im „Journal des débats" zu lesen. Dieses Blatt ist zuweilen interessant — wenn es vom Theater und von Fieschi spricht. Es hat diesmal eine recht merkwürdige Geschichte eines Gefangenen erzählt, der zur Zeit seiner Jugend die große Aufgabe löste, freiwillig Hungers zu sterben. Inculpat führte nämlich sein Memoire bis zum letzten Augenblicke und starb dann an einer Entzündung der Eingeweide bei vollkommenster Besinnung. Er lebte 20 Tage ohne alle Nahrung und behauptete in der letzten Periode durch die Wände zu sehen und den Koth auf der Straße zu riechen. Fieschi könnte der Physiologie und der Psychologie einen großen Dienst erweisen, wenn er sich standhaft ausfastete und ein Clairvoyant würde. Das Journal der Doctrinaires könnte sein Memoire schreiben. Es ist keine Aussicht; der Mann denkt an eine positive Begnadigung in Betracht der großen Dienste, die er dem Staate leistete. Wo wäre, sagt er, die Legislation und Intimidation, wo wäre die Doctrin, die da ist die geläuterte Philosophie, ohne mich?

Man glaubt, die Karlisten würden nach den drakonischen Preßgesetzen den Muth zu sprechen verlieren und sich nach und nach der Regierung anschließen. Aber ungeachtet der Pairsernennung in legitimistischen Familien und ungeachtet der Befreundung und Beförderung der Geistlichkeit blieb die Politik die alte. Ein Baron Kergorlay hatte sogar den erstaunenswürdigen Muth, vor wenig Tagen in öffentlicher Sitzung des Gerichts mehr zu sagen gegen König und Regierung, als innerhalb fünf Jahren gesagt wurde. „Depuis 1830, depuis le 9 août, j'ai toujours soutenu que Louis Philippe était un usurpateur, et que je ne reconnais que Henri V pour mon roi. . . . Il est notoire que la nation n'a pas été convoqué pour prononcer sur la vacance du trône." Dies waren die Worte des Angeklagten, welche alle Journale wiederholten. Die Minister ersehen daraus, daß die Presse noch immer nicht genug beschränkt ist, und daß man ihr auch die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen nehmen muß. Herr Kergorlay ist mit dem Geranten der „Quotidienne" zu 4000 Francs und vier Monat Arrest verurtheilt worden. Das Wichtigste in diesem Proceß war die juristische Logik, die in Bezug auf die Revolution und die Schöpfung des neuen Thrones früher stets mit Rücksicht und Furcht angewendet worden war. Kergorlay bewies gründlich, daß nach den drei Revolutionstagen alle historisch constatirten Formen verletzt worden seien und daß de facto Frankreich seinen Vertrag mit der enthronten Königsfamilie nicht gebrochen, sondern nur suspendirt habe, der Handhabung wegen. Die folgende Stelle ist inhaltsschwer; ich übersetze sie ganz:

„Als der Prinz von Oranien 1688 seinen Schwiegervater entsetzen wollte (in England), benahmer sich natürlich auf die perfideste Art. Dessenungeachtet beschimpfte er die Nation nicht durch eine usurpatorische Erklärung seiner Occupation des Throns und eine Anbefehlung des Gehorsams und des Eidschwurs, ohne vorher sich wenigstens scheinbar durch den Nationalwillen anerkennen zu lassen. Er verlangte nicht, daß eine unter Jakob II gewählte Kammer von ihren Wählern den Auftrag erhalten habe, den König abzusetzen, die Thronfolge zu ändern und einen neuen König zu wählen, sondern er berief eine neue Kammer, einen Convent, vermöge einer neuen Wahlordnung, und beauftragte dieselbe, den Zustand des Landes zu berathen. Selbst in unsern Tagen, als im J. 1830 in Belgien ein Aufstand erfolgte, der Thronentsetzung zur Folge hatte, richtete das Volk in neuen Repräsentanten und wählte selbsteigen seinen König. Ludwig Philipp hat demnach auch in dieser Hinsicht seine Geringschätzung für alle Nationalinstitutionen an den Tag gelegt. Da ich Pair, Wähler und Franzose bin, so konnte mir kein König gegeben werden ohne meine Zustimmung. Wohlan, man hat mich nicht gefragt, man hat Niemand meines Gleichen gefragt. Die Rechte der constitutionnellen Kammern beschränken sich auf die Macht, Steuern zu votiren und Gesetze zu machen, die sich innerhalb der Grenzen der Constitution bewegen. In keinem Falle genügen dieselben, um die Institutionen, denen sie ihr Dasein verdanken, zu vernichten und die Dynastie zu ändern; diese Fragen sind Nationalfragen, die nur von der Gesammtheit entschieden werden können. Ich appellire an die Gesammtheit."

160.

Mittheilungen über Alt- und Neu-Athen. Von Dr. Ferd. v. Quast. Berlin, Gropius. 1834. Gr. 8. 8 Gr.

Bei der künstlerischen Bedeutung, welche die Stadt Athen mit ihren zum Theil noch ziemlich gut erhaltenen Kunstwerken aus der Zeit der schönsten Blüte altgriechischer Kunst, in neuester Zeit bereits gewonnen hat und immer mehr gewinnen wird, mag auch das vorliegende Schriftchen diejenige Beachtung finden, die es für Freunde altgriechischer Kunst und der in ihren Ueberresten im neuen Griechenland wieder auflebenden alten Hellas verdient. Müssen auch diese Mittheilungen über Athen, die sich zum Theil aus Wahrnehmungen an Ort und Stelle, aber aus dem Jahre 1832, beziehen, durch neuere Aufschlüsse mancher Art ergänzt werden, wie sie z. B. namentlich der Dr. Roß, der Oberconservator der Alterthümer in Griechenland, in neuester Zeit vielfach gegeben hat, und wie dergleichen auch von Andern gegeben worden sind, so haben sie doch immer insofern ein besonderes Interesse, als sie sich mit der noch nicht fest bestimmten Topographie des alten Athens beschäftigen und dabei auch auf einige andere Orte Griechenlands, in Betreff noch vorhandener Alterthümer, Rücksicht nehmen (S. 5—28). Dagegen ist freilich Dasjenige, was über den Neubau der Stadt Athen und des königlichen Schlosses auf der Akropolis (des letztern nach dem hier auch beigefügten Plane von Schinkel in Berlin) gesagt wird (S. 29 fg.), nur von historischem Interesse, weil jener Neubau seitdem auf einer andern Basis begonnen worden ist und das königliche Schloß auf die Akropolis (es scheint, sehr passend) nicht zu stehen kommen soll. Indeß dürften die Bemerkungen über die Fehler, in die man bei dem Neubaue alter Städte, hier Athens, leicht fallen kann (S. 30), und über die richtige Vermittelung alter und neuer Zeit bei einem solchen Neubaue auch jetzt noch Beachtung verdienen. Was übrigens die auch hier (S. 5 fg.) zur Sprache gebrachte Untersuchung über fertige Architektur der altgriechischen Kunst anlangt, so muß auch die bekannte Schrift von Dr. Kugler über diesen Gegenstand (Berlin 1835) verwiesen werden, die sich weitläufig darüber verbreitet.

17.

Literarische Notiz.

Jules Lecomte, Marineoffizier, und Fulgence Girard geben „Chroniques de la marine française, 1789 à 1830" heraus. Das Werk wird aus sechs Bänden bestehen, der Inhalt in vier Epochen zerfallen: Republik zwei Bände, Consulat ein Band, Kaiserreich zwei Bände, Restauration ein Band. Es wird in Lieferungen zu zwei Bänden ausgegeben; die erste Lieferung war für den October d. J. versprochen.

48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 321. — 17. November 1835.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wir haben bei der Anzeige des ersten Theils dieser interessanten Sammlung in Nr. 328—330 d. Bl. für 1834 ausführlich über den allgemeinen Werth dieses Buchs, über die Grundsätze, die der Verf. bei der Anlage desselben befolgt hat, und die Idee der wahren Novelle, wie sie aus den besten dieser Erzählungen hervorgeht, gesprochen, sodaß wir ohne weitere Einleitung, nach der in jener ersten Beurtheilung befolgten Weise unsere Leser mit dem Hauptinhalt des zweiten Viertels aller Novellen, welches in diesem zweiten Theile enthalten ist, bekannt machen können.

Die Reihe wird diesmal mit der Erzählung eines im ersten Theile noch nicht aufgetreten Novellisten eröffnet. Dies ist nach den Mittheilungen der Vorrede der seiner Zeit vielgelesene italienische Erzähler Giovanni Francesco Strapparola aus Caravaggio (im Mailändischen), der vom Ausgange des 15. bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts gelebt hat. In seinen 73 Novellen und Fabeln (Venedig 1551 und 1580) erfindet er nicht immer, sondern erzählt zuweilen Andern, dem Boccaccio, dem G. Fiorentino, dem Girolamo Morlini, dessen anstößige Novellen zu Neapel 1520 in lateinischer Sprache erschienen sind, nach. Seine Märchen sind meist älterer Erfindung. Sie sind theilweise ins Deutsche übersetzt und frühzeitig (1572) vollständig ins Französische. Die hier mitgetheilte Erzählung, welche der Uebersetzer „Die Liebenden in Dalmatien" überschrieben hat, ist eine dem Strapparola eigenthümlich zugehörende Novelle. Die erste Grundlage der Geschichte ist jedoch auch hier entlehnt, es ist die Geschichte von Hero und Leander, aber mit anderm Schlusse. Auf einer Seeklippe bei Ragusa steht eine kleine Kapelle und eine schlechte Bretterhütte. Dort bringt ein reumüthiger Jüngling, Calogero Teodoro, sein Leben im Dienste des armseligen Gotteshauses zu, indem er sich seinen Unterhalt zu Ragusa erbettelt. Hier trifft eine schöne und liebreiche Jungfrau, Margarita genannt, mit ihm zusammen, wird in Liebe zu ihm entzündet, welche sie ihm gesteht und wodurch sie ihn seinem Gelübde ungetreu macht. Allnächtlich kommt sie schwimmend zu seiner Klippe hinüber, bis sie von Fischern entdeckt wird, welche sie erkennen und, der Beschimpfung eingedenk, die eine ehrenwerthe Familie, sowie des Todes, der in der See das junge Mädchen bedroht, Margaritens Brüdern das bedenkliche Geheimniß anvertrauen. Diese, ergrimmt, beschließen ihre Schwester zu verderben. Der jüngste Bruder flüchtet sich, als angeblich zum Tode verurtheilt, zu Calogero; die andern nehmen eine Segelstange und ein Licht, besteigen eine Barke, langen in der Nähe von Calogero's Hütte an, richten die Stange mit der Laterne empor und ahmen so das Zeichen nach, durch das der Geliebte Margariten einzuladen pflegte.

Das Mädchen hatte kaum das brennende Licht aus der Ferne mit ihren Blicken erspäht, so vertraute sie sich, wie sie es gewohnt war, dem Meere an und schwamm der Hütte ihres Geliebten rüstig zu; ihre Brüder aber faßten bei dem Geräusche, das ihre die Fluten zertheilenden Arme machten, ihre Ruder in die Hand und entfernten sich höchst langsam und geräuschlos mit dem aufgestellten Lichte von der Hütte, ohne von der Schwester gehört oder in der Finsterniß der Nacht irgend gesehen zu werden. Der armen Margarita Auge erblickte nichts als das trügerische Licht, wonach sie ihre Richtung nahm. Die grausamen Brüder ruderten allmälig weit in das hohe Meer hinweg, zogen dann die Segelstange ein und löschten das Licht aus. Sowie Margarita das Licht nicht mehr leuchten sah und nicht mehr wußte, wo sie war, entsetzte sie sich über die Maßen und gab sich für verloren, da sie sich außer dem Bereich aller menschlichen Hülfe sah. Das Meer verschlang die von der langen Anstrengung des Schwimmens Ermattete wie ein geborstenes Schiff. Ueberzeugt, daß ein Ausweg der Rettung für ihre ihnen nachgefolgte Schwester nicht mehr vorhanden sei, verließen die Brüder sie mitten auf dem offenen Meere und kehrten in ihre Wohnung zurück. Der jüngste Bruder dankte beim Anbruche des Tages Calogero für seine gastliche Aufnahme und ging von dannen.

Der Jüngling findet nun die an den Strand ausgeworfene Leiche seiner Geliebten, bestattet sie unter übermäßigen Thränen und kehrt zu seiner Buße zurück. Man sieht, der Erzähler hat nur mäßigen Gebrauch von dem Pathos gemacht, das im Stoffe enthalten ist. Seine schlichte und fast kalte Darstellung vermehrt inzwischen eher den Eindruck, den die grausame Geschichte auf das Gemüth des Lesers macht. Ref. erinnert sich dieser Erzählung schon irgendwo, wenn ihm recht ist, in einer modernen französischen Bearbeitung begegnet zu sein.

Die zweite Novelle, „Die beste Frau" betitelt, ist ein Werk des französischen Vielschreibers Retif de la Bretonne (st. 1806), von dessen wüstem Leben und großem Talente die Vorrede des ersten Theils und aus ihr unsere Anzeige desselben berichtet hat. Sie führt in seinen „Contemporaines" den Titel: „Le bourru vaincu par l'amour", und enthält die Geschichte eines unliebenswürdigen, jähzornigen und mistrauischen Edelmanns, der sich in die bildschöne und sanftmüthige Schwester eines Freundes verliebt. Aus Furcht, ihr Sklave zu werden, will er aber lieber die jüngere Schwester heirathen, weil er diese nicht liebt, und kann nur durch die seltsamste Intrigue, die der Freund leitet, zu seiner eigentlichen Neigung zurückgebracht werden. Aber im Brautgemach überläßt er sich nicht der Freude, sondern einer Reihe von Betrachtungen, erzeugt von der Furcht, durch seine übermäßige Liebe unter den Pantoffel zu kommen, und endend mit dem Entschluß, sie von diesem Augenblick an mit der äußersten Gleichgültigkeit zu behandeln. So martert er nun die Engelsgeduld seiner Frau, die sich natürlich unglückselig fühlt, bis sie ihr Schicksal aus einer von ihrem Bruder verfaßten Novelle wie in einem Spiegel sieht und daraus erfährt, daß ihr Gatte sie aus lauter Liebe quält. Endlich belauscht ihn auch noch seine Gattin Annette selbst, wie er dereinst in sein Schlafgemach geht, sich niedersetzt und, seinen Blick auf das Bild der Gattin gerichtet, mit zwei Thränen, die er seinen verstörten Augen entrollen läßt, seine Tigerhärte Lügen straft:

„O du, die ich anbete und peinige, vergib! Ein unglückseliger, durch eine vernachlässigte Erziehung noch verschlimmerter Charakter macht mich mir selbst unerträglich und verleitet mich, Andern und vor allen Andern meinem liebenswürdigen Weibe das Leben zu verbittern. O Geliebte, Angebetete! wenn du sähest, wie ich leide, du würdest mich bemitleiden, statt mir zu grollen." Indem er diese Worte gesprochen hatte, nahm er in einem in einer Ecke angebrachten Fache ein paar, kaum einige Mal erst von ihr getragene Schuhe Annettens wahr. Er sprang hastig auf: „Welch reizende Form! Welche Frau kann einen niedlichern Fuß haben! Er ist zum Küssen schön." Und der mürrische, die zärtlichste und lieblichste aller Frauen unablässig ohne Ursache scheltende Ehemann drückte, in diesem Augenblick ein verliebter Anakreon (!), Tausende von Küssen diesem unempfindlichen Gegenstande auf, den er am Ende mit einer Art von Ehrfurcht wieder an seinen Ort zurückstellte.

Entzückt eilt Annette zu ihrer Schwester; der Bruder bekräftigt die Entdeckung durch die Erklärung, daß Malrepos (dies ist der passend gewählte Name des Polterers) seine Frau anbete, dem Freunde aber streng verboten habe, ihn zu verrathen. Annettens Betragen gleicht von diesem Tage an mehr dem eines Engels als einer Frau. Malrepos findet nicht den mindesten Tadel mehr gegen sie zu erheben. Mit der Zeit nimmt seine übermäßige Zärtlichkeit und mit ihr seine Grausamkeit ab, nach 10 Jahren wird er ein friedfertiger, in seinem Alter ein vortrefflicher und liebenswürdiger Gatte.

Diese Erzählung ist ein sonderbares Gemisch von natürlichen und unnatürlichen Motiven; wären die letztern entfernt und auch die erstern nicht hier und da ins Grelle gemalt, so dürfte sie ein Meisterstück heißen. Neben den willkürlichsten Streichen, die dem Zufall und einer verkehrten Auffassung von Menschenleben und Charakter aufgebürdet werden, entwickelt sich ein anderer Theil der Novelle aus den eigentlichen Tiefen des menschlichen Herzens, und nur französischer Leichtsinn reißt den fein und fest gesponnenen Faden hier und da muthwillig wieder ab.

„Störung zu rechter Zeit" heißt die dritte Novelle, die an Keckheit der Erfindung, Farbenglut und Ueppigkeit alle andern in diesem Theile versammelten übertrifft. Sie ist die zehnte des zweiten Theils der „Cento novelle amorose dei Sigri academici incogniti", aus welchen der Uebersetzer schon einmal im ersten Theile geschöpft hat. Ihr Verfasser nennt sich Liberale Motense. Von seinen Lebensumständen scheint nichts bekannt zu sein. Seine Geschichte zeigt uns eine schöne Florentinerin, Celidea, deren Gatte der Thatkraft seiner Jugend nachgibt und eine ferne Seereise unternimmt, in der Hoffnung, die Ursache der Unfruchtbarkeit seiner Gattin dadurch zu entfernen, die von der allzu heißen beiderseitigen Sehnsucht nach Kindern herrührte. Denn seine Frau hatte ihm nur im ersten Jahre ihrer Ehe ein Töchterlein geschenkt. Drei Jahre erwartet sie vergebens ihren Gatten zurück und lebt endlich nach vergeblichen Nachforschungen der festen Ueberzeugung, daß das Meer, seiner alten übeln Gewohnheit nach die Schätze der Erde verschlingend, auch dieses ihr höchstes Besitzthum in seinen Abgrund gezogen habe. Inzwischen erschließt sich trotz ihrer Leiden die Blüte ihrer Wangen nur um so schöner, je mehr sie dieselben mit ihren Thränen, die sie vertilgen sollten, befeuchtet. Ihr Unglück und ihre Jugend entzündet die Herzen der Männer, und endlich findet auch sie an einem jungen tadellosen Cavalier, Beliarco, den sie auf einem Hochzeitsball, welchem sie sich nicht entziehen durfte, kennen lernt, Gefallen und schaltet sein Bild, durch eine unbekannte Wonne verlockt, in den Rahmen ihrer Seele ein. Beliarco, der bisher mit Widerwillen gegen die Liebe erfüllt war, wird durch dieses unerwartete Glück entflammt, und Celidea entschließt sich im Herzen zu einer neuen Ehe. In diesen Gedanken stört die schöne Frau der erblühende Reiz ihrer Tochter, und thöricht eifersüchtig auf denselben, fängt sie an ihr Kind von der Gesellschaft auszuschließen. Mit ihrem neuen Geliebten trifft sie zufällig im Garten ihres Hauses zusammen, befiehlt ihm in einer Regung der Zucht sich zu entfernen, bereut bald ihre Strenge, und endlich finden wir Beliarco zu nächtlicher Stunde in ihrem Gemach, wo sie jedoch seine ungestümen Liebkosungen mit den Worten abwehrt:

Ich bitte Euch, Signor, wollet keine so üble Meinung von mir haben, etwa zu glauben, ich könne meinen guten Ruf gegen unreine Freuden der Liebe irgend hintansetzen. Entschlossen, meiner überschwänglichen Liebe zu Euch doch keinen andern als einen ehrbaren, rechtmäßigen Ausgang zu gewähren, bin ich gegen Euer heiliges Versprechen, den Bund der Ehe mit mir zu schließen, die Eurige, wogegen ich mich außerdem lieber dem Tode als Euern unkeuschen Umarmungen preisgeben mag.

Der verliebte Jüngling, der auf Celidea's Einladung mit ganz andern Gedanken gekommen war, willigt in der Glut seiner Leidenschaft zu allen Foderungen ein — da kommt die erste Störung zu rechter Zeit. Es wird an

die Thüre geklopft, und Celidea wird von ihrem Bruder gebeten, auf das schleunigste zu seinem in Kindesnöthen liegenden Weibe zu kommen und ihr hülfreich beizustehen. Von Lust noch durchschauert, nimmt das liebliche Weib den erstaunten und überraschten Beliarco bei der Hand und führt ihn in ein anstoßendes Zimmer, das mittels einer Reihe anderer Gemächer mit einem großen Saale zusammenhängt, durch den er unentdeckt zur Gartenthüre hinaus entfliehen kann. Uebrigens beschwört sie ihn, bis zum Nahen der Morgenröthe gegenwärtig zu bleiben, damit sie ihm, wenn sie so glücklich wäre, derweil zu ihm zurückzukehren, mit einem Uebermaß von Liebe und Zärtlichkeit den Kummer vergelten könne. In jenem Zimmer bringt nun der verlassene Liebhaber zwei unbehagliche Stunden zu und schreitet endlich beim Schimmer des bleichen Mondes bis in ein an den Saal grenzendes Cabinet, dessen von ihm zufälligerweise berührte Thüre von selbst aufgeht.

Hier verbreitete eine an einem seidenen Bande von der Decke herabhängende brennende Lampe ein üppiges Dämmerlicht und zeigte ihm dabei eine auf einem Bette schlafend hingegossene Venus, der sich die Finsterniß, vielleicht mehr aus Ehrfurcht vor dem sanften Glanze der schönen Glieder als von dem Lampenschein zurückgehalten, nicht zu nahen wagte. Beliarco trat, neugierig dieses Wunder zu betrachten, näher hinzu, und sah oder glaubte Celideen zu sehen, obwol er, seine Blicke schärfend, erkannte, daß seine Einbildungskraft gleich sehr von seinen Begierden wie von der Aehnlichkeit getäuscht worden war. Celidea war es nicht, es war ihr Ebenbild, ebenso viel schöner als sie, als die Rose des Morgens schöner als die des Mittags ist. Er erkannte sie für Zafira, Celideens Tochter, und würde um des reinen Schnees ihres Körpers willen dafürgehalten haben, daß sie in eine alabasterne Bildsäule verwandelt worden sei, hätte das ihren Busen in sanfter Wallung erhaltende Klopfen ihres Herzens nicht verrathen, daß Leben in ihr sei.... Sie ruhte auf ihrer rechten Seite. Von der Hüfte bis zu dem blendenden Knie verschleierte faltiges Linnen dem Blick ihre Schönheit..... Ihr Haupt stützte sich in die weiche Fläche der ausgestreckten Hand, ihre Haare waren theils in einen Knoten von Licht zusammengesteckt, theils flossen sie in Unordnung über den Hals.... Von der heitern Morgendämmerung ihrer Stirn tröpfte, um die Rosen ihrer Wangen zu tränken, durch die Hitze der Jahreszeit hervorgelockt, süßer Thau herab und würde sich in Perlen gewandelt haben, wäre er so glücklich gewesen, von dem Blicke der Sonne getroffen zu werden, die sich hinter der Wolke ihrer schönen Augenwimpern barg.

Nach langem, regungslosem Staunen umschlingt Beliarco das schöne, lebende Marmorbild; Zafira aber glaubt in den Armen der Mutter zu ruhen, und der Jüngling genießt in Unschuld dieses Glück. Da kommt die zweite Störung zu rechter Zeit. Celidea hat sich von ihrer glücklich entbundenen Schwägerin losgemacht, findet den Geliebten nicht mehr in ihrem Zimmer und begibt sich traurig zu ihrer Tochter, die sie mit der Kunde von der Geburt des kleinen Kindes erfreuen will. Das Cabinet offen findend, gewahrt sie entsetzt die Tochter in Beliarco's Armen. Bewußtlos stürzt sie zu Boden. Zafira erwacht aus ihrem Schlummer, bedeckt ihre Blöße und fängt bitterlich an zu weinen. Als Celidea wieder zu sich kommt, hemmt ihre Vorwürfe der Anblick des regungslos neben ihr ausgestreckten Beliarco, und sie belebt nun den Scheintodten mit dem Hauch ihrer Seufzer, ihren Thränen und ihren Küssen. Dann schwankt sie zwischen Liebe, Rache und Vergebung, bis ihr besserer Genius siegt und sie nach kurzem Nachsinnen in die Worte ausbricht:

Ich weiß nicht, Beliarco, ob ich mich mehr über mich oder über Euch betrüben soll?..... Ueber mich, weil ich unkeusche Lüste und Neigungen mit Verleugnung jedes bessern Gefühls in mein Herz aufnahm, anstatt, meiner heiligen Verpflichtungen eingedenk, mich in dem Angedenken meines vielbeweinten Gatten Florlandro rein und schuldlos zu erhalten. Ueber Euch, der Ihr, des Vertrauens spottend, das ich in Euere Tugend setzte, mit einer so ruchlosen That die Treue bracht, die mir Euer Handschlag verpfändete..... Mehr habe ich indessen über mich als über Euch zu klagen, daß ich so fahrlässig gewesen bin, die Sorgfalt für meine Tochter aus der Acht zu lassen und, anstatt auf ihre Vermählung, wie es die Vernunft von mir foderte, ernstlich bedacht zu sein, meinen eignen unkeuschen Wünschen zu fröhnen. Da ich nun für meinen Aberwitz zur Genüge bestraft bin, und da das Schicksal vielleicht mehr als meine Vorsicht für sie gesorgt hat, so bin ich es zufrieden, daß sie die Eurige sei, angesehen, daß ihre Jugend Euerm Alter auch weit angemessener ist als das meinige.

Und nun will sich Celidea, nachdem sie das Paar bräutlich zusammengegeben hat, in ein Kloster zurückziehen. Da stellt sich die dritte Störung zu rechter Zeit ein. Denn sowie die betrübte Witwe mit dem schon vorgerücktern Tage von ihrem Schmerzenslager aufgestanden ist, um sich in ihren guten Vorsätzen zu befestigen, wird sie plötzlich durch ein helles Trompetengeschmetter aus ihren demüthigen Gedanken gerissen und nimmt, rasch an das Fenster schreitend, unter vielen andern Menschen vorerst ihren geliebten Gatten Florlandro auf der Straße wahr. Bald überzeugen sie Umarmungen und Küsse, daß es keine gespenstische Erscheinung ist. Beliarco wird von dem Geschehenen unterrichtet und jetzt erst durch die hintere Gartenpforte unvermerkt entfernt. Celidea aber beginnt eine erneute, glückliche Ehe mit Florlandro, und die Fabel will lehren, „daß das Schicksal zuweilen durch Mittel, die sich uns als Widerwärtigkeiten darstellen, die Verirrungen unserer Leidenschaften wiederausgleicht und uns einer unerwarteten Glückseligkeit in die Arme führt."

Die Novelle schien uns einen ausführlichern Auszug zu verdienen, der auch noch die Farbenfülle der Darstellung, jedoch gemildert, durchschimmern lassen wollte; die Tendenz der Geschichte zeigt von ungeheucheltem Ernste, und die Behandlung des schlafenden Mädchens durch den entflammten Jüngling, die wir hier nur angedeutet haben, ist bei aller Nacktheit der Darstellung mit einem tiefen Gefühl für Sittlichkeit entworfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Atlantische Erinnerungen. Reisebilder aus Canada und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, von Theodor Pavie. Aus dem Französischen. Zwei Theile. Braunschweig, Horneyer. 1834. Gr. 12. 2 Thlr.

Unter der Flut von Werken, die in neuerer Zeit über Amerika erschienen sind, verdient das vorliegende Auszeichnung, theils wegen der Menge der darin enthaltenen Angaben, theils wegen der belebten Schilderung der Ereignisse. Der Verf. schiffte

sich zu Havre ein und landete nach einer nicht ohne Gefahren bestandenen Reise zu Newyork. Von hieraus begann er seine Wanderungen durch die Vereinigten Staaten und bald über dieselben hinaus in das britische Canada, bis ihn sein Weg wieder in die Provinzen der Unien führte. Hin und her werden dieselben von ihm durchstreift, das Leben, wie es dort ist, mit seinen Licht- und seinen Schattenpartien gezeichnet und so eine Kenntniß desselben verbreitet, die Denen besonders willkommen sein muß, deren Schicksal oder Wille sie von dem alten, heimatlichen Continente hinüberruft in die neue Welt, wo die Sonne der vollkommensten Freiheit scheint, die der Bürger auf Erden genießen kann, neben diesem Lichte aber auch wieder die Schatten einer Barbarei sich zeigen, zu denen nur noch der Osten unsers Erdtheils Seitenstücke zu liefern vermag. Wir geben hier ein Fragment Dessen, was der Verf. in dieser Hinsicht unter Anderm beibringt:

„Von der Mündung des Ohio bis Luisiana gibt es keine einsamere Küste als den Raum zwischen den Flüssen St.-François und Arkansaw. Die seichten Sandufer ziehen sich, öde und dürr wie der Sand Arabiens, unermeßlich weit hin; schweigend fließt der Strom um die Inseln; nur selten erblickt man ein einsames Blockhaus, die ephemere Wohnung eines armen Ansiedlers, der den Wald lichtet, und durch die Wälder schallt das Geschrei der Papageien und der melancholische Ton der Häher. Mitten durch diese Einsamkeit wogte an einem schönen Februarabende ein Floß, lang und schwer wie ein Todtensarg, von 12 Rudern geleitet, langsam dahin ohne alles Geräusch, als welches die monotonen Ruderschläge hervorbrachten, die das Echo des Waldes in langen Zwischenräumen widerhallten; oft gab es auch Augenblicke des völligen Stillschweigens, wenn das kolossale Kast sich der Strömung der durchsichtigen Wellen des Mississippi überließ; bald erhob sich dann ein unermeßlicher Seufzer und die 12 Ruder begannen von Neuem die Wellen im Takte zu schlagen. Je dichter die Finsterniß wurde, desto heller sprangen die weißen Mäntel der 12 Ruderer aus der Dunkelheit hervor; man erkannte deutlich ihre mit einer auf die Brust herabfallenden Kapuze bedeckten Köpfe, und in der geheimnißvollen Ruhe dieser großen belebten Maschine lag etwas Grauenhaftes, das zum Herzen ging. Hinter den Luken bewegten sich eine Menge anderer Köpfe, welche man nur an dem Leuchten zweier funkelnden Augen erkennen konnte. Es waren keine Stiere; denn man läßt ihnen mehr Luft als auf dem ganzen Fahrzeuge circuliren konnte; auch vernahm man jenes Brüllen nicht, welches die ganze Ebene erschüttert und dem die umherstreifenden Büffel oft antworten; jene stelzen, flüchtigen Pferde konnten es ebenfalls nicht sein, deren Hufe unaufhörlich auf den Boden des Fahrzeuges schlagen, welche ungeduldig wiehern, in die Wellen springen und mitten unter den Heerden jener wilden Rennpferde verschwinden, die in den Steppen so zahlreich sind. Nein, es war von alle dem nichts. Auf dem Vordertheile hörte man ein Pfeifen, die 12 Ruderer erhoben die Ruder, stiegen in den Raum hinab und wurden von 12 ebenfalls in weiße Mäntel gehüllten Andern abgelöst. Nein, nicht jene Thiere waren es, welche der Mensch zu zähmen wußte — ein edler Sieg, auf den er stolz ist —; es war weniger als Das, Neger, Sklaven, welche schockweise zu Markte geführt wurden."

„Fünfhundert Neger waren dort eingesperrt und wie Zuckertonnen oder Kisten mit Thierfellen aufeinander geschichtet. Sie waren indessen dem Anscheine nach gesund, stark und in gutem Stande, weil man den Anfang des Frühjahrs zu ihrer Einschiffung zu wählen gewußt hatte. In dieser Jahreszeit ist die Luft auf dem Strome noch frisch und belebend, auch waren unter Anderm wol tausend kleine Löcher in den Planken angebracht, wodurch die Waare vernünftig Athem schöpfen konnte. Alles war wohl berechnet; .... man hatte bis jetzt nur erst 10 Stück den Geiern zum Fraße ans Ufer geworfen; kleine Kinder, welche die Mütter nicht haben stillen wollen, junge unter den Füßen der andern erstickte Neger, oder alte Congos, welche in Virginien die üble Sitte ihres Vaterlandes nicht verlernt hatten, die Zunge zu überschlucken, um für immer von Sklaverei befreit zu sein!"

„Es waren also immer noch beinahe 500 übrig; so war wenigstens das Resultat der wiederholten Zählung in Bausch und Bogen, welche der Herr, der Eigenthümer, der Mann mit der Peitsche, angestellt hatte, der neben einer blinden Laterne auf dem Vordertheile saß. Er hatte ein kleines Cabinet mit einem großen Bette mit seidenen Vorhängen, einen eisernen Geldkasten, Rechnungsbücher, eine Flinte, Pistolen, einen Dolch; lauter Sachen, die er im Auge behielt. Er war ein kleiner, dürrer, nerviger, schwärzlicher Mann, von Geburt ein Engländer, der jedoch Kosmopolit geworden war, habsüchtig, betrügerisch im Handel, und wußte besonders mit Sklaven umzugehen. Er hatte seine Lehrzeit bei einem Pflanzer in Guiana zugebracht und verstand bewundernswürdig, einen schwarzen Kopf abzuschneiden und ihn mitten zwischen den Hütten auf einen Pfahl zu stecken, um den übrigen Negern begreiflich zu machen, daß sie, einmal todt, nicht in ihr Vaterland zurückkehren könnten; denn sie glauben, daß sie, wenn sie sich tödten, direct nach Afrika gehen, vorausgesetzt, daß sie den Kopf auf den Schultern haben."

„Noch an demselben Abend — meldet die Erzählung weiter — wurde aber dieser Sklavenhändler von dem Flosse plötzlich durch eine kräftige Hand ins Wasser geschleudert; er kam unter dem Hohnlachen Derer, deren Peiniger er gewesen war, um; aber sein auf den Wellen dahinschwimmender Hut ward von einem Dampfschiffe aufgefangen. Sein Name stand darin; das Dampfschiff machte Lärm, Soldaten verfolgten die fliehenden Neger, welche unterdessen gelandet hatten und von denen keiner das Land kannte. Viele ertranken, andere fielen unter den Streichen der Soldaten. Am nächsten Morgen sah man die Bäume am Ufer mit den Leichen Gehängter beladen; nur wenigen von den Negern gelang es vielleicht zu entkommen."

Und dieser Sklavenverkehr dauert im freien Amerika noch immer fort und ist jetzt, wie man weiß, zu einem Quell der Zwietracht geworden, aus dessen Abgrund sich so manches drohende Geschick für die Zukunft hebt, des Dichters Ausspruch bestätigend:

Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären. 55.

Literarische Anzeige.

Preisermäßigung
wichtiger historischer Werke.

Nachstehende Werke meines Verlags habe ich mich veranlaßt gesehen zu den dabei bemerkten Preisen zu debitiren, so lange der dafür bestimmte Vorrath reicht:

Feßler's (J. A.) Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen. 10 Theile. Mit 5 Landkarten. (Gegen 570 Bogen.) Gr. 8. 1815—25. Früherer Ladenpreis 30 Thlr., jetzt 13 Thlr. 8 Gr.

Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. (Von K. W. F. von Funck.) 4 Theile. (114 Bogen.) Gr. 8. 1821—24. Früherer Preis 9 Thlr. 12 Gr., jetzt 4 Thlr.

Karamsin (Nikolaus), Geschichte des russischen Reichs. Nach der zweiten Originalausgabe übersetzt. 11 Bände. (253 Bogen.) Gr. 8. 1820—33. Früherer Preis 21 Thlr. 20 Gr., jetzt 11 Thlr. 20 Gr.

Leipzig, im November 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 322. — 18. November 1835.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen nach alten italieniſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen, lateiniſchen, engliſchen und deutſchen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Zweiter Theil.

(Fortſetzung aus Nr. 321.)

Die vierte Novelle: „Die Vergiftung", iſt laut der Vorrede dem: „Il peccorone di Ser Giovanni Fiorentino etc." (Mailand 1554, am beſten 1558), einem berühmten Buche, das 50 Novellen umfaßt, entlehnt. Der Verf., Ser Giovanni aus Florenz, fing ſeine Erzählungen ſchon drei Jahre nach Boccaccio's Tode, 1378, zu ſchreiben an. Er ſchrieb ſeine Geſchichten, freiwillig oder gezwungen von Florenz ausgewandert, in Dovadola, einem Schloſſe in der Romagna bei Forli, weil er als Guelfe ſich nicht gut mit den Florentinern ſtand und ſein ganzes Leben hindurch eine fortwährende Anhänglichkeit an den römiſchen Hof verrieth. Auch er glaubte, wie viele italieniſche Novelliſten, in unnöthiger Nachahmung Boccaccio's, ſeine Novellen durch den Faden einer fortlaufenden Erzählung verbinden zu müſſen. Die hier aufgenommene Novelle enthält, ziemlich mager und phantaſielos erzählt, die Geſchichte eines Potipharsweibes oder einer Phädra, durch einige nicht unpikante Nebenerfindungen zugeſtutzt.

„Der deutſche Hans" (fünfte Novelle) iſt die Geſchichte des Tiſchlers Lademann aus der vor einigen Jahren mit einer Vorrede von Tieck aufgefriſcht herausgegebenen „Inſel Felſenburg", die unter einem andern Titel zuerſt zu Nordhauſen 1731—43 in vier Theilen erſchienen iſt. Der Herausgeber unſerer Sammlung meint, es möchte und ſollte vielleicht grade jetzt mancher Leſer, der an dem neueſten von Frankreich ausgehenden Geſchmack ſich den Magen verdorben zu haben fühlt, zu ihm als zu einer geſunden, heilſamen Hauskoſt ſeine Zuflucht nehmen. „Dem Buche", ſagt er, „verleihen einige ausgezeichnete Erzählungen, die es enthält, und der verſtändige Sinn, mit dem es in jener poetiſch öden Zeit geſchrieben wurde, faſt mehr als hiſtoriſche Wichtigkeit. Es ſteht als Kennzeichen der Geſchmackscultur ſeiner Mitwelt ebenſo einzig da, als etwa der außer allem Vergleich vortrefflichere „Deutſche Simplicisſimus" uns aus einer viel frühern noch kräftigern Zeit übrig geblieben iſt." (S. IX.) Die vorliegende Erzählung bildet einen angenehmen Contraſt gegen die glühenden italieniſchen Novellen, wie wir deren oben eine analyſirt haben, indem ſie uns gleichſam in das heimiſche Klima proteſtantiſcher Geſittung zurückverſetzt. Die Abenteuer bewegen ſich hier nicht nur in dem engen Kreiſe der Geſchlechtsliebe und ihrer ſinnlichen Glut, ſondern ſie umfaſſen einen ganzen Cyklus moraliſcher Verhältniſſe, und indem die Novelle von den gemeinſten Lebensconjuncturen ausgeht, erhebt ſie Begebenheiten und Perſonen doch allmälig aus dieſer niedrigen Sphäre zu einer wohlthuenden und würdigen Höhe. Der deutſche Hans iſt der Sohn eines altenburger Bauermuſikanten, der, unter einem leichtſinnigen Vater leichtſinnige Lieder auf den Dörfern abſingend, eine verliederlichte Jugend mit ſchwerer Krankheit büßt, durch den braven Geiſtlichen ſeines Dorfes auf beſſere Wege gebracht wird, als Orgelbauer wandert, bei einer Kirchenarbeit in dem morſchen Bauche eines hölzernen Heiligen einen Schatz von Goldſtücken findet, darüber von einem bigotten Katholiken hart beim Biſchof verklagt, von dieſem aber nicht nur freigeſprochen, ſondern auch mit einem Theile des gefundenen Geldes beſchenkt wird. Bei einem Orgelbau verliebt ſich einer der älteſten Geſellen, ſein Freund, in eine Nonne, die ihm jener, ſich mit ihm eine Nacht hindurch in das neue Orgelgehäuſe einſchließend, heimlich zeigt, worauf der deutſche Hans ſich ſofort in ein anderes ſchmuckes Nönnchen verliebt, deren unvergleichliche Geſichtsbildung ihm auf einmal in die Augen fällt. Die Frühmette geht den verliebten Thoren mehr als zu ſchnell vorüber, und ſie erwarten in ihrem Verſchlag auch noch die hohe Meſſe. Während der erſtern hat der Altgeſelle ſeiner Geliebten einen Brief zupraktizirt, und iſt aufs Gerathewohl auch der Freiwerber ſeines Freundes geworden, und beide Freunde verabreden jetzt Flucht und Entführung.

Indem wurde die hinterſte Thüre, welche aus dem Kloſter aufs Orgelchor führte, geöffnet, und die ſich ſehr ſtill haltenden Geſellen ſahen mit zitternden Freuden ihre beiden Geliebten herankommen. Die zwei Nonnen ſetzten ſich an das Clavier, ſtimmten es und zogen etliche Saiten auf; endlich aber brachte die Sängerin, welche Karoline hieß, ein Schreibzeug nebſt einem Blatt Papier hervor und beſchrieb das letztere auf dem Pulte, da inmittels die zweite Schöne, die ſich Lucia nannte, ihr über die Achſel ſehend, ſprach: „Schweſterchen, du ſchreibſt zu viel; ich habe ja den lieben Menſchen noch nicht ein einziges Mal recht im Geſichte geſehen, viel weniger ein Wort mit ihm geſprochen; laß ihn doch erſtlich einmal ſich mir irgendwo zeigen."

„Schweig", Lucia, antwortete Karoline, „ich weiß ſchon im Voraus, daß er dir im Herzen wohlgefallen wird, ſobald du ihn nur von fernher ſiehſt. Wo es heute nicht geſchieht, ſollſt du doch aufs längſte morgen einen Brief von ihm haben." Gleich mit Endigung dieſer Worte ließ der Orgelbauer die oberſte Klappe von dem Verſchlage herunterfallen, in welchen er ſich mit ſeinem Freunde verſteckt hatte, und ſagte: „Erſchreckt nicht, ſchönſte Kinder, eure allergetreuſten Liebhaber ſind hier gegenwärtig und haben von geſtern Abend an auf das Vergnügen gehofft, euch durch dieſe kleinen Löcher zu ſehen. Da wir nunmehr den erwünſchten Vortheil haben, euch zu ſprechen, ſo erklärt euch, ob ihr unſere heftige Liebe auf ehrliche Weiſe vergnügen wollt, ſofern wir erſt Gelegenheit genommen haben, euch aus dieſem Kerker in euer Vaterland zu führen." Die guten Kinder erſchraken anfangs heftig, erholten ſich aber gar bald und führten das treuherzigſte Geſpräch mit ihren beiden Liebhabern. Kurz, da Keines an dem Andern etwas auszuſetzen fand, ſo wurde das Verlöbniß in der Geſchwindigkeit geſchloſſen; ſie ſchwuren ſich einander ewig feſte Treue zu, und die Jungfrauen verſprachen, ſich allerwärts hin entführen zu laſſen. Nach fernerer Abrede kehrten ſie Beide zurück, und die Männer ſchlichen ſich, ohne von Jemand bemerkt zu werden, noch eine gute Stunde vor Anfang der hohen Meſſe zur Orgel und Kirche hinaus.

Die Entführung wird ſofort glorios und als ein frommes, gut proteſtantiſches Werk auch mit ſolcher Züchtigkeit vollzogen, daß auf der ganzen, langen Reiſe weniger Küſſe fallen als in der Viertelſecunde einer italieniſchen Liebesgeſchichte. Doch hat der ehrſame deutſche Dichter der „Inſel Felſenburg" mehr Ironie hinter den Ohren, als man glauben ſollte. Denn unterwegs trifft ſein Hans einmal einen ſchwarzbekleideten Herrn bei ſeiner himmliſchen Clavierſpielerin an, von dem ſie ihm erzählt, daß er ihr die Irrthümer der römiſch-katholiſchen Kirche entdeckt habe. Tags darauf war das gnädige Fräulein mit dem ſchwarzen Candidaten über alle Berge, und der arme Hans zieht wieder allein in die Welt hinaus, während der Obergeſelle ſeine Nonne, eine Schuſterstochter, ſich zum Glücke ſollte man meinen, in die Heimat führt. Endlich kommt Hans nach Hauſe, ſteckt ſein Geld in Feldgüter, macht ſeine Familie glücklich, erbaut ſich mit dem alten Pfarrer und geht dann nach etlichen Jahren wieder aus, ſeinen Bruder Orgelbauer aufzuſuchen. Unterwegs von Zigeunern bis aufs Hemde ausgezogen, muß er auf einem Pfarrhofe betteln und erkennt in der jungen, ſchönen Pfarrfrau ſeine treuloſe Nonne wieder. Auch er wird erkannt, vortrefflich aufgenommen und gepflegt, ſchließt innige Freundſchaft mit dem Entführer und ſeiner Frau und ſcheidet mit Thränen im Auge. Dagegen trifft er ſeinen Orgelbauer zwar in Wohlſtand, aber im größten ehelichen Misvergnügen. Seine leichtſinnige Frau hat ſich Stellvertreter angeſchafft, und doch fehlen die völligen Beweiſe ihrer übeln Aufführung. Hans ſegnet die unerforſchliche Fügung des Himmels, nimmt betrübten Sinnes Abſchied von ſeinem Freunde und findet Arbeit in einer großen niederländiſchen Stadt; nachher beſucht er die vornehmſten holländiſchen Städte, und wird endlich von ſeiner unſtäten Lebensweiſe auf die See verlockt und auf die Inſel Felſenburg verſchlagen, wo er ſich mit einem braven Weibe ſeines Standes verheirathet.

An der ſechsten Novelle: „Die Erkenntniß durch die Liebe", können wir, obgleich ſie von einer ausgezeichneten, ſpaniſchen Novellendichterin, Donna Maria de Zayas y Sotomayor aus Madrid herrührt, die nicht nach Gebühr geachtet, und über deren Zeitalter man ſogar im Dunkeln iſt (S. IX) — ihre Novellen ſcheinen ſeit 1634 erſchienen zu ſein —, doch ſchneller vorübergehen, da ſie eine ziemlich ſtoffartige Geſchichte von einem treuloſen Manne, der zwei junge und ſchöne Frauen einer 48jährigen Zauberin aufopfert, mit wenig Aufwand von Poeſie erzählt, und nur die Ausführung der beiden Frauencharaktere für die Längen der Erzählung entſchädigt. Die Geſchichte ſchließt unerwartet glücklich.

„Die Errettung aus dem Grabe" dagegen (ſiebente Novelle), von dem großen Meiſter und wahren Dichter Bandello (ſ. die Anzeige des erſten Theils), von welchem diesmal mehre, etwas abgekürzte Erzählungen dieſem Theile zur Zierde gereichen, iſt um ſo poetiſcher und durchſichtiger gehalten. Ein zwanzigjähriger, leichtfertiger Edelmann von Venedig, Gerardo, fährt beinahe täglich zu Gondel durch den großen Kanal in einen kleinen, Meſſere Pietro's Haus beſpülenden Kanal; denn er hat in dieſer Gegend ein Liebesverhältniß mit der anlockenden und gefälligen Frau eines Barbiers. Droben bei Pietro ſpielt deſſen wunderſchöne Tochter Helena mit vier hübſchen Nachbarinnen Ball. Dieſe aber verlaſſen zu des unſchuldigen jungen Kindes Verdruſſe das Spiel gar oft, um nach den vorüberfahrenden Jünglingen zu ſchielen. „O Helena", ſagen ſie, „wenn du nur einen kleinen Theil des Vergnügens kennteſt, das wir an den Fenſtern empfinden, du würdeſt, beim Himmel! ebenſo gern hier verweilen als wir ſelbſt und dich nicht um das Ballſpiel kümmern; aber du biſt noch ein kindiſches Mädchen und verſtehſt von ſolchen Dingen nichts." Eines Feſttags nun, wo die Freundinnen ausgeblieben ſind, ſteht Helena, das Kind, langweilig am Fenſter und fühlt ſich recht einſam und allein.

Da trug es ſich zu, daß in dem nämlichen Augenblicke Gerardo in ſeiner kleinen Barke vorüberglitt, um die Frau des Barbiers zu beſuchen, und, zufälligerweiſe emporblickend, das einfältige Kind am Fenſter ſtehen ſah. Helena wendete ihm gleich aus Langweile ihr Köpfchen zu und lächelte ihn freundlich an, wie ſie es hatte ihre Geſpielinnen mit ihren Liebhabern machen ſehen. Der verwunderte Gerardo, dem das ſchöne Mädchen vielleicht noch nie vorher in die Augen gefallen war, unterließ nicht, ihr auch ſeinerſeits verliebte Blicke zuzuwerfen, und ſie erwiderte ſie mit lachendem Muthe, der Meinung, dies müſſe ebenſo im Spiele ſein.

Gerardo wendet ſeine Gondel um und fährt mit ſeinem Diener noch einmal vorüber. Helena läßt eine duftende Blume ſo nah als möglich an dem Jünglinge herunterfallen, die dieſer zu wiederholten Malen küßt. Aus des Jünglings Herzen iſt ſeit dieſem Augenblick die unreine Liebſchaft verbannt; aber die unſchuldige Helena weiß noch nicht, daß ſie liebt, doch wünſcht ſie, ihn zwanzig Mal in der Stunde vor Augen zu haben. Glücklicherweiſe war Helenens Amme vorher auch Gerardo's Amme geweſen. Dieſer folgt dereinſt Gerardo, um ſich ihr anzuvertrauen, in Pietro's Haus; hier aber, in der Flur Helenen begegnend, fällt er von der Anſtrengung des Laufens und

der Freude besinnungslos zu Boden. Die Amme, Helena, eine Magd rufen wehklagend um Hülfe, ja Helena wirft sich sogar, von ihrer geheimen Neigung hingerissen, weinend über den jungen Mann. Der mitleidige Greis Pietro, herbeigeeilt, befiehlt den Jüngling sanft aufzunehmen, in eins seiner Zimmer empor in ein weiches Bett zu tragen und, da kein Mittel ihm das Leben zurückgibt, ihn auf einer Gondel dem Vater des Jünglings, Messere Paolo, zuzusenden, indem er die Amme zur Begleitung mitgibt. Dieser entdeckt sich der im Kreise der Seinigen Wiedererweckte, so weit er kann, daß er nämlich in eins der fünf Ball spielenden Mädchen in Pietro's Hause verliebt sei und sich voller Gegenliebe erfreue. Die forschende Amme, die an das einfältige und reine Mädchen am wenigsten denkt, entdeckt endlich das Geheimniß ganz und wird Gerardo's Botin bei Helena. Sie schilt diese zuerst darüber, daß sie, eine schöne und ehrbare Jungfrau, den ganzen Tag an dem Fenster steht und auf die Vorübergehenden Sträuße wirft, stellt ihr die Gefahren der Liebe vor Augen und macht ihr begreiflich, daß, wenn sie ihr verliebtes Spiel auf eine ehrbare Weise zu beendigen wünsche, sie durchaus den Muth fassen müsse, Gerardo's Gattin zu werden. Die gesunde Natur der kindischen Helena versteht dieses, und eines Tages, wo Hr. Pietro ausgegangen und eine große Wäsche angestellt ist, bringt die schlaue Amme den Jüngling und seine Geliebte in einem Gemache des Hauses zusammen, traut sie ohne Weiteres vor dem Bilde der Himmelskönigin und überläßt sie ihrer Liebe. So leben die Glücklichen zwei Jahre in geheimer Ehe, bis Gerardo von seinem Vater Paolo, einem reichen Kaufmann, mit Handelsgütern auf eine Seefahrt nach Barutti geschickt wird und mit geheimer Genehmigung seiner Gattin abreist. Nach sechs Monaten erklärt Hr. Pietro Helenen, sie verheirathen zu wollen; ihr aber ist zu Muthe, als wenn ihr Jemand zugeraunt hätte, sie solle des andern Tages von Rechts wegen auf dem Sanct-Marcusplatze zwischen den beiden hohen Säulen aufgeknüpft werden. Inzwischen ist der Bräutigam und der Hochzeittag bestimmt; Helena aber wirft sich aufs Bett und hält den Athem so lange an, um sich damit den Tod zu geben, bis das Bewußtsein sie verläßt. Indem kehrt Gerardo von seiner Handelsreise glücklich heim und begegnet Helena's nächtlichem Leichenzug. Keine Klage verräth seinen Jammer den Leuten; aber mit Hülfe eines Bootsmannes, seines Freundes, erbricht er die Marmorgruft, wirft sich auf den Leichnam seiner Geliebten und nimmt ihn, unfähig sich zu trennen, mit in seiner Barke fort. Hier erwacht die Geliebte, die nur scheintodt war, unter seinen Küssen. Mit unbeschreiblicher Wonne bringt er sie in ein Zimmer seines Hauses und entdeckt sich seiner Mutter, von der die Erwachte gestärkt und gepflegt wird. Dann bringt er sie bei seinem Schwager unter, und bald darauf, als sein Vater Paolo mit ihm von einer Heirath spricht, gesteht er allmälig auch diesem Alles. Helena stürzt sich ihrem Schwiegervater zu Füßen. Binnen wenigen Tagen wird die Hochzeit gefeiert und Helena, als die schönste Braut Venedigs, auf glänzende und ehrenvolle Weise zur Messe geführt. Hier sieht sie der junge Mann wieder, dem sie zum Weibe bestimmt war, erkennt sie entsetzt, eilt zur Gruft und findet diese leer. Er fodert den Räuber seiner todtgeglaubten Braut zum Zweikampf; aber die Sache gelangt vor die Ohren des Rathes, wo Gerardo seine frühern Ansprüche darlegt und ihm die Gattin zugesprochen wird. Jetzt kommt auch der greise Pietro von einer Reise zurück und ertheilt auf die unerwartete Nachricht nicht nur seine Zustimmung zu der Heirath, sondern nimmt Gerardo auch an Sohnes Statt an. Nächst dem liebenden Paar ist die Amme jetzt die glücklichste Person der Familie.

Dieser Auszug konnte nur einen Begriff von der Erfindung der Novelle geben, die naive und ätherische Darstellung aber kaum ahnen lassen. Die Vorrede bemerkt, daß unter Andern Florian dem Erfinder dieselbe auf seine Manier nacherzählt habe, und Ref. erinnert sich, vor 30 Jahren diese Nacherzählung, die den modernen Verhältnissen angepaßt und in den hübschen Rahmen einer auf dem Gotthard oder sonst wo um das Kamin versammelten Gesellschaft von Schweizerreisenden gefaßt ist, mit Vergnügen gelesen zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Abbassiden. Ein Gedicht in neun Gesängen, von August Graf von Platen Hallermünde. Stuttgart, Cotta. 1835. 8. 20 Gr.

Ueber dieses Gedicht selbst, das uns die Muse des Grafen Platen in diesem Jahre darbietet, können wir kurz sein, da uns der Raum nicht verstattet, den etwas verwickelten Inhalt desselben ausführlich anzugeben. Es sei genug, zu bemerken, daß wir dieses Gedicht für die gelungenste Arbeit dieses glatten und gefeilten Dichtergeistes halten. Es ist ein Werk, ganz im orientalischen Geschmack, um nicht zu sagen Geist, gedichtet. Von den Irrfahrten der drei Söhne des Khalifen von Bagdad, Harun al Raschid, Amin, Assur und Assad, und ihrer Schwester Amine handelnd, verbindet es mit diesen wunderbaren Geschichten viele andere Stammzüge der orientalischen Dichtung; der Hauptheld ist Harun al Raschid's Erstgeborener, Amin, der auf einem schwarzen Flügelrosse, das ein böser Zauberer dem Khalifen anbot, um seine reizende Tochter zu gewinnen, weit in den Lüften hinreitet, hier und dort anlangt, gleich dem umhersegelnden Odysseus Abenteuer aller Art erlebt und endlich mit seinen beiden Brüdern, welche, dem Bruder nachreisend, um ihn aufzusuchen, noch schlimmere Gefahren bestehen müssen, wohlbehalten in der Heimat und im Palaste des greisen Vaters wiederanlangt. Zauberer, Königinnen, schöne Frauen aus „Tausend und eine Nacht", Vogel Rock, Diamanten- und Feuerinseln spielen in dem Gedichte eine glänzende Rolle, und das Ganze ist in dem Geiste der besonnenen orientalischen Phantasie zusammengehalten, zu welcher Dichtweise Platen ein entschiedenes Talent besitzt, ja man kann sagen, in welcher allein sein poetischer Werth zu suchen ist. Harun al Raschid, der weise Khalif, spielt freilich in dem Gedichte nur eine undankbare, beschränkte Vaterrolle und rechtfertigt wenig die Vorstellungen, welche die abendländische Welt von seinen Einsichten hegte und hegt; denn alle seine Kinder werden ihm durch List und Zauberei abspenstig gemacht und gelangen nur durch Zufall und die Intervention noch mächtigerer Leute, gütiger Derwische und hülfreicher Feen wieder in seine Arme, weshalb ihm auch der böse Mohr, welcher mit dem schwarzen Flügelrosse alles Elend über das Kalifenhaus

von Bagdad geb acht hat, den Rath gibt, daß der Khalif künftig verbieten m ge

Allen Schmeichlern, ihn das Bild der Weisheit,
Ihn den Vater alles Glücks zu nennen.

Auf diesen Brief des Mohren, der den weisen und mächtigen Khalifen seiner Ohnmacht überführt, sehen wir ihn in zierlichen Versen, wie wir sie aus der Feder des Grafen Platen gewohnt sind, verzweifeln:

Verzweiflung

Hebt das edle Gleichgewicht der Seele
Stürmisch auf, und jammernd ruft er also:
„Harun al Raschid, du bist am Ziele
Deines Lebens, deiner stolzen Laufbahn,
Die so schön begann, so schrecklich endet.
Ehedem an diesem Busen ruhte
Mein Amin, und neben Assur Assad;
Diese sind, Amine blieb, und thöricht
Stürzt' ich auch die Tochter ins Verderben!
Meine Throne stehen leer, ich steige
Selbst herunter, ich zerreiße diesen
Blut'gen Purpur! Wem darnach gelüstet,
Nehm' ein Stück sich hin! Für ew'ge Tage
Mög' aus Bagdad fliehn Gesang und Freude!
Brecht entzwei die Flöten, und in Trümmer
Schlagt den schöngewölbten Bau der Laute!
Jeder Ton verstumme! Schweigende Nacht nur
Lehre mich, ins eigne Grab zu blicken."

Wäre die Poesie der Gegenwart ein richtig abgezäuntes, eingefriedigtes, wohlberuhigtes, sonnenbeglänztes, heiteres und blühendes Gefilde, welches keine Stürme, keine bösen Nebel, keine Heimtücken unterirdischer Mächte, keine Vergangenheit und keine Zukunft zu fürchten hätte, dann könnte man über die Erscheinung eines Gedichts wie diese „Abbassiden" frohlocken, und man müßte zugestehen, daß eine Bereicherung des poetischen Inhalts der Zeit in ihnen enthalten wäre. Allein so ist diese Zeit und ihre Poesie nicht beschaffen. Ganz andere Märchen als die zierlichen und gefeilten der „Tausend und eine Nacht" singt uns die Gegenwart vor; andere Foderungen macht sie an den Dichter, als daß er aus heitern Brunnen klarer Seen schöpfe und luftig, lose, befriedigt und sich selbst befriedigend auf der blumigen Oberfläche der Welt hinspiele. Byron, der Gewaltige, äußerte einst in seinem genialen Uebermuthe: „es besäße nun die Welt genug Schätze, ja schon zuviel aus den Fundgruben des alten Griechenlands". Dies Wort könnte man mit noch größerm Recht auf die orientalischen Dichtungen anwenden, die uns von den besonders dazu begabten Geistern geboten werden. Wir haben nun genug Rosen gepflückt aus den Gartenhainen von Schiras; Deutschland besitzt genug Ghaselen und Lebensheiterkeiten à la Hafis. Auch die lieblichen Phantasiegebilde aus der glanzvoll-äußerlich strebenden und genießenden Khalifenzeit bedürfen keiner neuen Auflagen mehr. Die Gegenwart nimmt alle Menschen, auch die Dichter, in Anspruch. Es gilt, den Inhalt unserer Zeit poetisch zu metamorphosiren, umzugestalten, ihn zu adeln, ihm Form und Seele, Geist und Leben einzuhauchen. Dazu bedarf es der ernsten Selbsteinweihung und der stillen, freud- und leidvollen Thätigkeit in dem Interesse der Gegenwart. Diese aber besitzt Platen nicht, hat sie nie besessen, und wird sie nie erringen, weil er in eitelm Hochmuth nicht darnach strebt. Er beweist das aufs Neue in dem Prolog, den er seinen „Abbassiden" in schlanken und wohlgeformten Ottaverimen vorausschickt. In diesem finden wir eben nur den alten, unverbesserlichen Grafen wieder, der über seine Eitelkeit, seine Ansprüche auf persönlichen Dichterruhm, der über seine matte Verzweiflung wegen des Undanks des deutschen Publicums nie hinauskommt. Selbst das Bewußtsein, daß er vor einigen Jahren dem undankbaren Deutschland mehr versprach, als er späterhin halten konnte, selbst dieses unangenehme Gefühl vermag ihn nicht aus seinen alten Träumereien, die für ihn selbst am gefährlichsten sind, zu wecken. Er entschuldigt sich deshalb auf eine Art, die es mit Versprechungen und der Erfüllung derselben nicht allzu genau nimmt. Ich habe Euch — sagt er — ein neues Lied gesponnen, das mir weder die Zeit noch die Kritik (Platen denkt doch stets an die Kritik) verheeren soll; obgleich ich es in Siena mir ausgedacht, bring' ich es doch hierher zu Euch, weil ich einmal in der Welt herumzuwandern und meine Aufenthalte mannichfach zu wechseln gewohnt bin. In Welschland (von wo aus er nämlich die vielen und schönen Tragödien senden wollte) bin ich allerdings etwas faul gewesen, allein dies entschuldigt der italienische Himmel, und dennoch

Ich habe mehr gedacht als ausgeführet,
Und hätt' ich alle jene Trauerspiele,
Zu denen ich den Plan gemacht, geschrieben,
Ich wäre nicht so unberühmt geblieben!

Wohl dem Dichter, der sich so leicht über Unerreichtes zu trösten vermag! Große Erwartungen kann man nicht von ihm hegen. 32.

Poetische Reisetabletten aus Italien, Tirol, Deutschland, dem Elsaß und der Schweiz, von J. B. Rousseau. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Eine bunte, dichterische Bilderreihe, zum Theil aus den Eindrücken des Moments und der Anschauung entstanden, zum Theil Früchte reifern Nachdenkens; bald ernst, bald heiter, bald satirisch, wie die Ergebnisse und Begegnisse einer Reise sie erzeugen; immer voll Gefühl und Wärme und lebhafte Auffassung beurkundend, wenn auch mit manchen kecken Ausbrüchen der Laune, die sich sans gêne Luft macht, durchströmt von einer reichen, in kräftigen Schlägen pulsirenden poetischen Ader. In diesen Bildern, die großentheils Miniaturen sind, dem Umfange, wenn auch eben nicht stets dem Pinselstriche nach, gibt der Dichter sich freimüthig und ohne Rückhalt, wie er ist, mit seinem lebendigen Gefühle, seiner Anhänglichkeit an Haus und Heimat, seinem regen Sinne für Schönes und Gutes, wie und unter welcher Form er es auch finden möge, seiner Abneigung gegen Manches, was an der Tagesordnung ist; abwechselnd elegisch, triumphirend, liebreich, launig und epigrammatisch. Und so begleiten wir ihn, der sich in diesen wie in frühern Arbeiten als Meister des Versbaues zeigt, und dessen poetischer Reichthum in der Sternen- und Blumenwelt der Wirklichkeit und Phantasie spielend schwelgt, gern auf seinen Kreuz- und Querzügen, Selbsterlebtes wiederdurchlebend, Gesehenes wiederschauend, in der Erinnerung Verschwimmendes auffrischend, durch die lombardischen Fluren und die Berge Tirols, durch Münchens Kunstschöpfungen und Baierns in Denkmalen lebende Geschichte, nach dem Münster Erwin's von Steinbach und dem heimatlichen Rhein. Da vernehmen wir seine Barcarole auf Venedigs Lagunen, lassen den Blick vom Lido übers Meer, vom Rialto herab am Ufer der Brenta schweifen, versetzen uns auf die Kuppel des mailänder Doms und vor Lionardo's Cenacolo und die Porta Semp'one, und besuchen Vicenza, Padua und Verona, den Gardasee und Trients alte Kirche, bevor wir heimkehren zu den deutschen Fluren. Wer aber in des Dichters Inneres einen tiefern Blick werfen will, der lese seine „Rosen und Lilien" (S. 17) und seine „Sprüche in Grazian's Weise" (S. 169), und er wird ihn liebgewinnen und seine Gesinnung ehren, wenn er auch nicht alle seine Ansichten theilen kann, was Rec. am wenigsten thut. Man nimmt, namentlich in unserer Zeit der Principienkämpfe, Manches hin, und hält Vieles zu Gute, wenn es mit Geist ausgesprochen, wenn es aufrichtig gemeint ist. 85.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 323. —— 19. November 1835.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen nach alten italieniſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen, lateiniſchen, engliſchen und deutſchen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Zweiter Theil.

(Fortſetzung aus Nr. 322.)

Die achte Novelle: „Miranda und Tarquinius", enthält eine auf wahre Begebenheit gegründete, ſehr begebnißreiche und dichtungsarme Novelle. Sie handelt von einer ſchönen, aber rangſüchtigen Beguine des 17. (ein den Leſer ganz verwirrender Schreibfehler ſagt: des 18.) Jahrhunderts, deren Wolluſt einen zum frommen Franziskaner gewordenen reſignirten Fürſtenſohn in den Kerker und einen Titularfürſten Tarquinius (einen ſteinreichen holländiſchen Kaufmannsſohn, der vom König Tarquinius abzuſtammen glaubt oder vorgibt) auf das Schaffot bringt, wo er durch einen ſchlechten Streich des Scharfrichters den Kopf ſo verliert, daß derſelbe wiederanwächſt. Intereſſanter als die Erzählung iſt die Verfaſſerin, Aphra Behn, eine Engländerin aus Canterbury, die der ſehr guten Familie der Johnſon angehörte. Ihr Vater mit Lord Willoughby verwandt, ward als Lieutenant-General mehrer Inſeln und Surinams nach Weſtindien geſchickt, wohin ſie ihn begleitete. Während ihres daſigen Aufenthalts machten die unglücklichen Schickſale des amerikaniſchen Häuptlings Oronooko großes Aufſehen. Sie lernte ihn kennen, knüpfte, nach Einigen, ein vertrautes Verhältniß mit ihm an, ſchrieb ſeine Geſchichte und erwarb ſich zumeiſt durch dieſe Arbeit den lauten Beifall des Publicums. Darauf nach England zurückgekehrt, ward ſie Karl II. bekannt, der ihre Fähigkeiten ſehr hoch ſchätzte, heirathete einen in London etablirten holländiſchen Kaufmann, Namens Behn, und ließ ſich viel in diplomatiſchen Geſchäften von dem Könige gebrauchen, der ihr namentlich in dem holländiſchen Kriege Sachen von der größten Wichtigkeit anvertraute. Sie war außerordentlich ſchön, klug und witzig und ſchrieb alles Mögliche, was ſeitdem zwar nicht gut, aber doch eine Seltenheit geworden iſt. Sie ſtarb den 16. April 1689 und hat die Ehre, in der Weſtminſterabtei von ihren ſchriftſtelleriſchen Anſtrengungen auszuruhen. Hr. von Bülow fand in ihren ihm bekannt gewordenen Novellen nur nachläſſig geſchriebene Geſchichten ohne Anordnung; doch ſchien ihm die mitgetheilte ausnahmsweiſe von größerm Werthe zu ſein. Die Verf. ſagt davon ſelbſt, daß ihre diplomatiſche Anweſenheit in Antwerpen mit der ihres Helden (Tarquinius) zuſammengetroffen ſei, und wirklich iſt das Intereſſe, das dieſer Abenteurer erregt, viel mehr ein hiſtoriſches als ein poetiſches.

„Der Kuß", von Bandello (neunte Novelle), derber als ſeine obige Novelle, iſt doch dieſes köſtlichen Erzählers ſehr würdig. Eine 24jährige Witwe bei Turin trauert ſo tief, daß ſie nicht einmal der Landesſitte, die Gäſte zu küſſen, Genüge thut. Endlich aber küßt ſie einen Edelmann, der in ſie verliebt wird, gegen das Verſprechen, drei Jahre lang mit keinem Menſchen ein Wort zu ſprechen. Dieſe Bedingung, vor der der Jüngling erſchrickt, hält er doch mit gewiſſenhafter Treue. Er geht in die Normandie, wo Karl VII. von Frankreich mit den Engländern kriegt, und ficht dort als Stummer ſo ſiegreich, daß Karl VII. 10,000 Francs auf ſeine Heilung ſetzt, welche die junge Witwe, die in ihrer Ferne davon vernommen, verdienen will, weil ſie glaubt, das Mittel zu beſitzen, ihn wieder ſprechend zu machen. Sie kommt und verſucht es; aber dieſer ſchnöde Eigennutz verkehrt bei dem jungen Ritter die Liebe in glühendes Racheverlangen. Er läßt ſich von ihr mit Küſſen beſtürmen, büßt ſeine Luſt mit ihr und bleibt ſtumm. Die Witwe, die ſo zuverſichtlich dem Könige ſeine Heilung angekündigt, läuft für ihr Leben Gefahr und wird nur dadurch gerettet, daß der Edelmann die ganze Geſchichte erzählt und ſie mit Schimpf und Schande abziehen darf.

Die zehnte Novelle: „Das ſeltſame Misverſtändniß", aus der Madame de Gomez „Cent nouvelles", verſteigt ſich nicht viel über das Gewöhnliche und läuft auf die pointe hinaus, daß ein reicher Onkel den Geliebten ſeiner Nichte, den Hauptmann einer Galeere, durch ein Misverſtändniß ſeiner Unwiſſenheit für einen Galeerenſklaven-Hauptmann hält.

„Eiferſucht bis in den Tod" (elfte Novelle), iſt eine köſtliche Novelle Lope de Vega's, auf welche uns die Vorrede des erſten Theils vorbereitet hat. Ein Landedelmann aus dem Gebirge von Burgos, deſſen Höcker ſein geringſter Fehler iſt, quält ſeine ſchöne Gattin Marcela, die ihn aus Gehorſam geheirathet hat, mit raſender Eiferſucht, und die arme Frau weiß ſich am Ende nicht

anders zu helfen, als daß ſie ihr Leid auf einer Erbſchaftsreiſe dem Herzoge zu Gandia klagt, dem der Großmeiſter des Ordens von Monteſa zu einer höchſt ſpaßhaften Kur des eiferſüchtigen Bucklichten räth. Es wird eine Spazierfahrt mit dem Ehepaar gemacht und dieſes von Dienern des Herzogs, die als Mohren verkleidet eine Brigantine füllen, gekapert, der Ehemann für ſeine Eiferſucht tüchtig durchgeprügelt und über die Emancipirung ſeiner Gattin ſo geärgert, daß er an der Eiferſucht ſtirbt. Die Begebenheit bildet eine Kette von komiſchen Einfällen, die ſich nicht zerreißen läßt.

Ein rechtes Gemälde der italieniſchen Sitten des Mittelalters bildet die zwölfte Novelle: „Signor Filippo und ſein Herr", von Giraldi (ſ. die Anzeige des erſten Theils). Ein verarmter, liebenswürdiger Edelmann aus Ferrara wird von einem dortigen Grafen als Dienſtmann angenommen, aber als Freund geliebt. In ſeinen guten Tagen hatte er mit einer Dirne in Venedig zärtlichen Umgang gepflogen. Dieſe reiſt dem Verſchwundenen nach und findet ihn endlich in ſeines Herrn Palaſt zu Ferrara. Der Graf macht aus Liebe zu ſeinem Diener dieſen auf 14 Tage zum Herrn des Hauſes, und die Courtiſane glaubt in ihrem alten Geliebten einen Fürſten wiedergefunden zu haben, mit welchem ſie zehn Tage lang herrlich und in Freuden lebt. Nach Verfluß dieſer Zeit will der Diener dem Herrn die reizende Geliebte überlaſſen, von welcher er ihn entflammt ſieht. Der Graf aber bezwingt ſich und läßt das Mädchen, weil es einmal ſeinem Freunde gehört hat, unberührt wieder nach Venedig ziehen.

„Die alte Thörin" (dreizehnte Novelle) iſt aus einer deutſchen Sammlung von Urſi .... (Halle 1788—90) und konnte nur durch eine beſondere Auslegung des Herausgebers dieſer Zuſammenſtellung alter Novellen einverleibt werden; wenigſtens ſcheint uns ihr innerer Werth nicht gleichmäßig für deren Aufnahme zu ſprechen wie der Gehalt der Novellen des freilich auch modernen Retif de la Bretonne.

„Des Vaters und der Tochter Schuld", von Giraldi (vierzehnte Novelle), gar ſchön erfunden und erzählt, läßt ſich mit einem kurzen Auszug nicht abfertigen, und einzelne Proben würden hier wenig helfen, wo die Poeſie in der Entwickelung der Begebenheit ruht; wir müſſen dieſe Erzählung dem Leſer des Buches überlaſſen.

Aus „Don Jayme", der funfzehnten Novelle (von Donna Maria de Zayas y Sotomayor), läßt ſich eher ein Vorſchmack geben. Zwei ſchiffbrüchige Spanier werden an eine der canariſchen Inſeln verſchlagen und von einem etwa 40jährigen Mann mit ſchwärzlichem, aber ſchönem, ernſtem Antlitz, ſchwarzem Knebelbart und ſchwarzem, krauſem Haupthaar gaſtlich aufgenommen und prächtig in ſeiner herrlichen Wohnung bewirthet.

Sowie der Tiſch gedeckt und das Abendeſſen aufgetragen war, nöthigte ſie der Hausherr ſich zu ſetzen, und indem er ſich ſelbſt auf einen Stuhl niederließ, zog er einen Schlüſſel aus der Taſche und gab ihn einem Diener, der damit eine in dem Saal befindliche kleine Thür öffnete. Wie erſtaunten die Fremden nicht, als aus dieſem Verſteck keineswegs etwa einige Jagdhunde oder dergleichen Thiere ſprangen, ſondern ein Weib langſam hervorſchritt und zu gleicher Zeit aus dem Eingange, durch welchen die Dienerinnen kamen und gingen, eine andere Frau trat, deren beiderſeitiger Anblick den Eindruck eines höchſt Ungewöhnlichen auf ſie äußerte.... Das durch die kleine Thür getretene Weib mochte ungefähr 26 Jahr alt ſein und war ſo ſchön, daß Don Martin weder in Spanien noch in Flandern jemals etwas Vollkommeneres geſehen zu haben meinte, dabei aber auch ſo abgezehrt und bleich, daß ſie eher einer Todten als einer Lebenden glich und wenigſtens alle Kennzeichen eines nahen Todes an ſich trug. Ihren blendendweißen zarten Leib bedeckte ein mit einem Strick gegürtetes Gewand von Sacklinnen, das ihr zugleich als Hemd, Unterrock und Kleid diente. Ihr in Flechten abgetheiltes Haar, das an Feinheit arabiſcher Seide glich, war hinter ihre Ohren gewunden, ein grobes Tuch ſchlang ſich um ihren Kopf, und ihre Hände, gleichſam Flocken des weißeſten Schnees, trugen einen Schädel. — Dieſes Weib kroch unter den Tiſch, als es zu demſelben herangekommen war. Das andere, welches zu der andern Thüre hereintrat, war eine Negerin, ſo ſchwarz, daß der Achat im Vergleiche mit ihr weiß genannt werden konnte... Ihre Naſe glich an Stumpfheit denen der Spürhunde, ihr Mund war mit feinen dicken aufgeworfenen Lippen eher eines Löwen Rachen zu nennen...

Dieſe abſcheuliche Negerin, in Atlas und Diamanten gekleidet, wird von dem Hausherrn als Gebieterin bewillkommt und geliebkoſt, während der beweinenswerthen Schönheit unter dem Tiſche die Knochen von der Mahlzeit zugeworfen werden. Die Novelle gibt nun den Schlüſſel zu dieſem furchtbaren Räthſel. Die Negerin war eine Sklavin und hatte die Gemahlin ihres Herrn des Ehebruchs mit dem Jüngling bezüchtigt, deſſen Schädel die Arme, blind Verurtheilte trägt. In der nächſten Nacht, da der Gebieter den Fremdlingen Alles berichtet, wird die Negerin vom Tode überfallen und geſteht ſterbend, daß Alles Lüge war. Die unſchuldig Büßende aber, die in einem Nebenzimmerchen auf Stroh liegend ihres Gatten Erzählung gehört, wird, als ihr zerknirſchter Gatte ſie aufſuchte, vor Schmerz verblichen angetroffen. Die Erzählung iſt ein Meiſterſtück nach Erfindung und Ausführung.

Giraldi's „Witwe von Fondi" (Nr. 16) hinterläßt nicht den Eindruck einer in Proſa ausgeſponnenen Erzählung, ſondern eines ſtrenggegliederten metriſchen Gedichts, einer gedrungenen Romanze. Der Mörder eines Jünglings flüchtet vor ſeinen Verfolgern in das nächſtgelegene Haus und fällt hier der Mutter des Ermordeten in die Hände, die, ehe ſie weiß, was er gethan hat, ihm Schutz zuſichert und dieſen Schwur, nachdem ſie das Geſchehene erfahren, Schmerz und Rache niederkämpfend, als Chriſtin hält, ſo vollkommen hält, daß ſie die volle Mutterliebe auf den Mörder überträgt und ſterbend von ihm ſcheidet, in der Hoffnung, dereinſt im Himmel wieder mit ihm vereinigt zu werden. Der Dichter läßt ſogar der Mutter keinen Gedanken mehr an den ermordeten Sohn kommen. Wir halten dies für ſehr tief und abſichtlich angelegt. Sie mußte die alte Liebe einſchläfern, wenn ſie Schwur und Chriſtenpflicht halten ſollte; ſie konnte dieſe nicht halten, ohne eine Liebe, die augenblicklich in Todhaß übergegangen wäre, wenn ſie der urſprünglichen Mutterliebe gegenübergeſtellt worden wäre. Nachdem Ref. dieſe Novelle geleſen, verſtand er erſt recht die Epitheta: „ſchweigſam und ſtreng", die Giraldi der Vorrede zugeſellt

(XVII), und fand die Versicherung, daß in demselben eine poetische Ader schwerlich zu verkennen sei, viel zu leise.

Wenn die zwölfte Novelle uns die Sitten Italiens von ihrer leichtsinnigen und von ihrer bessern Seite vor Augen stellt, so thut dies in derselben gedoppelten Eigenschaft in Beziehung auf die Sitten der Franzosen im 18. Jahrhunderte die reinliche und appetissante Novelle Retif's, Nr. 17 der Sammlung: „Die unüberlegte Vorsicht". Ein pariser Vater weiß nichts Besseres zu thun, seinen ganz jungen Sohn vor Verführung zu schützen, als daß er sich nach einer Maitresse für ihn umsieht, und an einer einsam und tugendsam lebenden Spitzenklöpplerin, Namens Agathe, von 25 Jahren die rechte Person findet. Er spricht zu ihr:

Ich will Ihnen nichts Unehrbares zumuthen; jedoch gestehe ich Ihnen allerdings, daß der Auftrag, den ich Ihnen geben möchte, etwas sehr Mißliches und Zartes an sich hat. Hören Sie mich bis zu Ende ruhig an. Es kommt nur darauf an, daß Sie meinem Sohne gefallen. Es fehlt Ihnen dazu nicht an Liebenswürdigkeit, und ich würde Sie in den Stand setzen, mehr Sorgfalt auf sich zu verwenden, ohne deswegen durch Ihr Aeußeres Aufsehen zu erregen und über Ihren Stand hinauszugehen. Ich setze Vertrauen in Sie und habe Sie dazu ausersehen, meinen Sohn vor den Fallstricken gefallsüchtiger und verdorbener Frauen zu bewahren. Machen Sie ihn recht verliebt, und halten Sie ihn dann in so engen Schranken, als es Ihrer Sittsamkeit gefällt; dies bitte ich. Sollten Sie hingegen einen Fehltritt mit ihm begehen, so würde ich es als eine Gebrechlichkeit der menschlichen Natur und keineswegs als Verderbtheit ansehen und entschuldigen.....

Auf die weitere Entwickelung dieses Vorschlags erwidert zwar das Mädchen: „Ich erstaune, gnädiger Herr, denn am Ende würde ich doch immer seine Maitresse sein." Indessen willigt sie doch am andern Morgen ein und bezieht eine hübsche Wohnung auf dem Boulevard, versteht sich mit den reichlichen Mitteln des Vaters versehen. Der Sohn geht in den wohlgemeinten Fallstrick; seine aufkeimende unschuldige Neigung und die stille Erwiderung, die diese im Herzen des Mädchens neben ihrer äußern Bereitwilligkeit, den Zwecken des Vaters zu dienen, findet, wird rein und rührend geschildert. Aber sie ist entschlossen, mehr zu thun, als der Vater verlangt; sie will ihm das heilige Depot der Unschuld seines Sohnes bewahren. Fünf Jahre lang bleibt ihr Verhältniß zu ihm ein platonisches, bis der 25jährig Gewordene von der 30jährigen noch immer schönen Geliebten andere Rechte verlangt, und eine von ihm belauschte Unterredung mit Agathen eine Erklärung gegen diese und den Fall des bestürmten Mädchens herbeiführet. Inzwischen bleibt ihr Verhältniß auch so ein möglichst edles; sie gebiert dem Geliebten einen Sohn, und der Großvater preist sich im Stillen wiederholt glücklich wegen seines, den Sohn auf dem Wege der Natur erhaltenden Erziehungsplans. Er gedenkt nun bald Agathen zu versorgen und den Sohn standesgemäß zu vermählen. Indessen dauert das alte Verhältniß fort. In fünf neuen glücklichen Jahren gebiert dem Sohn Agathe noch zwei Töchter. Sie ist eine der Frauen, die die Anmuth selbst und noch schön mit 50 Jahren sind. Eines Tages, da der alte Herr, von seinen Enkeln umgeben, bei Agathen ist, tritt sein Sohn vor ihn und bittet für die drei liebenswürdigen Wesen um die Anerkennung ihrer Geburt. Er läßt sich erweichen, obgleich sein ganzer Plan fehlgeschlagen ist. Sich selbst verleugnend, ergreift er die Hand der mit niedergeschlagenen Augen bescheiden in einiger Entfernung stehen gebliebenen Agathe, legt sie in die seines Sohnes und sagt zu ihr: „Ich hatte meinem Sohne nur eine Maitresse in Ihnen zu geben gemeint; Ihre Verdienste, Ihre Tugenden und Ihre Kinder machen Sie zu seiner Frau."

(Der Beschluß folgt.)

Ist das Constitutionsfest ein politisches Fest, und gehört die Feier desselben auf die Kanzel oder nicht? Mit Bezugnahme auf die vom Hrn. Dr. Krehl zur vierten Jahresfeier der Constitution in der Universitätskirche St.-Pauli in Leipzig am 4. Sept. gehaltene Rede von Friedrich. Leipzig, Allg. niederländische Buchhandlung. 1835. 8. 6 Gr.

Ein eigner Fall! Hr. Dr. Krehl soll eine Predigt zu dem vierten Constitutionsfeste halten, und — hat unglücklicherweise die Ueberzeugung, dies sei blos ein politisches Fest, die Feier desselben gehöre nicht in die Kirche und nicht auf die Kanzel. Er hält daher auch nicht eine eigentliche förmgerechte Predigt, sondern eine Rede ohne Text und Thema, worin er der akademischen Jugend diese seine Ansicht vorträgt, sagt, daß sie allerdings befremden werde, aber Entschuldigung und Nachsicht verdiene, weil es die eigne Ueberzeugung sei, welche kein Christ, am wenigsten der Prediger verleugnen dürfe. Der Kirche sei das Reich der religiösen Wahrheit angewiesen; die Constitution, der er alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, gehöre der Politik an, die ein sehr launiges und wetterwendisches Ding sei, wo die Kirche ihre Würde aufs Spiel setze, wenn sie sich in das wandelbare Reich der bürgerlichen Angelegenheiten herabziehen lasse u. s. w. Wir können es uns wol denken, wie überrascht die Zuhörer gewesen sind, und wie viel in Leipzig über diese Erscheinung gesprochen worden ist. Hr. Dr. Friedrich tritt nun dagegen auf, theilt K.'s Rede mit und unterwirft die Gründe desselben einer nicht inhumanen Kritik. Nur sollte sie viel tiefer eingehen, die Verbindung des bürgerlichen und kirchlichen Lebens, und wie jenes an Würde und Festigkeit durch dieses gewinne, mehr auseinandergesetzt haben. Ref., kein königl. sächsischer Unterthan, aber ein aufmerksamer Leser der dresdener Landtagsverhandlungen, tritt Hrn. F. ganz bei, daß, wenn das Constitutionsfest nichts Kirchliches habe, so sollte noch viel weniger die Rede des Hrn. K. auf der Kanzel gehalten, sondern eher in eine politische Zeitschrift eingerückt worden sein. Wenn man seine Gesinnung erkannt hätte, so würde man ihn wol ein anderes Mal mit dieser Predigt verschont haben. Ref meint, Hr. K. habe in seiner Theorie nicht ganz Unrecht, nur mache er eine völlig falsche Anwendung davon auf das Constitutionsfest, das ja keine Kritik der Constitutions- und der Regierungspolitik, sondern eine christlich dankbare Anerkennung des wirklich geleisteten Guten darstellen soll. Die beste Widerlegung seiner Vorstellungen sind die Landtagspredigten des Hrn. Dr. von Ammon, der noch 1834 „auf das Göttliche in einer wohlgeordneten Staatsverfassung" sehr lehrreich hinwies. Es können freilich wol sonderbare Fälle vorkommen, wenn kirchliche Feste von Staatswegen angeordnet werden, worin Hr. K. gar Recht hat. Im J. 1813 wurde bekanntlich Napoleon's Geburtstagsfeier um einige Tage anticipirt; alle Behörden und auch die Geistlichen mußten in .... in die Kirche zu einem Te Deum; ja, es wurde am Altare von einem Prediger eine Rede auf Napoleon gehalten, wobei viele Zuhörer mit den Zähnen knirschten, so sehr sich auch der nun verstorbene, von dem französischen General sehr beliebte Redner mäßigte. Was würde da, oder auch bei jährlich

wiederkehrenden Ordensfesten Hr. K. thun? Es ist ausgemacht, daß in dem jetzigen Kampfe zwischen Aristokratie und Demokratie nur eine Ausgleichung durch eine constitutionnelle Monarchie erreicht und die Bedürfnisse eines Landes nur durch Abgeordnete aus allen Ständen richtig erkannt und gewürdigt, dem Ganzen aber nur durch ein regierendes Oberhaupt und verantwortliche Minister feste Haltung gegeben werden könne. Das ist dem Königreiche Sachsen geworden, und die nicht constitutionnellen Staaten werden doch einst nachfolgen. Es sind durch diese Verfassung viele fruchtbare Keime zu einer bessern Zukunft gepflanzt worden; ein so geistreicher Mann, der in seiner Antrittspredigt seine Berufung nur als Werk des Staats betrachtete, konnte doch wol diesem Feste eine fruchtbare Seite abgewinnen. Christi Reich war zwar nicht von dieser Welt, aber doch für diese Welt.

Hr. Dr. K. wurde anfangs vergeblich aufgefodert, seine Rede drucken zu lassen. Sie ist aber, doch merkwürdig genug, erschienen unter den „Fünf Predigten" (Leipzig, Schreck. 1835, gr. 8., 8 Gr.). 1) Dr. Großmann's Predigt am 4. Sept. über Joh. 6, 63 zeigt: „Der Geist unserer Verfassung ist als Geist der Oeffentlichkeit, der Gemeinschaft, der Ordnung und fortschreitenden Verbesserung ein christlicher Geist." Eine vortreffliche Arbeit, und wir möchten Den sehen, der sie von der Kanzel verweisen wollte. 2) Von Ebendemselben „Erntepredigt am 6. Sept. 1835". Herrlich wird das merkwürdig fruchtbare Jahr geschildert und das Thema erhebend durchgeführt: „Die Ernte ist reicher als die Saat." Eine klare Darstellung und kräftige Sprache befriedigt Geist und Herz. 3) Krehl's Rede. 4) Dessen Missionspredigt am 24. Jun. 1835. Röm. 10, 13—17. Hat viel Gutes, sollte aber statt der vielen Bibelstellen und des Seitenblickes auf die „Vernunftreligion" (S. 10) lieber mehr auf Vernunftgründe und, wie der selige Tittmann, auch auf die Erbärmlichkeit mancher Missionnaire Rücksicht genommen haben. 5) Dr. Meißner's erste Predigt in der Kirche zu St.-Thomä am 13. Sept. über Apost. 1, 9. 10. „Der Tag des Herrn." Wir ehren den Muth des geistreichen M., der den Leipzigern ein Wort zu seiner Zeit über ihre Sonntagsfeier sagte. Ueber den verderblichen Einfluß, den das Beispiel der Vornehmen auf die übrige Menge hat, konnte wol noch etwas angeführt werden. 44.

Die Hof- und Nationalbibliothek zu München.

In zwiefacher Weise, durch mündliche und schriftliche Ueberlieferung der Schätze des Wissens, die sich im Laufe der Zeiten angehäuft haben, sorgen die Lebenden für die Nachkommen folgender Jahrhunderte. Was in der einen Beziehung die öffentlichen Lehrer, sind in der andern die öffentlichen Bibliotheken. Es sind zwar, gleichwie für verschiedene Zwecke verschiedene Lehranstalten errichtet werden, für jedes besondere Fach eigne Bibliotheken nothwendig; aber jeder Staat sollte dessenungeachtet für eine umfassende Büchersammlung Sorge tragen, wo die Haupt- und Quellenwerke aller Disciplinen und Wissenschaften für die Nachwelt aufgespeichert würden. Solch eine Anstalt ist ein nothwendiges Glied in den Bildungsanstalten eines jeden Volkes; sie erfodert reichliche Geldmittel und überdies vielfache Berücksichtigung von Seiten des Staats.

Dies ist auch den bairischen Herzögen der frühern Jahrhunderte nicht entgangen. Schon unter Herzog Albert V. (gest. 1579) ward zur jetzigen Hof- und Nationalbibliothek der Grund gelegt, die sich nach dem Berichte eines Augenzeugen im Jahre 1595 bereits auf 11,000 Bände belaufen hatte. Es wurden damals schon eigne Bibliothekare angestellt, welche den Auftrag hatten, auf herzogliche Kosten sowol die wichtigern neuern Werke als die der Bibliothek fehlenden ältern anzuschaffen und sie Denjenigen, welche einen wissenschaftlichen Gebrauch davon machen wollten, zur freien Benutzung mitzutheilen. Auf diese Weise wuchs die Bibliothek im Laufe zweier Jahrhunderte sowol in Betreff der Qualität als der Quantität der Werke zu einer der ersten in Deutschland heran. Sie wird als solche von vielen gleichzeitigen Schriftstellern gepriesen. Aller Unterstützung der Fürsten ungeachtet, würde sich aber die Bibliothek doch schwerlich zu ihrer jetzigen Wichtigkeit emporgeschwungen haben, wenn die politischen und religiösen Verhältnisse Deutschlands nicht gänzlich umgestaltet worden wären. Durch die Vereinigung der pfalzbairischen Bibliothek von Manheim, der Kloster- und Ordensbibliotheken und der mehrer Städte mit der ehemaligen kurfürstlichen Büchersammlung zu München ward die Anzahl der Bücher und Handschriften um mehr als zwei Drittheile vermehrt, sodaß jetzt, die Doubletten mitgerechnet, Bücher und Handschriften zusammengenommen, die Anzahl der Bände sich über achtmalhunderttausend belaufen mag.

Ward nun die Bibliothek auf diese Weise in der zweiten Hälfte des vorigen und in dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts an ältern Werken und Handschriften ungemein vermehrt, so blieb sie doch in Betreff der Anschaffung neuer Bücher und des leichten Gebrauchs der vorhandenen wissenschaftlichen Hülfsmittel hinter den großartigen Instituten dieser Art zu Paris, Wien und Göttingen weit zurück. Die aus den ehemaligen Zeiten herrührenden Geldmittel reichten für die jedes Jahr an Umfang und Gehalt wachsenden Wissenschaften nicht mehr aus, und die Katalogisirung der plötzlich so sehr vermehrten Büchersammlung konnte wegen Mangels des Personals nicht so schnell, als zu wünschen gewesen wäre, gefördert werden. Diesem zwiefachen Mangel ward unter der Regierung des jetzigen Königs von Baiern abgeholfen. Man wußte die dem Geschäfte gewachsenen Männer zu finden und stattete sie dann mit den nothwendigen Mitteln aus, um den beiden so sehr gefühlten Bedürfnissen abzuhelfen. Die Hof- und Nationalbibliothek hat von nun an jährlich über 11,000 Gulden zu verfügen, und kann demnach den größten literarischen Instituten dieser Art in Europa würdig an die Seite gestellt werden. Es werden jetzt nicht nur alle Quellenwerke, alle die Wissenschaften fördernden und die Bestrebungen der Zeit charakterisirenden Werke angekauft, sondern auch die aus frühern Zeiten fehlenden wichtigen literarischen Schätze des Auslandes, der englischen, spanischen, italienischen, holländischen und portugiesischen Literatur, sowie die literarischen Erzeugnisse der überseeischen Nationen und europäischen Colonien nachgeschafft. Einige bedeutende Sammlungen dieser Art sind erst vor Kurzem erworben worden. Auch die Katalogisirung des vorhandenen wissenschaftlichen Stoffes rückt durch die ungemeine Thätigkeit der Direction, an deren Spitze Herr von Lichtenthaler steht, rasch vorwärts und wird wahrscheinlich in einigen Jahren ganz vollendet sein. Der Katalog der bairischen Handschriften ist vollständig hergestellt sowie der Katalog über die alten musikalischen Werke, woran die Bibliothek sehr reich ist; die altdeutschen Handschriften sowie sämmtliche italienische, orientalische, französische, spanische und slawische Manuscripte sind ebenfalls verzeichnet. Die gedruckten Dissertationen sind sämmtlich katalogisirt, und von dem alphabetischen Katalog der gedruckten Bücher, an dem neben dem vollständigen Kataleg in einzelnen Blättern seit zwei Jahren gearbeitet wird, sind bereits 24 Foliobände vollendet. Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß die Kataloge sämmtlicher Handschriften nach dem Vorgange anderer Bibliotheken durch den Druck öffentlich bekannt gemacht werden. Nur dann erst würden die großen literarischen Schätze Münchens zur allgemeinen Kenntniß gelangen und zum Gedeihen und zur allseitigen Erweiterung der Wissenschaften benutzt werden können. 173.

Literarische Notizen.

Angekündigt wird die sechste, mit 50 Vignetten nach Duplessi Bertaux gezierte Originalausgabe von Mignet's bekannter „Histoire de la révolution française". Das Werk kommt in 25 wöchentlichen Lieferungen vom 15. October d. J. an heraus.

Von A. G. de Mériclet erschien in zwei Bänden: „A cent lieues de Paris. Réveries, nouvelles et voyages." 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 324. — 20. November 1835.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 323.)

Der Raum, den sich diese Anzeige nimmt, mahnt uns zur Eile. Wir überlassen daher die zwei nächstfolgenden Novellen: „Der Liebe Kraft und Ende" (Nr. 18), von Donna Maria de Zayas, und „Die Castellanin von Vergy", von Bandello (Nr. 19), so gern wir besonders aus der letztern Einiges mittheilen möchten, um so mehr dem Leser des Buches, als schon aus den Proben anderer Novellen dieses Theiles der Charakter jener Erzähler sich herausgestellt haben muß.

Die zwanzigste Novelle: „Frauentreue, Männertugend", aber, auch von Bandello, ist von so origineller Erfindung und komisch-dramatischer Darstellung beseelt, daß wir sie nicht unberührt vorüberlassen können. In Venedig leben zwei junge Edelleute, Girolamo Bembo und Anselmo Barbadico, in bitterer Feindschaft und vom tödtlichsten Hasse beseelt. Der Zufall will, daß Beide zu gleicher Zeit zwei schöne und edle Jungfrauen, Milchschwestern und innige Freundinnen, zu Frauen nehmen, welche als Palast- und Gartennachbarinnen ihren vertrauten Umgang mit Hülfe der Dienerschaft beider Häuser heimlich fortsetzen. Nun geschieht es, daß jeder der Männer sich in die Frau seines Feindes verliebt, die Frauen dies merken, einander mittheilen und einen schalkhaften Plan entwerfen, ihre treulosen Männer zu täuschen. Sie locken mit schmachtenden und verliebten Blicken diese immer enger ins Garn und versprechen endlich jede dem fremden Manne als Antwort auf deren Kuppelbriefe nächtlichen Zutritt. Dann tauschen die schlauen Frauen verabredetermaßen ihre Schlafgemächer, und jede empfängt den eignen Gatten auf dem fremden Lager. Beide, bisher kinderlos, werden in dieser Nacht mit Kindern gesegnet, wo die Männer im Ehebruch zu schwelgen wähnen. Diese Zusammenkünfte wiederholen sich, und jeder der beiden Männer glaubt und freut sich, dem andern großen Schimpf angethan zu haben. Da ereignet es sich in einer solchen Nacht, daß der Neffe des Dogen, der ein Liebesverständniß mit einer schönen und sonst unbescholtenem Witwe unterhält, von der Strickleiter, die ihn zu ihr bringen soll, herabfällt, sich blutig davonschleppt und zusammengesunken vor den Palästen der beiden Feinde von dem wachthabenden Hauptmann und seiner Schar angetroffen wird. Der Ort erregt Verdacht gegen die Bewohner; die Paläste Beider werden durchsucht; die Frauen retten sich, aber die Männer werden, Einer in dem Schlafgemach des Andern, von den Schergen überrascht. Zusammen in den Kerker geworfen, erfährt Jeder die vermeintliche Untreue seiner Frau, und die Wuth gegen ihre Weiber macht auf einmal die unversöhnlichen Feinde zu theilnehmenden Freunden. Sie beschließen in der Verzweiflung, sich mit irgend einer erdichteten Angabe als Mörder des Neffen des Dogen dem Tode zu weihen und ihren Weibern zum Schimpf am Galgen zu sterben. Aber der todtgeglaubte Neffe lebt und gesundet, und um seine Geliebte nicht zu verrathen, gibt er vor dem Gerichtsbeamten an, daß er die Strickleiter angelegt, um die Donna zu berauben. Die drei Frauen, die allmälig Kunde von dem Vorgefallenen erhalten haben, zerhauen den gordischen Knoten vor Gericht, indem sie in Gegenwart der drei Männer die Wahrheit erzählen. Der Doge vereinigt die Liebenden; die beiden andern Frauen gebären mit der Zeit zwei schöne Söhnchen und die Väter leben in vergnügter Ehe brüderlich nebeneinander. Dies ist das Skelett der fleisch-, leben- und lustvollen Komödie.

Wir übergehen „Die Flucht aus dem Vaterhause" (Nr. 21), eine französische Novelle von einem anonymen Verfasser aus dem 16. Jahrhundert, da sie ziemlich unausgeführt und prosaisch-gräßlich ist, sowie Nr. 23: „Verderbniß aus Entehrung", aus einer londoner Sammlung von 1716, die Hr. von Bülow eine scharfgezeichnete Skizze nennt, die auf den Ref. aber mehr den Eindruck einer psychologisch erzählten historischen Biographie als den einer Dichtung hervorgebracht hat.

Dagegen ist die zweiundzwanzigste Novelle ein Juwel in der Sammlung. Sie führt den Titel eines italienischen Sprüchworts: „Die Birne, die der Vater ißt, macht zuweilen dem Sohne die Zähne stumpf", obgleich die Birne, die dem Sohne dieses Schwankes die Zähne abstumpft, von dessen Vater nicht gegessen worden ist. Diese Novelle ist laut der Vorrede (S. XIX) die einzige uns überbliebene Novelle der dritten „Cena" Grazzini's, eine seiner ausge-

führtesten, die nach Hrn. von Rumohr's Vermuthung, der sie unter seine „Novellen von historischem Grunde" mitaufgenommen hat, wol auf geschichtlicher Basis beruhen könnte. Der Ton der ganzen Novelle stimmt genau mit der ersten Geschichte des ersten Bandes: „Der dicke Bildschnitzer", überein, und ein Laie würde gewiß beide einem Verfasser zuschreiben. Aber die Chronologie beider Novellen widerspricht und Hr. von Rumohr hat wol seine guten Gründe gehabt, den Verfasser des „Bildschnitzers" in Brunelleschio zu suchen. Besonders übereinstimmend erscheinen beide Novellen durch die hinter treuherzigem Ernste versteckte Ironie. Die unserige hebt mit einem feierlichen Lobe Lorenzo's von Medici an und nennt ihn den ersten der allervortrefflichsten Männer, nicht nur der tugendhaften, sondern auch der die Tugend liebenden und belohnenden, die da jemals in der Welt gefeiert worden. Und was nun? Es wird ein recht tyrannischer, gnädiger Spaß erzählt, den dieses Muster aller Tugenden mit einem ihm widerwärtigen Menschen treibt, den Hr. Lorenz einsperren, prügeln, auf alle Art halb zu Tode ängstigen, auch für todt so ernstlich ausgeben läßt, daß sein Weib einen Andern ehelicht, einem Andern Kinder gebiert, und der endlich Zurückkehrende nur mit Mühe in seine frühern Rechte durch gnädigen Spruch des Prächtigen (Magnifico, der Fürstentitel Lorenzo's) wiedereingesetzt wird. Die ganze Schalksgeschichte ist aber so meisterlich erfunden und behaglich erzählt, daß man sich selbst diese derbe Ironie willig gefallen läßt. Auszüge versuchen wir hier nicht.

Die letzte Novelle: „Der Chevalier auf den Knien" (Nr. 24) ist aus fünf langweilenden Erzählungen der „Nouvelles toutes nouvelles, par M. D. L. C." (Paris 1708), herausgefischt und frei nacherzählt; der Bearbeiter hofft, die Geschichte werde hoffentlich keinen Anstoß geben und also diesen Theil nicht unpassend beschließen. Der Inhalt ist freilich nicht unzüchtig, aber gegen die Gesellschaftsverhältnisse stößt er gehörig an. Der ungeduldige Liebhaber einer schönen Witwe dringt, um sich zu erklären, unangemeldet in die Wohnung und endlich in das Schlafzimmer seiner Geliebten, wo er diese im Bette, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, einsam antrifft, die Zofe erwartend, die ihr ein gewisses, körperliche Erleichterung gewährendes Mittel beibringen soll; der Chevalier ergreift das bereitliegende Werkzeug, thut den Dienst, den die Herrin sich von der Zofe geleistet glaubt und verschwindet ungesehen. Dies führt eine komische Scene zwischen der nach vollbrachtem Werke zu ihrem Beruf herbeieilenden Dienerin und der Gebieterin herbei, welche damit endet, daß Beide glauben, der Geist eines verstorbenen Apothekers aus der Nachbarschaft habe sich diesen gespenstischen Scherz erlaubt. Das Gerücht durchläuft bald die ganze Stadt, und der Liebhaber wirbt als Apothekergeist brieflich, bald aber auch im Tuileriengarten mündlich um die Geliebte und trägt sie davon.

Wer wollte den harmlosen Scherz verdammen! Doch, däucht es uns, stände er besser vor als hinter der Novelle Grazzini's, welche diesen Theil passender beschließen würde. Im Uebrigen ist dieser zweite Theil nicht weniger gehaltvoll als der erste, und in Beziehung auf die vielen verfänglichen Situationen, die ihn fast in größerer Zahl füllen als den ersten, hat Ref. abermals die Bemerkung gemacht, daß, je ästhetisch schöner und gediegener die Darstellung ist, desto mehr der Stachel des unlautern, sinnlichen Reizes, der damit verbunden sein mag, an gebildeten Gemüthern sich stumpf erweist, während unharmonische und poetisch schwache Ausführung bei den besten, moralischen Tendenzen den subalternen Lüsternheiten mit Gewalt einen mächtigern Eindruck auf das Gemüth einräumt. S.

Geschichte der Franken. Vom Exminister Grafen Peyronnet.*)

Fünf Jahre nach der Julirevolution sind verflossen und alle Politik ist zurückgekehrt ins alte Gleis, über das alte hinaus. Die Minister Karl X. leben noch in ihrem Kerker, um Zeugniß abzulegen über Das, was geschehen ist, um ihr vorgebliches Verbrechen an Europa zu sühnen. Sie, die Verstoßenen, Verfolgten, Verhöhnten, Bestraften, treten jetzt als Märtyrer einer bessern Zeit der Legitimität wider die Jesuitik des Liberalismus auf, um die irregeführte Jugend, leidend in der Geschichte, durch die Geschichte aufzurichten. Man muß mit Achtung, mit Ehrerbietung an ihren Gefängnißzellen vorübergehen, sie sind die Anklagekammern ihrer Nachfolger.

Chantelauze war der Erste von den unglücklichen Repräsentanten einer unklugen Politik, der seine einsamen Stunden dazu benutzte, ein Buch zu schreiben — er schrieb über die Marine —, die Uebrigen folgten und folgen successive. Das Publicum, das nunmehr Mitleid mit den Männern hat, die es einst des Hochverraths anklagte, weiß solche Literarerscheinungen zu würdigen, auch wenn sie nicht die Ansprüche der Kritik befriedigen.

Peyronnet's „Geschichte der Franken" ist ein Materialienbuch zu einer Geschichte Frankreichs und Deutschlands; es war seine Absicht, die Begebenheiten der ersten Periode bis auf Karl den Großen der Reihe nach und ohne allen poetischen Schmuck zu erzählen und dadurch der studirenden Jugend ein praktisches Handbuch zu überliefern. Dieser Zweck ist erreicht worden.

In der Vorrede sagt er: „Ich habe mein Buch mit Aufmerksamkeit geschrieben, allein ich befinde mich an einem Orte, wo es wenig Hülfsquellen gibt zu solcher Arbeit. Die Kritik muß mich deswegen entschuldigen, wenn sie mich nicht schonen will. Vielleicht hätte ich anderswo, ohne zu schreiben, Besseres gethan. Die Wahl ist nicht mehr mein, und ich muß doch etwas anfangen mit meinem Leben. Seitdem das Glück mich gewaltsamerweise von der Straße führte, auf die es mich launenhaft gebracht hatte, bin ich zum Studium zurückgekehrt. Ich beschäftige und entschädige meinen Geist, indem ich die Vergangenheit durchwandele. Die Gegenwart hat für mich kein Interesse mehr."

Das Werk ist in zwölf Bücher oder Epochen abgetheilt, deren jedes mehre Capitel und Abschnitte enthält. Sie beginnt mit dem chaotischen Zustande der nordischen Völker und ihrer ersten Könige, erhält ihre positive Basis mit Clodwig, dem Schirmer und Verbreiter des Christenthums, und endigt mit der Usurpation Pipin's des Kurzen, dritten Majordomus und Enkels Pipin's von Heristal. Childerich, der sich in ein Kloster zurückzog, sobald Karlmann, Pipin's Bruder, seinem Erbe entsagt hatte, war der letzte Merowinger. Das Werk umfaßt demnach einen Zeitraum von nicht ganz 300 Jahren — ich zähle nur von der Begründung der Monarchie durch Clodwig

*) Vgl. hierüber Nr. 264 d. Bl. D. Red.

— und ſchließt mit dem Jahre 752, 10 Jahre nach der Geburt Karl's des Großen. Da deſſen Vater die Dynaſtie der Karolinger ſtiftete, ſo gehört ſeine Regierung der eigentlichen Frankengeſchichte nicht mehr an.

Im ſiebenten Capitel des erſten Buchs, welches den Geſetzen der alten fränkiſchen Monarchie, namentlich den Clodwig'ſchen gewidmet iſt, hat Herr von Peyronnet viel Intereſſantes über das ſaliſche Geſetz und deſſen Urſprung, und im erſten Capitel des zweiten Buchs Anderes desgleichen über die Legitimitätsfrage in Frankreich geſagt. Dieſe Stellen überſetze ich im Auszuge nebſt einer chronikalen Erzählung der merkwürdigen Begründung des Königreichs Yvetot, Buch III, Cap. 5, das erſt in neueſter Zeit dem großen europäiſchen Publicum durch Béranger's poſſirliche Romanze bekannt geworden iſt. Die Sache hat ihre köſtliche hiſtoriſche Bewandniß. Der Verf. ſpricht:

„Clodwig gab den Franken das von Montesquieu und Daniels citirte Ufergeſetz, kraft deſſen die Bewohner des Landes der Rheinufer gleich den Franken betrachtet wurden, und den Schutz- und Bundesvölkern, Saliern, das ſaliſche Geſetz, in welchem die Perſon eines Franken doppelt ſo hoch tarirt wird als die eines Eingeborenen und der Römer für daſſelbe Verbrechen nur halb ſo viel Vergütigung erhält. Man ſieht daraus, daß das eine für Verbündete, das andere für Beſiegte gemacht worden."

„Der Urſprung der Benennung „ſaliſches Geſetz" iſt nicht beſtimmt. Einige wollen den Namen von Salogaſt, einem der Geſetzgeber, Andere von dem lateiniſchen Worte sala oder Salechim, dem barbariſchen Namen eines Ortes an der Saale, und wieder Andere von dieſem Fluſſe, von dem Tacitus ſagt: „flumen, gignendo sale fecundum", von dem Worte Salz, dem Emblem der Weisheit, und endlich von dem Worte Salier, Salius pede, herleiten, weil in damaliger Zeit ein Stamm der Franken ſich durch ſeine Schnelligkeit auszeichnete. Endlich behauptet Montesquieu zufolge Aventin, Cenal und Echard, daß sala eine lateiniſche Bezeichnung für eine Wohnung ſei, und baut darauf ſeinem Wunſche gemäß eine Etymologie, der ich nicht beipflichte. Wir haben anderweitig in der Geſchichte der Weſtgothen, Sachſen, Frieſen, Baiern, Lombarden und Allemannen, die ſich auch Geſetze gaben, genügende Beiſpiele, daß dieſelben den Namen Derer überkamen, die ſie befolgten. Eine andere Frage iſt's, ob das ſaliſche Geſetz von Clodwig oder Pharamund gegeben wurde."

„Ich bin der erſtern Meinung; aber dieſes nicht etwa, weil Montesquieu ſagt, der Codex ſei in lateiniſcher Sprache geſchrieben. Es wäre ja wol möglich, daß in dieſem Falle derſelbe nach dem Einfalle der Franken in Gallien überſetzt worden, ſondern weil in einem Decret Childebert's ausdrücklich geſagt wird, daß derſelbe das Werk ſeines Vaters ſei. Legis Salicae libri tres, quam Chlodovicus, rex Francorum, statuit et postea una cum Francis pertractavit. Es iſt dies eine Stelle, die nicht blos die Zeit des Geſetzes, ſondern auch überhaupt die Weiſe angibt, wie damals Geſetze gemacht wurden."

„Das ſaliſche Geſetz ſchloß die Frauen von der Erbſchaft ſaliſcher Güter aus, und zwar blos allein die Frauen. Dies war kein Primogeniturrecht, es war blos ein Monopol für die Männer, das ſie zu Alleinherren machte."

„Was verſtand man aber damals unter ſaliſchen Gütern? Ich glaube mit großer Wahrſcheinlichkeit, ſolche, die nach der Eroberung an die Franken gekommen waren, diejenigen, die, nachdem ſie aufgehört hatten den Galliern und Römern zu gehören, nunmehr den Saliern zu Theil wurden. Alle übrigen Beſitzungen waren Allodial- oder Freigüter, und die Weiber bekamen davon ihr Theil."

„Da ſaliſch von sala kommt, und sala nichts anders bedeutet als Haus — domus, aedes quaevis —, ſo ſchloß Montesquieu, daß urſprünglich der einzige Vorzug des männlichen Erben in dem Rechte beſtanden habe, die Wohnung und ihr Bereich ſich anzueignen. Er bezog ſich behufs deſſen auf eine Stelle des Tacitus, die unter Anderm beweiſt, daß die Germanen jährlich ihre Lager wechſelten und die Erde bauten, ohne ſie zu beſitzen."

„Wenn das ſaliſche Geſetz vor der Einwanderung der Franken in Gallien von den Deutſchen oder in Deutſchland wäre gemacht worden, ſo würde es keinen lateiniſchen Namen tragen, noch weit weniger würde es bei der Unſtätigkeit und Bewegung des Volks auf Freilehn haben angewendet werden können, wie ausdrücklich bemerkt iſt. Nur die Franken beſaßen die Erde, die ſie bauten, ſowol in Gallien als am Rhein, und nur Clodwig und Pharamund ſchützten dieſelben in ihrem Beſitz durch die Geſetze."

„Die Kronen wurden als ſaliſche Sachen betrachtet und darum die Frauen davon ausgeſchloſſen und die Theilung des Reichs erlaubt, welche nach dem Tode jedes Königs neue Königreiche ſchuf. Erſt lange Zeit nachher und nach vielen unglücklichen Folgen dieſes Gebrauchs begriff man die Nothwendigkeit der Primogenitur."

In dem Capitel über die Legitimität heißt es:

„Man darf ſich nicht wundern, zu hören, daß die alten Franken keine ordentlichen Begriffe von der Legitimität der Geburt, von ihrem Vorzug und der Excluſion der nichtlegitimen Erben hatten. Sogar in unſern Tagen und unter den beſten Chriſten ertheilte man den illegitimen Söhnen der Könige Fürſtenrang und hatte nichts dawider, daß Könige aus ihrem Geſchlechte auf den Thron ſtiegen."

„Die Krone war erblich und ihre Uebertragung wurde durch ein Erbfolgegeſetz geregelt, welches ein ſicherer Beweis iſt, daß ſie wirklich erblich war. Hier ſind die Erſcheinungen einander Urſache und Wirkung; denn wenn die königliche Würde unter einem andern Titel als die Civilgüter beſeſſen worden wäre, ſo hätte man das Civilrecht und beſonders die Theilungsbefugniß darauf nicht anwenden können."

„Auf der andern Seite läßt ſich annehmen, daß Clodwig, der ſeinem Volke politiſche Geſetze gab, das Nöthigſte wegen der Thronfolge nicht würde übergangen haben, wenn es in ſeinen Augen und in denen der damaligen Rechtsgelehrten nicht vollkommen im Civilrecht enthalten geweſen wäre. Er hielt die Krone für ein Gut, das Reich für ein Beſitzthum im Großen. Das Princip des Geſetzes war unterdeſſen ſo mächtig geworden, daß die Nation, deren Intereſſe gewiß lieber einen als vier Könige gehabt hätte, ſich nicht an die Reform wagte, was ſie zweifelsohne gethan haben würde, wenn das Reich ein Wahlreich geweſen."

„Während der erſten Dynaſtie war die Krone erblich, aber blos unter männlichen Abkömmlingen und mit Theilungsbefugniß. Während der zweiten war ſie erblich unter denſelben Söhnen, jedoch mit Wahlrecht, und während der dritten endlich erblich ohne Wahlrecht und Theilungsbefugniß, mit Primogenitur und Ausſchließung der Weiber. Das Wahlrecht ſtrebte die Uebel des Theilungsrechtes zu mindern und die Primogenitur denſelben vorzubeugen."

Es iſt nicht in Abrede zu ſtellen, dieſes Legitimitätscapitel, wovon ich nur einige Stellen excerpirte, will der Dynaſtie Orleans' zu Leide und die Anſprüche der verbannten bourboniſchen Familie hiſtoriſch documentiren. Die Abſicht iſt ohne allen Schein von Parteilichkeit und Privathaß erreicht worden.

Folgendes iſt nun die Geſchichte des yvetotiſchen Königreiches. Sie bildet eine artige Epiſode in dem Werke und verdient wol eine dramatiſche oder novelliſtiſche Bearbeitung. Peyronnet hat das Material in der Bibliothek Robert Maguin's, eines Mönchs, gefunden, der um 1499 Chroniken ſchrieb und als ein gläubiger Chriſt genau auf Das hielt, was ihm die Zeitgenoſſen berichteten.

„Am Hofe Chlotar's lebte ein Ritter, der ſich lange Zeit des Königs Gunſt erfreute. Er war gut und tapfer, hieß Gautier und beſaß die Ländereien von Yvetot zu Lehen. Da aber ſein Stern die anderer Leute verdunkelte, ſo geſchah es, daß böſe Menſchen ihn verleumdeten und ſeinen hohen Wohlthäter

dergestalt wider ihn aufbrachten, daß er im Zorne schwur, er wolle ihn tödten lassen, sobald er vor ihm erscheine."

„Gaulthier erfuhr seine Ungnade, floh den Hof und beschloß sein Leben dem heiligen Kreuze zu widmen. Zehn Jahre Ruhms in Palästina waren die Folgen dieses Schrittes; er kehrte wohlbehalten heim und verschaffte sich in Rom des Papstes Agapet Fürsprache, der große Hand hatte am Hofe Chlotar's des Beleidigten."

„Als er aber nach Soissons kam, wo der König Hof hielt, um die Briefe des Oberhaupts der Kirche vorzubringen, welches am Charfreitage in dem Dome geschah, da erwachte dergestalt plötzlich der Zorn Chlotar's, daß er das Schwert aus der Scheide eines Trabanten riß und mit den Worten: „J'ai juré ta mort", den Unglücklichen durchbohrte. Er hatte die Unvorsichtigkeit begangen, sich unvorbereitet in die Nähe des Monarchen zu wagen."

„Die Kunde von diesem Morde verbreitete sich in Kurzem bis nach Rom, wo der Papst durch seine Legaten alsogleich Genugthuung für den Mord und das Sacrilegium verlangte. Die Excommunication erschreckte den König, und er berief seine Räthe, um zu erfahren, wie er sich der Kirche gegenüber zu benehmen habe. Sie waren alle der Meinung, man müßte den Erben Gaulthier's und allen Denen, die in künftigen Zeiten Besitzer der Güter von Yvetot würden, Freiheit und vollkommene Unabhängigkeit von König und Staat versprechen. Dies bewilligte Chlotar ohne Widerstand und fertigte selbst das Decret und siegelte es mit seinem königlichen Insiegel."

„Seit dieser Zeit haben die Ritter von Yvetot und ihre Erben, kraft der ihnen gewordenen souverainen Unabhängigkeit, die Titel von Königen geführt und ihr Lehnbesitzthum ein Königreich genannt."

„Als mehre Jahrhunderte später die Normandie, worin der Staat gelegen ist, unter englische Oberhoheit kam, entstand ein Proceß zwischen dem Herrn von Yvetot und dem Briten John Holland, der Namens seines Königs in London Steuern und Gemeindelasten von den Vasallen foderte. Die Sache kam im Jahr 1428 vor die Gerichte, und der Verklagte mußte seinen Titel als Souverain der Baronie geltend machen, weshalb er nach den Gesetzen Englands freigesprochen und folglich legaliter als König zum zweiten Male anerkannt wurde."

Herr Peyronnet begleitet diese Erzählung mit einem kleinen Commentar, den ich nicht übergehen darf. Zuvörderst erwähnt er verschiedener widersprechenden Angaben der Historiker, die unter Anderm darzuthun scheinen, daß die Baronie Yvetot unter den Herzogen der Normandie im 13. Jahrhundert entstand. Die Ermordung Gaulthier's soll nur eine Fabel sein ꝛc. Am Ende sagt er: „Wie dem aber sei, die Freierklärung der Yvetots besteht nicht nur, sondern ist auch außer jenem Urtheilsspruche durch einen andern von 1592 bestätigt, worin dem Herrn von Yvetot der ordentliche Majestätstitel beigelegt wird. Seit Karl VI. bis auf Karl IX. ist das Privilegium von Regierung zu Regierung bestätigt worden, und man hat sogar Briefe gesehen, in denen die Frau von Yvetot Königin genannt wird."

Die Geschichte der Franken von Peyronnet ist übrigens kein unterhaltendes Buch. Ich habe etwas vom trockenen und markfosen Styl des Pausanias darin gefunden. Der Verfasser ist ganz bekannt mit seinem Gegenstande, ganz davon erfüllt, aber nicht davon begeistert. 29.

Novellen von Karl Regiomontanus. Erstes Bändchen. Ansbach, Brügel. 1835. Gr. 12. 12 Gr.

Es ist immer eine angenehme Erscheinung, wenn wir in einer Zeit, wo das Talent so oft an der Nichtigkeit des Charakters, der Dürftigkeit des Strebens scheitert, Talent und redliche Bemühung auf gleicher Höhe und im harmonischen Einklange finden. Diesen erfreulichen Eindruck machte uns die einzige in dem vorliegenden Bändchen enthaltene Erzählung: „Elise von Freythal und Adele von Eichenfeld", ohne daß wir darum diesem Talent als Talent einen Platz einräumen dürften. Durch die Mäßigkeit in ihrer Haltung würden wir ebenfalls an eine ältere, ja an die Nicolai'sche Zeit erinnert worden sein, wenn nicht ein sehr nüchternes Gespräch über Preßfreiheit uns daran gemahnt hätte, daß wir im 19. Jahrhunderte stehen. Auch der Styl trägt einen alterthümlich steifen Charakter, aus dem bald der Geschäftsmann hervorzusehen scheint, der Alles, was er erzählt, gewissermaßen actenmäßig belegen zu müssen glaubt, bald der in einem beschränkten Kreise lebende Mensch, den die raschen Wendungen des modernen Lebens noch nicht ergriffen haben, der einen großen Mangel an der leichten, graziösen Modetugend offenbart, die man Geschmack nennt. Eine höchst gewöhnliche Geschichte, ohne Schwung, Poesie, ja ohne hervorstechende individuelle Charakterzeichnung, ist dennoch in ihren Motiven verständig und bedächtig angelegt; aber leider auch nur so verständig, daß alles Ueberraschende wegfällt. Wir blicken in ein Alltagsleben, in dessen Bilde wir demungeachtet Einzelnes als unwahrscheinlich oder abgeschmackt rügen müssen; z. B. daß der Held allen Leuten ihr eignes Portrait zum Geburtstage schenkt; daß die beiden Heldinnen ihn gleich nach kurzer Bekanntschaft ohne Grund und ohne Weiteres im gewöhnlichen Leben bei seinem Vornamen nennen, was hier durchaus nicht als poetische Licenz erscheint; daß sie sich mehr, als jungen Damen von guter Erziehung geziemen würde, in dem Hause des jungen und unverheiratheten Oberforstmeisters aufhalten, wodurch denn natürlich, auch ohne die Vermittelung des Herrn von Birkenstein, das „schändliche Gerede" entstehen mußte, auf das die Erzählung so vielen Nachdruck zu legen scheint, welches die Damen sich auch nachher mehr als vielleicht bei reinem Bewußtsein billig zu Herzen nehmen. Auch die romantische Wunderlichkeit des Oberforstmeisters, seine Geliebte zu einer Liebeserklärung gegen ihn zwingen zu wollen, statt sie ihr zu machen, finden wir durch nichts in seinem Charakter motivirt, und können sie unter den bestehenden Verhältnissen nicht anders als höchst unzart nennen. Ueberhaupt streift die ganze Art wie des Helden Fortkommen erzählt, und über jedes Geschenk, welches er erhält, Rechenschaft abgelegt wird, sehr an das Gemeine, wie auch so mancher Ausdruck der Erzählung; z. B. das bis zur Lächerlichkeit wiederholte: „die beiden weiblichen Seelen", statt die beiden Damen; ebenso das wie in einer Bittschrift immer wiederkehrende Beiwort: „die prinzlichen", an welches wir uns am Ende so gewöhnen müssen, daß es uns nicht mehr aufgefallen sein würde, wenn wir einmal gelesen hätten: „die prinzlichen Pferde, die prinzlichen Hunde".

Ein großes Publicum können wir dem Buche nicht versprechen; dennoch müssen wir eine in ihrer Art verständige Composition und redliche Mühe in der Ausführung loben; was der Sache sonst fehlt, konnte der Autor sich nicht geben, und wir halten es für keinen Nachtheil, wenn noch mehr ähnliche Erzählungen das Licht der Welt blicken. Das Wort Novellen will uns dafür nicht passen; eine Novelle soll doch das Ueberraschende, das Neue, das noch nicht im Leben und Verhältnissen Ausgesprochene, Enthüllte, nicht aber das ganz Alltägliche darstellen. Dem Hrn. Verf. aber wüßten wir als solchem nichts Besseres zu wünschen, als daß er ein Jahrhundert früher erschienen wäre, wo er vielleicht auf kurze Zeit mit Andern Glück gemacht haben würde. 189.

Notiz.

Ende Mai dieses Jahres wurde die in Kjachta errichtete Schule für chinesische Sprache, welche eine Erleichterung des Handelsverkehrs zwischen Rußland und China bezweckt, feierlich eröffnet. Der Lehrcursus dauert vier Jahre, und der Unterricht wird den russischen Unterthanen unentgeldlich ertheilt. Bereits sind 24 Kaufmannssöhne aufgenommen. 26.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 325. —— 21. November 1835.

Karl Gutzkow.

1. Wally, die Zweiflerin. Roman von Karl Gutzkow. Manheim, Löwenthal. 8. 1835. 1 Thlr. 18 Gr.
2. Oeffentliche Charaktere. Von Karl Gutzkow. Erster Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1835. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Namen Gutzkow und Menzel sind in der neuesten Zeit Schlachtrufe geworden, wie im Mittelalter der Ruf „Hohenstaufen" hier und „Welfen" dort. Die Parteien haben gegenseitig eine kriegerische Stellung angenommen. Durch die Ebenen und Höhen der Literatur ergießt der Stier von Stuttgart ebenso gewaltige Töne wie zur Zeit der Burgunderkriege der Stier von Uri; aber der blonde Mensch von Frankfurt nimmt auch seine Backen voll und stößt ins Horn, und sucht den Stier von Stuttgart zum Schweigen zu bringen. Wir aber sind keine burgundische Hasenherzen und wenden uns nicht zur Flucht; wir stehen auf der Höhe und sehen dem literarischen Bürgerkriege, der im Thale tobt, mit Bedauern, aber auch mit möglichster Ruhe zu. Wenn ich sage „Wir", so verstehe ich darunter uns Alle, die wir keine Partei nehmen, das kühne Turnier von den Schranken aus betrachten, ohne selbst eine Lanze zu brechen, und an den umherfliegenden Lanzensplittern, den zerhackten Schilden, den klaffenden Wunden und den grimmigen Geberden die Wuth der Kämpfenden ermessen und zugleich bewundern. Unser Herz ist nicht theilnahmlos, nicht unbewegt; aber unser Blick ist ruhig, unser Urtheil weder von dem Talent des Einen bestochen, noch von der enormen Schlagfertigkeit des Andern geschreckt. Wir halten den Streit in der Art, wie er geführt wird, für eine unanständige Klopffechterei, für ein widerliches Symptom unserer desorganisirten literarischen Zustände, für ein Zeugniß faustrechtlicher Ungebundenheit, welche die Talente je länger je mehr gegeneinander treibt und aneinander aufreibt, die Segnungen des literarischen Friedens vernichtet und den überall nothwendigen Oppositionsgeist in eine zügellose Emeutensucht verwandelt.

Und warum hat man diese „Wally" für so gefährlich ausgeschrien und die Blicke des deutschen Publicums auf dieses Gutzkow'sche Monstrum und offenbare Fehlgeburt wie mit Gewalt geleitet? Warum hat man das Buch dazu gemacht, wozu es durch sich selbst nie geworden wäre, zu einem berühmten? Warum hat man ihm eine Wirkungsfähigkeit angedichtet, die es durchaus nicht hat? Warum hat man es so geflissentlich secirt wie eine interessante Giftpflanze, und vor seinem Genuß so bedenklich gewarnt? Das deutsche Lesepublicum ist in gewisser Hinsicht wie ein Kind: man warne es nur, und es wird um so neugieriger zugreifen. Man hat den verkehrtesten Weg eingeschlagen. Man wollte das Buch in Verruf bringen und brachte es grade dadurch unter die Leute. Nun wird es freilich hin und wieder mit seinen Ansichten Wurzel schlagen und sich festsetzen. Man wird sich von der theilweise bedeutenden Langweile nicht abschrecken lassen, um endlich auf die interessante Unmoralität und die gefährlichen Tendenzen des Buches zu stoßen, und wird noch viel mehr Unmoralität herauslesen als wirklich darin ist. Das Buch ist an sich eine halbausgeglühte Kohle; aber die deutsche Kritik hat darauf geblasen und daran geschürt, bis sie wieder glühend ward und aufschlug in ein lebendig wirkendes Feuer. Aber die Gefahr ist beiweitem nicht so groß, als man glaubt und will.

Ich gestehe ein oder habe schon eingestanden, daß in dieser „Wally" gefährliche Tendenzen stecken; daß ein irreligiöser Wahn oder vielmehr Unwahn durch das Ganze sich hinzieht, daß hin und wieder die Spuren einer temporairen Geistesverrückung sich bemerkbar machen. Gutzkow wird den Vorwurf der Unmoralität von sich ablehnen und sagen: ich stelle diesen Cäsar nicht als Muster auf; ich halte von dieser Wally nichts; ich lasse sie in ihrem irrsinnigen Treiben untergehen; ich lasse Die, so an ihrem Grabe stehen, nicht die Todte selbst beweinen, sondern nur ihre Jugend — und ich selbst beweine sie nicht; ich schildere hier nur als Romanschreiber und in objectiver unparteiischer Stellung die Verkehrtheiten unserer grundsatz- und glaubenslosen, unserer haltungs- und hoffnungslosen Zeit; diese antichristlichen Geständnisse Cäsar's sind nicht meine Geständnisse; sie sind einem Antichristen unserer Tage, der ich nicht bin, als Wahr- und Schreckzeichen in den unsaubern Mund gelegt. Aber wer wollte die offenbare Vorliebe, die nach Sättigung strebende Wollust verkennen, womit grade diese antichristlichen Geständnisse ausgearbeitet sind? wer die Bemühung des Verf., eben diesen entsetzlichen Cäsar in eine Art von Heiligen-

schein, freilich in Gutzkow'schem Sinne, und in ein mystisches Dunkel zu wickeln, ihm eine gewisse fatale Würde und Hoheit zu verleihen, mit der er über den Ereignissen des Romans sich hält und die unglückliche Wally seinen verkehrten Ansichten zum Opfer bringt? Es ist wol nicht möglich, in einem längern Aufsatz mit scheinbarer Gründlichkeit, mit einem Aufwande von blendender Sophistik die Wahrheiten der christlichen Religion zu widerlegen, weder am Schlusse noch zum Anfange auch nur eine Andeutung entgegengesetzter Art zu geben — und doch von diesen Wahrheiten innerlich überzeugt zu sein. Und nun der Appendix des Buches, unter dem Titel: „Wahrheit und Wirklichkeit." Hier gehen die Ansichten des Verf. auf seinen eignen Namen, nackt und ohne Verhüllung, und doch unklar und unverständlich, weil sie unwahr in sich selbst sind. Es genügt, zwei davon herauszugreifen. Gutzkow sagt: „Es ist leichter, an ein Gedicht als an den Himmel glauben"; er sagt es und lügt. Ich meine, es gibt Deren eine große Zahl, welche an den Himmel glauben und doch kein Gedicht verstehen als höchstens ein geistliches Lied, das den Himmel glauben lehrt. Nicht Alle sind von einer so blenden und doch so ungläubigen Persönlichkeit wie Gutzkow. Und Gutzkow sagt abermals: „Nehmt der Menschheit ein Bein ab, sie wird sich ein neues machen; nehmt ihr, um nur Eines, was unmöglich scheint, zu nennen, z. B. das Christenthum; glaubt ihr, daß sie untergehen wird?" Gutzkow wendet sich hier, inconsequent genug, an unsern Glauben, er, der vom Glauben überhaupt nichts hält. Das Christenthum mit einem Beine parallel zu stellen, zeugt von einem schlechten Christenthum, einer philiströsen Phantasie, einer unsaubern Symbolisirkunst. Ja! die Menschheit wird fortbestehen, aber man wird ihr das Christenthum nicht nehmen, und die Gutzkow'sche trockene Verstandesreligion hat auf eine Adoption noch keine Aussicht. Der verruchte Cäsar im Roman ist nichts als der Antichrist Gutzkow, der im Appendix seine Verkappung von sich wirft.

So gefährliche Elemente und so giftige Bestandtheile ich dem Romane auch zugestehen muß, so sind sie, wie ich glaube, doch nur für Den vorhanden, der sich vor der Gefahr und dem Gifte fürchtet, oder der seinem ganzen Organismus nach ähnlich bestellt ist wie Gutzkow. Ich kann hier nur wiederholen, was ich bei einer ähnlichen Gelegenheit schon früher zu sagen für gut fand: „Wer den Glauben hat, der verliert ihn nicht so leicht, und wird ihn wenigstens durch einen Roman sich nicht hinwegdisputiren lassen, und wer ihn nicht hat, dem ist er auch nicht zu nehmen." Und ich füge hinzu: Wer das Buch versteht, der ist verständig genug, sich nicht übertölpeln zu lassen, und wer es nicht versteht, der ist in seiner Unschuld und Unwissenheit sicher vor jeder Gefahr. Aber es gibt noch andere Gründe, welche für die kaum zweifelhafte Unschädlichkeit des Gutzkow'schen Treibens, womit Mundt's und Kühne's Streben nicht verwechselt werden sollte, Zeugniß ablegen, vor Allem seine Unpopularität und seine Unfähigkeit, sich den Ungebildetern einigermaßen, den Gebildetern nur halb verständlich zu machen. Seine geistreichsten Aussprüche stehen immer noch auf der Grenzscheide zwischen Tiefsinn und Wahnsinn. Nur die eine Seite wird vom Licht beschienen, die andere hüllt sich in Nacht. Es fehlt überall nicht allzu viel vom Verstande; aber was ihm davon fehlt, bringt ihn um seinen Verstand. Er berührt den Gedanken nur, er streift über ihn wie ein Vogel der Nacht auf schwarzem Fittig hinweg. Es ist nichts Compactes in ihm, er bietet keine Handhabe; oder die Handhabe bricht, wenn man sie zu stark anrührt, und wenn sie gebrochen ist, so liegt das ganze Gefäß zerschmettert am Boden. Seine Schreibart hat etwas Scheues, furchtsam sich Drückendes, vielleicht eine Folge des bösen Gewissens. Er gibt sich selten ganz, meist nur zum halben oder zum vierten, oder zu gar keinem Theile. Plötzlich tritt er kühn auf, mit einem Donnerschlage; aber wozu vorher das umständliche und unverständliche Brummen und dumpfe Grollen? Gutzkow ist kein Mystiker, und doch hat er die Art und Weise der Mystiker, seine Aussprüche in dunkle Räthsel zu hüllen. Entweder glaubt er so zu imponiren, indem er wie ein Wahrsager räthselhaft aus geheimnißvoller Höhle spricht, oder der Gedanke scheint ihm selbst zu verkehrt und aus der Art schlagend, und er hängt ihm nun einen Mantel um, hinter dem sich wenigstens Mancherlei ahnen läßt, und der Mantel schleppt ihm weit nach und hüllt ihn vollständig ein. Wer weiß zu deuten, was Gutzkow mit dieser räthselhaften „Wally" eigentlich bezweckt? Wer erklärt die geheimnißvollen Symbole und Mysterien von Wahrheit und Wirklichkeit im Anhang? Was bleibt übrig, wenn wir dies lange Geschwätz in seine einfachsten Bestandtheile auflösen? Nichts als die einfache Wahrheit, daß die Wirklichkeit unserm Ideale nie entsprechen wird. Das haben aber Andere vor ihm schon weit klarer und verständlicher gesagt. Auch seine Angriffe auf das Christenthum sind nicht neu. Er kann jedoch fragen: es haben's schon Viele gesagt in ihrer Sprache, warum nicht auch ich in der meinen? Und darin hat er Recht. Aber es herrscht in diesen Raisonnements neben der derbsten Unwahrheit auch ein offenbarer Mangel an Logik, und darin hat er Unrecht. Während er das Christenthum als ein willkürlich Gemachtes, ja, unter bloßen Zufälligkeiten Herangebildetes betrachtet, radotirt und prahlt er, daß er es vom geschichtlichen Standpunkt aus betrachte. Diesem Christenthume, das er blasphemirend in die Rumpelkammer werfen will, verdankt aber Gutzkow Alles, was noch Gutes an ihm ist. Hat Christus, nach seinem Dafürhalten, nicht eine einzige neue Lehre in die Welt gebracht, so möchte ich wissen, wo bei Gutzkow der gedenkbar kleinste Theil von einer neuen Lehre zu finden ist. Seine Schwatzhaftigkeit hat dieser Apostel einer modernen Heilslehre aus seinem heimischen Berlin, wie seine Eitelkeit, womit er auf sein Geschwätz sich stolzt und brüstet; seine nicht unbedeutenden Kenntnisse hat er überall her, aus allen Weltwinkeln; aber einen festen Grund und Boden hat er nirgend, am wenigsten in der Masse des Volks; hier wird und kann Gutzkow nie gedeihen. Bei dem Volk hat nur der

Gesunde Recht, nicht der Kranke — und Gutzkow ist krank; er leidet an partiellem Wahnsinn wie sein Cäsar, der er selbst ist. Wer aber nicht die Fähigkeit besitzt, sich dem Volke verständlich zu machen, wird immer ein schlechter Reformator sein. In dieser wesentlichsten Eigenschaft eines Agitators und Umwälzers hat sein stuttgarter Feind ein bedeutendes Uebergewicht, der, während Gutzkow in dem unbestimmt Allgemeinen der Luft schwebt und nach Luft schnappt, auf der mütterlichen Erde seine kritischen Glieder dehnt und aus ihr wie der Riese Antäus immer neues Behagen, neue Kraft und neue Streitlust saugt. Ich kenne kaum einen Schriftsteller, der weniger für das Volk schriebe, der sich mehr auf sich und den Kreis seiner literarischen Freunde beschränkte als eben Gutzkow. Zugleich schreckt er die Gebildeten ab durch die Reizlosigkeit der Sprache, wie sie in seiner „Wally" erscheint, durch die öde Steppennatur seiner Darstellung, die selten in das frische Grün einer üppigen Vegetation übergeht, durch die hohle Schattenhaftigkeit seiner Gestalten, die nur in einzelnen Zügen wahrhaftes Blutleben verkünden; endlich durch die Formlosigkeit seiner Producte, die in dieser „Wally" als eine wahrhafte Misform sich darstellt. Denn diese „Wally" hat keine Form, sie ist kein Kunstwerk; sie kann nur durch ihren Inhalt wirken, und ihr Inhalt wirkt nicht, weil er im Volke keine entsprechenden Elemente vorfindet, und ihre Form nicht, weil sie, so viel davon vorhanden ist, dem Geschmack und dem Schönheitssinn widerstrebt. Was keine Verständlichkeit hat, wirkt nicht für die Gegenwart, was keine Form hat, nicht für die Zukunft, der nur das Musterhafte übrigbleibt und gilt. Gutzkow's Roman könnte nur eine schädliche Wirkung ausüben, da ihm aber Beides abgeht, Verständlichkeit und Form, so wird sein verdächtiger Inhalt weder uns noch unsern Nachkommen irgend Gefahr bringen. „Wally" ist ein in hohem Grade unpraktisches, unpopulaires und darum gefahrloses Buch. Wir dürfen für unsere Moralität von dieser Seite her unbesorgt sein. Das giftige Gewächs erscheint in so abschreckender misfarbiger Bildung, daß es Den nur zum Genusse verführen kann, dessen Neugierde man durch Verbot und Warnung geflissentlich reizt.

(Der Beschluß folgt.)

Russische Denknisse.

Schon im Jahre 1817 gab der Senator Bibikow zu Petersburg eine Lebensgeschichte seines Vaters, des Generals en Chef Bibikow, unter dem Titel: „Zapiski o shisni i slushbe" (Denknisse über das Leben und die Dienste Alexander Bibikow's) in den Druck. Obgleich dieses Buch merkwürdige Beiträge zur Zeitgeschichte enthält, so ist es doch unsers Wissens durch keine deutsche Uebersetzung, oder auch nur einen Auszug, außerhalb der heimischen Bücherwelt bekannt geworden. Indem nun jetzt eine neue vervollständigte Ausgabe dieser „Denknisse" erschienen ist (wir wählen das von Jahn erfundene Wort, weil es uns in seiner begrenztern Bedeutung richtiger und bezeichnender scheint als das sonst gebräuchliche „Denkwürdigkeiten"), so erstatten wir über dieselben folgenden summarischen Bericht. Alexander Bibikow, aus einem altadeligen Geschlechte, das nach dem russischen Wappenbuche seinen Ursprung von den krimischen Khanen der blauen Horde ableitet, ward 1729 zu Moskau geboren und von seiner Großmutter, die nach damals häufiger Uebung ihren Witwensitz in einem Nonnenkloster genommen hatte, im Bereich desselben fromm und christlich erzogen. Im Jahre 1746 kam er nach Petersburg, trat als Ingenieurlieutenant in den Kriegsdienst, focht 1758 schon als Regimentscommandant in der Schlacht bei Zorndorf und gewann 1761 das Gefecht bei Treptow, in welchem der preußische General Werner in seine Gefangenschaft gerieth. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges ward er von Katharina II. zum General befördert und in verschiedenen Aufträgen innerhalb des Reichs verwendet. Ein solcher führte ihn 1765 in jenen kriegerischen Freistaat der Kosacken am Dniepr, der unter dem Namen der saporoger Gemeinschaft eine höchst merkwürdige Stelle in den nun vorübergegangenen Zuständen der Länder zwischen dem eigentlichen engern Polen und Rußland einnimmt. Im folgenden Jahre ward Bibikow Generallieutenant und 1767 Marschall der Reichsdeputirtenversammlung zu Moskau, welche zur Abfassung neuer Gesetze berufen worden war. Der Bericht über ihre Verhandlungen, die bekanntlich zu keinem genügenden Endergebnisse führten, nimmt gegen 80 S. ein. Diese Thätigkeit ward wiederum durch eine kriegerische unterbrochen. Bibikow übernahm 1771, wie es S. 159 heißt, zwar ungern, aber doch in eifriger Erfüllung seiner Pflicht den Oberbefehl über die russischen Truppen in Polen. Er kam im September desselben Jahres in Warschau an und erlebte bald darauf die bekannte gewaltsame Entführung des Königs Stanislaus durch Pulawsky mitten aus seiner Hauptstadt. Unter Bibikow commandirten damals in Polen Graf Soltykow, Fürst Peter Golizyn und die Partisane Graf Tottleben nebst dem Obersten Drewitz. Das Heer zählte nur 10,000 Mann, die über das ganze Land zerstreut und daher vielfachen Gefahren ausgesetzt waren. Diese wären auch vielleicht verderblich über sie eingebrochen, aber im Heere befand sich der entschlossene, geniale Generalmajor Suworow. Die Verhältnisse zu diesem Manne, dessen erste Schläge in jener Zeit den künftigen Feldherrn verkündeten, füllen nebst seinen Briefen und Berichten an Bibikow mehre Seiten in den Denknissen. Suworow setzte sich auf den ersten plötzlichen Kriegslärm der polnischen Conföderirten, ohne Befehl und Instruction des Obergenerals abzuwarten („Ein Kanonenschuß ist gefallen, Suworow marschirt!" berichtete er lakonisch), in Bewegung, überraschte am 12. Sept. bei Stalowitschi den Großhetman von Lithauen, Oginski, ehe er sich mit dem General Kossakowski hatte vereinigen können, schlug ihn, nahm ihm sein ganzes Geschütz, vertrieb die Conföderirten aus ganz Lithauen und bemächtigte sich, sie unablässig verfolgend, der Stadt Krakau und des daran gelegenen, damals noch festen Schlosses. Dieses ward später von den Polen mit dem Beistande französischer Offiziere durch Ueberrumpelung der Besatzung, wie bekannt, wiedergenommen. Suworow, auf die erste Nachricht davon, eilt herbei, läßt stürmen, aber ohne Erfolg. Mit einer Aufrichtigkeit, die ihn ehrt, berichtet er hierüber an Bibikow: „So ist es; unsere fruchtlose Stürmerei hat zwar unsere Tapferkeit, aber auch unsere Unkenntniß in solcherlei Arbeit dargethan. Unkenntniß ist schlimmer denn Unmöglichkeit. Da wir keine Geschorne mit uns haben, hätten wir selbst in der Kriegsschule mehr lernen sollen. Diese Einsicht kommt spät, aber vollauf. Jedoch sollen wir blos blokiren, so ist kein Ende abzusehen; ehe wir ein Schlößlein öffnen, richtet man ein zweites, frisches ein; da hat man an drei Schlößlein das ganze Jahr hindurch zu thun. Nun vor der Hand immerhin Blockade vor dem krakauer Schlosse, und dann hilf Gott weiter nach Tyniez." Seine Uebereilung freimüthig eingestehend, hat Suworow in der Folge vor mehr als einer Festung bewiesen, daß er nicht blos in der Feldschlacht, sondern auch bei Belagerungen einen genialen Entwurf zwar mit der äußersten Kühnheit, aber zugleich mit Benutzung aller Mittel, die tiefes Kriegsstudium gibt, auszuführen verstanden habe. In Bibikow's Denknissen wird es S. 183 gleichfalls erwähnt, daß Suworow nach der Einnahme

des krakauer Schlosses die Franzosen unter der Besatzung zwang, den Abzug durch dieselbe Cloaque zu nehmen, durch welche sie in der nächtlichen Ueberrumpelung eingedrungen waren. Das war mehr als caudinisches Joch. Nach Beendigung des polnischen Krieges ward Bibikow 1773 zum General en Chef befördert und sollte den Oberbefehl der Armee an der türkischen Grenze übernehmen, als er plötzlich eine andere Bestimmung erhielt. Im südöstlichen Rußland war die Rebellion Pugatschew's ausgebrochen, hatte in kurzer Zeit einen beunruhigenden Umfang gewonnen, und Bibikow, mit ausgedehnten Vollmachten versehen, sollte die weitern Fortschritte hemmen. Der anfänglich schnelle Erfolg des verwegenen Kosacken wird in den Denknissen folgenden Nebenumständen zugeschrieben: der Entblößung jener Gegenden von Truppen, weil die meisten sibirischen Garnisonen zur Verstärkung des Heeres an der türkischen Grenze verwendet worden waren; dem Vorschub, welchen Pugatschew von der Sekte der Altgläubigen erhielt, die in der Umgegend viele Anhänger zählte; den Unruhen, welche grade zu derselben Zeit ohne ursprünglichen Zusammenhang mit den Absichten Pugatschew's unter den Kosacken ausgebrochen waren, die er aber geschickt zu benutzen wußte. Während des damaligen Krieges mit den Türken sollten nämlich aus den Kosacken jener Gegend regulaire Husarenregimenter formirt werden, zu welchem Ende der ausgehobenen Mannschaft unter andern Foderungen der Kriegsdisciplin auch das Abscheren der Bärte anbefohlen ward. Die Kosacken lehnten dies ab, als ihren Rechten und Sitten widerstrebend. Der General von Traubenberg, dem die Formation der Regimenter aufgetragen war, ließ hierauf einigen Widerspenstigen die Bärte auf dem Marktplatze scheren. Der Widerspruch der Kosacken verwandelte sich jetzt in Aufruhr. Der General ward getödtet, viele Offiziere verwundet, ja selbst der Kosackenhetman, der die Rasenden in ihre Schranken zurückweisen wollte, kam ums Leben. Um diesen Aufstand zu stillen, ward der General Freymann in die Kosackenstadt Jaizk geschickt. Er schlug das Rebellenheer, nahm die Stadt ein, konnte aber die Flucht vieler Mißvergnügten nicht verhindern, die sich in schwer zugängliche Sumpfgegenden bargen. Hier trat Jemelian Pugatschew unter ihnen auf. Er war der Sohn eines Kosacken, hatte den siebenjährigen Krieg in Preußen als gemeiner Reiter mitgemacht und ward 1769 bei der Belagerung von Bender zum Jessaul (Kosackenoffizier) befördert. Ehrgeizig, unruhig, fand er sich nicht hinlänglich belohnt, entwich nach Polen und kam nach zweijährigem abenteuerlichen Umherstreifen in das heimatliche Kosackengebiet zurück. Hier erkannt, ergriffen, ward er nach Kasan geführt und verfiel der Strenge des Kriegsgesetzes. Ehe aber die über ihn verhängte Strafe ihre Vollführung erhalten hatte, brach er aus der Haft und kehrte heimlich nach Jaizk zurück. Hier traf er auf die beschriebenen Zustände; er knüpfte daran seinen abenteuerlichen Plan, sich für den Kaiser Peter III. auszugeben. Er fand bei den aufsässigen Kosacken, bei den hadernden Schismatikern wenn auch nicht Glauben an sein Vorgeben, so doch Unterstützung; denn den Einen war er ein unternehmender Anführer, den Andern ein Mann Gottes, der ihre Religionsmeinung zu der herrschenden machen konnte. Außerdem gewann er bald zahlreiche Anhänger in den untersten Schichten der Bevölkerung, denn da sowol der Adel als der Städter dem groben Betruge eines unwissenden Kosacken widerstrebten, wußte Pugatschew diesen Widerstand dadurch zu entkräften, daß er den Besitzlosen gegen den Reichthum, gegen den Wohlstand bewaffnete. Es erwuchs der Krieg der harten Hände gegen die weichen, der Proletarier gegen die Eigenthümer. Schon war Kasan bedroht, selbst Moskau geängstigt, als Bibikow auf dem Kampfplatze erschien, wichtige Punkte durch schnell auf Fuhren herbeigeschaffte Truppen sicherte und eiligst eine Landmiliz organisirte. Durch seine Thätigkeit erlitt das Rebellenheer empfindliche Niederlagen; besonders ward aber durch die neu getroffenen Maßregeln das Weitergreifen des Aufstandes gehemmt. Indessen war es Bibikow's Schicksal, das Endergebniß seiner Bemühungen nicht zu erleben, denn von einem heftigen Fieber ergriffen, starb er nach einem Krankenlager von wenigen Tagen in dem kleinen tatarischen Dorfe Bugulma am 20. April 1774 in seinem 44. Lebensjahre. Spätere Erfolge gegen Pugatschew erfocht Fürst Golizyn und der Oberst Michelson; aber völlige Vernichtung des Rebellenheeres erkämpfte Suworow, der in Begleitung von nur zwei Reitern eine weite Steppe zu Pferde durcheilte und blitzesschnell die schnellen kosackischen Reiter überraschte. Bibikow's kurzer Lebensabriß zeigt, daß er in den Begebenheiten seiner Zeit und seines Locals keine untergeordnete Stellung eingenommen hat; was demnach aus den Denknissen eines solchen Mannes für die spätere Zeit erhalten wird, ist in der That ein Gewinn für die Geschichte. Wir haben in unserm Auszuge nur der Hauptstadien seines Lebens erwähnt. Zu den denkwürdigen Zwischenereignissen gehört seine Reise im Gefolge der Kaiserin Katharina auf der Wolga, wo er an der russischen Uebersetzung des „Belisar" von Marmontel Theil nimmt, und seine Sendung nach Cholmogory, dem Verbannungsort des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. 18.

Notiz.

Callier, der bekannte Reisende in Kleinasien, über dessen Excursionen wir bereits Ausführlicheres in diesen Blättern mitgetheilt haben, hat der geographischen Societät zu Paris auf deren Verlangen ein mehre interessante Details seiner Reise, welche in der früher eingegebenen Skizze zu kurz behandelt waren, betreffendes Memoire eingereicht. Der Reisende scheint etwas muthlos geworden zu sein durch die geringe Anerkennung und Aufmunterung, die er in seinem Vaterlande gefunden, im Vergleich zu England, wo dergleichen Aufopferungen im Allgemeinen mehr Berücksichtigung finden. Diese Rücksicht scheint auch die Erscheinung seines größern Reisewerks, dessen Herausgabe er beabsichtigt, zu verzögern. Das in Rede stehende Bruchstück enthält unter Anderm eine Berichtigung der Danville'schen Angabe in Betreff der cilicischen Pässe, welcher Letztere voraussetzte, daß dies berühmte Defilé durch die Passage des Saurus durch die taurische Kette gebildet würde. Callier dagegen versichert, daß der Fluß außerhalb fließe, und zwar an der Ostseite; was durch die cilicischen Pforten hinströmt, ist nur ein kleiner unbedeutender Bach. Nach einer sorgfältigen topographischen Prüfung überzeugte sich Callier, daß das Schlachtfeld von Issus genau in dem Raume zwischen diesem Defilé und dem Hafen von Skanderun (Alexandrette) befindlich sei. 150.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Schauspiele

von

F. v. Elsholtz.

Zwei Theile.

Zweite vermehrte und mit Göthe's Briefen über „Die Hofdame" versehene Ausgabe.

Inhalt: I. Die Hofdame. — Komm her! — Geh hin! II. Die Cordova. — Der sprechende Hund. — Les Anglais en France.

8. Geh. 2 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, im November 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 326. — 22. November 1835.

Karl Gutzkow.

(Beschluß aus Nr. 325.)

Gutzkow hat mit dieser „Wally" eine vierfache Sünde begangen: zunächst gegen das Christenthum, dem er so viel verdankt; sodann gegen sein Talent, das er forcirt, anschraubt und verrenkt; gegen seine Kenntnisse, die er übel anwendet; gegen seinen Styl, den er misbraucht und in ein plebejisches zerrissenes Kleid zwängt. Gutzkow trifft auch in diesem Buche oft das Rechte, die Wahrheit, das Leben in einzelnen feinen Zügen und mit überraschender Anschaulichkeit, wo es gilt, den Hang unserer Zeit zur Blasphemie und zum gemüthlosen Spott zu schildern; aber eine unsichtbare Macht reißt ihn immer wieder hinab in das nächtliche Chaos seiner sixen, den Umsturz alles Autorisirten anstrebenden Ideen. Einzelne Episoden, wie die vom verliebten Tambour und dem Trompeter, sind mindestens von kostbarer Erfindung.

Es muß noch ein Territorium geben für das Gutzkow'sche Talent, wo es fester wurzeln und ersprießlicher gedeihen kann; ein Territorium, wo nur der calculirende Verstand in Betracht kommt, nicht das Herz, nicht das Gefühls- und das religiöse Leben; denn nicht der erstere, sondern die letztern sind bei Gutzkow verdunkelt, verschroben und im Zustande des Irrwahns. Dies Territorium fand Gutzkow, als er seine „Oeffentlichen Charaktere" schrieb. Wir haben diese Ruhe und Mäßigung, diese Würde objectiver Darstellung nicht von ihm erwartet. Wohlan! wir gestehen es, wir sagen dem Verf. unsern Dank, und an diesem Geständniß, diesem Dank möge der Verf. erkennen, daß wir über ihn urtheilen sine ira et studio, ohne Vorliebe, ohne Abneigung, nicht im Interesse einer Partei, sondern als selbständiger Richter; daß wir in Gutzkow's schriftstellerischer Natur zwei Principe zu sondern wissen, ein gutes und ein böses, daß wir, ohne inconsequent zu sein, jenes immer anzuerkennen, dieses immer zu verdammen bemüht sein werden; ja, daß wir seine schriftstellerischen Sünden nicht der moralischen Person in Gutzkow anrechnen wollen, sondern einer Trübung und Verdunkelung seiner Psyche, für die er, als durch eine krankhafte, mit körperlichen Zuständen und von auswärts her wirkenden dunkeln Mächten zusammenhängende Seelenstimmung herbeigeführt, nicht vollkommen verantwortlich gemacht werden kann. Wir bewundern in den „Oeffentlichen Charakteren" die Feinheit und Eleganz des Styls, die Sauberkeit der Darstellung, die höfliche und zierliche Ironie, die Mannichfaltigkeit der Kenntnisse. Der Verf. ist mit den Eigenthümlichkeiten seiner dargestellten Personen, mit ihren politischen und literarischen Bestrebungen, den Motiven und Tendenzen ihrer Handlungen, dem Grund und Boden, worauf sie wirken, der Hof- oder Volksluft, worin sie athmen, und den Einflüssen, die sie ausüben und erleiden, innigst vertraut. Es ist wunderbar, wie fein und mit wie vieler Politik die Deutschen jetzt über Politik zu schreiben anfangen. Sie sind auch hierin wie überall gelehrig und gehen bei dem Auslande in die Schule und kehren zurück, aufgeweckt und hochgebildet, und übertreffen ihre Lehrer an Form, Inhalt und Gediegenheit. Die Artikel: „Martinez de la Rosa", „Daniel O'Connell", „Doctor Francia", „Ancillon", „Armand Carrel", „Rothschild", halten wir für wahrhafte Meisterwerke, was die Feinheit und Zierlichkeit der Zeichnung anbelangt. Aber das plastische Element fehlt auch hier. Wir bekommen von den geschilderten Personen kein rundes, faßliches Bild. Selbst der politische Glaube Gutzkow's tritt nirgend deutlich und offen hervor. Es ist ihm Keiner ganz recht; er ironisirt selbst Die, die er loben will, und er lobt nebeneinander Männer von der entgegengesetztesten Handlungs- und Denkungsart: neben dem Kleinkönige O'Connell den Kleindespoten Francia; neben der republikanischen Größe Carrel und der diplomatischen Größe Ancillon die Geldgrößen Rothschild. Er nennt den Doctor Francia einen Philosophen, der mit der Menschheit experimentirt, und erstickt unter einer Last von Ironie und Witz den Chateaubriand und Talleyrand. Er rühmt in Armand Carrel die Republik und in Ancillon den Absolutismus Preußens. Diese Zweideutigkeit und Unentschiedenheit ist, mit Lear zu reden, eine schlechte Religion. Weil eben eine feste Ausprägung der Gesinnung, ein entschiedenes Urtheil, eine bestimmt hervortretende Charakteristik fehlt, und das geringste Maß populairer Darstellung, wie bei Gutzkow immer, nicht vorhanden ist, so läßt sich auch diesem Buche nur eine geringe Fähigkeit, in die Ferne zu wirken, zugestehen. Es hat einen bedeutenden Fonds von Kenntnissen und Geist in sich; aber er wird nur wenig Genießenden aufgeschlossen sein und bleiben. Nur Ein Beispiel

trefflicher Darstellung anzuführen möge uns erlaubt sein. Gutzkow schildert die Jugend des Martinez de la Rosa.

Geboren wurde Martinez de la Rosa im Anfange der achtziger Jahre zu Granada. Wenn Ihr den Vorzug, Deutsche zu sein, auf einen Moment vergessen könnt, so beneidet ihn darum! Beneidet ihn um die Olivenwälder, die am Fuße der Sierra Nevada stehen, beneidet ihn um den goldhaltigen Xenil, in dem er baden konnte, und jenen zweiten Fluß, dessen Name mir entfiel, der aber gediegenes Silber mit seinen Wellen führt! Welche zaubervolle Jugend! Die alten maurischen Sagen umflüsterten den Knaben, wenn er beim Spiele seinen Ball in die Trümmer des Alhambra warf. Er hörte in der wunderbaren Löwenhalle, wie sich die großen Emire der Wüste aus dem weisheitsvollen Koran die Sprüche vorlesen ließen, welche an die Mäßigung im Glück und die Barmherzigkeit des Siegers des Paradieses schönste Freuden knüpften. Er trank aus dem Brunnen im schweigsamen Hofe und fühlte, wie sich frühe die Gabe der Weissagung und schönen Rede auf seine Lippen legte. Aber nicht Alles ist verschwundene Herrlichkeit in Granada. Auf den Trümmern der maurischen Erinnerung pflanzte das Ritterthum und die Weltmonarchie Karl V. die Trophäen ihrer großen Siege. Auf dem Platze Vivarambla konnte Martinez keinen Wettlauf mit seinen Gespielen anstellen, ohne daß jene die Zegris, diese die Abencerragen retten wollten. Er wurde älter, und in den ungeheuern Dimensionen des Palastes Karl V. lernte er die Geschichte des Vaterlandes, die Universalträume des spanischen Habsburgs; an dem Grabmale Ferdinand's und Isabellens, wie Amerika entdeckt und die Inquisition eingesetzt wurde. Hier konnte sich früh die Seele an den mächtigen Flügelschlag gewöhnen, sodaß die mönchische Erziehung des spätern Alters zwar Vieles dem Wissensdurste verweigern durfte, aber nichts nehmen, was schon da war.

Diese feine, vornehme Schreibart — wie sticht der groblinnene Styl in der „Wally" dagegen ab, und vollends der plumpe derbfaserne Winkeladvocatenton in der mir soeben zu Händen gekommenen neuesten Broschüre Gutzkow's! Sie enthält eine Vertheidigung seiner selbst, und was daran hängt, gegen Menzel. Für uns ist nur von Interesse, was Gutzkow in Bezug auf seine „Wally" sagt. Den Cäsar gibt er selbst auf als einen verlorenen Posten. „Wird man mir zugestehen", sagt er, „daß Cäsar vor meinen Blicken dasteht, ein Bild der Scham und Zerknirschung?" Und bald darauf: „Cäsar, ein Mann wie ich, eigensinnig dem Schmerze hingegeben, reif, um in großen Verhältnissen wirken zu können, Wolken umarmend, die Zukunft anbetend!" Dieser Cäsar ist also wirklich der leibhaftige Gutzkow, der Wolken umarmt und ein goldenes Kalb, eine goldene Zukunft anbetet. Ich habe mich nicht verrechnet. Auch Wally ist eine lebendige Person, eine Freundin des Verfassers, welche einmal vor Verzweiflung aufsprang und von Religion nichts hören wollte. Seitdem hatte der arme Gutzkow keine Ruhe, bis er sich in sein Buch einsargte. In der That, wir bedauern einen Mann, der mit Frauen von solcher Qualität umgeht; wir bedauern eine Frau, welche in die Hände eines solchen Mannes geräth. Wer ist der Verführte, wer der Verführende? Sie verführen sich wechselsweise; sie sind unsers Mitleids nicht werth. H. Marggraf.

Das Politisch-Böse unserer Zeit von Joseph Reubel. Stuttgart, Balz. 1835. Gr. 8. 10 Gr.

Der Hr. Verf. erklärt im Vorworte seiner Schrift, daß er sich zu keiner politischen Farbe bekenne, sondern nur die reine Wahrheit sagen wolle, wie sie ihm der gute Geist eingegeben habe. Die Schrift des Hrn. R. beruht sonach, ihrem Inhalte nach, auf einer Offenbarung, die er vom guten Geiste erhalten hat, um das Politisch-Böse klar aufzudecken, zu beleuchten, zu bekämpfen und den Regierungen den rechten Weg zu dessen Bekämpfung und Unterdrückung zu zeigen. „Das Politisch-Böse unserer Zeit hat", heißt es weiter in dem Vorworte der Schrift, „während der policeilichen Behandlung mit Fieberrinde-Maßregeln einen Fieberkuchen in den Staaten gebildet, der von den Völkern wie von den Regierungen erkannt und gelöst werden muß, wenn die Wahrheit, der innere Frieden, die Gesundheit, die moralische Glückseligkeit der Staaten in dem natürlichen Ebenmaße zwischen Völkern und Regierungen wiedergewonnen werden soll." „Es müßten", wird ferner gesagt, „die beiden Hauptfactoren des Staatslebens, Völker und Regierungen, zur Lösung und Abstoßung dieses krankhaften Zustandes mit vereinten, befreundeten Kräften wirken." Was aber das Politisch-Böse der jetzigen Zeit sei, worin es auf beiden Seiten, der Völker und Regierungen, bestehe, lasse sich nur mittels einer gründlichen Untersuchung über das Wesen und den Zweck des Staats, über die Freiheit des Menschen und das Bürgerthum, und über die Natur der souverainen Macht bestimmen. Der Hr. Verf. hat es sich, wie er schließlich in seinem Vorworte erklärt, zur Aufgabe gemacht, das Politisch-Böse und den Weg zu bezeichnen, durch dessen standhafte Verfolgung Europa zur gründlichen und dauerhaften Restauration gelangen dürfte. Ein großes Vorhaben und Versprechen! Ein wichtiges, verdienstliches Unternehmen! Hält unser Schriftsteller Wort, hat er wirklich das große und wichtige Arcanum entdeckt, durch dessen Anwendung der schwere Krankheitszustand, an dem Europa unverkennbar leidet, gründlich und vollständig gehoben und beseitigt werden könnte, so verdient er in Wahrheit zu den größten Wohlthätern der Menschheit gezählt zu werden. Allein wie behandelt der Hr. Verf. die große, wichtige und schwierige Aufgabe? Oder vielmehr, wie will er sie behandeln? Er müßte eigentlich, seiner eignen Angabe und Bestimmung gemäß, zuvor eine vollständige Wissenschaft vom Staate oder Politik geben, folglich einen weiten Anlauf nehmen, um zur Sache zu gelangen, und das thut er auch redlich. Der Leser muß sich erst mühsam durch 27 Seiten hindurcharbeiten, die mit lauter nicht zur Sache gehörigen Allgemeinheiten angefüllt sind, ehe er endlich nicht zur Sache, sondern nur zu einer abermaligen Schale gelangt. Er muß erst eine Einleitung lesen, die mit der Behauptung beginnt, daß Staatsethik als besondere wissenschaftliche Doctrin in der Literatur unserer Zeit etwas Unbekanntes sei (Hr. R. wird hoffentlich sich erbitten lassen und recht bald diese Lücke durch ein gründlich-gelehrtes Werk ergänzen, und sich dadurch ein zweifaches Verdienst erwerben, nämlich einmal um die politische Wissenschaft, die dadurch unstreitig bereichert und erweitert werden wird, und zweitens um die Geduld Derjenigen, die es etwa lesen sollen und müssen); Staatsethik aber ist (nach Einleitung S. 2) „die wesentlichst primitive, die Staatswissenschaft begründende Principienerkenntniß des Berufes und Zweckes der Menschheit in der socialen Corporation als Staat. Staatsethik ist für die Staatswissenschaft Das, was die Ontologie für die Metaphysik ist. Sie entwickelt aus dem Principe aller Principien, aus der moralischen Freiheit, die Lehre des Berufes der Menschheit als socialer Staatscorporation, die Gesetze, durch welche, und die Art und Weise, nach welcher dieser Beruf der Menschheit realisirt wird u. s. f." Eine größere, willkürlichere Durcheinanderwerfung und Verwirrung der verschiedenartigsten Begriffe läßt sich nicht leicht denken, als sie diese Bestimmung enthält. Es würde uns zu weit führen und die Leser dieser Blätter unstreitig ermüden, wenn wir diesen gordischen Knoten auflösen und entwirren wollten. Unwidersprechlich zeugt aber diese ganz willkürliche und verworrene Begriffsbestimmung von der Unklarheit des Hrn.

Verf. und von seinem gänzlichen Mangel an einer gründlichen logisch-dialektischen Bildung. Schon der Ausdruck: „Staatsethik", ist ein unglücklich gewählter, höchst unbestimmter, vieldeutiger und im Grunde in der Bedeutung, wie derselbe gebraucht wird, ganz unstatthafter Ausdruck. Aber wenn wir dies auch gelten lassen wollten, so könnten wir doch die argen logischen Schnitzer, die nun in der seltsamen Begriffsbestimmung von der angeblichen Staatsethik Schlag auf Schlag begangen werden, schlechterdings nicht gelten lassen, was jedoch weiter auszuführen hier nicht der Ort ist. Die zweite Geduldsprobe, die der Leser gleichfalls zu bestehen haben dürfte, mußte Ref. erleiden bei Durchlesung des „Der Staat und die souveraine Macht und oberste Staatsgewalt". Die Würde des Staats sei, heißt es hier, kein menschliches Machwerk, sondern beruhe auf einem göttlichen Gesetze. Die Würde und Heiligkeit des Staats beruhe auf einem Universalgebote, dem alle Völker, ja die ganze Schöpfung unterworfen seien. Dies zu begründen und seiner Nothwendigkeit nach darzuthun, darauf hat sich der Hr. Verf. nirgend eingelassen. Warum auch? Er hat ja Offenbarungen von dem guten Geiste erhalten. Ist ihm dadurch die Mühe einer wissenschaftlichen Begründung erspart worden, so hat auch Ref. glücklicherweise nicht nöthig, sich auf eine prüfende Beleuchtung, Erörterung und Widerlegung der Orakelsprüche einzulassen, die uns hier gleichsam durch ein Organ des guten Geistes zukommen, und er kann sich von nun an einfach darauf beschränken, seine Verwunderung, sein Erstaunen und seine bescheidenen Zweifel an die Untrüglichkeit der uns gespendeten und mitgetheilten Offenbarungen durch ein „Hört, hört!" zu erkennen zu geben. Worin besteht nun das große, uns durch Hrn. Dr. Reubel offenbarte Gebot? Darin, daß jedes erschaffene Wesen seine Wesensbestimmung nur durch gemeinsames Zusammenwirken mit andern Wesen seiner Art und durch Unterordnung unter die höhere, daher beherrschende „Gattungsidee, d. i. durch Unterordnung unter die höhere, alle Einzelne potenzialiter umfassende Idee der Einheit" (hört! hört!) erreichen könne.

Dies weiter ausführend und erläuternd, heißt es ferner S. 9 wunderlich genug: „Das Gattungs-Ganze des einzelnen und somit aller einzelnen Menschen ist die Menschheit (hört! hört!), und diese die höhere Schöpfung, nämlich die höchste Potenz der Schöpfung auf dem Erdplaneten." Hört! Hört! Ref. will jedoch die Geduld der geehrten Leser dieser Blätter nicht allzu sehr durch die Mittheilung solcher und ähnlicher Wunderlichkeiten, willkürlicher und verworrener Behauptungen, von denen das Buch wimmelt, und durch sein unaufhörliches „Hört! hört!" das ihm dadurch abgenöthigt werden würde, ermüden, sondern sogleich zur Hauptsache übergehen. Der vierte Abschnitt handelt nun endlich „Von dem Charakter des Politisch-Bösen unserer Zeit und die historischen Spuren seines Entstehens bis auf die Zeit seines Aufkeimens und Erscheinens in der bürgerlichen Welt". Ohne bei Dem zu verweilen, was von Seite 27—29 ganz unnütz und überflüssig wiederholt wird —, überhaupt leidet die ganze Schrift an einer ermüdenden schwülstigen Breite und Weitschweifigkeit —, wollen wir nur sehen, was denn eigentlich dem Hrn. Verf. als das Politisch-Böse erschienen ist. Es hätten sich, wie derselbe sich S. 29 vernehmen läßt, allmälig und unvermerkt gewisse Scheintheorien entwickelt, an deren Spitze sich ein dreifaches Sophisma gestellt habe, das sich in den Worten Volljährigkeit, Freiheit und Souverainetät des Volkes ausspreche.

Was nun die Bekämpfung und Ausrottung dieses Unkrauts betrifft, so erklärt der Verf., und gewiß mit Recht, daß es sich durch Gebrauch und Anwendung äußerer Gewaltmittel zwar für eine Zeit lang hemmen, aber keineswegs wahrhaft zerstören und gleichsam mit der Wurzel ausrotten lasse. Was aber soll geschehen? Wodurch kann dies große Werk vollbracht werden? Auch durch den Glauben könne man nicht zu wirken hoffen, da derselbe in unserer galiläischen Zeit, wie sie wunderlich genug in vorliegender Schrift genannt wird, allzu schwach sei. Dazu komme nun noch die schlimme Richtung in der Herzens- und Geistesbildung der jetzigen Jugend, die sich in dem Mangel an Achtung und Liebe für das geschichtliche Recht, für die lebendige Wahrheit und die Religion ausspreche. Ref. kann nicht umhin, dem Hrn. R. darin beizustimmen, und Jeder, der einigermaßen den herrschenden Zeitgeist beobachtet hat, wird ihm beistimmen müssen. Dagegen ist die Behauptung wieder übertrieben, daß die Geschichte der heutigen Volksverderbniß und des beklagenswerthen Zeitgeistes (ja wohl beklagenswerth, da Selbstsucht und Genußsucht seine beiden Haupt- und Grundbestandtheile sind) schon mit dem Jahre 1632 beginne, wo nämlich der geistreiche Spinoza gelebt habe. Sollten nun die geehrten Leser dieser Blätter hiernach glauben, daß der Verf. des „Politisch-Bösen" diesen großen, ausgezeichneten Denker deshalb anklagen wolle, so würden sie sich sehr irren; er wird vielmehr von allem Antheile an diesem Uebel und von aller Schuld in dieser Beziehung völlig freigesprochen und gegen seine Gegner streng in Schutz genommen. Wie kommt also Spinoza hierher? Was hat er mit der ganzen Sache zu thun? Ref. hat vergeblich nach einem Aufschlusse hierüber gesucht. Die Nennung und Rechtfertigung des Spinoza ist also hier eine ganz müßige Sache, die gar keine Beziehung und gar keinen Zusammenhang weder zu und mit dem Vorangegangenen, noch zu und mit dem Nachfolgenden hat. Das völlig Zusammenhanglose wird noch schärfer dadurch hervorgehoben, daß auf S. 34 so fortgefahren wird: „Unglücklicherweise und eben um diese Zeit, nämlich im Jahre 1632, fing auch der empirisch-atomistische Realismus der Engländer an" u. s. f. Allein dies steht mit dem Vorausgegangenen in gar keinem Zusammenhang, weder in einem innern, noch in einem äußern, wiewol ein solcher ganz unbefangen und unbekümmert als wirklich vorhanden vorausgesetzt, aber nicht begründet wird, sondern ein Sprung ist und bleibt. Doch abgesehen davon, geht der Hr. Verf. offenbar zu weit, wenn er, um die Anfänge des Uebels, woran unsere Zeit unverkennbar krankt, nachzuweisen, bis 1632 oder bis zu Locke, Shaftesbury und Hume hinaufsteigt. Einen größern Antheil daran haben allerdings die von ihm genannten französischen Sophisten gehabt.

Aber wie und wodurch soll der herrschende böse Zeitgeist gehemmt und beseitigt werden? Es wird zu dem Ende ein europäisches Oberstudien-Directorium in Vorschlag gebracht, dessen Aufgabe und Bestimmung darin bestehen soll, dafür zu sorgen, „daß das Einheitsprincip der Natur, der Welt, der Wissenschaften und folglich auch das göttliche souveraine Staatsprincip der Weltregierung in der natürlichen centralen und einzig vernünftigen Mitte erhalten werde, daß die Wissenschaften und die Politik weder in das eine, noch in das andere Extrem ausschlagen". Das ist also endlich die Maus, die der schwangere Berg geboren! Dieser ungemein weise Vorschlag, in dem sich die tiefe Einsicht und der gesunde praktisch-politische Blick und Verstand Dessen, der ihn macht, so klar und herrlich ausspricht, hat nur den einen ganz kleinen und unbedeutenden Umstand wider sich, daß er zum Glück unausführbar ist. Denn könnte dieser abgeschmackte Vorschlag in Ausführung gebracht werden, so wäre dadurch die Geistesfreiheit in Glauben und Wissen mit einem Streiche vernichtet, und wir hätten in Europa die angenehme Aussicht, nach einigen Decennien zu wahren Chinesen zu werden. Hat der Hr. Verf. dies nicht eingesehen? Oder beabsichtigt er dies? Wir sagen ihm, daß wir von seinem europäischen Oberstudien-Directorium, oder von seiner Inquisition, denn im Grunde ist jenes nichts weiter, nichts wissen wollen. Jedenfalls wäre es für ihn besser gewesen, zu schweigen, als solche Kläglichkeiten vorzubringen, die ihm schwer genug geworden zu sein scheinen. Ref. wenigstens glaubt dadurch einen Theil seiner Sünden abgebüßt zu haben, daß er dies opus hat lesen und darüber Bericht erstatten müssen. 171.

Meine große Reise von Leipzig nach Oestreich. Von *r. Leipzig, Fest. 1835. 8. 16 Gr.

Das Werk ist eine jener leichten Erscheinungen, welche in unserer reiselustigen Zeit so häufig werden, daß sie die Literatur zu überschwemmen drohen. Es ist der Uebersetzer St.-Domingo's, der hier zu uns spricht, und er scheint dem Tone seines Originals nachstreben zu wollen. Schon der Titel, den er für seine Uebersetzungen wählte: „wie es ist", charakterisirt diese Art, Reisen zu schreiben. Dieses „wie es ist" scheint gleichsam ein Bekenntniß, daß man alles Poetische, was Vergangenheit und Ahnung der Zukunft an eine Erscheinung knüpfen, davon abstreifen will, um nur die kalte, kahle Gegenwart zu betrachten, die dann blos aus ihrem eignen Gesichtspunkt angesehen, nur ein sehr einseitiges oder wenigstens oberflächliches Bild gewähren kann, in dem wir uns wie in einem sinnlosen Aggregat von Einzelnheiten ermüdet verlieren.

Mit diesen Gesinnungen steht das Bekenntniß, ja die Affectation einer Art von Aufklärung im Einklange, der wir diesen Namen versagen möchten; Ausfälle gegen alles Bestehende, gegen das Christenthum, wenig Gefühl für Kunst, wie für alle Erscheinungen des Lebens, die hauptsächlich aus Phantasie und Gefühl hervorgehen. Wie wenig wir auch zu den geharnischten Vertheidigern alles Bestehenden gehören, da wir nur im Wachsthum das Leben erkennen, so können wir uns doch auch nicht Jenen zugesellen, welche jede Pflanze mit der Wurzel ausrotten wollen und sich einbilden, sei nur der Acker erst einmal ganz leer und todt, so würde das Vollkommene leicht aufsprießen und nie wieder ein Unkraut sich zeigen, während doch alle Erscheinung des Lebens nur individuell ist und darum ewig ihre individuellen Fehler und Tugenden im Busen tragen wird, nie aber die centralisirte Vollkommenheit. Wie verschieden ist die neuere Zeit darin von den Alten; sie, der Rohheit natürlicher Zustände nach näher, achteten und ehrten das Gesetz, den Staatsverband, die gesellig organisirte Erscheinung; wir verachten sie und wollen überall zerstören, um ein Kraut an die Stelle zu setzen, welches die Erde nicht kennt, und von dem wir, genau befragt, am Ende selbst nicht anders als negativ anzugeben wüßten, was es ist, oder vielmehr nicht ist: das Kraut der Vollkommenheit. Es ist die Krankheit der auf die Spitze getriebenen Civilisationen, um die tausend Uebel sich häufen, die der Mensch fühlt und von sich abwerfen möchte; doch auch diese Täuschung wird die Menschheit hoffentlich überwinden und ihr Das entnehmen, was in ihrem Bilde an Wahrheit und Gehalt war, während die Zeit das Uebrige zu den Larven hinüberträgt, welche, die Schemen der Jahrhunderte, in dem thessalischen Blocksberg des zweiten Faust spuken.

Wir lassen den Verf. die Belege zu obigen Behauptungen selbst geben. Er spricht von der dresdner Brücke und sagt: „Das große Crucifix prunkt immer noch auf seinem zwölf Ellen hohen Felsen. Prunkt? — Man kann auch sagen, es entstellt die Brücke. Es macht dem Geschmacke der Vorwelt nicht viel Ehre, überall und überall die häßlichste Gestalt, in welcher der gepeinigte Mensch erscheinen kann, aufgepflanzt zu haben, zumal wenn man sich vorstellt, daß diese Gestalt gar einen getödteten Gott vorstellen sollte. Bei diesem Crucifixe stehen nun noch gar immer eine Anzahl Radebergen unten am künstlichen Felsen, die vielleicht als Arabesken dienen sollen, so oft sie nicht zum Wegfahren des Kothes und Kehrichts benutzt werden. Der arme Soldat ist zu bedauern, welcher das Crucifix bewachen muß. Wie Mancher mag schon seine Finger hier erfroren haben!"

Es ist gewiß traurig, daß es Punkte der Bewachung gibt, wo der Soldat dem Verlust seiner Glieder durch die Kälte ausgesetzt ist, und diesem könnte leicht durch häufigeres Ablösen vorgebeugt werden; aber wer weiß nicht, daß der Posten auf der dresdner Brücke als Brückenpolicei und nicht zur Bewachung des Crucifixes dasteht? Man mag nun an die Dogmen der verschiedenen Formen des Christenthums glauben oder nicht, so ist es uns doch unbegreiflich, wie ein denkender und fühlender Mensch sich in so matten Witzeleien ergehen und Erbitterung gegen ein Symbol empfinden kann, dem wir unsere ganze neuere Cultur verdanken.

Späterhin sagt der Verf. bei Gelegenheit einer Jüdin, welche sich nicht taufen lassen, als ihr Mann Christ geworden: „Wie könnte ein gebildeter Jude namentlich seinen erhabenen Deismus gegen eine andere Religion hingeben?"

Hier möchten wir ihm entgegnen, verliert er über der Form das Wesen aus dem Gesicht, und weil ihm die Idee des reinen Deismus einleuchtender ist als die christliche Dogmatik und die Idee der Dreieinigkeit insbesondere, die doch in so vielen alten Dogmen in der Erscheinung der Zeit selbst schon dargestellt ist, so nennt er ihn erhabener. Was aber ist erhabener: die Religion, welche Unsterblichkeit und Liebe, die einzigen Dinge, die eine Lösung der Dissonanz aller Erscheinung geben können, zu ihren Grundwahrheiten macht, oder die, welche ihrer nicht erwähnt? Mit diesen Wahrheiten würden wir selbst einen Polytheismus dem Deismus ohne sie vorziehen.

Wäre die ganze Reise geistreich und im Tone des leichten graziösen Scherzes geschrieben, so dürften wir ihr auch das leichte Scharmützel selbst wider das Große und Ewige gestatten; denn das Große erträgt auch einen Scherz und bleibt doch groß; wer aber mit sogenannten philosophischen Waffen plump ficht, der fodert die ernste Erwiderung heraus; nicht die Bedeutsamkeit des Werks veranlaßt uns dazu, sondern die Verwerflichkeit einer rücksichtslos ausgesprochenen gemeinen Gesinnung, die, wenn sie allgemein würde, bald jedem ernsten und großen Streben die Wurzel abschneiden müßte. Diese flach rationelle materialistische Ansicht spricht sich in jeder Anschauung der Reise aus, und so hören wir den Autor in Castelli's Landsitz bei Wien, den er sehr freigebig sein „Tusculum" nennt, dem Besitzer folgenden Rath geben und nicht verfehlen uns davon zu benachrichtigen: „Ich habe dem lebenslustigen, frohen Dichter, der hier ein Anakreontisches Leben führt und den Becher, von Rosen bekränzt, nippt, gerathen mit seinem Paradiese zufrieden zu sein und sich nicht sehr um das künftige zu bekümmern; er selbst aber hat mir gesagt, daß er sich durchaus diesen Rath schon lange zum Grundsatze gemacht habe."

Durch die dresdner Galerie führt uns der Verf. ohne ihres Sterns, des berühmten und einzigen Rafael, zu erwähnen; die beiden Nächte, die des Correggio und Rotari, werden allein berührt, dagegen hält er uns weitläufig bei dem grünen Gewölbe auf, wiewol er selbst richtig am Ende bemerkt, daß hier weder für den Geist noch das Herz etwas zu finden und Ermüdung der einzige zurückbleibende Eindruck sei. Bei der Beschreibung eines großen Wandgemäldes von Krafft im wiener Invalidenhause, welches ein Meisterstück in Erfindung und Ausführung genannt wird, spielt, wiewol die ganze Beschreibung nur acht Zeilen einnimmt, der Tornisterriemen eines französischen Soldaten, der von der Uniform abzufallen scheint, die Hauptrolle: eine Erscheinung, welche schon durch einen einfachen Schlagschatten und die gewöhnlichste Linie erreicht wird. Doch genug und schon zu viel! Wie mancher Leser verlangt nicht mehr von einer Reise! Ein solcher wird hier immer noch Ergötzung, vielleicht Belehrung im Einzelnen herausfinden; der andere mag mit Plinius lesen! 189.

Notiz.

Laut französischen Anzeigen sollen die unlängst bei Arthus Bertrand in Paris erschienenen und von Ernest de Blosseville übersetzten „Mémoires de John Tanner" das treueste und vollständigste Gemälde der Lebensweise der Wilden enthalten, das je erschienen. Tanner wurde in seinem achten Jahr von den Indianern geraubt und brachte 30 Jahre unter den Völkerstämmen des nördlichen Amerikas zu. Ein unnachahmlicher Ton der Wahrheit bezeichnet dies Buch, dessen Original in den neuyorker Buchhandlungen mit reißender Schnelligkeit vergriffen wurde. 180.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 327. — 23. November 1835.

Hiſtoriſches Taſchenbuch. Mit Beiträgen von Barthold, Böttiger, Raumer, Roepell und Varnhagen von Enſe, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Siebenter Jahrgang. Mit dem Bildniſſe der Anna Joanowna und einer Karte des Schlachtfeldes von Deutſch-Wagram. Leipzig, Brockhaus. 1836. Gr. 12. 2 Thlr.

Der neue Jahrgang dieſes Taſchenbuches enthält ſechs Aufſätze von ebenſo verſchiedenem Inhalt als verſchiedener Haltung; hiſtoriſche Stoffe des 16., 18. und 19. Jahrhunderts, Deutſchland angehend, Rußland, die Niederlande und Oſtindien. Da in der Folge der Aufſätze aufeinander nicht ein Zuſammenhang, nicht eine wiſſenſchaftliche Nothwendigkeit ſtattfindet, erlaubt uns wol der günſtige Leſer wie bei Anzeigen früherer Jahrgänge deſſelben Taſchenbuches die Aufſätze in einer andern Reihe, und zwar in der, wie ſie uns am nächſten angingen, zu beſprechen.

Der zweite Aufſatz: „Wilhelm's von Oranien Ehe mit Anna von Sachſen", von K. W. Böttiger, intereſſirte zunächſt deshalb Ref. am meiſten, weil er ſich ſelbſt in den letzten Jahren anhaltend mit der niederländiſchen Geſchichte und namentlich mit der Oraniens beſchäftigt hat. Ungeachtet er nun glaubte, die in Deutſchland aufzubringenden Quellen in Betreff der Perſon Oraniens ziemlich zu kennen, hat Hr. Profeſſor Böttiger doch in dieſem Aufſatz weſentlich Neues gebracht. Wenn Philipp I. den Prinzen Wilhelm von Oranien in der bekannten Achtserklärung für einen Verleumder, Ketzer und Ehebrecher erklärte, glaubte zeither Ref. zwar, daß König Philipp vollkommen Recht gehabt darin, daß er Oranien einen Verleumder nannte, denn ſchwerlich hat Jemand in Beziehung auf Abſichten und Thaten Philipp's unverſchämtere Lügen ausgeſtreut als Oranien; glaubte auch Ref., daß von dem Standpunkt eines ſtrengen Katholiken der Vorwurf der Ketzerei in Beziehung auf Oranien wohl begründet ſei — man macht ja dem Prinzen einen Ruhm und eine Ehre aus ſeinem Abfall von der katholiſchen Kirche; aber daß er ein offenbarer Ehebrecher nicht blos in dem Sinne, daß er außer der Ehe Kinder gezeugt, ſondern auch in dem, daß er, ohne von ſeiner rechtmäßigen Gemahlin geſchieden zu ſein, eine zweite heirathete, geweſen, das getraute ſich Ref. bisher nicht anzunehmen, weil er trotz der wüſten Umgebung Oraniens (man denke nur an Leute wie Brederode, Lumey, Sonoy u. ſ. w.) doch annahm, Oranien werde ſich in ſeinem Benehmen gehütet haben, ſeinen Feinden in jener Zeit gegründete Veranlaſſung zu ſolchen Vorwürfen zu geben wie die eines offenkundigen Ehebruchs. Nun aber geht deutlich aus Hrn. Prof. Böttiger's Aufſatz, der grade das eheliche Verhältniß Wilhelm's verfolgt, hervor, daß Wilhelm wirklich in offenkundigem Ehebruch die ſpätere Ehe mit der liederlichen Charlotte de Bourbon, ehemaliger Aebtiſſin von Jouarre, geſchloſſen und alſo ſich des Verbrechens der Bigamie ſchuldig gemacht habe. Zeither glaubte Ref. auch wol und mußte es glauben, daß Oranien, während er noch die Außenſeite des Katholiken hatte, den ſächſiſchen und heſſiſchen Fürſten glauben machte, er ſei Lutheraner, den franzöſiſchen und belgiſchen Proteſtanten aber, er ſei Calviniſt; dabei aber nahm Ref. zu Oraniens Ehre an, es habe dieſer innerlich doch irgend eine Art feſten religiöſen Kernes der Ueberzeugung gehabt und nur der weltlichen Klugheit einen Einfluß auf ſeine Aeußerung eingeräumt; Hr. Prof. Böttiger aber theilt hier aus dem dresdner Archiv eine unbewachte Aeußerung Wilhelm's mit, die nach den übrigen vorliegenden Prämiſſen einen tiefen Blick in ſein Inneres thun läßt. Als nämlich die Kurfürſtin von Sachſen ihn bei der Vermählung mit ihrer Pflegetochter Anna bat, er möge ſeine Gemahlin ferner zu der Gottesfurcht und chriſtlichen Aufführung anhalten, zu welcher ſie erzogen worden ſei, antwortete er: „daß er ſie mit den melancholiſchen Dingen nicht bemühen wolle, ſondern ſie ſtatt der heiligen Schrift den Amadis von Gallien und dergleichen kurzweilige Bücher, die de amore tractirten, wolle leſen und ſtatt Strickens und Nähens eine Galliarde wolle tanzen lernen laſſen und dergleichen Courtoiſie mehr, wie ſolches etwa des Landes bräuchlich und wohlanſtändig".

Allerdings kann man bei der Art und Weiſe, wie häusliche Verhältniſſe der Großen der Erde vielfach zurücktreten müſſen, nicht immer von ihnen verlangen, daß ſie ſich in denſelben muſterhaft nehmen ſollen, obgleich es ihnen, wenn es geſchieht, zu Ruhm und Segen allerwege gereicht. Aber von einem ernſten, religiöſen Sinn kann Niemand und am wenigſten ein Mann von ausgezeichneter Stellung dispenſirt werden. Mag Wilhelm höchſt ver-

ständig, mag er in aller Weise tapfer gewesen sein; bei dieser weltlichen Gesinnung in einer religiös so tief aufgeregten Zeit erscheint er nun doch nur als ein frivoler Charakter, und alle andern Beweise, daß er die ersten Zerwürfnisse zwischen der spanischen Regierung und deren niederländischen Unterthanen um seiner Eitelkeit, seiner Rachsucht, seinem Eigennutz zu fröhnen herbeigeführt; daß er fortwährend das Feuer geschürt, durch Verleumdungen, Hetzereien, freche Lügen es zum allgemeinen Brand angeblasen und es so am Ende dahin gebracht habe, daß die Niederlande ihrer Verfassung nach ein offenkundiges Recht zur Gegenwehr und zum Abfall erhielten: alle diese Beweise erhalten nun erst rechte Kraft und Bedeutung. Bei seiner Ehe mit Anna traf das alte Sprüchwort ein, daß wer Wind sät, Sturm erntet, und daß Jeder gestraft wird mit Dem, worin er sündigt. Er zog Anna von ihrem gottesfürchtigen Wesen ab, und sie wurde eine liederliche Vettel, die eingesperrt werden mußte, damit die Familie keine öffentliche Unehre von ihr hatte. Daß aber diese Wendung des armen Weibes, für welche Hr. Prof. Böttiger recht schön menschliches Mitleiden in Anspruch nimmt, hauptsächlich Oraniens Schuld war, ist nicht erst unsere Ueberzeugung, sondern auch damals schon sah ihr Großvater Philipp von Hessen die Sache ebenso an: „daß der Oranier sich selbst beizumessen habe, wenn er aus einem tugendhaften Fräulein, welches jung gewesen und sowie andere Menschen aus nichts Anderm als Fleisch und Blut bestehe, eine so dissolute Gemahlin bekommen habe, besonders da solches in den Niederlanden für eine geringe Schande und Missethat geachtet würde".

Wir haben an diesem Aufsatze des Hrn. Prof. Böttiger's nichts auszusetzen, als daß er sich von den bisher gäng und gäben Behandlungen der niederländischen Revolutionsgeschichte so hat imponiren lassen, daß er, um die tüchtigen, quellenmäßigen Nachrichten über das Verhältniß Wilhelm's zu Anna in einen historischen Rahmen zu fassen, vom Hrn. von Kampen die hergebrachten Lobpreisungen Wilhelm's sowol als seines Sohnes Moritz treuherzig annimmt. Freilich befand sich Philipp II. in einem großen Irrthum, indem er die ecclesia invisibilis, jene unerschütterliche columna veritatis, die Gemeinde der Heiligen, an die auch wir Protestanten glauben, verwechselte mit der ecclesia visibilis, mit seiner römischen Kirche, und dieser letztern alle Attribute beimaß, die nur der Gemeinschaft der Heiligen zukommen; allein diesen Irrthum theilte er mit Millionen Katholiken, und er bewahrte in diesem Irrthum den religiösen Ernst, während Oranien offenbar an gar keine ecclesia, weder an die visibilis noch an die invisibilis glaubte und ein verstocktes, vornehmes Sünderleben consequent zu Ende führte. Hr. Prof. Böttiger schließt seinen Aufsatz mit den Worten: „Nur jene gekrönten Sünden verfolge und richte die Geschichte — das ist ihr Recht — mit ihrer Strenge, für welche ihre Zeit keinen Richter oder wenigstens keinen Vollzieher des Spruches fand." Ihm antworten wir auf diese Ermahnung: Hic Rhodus hic salta! Oranien ist ein solcher gekrönter Sünder

Abgesehen von dem subjectiven Interesse, was uns zuerst zu dem Aufsatze, der die Niederlande betrifft, hinzog, möchte wol der dritte dieses Jahrganges der sein, welcher am meisten interessante Einzelheiten enthält, wie er denn auch der umfangreichste ist. Er führt die Ueberschrift: „Anna Joanowna. Cabinet, Hof, Sitte und gesellschaftliche Bildung in Moskau und St.-Petersburg", dargestellt von F. W. Barthold. Die Darstellung, so schwierig der Gegenstand, von so eigenthümlicher Beschaffenheit die Quellen waren, ist gelungen; es ist mit Recht hervorgehoben, daß Deutsche es sind, welche in Rußland Peter I. Schöpfungen aufgenommen und fortgeführt haben, bis Rußland nun leidlich als europäischer Staat erscheint; und auch jetzt ist es ein seiner Abkunft, Art und Bildung nach deutsches Fürstenhaus, was Rußland regiert. Trotzdem daß so dem deutschen Elemente, was (seitdem Deutsche und Slawen in Kampf geriethen) stets das herrschende war, sein Recht widerfahren ist, möchten wir doch noch Einiges in der Haltung des Aufsatzes nach der Seite aussetzen, daß die sittliche Depravation jener Deutschen, mit denen sich die vorliegende Abhandlung beschäftigt, kaum stark genug gezeichnet, und daß der Satz nicht deutlich genug ausgesprochen ist, daß man ebenso wenig ungestraft mit Knesen speisen als unter Palmen wandeln könne. Zwar stimmen wir keineswegs in den schwedischen Volkswitz ein, daß es eine Anmaßung von den Russen sei, wenn sie aufrecht gingen; aber daß ein Deutscher an seinem deutschen Wesen ziemlich stiefväterlich handelt, wenn er unter Slawen sein Glück sucht, glauben wir. Wir stellen einen veritalienerten Deutschen immer noch weit höher als einen verrußten.

Die Darstellung jener Zeit des russischen Reiches, wo Biron, Ostermann und Münnich die Schicksale desselben leiteten, war in der Weise, wie sie hier gegeben ist, Bedürfniß. Es gehört ein eignes Studium dazu, mit Quellen, die so vielfach absichtliche Entstellung enthalten, mit einer Geschichte, wo die Quellen keineswegs immer recht paßlich ineinandergreifen, fertig zu werden, und Wenige fühlen sich zu diesem Osten hingezogen. Wir sehen deshalb mit Sehnsucht der Fortsetzung dieses Aufsatzes entgegen, die uns Hr. Prof. Barthold in einem spätern Jahrgange hoffen läßt.

Der erste Aufsatz dieses Jahrganges: „Die Schlacht von Deutsch-Wagram am 5. und 6. Juli 1809", von K. A. Varnhagen von Ense, zeigt des Verf. Talent von der glänzendsten Seite; denn was kann es der anschaulichen Beschreibung Widerstrebenderes geben als eine Schlacht moderner Zeiten, unserer Zeiten? Nimmt sich nicht jede Beschreibung, die sich nicht ganz streng an die kriegswissenschaftlichen Dinge hält, aus wie jene Schlachtengemälde voll Pulverdampf, Bayonnetspitzen, Pferdeköpfe und Infanterieschnurbärte, aus denen man mit Mühe ein paar charakteristische Einzelfiguren heraustreten sieht? und gehört nicht grade die tüchtigste Kraft des Historienmalers dazu, diese das ganze Bild im Grunde ausmachenden und erst zu einem Kunstwerk erhebenden Figuren zu finden, zu gruppiren, zu zeichnen? Nun bringt

uns der Hr. Verf. über alle die trockenen, dürren Stellen, welche die Einleitung der Schlacht zu überschreiten hat, hinüber, indem wir seine Person begleiten und begierig sind, seine Erlebnisse mitzuerleben, und sowie dann die Schlacht im Grunde nichts ganz Neues mehr bietet und das ungeheuere Eisengetös des Ladestockrasselns u. dgl. uns ganz übertäubt, auch der Verf. selbst verwundet wird und aus dem Bilde scheidet, treten die Spitzen des Heeres, der Erzherzog Karl und Bonaparte und die ihnen zunächst stehenden Führer schärfer und schärfer als handelnde Personen hervor, sodaß wir trotz der nothwendigen Monotonie des Bildes doch Spannung genug behalten für alle Einzelheiten bis zu Ende.

Die drei letzten Aufsätze des vorliegenden Bändchens sind von unbedeutenderm Umfange. Der eine: „Das königlich preußische General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorium", von F. von Raumer, schildert übersichtlich die Schicksale der preußischen höhern Landesverwaltung von 1722—1806. Es ist ein sehr interessanter und dankenswerther Aufsatz. Einen Passus der Geschäftsanweisung von 1722 theilen wir hier mit:

Die magdeburgischen, halberstädtischen, mansfeldischen und hohensteinischen Städte sollen immediat gemacht werden wie unsere Städte in der Kurmark. Es soll Niemand in unsern Landen accisefrei sein. Die Domainenprocesse sollen im Magdeburgischen gegen diejenigen Edelleute, welche sich weigern, den Lehnskanon zu entrichten und deshalb an den Reichshofrath appellirt haben, mit dem äußersten vigueur fortgesetzt, auch eben diesen renitirenden Edelleuten von unserm magdeburgischen Commissariat der Kitzel vertrieben werden, gegen ihren angeborenen Landesherrn und Obrigkeit dergleichen frevelhaftes und gottloses Beginnen weiter zu gedenken, geschweige denn selbiges wirklich vorzunehmen und auszuführen.

Hierzu muß bemerkt werden, daß Friedrich Wilhelm II. in Magdeburg wie in allen seinen Landen den Titel führte: König von Preußen, aber nur die landesherrlichen Rechte eines erblichen weltlichen Administrators des Erzstiftes Magdeburg, oder, wie er als solcher hieß, eines Herzogs von Magdeburg hatte, und daß gegen einen solchen beim Reichshofrathe zu klagen nichts weniger als frevelhaft und gottlos war; daß es vielmehr historischerseits zu rügen ist, wenn dieser König auch da, wo der Reichshofrath dem magdeburgischen Adel Recht zusprach, es demselben vorenthielt. Nun wäre es überhaupt eine höchst interessante historische Aufgabe, einmal darzustellen, wie der königliche Titel von Preußen dahin gewirkt, daß auch in den deutschen Reichslanden des brandenburgischen Hauses, wo es königliche Rechte gar nicht geben konnte, zu diesem Titel königliche Rechte occupirt, daß die alten Verfassungen dieser Lande fast mit einziger Ausnahme Gelderns abgeschafft oder vielmehr nicht weiter beachtet wurden, und es wäre wol einer staatsrechtlichen Untersuchung werth, wie viele von diesen alten Rechten, die bei den Abtretungen vom Reiche, also z. B. beim westfälischen Frieden und in Folge des Reichsdeputationshauptschlusses versichert und garantirt wurden, noch jetzt als geltend und unangetastet angesehen werden können; oder hat die Wiedergewinnung eines Theiles dieser ehemaligen Reichslande aus den Händen des Königes von Westfalen und des Kaisers der Franzosen ganz entschieden den Charakter einer Eroberung, nach welcher alle alten Rechte erloschen und nur soweit gültig sind, als sie der Sieger zugestehen will? Deutlich wäre wenigstens die Absicht einer Eroberung in diesem Sinne nicht überall in den Proclamationen von 1813 ausgesprochen worden, und manche der alten Provinzialrechte, also z. B. die alte lutherische Kirchenordnung des Magdeburgischen, haben noch nach der Eroberung fortbestanden. Hr. v. Raumer sollte doch einmal in einem künftigen Aufsatze uns eine Uebersicht dieser Entwickelungen geben, ähnlich wie jetzt eine Uebersicht der höhern Verwaltung.

Der fünfte Aufsatz dieses Jahrganges: „Der erste Kampf der Franzosen und Engländer in Ostindien", von Dr. Richard Roepell, ist eine recht gute Darstellung, über deren Aeußerlichkeit wir jedoch allein ein Urtheil haben, da der Gegenstand selbst, die Verhältnisse der Franzosen und Engländer in Ostindien während des vorigen Jahrhunderts, uns bisher so gut wie ganz fremd geblieben ist. Auch der letzte Aufsatz: „Kaiser Karl V. und der Waffenstillstand von Nizza 1538", wieder von F. von Raumer, ist eine ganz dankenswerthe Mittheilung. 10.

Das Osterfest im südlichen Italien.

Ostern ist in den katholischen Ländern das erwünschte Endziel der langen Fastenzeit und wird aus diesem und einigen andern Gründen als eine Epoche der Fröhlichkeit betrachtet. Die traurigen Feierlichkeiten der heiligen Woche, während welcher man es noch der Strenge der Fasteneperiode zuvorthut, geben dem Osterfeste das Reizende des pikantesten Contrastes.

Es wäre zu ausführlich, alle Solennitäten der heiligen Woche zu schildern, die in Rom mit einer ganz einzigen Pracht gefeiert wird, oder wie sich die Unterschiede dieser Frier in den verschiedenen Gegenden von Italien unter den höhern Ständen ausnehmen. Vorzügliche Erinnerungen fesseln den Berichterstatter an das Königreich Neapel und beziehen sich zumeist auf das Volk, welches, am strengsten die kirchlichen Fasten befolgend, seine Feste mit einem Eifer begeht, den man unter den höhern Ständen nicht wiederfindet, deren Cultus insgemein viel laxer und viel unregelmäßiger ist.

Von der Mittagsstunde des Donnerstags in der heiligen Woche an ist es keinem Wagen mehr erlaubt, die Stadt zu durchfahren. Jedermann, vom König bis zum Bettler, muß von nun an zu Fuße gehen. Die Soldaten beim Patrouilliren, die Schildwachen auf ihren Posten müssen ihre Waffen umgekehrt tragen; die Glocken schweigen, die öffentlichen Plätze sind leer, die Läden sind geschlossen, Schweigen herrscht in der Stadt, wo Alles mit einem Worte die unverkennbaren Zeichen der Buße und der Demuth an sich trägt. Der Sonntag ist in Neapel der geräuschvollste Tag; aber am grünen Donnerstag oder Charfreitag ist diese so sehr bevölkerte Stadt so ruhig wie eine schottische am Sonntage. In allen Städten des Königreichs ebensowol wie in der Hauptstadt bieten die vorzüglichsten Kirchen ein trauriges Schauspiel dar. Das Tageslicht ist darin mit Absicht verdunkelt (an artificious night, wie Romeo sich ausdrückt), und in dem dunkelsten Winkel der Kirche ist ein Grabmal aufgestellt, in welchem sich das Bild des todten Heilands befindet. Die Wände, welche das Grabmal umgeben, sind schwarz behangen und einige dicke Kerzen werfen auf den Leichnam eine düstertraurige Beleuchtung, während daß der übrige Theil der Kirche in einem dämmernden Halbdunkel liegt, welches noch durch den

bläulichen Dampf des ewig brennenden Weihrauchkessels vermehrt wird. Eine herrliche Musik erklingt in den dunkeln Räumen, und die Stabat mater des Pergolese, Cimarosa, Paisiello erzeugen in der Seele des Hörers eine religiöse Bewegung, welcher selbst die eben nicht musikalisch begabten Menschen nicht ausweichen können.

Die Kirchen werden den Nachmittag des grünen Donnerstags geöffnet und sind bis zum späten Abend unaufhörlich besucht von Personen jeden Standes, die ohne allen Unterschied und zu Fuße sich durcheinander herumtreiben; ein Bild, wenngleich ein trübes, jener Gleichheit vor Gott, die Jesus Christus predigte. Der Hof, der Adel, der Bürgerstand, das Volk, mit einem Worte die ganze Bevölkerung von Neapel ist schwarz gekleidet, während die Bauern, welche um diese Zeit nach Rom wallfahrten, ihre schönsten Kleider angelegt haben. Die Strada Toledo, die vornehmste in Neapel, in der Regel so geräuschvoll, daß man sagen kann, es finde darin eine immerwährende Messe statt, bietet während dieser Tage der Trauer einen ganz verschiedenartigen Anblick; nicht ein Rad bewegt sich über ihr Lavapflaster, nicht ein einziges fröhliches Gelächter hört man auf der sonst so belebten erschallen; kaum daß man Menschen miteinander sprechen hört. Alles ist stumm, und Neapel würde einer verwünschten Stadt gleichen, die irgend ein mächtiger Zauberer zu einem ewigen Stillschweigen verdammt hat, wenn man nicht aus den Kirchen von Zeit zu Zeit angenehme Harmonien erklingen hörte. Sobald der Tag sich neigt, verlassen der König und der Hof die Kirche und kehren in den Palast zurück, indem ein zahlreiches Musikchor sie begleitet. Den folgenden Tag (Charfreitag) erfolgt die Fortsetzung dieser Feierlichkeiten mit einigen Veränderungen, und den Sonnabend Mittag ertönt von Neuem das Glockengeläut. Die Wagen fahren wieder, die Läden werden geöffnet und die Märkte füllen sich wieder. Neapel wird wie durch einen Zauberschlag wieder ebenso lärmend als früher, die Trauerkleider verschwinden, und nach welcher Seite man sich wendet, ist man Zeuge der Vorbereitungen für die Lustbarkeiten des Osterfestes. Die Verkäufer von Eßwaaren aller Arten bieten ihre Waaren mit lauter Stimme feil und werden sie reißend los; aber am seltsamsten und interessantesten sind die Scenen, welche sich vor den Läden der Bäcker und der Fleischer ereignen. In den letztern sind die Lämmer, die jungen Ziegen, die Hammel, die Rindsviertel, mit Blumen, Bändern und goldenen Verzierungen behangen, reinlich und sauber aufgehängt und hingebreitet, während die Bäckerläden dem Vorübergehenden und Käufern ungeheure Pyramiden von Brot zur Schau stellen, von einer ganz eigenthümlichen Art, dergleichen nur um diese Zeit gebacken wird. Andere Buden sind gefüllt mit rothen Eiern, die man insgemein Ostereier nennt, die in allen katholischen Gegenden um dieselbe Zeit üblich sind. Ein englischer Reisende, der die Sitte, die Eier zu bemalen, nicht kannte, schrieb von Neapel aus in sein Reisetaschenbuch als Merkwürdigkeit, die Hennen im Neapolitanischen legten anstatt der weißen rothe Eier. Die Brote, von denen eben gesprochen wurde, nennen die Neapolitaner casatielli, sind von ganz eigenthümlicher Form, rundlich, in der Mitte hohl und dergestalt zugeschnitten, daß sie auf plumpe Weise die Dornenkrone Christi darstellen; diese Krone ist hier und da mit Eiern in ihren Schalen besteckt, welche in dem Ofen zugleich mit dem Backen des Brotes kochen. Diese casatielli sind von vortrefflicherm Geschmack als irgend ein anderes Weißbrot und von blendend weißer Farbe.

Es gibt noch ein besonderes Gericht, das man ebenfalls nur in der Osterzeit zu bereiten pflegt und in welchem man gleichfalls die Gestalt der Dornenkrone nachahmt. Dieses besteht aus einer bestimmten Anzahl hohler Zirkel, von etwa drei Zoll im Durchmesser, die aus einem dichten Teig geformt und über Kohlenfeuer gebraten werden. Diese symbolischen Zirkel nennt man zeppoli. Man verkauft sie zuerst am Aschermittwoch und bedient sich ihrer während der ganzen Fastenzeit, auch erscheinen sie wieder unter den andern Leckerbissen der Osterwoche. Fast alle Eßwaaren, die man um diese Zeit zu sich nimmt, vom Osterlamme selbst bis zum simpeln hausbackenen Brote, haben einen geheimnißvollen Bezug zu den Mysterien des Christenthums. Dasselbe kann man bei der Feier aller großen katholischen Feste bemerken, für deren jedes die Italiener eigenthümliche und symbolische Bezeichnungen haben.

Die Neapolitaner haben alle diese alterthümlichen Gebräuche hartnäckig beibehalten, welche in andern Gegenden von Europa ziemlich erloschen sind. Sie schreiben oft auf den Rand ihrer Kirchenbücher die rituell festgesetzten Gerichte, welche man in jeder Kirchenperiode genießen muß, und auf diese Weise kann man von ihnen sagen, daß sie zu gleicher Zeit religiös und chronologisch speisen. Die ärmere Classe bequemt sich diesen bigotten Aeußerlichkeiten an, so gut sie vermag, und oft beraubt sich eine unbemittelte Familie eine ganze Woche hindurch eines Theils ihrer Nahrung, um bei dem nächsten Feste das vorgeschriebene Gericht auf dem Tische zu haben. Der Pöbel der Hauptstadt, die neapolitanischen Lazzaroni, Maccaronifresser par excellence und unbekümmert um den nächsten Morgen wie die Lilien auf dem Felde, kommen bei solchen Gelegenheiten häufig in die größten Verlegenheiten; sie müssen oft ihr einziges Kleid verkaufen, um am Ostertage zeppoli und casatielli essen zu können.

Obgleich Neapel eine Bevölkerung von 400,000 Seelen faßt, so ist es doch zum Erstaunen, wie diese die Berge von Vorräthen, welche am Vorabend des Festes auf den Märkten aufgehäuft liegen, zu verschlingen vermag. Aber in der Regel reicht schon der erste Ostertag hin, sie sämmtlich aufzuzehren, und das Fest dauert lustig noch Montag und Dienstag fort. Den zweiten Ostertag ist die Stadt ausnehmend lärmend, die Landleute der Umgegend, Männer, Weiber und Kinder kommen dann an auf Wagen aller Art, mit denen sie, was die Zugthiere nur laufen können, über das Pflaster rasseln. Dieses wüthende Fahren bildet eine Hauptlust der Italiener, und es ist zum Verwundern, daß namentlich an diesen Tagen in dieser überfüllten Stadt daraus nicht mehr Unglück entspringt. Alle Wirthshäuser sind um diese Zeit mit Gästen gefüllt, und doch sieht man verhältnißmäßig nur sehr wenig Betrunkene. 150.

Notizen.

Vom J. 1789 bis auf die gegenwärtige Zeit beträgt in Frankreich die Totalsumme der erlassenen Gesetze, Decrete, Ordonnanzen und Staatsbeschlüsse: 76,758, welche sich in folgende Epochen repartiren: Constituirende Versammlung: 3402. Gesetzgebende Versammlung: 2078. Nationalconvent: 14,034. Directorium: 2049. Consularregierung: 3846. Kaiserthum: 10,254. Ludwig XVIII., vom 1. April 1814 bis zum 19. März 1815: 841. Die hundert Tage und das gouvernement provisoir: 318. Ludwig XVIII. vom 25. Juni 1815 gerechnet: 17,812. Karl X.: 15,801. Ludwig Philipp bis zum 20. Sept. 1835: 6328.

Es sind also im Durchschnitt während dieses Zeitraums von etwas über 46 Jahren monatlich 138 Gesetze gegeben worden.

In dem „Nouvelliste de la Meuse" las man vor Kurzem folgende Anzeige, aus welcher man nicht klug wird, ob man sie für Ernst oder Scherz halten soll: „Eine Dame aus dem Departement der Ardennen, Madame Destables, bietet 1500 Francs Belohnung Demjenigen, der ihr ihren, seit dem 14. Mai 1833 verlornen Ehemann zurückbringt, oder ihr doch genügende Nachweise über seinen jetzigen Aufenthalt geben kann. Sein Signalement ist folgendes: Alter 49 Jahr, Größe 4 Fuß 2 Zoll, Teint bräunlich, Kopf offen, d. h. kahl, Haare schwarz, Nase mit bedeutender Röthe überzogen, Bart schwarz, Mund gewöhnlich, Gesichtsform etwas breit. Besondere Kennzeichen: Ist auffallend taub und hat auf der linken Wange eine Narbe in Gestalt eines V." 130.

Hierzu Beilage Nr. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 11. 23. November 1835.

Aus den Briefen eines Grämlichen.

1.

Sehr verbunden, meine Lieben, bin ich für Eure Aufmerksamkeit. Ihr meint die Winterlangeweile des Landlebens mir angenehm zu versüßen, indem Ihr mir Bücher schickt; außerdem — Ihr wollt zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen — soll mein Ausspruch zum Leiter Eurer Lecture dienen. Warum mich täuschen? Wer guten Rath einholt, ist längst entschieden; wer das Urtheil eines Andern über einen Autor erbittet, hat sich in die eigne Ansicht schon so fest hineingeurtheilt, daß er sich nur eines ironischen, wenigstens behaglichen Lächelns erfreuen will, welches der Ausspruch des Andern auf seine Lippen zaubern muß. Und nun vollends ich! Gegenüber der allermodernsten Bildungspolitur meiner höchst werthen jungen Verwandtschaft in der Residenz! Kinder, Ihr würdet mich wahrhaftig schamroth machen, wenn meine altväterischen Literaturansichten nicht so durch und durch in mir verknöchert wären, daß ich z. B. fast alle eure hochgepriesenen Romanherrlichkeiten dem einzigen „Don Quixote" ungerührt zum Opfer bringe. Das ist denn doch ein Roman, den nicht etwa ein Spanier, ein Franzose, ein Engländer, ein Türke oder Heide, sondern ganz schlichtweg ein Mensch geschrieben hat, und eben darum ist es das Buch der Welt. Doch, wozu Euch an dieses Buch erinnern? Ihr habt ja oft genug dabei herzlich gelacht. Leider habt Ihr nur gelacht, und wenn ich gestand, mir sei immer sehr ernsthaft zu Sinne, meintet Ihr in Eurem Uebermuthe, Don Quixote sei mindestens mein Pathe.

Nun gut! Ich will mir einbilden, Ihr hättet mir mit Eurer Büchersendung ein gefährliches Abenteuer bereiten wollen. Mein Schemel, mit kahlgesessenem Plüsch dürftig überzogen, ist dem Rozinante nicht unähnlich; meine Feder — o, die ist nicht halb so gefährlich, als eine Lanze! Und überhaupt — je schärfer der Recensentenkiel, desto kühner die Autorenfeder. Es macht mir keine Sorge, daß dieser oder jener Schriftsteller, sollte er mein Urtheil erfahren, sich zu Tode grämen; im Gegentheil, er rächt sich bitter an mir, indem er weiter schreibt, und er behält Recht, ich mag mich geberden, wie ich will. Freilich behalte ich ebenfalls Recht, und so habt Ihr den Spaß, über mich zu lachen, oder ad libitum über Beide.

Das Vergnügen ist Euch denn auch zu gönnen. Deshalb, und weil ich gern dankbar sein mag — Ihr habt mir ja die edle, die schnelle Zeit noch schneller vertreiben wollen — so mag der Kampf beginnen. Zuerst erscheinen auf dem Plan zwei stattliche Polen:

1. Sigismund aus Samter. Historischer Roman von F. Wezyk. Aus dem Polnischen von K. E. Freih. Oelsnitz-Hohenlinden. Zwei Theile. Zwickau, Schumann. 1834. 8. 2 Thlr. 16 Gr.
2. Pojata, die Tochter Lezdeiko's, oder die Lithauer im 14. Jahrhunderte. Historischer Roman nach dem Polnischen des F. Bernatowicz, von P. H. W. Schnaase. Vier Theile. Leipzig, Hartmann. 1834. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Ich bin es schon gewohnt, Polens jüngstes Schicksal als captatio benevolentiae für seine Schriftsteller in Anspruch genommen zu sehen. Wäre ich einer von diesen, ich dankte nachgrade doch einmal ganz gehorsamst für ein Mitleiden, welches — für die Literatur wenigstens — sehr überflüssig ist.

Der Sigismund — ja, das ist ein trefflicher Junge! Sein Vater hat sich mit den habsüchtigen Kreuzrittern so tief eingelassen, daß Polens, oder eigentlich der Piaste Untergang kaum zweifelhaft bleibt, und Sigismund rettet den König, den Vater und das Vaterland, indem er selber untergeht. Sein Ende ist großartig, wahrhaft poetisch. Nur ist es mir fatal, das Alles aus zwei Theilen mühsam zusammenlesen zu müssen, denn es hat dem Verf. gefallen, mich von Dingen unterrichten zu wollen, die durchaus nicht zur Sache gehören. Dadurch ist der Held der Begebenheit oft völlig paralysirt, und wiewol Sigismund's Passivität durch seines Vaters gespanntes Verhältniß zum Könige bedingt wird; wiewol die Forderung ungerecht wäre, daß die Hauptperson eines Romans sich dem Leser zu gefallen ununterbrochen abarbeiten solle: so darf sie doch nicht so ganz vergessen dastehen, und das ist Sigismund's Fall gar oft. Außerdem bietet das Buch keine besondere Charakteristik dar, und die mittelalterlichen Menschen philosophiren nicht selten höchst modern, welches sich hier um so seltsamer ausnimmt, als ihre äußere Zeichnung manchmal an Spielkartenfiguren erinnert. Daß die Sprache, namentlich im Dialog, etwas eckig ist, ungefähr das Mittel zwischen unsern Volksbüchern und dem neualten Fouqué, mag vielleicht nur der Uebersetzung zugeschrieben werden müssen.

Was soll ich von der guten Pojata sagen? Sie lebt etwa hundert Jahre später als Sigismund aus Samter, und man sollte meinen, dieser nicht unbeträchtliche Zeitraum müsse schon etwas Rechtes zu Tage fördern. Ich kann nur sagen: der Plan ist viel zu reich angelegt! Es scheint, als sei dem mit der Geschichte seines Vaterlandes wohlvertrauten Verf. hauptsächlich darum zu thun, die durch den Großfürsten Jagello in Folge seiner Verbindung mit der schönen Polenkönigin Hedwig bewirkte Einführung des Christenthums in Lithauen zu erzählen, weniger aber die Absicht, dieses allerdings bedeutende Ereigniß künstlerisch oder, wenn Ihr wollt und wie der Titel erwarten läßt, historisch-romantisch darzustellen. Das ganze Buch besteht eigentlich nur aus Episoden, locker zusammenhängend. Daneben erscheinen die Personen, die Zustände nur en relief; höchst selten tritt einmal etwas selbständig und lebendig heraus. Die besten Gelegenheiten zu anschaulicher, künstlerischer Darstellung sind meistens versäumt, indem der hierzu reichlich vorhandene Stoff in den Mund eines ungeschickten Erzählers geschoben wird, oder in einem farblosen Dialoge untergeht. Aber eben der Reichthum an Begebenheiten, die stoffartige Behandlung derselben geben mir, oder ich müßte meine deutschen Mitbrüder ganz verkennen, die sichere Hoffnung, nächstens ein Trauerspiel, noch besser aber, denn die Zeit der Trauerspiele ist vorüber, eine historisch-romantische Oper auf der Bühne zu sehen. Der heidnischen lithauer Brautwerbungen und Hochzeiten, Begräbnisse und Scheiterhaufen, Götter- und Erntefeste, Pojata und der mit seiner nichtswürdigen Liebe sie verfolgende Kreuzritter, Komthur Sundstein im Schlosse zu Marienburg vor Gericht, sowie Pojata's Errettung von einem schrecklichen und schmachvollen Tode durch Sundstein's Hand geben dem Dichter wie dem Componisten die glänzendste Aussicht auf ein höchst effectvolles Bühnenstück, und des ungeleckten Lithauers Dowoina Verhältniß zu der polirten polnischen Helena bildet eine sehr gute Zwischenhandlung. Die Polen scheinen übrigens von den Kreuzrittern nicht die vortheilhafte Meinung zu hegen, die unsern Zacharias Werner „Das Kreuz an der Ostsee" schreiben ließ. In beiden Romanen erscheinen sie nicht im besten Lichte, und die Polen mögen so unrecht eben nicht haben.

Wie viel nun von meinem absprechenden Urtheile auf Rechnung des Hrn. Schnaase zu schieben sein mag, kann ich nicht ermitteln, da der Zusatz auf dem Titel: „Nach dem Polnischen", zweifelhaft läßt, ob ich mit einer Uebersetzung oder einer Bearbeitung meine Lanze gebrochen habe.

2.

Ihr verlangt, meine Guten, doch wirklich zu viel von mir. Ich soll förmlich und ausführlich aus den Büchern referiren: wie es Einem und dem Andern ergangen und was sich daraus

ergibt. Ich begegen meine für unsern Zweck genug zu thun, wenn ich die Grundidee klar hinstelle und das Uebrige Euch überlasse. Denn obgleich jene beiden Romane als gute Unterhaltungslecture wohl empfohlen sein mögen, so erscheinen sie mir doch nicht bedeutend genug für eine tiefer eindringende Erörterung, die namentlich bei der vier Theile starken Oberpriesterkochter „Pojata" viel zu weit führte. Lest also selber, während ich zwei französischen Damen ein Rendezvous gebe, nämlich:

3. Lelia. Nach dem Französischen des George Sand. Von Adolf Braun. Leipzig, Kaiser. 1834. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

4. Galanterien, Abenteuer und Liebschaften einer jungen Dame von Stande. Vier Bände. Leipzig, Literarisches Museum. 1834. 8. 4 Thlr.

Wie man sich gegen eine „Lelia" recht eigentlich zu benehmen hat, weiß vielleicht nur der Franzose, und leider bin ich ein eingefleischter Deutscher. Schon mit der Autorschaft hat's einen Haken. Ist's Jules Sandeau? Ist's Madame Dudevant? Zur Ehre der Letztern — ich kann doch galant sein! — will ich glauben, der Erstere sei Verf. und habe den deutschen Namen Sand nur aus Ironie gewählt; er wolle nämlich dem Leser Sand in die Augen streuen.

Und doch ist meine wie alle Galanterie nur eine Kriegslist. Hab' ich's nämlich mit einem Mann zu thun, so darf ich weniger wortwählerisch ihm unter die Augen treten, und ich wollte, die neuern Deutschen hätten die Ironie nicht erfunden, um unbekümmert und rechts und links eine tüchtige Philippika herauszudonnern. Leider ergötzt man sich aber jetzt höchlich an solchen Polttereien, wie man sie zu nennen beliebt, und ich bin viel zu eigensinnig deutsch, als daß ich Lachen über meine Person geduldig ertrüge. Schlichtweg also will ich nur sagen, daß ich lange las, ohne zu wissen, was ich von den Personen, ihren Intentionen, Zuständen und Umgebungen eigentlich denken sollte. Glücklicherweise fand ich endlich S. 57 Lelia von der Cholera befallen, und nun ist mir ein Licht aufgegangen! Die sämmtlichen Leute: der Lelia mit Liebe belästigende junge Dichter Stenio, der erhabene Spieler Trenmor, der Priester Magnus, die alte, mit verschrobenem Platonismus kokettirende Heldin Lelia wie der Fürst Bambucci laboriren nämlich an der gräßlichsten, absolut lethalen Krankheit, von welcher bisher die Pathologie keine Ahnung hatte — an der Seelencholera. Es ist mir durchaus unmöglich, einen andern, bezeichnendern Ausdruck für ein Buch aufzufinden, in welchem das Unbedeutendste selbst nicht auf, sondern über die äußerste Spitze der Möglichkeit hinausgetrieben ist, wie solches die Caricatur Bambucci mit dem lächerlichsten Epikuräismus höchst ironisch bildlich darstellt. Daneben ist das ganze Buch eine verkörperte Blasphemie. Es bethätigt einen fürchterlichen Irrthum: das Verhältniß zwischen Körper und Geist, die Beziehungen des Einzelwesens zur Gesammtheit, des Menschen zum Bürger, des Geschöpfes zum Schöpfer — Alles und Jedes wird frech zertrümmert, nicht um etwas Anderes, geschweige Besseres, an die Stelle zu setzen — nein, aus purer Zerstörungswuth, aus Robespierre'scher Mordgier! Der Verf. ist selber, ähnlich seinen Landsleuten, welche die von ihnen heraufbeschworene Revolution immer noch nicht zu bändigen vermögen, dem Stoffe nicht gewachsen. Das Buch ist durchaus formlos; die Zeichnung der Personen (welche, sub rosa sei's gesagt, doch eine Dame zu verrathen scheint), schon die Wahl ihrer Namen ist unbeholfen. Der Dichter Stenio ist, auf gut deutsch gesagt, ein dummer Junge; das Unding von Erhabenheit, der auf der Galeere gebesserte Trenmor, ein unnützes Subject, und Lelia? † † †! Ich mag nichts weiter sagen von dem ganzen Gesindel. In einem Tollhause findet man mehr Vernunft.

Die Damen und die liebe Jugend pflegt man sonst vor Büchern, welche man für gefährlich hält, zu warnen. Die Folge davon ist, daß sie nur desto begieriger danach haschen; wogegen sie Bücher, welche ihnen dringend empfohlen werden, gern so lange wie möglich bei Seite schieben. Damit Ihr nun — denn Ihr seid jung, und Damen sind das immer — diese „Lelia" ungelesen laßt, will ich sie zu baldigster Lecture angelegentlich empfehlen. Diese meine Kriegslist wird, ich weiß das sicher, die Folge haben, daß Ihr reinen Gemüther, von der Neugier überrascht, mit Unwillen, mit Ekel sogar Euch von einem Buche wegwendet, dessen fließende Sprache das einzige Gute ist. In unserer Zeit aber ist das ja eine conditio sine qua non, und was soll mir der Glanz einer Blume, wenn Gift ihr Duft ist?

Da bin ich nun doch in den Predigerton gefallen, und so ist es denn wahr, daß man seine Haut nicht wechseln kann! Nehmt so vorlieb und erlaubt die „Galanterien einer Dame von (einem gewissen) Stande" desto kürzer zu besprechen. Das gute Kind, Demoiselle Duthé, ist recht ehrlich, auch ganz anständig in ihren Confessionen, und sie hat wahrlich nicht wenig zu beichten! Mit den vorliegenden vier Bänden ist die Sache sogar noch nicht einmal abgethan; vielmehr mag ihr leichtes Leben immer noch andere vier Bände füllen. Für das Studium der Sittengeschichte unter Louis XV. ist das Buch immer von einigem Nutzen, wiewol wir mit Memoiren aus jener Zeit schon reichlich bedacht sind; zur Erholung von der Lelia-Lecture ist es mir aber sehr wohlthätig gewesen, denn es bietet doch Wahrheit und gesunden Menschenverstand, wiewol dergleichen Situationen, wie sie im Leben einer solchen Dame sich nur bilden können, trotz ihres beständigen Wechsels an einer gewissen tristen Monotonie kränkeln, eben weil sie immer nur grade so wiederkehren.

S.

Herzlich froh bin ich, endlich auch ein paar Deutsche unter den Kampflustigen zu erblicken! Ich liebe mein Vaterland und seine schöne Literatur mit ganzer Seele, und wo die erzählende Poesie Vorbilder hat wie Göthe, Tieck, Hoffmann, Huber und A., da kann ich sicher sein, dem Verkehrten, Unwürdigen, Matten, Nichtsbedeutenden nicht zu begegnen. Mit Sehnsucht und Hoffnung, Trost, Beruhigung und jene stille Heiterkeit wiederzugewinnen, welche die Franzosen bis zum tiefsten Grunde erschüttert haben, welche stets mein sicherer Fund bei den Werken der genannten Dichter ist, seh' ich den Plan betreten:

5. Die Proselytin. Charaktergemälde neuerer Zeit von M. Wiener. Berlin, Schröder. 1834. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

6. Erzählungen, Märchen und Schwänke von F. W. Gubitz. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1835. 8. 18 Gr.

Kinder, warum habt Ihr mir das gethan! Die schönsten, die bescheidensten Hoffnungen so muthwillig zu täuschen, ist nicht edel, ist wahrlich hart. Ich Gutmüthiger lasse mir's gefallen, daß Ihr mich nur den Grämlichen nennt und Euch manchen Scherz mit mir erlaubt; aber so — doch will ich zu Eurer Ehre glauben, nur ein Zufall, unverschuldet, habe namentlich „Die Proselytin" mir zugeführt.

Ein Jude entführt die Tochter eines (preußischen) Barons; sie wird in Amsterdam Jüdin und Beide leben recht vergnügt zusammen, denn sie sind schwer reich und haben Kinder. Daß ein christliches und obendrein adeliges Mädchen sich ins Alte Testament verliert, ist gewiß ein höchst seltener Fall, und Jedem, dem nur ein Gran Phantasie von der Natur zu Theil geworden, müssen sich die bedeutendsten Motive für und wider die eigenthümlichsten Situationen ungesucht vor Augen stellen. Hier aber findet man weder Religion noch Philosophie; weder Judenthum noch Christenthum; weder Liebe noch Freundschaft; weder Leiden noch Leidenschaften; weder Vernunft noch Verstand; weder Grammatik noch Orthographie. Was findet man denn? Einen Juden voll egoistischer Lebenschwengelsentimentalität, ohne alle Ursache voll jenes „unaeheuern Judenschmerzes", den, wenn ich nicht irre, der selige Börne erfunden hat. Schon der Titel: „Charaktergemälde", ist doppelt falsch. Einmal kann ein Roman von solcher Tendenz wie dieser nicht vorzugsweise sich nur auf Charakterdarstellung beschränken; im Gegentheil müssen, wo Judenthum und Christenthum einander gegenüberstehen, die Charaktere sich schon von selbst machen. Zweitens möchte ich den Trefflichen sehen, der in diesem Buche nur den Schatten eines — vernünftigen — Charakters auffindet. Ein Verdienst aber muß dem Verf. ungeschmälert zugestanden werden, nämlich: eine sol-

che Masse von Allotrien zusammenzuschreiben, daß daraus richtig ein Buch von 285 gedruckten Octavseiten hervorgeht, — das erfodert einen Muth, eine zähe Ausdauer, die sicher nicht allen Sterblichen verliehen sind.

Von den „Erzählungen, Märchen und Schwänken", zwölf an der Zahl, weiß ich eigentlich nichts zu sagen. Man liest Eins nach dem Andern so hin, und ist man fertig, so ist man — fertig. In der Form sind sie meistens, die Schwänke sämmtlich, verfehlt; die Sprache ist gesucht und nur in den „Hochzeiten", einer ganz guten Anekdote, ziemlich einfach und wahr. 101.

Neuer Nekrolog der Deutschen. Elfter Jahrgang. 1833. Zwei Theile. Mit einem Portrait. Weimar, Voigt. 1835. 8.*)

Da sieht man wieder eine schöne Probe deutscher, selbst Opfer nicht scheuender Beharrlichkeit und tüchtiger vaterländischer Gesinnung. Die erste Dekade dieses „Nekrolog" in 22 dicken Bänden, zu welcher das versprochene umfassende Register nach mehren statistischen Rubriken gearbeitet in wenigen Monaten nachfolgen soll, ist glücklich beendigt; viele Tausend Deutsche jeden Ranges, Geschlechts und Geschäfts sind in einer in diesem Umfange bisher noch nicht dagewesenen Todtenschau vorübergegangen; Deutschland hat damit ein Westminster, einen Kirchhof des Père Lachaise, ein Pantheon oder Walhalla erhalten; keine Akademie, keine gelehrte Societät hat dies Werk des mühsamsten Fleißes, der anerkennungswerthesten Ausdauer unternommen; kein Mäcen und Mediceer dazu die Summen vorgeschossen; kein landesherrlicher Befehl hat dessen Anschaffung auf die Regiekosten der Behörden angeordnet; kein Ehrenzeichen, kein Doctordiplom ist dem Verf. und Herausgeber dafür geworden; kein Ersatz kann die darauf geopferten Tausende — und dennoch setzt der muthige Mann sein Werk unermüdet fort und kann sich nicht entschließen, den so lang gesponnenen Faden plötzlich abzuschneiden, Abschied von einer bisher so gewissenhaft geführten und freilich nach einer einmal entstandenen Lücke nicht ohne die größten Anstrengungen wiederzuergänzenden Personalchronik zu nehmen — bis er einen dazu befähigten Mann fände, der sich zur zuverlässigen Fortführung erböte. Wahrlich, so treulich hütet kein Hirte seine Heerde, kein Seelsorger seine Gemeinde, als dieser Buchhändler seine, nein Deutschlands Todte, jene ecclesia invisibilis, jene unterirdische Legion, die nicht mehr sterben kann, weil sie schon gestorben ist, die nicht mehr danken kann, weil ihr der Mund geschlossen ist, und die dennoch aus verscharrten Wiegen uns zurufen: „Was ihr seid, das waren wir; was wir sind, das werdet ihr." Der Herausgeber hat die zweite Dekade begonnen, weil ungetheilter Beifall der Kritik ihn ermunterte, und ein kleiner aber auserlesener Theil der deutschen Nation daran thätigen Antheil nehme, und so möge er ihn auch noch lange mit derselben Liebe, aber unter immer steigender Anerkennung eines zahlenden Publicums fortsetzen. Möchte der hohe deutsche Bundestag, dem dieser neue Jahrgang gewidmet ist, ihm und dem ganzen Unternehmen seine Aufmerksamkeit widmen.

Auf die Einwendungen, welche wir bei Anzeige des vorigen Jahrganges gegen die Richtung des Unternehmens auf Universalität machten, nimmt der Herausgeber in dem Vorworte etwas polemisch Rücksicht und bemerkt, daß nach seiner Ansicht grade das Verdienstlichste am ganzen „Nekrolog" sei: daß er die Geschichte solcher Personen, die zwar in aller Stille lebten, aber dabei doch ihre eignen Verdienste und Eigenthümlichkeiten hatten, einer völligen Vergessenheit entreiße. Denn über Sterne erster Größe, die auch ohne den „Nekrolog" durch Biographien im Andenken Deutschlands bleiben würden, habe man bald besondere Denkschriften genug und fast mehr des Epitomirens als des Sammelns nöthig, während es weit mühsamer und verdienstlicher wäre, über Solche, über welche noch keine zugänglichen Nachrichten vorlägen, auf besondern Wegen sich deren zu verschaffen. Auf diesem mühsamen Wege ist der größte Theil auch gegenwärtigen Jahrgangs zusammengebracht worden. Der Herausgeber findet ferner den Gedanken zu verwirklichen sehr ansprechend, daß der „Nekrolog" ein wahres Stamm- und Familienbuch deutscher Nation sein solle und es bald dahin bringen könne, daß fast jedes deutsche Geschlecht und jedes Dorf seine denkwürdigen Glieder darin aufzuweisen im Stande sei; eine absolute Universalität sei zwar nicht durchzuführen, schon darum, weil mit dem besten Willen über manche sonst nicht unbekannte Menschen eben keine Notiz von den Familien oder am Orte lebenden Schriftsteller herauszubringen gewesen sei, daher man sich, um sie nicht ganz ungenannt zu lassen, nur mit sehr aphoristischen Nachrichten begnügen mußte. Aus manchen Ländern wie Baiern, Kurhessen, preußischem Rheinlande, ferner den Hansestädten seien die biographischen Nachrichten viel sparsamer zu bekommen als aus andern. Dazu kamen für gegenwärtigen Jahrgang noch die besondern Schwierigkeiten, die im Wechsel der Mitredacteure sowie in dem Umzuge des Herausgebers mit seinem ganzen Geschäfte nach Weimar liegen, wo ihm im dortigen Museum und in der Bibliothek allerdings ganz andere Hülfsmittel als in Ilmenau zu Gebote stehen.

Ehe wir nun von dem gegenwärtigen Jahrgange noch einiges Besondere sagen, machen wir im Voraus auf das nächstens erscheinende Generalregister über die zehn ersten Jahrgänge aufmerksam, welches in circa 60 Druckbogen die Uebersicht über 10,364 seit 1823 verstorbene Deutsche theils in alphabetischer Reihenfolge der Geschlechtsnamen, theils in übersichtlicher Folge der Provinzen, Länder und Ortschaften, worin die Verstorbenen gelebt, theils endlich in einer Uebersicht der Nekrologisirten nach ihrem Range, Stande, Würden und Beruf enthalten wird. Auch eine Classification nach dem Alter und der Zahl der Selbstmörder darunter würde lehrreich sein.

Dieser neue Jahrgang enthält diesmal fast 200 Verstorbene weniger als der vorjährige, indem nur 1214 Verstorbene haben aufgeführt werden können, von denen 858 der zweiten, 356 der ersten umfassendern Abtheilung angehören. Von den letztern dürfen hinwiederum 245 als Originalarbeiten angesehen werden. Uebrigens sind unter den 356 (der ersten Kammer, wie wir der Abwechselung wegen einmal sagen wollen) 3 Fürsten, 15 hohe Staatsbeamten, als Minister und Präsidenten, 92 Juristen, 34 Militairs, 17 katholische, 62 protestantische Geistliche, 22 akademische Lehrer, 15 Gymnasialschulmänner, 10 Volksschulmänner, 35 Aerzte, 4 Kaufleute, 3 Apotheker, 5 Zeichnende, 5 Musiker, 4 Dichter, 9 Frauen, wovon 6 Schriftstellerinnen u. s. w.

Wir wollen Freunde des „Nekrolog", welche außer dem speciell für sie Interessanten sich noch länger mit demselben unterhalten wollen, gern auf eine Anzahl Biographien aufmerksam machen, die ihnen ein müßiges und planloses Herumtappen in dem Buche ersparen kann. Wir zählen dahin die Biographien: Mülinen, Nannette Streicher und ihr Mann, Mara, Pietzsch, Barth, Hirzel, Spangenberg, Hermes, Serlo, Rahel Varnhagen von Ense, Wittmann, Dietrich, Passow, Sprengel, Busch, Auerswald, Ackermann, Butte, Werdermann, Elisa v. d. Recke, Wurm, Spehr (wo statt Ganß: Gauß zu lesen), Dalberg, Gehrig, Lenz, Rosenberg, Beuerlein, Bangerow, Crome, Günther, Schulze, v. Hornthal, Alex. v. Würtemberg, Wolf (der kleinrinderfelder Zelot), Jakobs, Kollig, Büsching, Planck, Jncke, Georg Döring, Werlich, Ildefons von Arx, Bischof, Meckel, Stadtler, Worbs, Kaspar Hauser, Robert, Breyer, Maus. Eine der interessantesten Darstellungen ist die des Geheimraths v. Schöll und besonders nicht zu übersehen, was daselbst über die Entstehung der (ihm fälschlich zugeschriebenen) „Mémoires d'un homme d'état" gesagt wird, welche keineswegs aus Schöll's und Hardenberg's Federn geflossen, sondern das zusammengestoppelte Product eines französischen Mons. de Beauchamps waren, zu welchem der Buchhändler Schubart, dem das Buch angetragen wurde, aber viel zu mager erschien, noch durch eine Menge

*) Vgl. über den zehnten Jahrgang Nr. 273 d. Bl. f. 1834.

D. Red.

von verschiedenen Diplomaten und in Talleyrand's Cirkeln zusammengebrachter Notizen das Beste hinzuthat, da der ursprüngliche Stoff nur einige Briefe waren, welche kaum den achten Theil eines Bandes gefüllt haben würden. So ist also dies Werk nur als eine einfache Buchhändlerspeculation zu betrachten und als eine Compilation von Nachrichten, welche, auf directem und indirectem Wege geschöpft, mit den Memoiren des Fürsten von Hardenberg nichts gemein haben. Diese liegen unter königlich preußischem Siegel.

In der zweiten Abtheilung — in der zweiten Kammer — finden sich auch einige interessante Lebensskizzen, wie Schnurrer, von Feuerbach, über den allerdings mehr zu wünschen gewesen wäre, von dem aber eine umständliche, die letzten Geistesrichtungen des berühmten Mannes genauer bezeichnende Biographie (vielleicht dann auch mit seinen vorgefaßten irrigen Ansichten über K. Hauser) in spätern Jahren nicht ausbleiben wird. Bei Graf Saalenstein oder Stainlein hat sich ein böser Druckfehler eingeschlichen, indem er statt indigena des Königreichs Ungarn judigena heißt. Mit Schmerz bemerkt man die Wahrheit der obenmitgetheilten Bemerkung, daß namentlich Baiern zwar nicht steril an Todten, aber an umfassenden biographischen Skizzen über sie ist. Der um die Verbesserung der Buchdruckerpresse hochverdiente König hat nur mit wenigen trocknen Zeilen abgefertigt werden müssen, wofür freilich der Herausgeber nichts kann. Vielleicht eröffnet die neue münchner Literaturzeitung auch den gestorbenen Baiern eine literar-biographische Abtheilung.

Mit Freude bemerken wir, daß die Zahl der Mitarbeiter nicht abgenommen hat, und namentlich Dr. Brüssow, Ihling, Corn. Müller, Justi, Strembeck u. A. noch thätig sind. Ref. geht immer diesen „Nekrolog" mit wahrem Interesse durch, weniger um seine entfernten Freunde darin zu finden, als um zu sehen, ob sie noch am Leben sind. Aber er hat schon wieder einige †† in sein Stammbuch machen müssen. 41.

Erinnerungen an ausgezeichnete Frauen Italiens, ihr Leben und ihre Schriften. Zweiter Band. Auch unter dem Titel: Renea von Este und ihre Töchter: Anna von Guise, Lukrezia von Urbino und Leonore von Este. Von Ernst Münch. Aachen, Mayer. 1833. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.*)

Dieser zweite Band bildet nur einen Anhang oder Nachtrag zum ersten, und er enthält eine zweite Abtheilung der Beilagen zu den Biographien. Eine aus der „Bibliothèque universelle des sciences, belles lettres et arts" entlehnte Abhandlung ausgenommen, die eine Analyse der von Rosini, Professor an der Universität zu Pisa, unter dem Titel: „Ungedruckte oder zerstreute Gedichte Torquato Tasso's, nebst einem historischen Versuch über die Ursachen seiner Gefangenschaft", herausgegebenen Schrift enthält, in welcher derselbe das Resultat seiner mehrjährigen Untersuchungen über die unglücklichen Schicksale des Dichters mitgetheilt hat, besteht der Inhalt dieses Bandes in Belegen, welche aus den eigentlichen Quellen für die Geschichte jener fürstlichen Frauen geschöpft sind. Wenn diese Belege bis auf einen Aufsatz über die Streitigkeiten zwischen den Häusern Guise und Chatillon im Anfange der Hugenottenkriege auch schon früher gedruckt waren, so finden sie sich doch zum Theil nur in Büchern, welche theils selten, theils bisher so wenig beachtet worden sind, daß sie wol auch manchem mit den Quellen der Zeit, der ihr Inhalt angehört, Befreundeten unbekannt geblieben sein könnten, und wenn auch Vieles nur Beleg für die Biographie Anna's von Guise ist, so erhält dies zugleich durch seine Beziehung auf die damaligen Ereignisse und Verhältnisse in Frankreich ein allgemeineres Interesse. Als ein Nachtrag zur Geschichte des innern Familien- und Kunstlebens der Familie Este und ihrer Verwandten im 16. Jahrhunderte sind zuletzt noch diejenigen Gedichte Tasso's abgedruckt, welche an die Freundinnen jener vier fürstlichen Frauen gerichtet sind, oder sich sonst auf sie beziehen, sowie auch seine Lobgedichte auf Belvedere und Belriguardo. Indem wir den Wunsch aussprechen, daß es dem Verf. seine übrigen vielfachen literarischen Beschäftigungen gestatten mögen, diese geistreichen „Erinnerungen an ausgezeichnete Frauen Italiens" fortzusetzen, so müssen wir es nur noch, dabei Schriften dieser Art weniger für den Gelehrten als für den weitern Kreis gebildeter Leser bestimmt sind, für zweckmäßiger erklären, wenn ähnliche Beilagen wie die in diesem Bande enthaltenen, sobald sie nicht bisher noch Ungedrucktes mittheilen, nicht im Original, sondern in einer deutschen Uebersetzung gegeben würden. 66.

*) Ueber den ersten Band wurde in Nr. 563 d. Bl. f. 1831 berichtet. D. Red.

Memoiren Ludwig XVIII., gesammelt und geordnet vom Herzoge von D**. Deutsch von L. v. Alvensleben. Elfter und zwölfter Band. Leipzig, Allgem. niederländische Buchh. 1834—35. 8. 3 Thlr.*)**

Diese beiden letzten Bände führen den Geschichtsfaden von dem Zeitpunkte der zweiten Invasion der Verbündeten bis zum Tode des Königs, oder, bestimmter angegeben, bis zum 12. Oct. 1823, wo Ludwig XVIII. den aus Spanien zurückkehrenden Herzog von Angoulême mit den Worten: „Mein Sohn! ich bin mit Ihnen zufrieden!" in seine Arme schloß. Das noch folgende einundzwanzigste Capitel, wo der Erzähler das bisher für den König geführte Wort selbst nimmt, berichtet von dem letzten Lebensjahre und den letzten Augenblicken eines Regenten, der als König lebte und als König starb. Hier ist nicht der Ort, zu zeigen, wie hoch er unter den Gekrönten des Zeitalters stand und wie er das strenge Todtengericht der gerechten Nachwelt nicht zu fürchten braucht. Nur von der Art, wie sich die Memoiren über sein Leben aussprechen, mag schließlich bemerkt sein, daß das Interesse derselben weder durch die Reihe der Bände noch durch die bis zur Gewißheit nachgewiesene Fiction der Selbstbiographie gefährdet wird. Diese Fiction berührt nur die Form der Erzählung. Daß die ewig wiederkehrenden Ministerialveränderungen langweilen, ist die Schuld des Pavillon Marsan und der Ultras, welche Revolutionen machen, wo bürgerlicher Friede sich hütten bauen will. 25.

*) Zuletzt berichteten wir hierüber in der Beil. Nr. 2 d. Bl. D. Red.

Miscellen.

Ministerqualification.

In einer Unterredung zwischen Napoleon und dem Cardinal Maury, in welcher der Kaiser Colbert's Verdienste sehr hervorhob, bemerkte der Cardinal: „que ce n'était cependant qu'un intendant, qu'un homme d'affaires". „Parbleu", erwiderte ihm hier der Kaiser heftig, „je m'en arrangerais bien. Je ne veux pas de ministres beaux parleurs. Nous n'avons vu que trop souvent, que des hommes admirables à la tribune devenaient pitoyables au ministère."

Frage.

Ein neuerer politischer Schriftsteller sagt: „Nulle persécution, beaucoup d'indifférence et d'oubli, c'est la mort de toutes les sectes." Wir fragen unmaßgeblich, ob diese Maxime nicht vielleicht ihre Anwendung auch auf die Sekte der jungen politischen Schwärmer finde, von denen jetzt in Deutschland und Frankreich so häufig die Rede ist, und denen man am Ende durch oubli und mépris den größten Possen spielen könnte, während sie fortfahren werden, sich so lange für Leute von importance zu halten, als man ihnen die Ehre der Verfolgung angedeihen läßt. 87.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 328. — 24. November 1835.

Amerikaniſche Beredtſamkeit.

Fragmentariſche Bemerkungen und Proben.

Zweiter Artikel.*)

Im erſten Artikel iſt bereits gezeigt worden, daß der Amerikaner, wenn in ſeinen Staatsreden auch eine gewiſſe Nüchternheit, eine verſtändige, aber kunſtloſe Darlegung von Ueberzeugungsgründen vorherrſcht, bei andern Veranlaſſungen es nicht verſchmäht, ſich mit der Kunſt der Rede zu befreunden, oder noch glücklicher, ſich der Stimmung des Augenblicks hinzugeben, um Empfindung und Phantaſie der Zuhörer für ſein Intereſſe zu gewinnen. Einige fernere Beiſpiele mögen darthun, wie auch hier die Eigenthümlichkeit jedes Redners ſich geltend macht und wie vergeblich der Verſuch ſein würde, etwas unterſcheidend Nationales in dieſer Art von Beredtſamkeit nachweiſen und ſie in allgemeinen Zügen charakteriſiren zu wollen.

Zuerſt die „Apoſtrophe eines Amerikaners an den Schatten Ludwig XVI.“ John Dickinſon gehört zu den unter uns weniger bekannten Patrioten aus der Zeit des Revolutionskrieges, ohne Zweifel weil er nicht in den Reihen der Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung erſcheint. Er war abweſend, als ſie beſchloſſen ward, und er hatte ſich noch nicht überzeugen können, daß die Stunde ſchon gekommen ſei, den entſcheidenden Schritt zu thun. Es war nicht ohne Abſicht, daß er ſpäter den Namen des Fabius wählte, um ſeine Bedenken bei einer andern politiſchen Maßregel in einer Reihe von Briefen zu entwickeln. Noch einmal trat er (im Jahr 1797) mit „Fabius-Briefen“ auf, die in ſeinem Vaterland berühmt und ſelbſt der glänzendſten engliſchen Widerlegung von Burke's „Betrachtungen“ an die Seite geſtellt worden ſind. Die Tendenz war eine verwandte: das öffentliche Urtheil über die Erſcheinungen der franzöſiſchen Revolution zu berichtigen; theils die Greuelſcenen, durch welche die franzöſiſche Revolution der amerikaniſchen ſo unähnlich geworden war, theils die Anmaßung eines franzöſiſchen Geſandten hatte dazu beigetragen, eine gereizte Stimmung herbeizuführen und auf die Politik des neuen Freiſtaats ein ungünſtiges Licht zu werfen. Während nun Dickinſon bemüht war, von der franzöſiſchen Nation die Beſchuldigungen abzuwälzen, die nur Einzelne hätten treffen müſſen, während er die Grundſätze der Revolution in ihrem erſten Entſtehen rechtfertigte, hielt er es für Pflicht, auch das harte Urtheil zu mildern, das von der andern Seite über den unglücklichen König ausgeſprochen war. Man ſchien es gänzlich vergeſſen zu haben, daß derſelbe König, der jetzt als ein fühlloſer Despot verdammt wurde, noch vor einem Jahrzehend als der erſte Freund der amerikaniſchen Unabhängigkeit, als ein treuer und eifriger Beſchützer der Volksfreiheit von den Amerikanern geprieſen worden war.*) Daran erinnerte jetzt Dickinſon ſeine Landsleute, und um durch den ſchärfern Contraſt ſeine Worte eindringlicher zu machen, verſäumte er nicht, auch darauf hinzudeuten, daß ſchwerlich die franzöſiſche Revolution ſich ereignet haben würde, wäre nicht die amerikaniſche vorangegangen:

Es war Ludwig's Loos, in einer Zeit zu leben, in welcher nicht nur die Begriffe vom Staatsweſen, ſondern auch die von der Sittlichkeit einer gänzlichen Umwälzung unterlagen.

Kaum war ſein Haupt gefallen (und vielleicht war's, eben weil unſere Freiheit feſt gegründet ſtand); kaum war in ewigem Schweigen die Lippe verſtummt, die für uns nur die Sprache der Segnung gekannt hatte; kaum war das Leben erloſchen, dem nach der Tugend und Frömmigkeit der unbefleckte Ruf das Theuerſte geweſen, ein Ruf, der jetzt ohne Vertheidiger jeder Schmähung preisgegeben war: da ward ein ſtrenges Gericht gehalten über das Verdienſt, das nun auf keinen Scepter mehr ſich ſtützte, und Amerikaner, ja Amerikaner machten die Entdeckung, daß Ludwig ſelbſt auf unſere Dankbarkeit, auf unſere Freundſchaft keinen Anſpruch hatte, daß er ein ſelbſtſüchtiger, gewiſſenloſer Böſewicht war.

Vielgekränkter Ludwig! Aus den Beſchuldigungen deiner Ankläger erhebt ſich, ohne daß ſie's wollen, ein dauerndes Denkmal deinem Ruhm. Was ſie dir vorwerfen, was ſie wider dich beweiſen, iſt, daß du ſo treulich dein Volk geliebt. Dich führte das Geſchick auf unerforſchte, unbetretene Pfade der Politik; ihre vielverſchlungenen Wirren waren dir fremd.

*) Vgl. den erſten Artikel in Nr. 285 d. Bl. D. Red.

*) Ein auffallendes Beiſpiel iſt das des Dichters Joel Barlow. Sein epiſches Gedicht: „The vision of Columbus“, war zu Ende des Revolutionskrieges erſchienen mit einer Zueignung an Ludwig XVI., und das ſechste Buch enthielt die ſchönſten Sachen zum Lobe des Königs. In der erweiterten Ausgabe (1807) unter dem Titel: „The Columbiad“, iſt nicht nur alles Dies unterdrückt, ſondern der König wird hier durch Täuſchung für die Sache der Amerikaner gewonnen und ſpricht „die erborgte Sprache der Tapfern“.

Dich trieb dein Wohlwollen für uns, ein junges, unschuldiges, gedrücktes und noch unerfahrenes Volk, kämpfend in seinem Blut und kaum vermögend fortzukämpfen, war gleich der Preis kein geringerer als Friede, Freiheit, Sicherheit, gegenüber der damals mächtigsten Nation der Welt; dich trieb deine innige Liebe für Frankreich, dem frische, tiefe Wunden noch bluteten, die derselbe Feind geschlagen; so faßtest du den edeln Entschluß, uns beizustehen in unserer höchsten Noth, ob auch dies dein Wirken das überraschende Schauspiel darböte eines Freistaates, durch eine Monarchie gehegt, in einem Welttheile, fern von deinem Königreich und in der Nachbarschaft deiner schätzbarsten auswärtigen Gebiete. Und du halfst uns mit Macht, bis daß auf allen Bergen und in allen Thälern ein Jeglicher von uns wohnen mochte „unter seinem Weinstock und Feigenbaume ohne Scheu", stark im Bunde mit dir und deinem Volk.

Aber wie dein Pfad durch ein unbekanntes Land sich hinzog, thaten Gefahren sich auf von jeder Seite. Sie haben dich verklagt, sie haben den Stab über dich gebrochen, weil das Wohl des eignen Volkes dir mehr am Herzen lag als das der Fremden; und dennoch, dennoch sind Himmel und Erde dir Zeugen, daß nächst der Vorsehung, die in dir uns einen Freund erweckt, wir, das Volk der Vereinigten Staaten, dir die beste der Segnungen danken, die Freiheit.

. . . . . Gebt, Freunde, der Lilien Fülle:
Ich will purpurne Blumen ihm streu'n, will seinem Gedächtniß,
Ist nicht Besseres vergönnt, die flüchtige Gabe doch weihen.

Wenden wir uns zu einem neuern Schriftsteller, dessen Beredtsamkeit, wenngleich nicht weniger innig als die des guten Dickinson („the *farmer's* boast" hat ihn ein amerikanischer Dichter genannt), einer wesentlich verschiedenen Schule angehört. Eduard Livingston, dessen Arbeiten im Fach des Criminalrechts auch europäische Berühmtheit erlangt haben, hat in einem Bericht, der dem Strafgesetzentwurf für Luisiana begleitet, die Unzweckmäßigkeit der Todesstrafen mit treffender Wahrheit und ergreifender Wärme dargestellt. Eins seiner Argumente bezieht sich auf die Gefahr, daß in Zeiten politischer Aufregung keine Einrichtung sich so leicht dem abscheulichsten Misbrauche leiht wie die Todesstrafe mit ihren gesetzlichen Formen des Ausspruchs und der Vollstreckung:

Hütet euch denn, die Axt zu schärfen und den andern Apparat in voller Bereitschaft der Parteiwuth darzubieten. Hütet euch, an deren Gebrauch das Volk so zu gewöhnen, daß, wenn das Urtheil sich verwirrt und der Unschuldige schuldig erscheint, das Volk zu schaudern verlernt habe beim Anblick der Todespein eines Mannes, den es nachher betrauern, dessen Ende es als eine Schmach für die Nation beklagen wird. Ich verweile bei dieser Betrachtung, denn tief empfinde ich ihr Gewicht. Die Geschichte bietet uns den Zauberspiegel, der im Anblick der Vergangenheit die Züge der Zukunft verräth. Es ist Thorheit, nicht zu lernen, Verkehrtheit, der Lehre nicht zu folgen. Hätte man nicht in Athen für die Verbrecher den Schierling gebraut, wäre wol der Todesbecher dem Sokrates gereicht? Hätte man das Volk nicht vertraut gemacht mit dem Schauspiel der gerichtlichen Tödtung, wäre wol Frankreichs, Englands Geschichte durch den zwecklosen Mord von Ludwig und Karl befleckt? Wenn nicht die Todesstrafe im hergebrachten Gesetz dieser Staaten eingeführt war, wäre kann der eine bei seiner Umwälzung mit dem Blute der Unschuld, des Verdienstes, der Vaterlandsliebe, der Wissenschaft überflutet, wären im andern die Besten und Edelsten im Bürgerzwist dem Schaffot verfallen? . . . . Kein Ende finden wir dieser Beispiele, wie weit die Ausübung dieser Gewalt durchs Gesetz den abscheulichen Misbrauch unter der erborgten Rechtsform hat gelangen lassen. Jedes Volk hat an den Gräbern seiner Patrioten, Helden, Märtyrer getrauert, die seine Wuth geopfert hatte; jedes Jahrhundert hat blutige Blätter in seinen Annalen.

Ferner die Gefahr, auf dem Rechtsweg ein Unrecht zu verhängen, das unwiederbringlich auf keine Weise mehr gut zu machen ist:

Dieses Entsetzliche hat sich nicht nur zugetragen, es muß sich auch ferner wieder zutragen; dieselben Ursachen werden dieselbe Wirkung zur Folge haben. Unschuldige haben den Tod des Schuldigen erduldet; Unschuldige werden ihn noch ferner dulden. Wir wissen es. Vor unsern Augen steht die entsetzliche Wahrheit. Wir dürfen sie nicht ableugnen, wir können ihr nicht ausbeugen. Ein Wort vermag die Unschuldigen zu retten, die Schuldigen zur Strafe zu bringen; sollten wir zögern, das Wort auszusprechen? Sollen wir uns damit zufrieden geben, daß wir uns einbilden, uns selbst werde dies Schicksal ja nicht treffen; sollen wir dem Ruf der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit das Ohr verschließen? Soll die Empfindung im Schoos behaglichen Wohllebens entschlummern und nicht erwachen bei der Stimme des Elends? Ich dringe um so ernstlicher auf diesen Punkt, weil ich mehr als einen Urtheilsspruch erlebt habe, den falsche Deutung des Gesetzes oder meineidiges oder irriges Zeugniß veranlaßt und der später umgestoßen worden wäre, wenn die Gnade das unglückliche Opfer noch hätte erreichen mögen. Im Dunkel und in der Stille des Kerkers sah ich den tiefen Ausdruck des empörten Gefühls mit dem Grame streiten, hörte die feierliche Betheuerung der Unschuld in Tönen, die keine Kunst nachbilden könnte, und mit Erschütterung vernahm ich, wie eins jener Opfer in Worten der furchtbarsten Beschwörung, mit fast übermenschlicher Energie gesprochen, den falschen Ankläger und den getäuschten Richter vor Gottes Thron foderte. Eine solche Berufung auf das höchste, unfehlbare Gericht, vor dem er in wenigen Stunden erscheinen sollte, war wol geeignet, den Glauben an seine Unschuld zu wecken. Der Glaube ward zur Gewißheit, der Meineid des Zeugen ward entdeckt, und er entfloh der Schande, die seiner wartete. Aber es war zu spät; die Entdeckung diente nur, um nach so vielen vorhergehenden an einem neuen Beispiel zu zeigen, wie gefährlich, ja, wie gottlos es ist, dies Attribut der göttlichen Macht sich aneignen zu wollen ohne die Allwissenheit, die dessen Gebrauch richtig zu lenken vermag. Und diese Einwendung allein, abgesehen von allen andern entscheidenden Gründen gegen die Todesstrafe würde mich bestimmen, den Beschluß ihrer Abschaffung als ein Ereigniß zu begrüßen, das so ehrend für mein Vaterland, so trostreich für die Menschheit ist, daß ich es durch die Arbeit eines ganzen Lebens wohlfeil erkauft halten würde.

(Der Beschluß folgt.)

Vom französischen Buchhandel.

Es ist eine Veränderung im pariser öffentlichen Leben eingetreten, die sehr nachtheilig auf viele Classen der Industrie wirkt. Das Interesse für die periodische Literatur hat plötzlich nachgelassen, da diese Literatur großentheils ihren Stachel, ihre pikante Seite verlor und genöthigt wurde, eine Menge Gegenstände, die das Publicum gewohnt war, besprechen, mit Namen genannt und mit Fingern bezeichnet zu sehen, ganz aufzugeben oder zwischen Schlaf und Wachen zu behandeln.

Daher die zahllosen Jeremiaden über Censur und Unterdrückung, über Apathie und gesellschaftliche Zerrüttung, daher das ängstliche und unnatürliche Herumfühlen nach neuen politischen Hebeln, daher — die Cholera der Epoche.

Der Bankrott der Ideen ist eingetreten; der finanzielle kann nicht ausbleiben. Was will die Regierung mit den durch ihre Politik erschlagenen politischen Schreiern anfangen, wenn sie ihnen keine Stellen und Gehalte gibt? Die Journale in den Provinzen fallen wie Opferthiere, es haben sich ganze Scharen

ruinirter Drucker und Verbreiter gemeldet, die bis dahin von dem Unkraute der Pamphlete, Caricaturen, Flugblättchen lebten. Und dazu wächst die Zahl der Buchhändler täglich, weil sich eine Menge Speculanten davon bessere Ernte versprechen als von Kattun und Bändern oder Colonialartikeln. Außer Heideloff und Campe befinden sich jetzt noch fünf oder sechs Häuser hier, die sich ausschließlich mit den Literaturerzeugnissen des Auslandes befassen, insbesondere Baudry und Tétot, der sich erst vor 14 Tagen etablirt hat und den Anfang mit dem Nachdruck Göthe's machte. Bei Baudry erscheinen insbesondere englische Nachdrücke und die spanischen und nordamerikanischen Schriftsteller — Irving, Cooper, Byron, Shakspeare, letzterer für den Spottpreis von 10 Francs, und alle in Einem Bande. Wenn es dabei bleibt und die Speculation blos sich an die ältern Classiker hält, die Eigenthum der Völker geworden, so kann sie dem Publicum nicht schaden. Man kann sich jetzt eine Bibliothek der sämmtlichen Genies von Europa für die mäßige Summe von 500 Francs anschaffen.

Nach meiner Meinung gibt es nur ein Mittel, den französischen Buchhandel und die Presse überhaupt nach dem Schlag, der sie jetzt betroffen hat, zu retten, und dies Mittel ist eine Organisation des hiesigen Buchhandels nach dem Vorbilde des deutschen, eine Corporation mit Messe und Statuten, eine auf gegenseitiges Vertrauen begründete Gesellschaft. Sobald eine solche hergestellt, geschaffen worden, wird Frankreich nicht nur eine größere und tüchtigere geistige Thätigkeit, einen Schatz von Talent und praktischem Wissen entwickeln, es wird auch noch einmal, noch zweimal so viel Literatur consumiren.

Die Sache ist sehr einfach. Man kannte bis dahin im Lande nicht die Vortheile eines literarischen Marktes, auf dem wie in Leipzig alle Geistesproducte zusammenfließen; man kannte nicht die planmäßige Versendung der Novitäten zu gewissen Perioden an sämmtliche Debitanten des Königreichs, die sich untereinander fremd blieben; man hatte keinen Credit und man gab keinen, ausgenommen denjenigen seiner Collegen, mit denen man speciell verbunden war. Auf diese Art war es eine reine Unmöglichkeit, ein Buch anders zur allgemeinen Kenntniß des Publicums zu bringen, als durch die Journale und ihre Anzeigen und Kritiken. Der Leser in Lyon, Bordeaux oder Marseille war genöthigt, die sämmtlichen Blätter des Königreichs zu lesen, wenn er nicht riskiren wollte, daß ihm eine irgendwo erschienene Novität unbekannt bleibe.

Es ist klar, daß aus diesem traurigen System für den Autor noch größere Nachtheile entstanden als für den Verleger. So lange er keine Celebrität und in Paris, der capitale par excellence, als solche anerkannt war, blieb seine Schrift staubbedeckt im Buchladen liegen, ohne jemals den nothwendigen Versuch zum Gehen zu machen. Wer verlangt nach einem Schriftsteller, den er nicht kennt, wer bestellt und bezahlt gleich, wie es die französischen Krämer wollen, einen solchen Embryo, auch wenn ihn zehn Journale gepriesen und alle Vettern, Onkel und Basen der Redactoren empfohlen hätten?

Das Interesse des Buchhandels und der Schriftsteller erheischt durchaus ein Debitsystem, in Folge dessen jedes Corporations- oder Gesellschafts- und Geschäftsmitglied, jeder Speculant und Verleger dem ganzen Heere der Collegen und Detailhändler, sofern nicht besonders das Gegentheil oder die Ausnahme verlangt wird, und zwar einem Jeden nach Verhältniß seines notorisch bekannten Wirkungskreises, die Erscheinungen seines Hauses ohne Weiteres und unter fixen Conditionen behufs des Verkaufs zusendet.

In Frankreich hat man gar keine Ahnung von solchem Institut, und es ist unbegreiflich, daß sich die deutschen Handlungen, die dort sind, nicht schon dafür verwendet haben, um persönlich ihre Lage zu verbessern.

Wenn in Paris ein Werk erscheint, so zeigt es die Buchhandlung zuerst für schweres Geld in allen Zeitungen an und sendet diesen Zeitungen nebenher ein Exemplar zur kritischen Würdigung, die dann schnell erfolgt, wenn — der Verfasser bekannt ist und Freunde oder Geld hat. Eine von den drei Eigenschaften ist hier Haupterforderniß zur Berühmtheit. Der Autor selbst begibt sich hernach zu dem Gérant, Hauptredacteur und dem betreffenden Feuilletonisten und bringt sein Anliegen ohne Umstände vor: Monsieur Chose, vous aurez la complaisance de m'écrire un article; — Mon ami, vous me ferez un petit panégyrique sur ça; — oder: Cher confrère, voilà un livre que je viens d'enfanter, je compte sur une apothéose de vous.

Auf diese Weise sprechen die gewöhnlichen Verfasser der Romane, Memoiren, politischer Pamphlete und Reisebilder, die in der Regel Mitarbeiter vieler Blätter und leibliche Scribenten, zuweilen Talente sind. Je höher sie steigen, desto vornehmer behandeln sie die periodische Presse. Zuletzt vernachlässigen sie sie ganz und fodern stillschweigend ihr Lob, indem sie es blos dem Buchhändler überlassen, ihr Machwerk anzuzeigen. Wer es einmal dahin gebracht hat, braucht nicht den Recensenten nachzugehen, das ganze Regiment der Tagesschriftsteller folgt ihm nach und ist entzückt vor Freude, wenn es auf seinem Wege ein frischgelegtes — Ei antrifft.

Aus alle Dem geht hervor, daß in Frankreich dem bescheidenen Gelehrten, dem stillwirkenden Künstler, dem aufstrebenden Talente die Gelegenheit fehlt, sich hervorzuthun und Nutzen von seinem Fleiß und Genie zu ziehen. Während der Classiker und Minister Hunderttausende aus ihren Schriften ziehen und von Jedermann gelesen und gekauft werden, da sie Jedermann kennt und für wichtig hält; während das charlatanirende Mittelgut, der praktische, routinirte Tagesschriftsteller und der bemittelte Speculant und Protegirte sich vortheilhaft hervorthut und gemächlich lebt und wirkt, steht er einsam und verlassen, arm und demüthig, unbemerkt, ungeachtet, blos sich selbst ein Werth. Kein Buchhändler bezahlt ihm seine Schriften, denn er hat keinen Rang, keinen Titel, keinen Einfluß, keinen Namen; kein Kritiker lobt sein Genie, denn er lebt im fünften Stockwerke und ißt zu Mittag für 32 Sous; denn er trägt keinen Stern und kein bordirtes Kleid.

Wir können versichern, in Deutschland ist es nicht zum zehnten Theil so schwierig, sich emporzuschwingen und kraft seines wissenschaftlichen oder poetisch-artistischen Ichs ein Mann zu werden. Man findet dort immer an Journalisten, Professoren, geistreichen Frauen und selbst an Staatsmännern, die den Feuergeist des Genius fürchten, würdigende Beförderer und aufmunternde, herzliche, neidlose Gönner.

Das deutsche Talent bekriegt sich, es rupft sich die Federn aus, aber es unterstützt sich auch und schließt Freundschaft. Hier ist es anders, hier haßt sich das Talent und sagt sich Schmeicheleien. Jeder will allein leben und allein glänzen. Die Concurrenz ist aber auch zu groß, und Diejenigen insbesondere, die schreiben, sind sich einander zu gleich in ihrem Wirken. Wir wünschen Deutschlands Tagesschriftstellern den Takt und die Geschmeidigkeit, welche die französischen zu viel haben, und ihre Verschiedenartigkeit dagegen den französischen.

Bis jetzt haben wir mehr gute Bücher erfunden und erdacht, als gemacht und ausgeführt. Diese Kunst besaßen die Franzosen, da sie gerundeter, kürzer, politischer schreiben. Um dem Uebelstande und Irrlichteliren mit einem Male abzuhelfen, riethen wir den deutschen Buchhändlern, dahin zu wirken, daß alle Autoren fünf Jahre lang des Landes verwiesen würden.

Wir finden einen einzigen, aber plausibeln Grund für die Conservation des bisherigen französischen Buchhandels, die aber wol nicht viel werth ist im Vergleich der Gegengründe. Er verhindert nämlich mehr als der deutsche das Erscheinen abgeschmackter, ungenießbarer und unbegreiflich plan- und geistloser Producte, die wegen des leichtmöglichen Absatzes durch die Art desselben und wegen des großen Gewinns, den gute Speculationen bringen, wodurch oft Buchhändler ohne alle Erfahrung und Kenntniß zum Druck veranlaßt werden, alljährlich die leipziger Messe überschwemmen.

In Deutschland meint jeder Schulmeister, dem Gott ein Amt gab, er müsse ein Buch schreiben, und in Frankreich meint

jeder Kannegießer, er dürfe eine politische Lehre predigen. Das ist der Unterschied zwischen beiden Nationen. 160.

Romanenliteratur.

1. Patkul. Historischer Roman von Nina Rog. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1835. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Das traurige Geschick des bekannten Liefländers, das ein schwarzer Schandfleck in dem Leben Karl XII. von Schweden ist, wird hier zu einer langen Geschichte von mehr als 500 Seiten ausgesponnen, in der man selten die darin vorkommenden Personen, stets die Verf. hört. Nicht allein der feurige Patkul ist sentimental sammt seiner Geliebten, welche die Ungeliebte, mit der er erzogen wurde, ohne daß er sie erkennt, als Page ins Feld begleitet, und gleich Kotzebue's Miranda durch ihren Tod sein Leben rettet; auch König August von Polen ist es, dem jedoch die Verf. den Liebesdienst erweisen, ihn von der zweideutigen Rolle, die er bei Patkul's Auslieferung gespielt, zu entbinden. Sogar das Mädchen von Marienburg, ja Peter der Große theilt das süßlich-empfindende Geschwätz der Uebrigen, womit auch das überflüssige Reflectiren der Erzählerin durchzuckert ist, wodurch die Gemeinplätze dieser Betrachtungen nicht annehmlicher, nur augenfälliger gemacht sind.

2. Des Lebens Wechsel. Von der Verfasserin der „Bilder des Lebens". St.-Gallen, Huber u. Comp. 1835. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Einfache Bilder, treu aus dem Leben gegriffen, denen der hochgebildete Geist, das tiefe, innig weibliche Gemüth der Verf. den lebendigen Odem einhauchte und gegen Trivialität und abstracten langweiligen Schulton schützte. Die Erzählung lehrt, wie gute, verständige Menschen, deren Gefühle und Gesinnungen im Wesentlichen übereinstimmen, doch in der Ehe sich als zwei empfinden, deren abweichende Ansichten, bedingt durch Erziehung und frühere Verhältnisse, eine scheinbar unvermeidliche Trennung herbeiführen. Der Schmerz bewährt sich auch hier als Läuterungsmittel, er öffnet die verborgene Ader einer kräftigen, zärtlichen Liebe; was nach die Zufriedenheit störte, wird durch Wegräumen kleinlicher alltäglicher Plagen und gegenseitige Nachgiebigkeit ausgeglichen, kein Wechsel unterbricht fortan das wahre innere Herzensglück, wenn auch von außen es stürmt und schwere Prüfungen dem gläubigen, Gott ergebenen Gemüth auferlegt sind. Schon der vortrefflichen Betrachtungen wegen, die aus der Sache selbst hervorgehen, sollte das Buch von keiner denkenden Frau, die nicht blos blindlings durch ihr gutes Naturell ihr Handeln bestimmen läßt, ungelesen bleiben.

3. Sinzendorf. Wahrheit und Dichtung von Franziska Stengel. Zwei Theile. Karlsruhe, Marx. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Erwirbt auch nicht hier die Kunst der Schreiberei ein schönes Weib wie dem König Esthmer in der altenglischen Ballade, so entwaffnet sie doch ebenfalls die Feinde, d. h. in diesem Fall die Kritiker. Jene Kunst der Schreiberei ist Ursache, daß man ganz den schwachen Inhalt, die mäßige Gedankenfülle vergißt; man hört gern dem gefälligen Sprechen zu, das sich nicht in gespreizte Schönrednerei verirrt, man merkt wohl, daß die Sache zu sehr in die Breite sich dehnt, was aber zulässig wird durch die hübsche Form. Die meiste Bewegung ist in der Vorgeschichte, die den Vetter des Titelhelden angeht, der nach langem Herumirren, durch einen Mordakten zum reichen Mann geworden (?), heimkehrt. Sein Sohn, der den Vater nicht einmal dem Namen nach kennt, widersteht dem Drängen des Ministers von Sinzendorf, ihn mit in dessen Schurkereien zu verflechten, obgleich er ihn mit dem Besitz seiner schönen Tochter, die der Jüngling liebt, bestechen will. Kaiser Leopold I. mildert die Strafe des Verräthers in Verbannung auf seine Güter; so haftet keine Schande auf der Tochter, und das junge Paar kann mit aller Vergnüglichkeit Hochzeit machen, ohne daß ihnen eine so lange Frist gesetzt wäre wie in

4. Er kehrt zurück. Ein Roman von Wilhelmine Lorenz. Leipzig, Wiedbrack. 1835. 8. 1 Thlr.,

wo das liebende Paar erst nach 20 Jahren sich verbindet, nachdem es unsagliche Leiden erduldet, Leiden, welche eine weichherzige Dame doch nicht in dem Uebermaß über sie hätte verhängen sollen, da sie eigentlich nur Romanenbrauch, keine Naturnothwendigkeit sind. 53.

Notiz.

Nach den neuesten statistischen Ermittelungen zählt man in Frankreich 1349 Hospitäler und Hospize. Das Verhältniß der Krankenzahl in diesen stellte sich im Lauf des J. 1833 so:

Am 1. Januar befanden sich darin	154,253.
Wurden im Laufe des Jahrs aufgenommen	425,049.
Totalsumme der Behandelten	579,302.

Von dieser Gesammtzahl wurden geheilt entlassen 381,169; es starben 45,303 und blieben also am 1. Januar 1834 noch noch zur ärztlichen Behandlung übrig 152,830. Die laufenden und außerordentlichen Einkünfte der sämmtlichen Hospitäler Frankreichs haben sich in diesem Jahr auf 55,222,063 Francs 8 Centimes, und die laufenden und außerordentlichen Unkosten auf 48,842,097 Fr. 8 Cent. belaufen. Die Durchschnittssumme der Jahreseinkünfte der Hospitäler eines Departements beträgt 595,605 Fr., die der Aufwandskosten 567,931 Fr. 35 Cent. Die beiden Departements, welche das Maximum der Einkünfte und Ausgaben darbieten, sind die der Seine und der Rhone. Ersteres hat 10,057,098 Fr. Einkünfte und 10,054,225 Fr. Ausgaben; letzteres 2,380,293 Fr. Einkünfte und 2,235,496 Fr. Ausgaben. Das Minimum von beiden liefert Corsika, mit 44,335 Fr. Einkünften und 42,380 Fr. Ausgaben.

Ein in England etablirter französischer Mechaniker hat eine Art von Regenschirm erfunden, welchem er den passenden Namen Omnibus beigelegt. Der Schirm ist von gewöhnlichem Umfang, und nicht schwerer als jeder andere, kann aber vermöge einer Springfeder dergestalt ausgedehnt werden, daß zwei, vier, sogar sechs Personen darunter Platz finden. 130.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Learosa,

die Männerfeindin.

Ein Roman

von

Emerentius Scävola.

Drei Theile. 8. 6 Thlr. 20 Gr.

In diesem Roman gibt der Verfasser ein Seitenstück zu seinem „Adolar, der Weiberverächter". Der günstigsten Aufnahme erfreute sich auch sein kürzlich erschienener Roman: „Leonide" (4 Theile, 8., 5 Thlr.).

Leipzig, im November 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 329. — 25. November 1835.

Amerikanische Beredtsamkeit.

Fragmentarische Bemerkungen und Proben.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 328.)

Endlich mag hier noch ein anspruchloses, aber schätzbares Bändchen erwähnt werden: die gesammelten Reden von Julian Verplanck. *) Der Inhalt ist, wie der unten angeführte Titel zeigt, mannichfaltig, und die Veranlassungen waren meist zufällig. Aber die Gegenstände sind bei aller Verschiedenheit wie der Geist und die Tendenz rein vaterländisch und dabei der Text sowol als die Anmerkungen an interessanten Mittheilungen so reich, daß die Sammlung wol verdient, den Freunden der amerikanischen Literatur in Deutschland empfohlen zu werden. Eine Rede ward bei einem Festmahle in Neuyork gehalten zur Feier des neuen Gesetzes, das der 21. Congreß (1830—31) zum Schutz des literarischen Eigenthums beschlossen. Der Gesetzvorschlag war schon im vorigen Congreß, vier Jahre früher, von Hrn. Verplanck ausgegangen; aber damals war die Sache liegen geblieben. In der Zwischenzeit, nach der Auflösung des 20. Congresses, erhielt der Vorschlag die motivirte Unterstützung eines ausgezeichneten Rechtsgelehrten, Hrn. Willard Phillips, in einem Aufsatz im „American jurist". Die Presse that das Ihrige, indem sie die öffentliche Aufmerksamkeit allgemeiner darauf hinlenkte, und so konnte der Antrag wiederholt werden. Ein günstiger Bericht von Hrn. Ellsworth begleitete die Bill im Hause der Repräsentanten, wo sie nach ernstlicher Debatte, ein anderer vom General Hoyne begleitet sie im Senat, wo sie ohne eigentlichen Widerspruch durchging. Das Gesetz, das die Interessen der Künstler nicht minder schützt als die der Schriftsteller und Verleger, gereicht seinem Urheber und der amerikanischen Gesetzgebung zur Ehre. **) Ein anderer Vortrag ist an die Mitglieder der Mercantile association gerichtet, eine nachahmenswerthe Vereinigung junger Männer in Neuyork, die dem Kaufmannsstande angehören und einen Theil ihrer Freistunden ihrer weitern Ausbildung widmen. In dieser Anstalt, mit welcher Lesezimmer verbunden sind, werden von Zeit zu Zeit Vorträge gehalten über Naturwissenschaften, Staatswirthschaft, Handelsrecht u. dgl., und Männer von anerkanntem Verdienst haben es sich zum Vergnügen gemacht, auf diese Weise zur Förderung ihrer jungen Mitbürger beizutragen.

Eine dritte Rede, im Columbia college gehalten, feiert die berühmten Bürger, die früher aus dieser Anstalt hervorgegangen: Say, den ältern Livingston, Gouverneur Morris (dessen Memoiren vor einigen Jahren erschienen sind), Alexander Hamilton u. A.; eine vierte ist zum Lobe des Gründers von Maryland, des großen Vorfechters der Gedankenfreiheit, Lord Baltimore, eine fünfte zum Gedächtniß des bescheidenen Verdienstes eines Schulmannes, Daniel H. Barnes. Der bedeutendste und umfassendste Beitrag ist der, der an der Spitze der Sammlung steht, eine Rede, zur Jahresfeier der historischen Gesellschaft in Neuyork 1818 gehalten und damals in den Druck gegeben. Sie beschäftigt sich ausschließend mit den Europäern, die sich aus der Ferne oder durch Ansiedelung und Wirksamkeit an Ort und Stelle um Amerika verdient gemacht haben. Nach einer Ehrenrettung des vielfach verkannten Las Casas, die mit kritischem Scharfsinne ausgeführt ist, folgt eine Reihe von Bildern berühmter Engländer und ihres Wirkens: Roger Williams, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, dessen Wohlwollen auch den Ureinwohnern zugewendet war; William Penn; John Locke, dessen freisinnige Ideen Früchte trugen, wenn auch der erste Blütentraum einer vollkommenen Verfassung, den er für Carolina ausgesonnen, in der äußern Wirklichkeit der Dinge nicht gedeihen konnte; der General Oglethorpe (1732), der Gründer Georgiens, wo durch seine Bemühung zuerst dem Matrosenpressen ein Ende gemacht ward; der philosophische Berkeley, dessen Plan einer freien Universität in Neuengland an der Engherzigkeit der englischen Regierung scheiterte. Mit welchen Erwartungen Berkeley den neuen Welttheil betrachtete, mag das Bruchstück einer seiner Poesien zeigen, die vielleicht manchem Leser neu sein wird, wie sie es dem Ref. war:

In Gegenden, wo noch die Unschuld weilt,
Wo die Natur noch lenkt und Tugend herrscht,
Wo, fern vom Zwang der Schulen und — der Höfe,
Gesunder Sinn und Wahrheit frei sich regt,

*) Discourses and addresses on subjects of american history, arts and literature. Von Julian C. Verplanck. Neuyork 1833.

**) Es ist unter Anderm mitgetheilt in der „Allgemeinen Zeitung", 1834, außerordentliche Beilage Nr. 58.

Soll eine neue, goldne Zeit beginnen.
Ein Reich soll aufstehn und die Kunst soll blühn,
Und, würdig epischer Begeisterung,
Soll Männermuth und Weisheit sich entfalten,
In Thaten groß und herrlich im Gesang.
Nicht ein Geschlecht, wie es Europa zeugt,
Das welke; nein, wie seiner Jugend Söhne,
Als Himmelsglut ihm noch die Adern schwellte.
Westwärts nimmt jetzt die Herrschaft ihre Bahn;
Vier Acte haben ausgespielt; im fünften
Soll mit dem Weltentag zugleich das Drama
Sich enden, und der jüngstgeborne Sohn
Der Zeit, der edelste, tritt auf die Bühne.

Darauf wird in Ehren der Holländer gedacht, welchen Neuyork seine Entstehung und früheste Bevölkerung verdankt. Besonders rühmlich wird Jean Luzac erwähnt, der Freund von Adams, Franklin und Jefferson, der vieljährige Herausgeber der leydener Zeitung, die zuerst auf dem europäischen Continent ein lebhaftes Interesse für den Freiheitskampf der Amerikaner verbreitete. Luzac war Philologe, aber auch bei seinen gelehrten Arbeiten konnte er seine Theilnahme für den aufstrebenden Freistaat, dessen besten Männern er vielfach befreundet war, nicht verleugnen; seine Rede: „De Socrate cive" (Leyden 1795), ist mit einer Zueignung an den ältern Adams versehen, in welcher er die Verfassung und das Glück Nordamerikas preist und die Zufälle seines Vaterlandes beklagt. *)

Der Schluß des „historischen Vortrages" von Verplanck mag hier stehen:

Was hat dies Volk gethan, um der Welt die Wohlthaten zu vergelten, die es von Andern empfangen? Oft und manchmal mit anscheinend unparteiischem Ton hat man uns gesagt, das höchste Lob, das billigerweise dem Geist der Amerikaner ertheilt werden könne, sei das eines aufgeklärten Egoismus; und wenn die geistige Thätigkeit und das Talent, das sich unter uns findet, mit allen seinen Leistungen der Vergessenheit übergeben werden sollte, so würde nur für uns selbst der Verlust bemerkbar sein. Man hat hinzugefügt, Franklin's Leistungen bilden zwar eine glänzende, aber auch die einzige Ausnahme von dieser Behauptung.

Eine Antwort läßt sich geben im vollen Bewußtsein unsers guten Rechts. Ohne dem Ruhm unserer ausgezeichneten Männer, die in Europa spät und eben keine willige Anerkennung fanden, etwas zu vergeben, möchten wir erwidern, daß die geistige Kraft unserer Nation sich in Uebereinstimmung mit unserm System der Einrichtungen und Sitten entwickelt hat; daß man daher, um Kunde von ihrem Dasein und eine richtige Schätzung ihres Werthes zu erlangen, nicht sowol die Werke einiger hervorragenden Individuen ins Auge fassen muß als vielmehr die Resultate im Großen und Allgemeinen; daß endlich, wenn Europa bis jetzt für den Werth unsers Beispiels und die Früchte des Scharfsinns, des Muthes, der Erfindungskraft, der Freiheit sich blind hat beweisen wollen, die Schuld davon Europa trifft und nicht Amerika.

Ist es Nichts (wenn vom Besten der Menschheit die Rede ist), daß ein System der Selbstregierung mit Erfolg ins Leben eingeführt ist, das persönliche Freiheit, Freiheit der Meinung und Gleichheit der Rechte mit nationaler Macht und Würde verbindet in der Art, wie es zuvor nur in utopischen Träumen der Philosophen vorhanden war? Ist es Nichts, daß zahlreiche Pläne der Reform im bürgerlichen und im peinlichen Rechtswesen hier zuerst in volle Wirklichkeit getreten sind, während sie noch jetzt von den Staatsmännern und Staatsökonomen Europas als plausible Theorien betrachtet werden? *) Ist es Nichts, daß bei jeder dringendsten Veranlassung im Kriege wie im Frieden vereinte Talente sich dem Dienst des Vaterlandes darboten, die ohne Ausnahme sich der Schwierigkeit gewachsen bewährt haben? Ist es Nichts, daß in weniger als einem halben Jahrhundert die Wissenschaften der politischen Oekonomie, des Rechts, der Heilkunde mit ihren Nebenzweigen bedeutend ausgebildet, daß der Umfang des menschlichen Wissens durch eine Masse nützlicher Thatsachen und Beobachtungen erweitert, daß der Einfluß und die wohlthuenden Hülfsmittel der Civilisation durch Wunder der mechanischen Erfindung erhöht sind? Ist es Nichts, daß der Welt so manches Beispiel gegeben ist von uneigennützigem Vaterlandssinn, von politischer Einsicht, von Bürgertugend, von Gelehrsamkeit, Beredtsamkeit, Tapferkeit, dem ausschließenden Dienst edler Zwecke gewidmet? Es genügt, diese Betrachtungen kurz anzudeuten: Keiner ist, der mir nicht zuvorkommen würde, wenn es gälte, die Beispiele im Einzelnen aufzuführen.

Nein, Land der Freiheit, deine Söhne haben keine Ursache, für dich zu erröthen! Ob auch die Kunst nur spärliche Denkmäler unter uns aufgerichtet hat; ob auch kaum eine Spur von der Erscheinung der Musen zu finden ist auf den Pfaden unserer Wälder, an den Ufern unserer Ströme; unser heimischer Boden ist doch geweiht durch das Blut der Helden, durch große und ehrwürdige Thaten des Friedens. So weit er reicht, ist ein großer Tempel, eine geweihte Freistätte, durch die Gebete und den Segen der Verfolgten jeder Secte, der Unglücklichen aller Nationen geheiligt.

Land der Zuflucht! Land der Segnungen! Diese Gebete steigen noch immer zum Himmel empor! Möge Friede sein in deinen Mauern und Fülle in deinen Wohnstätten! Kein Verderben soll sein, keine Gefangenschaft, keine Klage in deinen Straßen! Wahrheit soll sprießen aus der Erde und Gerechtigkeit vom Himmel niederschauen!

Auf ein ähnliches Thema kam Verplanck zurück, als er 1824 bei der zehnten Kunstausstellung der amerikanischen Akademie der Künste an der Stelle des Präsidenten einen Vortrag hielt:

Fremde haben verächtlich geäußert, der Nationalstolz der Amerikaner beruhe mehr auf den Erwartungen der Zukunft als auf den Erinnerungen der Vergangenheit. Etwas böswillige Uebertreibung abgerechnet, ist dies von der Wahrheit nicht sehr entfernt. Es ist so, es muß so sein. Warum sollte es nicht?

Unsere Existenz als Volk hat nun lange genug bestanden, die Ereignisse sind mannichfaltig genug gewesen, um den Werth und die Dauer unserer Staatseinrichtungen zu erweisen, um die Zweifel ihrer Freunde zu zerstreuen und die Hoffnungen ihrer Feinde zu täuschen. Unsere Geschichte ist uns Pfand und Bürgschaft und Vorbild einer größern Zukunft. In ihr lesen wir die Geschicke unserer Nachkommen, und vertrauensvoll sehen wir langem, anhaltendem Fortschreiten entgegen in Allem, was ein Volk groß macht.

Weckt diese Betrachtung stolze Hoffnungen, so muß sie nicht minder uns mit tiefem Bewußtsein ernster Pflicht durchdringen. Unsere bescheidensten Bemühungen, der Freiheit sichere Dauer, dem Vaterlandssinn neues Leben, den Sitten Reinheit, dem Talent den anregenden Sporn zu geben, werden lange nach uns noch wirken in einer stets erweiterten Sphäre, bis sie eine ent-

*) Ueber Luzac findet sich eine gelegentliche Notiz in Jo. Geo. Müller's „Briefen über das Studium der Wissenschaften", zweite Ausgabe, S. 205.

*) Die Rede ist im neuen Abdruck unverändert geblieben, sonst hätte Verplanck 1833 wol dürfen ein Wort von der Staatsschuld einfließen lassen. Freilich aber erwidert man vornehm, sobald vom guten Staatshaushalt der Republiken die Rede ist, das sei kein Wunder, sie haben auch keine Ahnung von den „Bedürfnissen der höhern Politik"!

fernere Nachwelt erreichen, die auch unsere Namen nicht mehr nennen wird.

Jede schwellende Woge unserer fortan sich verdoppelnden Bevölkerung, wie sie von der atlantischen Küste landeinwärts nach dem stillen Meere zu sich wälzt, müsse den Einfluß des veredelten Kunstsinns, der Kenntnisse, der Sitten, der Freiheit dieses Geschlechtes mit sich führen.

So gewinnen die dauernden Werke unserer Kunst und unsere schwachen Bestrebungen, sie zu fördern, eine Würde und ein Interesse in den Augen des aufgeklärten Patrioten, wie die Betrachtung ihrer unmittelbaren und nächsten Zwecke es nicht errathen läßt.

Darauf verwahrt der Redner sich, daß weder die Würde der Kunst und ihr Selbstzweck verkannt, noch die Ausbildung derselben und die fördernde Gelegenheit dazu auf ihrer gegenwärtigen Stufe überschätzt werden soll. Insbesondere wird zugestanden und beklagt, daß noch immer Jefferson's hartklingender Ausspruch gilt: „Der Genius der Architektur scheint seinen Fluch gelegt zu haben auf unser Land." Dazu kommt, daß grade das entschiedene Talent am häufigsten sich veranlaßt findet, die Heimat zu verlassen, eine Erscheinung, über welche der Redner seine Landsleute zu trösten weiß:

Endlich findet der Künstler, daß unsere zerstreute Bevölkerung und die gleichmäßige Vertheilung des Reichthums oder andere Eigenthümlichkeiten unserer geselligen Zustände, sowie sie jetzt sind, ihm, wenn nicht unüberwindliche, doch sehr große Schwierigkeiten in den Weg legen bei der Ausübung seines Talents in dem Maßstab und in der Richtung, die das Selbstbewußtsein ihm als die geeignete vorzeichnet. Vielleicht auch hofft er eine höhere Ausbildung zu erreichen durch anhaltendes und ernstes Studium jener großen Meisterwerke, die ein Jahrhundert nach dem andern mit gesteigerter Bewunderung betrachtet, und die eins mit dem andern einstimmig als die herrlichsten Vorbilder bezeichnet hat. Er verläßt seine Heimat, vielleicht für immer. Entzieht er uns darum den Antheil, den Anspruch, den wir an seine Leistungen haben? Soll das Vaterland ihn als verlorenen, als undankbaren Sohn ansehen? Nicht also! Ziehe hin, Sohn des heimischen Genius, wohin West und Andere vor dir gezogen sind! Ziehe hin, wohin deine hohe Bestimmung dich ruft! vollbringe, was du der Kunst schuldig bist, die du liebst, und dir selbst! Gib Europa den Beweis, was Geist und Anlage der neuen Welt vermag! Nimm die Wünsche mit und die Hoffnung und den Stolz und die Segnungen der Heimat, denn wohl weiß sie, daß in der Aufregung des gelungenen, mit Beifall gekrönten Schaffens dein Auge ungeblendet den Glanz Europas schauen wird, daß du nicht erröthen wirst, das Land deiner Geburt zu nennen, daß du auf sein Geschick mit warmer Theilnahme, auf seine Einrichtungen mit Ehrfurcht, auf seinen Ruhm mit Stolz zurückblicken wirst!

Mit diesen Aussprüchen eines geläuterten Nationalgefühls mögen denn auch diese Mittheilungen schließen. Und während man uns überreden möchte, daß es mit der amerikanischen Freiheit nichts ist, daß in Monarchien (zumal in absoluten) die gepriesene „Intelligenz" wenn nicht ausschließlich, doch am glücklichsten gedeiht, war es vielleicht nicht ganz überflüssig, daran zu erinnern, daß Amerika neben seinem politischen Treiben noch andere Blüten des Geistes darbringt als jene Romane, in deren Verdeutschung unsere Uebersetzer sich überbieten, und auf die sich fast die einzige Kunde beschränkt, die von amerikanischer Literatur nach Deutschland gelangt. 168.

Farjasse's Besteigung des Aetna.

Einer der neuesten italienischen Reisenden, Farjasse, beschreibt seinen Besuch des Aetna auf eine so interessante Weise, daß wir uns veranlaßt fühlen, denselben hier im Auszuge mitzutheilen.

Seit meiner Ankunft in Catania — sagt er — hatte der feindselige Sirocco eine Masse von Gewölk auf dem Aetna angehäuft, sodaß der Gipfel ganz verhüllt wurde. Endlich erhob sich ein Sturm, begleitet von reichlichem Hagel, und ich konnte nun diesen Riesenberg in seiner ganzen Majestät erblicken und die beste Hoffnung auf ein ganz einziges Schauspiel hegen. Eines Morgens, da eben der Himmel günstig war, brach ich gegen 10 Uhr von Catania auf, da ich nicht früher einen Führer und Maulthiere finden konnte. Bei meinem Austritt aus der Stadt überraschten mich die ungeheuern Wirkungen der Lava von 1669. Oft erstreckt sie sich in einer Breite von drei Meilen und bedeckt einen größern Flächenraum als ganz Paris.

In einiger Entfernung von dem Wege, der nach Messina führt, stößt man auf ein ungeheures Lavabette, welches den alten Hafen des Odysseus einnimmt, der jetzt auch nicht dem dürftigsten Fahrzeuge mehr Schutz gewähren kann. Bis nach Nicoloſi hin ist das sehr gut bebaute Land mit Dorfschaften und zahlreichen Wohnungen besät, die in ihrer amphitheatralischen Lage sich vortrefflich ausnehmen. An keinem andern Orte, selbst in der Campagna nicht, hat mich der Reichthum der Fruchtbarkeit so sehr überrascht. Wir bemerkten in der Richtung nach Nicoloſi hin einen Krater, dessen doppelter Gipfel mich an den Vesuv erinnert. Dies ist der Monte Rosso, entstanden durch die Eruption von 1667, welche volle vier Monate dauerte. Aus diesem Schlunde entsprang jener Flammenocean, welcher Catania zerstörte. Die rothen Schlacken, womit seine Seitenwände bedeckt sind, haben ihm seinen Namen gegeben. Dieser neue Vulkan setzt noch jetzt die 3000 Einwohner von Nicoloſi, das an seinem Fuße liegt, durch seine Ausbrüche in Schrecken.

Nicoloſi ist der letzte Punkt der untern Region des Aetna; die Landleute unterscheiden deren von Catania bis zum Gipfel des Vulkans drei. Die untere heißt die regione coltivata. Von dieser gelangten wir zu der Waldregion, nemorosa, die von der ersten durch eine kleine Sandebene oder vielmehr Aschenebene getrennt ist, welche von den Auswürfen des Monte Rosso herrührt, den man zur Linken läßt. Der reichliche Regen, der den Abend vorher gefallen war, hatte den Weg sehr angenehm gemacht, und wir verließen diese Sandpartie mit Bedauern, um ein Feld holperiger Lava zu durchziehen, die jedoch mindestens den Maulthieren einen sichern Tritt verstattet. Sobald diese Lava aufhört, nimmt die Waldregion ihren Anfang; die Bäume sind anfangs von dünnem und schlankem Wuchse, bis sie endlich den erfreulichen Anblick eines dichtbelaubten, hochstämmigen Parks darbieten. Unter diesem Laubdache hinwandernd, genossen wir alle Reize des Frühlings. Die Rosen, die Veilchen, selbst der Weißdorn, standen alle schon in der dritten Blüte. Ein schrecklicher Lavastrom zwang uns, diesen herrlichen Aufenthalt zu verlassen, wo man noch die Hirtenflöte und die bukolischen Wettgesänge des Theokrit zu vernehmen glaubt, wo vielleicht unter dichtem Schatten Empedokles für seine tiefsinnigen Betrachtungen die erwünschte Ruhe genoß. Diese zweite Lavastrecke bietet mehr Schwierigkeiten dar als die erste, aber Dank der Geschicklichkeit unsers Führers, oder vielmehr seiner Maulthiere, gelangten wir doch ohne Hinderniß hindurch. Die Waldungen des Aetna bestehen aus vier Gattungen von Eichen: der weißen, der grünen, der Zwerg- und der Korkeiche, aus Kastanienbäumen und Eschen; auch sieht man dort einige Rothbuchen. Der Wechsel der Luft ist beim Eintritt in die dritte Region, welche scoperta heißt, sehr fühlbar. Es scheint, wenn man diese Zonen durchreist, als machte man drei Jahreszeiten, Frühling, Sommer und Winter durch, so verschieden ist die Temperatur.

Bei unserer Ankunft in dem Schneehause, casa della neve, sieben Meilen von Nicoloſi, war seit unserm Aufbruch von Ca-

tania das Thermometer 10 Grad gefallen. Hier mußten wir einen Theil der Nacht zubringen. Wir schlugen in der besten Laune unser Bivouac auf, machten Feuer, bereiteten Thee, den wir durch verschiedene Gläser Rum verstärkten, und legten uns, nachdem wir uns in unsere Mäntel und Friesdecken, deren wir eine gute Anzahl bei uns hatten, eingehüllt, zum Schlafe nieder. Aber dies war uns unmöglich; der Vulkan, welcher unaufhörlich grollte, die Vorstellung von dem uns bevorstehenden, großartigen Schauspiel, dies bewegte unser Gemüth zu sehr, als daß wir ein Auge hätten zuthun können. Um Mitternacht benachrichtigte uns unser Führer, daß wir uns wieder auf den Weg machen müßten. Es war ein Glück, daß wir zuvor eine gute und derbe Mahlzeit einnahmen, denn ohne dies hätten wir kaum den Frost und die Ermattung überwinden können, die uns unterweges überfielen.

Der Himmel stellte sich dar in aller Erhabenheit einer orientalischen Nacht, seine blaue unermeßliche Wölbung ausbreitend, mit Milliarden von Sternen, die wie so viel Karfunkel schimmerten. Der Umstand, daß kein Mondschein war, vermehrte noch das Herrliche der Nachtscene. Bald hatten wir die äußersten Grenzen der Waldregion hinter uns. Wir kamen an der Ziegengrotte, grotta delle capre, vorbei, ohne uns aufzuhalten. Nach und nach wurde der Weg steiler, ein schneidender Wind ließ sich spüren und zwang uns, unsere Mäntel wieder vorzusuchen. Von dieser kahlen Höhe kann man allein den gigantischen Krater in seiner ganzen Ausdehnung erblicken, da weiter unten kleinere Anhöhen, Nebenvulkane und Holzungen die Aussicht versperren.

Nachdem wir eine ziemlich beträchtliche Schneefläche zurückgelegt hatten, gelangten wir zur casa degl' Inglesi, welche von den Landleuten, vielleicht auch von Reisenden zerstört worden ist, wahrscheinlich um Brennholz daraus zu gewinnen. Sieben Miglien trennen diesen Ort von der casa della neve, welche man in drittehalb Stunden zurücklegt. Zu unserer Erwärmung nahmen wir hier etwas Grog und rasteten ein wenig, um gegen Morgen unsere Ersteigung fortzusetzen. Die mühevollste Strecke ist unstreitig die, welche die casa degl' Inglesi von dem Fuße des Hauptkegels trennt. Man muß sie zu Fuße zurücklegen über einen Haufen eckiger Lavastücken, deren Kanten heftige Schmerzen verursachen, aber einmal am Fuße des Kraters angelangt, ist das Aufsteigen, obwol steil, doch weit weniger beschwerlich; nur daß der unter den Füßen erbebende Boden nicht immer festen Tritt verstattet und man oft genöthigt ist, denselben Ansatz zwei bis dreimal zu nehmen. Mein vor mir herschreitender Reisegefährte kam mir vor wie ein Eichhörnchen, das, in einem Käfig eingeschlossen, sich unaufhörlich bewegt, ohne von der Stelle zu kommen.

Die Furcht, der Tag möchte anbrechen, bevor wir den Gipfel erreichten, beunruhigte mich, glücklicherweise erreichten wir ihn aber eine gute Viertelstunde vor Sonnenaufgang, und ich konnte dies herrliche Schauspiel in seiner ganzen Großartigkeit genießen; nur erwarte man von mir keine Beschreibung desselben, denn diese Scene ist wirklich eine der unbeschreiblichen, und selbst die lebendigste Einbildungskraft vermag sich hier der Wirklichkeit nicht zu nähern. Die Sterne des Morgenhimmels fingen an im weißlichern Scheine zu glänzen und verkündigten die Morgenröthe. Die Gebirge Calabriens zeichneten sich am Himmel in lebhaften Farben. Lucifer funkelte in seinem ungewissen Feuer. Im Westen war es noch Nacht.

Trotz der Größe des Naturereignisses, das zu meinen Füßen grollte, konnten meine Blicke, begierig, alle Phasen dieser neuen Schöpfung zu ergreifen, sich nicht von dem Himmel losreißen. Einige leichte Wolken besäumten den Horizont und wogten dort wie ein Schleier über einem prächtigen Geheimniß; aber bald erhob sich durch einen Ocean von Opalen, Purpur und Gold das glorreiche Gestirn. Von Erstaunen und Bewunderung ergriffen, blieben wir unbeweglich, als der Führer uns erinnerte, unsere Blicke gegen Westen zu richten. Nun erschien ganz Sicilien zu unsern Füßen, in der Gestalt eines ungeheuern Gebirges, von welchem der Aetna den Gipfel bildete. Von diesem Punkte erschienen der Eryx, der Dinamare, der Rosso, die höchsten Berge, nur wie Hügel. Wir sahen, wie das Licht anfangs ihre Gipfel erhellte, dann sich stufenweise auf ihren Abhängen ausbreitete und endlich wie ein Strom bis ins Innerste der Thäler floß.

Im Norden krönte der äolische Archipel Sicilien mit seinen Türkisfelsen; zu unsern Füßen die grünen Gefilde der Insel, durchschnitten von Flüssen, welche sie gleich Silbernetzen durchziehen, bedeckt mit reichen Heerden, und das Meer, dessen azurne Wellen liebend die glücklichen Gestade befeuchten. In der Entfernung Malta, wie ein schwarzer Punkt auf den äußersten Grenzen eines Horizonts von 300 Meilen. Eine Aussicht, gegen welche jede noch so glänzende Beschreibung zurückbleiben muß. Man genießt auf dem Aetna eine überraschende optische Wirkung, welche der isolirte Stand dieses Riesen unter den Vulkanen allein hervorbringen kann. Ich spreche von der ungeheuern Schattenpyramide des Berges. Während ganz Sicilien im Lichte ist, nimmt dieser Schatten, der sich über 100 Meilen in der Richtung nach Agrigent hin erstreckt, in der Halbtinte ein Viertel des Gemäldes ein und bildet einen frappanten Contrast mit den Lichtpartien. Darauf sich stufenweise verkürzend, nach dem Maße wie die Sonne steigt, verschwindet er endlich.

Unsere Aufmerksamkeit richtete sich endlich auf den Krater. Er präsentirt sich hier als ein Schlund von 2000 Toisen im Umfange, also das Doppelte des Marsfeldes in Paris. Er ist umgeben von Ufern, welche die Bewegungen des Vulkans auf bizarre Weise abgerissen haben. Seine unregelmäßige Fläche neigt sich nach der Morgenseite zu. Auf der entgegengesetzten Seite erhebt sich ein Kegel, den man vom Gipfel aus nicht bemerken kann; von hier aus steigt die Feuersäule, welche sich in dem Luftraume verliert. Ein Strom von Lava brach aus den Seiten dieses neuen Kraters und stürzte sich in den großen, aus welchem von Zeit zu Zeit Stöße von Schwefeldampf drangen, die uns den Grund des Schlundes zu sehen verhinderten. Die Wände sind mit verschlackten Stoffen, mit Schwefel und reinem Alaun belegt. Von Zeit zu Zeit sieht man während der Dunkelheit aus den Spalten hervor bläuliche Flammen züngeln, welche der schwärzlichen Lava ein wahres Höllencolorit leihen. Alle unsere Anstrengungen, in den Krater hinabzusteigen, waren vergeblich; so oft wir auf dies Unternehmen anspielten, stieß unser Führer einen Schrei des Entsetzens aus. Ein Engländer, der es kurze Zeit vor uns versucht hatte, hatte das Schicksal des Empedokles gehabt. 150.

Notizen.

Die kaiserlich russische Akademie zählt jetzt 55 ordentliche und 17 Ehrenmitglieder. Ihre Bibliothek enthält 4083 Bände und 112 Manuscripte. — Das Museum Rumjanzow zu Petersburg enthält 80,831 Bände, 732 Manuscripte, ein mineralogisches Cabinet von 12,974 und ein numismatisches von 1594 Nummern.

Nach Berichten des kaiserlich russischen Comité für ausländische Censur wurden im Jahre 1834 gegen 300,000 Bände von Schriften in fremden Sprachen, also beinahe 20,000 mehr als im Jahre 1833, in das russische Reich eingeführt. Unter Aufsicht der innern Censur erschienen 728 Originalwerke und 116 Uebersetzungen, im Ganzen 844 Schriften. Zeitungen erschienen im Reiche 48. Auf Verfügung des Departements des öffentlichen Unterrichts wurden 113,200 Exemplare verschiedener Lehrbücher gedruckt. Im Jahre 1834 sind auch 94 öffentliche Lehranstalten ins Dasein getreten, darunter die Universität Kiew. 26.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 330. — 26. November 1835.

Briefe an Johann Heinrich Merck von Göthe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen. Mit Merck's biographischer Skizze. Herausgegeben von Karl Wagner. Darmstadt, Diehl. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Abgesehen von dem hohen Werthe, den die Einsicht in irgend eine Periode der Literatur hat, wird der Freund derselben mit einer besondern und eignen Liebe in die Zeit blicken, die, nicht längst vergangen, diejenige vorbereitete, in der er wirkte, athmete, genoß. Empfindungen aus früher Jugend werden, wenn er Documente jener Zeit durchmustert, in ihm lebendig; er sieht sich über Vieles aufgeklärt, was in Nebel und Dämmerung hinter ihm lag; er findet Zusammenhang und Ordnung, wo er früher nur Einzelheiten wahrgenommen. Ist eine solche Periode eine rasche, lebhafte, eine revolutionnaire, dann ist das Interesse, das sie erregt, um so größer, und dieses wird noch gesteigert, wenn die Documente, die wir vor uns haben, von Männern herrühren, die eine Hauptrolle in ihr spielten. Briefe, offenherzige, vertraute, geben immer, wenn sie dabei geistreich sind, den echten, unmittelbaren Lebenshauch. Ist eine Person vielseitig gebildet, bedeutend genug, um viele bedeutende Personen ihrer Zeit an sich zu ziehen, zu Thätigkeit und Theilnahme anzuregen, sind die Letztern verschieden in Hinsicht auf Sinnesart, Streben, Wirksamkeit, dann werden wir in den Briefen, die von ihnen ausgehen, einen Complex des Merkwürdigsten, Interessantesten, des eigentlich Aufregenden ihrer Zeit haben.

Zu solchen Betrachtungen gab uns die Sammlung der Briefe an Merck Anlaß. Dieser Name wäre wol Wenigen in dem heutigen literarischen Publicum bekannt, wenn Göthe in seiner Biographie nicht wieder an ihn erinnert hätte. Und doch war dieser Mann in der Zeit seiner Kraft und Wirksamkeit einer der bedeutendern unsers Vaterlandes (1770—90). Ein tüchtiger Geschäftsmann, dem Technischen und Mercantilischen nicht fremd, liebte er die Kunst, war Kenner und Beförderer derselben; wenn ihm die Musen für eigne Productionen nicht hold waren, hatte er doch ein Urtheil in ihrem Gebiet, das sich weit erhob über die flachen Ansichten seiner Zeit; in den höhern Jahren wandte er seine Neigung den Naturwissenschaften zu, namentlich der vergleichenden Anatomie, und in Allem, was er betrieb, offenbarte er eine Kraft, einen Scharfsinn, die bei Männern von Fach Anerkennung finden mußten und fanden. Man kennt Göthe's Schilderung von Merck, und Niemand wird wol an der Wahrheit derselben zweifeln; aber Göthe's Absicht war, den Freund in Bezug auf sein eignes Leben darzustellen; wir lernen Merck in jener Schilderung nicht vollständig kennen. Die vorliegenden Briefe ergänzen das Bild und zum Vortheil des Geschilderten. Wir werden gezwungen, dem Herausgeber derselben beizustimmen, wenn er sagt: „Merck's ganzes Leben und namentlich sein dauerndes Freundschaftsverhältniß mit so vielen würdigen Männern sind das vollgültigste Zeugniß für seinen sittlichen Werth" (S. IX). Merck's unglückliches Hinscheiden, das mit doppelter und dreifacher Trauer erfüllt, wenn man diese Briefe gelesen, ist bekannt. Die Trauer wird beschwichtigt durch die schönen Worte, womit Hr. Wagner die nur zu kurze Biographie schließt:

Bescheiden wir uns, über die That oder Unthat kein richtendes Urtheil zu fällen. Stellen wir es dem Geiste anheim, vor dem das Herz der Menschen erschlossen liegt, vor dem die Größe ihrer Leiden wie das Maß ihrer Kräfte, die Stärke ihres Willens und Redlichkeit ihres Kampfes auf gleicher Wage gewogen wird.

Daß Merck der Mann war, bedeutende Personen anzuziehen und festzuhalten, das beweist schon das den Briefen vorangesetzte Verzeichniß Derer, die an ihn schrieben, denn hier begegnen uns die Namen: Herder, G. Schlosser, Göthe, Wieland, F. Jacobi, Dalberg, Tischbein, G. Forster, Sömmerring, Lichtenberg, P. Camper, Blumenbach, Hemsterhuis, F. L. Stolberg, u. m. A. von minderer Bedeutung schließen sich an, sodaß wir in Allem 45 Correspondenten zählen, unter denen nicht blos dem Range, auch dem Geiste nach Karl August von Weimar und seine Mutter Amalie zu den bedeutendsten gehören.

Schwerlich gibt es in der ganzen deutschen Literatur einen Mann, um den sich so viel lagert als um Göthe. Lesen wir Biographien oder Selbstbekenntnisse von Neuern, mögen sie der schönen Literatur, der Kunst oder den Naturwissenschaften angehören, immer erscheint in ihnen der Name Göthe wie ein Gestirn erster Größe, den entschiedensten Einfluß übend. Seine Biographie, unter dem bescheidenen Titel: „Dichtung und Wahrheit", erschien, und die mannichfaltigsten Verhältnisse und Zustände von Per-

sonen und Zeiten wurden durch sie klar; er spielte eine Hauptrolle unter und in ihnen; man schreibt und redet jetzt nicht über dieselben, ohne auf Göthe Bezug zu nehmen. Ließe es sich denken, daß ein Mann von geringerm Geiste einen solchen Einfluß gewonnen, er könnte für das Urtheil der Spätern sehr gefährlich sein. Aber wie sicher Göthe in seinem eignen ist, das wird grade durch solche gleichzeitige Documente wie die vorliegende Briefsammlung auf das erfreulichste bestätigt. Man lese die elf Briefe von Herder, womit dieselbe beginnt, und man wird in ihnen Zug vor Zug das Bild wiederfinden, das Göthe von ihm entworfen hat. Die von der Gattin desselben mitgetheilten Nachrichten über sein Leben könnten ein anderes Bild entstehen lassen; sie that als Gattin recht und verfuhr der Natur gemäß, indem sie diesen Standpunkt nahm; und wer fühlte sich nicht durchdrungen von dem hohen Werthe des Mannes? Aber scharfsichtiger ist Göthe gewesen, wie Herder's hier mitgetheilte Briefe beweisen. Das Selbstgefühl, das mehr aus ungemeinen und höhern Ansichten als aus kräftiger, nachhaltiger That hervorging; der finstere, oft verachtende Blick, mit dem er auf Menschen und Welt sah; die Kälte, die sich seiner leicht bemeisterte gegen Die, welche nicht die Dinge ansahen wie er: das Alles, neben so vielem Guten und Liebenswürdigen, spricht sich deutlich in diesen Briefen aus.

Wer hat nicht mit Interesse von dem Erscheinen des „Werther" gelesen, und welche ungeheuere Sensation in jener armen und dürren Zeit dieses Büchlein machte? dann von den höchst ergötzlichen „Freuden des jungen Werther", mit denen Nicolai nach seinem Tode seit dem Erscheinen der Selbstbiographie Göthe's unendlich mehr Spaß machte, als seine Zeitgenossen von dem Büchlein profitirten? Auch an diese Erscheinungen werden wir lebhaft erinnert und zwar durch Briefe Nicolai's, die den in so mancher Hinsicht ehrenwerthen, aber sehr beschränkten Mann stark charakterisiren und vor Allem darthun, daß er kein guter Prophet war.

Wenn es — schreibt er S. 81 — Hrn. Göthe einfallen sollte, mit mir zu spielen, wie die Katze mit der Maus spielt, so dürfte es ihn gereuen. Denn ich weiß, ohne mich rühmen zu wollen, daß ich vor dem Publicum sehr bald mit ihm fertig werden wolle.

Auch an die Posse „Prometheus" werden wir durch diese Briefe erinnert; und wir freuen uns abermals der Besonnenheit des Jünglings, der eben den „Werther" geschrieben, wenn wir lesen, wie diese Posse, für deren Verfasser er galt, von den Gegnern benutzt wurde; doch, um der Wahrheit die Ehre zu geben, mehr von Andern *) als von Nicolai, der hier gemäßigt spricht.

*) In einem nun vergessenen und fast verschwundenen Büchlein: „Briefe an eine Freundin über die Leiden des jungen Werther" (1775), heißt es: „Ein Schwärmer unserer Zeit phantasirte und ließ einige Phantasien seiner Fieberhitze drucken (den „Werther"), in der gewissen Meinung, solche Träume würden mit allgemeinem Beifall aufgenommen werden. Gegen alles Vermuthen geschah dieses nicht. Wer vorher phantasirte, fing nun an zu rasen. Jetzt glaubte der aufgeblasene Stolze, er sei Prometheus und säße mitten unter den Göttern. In dieser lächerlichen Positur spricht er mit seinen Gegnern, die er als Narren aufführt oder als unvernünftiges Vieh im Staube vor sich hertreiben läßt. Er ist der würdige Verf. der Leiden des jungen Werther. Sagen Sie dieses Allen, welche an diesem Buch haben Freude finden können. Der beste Beweis, sie ihres irrigen Beifalls zu beschämen!"

Wenn man übrigens erwartet, hier viele und bedeutende Briefe von Göthe aus der merkwürdigen frühesten Periode desselben zu finden, so wird man sich getäuscht sehen. Aus Frankfurt geschriebene haben wir nur drei kurze, zum Theil verstümmelte; doch interessant für uns, wenn wir uns eine empfindsame Leserin des „Werther" aus jener Zeit vorstellen, und wie diese sich wol Briefe gedacht haben mag, aus der Feder des Verfassers geflossen. Der Ton der wirklichen ist lebhaft, rasch wie eines jungen Mannes, der bei ernstem, kühnem Streben, bei großer Thätigkeit keine Zeit zum Briefschreiben hat, dabei derb, fast möchten wir sagen, cynisch. So sind auch die ersten aus Weimar geschriebenen; und hier macht es uns eine besondere Freude, gleich in dem allerfrühesten (Nr. 30) von Wieland und Göthe (5. Jan. 1776) diese Beiden so eng verbrüdert zu sehen:

Nun cede majori! — schließt Wieland sein Schreiben — Göthe, ὁ πάνυ, will auch ein paar Worte mit Ew. Liebden sprechen.

Und dieser?

Ist mir auch sauwohl geworden, dich in dem freiweg Humor zu sehen. Ich treib's hier freilich toll genug und denk oft an dich, will dir auch nun deine Bücher schicken und bitte dich, Vater und Mutter ein Bissel zu laben. Habe dich auch herzlich lieb. Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem theatro mundi was zu tragiren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich benehme.

Drei Tage später schrieb Wieland an Zimmermann:

Heute war eine Stunde, wo ich Göthe'n erst in seiner ganzen Herrlichkeit — der ganzen schönen gefühlvollen reinen Menschheit sah. Außer mir kniete ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an.

Die Richtungen Beider divergirten zu sehr, und da nur durch gemeinsames Streben und gegenseitig sich fördernde Thätigkeit Freundschaft Bestand und Dauer gewinnt, so konnte es nicht fehlen, daß mit der Zeit Göthe und Wieland sich mehr voneinander trennen mußten, wovon mehre Spuren auch in diesen Briefen sich finden. Aber merkwürdig ist die Wahrnehmung, wie Göthe, mag auch von Zeit zu Zeit von Wieland, Herder, selbst von seinem Schwager Schlosser (S. 113) u. A. auf ihn gescholten werden, immer wieder zu Liebe und Verehrung auftaucht. Er ist eben der Unwiderstehliche, nicht zu Ueberwindende, und was er im Jahre 1776 von Ilmenau aus schreibt, hat sich bewährt:

Glaub', daß ich mir immer gleich bin; freilich hab ich was auszustehen gehabt, dadurch bin ich nun ganz in mich gekehrt. Der Herzog ist ebenso, daran denn die Welt freilich keine Freude erlebt; wir halten zusammen und gehen unsern eignen Weg, stoßen so freilich allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten für'n Kopf, werden aber doch durchdringen, denn die Götter sind sichtbar mit uns (S. 94).

(Der Beschluß folgt.)

Altnordische Literatur.

Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed. (Zeitschrift für nordische Alterthumskunde.) Erster Band. Kopenhagen 1834.

Von diesen reichhaltigen Mittheilungen der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen, welche besonders durch die unermüdliche Thätigkeit ihres Secretairs, Professor Rafn, und Mitwirkung des für die Sprachkunde im umfassendsten Sinne zu früh verstorbenen Rask schon eine lange Reihe trefflicher Ausgaben altnordischer Werke ans Licht gestellt hat, wird die erste und größte Abhandlung des nun leider auch schon dahingegangenen Bischofs P. E. Müller, über „Ursprung, Blüte und Untergang der isländischen Geschichtschreibung", nächstens in einer Auswahl dieser Mittheilungen verdeutscht erscheinen; für welche wir uns eine nähere Anzeige dieser auch für die altnordische Mythologie so wichtigen und lehrreichen Schrift versparen.

Die nächste Abhandlung vom Registrator N. M. Petersen enthält Bemerkungen über die „Quellen der dänischen Geschichte im Heidenalter und deren Bearbeitung". Auch diesen Beitrag haben wir mit Vergnügen und Belehrung gelesen, obschon er der Natur der Sache nach nicht gleiche Wichtigkeit mit dem vorigen haben konnte. Es ist keine Spur, daß der Verf. des Professors Vedel Simonsen's „Uebersicht der verschiedenen Beschaffenheit der Quellen, insonderheit Handschriften, der nordischen Geschichte" (Kopenhagen 1815) benutzt habe. Beider Verfasser Plan war auch verschieden, wie schon die Ueberschrift ausweist. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen bespricht Petersen erst die religiösen Denkmäler, Steinaltäre u. dgl. und räumt in Betracht der Runensteine ein, was alle vorurtheilsfreien Alterthumsforscher zugestehen müssen, daß die geschichtliche Ausbeute derselben nur unbedeutend ist. Dann geht er über zu „den lebendigen Denkmälern des Wortes", d. h. Gesängen, Stammbäumen und Erzählungen, oder Sagas. Er setzt gebührlichen Werth in die alten Gesänge, für welche auch Saxo und Snorri ein richtiges Gefühl hatten. Es wird entwickelt, wie beide Geschichtschreiber sowol Sagen als Gesänge benutzt haben. Hierauf sichtet er die dritte Geschichtsquelle, die Geschlechtsregister, und zeigt, mit welcher Vorsicht auch diese zu benutzen sind, weil dieselben, sowie sie aufgezeichnet stehen, nicht immer übereinstimmen. Er schärft die Anwendung der Kritik ein, das Fabelhafte von dem Wahrhaften zu scheiden. Die Mythe befaßt Beides in sich. Wie bekannt, helfen hier Vorschriften weit weniger als Uebung, Vertrautheit mit dem Alterthum und ein gebildeter Geschmack. Es lag aus dem Wege des Verf., obschon es ein anziehender Gegenstand wäre, zu untersuchen, wie die eigenthümliche Richtung jedes Zeitalters zu neuen Erklärungsweisen der alten Mythen geführt hat. Welcher Unterschied besteht nicht zwischen den leitenden Ideen in Suhm's Buch über Odin („Om Odin", 1770) und Grundtvig's „Nordischer Mythologie" (1813)! Doch selbst in einem und demselben Zeitalter können die Ansichten der gelehrtesten Männer verschieden sein, wie z. B. des sel. Bischofs Münter, des Bischofs P. E. Müller und Prof. Magnusen's in Betracht der Asalehre. Indessen gibt es in der geschichtlichen Kritik auch Vorschriften, welche Jeder kennen und befolgen muß. Eine solche ist z. B. diese (S. 70): die Aufgabe beim Zusammenhalten abweichender Berichte, älterer und jüngerer, besteht darin, zu vergleichen und zu wählen (wie z. B. der verstorbene Grane that), und nicht zusammenzustellen und zu vereinigen (wie Suhm liebte, vielleicht der stärkste Conciliator, den die Geschichte gehabt hat). Ferner, was sich widerspricht, läßt sich nicht als nebeneinander bestehend denken; ist deshalb das Wahrscheinliche einmal gefunden, so darf das Unwahrscheinliche nicht von Neuem auftreten, um seine Ansprüche auf geschichtliche Glaubwürdigkeit geltend zu machen.

Dann geht der Verf. zu einer kurzen Betrachtung der Quellen selbst über, und da diese theils dänische (besonders von Saxo aufbewahrte), theils isländische sind, so handelt er von beiden, wobei er mit Erkenntlichkeit die reiche kritische Ausbeute benutzt hat, welche man den umfassenden Forschungen des Bischofs Müller verdankt. Es fehlt aber nicht an seinen eigenthümlichen Bemerkungen: z. B. (S. 75) wird aus der Sprache in den ältesten Edda'schen Gesängen bewiesen, daß der nordische Volksstamm durch Deutschland hier einwanderte. Bei Saxo wird es (S. 79) mit Recht ein unwesentlicher Umstand genannt, daß er lateinisch schrieb; nämlich, unwesentlich in Hinsicht der Glaubwürdigkeit, weil es augenscheinlich ist, daß er nach alten nordischen Liedern und Sagen schrieb. Dagegen ist jener Umstand keineswegs unwesentlich in Hinsicht der Aufbewahrung seines Werkes (weil die dänischen Mönche schwerlich wie die isländischen ein so weitläufiges Werk in der Muttersprache abgeschrieben hätten) oder in Hinsicht auf den Charakter desselben; wie ganz anders würden sich nicht die alten Verse in der Ursprache ausgenommen haben! Seine Schilderung von des heidnischen Nordens Art und Weise würde dadurch noch treuer geworden sein, als sie jetzt ist. Wir sind nämlich einig mit dem Verf. (S. 81), daß Saxo's Darstellung ungefähr in der Mitte steht zwischen den ältern Liedern der Heidenzeit und den Volksliedern des spätern Mittelalters, und daß sie mithin, obgleich auf heimische Sagen gegründet, dieselben erst aufgefaßt, nachdem sie schon eine bedeutende Veränderung erfahren hatten.

Darnach wird kürzlich von Snorri und den übrigen Isländern gehandelt, und schon S. 87 wendet der Verf. sich zur Bearbeitung der alten Quellen in neuern Geschichtswerken. Der hier gemachte Sprung, da der Verf. die Urkunden des Mittelalters und die mancherlei von Langebek und Suhm gesammelten „Scriptores rerum Danicarum medii aevi" übergeht, ist in der Ueberschrift der Abhandlung angedeutet und kann nicht gerügt werden, wenn man die Regel befolgt, daß von keinem Schriftsteller mehr zu fodern ist, als er zu leisten versprochen hat. Aber auch bei den neuern Geschichtschreibern hat der Verf. sich etwas zu kurz aufgehalten. Es ist eigentlich nur Suhm allein, dessen Verdienste und Mängel hier theils gesichtet, theils nur angedeutet werden. Des gelehrten Verf. Belesenheit hätte uns weit mehr schenken können, wenn er nicht — vermuthlich in Hinsicht auf den Umfang der Zeitschrift — sich so enge Grenzen gesetzt hätte.

Die dritte Abhandlung ist von einem naturkundigen Reisenden, Dr. C. Pingel, der selbst Grönland besucht hat und hier mit Sachkenntniß und Theilnahme über einige minder bekannte Ruinen auf der Westküste von Grönland berichtet. Diese Abhandlung leidet keinen Auszug.

Dagegen finden wir es nicht schwierig, einige Züge auszuheben aus des Conferenzraths Schlegel Aperçu über das „alte isländische Gesetz- und Rechtsbuch, genannt Graagaas, dessen Ursprung, Namen, Quellen, innere Beschaffenheit und Wichtigkeit", welcher Aufsatz Manchem sehr willkommen sein wird, der die kostbare Ausgabe desselben, welche man der Magnäischen Stiftung verdankt (1830), nicht hat oder nicht benutzen kann. Nachdem er die Geschichte dieser Ausgabe vorausgeschickt, handelt der Verf. 1) von den Handschriften der Graagaas. Es ist nicht die älteste (königliche) Handschrift, welche dem Abdrucke zu Grunde liegt, sondern die Arnemagnäische, was dadurch veranlaßt worden, daß der Text der hierin enthaltenen Gesetze meist vollständiger ist als in der königlichen Handschrift, sowie er auch die spätesten Zusätze und Veränderungen aufgenommen hat, dagegen in jener mehre Lücken gelassen sind. Es versteht sich jedoch von selbst, daß in der gedruckten Ausgabe alle Gesetze der königlichen Handschrift aufgenommen, welche in der Magnäischen fehlen, und alle Lesarten beigebracht sind. 2) Ueber den Namen Graagaas (graue Gans). Hierüber gibt es nur Vermuthungen. Unter den verschiedenen darüber aufgestellten ist keine wahrscheinlicher als die des Verfassers, es bedeute das Uralte, weil den wilden grauen Gänsen ein sehr hohes Alter beigelegt wird, was noch auf Island sprüchwörtlich ist, selbst in Beziehung auf Menschen. Eine ähnliche bildliche Benennung war Jarnsida (Eisenseite) für das später vom König Hakon aufge-

brungene Gesetzbuch.*) 3) Geschichte des Gesetzbuches. Natürlich befolgten die neuen Ansiedler Islands ihre in Norwegen gewohnte Rechtsverfassung, und nur wo diese für die neuen Verhältnisse nicht passend und zulänglich war, mußte man sie verändern oder ergänzen nach den Bedürfnissen der Ansiedelung. Dieser Rechtszustand, obwol dadurch befestigt, daß die Richter zugleich Tempelvorsteher waren, blieb jedoch sehr unvollkommen. Er ermangelte auch der Einheit, bis es dem Normann Ulfliot glückte, die verschiedenen Kreise des Landes miteinander zu vereinigen unter eine gemeinsame Gerichtsbarkeit (das Allthing) und gemeinsames Gesetz; eine große Unternehmung, zum Lohn für deren volle Ausführung Ulfliot zum ersten Lögsögumadr (wörtlich Gesetz-sage-Mann = Oberrichter) der Insel erwählt wurde. Dieses Amt währte nur drei Jahre, binnen welcher Zeit der Vorsitzende die Vorlesung der Gesetze zu Ende bringen sollte. Er war übrigens ein bloßer Richter, aber zugleich Rechtsbeistand der Bürger.

Einige ältere Gelehrte, darunter Arngrim Jonas, haben aus Misverstand der Worte Ari Frodi's angenommen, daß es König Hagen Adelsteen's Gulethings-Gesetz gewesen, welches Ulfliot auf Island einführte. Weil aber Ulfliot's Gesetz schon sechs oder acht Jahre früher angenommen wurde, als Hagen den Thron bestieg, so erhellt leicht, daß Ari's Worte über das Gulethings-Gesetz anders zu verstehen sind. Schlegel meint, es sei das Heidsivia-Gesetz gewesen, dessen sich Ulfliot bediente. Nach Ulfliot's Tode gingen mehre Veränderungen in den Gesetzen und im Rechtsverfahren vor, deren einige in den alten isländischen Geschichtsbüchern erwähnt werden. Dergleichen war die nach Thorkild Mani's Vorschlag gemachte Veränderung der Zeitrechnung, wodurch das Jahr sich einigermaßen dem richtigen Sonnenjahr annäherte; ferner die Einrichtung, daß drei der Landesviertel jedes drei Frühlingsthinge, das nördliche aber vier erhielt u. s. w. Diese Gesetze wurden vor Einführung des Christenthums angenommen. Wie bekannt geschah diese wichtige Veränderung im J. 1000. Doch wurden mehre Ueberbleibsel des Heidenthums noch bis 1016 geduldet. Durch die Religionsveränderung wurde die weltliche Macht nicht so geschwächt, wie man in Betracht der Hierarchie des Mittelalters wol vermuthen sollte. Den Grund findet Schlegel mit Recht darin, daß die Vornehmen zugleich das Priesteramt der Kirchen bekleideten, welche sie erbaut oder begabt hatten. Noch ein anderer Grund könnte hinzugefügt werden, nämlich, daß die Ehelosigkeit der Geistlichen erst sehr spät in Island eingeführt wurde. Die angesehensten Bischöfe in der Zeit des Freistaates waren verehlicht und folglich frei von der hierarchischen Absonderung vom Volke.

(Der Beschluß folgt.)

*) Erinnert an das alte, noch ungedruckte breslauer Rechtsbuch von den jährlichen Bestrafungen seit dem 14. Jahrhundert, genannt Rauchwurst, lateinisch hilla hirsuta.

Notizen.

Bei Gelegenheit einer in der Akademie der Wissenschaften in Paris von Herrn Bory de St.-Vincent gemachten Mittheilung in Betreff der Forschungen Despréaux's auf den canarischen Inseln, über die wir in Nr. 319 gesprochen haben, gab Berthelot einige neue Details über denselben Gegenstand und präsentirte für das Museum der Akademie in seinem und des Herrn Webb's Namen einen sehr gut conservirten Schädel eines Urbewohners von Großcanarien, der in einem Tumulus dieser Insel gefunden worden. „Schon im J. 1820", sagt Berthelot, „bei meiner ersten Reise nach Canaria hatte ich Kenntniß von diesen Grabmälern, deren Despréaux Erwähnung thut, und im J. 1829 besuchte ich sie mit Herrn Webb zum zweiten Mal behufs einer sorgfältigen Prüfung. Diese canarischen Gräber befinden sich sämmtlich auf der Islata, einer kleinen Halbinsel oder Landzunge, welche mit Großcanarien zusammenhängt. Der Boden ist hier durchgängig Lava. Es sind aus vulkanischen Schlacken gebildete Erdhügel, welche ohne alle Ordnung nebeneinander aufgehäuft sind. Sie nehmen nur den geringen Raum von etwa 20 Fuß im Geviert ein, und sind selten über 12 Fuß hoch. Die Leichname, welche man als Skelette ausgräbt, befinden sich nur einige Fuß unter dem Niveau der Oberfläche und sind durch gewölbte Lavablöcke vor dem Einsturz der darüber liegenden Massen geschützt. Sie sind sämmtlich in ein aus einem Pflanzengewebe verfertigtes Zeuch, das den Palmblättern gleicht, eingewickelt. In der Grube, welche den Körper einschließt, sind hier und da kleine Bündel des Cneorum pulverulentum umhergestreut, einer Pflanze, die man früher um ihrer conservativen Kräfte willen zum Einbalsamiren gebrauchte. Das Alterthum der übrigen auf diesen Inseln befindlichen Monumente, die Berthelot gleichfalls besichtigte, hält er für zweifelhaft. Es sind Häuser von einem einzigen Stockwerk, solid gebaut und besonders ausgezeichnet durch die Arbeit ihres Zimmerwerks. Sie bestehen aus einem einzigen Stück und empfangen ihr Licht nur durch die Eingangsthür. Die Form der beiden innern Gemächer gleicht der eines Kreuzes. Die Balken, welche den Forst des Gebäudes tragen, sind aus der laurus barbusana gezimmert, einem Baum, der in jenen Gegenden eine ungewöhnliche Stärke erreicht. Die ganze Arbeit ist so beschaffen, daß sie nur mit sehr ausgebildeten Werkzeugen hat vollendet werden können, was schon allein für ihren jungen Ursprung spricht."

In einer seiner letztern Vorlesungen, welche von den Schreibfedern handelte, stellte Dr. Faraday, einer der ausgezeichnetesten englischen Physiker, die Bemerkung auf, daß England jährlich ungefähr 20 Millionen Gänsefedern verbraucht, welche größtentheils aus Riga und Petersburg eingeführt werden. Außerdem braucht man in England 20 Millionen Stahlfedern, und fabricirt deren noch 120 Millionen, welche außer Landes gehen. Es ist kaum erst 10 Jahre her, daß die Stahlfedern bekannt sind. Dr. Faraday, welche alle dazu gehörigen Instrumente bei der Hand hatte, verfertigte einige Stahlfedern vor den Augen seiner Zuhörer.

Ein englischer Aëronaut, der unlängst von London aus aufstieg, theilt im „Athenäum" die Ergebnisse seiner Luftreise mit. Wir entnehmen daraus einige Bemerkungen. „Als wir die Wolkenschicht überflogen hatten, wurde unsere Aussicht auf einige Zeit ganz verhüllt, und wir bemerkten nichts, als die schwärzliche, unter uns hinwogende Masse, und vor uns den zweiten Ballon, welcher wie eine schwarze Kugel fortrollte. Je höher wir jedoch stiegen, desto lichter wurde der Himmel, und nun erfreuten wir uns einer wahrhaft imposanten Aussicht auf die Parks und Schlösser, auf die Straßen, Felder, Kanäle, Brücken, auf die in Schlangenwindungen prächtig hinströmende Themse, auf die ganze ungeheuere Stadt mit ihren Miniaturthürmchen; es war in dem tiefen Schweigen, worin wir uns befanden und welches nur durch das Aechzen unserer Maschine, sobald wir in eine andere Luftschicht kamen, unterbrochen ward, ein ganz außerordentlicher Anblick." — „Die höchste Höhe, welche der Barometer angab, belief sich auf 1¼ (engl.) Meile, in dieser Höhe gab der Thermometer 218 Grad Fahrenheit. Er war gefallen, während unserer Durchfahrt durch eine dichte Wolke, ungefähr eine Meile tiefer, auf 40 Grad. Allein zufolge der Empfindung, die wir hatten, wäre er gewiß noch mehr gefallen, wenn wir uns länger darin aufgehalten hätten. Hundert Fuß über dieser Wolke senkte ich den Hygrometer bis auf den Gefrierpunkt, ohne daß er die geringste Feuchtigkeit gezeigt hätte. Dies ist ein höchst seltsames Phänomen, das allen bisherigen Theorien über die Natur der Wolken schnurstracks widerspricht. Die einzige unangenehme Empfindung, welche wir auf dieser interessanten Luftreise hatten, zeigte sich bei dem Absteigen. Je mehr sich die Luft wieder verdichtete, desto mehr überkam unsere Ohren ein Gefühl, dem ähnlich, das man in einer Taucherglocke empfindet." 180

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 331. — 27. November 1835.

Briefe an Johann Heinrich Merck von Göthe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen. Mit Merck's biographischer Skizze. Herausgegeben von Karl Wagner.

(Beschluß aus Nr. 330.)

Daher, daß Göthe genöthigt ward, „sich ganz in sich zu kehren", mag es kommen, daß seine spätern Briefe, besonders vom J. 1780 an, ernster, gehaltener, geschäftsmäßiger werden. Er ging immer den Gang der Natur. Wie edel, wie großartig sein Wirken, davon ist der 57. Brief ein Zeugniß.

Wir dürfen über Göthe Wieland nicht vergessen.

— Selbst durchdrungen
Von dem Wort, das er gegeben,
War sein wohlgeführtes Leben
Still, ein Kreis von Mäßigungen.
Geistreich schaut er und beweglich
Immerfort aufs reine Ziel,
Und bei ihm vernahm man täglich:
Nicht zu wenig, nicht zu viel. *)

So erscheint Wieland auch hier, und in diesem Sinne sind seine Briefe (von ihm sind die meisten, 60 an Zahl) höchst liebenswürdig und anziehend. Doch wird der Genuß, den sie gewähren, einigermaßen getrübt durch die Vergegenwärtigung der großen Noth, den der „Mercur" dem guten, thätigen Manne macht. Dagegen ist es dann erquicklich zu lesen, welche Freude er an den Productionen hat, zu denen ihn nicht die Sorge für des Leibes Nahrung und Nothdurft, sondern der Genius trieb, wie gut diese, vor allen der „Oberon", und von Göthe — der jenes Journal den „Sau-Mercur nennt, in den man etwas wie in eine Cloake hineinwirft (S. 137) —, aufgenommen worden (S. 229).

Und hier müssen wir einer Eigenthümlichkeit der Briefsammlung gedenken, die ihr einen ganz besondern Reiz und Werth verleiht. Bis auf ihr Erscheinen hatten wir kein Buch, das uns so lebendig in die weimarischen Zustände während der Zeit ihres Glanzes einführte wie dieses, in welchem die bedeutendsten Personen, die jenen Glanz schufen, handelnd und redend und vertraulich, arglos redend ohne einem Gedanken an künftige Publication aufgeführt werden: Karl August und Amalie von Weimar, Herder, Wieland, Göthe, Bertuch, Fräulein von Göchhausen. Gewiß, wir haben es als eine seltene Gunst des Schicksals anzusehen, daß uns zu gleicher Zeit zwei Briefsammlungen, die Knebel'sche und die vorliegende, geboten werden, in denen uns jene höchstbedeutende Zeit, eine Zeit, wie Deutschland schwerlich je eine zweite sehen wird, so lebendig vor die Seele geführt wird. Hier sind uns besonders die Briefe des fürstlichen Paares merkwürdig; diese Briefe, die uns fühlen lassen, welcher fürstlichen Tugenden es bedurfte, damit eine Zeit entstände wie jene weimarische. Den Herzog, der es verdiente, einen Freund und Genossen zu finden wie Göthe, charakterisiren die oben angeführten Worte des Letztern vortrefflich, wie wir denn in seinen Briefen den Mann von großem und weitem Blick, den Freund und Beförderer der Kunst und Wissenschaft erkennen und verehren; und wenn Wieland von der Herzogin Amalie sagt (S. 300): „Die Frau ist wirklich eine der besten auf Gottes Boden, und ich zweifle sehr daran, daß es unter ihrem Stande eine geben kann, deren Kopf und Herz besser wäre, und mit welcher Leute unsers Gelichters auf einem honettern und angenehmern Fuß existiren könnten", so finden wir in den Briefen der Fürstin, die alle Geist, Geschmack, liebevolle Theilnahme und Gemüth verrathen, dieses Urtheil vollkommen bestätigt. Die Namen Tiefurt, Ilmenau, Ettersburg; das Programm, welches die Aufführung der „Vögel" an dem letztgenannten Orte ankündigt; die Geburt des Erbprinzen, die Göthe's Mutter mit solchem Jubel verkündigt (Nr. 180); die Vorlesung der winterlichen Schweizerreise, die Göthe mit dem Herzoge machte, die Wieland „für ein Poema declarirt" (S. 228): das Alles und so vieles Andere macht uns Spätere heimisch in einer Zeit, auf die wir vor Allem, wenn wir den jetzigen Zustand der schönen Literatur unsers Vaterlandes erwägen, wie auf eine goldene zurückblicken. Und um das Ganze pikanter zu machen, fehlt es auch nicht an Würze, an Anekdoten, wie sie dem geistreichen, manchmal wol übersprudelnden Hofe gemäß sind. Wir möchten die Scene, wo Jacobi's „Woldemar" zu Ettersburg an eine Eiche genagelt wird, nicht missen (S. 181), und wir wünschten nur, daß jeder Leser sie mit dem heitern Auge Wieland's ansähe, der an Merck (S. 179) darüber schreibt und dabei berichtet, wie eine Arie aus seiner „Alceste" zu Ettersburg „auf die aller-

*) Festgedicht zum 18. Dec. 1818 von Göthe.

lächerlichste Art, die sich denken läßt, parodirt und dem Hohnlachen einer sehr zahlreichen Versammlung zu zweien Malen preisgegeben worden". In demselben Briefe unmittelbar vorher heißt es über Göthe:

Der Haß aller hiesigen Menschen gegen unsern Mann, der im Grunde doch keiner Seele Leides gethan hat, ist, seitdem er Geheimerath heißt, auf eine Höhe gestiegen, die nahe an die stille Wuth grenzt. Sed vana sine viribus ira.

Aber nicht allein der weimarische Kreis ist es, auf den sich Merck's Thätigkeit und anziehende Kraft erstreckt. Ueber die Alpen hinaus reichen sie, und gern lesen wir, wie W. Tischbein von ihm ermuntert, angeregt, gefördert worden, wie dieses Talent sich entfaltet; in Paris unterstützt er einen jungen Kupferstecher, Zentner, was ein paar interessante Briefe von dem berühmten Wille veranlaßt. Auch rheinabwärts sind interessante Bekanntschaften angeknüpft mit den Eheleuten La Roche und F. Jacobi. Nun entsteht in Merck die Liebe zur vergleichenden Anatomie und zur Osteologie vorweltlicher Thiere, und gegen das Ende der Sammlung spielen G. Forster, Sömmerring, Blumenbach, P. Camper und selbst jenseit des Meeres Banks eine Hauptrolle. Mit welchem Eifer, welcher Begeisterung, wie unermüdlich in jenem Felde Merk gesammelt, geforscht, geordnet, darüber finden wir ein schönes Wort von Hrn. Wagner in der Einleitung (S. XXV fg.), und gern wird jeder billige und wohlwollende Leser ihm beistimmen, wenn er sagt:

Sind gleich Merck's Untersuchungen durch das Licht, das Cuvier angezündet, in Schatten gestellt, so bleibt ihnen doch das hohe Verdienst, tüchtig vorgearbeitet, mächtig angeregt, Sammlungen veranlaßt und der Wissenschaft Schätze erhalten zu haben, die ohne sie zerstört worden oder unberücksichtigt geblieben wären. (Vgl. „Göthe's Werke", 48. Bd., S. 391.)

Unschätzbar sind für Den, der die Geschichte der Naturwissenschaften studirt, die Briefe jener Naturforscher, zu denen wir auch und vorzüglich die von Göthe rechnen. Der berühmte Zwischenknochen spielt auch hier eine Rolle.

Wie schade, daß wir die Briefe von Merck selbst entbehren! Denn wenn wir den Mann auch gar wohl in denen seiner Freunde erkennen, so erwecken doch eben diese ein großes Verlangen, zu erfahren, wie er in Briefen gegen so verschiedenartige Naturen sich ausgesprochen; an Salz, Humor, Aufrichtigkeit, Derbheit wird es ihnen nicht gefehlt haben, gewiß auch nicht an Satire; denn daß Merck sich zu dieser neigte, wissen wir aus Göthe's Bericht über ihn, und auch die Auswahl von Fabeln, die der Einleitung vor dem hier angezeigten Werke angehängt sind, nehmen mehr oder minder eine satirische Wendung, wie sie denn ohne großes poetisches Verdienst einen freien, nach Unabhängigkeit strebenden Sinn und einen scharfen Blick in menschliche Verhältnisse und Zustände verrathen.

Es würde ein großer Gewinn sein, wenn diese an sich so treffliche Briefsammlung Anlaß gäbe, nach Briefen von Merck zu forschen. Einiges würde sich doch noch auffinden lassen, und auch nur wenige mitgetheilte könnten zu einer erwünschten Erläuterung und Beleuchtung der Briefe seiner Freunde dienen.

Der Herausgeber hat sich kein geringes Verdienst um die deutsche Literatur erworben, wie wir hoffentlich im Obigen gezeigt haben. Dieses Verdienst wird noch gemehrt durch ein Verzeichniß von Merck's gedruckten Schriften, durch angehängte Notizen über die Personen, von denen die Briefe der Sammlung herrühren, und durch reichhaltige literarische Anmerkungen unter dem Texte, unter denen uns besonders die Varianten, die sich auf Göthe's frühere Gedichte beziehen, willkommen waren. 1.

Altnordische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 330.)

Bereits 1004 hatte der Gesetzverweser Skapti auf des berühmten Rial's*) Rath bei dem Allthing vorgeschlagen und durchgeführt, daß ein neuer Obergerichtsstuhl (fimtar dóma) sollte errichtet werden. Diese Einrichtung ist nach des Verf. Versicherung besonders geeignet, zu beweisen, welche Höhe die Gesetzkunde und das Gesetzgebungsgeschick damals bereits erreicht hatte. Als das wichtigste Gesetz demnächst wird dasjenige genannt, wodurch 1096 auf Bischof Gissur's Vorschlag der Zehnte eingeführt wurde. Derselbe Gissur setzte es durch, daß das Nordland seinen eignen Bischof erhielt, welcher seinen Sitz in Holum hat, sowie der Bischof des Südlandes in Skalholt saß, welche beiden Bischofstühle, wie bekannt, sich bis 1801 erhielten, wo das ganze Land unter Einen Bischof kam. Wer die Schwierigkeiten kennt, Island zu durchreisen, und zugleich die Wichtigkeit erkennt, daß der Bischof recht oft überall zur Aufsicht hinkomme, muß wünschen, daß Gründe des Staatshaushaltes nicht genöthigt hätten, den einen Bischofstuhl aufzuheben. Eingeborene haben uns versichert, daß der Bischof von Island mit aller Anstrengung seinen ganzen Sprengel kaum in einer Reihe von 12 Jahren besuchen kann. Das ist für Volk und Prediger zu selten ihren Bischof zu sehen.

Im Jahr 1117 schlug der Gesetzverweser Bergthor Rafnson vor, die bestehenden Gesetze und Rechtsvorschriften (welche jetzt, so stark vermehrt, schwer im Gedächtnisse zu behalten waren) schriftlich aufzuzeichnen und bei derselben Gelegenheit die veralteten Gesetze abzuschaffen. Der Vorschlag ging durch, und die Arbeit wurde von demselben Bergthor und seinem Halbbruder Hafliði Maurisen, einem reichen Vaterlandsfreund, ausgeführt, der alle mit diesem Gesetzwerke verbundenen Kosten bestritt. Es wurde zugleich dafür gesorgt, daß das Gesetzbuch zur allgemeinen Kundschaft kam, indem es bei der Volksversammlung (Thing) in so großen Abschnitten vorgelesen wurde, daß die ganze Vorlesung binnen drei Jahren konnte vollbracht werden. Dies nun ist die Gesetzsammlung, welche Graagaas genannt wird und so lange ihr volles Ansehen behielt, als Island ein Freistaat blieb, aber seitdem ihre amtliche Gültigkeit verlor, zuerst durch die Jarnsiða, darnach durch das Jonsbok; dennoch blieb es, nach des Verf. gewiß richtiger Muthmaßung, in manchen Fällen als Hülfsrecht gültig; woraus denn erklärlich wird, daß man noch fortfuhr dieses so weitläufige Gesetzbuch abzuschreiben, nachdem es schon durch andere neuere Gesetzgebungen verdrängt war. Der Raum verstattet uns nicht, dem Verf. weiter in seiner Uebersicht der spätern Gesetze, Verordnungen, Edicte u. s. w. zu folgen. Schreiber Dieses, der kein Rechtsgelehrter ist, kann die Leser versichern, daß jeder gebildete Mann dies Alles mit Belehrung lesen wird.

Im vierten Abschnitte handelt der Verfasser von dem Nutzen, welchen die nähere Kenntniß der Graagaas gewährt. Die ersten Bemerkungen, welche hier gemacht werden, beabsichtigen, das alte Gesetzbuch gegen verschiedene Beschuldigungen zu rechtfertigen, welche gegen den Rechtsgang darin erhoben

*) Von Rial ist eine besondere große Sage, isländisch gedruckt 1772, lateinische Uebersetzung mit Anmerkungen und Wörterbuch 1808, 4.

werden. Es wird eingeräumt, daß gewisse Spuren der Rohheit dieses Gesetzbuch entstellen; daneben aber finden sich mehre Bestimmungen, welche von großer Menschlichkeit zeugen. Daß die Strafen nicht immer dem Verbrechen oder der Strafwürdigkeit angemessen sind, ist ein allgemeiner Fehler aller peinlichen Gesetzgebung der Vorzeit. Dagegen sind die isländischen Land- und Policeigesetze vor allen andern nordischen Gesetzen derselben Zeit zu rühmen. So z. B. war für die Pflege des Gesindes bei Krankheitsfällen gesorgt; alles Spiel um Geld und Geldeswerth war strenge verholen; kein Vertrag über gewagte Geschäfte war rechtsgültig.

Aber nicht blos für Rechtsforscher ist die Graagaas wichtig, sondern für Jeden, der sich mit der altnordischen Sprache oder Geschichte beschäftigt, weshalb wir auch hier so lange dabei verweilen. Dies Gesetzbuch ist eins der ältesten und größesten Sprachdenkmäler, die übrig sind. Es entfaltet einen Reichthum von Wörtern und Wendungen, worüber man erstaunt; etliche dieser Wörter sind in dem Maße veraltet, daß die Isländer selbst über deren rechte Bedeutung ungewiß sind.

Nach des Verf. Versicherung (und wer bezweifelt sie?) erhält man nirgend eine so klare Einsicht der isländischen Rechtsverfassung, der Weise, wie die Gesetze gegeben wurden, der Bewilligungen und Begnadigungen, als durch die Graagaas. Auch über des Landes Anbau verbreitet sie ein helles Licht. Man ersieht daraus, daß der Ackerbau damals auf einer weit bedeutendern Höhe stand als gegenwärtig (worüber jedoch Bischof Müller Zweifel zu hegen scheint); daß die Einwohner z. B. damals Wagen gebrauchten (was jetzt nicht mehr der Fall ist), daß da noch Wälder waren, die seitdem ausgerottet sind u. s. w. Aehnliche Bemerkungen werden über Fischerei, Jagd, Geldeswerth, Waarenpreise, Handel und Schiffahrt gemacht. Treffliche Aufschlüsse gibt dies Gesetzbuch über Islands Verhältnisse zu andern Staaten, besonders zu den nordischen. Daß Dänen, Norweger und Schweden, obschon in verschiedene Reiche getrennt, dennoch auf den Grund gemeinsamer Abstammung, Sprache und Sitten sich für Ein Volk ansahen, gleichwie es die Deutschen noch in unsern Tagen thun, kann daraus einleuchtend bewiesen werden, ebenso wie daß des ganzen Nordens Sprache, beides, war und genannt wurde die dänische, welcher Ehre Manche in der neuesten Zeit die Dänen berauben wollten. In dem Gesetzbuche wird die dänische Sprache „unsere" (d. h. der Isländer) Sprache genannt, und eins der Gebote darin ist: „Wer in seiner Jugend nicht dänisch gelernt hat, kann nicht zum Mitglied eines Gerichts ernannt werden, bevor er sich nicht drei Winter (Jahre) oder länger in Island aufgehalten hat." In Hinsicht auf Erbrecht galt die Stammverwandtschaft in dem Maße, daß Diejenigen, welche zu einem jener drei nordischen Völker gehörten, ihre isländischen Verwandten bis zum siebenten Grade beerbten; dagegen Diejenigen, welche zu einer andern Zunge gehörten, durchaus von der Erbschaft ausgeschlossen waren. Die Graagaas setzt ferner eine harte Strafe (die Vogelfreiheit) auf diejenigen Isländer, welche sich erdreisteten, durch ein Spottlied einen der nordischen Könige zu verhöhnen; dagegen ähnliches Unterfangen gegen andere Fürsten ungestraft blieb. Aber weil Norwegen der Isländer eigentliches Mutterland war, so finden sich noch besondere Bestimmungen über die Verhältnisse zu diesem Lande.

Nicht minder wichtig sind die Gesetzbestimmungen über Islands Verhältniß zu den grönländischen Ansiedelungen. Dieselben bewähren unwidersprechlich, daß in jener frühen Zeit wirklich bürgerliche Ordnung und Bildung auf Grönland stattfand, sodaß es keineswegs Dichtung und Tand ist, was davon in den isländischen Sagas erzählt wird. Die Gesetzstellen, welche dieses beweisen, sind sogar von Torfäus übersehen worden. Desto mehr muß man dem Verfasser danken, daß er dieselben hervorgezogen hat, sowie für alle die Mühe, welche er angewendet hat, dieses herrliche Nationalwerk würdig auszustatten.

Nach diesem für die Zeitschrift so gewichtigen Aufsatz folgt eine „Untersuchung der Kirchenruinen von Kakortok", mitgetheilt von dem berühmten Reisenden Capitain W. A. Graah; sie ist nur kurz und keines Auszugs fähig.

Ebenso wenig ist es vonnöthen oder gehörig, einen Auszug der „Verhandlungen in den Sitzungen der Gesellschaft" zu geben, welche schon durch die Tageblätter bekannt sind. Lieber gäben wir, wenn der Raum es zuließe, etwas aus den mannichfaltigen „Nachrichten von gefundenen nordischen Alterthümern und einigen größern Denkmalen der Vorzeit und des Mittelalters", womit dieser Band beschließt. Es ist nicht allein das kopenhagensche Museum der nordischen Alterthümer, welches (hier wie in den „Antiquarischen Annalen") Stoff zu Beschreibungen liefert, sondern auch die königl. Münzsammlung, das königl. Kunstmuseum u. s. w. Die Mittheilungen sind nach der Oertlichkeit geordnet; voran gehen die vom Königreiche Dänemark, demnächst von den Herzogthümern Schleswig und Holstein (Wagrien hat seine eigne Abtheilung); ferner von den Fardern, Island, Grönland. Hierauf folgt Schweden, nach den einzelnen Landschaften abgetheilt. Es wird versprochen, im nächsten Bande ähnliche Alterthumsnachrichten von Norwegen, England, Schottland, Irland und Deutschland mitzutheilen. Diese Nachrichten werden gesammelt und bearbeitet vom Professor Finn Magnussen, Kanzleirath Thomsen und Prof. Rafn, in Verbindung mit dem Prof. Remus, Justizrath Spengler, Staatsrath und Prof. Falck in Kiel, Reichsarchivar und Prof. Liljegren in Stockholm und Magister B. E. Hildebrand in Lund.

Aus dieser Anzeige ist leicht zu ermessen, daß voller Grund vorhanden ist, der Fortsetzung eines solchen Unternehmens mit Verlangen entgegenzusehen. 169.

P. Hell's Reise nach Wardoe bei Lappland und seine Beobachtung des Venusdurchganges im Jahre 1769. Aus den aufgefundenen Tagebüchern geschöpft und mit Erläuterungen begleitet von Karl Ludwig Littrow. Wien, Gerold. 1835. Gr. 8. 16 Gr.

Es handelt sich hier nicht um eine moderne Reisebeschreischreibung. Dergleichen besitzen wir genug. Nein, es handelt sich darum, einen Todten aus dem Grabe einer Bibliothek aufzurütteln, ihn vor den astronomischen Schöppenstuhl zu stellen und im Angesicht des Publicums abzuurtheilen. P. Hell's Reise nach Wardoe und seine Beobachtung des Venusdurchgangs sind bekannt und fast übel berüchtigt. Als die Astronomen des vorigen Jahrhunderts mit gespannter Erwartung dem Venusdurchgange des Jahres 1769 entgegensahen und auf allen Sternwarten und andern weit voneinander entfernten Punkten vereinigte Anstalten trafen, um aus dieser an sich seltenen und für die Berechnung der Sonnenentfernung so höchst wichtigen Erscheinung die genauesten Berechnungen zu ziehen, wurde P. Hell, der damals wohl berühmte und auch verdiente Vorsteher der wiener Sternwarte und Mitglied der Gesellschaft Jesu, von dem Könige Christian VII. von Dänemark aufgefodert, auf des Königs Kosten nach der Insel Wardoe oder Wardoehuus an der Küste von Lappland zu reisen und auf jenem für diesen Zweck äußerst günstig gelegenen Punkte den Venusdurchgang zu beobachten. Hell reiste, von einem andern Jesuiten, P. Sajnovics begleitet, nach seinem Bestimmungsorte ab. Nach seiner Rückkehr war es sein Hauptanliegen, ein umfassendes Werk über seine Reise herauszugeben. Dasselbe kam aber nicht zu Stande; nur über seine Beobachtung des Venusdurchganges selbst machte P. Hell öffentliche Mittheilung. Dieser Bericht trug das Gepräge größter Präcision, die einzelnen Beobachtungen standen untereinander in der schönsten Harmonie, kurz das Geschick und Glück P. Hell's auf Wardoe schien bewunderungswerth. Doch bald erhoben sich allerlei Bedenklichkeiten. Man fand es auffallend, daß von allen übrigen nördlichen Beobachtungsstationen wegen ungünstiger Witterung keine die Erscheinung vollständig und die meisten gar nicht gesehen hatten. Nur die beiden Jesuiten auf Wardoe wollten reinen Himmel gehabt haben. Ferner war

es den Astronomen bedenklich, daß P. Hell seine Beobachtung erst mehr als sechs Monate nach seiner Rückkehr von der Reise dem Drucke übergab; und als man nun endlich gar die schlechte Uebereinstimmung der bekannt gemachten Daten seiner Beobachtung mit denen anderer Astronomen entdeckte, wurde die Echtheit der Hell'schen Mittheilung allgemein bezweifelt. Dieser Fleck blieb an Hell's Namen haften, obschon man seiner Schuld ihn nicht überführen konnte. Im Gegentheil zog noch Encke, als er es unternahm, aus allen bekannten Beobachtungen des Venusdurchgangs von 1769 die Entfernung der Sonne von der Erde, das wichtigste Datum astronomischer Berechnungen, zu bestimmen, auch die Hell'sche Beobachtung mit in Rechnung, weil die wardoehuuser Station in Wahrheit von außerordentlich günstiger Lage und zur Berechnung völlig unentbehrlich war. P. Hell hatte den Astronomen eine wahre crux zurückgelassen und war mit einer Lüge auf die Sonne selbst in die Grube gestiegen, und die Sonne hatte sich das gefallen lassen, bis vor wenigen Jahren. Da entdeckte sie in der Bibliothek des Freiherrn Georg von Münch-Bellinghausen in Wien einen Theil von Hell's Handschriften. Sie wurden Hrn. Littrow ausgeliefert, und er fand darin ein Manuscript, das unzweifelhaft das echte Reisetagebuch Hell's war. Hr. Littrow ging nun an die Durchsicht dieses Tagebuchs, wie er selbst sagt, mit dem Wunsche, den alten Hell, den Vorgänger seines (Hrn. Littrow's) Vaters, wenigstens von dem empfindlichen Vorwurfe willkürlicher Veränderung seiner Beobachtung reinigen zu können. Dieser Wunsch wurde nicht erfüllt. Sowie das aufgefundene Manuscript einerseits den deutlichsten Stempel des von P. Hell in Wardoe selbst geführten Tagebuchs trug, so gab es andererseits auch das untrügliche Zeugniß der spätern Verfälschung der Beobachtungen. Man findet in dem Manuscripte mehre wichtige Data corrigirt, viele Zahlen sind mit einer andern augenfällig schwärzern Tinte corrigirt, manche Stellen sind so ausgestrichen, daß man gar nicht mehr lesen kann, was an denselben gestanden hat; im Allgemeinen sind die Correcturen in der Art vorgenommen, daß sie die bei der ursprünglichen Beobachtung unter sich nicht harmonirenden Daten in die schönste Uebereinstimmung bringen. Es scheint demnach jetzt zwar unbestreitbar, daß Hell die Beobachtung des Venusdurchgangs wirklich vollständig erhalten habe, aber es ist auch ebenso gewiß, „daß er, wahrscheinlich durch halbverstandene Theorie verführt, sich bewogen gefunden habe, seine Beobachtungen zu corrigiren, und daß er dann vielleicht blos aus falscher Scham sich nicht entschließen konnte, seine ersten Fehler zu gestehen und seine Beobachtungen in ihrer ursprünglichen Reinheit bekannt zu geben".

Hr. Littrow theilt den Theil des Hell'schen Tagebuchs, welcher die Beobachtung des Venusdurchgangs selbst enthält, wörtlich (es ist lateinisch mit manchen Fehlern geschrieben) mit und begleitet ihn mit Noten. In besondern Discussionen sucht er dann die Verfälschungen sowie die Fehler Hell's in der Beobachtungsweise aufzudecken und mit großem Scharfsinn eine so viel als möglich richtige Berechnung der Daten aufzustellen. Doch können nicht alle Widersprüche der Hell'schen Beobachtung mit denjenigen anderer Astronomen gehoben werden. Ist nun Hrn. Littrow's Werkchen für die Astronomen selbst von bedeutender Wichtigkeit, so gewinnt es auch ein allgemeines Interesse, besonders durch die Mittheilungen aus dem Reisetagebuche, welches der Gefährte Hell's, der reverendus pater Joannes Sajnovics S. J. ꝛc., wie ihn Hell nennt, geführt hat. Man liest darin, welche Gattung von Halstuch die Reisenden getragen, welche Farbe ihre Reiseröcke gehabt, wie sie sich ihre Haare kräuseln und pudern ließen; sie beschreiben aufs genaueste die gegenseitigen Einladungen, die Güte der genossenen Speisen und andere Kleinigkeiten mehr. Indeß gibt doch der mitgetheilte Auszug aus dem Tagebuche der Jesuiten schon als Spiegel ihrer Zeit und ihres Standes des Lehrreichen und Beachtenswerthen nicht wenig. 20.

Notizen.

Meylan, Director der auf Japan errichteten holländischen Factorei, schreibt, daß einer der charakteristischen Züge der Societät in diesem Lande der ist, daß dort alle Functionen und Professionen gleich dem Vermögen der Privatpersonen erblich sind. Der Sohn erbt unveränderlich das Amt oder die Profession seines Vaters. Man weiß dort also nichts von den ehrgeizigen Umtrieben, welche in Europa oft Familien und Staatsverfassungen zu Grunde richten. Die Bevölkerung Japans theilt sich in acht Classen: die königliche Familie, den Adel, den Klerus, die Armee, die bürgerlichen Beamten, die Kaufleute, die Künstler und die arbeitende Classe. Ein Gewerbe, welches wie die Parias in Indien eine von allen andern verachtete Classe ausmacht, ist das der Lohgerber, deren Verachtung von Seiten der übrigen Classen um so größer ist, da jene zugleich das Amt der Schafrichter mit versehen müssen. In Japan erfreuen sich die Frauen einer ebenso großen Freiheit als bei uns in Europa. Sie wohnen allen Festlichkeiten bei und sind deren vorzüglichste Zierde. Die Samsie oder Guitarre ist für die jungen Damen Japans Das, was bei uns das Pianoforte. Fast alle spielen dies Instrument. Der Ackerbau und die Manufacturen stehen in Japan auf keiner geringern Stufe als in dem civilisirtesten Theile von Indien. Man verfertigt in Nangasaki Teleskope, Thermometer, Taschenuhren, Wanduhren u. s. w. in großer Vollkommenheit. Von den letztern beschreibt Hr. Meylan eine, welche sehr künstlich gebaut war. Sie war fast fünf Fuß hoch und fast drei Fuß breit und stellte eine sehr mannichfaltige Landschaft vor mit einer goldenen Sonne. Wenn die Stunde schlug, so machte dies ein auf einem Baum sitzender Vogel durch Flügelschläge bemerklich; eine Maus stieg auf einen Berg, und eine Schildkröte kam mit langsamen Schritten vorgerückt, öffnete das Maul und zeigte die Stunde.

Ein edinburger Mechaniker Macfarlane hat eine Maschine erfunden, deren Zweck ist, das Cabriolet zu ersetzen, um eine Person bequemer und schneller von der Stelle zu bringen. Die in Gegenwart vieler Gelehrten und Neugieriger damit angestellten Versuche gaben ein günstiges Resultat; der Erfinder durchlief damit eine Strecke von zwei Stunden in 45 Minuten. Es scheint, daß diese Maschine, um in Bewegung gesetzt zu werden, einer sehr geringen Kraftanstrengung bedarf; auf dem platten Lande geschieht der Impuls aller 10 Minuten. Die Anhöhen erfodern natürlich eine größere Anstrengung, dagegen die Abhänge nicht die mindeste. Die Maschine könnte um so gemeinnütziger dadurch werden, daß ihre Construction sehr einfach und dieselbe zu dem geringen Preise von 40 Francs herzustellen ist.

Die in dem Berge Jouy auf dem Boden des alten Schlachtfeldes von Famars angestellten Nachgrabungen, um den Leichnam des Generals Dampierre aufzufinden, der vor dem Gehölz von Vicoigne am 8. Mai 1793 getödtet wurde, sind von gutem Erfolg gewesen. Man hat den bleiernen Sarg des Generals genau auf der von dem Eigenthümer, Herrn Delgrange, bezeichneten Stelle aufgegraben. Der Leichnam fand sich ganz unversehrt; er war noch bedeckt mit den Resten der zur Zeit der Revolution üblichen Generalsuniform; man bemerkte auch in der Gruft die Epauletten, den Degen des Generals und die Ueberreste einer Lorberkrone, die zur Ehre des Braven von seinen Waffenbrüdern im Augenblicke der Einsenkung ins Grab gelegt wurde. Diese erfolgreichen Nachgrabungen geschahen durch die Offiziere des Genietorps von Valenciennes auf Befehl des Kriegsministers, und man geht damit um, auf dem Schlachtfelde von Famars dem General Dampierre und den vielfachen kriegerischen Erinnerungen, die sich an diesen Ort knüpfen, ein Denkmal zu setzen. 180.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 332. — 28. November 1835.

Theorie des Reims.

Ueber diesen Gegenstand, der nach so vielen halb oder ganz mißglückten Versuchen, ihn philosophisch zu durchdringen, nach den Bemühungen von Grimm, Heise, St. Schütze, Dilschneider, Müllner, Löben, v. Hammer u. A. m. kaum noch einige Hoffnung erschöpfender Aufklärung übrigließ, wird uns plötzlich unter dem Titel:

Grundzüge einer Theorie des Reimes und der Gleichklänge, mit besonderer Rücksicht auf Göthe. Ein Versuch von Kaspar Poggel. Hamm, Schulz. 1834. 8. 12 Gr.

eine kleine Schrift dargeboten, nach deren Durchlesung wir den ganzen Kreis hier aufzuwerfender Fragen für gelöst halten. Wir achten es daher für unsere Pflicht, unsere Leser auf diese tiefsinnige, auf eine seltene Weise befriedigende Schrift durch eine kurze Darstellung ihres Ideenganges aufmerksam zu machen, indem wir vorläufig nur anmerken, daß wir dieselbe mit dem Argwohn gewöhnlicher nichtiger Wortmacherei in die Hand nahmen und mit Bewunderung für den kritischen Geist des Verf., dem ein äußerlich und innerlich vollendetes Werk gelungen ist, aus der Hand legten; eines Werkes, das, in doppeltem Sinne von Göthe'schem Geiste durchdrungen, die Schönheit der Idee mit der Schönheit der Form verschmolzen darstellt. Wir müßten besorgen, dem Leser unsere Unbefangenheit zu verdächtigen, wollten wir hier unsere ganze Meinung über diese kleine, aber außerordentliche Schrift aussprechen; wir berufen ihn daher lieber zu einem eignen Urtheil und wiederholen nur, daß wir uns seit vielen Jahren weder an einem tiefsinnigern, noch einem klarerern ästhetischen oder philosophischen Werke erfreut haben.

Der Standpunkt des Verf. steigt zuvörderst vom Empirischen zum Physiologischen und Psychologischen, und von diesem zum Metaphysischen empor, so leicht, so unmerklich, daß auch ein Ungeübter ihm zu folgen vermag, und indem er überall mit den letzten Beweisgründen schließt, nimmt er auf dem Wege dahin ein reiches Gefolge tiefer Betrachtungen mit, ungefähr in der Art, welche die eigenthümliche Lehrmethode Schleiermacher's bildete. Leider kennen wir seine frühere Schrift: „Ueber das Verhältniß zwischen Form und Bedeutung der Sprache", nicht; aber die ungemeine Schärfe des Gedankens, welche in dem schönsten Kleide auf diesen Bogen hervortritt, erfüllt uns mit ausgedehnten Erwartungen für den Verf., der das Schwere in so leichter, schöner, fließender Form wiederzugeben weiß, daß ein echtes Kunstwerk daraus hervorging.

Doch wir kommen zu der Betrachtung der Ideen in dieser Schrift selbst. Unerörtert lassen wir dabei die gedankenreiche Vorrede, ja selbst die Lehre von der Annomination, der Assonanz und der Alliteration, um für den eigentlichen Reim den nöthigen Raum zu gewinnen, den wir jedoch uns nicht karg zuzumessen bitten, da es fürwahr ein Schade und ein Schimpf zugleich wäre, wenn dieser preiswürdige Versuch das Schicksal so vieler andern theilen und ungekannt in der Flut des Nichtigen und Gehaltlosen untergehen sollte. Nur auf die Schlußworte der Vorrede müssen wir verweisen, weil sie die Meinung des Verf. bei dieser Schrift in ein helles Licht setzen und sein volles Bewußtsein bekunden, indem er sagt:

Was nun von diesen Grundzügen der Reimtheorie ein wirklicher Künstler brauchen könne, das liegt ebenfalls darin ausgesprochen. Er soll die Gesetze derselben nicht mit Bewußtsein befolgen, weil er sie so am wenigsten würde befolgen können (s. den Beweis am Schluß); aber er soll die Sprache so in sich und sich so in die Sprache hineinbilden, daß er sie befolgen muß.

Eben auf die Art — setzen wir erklärend hinzu — wie die bewußtlose Natur, das bewußtlose Kind nur das Gute und Schöne (ihm vollkommen Zweckmäßige in vollkommen zweckgemäßer Form) schafft und darstellt.

Die Idee, daß der Reim nur die architektonische Gliederung der poetischen Rede, die Einheit derselben durch Wiederkehr desselben Klanges beabsichtige, verwirft der Verf. nicht gradehin, aber er behauptet, daß diese Idee nur eine Seite der Sache und obenein ihre unbedeutendste darstelle. Er versucht es, ihr eine wesentlichere abzugewinnen. Verwandte Vorstellungen durch Gleichheit des Klanges zu verbinden, ist seine wesentliche Absicht, wie dies einestheils durch die Alliteration, anderntheils durch die natürlichen Reime in prosaischen Sprachwendungen: Lug und Trug, Saus und Braus, Gut und Blut, Knall und Fall, weit und breit, Leben und Weben, Hülle und Fülle u. s. w., schon angedeutet wird. Das Streben, verwandte Vorstellungen durch das Hören verwandter Wortlaute zu verbinden oder zu fixiren, indem

der äußere Sinn mit dem innern in harmonische Berührung gebracht werde, dies ist der Quell der Gleichklänge wie des Reims. Dies Gesetz der Gedankengesellung ist klar. Indem wir das Stehlen nennen, denken wir auch an das Verbergen des Gestohlenen; der innere Sinn sucht sofort nach einer ähnlichen Berührung mit dem äußern Organ, und indem er auf das Wort Hehlen trifft, ergreift er dies mit Vorliebe, weil es die Vorstellung, von der er grade bewegt ist, durch die Klangähnlichkeit verlängert, was bei dem Worte Verbergen nicht der Fall sein würde. Wir dürfen, dies an uns selbst zu erfahren, nur beide Wortfolgen langsam und intensiv uns vorsprechen: Stehlen und Verbergen, Stehlen und Hehlen. Denn der Reim als sinnliche Uebereinstimmung der Begriffszeichen dient uns zugleich als ein Beweis der logischen Uebereinstimmung der Begriffe selbst. (Vgl. die gereimten Bauernregeln.) Hiermit nun ist die eigentliche poetische Bedeutung des Reimes aufgefunden. Ans Ende der Verszeile gestellt, wo der Gedanke zum Abschluß gekommen ist, soll er „durch die Wiederkehr desselben Klanges die herrschende, die Hauptvorstellung verstärken, verlängern, fixiren und durch die Gleichklänge der bedeutendsten Worte einen harmonischen einigen, verstärkten Eindruck, äußere und innere Symmetrie hervorbringen, neben dem, daß Gliederung der Rede durch ihn gewonnen wird". Aus diesem Grundgesetz fließt sofort eine reiche Folge von Regeln ab. 1) Die Vorstellungen der Reimworte müssen für den sinnlichen Inhalt des Gedankens die relativ größte Bedeutung haben. Denn werden unbedeutende Wörter für den Reim gewählt, so wird eben dadurch die Wirkung der bedeutenden geschwächt, und statt der Harmonie entsteht Widerspruch zwischen dem äußern und innern Sinn. Gegen diese Regel fehlt Göthe am seltensten; die meisten seiner gereimten Dichtungen können vielmehr als Beweis für dieselbe dienen. Z. B. aus „Faust":

Und fragst du noch, warum dein Herz
Sich bang in deinem Busen klemmt,
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt u. s. w.

Als Probe eines in diesem Betracht mangelhaften Verses stehe hier Bürger's „Lust am Liebchen":

Wie selig, wer sein Liebchen hat,
Wie selig ist der Mann;
Er lebt, wie in der Kaiserstadt
Kein Graf und Fürst es kann!

wo der Reim auf nichts als Nebenvorstellungen fällt und auf die Hauptvorstellung des Seligseins schwächend wirkt, wie leicht erkannt wird, wenn wir diese Verse nach ihrer Bedeutung lesen. Ein zweites daher abfließendes Gesetz ist: daß die Reimwörter sinnliche, nachahmende Fälle haben müssen. Hier nun tritt der jedem Vocal (auch dem Consonanten) eigenthümliche Charakter hervor, das o der Freude, das a und u des Schmerzes, Grauens und Abscheus; die leichte Heiterkeit und Sinnlichkeit des e und i; die gemischte Empfindung der Umlaute und Doppelvocale ú, á und ó, und der Diphthongen oi, ai, eu, áu; der leichte Charakter der vocalartigen liquida, l, m, n, r; der dürre Gedanke in den tenues, p, k, t; die vermittelnde Wirkung der mediae. Als Probe zu der Wirkung, die aus einer sorgsamen Beobachtung dieser Gesetze hervorgeht, führt der Verf. Göthe's Zueignung des „Faust" an:

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing u. s. w.

in welchen die leichte, frische, klare Empfindung des Eingangs durch die ermuthigende Nähe eines göttlichen Wesens in der dritten Strophe:

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn u. s. w.

übergeht in die volle freudige Enthüllung der Götternähe in der vierten Strophe:

Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein innrer Trieb des Herzens wieder kühn u. s. w.

In ähnlicher Weise zeigt sich die Wiederholung der Reimworte wirksam in „Wilhelm Meister":

Wer nur die Sehnsucht kennt u. s. w.

und in dem schönen Nachtgesang:

O gib vom weichen Pfühle u. s. w.

wo immer derselbe Wechsel einer sich äußernden und aufgebenden Empfindung in den Klängen nachgeahmt wird; oder in dem Gebet Gretchen's, wo alle Reimworte wie ein Seufzer des Schmerzes klingen. Schiller dagegen, viel geringern musikalischen Ohrs als Göthe, reimt in

Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt u. s. w.

Welt und Zelt, welche Klänge eine magere, grelle Wirkung machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Charakteristik des Quevedo Villegas.

Quevedo, unstreitig einer der originellsten Schriftsteller, welche nicht blos Spanien, sondern die Welt hervorgebracht hat, der Zeitgenosse und Unterthan Philipp IV., lebte zu jener unglücklichen Periode, wo der Herzog von Olivarez diese blasse, armselige Copie von Richelieu, wie ein Despot jenes erschöpfte Reich beherrschte, das immer neue Unglücksfälle bedrohten. Er entnervte durch Genüsse aller Art die Jugend dieses Königs, der von seinem Vater weder das Beispiel großer Handlungen noch die nothwendige Energie ererbt hatte, eine Krone zu tragen. Philipp war ein ernster, finsterer, gefühl- und leidenschaftsloser Mensch, der von dem Throne weiter nichts kannte als die unveränderliche Etikette. Gleichgültig und kalt gegen die Interessen des Vaterlandes, kannte er nur sinnliche Erregungen und vegetirte an den verweichlichenden Brüsten der Wollust. Ein einziges Mal regte sich in dem Herzen dieses untergegangenen Menschen eine Leidenschaft, dies war Furcht oder Eifersucht, als sein Bruder, der 26jährige Don Carlos, starb, dessen Tod zu allerlei schwarzen Vermuthungen Veranlassung gab. Don Carlos für die Philipp und für ganz Spanien ein verhängnißvoller Name!

In diesen Tagen des Verfalls, mitten unter gährenden Zweifeln und Verwirrungen erblickte Quevedo, dieser seltsame Mensch, das Licht der Welt. Quevedo, eine Art von moralischem Pamphletisten, dessen bittere und kaustische Feder die Lächerlichkeiten der Zeit und die Laster aller Zeiten geißelte, Quevedo war einer der seltenen Geister, die nach langen Zwischenräumen erscheinen, die Societät der Menschen auszuforschen, um ihren Standpunkt zu bezeichnen, eine Art von historischen Emissaire, welche ihre Sprosse auf der Leiter der Jahrhunderte einnehmen,

um gegen sie den Verbalproceß einzuleiten. Ohne alle Frage hat er mit Rabelais eine geistige Verwandtschaft, den er auch zuweilen nachgeahmt hat, und in diesen Nachahmungen ist der Geschmack an der veralteten Ausdrucksweise ein neuer Zug der Gleichartigkeit beider Schriftsteller. Wie jener war auch Quevedo nicht immer von den Thorheiten, die er geißelte, ausgenommen, und wenngleich den Werken der Meisters Alcofibras seine Schriften der klopfende Ausdruck ihrer Zeit geblieben sind, so hatte er, um besser seinen Gegenstand inne zu haben, sich selbst hineingepfropft. Nach dem Beispiel des Rabelais hielt sich Quevedo über die Geheimthuerei der Chiromantie und aller je nen mystischen Wissenschaften auf, welche mit der Leichtgläubigkeit der Menschen ihren Scherz trieben. Dergleichen Ausfälle finden sich viele in dem herrlichen „Libro de todas las cosas": „Leser, du bist neugierig; so wisse denn, daß die Linien im Innern der Hand andeuten, daß sie sich inwendig schließt, und daß sie, wenn man sie ein paar Stunden grade ausstreckt, einige Lust bezeigt, sich zusammenzuziehen. So oft du, Freund, einen Einäugigen erblickst, so sei fest überzeugt, daß ihm ein Auge fehlt. Wenn der Mond sich in den Fischen befindet, so sage dreist, der Frühling ist gekommen, dann wirst du in den dunkeln Nächten mehr als eine Laterne finden. Sei gewiß, daß in diesem Jahre der Vollmond nicht vom Himmel fallen wird. Die Sonnenfinsterniß (eclipse) ist die Königin der Eklipsen, sie verspricht während ihrer Dauer Dunkelheit, ist für die Astrologen ein reicher Brunnquell von Lügen, für die Laien ein Schacht von Mystificationen, für die Reichen und Vornehmen ein Gegenstand des Schreckens, denn nicht alle Menschen glauben daran, daß im Dunkeln gut munkeln sei. Wenn du beim Heraustreten aus deiner Schwelle am Himmel Raben fliegen siehst, so laß sie fliegen und sieh auf deine Füße. Willst du, daß alle hübsche Mädchen dir nachlaufen, so geh du voraus."

Von dieser burlesken, naiven und echt populairen Verneinung findet sich im Rabelais ebenfalls viel, auch er hatte es auf diesen Charlatanismus abgesehen, der sich für Geheimniß verkauft und gleich dem eingefleischten Sohn der Homöopathie seine Morarpillen im finstern Kämmerlein dreht, und wußte trefflich, wie Quevedo, wie man diesen Sonnenfinsterlingen zu Leibe gehen muß. Hier ist nun ein kleines Stück von dieser Rabelais'schen Diction: „Or mouchez vos nezs, petits enfans, et vous aultres vieulx resveurs, ajustez vos bezicles: Saturne sera cette année retrograde; Venus directe, Mercure inconstant; et ung tas d'aultres planètes n'iront pas à nostre comandement. Le tard fuira les pois en quaresme, le ventre ira devant, le cul s'asseoira le premier, les bestes parleront en divers lieux. Les aveugles ne verront que bien peu, les sourds oirront assez mal, les muets parleront guère. Vieillesse sera incurable cette année, à cause des années passées."

Solche Nachahmungen sind selten in Quevedo's Schriften; seine Werke stammen aus eigenthümlicher Quelle, er war sein eignes Vorbild. Wenn er auch zuweilen einen Gedanken von Rabelais entlehnte, so fand sich doch der Keim dieses Gedankens auch in seiner Brust, und selbst in der Nachahmung verleugnete er nicht seinen eigenthümlichen Charakter. Wollte Gott, es wären spätere Schriftsteller so originell gewesen, wie er nachahmte! Aus seinem verborgenen Aufenthaltsorte schleuderte er zuweilen beißende Manifeste ins Publicum. Die „Pragmatica del tiempo" bahnte sich ihren Weg in der Gestalt einer Ordonnanz der ewigen Policei:

„Wir, die Zeit, souverainer Herrscher der Welt, einziger Erbe der Menschheit, ewiger Richter über die Jahrhunderte ꝛc., befehlen allen unsern Justizbehörden zu beobachten und beobachten zu lassen die Decrete unserer Pragmatika: die Welt wimmelt wie ein Ameisenhaufen von wahren Freunden, die uns alle Stunden ihrer Ergebenheit und Aufopferung versichern; aber diese Freunde, wie lang von Worten und wie kurz von Werken? Die Redlichkeit waltet unter ihnen wie das Gewissen unter den Wucherern. Hütet euch, den Frauen Edelsteine und Kostbarkeiten zu schenken, wenn ihr nicht wollt, daß eure Ohren zu Eselsohren werden. Gebt ihnen Versprechungen; werft höchstens etwas ihren Hunden vor, ihren Katzen, ihren Papageien und Dompfaffen, allen Hausthieren, besonders denen, die rothe Bändchen mit Schellen um den Hals tragen. Beschämt ihre Koketterie, denkt nur dreist, daß, wenn sie manchmal nicht lachen wollen, es ihnen nicht an Heiterkeit, sondern an Zähnen fehlt. Hört auf, Lobeserhebungen an sie zu verschwenden, künftighin werden sich die jungen Mädchen selbst Lobsprüche spenden, dann kann man auf ihnen ausruhen (sich auf sie verlassen); die absichtliche Zweideutigkeit springt in die Augen). Wer seine Frau öffentlich lobt, der macht aus ihr eine feile Waare. Eine Witwe ist über allen Lobspruch hinaus; der sie lobte, war ihr verstorbener Mann; will sie wieder gerühmt sein, nehme sie sich einen andern."

Quevedo's Ruf jenseit der Pyrenäen war längst gegründet, als man gegen Ende der Regierung Ludwig XV. in Frankreich die Uebersetzung der „Historia y vida del gran Tacaño" publicirte, ein Werk, das dem „Gil Blas" sehr nahe verwandt ist. Allein diese Uebersetzung machte kein Glück. Es war eine misgestalte Copie, worin man zwar einige Züge des Originals wiederfand, aber so kalt ausgedrückt, so monoton wiedergegeben, daß es schwierig war, das Echte wiederzuerkennen. Dieser arme verballhornte „Tacaño" hatte ganz seine naive Heiterkeit verloren, seine freien Spuren, seine kühnen und jauchzenden Sprünge, kurz alle Bedingungen seiner Existenz. Er hatte gänzlich sich entschlagen des biegsamen und glänzenden Idioms seines Geburtslandes. Dieser joviale Gesell, der so harmlos und unbesorgt auf dem Wege von Alcala unter dem castilischen Himmel hinschlenderte, war in Frankreich ein langsamer, träger Exilirter geworden, ein ordinairer Abenteurer, ohne die Inspiration des Geistes. Darum bleibt es stets dabei, daß die Werke des Genius sich nicht übersetzen lassen; die zarten Nuancen, die wie Nerven das ganze Gewebe durchzittern, verwischen sich sogleich, wenn sie das Klima verändern; wie die tropischen Pflanzen muß man sie unter ihrem eignen Himmelstrich bewundern. Auf fremdem Boden zeigen sie sich lumpig, ihres Reichthums und ihrer Zierlichkeit beraubt.

Die Kindheit des Helden im Quevedo'schen Roman war nicht so friedlich wie die von Gil Blas. Seine Geburt war minder glücklich, sein Glück minder glänzend, sein Unglück weniger nobel, weniger rührend. Sein Vater war ein Barbier in Segovia, seine Mutter hatte sich den Geheimnissen der Magie ergeben. Don Paul ging in die Schule, die Schule war für ihn wie für alle Kinder oft ein Gefängniß, zuweilen aber auch sein Asyl, und es machte ihm, oft zu seinem Leidwesen, Vergnügen, sich mit den Leuten, die ihm unterwegs begegneten, zu unterhalten.

„Ich bemerkte einst", erzählt er, „auf der Straße einen gewissen sehr bekannten Rath, der Ponce Aguirre hieß; er kam langsam auf mich zu. Willst du ihn zum Laufen bringen, sagte Don Diego zu mir, so ruf' ihm nur zu: Pontius Pilatus. Das will ich wol, erwiderte ich. Als nun der Rath näher herzukam, rief ich ihm mit lauter Stimme zu: Pontius Pilatus! Wie ein Blitz war das Männchen dicht bei mir, zog sein Couteau heraus und schwur, er wolle mich auf der Stelle tödten. Ich glaube, er hätte Wort gehalten, wenn ich mich nicht eiligst in unser Schulhaus gestürzt hätte. Er folgte mir heulend dorthin, und nicht ohne Ueberredung war er zu bewegen, mir das Leben zu schenken. Er steckte sein Couteau ein, näherte sich mir und versetzte mir eine ungeheure Ohrfeige, und mein Schulmeister, von dem ich Schutz erwartet hatte, that es ihm noch zuvor, er drasch mich durch wie Korn und fragte mich bei jedem Schlage, ob ich wieder sagen wollte: Pontius Pilatus? Und ich schrie bei jedem Hiebe: In meinem Leben nicht! Und das sagte ich wirklich aus Herzensgrunde, es war mein felsenfester Entschluß, und ihr mögt darüber urtheilen. Denn als ich am andern Morgen mit lauter Stimme meinen Morgensegen betete und an das Credo kam, so erinnerte ich mich bei den Worten: gekreuzigt unter Pontius Pilatus, an dem

Denkzettel von gestern und sprach dafür mit andächtiger Miene: Gekreuzigt unter Pontius Aguirre."

Einige Jahre später finden wir ihn auf dem Wege nach Segovia. Er hat Alcala, seine Freunde, sein Stübchen verlassen und kehrt zu seiner Geburtsstadt zurück, indem er nichts als die Verwünschungen seiner Gläubiger mit auf den Weg nimmt. Er trifft auf seiner Reise einen von der Menschenclasse an, die ein Metier daraus machen, die Lächerlichkeiten und Dummheit der Reichen zu benutzen. Er ist ein emeritirter Parasit und spricht ganz offenherzig und verbindlich von seiner Kunst: „Was wollen Sie, mein Herr Licenciat; die Industrie ist unser einziger Patron, unsere Mägen sind sehr häufig nüchtern; es ist eine so schwierige Sache, sein Mittagsessen aus fremden Küchen zu beziehen. Wir sind der Abschen des Festins, das Schrecken der Tavernen, und überall, wohin wir kommen, sind wir Parforcegäste. Wir leben von der Luft des Tages und sind deshalb nicht traurig. Wir verzehren eine Zwiebel und thun dabei, als ob wir Kapaunen speisten. Man sieht vor unsern Hausthüren lauter Federn von herrlichem Geflügel und Hasenpfoten liegen, die wir im Laufe der Nacht auf allen Straßen auflesen, um uns den Tag über Ehre zu machen. Ich falle bei den Leuten von gutem Tone ein während des Mittagsessens; man ladet mich ein, Platz zu nehmen, ich gehorche ohne alles Cerimoniel, denn die Etikette hat mich häufig genug entsetzliche Enthaltsamkeiten gekostet. Jetzt, aus Vorsicht, meinen Teller besser zu versorgen, bitte ich um die Ehre, serviren zu dürfen: Mein Gott, lassen Sie mich machen, und Sie werden zufrieden sein. Wenn sie den trefflichen.... (hier nenne ich den Namen irgend eines verstorbenen Herzogs oder wenigstens Grafen) gekannt hätten, wie gern sahen es Seine Herrlichkeit, wenn ich vorschnitt! Dies machte ihm noch mehr Vergnügen, als selbst zu speisen. Und so schwatze ich fort, und verschlinge dreist, ohne weder rechts noch links zu blicken, was mir vor den Schnabel kommt, Steckrüben für Steckrüben, Hammelfleisch für Hammelfleisch, kurz jede Sache nehme ich für Das, was sie wirklich ist. Wenn die gute Gelegenheit zu lange auf sich warten läßt, so bleibt uns immer noch die Klostersuppe; diese verzehren wir im Schatten und machen den frommen Vätern noch obenein weis, wir thäten dies aus Frömmigkeit und wahrer Buße."

„Tag aus Tag ein haben wir die Obliegenheit, unsere magere Garderobe auszubessern. Hat man denn einen größern Feind als die Sonne? Die Sonne ist es, die alle Narben, alles Elend unserer Wämmser zu Tage fördert. Wenn es uns an Zeuch gebricht, dann nehmen wir die Flicken vom Hintertheil, um die Löcher des Vordertheils damit zuzumachen, und überlassen die Sorge, die hintere Blöße zu verdecken, unserm Mantel. Er allein weiß davon, und wir haben nichts zu thun, als die hellen Treppen zu vermeiden. Unser Leben ist ein fortgesetztes Studium der Positionen, die wir nehmen müssen, um den Effecten des Lichtes aus dem Wege zu gehen. So fließen unsere Tage hin im steten Wechsel von Wohlsein und Calamitäten. Bald reich, bald im Hospital, kommen wir endlich doch zum Ziel. Derjenige, der seine Wünsche zu beschränken versteht, kann in seiner Dürftigkeit ein König sein."

Quevedo's Alter war einförmig und ernsthaft. Er figurirte in spätern Jahren noch bei Hofe und hat unter Anderm die Beschreibung einer Reise hinterlassen, die er im Gefolge des Königs einst nach Andalusien machte. Sie enthält nichts Ausgezeichnetes; nur Details einer ordinairen Existenz, die man aufzuschreiben der Mühe werth hält, wenn man nichts Besseres weiß. In Spanien, seinem Mutterlande, gehört Quevedo's Name unter die berühmtesten; allein es scheint mit zu seiner Bestimmung zu gehören, daß seine Werke im Auslande unbekannt bleiben sollen. Bei der ausgeprägten Individualität dieses Schriftstellers und seiner großen Verwandtschaft mit Cervantes und Rabelais ist dies sehr zu verwundern, und es scheint, die Nachwelt wird hier die Trägheit unserer Tage ergänzen müssen.*)

150.

Notizen.

Die Societät der Antiquare von Autun hat neuerlich eine sehr merkwürdige und elegante gothische Kapelle käuflich an sich gebracht, welche, wie man sagt, im J. 1247 mitten in einem Gehölz der Umgegend von Jehan de Couches, einem zurückgekehrten Kreuzfahrer, erbaut worden. Er wurde in derselben beerdigt, wie die Inschrift auf seinem Grabmal besagt. Die Gesellschaft der Alterthümler beabsichtigt nun, diese Kapelle als ein kostbares, nicht genug zu conservirendes Monument nach Autun schaffen zu lassen, eine Stadt, die schon sehr reich an mittelalterlichen Kunstdenkmälern ist. Der Bischof von Autun will einen großen Theil der Transportkosten tragen, um die Kapelle mit seiner prächtigen Kathedrale vereinigt zu sehen.

Auf dem Museum der Münzen in Paris befindet sich eine neue Medaille zum Andenken des Marschalls Mortier, mit der Inschrift: Louis Philippe I à la mémoire du duc de Treviso, victime de l'attentat du 28 juillet 1835 — Pompe funèbre à la basilique des Invalides, le 5 août.

Die Engländer haben sich stets in Sachen einer absurden Originalität des ersten Preises würdig gezeigt. Neulich hat, wie wir in einem englischen Journal lesen, sich ein Ideolog in Southampton das Vergnügen gemacht, 14,000 Bouteillen mit Exemplaren eines Abrisses der neuern Weltgeschichte anzufüllen, und diese Flaschen, hermetisch verschlossen und versiegelt, sind in den tiefsten Schluchten der Eisberge Grönlands niedergelegt worden. (?) Im Fall einer partiellen Zerstörung des Erdballs, werden diese welthistorischen Bouteillen obenauf schwimmen und den folgenden Generationen die Bewegungen der Gegenwart zu wissen thun, welche diese wahrscheinlich gar nicht zu wissen verlangen. Wehe dem durstigen Nachkommen, der bei einer solchen späten Katastrophe in den Bouteillen des Ideologen Champagner vermuthet. Er wird ausrufen können, wie jener durstige Wanderer in der Wüste, der den Schlauch mit Perlen fand: „O mein Gott, es sind nur Ideen!"

150.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Gedichte

von

Wilhelm Meinhold.

Zweite, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage.

Zwei Bändchen. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im November 1835.

F. A. Brockhaus.

*) Wir besitzen eine treffliche deutsche Uebersetzung von Quevedo's hier besonders berücksichtigtem Roman von Joh. Georg Keil, die unter dem Titel: „Geschichte und Leben des Erzschelms, genannt Don Paul" den zehnten Band der „Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes" bildet (Leipzig 1826. 12.). Keil hat seiner Uebersetzung eine Einleitung „Ueber Quevedo's Leben und Schriften" beigefügt. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 333. — 29. November 1835.

Theorie des Reims.

(Fortſetzung aus Nr. 332.)

Aus dem Hauptgeſetz folgt ferner, daß 3) die Reimklänge nicht in Worten abſtracter Bedeutung oder gar in Eigennamen u. ſ. w. liegen dürfen. Zahlworte, Präpoſitionen, Hülfszeitworte können höchſtens jenen phonetiſchen Klingklang erzeugen, der dem feinern Ohr ein Greuel iſt. Nur wenn eben eine heterogene (nichtige, komiſche) Wirkung erſtrebt wird, ſind ſie zum Gebrauch da. — Viertes Geſetz: Das Versmaß gereimter Dichtungen muß einfach ſein und nicht durch ſich ſelbſt gelten wollen. Hier nun ſteigt der Verf. in eine tiefſinnige Unterſuchung der verſchiedenen Wirkung des Rhythmus und des Reimes hinab. Der Vers entſpricht dem Begehrungsvermögen, der Reim dem Gefühl, der erſte dem Verſtande, dem Auge, der zweite der Empfindung ſeiner ſelbſt, dem lauſchenden Ohr. Denn ganz richtig definirt er das Gefühl als die Fähigkeit der Seele, ihre ſubjectiven Veränderungen wahrzunehmen, das Bewußtſein als die Fähigkeit, dieſe Veränderungen als Object auf ſich ſelbſt, als Subject, zu beziehen. Beide Thätigkeiten widerſprechen ſich, das Begehren ſchwächt das in ſeiner Veränderung haftende, darauf beharrende Gefühl. Die leidenſchaftliche (künſtliche) Bewegung des Rhythmus beſchädigt daher die Wirkung des Reimes; jener ſtellt Anſchauung und Verlangen nach ihr dar, dieſer Beharren und Fixirung der Empfindung. Hierin nun liegt auch die vorläufige Erklärung, warum die alten Sprachen den Reim verſchmähen. Bei den Alten iſt klare Anſchauung das Herrſchende, die Empfindung iſt nur dienſtbar. Das Gefühl wurde wie das Weib erſt durch das Chriſtenthum aus alten Banden erlöſt u. ſ. w. Weiter findet nun der Verf., daß nur die jeder Sprache natürlichſte Bewegung der reinen Wirkung des Reimes günſtig iſt. Für die deutſche Sprache ſtellt der Jambus die natürlichſte Bewegung dar, aus keinem andern Grunde, als weil hier ſämmtliche Reimklänge in die ſtärkſte Arſis des ganzen Verſes fallen. Iſt der Rhythmus fallend (Trochäus), ſo kommen die Reimklänge in die Theſis zu ſtehen und wirken phonetiſch ſchon ſchwächer. In der daktyliſchen Bewegung ſchwächt ſich dieſe Wirkung noch mehr; in den antiken Versmaßen geht ſie faſt gänzlich verloren, wenn wir den Vers nach ſeiner Bedeutung, wie er geleſen werden *ſoll*, leſen. Trefflich ausgewählte Beiſpiele belegen dieſe Sätze. — Fünftes Geſetz: Der Vers darf nicht zu lang ſein, wenn die Reimſylben wirken ſollen. Höchſtens ſechs Füße laſſen die Wirkung der Gleichklänge noch empfinden; je weniger deren ſind (auch ſchon deshalb, weil der Gedanke klarer, einfacher bleibt), deſto prägnanter tritt die Wirkung des Gleichklanges hervor. Beiſpiel: Göthe's Geiſterchor, der Fauſt in Schlummer ſingt — allerdings ein traumähnliches, Bild um Bild verwiſchendes, das Spiel der Seelenthätigkeiten beim herannahenden Schlummer treu malendes Gedicht, indem der Widerſtand des Ichs allmälig verſchwindet, was, nach Fichte, den Schlaf gibt. Die Unzuläſſigkeit des Alexandriners für die Wirkung des Reimes wird an Gellert erwieſen; hier allerdings wirkt der Reim nur noch als ſprachlich-architektoniſche Gliederung. Vier, höchſtens fünf Versfüße ſind daher im Gedicht, das eine muſikaliſche Wirkung erſtrebt (dem lyriſchen), als Grenzſcheide zu betrachten. Iſt der Vers kürzer, ſo tritt der Gedanke gegen die übermäßige muſikaliſche Wirkung zurück und in Schatten; iſt er länger, ſo verſchwindet jene. Hierbei wird Platen's langer, kunſtvoller Verſe gedacht, in welchen der Reim nur architektoniſch wirken ſoll, wobei jedoch zugeſtanden wird, daß die unvergleichliche Leichtigkeit ſeiner Rhythmen eine größere Länge der Verszeile zulaſſe, als dies ſonſt irgendwo der Fall ſei. — Sechstes Geſetz: Die Reimwörter müſſen ſo geſtellt ſein, daß ſich der natürliche Sprachton ihnen zudrängt. Dies fließt aus der Grundidee des Reimes ab, der durch Gleichklang die herrſchende Empfindung ſo leicht und unmittelbar als möglich verſinnlichen ſoll, und wird erreicht, wenn das Reimwort in die Arſis des Verſes fällt. Verwerflich iſt daher der Reim:

Zu Dionys, dem Tyrannen, *ſchlich* . . .
Was wollteſt du mit dem Dolche, *ſprich* u. ſ. w.

Hier wird nichts als eine Ueberraſchung bewirkt, die ganz außerhalb der erſtrebten Bedeutung liegt. Nur zu ſcherzhaftem Gebrauch iſt ein Reim dieſer Art von Wirkung. Z. B. Klopſtock: „Die Henriade":

Was iſt's wol, daß bei Meiſter Arouet
In ſeinem Heldenreim nichts beieinander ſteht?
Erſt macht er dies und jen's von Menſchen kund,
Dann kommen Geiſter *und*
Hernach auch handelnde Perſonen u. ſ. w.
Iſt dieſer Menſch was and'res *als*
Horazens Mädchenkopf, Fiſchſchwanz und Pferde*hals*?

Was soll hiernach der moderne Versuch, den Reim in den Anfang des Verses zu bringen, da, wo noch keine Empfindung begonnen hat, die der Reim austönen soll? oder in die Mitte, wo der Gesammteindruck noch unvollendet ist? Und hier nun erklärt sich das Verfehlte aller überkünstelten Reimversuche der Provenzalen und Meistersänger. Die Wirkung der Kettenreime erklärt der Verf. daher auch als absichtliche Vernichtung der Wirkung des Reimes, Schwanken, getrübte, verwischte Erinnerung (Elegie). Zusammengesetzte, Echoreime finden hier gleichfalls ihre Stelle. — Siebentes Gesetz: Die Verschlingungen der Reimverse dürfen nicht zu verwickelt sein. Das klangvolle italienische und spanische Idiom konnte hier weiter gehen, als das inniger und dumpfer tönende deutsche es darf. Dort entstanden daher auch Terzine, Dezime, Madrigal u. s. w. mit ganz musikalischer Wirkung, da der volle Reimklang von ono, as u. s. w. noch nachklingt, wo unsere Reimsylbe längst verstummt ist. Dies gibt die Grenze des Nachahmbaren. Der haftende, ruhende Gefühlszustand des poetisch angeregten Südländers gab diesen langen Wiederklängen, die sich von diesem einen, sich selbst hegenden Gefühl nicht trennen können, Entstehung und Bedeutung; die Kraft des Handelns, der Veränderung ist ihm ganz entrückt; in dem Deutschen lebt sie trotz der elegischen Wehmuth fort, er ringt selbst in ihr nach Klarheit und Anschauung. Daher paßt der zu langgedehnte Wiederklang nicht für ihn. Abermaliger Rückblick auf die alte Poesie, welche das Gefühl in Dienstbarkeit zwang, das durch das Christenthum frei und geltend worden, nun seine Freiheit zu misbrauchen strebte (provenzale Poesie) und sich in sich selbst vertiefte. Das Sonett scheint dem Verf. die äußerste Grenze der Gehaltenheit desselben Tones darzubieten, und wir geben ihm darin Recht. Länger als hier darf das Gefühl nicht mit schwärmender Ruhe über seinem Gegenstand feststehen (Vergleichung mit der gothischen Baukunst, die auch dieselbe Empfindung wiederholt und als Ureinheit variirt). Und hier hätte der Verf. noch der antiken Baukunst, in der das Verstandesgesetz (mathematischer Typus) dem Gesetz des Rhythmus (Befriedigung in der Anschauung) so ganz entspricht, erwähnen können. — Achtes Gesetz: Nach seiner herrschenden Empfindung paßt ein Gedicht für den Reim oder widerstrebt ihm. Der Reim muß sich in seinem Gebrauch nach dem Maß der Musik richten, das der Gedanke darbietet. Wo die musikalische Bedeutung überhaupt fehlt oder zurücktritt, da ist auch der Reim nicht an seiner Stelle. Anschauungspoesie und Gehörspoesie. Ein wirklich merkwürdiges Beispiel, wie unpassend der Reim auftreten könne, gibt der Verf. durch das Beispiel von Göthe's „Amor als Landschaftsmaler", das ganz der Anschauungspoesie angehört. Dies herrliche Gedicht wäre durch den Gebrauch des Reims gradehin verdorben; ebenso Iphigeniens Monologe, „Die Musageten", „Der Besuch", „Die Seefahrt" und andere Dichtungen Göthe's. So zeigt sich denn die Theilung der Poesie in Anschauungs- und Gehörspoesie (die sich selbst belauschende und die begehrende Empfindung) wieder als ganz richtig. Hiernach nun folgt die Sonderung der poetischen Gebiete in solche, für welche der Reim paßt, und solche, die ihn verwerfen. Der Reim ist Ausdruck eines sich selbst belauschenden, sich selbst genießenden Gefühles. Heftige Leidenschaft, überwältigte Empfindung verwirft ihn daher ebenso wie klare objective Anschauung, welche Gestalten zu unterscheiden trachtet und diese malt. Beide, Leidenschaft und Anschauung, gehen aufs Object und das Gefühl ist subjective Thätigkeit. Das Vorurtheil, Dichten und Reimen sei eins, hat der Poesie unsagliche Leiden verursacht; der Reim aber ist ein verwerflicher Flitterstaat, wo er keine Bedeutung findet, kaum geschickt, das Nichtssagende aufzuputzen, höchstens eine allgemeine Verzierung, die besser wegfiele, da sie andern Wirkungen entgegenstrebt, die erreicht werden sollen. Der Reim ist also nur an seiner Stelle, wo ein Gefühl sich selbst Object wird. (Hier folgt eine schöne Digression, welche beweist, wie nothwendig uns die alte Poesie als Bildungsmittel sei, um überhaupt zur Poesie zu gelangen.) Göthe, Lessing und Winckelmann sind die Prototypen dieser durch die Anschauungspoesie erlangten Bildung. Wiewol nun die den Reim bedingende Gemüthsstimmung in der ganzen modernen Poesie vorwaltet, so schließen ihn gewisse Gattungen doch entschieden aus: 1) das Epos. Im Epos herrscht die Anschauung und die plastische Nachbildung angeschauter Gestalten. Des Dichters subjectives Gefühl findet hier nirgend Platz. Aber eben deshalb hat die moderne Poesie kein Epos und kann keines haben, das dem reinen Begriff dieser Dichtungsart entspräche; die Natur derselben ist uns undarstellbar geworden oder ungenießbar, was Dasselbe ist. Schon „Das befreite Jerusalem" ist kein Epos mehr. Siegt nicht hier die Empfindung beständig über den Meister und hegt sie sich nicht mit Selbstgenuß? Oder das „Niebelungenlied"? Sollen diese Gedichte jedoch eine Gattung bilden, die wir auch Epos nennen, so gehört ihr der Reim an; aber wir verlassen dann den reinen Begriff. Ebenso fremd ist der Reim dem Drama, soweit es Gestalten und Bilder gibt; nur wo die Handlung steht und der Handelnde sich selbst beschaut, da mag (sofern dies überhaupt statthaft erschiene) auch der Reim seine Stelle finden. Ebenso in dem handlungslosen, aber innig mitfühlenden Chor, dessen Stimmung mehr das Musikalischnachklingende als das Begreifliche und Darstellende sucht. Auch am Schluß der Monologe, wo die Empfindung ausklingt und von der Bewegung zur Ruhe übergeht, ist eine Stelle für den Reim, dessen Herrschaft durch ein ganzes Drama ganz unstatthaft erscheint. Und der „Faust"? fragen wir. Nun grade dies Gedicht dient zum Beweise, daß die Thesis des Verf. richtig ist. Was macht den „Faust" fähig, den Reim zu tragen? Grade das Stehen der Handlung und seine ganz reflective Natur, das ganz Lyrische der Stimmung Faust's, das ganz Symbolische seiner Sprache. Mephisto aber ist die personificirte Ironie Faust's und bedient sich daher derselben Mittel der Darstellung; die weiblichen Charaktere sind Reflexe der männlichen und ganz lyrisch; an andern Stellen hat der Reim den Beruf, scherzhaft

oder überraschend zu wirken, und erfüllt diesen; hier ist also ein volles Studium für den Gebrauch des Reims zu machen, denn es fehlt auch nicht an Stellen, wo er ganz unpassend erscheint. Lyrik und komische, satirische Wirkung sind also die Bedingungen des Reims im Drama, daher er sich auch mit der Komödie wohl verträgt.

(Der Beschluß folgt.)

Akademische Unterhaltungen vor 200 Jahren.

Unter den mancherlei kleinen Curiosenbüchern, welche wir besitzen, findet sich auch Georg Gumpelzheimer's „Gymnasma; de exercitiis academicorum" (Strasburg 1621, 12). Es ist insofern schätzenswerth, als darin nicht nur das Leben der akademischen Jugend vor 200 Jahren geschildert, sondern auch eine Menge Beiträge zur damaligen Cultur- und Sittengeschichte gegeben wird. Indem es uns mit Dem bekannt macht, was ein Studirender damals wissen mußte, wenn er ein Ideal, ein Student, wie er sein sollte, zu sein wünschte, sehen wir zugleich, daß damals auch Dinge in Betracht kamen, an welche jetzt kein Mensch mehr denkt, oder, wenn er an sie denkt, sie zum Gegenstande seines Studiums ganz allein macht; daß ferner manche Dinge, über deren Werth wir Alle einverstanden sind, damals erst einer besondern Rechtfertigung bedurften. In der einen wie der andern Hinsicht hoffen wir aus dieser seltenen, in der Auflage, welche wir besitzen, fast gar nicht mehr vorhandenen Schrift *) manche unterhaltende Züge mitzutheilen. Unter den mancherlei Künsten, welche ein junger Studirender treiben soll, wird z. B. auch die Malerkunst empfohlen. Sonderbarerweise aber hält es der Verf. doch für nöthig, aus dem Leben der Kaiser Hadrian und Antonin, Rudolf II. und Selim II. zu beweisen, daß die Hände eines solchen keineswegs durch Farbe besudelt werden. Sonderbar genug erzählt er vom Kaiser Selim II. **), daß dieser den Maler Gentile Bellini nach Konstantinopel habe kommen lassen, ihn zum Ritter erhob und mit einem Orden schmückte. Wir wissen nicht anders, als daß dies unter Mohammed II., dem Eroberer Konstantinopels, geschah. Indessen dies ist Nebensache; merkwürdiger ist wol die Zugabe, daß ihn der Sultan zum Ritter ernannte (in ordinem equestrem cooptavit) und mit einem Ehrenzeichen schmückte (insigni torquis aurei donavit). Er beruft sich auf eine Schrift des Fr. Mennius, welche von den „Equestribus ordinibus sive de equitibus apud Turcas" handele. Es scheint daher, als sei der von Selim III. und dem jetzigen Sultan verschenkte Mondorden nur Wiederherstellung eines schon früher von den Sultanen verliehenen Ehrenzeichens, wovon jedoch bis jetzt nichts Genaueres bekannt wurde. Wer im Besitze der Schrift von Mennius ist, findet vielleicht mehr darüber. Sehr empfohlen wird von unserm Verf. die „conversatio" und zwar sowol die privata, als auch namentlich die in collegiis disputatoriis et oratoriis geübte. Die letztern scheinen also nicht sowol zur Vervollkommnung in den Wissenschaften, als vielmehr zur Bildung im Allgemeinen von mehren Lehrern eröffnet worden zu sein. Es geht dies unter Anderm auch daraus hervor, daß es der Verf. gar nicht für unschicklich hält, wenn in dergleichen Stunden die deutsche Sprache gebraucht wird. Vornehmlich empfiehlt jedoch unser Verf. zur Bildung junger Studirender das Reisen. Er läßt sich da sehr weitläufig aus und lehrt, wohin, wie, warum ein Solcher reisen müsse. Eben dadurch aber erfährt man auch Manches, was den Unterschied zwischen Damals und Jetzt recht auffallend zeigt. Das Reisen kostete damals so gut wie jetzt vieles Geld, aber es war damals auch „eine unmenschlich und übergroße Schinderei des Aufwechsels der Pfeffersäck und Mercatorum". Das damalige Kipper- und Wipperwesen herrschte in ganz Deutschland. Ein Fürst hatte immer schlechteres Geld geschlagen als der andere, und nirgend wurde es außerhalb der Grenze desselben genommen, mithin nur mit Verlust bei den „Pfeffersäck", wie der Verf. die Wechsler nennt, weil sie auch mit Gewürzen handelten, verwechselt. Zugleich ward Geist und Körper bedroht. Besonders in Italien scheint es damals bös hergegangen zu sein. Er führt eine Stelle aus dem „Froschmeußler", einem damaligen satyrischen Gedichte, an, welche Jedem, der sich mit List nicht durchzuhelfen weiß, geradezu sagt, daß er kommt

in beschwerliche Noth,
Wird beraubt oder geschlagen todt.

Wegen Italien beruft er sich auf einen Edelmann, Pont-Aymery, der die Prellerei und Sittenverderbniß mit den schwärzesten Farben schildert. In Mailand war die Betrügerei, in Bologna die Lüge, in Rom aber Atheismus und die Gottlosigkeit zu Hause, Neapel war eine cloaca und latrina der Wollust, der Schwelgerei und Ausgelassenheit aller Art, und in Florenz jeder guten Sitte abgeschworen. Von Rom sagten die Deutschen damals:

Wandert nach Rom ein frommer Mann,
So bringt er wieder ein' nequam.

Die Franzosen urtheilten nicht besser davon.

Das Reiten war damals eine besonders nothwendige Eigenschaft, wenn sich ein junger Mensch empfehlen wollte. Das Sprüchwort bezeichnete einen ganz Unwissenden: „Er kann weder reden noch reiten." Dagegen galt damals das auch jetzt noch gewöhnliche Sprüchwort: „Er ist in alle Sättel gerecht", ganz wörtlich von Einem, der zu reiten verstand. Unser Verf. empfiehlt es daher auch überdiemaßen. „Je mehr wir uns der Bildung befleißigen", sagt er, „desto mehr müssen wir den Tadel der Menschen (in dem Betracht) fürchten, nämlich: „Das ist ein rechter lateinischer Ritter, es steht ihm besser die Feder hinter den Ohren, dann auf dem Hut." Mit dem Reiten stand damals auch manche noch andere Turnübung in Verbindung, welche nicht weniger galt. Die Ars gymnastica wird als „maxima si ulla alia conveniens" bezeichnet, und wir lernen als Theile derselben „die Musterung" oder „das Drillen mit Musketen und Piken", das „Lanzenbrechen und Fußturnieren", das „mit der Pike oder Ranspieße spielen", sowie „das Fahnenschwingen" kennen. Natürlich machte das Fechten nun vollends einen Hauptgegenstand aus. Es zerfiel in Stoß und Hieb, und der Verf. untersucht weitläufig, ob dasselbe sowie das Duelliren auf der Akademie erlaubt sei. Das Eine wie das Andere bejaht er, und zwar führt er für das Letztere den oft vorgebrachten Grundsatz an, durch den man hat das Duell rechtfertigen wollen, daß es allen Menschen und also auch den Akademikern erlaubt sei, quoties serum quid punire judicio, perque magistratum publice vindicari non licet. Nur empfiehlt er hierbei Mäßigung (moderamen); wenn sie beobachtet sei, sei man auch nicht gehalten, den Angreifenden zu fliehen. Die Strafen für Duelle waren damals auf Akademien sehr mild. In Altdorf wurden sie ganz aufgehoben; in Helmstädt und Gießen fand Dasselbe statt, nachdem bis dahin ein Reichsthaler häufig hatte bezahlt werden müssen. In Ingolstadt kostete es einen Thaler, wenn in der Stadt, und 10 Thaler, wenn vor dem Thore geschlagen worden war. Noch gelinder wurden alle Zweikämpfe bestraft, die in Folge nächtlicher Raufereien, der Trunkenheit und dergl. stattfanden. Unser Gumpelzheimer mißbilligt diese Milde aus dem Grunde, weil bei dem eigentlichen Duell sehr selten (paucissima) das Leben darauf gehe, bei dergleichen Aufläufen aber oft Viele und die besten Jünglinge verwundet würden. Viele Fechter gaben damals eine Art Schauspiel, versteht sich mit stumpfen Rappieren. Sie hießen Federfechter *), Marxbrüder, Lurbrüder, und hatten „Kraft und Macht von wegen römischer kaiserlicher Majestät gegebener Freiheit dazu".

*) Sie wurde später nach ihres Verf. Tode (1643 starb Gumpelzheimer) von Moscherosch 1652 wieder herausgegeben.

**) Es muß Selim I. gewesen sein, Mohammed II. Enkel, denn Gentile Bellini starb 1501.

*) Federrappier.

Es fragte sich nun, ob ein Studirender auch gleich ihnen durch seine Fertigkeit im Fechten Geld zu erwerben suchen dürfe? An sich wird dies für „certe ignominiosum" erklärt, doch aber gestattet, wenn es ihm an Geld fehlt, eine Reise zu unternehmen. Zum Mindesten ließen sich davon Beispiele anführen. Trotz der stumpfen Rappiere fielen doch manchmal schwere und tödtliche Wunden vor, und so entstand die Frage, ob ein Fechter, der sie veranlaßt hatte, zu bestrafen sei? Dies wird gradezu geleugnet, wenn keine böse List, kein absichtlich böser Stoß stattfand. Es wurde daher, ehe so eine Fechtschule aufgethan war, vom Meister angeschlagen, daß in ihr verboten sei: „Ort, Knopff (?), Spitz, Einlauff (?), Armbruch, Augengriff, Steinwurf, vnd alle andere unredliche Stück" ꝛc. Desgleichen: „wo ihr zween Haß vnd Neid zusammentrügen, die wollens auf dieser — Schule nicht ausfechten." *)

Merkwürdiger ist jedoch noch Alles, was wir über das damals gewöhnliche Armbrust- und Büchsenschießen erfahren. Beides war nebst dem Jagdvergnügen auf Akademien jener Zeit üblich und erlaubt. In Gießen, Tübingen und Jena hatten die Studirenden damals die Erlaubniß, nach Hasen ꝛc. zu jagen. Mit vieler Wichtigkeit behandelt unser Verf. die Frage, ob sie auch mit den Bürgern das gewöhnliche Scheibenschießen theilen dürfen; ob sich dies für sie schicke. Mancher werde gewiß die Ehre und das Ansehen derselben beeinträchtigt glauben. Dem sei aber nicht so, und im Gegentheil würde zwischen Studenten und Bürgern dadurch Freundschaft und Bekanntschaft gefördert, auf solche Art aber mancher Tumult und Auftritt verhindert.

Auf mehren Universitäten trug man kein Bedenken, gleich zum Fenster hinauszuschießen. Mit oder ohne Kugeln kam nicht sehr in Betracht. So war es in Helmstädt Sitte, obschon „potius ex permissione quam approbatione magistratus academici". Uebungen in den verschiedenen Arten der Kriegsarchitektur werden den Studirenden nicht minder empfohlen, woran sich dann Miniren, Feuerwerk, Schwimmen, Laufen schließt. „Racheten machen", wird aus einem Zeitgenossen angeführt, „ist zwar so gemein, daß auch die Kinder auff den Gassen oder die Schüler, wann sie ihren Alten hinder ihre Rüstung und Pulver kommen können, sich dessen unterstehen; so soll man doch gewiß sein, daß es eine feine Wissenschaft ist, dieselbige recht und in gebührender Proposition zuzurichten". Auf den Universitäten war es „non adeo infrequens." Die Studirenden werden nur gewarnt, hierbei vorsichtig zu Werke zu gehen und nicht so Alle, „quos studiosis servire videmus", d. h. also die Stiefelputzer, an der Arbeit Theil nehmen zu lassen. Beachtungswerth ist es, daß auch den Studirenden jener Zeit der Besuch der Schauspiele empfohlen wird, da, wenn hierbei Alles mit „modestia et verecundia" vor sich geht, „das exercitium comoediarum ob singularem utilitatem frequentandum sei". Strasburg hatte damals ein ansehnliches Theater. Es scheinen zu der Zeit englische Schauspieler nach Deutschland gekommen zu sein, denn unsere Quelle rühmt von ihnen, „daß sie in der Dichtung und Darstellung (inventionibus et actionibus) alle hinter sich ließen"; und welchen Beifall sie finden mußten, geht daraus hervor, daß sie in Deutschland viel Geld einnahmen. „Quantam plausibilem exactionem Germanine nostrae imponant", ruft der Verf. aus, „usus testatur, monstrat experientia." Er setzt noch hinzu, „daß es Pflicht einer guten Obrigkeit sei, diese Contributionen etwas zu beschränken".

*) Eine der ältesten Anweisungen zum Fechten auf Hieb und Stich ist: „Rosellae Glitzo Favorini Discursus defensivus juri factitius". Es wird darin der modus et usus findarum, cavadarum, posturarum, mensurarum etc. gelehrt. Unsere Ausgabe „in gratiam studiosorum" erschien Jena 1624 ohne Seitenzahl, 7½ Bogen, ist aber natürlich nur Nachdruck, denn der Verf. war ein Neapolitaner.

Noch ist es uns nicht gelungen, über die Art und Weise, wie englische Schauspielergesellschaften zu jener Zeit nach Deutschland haben kommen können, wie sie als Engländer hier spielen konnten, etwas auszumitteln. Bis wir besser unterrichtet werden, suchen wir den Grund in der Vermählung des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz mit einer englischen Prinzessin und in den englischen Hülfstruppen, welche bei Gustav Adolf's Heere dienten. *) Vor der Hand wollen wir die damaligen Burschenfreuden nicht weiter verfolgen. Es wird sich schon eine neue Gelegenheit dazu finden. 80.

Notizen.

Die Bewohner eines hügeligen Terrains unweit Bristol waren vor Kurzem Zeugen einer der seltsamen Naturerscheinungen, welche die Physiker unter dem Namen Mirages kennen. Gegen fünf Uhr Abends wollte man am Himmel, der ganz mit dicken Wolken bedeckt war, eine ungeheuere Menge Soldaten zu Pferde bemerken, welche bald im langsamen Schritt, bald im gestreckten Trabe vorbeizudefiliren schienen. Die Reiter, den Säbel in der Hand, waren alle trefflich uniformirt, und man unterschied deutlich ihr Zeug bis auf Zaum und Steigbügel. Nach einiger Zeit sahe man sie zu sechs abbrechen und manoeuvriren, alsdann wieder einzeln reiten und Fronte machen. Dies seltsame Schauspiel dauerte, bis die Dunkelheit die Gegenstände unkenntlich machte, und verbreitete unter die Bewohner der Dorfschaften ein panisches Schrecken. Einige davon fielen auf die Knie und und beteten, Andere rafften ihre werthvollsten Effecten zusammen und wollten fliehen. Diese Erscheinung, welche die Meisten als das Omen einer feindlichen Invasion betrachteten, war lange in Bristol Stadtgespräch.

Das berühmte Gemälde von Champmartin: Johannes der Täufer, ist nun in der Kirche St.-Roch in Paris aufgestellt. Diese überaus prachtvolle Kirche zieht durch ihre jetzige Einrichtung die Bewunderung aller Fremden auf sich. Es befinden sich darin 19 prächtig decorirte Altäre, eine Kanzel von vortrefflicher Arbeit, zwei Orgeln, 36 Bildhauerwerke, Statuen und Basreliefs, 47 Gemälde, zwei große Plafonds, zwei kostbare steinerne Tische, zum Dienst für den Hochaltar bestimmt, und die phantasmagorische Kapelle von Falconet.

In dem Marinemuseum des Louvre sind bereits drei Säle vollständig eingerichtet, der von Lapeyrouse, der von Vernet und der für die Waffen der wilden Völker der neuen Welt. Es bleibt noch die Decoration von zehn andern übrig.

Eine der Vorstellungen der Madame Malibran in Mailand bei ihrer letzten Anwesenheit daselbst hat in den Fasten des Theaters Furore gemacht. Sie sang die Norma und wurde während des ersten Actes 16 Mal hervorgerufen. Als die Sängerin im zweiten Act auf der Bühne erschien, begnügten sich die Claqueurs nicht mit Klatschen, sondern ein entsetzliches Beifallsgebrul („buriemens de bravos", wie eine französische Zeitschrift sich ausdrückt) erfüllte das Haus bis zur Kuppel. Man machte seinem Enthusiasmus in allen nur erdenklichen Formen Luft, dergestalt, daß endlich selbst die Policei irre ward und nicht mehr wußte, ob sie Menschenkinder oder fesselose Naturgeister vor sich hatte. Man berichtet, es sei bis zur Wiederbeschäftigung der außer sich gerathenen Gemüther so viel Zeit verflossen, daß man dazwischen „Die Zerstreuten" von Kotzebue hätte aufführen können. 150.

*) Die frühseste Spur der Art dürfte vielleicht im Jahre 1636 zu finden sein. Hier erlaubte der Rath zu Danzig „den englischen Komödianten acht Komödien", jedoch sollten sie keine unzüchtigen Stücke präsentiren und nur drei Groschen Einlaßgeld nehmen. (G. Löschin's „Geschichte Danzigs", I, S. 588.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 334. — 30. November 1835.

Theorie des Reims.

(Beſchluß aus Nr. 333.)

Das eigentliche Gebiet des Reims aber iſt die lyriſche Poeſie. In der Lyrik wird das ſubjective Gefühl zum Object des Liedes, oder, was Daſſelbe ſagt, die Lyrik tilgt das Begriffliche aus und ſtellt das Muſikaliſche heraus im Liede. Am meiſten geſchieht dies im geſungenen Liede, wo das Begriffliche ganz im Gefühl untertaucht. Hieraus erhellt ein merkwürdiges Verhältniß zwiſchen Muſik und Philoſophie. In der reinen Muſik erſcheint eine gänzliche Austilgung der Vorſtellungen, aber nicht in ihr allein, auch in der abſtracten Philoſophie iſt die Vorſtellung ausgetilgt, und wir bewegen uns in reinen Begriffen, zu denen die Vorſtellungen durch Subſumtion wiedergewonnen werden müſſen, d. h., Muſik iſt Abſtraction vom Verſtande durch Gefühl, Philoſophie durch Begriffe; das Vorſtellen iſt die Vermittelung zwiſchen beiden, ihre Grundlage, ihre Verbindung; beide ſind Entzweiungen des Vorſtellens, polare Entwickelungen des Geiſtes (Naturmetamorphoſen, Urphänomene würde Göthe ſagen), Richtungen des Einfachwerdenden, das die Vorſtellung iſt. Dieſer zwiefachen Richtung in Austilgung der Vorſtellungen folgt nun einerſeits der Rhythmus, andererſeits der Gleichklang; jener, indem er das Mannichfaltige im Einen (philoſophiſch), dieſe, indem ſie die Vorſtellung muſikaliſch ſchwächt und auflöſt; und ſomit iſt der weſentliche Unterſchied und das Widerſpiel zwiſchen Rhythmus und Reim gefunden. Nach dieſer höchſt befriedigenden Digreſſion zeigt der Verf. ferner, wie die Ode des Reimes nicht bedarf, weil ſie das Gefühl nicht ruhig genießend, ſondern gegenſtändlich und in Bewegung ausſpricht. Er zeigt dies an einigen ſchönen Oden von Uz, welche, recht geleſen, den Reim ganz ungenießbar darſtellen, daher Oden auch ſelten in Muſik geſetzt erſcheinen. Beſſer verträgt die Elegie den Reim. Im Epigramm, in der Fabel kann er nur architektoniſch oder ſcherzhaft überraſchend wirken, wie denn Göthe hier den Reim als einen Ausdruck des Muthwillens braucht, z. B.:

Kleid' eine Säule,
Sie ſieht wie eine Fräule u. ſ. w.

wo der Reim als Parodie ſeiner ſelbſt erſcheint.

Warum der Reim für Griechen und Römer nicht taugte, ergibt ſich aus dem Angeführten ſchon hinlänglich; indeß beantwortet der Verf. dieſe Frage doch auch noch ſprachlich. Außer dem allgemeinen Gefühlscharakter des Alterthums oder als Folge davon findet er auch die alten Sprachen dazu ungeeignet und mit Recht. Im Griechiſchen wie im Römiſchen herrſcht die abwandelnde Bildungsform, welche einmal den Verſtand in beſtändigen Anſpruch nimmt, zweitens aber auch meiſtens mit an ſich wirkungsloſen Endſylben beſchäftigt iſt. Absolvisti, exaudisti, dedisti, futurus, ventarus, discussurus — wie leer ſind dieſe Endſylben, während der bedeutende Stamm des Worts solv, aud, ded gar nicht in den Gleichklang fällt. Dieſe Bemerkung iſt ganz wahr; von einem Reim in unſerm Wortſinne kann daher ſelbſt nicht bei den lateiniſchen Kirchenliedern die Rede ſein; er hat dort nur eine ſchmückende oder gliedernde Bedeutung. Indeß fragen wir hier doch im Widerſpruch mit dem Verf., woher wol die unbeſtreitbare Wirkung kommt, die z. B. das „Dies irae u. ſ. w." hervorbringt? Die Antwort iſt leicht gefunden: Dreierlei iſt der Quell dieſer Wirkung: 1) das Ueberraſchende und Neue des lateiniſchen Reims, 2) der volle Klang deſſelben und endlich grade der Anblick einer beſiegten Schwierigkeit ohne innere Nothwendigkeit.

Wollte man — fährt der Verf. fort — endlich fragen, warum bei den Alten Anſchauung, bei den Neuern Gefühl vorgewaltet habe, ſo würden wir zuletzt doch auf die phyſiſchen Verhältniſſe ihrer Wohnplätze als Quellen dieſer Divergenz treffen. Es würde ſich zeigen, daß der Süden mehr Licht, reichere Farben, mehr Sonne beſitzt, alſo das Auge (Anſchauung) ausbildete, der Norden aber mehr elementariſche Bewegung, mehr Ton (Brauſen) und weniger Licht hat, alſo das Ohr (ſich betauſchendes Gefühl) ausbildete, und daß ſo der Süden dem Licht, dem Auge, der Einbildungskraft, der Plaſtik, dem Rhythmus, der Norden dem Schalle, dem Ohr, dem Gefühl, der Muſik, dem Reime entſpricht. Und ſo fangen wir an, Geſetze zu ahnen, wodurch Nahes und Fernes in Verbindung tritt; wir ahnen es, wie zwiſchen dem Laufe der Planeten und dem Verſe und Reime eines Gedichts ein ungebrochener Zuſammenhang waltet.

Wir fügen dieſem kühn-ſchwärmenden Gedanken nichts hinzu; aber wir glauben ihn werth, daß der Leſer, daß jeder gebildete Geiſt ihm eine Zeit lang folge, ihn fortbaue und zu Reſultaten ausbilde.

Noch wichtiger und noch tiefſinniger gelöſt aber ſcheint uns die große Frage nach dem Verhältniß von Weſen und Form, die der Verf. ſich nun vorlegt und in wel-

cher er zugleich die Frage von dem Bewußtsein des schaffenden Künstlers löst. Er unterscheidet zuvörderst zwischen innerer und äußerer Form, indem er mit der innern die Gestalt der Idee bezeichnet, die dem Künstler selbst erscheint, mit der äußern die Gestalt, wodurch er sie Andern sichtbar macht. Die erste schafft er unbewußt (als Natur), die zweite bewußt (als Künstler). Sein Erschaffenes aber wird nur dann ein Kunstwerk sein, wenn die innere Form, die er unbewußt als Natur schuf und die er äußerlich nachbildet, schön war, d. h., wenn er genial war, denn der Schöpfer der innern Form ist der Genius, und genial ist Der, dessen Natur schöne, innere Formen schafft. Dies versinnlicht der Verf. an dem Beispiel eines Componisten ohne Genie, der einen Gedanken in Tönen darstellen will. Dieser Gedanke sei der Schmerz über den Tod eines Freundes. Er beginnt damit, die Bewegungen seines Innern mit den äußerlichen Tonreihen zu vergleichen, diese Vergleichung ist das Bewußtsein. Aber die Vermittelung desselben stört ihn sofort in der schaffenden Handlung; schaut er die innere Form an, so geht ihm die äußere verloren; faßt er diese ins Auge, so entschlüpft ihm die erstere; das Bewußtsein zerstört sein Werk. Soll aber ein Kunstwerk entstehen, so muß diese Vermittelung aufhören, d. h., innere und äußere Form müssen so eng verbunden sein, daß der Künstler nicht erst in jener seine Idee wahrnehme, sondern ihrer sich sogleich in dieser bewußt werde, d. h., der Künstler muß der Idee seines Schmerzes z. B. sich nicht erst als Schmerz, sondern sogleich in Tönen (Kunstformen) bewußt werden, beim Maler in Farben, beim Plastiker in Linien, beim Dichter in Wortlauten. Er wird sich seiner Gedanken bewußt, weil er sie bildet (das ist der Genius), aber er bildet sie nicht, weil er sich ihrer bewußt ist. Das erste Gebild muß nothwendig schön sein, denn die Natur bringt nur das Vollkommene (Wahre und Nothwendige) hervor; sie hat es nicht, wie Göthe sagt:

Das hat sie nicht zusammengebettelt;
Sie hat es von Ewigkeit angezettelt,

und es tritt absichtslos, ja wider Willen hervor, wie er gleichfalls von sich erzählt (Bd. VIII, S. 14 und 15).

Und so hat sich denn gezeigt, daß die Harmonie zwischen Form und Inhalt, oder die wahre Form, nur das Ergebniß einer Naturwirkung im Menschengemüth sein könne, das Bewußtsein aber die Schuld trägt, wenn die äußere Form nicht zu der Idee paßt. Gemäß dem Bewußtsein ergreifen wir einen Zweck und setzen dann erst die That. Die Natur aber wirkt umgekehrt und setzt die That, welche unbewußt ihrem Zwecke entspricht. Diese Divergenz zwischen Bewußtsein und That ist mit dem Wissen entstanden. Das ist der Verlust des Paradieses, der Fall des Menschengeschlechts. Der Verf. zeigt das an den Naturphänomen im Verhältniß zu dem ethischen Verhalten des Menschen, an der Tugend, die aus innerm Trieb nach Harmonie, an der, die aus Bewußtsein entspringt, und findet, daß nur die den Namen verdient, die dem ersten Quell entfließt, was auch die Moralisten sagen. Freilich wird die einzelne tugendhafte Handlung dabei an Werth verlieren; aber der Werth liegt eben in einer solchen innern Durchbildung, daß wir nur tugendhafter Lebensäußerungen fähig sind. Die Anwendung hiervon auf sein Thema, auf die Kunst, ist leicht gefunden. Nicht die einzelne Kunstregel soll befolgt werden, sondern das Gemüth soll nur Formen finden, die der Kunstregel gemäß sind. Das Gesetz der einstimmigen Berührung tritt hier hervor und wird von dem Verf. vortrefflich erörtert, analysirt, angewendet auf Göthe'sche Dichtungen, welche dann zu dem Schlusse führen, daß der sinnliche Eindruck eines Gedichts in Allem zu demjenigen Empfindungskreise passen muß, welchem das Gedicht entflossen ist, und daß eine Figur, eine Verzierung niemals schön sei, die dieser totalen Harmonie nicht analog ist.

Hiermit schließt diese treffliche Abhandlung, der wir in manchem dunkeln Gebiet des ästhetischen Reiches viel Licht und Klarheit verdanken. Ihr Verf. aber zeigt sich nicht blos als ein bedeutender kritischer Geist von einer seltenen Präcision, Fülle, Klarheit und Fähigkeit des Ausdrucks, von einem ganz ungewöhnlichen Talent der Lehre und des Analysirens, sondern zugleich auch als ein zur Production des Schönen durchgebildeter Geist, denn abgesehen von der Lehre, an der seine Schrift reich ist, hat sie uns auch den Eindruck eines Kunstwerks im vollen Sinne des Worts durch Ebenmaß und Schönheit aller ihrer Theile gemacht wie nicht leicht eine andere Schrift dieses Gebiets. 2.

Nero. Eine Tragödie von Karl Gutzkow. Stuttgart, Cotta. 1835. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Recht angenehm hat dies Büchlein mich überrascht. Man ist immer vergnügt, wenn man Jemanden zurechtweisen oder belächeln kann; es ist ein kleiner egoistischer Triumph. Und hier ist der Triumph ein vielfältiger, weitverzweigter und ausgebreiteter. Ich feiere ihn über eine Menge Leute zugleich, und nicht etwa über geringe Leute; nein, es sind höchst ehrenwerthe Männer, tüchtige Literatoren, gründliche Aristarchen dabei. Namen nenne ich nicht; auch den meinigen nicht; ich halte mich blos an die Sache.

Wie, meine Herren, die ich nicht nennen will, haben Sie wirklich geglaubt, Gutzkow meine es ernstlich mit seinem „Nero"? Haben Sie wirklich diese geniale Broschüre au pied de la lettre genommen? Kennen Sie den witzigen Gutzkow so wenig? Bin ich der Einzige, der diesen trefflichen, überschwänglichen Kopf versteht und durchschaut? Muß ich Ihnen aus dem Traume helfen? Nun, so hören Sie denn: Gutzkow hat Sie Alle mystificirt! — In müßigen Stunden, wenn er grade nicht aufgelegt war, etwas Ernstes zu schreiben und des schlechten Wetters wegen nicht spazieren gehen konnte, schrieb er zu seiner Erholung von Zeit zu Zeit an diesem „Nero", wie man seine Feder probirt, und aus jugendlichem Uebermuthe, um sich mit Ihnen, meine Herren, einen Spaß zu machen, gibt er ihn urplötzlich heraus und ergötzt sich nun an Ihrer Verlegenheit über dies räthselhafte Werkchen, das alle Farben spielt, alle Töne durchläuft, alle Gestalten hat und doch weder deutlich zu sehen noch zu hören noch irgendwo anzufassen ist. Sie haben von Gutzkow mit Recht etwas Hochpoetisches, Antikes, Gediegenes erwartet, und nun sehen Sie plötzlich diesen modernen, als Nero verkleideten Gutzkow vor sich und wissen nicht, was Sie sagen sollen. Und er, der geistreiche Schalk, lacht sich hinter der Maske ins Fäustchen, daß ihm der Schabernack so gut gelungen

ist. Aber Ihr Staunen, Ihre Verlegenheit ist es nicht, was ihn am Meisten belustigt. Einigen von Ihnen, meine Herren, sind im ersten Schreck Lobestiraden entfahren, über die sein Zwerchfell sich wol noch lange nicht wird beruhigen können.

Wenden Sie mir nicht ein, meine Herren, daß das Gedicht ernsthaft gemeint sei, weil einige großartige Züge darin vorkommen. Denn erstlich machen einige Züge noch kein tragisches Kunstwerk aus, und dann mußte ja der Witzkopf solche Blitze des Genies miteinweben, um Sie irre zu führen. Dergleichen müssen überhaupt in jedem Werke sein, wenn es auf Menschen wirken soll. Selbst der selige Hanswurst mußte zuweilen etwas Geistreiches sagen. Sollte nun dieser noch lebende Karl Gutzkow dies wichtige Erforderniß vergessen? Da hätte er seinen Zweck von Haus aus verfehlt. Aus demselben Grunde mußte er das Gedicht eine „Tragödie" nennen. Er durfte nicht wie ein plumper Spaßmacher mit der Thüre ins Haus fallen. Er durfte es nicht tituliren: Nero, ein tragi-komisches Quodlibet. Auch nicht: Nero, eine amusante lanterna magica. Auch nicht: Nero, eine ironische camera obscura. Auch nicht: Gutzkow-Nero, der Gott- und Menschenfresser. Auch nicht: Nero, oder wunderbarliche Dreieinigkeit von Faust, Mephistopheles und Gutzkow. Alle diese Bezeichnungen mußte er vermeiden, aus Furcht, seine schelmische Absicht zu verrathen. Er mußte einen Titel wählen, der in keiner denkbaren Beziehung zu dem Werke paßte. Da sie nun, meine Herren, haarscharf wissen, was eine Tragödie ist, und da Sie auch wissen, daß Gutzkow es weiß, so konnte er Ihnen keinen boshaftern Streich spielen, als seine Monologe, Dialoge und aneinandergereihte Scenen eine Tragödie zu nennen. So treibt der kühne Geist sein Spiel mit verständigen und gesetzten Leuten. Mit so tiefgreifender Ironie macht er sich über seine Leser lustig. Nichts ist ihm heilig. In seinem „Nero" foppt er die Vorwelt, die Jetztwelt, die Nachwelt, die Kunst, die Literatur, die Geschichte, seine Feinde, seine Freunde, ja sich selbst. Letzteres, diese höchste Aufgabe der Ironie, gelingt ihm am besten, und einem jungen Dichter muß man ein wenig Egoismus zu Gute halten.

Wer von Ihnen, meine Herren, noch zweifelt, daß Gutzkow gescherzt habe, der gehe prüfend und gewissenhaft das Buch mit mir noch einmal durch, und wenn er mir auch nur das kleinste Atom einer dramatischen Schöpfung darin aufweisen kann, so will ich — ja beim Styx! — so will ich den „Nero" selbst geschrieben haben! Noch mehr! Wer von Ihnen auch dadurch noch nicht zu überführen ist, daß Gutzkow nur ein wundervolles Spiel des Witzes getrieben habe, der schlage das Büchlein auf, wo der Zufall will, und wenn ihm nicht überall statt der Antike, das moderne, kleine blonde Teufelchen Gutzkow entgegenhüpft, so will ich — ja beim Styx! — so will ich auch noch die „Wally" geschrieben haben!

Lassen Sie uns zur Probe nachschlagen! S. 19:

Nacht.

(Vorzimmer eines Balcons, welcher offen steht und die Aussicht nach dem bedeckten Mond gewährt. Nero und Poppäa auf zusammengehäuften Polstern. Attitude. (Und welche!!) Nero spricht träumerisch, phantasirend, sylbenzählend.)

Nero.

Welche Zeit ist's?

Poppäa.

Mitternacht der Wächter ruft.

Nero

(spricht drei Verse. Dann ist eine Pause, die eine volle Stunde währt, und er fragt wieder:)

Welche Zeit ist's?

Poppäa.

Ein Uhr nach Mitternacht.

Nero

(spricht fünf Verse, dann erfolgt wieder eine Pause von einer vollen Stunde, dann fragt er wieder:)

Welche Zeit ist's?

Poppäa.

Nach Mitternacht zwei Uhr.

Also zwei volle Stunden sind in weniger als einer Minute, und zwar nicht etwa während eines Zwischenacts, sondern mitten in der schreitenden Handlung als vergangen anzunehmen. Das kann keinem Dramatiker im Ernst einfallen, selbst nicht dem mittelmäßigsten. Und der großartige, tiefblickende Gutzkow hätte das ernstlich gemeint?

Aber weiter im Text. Nero fängt an, zwischen Wachen und Schlaf mit Gott zu hadern, nicht etwa mit seinem Jupiter, sondern mit unserm wirklichen Gott Vater.

Warum erschuf er uns? (murmelt er) Wer hat ihn drum?
Ich nicht — du nicht — Niemand im Publicum.

Und das sollte Nero sein? Nimmermehr! Das ist der leibhafte Gutzkow zu Frankfurt am Main, der liebenswürdige Atheist und Verächter der Ehe, der jetzt auf dem Punkte steht zu heirathen. Da nun aber Gutzkow sehr gut weiß, daß der Dramatiker nicht sich selbst, sondern Andere zu schildern hat, so kann sein Nero unmöglich sein Ernst sein. Es ist eine tief aus dem Innersten geschöpfte poetische Selbstanschauung, aber kein ernstlich gemeintes Drama, am wenigsten eine Tragödie aus der römischen Vorwelt.

Aber weiter um einige Blätter, S. 26:

Julius Vindex steigt über den Balcon ins eheliche Gemach, und feiert, während Nero schläft, die Stunde des Wiedersehens mit dessen Gattin.

Nero's Leibwachen schlafen wol auch? Und Das sollte ernstlich gemeint sein?

Julius sagt unter andern Galanterien zu Poppäa:

Man sieht an deiner Glieder glatten Wellen,
Wie sie dem Brautbett schon entgegenschwellen.

Worauf die Kaiserin antwortet:

Wie keck! Wie dreist, du lieber Junge!

Und Das sollte ernstlich gemeint sein?

Aber weiter geblättert, ganz wie der Zufall es gibt, S. 48:

Einsiedler

(nämlich Tacitus als kaiserlich römischer Einsiedler maskirt)

Mein Kind, ich sehe dich haschen
Nach bunten Wolkentaschen. —

Können Sie mir sagen, meine Herren, was Wolkentaschen sind? Ich kenne Jagdtaschen, Schultaschen, Rocktaschen, Reisetaschen ꝛc., aber ich habe es in der Naturgeschichte nicht bis zu den Wolkentaschen gebracht.

Und Das sollte ernstlich gemeint sein? Nimmermehr! Das sind nur witzige Maultaschen, die Gutzkow seinen Lesern austheilt.

Aber weiter, S. 161:

(Im Lager des Julius Vindex. Zelt mit einer Lampe.)

Julius Vindex.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Im Zelt hier ist's so schwül. Die Flamme
Hat an der dicken Luft eine schlechte Amme.

Flamme — Amme. Wie treffend parodirt hier Gutzkow die schlechten Versler, die den Reim an den Haaren herbeiziehen!

Wie? Sie verlischt? — Dort jene Ecke
Ist eine dumpfe Wolkendecke.

Ecke — Decke.

Was gährt? Was bebet? — Ein Gespenst!

(Poppäa's Geist ist sichtbar.)

Poppäa ist nämlich von Nero erstochen worden und erscheint ihrem frühern Geliebten.

Poppäa's Geist.

Ob du mich, Julius, wol erkennst?

Wie graziös!

Julius Vindex.

Poppäa bist du. Von Mord und Waffen
Seh' ich auf deinem Busen eine Wunde klaffen.

Waffen — klaffen.

Poppäa's Geist.

Und doch bin ich nicht todt — auch nicht lebendig.
Ich leb' auch nicht für dich und eigenhändig.

Eigenhändig leben!! Und Das hat Gutzkow eigenhändig geschrieben! Konnte Das je ernsthaft gemeint sein?

Mein Tod lebt noch von Dem, was in mir lebt.
Dem Tode ist noch Leben, dem Leben Tod verwebt.

Poppäa ist nämlich schwanger, und Nero hat in der Zerstreuung vergessen, das Kind mitzuerstechen. Sie spukt also nach dem Tode mit einem lebendigen Kinde im Leibe!!!

Und Das sollte Ernst sein? Diese ganze Scene, die sich noch weiter fortspinnt, ist ein Meisterstück satirischer Vollkraft und Laune. Bis aufs Blut geißelt sie die verschrobenen jungen Dichter, die nach Originalität haschen und vor lauter Poesie, Ironie und Ueberschwänglichkeit die Schranken der gesunden Vernunft überspringen und ins Blaue hineinschreiben.

Nun noch zum letzten Male das Buch au hazard aufgeschlagen, S. 59:

(Im Walde.)

Scevin.

Endlich hab' ich die Stadt hinter mir, und bin vor der Neugier und Ueberschätzung meines Werthes sicher.

Sieh da, meine Herren! Diese Stelle ist der schlagendste Beweis für mich. Offenbar verräth sich Gutzkow hier! Er meint die Stadt Frankfurt am Main und sich selbst. Und Sie haben nicht gemerkt, meine Herren, daß Alles nur ein geistreicher Schwank sei? Daß Gutzkow nur eine ungeheure, noch nie dagewesene Parodie schreiben wollte, was ihm auch unvergleichlich gelungen ist? Es bleibt kein Zweifel übrig. Betrachten Sie nur, meine Herren, dies witzige Durcheinanderwürfeln aller Zeitalter, Sitten, Völker, Gesinnungen, Systeme, Philosopheme ꝛc. Beobachten Sie den Soldaten, der noch im Sterben bedauert, daß seine Stiefeln zerrissen sind! Sehen Sie, wie drollig Seneca mit seiner Frau stirbt! Belauschen Sie das geniale Zwiegespräch der zwei Pechfackeln! Und wagen Sie noch zu zweifeln, daß Alles nur ein universal-ironisches Schattenspiel sei, das Gutzkow unsern erstaunten Blicken mit unerschöpflicher Laune vorüberführt. Und kann es auch etwas Anderes sein? Können solche humoristische Ausflüsse einer fast hermetisch abgeschlossenen Subjectivität jemals ernsthaft für dramatische Revelationen gelten? Können solche engpersönliche Hallucinationen ernstlich Charakteren der Vorzeit angelogen werden? Nimmermehr! Wenn Sie, meine Herren, glauben können, dies könne einem Gutzkow je einfallen, so versündigen Sie sich an seinem Genie, so sprechen Sie ihm allen dramatischen Instinct ab, so brechen Sie ihm als Dramatiker auf ewig den Stab. Und das wollen Sie doch nicht, meine Herren? Hat doch Einer von Ihnen sogar eine Wiedergeburt der Bühne durch ihn prognosticirt! Und dieser Weissagung trete ich mit voller Ueberzeugung bei. Ja, ich behaupte, Gutzkow hat seinen „Nero", abgesehen von seiner Hauptabsicht, schon nebenbei im Sinne der Bühnenreformation geschrieben. Denn er hat uns durch ein grelles, schlagendes Beispiel gezeigt, was man bei dem Bau einer Tragödie zu vermeiden habe. Dies ist die erste Lection, die er uns gibt: eine Tragödie, wie sie nicht sein soll. In der zweiten Lection wird er uns eine Tragödie geben, wie sie sein soll. Vielleicht hat er sogar schon einen wahren Nero in petto und hat diesen falschen sich selbst zur Ergötzlichkeit, uns aber zur Witzigung vorausgeschickt.

Denken Sie also, meine Herren, in Zukunft würdiger von unserm gefeierten Gutzkow, einem der Chorführer des jungen Deutschlands, und glauben Sie mit mir, daß er noch Großes leisten wird, wenn er sich erst aus dem Kleinen wird herausgewickelt haben. Er selbst deutet, vielleicht in unwillkürlicher Ahnung, am Schlusse des Gedichtes darauf hin. Wie schön sagt er:

— — — O kehre nie
Mit deinem Gift und Wahnsinn wieder,
Daß endlich, statt der leeren Phantasie,
Statt trügerischer Lieder,
Sich aus der bösen Zeit
Erbaue eine bess're Wirklichkeit!

Diese goldenen Worte lassen Sie uns Alle ihm selbst ernstlich und wohlgemeint zurufen und wünschen, daß er sie beherzige! 176.

Notizen.

Aus der in der asiatischen Societät zu Paris neulich vorgelesenen zweiten Abtheilung von Carl's interessanter Reise in Borneo entnehmen wir folgende Notizen: Die Stadt Sambat, die Hauptstadt des ganzen westlichen Theils der Insel, liegt an einem kleinen Flusse, der sich in den Fluß Sambas ergießt, ungefähr 14 Meilen vor dessen Ausmündung. Gegenwärtig sind die Holländer in Besitz der Stadt, die ein wenig befestigt ist und früher ein wahres Piratennest war. Das Gouvernement besteht aus dem Residenten, einem Wundarzt, zwei Offizieren und 40 Soldaten, von denen die Hälfte aus Europäern besteht. Der Radja ist im Besitz des Monopols des Opiumverkaufs, und dieses Monopol macht seine ganze Revenue aus, denn der Ertrag der Goldminen ist in den Händen der Chinesen, welche dort in größerer Anzahl als die Malaien vorhanden sind. Die Häuser der Malaien sind nichts als kleine hölzerne Baracken, und die Wohnung des Radja unterscheidet sich von den übrigen nur durch die Größe. Der Reisende fand diesen Souverain ausgestreckt auf einer Matte, umgeben von seinen Garden und Opium rauchend. Alle Malaien bedienen sich dieses Genußmittels mit Leidenschaft, dessen übermäßiger Gebrauch ihre Gesundheit sichtlich untergräbt. In den Wäldern Borneos befindet sich eine ungeheuere Menge von Orang-Outangs, von denen einige die enorme Größe von 6½ Fuß erreichen sollen. Einen alten zu fangen ist aber ganz unmöglich, da sie ungemein verschlagen sind. Der Nutzen des kleinen und großen Viehes, sowie des Pferdes ist auf Borneo unbekannt. Wozu auch? Es gibt dort weder Weideplätze noch fahrbare Straßen. Das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Eingeborenen besteht aus Reis, den sie aus Java beziehen. Unter ihnen bestehen zum Theil noch sehr barbarische Sitten, wie z. B., daß ein Brautwerber, der bei seiner Geliebten Eindruck machen will, ihr zur Morgengabe den Kopf eines selbstgetödteten Feindes präsentiren muß. Sehr erfahren sind diese Leute im Bogenschießen, das sie zuweilen auch mit vergifteten Pfeilen in Anwendung bringen. Die einzigen Ausfuhrartikel Borneos sind Goldstaub und Diamanten. Ein in Nordosten wohnender Stamm beschäftigt sich einzig und allein mit Seeräuberei.

Man hat auf dem Museum der Münzen in Paris einen geräumigen Saal eingerichtet, in welchem alle Medaillen, Münzen, Gemmen, Schaupfennige ꝛc., die unter der Regierung Napoleon's geschlagen und geprägt sind, ausgestellt werden sollen. Die Büste des Kaisers in weißem Marmor befindet sich bereits dort; über dem Eingang liest man die Inschrift: Salle Napoleon.

Interessant ist es, zu bemerken, wie viele und wie verschiedenartige große Männer sich aus angeborener Scheu vor der Ehe niemals vermählten. Unverheirathet starben unter Andern Newton, Locke, Bayle; Gibbon, Hume, Adam Smith, Harvey, Leibnitz, Hobbes, Hampden, Franz Drake, der Graf Esser, Michel Angelo, die drei Caracci, Joshua Reynolds, Haydn, Händel, Wolsey, Pascal, Pope, Akenside, Swift, Goldsmith, Gray, Collins, Thomson, Jeremias Bentham und Andere. Unter den Alten: Plato, Pythageras, Demokrit, Diogenes. Folgende berühmte Männer, obgleich verheirathet, hatten doch Ursache zu bereuen es gewesen zu sein: Aristoteles, Sokrates, Pittakus, Periander, Euripides und Aristophanes, und unter den Neuern: Boccaccio, Dante, Milton, Steele, Addison, Dryden, Molière, Racine, Sterne, Garrick, Baco und Lord Byron. Die Deutschen scheinen mithin am wenigsten ein Haar in der Ehe gefunden zu haben. 190.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Siebenter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse der Anna Joanowna und einer Karte des Schlachtfeldes von Deutsch-Wagram.

Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart. 2 Thlr.

Inhalt:

I. Die Schlacht von Deutsch-Wagram. Von K. A. Varnhagen von Ense.
II. Wilhelm's von Oranien Ehe mit Anna von Sachsen. Von K. W. Böttiger.
III. Anna Joanowna. Cabinet, Hof, Sitte und gesellschaftliche Bildung in Moskau und Petersburg. Dargestellt von F. W. Barthold.
IV. Das königl. preuß. General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorium. Von Friedrich von Raumer.
V. Der erste Kampf der Franzosen und Engländer in Ostindien. Von Richard Roepell.
VI. Kaiser Karl V. und der Waffenstillstand von Nizza 1538. Von Friedrich von Raumer.

Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (früherer Preis 9 Thlr. 16 Gr.) sind zusammen

im Preise herabgesetzt auf 5 Thaler.

Einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr., der sechste aber wie bisher 2 Thlr. — Das Historische Taschenbuch bietet eine schöne Sammlung interessanter Aufsätze des mannichfachsten Inhalts, von bleibendem Werthe durch die in ihnen niedergelegten Resultate umfassender Forschungen. Die Beiträge lieferten: F. W. Barthold, Fr. Förster, Ed. Gans, H. Leo, J. W. Loebell, Fr. Lorentz, F. Passow, Fr. von Raumer, Chr. L. Stieglitz, K. A. Varnhagen von Ense, J. Voigt, G. F. Waagen, L. Wachler, W. Wachsmuth und Fr. Wilken.

Leipzig, im November 1835.

F. A. Brockhaus.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dingler's
polytechnisches Journal.

Erstes Septemberheft.

Redmund's Verbesserungen an den Dampfmaschinen. Bericht über die von Hrn. Baldwin erfundenen Verbesserungen an den Dampfwagen. Angaben, welche Hr. Joshua Field Esq. vor einer Parlamentscommission über die Dampfschiffahrt nach Ostindien machte. Bemerkungen über die Anwendung von sogenannten Schleusen anstatt der schiefen Flächen an den Eisenbahnen. Ueber den Bau eines tragbaren Bootes zum Landen und Einschiffen von Pferden an den Seeküsten und durch Brandungen. Verbesserte Methode, Schnee und Eis auf den Eisenbahnen und Tramschienen aufzulösen, damit die Dampf- und andern Wagen keine Störung in ihren Fahrten erleiden. Ueber die Patentpumpe der HH. Wood und Quantrille. Mit Abbildungen. Bericht des Hrn. Péclet über die hydraulische Lampe des Hrn. Chapuy. Mit Abbild. Bericht des Hrn. Th. Olivier über die hölzernen Cirkel des Hrn. Robin. Mit Abbild. Redfern's Verbesserungen an den Schießgewehren aller Art. Mit Abbild. Wright's Verbesserungen an den Maschinen zum Schneiden des Tabacks und zu verschiedenen andern Zwecken. Mit Abbild. Perri's Verbesserungen an den metallenen Schreibfedern und Federhältern. Mit Abbild. Dutton's Verbesserungen im Zurichten und Appretiren der Wollentücher und an den dazu gehö-

rigen Apparaten. Mit Abbild. Dobson's Verbesserungen an den Maschinen zum Vorspinnen und Spinnen der Baumwolle und anderer Faserstoffe. Mit Abbild. Pento über die Analyse des Kühlothes und die Anwendung desselben bei der Fabrikation der gedruckten Baumwollenzeuche, nebst dem Bericht des Hrn. Köchlin über diese Abhandlung. Miscellen. Preise aus der Mechanik, welche die Society for the encouragement of arts in London ertheilte. Ueber die elektrische Intensität jedes Metalles in der galvanischen Säule. Robert's Sicherheitslampe. Mittel dem Gyps eine größere Härte zu geben. Bereitung von Leinöl- und Terpenthinfirniß nach Fuchs. Einiges zur Fabrikation von Cyder oder Aepfelwein. Reinigung der Fässer, in denen Rohzucker versendet wurde. Dampf zur Vertilgung der Wanzen angewendet.

Zweites Septemberheft.

Ueber Savery's Dampfmaschine. Wright's Verbesserungen an den Maschinen zum Abkühlen von Flüssigkeiten. Mit Abbildungen. Barlow's Versuche über die Stärke der Schienen für Eisenbahnen. Mit Abbild. Jackson's Verbesserungen an den hydraulischen Pressen und Pumpen. Mit Abbild. Pierson's Verbesserungen an den Schlössern, Riegeln und Drückern für Thüren u. dergl. Mit Abbild. Nachträgliche Bemerkungen über die vom Prof. Breithaupt erfundene Feilenhauermaschine. Mushet, über das Schmelzen und Aussehen gereinigten und ungereinigten Kupfers. Bergues' Verbesserungen an den Maschinen zum Spinnen oder Drehen der Baumwolle, des Flachses, der Seide und anderer Faserstoffe. Mit Abbild. Fairbairn's Verbesserungen im Zurichten, Flöthen und Vorspinnen des Flachses, Hanfes und anderer Faserstoffe. Mit Abbild. Hartley's Verbesserungen in der Glasfabrikation. Mit Abbild. Pleney's Verbesserungen in der Fabrikation verschiedener Artikel aus Ziegelerde oder andern derlei Erden. Mit Abbild. Bericht des Hrn. Heinrich Schlumberger, im Namen des Ausschusses für Chemie, über die Abhandlungen, welche der mühlhauser Industriegesellschaft in Folge ihrer Preisaufgabe über den Krapp eingeschickt wurden. Miscellen. Außerordentliche Feinheit ostindischer Musseline. Ueber den Bau des Wau. Notiz für Seidenraupenzüchter. Statistik der Compagnien, welche London mit Wasser versehen.

Von diesem sehr gemeinnützigen Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. In das Abonnement kann jedes Semester eingetreten, Abbestellungen aber können nur am Schlusse des Jahres angenommen werden.

Soeben erschien in Unterzeichneter:

Schlüssel
zur
praktischen Gartenkunst,
oder
gemeinfaßliche Lehre
von der
Anlegung und Umgestaltung
kleiner Hausgärten
nach bestehenden Originalen.
Von
Karl Ritter,
Gartendirector in Ungarn.
In 11 Plänen nebst genauer Beschreibung.
Für Gärtner und Gartenfreunde.

Preis des Buches, auf Velinpapier und in englische Leinwand gebunden 1 Fl. 21 Kr. — 21 Gr.

Die Veröffentlichung der vorliegenden Gartenpläne, als einer kurzen Anleitung zur Anlegung von Hausgärten, ertheilt von einem ausgezeichneten und im Fache der Gartenliteratur schon rühmlichst bekannten Praktiker, geschahe, um den oftmaligen Nachfragen und dem Wunsche vieler Gartenbesitzer zu genügen, die entweder neue Gärten anlegen oder Veränderungen in den bestehenden machen möchten, ohne doch eigentlich zu wissen, wie Beides am zweckmäßigsten bewerkstelligt werden könnte; denn, wie ausgezeichnet Vieles und Großes auch in der neuern Zeit für die Gartenkunst geschehen, so ist sie doch leider immer noch viel zu wenig praktisch und nur allzu selten Eigenthum des gemeinen Lebens geworden, das zu seiner Verschönerung sie am meisten nöthig hätte.

In dieser kleinen Schrift sollte nun der Zweck einer mehr praktisch angewendeten, dennoch höhern Gartenkunst möglichst gefördert und allen Gärtnern und Gartenfreunden eine klare, durch schöne Pläne von wirklich bestehenden Gärten noch anschaulicher gemachte Anleitung gegeben werden, kleine Privatgärten gleich kunstgerecht als bequem und freundlich ansprechend anzulegen, oder schon vorhandene auf diese Weise umzugestalten. Alle Regeln dafür werden durch aufmerksame Benutzung der Pläne klar werden.

Vortreffliche Ausstattung im Aeußern, gleichwie der innere Werth, geben diesem Buche unter dem Ausgezeichnetsten in der Gartenliteratur seine Stelle.

Stuttgart, im October 1835.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

Neue Unterhaltungsschriften,

welche allen Freunden der Lecture, Lesecicheln und Leihanstalten empfohlen werden.

Bei Unterzeichnetem sind im Laufe des Jahres 1835 folgende Romane erschienen:

Byron, Lord, Harold der Verwiesene. Aus dem Engl. des Childe Harold frei als Novelle bearbeitet von Dr. Karl Baldamus. 8. 3 Theile. 1835. Preis 3 Thlr.

Schefer, Leopold, Neue Novellen. 4ter Bd. Enthält: 1) Der Nabob, 2) Galate. 8. 1835. Preis 2 Thlr. Die frühern 3 Bände kosten 6 Thlr.

Stenzel, Franziska von, Maximilian Emanuel und seine Baiern. Historischer Roman in 3 Theilen. 8. 1835. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Nindorf, Emma von, Maria von Brabant. Historisch-romantische Erzählung aus den Zeiten der Wittelsbacher. 8. 1834. Preis 21 Gr.

Almarosa. Ein Roman aus der Fürstenwelt des vorigen Jahrhunderts. Von Marina. 2 Theile. 8. 1835. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

General Hoche. Scenen aus seinem Leben und Wirken, und aus der französischen Revolution. 8. 1835. Preis 18 Gr.

Schlesinger, Dr. Siegmund, Mährische Wanderbriefe. 8. 1835. Preis 15 Gr.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Blumauer's sämmtliche Werke, herausgegeben von A. Kistenfeger. 3 Theile. Zweite verbesserte Auflage. 12. 1 Thlr. 12 Gr., od. 2 Fl. 42 Kr.

Diese Taschenausgabe der Werke eines unserer beliebtesten Schriftsteller, an beißendem Witz, Satire und unerschöpflicher Laune noch unerreicht, ist unter allen Ausgaben die wohlfeilste, weshalb wir Freunde des Scherzes und der Satire darauf aufmerksam machen.

In der Hinrichs'schen Buchhandlung ist eben erschienen:

Die britischen Colonien

nach ihren geschichtlichen, physischen, statistischen, administrativen, finanziellen, mercantilen und übrigen socialen Beziehungen

von

R. Montgomery Martin.

A. d. Engl. bearbeitet von Dr. **Paul Frisch.** Erste Lieferung: **Asien.** Gr. 8. Velindruckp. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Der Verf. hat viele Jahre hindurch sämmtliche Colonien Englands bereist, und durch seine amtliche Stellung begünstigt die erste vollständige und authentische Geschichte, zum großen Theil aus Parlamentsberichten, geschrieben. Die deutsche Bearbeit. gibt, mit Beseitigung alles nur für England Interessanten, eine vollständ. und klare Uebersicht für den Kaufmann, Statistiker und Staatsmann, von dieser großartigen Colonialmacht. — Die zweite Lief. wird Westindien, die dritte Nordamerika enthalten und diese drei einen Band bilden.

Bei Rubach in Magdeburg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeines

Lehrbuch der Geographie

für

Militairschulen und Gymnasien,

wie zum Selbststudium.

Nebst einem Anhange, enthaltend die historisch merkwürdigsten Oerter aller Zeiten in Europa.

Bearbeitet

von

L. W. Meineke,

königl. preuß. Hauptmann in der 3ten Artillerie-Brigade und Director der Brigadeschule.

Dritte Auflage

nach den neuesten Veränderungen, Bestimmungen und Entdeckungen umgearbeitet und vermehrt.

68 Bogen in gr. 8. Preis 2 Thlr. 18 Gr.

Unterhaltende periodische Blätter für das größere Lesepublicum.

Seit einer Reihe von Jahren erscheinen regelmäßig in wöchentlichen Lieferungen folgende Journale:

Unser Planet. Blätter für Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater. Für 1835 der 6te Jahrgang, wöchentlich 6 Nummern in gr. 4. Ladenpreis 10 Thlr.

Leipziger Lesefrüchte, gesammelt in den besten literarischen Fruchtgärten des In- und Auslandes von Dr. C. Greif. Für 1835 der 4te Jahrgang, wöchentlich 2 Bogen in gr. 8. Ladenpreis für das ganze Jahr 5 Thlr. 8 Gr.

Magazin für die elegante Welt. Tutti frutti der in- und ausländischen Unterhaltungsliteratur. Für das Jahr 1835, wöchentlich 4 Nummern in gr. 8. Ladenpreis für das ganze Jahr 6 Thlr.

Der sich mit jedem Jahre erhöhende Werth dieser Journale ist durch immer wachsende Verbreitung derselben und durch gesteigerten Absatz von Seiten des Lesepublicums auf eine für Unterzeichneten erfreuliche Weise anerkannt worden. Sie sollen daher auch für 1836 fortgesetzt werden. Diejenigen Lesecirkel, Privatvereine und Journal-Leihanstalten, in denen obige Journale noch nicht eingeführt sind, werden ersucht, für das nächste Jahr darauf Rücksicht zu nehmen. Probeblätter sind durch alle Buchhandlungen zu bekommen. Frühere Jahrgänge werden um den halben Ladenpreis erlassen. Für Inserate in den Intelligenzblättern derselben zahlt man per Zeile 1 Gr.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Freunde,

ein dramatisches Taschenbuch auf 1836,

von **Karl Blum,**

enthaltend: 1) **Capricciosa,** Lustspiel in 3 Aufz. 2) **Der Hirsch,** Schauspiel in 2 Aufz. 3) **Pietro Metastasio,** histor. Lustsp. in 4 Aufz. 4) **Lisette,** oder Borgen macht glücklich, Lustsp. in 1 Aufz.

Mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Fräuleins **Charlotte von Hagn,** in Stahlstich.

Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Codex syriaco-hexaplaris; liber quartus regum e cod. Parisiensi, Jesaias, duodecim prophetae minores, Proverbia, Jobus, Canticum, Threni, Ecclesiastes e cod. Mediolanensi, edidit et commentariis illustravit *Henr. Middeldorpf.* Pars I. Textus syriacus. Pars II. Commentarii. Zusammen 85 Bogen gr. 4. Preis auf Postpapier 8 Thlr., auf Velinpapier 12 Thlr.

Lesser, Ferd., Die Homöopathie, von der praktischen Seite beleuchtet. Ein Lesebuch für Aerzte aller Confessionen. Gr. 8. 2 Thlr.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Thomas Moore,

Die Liebe der Engel.

Aus dem Englischen übersetzt von J. B. Rousseau.

12. In Umschlag 9 Gr., oder 36 Kr.

Die schönste Dichtung Moore's ist hier in einer so melodiösen, edeln und wahrhaft dichterischen Sprache wiedergegeben, daß sich dieses Büchelchen, auch wegen seines sittlich erhebenden Inhalts, namentlich zu einem Geschenk für Frauenzimmer eignen möchte.

Bei mir ist soeben erschienen:

Bojardo, M. M., Verliebter Roland, zum ersten Male verdeutscht und mit Anmerkungen versehen von J. D. Gries. I. Theil. 8. Brosch. 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl.

Früher sind herausgekommen:

Fortiguerra, Nic., Richardett; ein Rittergedicht, übersetzt von J. D. Gries. 3 Bände. 8. 1831—33. 5 Thlr., oder 9 Fl.

Gries, J. D., Gedichte und poetische Uebersetzungen. 2 Bände. 8. 1829. 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Stuttgart, im October 1835.

C. W. Löflund.

Vortheilhaftes Anerbieten

für

Freunde der Literatur, besonders aber für Lesegesellschaften und Leihbibliotheken.

In allen Buchhandlungen ist gratis zu haben:

Verzeichniss einer Auswahl werthvoller Romane, Novellen, Reisen, Memoiren u. a. Schriften von Wilibald Alexis, K. Blum, Boccaccio, Helmina von Chezy, J. F. Cooper, der Verfasserin der Erna, J. v. Eichendorff, F. Förster, Th. H. Friedrich, F. Forchau, Goethe u. Zelter, Th. Coll. Grattan, E. T. A. Hoffmann, K. v. Holtei, Wash. Irving, A. v. Kotzebue, W. v. Lüdemann, A. G. Meissner, K. Müchler, W. Müller, Ossian, L. Rellstab, K. F. v. Rumohr, Walter Scott, K. Streckfuss, K. Töpfer, Jul. v. Voss, Karoline v. Woltmann u. A. m., welche im Verlage von

Duncker und Humblot in Berlin

erschienen und jetzt zu sehr vortheilhaften Bedingungen durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

In der Expedition der Allgem. Literatur-Zeitung bei C. A. Schwetschke und Sohn in Halle erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

ALLGEMEINE

LITERATUR-ZEITUNG.

Herausgegeben von den Professoren

L. H. Friedländer, W. Gesenius, J. G. Gruber, L. F. Kämtz, M. H. E. Meier, Ch. F. Mühlenbruch, T. G. Voigtel, J. A. L. Wegscheider.

JAHRGANG **1835.** Gr. 4. 12 Thlr.

Auch in diesem Jahrgange ist der Plan, neben den Recensionen **literarhistorische Übersichten** zu geben, gewiss zur Befriedigung des Publicums verfolgt worden. Bis zum Monat September c. sind abgedruckt:

Uebersicht der Literatur der systematischen Theologie 1830 – 33.
— der statistischen Literatur Frankreichs im Jahr 1833.
— der civilistischen Literatur seit 1830.
— der forstlichen Journalistik.
— der griechischen Kunstgeschichte 1829 — 35.
— der 1830 — 33 erschienenen Commentare über die historischen Bücher des N. Testaments.
— der Bearbeitungen der lateinischen Epiker 1830 — 34.

Recensirt sind in den ersten 9 Monaten d. J. **1099** Schriften.

Das archäologische Intelligenzblatt ist auch in diesem Jahre fortgesetzt.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Geschichte der Musik aller Nationen.

Nach Fetis u. Staffort. Mit Benutzung der besten deutschen Hülfsmittel von mehren Musikfreunden. Mit 12 Abbildungen u. 11 Notentafeln. Gr. 8. 2 Thlr.

Vorliegendes mit Lust und Liebe bearbeitetes Werk gibt in leichten Umrissen die Geschichte der Musik aller Nationen von ihrem ersten Ursprunge bis zu ihrem gegenwärtigen Grade der Ausbildung. Ein Werk in dieser Art, kurz, gedrängt, nur das Allerinteressanteste umfassend, ist bis jetzt noch nicht da. Es bezeichnet den besondern Charakter der Musik bei den verschiedenen Nationen und entwickelt die Vorzüge und die eigenthümlichen Leistungen der Koryphäen dieser Kunst in mancherlei treffenden Zügen und werthvollen Notizen. Jeder Freund der Geschichte, insbesondere der der Musik, wird sich an dieser Lecture ergötzen und jedenfalls mehr finden als er erwartet hat, wie dieses bald nach der Ausgabe dieser Schrift durch sehr günstige Beurtheilungen im Literarischen Notizenblatt zur Abendzeitung, 1835, Nr. 59, in Gersdorf's Repertorium, 1835, V. 8., vollkommen bestätigt wird.

Soeben ist bei J. F. Hammerich in Altona erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Mittheilungen

über

die neueste Geschichte

der

lutherischen Kirche

von

Dr. **J. G. Scheibel.**

1ster Bd. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Endlich sind alle Schwierigkeiten, die der Erscheinung dieser Mittheilungen im Wege standen, überwunden. Die Freunde und Anhänger der lutherischen Kirche werden die Verbreitung dieser Schrift sich angelegen sein lassen. Die Fortsetzung folgt regelmäßig.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Des Kometen neuester Weltgang.

Reise-Memoiren

herausgegeben von

Seni-Tasso,

dessen Kammerdiener.

Zweite Station auf dem Polarstern.

8. Brosch. 3 Gr. — 12 Kr.

Freunde humoristisch-satirischer Lecture werden diese Reiseberichte des Kometen gewiß nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Aus diesem Heft ist zu ersehen, daß die neuesten Begebenheiten unsers Erdballs schon bis zum Polarstern gedrungen sind.

Stuttgart, im October 1835.

F. H. Köhler.

Uebersetzungs-Anzeige

von Crabb's history of english law.

Um Collisionen zu vermeiden zeigt die Unterzeichnete hiermit an, daß eine Uebersetzung von:

A history

of

English Law

or an attempt to trace the rise, progress, and successive changes

of the

Common Law

from the earliest period to the present time,

by **George Crabb,** Esq.

(of the Inner temple)

barrister at Law.

demnächst bei ihr erscheinen wird.

Stuttgart und Tübingen, den 1sten Octbr. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXXX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

№ III.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1835. September und October.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar bis Mai enthaltend, findet sich in Nr. XIX des Lit. Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom Juni bis August, in Nr. XXXII desselben.)

*48. Altdeutsche Blätter von *M. Haupt* und *H. Hoffmann*. Iltes Heft. Gr. 8. 12 Gr.

49. Banim (J.), Das Haus Nowlan; oder: Hang und Geschick. Ein irländisches Familiengemälde. Aus dem Englischen. 2 Thle. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

50. Beer (Michael), Sämmtliche Werke. Herausgegeben (mit einer Biographie und Charakteristik) von Eduard von Schenk. Mit dem Bildniß des Dichters. Gr. 8. Cart. 4 Thlr.

*51. Bericht vom Jahre 1835 an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von K. A. Espe. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

52. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. 14te Liefrg. Gr. 8. Jede Liefrg. auf Druckpap. 16 Gr., auf Schreibpap. 1 Thlr., auf Velinpap. 1 Thlr. 12 Gr.

53. Elsholtz (Franz von) Schauspiele. 2 Thle. Zweite vermehrte und mit Goethe's Briefen über „Die Hofdame" versehene Ausgabe. 8. Geh. 2 Thlr. 4 Gr.

54. Examen critique de l'ouvrage: „De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration, par Mr. *Frédéric Thiersch*." Gr. 8. Geh. 12 Gr.

55. Förster (Ernst), Beiträge zur neuern Kunstgeschichte. Mit vier Kupfertafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

56. Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste. 4te Abthlg. Anleitung zum Selbststudium der Akustik. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit 12 Abbildungen. 5te Abthlg. Anleitung zum Selbststudium der Pyronomik. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit 13 Abbildungen. 16. Geh. Jede Abtheilung 6 Gr.

57. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon. VIII. Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausg. von D. A. Schulz. 2te Liefrg. Bogen 11 — 20. Bibliotheca—Curtius. Gr. 4. Geh. 20 Gr.

Die ersten sieben Bände dieses Werks, 1812—29, kosteten früher Thlr., sind aber jetzt zu dem ermäßigten Preise von 20 Thalern zu beziehen. Auch einzelne Bände werden zu billigern Preisen abgegeben.

58. Herold (Georg Eduard), Die Rechte der Handwerker und ihrer Innungen. Nach den im Königreiche Sachsen gültigen Gesetzen zusammengestellt. Gr. 8. Geh. 21 Gr.

59. Lecmaria (Graf von), Die Guerillas. Aus dem Franz. übers. von W. A. Lindau. 2 Thle. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

60. Meinhold (Wilhelm), Gedichte. Zweite, durchaus verbesserte und verm. Aufl. 2 Bch. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

61. Neumann (Wilhelm), Schriften. (Kritiken, Gedichte und der Roman: „Die Versuche und Hindernisse. Eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit.") 2 Thle. 8. 4 Thlr.

62. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1835. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf*. VI. Band. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

63. Scävola (Emerentius), Learosa, die Männerfeindin. Ein Roman. 3 Thle. 8. 6 Thlr. 20 Gr.

64. Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Barthold, Böttiger, Raumer, Roepell, Varnhagen von Ense, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Siebenter Jahrgang. Mit dem Bildnisse der Anna Joanowna und einer Karte des Schlachtfeldes von Deutsch-Wagram. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (früherer Preis 9 Thlr. 16 Gr.) sind zusammen

im Preise herabgesetzt auf 3 Thaler.

Einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr., der sechste aber wie bisher 2 Thlr.

65. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1835. Mit Auber's Bildniß und fünf Stahlstichen, sowie Beiträgen von Emerentius Scävola, A. Freiherrn von Sternberg und Ludwig Tieck. 16. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr. Auber's Bildniß kostet in gr. 4. 8 Gr.

Im Preise herabgesetzt

sind die frühern Jahrgänge der Urania, 1830—34; sie kosteten bisher 10 Thlr. 6 Gr., sind aber jetzt zusammengenommen für fünf Thaler, einzeln aber für 1 Thlr. 8 Gr. jeder, zu haben, soweit der nicht mehr bedeutende Vorrath reicht. Der Jahrg. 1835 kostet 2 Thlr.

Sämmtliche Jahrgänge der Urania von 1810—29 sind vergriffen.

*66. Vorschlag zu einem Strafgesetzbuch für das Königreich Norwegen u. s. w. Auf Veranstaltung der Gesetzcommission aus dem Norwegischen übersetzt von F. Thaulow. Zweite, veränderte Ausgabe. Gr. 8. (Christiania.) Geh. 12 Gr.

*67. — —, Motive zu dem im Jahr 1832 herausgegebenen Vorschlage zu einem Strafgesetzbuche für das Königreich Norwegen. Auf Veranstaltung der Gesetzcommission aus dem Norwegischen übersetzt von F. Thaulow. Gr. 8. (Christiania.) Geh. 8 Thlr. 12 Gr.

(Die mit * bezeichneten Artikel sind nicht an alle Buchhandlungen als Neuigkeit versandt.)

Bei C. A. Schwetschke und Sohn in Halle ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

K. Streckfuß.

Neuere

Dichtungen.

8. 163 S. 20 Gr.

Die heitere Muse des gefeierten Dichters wird Jedermann willkommen sein. Außer einer Zahl kleinerer Dichtungen enthält das Bändchen die größern Gedichte: Der Falk nach Boccaccio, Das Gastmahl des Theoderich, die Mahd-Marianen, Ruth, die Höllenfahrt der Frömmler.

Für praktische Aerzte.

Soeben sind folgende neue Ausgaben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Schmidt, Dr. M. J., Repertorium der besten Heilformeln aus der Praxis der bewährtesten Aerzte, Wundärzte, Geburtshelfer und der berühmtesten klinischen Lehrer Deutschlands. Auch unter dem Titel: Recepte der berühmtesten Aerzte aller Zeiten für die verschiedenen Krankheiten des menschlichen Organismus, nebst einleitenden Formularen und einem Anhange über die Scheintodten und Vergifteten. Zweite mit mehr als 500 Recepten und vollständigen Namen- und Sachregistern bereicherte Ausgabe. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Sofibius, Dr., Repertorium der vorzüglichsten Heilformeln für die Therapie des Trippers und der Lustseuche, mit einem Anhange, enthaltend die berühmtesten Methoden und Mittel gegen den Bandwurm, eine Abhandlung über die Kubeben und einige andere Zusätze. Zweite mit Nachträgen, Sach- und Namenregistern versehene Ausgabe. Gr. 12. Brosch. 1 Thlr.

Früher erschien von Hrn. Dr. M. J. Schmidt in meinem Verlage:

Recepte für die Krankheiten der Hausthiere, sammt einer Dosenlehre. Zum Gebrauch für Thierärzte und Landwirthe. 8. 1832. Brosch. 1 Thlr.

Die ärztliche Behandlung der verschiedenen Krankheitszustände des menschlichen Organismus, sammt genauer Aufzählung der in denselben angewandten Arzneimittel. In alphabetischer Ordnung der Krankheiten. Gr. 8. 1830. 2 Thlr.

Die große Brauchbarkeit dieser nach alphabetischer Ordnung sowol wie nach den Krankheiten geordneten Recepte und Hülfsbücher für jeden praktischen Arzt, Chirurgen und Thierarzt fällt in die Augen und ist durch weitverbreiteten Absatz der ersten Ausgaben hinlänglich documentirt worden. Für viel beschäftigte Praktiker sind obige vier Werke unentbehrlich.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Bei C. A. Schwetschke und Sohn in Halle ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte

zur Uebung des Gedächtnisses und Belebung des Gefühls für das Schöne, Wahre und Gute, gesammelt und mit einem Vorworte, über den ersten Unterricht in der Familie, versehen von

Dr. C. W. A. Barth.

1ster Th. 1ste u. 2te Abtheilung; nebst einem Anhange religiöser Gedichte. 8. XX u. 171 S. 9 Gr.

Der Herr Herausgeber (jetzt Director der höhern Töchterschule in Posen) suchte in dieser Sammlung eine Auswahl von Gedichten zu geben, die das erste Kindesalter vorzüglich berücksichtigte und doch reichhaltig genug wäre, um für mehre Jahre eine fortlaufende Beschäftigung zu gewähren. Zugleich war er bedacht, nur kräftige, dem kindlichen Geiste verständliche, das kindliche Gemüth ansprechende Gedichte darzubieten, um dadurch Das zu erreichen, was der Titel verspricht.

Neben diesen Vorzügen erfreuet sich das Buch noch eines ganz neuen und eigenthümlichen, indem nämlich durchgängig die Betonung jedes einzelnen Satzes angegeben ist, und zwar nicht durch größern Druck oder durch Sperren der zu betonenden Sylbe, sondern durch Unterstreichen des zu betonenden Vokals, zu welchem Behufe eigens Lettern gegossen sind.

Der zweite Theil, von ungefähr gleichem Umfange wie der erste, wird in einigen Monaten erscheinen, und hoffentlich den ersten schon in vielen Lehranstalten eingeführt finden.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Soeben ist nun — sehr elegant ausgestattet — wirklich erschienen die schon vor zwei Monaten angekündigte und sehnlich erwartete

Reise eines Verbannten durch Holland,

Rheinpreußen, Nassau, die Großherzogthümer Hessen und Baden, Würtemberg, Baiern, Tirol, nach Italien und Sicilien. Von dem franz. Exminister Baron v. Häussez. Nach d. Franz. mit Anmerk. von Ferd. Freih. v. Biedenfeld. 2 Bände in gr. 8. mit Vignetten und schöner Ausstattung. Preis 3 Thlr.

Wenn auch diese Reise in wissenschaftlicher Hinsicht keine reiche Ausbeute darbietet, so ist sie doch außerordentlich pikant durch Skizzenhaftigkeit, Kühnheit und Neuheit mancher Ansicht. Selbst Nichts ist in ihr über Nichts mit Geist gesagt. Sie gewährt Unterhaltung, reizt zum Denken und lockt zum Weiterlesen. Die Darstellung ist lebendig und erhält munter, die Auffassung des Gesehenen ist neu, immer sind geschichtliche Details beigemischt, sodaß man sich nicht bildender unterrichten und zugleich nicht besser unterhalten kann. Die Sprache ist die eines vornehmen Mannes hoher Extraction, und gewährt dadurch Lesern vom Stande besondern Reiz. Der Herr Uebersetzer hat ganz im Geiste des Verfassers treu wiedergegeben und hat nichts von des letztern Originalität verloren gehen lassen, aber in pikanten Anmerkungen zuweilen die eigenthümlichen Ansichten des Franzosen berichtigt und zugleich das Beste aus den gleichzeitig erschienenen Feuilles de voyage belgique, Hollande, Ouest de l'Allemagne par A. Clausade mit seiner Bearbeitung verschmolzen. Das „Journal de la littérature" sagt davon: „Diesem neuen Werke kann die allgemeinste Aufmerksamkeit, sowol hinsichtlich des Namens des Verfassers als der Originalität und Neuheit seiner Ansichten und des großen Talents, womit es abgefaßt ist, nicht wol entgehen."

Silvio Pellico.

Im Verlage der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der östreichischen Monarchie zu erhalten:

Silvio Pellico's

sämmtliche Werke

in Einem Bande.

Aus dem Italienischen

von

Dr. K. L. Kannegiesser und Hieron. Müller.

Preis:

a) in englische Leinwand gebunden 2 Thlr. 16 Gr.
b) in elegantem Umschlag geheftet 2 Thlr. 10 Gr.

Alle kritische Journale haben sich einstimmig über den Werth dieser Ausgabe auf das Vortheilhafteste ausgesprochen.

Druck und Papier sind schön, der Preis sehr billig und die Uebersetzung ausgezeichnet!

Dies Werk ist wegen seiner eleganten Ausstattung vorzüglich als Weihnachtsgeschenk zu empfehlen.

Zwickau, den 5ten November 1835.

Gebrüder Schumann.

Neue Verlags- und Commissions-Bücher von Siegmund Schmeeber in Frankfurt am Main:

Archiv für Geschichte und Literatur, herausg. von Schlosser und Bercht. Sechster Band. 2 Thlr. 12 Gr.
Daraus einzeln:
Zur Beurtheilung Napoleon's, von Geh.-Rath Schlosser. Dritte Abtheilung. 1 Thlr. 12 Gr.
Geschichte der Heruler und Gepiden, von Professor Aschbach. 12 Gr.

Steinheim, S. L., Die Offenbarung nach dem Lehrbegriffe der Synagoge, ein Schibboleth. Erster Theil. 1 Thlr. 21 Gr.

Binet, Reden über wichtige Gegenstände der Religion, aus dem Franz. von Vogel. 1 Thlr. 21 Gr.

Möller, A. W., Der Tisch des Herrn. Ein Andachtsbuch für Abendmahlsgenossen. 2te verb. Aufl. 9 Gr., auf Velinpapier mit Titelkupfer 18 Gr.

Lyrische Versuche von G. v. Meyer. 21 Gr.

Histoire de la littérature allemande jusqu'à nos jours, précédée d'un parallèle entre la France et l'Allemagne. Par A. Peschier. Deux volumes. 8. 4 Thlr.

Kriegk, Deutsches Lesebuch für das mittlere Jugendalter. 2te vermehrte Aufl. 1 Thlr. 3 Gr. Partieepreis für Schulen 21 Gr.

A german grammar by Greiss, in boards 1 Thlr. 5 Gr.

Münzcabinet des Reisenden und des Kaufmanns, oder Abbildungen und Beschreibungen von curr. Münzen: Oestreich 18 Gr., Sachsen 12 Gr., Preußen 16 Gr.

Solayre's de Ranhec, Abhandlung über die durch die mütterlichen Kräfte vollendete Geburt. 12 Gr.

Grammaire nationale. 2. livr. Gr. 8. 1 Thlr.

L'Univers pittoresque. Nr. 49—68.

Recherches s. l. poissons fossiles par L. Agassiz. Cinquième liv.

Gemälde der Länder und Völker mit Original-Stahlstichen. Dritte Serie.

Gemälde von Deutschland. 3te—5te Lieferung mit 6 Stahlstichen. 18 Gr.

Erinnerungen an Italien. 2te Lief. Mit dieser Lieferung ist Toscana (in 26 Stahlstichen) complet.

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri VIII. Contextus verborum etc. c. R. A. Morstadtio, fasc. 5. 6. 8. maj. 1 Thlr. 8 Gr. Charta angl. 1 Thlr 16 Gr.
— — Adnotationes c. G. Gervino et F. C. Hertlein, fasc. 6. 7. 8. 2 Thlr. 8 Gr. Charta angl. 2 Thlr. 20 Gr.

Thesaurus graecae linguae. Fol. Parisiis. Nr. 9. 10. oder vol. I. fasc 5 et vol. III. fasc. 1.

Irving's, Washington, works in one volume. Lief. 4—6 (Schluß). à 1 Thlr. 12 Gr. die Lieferung.

Döring, W. L., Die Königin der Blumen, oder die höhere Bedeutung der Rose an sich und in Beziehung auf die Gemüthswelt, nach Naturanschauung, Poesie und Geschichte. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Amalthea, oder Betrachtungen und Gedanken über den Menschen und das Menschenleben. Eine Blumenlese aus den besten Werken älterer und neuerer Literatur. Zur Beförderung praktischer Humanität und Lebensweisheit, sowie auch zum Gebrauche für Stammbücher und Schulvorschriften. Herausgegeben von J. M. Scholand. 2 Theile. In Umschlag broschirt. à 15 Sgr.

Neue Polterabendscherze, gesammelt und herausgegeben von Hilaris. In Umschlag broschirt. 22½ Sgr.

Legenden zur religiösen und sittlichen Bildung der reifern Jugend auswählend bearbeitet, und mit einem Vorworte Herder's über die Legende, im Auszuge, versehen von Karl Blumauer. Mit 4 col. Abbildungen u. Vignette. In Umschlag cartonnirt. Pr. 1 Thlr. 10 Sgr.

Karte von Deutschland, gezeichnet und lithographirt von A. Platt. Pr. 5 Sgr.

Atlas der Flußkarten von Europa, gezeichnet u. lithogr. von A. Platt. Lfr. 1. Preis 15 Sgr.

Magdeburg.

Ernst Wagner.

Bei Hinrichs in Leipzig und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

PENELOPE.

Taschenbuch für das Jahr 1836.

Mit den Bildnissen der Erzherzogin Therese, der Johanne v. Aragonien u. 5 Stahlstichen, nach Rafael, Ender, Lindau, Törmer. In gepreßten Decken 1 Thlr. 16 Gr., in Seide stark vergoldet 2 Thlr. 16 Gr.

Inhalt: Der Stern von Prerau von W. Blumenhagen. Der Bildhauer von W. v. Lüdemann. Jos. Longhi von Melford. Die letzten Frangipani von C. v. Wachsmann. Das Privattheater von Isidor. — Gedichte von K. v. Hohenhausen, Jul. Krebs, L. Liber, H. Matthäy, Prätzel, Rogge.

(— Die Jahrgänge 1832—34 mit 104 Stahl- und Kpfrst. 9 Thlr. — 1831—34 ap. 2 Thlr. 16 Gr. —)

Zur unterhaltenden Lecture in langen Winterabenden.

Von Unterzeichnetem ist soeben an alle solide Buchhandlungen versandt worden:

Erzähler, Der, oder das Buch für lange Winterabende. Eine Gallerie der interessantesten Erzählungen, der merkwürdigsten historischen Begebenheiten, Empörungen, Verschwörungen, Revolutionen und Kriege aller Zeiten, charakteristische Züge aus dem Leben berühmter Zeitgenossen, vorzüglicher Anekdoten, Witzworte und Epigramme. Allen Ständen zur Unterhaltung gewidmet von Dr. C. Greif. Gr. 8. Jahrgang 1835. 1. u. 2. Bd. 2 Thlr. 16 Gr.

3. u. 4. erscheint noch in diesem Jahre.

Von den frühern Jahrgängen 1833 u. 1834 sind noch einige Exemplare zum herabgesetzten Preise von 2 Thlr. 16 Gr. per Jahrgang (104 Medianbogen) zu haben.

Der erste Band des Jahrgangs 1832 fehlt gänzlich, der beste Beweis für die ausgezeichnete Aufnahme des Erzählers von Seiten des Lesepublicums. Es möchten wol wenige Werke ähnlicher Tendenz existiren, die ihren Zweck, den Leser auf eine geistreiche Weise zu unterhalten, so vollständig zu erfüllen verständen.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu erhalten:

Dr. J. H. Wolf,

Deutschlands Geschichte

für

alle Stände deutscher Zunge, von den frühesten bis auf unsere Zeiten.

4 Bände. Gr. 8. 3 Thlr., oder 4 Fl. 48 Kr.

Dieses ausgezeichnete spottwohlfeile Werk ist das würdigste Geschenk für deutsche Söhne, und wir empfehlen es Vätern Erziehern und Lehrern aus voller Ueberzeugung

Bei Eduard Anton in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leo, H., Zwölf Bücher niederländischer Geschichten. IIter Thl. Gr. 8. 4 Thlr.

Durch den zweiten Theil ist dies Werk beendigt, ein Werk, reich an Stoff, der aus den Quellen geschöpft, mit kritischer Sorgfalt gesichtet und wohlgeordnet verarbeitet wurde. Der Herr Verfasser zeigt uns diese Geschichten aus ganz neuen Gesichtspunkten, die sich aber bei einer solchen Bearbeitung und bei — hier doppelt nothwendiger — Unparteilichkeit von selbst ergeben mußten, in frühern Werken aber nicht hervortreten konnten, weil man ihre Auffindung ängstlich vermied. — So steht dies Werk in mehrfacher Hinsicht als ein neues da, und darf erwarten, daß es die ihm gebührende Anerkennung finden werde.

Krause, J. H., Theagenes, oder wissenschaftliche Darstellung der Gymnastik, Agenistik und Festspiele der Hellenen. Ier Bd. 1ste Abth. Subs.-Pr. 1 Thlr.

Xenophon's Gastmahl, Hiero und Agesilaus. Zum Schulgebrauch mit Anmerkungen und Wörterbuch von R. Hanow. 8. 18 Gr.

„Des Verfassers schlichter, eng begrenzter Zweck war, in diesen Bogen Alles zu vereinigen, was dem Schüler ein genaues und richtiges Verständniß des Textes, die Einführung der vorgetragenen Gedanken in sein Bewußtsein, endlich eine Einsicht in die Absicht und den Werth der vorliegenden Werkchen im Ganzen zu gewähren geneigt sei." Diesen Worten des Herrn Verfassers füge ich nur noch hinzu, daß dem Werkchen eine Menge belehrender deutscher Anmerkungen, ein Wörterbuch, ein Verzeichniß der wichtigsten Personen und Oertlichkeiten, sowie ein etymologischer Anhang beigefügt sind, welche Beifügungen dem Lehrer den Gebrauch des Buchs in Schulen ungemein erleichtern, und die nicht minder diese Ausgabe zum Privatgebrauch empfehlungswerth machen.

Neues Rechenbuch für Jedermann zum Schul- und Privatgebrauch.

Wendt, Dan., Anweisung zum Kopf- und Tafelrechnen. Methodisch bearbeitet und mit den nöthigen Beispielen versehen. 1. u. 2. Bd. Gr. 8. 50 Bogen. 2 Thlr. 3 Gr.

(Die Exempel sind, mit Berücksichtigung auf den Unterricht in den preußischen Staaten, auch, neben der Rechnung zu 24 Gr., in Silbergroschen ausgeworfen.)

In der Allgem. Schulzeitung, Darmstadt 1835, Nr. 50, ist obiges Rechenbuch wegen der darin vom Verfasser befolgten Methode als das vorzüglichste aller existirenden Rechenbücher bezeichnet worden. Dieser unparteiische Ausspruch möchte wol die beste Empfehlung sein.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Bei C. A. Schwetschke und Sohn in Halle ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fr. Gottschalk,

Die

Ritterburgen

und

Bergschlösser Deutschlands.

9ter Band. Mit 2 Kpfrn. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der ungetheilte Beifall, mit welchem die frühern Bände dieses Werkes aufgenommen sind, wird auch dem gegenwärtigen 9ten Bande werden. Der Preis des 1sten—8ten Bandes (à 1 Thlr. 12 Gr.) ist 12 Thlr., den wir, um die Anschaffung vollständiger Exemplare zu erleichtern, nach Befinden namhaft ermäßigen werden.

Dr. J. G. Flügel,

Triglotte oder kaufmänniſches Wörterbuch

in drei Sprachen: Deutsch-Englisch-Französisch; enthaltend die technischen Ausdrücke des Handels, der Manufacturen, der Schiffahrt und der Rechte. Lex.-8. (17½ Bogen.) Carton. Leipzig, Hinrichs. 1836. 1 Thlr. 8 Gr.

Bei den großen Fortschritten im Handels- und Gewerbswesen machte sich das Bedürfniß eines solchen Werkes äußerst fühlbar und der Hr. Verf. war wol vor Andern berufen, diese Idee zu verwirklichen. Man wird darin nicht allein alle auf dem Titel genannten Ausdrücke finden, sondern Zollverein und Dampfschiffahrt, und die aus dem Lateinischen und Italienischen entlehnten Worte, die gebräuchlichen Abkürzungen und kaufmännischen Zeichen finden ihre vollständige Erklärung. Der 2te Theil Englisch-Französisch-Deutsch, und der 3te Theil Französisch-Englisch-Deutsch werden baldmöglichst folgen.

Bei J. B. Wallishausser in Wien ist erschienen und in jeder soliden Buchhandlung zu haben:

Aglaja.

Taschenbuch. Neue wohlfeilere Ausgabe. Band X, XI, XII. Mit 18 John'schen Kupfern. 3 Thlr. 12 Gr.

Feine Ausgabe 4 Thlr.

Preiswürdiger möchte nicht leicht eine literarische Erscheinung sein, besonders zu einem Festgeschenk, da dieses Taschenbuch sich durch Prachtkupfer und gediegenen Aufsatz sich vor Allen auszeichnet.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Memoiren eines Flüchtlings

oder

Continental-Chiaroscurgemälde

von

August Traxel.

2 Bände. Preis 3 Thlr. 12 Gr., 6 Fl.

Stuttgart, 1835.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

Bei F. H. Köhler in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Forte-Piano.

Einzelner Abdruck eines Artikels aus dem Universal-Lexikon der Tonkunst, redigirt von Dr. Schilling.

Gr. 8. Geheftet. 3 Gr. — 12 Kr.

Jeder Clavierspieler, dem es um genaue Kenntniß seines Instruments zu thun ist, findet in dieser Schrift gründliche Belehrung.

Für Militairs und Freunde der Geschichte.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben die 1ste Liefg. des für alle Militaire und Freunde der Geschichte interessanten Werkes:

Geschichte der Feldzüge und Schicksale der Sachsen-Gotha-Altenburgischen Krieger in den Jahren 1807—15 von G. Jacobs, Hauptmann in herzogl. altenburg. Diensten.

8. Brosch. 4 Liefg. Subscriptionspreis bis Schluß des Jahres 1 Thlr., dann Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.

Altenburg, den 28sten Oct. 1835.

Expedition des Eremiten.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXXXI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1836.

Mit Auber's Bildniß und fünf Stahlstichen.

16. Auf feinem Velinp. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

I. **Die Gebrüder Breughel.** Novelle von A. Freiherrn von Sternberg. II. **Alles wiederholt sich nicht im Leben.** Novelle von Emerentius Scävola. III. **Eigensinn und Laune.** Novelle von Ludwig Tieck.

Auber's Bildniß kostet in Abdrücken in gr. 4. 8 Gr.

Im Preise herabgesetzt

sind die frühern Jahrgänge der Urania, 1830—34; sie kosteten bisher 10 Thlr. 6 Gr., sind aber jetzt zusammengenommen für **fünf Thaler**, einzeln aber für 1 Thlr. 8 Gr. jeder, zu haben, soweit der nicht mehr bedeutende Vorrath reicht. Der Jahrgang 1835 kostet 2 Thlr.

Die gefeiertesten deutschen Novellisten: W. Alexis, Georg Döring, Friedrich von Heyden, Wilhelm Martell, Ed. Mörike, A. Oehlenschläger, Posgaru, K. Fr. von Rumohr, A. von Sartorius, Leop. Schefer, Gust. Schwab, Johanna Schopenhauer, Fr. Voigts und vorzugsweise **Ludwig Tieck**, von dem jeder Jahrgang eine Novelle enthält, lieferten den Inhalt jener Jahrgänge; die Bildnisse von Cornelius, Dannecker, Oehlenschläger, Uhland, Zelter sind als Titelkupfer und außerdem jedem Jahrgange noch sechs Blätter, meistens höchst gelungene Stahlstiche nach franz. und engl. Gemälden, beigegeben.

Sämmtliche Jahrgänge der Urania von 1810—29 sind vergriffen.

Leipzig, im November 1835.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Stunden der Einsamkeit. Betrachtungen, Gebete und Gesänge von Dr. Friedrich Strack, Professor in Bremen. (Epheser 5, 19.) Gr. 8. Bremen 1835, J. G. Heyse.

Preis elegant geheftet Druckpapier 18 Gr. Velinpapier 1 Thlr. 4 Gr.

Die Gabe, welche der rühmlichst bekannte Verfasser des „Eloah" hier seinen Freunden und Verehrern spendet, wird gewiß auch in einem größern Kreise Anerkennung finden. Er selbst nennt diese Eingebung seines christlich-frommen Gefühls in dem „Vorwort" Blüten des Herbstes. Auch Herbstblumen haben ihre eigenthümliche Schönheit, an der der sinnige Betrachter sich ergötzen mag. Wer des Verfassers „Eloah" kennt, wird ihn in diesen „Stunden der Einsamkeit" leicht wiedererkennen. Nur haben die Letztern entschieden den Charakter von Selbstgesprächen der gläubig-frommen Seelen mit sich selber. Man sieht, wie es dem Verfasser Bedürfniß ist, Alles, was seine Seele bewegt, in Gebet und frommer Betrachtung vor dem stillen Hausaltar laut werden zu lassen. Ja recht eigentlich das innerste Bedürfniß hat diese Betrachtungen eingegeben. Die Kämpfe des reifern Mannesalters, die Sorgen und Mühen des Lebens, die Erfahrungen, welche das menschliche Herz an sich selber macht, klingen durch die frommen Ergießungen hindurch, aber so, daß man fühlt, wie der Verfasser sich allezeit durch den Aufblick zum Himmel gestärkt, beruhigt und erhoben fühlt, und den Trost und die Befriedigung, den allein die Religion, die demüthig-stille Erhebung gewähren kann, nicht vergeblich sucht. Dieser Trost und diese religiöse Befriedigung, die der fromme Sänger seinen Harfenklängen entlockt, können denn auch nicht anders als einen wohlthuenden Eindruck auf das Gemüth des Lesers machen. Aber nicht blos Linderung für die Wunden, die das Leben schlägt, verleihen diese Gesänge, auch Erhebung, tiefempfundene Andacht weiß der Sänger in der Seele zu wecken. Vertraut mit den Werken der Schöpfung, ein inniger Freund der Natur, führt er uns die Größe und Majestät des Schöpfers, der das Weltall mit seinem allmächtigen Worte trägt, vor die Seele; und wenn er keineswegs ängstlich an dem Buchstaben der Bibel haftet, so findet doch auch das positive Christenthum seine Berechtigung in diesen „Stunden der Einsamkeit", und manchem Wort aus dem Buch der Bücher begegnen wir, welches dem Verfasser nicht blos zur kräftigen Stütze seines Glaubens dient, sondern ihm selber auch als der reinste und würdigste Ausdruck göttlicher Offenbarung gilt. Den Verfasser hält aber sein reines Gefühl ebenso fern von frömmelnder Spielerei mit Worten und Bildern als von der leeren Allgemeinheit einer sogenannten natürlichen Religion,

seine Sprache ist einfach, edel, durchweg faßlich und klar, und der Versbau nicht ohne Wohllaut. Und so müssen wir denn dem Verfasser es Dank wissen, daß er diese „seinem Dräseke" gewidmeten anspruchslosen Selbstgespräche und Betrachtungen uns nicht vorenthalten, sondern zum Gemeingut gleichgestimmter und verwandter Seelen hat machen wollen.

Neue philologische Werke.

Bei Unterzeichnetem sind soeben folgende neuere Ausgaben erschienen:

Caesaris, C. J., commentarii de bello gallico et civili. Historisch, kritisch und grammatisch erläutert von Dr. J. G. Lippert, königl. Professor an der Gelehrtenschule zu Hof. Erster Theil, De bello gallico. 8 maj. 51 Bogen stark. Druckpapier 3 Thlr. Velinpapier 4 Thlr. 12 Gr.

Euripidis Phoenissae. Edidit ex optimis LB. et in usum studiosae juventutis enarravit Joa. Apitzius. 8 maj.
Charta impr. 1 Thlr.
— script. 1 Thlr. 18 Gr.

Apitz, Dr. Joa., Schedae criticae in C. J. Caesaris commentarios de bello gallico. 8 maj.
Chart. impr. 9 Gr.
— script 16 Gr.

Nieberding, Carol., De Ionis Chii vita, moribus et studiis doctrinae scripsit, fragmentaque collegit. 8 maj.
Chart. impr. 15 Gr.
— script. 1 Thlr.

Frotscher, Dr. et Prof., In M. Tulli Ciceronis orationem Philipp II. commentariorum specimen. 8 maj. Br. 6 Gr.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Anzeige.

Folgende im vorigen Jahre erschienene interessante Werke sind zu besserer Bekanntwerdung auf unbestimmte und kurze Zeit im Preise herabgesetzt worden und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Bernhard, Herzog von Weimar. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Ernst Willkomm. Ladenpr. 18 Gr. Herabgesetzter Preis 12 Gr.

Erich XIV., König von Schweden. Ein dramatisches Gedicht in drei Theilen (jeder in 5 Aufzügen) von Ernst Willkomm. Ladenpreis complet 3 Thlr. Herabgesetzter Preis 2 Thlr.

Züge aus dem Pfaffenthum der Deutschen im Mittelalter. Von Dr. Rauschnick. Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr. Herabgesetzter Preis 1 Thlr.

Wir enthalten uns aller selbstlobenden Anpreisungen der Ernst Willkomm'schen Dichtungen, und lassen dafür die glänzenden Recensionen in Gersdorf's Repertorium, 1834, und eine ausführliche Beurtheilung in den Blättern für liter. Unterhaltung, 1835, Nr. 45, sprechen, welche mit den Worten beginnt:

„Es ist uns erfreulich, unsere diesjährige dramatische Uebersicht mit einem in allem Betracht so beachtungswerthen Werke beginnen zu können",

und wovon der Schluß wörtlich also lautet:

„Der Verfasser ist größtentheils glücklich in Dem, was er an Kunstzwecken erstrebt; seine Sprache ist eine wirklich dramatische, prägnant, etwas sententiös, aber immer voll Kern und Kraft. Vielleicht hat er darin Unrecht, den ganzen tragischen Plan nicht in ein dramatisches Gedicht zusammengedrängt zu haben. Doch wie dem auch sei, das wird der Leser aus dieser Anzeige entnehmen, daß er es hier mit einer dramatischen Dichtung von Rang zu thun hat, solcher Art, daß sie unter günstigern Umständen als die der Zeit sind, den deutschen Markt in Aufregung gebracht haben würde."

Die Leistungen des Hrn. Dr. Rauschnick sind zu allgemein vortheilhaft bekannt, als daß sein Pfaffenthum noch besonderer Empfehlung bedürfte.

Leipzig, im October 1835.

Karl Berger's Buchhandlung.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur. Einundsiebzigster Band. 1835. Juli. August. September.

Inhalt des einundsiebzigsten Bandes.

Art. I. Geschichte der Araber in Spanien, Portugal und Sicilien. (Schluß.)

II. Darstellung des gegenwärtigen Zustandes von Irland. Von einem mehrjährigen Beobachter. Stuttgart 1835.

III. Grundzüge der Lehre von den höhern numerischen Gleichungen nach ihren analytischen und geometrischen Eigenschaften. Von M. W. Drobisch. Leipzig 1834.

IV. Gedichte von August von Platen. Zweite Ausgabe. Stuttgart 1834.

V. 1) Tscheou Y tschu su. Kia King orl schi nien; Kiang si, Nan tschang fu Hio kay tiao. (Das Buch der Wandelungen mit Commentar, gedruckt im Collegium zu Nan tschang fu, der Hauptstadt in der Provinz Kiang si, im zwanzigsten Jahre der Regierungsperiode Kia king, 1815 u. 3.)

2) *Y king* antiquissimus Sinarum liber, quem ex latina interpretatione P. Regis aliorumque, edidit Julius Mohl. Vol. I. Stuttgardiae 1834.

VI. Briefe über die natürliche Magie an Sir Walter Scott, von David Brewster. Aus dem Englischen übersetzt von Wolff. Berlin 1835.

VII. Andeutungen über Mathematik und Philosophie, und ihr Verhältniß zueinander. Von Mally. Grätz 1834.

VIII. *Bhartrihharis* Sententiae et Carmen, quod *Chauri* nomine circumfertur, eroticum; ad Codicum Mstt. ddem edidit *Petrus a Bohlen*. Berolini 1833.

IX. Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg. Von Friedr. Grafen von der Decken. Dritter und vierter Theil. Hannover 1834.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. LXXI.

Tagebuch der Reise der k. k. Gesandtschaft in das Hoflager des Sultans von Marokko nach Mequinez, im Jahre 1830. Von W. Freiherrn von Pflügl. (Schluß.)

Mondkarte von W. Beer und J. K. Mädler. Berlin 1834.

Hammer's morgenländische Handschriften. (Fortsetzung.)

Biblioteca italiana ossia Giornale di letteratura, scienze ed arti compilato da varij letterati. Milano.

Soeben erschien im Verlage der Gebrüder Bornträger in Königsberg und ist in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa

von Dr. **Fr. Wilh. Schubert**, Prof. ꝛc.

Isten Bandes 1ste Abtheilung, enth.: Rußland. Gr. 8. 25½ Bogen. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Ueber die Bedeutung und Gediegenheit dieses Werkes, welches das Interesse jedes gebildeten Mannes in Anspruch nehmen wird, hat sich sowol Herr Prof. Hasse, als auch Herr Hofrath

völlig in den beiden von Letzterm herausgegebenen Journalen für Staatswissenschaften und Politik so ausführlich ausgesprochen, daß hier jede Empfehlung überflüssig sein dürfte.

Die 1te Abtheilung, die Staaten England und Frankreich enthaltend, ist unter der Presse und erscheint noch in diesem Jahre; die 2te Abtheilung zu Ostern 1836.

Das Ganze wird aus 5 Abtheilungen in 2 Bänden bestehen und im Jahre 1836 beendigt werden.

J. G. Salzmann's

Allgemeines deutsches Gartenbuch,

oder

vollständiger Unterricht in der Behandlung des Küchen-, Blumen- und Obstgartens, theils aus eigner vieljähriger Erfahrung, theils nach den besten Gartenschriften bearbeitet. Mit einem Gartenkalender, enthaltend die monatlichen Verrichtungen im Garten und einem Anhang vom Trocknen, Einmachen, Erhalten und Aufbewahren der Gewächse.

Dritte durchaus vermehrte Auflage. Gr. 8. München, bei Fleischmann. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl.

Das Salzmann'sche Gartenbuch ist bereits allgemein als eines der besten, gemeinnützigsten und vollständigsten anerkannt; deshalb wünscht Referent dasselbe in der Hand eines Jeden, der den edeln Gartenbau mit Nutzen und Vergnügen betreiben will, und empfiehlt es, ihres Dankes gewiß, allen Gartenfreunden aus inniger Ueberzeugung.

Wichtiges Werk für alle Classen der Staatsbürger.

Bei Unterzeichnetem ist soeben erschienen:

Preusker, Karl, Andeutungen über Sonntags-, Real- und Gewerbschulen, Kameralstudium, Bibliotheken, Vereine und andere Förderungsmittel des Gewerbfleißes und allgemeiner Volksbildung. Handwerkern, Fabrikanten, Landwirthen und andern Gewerbtreibenden, Kameralisten, Schulmännern und allen Freunden der Gewerbs- und Volksbildung gewidmet. Auch unter dem Titel: „Bausteine." 2te vermehrte und zugleich umgearbeitete Auflage. 1ster bis 3ter Band. Gr. 8. Preis 2 Thlr.

Der Titel des vorstehenden Werkes deutet schon die ungeheure Wichtigkeit desselben für alle Classen der bürgerlichen Gesellschaft, vorzugsweise aber für den in Deutschland auf eine so hohen Stufe der Cultur stehenden Gewerbsstand an. Der schnelle Absatz und die günstige Beurtheilung der ersten Auflage sprechen am meisten für die gelungene Behandlung der diesem wahrhaft volksthümlichen Werke vorkommenden Gegenstände.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Frd. Frhrn. v. Biedenfeld's neues Jahrbuch für die Bühne.

1er Jahrg. Mit 7 illum. Costumbildern. 12. In lithogr. allegor. Umschlag geheftet. 1 Thlr. 18 Gr., auf fein Papier 2 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: I. Franziska von Rimini, Trauerspiel in 5 A. nach Silvio Pellico. II. Dame Kobold, Lustsp. in 4 A. nach Calderon. III. Die Grafen Tilmor, Drama in 3 A. nach d. Engl. IV. Das Leben der Künstler, Liederspiel in 1 A. V. Vetter Wunderlich, Lustsp. in 3 A. nach Monvel. VI. Die Bürgschaft, Oper in 3 A. VII. Der Hahn und seine Hennen. Schwank in 1 A. nach Sografi.

Dieses einfache Inhaltsverzeichniß bekundet schon einen Reichthum an Zahl und Mannichfaltigkeit, wie keine der bisher erschienenen Sammlungen von Bühnenstücken ihn aufweisen kann. Bei den so bedeutenden quantitativen Bedürfnissen der deutschen Theater können diese vorzüglichen Bühnenstücke aus der Feder eines so bewährten Theaterkundigen um so willkommener sein, als sie fast alle schon auf den angesehensten Bühnen zur Aufführung gekommen sind und die Probe mit Beifall bestanden haben. Keines derselben überschreitet die gewöhnlichen materiellen und subjectiven Kräfte und jedes enthält eine oder mehre glänzende Rollen. Liebhabertheater, die sich bisher auf einactige Stücke beschränkten, finden hier eine hübsche Auswahl von größern Dramen, welche ihre Kräfte nicht überschreiten. Selbst der gewöhnlichen Lesewelt wird dieser Jahrgang reichliche Unterhaltung verschaffen, da der Wechsel zwischen Heiterkeit und Ernst, Vers und Prosa in angenehmer Spannung erhält. Die 7 beigefügten fein illuminirten Costümbilder werden den Mitspielern zum guten Wegweiser dienen, und gereichen dem schön gedruckten Werkchen, wie die freundliche Ausstattung des Ganzen überhaupt, zur großen Zierde.

Bei J. B. Wallishausser in Wien ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Pabst, Dr. J. H., Adam und Christus. Zur Theorie der Ehe. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

In diesem Werke ist die Ehe philosophisch und nach den Principien der katholischen Kirche auf das Gründlichste erörtert.

Günther, A., Thomas a Scrupulis. Zur Transfiguration der Persönlichkeits-Pantheismen neuester Zeit. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

— —, Der letzte Symboliker. Eine durch die symbolischen Werke Möhler's und Bauer's veranlaßte Schrift. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

— —, Vorschule zur speculativen Theologie des positiven Christenthums. 1ste Abth. Creationslehre. 2te Abth. Incarnationslehre. Gr. 8. 3 Thlr.

— — und Pabst, Janusköpfe. Zur Philosophie und Theologie. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Silbert, J. P., Die Himmelspforte. Ein vollständiges Gebet- und Andachtsbuch für kathol. Christen. Gr. 12. Mit 1 Titelkpf. von Fr. John. 1 Thlr. Auf Velinpr. mit 5 Kupfern von Fr. John. 2 Thlr. In feinem Preßlederband 3 Thlr.

Dieses Gebetbuch kann mit gutem Gewissen als eines der besten und schönsten neuerer Zeit empfohlen werden.

Evangelische Literatur.

Cleynmann, C., Gott mein Alles, meine Freude, mein Trost! Ein Andachtsbuch für gebildete Christen. Vierte Originalausgabe. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr. Feinere Ausg. 1 Thlr. 12 Gr.

Der bisherige ungetheilte Beifall, dessen sich dieses vortreffliche Gebetbuch seit seinem ersten Erscheinen erfreute, bürgt für den gediegenen Inhalt.

Cleynmann, C., Predigten. Aus dessen hinterlassenen Handschriften gewählt, durchgesehen und herausg. von J. Kollar. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Geist und Beredtsamkeit zeichnen diese Predigten ebenso aus, als seine früher erschienenen Vorträge in d. J. 1813 u. 1814, sodaß sie zur Erbauung viel beitragen werden.

Im Verlage von Friedrich Vieweg in Braunschweig ist soeben erschienen:

Capt. Marryat's
sämmtliche Werke.
Erster Band.
Willy Königs-Eigen. Erster Band.

8. Velinpapier. Geh. 8 Gr.

Capt. Marryat hat, nächst Bulwer, wol die größeste Popularität und Anerkennung unter den neuesten englischen Novellisten gefunden, und seine trefflichen Romane: „Der Pascha", „Peter Simpel", „Jakob Ehrlich" ꝛc. haben auch in Deutschland und Frankreich ein gleiches Glück gemacht. Wir übergeben hiermit dem Publicum das erste Bändchen seiner sämmtlichen Werke, beginnend mit dem höchst ausgezeichneten, bisher noch nicht übersetzten Roman: „Willy", zu dem unglaublich wohlfeilen Preise von 8 Gr. Drei solcher Bände enthalten jedesmal einen vollständigen Roman; in der Regel soll wöchentlich, höchstens alle vierzehn Tage, ein neues Bändchen erscheinen. Die Käufer verpflichten sich nicht zur Abnahme der ganzen Reihenfolge, sondern können auch jeden Roman einzeln zu 1 Thlr. erhalten. Den Besitzern der wohlfeilen Ausgaben von Scott's, Bulwer's, Cooper's ꝛc. Werken werden Marryat's Werke, unter solchen Bedingungen, eine höchst anziehende und wünschenswerthe Vermehrung ihrer Sammlungen sein.

Bei der neuerdings immer mehr um sich greifenden Choleraseuche erlaubt sich die Unterzeichnete auf nachstehendes, in ihrem Verlag erschienenes Werk wiederholt aufmerksam zu machen:

Die

CHOLERA MORBUS,

ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchten Heilmethoden, ihre Eigenthümlichkeiten und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel.

Mit der Karte ihres Verbreitungsbezirks.

Zweite vermehrte Auflage.

Von

Friedrich Schnurrer, M. D.

Leibmedicus Sr. Durchlaucht des regierenden Herrn Herzogs von Nassau.

Preis 1 Fl. 24 Kr., oder 20 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. B. Wallishausser in Wien und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Der böse Geist

Lumpaci vagabundus,

oder das liederliche Kleeblatt. Zauberposse mit Gesang in drei Aufzügen von Joh. Nestroy. Mit illum. theatr. Scene. 12. Geh. 12 Gr.

Koch, C. W., Dramat. Beiträge für das k. k. Hofburgtheater in Wien. Enthält: Das Testament einer armen Frau. Er bezahlt Alle. Die Vorleserin. 12. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Castelli, J. F., Dramat. Sträußchen. 20ster Jahrg. Inhalt: Lustspiel auf der Stiege. Ein Tag Karl V. Ein Freund statt einer ganzen Familie. Folgen einer Mißheirath. 16. Geh. In Schuber. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Räuber auf Maria Culm, oder die Kraft des Glaubens. Ein Gemälde ꝛc. in fünf Handlungen von H. Cuno. Dritte Aufl. 8. Geh. 12 Gr.

Der Schneider und sein Sohn, oder: Mittel gegen Herzweh. Lustspiel in fünf Aufzügen. A. d. Engl. des Morton. 8. Geh. 10 Gr.

Bei C. F. Post in Kolberg sind soeben folgende höchst interessante Werke erschienen und durch L. Hold in Berlin zu beziehen, auch an alle Buchhandlungen versandt:

Des Bettlers Gabe. Taschenbuch für 1836. Von Wilhelm Müller. Zweiter Jahrgang. Der Verkannte. Der letzte Schmerz. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Die Verworfenen. Romantisches Nachtgemälde von Wilhelm Müller. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Der erste Jahrgang des Taschenbuchs: „Des Bettlers Gabe", für 1835, hat des Verfassers eminentes Talent als Dichter vollkommen bekundet, indem alle erschienenen Recensionen sich auf das Vortheilhafteste darüber aussprachen. Obige Werke können wir mit großem Rechte den Literaturfreunden empfehlen und werden in Lesecirkeln und Leihbibliotheken von jedem Gebildeten zu den besten Werken neuerer Dichter gerechnet und eifrig gelesen werden.

Dr. Heinrich Zöpfl,

Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte

ist jetzt so weit vorwärts, daß die zweite Abtheilung noch im November d. J. und die dritte und letzte Abtheilung spätestens im Januar 1836 unfehlbar vollendet und versandt werden, und wir machen uns zur Pflicht, den zahlreichen Interessenten diese gewiß willkommene Nachricht schon jetzt vorläufig zu ertheilen.

Heidelberg, den 4ten November 1835.

August Oßwald's Universitäts-Buchhandlung.

Toilettengeschenk für Damen.

Soeben ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Winter-Unterhaltungsmagazin für die elegante Welt auf das Jahr 1835—36. Gr. 8. 1ster u. 2ter Band im farbigen Umschlage. 2 Thlr. 16 Gr.

Man findet in diesem, sich zu einem Geschenk für Damen eignenden Werke das Ausgezeichnetste der neuesten Unterhaltungsliteratur.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von mir zu beziehen:

Vorschlag zu einem Strafgesetzbuche für das Königreich Norwegen. Auf Veranstaltung der Gesetzcommission aus dem Norwegischen übersetzt von F. Thaulow. Zweite, veränderte Ausgabe. Gr. 8. (Christiania.) Geh. 12 Gr.

Motive zu dem im Jahre 1832 herausgegebenen Vorschlage zu einem Strafgesetzbuche für das Königreich Norwegen. Auf Veranstaltung der Gesetzcommission u. s. w. aus dem Norwegischen übersetzt von F. Thaulow. Gr. 4. (Christiania.) Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im October 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXXXII.

r Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für Literatge Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Auch in dem nächsten Jahre 1836 wird die eines allgemeinen Beifalls fortwährend sich erfreuende Zeitschrift:

Das Pfennig-Magazin

einen und das unablässige Bestreben der Redaction sein, derselben jene in der deutschen Literatur ganz einzige Theilnahme zu beren, welcher es sich bisjetzt erfreute. Belehrung, verbunden mit Unterhaltung: — in diesen Worten liegt der t angedeutet, welchen die Herausgeber mit anerkannt vielem Glücke verfolgten und durch ihre Bestrebungen erreichten.

Bereits im nächsten Monate werden die ersten Nrn. des neuen Jahrgangs ausgegeben und der Preis eines Jahrgangs von Nrn. auf feinem Velinpapier, mit einigen hundert Abbildungen ausgestattet, bleibt wie bisher **2 Thlr.**

Zu einem sehr schönen Weihnachtsgeschenke

en sich der 1ste bis 3te Jahrgang des Pfennig-Magazins, welche zu nachstehenden Preisen (I. Nr. 1—52, 2 Thlr.; Nr. 53—91, 1 Thlr. 12 Gr.; III. Nr. 92—143, 2 Thlr.) sauber geheftet in allen Buchhandlungen vorräthig zu haben

Ein äußerst billiges und dennoch höchst ansprechendes Geschenk ist ferner das

National-Magazin,

hes jetzt mit dem Pfennig-Magazin vereinigt ist. Der Preis des erschienenen Jahrgangs von 52 Nrn., welcher einen schönen Octavband bildet, durch reichhaltigen Inhalt und eine Menge von Abbildungen sich empfehlend, ist von 2 Thlrn. auf nur zehn Groschen ermäßigt. Besonders glaube ich aber noch auf das

Pfennig-Magazin für Kinder

erksam machen zu müssen, welches seit zwei Jahren erscheint und bei anziehender Abwechselung in seinen Mittheilungen belehrt unterhält und ebenfalls mit fast zweihundert Abbildungen in jedem Jahrgange ausgestattet ist. Jeder derselben besteht aus Nrn. in klein Quartformat und ist für den billigen Preis von einem Thaler in allen Buchhandlungen geheftet zu erhalten. im nächsten Jahre erscheint diese Zeitschrift, deren Anschaffung selbst unbemittelten Aeltern möglich ist, denn sie verursacht ihnen eine monatliche Ausgabe von zwei Groschen!

Leipzig, im November 1835.

F. A. Brockhaus.

Ankündigung.

Die

eutsche Literatur

von

Wolfgang Menzel.

Zweite, sehr vermehrte Auflage.

4 Theile, jeder an 20 Bogen und drüber.

In Lieferungen von 6 Bogen.

Die Lieferung 12 Gr., oder 48 Kr.

Wenn ein Werk, wie das hier angekündigte, schon bei seinen ersten Erscheinen eine so allgemeine Anerkennung fand, den des Verfassers auf eine so entschiedene Weise begründete Ruhm zu einem europäischen erhob, so darf mit t angenommen werden, daß die Anzeige einer ielten, umgearbeiteten und sehr vermehrten Auflage

Theilnahme aller Freunde unserer Literatur auf das Lebhafte erregen muß. Die um die Hälfte gegen früher erweiterte Dehnung, die der geistreiche Verfasser seinem Werke verlieh, , bei seinem anerkannten kritischen Scharfsinn, als volle gschaft dienen, daß jede, seit der ersten Auflage nöthig gewordene Ergänzung hier beigefügt, jeder neuen, wichtigen Erscheinung in den verschiedenen Fächern ihre Stelle angewiesen, jeder bedeutende Name besprochen und somit eine Uebersicht über alles Ausgezeichnete und Bemerkenswerthe im Bereich deutscher Wissenschaft und Literatur geboten wird. Geist und Tendenz der frühern Auflage sind unverändert geblieben.

Die erste Lieferung ist soeben versandt, und es werden sich die andern ununterbrochen und rasch folgen.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Stuttgart, im October 1835.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

In dem Verlage des Unterzeichneten ist vor Kurzem erschienen:

Chladenius, C. G. Th., Ueber die Nothwendigkeit, durch frühzeitigen Schulunterricht Verbrechen und Strafen mehr als zeither geschehen vorzubeugen. Eine Petition und Aufforderung an Deutschlands sachverständige Gelehrte ꝛc. Gr. 8. 9 Gr.

Der würdige Veteran hat in diesem seinen neuesten Werke seine 50jährigen Amtserfahrungen in peinlichen Rechtsangelegenheiten niedergelegt und viele höchst interessante Criminalgeschichten mitgetheilt; es ist dasselbe somit ein Volksbuch für Jedermann.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Neue Bücher.

Bei der Redaction dieses Journals sind folgende Bücher eingegangen:

Mittheilungen aus dem Gebiete der Geographie und Statistik von Adolf Stieler. Gotha, Justus Perthes. 1. Heft. 1855. 8. 1 Thlr.

Der Herausgeber dieses Journals, Professor Dr. Stieler in Gotha, hat sich mit dem Professor Dr. Petermann in Gotha, Professor Dr. Wappäus in Göttingen und Professor Dr. Wagner in Berlin zu einer Redaction vereinigt, um ein Journal zu liefern, das sich mit der Geographie und Statistik beschäftigt. Das erste Heft enthält folgende Aufsätze: Die Bevölkerung der Erde, nach Professor Dr. Berghaus. Die Bevölkerung der Türkei, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Griechenlands, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Italiens, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Frankreichs, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Spaniens, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Portugals, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Belgiens, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Hollands, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Englands, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Irlands, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Schottlands, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Dänemarks, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Schwedens und Norwegens, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Russlands, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Preußens, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Oesterreichs, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung der Schweiz, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Deutschlands, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Nordamerikas, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Mexicos, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Südamerikas, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Australiens, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Afrikas, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Asiens, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung Europas, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung der Erde, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung der Erde, nach Professor Dr. Wappäus. Die Bevölkerung der Erde

Wohlfeile Taschenausgabe
von
Marryat's Werken.

Bei Unterzeichnetem ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Captain Marryat's
sämmtliche Werke.
1ster—4ter Band, enthaltend:
Peter Simpel.
ein humoristischer Roman.

Aus dem Englischen
von
C. Richard.

gr. 16. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 8 Gr., od. 2 Fl. 24 Kr.

Die täglich so überraschend zunehmende Popularität, deren der treffliche Verfasser von „Peter Simpel" ꝛc. nicht blos in Vaterlande, sondern auch unter dem deutschen Publicum freuen hat, und die vielfach deshalb an mich ergangenen derungen, haben mich bewogen, die sämmtlichen Werke Marryat's in einer billigen Taschenausgabe allgemeiner zugängl machen. Dem hier vorliegenden Roman werden die Werke, wie „Jakob Ehrlich", „Newton Forster" ꝛc. in Zwischenräumen folgen.

Ich hoffe auf eine recht ausgedehnte Theilnahme.

Aachen, den 20sten October 1835.

J. A. Mayer.

Bei Fleischmann in München ist erschienen:

Pausanias,
Beschreibung von Hellas
übersetzt und erläutert
von
E. Wiedasch.

Bde. Mit Plänen von Athen, Olympia und Sparta und einer Karte des Peloponnesos. Preis 7 Thlr. 8 Gr., oder 12 Fl. 48 Kr.

Rabe zur gelegensten Zeit beschenkt uns Herr Professor Wiedasch mit seiner vortrefflichen Uebersetzung dieses geschätzten Schriftstellers, und sie dürfte um so mehr bald in der Hand Gebildeten sein, da die dem Buche beigegebenen ungemein reichen Anmerkungen ein wahrer Schatz sind und bleiben werden.

Literarische Anzeige.

Soeben ist erschienen:

Abhandlungen aus dem Gebiete
der
Staatswirthschaftslehre
von
Dr. Karl Salomo Zachariä,

Herzogl. badischem Geh. Rathe II. Classe, ordentl. öffentl. Lehrer auf der Universität in Heidelberg, Comthure des grossherzogl. bad. Ordens des Zähringer Löwen.

8. 1 Fl. 30 Kr. Rhein., od. 1 Thlr. Sächs.

Der geistreiche und scharfsinnige Herr Verfasser, welcher seinen ebenso tiefen als rastlosen und umfassenden Blick stets die Zeit und ihre Bedingungen und Erscheinungen im Auge hält, hat derselben auch in diesen Abhandlungen seine Thätigkeit gewidmet, für einige Themata, welche in das Leben der Staaten und Völker so tief eingreifen, daß sie von Hohen und Niedrigen um so mehr mit gleicher Begierde werden gelesen werden, als der anziehende und gehaltreiche Styl des Herrn Verfassers dafür noch einen erhöhten Reiz bietet. Eine kurze Andeutung des Inhalts wird dieses noch weiter bewähren.

1. Ueber die demokratische Tendenz der heutigen europäischen Staatswirthschaft. — 2. Ueber Besoldungssteuern. — 3. Von den Geddarlehnen, diese im Verhältnisse zu andern Capitalien betrachtet. — 4. Ueber die Regeneration der bürgerlichen Gesellschaft durch eine Umgestaltung des Eigenthumsrechts, d. i. desjenigen Rechts, nach welchem bewegliche und unbewegliche Sachen erworben werden können und besessen werden. — 5. Creditgesetze. — 6. Wirthschaftspolitik oder das Büchlein vom Reichwerden. — 7. Auch ein Wort über den preußischen Mauthverein.

Heidelberg, im October 1835.

August Oßwald's Universitäts-Buchhandlung.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Dichter ein Seher,
oder über die innige Verbindung der Poesie und der Sprache mit dem Hellsehen.
Von
Dr. Alb. Steinbeck.
Nebst einer einleitenden Abhandlung:
„Der organische Leib und die Sprache"
von
Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Gr. 8. 40 Bogen. 3 Thlr. — 4½ Fl. Conv.-Mze. — 5 Fl. 24 Kr. Rhein.

Das vorliegende interessante Werk ist die Frucht mehrjähriger tiefer Forschung. Der Inhalt desselben ist zu reichhaltig, als daß solcher hier ausführlich angegeben werden könnte, und ich beschränke mich daher, nur auf einige Abhandlungen besonders aufmerksam zu machen. Als: „Der organische Leib und die Sprache." — „Ueber den Ursprung der Gedanken." — „Ueber die Entstehung der Sprache aus dem Menschen." — „Ueber die prophetische Traumsprache." — „Ueber die Sprachengabe der ersten Christen", und auf „die im Anhange angeführten Beispiele von prophetischen Poesien und poetischen Prophetien."

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. Gräberg von Hemsö, Theorie der Statistik. Bearbeitet von Dr. **Alfred Reumont.** 8. Geh. 12 Gr., oder 54 Kr.

Kempen, des ehrwürdigen Thomas von, vier Bücher von der Nachfolge Christi, nebst Morgen- und Abend-, Meß-, Beicht- und Communiongebeten, übersetzt und verfaßt von **Joseph Erkens**, Kanonikus des Collegiatstiftes zu Aachen, mit einer Vorrede begleitet von **J. M. Claessen**, Propst des nämlichen Stiftes ꝛc. ꝛc. Zweite, von dem Verfasser selbst verbesserte und mit neuen Meßgebeten vermehrte Auflage. Mit dem Bildnisse des gottseligen Thomas von Kempen. 8. Geh. 12 Gr., oder 54 Kr.

Marryat, Captain (Verfaſſer des Peter Simpel, Jakob Ehrlich ꝛc. ꝛc), Der Seeoffizier. Roman. Aus dem Engliſchen von C. Richard. 3 Bde. 8. Geh. 4 Thlr., oder 7 Fl. 24 Kr.

Zitterland, Dr. (Regierungs- und Medicinalrath), Aachens heiße Quellen. Ein Handbuch für Aerzte, ſowie ein unentbehrlicher Rathgeber für Brunnengäſte. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Bei J. B. Wallishauſſer in Wien iſt erſchienen und in jeder ſoliden Buchhandlung zu haben:

Treitſchke, Fr., Hülfsbuch für Schmetterlingsſammler. Gr. 8. Mit 4 ausgemalten Kupfertafeln. Gebdn. 2 Thlr. 16 Gr.

Dieſes Werk möchte zu einem feſtlichen Angebinde ſehr paſſend erſcheinen und mehr Freude und Nutzen gewähren als manches Bilder- und Erzählungsbuch.

Marcheſi, G., Die Elemente und das Alphabet der Muſik. Gr. 12. Geh. Mit Notentafel. 8 Gr.

Becher, S., Ideen zu einer vernünftigen Erziehung. Gr. 12. Geh. 18 Gr.

Karaczay, le comte Fedor, Londres et ses environs. 8. Gebdn. 1 Thlr.

Dieſes iſt ein unentbehrlicher Leitfaden für Fremde, die London beſuchen; es enthält alle nothwendigen Nachweiſungen, nicht allein über Oertlichkeiten bis beinahe ins Kleinſte, ſondern auch Unterricht über ſittliche Gebräuche, welcher dem Fremden beſonders ſehr erwünſcht ſein muß.

K. k. öſtreich. Zolltarif, unter dem Titel: Auseinanderſetzung der k. k. Ein-, Aus- und Durchfuhr-Zölle, in durchaus alphabetiſcher Ordnung. Zur Bequemlichkeit des Handels durch L. C. F. Steinheil. Gr. 8. Velinpoſtpr. Gebdn. 1 Thlr. 6 Gr.

Geſchäftsleuten kann die Erſcheinung dieſes ſehr genau und bisjetzt fortgeführten Tarifs gewiß nur erwünſcht ſein.

Von J. C. F. Manso's

Geſchichte des preußiſchen Staates ſeit dem Frieden von Hubertsburg bis zur zweiten pariſer Abkunft. Neue, vielfach berichtigte und verbeſſerte Ausgabe, 3 Bände, oder 10 Bogen zu acht Bogen in gr. 8.,

iſt die 6te Lieferung, welche den 2ten Band beſchließt, ſoeben verſandt worden.

Späteſtens bis Ende Januar kommenden Jahres wird das Ganze vollendet ſein. Bis dahin laſſen wir den billigen Subſcriptionspreis von 12 Gr. für die Lieferung, nebſt dem Vortheil des 7ten Freiexemplars bei Abnahme von 6 Exemplaren, noch fortbeſtehen.

Frankfurt u. Leipzig, d. 1ſten Nov. 1835.

Joh. Chriſt. Hermann'ſche Buchhandlung.
C. F. Dörffling.

Literariſche Anzeige.

Bei M. DuMont-Schauberg in Köln iſt erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Kurze Geſchichte der Päpſte.

Nebſt einem Anhange: über den Primat Petri und das Märchen von der Päpſtin Johanna. Von Dr. W. Smets. Dritte, verm. und verb. Auflage. 304 S. Gr. 8. In Umſchl. geh. Preis 1 Thlr. — 1 Fl. 48 Kr. Rhein. — 1 Fl. 40 Kr. Conv.-M.

La Balance.

Revue allemande et française,

publiée par

L. Boerne.

La Balance paraîtra à compter de Janvier prochain, de mois en mois et en livraisons de trois à quatre feuilles.

Prix de l'Abonnement pour trois mois:
Pour Paris: cinq Francs,
Pour l'étranger: six Francs.

S'adresser à M. Boerne, Rue Lafitte No. 44, à Paris.

On ne reçoit que des lettres et des envois affranchis.

In unſerm Verlage iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen (in Leipzig durch Hermann und Langbein) zu beziehen:

Grundriß der deutſchen Bergrechtslehre, mit Rückſicht auf die franzöſiſche Bergwerksgeſetzgebung

von Dr. C. J. B. Karſten,

königl. preuß. Geh. Ober-Bergrath ꝛc.

Mit einer Kupfertafel. 1828. Preis 2 Thlr.

Berg- und hüttenmänniſcher Wegweiſer durch Oberſchleſien.

Ein Handbuch ſowol für gebildete Reiſende aller Art, als zum Selbſtſtudium; zunächſt für Berg- und Hüttenleute beſonders vom Eiſenhütten-Fache, dann aber auch für Technologen, Kameraliſten, Staatswirthe und Freunde der Induſtrie.

Nach den beſten darüber vorhandenen, größtentheils noch ungedruckten Aufſätzen, und nach eignen vieljährigen Erfahrungen entworfen.

(Zwei Theile. Mit Kupfer. 1828.) Preis 3 Thlr.

Berlin. Haude und Spener'ſche Buchhandlung. (Joſeephy.)

Verlag der Creutz'ſchen Buchhandlung in Magdeburg.

Taſchenbuch der Geographie, mit 21 dem Texte angefügten fein geſtochenen und colorirten Landkärtchen. 1 Thlr. 12 Gr.

☞ Nicht nur wegen ſeiner gedrängten Ueberſichtlichkeit der ganzen neuern Erdbeſchreibung, ſondern auch wegen der eleganten äußern Ausſtattung, eignet ſich dies Büchlein ganz beſonders zu Geſchenken an junge Leute.

Das bekannte

Allgemeine deutſche

Reim-Lexikon.

Herausgegeben von

Peregrinus Syntax.

2 Bände. (112 Bogen.) Lexikonformat. 1826.

früherer Ladenpreis 6 Thlr., habe ich, um die Anſchaffung dieſes für jeden Freund der deutſchen Sprache und Poeſie nützlichen Werks zu erleichtern, auf zwei Thaler herabgeſetzt.

Leipzig, im November 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXXXIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

3 Groschen die Lieferung.

Im Verlage der Gebrüder Didot in Paris und J. J. Weber in Leipzig erscheint gleichzeitig mit der französischen 6ten vermehrten und verbesserten Original-Ausgabe eine deutsche Uebersetzung der **Geschichte**

der

Französischen Revolution

von

F. A. Mignet. 2 Bände in 25 Lieferungen mit 25 Stahlstichen.

Die erste Lieferung gratis.

Jeden Sonnabend erscheint eine Lieferung von 2 Bogen Text und einem Stahlstiche mit 2 Abbildungen. Die erste und zweite Lieferung ist am 15. November 1835 erschienen. Ausführliche Prospecte sind in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Sämmtliche Werke

von

Michael Beer.

Herausgegeben

von

Eduard von Schenk.

Mit dem Bildnisse des Dichters.

Gr. 8. Cart. 4 Thlr.

Leipzig, im November 1835.

F. A. Brockhaus.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dingler's polytechnisches Journal.

Erstes Octoberheft.

Inhalt: Herapath über Eisenbahnen. (Von der Zugkraft, von den Kosten des Transportes, von der Geschwindigkeit des Transportes und von der Triebkraft der Locomotivmaschinen oder Dampfwagen.) Daglish über die neuen, preiswürdig gefundenen Schienen und Piedestals oder Lager für Eisenbahnen; mit Abbildungen. West's Verbesserungen an den Schmiedessen; mit Abbild. Fuller's Verbesserungen an den Maschinen zur Fabrikation von Nägeln; mit Abbild. Bemerkungen über die Glyphogene oder eine neue Beize für den Stahlstich. Robiquet über die Elementarzusammensetzung des Alizarins (rothen Krappigments) und Orcins. Thomson über den Kattundruck. (Mordants. Aetzbeizen. Reservagen. Darstellung einzelner Farben auf den Zeuchen. Tafelfarben und Dampffarben.) Durch diese Abhandlung lernen die Herren Fabrikanten die gegenwärtige Fabrikationsweise der Baumwollendruckerei Englands vollständig kennen. Ueber eine neue, die Perrotine benannte Maschine zum Indiennendrucke. Ueber eine merkwürdige neue Säure, welche aus Stickstoff, Schwefel und Sauerstoff besteht, und durch welche man sich sehr leicht das Stickstoffoxidulgas (sogenannte Lustgas) verschaffen kann. Miscellen. Englische Patente. Disbrow's neuer Dampfkessel. Zahl der Dampfmaschinen in Frankreich. Ueber Hrn. Galt's Ersatzmittel der Dampfkraft. Zahl und Tonnenladung der Dampfboote in Großbritannien. Die Eisenbahn von Bristol nach Gloucestershire. Siebente halbjährige Rechnung der Liverpool-Manchester-Eisenbahn. Kosten, um die Bills zur Erbauung der Eisenbahnen durch das Parlament zu bringen. Ueber den Verkehr auf der Eisenbahn zwischen Stockton und Darlington. Miller's Methode, die Adhäsion der Räder der Locomotivmaschinen zu erhöhen. Vollendung eines Tunnels, welcher unter dem Bette eines schiffbaren Flusses durchführt. Ueber den Verlust an Kraft bei der Befahrung der Bergwerke in Cornwallis. Angebliche Nachtheile des Eisenschmelzprocesses mit heißer Luft. Literatur. Desberger's Statistik der festen Körper.

Zweites Octoberheft.

Inhalt: Menzel, die Wirkungen der Perspective in Bezug auf die Baukunst und mit Rücksicht auf die Anfertigung von Bauriffen. Ueber einen Apparat, dessen man sich in den größern englischen Fabriken bedient, um die Arbeiter aus einem Stockwerke zum andern emporzuschaffen; mit Abbildungen. Bericht des Hrn. Francoeur über eine Uhr, welche das Datum anzeigt, und über eine zum Hausgebrauch bestimmte Wage, beide von der Erfindung des Hrn. Schwilgué in Paris;

mit Abbild. Beschreibung einer tragbaren Druckerpresse; mit Abbild. Bericht des Hrn. Francoeur über Paulin's Apparat zum Löschen von Feuer, welches in Kellern ausgebrochen; mit Abbild. Bericht des Hrn. Th. Olivier über einen von Hrn. Lefaucheux erfundenen, und von der Kammer aus ladbaren Carabiner oder Musketon; mit Abbild. Bericht des Hrn. Baron Séguier über die von Hrn. Lefaucheux, Büchsenmacher in Paris, erfundenen, von der Kammer aus ladbaren Jagdflinten; mit Abbild. Bruce's Verbesserungen an den Maschinen und Apparaten zur Fabrikation von Schiffs- und anderm Zwieback; mit Abbild. Ure's Untersuchung der Baumwoll-, Wollen-, Flachs- und Seidenfassern; mit Abbild. Miscellen. Beiträge zur Lebensgeschichte der französischen Mechaniker Pihet und Cavé. Einiges zur Geschichte der Baumwollspinnerei. Englische Methode, verschiedenen kupfernen Gegenständen eine rothe Bronzirung zu geben. Reinigungsmethode für angestrichene Thüren. Ueber die französischen Miniaturmalerfarben im Vergleich mit den englischen. Sichere Bereitungsart eines schönen Goldpurpurs.

Von diesem sehr gemeinnützigen Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. In das Abonnement kann jedes Semester eingetreten, Abbestellungen aber können nur am Schlusse des Jahres angenommen werden.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tremordyn Cliff.

Von

Frances Trollope,

Verfasserin von Belgien und Westdeutschland im Jahre 1833.

Aus dem Englischen

von

O. von Czarnowsky.

8. Drei Bände. Geheftet. Preis 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Die Verfasserin hat sich durch ihre geistreichen Schilderungen Nordamerikas und Belgiens einen wohlverdienten Ruf erworben. Wir übergeben hier der Lesewelt einen Roman, der sich nicht blos durch die treffendste und pikanteste Darstellung der englischen vornehmen Welt, sondern auch durch eine durchweg interessante und spannende Handlung wahrhaft auszeichnet. Es ist ein Werk, das allgemeine Theilnahme finden wird.

Ausser dem bereits erschienenen und allen Abnehmern übersandten 79sten und 80sten Hefte des Schreber'schen Säugthierwerks, welche als Fortsetzung des bisher fehlenden Textes zum 5ten Bande 18 Bogen enthalten, wurde der 6te Band mit dem 70sten bis 73sten Heft vollendet ausgegeben. Derselbe ist vom Herrn Professor Dr. J. A. Wagner in München bearbeitet und enthält die einfach käuenden Hufthiere.

Da auf alle wichtigen Beziehungen die vollständigste und genaueste Rücksicht genommen ist, so wird dieser Band für den Zoologen, wie für den Oekonomen und jeden Freund der Naturwissenschaften von gleicher Wichtigkeit sein.

Es soll nunmehr nach Vollendung des 5ten Bandes der 7te Band, die Cetaceen umfassend, erscheinen, dessen Bearbeitung die Herren Professoren Dr. R. Wagner in Erlangen und Dr. Wiegmann in Berlin übernommen haben. Zum Schlusse folgt ein Supplementband mit Nachträgen und einer Aufzählung aller Arten vom Herrn Professor J. A. Wagner in München.

Die Abbildungen, welche den Fortsetzungen beigegeben sind, gehören sicherlich zu den gelungensten Leistungen in diesem Fache. Sie sind zum grossen Theile nach Originalen, namentlich aus der grossen Sammlung in München gezeichnet, und erhalten dadurch einen besondern Werth, dass sie ausser bekannten, auch viele nur wenig oder bisher noch gar nicht gekannte Arten darstellen.

Erlangen, im October 1835.

Expedition des Schreber'schen Säugthier- und Esper'schen Schmetterlingswerkes,
in Commission der Palm'schen Verlags-Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1835. November. Nr. 136—139.

Nr. 136. * Frankfurt am Main. — * Reise nach Palästina. (Fortsetzung.) — Die Häute aus Buenos Ayres. — * Der Thornbaum.

Nr 137. * Hull. — * Reise nach Palästina. (Fortsetzung.) — * Der Nautilus oder das Perlenboot. — Ueber den Einfluß der Waldungen auf den Zustand des Menschen. II. — Die Bärin und ihre Jungen.

Nr 138. * Köln. — Ueber den Einfluß der Waldungen auf den Zustand des Menschen. II. (Beschluß.) — * Die Giraffe. — * Reise nach Palästina. (Fortsetzung.)

Nr. 139. * Die Jungfrau von Orleans. — * Der wilde Esel. — Miscellen. — Vorsorge im rechten Augenblick. — * Reise nach Palästina. (Beschluß.)

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 59 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im November 1835.

F. A. Brockhaus.

Die Zeitschrift

Der Eremit.

Blätter für öffentliches Leben und Wirken.

Herausgegeben von Dr. Fr. Gleich.

wird mit 1836 ihren 11ten Jahrgang beginnen und wie bisher zu dem Preise von 6 Thlrn. in wöchentlichen Lieferungen versendet werden.

Alle Buchhandlungen und Postämter durch ganz Deutschland nehmen Bestellungen darauf an.

Altenburg, December 1835.

Expedition des Eremiten.

Bei G. Bethge in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

Vatke, W. Lic., Die biblische Theologie wissenschaftlich dargestellt. Erster Band. Enthält: Die Religion des Alten Testaments nach den kanonischen Büchern entwickelt. Erster Theil. Gr. 8. Preis 3 Thlr.

Soeben ist bei Wilh. Kaiser in Bremen erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Reiseskizzen aus Belgien und Frankreich, nebst einer Novelle: „Der anonyme Brief" von Theodor von Kobbe. Eleg. geh. Preis 14 Gr.

Digitized by Google

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1836. Herausgegeben von A. Schreiber. 21ster Jahrgang. In eleg. Einbande 4 Fl., 2 Thlr. 8 Gr. Feine Ausgabe mit ersten Abdrücken auf chines. Pap. 5 Fl. 30 Kr., 3 Thlr. 8 Gr. Inhalt: 1. Zu den Stahlstichen, von dem Herausgeber u. G—b. 2. Eliza. Historische Novelle von Adalbert von Schonen. 3. Die Wächter des Throns. Historische Erzählung aus der wiener Vorzeit, von Wilhelm Blumenhagen. 4. Walter von Singenberg. Historische Novelle vom Herausgeber. 5. Das Bild. Historische Novelle vom Herausgeber. 6. Die Tulpenzwiebel. Historische Erzählung von A. 7. Erzählungen aus Italien. Von Albano. 8. Aus der Schreibtafel eines Zurückgezogenen. 9. Gedichte ꝛc. vom Herausgeber, C. Geib ꝛc. — Stahlstiche: 1. Thereſe, Erzherzogin von Oestreich. Gest. von Ed. Schuler. 2. Abelard u. Heloise. Gemalt von Guyet, gest. von W. Baumann. 3. Byron's Traum. Gem. von C. J. Eastlake, gest. von Ed. Schuler. 4. Milton dictirt seinen Töchtern das verlorene Paradies. Gem. von Decaisne, gest. von Baumann. 5. Shylock und Jessica. Gem. von J. S. Newton, gest. von Walther. 6. Das holländische Mädchen. Gest. von Walther. 7. Eliza. Gem. von Richard, gest. von Fleischmann.

J. Engelmann in Heidelberg.

Im Verlage von L. Fort in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Perlenschnüre

aramäischer Gnomen und Lieder

oder

aramäische Chrestomathie,

mit Erläuterungen und Glossar

von

Julius Fürst.

Zu des Verfassers Aramäischem Lehrgebäude als Uebungsbuch gehörig.

Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verfasser des „Aramäischen Lehrgebäudes" hat in dieser Chrestomathie die witzigsten Sinnsprüche, die schönsten Partien der jüdischen Salomo-Sage, und bisher in der christlichen Welt unbekannte Festgesänge, in reinem, zuerst richtig punktirten und kritisch wiederhergestelltem Aramäisch, mit realen und sprachlichen Scholien zusammengestellt, sodaß dieselben zugleich ein nützliches Uebungsbuch für den Schüler, eine interessante Lectüre für Freunde orientalischer Poesie und ein wichtiger Beitrag sprachwissenschaftlicher Ergebnisse für die Förderer sanscritosemitischer Studien ist.

In unserm Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Tscharner, Dr. V. von, Handbuch der Experimentalphysik zur Selbstbelehrung und zum Gebrauche bei Vorlesungen. 8. 2 Thlr. Mit 6 Figurentafeln. Dritte sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 3 Thlr. Sächs., oder 5 Fl. 24 Kr. Rhein.

Durch den Beifall, mit dem die frühern Auflagen dieses Werkes des durch seine Vorlesungen über Experimentalphysik in verschiedenen größern Städten Deutschlands und der Schweiz rühmlichst bekannten Herrn Verfassers aufgenommen wurden, ist wol ein sicheres Urtheil über den Werth seiner Arbeit ausgesprochen. Mit besonderm Fleiße ist diese neue Ausgabe von ihm ausgearbeitet worden, und wird sein unverkennbares Bestreben, dem Buche die größtmöglichste Vollständigkeit zu geben, um dasselbe für die Freunde der Naturlehre so faßlich und belehrend wie möglich zu machen, sicher die gerechte Anerkennung finden.

Hinsichtlich der äußern Ausstattung dieses Werkes haben wir es unsererseits an nichts fehlen lassen.

Frankfurt a. M., den 15ten November 1835.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1835. Monat November, oder Nr. 305 — 334, 1 Beilage: Nr. 11, und 5 literarische Anzeiger: Nr. XXXIX—XXXXIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1835. Sechsten Bandes viertes und fünftes Heft. (Nr. XXI, XXII.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im November 1835.

F. A. Brockhaus.

Nachricht.

Die ***„Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik"*** werden auch im Jahre 1836 in der bisherigen Art erscheinen. Jährlich werden, ausschliesslich der Anzeigeblätter, 120 Druckbogen in gr. Quart herauskommen, und nach Verlangen der Abonnenten denselben in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen zugesendet werden. Wie bisher wird darauf gesehen werden, durch ausführliche und möglichst baldige Recension der bedeutendsten neuen Werke, und kürzere Anzeige der minder wichtigen, die Leser mit den bemerkenswerthesten neuen literarischen Erscheinungen bekannt zu machen. In dem Anzeigeblatt wird fortgefahren werden, neben den literarischen Intelligenznachrichten, eine vollständige Chronik aller wissenschaftlichen und höhern Unterrichtsanstalten der preussischen Monarchie zu liefern. — Der Preis des Jahrganges bleibt wie bisher 12 Thaler. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Duncker & Humblot in Berlin.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Simonde de Sismondi, Geschichte der Auflösung des römischen Reiches und des Verfalls der Civilisation der alten Welt. Verdeutscht von **W. A. Lindau.** 1ste Lieferung. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Von dieser Bearbeitung des neuesten Werks eines durch seine „Geschichte der italiänischen Freistaaten im Mittelalter", seine „Literatur des südlichen Europas" und seine „Geschichte der Franzosen" bekannten geistreichen Verfassers, erscheint zu Anfange jeden Monats eine Lieferung von sechs Bogen zu dem Preise von 12 Gr. Mit der sechsten und letzten Lieferung werden, außer dem Haupttitel, ein einleitendes Vorwort des deutschen Bearbeiters und eine ausführliche Inhaltsanzeige ausgegeben werden.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1835. November. Nr. 45—48.

Nr. 45. * Das Reisen mit Maulthieren. — Das Martinsfest und die Martinshörner. — * Der Holzschreier. — Die eitle Aurelie. — Die Säge. — * Die Nassenia. — Räthsel.

Nr. 46. * Der Seehund. — * Ein Elefant rächt seinen Herrn. — Adolf von Nassau. — Hochmuth kommt vor dem Falle. — * Der gemeine Bandfisch. — Auflösung des Räthsels in Nr. 45.

Nr. 47. * Die Brillenschlange. — Ein Hund entdeckt einen Dieb. — * Weitere Reise der Israeliten. — * Marie und Konrad. — An den nahen Winter. — * Die Haselmaus. — Räthsel.

Nr. 48. * Die Cochenille und die Cochenillen-Fackeldistel. — * Die Kosacken. — Der einäugige Bernhard. — Die Handschuhe. — * Das Rebhuhn. — Auflösung des Räthsels in Nr. 47.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste Jahrgang kostet ebenfalls 1 Thlr.

Leipzig, im November 1835.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Schutt.

Dichtungen

von

Anastasius Grün.

8. XII u. 194 S. Velinpap. Broschirt. Preis 1 Thaler.

Inhalt: Widmung an J. v. Hammer.
Der Thurm am Strande. (Lieder des Gefangenen.)
Eine Fensterscheibe.
Cincinnatus.
Fünf Ostern.
Epilog.

Leipzig, den 15ten Nov. 1835.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei G. Bethge in Berlin erschien soeben:

Richard Baxter's Anleitung zum innern Leben der Christen. A. d. Engl. von Kunze. 1ster Theil: Zuruf an Unbekehrte. Preis 18 Gr.

Vorstehendes Werk bildet mit den zwei noch zu erscheinenden Theilen die Vorbereitung zur „Ewigen Ruhe der Heiligen" von demselben berühmten Verfasser. Wer Letzteres liebgewonnen hat, dem ist der soeben erschienene Theil um so mehr zu empfehlen, da mit echtchristlichem Sinne auf Das hingewiesen wird, was jeder Christ im Auge haben muß.

Erinnerung an Diezmann,

Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen von M. A. M. Schulze in Leipzig. Geheftet 6 Gr.

Dieses für die vaterländische Geschichte vorzüglich interessante Schriftchen ist soeben bei mir erschienen.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Wochenblatt

für

Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel.

Soeben wurde von diesem Blatte die Nummer 44, sammt Beilage 5, ausgegeben, deren Inhalt wir hier mittheilen: **Weinbereitung; a) über die Gährung des Weins; b) über das Kelternwesen; c) über die Behandlung des Weinmosts im Keller; d) über das Ablassen des Weins; e) über das Schönen des Weins; f) über die Krankheit des Zähe- oder Schwerwerdens bei dem Weine; g) über das Schwefeln der Fässer und seinen Nutzen oder Schaden. Italienisches Raygras.** (Nachtrag.) **Erklärung in Betreff des Gebrauchs der Bierfässer zur Aufbewahrung des Weins.** — Beilage Nr. 5. **Verzeichniß der aus der Baumschule des K. W. land- und forstwirthschaftlichen Instituts Hohenheim fürs Spätjahr 1835 und Frühjahr 1836 abzugebenden jungen Obstbäume.**

Preis des ganzen Jahrgangs 1 Fl. 30 Kr.

Stuttgart, den 1sten Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Literarische Nichtswürdigkeit in der hallischen Literaturzeitung.

Erst im Frühlinge dieses Jahres fühlte ich mich gezwungen, mein Eigenthum in Anspruch zu nehmen. Es erschien nämlich damals eine Geschichte des christlichen, insbesondere des evangelischen Kirchengesanges und der Kirchenmusik von Johann Ernst Häuser, worin meine Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther's Zeit beinahe ganz, oft wörtlich, ja buchstäblich wieder zu lesen war, ohne daß der Verfasser eben meiner Arbeit weiter gedachte. Herr Häuser hat gegen meine Eigenthumsansprüche sich hier und da nur schimpfend vernehmen lassen, und wird sich nun und nimmer von dem Vorwurfe unverschämten Compilirens frei machen können. Es hat jetzt den Anschein, als ob meinem Buche ein neuer und schlimmerer Gegner erwachsen wäre in der Person des Kanonikus Wolf. Dieser macht mir, hallische Lit.-Zeitung, Intelligenzblatt, Sept. 1835, Sp. 400, etwa denselben Vorwurf, den ich Häuser machte: ich soll sein Büchlein auszugsweise, ja fast wörtlich abgedruckt haben vom Anfang bis Seite 52. Ich entgegne darauf nur: man vergleiche mein Buch und sein Büchlein: Kurze Geschichte des deutschen Kirchengesangs im Eichsfelde, das ich erst seit vollen drei Jahren nach Erscheinung meines Buches auf der königlichen Bibliothek zu Berlin erblickte und seit einigen Wochen durch die Gefälligkeit des Herrn Geheimenraths Wilken selbst besitze.

Wer ist denn aber dieser sogenannte erfurter Kanonikus Wolf? Er ist ein . . . ., der den Namen eines ehrlichen Mannes, des um deutsche Geschichte so vielfach verdienten Johannes Wolf, weiland Kanonikus zu Nörten, auf die schmachvollste Weise mißbraucht. Die verehrl. Redaction der Allg. Lit.-Zeitung hätte wohl gethan, nicht dazu die Hand zu reichen, denn daß Johannes Wolf, Verfasser der „Kurzen Geschichte des deutschen Kirchengesangs im Eichsfelde", im J. 1826 starb, konnte sie ebenso gut wissen wie ich, siehe z. B. Meusel's Gel. Deutschland, XXI. Bd., S. 668, und Neuer Nekrolog der Deutschen für 1826, S. 861 (Nr. 142), und sollte es besser wissen als ich und jeder Andere, denn sieht Allgemeine Literatur-Zeitung, 1826, II. Bd., Sp. 827.

Breslau, den 21sten Sept. 1835.

Dr. Heinrich Hoffmann,
Professor an der Universität Breslau.

Literärischer Anzeiger.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und

in allen soliden Buchhandlungen

zu haben:

Lehrbuch

der

Erd- und Staatenkunde.

Von

Johann Gottfried Sommer.

Erster Band.

(Europa, und zwar Portugal, Spanien, Frankreich, die Schweiz, Italien, das Brittische Reich, Dänemark, Schweden und Norwegen enthaltend.)

Gr. 8. Prag, 1835. Preis broschirt 1 Rthlr. 15 ggr.

Der Plan zu der hier angekündigten neuen Arbeit des im Publikum schon längst aufs Rühmlichste bekannten Herrn Verfassers wurde von demselben bereits im Jahre 1830 entworfen. Es soll, wie die Vorrede besagt, die Mitte halten zwischen der für die große Masse der Lehrer ungenügenden Kürze eines bloßen Compendiums und der weitläufigen Vollständigkeit eines bände- und bogenreichen Handbuches, dessen Kostspieligkeit in der Regel einem großen Theile der Lehrer die Anschaffung desselben unmöglich macht. Der Herr Verfasser hat bei der Bearbeitung des vorliegenden Werkes nicht nur die neuesten Arbeiten der vorzüglichsten Männer seines Faches, z. B. eines Schmiedt, Berghaus, Cannabich, Schouw, Hassel, Volger, Hörschelmann, Balbi, Reigebauer, Zeune u. a. m. benutzt, sondern auch die glaubwürdigsten neuen Reisebeschreibungen und Monographien, namentlich eines v. Lüdemann, Bory de St. Vincent, Brooke, Schopenhauer, Mylius, Ebel, Wyß, de la Marmora, Tomasini (Westphal), Müller, Forbin, Meidinger, Adrian, Ilkemann, Hausmann, v. Buch, Naumann, Lessing, Henderson, v. Bonstetten, Schubert und Daumont zu Rathe gezogen, eine Menge neuer Notizen aus teutschen, französischen und englischen Zeitschriften geschöpft, und bei jedem Lande die besten Karten sorgfältig mit den Angaben der Schriftsteller verglichen.

Der gegenwärtige erste Band enthält zuvörderst eine allgemeine Einleitung in die Erd- und Staatenkunde, worin auf 108 Seiten in 313 Paragraphen die vorzüglichsten Sätze der mathematischen, physischen und politischen Geographie vollständig und allgemein faßlich dargestellt sind. Hierauf beginnt die eigentliche Erd- und Staatenkunde mit einer Einleitung zu Europa, auf welche dann die Staaten Portugal, Spanien, Frankreich, die Schweiz, die italienischen Staaten, das Brittische Reich, Dänemark und Schweden mit Norwegen folgen. Den Beschluß macht ein sehr vollständiges Register.

Taſchenbuch zur Verbreitung geographiſcher Kenntniſſe.

Eine Ueberſicht des Neueſten und Wiſſenswürdigſten im Gebiete der geſammten Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben von

Johann Gottfried Sommer.

1835.

(Dreizehnter Jahrgang.)

Mit 5 Stahl- und 1 lithogr. Tafel. kl. 8. Prag 1835. Gebunden 2 Rthlr.

Es genügt, auf den reichen Inhalt des vorliegenden dreizehnten Jahrganges dieſes Taſchenbuches aufmerkſam zu machen, um den Beweis zu liefern, daß der Herr Verfaſſer fortwährend bemüht iſt, daſſelbe auf der hohen Stufe zu erhalten, den ihm ſeine durch ganz Teutſchland anerkanten Vorzüge ſchon längſt erworben haben. Nach einer allgemeinen Ueberſicht der neueſten Reiſen und vornehmſten Entdeckungen im Gebiete der Erdkunde eröffnen die Reihe der geographiſchen Gemälde und Bruchſtücke aus den letzterſchienenen Reiſebeſchreibungen: I. Streifzüge durch die Bretagne und Normandie, ein Aufſatz, welcher aus Nachrichten der franzöſiſchen Schriftſteller Michelet, Loeve, Beimars und Souveſter, ſo wie des Engländers Ritchie zuſammengeſtellt, höchſt intereſſante Nachrichten über jene ſelbſt den Franzoſen noch ziemlich unbekannten Provinzen mittheilt; hierauf folgt: II. Braſiliens Gold und Diamanten, ein in ſtatiſtiſcher Hinſicht äußerſt wichtiger Auszug aus dem vor Kurzem erſchienenen Werke des ehemaligen königl. portugieſ. Ober-Berghauptmanns v. Eſchwege: Pluto Braſiliensis, einem Werke, das ſeinem Titel nach zunächſt für Geognoſten und Bergbaukundige beſtimmt iſt und ohne dieſen in das Gewand der Popularität gekleideten Auszug des Herrn Verfaſſers ſchwerlich vom nicht-bergmänniſchen Publikum beachtet werden dürfte. III. Die Inſel Cuba; ein Bruchſtück aus den noch nicht ins Teutſche überſetzten Transatlantic Sketches des engl. Cap. Alexander; dieſe wichtige, aber nebſt Portorico die einzige noch übrige ſpaniſche Beſitzung in Amerika iſt hier nach ihrem neueſten Zuſtande ſehr belehrend und unterhaltend geſchildert. IV. Zur Kenntniß des Ruſſiſchen Volkslebens; Auszüge aus dem 1833 erſchienenen Werke des engl. Geiſtlichen Pinkerton, welcher als Agent der Brittiſchen Bibelgeſellſchaft mehr als andere Reiſende Gelegenheit hatte, das Innere der Ruſſiſchen Volksverhältniſſe zu beobachten. Endlich V. Bemerkungen über Manila, die Hauptſtadt der Philippinen-Inſel Lucon, nach dem Engliſchen des Brittiſchen Schiffswundarztes Bennet, ein Aufſatz, welcher, da die Philippinen die einzige noch übrige ſpaniſche Colonie in Aſien iſt, eben ſo große Aufmerkſamkeit verdient, als der obige über die Inſel Cuba.

Die 5 Stahlſtiche ſind des Inhaltes würdige Zierden dieſes Taſchenbuches. Sie geben Anſichten: 1) des Seehafens St. Malo, 2) des Druiden-Denkmahls Stonehenge, 3) des maleriſchen, durch neuere Begebenheiten wichtig gewordnen Bergſchloſſes Mont St. Michel, aus der Ferne geſehen, 4) des Grabmahls des Chriſtoph Columbus, in der Kathedrale der Havana, und 5) Ländliche Unterhaltungen und Spiele in Rußland. Ein ſechſtes Bild, ebenfalls eine Anſicht des Bergſchloſſes Mont St. Michel, aber in der Nähe betrachtet, wird, da der Kupferſtecher damit nicht fertig geworden, dem Jahrgange 1836 beigelegt werden.

Das Königreich Böhmen;

ſtatiſtiſch-topographiſch dargeſtellt

von

Johann Gottfried Sommer.

Dritter Band.

Bidſchower Kreis.

Gr. 8. Prag 1835, 23 Bogen mit einer Titelvignette, in engliſche Glanzleinwand gebunden 2 Rthlr., ungeb. 1 Rthlr. 20 ggr.

Dieſer dritte Band enthält nach einer vorausgeſchickten, von Herrn Profeſſor Zippe verfaßten kurzen Ueberſicht des Kreiſes im Allgemeinen, die Beſchreibung aller größern und kleinern Dominien, ſo wie der für ſich beſtehenden königlichen und andern Städte. Bei jedem einzelnen Dominium findet man genaue Auskunft über

Digitized by Google

1. die Lage und die Grenzen mit den benachbarten Dominien;
2. den jetzigen Besitzer und alle frühern Eigenthümer, so weit dieselben mit Gewißheit zu erforschen gewesen sind;
3. die Naturbeschaffenheit der Oberfläche, die Gebirge und Gewässer;
4. die Volksmenge, die Religion und die Sprache der Einwohner;
5. die Ertrags- und Nahrungsquellen des Dominiums und der Einwohner, und zwar in Beziehung auf a) Acker- und Gartenbau, Obstbaumzucht, Weinbau ꝛc., mit Angabe des gesammten Flächeninhaltes der Aecker, Wiesen, Gärten ꝛc., sowohl beim Dominikale als Rustikale; b) Viehzucht, mit Angabe des Viehstandes, auf Mittheilungen der löbl. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft beruhend; c) Waldkultur, mit Angabe der Forst-Reviere; d) Wildstand, Jagd und Fischerei; e) Bergwerke, Steinbrüche ꝛc. ꝛc.; f) Gewerbsindustrie und Handel, Angabe der einzelnen Polizei-, Kommerzial- und freien Gewerbe, Fabriken und Manufakturen, nebst der Zahl aller Meister, Gesellen, Lehrlinge und sonstiger Hülfsarbeiter; g) Jahrmärkte und Wochenmärkte, Zahl der Gewölbe, Buden und Stände, Angabe der Hauptartikel ꝛc.;
6. das Sanitätspersonale (Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Hebammen);
7. die Spitäler und Armeninstitute, mit Angabe ihrer Stifter, sonstiger Wohlthäter, ihres Einkommens, der Zahl der Armen;
8. die Verbindungswege des Dominiums mit den benachbarten Gegenden, durch Chausseen, Landwege, Schiffahrt und Ueberfuhren; endlich
9. das Verzeichniß aller einzelnen zum Dominium, sowohl ganz, als theilweise, gehörenden Ortschaften. Bei jedem Orte ist angegeben: a) der Name, deutsch und böhmisch; b) die Entfernung vom Amtsorte des Dominiums, bei dem letztern auch die von der Kreisstadt; c) die Häuser- und Einwohnerzahl, mit Angabe der Protestanten und Israeliten; d) die Einzelnheiten des Orts, als: obrigkeitliche Schlösser, Gärten, Maierhöfe, Schäfereien, Wirthshäuser, Mühlen, Ziegelbrennereien ꝛc., ferner die Kirchen und Kapellen, mit Angabe aller ihrer Merkwürdigkeiten und der eingepfarrten Ortschaften; e) einzelne bemerkenswerthe sogenannte Einschichten, oder einsam liegende Gebäude; insbesondere f) Ruinen alter Burgen.

Die für sich bestehenden königlichen und Munizipalstädte, welche eigene Gerichtsbarkeit und Grundbesitzungen haben, sind wie die Dominien ebenfalls im Einzelnen nach allen obigen Beziehungen Nr. 1 bis 8 dargestellt.

Am Schlusse des Bandes befindet sich ein vollständiges Register, welches alle deutschen und böhmischen Namen der Ortschaften enthält, und so genau abgefaßt ist, daß dabei alles Verweisen auf andere Namen wegfällt.

Der erste Band den Leitmeritzer Kreis, der zweite den Bunzlauer Kreis enthaltend (à 28 Bogen stark), kosten jeder gebunden 2 Rthlr. 8 ggr., ungeb. 2 Rthlr. 4 ggr.

Die Nothhülfe bei Mangel an Futterstroh

durch eine theilweise Fütterung mit Holzmehl,

auf Erfahrungen begründet.

Von

D. M. Kalina von Jäthenstein,

Gutsbesitzer in Böhmen, Mitglied mehrerer wissenschaftlichen Gesellschaften.

Nebst einer chemischen Untersuchung der Bestandtheile des Birkenholzmehls, und Vergleichung derselben mit den bekanntern Strohgattungen

von

D. Adolph Martin Pleischl,

k. k. Professor der allgemeinen und pharmaceutischen Chemie an der Prager Universität, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

(Aus den Oekonom. Neuigkeiten 1835 besonders abgedruckt.) gr. 8. Prag 1835. Preis broschirt 4 ggr.

Verzeichniss

von

sehr werthvollen und kostbaren

Büchern

und

Kunstwerken,

welche durch

Buchhändler **L. Pabst** in **Darmstadt**

zu den beigefügten

ungewöhnlich herabgesetzten Preisen, gegen gleich baare Zahlung zu beziehen sind.

☞ Sämmtliche Werke sind, wo es nicht anders bemerkt ist, ganz neu und unversetzt; wer für 40 Thlr. auf einmal bestellt, erhält an den festgesetzten Preisen noch einen Nachlaß von 10 %.

---

1) **Tschischka, Franz v.,** der St. Stephans-Dom in Wien und seine alten Kunstdenkmale. In 43 von Wilder gezeichneten und radirten und 2 von Hyrtl gestochenen Kupferplatten und in künstlerischer Hinsicht beschrieben. Fol. Wien 1832. cart. (L. P. 8 ½ Thlr.) 3 ½ Thlr.

2) **Gallerie du Palais Royal, gravée d'après les Tableaux des differentes ecoles par *Couché*. Avec un abrégé de la vie des peintres et une description historique de**

chaque tableau par l'abbé de Fontenai, avec 142 blanches in Fol. Paris. (In Einem Bande, cartonnirt; sämmtliche Blätter gut erhalten.) (L. P. 70 Thlr.) 16 Thlr.

3) Vogt, rheinische Bilder. In 24 Steinzeichnungen. In Fol. Frankf. 1821. cart. (L. P. 16 Thlr.) 4 Thlr.

4) Becker, der plauische Grund bei Dresden. Mit 25 Kupf. 4. Nürnberg 1799. brosch. (L. P. 10 Thlr.) 3 Thlr.

5) Tableaux topographiques, pittoresques, historiques, moraux, politiques de la Suisse. Paris 1780 — 1788. 3 vol. gr. in-fol. dont deux de texte et un de planches, au nombre de 278. (Von diesem Werke fehlen die Nummern 16. 19. 20. 22. 37 — 41. 57. 80. 84. 87. 92. 99. 100. 110. 113. 115. 120 — 122. 211. 212. 229. 230. 278. Nr. 184. ist etwas beschädigt, alle übrigen aber sind unversehrt.) (L. P. 140 Thlr.) 30 Thlr.

6) Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent fait en 1799 — 1804. par *A. de Humboldt* et *A. Bonpland*. Paris 1814. Livraison I — VI. prem. partie avec atlas I. et III — VI. (Ungebunden, in Umschlägen. Ausgabe auf Velinpapier.) 20 Thlr.

7) Gärtner, Ansichten der am meisten erhaltenen griechischen Monumente in Sicilien. 1 — 3 Lieferung. Mit 17 Ansichten und Plänen. (L. P. 32 Thlr.) 10 Thlr.

8) Wiebeking, allgemeine, auf Geschichte und Erfahrung gegründete, theoretisch-praktische Wasserbaukunst, 1 — 3. Band. 4. Mit Kupfern in Fol. Darmstadt 1798. cart. 20 Thlr.

9) Metzger, Beschreibung des Heidelberger Schlosses und Gartens. Mit 24 in Aquatinta gestochenen Kupfertafeln. 4. Heidelberg 1829. cart. (L. P. 4 ½ Thlr.) 2 Thl.

10) Recueil des portraits des ministres et députés de Rastadt en 1797. 1798. et 1799. Livr. I — VI. 4. cartonn. 2 Thlr.

Schafzuc

für angehen

Mitglieder der k. k. patriotisch-ökonom schaften; (

k. k. patriotisch-ök

Zwe

Schon der ersten Auflage die Zeugniß ertheilt, daß es sich durch l eine fester bestimmte Terminologie a

Herr Baron von Ehrenfel Richter in diesem Fache, beeilte sich vom Jahre 1833 Nr. 62 eine grü „here Schafzucht dieses kleine Werl „nicht nur durch logische Ordnung, „sonders durch Läuterung, Sichtun „wenigstens so weit die Wissenschaf

„Sehr bescheiden hat Herr I „teranen — mich nicht ausgenomme „Bienenfleiß in wenigen Bogen zu

„Ich freue mich, der Wahrh „sprechen zu dürfen, mit dem ich

Auch mehrere andere Zeitschrift

Dessen ungeachtet hat der H überarbeitet, andere mit Zusätzen so daß diese Auflage mit Recht e

---

J

der kais. königl. patri

Mit 2 lit

Inhalt: 1. Relation über errichtete Rübe den für das J in Böhmen i Grafen Cas terschäden Frage, wie Jahres 18

5. Beantwortung der Frage: warum im Budweiser Kreise mehr Hagel- und Wet en übrigen Kreisen Böhmens; von Emanuel Bayer. 6. Beantwortung derselbe Ungenannten. 7. Witterungsverhältnisse Böhmens im Jahre 1832. 8. Uebersicht de wirthschaftlicher Hinsicht.

11) La vie de St. Brunno, exécutée en lithographie, publié en six livraisons par Laurent. gr. in-fol. Paris. (Sämmtliche Blätter sind ganz unversehrt.) 4 Thlr.

12) Lucani pharsalia currante Angelico Illycino cum 10 Tab. 4 maj. Leipzig 1811. cartonnirt. (L. P. 50 Thlr.) 12 Thlr.

13) Vogt, H., europäische Staatsrelationen. 1r bis 14r Band. Frankfurt 1804—1809. In Pappbd. 4 Thlr.

14) Der rheinische Bund. Eine Zeitschrift historisch-politisch-topographischen Inhaltes, herausgegeben von Weinkopp. 1—19. Band. Frankfurt 1808—1811. In Pappband. 3 Thlr.

15) Heidelberger Jahrbücher der Literatur. Jahrgänge 1808—1814. In Pappband mit Titel. 6 Thlr.

16) *Halliday*, annals of the house of Hannover. 2 vol. 8. London 1826. cartonn. (L. P. 18 Thlr.) 5 Thlr.

17) *Scott, W.*, the life of Napoleon Buonaparte emperor of the french. Vol. I—IX. 8. London 1827. cartonn. (L. P. 30 Thlr.) 6 Thlr.

18) *Thackeray*, history of the right honorable W. Pitt. 2 vol. 4. London 1827. cartonn. (L. P. 20 Thlr.) 5 Thlr.

19) Marquess of Londonderry, narrative of the peninsular War. 4. London 1828. cartonn. (L. P. 20 Thlr.) 4 Thlr.

20) A Winter in Lapland and Sweden with various observations relating to Finmark and its inhabitants. 4. London 1827. Mit vielen Abbildungen. cartonn. (L. P. 20 Thlr.) 4 Thlr.

21) Concert Room and orchestra anecdotes of music and musicians, ancient and modern by Th. Bussy. Vol. I—III. London 1824. cartonnirt. (L. P. 8 Thlr.) 2 Thlr.

22) Discours et opinions journal et souvenirs de S. Girardin. Tom. I—IV. 8. Paris 1828. geh. (L. P. 8 Thlr.) 2 Thlr.

23) The last man, by the author of Frankenstein. Vol. I—III. London 1826. cartonn. (L. P. 12 Thlr.) 3 Thlr.

24) *Lloyd*, Alexander I., emperor of Russia. 8. London 1826. cartonn. (L. P. 5 Thlr.) 1 Thlr. 12 gr.

25) *Keppel*, personal narrative of a journey from India to England etc. Second edition. Vol. I—II. London 1827. cartonn. (L. P. 10 Thlr.) 3 Thlr.

26) *Darnley*, or the field of the cloth of gold. Vol. I—III. London 1830. cartonnirt. (L. P. 12 Thlr.) 3 Thlr.

27) *Buchmann, J.*, sketches of the history manners and customs of the North American Indians. 8. London 1824. cartonn. (L. P. 4 Thlr.) 1 Thlr.

28) Memoire of the operations of the allied armies under Prince Schwarzenberg and Marschal Blucher 1813 and 1814. 8. London 1822. cartonn. (L. P. 6 Thlr.) 2 Thlr.

Schafzuc

für angehen

Mitglieder der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaften; (

k. k. patriotisch-ök

Zwe

Schon der ersten Auflage die
Zeugniß ertheilt, daß es sich durch
eine fester bestimmte Terminologie
Herr Baron von Ehrenfel
Richter in diesem Fache, beeilte sich
vom Jahre 1833 Nr. 62 eine gr
„bere Schafzucht dieses kleine Werk
„nicht nur durch logische Ordnung,
„sonders durch Läuterung, Sichtu
„wenigstens so weit die Wissenschaf
„Sehr bescheiden hat Herr
„teranen — mich nicht ausgenomme
„Bienenfleiß in wenigen Bogen z
„Ich freue mich, der Wahrh
„sprechen zu dürfen, mit dem ich
Auch mehrere andere Zeitschrift
Dessen ungeachtet hat der
überarbeitet, andere mit Zusätzen
so daß diese Auflage mit Recht

der kais. königl. patri

Mit 2 lit

Inhalt: 1. Relation über die
errichtete Rübenzucker
den für das Landvolk;
in Böhmen ꝛc. vom
Grafen Caspar Sternb
terschäden vorkommen,
Frage, wie Nr. 5; von
Jahres 1832 in lande

rtung der Frage: warum im Budweiser Kreise mehr Hagel- und Wet
reisen Böhmens; von Emanuel Bayer. 6. Beantwortung derselben
7. Witterungsverhältnisse Böhmens im Jahre 1832. 8. Uebersicht des
her Hinsicht.

Wände. Vier Bände. 5. Die Proselytin. Charaktergemälde unserer Zeit von M. Wiener. 6. Erzählungen, Märchen und Schwänke von F. W. Gubitz. — Neuer Nekrolog der Deutschen. Elfter Jahrgang. 1833. Zwei Theile. — Erinnerungen an ausgezeichnete Frauen Italiens, ihr Leben und ihre Schriften. Von Ernst Münch. Zweiter Band. — Memoiren Ludwig XVIII., gesammelt und geordnet vom Herzoge von D***. Deutsch von L. v. Alvensleben. Elfter und zwölfter Band. — Miscellen.

Nr. 328. Amerikanische Beredtsamkeit. Fragmentarische Bemerkungen und Proben. Zweiter Artikel. — Vom französischen Buchhandel. — Romanenliteratur. (1. Patkul. Historischer Roman von Nina Reg. Zwei Theile. 2. Des Lebens Wechsel. Von der Verfasserin der Bilder des Lebens. 3. Singenbeek. Wahrheit und Dichtung von Franziska Gerngel. Zwei Theile. 4. Er kehrt zurück. Ein Roman von Wilhelmine Lorenz.) — Notizen. — Literarische Anzeige.

329. Amerikanische Beredtsamkeit. Fragmentarische Bemerkungen und Proben. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Farelle's Bestreigung des Aetna. — Notizen.

330. Briefe an Johann Heinrich Merck von Göthe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen. Mit Merck's biographischer Skizze. Herausgegeben von Karl Wagner. Altnordische Literatur. (Nordisk Tidskrift for Oldkyndighed. Erster Band.) — Notizen.

Nr. 331. Briefe an Johann Heinrich Merck von Göthe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen. Mit Merck's biographischer Skizze. Herausgegeben von Karl Wagner. (Beschluß.) — Altnordische Literatur. (Beschluß.) — P. Hell's Reise nach Wardoe bei Lappland und seine Beobachtung des Venusdurchganges im Jahre 1769. Aus den aufgefundenen Tagebüchern geschöpft und mit Erläuterungen begleitet von Karl Ludwig Littrow. — Notizen.

332. Theorie des Reims. (Grundzüge einer Theorie des Reims und der Gleichklänge, mit besonderer Rücksicht auf Göthe. Ein Versuch von Kaspar Poggel.) — Zur Charakteristik des Quevedo Villegas. — Notizen. — Literarische Anzeige.

333. Theorie des Reims. (Fortsetzung.) — Akademische Unterhaltungen vor 100 Jahren. — Notizen.

334. Theorie des Reims. (Beschluß.) — Nero. Eine Tragödie von Karl Gutzkow. — Notizen.

Empfehlenswerthes Weihnachtsgeschenk.

Dr. Martin Luther's Werke. In einer das Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl. Zweite vermehrte Auflage. 10 Theile. 8. (162 Bogen.) Hamburg, Fr. Perthes. 1827. 4 Thlr. 12 Gr.

Philipp Melanchthon's Werke in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl. Herausgegeben von F. A. Koethe. 6 Theile. 8. (107½ Bogen.) Leipzig, F. A. Brockhaus. 1829. 2 Thlr. 8 Gr.

Wenn beide Werke zusammengenommen und von F. A. Brockhaus in Leipzig bezogen werden, sind sie für 4 Thlr. 16 Gr. zu erhalten.

Jedem sind die Namen der beiden Reformatoren Luther und Melanchthon bekannt, nicht Jeder hat aber die Schriften dieser Männer gelesen, durch welche sie so Außerordentliches wirkten. Die beiden oben genannten Werke bieten dem Leser eine schöne und hoffentlich willkommene Gelegenheit, sich mit ihrer Denkweise, mit ihrem Wirken und Thun bekannt zu machen; beide Werke gewähren eine auf das Bedürfniß der Zeit und allgemeinen Gebrauch berechnete, zugleich mit großer Umsicht und sorgfältiger Prüfung veranstaltete Auswahl aus den bändereichen und zum Theil in lateinischer Sprache abgefaßten Schriften der Reformatoren, in der das Anziehendste, Lehrreichste und für unsere Zeiten noch Zweckmäßigste geboten wird.

In Luther's Werken findet sich eine Auswahl aus den Predigten über die sonn- und festtäglichen Evangelien, auch an Schrifterklärung, zur häuslichen Erbauung vortrefflich zu gebrauchen; — Bibelerklärung, vornehmlich über das A. T., und zwar über besonders wichtige und lehrreiche Abschnitte der Geschichtsbücher; — Tischreden, eine durch ihre Mannichfaltigkeit höchst anziehende Auswahl aus gelegentlichen Aeußerungen Luther's in seinen Unterredungen, in denen sich sein kräftiger Witz und sein Gemüth ganz besonders aufschließen; — Erklärung einiger Capitel aus den Propheten und mehrer Psalmen; — eine Auswahl aus den Briefen Luther's; — seine sämmtlichen geistlichen Lieder; — eine schöne „Unterweisung auf einfältige Weise zu beten"; — sein „Tröstliches Büchlein in aller Widerwärtigkeit eines jeglichen christgläubigen Menschen"; — Auslegung der wichtigsten Abschnitte in den Evangelisten und zwar der Bergpredigt, des Vater Unsers, des Lobgesangs Mariä und mehrer andern Stücke aus dem Evangelium Matthäi und Johannis; — Predigten über die Episteln, sowie auch die Auslegung der Epistel Pauli an die Galater. Luther's Vorreden über die einzelnen biblischen Bücher und vermischte Aufsätze machen den Beschluß.

Die Auswahl aus den Schriften Melanchthon's enthält eine Nachricht von seinem Leben, Berichte und Briefe desselben, namentlich über den Reichstag zu Augsburg im J. 1530; — die augsburger Confession, die Apologie dieser Bekenntnißschrift; — Gutachten und Bedenken über wichtige Zeitereignisse während der Reformation und über mancherlei Lehrpunkte und Gewissensfragen; — die Hauptartikel christlicher Lehre (Loci theologici), ein Haupt-

werk Melanchthon's, in welchem er die Glaubenslehre der evangelisch-protestantischen Kirche sehr schön und faßlich dargelegt hat; — Sendschreiben; — die Leichenrede auf Luther, nebst Historie vom Leben und Geschichten Dr. Martin Luther's, außerdem noch 14 andere Gelegenheitsreden, unter denen die [illegible] Begräbniß des Kurfürsten Friedrich des Weisen. Am Schluß werden Auszüge aus Melanchthon's Postille, die Auslegung einiger Psalmen und ein Aufsatz, der diesen Reformator in seinen spätern Lebensjahren schildert, mitgetheilt.

In meinem Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von

Friedrich von Raumer.

Siebenter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse der Anna Joanowna und einer Karte des Schlachtfeldes von Deutsch-Wagram.

Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart. 2 Thlr.

Inhalt:

I. Die Schlacht von Deutsch-Wagram. Von K. A. Varnhagen von Ense.
II. Wilhelm's von Oranien Ehe mit Anna von Sachsen. Von K. W. Böttiger.
III. Anna Joanowna. Cabinet, Hof, Sitte und gesellschaftliche Bildung in Moskau und Petersburg. Dargestellt von F. W. Barthold.
IV. Das königl. preuß. General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorium. Von Friedrich von Raumer.
V. Der erste Kampf der Franzosen und Engländer in Ostindien. Von Richard Roepell.
VI. Kaiser Karl V. und der Waffenstillstand von Nizza 1538. Von Friedrich von Raumer.

Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (früherer Preis 9 Thlr. 16 Gr.) sind zusammen

im Preise herabgesetzt auf 5 Thaler.

Einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr., der sechste aber wie bisher 2 Thlr. — Das Historische Taschenbuch bietet eine schöne Sammlung interessanter Aufsätze des mannichfachsten Inhalts, von bleibendem Werthe durch die in ihnen niedergelegten Resultate umfassender Forschungen. Die Beiträge lieferten: F. W. Barthold, Fr. Förster, Ed. Gans, H. Leo, J. W. Loebell, Fr. Lorenz, F. Passow, Fr. von Raumer, Chr. L. Stieglitz, K. A. Varnhagen von Ense, J. Voigt, G. F. Waagen, L. Wachler, W. Wachsmuth und Fr. Wilken.

Luise Strozzi.

Eine
florentinische Geschichte aus dem sechszehnten Jahrhundert
vom
Verfasser der Nonne von Monza
(Giov. Rosini).

Nach dem Italienischen bearbeitet.
Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

Leipzig, im November 1835.

F. A. Brockhaus.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

830.6
B
1835
Dec.

1835.

Monat December;

enthaltend

31 Blätter: Nr. 335—365, 1 Beilage: Nr. 12, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XXXXIV—XXXXVII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1835.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Inhalt.

Nr. 335. Zur Nachricht. Kriegsgeschichte. (1. Geschichte der in Europa seit dem Jahre 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. Fünfter Theil. 2. Der Feldzug von 1796 in Italien. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz.) — Reminiscences of an intercourse with G. B. Niebuhr, the historian of Rome. By Francis Lieber. Von G. F. Wurm. — Literarische Notizen. — Literarische Anzeige.

336. Kriegsgeschichte. (Fortsetzung.) — Zur neuesten Literatur. Von Rudolf Glasbrenner. Von F. Marlow. — Notizen.

337. Kriegsgeschichte. (Beschluß.) — Fürstenspiegel. Verfaßt von Anna Maria, Markgräfin von Brandenburg und Herzogin von Preußen, für ihren Sohn den Herzog Albrecht Friedrich. Herausgegeben von Alfred Nicolovius. — Der Wildschütz. Ein Roman von Ludwig Rellstab. — Literarische Notizen.

338. Taschenbücherschau für 1836. Dritter Artikel. (5. Bad. Almanach. Herausgegeben von August Lewald. 4. Pertha. Herausgegeben von Christian Kapp. 5. Penelope. Herausgegeben von Theodor Hell. 6. Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet. Herausgegeben von St. Schütze. 7. Vielliebchen. Historisch-romantisches Taschenbuch von A. von Tromlitz.) — Siegfried der Lindenritter, oder Deutschlands Arminen und Germanen in den Jahren 1830—35. Von Hermann Forsch. — Bemerkungen auf einer Reise von Wien nach Paris im Jahr 1831. Von Franz Ritter von Heintl. Vier Bände. — Notizen.

339. Deutsche Mythologie von Jakob Grimm. — 1. Newton Forster. Roman von Captain Marryat. Aus dem Englischen von C. Richard. Drei Bände. 2. Der Pascha. Von Captain Marryat. Aus dem Englischen von H. Roberts. Drei Theile. — Notiz. — Literarische Anzeige.

340. Deutsche Mythologie von Jakob Grimm. (Fortsetzung.) — Kritische Nachlese auf dem Gebiete der theologischen Literatur. (1. Die Apokryphiker, oder was ist von dem Jahre 1835 zu befürchten? Eine Gelegenheitsschrift, veranlaßt durch des Prälaten Bengel und seines Geistesverwandten Hofrath Jung-Stilling's Prophezeiungen und zur Belustigung der Starken, wie auch zur Beruhigung der Schwachen am Geiste zum Druck befördert von F. Nork. 2. Beitrag zur Verständigung über die wahre Geltung unserer kirchlichen Bekenntnißschriften, und über die rechte Art, sie zu vertheidigen und ihnen treu zu bleiben. Ein Sendschreiben an Hrn. Heinrich Blumenthal zu Charkow, als Antwort auf dessen „Kürzte inhaltvoller Erwiderung", und an Alle, die dessen Ansicht theilen, von Chr. Heinr. D. Girgensohn. 3. Ueber den Separatismus. Ein Versuch von Karl Wilh. Schulz. 4. Heinrich Stephani's, Kirchenraths ꝛc., Geschichte seiner Amtssuspension als Dekan und Stadtpfarrer zu Gunzenhausen in Baiern. Ein Seitenstück der jüngsten mystischen Spukgeschichte zu Halle in Preußen. 5. Die allgemeine christliche Kirche nach ihren Principien. Ein Versuch zum Frieden unter den herrschenden christlichen Religionsparteien. Von Goes. 6. Antwort auf das Sendschreiben eines Gliedes der evangelischen Kirche an den Verf. der Schrift: Die Kirche und ihre Gegner. Ein Beitrag zur Charakteristik der neuesten protestantischen Polemik. 7. Neues und Altes für Lutheraner. Herausgegeben von einem Vereine lutherischer Glaubensgenossen. Ersten Bandes erstes Heft. 8. Kirchenordnung für die evangelischen Gemeinden in der Provinz Westfalen und der Rheinprovinz. 9. Ueber Predigerseminarien. Mit Berücksichtigung der zu Herborn, Lokkum und Wittenberg vorhandenen, und in Bezug auf die Errichtung eines solchen in Baden. Von Th. W. Dittenberger.) — Notizen.

341. Deutsche Mythologie von Jakob Grimm. (Fortsetzung.) — Reise in das Altaigebirge im Jahre 1834. Von Dr. Fr. von Gebler. — Ueber den Ursprung der Posten. — Literarische Notizen.

Nr. 342. Deutsche Mythologie von Jakob Grimm. (Beschluß.) — Reise in das Altaigebirge im Jahre 1834. Von Dr. Fr. von Gebler. (Beschluß.) — Gebhard Lebrecht von Blücher, preußischer Feldmarschall und Fürst von Wahlstatt. Nach Leben, Reden und Thaten geschildert von Wilhelm Burckhardt. — Notizen.

343. Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834. Von G. L. von Maurer. Erster und zweiter Band. — Fürstenliebe. Novelle aus der neueren Geschichte Schwabens von Wilh. Zimmermann. Cornelia Boroesini oder die Inquisition. Aus dem Spanischen von J. v. Aachen. — Stammverschiedenheit der Bevölkerung Rußlands. — Notizen. — Literarische Anzeige.

344. Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834. Von G. L. von Maurer. Erster und zweiter Band. (Fortsetzung.) — Leben des vollendeten deutschen Missionars Chr. Friedr. Schwarz im südlichen Indien. Verfaßt von Hugh Pearson. Aus dem Englischen übersetzt. Zweites Bändchen. — Notizen.

345. Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834. Von G. L. von Maurer. Erster und zweiter Band. (Fortsetzung.) — Von dem Einflusse, den die Untersuchung und beurtheilende Beschreibung der Baudenkmale des Alterthums, des Mittelalters und der neuen Zeit auf die Erforschungen im Gebiete der Geschichte haben. Ein Vortrag gehalten in Nürnberg am 25. September 1835 bei der ersten Versammlung der Geschichts- und Alterthumsforscher von dem Ritter Karl Friedrich von Wiebeking. — Notizen.

346. Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834. Von G. L. von Maurer. Erster und zweiter Band. (Fortsetzung.) — Die Offenbarung des Johannes. — Notiz.

347. Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834. Von G. L. von Maurer. Erster und zweiter Band. (Beschluß.) — Perikles als Staatsmann während der gefahrvollsten Zeit seines Wirkens. Von J. A. Kuzen. — Des Kriegers Feierabende oder historisch-romantische Darstellungen, Kriegs- und Reisefahrten, Seebilder und Reminiscenzen aus der Zeit der deutschen und spanischen Befreiungskriege, von C. Heusinger. Zwei Theile. — Literarische Notiz.

348. Eine Quarantaine im Irrenhause. Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners. Herausgegeben von F. E. Kühne. Von F. Marlow. — Han Kong Tsew, ein chinesisches Trauerspiel. — Literarische Anzeige.

349. Eine Quarantaine im Irrenhause. Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners. Herausgegeben von F. E. Kühne. Von F. Marlow. (Beschluß.) — Von der Freiheit des Willens und dem Entwickelungsgange des Menschen. Eine Untersuchung von Johann Karl Passavant. — Notizen.

350. Portugals Klöster und Denkmale. — Romanenliteratur. (1. Don Rodrigo, oder der geheimnißvolle Spanier. Eine Novelle von C. M. Jäger. 2. Neueste Erzählungen von Karl Hanisch. 3. Eugenie. Von Alexander Bronikowski. Drei Theile. 4. Gutenstein. Novelle von Emanuel Straube. 5. Die Blume von Granada. Ein historisch-romantisches Gemälde aus dem 15. Jahrhunderte, von Moritz Reichenbach. Zwei Theile. 6. Der goldene Becher, oder der Altar zu St.-Lorenz. Eine Erzählung aus Nürnbergs Vorzeit. Von G. Ball. Drei Theile.) — Nachricht vom

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 335. — 1. December 1835.

KRANJSKI DEŽELNI MUZEJ „RUDOLFINUM"

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Kriegsgeschichte.

1. Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. Fünfter Theil. Mit vier Plänen. Berlin, Mittler. 1833. Gr. 8. 3 Thlr. *)

Dieser Theil enthält die Feldzüge des Jahres 1797 in Italien und Deutschland, die von 1798 in der Schweiz und gegen Neapel und die französische Expedition nach Irland, und endlich die von 1799 in Deutschland, in der Schweiz und in Italien, nebst der Expedition nach Holland. Die bloße Uebersicht dieser Kriegsbegebenheiten, welche ein mäßiger und noch dazu weit gedruckter Band umfaßt, zeigt schon, daß man keine besonders ausführliche Geschichte erwarten darf, wie sie auch wol außer dem Plane des uns ganz unbekannten Verf. gelegen hat. Indeß wollen wir dadurch keineswegs einen Tadel aussprechen, sondern müssen im Gegentheil erkennen, daß in diesen wenigen Bogen Mögliches geleistet worden ist. Eine gründliche und tiefer eingehende Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792 wäre übrigens auch kaum die Sache des Einzelnen gewesen und hätte dem Werke eine ungemessene Ausdehnung gegeben. Es enthält eine klare, nüchterne und unbefangene Schilderung der Begebenheiten und verräth einen des Krieges und seiner Verhältnisse kundigen und mit Geschichte und Welt wohlbekannten Verfasser, dem es nur um Erforschung und Verbreitung der Wahrheit zu thun gewesen zu sein scheint. Diese Nüchternheit der Darstellung, die selbst an Trockenheit streift, verbunden mit einer fast zu strengen Zurückhaltung eignen Urtheils, wird ihn zwar nicht zum Manne des großen Publicums machen, das, wenn auch nicht blos unterhalten, doch durch allgemeine beurtheilende Uebersichten belehrt und so der Mühe überhoben sein will, diese Belehrung aus der Geschichte selbst zu ziehen. Wol aber wird die Schrift den selbstdenkenden, selbstforschenden Lesern jeden, besonders aber des Kriegerstandes höchst willkommen sein, da sie ihnen ein zwar nur zusammengedrängtes, aber doch mit festen und bestimmten Umrissen gezeichnetes Bild jener Begebenheiten gibt, aus denen sie nach Bedürfniß und Verhältniß wieder diejenigen ausheben können, welche sie zum Gegenstande besondern Studiums machen wollen. Denn durch den Reichthum der benutzten und genau angegebenen Quellen ist die Schrift ein treffliches Hülfsmittel zur detaillirten Geschichte, sowie sie auch durch die geographischen Hinweisungen auf dem Rande das Studium sehr erleichtert: eine zweckmäßige Einrichtung, die wol in allen kriegsgeschichtlichen Werken Nachahmung verdiente.

Bei dieser sorgfältigen Benutzung des reichen geschichtlichen Stoffes und jener Kürze hat unser Verf. der Anfoderung Lacretelle's: „L'histoire doit faire de longues recherches et de petits livres", ebenso genügt, als durch die fast gänzliche Farblosigkeit seiner Darstellung der Ansicht Gregorio Leti's: der Geschichtschreiber dürfe kein Vaterland haben (!), entsprochen.

Diese Eigenschaften werden die Dürftigkeit unsers Berichts gewiß rechtfertigen und uns entschuldigen, wenn wir statt eines Auszugs nur Einzelnes geben, das vielleicht ein besonderes Interesse haben dürfte.

Nachdem die Franzosen schon früher Anklänge ihrer revolutionnairen Meinungen in der Schweiz gesucht und gefunden hatten, glaubten sie, dieser ihre Freiheit und ihr Glück mit bewaffneter Hand bringen zu müssen, unter ähnlichem Vorwande und mit gleicher Gesinnung, als früher Rußland den unruhigen Polen das Glück seiner Ruhe und Ordnung auf der Spitze des Schwertes ge-

*) Ueber den vierten Band war in Beil. Nr. 4 d. Bl. f. 1831 die Rede. D. Red.

bracht hatte. Beide Ereignisse lehren uns, daß das schreiendste Unrecht in allen Staatsformen Raum findet: eine freilich nicht neue, aber stets verkannte Lehre.

Die Franzosen rückten im Januar 1798 in das Waadtland ein. Der große Rath zu Bern, anstatt sich ihnen augenblicklich entgegenzustellen, verlor die kostbare Zeit mit unnützen Unterhandlungen und zerschnitt dem alten matten Streitrosse, das er endlich auf die Beine gebracht, selbst die Sehnen, indem er dem General Erlach, der im Monate Februar ungefähr 20,000 Mann mit Mühe vereinigt hatte, den Befehl ertheilte, sich aller Feindseligkeiten zu enthalten. Diese wurden zwar bald darauf gegen die übermüthigen Feinde nothgedrungen und nicht ohne Muth erwidert; nachdem aber Bern sich ergeben hatte, bestand der noch kurze Widerstand nur in Einzelgefechten ohne allen innern und äußern Zusammenhang und endigte in gänzlicher Unterwerfung und neuer Republikanisirung der westlichen Schweiz. Brune ließ das Beinhaus von Murten (3. März) zerstören und meldete, daß es am Jahrestage der Schlacht geschehen sei. Das Directorium ließ diesen Bericht drucken und somit den Anachronismus, da nicht die Schlacht bei Murten, sondern die bei Granson am 3. März geschlagen worden war, amtlich bestätigen. In den demokratischen Cantonen Schwyz, Glarus, Uri, Zug und Unterwalden zuckte noch der alte Schweizersinn in blutigen Kämpfen mit den meist überlegenen Feinden, bis Schwyz am 3. März die neue Verfassung annahm und die übrigen Cantone diesem Beispiele folgten. Die größte Tapferkeit aber bewies der Bezirk Nidwalden (im Canton Unterwalden), welcher im Monat August die alte Verfassung wiedereinführte und mit kaum 1800 regellos Bewaffneten gegen 12,000 Mann unter dem General Schaumburg kurz, aber heldenmüthig vertheidigte. Stanzstadt wurde mit Sturm genommen und niedergebrannt und im Gefechte bei Winkelried's Kapelle der letzte Funken der alten Freiheit ausgetreten, die auch Frauen und Mädchen, mit Sensen bewaffnet, gegen die neue zu vertheidigen unternommen hatten.

Den Kriegsereignissen in der Schweiz folgt der Feldzug gegen Neapel, und es kann kaum ein stärkerer Contrast gegeben werden. Die Neapolitaner laufen schon im ersten Gefechte (bei Fermo, 30. Nov. 1797) auseinander und ihre Offiziere fliehen sogar bis Neapel, um den Gefahren und der unfreundlichen Witterung zu entgehen und, als die Franzosen sich in dessen Nähe befinden, die eigne Schande auf den fremden Oberanführer (Mack) werfend, gegen denselben den Pöbel aufzuwiegeln. Dieser entwaffnet unter stürmischen Zeichen von Anhänglichkeit an den entflohenen Monarchen die Truppen, sie jakobinischer Gesinnungen beschuldigend und dadurch grade den Jakobinern dienend, und nöthigt den General Mack, mit seinen deutschen Offizieren Schutz im französischen Hauptquartier zu suchen. Die Franzosen finden in diesem Unfuge eine erwünschte Gelegenheit, den kurz vorher abgeschlossenen Waffenstillstand (10. Jan. 1799) zu brechen und Neapel anzugreifen. Hier zeigen die Lazzaroni ebenso viele Tapferkeit, als die neapolitanischen Krieger Feigheit bewiesen hatten. Der wüthende Kampf ward nur durch die Ueberrumpelung des Forts St.-Elmo und das Feuer aus demselben auf der Seite des Volks gemäßigt und würde noch länger gedauert haben, wenn nicht der französische Feldherr (Championnet) einige Anführer durch persönliche Vortheile und die Menge dadurch zu gewinnen gewußt hätte, daß er bei der Kapelle des heil. Januarius in der erzbischöflichen Domkirche eine Ehrenwache aufstellen ließ. Das Königreich Neapel diesseit der Meerenge wurde nun in die parthenopäische Republik verwandelt.

Die nun folgende Expedition nach Irland mit nur 1100 Mann unter dem General Humbert hatte keinen andern Erfolg als die Capitulation des französischen Corps (bei Balinamuck, 8. Sept. 1798) nach einem Gefechte, in welchem die Engländer nur 19 Mann verloren.

Wenn auch die Verbündeten in den Feldzügen des Jahres 1799 in Deutschland, der Schweiz und in Italien und bei den Vorbereitungen und Einleitungen zu denselben nach so manchen traurigen Erfahrungen wohl zu erkennen schienen, nicht mit den gewöhnlichen Mitteln ihren Zweck gegen einen Feind erreichen zu können, der alle seine Kräfte bis zur gänzlichen Erschöpfung anzuspannen wußte; wenn auch bei der Wahl ihrer Heerführer und Generale zweiten Ranges nicht das traurige Mißverhältniß der frühern Feldzüge (namentlich des von 1796) stattfand und, um nur von jenen und unter ihnen den ausgezeichnetsten zu reden, der Erzherzog Karl und Suworoff ganz anders zu Moreau und Masséna standen als Beaulieu und Wurmser zu Bonaparte; wenn auch endlich in diesen Feldzügen mehr als je der Sieg die Anstrengungen der verbündeten Truppen belohnte und keine so schmachvollen Ereignisse wie früher ihre Waffenehre befleckten: — so bieten doch auch diese Feldzüge des Räthselhaften, Zwecklosen, Lauen, Halben und daher Verfehlten dem Unbefangenen, aber freilich mit den geheimen Triebfedern und Ränken der Cabinete und Hauptquartiere nicht genau Bekannten mehr als zu viel.

In der Schlacht bei Stockach (25. März) wird das durch gefährliche Umgehungsversuche vereinzelte schwächere französische Heer erst, nachdem der Erzherzog, mit frischen Truppen auf dem Kampfplatze anlangend, die schon Besiegten und Ermatteten durch seine Gegenwart ermuthigt und belebt, geschlagen, aber, obgleich mehr als 40 Schwadronen Reiterei nicht den Säbel gezogen haben, nicht zertrümmert, ja kaum verfolgt. Diesem Siege folgt eine Unthätigkeit von anderthalb Monaten, welche vorzüglich die Einwendungen des Hofkriegsraths gegen den beabsichtigten Marsch in die Schweiz veranlassen. Der meuchlerische Anfall auf die drei französischen Gesandten am rastadter Congresse ist die einzige wichtige Begebenheit in diesem Zeitraume.

Das Verfehlteste und Unglücklichste in dem ganzen Kriege war aber, die russischen Truppen unter Suworoff von der Bahn des Sieges aus Italien abzurufen und in die Schweiz zu rufen, wohin sie sich erst den Weg mit den Waffen öffnen mußten. Das wiener Cabinet mochte wünschen, die Eroberung von Oberitalien ohne Mitwirkung

der Russen und unter einem östreichischen Anführer vollenden zu lassen, und dem englischen schien dieser abenteuerliche Entwurf sehr willkommen zu sein, um die Lieblingsidee des Kaisers Paul, Malta von Italien aus für sich zu erobern, zu vereiteln. Unerhört sind die Anstrengungen und Drangsale des sonst für so schwerfällig gehaltenen russischen Heeres auf seinem Zuge über den St.-Gotthard, die Teufelsbrücke und durch das Mutta- und Linththal unter steten blutigen Gefechten mit den Feinden, und anstatt mit Hotze und Korsakoff vereinigt die Franzosen aus der Schweiz zu vertreiben, erleidet dieser bei Zürich (25. Sept.) eine völlige Niederlage und verliert jener ein Drittheil seiner Menschen und fast alle seine Geschütze und Pferde. Suworoff und Korsakoff verlassen den Kriegsschauplatz, um ihn nicht wiederzubetreten, und den Russen bleibt noch lange der Eindruck dieser Begebenheiten und ihrer Veranlassung, über die ein militairischer Schriftsteller sich also äußert: „Dies Alles geschieht, weil im östreichischen Cabinet eine kleinliche Politik mit dem Koloß des Krieges so lange ihr vorwitziges Spiel treibt, bis sie selbst davon zertrümmert wird." *)

Die Sprache ist sehr gebildet und rein von den gewöhnlichen militairischen Barbarismen. Nur finden wir den oft gebrauchten Ausdruck: „zurückerobern" für „wiedererobern", etwas gesucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reminiscences of an intercourse with G. B. Niebuhr, the historian of Rome. By *Francis Lieber*. London 1835.

Der europäische Ruf von Niebuhr's „Römischer Geschichte" mag es rechtfertigen, wenn dieser Beitrag zur Charakteristik ihres Verf. nicht dessen Landsleuten zuerst und nicht in ihrer eignen Sprache dargeboten wird. Aber es ist ein seltsames Zusammentreffen äußerer Umstände, durch welches ein Deutscher, der in Philadelphia wohnt, Erinnerungen an einen Deutschen, mit welchem er in Rom zusammengelebt, in London der Oeffentlichkeit übergibt. Der Herausgeber deutet in der Zueignung an Mrs. Austin die wehmüthigen Empfindungen an, mit welchen er sein römisches Tagebuch hervorgesucht, nachdem die Augen seines väterlichen Freundes sich geschlossen und er selbst, ein Verbannter, in einem fernen, aber freien Lande eine Heimat gefunden. Trübe Betrachtungen muß es auch bei deutschen Lesern wecken, daß ihm bei der Arbeit von seinen Papieren nur so viel zu Gebote stand, als es der Policei (in der man ja fast die einzige Garantie für die Fortdauer der heutigen Zustände zu suchen scheint) gefallen hatte, ihm seiner Zeit zurückzugeben. Lieber's Bekanntschaft mit Niebuhr ist im „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" (II, S. 885) kurz erzählt; umständlicher und mit Zügen, die N.'s Humanität, sein männliches, freies, von diplomatischer Vornehmheit unberührtes Wesen ins schönste Licht setzen, in der Einleitung des vorliegenden Buches, die einer kurzen biographischen Skizze sich anschließt. L. blieb in Niebuhr's Familie während ihres Aufenthalts in Rom, begleitete sie nach Neapel und von da zurück bis Innsbruck. Ein Theil seiner Zeit war durch den Unterricht von N.'s Sohn Marcus ausgefüllt, der jetzt, der Erwartungen, die der Name des Vaters und Großvaters weckt, wie seine Freunde vertrauen, nicht uneingedenk, den akademischen Studien sich widmet. Niebuhr hat seinen jungen Freund, dessen tüchtiges Streben sich ihm bewährte, in seiner zweiten Haft (in Köpenick) besucht und später noch ihn mit freundlichen Wünschen und erfahrenem Rath, als es galt, sich eine neue Bahn zu brechen, erfreut. Mit einer schönen Pietät hat dieser ihm gelohnt und hat sie auch dadurch an den Tag gelegt, daß er aus den Reminiscenzen jener römischen Unterhaltungen nichts wiedergeben wollte, was Lebende widrig berühren könnte, oder was im Sinn des Verstorbenen der Oeffentlichkeit besser entzogen blieb. Weit entfernt war L., als Niebuhr ihn durch sein Vertrauen ehrte, von dem Gedanken, dessen Boswell werden zu wollen. Auch hat er die mitgetheilten Aeußerungen nicht unter Rubriken geordnet, um nicht die Erwartung der Vollständigkeit zu erregen, sondern sie beziehen sich, zufällig aneinandergereiht und in willkommener Abwechselung, bald auf Geschichte und Literatur, bald auf Politik im Allgemeinen oder auf Ereignisse und Charaktere der Gegenwart, bald sind es Anklänge des Alterthums und Winke über die Auffassung desselben, die in N.'s Munde, auf classischem Boden gesprochen, von doppelter Bedeutung sein mußten. Manche werden zuerst nach den politischen Urtheilen fragen, die hier zerstreut vorkommen. Es findet sich nichts darunter, was die schweren Besorgnisse erklärt, die der Mann, der politische Verhältnisse der alten und der neuen Zeiten mit so hellem Blick durchschaute, zuletzt noch über die Zukunft ausgedrückt. Allerdings war es schon 1822 seine Ansicht, daß es um Frankreich sehr schlecht stehe; denn „die Royalisten nehmen sich manchmal, als wären sie toll, und in der Opposition sind ausgezeichnete Leute, die ihr ganzes Leben zugebracht im Widerspruch mit dem Princip, das sie aushängen"; dem Haß und der Rachsucht, meint er, haben die Royalisten, unweise, nicht entsagt; dabei glaubte er nicht an die Möglichkeit einer französischen Republik. Allerdings hatte er kein Hehl, daß er die Vereinigung Belgiens mit Holland für ein Unding halte, mindestens eine engere als die von Schweden und Norwegen; daß er in diesem Sinne sich gegen den König der Niederlande ausgesprochen, und daß er den gewagten Versuch mit böser Ahnung angesehen. Aber der Gedanke an ein Zurücksinken in die Verwilderung scheint ihn, mitten unter den Ruinen, die von einem solchen zeugen, im Schooß der „Niobe der Nationen" niemals geängstet zu haben. Was die Ansichten über das Staatswesen im Allgemeinen betrifft, so gilt hier wenigstens von den meisten, was er in der Vorrede zur „Römischen Geschichte" sagt: „von den Grundsätzen der politischen Beurtheilung in meinem Werke ist kein einziger, der sich nicht bei Montesquieu oder Burke fände". Doch sind sie auch hier durch Nachdenken, Erfahrung, Anwendung sein eigen. Daß er früher in England gelebt, war offenbar vom größten Einfluß auf die ganze Richtung seiner Untersuchungen. Dadurch, sagte er selbst, sei er erst fähig geworden, die Geschichte der Römer zu schreiben, wie wenig er auch zur Zeit daran gedacht, denn der Entschluß sei ihm später, in den Tagen der deutschen Erniedrigung, zu Trost und Erhebung geworden. Ohne Zweifel ward dadurch sein Urtheil auch geschärft über Dasjenige, was in den neuen Verfassungen nicht nur verfehlt, sondern übersehen worden; so z. B. daß man die Freiheit hauptsächlich oder ausschließlich durch den Antheil des Volks an der Gesetzgebung zu sichern gesucht, während doch die Verwaltung ebenso wesentlich in Betracht kommt; während die Bureaukratie den Gemeinsinn erstickt, dem Ministerium einen mächtigen Hebel in die Hand spielt, um seine Maßregeln durchzusetzen und das Gehässige auf die Kammer selbst zurückzuwälzen. Sehr bestimmt und wiederholt finden wir das Wort: „Jeder, der Gewalt hat, misbraucht sie." Das ist jetzt, im äußersten Sinn, das Motto der englischen Radicalen, welche N. anderwärts schildert, wie folgt: „Frei von manchem Vorurtheil der beiden andern Parteien, weniger hochmüthig gegen das Ausland, sind sie doch weniger gerecht gegen uns insbesondere als gegen andere Völker. Ihre politische Oekonomie ist eine schale Weisheit; doch fühlen sie wenigstens für das Wohl der Masse des Volks, wenn sie auch an nicht viel mehr denken als an dessen physisches Wohl. Auch das ist schon viel in dieser Zeit der Selbstsucht — des

*) Clausewitz, „Die Feldzüge von 1799", 2. Theil, S. 89 fg.

Krebses, der Englands Leben verzehrt." Auch von den Whigs gilt noch heute, wenngleich der Herausgeber es zu bezweifeln scheint, daß sie nicht recht wissen, was sie wollen, es sei denn Gewalt und der Regierung gegenüber eine unabhängige Stellung. Individuelle Ausnahmen verstehen sich von selbst bei jeder Classe von Menschen, wie viel mehr bei jeder politischen Partei. Ueber den Misbrauch der Gewalt fährt Niebuhr fort: „Das große Problem scheint zu sein, die Gewalt (weil doch irgend Jemand sie haben muß) so zu übertragen, daß so wenig Unheil als möglich daraus entstehen kann. Aber dazu gehört noch etwas ganz Anderes, als nur der Gewalt die Flügel zu beschneiden. Unweise Beschränkung führt zu ebenso vielen schlimmen Folgen als unumschränkte Gewalt." Also Bolingbroke's Wechselfall: entweder der offene Einfluß der Prärogative, oder der verdeckte der Corruption. Eine schlimme Wahl; man müßte sie denn durch ein Auskunftsmittel beseitigen. Ist vielleicht ein solches gemeint in der Aeußerung Niebuhr's: „eine constitutionnelle Monarchie könne auf die Dauer nicht bestehen, ohne bedeutenden Einfluß der Krone in der Volkskammer"? Ich weiß, wie häufig man diese Behauptung in England hört, fast mit denselben Worten; Hallam, der mit der Reform der Radicalen keineswegs Schritt halten mochte, hat für nöthig gefunden, ausdrücklich dagegen zu protestiren („Const. hist.", II, 619). In der That, wenn der Einfluß kein corrupter sein und die Bureaukratie aus dem Spiel bleiben soll, so ist nicht abzusehen, welcher Art jener Einfluß sein könnte. Auflösen mag die Krone das Unterhaus, das wird man schwerlich Einfluß nennen; was darüber ist, scheint vom Uebel. Man vermißt hier den Zusammenhang, in welchem die Worte gesprochen sind, der sie erläutert und vielleicht begründet hätte. Ein ander Mal äußert N.: den besten Bürgern könnte der Staat als Belohnung vollkommene Censurfreiheit ertheilen. Der Staat habe so wenig, womit er lohnen könne; was ein Orden sei, und welcher vernünftige Mensch etwas darum geben würde! (Er selbst, sagte er, habe sich nie dazu bringen können, den angebotenen Adelstitel anzunehmen; ihm würde sein, als beschimpfte er das Andenken seines Vaters, der doch ein ganz anderer Mann gewesen als er.) Aber eine solche Auszeichnung würde eine Art wissenschaftlicher Pairie ausmachen, die niemals oder nicht leicht entzogen werden könnte. Dazu bemerkt der Herausgeber mit Recht, wie sehr deutsch diese Idee sei, die ein allgemeines Recht zum ausschließlichen Privilegium machen wolle. Er hätte hinzufügen können, daß sie auch in anderer Beziehung höchst unpraktisch ist. Den Verfechtern der Censur würde sehr schlecht gedient sein mit der Censurfreiheit, wie Niebuhr sie ertheilt hätte. Oder was fürchten sie am meisten? Etwa die liederlichen und schandbaren Bücher? Die sind von jeher gedruckt worden, wo die politische Censur am schärfsten war. Oder politisch aufreizende Schriften? Denen kann man die handgreifliche Uebertreibung vorwerfen; sie werden unschädlich durch die besonnene Gegenrede Derer, die kein Skandal wollen, durch die angestammte, überlegende Ruhe, selbst durch die Indolenz der Deutschen. Weit mehr scheut man die unumwundene Sprache von Männern, die selbst nichts zu verbergen haben, die, was man verbergen will, durchschauen und beim Namen nennen, die sich zu ihrer Ueberzeugung bekennen und bereit sind, sie mit Rechtsgründen zu vertreten. Wie, wenn die Censurfreiheit der göttinger Professoren des vorigen Jahrhunderts sich erneuerte? Wenn es nun wieder hieße: „Was wird Schlözer dazu sagen?" Dabei kann man aber dennoch die weitere Bemerkung Niebuhr's unterschreiben, daß es eine große Inconsequenz ist, Männern, denen man die Bildung der Jugend auf den Universitäten anvertraut hat, die Censurfreiheit vorzuenthalten. — Noch einige Aeußerungen, aufs Gerathewohl ausgewählt: „Marius und Sulla waren nicht bloße Bluthunde. Durch den Stand der Dinge (wie so oft der Fall ist) kamen sie zu Dem, was sie thaten. Jeder von Beiden hatte Recht, Jeder Unrecht; es ist immer so, wo Parteien existiren. Aber leugnen läßt sich nicht, daß Beide von Ideen ausgingen." — „Ich lese keine metaphysischen Bücher mehr." — „Wären die Umstände danach gewesen, so hatte Michel Angelo das Zeug, der erste König Italiens zu werden." — „Vom Prinzen Hohenlohe (dem Wunderthäter) sagte Papst Pius VII.: „Questo far dei miracoli?" und schüttelte den Kopf." — „Mit Carnot würd' ich stolz sein den letzten Bissen Brod zu theilen!"

Es ist vielleicht nicht überflüssig, zum Schlusse zu bemerken, daß Dr. Lieber selbst (dem jetzt eine Professur am South-Carolina College übertragen ist) mit einer deutschen Verlagshandlung wegen einer deutschen Ausgabe des Buches in Unterhandlung steht. Jede andere Uebertragung, durch welche sonst unsere fleißigen Uebersetzer nicht verfehlen würden sich ein Verdienst zu erwerben, würde dem unvermeidlichen Nachtheil unterliegen, daß sie der in Lieber's Händen befindlichen Originalien entbehrte und, was ursprünglich deutsch gesprochen und aufgezeichnet worden, aus dem fremden Idiom zurückübersetzen müßte.

C. F. Wurm.

Literarische Notizen.

Touchard-Lafosse und Dutouquet gaben in zwei Bänden heraus: „Les amours d'un poète au 18ième et 19ième siècle."

Von J. B. A. d'Aldeguier's „Histoire de la ville de Toulouse, depuis la conquête des Romains jusqu'à nos jours" ist der vierte Band erschienen.

Arsène Isabelle hat „Voyage à Buénos-Ayres et à Porto-Alègre, par la Banda-oriental etc.", von 18—1834 unternommen, mit Kupfern und einer Karte herausgegeben.

Von A. Brayer erschien in zwei Bänden: „Neuf années à Constantinople."

Dutens hat in zwei Bänden eine „Philosophie de l'économie politique" geliefert.

„Sand ou les étudians allemands" ist der Titel einer in Paris gedruckten Tragödie in fünf Acten, deren Verf. sich F. R., Studiosus der Medicin, nennt.

Adr. Balbi, der Verf. des „Abrégé de géographie" hat einen „Essai statistique sur les bibliothèques de Vienne etc." herausgegeben.

Von Michel Raymond erschien in zwei Bänden: „Simon le borgne." 48.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die Guerillas.

Von

dem Grafen von Locmaria.

Aus dem Französischen übersetzt

von

W. A. Lindau.

Zwei Theile. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im December 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 336. — 2. December 1835.

Kriegsgeschichte.

(Fortsetzung aus Nr. 335.)

2. Der Feldzug von 1796 in Italien. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz. Auch unter dem Titel: Hinterlassene Werke des Generals Karl von Clausewitz über Krieg und Kriegführung. Vierter Band. Berlin, Dümmler. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. *)

So große Theilnahme die Kriegsgeschichte auch im Allgemeinen erregt, so schwierig ist es, wenn sie Das gibt, was sie eigentlich geben soll, d. h. eine treue und genaue Schilderung der Begebenheiten, sie der gebildeten Lesewelt genießbar zu machen. Denn eine Schilderung in diesem Sinne kann nicht entworfen werden ohne viele, meist trockene Einzelnheiten und selbst ohne Aufstellung von Vermuthungen, da wo die Quellen entweder gar nicht oder dunkel fließen. Es erfodert Geist und einen richtigen Takt, eine solche Darstellung zu einem geschichtlichen Kunstwerke zu erheben und so das gebildete Publicum zu befriedigen, ohne die Wahrheit dem Effecte zu opfern und die Ansprüche des Lesers von Fach unerfüllt zu lassen. Soll nun die Darstellung zugleich noch militairisch-kritisch sein und uns nicht blos Das zeigen, was geschehen ist, sondern was hätte geschehen können oder sollen, so ist vollends die Trockenheit schwer zu vermeiden.

Wir glauben, daß es uns ganz an Geschichtsbüchern fehle, welche jene zwiefachen Anfoderungen gleich erfüllen; daher denn der nichtmilitairische Theil der Lesewelt zu, wenn auch vielleicht durch die Darstellung vorzüglichen, aber doch sehr ungenauen und unkritischen kriegshistorischen Werken seine Zuflucht nimmt. Diese erzeugen denn eine Menge halbwahrer und ganz falscher Ansichten, welche nicht blos das große Publicum berühren, sondern auch in den Kreis seiner Vertreter und Stimmführer (mögen sie nun im Cabinete oder in den Kammern sitzen) dringen und von diesen wieder die schädlichste Rückwirkung auf das Heer und seine Verhältnisse äußern.

Diese Schwierigkeit fühlen wir ebenfalls bei der uns gewordenen Aufgabe, über das vorliegende Werk der gebildeten Lesewelt Bericht zu erstatten, und sind schon von vornherein versichert, weder diese noch den denkenden Theil unserer Standesgenossen (denn der übrige findet es wenig lohnend, mühsamen Untersuchungen zu folgen) auch nur einigermaßen zu befriedigen.

Wenn auch die vorliegende Schrift nicht auf den Rang eines Kunstwerkes in dem erwähnten Sinne Anspruch machen kann, so nähert sie sich doch demselben mehr als irgend eine uns bekannte durch geist- und selbst geschmackvolle Behandlung des dazu keineswegs fügsamen Stoffes, durch eine sehr gebildete Sprache und durch richtige Gruppirung und Gliederung der Begebenheiten. Gewiß gibt dieses dem Werke einen großen Werth; den größten gewinnt es aber, wenigstens in unsern Augen, durch ein oft mühsames Ringen nach Wahrheit, durch eine ihm verwandte gewissenhafte Vermeidung, sie auch dem glänzendsten und oft recht nahe liegenden dramatischen Effecte zu opfern, durch eine scharfsinnige Aufsuchung der oft geflissentlich versteckten Motive der Handelnden, durch Ausfüllung der Lücken mit vorsichtigen und wohlbegründeten Conjecturen und durch eine ebenso tief eingehende als vielseitige, ebenso scharfsinnige als unparteiische, wenn auch oft schonungslose und herbe Kritik. Dieses Verdienst ist um so größer, da wol über keinen der neuern Feldzüge die Quellen so dürftig fließen und auch selbst so unzuverlässig sind als über den in der militairischen und politischen Geschichte fast gleich wichtigen des Jahres 1796 in Italien. Der Verf. beklagt sich über diese Dürftigkeit und Unzuverlässigkeit und spricht dabei weder die sonst so gründlichen und aus reichen Militairarchiven geschöpften Nachrichten in der „Oestreichischen militairischen Zeitschrift" von Mangelhaftigkeit, noch die berühmten Memoiren Napoleon's von Unzuverlässigkeit, ja geflissentlicher Verdunkelung und Entstellung der Wahrheit frei. Beide waren ihm die Hauptquellen seiner Darstellung, und insofern, aber nur insofern, als der benutzte Stoff den Maßstab zur Beurtheilung einer historischen Composition gibt, müssen wir der gegenwärtigen einen nur untergeordneten Rang anweisen.

Der Verf. beginnt mit einer Charakteristik beider Heere und ihrer Anführer und gibt in wenigen Zügen eine meisterhafte Parallele dieser sowol als jener. Die Contraste sind stark genug und bedürfen daher, um Wir-

*) Zuletzt berichteten wir hierüber in Nr. 152 und 153 d. Bl. Ueber die neuerdings erschienenen Bände der Werke des Generals von Clausewitz sprechen wir nächstens. D. Red.

kung zu machen, keiner Ueberladung. Die Franzosen, eingeengt zwischen den Apenninen und dem durch englische Schiffe beunruhigten Meere, in ihrer Rechten das neutrale und nicht eben freundliche Genua, und in ihrer Linken die einzige Verbindungslinie mit ihrem Vaterlande, schlecht organisirt, hungerig, abgerissen, aber leidenschaftlich aufgeregt und gierig nach der Beute in den reichen Ebenen Oberitaliens, unter einem 27jährigen, an den neuesten Ereignissen gleichsam aufgezogenen Feldherrn, dem sich eben erst eine großartige Laufbahn aufschließt, in welcher durch Kühnheit Alles zu gewinnen und nichts zu verlieren ist. Ihnen gegenüber die Oestreicher, weit besser organisirt, gekleidet und gerüstet und regelmäßiger verpflegt (wenn auch nach der systematischen Hungerleiderei des vorigen Jahrhunderts keineswegs so wohlgenährt, als es die französischen Geschichtschreiber des Contrastes und seines Effects wegen schildern, und als es der Ueberfluß der Gegenden, über die sie Gebieter waren, erlaubt hätte), niedergedrückt durch das Andenken an das Unglück des vorigen Feldzuges, ermüdet durch den beschwerlichen Dienst in den rauhen Apenninenthälern, weder durch Gegenwart noch durch Zukunft gehoben, den 72jährigen Beaulieu an der Spitze, welcher, wenn er auch merklich über den bloßen Dienstoffizier sich erhebt und selbst früher mit Auszeichnung gefochten hatte, der Zögling einer langen Dienstpedanterie und das Werkzeug einer unbeholfenen, vielköpfigen, diplomatisch-militairischen Körperschaft (des sogenannten Hofkriegsraths) ist und nun am Abend seines Lebens, einem solchen Gegner gegenüber, Alles zu verlieren und wenig zu gewinnen hat. Bonaparte erfaßt seine Lage ganz richtig und redet seine Truppen bei der ersten Heerschau also an:

„Soldaten! Ihr seid nackt und schlecht genährt; die Regierung verdankt euch viel und kann euch nichts geben. Eure Geduld, der Muth, den ihr mitten unter diesen Felsen gezeigt habt, sind bewunderungswürdig; aber sie geben euch keinen Ruhm, sie werfen keinen Glanz auf euch zurück. Ich will euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen, große Städte werden in eure Gewalt fallen; da werdet ihr Ehre, Ruhm und Reichthümer finden. Soldaten! sollte es euch wol an Muth oder Beharrlichkeit fehlen?"

Mit Recht sagt der Verf. (S 15):

War es möglich, daß eine solche Anrede bei solchen Soldaten ihre Wirkung verfehlte? und das aus dem Munde eines jungen, talentvollen, entschlossenen Mannes. Mußte nicht ein wahrer Enthusiasmus erwachen und er auf der Stelle der Abgott des Heeres werden?

und setzt etwas hyperbolisch hinzu:

Bonaparte hat nie etwas Besseres geschrieben und nie etwas Besseres gethan als diesen Aufruf.

Dieses großartige Auftreten eines solchen Feldherrn muß natürlich auch den ruhigsten Beobachter auf Augenblicke fortreißen, und man sieht aus dem Angeführten, daß es auch unsern Verf. mächtig ergreift. Aber doch hat dieses Gefühl keinen Einfluß auf die eigentliche Geschichtserzählung und die sie begleitende Kritik. Unbefangen zeigt der Verf., daß, wenn auch unbestreitbar Feldherrngröße, doch nicht Talent der Unterbefehlshaber und Tapferkeit ihrer Truppen allein auf der Seite der Franzosen waren, und daß der Sieg, oft ungewiß hin- und herschwankend, ja nicht selten auf die Seite der Oestreicher sich neigend, diesen fast immer durch irgend eine außerordentliche Anstrengung (z. B. durch das Auftreten frischer Truppen) entrissen wurde. Gewöhnlich waren die Franzosen den Oestreichern im Gefechte an Zahl überlegen, was ebenso den schlechten Maßregeln der östreichischen, in den complicirtesten Operationen recht erfinderischen Strategen als der großartigen und einfachen Strategie Bonaparte's zuzuschreiben war. Jene bekehrte kein Unglück von zweckloser Zersplitterung ihrer Streitkräfte durch weite Umgehungsversuche, die sich verführerisch auf dem Papier ausnahmen, aber an dem geringsten Unfalle scheiterten, während dieser auch da, wo er strategisch selbst schwächer oder wenigstens nicht stärker als sein Gegner war, wohl verstand, durch Zusammenhalten oder geschickte Vereinigung seiner Kräfte zu dem entscheidenden Schlage überlegen aufzutreten. Hierdurch wird der Zauber gelöst, welcher lange zum spätern Vortheile der Franzosen auf jenen Begebenheiten ruhte, und namentlich erklärt, wie bedeutende Truppenabtheilungen, in ihrem eignen überfeinen strategischen Gewebe verstrickt, unrühmlich die Waffen strecken mußten. Es ist der Sieg ebensowol der Natur über die Unnatur als des Feldherrngenies über das nur gewöhnliche Talent. Besaßen die Franzosen auch unleugbar die Ueberlegenheit des um jeden Preis und selbst mit dem Wohlstande der Einwohner und mit der eignen Disciplin theuer erkauften moralischen Elements, so fochten doch die Oestreicher, da wo sie nur einigermaßen gut geführt wurden, mit dem ruhigen Muthe, den die Pflichttreue eingibt und eine sichere Organisation unterstützt.

(Der Beschluß folgt.)

Zur neuesten Literatur. Von Ludolf Wienbarg. Mannheim, Löwenthal. 1835. Gr. 12. 12 Gr.

Hr. Ludolf Wienbarg, zu dem Häuflein Derer gehörig, welche witzig genug sind, sich das „junge Deutschland" zu nennen, hat es sich in diesem kleinen Schriftchen noch bequemer gemacht als in seinen „Aesthetischen Feldzügen" *), obgleich er in der Vorrede versichert, daß er hier wie dort das große Entwickelungsgesetz der Zeit vor Augen gehabt habe. Und in einer Hinsicht hat Hr. W. Recht, Beides zu vereinigen, denn es gibt in der Welt kein so großes Gesetz, aus dem man nicht Flickläppchen zum Hausbedarf schneiden könnte; und da es einem Ausschnitter frei steht, aus einem und demselben Stück Leinwand ein Zelt für den Generalstab und eine Nachtkappe zu formiren, so ist nicht abzusehen, warum es nicht Hrn. W. frei stehen sollte, sich aus dem „Entwickelungsgesetz der Weltliteratur" ein Unterjäckchen zu machen. Es kommt Alles auf den Zuschnitt an und auf die Manier, wie man die Schere führt. Uebrigens gewährt die Phrase: „Zur neuesten Literatur", einen Titel, der so weit ist wie der Mantel der christlichen Liebe. Es gibt keinen so ausgetrockneten, verschabten und blasirten Gedanken, den man nicht unter dieses Rubrum bringen; es gibt keinen kleinsten Hobelspan in der Werkstatt eines hamburger Schriftstellers, dem man nicht durch das Prädicat, daß auch er zur neuesten Literatur gehört, ein Ansehen geben könnte. Was gehört nicht heutzutage zur neuesten Literatur! Die Volkskalender bilden sich ebenso viel ein als das stuttgarter „Literatur-

*) Vgl. hierüber Nr. 292 d. Bl. f. 1834, sowie über Wienbarg's „Wanderungen durch den Thierkreis" Nr. 284 f. 1835. D. Red.

blaft", und da die neueste Literatur sich mit Dampf zu einer Republik von Privatgelehrten machen will, so hat der winzigste Gedanke des winzigsten Privatgelehrten ebenso viel Gewicht als jemals die hohenpriesterlichen Gedanken Leibnitz's und Lessing's hatten. Ach, es ist so leicht, privatim gelehrt zu sein, und so schön dabei, weil man es dem Gelehrten publice glauben muß.

Die Schrift Wienbarg's besteht aus sechs einzelnen Abhandlungen: 1) „Göthe und die Weltliteratur", 2) „Ueber den Verf. der Tutti Frutti", 3) „Raupach und die deutsche Bühne", 4) „Karl Immermann", 5) „Heinrich Heine", 6) „Lucinde, Schleiermacher und Gutzkow". Man sieht also, daß Hr. W. seine Gedanken diesmal mit der Idee der Dreifaltigkeit schließt. Wir wollen jeden dieser gesonderten Abschnitte in der Kürze betrachten.

Der erste Aufsatz: „Göthe und die Weltliteratur", ist der beste. Die Seite, von welcher sich der Verf. hier zeigt, ist achtungswerth. Das junge Deutschland hat nun wenigstens ein Individuum aufzuweisen, das einige Stücke auf den alten Göthe hält. Die Art und Weise, wie sich W. über den Alten äußert, gibt Zeugniß von seiner literarischen Klugheit. Er weiß und fühlt es nur zu gut, daß heutzutage die Philisterei und Beschränktheit nicht mehr in der Anerkennung, sondern in dem Widerspiel besteht. Die Leute, welche Göthe verleumdeten, ihn mit Gewalt verdächtigen wollten, ihm auf recht plebeje Art zu Leibe gingen und den Kranz, den wohlverdienten, vom Haupte reißen wollten; auch jene gemäßigtern Antigöthianer, die, anstatt grob zu sein, malitiös waren und so thaten, als ob es ihnen der Weltgeist ins Ohr geflüstert hätte, daß es mit dem Alten nunmehr in der Welt aus sei — auch diese zahmern Helden, die zuvor glaubten abschwören zu müssen, bevor sie ihr Panier, ihre journalistischen Vogelschwingen und ihren zeitschriftlichen Thierkreis entfalteten, auch diese sind in ihren Privatansichten über Göthe bereits antiquirt. Dies fühlt Hr. Wienbarg, und es ist gut, daß er es fühlt, denn man wäre sonst an ihm irre geworden. Indem aber der Verf. solchergestalt den Alten gegen die Verleumdung und gegen die glatten Zungen in Schutz nimmt, bindet er mit einem zweiten Alten der deutschen Poesie, mit Ludwig Tieck an. Er hat nun einmal gegen diesen die Antipathie, sowie Wolfgang Menzel die Antipathie gegen Göthe hatte. Er wirft Tieck Alles vor, was er je gesagt, gethan, geschrieben, gesungen und gedichtet hat, und es scheint fast, als müßte Tieck überhaupt wegen seiner Existenz bei unserm Verf. um Entschuldigung bitten. Auf diese Weise bildet er in seiner Ansicht den strikten Gegensatz zu Menzel, denn man erinnere sich, welche Fülle von Weihrauch dieser Tieck gestreut hat. Es ist hier nicht der Ort, auf die Natur, auf die Prämissen und Schlußfolgen dieser Invectiven einzugehen; es war hier blos zu erwähnen, daß unsere jungen Kritiker immer irgend eine Notabilität bei der Hand haben müssen, an der sie sich reiben können.

Den zweiten Aufsatz: „Ueber den Verf. der Tutti Frutti", hätten wir dem Hrn. W. schenken wollen. Wozu denn über eine so rein sociale Erscheinung noch so viel Aufsehen machen? Hat denn nicht Deutschland längst anerkannt, daß es lächerlich ist, wenn man bereits verstorben ist, der Welt noch mit Eingemachtem aufzuwarten? „Wir fühlen uns nicht berechtigt", sagt Hr. W., „den Verf. der „Tutti Frutti" ohne dessen ausdrückliche Erlaubniß Pückler-Muskau zu nennen. Er ist uns einer vom hohen Adel, ein Standesherr in einem norddeutschen Königreiche, und damit Basta"; aber auch das kann uns, nämlich dem deutschen Publicum, ganz gleichgültig sein. Es ist recht thöricht und kleindeutsch, hinter einem Zuckerbäcker eine fürstliche Person suchen zu wollen. Warum fragen, ob er von Adel ist oder nicht? Beweist nicht seine Berechnung des deutschen Adelszustandes in infinitum, beweisen nicht seine Adelsverbesserungspläne, so kosmopolitisch erdacht und so dringend dem Bureaukratismus zur Beherzigung empfohlen, daß er nothwendig ein Bürgerlicher sein muß? Und was Bürgerlicher oder Adeliger — wir halten uns an sein Gericht, und dieses können wir höchstens als eine Tafelfinesse ansehen, dergleichen man aller Orten findet, wo man schmauft und Feten gibt. Wie ist es aber möglich, daß Hr. W. der thörichten Vermuthung Raum gibt, daß Leopold Schefer an diesen Tutti Frutti-Späßchen Antheil habe? Wollen wir uns doch ja hüten, solche blaue Wunder vermuthungsweise unter die Leute zu bringen, bevor sie sich nicht sichtlicherweise vor unsern Augen ereignen. Wenn L. Schefer, der Verf. des „Kalenbrevier", an diesen Zetteltöpfen und Mischlingiaden Theil hat, so hat sich die Welt umgedreht; aber an solchen anti-Galilei'schen und anti-Kepler'schen Spuk wollen wir nicht eher glauben, als bis wir selbst fühlen, daß wir auf dem Kopfe stehen.

Auf den Urheber der „Tutti Frutti" folgen bei unserm Verf. 3) Raupach und 4) Immermann. Ersterer ist im Ganzen gut abgefertigt. Allein, wäre ich an Hrn. W.'s Stelle gewesen, ich hätte Raupach und die deutsche Bühne gar nicht zusammengebracht. Wer eine Reihe von Jahren in Berlin verlebte; wer in dieser Zeit das Unglück hatte, Zeuge des Verfalls einer Bühne von so bedeutenden Mitteln zu sein; wer Angesichts dieser übergreifenden Verschlechterung täglich und stündlich sich in der Ueberzeugung befestigen mußte, daß an dem Verfall des berliner Schauspiel- und Schauspielerwesens fast nur der Hofrath Raupach Schuld ist; wer es mitangesehen hat, wie die berliner Acteurs in die Raupach'schen Dramen, in das hohle Bretterpathos und Floskelwerk, in das hölzerne Puppenspiel, in den faden Prunk der Repräsentation eingehetzt sind, die von Raupach's Schauspielen unzertrennlich sind; wer „Wallenstein" und „Hamlet" nach Raupach's Bearbeitung gesehen hat; wer endlich das beispiellose Unglück gehabt hat, den „Nibelungenhort" und „Robert den Teufel" ex officio beurtheilen zu müssen — dem ist es unstreitig zu verzeihen, wenn es ihm schwer, wenn es ihm unmöglich wird, Raupach irgend einen fruchtbringenden Einfluß auf die deutsche Bühne zuzugestehen.

Was der Verf. über Immermann sagt, ist ungenügend. Allein in dem vorhergehenden Aufsatz ist eine andere achtungswerthe Seite, die er zeigt, nicht zu verkennen. Dies ist die Anerkennung, welche er Schiller widerfahren läßt. W. faßt diese in einer einzigen Phrase zusammen, welche bezeichnend und vollkommen ausdrucksvoll ist. „Schiller", sagt er, „konnte nicht in dem Sinne wie Sophokles, Shakspeare oder Calderon Nationaldichter sein, und dieser Name, der sonst mit dem Ausdruck classischer Größe zusammenfällt, bezeichnet uns, von Schiller gebraucht, ebenso sehr die Stärke als Schwäche des ewig theuern Mannes." Diese Worte sind der rechte Ausdruck für Das, was Schiller den Deutschen gewesen ist und sein wird. Ein ewig theuerer Mann, ein Mann, dessen Don Carlos, dessen Sir Mortimer, dessen Max Piccolomini sogar mitleidswürdig erscheinen können; aber doch ein ewig theuerer Mann, an dessen Andenken und stille geistige Gegenwart sich nicht blos deine und meine Jugend, sondern die deutsche Jugend dreier Generationen knüpft. Wenn ich meinerseits dem Verf. der Stücke aus der Geschichte der Hohenstaufen, dem unsterblichen Schöpfer Schelle's und Till's einen poetischen Realwerth zuschreibe, so ist es der negative, daß er ein Theaterpublicum, welches anfangen wollte, zu verkennen, wieder mit seinem Schiller ausgesöhnt hat.

Es bliebe nun nur noch ein Schlußwörtlein zu sagen über des Verf. Ansicht von Heinrich Heine und der Lucinde-Schleiermacher-Gutzkow'schen Trinität. Dabei wollen wir vorläufig bemerken, daß dieser Heine nur der Salon-Heine Nr. 2 ist, mithin, genau genommen, nur ein dictum membrum poetae. Hierüber in aller Kürze so viel: beide Aufsätze beweisen, daß Hr. Wienbarg seine Freunde zwar zu entschuldigen, aber daß er nichts von Philosophie versteht. Es ist möglich, daß mir der Verf. diese unumwundene Aeußerung übel nimmt, allein es ist meine vollkommene Ueberzeugung. Und hier ist der Beweis aus Hrn. W.'s eignem Arsenal. „Die Behandlung des Geschichtlichen der Religion und Philosophie (im „Salon" Nr. 2 nämlich) ist kühn, großartig und durchaus genetisch."

Kühn, großartig und genetisch! Wenn Hr. W. keine großartigere Auffassung der philosophischen Geschichte kennt als diese, dann ist er zu beklagen. Vielmehr hätte er sagen sollen: Heine hat sich durch seine Tiraden über Spinoza, Kant, Schelling und Hegel vollkommen lächerlich gemacht. Er hat weder Spinoza noch Hegel verstanden; ja, ich bin der festen Meinung, er hat weder Spinoza noch Hegel gelesen. Er hat sich wie von der Demokratie zum Juste-milieu (denn wir wollen das mildeste Wort gebrauchen), so mit einem salto mortale vom Anti-Hegelianismus zum Hegelianer bekehrt. Er sagt, Kant hätte nothgedrungen dem alten Lampe seinen Gott wiedergegeben, weil dieser mit dem Regenschirm unter dem Arm geheult habe, daß das Weltall ohne Gott sei. Das hat aber Kant nicht gethan. Im Gegentheil, Kant hat dem Weltall seinen Gott genommen und ihm nur ein caput mortuum, das Abstractum der Antinomien und des gespenstigen „Dings an sich" dafür gegeben. Wer die „Kritik der praktischen Vernunft" für eine Restauration Gottes hält, der irrt sehr; sie ist nur die Restauration Dessen, was man vom lieben Gott in seinen vier Wänden nöthig hat. Heine's Worte über Spinoza sind bloße Salbadereien, und daß er Hegel nicht verstanden, beweisen am deutlichsten seine Anzüglichkeiten gegen Schelling. Wer nur einen schülerhaften Begriff von philosophischer Geschichtsentwickelung hat, wer nur eine Vorlesung bei Hegel hörte, der weiß, daß man die Prämisse eines Systems nicht negiren kann, ohne das System selbst zu negiren. Die Prämisse Hegel's aber ist Schelling.

Der Schlußaufsatz W.'s über Lucinde, Schleiermacher und Gutzkow ist eine Lobhudelei auf den Letztern. Es thut mir leid, daß ich in der berüchtigten Vorrede Gutzkow's keinen Emancipationsversuch entdecken kann. Wozu überhaupt wäre es nöthig, daß uns der Redacteur der „Blätter für Leben, Kunst und Wissenschaft" vom Pfaffenthum emancipirte, da Deutschland gar nicht vom Pfaffenthum gefesselt ist? Sind die antitheologischen Expectorationen Karl Gutzkow's etwa wahrhafte Schlüssel des Himmelreichs? Wehe Dem, der sie dafür hält, ich für mein Theil halte sie für Lästerungen, ja ich halte sie sogar für Philistereien, denn die Welt ist längst über die Zeitepoche hinaus, wo sie zu Läuterung ihrer Glaubensansichten eines wolfenbüttelischen Fragmentisten bedurfte.

F. Marlow.

Notizen.

Wir theilen hier noch einen kurzen Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Despréaux, des fleißigen Natur- und Alterthumsforschers auf den canarischen Inseln, vom 12. Juli 1835 mit.*) „Ich bin", schreibt Hr. D., „gegenwärtig auf Großcanarien, nachdem ich schon Fuerteventura, Lancerota, Teneriffa und Ferro durchstrichen bin. Daß ich bei diesem ungünstigen Wetter Gomera besuchte, thut mir sehr leid, denn diese Insel, welche niemals der Fuß eines Naturforschers betreten hat, ist eine der reichhaltigsten und anziehendsten in botanischer und geologischer Beziehung. Sie enthält viel Holz und viel Wasser, was in den heißen Ländern ein Zeugniß des Ueberflusses ist. Auch die Herren Webb und Berthelot, welche die Insel Teneriffa einer so sorgfältigen Untersuchung unterwarfen, besuchten Gomera nicht. Ich möchte wol die Mittel besitzen, noch einmal dorthin zurückzukehren, um die Flora der canarischen Inseln dieser beiden Herren zu vervollständigen; ich besitze jetzt bereits über 800 Gattungen von Phanerogamen und wenigstens 400 Kryptogamen, was die Anzahl der bis jetzt herausgegebenen Floren fast um die Hälfte verdoppelt. Hierzu kommen noch 50 sehr gelungene Abbildungen verschiedener Species Champignons, welche sich auf andere Weise nicht conserviren lassen. Ich habe auch vielfache Nachforschungen angestellt über die Urbewohner dieser unglücklichen Inseln; denn diesen Namen kann man ihnen mit Recht beilegen, seitdem sie in die Gewalt der Barbarei und des Aberglaubens gerathen sind. Vorzüglich besitze ich beachtenswerthe Notizen in Betreff der alten Canarier auf Großcanarien nach authentischen Denkmälern, welche die Katastrophe ihrer Zerstörung überlebt haben. Ich habe eine große Anzahl der Grabhügel gesehen und geöffnet, die ich, sowie die ganze Begräbnißweise dieser Aboriginer sehr verschieden von denen der Guanches auf Teneriffa fand. Ich habe in diesen Grabgewölben sogar die Stoffe ihrer Todtengewänder unversehrt wiedergefunden und mehre vortreffliche Skelette, die ich mir die Mühe genommen, vollständig wiederherzustellen und zu präpariren. Ich besitze auch einige ihrer alterthümlichen Utensilien, besonders zwei Aexte, sehr verschieden von andern wilder Völker, welche aus einem schönen, schwärzlich-grünen und glänzenden Steine verfertigt sind, und ich glaube überhaupt, daß ich Manches würde dazu beitragen können, um die schönen Arbeiten jener beiden Herren zu completiren. Auch die Zoologie ist von mir nicht vernachlässigt worden. Ich habe viele Insekten und Muscheln gesammelt, deren mehre noch unbekannt sind, sowie über 800 Crustaceen. Ich besitze eine Suite von präparirten Fischen, die sich auf mehr als 100 beläuft, unter denen sich auch zwei verschiedenartige Haifische von 8—10 Fuß Länge befinden. Man hat mit Unrecht behauptet, daß die alten Canarier nur Höhlen bewohnt hätten. Clavijo und seine Nachschreiber haben die Spuren ihrer Dörfer, ihrer Häuser und anderer noch übrigen Monumente nicht gekannt, die ich genau in Augenschein genommen und getreu beschrieben habe. Ich habe sogar die Trümmer eines öffentlichen Platzes, eines sogenannten Forums gefunden, wo sie sich zu Berathschlagungen über ihr Gemeinwesen zu versammeln pflegten. Man wird also sehr Vieles, was über diese Reste der alten Atlantis geschrieben worden ist, einer der Sache gemäßern Modification unterwerfen müssen."

*) Vgl. Nr. 319 u. 330 d. Bl. D. Red.

Ein sehr interessantes und für alle Freunde des Antiken höchst dankenswerthes Werk ist das unlängst in London erschienene von Sir William Gell: „Pompejana, or observations on the topography, edifices, and ornaments of Pompeji, the results of excavations since 1819." Sir William Gell ist einer der unermüdlichsten, gelehrtesten und geschmackvollsten englischen Alterthumsforscher, der in dem gegenwärtigen Werk eine vollständige Geschichte des wiederaufblühenden Pompeji in dessen vorzüglichsten Denkmälern gibt. Rechnet man von der Zeit an, wo Schiller sein schönes Gedicht mit den Worten begann:

Welches Wunder geschieht, wir flehten um trinkbare Quellen ꝛc.

bis auf die neuesten Zeiten der immer fortwährenden Nachgrabungen, so ist Pompeji das herrlichste Bild einer aus Nacht und Grauen emporblühenden Schönheit, welche dem Gedanken erweckt, daß ihre von Minute zu Minute sich erhöhenden Reize unerschöpflich sind. Es ist gewiß sehr verdienstlich, die Entfaltungsgeschichte, die Entpuppungsleiden und Freuden einer solchen vollendeten Schönheit zu schildern. „Es vergeht kein Tag", schreibt der Verf., „wo nicht Dinge von großer artistischer und historischer Wichtigkeit aus diesen noch immer ergiebigen Räumen ans Tageslicht gefördert werden. Noch neulich grub man erst über 20 große Marmorstatuen aus und vier große Bronzen, nicht zu gedenken der vielen kleinern Bilder und anderer ausgezeichneter Kostbarkeiten, welche auch noch für die Folge eine reichliche Ausbeute versprechen. Sehr überraschend ist es, daß man in Pompeji so gar wenig Skelette findet. Er wurden deren im Ganzen erst 160 ausgegraben, eine Zahl, die mit der Größe der versunkenen Stadt, welche beinahe zwei (engl.) Meilen im Umfang hat, doch in keinem Verhältnisse steht. Wo mögen die Menschen alle hingekommen sein, welche von der ungeheuern Katastrophe, wie von einem Dieb in der Nacht überrascht wurden?"

180.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 337. — 3. December 1835.

Kriegsgeſchichte.

(Beſchluß aus Nr. 336.)

Der Beſchränktheit des Raumes uns erinnernd, verweiſen wir den Leſer für die Geſchichte ſelbſt und übergehen die Gefechte bei Voltri, Monte Legino, Montenotte, Milleſimo, Curſaglia und Mondovi, welche im Monat April ſtattfanden, von den Franzoſen zum Theil zu Schlachten erhoben wurden und den Waffenſtillſtand mit Sardinien veranlaßten, und treffen beide Heere zu Anfang des Monats Mai auf dem rechten Ufer des Po und Bonaparte am 10. vor der 300 Schritte langen Addabrücke von Lodi, welche, von 7000 Mann und 14 Kanonen vertheidigt, mit beiſpielloſer Kühnheit von 3500 Grenadieren und den ihnen folgenden Diviſionen Maſſéna und Augereau in faſt einem Augenblicke genommen wird. Dieſes Unternehmen, bei deſſen Erzählung der Verf. mit Recht den Mangel näherer Nachrichten beklagt, war von einer ſo ungeheuern moraliſchen Wirkung begleitet, indem es ganz Europa hier mit Bewunderung für Napoleon und ſein Heer, dort mit banger Beſorgniß erfüllte, daß wir dem Verf. ganz beiſtimmen müſſen, da er (S. 95) bemerkt:

Wenn man ſagt: der Sturm von Lodi iſt ſtrategiſch nicht motivirt geweſen, Bonaparte konnte am andern Morgen dieſe Brücke umſonſt haben, ſo hat man dabei nur die räumlichen Verhältniſſe der Strategie im Sinn. Aber iſt denn jenes moraliſche Gewicht kein Gegenſtand der Strategie? Wer das bezweifeln kann, dem iſt es noch nicht gelungen, den Krieg in ſeiner Geſammtheit, in ſeinem lebendigen Daſein aufzufaſſen.

Später (15. Nov.) wurde Aehnliches an der Brücke über den Alpon bei Arcole ohne Erfolg verſucht. Die Vorhut der Diviſion Augereau kehrte ſchon auf dem zu ihr führenden Damme um. Augereau eilt herbei und ſtürzt mit einer Fahne auf die Brücke. Allein die Truppen folgen nicht in das mörderiſche Musketen- und Kanonenfeuer. Endlich rücken ſie in Maſſe vor, vier Generale (unter denen Lannes) an ihrer Spitze. Dieſe werden ſämmtlich verwundet und jene weichen von Neuem zurück. Da eilt Bonaparte herbei, ſteigt vom Pferde, erinnert ſeine Krieger an Lodi, ergreift ebenfalls eine Fahne und ſtürzt voran zur Brücke. Allein wieder vergeblich. Sie kehren von Neuem um, die Oeſtreicher dringen den Fliehenden nach, und Bonaparte entgeht nur mit Mühe der Gefangenſchaft.

Unſer Verf. wirft dem franzöſiſchen Heerführer mit Recht vor, nach dem Gefechte von Lodi die Oeſtreicher nicht unaufhaltſam bis an den Mincio verfolgt, ſondern acht Tage im Mailändiſchen auf Gegenſtände der Civil- und Militairverwaltung verwendet zu haben. Doch iſt er billig genug, zu bekennen, daß ſeine Kritik hier „auf den Schultern Bonaparte's" ſtehe:

Die Rapidität des Verfolgens, welche wir fodern, haben wir nur durch ihn kennen gelernt, und ſie war ihm in ſeinem erſten Feldzuge vielleicht ſelbſt noch etwas Neues. (S. 97.)

Wurmſer, an Beaulieu's Stelle zum Oberfeldherrn ernannt, ſtößt mit bedeutenden Verſtärkungen zu dem italieniſchen Heere, mit dem er im Monat Juni zu dem Entſatze der unterdeß belagerten Feſtung Mantua anrückt, die ſchon ihrem Falle nahe iſt, als es ihm trotz einer Reihe unglücklicher Gefechte gelingt, ſie augenblicklich zu entſetzen und nach der ebenfalls verlorenen Schlacht von Caſtiglione (5. Auguſt) ihre Garniſon zu erneuern und auf 15,000 Mann zu verſtärken. Hiermit und mit ſeinem Rückzuge nach Tirol ſchließt der zweite Act des Feldzuges.

Sehr beherzigungswerth iſt, was der Verf. von dem Plane zu den Operationen Wurmſer's (den nicht dieſer, ſondern ſein Chef des Generalſtabes, der Oberſt Weirother, entworfen hatte) ſagt:

Der öſtreichiſche Angriffsplan war ein ganz objectives Machwerk, vom Chef des Generalſtabes entworfen, gar nicht aus der Seele des Feldherrn hervorgegangen, da konnten nur die objectiven Größen entſcheiden, da konnte nur von Klugheit und Berechnung, nicht von Kühnheit die Rede ſein. Wir ſtehen nicht an, den Plan der Oeſtreicher für eine von jenen ſtrategiſchen Conceptionen zu halten, wo eine falſche Generalſtabswiſſenſchaft das Bedürfniß zuſammengeſetzter Formen und Mittel hat, ohne ſelbſt zu wiſſen warum. Auf einer Straße ganz einfacherweiſe gegen ſeinen Feind vordringen, das ſchreckt einen Oberſten des Generalſtabes zurück, weil es in den Verdacht des bloßen Naturalismus bringen könnte. Das Einfache muß im Kriege immer das Erſte ſein, worauf man verfällt, und jeder Schritt, den man davon abweicht, der muß einen klaren und beſtimmten Grund für ſich haben. Dieſer Gang der Vorſtellungen iſt aber den Strategen zu dieſer Stunde noch etwas ganz Fremdes. Sie fangen immer mit dem Zuſammengeſetzten an, und ſo iſt denn ihr ganzes Raiſonnement auch ſo zuſammengeſetzt, daß man weder Anfang noch Ende darin finden kann. (S. 155 fg.)

Dem zweiten Vorrücken Wurmſer's zum Entſatze Mantuas lag ein von dem Ingenieurgeneral Lauer ent-

worfener Operationsplan unter. Er beruhte auf den gleichen unglücklichen Grundsätzen der Theilung der Streitkräfte und hatte den bekannten Erfolg, daß der östreichische Feldherr sich (im September) mit den Trümmern seiner in verschiedenen Gefechten geschlagenen Truppen nach Mantua wirft und, anstatt es zu befreien, in demselben eingeschlossen wird!! Der Verf. nennt Bonaparte's Maßregeln gegen diesen zweiten Angriff über alles Lob erhaben:

Er wählt das Entscheidendste, weil er seiner Sache gewiß ist, und führt es mit einer Kraft und reißenden Schnelle aus, die ihres Gleichen nicht hat. (S. 186.)

Wir müssen bei dem engen Raume den Faden fallen lassen und können von den folgenden beiden Offensivoperationen unter Alvinzi nur der Schlacht von Rivoli (14. und 15. Jan. 1797) erwähnen, in welcher Joubert schon der Gefahr ausgesetzt ist, durch die Oestreicher erdrückt und vielleicht von der Hauptmacht ganz abgeschnitten zu werden, als Masséna das Gefecht auf dem linken Flügel wiederherstellt und der herbeieilende Bonaparte den unwilligen Sieg endlich an seine Fahnen reißt. Die östreichische Hauptmacht wird hier fast ganz zertrümmert. Gleichzeitig und während sie in dem Etschthale vordrang, aber ihr Ziel bei Rivoli fand, rückte Provera über Legnago gegen Mantua, um unter dessen Mauern und fast im Angesichte Wurmser's sich einschließen zu lassen und (zum zweiten Male in diesem Feldzuge) das Gewehr zu strecken. Unbegreiflich ist, daß Wurmser, der diese Operationen durch einen kräftigen Ausfall unterstützen sollte, und wenn die Weisung dazu auch nicht zu ihm gelangt war, durch den Kanonendonner aufgefodert, sie auch hätte unterstützen können, denselben einen ganzen Tag verschob. Der Grund, daß er harthörig gewesen sei und dieses nicht habe Andern merken lassen wollen, ist zwar auffallend genug, aber bei der Unbekanntschaft mit andern Motiven nicht zu verwerfen. *)

Diese neuen Unglücksfälle hatten den Fall Mantuas zur Folge, das am 2. Febr. 1797 capitulirte.

Die Geschichte des Feldzuges von 1796 ist eigentlich hier als geschlossen anzusehen. Doch hat der Verf. die Operationen Bonaparte's gegen den Erzherzog Karl, nämlich den Uebergang über die julischen Alpen und das Vordringen nach Steiermark in seine Darstellung aufgenommen. Wir halten diese Abweichung von dem factischen Begriffe eines Feldzuges für einen sehr glücklichen Gedanken, da diese Operationen gleichsam ein moralischer Ausfluß des frühern Feldzuges sind oder, wie der Verf. sich ausdrückt, das Product der den Franzosen noch gebliebenen überschießenden Kraft, eine Bewegung, die sich gewissermaßen unwillkürlich fortgepflanzt habe, bis sie sich in der Friction und dem Widerstande erschöpft. Diese Operationen, in denen Bonaparte seinem Gegner an Streitkräften bedeutend überlegen war, fanden bekanntlich in dem Waffenstillstande zu Judenburg und Frieden zu Leoben ihr Ziel.

*) Vgl. Beilage Nr. 4 d. Bl. f. 1831, wo dieser Grund angeführt wird.

Die Betrachtungen am Schlusse des Bandes enthalten eine Kritik, welche alle Seiten und Verhältnisse so umfaßt, daß es schwer ist, ihr ein Resultat abzugewinnen, und uns unmöglich, davon einen Auszug zu geben.

So gebildet die Sprache auch ist, so leidet sie doch an Vernachlässigungen, deren sich unsere Kriegsschriftsteller gewöhnlich schuldig machen. Ausdrücke wie „Embarras", „weißmachen", „Rapidität" hätten wol vermieden werden können. 40.

Fürstenspiegel. Verfaßt von Anna Maria, Markgräfin von Brandenburg und Herzogin von Preußen, für ihren Sohn den Herzog Albrecht Friedrich. Herausgegeben von Alfred Nicolovius. Königsberg, Bon. 1835. 8. 12 Gr.

Ein merkwürdiges und höchst anziehendes geschichtliches Actenstück, aus dem uns der Geist früherer, längst verklungener Jahrhunderte anweht und für dessen Veröffentlichung man dem Herrn Nicolovius Dank wissen muß. In diesem „Fürstenspiegel" prägt sich auf eine ebenso eigenthümliche als kräftige Weise der kirchlich-religiöse Geist aus, der noch im 16. und 17. Jahrhunderte der herrschende Grundcharakter der Zeit war und erst mit und nach dem westfälischen Frieden erloschen. Dieser „Fürstenspiegel" enthält die Lehren, die eine wahrhaft fromme und christlich denkende Fürstin und Mutter in der Mitte des 16. Jahrhunderts ihrem fürstlichen Sohne ertheilt und in welchem sich eine so einfache und tiefe Wahrheit und Weisheit ausspricht, daß sie auch in unserer Zeit, ja für alle Zeiten als ein wahrer Fürstenspiegel betrachtet werden kann. Nur aus einem tiefen und frommen Gemüthe, das innigst von den Lehren und Wahrheiten des Evangeliums durchdrungen war, konnten diese ebenso einfachen als weisheitsvollen Lehren hervorgehen. Der eigenthümliche, ernst-liebevolle, fromm-christliche Geist und Sinn der hohen Frau spricht sich schon in der an ihren fürstlichen Sohn gerichteten An- und Vorrede aus, mit der sie ihm ernst und dringend die Beachtung der von ihr in 100 Artikeln aufgestellten Lehren empfiehlt. Diese Lehren werden als unumstößlich gewisse Wahrheiten und Gebote von der hohen fürstlichen Frau aufgestellt und konnten so von ihr aufgestellt werden, weil sie in der im Evangelium enthaltenen göttlichen Wahrheit und Lehre und in dem natürlichen und nothwendigen Glauben jedes wahrhaft christlich gesinnten und fromm denkenden Gemüths an die göttliche Natur und Wahrheit des Evangeliums begründet waren. An diese zu glauben und einen solchen Glauben von allen Christen, besonders aber von ihrem Sohne und jedem christlichen Fürsten vorauszusetzen, war der hohen fürstlichen Frau ebenso natürlich als Athem zu holen. Eben darum bezieht sie sich, um ihre Lehren als unzweifelhaft gewisse Wahrheiten darzustellen und zu erläutern, durchgängig einfach und ausschließlich auf das Evangelium. Die tiefe, gründliche und genaue Kenntniß desselben in allen seinen Einzeintheilen ist aber bei der frommen Fürstin keineswegs blos eine äußerlich angelernte Gedächtnißsache, sondern eine aus ihrem innersten Geiste und Gemüthe hervorgegangene innig-lebendige Auffassung und Ueberzeugung: es war die Ueberzeugung eines weiblichen Gemüthes, zu dessen Sein und Leben das Evangelium geworden war, und das in und mit dem Evangelium lebte und webte, fühlte, dachte und anschaute. Was nun die von der frommen fürstlichen Frau in ihrem „Fürstenspiegel" in 100 Artikeln aufgestellten, aus dem Evangelium geschöpften und begründeten einfachen Lehren und Wahrheiten betrifft, so lassen sie sich im Wesentlichen auf folgende Hauptpunkte zurückführen:

1) Der Fürst habe stets vor Augen und im Herzen, daß er gleich allen andern Menschen gleichfalls nur ein Mensch ist.

2) Fürsten sollen sich vor Schmeichlern hüten und von den-

selben nicht bethören lassen, die sie zu Göttern machen wollen, und sich gleich allen andern sündigen, von Adam stammenden Menschen vor dem allmächtigen Gotte demüthigen und fest glauben, daß sie gleich allen Andern durch Jesus Christus von der Sünde und Verdammniß erlöst sind, also im Reiche Christi keinen Vorzug vor den übrigen Christen haben.

3) Den fürstlichen Rang und die fürstliche Würde, die sie besitzen, sollen sie lediglich als eine Gabe der göttlichen Gnade betrachten.

4) Sie sollen aber nie verkennen, daß sie nicht — wie die fromme Fürstin sich einfach und kräftig ausdrückt — zur „zeitlichen Pracht, Wollust und Uebermuth, sondern die Gerechtigkeit und Gottseligkeit zu erhalten", von Gott berufen und eingesetzt sind.

5) Ebenso sollen sie stets Dessen eingedenk sein, daß das Volk, so ihnen von Gott anvertraut worden ist, „nicht schlechte Leute, sondern Gottes Volk, und daß Gott ein Erbherr über alle Völker ist".

6) Sie sollen daher den wahren Gottesdienst und die wahre christliche Frömmigkeit nicht blos unter ihrem Volke erhalten und befördern, sondern auch selbst gottesfürchtig sein und leben: den rechten, echten, wahren christlichen Gottesdienst erhalten und befördern.

7) Guten und getreuen Räthen sollen sie folgen, und Diejenigen, die ihnen die Wahrheit sagen, nicht verachten, noch verfolgen. (Eine scheinbar höchst einfache, aber gleichwol tief bedeutsame, schwer zu befolgende Lehre, schon für den Privatmann, geschweige denn für einen König.)

8) Christliche Könige und Fürsten sollen Niemanden „unerhörter Sachen wegen verdammen; mit allem höchsten Fleiße wohl zusehen, daß sie allenthalben wohl und recht richten".

9) Sie sollen aber auch darüber wachen und halten, „daß die Gerichte nicht zu lange aufschieben, dadurch die Armen oftmals in Grund verderben müssen, die Reichen aber können es wohl ausstehen".

10) Sie sollen dafür sorgen überall „fromme und gottselige Amt- und Hauptleute anzustellen, Gerechtigkeit und Regiment mit allem Ernste und Eifer anzubefehlen".

11) Christliche Könige und Fürsten sollen stets nach Frieden und Einigkeit streben.

12) Wenn dennoch Krieg entsteht, sollen sie keineswegs auf ihre Macht, sondern allein auf Gott vertrauen, dessenungeachtet aber die zur Vertheidigung nöthigen Mittel nicht vernachlässigen.

13) Sie sollen sich zwar nicht muthwillig und tollkühn in Gefahr begeben und gleichsam Gott versuchen; aber doch, „wenn es an ein Treffen gehen soll und will, das Volk christlich und ritterlich trösten und es zum Streite ermahnen, doch, daß sie allein auf den Herrn trauen".

14) Im Streite sollen sie sich jedoch nicht „zurück und auf die Flucht stellen, sondern vorn an die Spitze, und unverzagt ritterlich für das Volk streiten".

15) Christliche Könige und Fürsten sollen aber nicht „um zeitlicher Pracht, Ehre und Wollust, darin und damit sie wollen gesehen sein, oder um Raub, Beute und Reichthum Kriege, welche leichtlich mögen angefangen, aber nicht bald und leichtlich gestillt werden, anfangen und vornehmen, sie haben denn billige, ehrliche, rechtmäßige und dazu nothwendige Ursachen".

16) Sie sollen sich im Glücke und Siege ernstlich vor dem Uebermuthe hüten. „Denn es kann ein Ständlein kommen, welches sie am wenigsten gedenken, da sie leichtlich und unversehens auch durch Personen, von welchen sie es nicht denken, und wenn man ihnen solche anzeigt, es ihnen spöttisch, närrisch und kindisch wäre, umkommen mögen."

17) „Sie sollen sich auch der unordentlichen Liebe zu den Weibern gänzlich enthalten. Denn solche hat auch die Allerweisesten, Stärksten und Mächtigsten zu Affen und Narren gemacht, sie auch zu Abgötterei, Schanden und Schaden gebracht."

18) Sie sollen sich von den Heuchlern und Schmeichlern, „so sie mit süßen, guten, glatten und geschmierten Worten verführen wollen", nicht irre führen lassen, vielmehr vor denselben in Acht nehmen.

19) Christliche Könige und Fürsten sollen sich nicht von Ruhmbegier leiten und beherrschen lassen, und nicht nach dem Besitze von Anderer Staaten und Ländern trachten.

20) Ferner sollen sie, „wenn sie etwa unter das Kreuz kommen, nicht verzweifeln und verzagen". Und selbst wenn sie, „wie oft und wohl leichtlich geschehen kann, von Land und Leuten verstoßen, verjagt und vertrieben werden", sollen sie nicht verzweifeln.

Wahrlich, in diesen einfachen und unscheinbaren Lehren der frommen Fürstin ist eine tiefe und hohe politische Wahrheit und Weisheit enthalten, die für alle Zeit ihre Geltung behalten, beherzigungs- und nachahmungswerth bleiben wird, und mit Recht kann man sagen: Wohl dem Volke, das einen solchen König oder Fürsten hat, in dem diese Grundsätze und Lehren zur lebendigen Wahrheit und Natur geworden sind. Er wird nach Gottes Herz und Sinn ein wahrer Weiser auf dem Throne sein. Herr Nicolovius aber verdient jedenfalls Dank, daß er dies merkwürdige und wichtige Actenstück aus dem Staube der Archive hervorgezogen und an das Tageslicht gefördert hat. Sein bester Lohn würde sein, wenn es recht von den Großen der Erde beachtet und befolgt würde. Möge er ihm werden! 171.

Der Wildschütz. Ein Roman von Ludwig Rellstab. Berlin, Duncker und Humblot. 1835. 1 Thlr. 12 Gr.

Mit dem besten Gewissen empfehlen wir allen unsern Lesern diesen anmuthigen Roman eines bekannten Verfassers, und wünschen ihnen so viel Vergnügen bei der Lectüre desselben, als er uns verschaffte. Wenn wir seinen Inhalt hier nicht weitläufiger entwickeln, so unterbleibt es nicht, weil wir ihn dessen unwürdig erachteten, sondern weil wir glauben, daß dem Verf. gewöhnlich ein schlechter Dienst geschieht, wenn man seinen Lesern im voraus die Ueberraschung nimmt, vorzüglich bei einer Art Erfindung wie diese, die mehr äußere als innere Entwickelung beabsichtigt. Wir sind es in neuerer Zeit so gewohnt worden, entweder auf Schöpfungen zu stoßen, denen man deutlich den gänzlichen Mangel des Autors an sittlicher Kraft ansieht, ein Mangel, der, wie wir schon in diesen Blättern darthaten, zugleich auch alle Poesie entkräftet, oder auf solche, bei denen der Verf. den Mangel an wahrer poetischer Kraft durch das Uebertriebene, Verrenkte und Abgeschmackte zu ersetzen sucht, daß eine so natürliche, gesunde und einfache Erzählung wie die vorliegende, welche zu interessiren versteht, ohne uns eingebildete Leiden, eingebildete Noth und überspannte Richtigkeit, oder grenzenloseste Bosheit vorzuführen, uns mit wahrer Freude erfüllen mußte, daß wir bei ihr hoch aufathmeten, wie wenn man aus bösen Träumen zu einer beruhigenden Wirklichkeit erwacht. Wir möchten diesen Roman in gewisser Hinsicht zu denen der Walter Scott'schen Schule zählen, wenn er größern Antheil an den Fehlern dieser Schule hätte; doch ist er insofern dazu zu rechnen, als er, gleich jenen Romanen, sich mehr an die äußere Erscheinung des Lebens hält und psychologische Entwickelung weniger berücksichtigt. Die Schicksale seiner Personen werden durch äußere Verhältnisse und Ereignisse bedingt und herbeigeführt, nicht durch eine innere Nothwendigkeit, ihre Gemüthsart hat wenig Antheil an ihrem Geschick, welches ihnen schon, gewissermaßen ein Erbtheil, von der Wiege mitgegeben wurde und in diesem Sinne müssen wir den Autor loben, daß er die Fabel des Romans glücklich ausgehen ließ; ein tragisches Ende würde uns, als gänzlich unverschuldet, empört haben, es würde die höchste poetische Ungerechtigkeit gewesen sein. Aus diesem Grunde dürfen wir auch das Ganze als eine leichte Erfindung bezeichnen, die keinen Anspruch auf große Tiefe zu machen hat, die aber, harmonisch in sich geschlossen, Alles leistet, was sie verspricht. Hier begegnen wir

keiner Unnatur, keiner der so häufigen Verrenkungen unserer Tage; die Motive sind alle einfach, möglich, nahe liegend; die Charaktere natürlich, menschlich; eine schärfere Charakterzeichnung, wie wir sie von tiefer angelegten Werken fodern müssen, scheint hier außer dem Rahmen des Bildes zu liegen; der Styl ist fließend, anmuthig; die verschiedenen Stände, welche uns vorgeführt werden, sind richtig und ohne Uebertreibung charakterisirt, ihre Sprache ist die ihnen eigenthümliche; nirgend ist zu viel gethan, die Schilderung äußerer Gegenstände nimmt den gehörigen Raum ein, ohne breit zu sein, und wir kommen in dieser Beziehung auf unsere vorige Bemerkung zurück, daß das Werk den vorspringendsten Fehler der Walter Scott'schen Schule nicht theilt, mehr Zuthaten als Grundstoff zu geben. Aber auch die größten Tugenden des großen Meisters besitzt die Erfindung nicht; denn für einen Meister müssen wir den vielgepriesenen und vielfach angegriffenen Vielschreiber doch erkennen. Diese Tugenden hat seine Schule nicht nachgeahmt, weil es eben Dinge sind, die sich nicht nachahmen lassen, denn:

Wie er dustet und wie er fruckt,
Das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt,
Aber sein Genie, ich meine, sein Geist ꝛc.

Sie sind die Schärfe der Charakterzeichnung und die großen tragischen Effecte, die Walter Scott durch sie erzielt, indem sein Schicksal in seinen bessern Romanen kein willkürliches, sondern ein Sophokleisches, ein mit dem Innern seiner Figuren genau verwebtes ist. Hierher rechnen wir jedoch auf entschiedene Weise — denn Alles in der Welt ist Uebergang — nur „Waverley" und den „Kerker von Edinburg", nebst einigen wenigen der übrigen Werke. Diese Kraft Walter Scott's, seine größte, geht ihm mehr und mehr aus, je mehr er Vielschreiber wird; sie verliert sich unter Aeußerlichkeiten und der einzige Fehler, welchen wir seiner Charakteristik und seiner daraus hervorgehenden Tragik in jenen bessern Romanen machen könnten, nimmt gegen Ende seiner Zeit immer mehr zu; der nämlich, daß der Dichter das menschliche Herz aus einem zu legitimen Standpunkt ansieht und richtet, daß er das bürgerliche Gesetz, die Paraphrase des natürlichen, die ihrem Thema oft widerspricht, in der Würdigung seiner Gestalten zu mächtig und entscheidend auftreten läßt, daß er kein Exceptionsgesetz gestattet, das Exceptionsgesetz, welches vielleicht das einzig gültige vor Gottes Thron sein wird, und das, wenn wir es auch hienieden nicht anerkennen dürfen, weil diese Anerkennung unser menschlich bedingtes Sein als solches aufheben würde, der höhere Geist, der erfindende Dichter doch ahnen muß, wenn er in die Tiefen der menschlichen Dinge dringen will; denn die höchste Gerechtigkeit ist Lösung des allgemeinen Gesetzes in dem einzelnen Fall, Rechtsspruch nach ihrem Geist und ihrem Wesen, mit Zurückfallen jeder allgemeinen Form. In dieser Hinsicht ist Scott der Antipode des aristokratischen Revolutionnairs Byron, der selbst wieder zu subjectiv war, um jene tiefe Einsicht in die menschliche Brust richtig benutzen zu können, indem er sie nur aus dem eignen Busen, nicht aus der Betrachtung der Welt und der Geschichte schöpfte, weswegen sie immer nur Einseitiges, Einköniges liefern konnte. Und weil W. Scott, nachdem er die Bahn mit seinen größten Meisterwerken betreten hatte, sich in dieser seiner mangelhaften Tendenz immer mehr steigerte, zwang ihn die Abweichung von der tiefen Wahrheit des Lebens zu einem Wiederholen seiner eignen Typen überzugehen und die noch zurückbleibenden Lücken — denn seine Erfindung hatte noch Lücken, weil sie auf Größeres angelegt schien — mit Zeichnung von Aeußerlichkeiten anzufüllen.

Wir fassen das Gesagte kurz zusammen. Das vorliegende Werk nähert sich der Schule Walter Scott's durch vorzugsweises Festhalten der äußern Erscheinung des Lebens; es theilt die Fehler dieser Schule nicht, welche uns mit den Lumpen und Lappen dieser äußern Erscheinung zu ersticken droht; aber es zeigt auch nicht die höhere Kraft des großen Meisters, jene Urkraft, jenen schaffenden Blick in den Zusammenhang der Dinge, welcher den wahren Dichter begründet; denn eine Aehnlichkeit ist keine Gleichheit.

Aber es wäre ungerecht, von einer Erfindung zu fodern, was sie nicht verspricht; und wenn jedes Kunstwerk, welches ein Ganzes ist, seine wahrste, eigenste Kritik im Busen trägt, die weiter nichts ist als sein Lebensprincip, das Gesetz seines Daseins, und schon mit ihm geboren wird, gleichwie jeder Mensch mit dem eignen Richter im Busen geboren wird, nach welchem er einst gerichtet werden muß, soll das Gericht ein gerechtes sein, so haben wir der Erfindung in ihrer anmuthigen Vollendung nichts vorzuwerfen. Erkennen wir auch gleich anfangs die eine Hälfte der Intrigue des Romans ein wenig zu deutlich, so bleibt doch die zweite Hälfte derselben desto dunkler und das hübsche Gewand der Erzählung hilft nur über jene zu schnelle Einsicht hinweg. Der Charakter des Helden ist sehr verständig gehalten; in seiner Zeichnung findet sich noch am meisten psychologische Kraft; die Verführungsgeschichte hätte vielleicht etwas weniger grell erzählt sein dürfen; vor Allem aber hat uns der Charakter der Zigeunerin gefallen. Er ist der einzige, der über den Rahmen des Bildes hinausragt, doch enthüllt sich nur das erst, die Harmonie nicht zu stören, am Schlusse des Werks, und die Altmutter verschwindet, frei, fesselos, ohne etwas von den bürgerlich eingeengten Personen des Romans zu fodern oder anzunehmen, und deutet in ihrer ganzen Erscheinung auf ein Höheres, über das Gemälde Hinausliegendes hin, deutet auf göttliche Urkräfte, auf Alles, was der Verf. nicht in das Bild, welches wir ein Genrebild nennen möchten, aufnehmen wollte; und darum ist auch ihr Schicksal kein geschlossenes, kein beendigtes, es verliert sich jenseit des Gemäldes in seinen höhern Ursprung. Gewiß ist diese Bedeutung keine ganz bewußte in der Seele des Verf. geworden, dem wir mit dieser Bemerkung nicht zu nahe treten wollen, denn wie oft wirkt der Genius unbewußt; aber wir möchten sagen, diese Gestalt wäre wie zum Contrast hingestellt und hielte das Werk mit seiner Erfindung in der Hand, um uns zu zeigen, was es ist und nicht ist, und wie es jenseit seines Raumes noch ein Höheres gibt, was auch der Seele des Verf. nicht fremd sein kann, weil er diese Gestalt, fast mit Selbstironie, schuf. Immer aber ist es besser, jenes Höhere seitwärts liegen zu lassen, als es falsch zu empfinden und falsch wiederzugeben, wie so häufig geschieht; denn in der Literatur möchte Johnson's Ausspruch, der schon für so wenig Fälle im Leben wahrhaft anwendbar ist, es wol am allerwenigsten sein: „Always aim at the eagle, though you but hit at the sparrow", wodurch uns meistens der Adler und natürlicherweise auch der Sperling entgeht; denn das erste Gesetz der Kunst ist verständige Beschränkung — ein Gesetz, welches das Zeitalter, was sich so ungern beschränkt, fast ganz übersieht, und welches hier mit geringen Stoffen einen anmuthigen Roman geschaffen hat, den wir freundlichst begrüßen. 139.

Literarische Notizen.

Von Rosini, dem Verfasser der „Nonne von Monza", ist ein neuer Roman erschienen, in welchem die ausgezeichnetsten Personen am Hofe der Medici, Michel Angelo, Benvenuto Cellini, Katharina von Medici ꝛc. figuriren. Das letzte Werk dieses Verfassers: „Luisa Strozzi", erlebte im Original bereits drei Auflagen.

„Ni jamais ni toujours" ist der Titel eines neuen Romans von Paul de Kock, in zwei Bänden. Mit der Vollendung zweier andern ist der Verfasser eben jetzt beschäftigt.

Threlkeld, protestantischer Missionnair in Sidney, hat in dieser Stadt eine Grammatik der Sprache der Urbewohner von Neuholland herausgegeben. 150.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 338. — 4. December 1835.

Taſchenbücherſchau für 1836.

Dritter Artikel.*)

3. Bad-Almanach. Herausgegeben von Auguſt Lewald.

Dieſer in Form der engliſchen Taſchenbücher auftretende, glänzend ausgeſtattete Almanach verdient ſchon nach ſeiner äußern Erſcheinung unſere weſentliche Aufmerkſamkeit. Der Herausgeber hatte einen guten Gedanken, die Badeſaiſon mit einer Lecture zu verſehen, die ſich mehr oder weniger auf das Leben in den Bädern bezieht, welches in neueſter Zeit in den Sommermonaten für die höhern Kreiſe der Geſellſchaft dieſelbe Wichtigkeit gewonnen hat als Concerte, Theater und Bälle während des Winters. Da zu einer Badecur auch eine Reiſecur gehört, ſo hat der literariſche Inhalt des Almanachs auch hierauf Bezug, und die trefflichen Stahlſtiche verſetzen uns bald an die Quellen von Jericho, bald nach England, bald nach dem Hospiz auf dem St.-Gotthardt. Als Chronik des Almanachs gibt Auguſt Lewald einige Blicke auf deutſche Bäder, die uns, trotzdem daß ſie nicht immer ganz genügende Berichte über das balneariſche Leben liefern und Manches vermiſſen laſſen, doch eine angenehme Ueberſicht geſtatten. Hieran ſchließt ſich eine Schilderung des ſchwäbiſchen Bades Kannſtadt von Auguſt Zoller. Aloys Schreiber gibt vier Bilder aus Baden und der Umgegend. „Die Regentage auf Helgoland" von Rudolf Heimbert geben uns mehr naſſe Converſationen als Naturſchilderungen. In denſelben Fehler verfällt W. Alexis in Betreff der „Meerſchaumflocken", die uns eine Geſellſchaft vorführen, welche ſich auf einer Meerpromenade durch eine mannichfach angeregte und ebenſo oft zerſtreute Converſation mehr die Langeweile zu verſcheuchen, als ſich durch ein ſolides Thema zu erheitern ſucht. Sehr intereſſant ſind die „Reiſebilder der Vorzeit", aus den Memoiren der Gräfin d'Aunoy von Wolfgang Menzel mitgetheilt. Es ſind franzöſiſche Reiſeſkizzen aus Spanien, die der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts angehören. In dieſer Zeit erſchien die liebenswürdige Dame am madrider Hofe, um durch franzöſiſche Grazie und pariſer Toilettenkünſte die Partei ihres Königs gegen die Habsburger zu unterſtützen. Das Reiſewerk der Gräfin gehört zu den beſten der ältern franzöſiſchen Literatur, und es iſt intereſſant, an die Friſche und ſinnige Auffaſſungsweiſe, die in demſelben vorherrſcht, durch einige Fragmente erinnert zu werden. Wir finden in dem Mitgetheilten unter Anderm einige Abſchnitte über das Theater in Vittoria, über die ſpaniſche Armuth, die ſpaniſche ſtutzerhafte Grandezza und die ſpaniſchen Galanterien von damals. Beſonders charakteriſtiſch ſind die Artikel über die Toilette der Donna Tereſa und die Brillennarrheit der damaligen Granden in Madrid. Eine Novelle von Karl Gutzkow: „Arabella", gehört inſofern ſehr paßlich in einen Bad-Almanach, als die Lecture uns ſo froſtig wie ein kaltes Bad berührt, ohne jedoch eine wohlthätige Stärkung der Nerven darauf erfolgen zu laſſen. Sie gibt die Geſchichte einer jungen Dame, die vergeblich eine Badecur gebraucht, um ſich von ihrem ſchlechten Teint zu befreien. Ein Marquis ſucht ſie, ohne daß er ſie liebt, für ſich zu gewinnen, und gibt ihr ein kosmetiſches Heilmittel, wodurch ihr Teint den verlorenen friſchen Glanz wiedererhält, das ſie aber des Augenlichtes beraubt. Der Zuſtand des Erblindens iſt von Jean Paul und auch von Leopold Schefer ſchon ſo vortrefflich zur Darſtellung gebracht, daß es der Verf. dieſer Novelle außer Acht ließ, die eigentliche Poeſie der von ihm gewählten und geſchilderten Situationen aufzufaſſen. Der Almanach bietet außerdem noch „Geſchichtliche Erinnerungen an die Jahre 1806—13", aus Familienpapieren von Auguſt Lewald mitgetheilt, ein Gedicht von Guſtav Pfizer: „Der Wanderer im Schwarzwald", eine böhmiſche Sage von Gerle: „Veſte Engelhaus", eine Anzahl „Sprüche eines indiſchen Dorfweiſen", von Friedrich Rückert, und einige Mittheilungen eines Deutſchen aus England: „Der ſtille Morgen" und „Shakſpeare's Haus und Grab"; in dem letztern Abſchnitt ſuchten wir vergebens nach nähern Aufſchlüſſen über die merkwürdige und zum Theil räthſelhafte Inſchrift auf Shakſpeare's Grab:

> Good friend, for Jesus sake forbear
> To digg the dust encloased here.
> Blest be the man, that spares these stones
> And curst be he that moves my bones.

Jedenfalls ſah Shakſpeare den Fanatismus der Puritaner in der Ahnung voraus, und ſchrieb in dieſem Sinne ſich ſelbſt die Inſchrift mit dieſer beſorglichen Beſchwö-

*) Vgl. Nr. 301 u. 316 d. Bl. D. Red.

rungsformel: „Um Jesu willen rühre diesen Staub nicht an! Verflucht sei, der meine Gebeine beunruhigt!"

4. Hertha. Herausgegeben von Christian Kapp.

Ein nicht eben geschmackvoll ausgestatteter Almanach, auch nicht immer neu in seinem literarischen Inhalt. Das Titelkupfer zeigt Kaiser Ferdinand I. von Oestreich; die Karte gibt einen Planiglob der Antipoden oder der größten Entfernungen der Erde, nach A. Stieler, in Bezug auf einige geographische Aufsätze, unter denen sich besonders die Artikel über „Die Sterblichkeit der Erde" und über „Die unterseeischen Inseln und Gebirge" durch wissenschaftliche Klarheit und geschmackvolle Darstellung auszeichnen. Der sonstige Inhalt des Almanachs bietet auch außerdem noch manches Wissenschaftliche in populairer Form: „Ueber den Ursprung des Welthandels der alten Völker", philosophische Kleinigkeiten; eine Abhandlung: „Ueber Christenthum und Philosophie", vom Prof. Rumy (zu Gran in Ungarn). Unter dem Titel: „Schnaken", finden sich mancherlei interessante Lesefrüchte und eine große Anzahl Anekdoten, Miscellen, Räthsel und Charaden. Manche Lesefrucht pflückten wir uns selbst schon in Weber's „Dymocritos". Zur besondern Zierde gereichen dem Almanach einige „Lieder und Sprüche der Minnesänger" von Friedrich Rückert, einige schätzbare Volkslieder, nach einer Handschrift des 17. Jahrhunderts bearbeitet, von Rochholz, und einige Gedichte aus dem Spanischen, übersetzt von Friedrich Heinrich Feuerbach. Interessant ist auch die kleine, von Rochholz wiedererzählte altfranzösische Novelle: „Pontus und Sidonia", welche schon im 15. Jahrhundert von Eleonore Stuart, der Tochter des unglücklichen ermordeten Schottenkönigs Jakob I. (der Gemahlin des Erzherzogs Sigmund von Oestreich) in das Lateinische und Deutsche übersetzt wurde.

5. Penelope. Herausgegeben von Theodor Hell.

Unter den lyrischen Gaben, welche die „Penelope" als Anhang und fast mit unleserlicher Perlschrift zu geben pflegt, zeichnen sich einige Gedichte aus dem Nachlaß des unglücklich geendeten Karl von Hohenhausen aus, die wol größern Druck verdient hätten; besonders schön und ergreifend ist das „Gebet". Der novellistische Inhalt des Taschenbuches ist sehr mannichfaltig, obwol keine der vier Erzählungen das Maß modischer Unterhaltungslecture überschreitet. Blumenhagen, v. Lüdemann, v. Wachsmann und Isidor theilen sich als Freier in die Gunstbezeigungen der „Penelope" und des Publicums. Der zweite und vierte der genannten Erzähler geben uns Stoffe aus der modernen Alltäglichkeit, Blumenhagen ein historisches Bild aus der mährischen Geschichte: „Der Stern von Prerau" (einer Burg im Lande der Marhanen). C. von Wachsmann erzählt das romantische Unglück der „Letzten Frangipani". Die zum Theil dürftig ausgestatteten Kupferstiche, eine zweite Aufstellung von Scenen aus dem italienischen Volksleben, begleitet Th. Hell als verkappter Cicerone mit Erklärungen. Auch das Titelblatt, die Erzherzogin Therese von Oestreich, ein anmuthiger Stahlstich von Stöber, meinte der Herausgeber mit der himmlischen Süßigkeit seiner Clauren'schen Empfindung erklären und preisen zu müssen.

6. Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet. Herausgegeben von St. Schütze.

Der würdige Herausgeber liefert zu mittelmäßigen Bildern hübsche Gedichte. Unter dem Titel: „Liebestäuschungen", haben wir wieder eine Reihe von acht kleinen Kupfern aus dem Gesellschaftsleben der Gegenwart, welche St. Schütze mit anmuthiger Lyrik begleitet und erklärt. Auch die angehängten Gedichte des Herausgebers sprechen die gemüthliche Stimmung dieses Dichters auf erfreuliche Weise aus. Von Adalbert von Chamisso erhalten wir eine Ballade: „Das Auge", von Raupach unter dem Titel: „Winterlandschaft", ein treffliches Balladenbild; von Bechstein eine thüringer Sage vom Landgrafen Friedrich dem Gebissenen, und so fährt der Herausgeber fort, seinem Taschenbuche wenige, aber gediegene Lyrik einzuverleiben. Unter den Erzählungen zeichnet sich C. v. Wachsmann's Novelle aus, in welcher uns jener Sixtus geschildert wird, der seine Heerde Schweine verließ, um als Montalto mit gebücktem Nacken in Rom einherzuschleichen, bis er den Schlüssel Petri fand. Auch sein berühmter Baumeister Fontana spielt in der Erzählung eine interessante Figur. Wilhelm Blumenhagen gibt unter dem Titel: „Die Robler", Bilder aus dem tiroler Weidmannsleben. Ludwig Storch's Novelle: „Die braune Marthe", führt uns in die Schrecken und das Nachtleben der Bergleute.

7. Vielliebchen. Historisch-romantisches Taschenbuch von A. von Tromlitz.

Die Kritik ist mit dem zusammengetrommelten Geschichtslitterungen des Hrn. v. Tromlitz ebenso sehr längst fertig wie dieser Novellist mit sich selbst; die Kritik muß anfangen, die Consequenz zu loben, womit Tromlitz unverwüstlich Derselbe bleibt. Die Geschichte ist so unendlich reich an romantischem Plaisir, daß sie noch lange die Alma mater sein wird, um allerlei süßlichen Liebesgeschichten, in denen die Helden des Hrn. von Tromlitz weder leben noch sterben können, einen Vorschub zu thun. Es liegen viele historisch-romantische Novellisten an den Brüsten dieser Amme; allein nur wenigen ist so viel historischer Nonsens möglich, als Hrn. v. Tromlitz zu erreichen im Stande ist. Dies beweist der Verf. recht vollständig in seiner Schilderung Karl IX. und der Bartholomäusnacht, welche die erste Hälfte des vorliegenden Taschenbuches füllt. Man begreift nicht, wie nach der Darstellung Wachler's u. A. noch so viel Ungeschick in der Charakteristik Karl IX., so viel manschettenhafte Eleganz bei der Darstellung der Blutscenen und so viel Mattigkeit in der Portraitirung Coligny's und anderer historischer Figuren an den Tag gelegt werden kann. Das liegt an den Liebeleien, in denen sich der Vielliebchenschriftsteller, um der Damenwelt zu genügen, gefällt. Die Novelle hat ohnedies kein Centralinteresse, kaum einen Faden; denn der historische Faden wird nicht streng fortgeführt. Wer die Geschichte des Zeitereignisses kennt, den muß es anwidern, einen gefallsüchtigen Novel-

listen auf so bekanntem Terrain, auf das sich nur der Historiker mit erneuter Forschungslust wagen sollte, so ganz unbefangen herumspringen zu sehen, um sich zu amusiren. In der zweiten Erzählung des vorliegenden Taschenbuches: „Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich", stößt der Verf. auf ein Feld, wo er mit mehr Glück seinen Unterhaltungsinteressen nachgehen konnte. Die Kupfer geben einige Scenen aus beiden Novellen und Herr Retzsch lieferte dazu einige Zeichnungen in seiner etwas gezierten Manier. Der Stahlstich: „Die Wallfahrt", mit einem dazu gehörigen Gedicht, ist vortrefflich. 59.

Studentenbilder, oder Deutschlands Arminen und Germanen in den Jahren 1830—33. Von Hermann Forsch. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Das Studentenleben ist dem übrigen Leben so völlig fremd und unbekannt, daß es ein nicht unverdienstliches Werk ist, wenn einer der Herren Demagogen seine Muße dazu benutzt, eine wahre Schilderung desselben in das Publicum zu bringen. Die mehrsten unserer hochweisen Räthe und Herren sind aus der scheußlichen Renommisten- und Stutzerzeit von 1780 an und können die gänzliche Umgestaltung der Zeit und auch des Jugendlebens nicht mehr begreifen, weil sie Haarbeutel trugen und gepudert wurden, oder weil sie nur im Stürmer, Collet, in den wildhäutenen Beinkleidern und den Kanonen mit Pfundsporen den Burschen von echtem Schrot und Kern sich vorstellen können. Daß Deutschlands Söhne endlich Brudersinn im Geiste deutscher Freimaurerei gelernt haben, ist selbst den Dichtern der für diesen Sinn begeisterten und begeisternden Lieder aus dem Ende des vorigen und dem Anfang dieses Jahrhunderts, welche wir nennen wollten, wenn sie nicht Feinde der Studenten geworden wären — ein Räthsel.

Das Jugendleben ist überall, selbst auf dem Dorfe ein ideales, und mit eignen, muntern Farben gemalt; wie viel mehr auf der Hochschule, wo die poetische Jugend der gebildeten Stände zusammenfließt. Hier äußert sich ungestört jede Sonderbarkeit, jede Laune; Witz und Unart gehen Hand in Hand und „je toller je besser" ist ja von jeher das Motto der Jugend gewesen.

Etwas excentrisch ist das Jugendleben überall, wo Massen von Jünglingen sich finden. Alle Extreme finden stets an der Jugend ihre Vertheidiger. Sowol Tugenden als Laster spiegeln sich auf dem Jüngling greller. Das Gefühl der wachsenden jungen Kraft macht sanguinisch und muß zu Ausschweifungen im Guten wie im Bösen führen. Die einseitige Bildung der Schule macht die Jugend mit den Idealen, aber nicht mit dem wirklichen Leben bekannt; an dieses gelangt sie erst, wenn sie aus dem Jugendtraum oft zu bitterer Reue erwacht.

Sowie der Student in das sogenannte Philisterium tritt, ist er ohne Hülfe. Er ist der scheueste, verlassenste Mensch von der Welt, denn er tritt in die Ordnung der Lehrlinge zurück. Die Studentenverfolgungen in den letzten 15 Jahren haben nichts bewirkt, als diese natürlichen Verhältnisse in etwas zu stören und die abgegangenen Studenten darauf bedacht zu machen, sich einen Anhang auf den Universitäten noch eine Zeit lang zu erhalten. Hätte man sie mit ihren Chimären sich mehr überlassen, sie würden die ehrsamsten Philister sein und der Stachel würde nicht fort und fort in den Herzen von tausend Familien nagen, welche durch die Verfolgung betrübt worden sind.

Wir sehen die Sache nicht wie ein Staatsmann, sondern wie ein Familienvater und stiller Bürger an, welcher jeden Augenblick auch betrübt werden kann.

In den Jahren 1815—22 machten sich die Studenten die Götzen: Sittlichkeit, Gesetzlichkeit, Freiheit, Ehre, Vaterland. Diese Begriffe sind gewiß so reich, daß das Jugendleben schwülstig werden müßte. Indessen trieb die Turnerei viele Schwulst wieder aus, denn es schien in ihr etwas Praktisches zu liegen.

Sobald diese Götzen verkehrt und deren öffentliche Tempel niedergeworfen waren, trat die Kryptomanie ein; mit ihr wurde die Gesetzlichkeit aufgegeben und der geheime Krieg mit dem Bestehenden begann. Die Folgen waren, daß größere Spaltungen unter der Jugend wieder eintraten und daß eine sehr laxe Moral gegen die strenge der frühern Jahre von oben her begünstigt werden mußte.

Am Ende des Jahrs 1830 erntete man davon die Folgen; der Geist der Zeit überflügelte sowol die laxe als die strenge Moral, und man vereinigte sich ohne alle Moral gegen den Staat. Dies wenigstens möchte das sittliche Resultat der Riesenuntersuchungen sein, welche seitdem gegen die Jugend eingeleitet worden sind. Während man 1825 noch mit aller Gewalt darauf bestand, die Jugend sei verführt, es müsse ein Comité directeur vorhanden sein u. s. w., belehrte man dadurch erst die Jugend darüber, was ihr gefehlt hatte; und was 1825 noch nicht vorhanden war, ist unleugbar jetzt vorhanden, nur ist es abermals nicht zu fassen, weil die Directoren sich klug benommen haben, d. h. weil sie ausgetreten sind.

So geht es immer! Die kleinen Diebe werden gehangen und die großen läßt man laufen. Vor zehn Jahren sagte ein alter Professor einmal zu der aufgeregten Jugend einer deutschen Hochschule: Ich weiß gar nicht, wie die Herren Studenten jetzt leben und was sie mit der verbotenen Burschenschaft wollen; zu meiner Zeit hatten wir auch Schaften: Wissenschaft, Freundschaft und manchmal eine kleine Liebschaft! daran ließen wir uns genügen. Man belachte den gutmüthigen Witz, denn damals hielt man die Liebschaften grade nicht für eine Zierde des Burschen. Jetzt aber — zehn Jahre später — trägt uns ein Herr Forsch (wohlbemerkt: im „Lexikon der göttinger Studentensprache" steht: forsch, force, tüchtig gewandt, keck. Ein forscher Kerl, ein tüchtiger, gewandter, kecker Bursch) das Leben einiger unglückseligen, in die traurigen Auftritte von Göttingen und Frankfurt verwickelten Machinateren vor, und diese hatten schon als Schüler Liebschaften, betrogen sich um ihre Geliebten und wurden aus Desperation gleichgültig gegen alles Schöne in und außer sich. Als Desperate verfolgen sie keck ihre Verfolger und greifen den deutschen Bund selbst an.

Ein edler Schwärmer hebt in etwas das Gemälde und söhnt mit der Zeit aus. Sonst möchte das Ganze wol mehr als ein Roman sein und, irren wir nicht, so spielte der Verf. vor wenigen Jahren unter seinem wahren Namen selbst ein Stückchen in der Wirklichkeit mit.

Es würde zu nichts führen, wenn wir diesen Roman weiter detailliren wollten; für gelungen hatten wir ihn nicht, wenigstens für nicht ganz gelungen, denn es ist sehr schwer, den Geist des edeln deutschen Burschenlebens und den Geist der edeln deutschen Jugend für die Gebildeten und Philister begreiflich zu zeichnen; doch im Allgemeinen möchte man einen Begriff von dem schlechtern Burschenton unserer Tage erhalten und insofern ist das Buch besorgten Aeltern insbesondere zu empfehlen, damit sie dahin sehen, daß ihre Söhne nicht schon auf der Schule alle Freuden und Genüsse, welche erst für das reifere Alter passen, zur Uebersättigung auskosten. Auch sollen sie auf der Schule nicht in die politischen Angelegenheiten und Parteiungen eingeweiht werden, denn sonst werden sie auf der Universität gleich politische Koryphäen. Dazu hilft aber besonders, wenn die Schüler fleißig vor der Demagogie, der Burschenschaft und der Turnerei verwarnt werden, denn es ist ein Erfahrungssatz, daß erst dadurch, wie einst durch die Verwarnung vor den Landsmannschaften, die verbotene Frucht den rechten Reiz bekommt.

Für dies Alles findet man in diesem Buche stille Belege mit Thatsachen und eben deshalb empfehlen wir dasselbe recht dringend. 25.

Bemerkungen auf einer Reise von Wien nach Paris im Jahre 1831. Von Franz Ritter von Heintl. Vier Bände. Wien 1832—34. Gr. 8. 4 Thlr.

Um den Geist, der in diesen Reisebemerkungen waltet, mit Einem Zuge zu charakterisiren, hätte es nichts weiter bedurft als alle Würden, Besitzungen ꝛc., welche sich der Verf. derselben auf dem 12 Zeilen langen Titel aufzuzählen bemüht, um sogleich den Leser davon zu überzeugen, daß er es hier mit einem wahrhaft conservativen, allen Neuerungen der Zeit herzlich abholden, in seinem Wohlleben behaglichen Oestreicher zu thun habe, der auf den in seinen Augen allerdings ungewöhnlichen Einfall gerathen ist, eine Reise ins Ausland zu machen, nicht etwa um seinen Geist durch neue Erfahrungen und eigne Anschauung fremder Zustände und Erscheinungen zu bereichern, sondern nur eine schickliche Gelegenheit zu finden, alle erdenkliche Fragen der neuesten Kriegsgeschichte, der Politik, Staatswirthschaftslehre u. s. w. in einer höchst schleppenden und durch Provinzialismen verunstalteten Darstellung vom Standpunkte eines östreichischen Staatsmanns aus zu erörtern. Die eigentliche Beschreibung seiner Reise, welche ihn von Wien über Linz, Salzburg, München, Stuttgart, Karlsruhe, Strasburg nach Paris führte, füllt daher kaum die Hälfte des vierbändigen Werkes und zeichnet sich durch eine oft höchst komische Bonhommie und behagliche Schwatzhaftigkeit aus, die von einer geistreichen und lebendigen Auffassung fremder Volkscharaktere und Ländereigenthümlichkeiten kaum eine Ahnung hat und ganze Seiten mit breiter Erzählung unwichtiger Erlebnisse ausfüllt, die der Verf. höchstens im Großvaterstuhle seinen Enkeln zur Verkürzung der Winterabende hätte mittheilen können. Freilich weiß Ref. nicht, ob er dem Verf. insofern Unrecht thut, als derselbe sein Werk, das er auf eigne Kosten drucken ließ, nicht etwa blos für seine Angehörigen, Verwandten und Bekannten bestimmt hat, in welchem Falle allerdings nicht weiter mit ihm zu rechten wäre. Die maßlose Weitläufigkeit, womit der Verf. Alles und Jegliches, was er gesehen oder gehört hat, in den breiten Strom seiner mit veralteten Kanzleiausdrücken und barocken selbstgeschaffenen Worten (die einzige Neuerung, welche den standhaften Verfechter alles Alten und Stabilen beschlichen zu haben scheint) aufgeputzten Geschwätzigkeit hineinzuziehen für gut befunden hat, überbietet Alles, was die neuere Zeit im Fache der curiosen Reisebeschreibung aufzuweisen hat, und wir wollen aus den unzähligen Beispielen, die wir zum Belege unsers Tadels anführen könnten, nur folgendes dem Leser als eine Probe mittheilen, welche Aufmerksamkeit der Verf. auch dem unbedeutendsten Gegenstande gewidmet hat. Bd. II, S. 120, läßt sich der Verf. weitläufig über die Hundesteuer aus und fährt dann in aller Gemüthlichkeit fort: „Ueberdies besteht in Baiern und Würtemberg noch eine gute policeiliche Verfügung beim Hundehalten. Mit Ausnahme der kleinen Schooshunde, die obnehin niemals ohne Aufsicht auf die Gasse gelassen werden, darf kein größerer Hund weder im Hause noch aus dem Hause freigelassen werden, ohne daß ein ledernes Kopfzeug, wie jenes der Pferde gestaltet, an dem Kopfe des Hundes befestigt ist, dergestalt, daß ihm ein festes Hemmgebiß oder ein Riemen durch das Maul geht, dieses ihn offen hält und es dem Hunde unmöglich macht, einen Menschen zu beißen. Dadurch wird vielen Unglücksfällen vorgebeugt, welche durch böse oder wüthende Hunde veranlaßt werden." Wir wüßten kein treffenderes Beispiel zu wählen, um die Art und Weise zu charakterisiren, wie der Verf. alle Gegenstände ohne Unterschied behandelt, und welches zugleich den schlagendsten Beweis liefert, daß zu einer geistvollen, den Leser durch den Reiz der Darstellung fesselnden Reiseschilderung noch etwas mehr gehöre, als ein minutiöses Herzählen alles Gesehenen und ein Herüber- und Hinüberschwatzen über die dispatatesten Erscheinungen. Ref. würde die unnützeste Arbeit von der Welt unternehmen, wenn er dem Verf. in das unabsehbare Labyrinth politischer, ökonomischer, policeilicher, kirchlicher, finanzieller u. s. w. Erörterungen folgen wollte, um berichtigend und widerlegend dagegen aufzutreten; dem Herrn Ritter erscheint das geliebte Oestreich als das glückliche Eldorado, welches allein unter allen furchtbaren Stürmen, welche die Nachbarländer ringsum mit Noth und Jammer heimgesucht haben, seine heitere Ruhe und seinen seligen Frieden bewahrt hat, als das Musterland, dessen politische Einrichtungen und innere Verwaltung allen übrigen Staaten als das Ziel ihres Strebens vorgehalten werden.

In welchem beklagenswerthen Lichte einem solchen Lobredner Oestreichs die constitutionellen Staaten Süddeutschlands und das in einem gewaltigen Gährungsprocesse innerer Entwickelung begriffene Frankreich erscheinen mußten, wird der Leser leicht errathen, wenn er nicht Lust haben sollte, dem Verf. auf seinem ermüdenden Kreuz- und Querzuge durch das ganze Gebiet politischer Streitfragen, welche jemals in Anregung gebracht wurden, zu folgen. Um gerecht zu sein, muß Ref. allerdings einräumen, daß dem Verf. dieser Reisebemerkungen eine gewisse Art positiver Kenntnisse im Fache der Staatswissenschaften nicht abzusprechen ist, allein nicht alle Kenntnisse eignen sich in einer Reisebeschreibung von Wien nach Paris ausgekramt zu werden, am wenigsten dann, wenn sie sich in einer Form darbieten, welche jeden Mann von Geist und Geschmack durch das Uebermaß von Langeweile davon zurückscheuchen muß. Hätte der Herr Ritter ein Handbuch des östreichischen Staatsrechts geschrieben, so würden ihm die Männer vom Fache wenigstens die Ehre erzeigen, seine Doctrinen in schulgerechter Form zu besprechen; da er aber auf den unglücklichen Einfall gerieth, diesen unnützen Ballast veralteter Gelehrsamkeit auf eine heitere Lustfahrt nach Süddeutschland und Frankreich mit sich zu führen und ein schnellsegelndes Dampfboot in einen schwerfälligen Kauffahrteifahrer umzuwandeln, so hat er es sich selbst zuzuschreiben, wenn er mit demselben auf Untiefen und Sandbänken sitzen bleibt, da ihm Jedermann mit lächelndem Spotte zurufen wird: zu einer Lustfahrt wählt man kein mit Ballast beschwertes Schiff, sondern ein leicht über die Wogen dahinrauschendes Boot! 151.

Notizen.

In Neuorleans hat sich eine Gesellschaft zur Abschaffung des Duells gebildet. An deren Spitze steht ein Ehrengericht, das aus einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten, zwölf Richtern und einem Secretair besteht, die für sechs Monate gewählt werden. Dies Tribunal entscheidet über jede Ehrensache, welche ihm von der einen oder andern Partei denuncirt wird. Der Kläger hat die Wahl der Waffen und, im Fall er sich für das Pistol entscheidet, auch den ersten Schuß. Die Mitglieder des Vereins dürfen kein Cartel annehmen, weder von einem Betrunkenen, noch von einem notorischen Raufer, noch während der Mahlzeit. Man glaubt nicht ohne Grund, das Bestehen dieser Anstalt werde die Anzahl der Duelle sehr vermindern.

Unweit dem Dorfe Chyrency (Mosseldepartement) hat man neuerlich acht alte Gräber entdeckt, worin die Skelette von ebenso viel Kriegern eingeschlossen waren, sowie ein Theil ihrer Waffen, Schwerter, Dolche, Helme ꝛc. Diese Gräber, wahrscheinlich römischen Ursprungs, sind nicht sehr tief und aus Stein erbaut. Wahrscheinlich ist es, daß man bei fernern Nachgrabungen auch auf Münzen stoßen würde, aus welchen man mit größerer Bestimmtheit das Alterthum dieser Monumente nachweisen könnte.

Auf den pariser Theatern wurden im Laufe des Monats September nicht weniger als 21 neue Stücke aufgeführt, worunter ein Drama, zwei Melodramen und 18 Vaudevilles. Das Pantheon allein, welches am 1. September geöffnet worden, brachte deren acht. Diese 21 Dramen rühren von 36 Verfassern her. 150.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 339. — 5. December 1835.

Deutsche Mythologie von Jakob Grimm. Göttingen, Dieterich. 1835. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr. *)

Von Jakob Grimm ist man seit Langem gewohnt, Werke des geistvollsten Fleißes zu erhalten. Ungerechnet seine frühern und seine kleinern Werke, die von einer allmäligen Zeitigung zeugen, brauchen wir nur an seine „Deutsche Grammatik" und an seine „Deutschen Rechtsalterthümer" zu erinnern, um Jeden, der vernimmt, Jakob Grimm habe nun auch über deutsche Mythologie geschrieben, den Maßstab von selbst erkennen zu lassen, welcher an dies Werk zu legen sein wird. Nimmt es nun zwar recht eigentlich im Reiche der Gelehrsamkeit eine höchst bedeutende Stelle ein, so ist sein Inhalt doch von der Art, daß auch die literarische Conversation, ohne zu sehr ihrer Grenzen zu vergessen, sich darüber verbreiten kann und gern verbreiten wird. Selbst für unsere gebildetern Leserinnen ist darin viel Angenehmes und Fesselndes.

Um die Geschichte und Sprache eines Volks und den in ihm webenden Geist völlig zu verstehen, muß man auch seine Religionsmythen kennen. Wie das Leben eines selbständigen Volks sich aus sich selbst entwickelt und unter gegebenen stammgemäßen, klimatischen und gesellschaftlichen Verhältnissen sich zu einer eigenthümlich ausgeprägten Gesittung organisch herausbildet, so erwächst auch in ihm die Sprache, für sich bestehend, genau dem Leben angepaßt und ein Bild desselben abspiegelnd, das ohne Theorie und Kunst der treueste Zeuge des Geschehenen ist. An beides national Eigenthum schließt sich, ebenso natürlich, Recht und Glaube an. Das Recht, welches überall nach menschlicher Zulänglichkeit ringt, erscheint als die nach außen hervortretende Gestaltung des Einzel-, Familien- und Gesellschaftslebens; der Glaube — allenthalben das Kind menschlicher Unzulänglichkeit — ist das nach dem einzig Bestehenden und Ewigen hingekehrte Seelenleben, insofern es, sich seiner bewußt und nicht bewußt, in That oder Wort ausgesprochen wird. Er wird sich überall, von seiner ersten Entwickelung an, mit der Sage von Geschehenem verbinden und also Mythen erzeugen. Wenn diese unverfälscht, nur als etwas Thatsächliches, blos als die Summe von ererbten Vorstellungsarten eines Volkes dargestellt, aber nicht nach innerer Nothwendigkeit und Natürlichkeit in ihrem Ursprunge nachgewiesen, also weder philosophisch noch historisch-symbolisch gedeutet werden, so geben sie eine ganz reine und eben dadurch schätzbarste Materialiensammlung ab, die jeder andern Betrachtungs- und Bearbeitungsart desselben Gegenstandes sich darbietet. Volksmythen müssen, eben wie eine historische Grammatik, gar nicht ideal, sondern völlig real gehalten werden. Sie sind so, weil sie so sind; und in solcher Unabhängigkeit vorgestellt, werden die Mythen eines jeden Volkes vom größten Interesse sein. Wie viel mehr die unserer eignen Nation, welcher Tiefe des Gemüths, mächtige Einbildungskraft und welthistorische Bedeutung von Niemanden abgesprochen werden.

Eine Ahnung von diesem hohen Interesse vaterländischer Mythologie hatten von Zeit zu Zeit einige Nordländische und Deutsche gehabt. Nachher wollte Klopstock deutsche und nordische Mythen in Folge seiner einseitigen Vorliebe für Das, was er für deutsch hielt, gar in unsere Poesie einführen, in welcher sie sich wegen ihrer fast gänzlichen Abgestorbenheit aller und scheinbaren Häßlichkeit der meisten ihrer Gestalten in der That widerwärtig oder doch wirkunglos ausnahmen. Wissenschaftliche Bearbeitungen der nordischen und der deutschen Mythologie sind in den letzten zwanzig Jahren zwar auch einige erschienen, jedoch kaum nennenswerthe, vielmehr, so viel Ref. davon gesehen hat, völlig verunglückte. Denn die Bearbeiter scheinen sich an diesen Gegenstand unberufen und namentlich ohne gründliche Kenntniß des Altdeutschen, des Altnordischen und überhaupt der damit in naher Verwandtschaft stehenden altgermanischen Sprachen gewagt zu haben.

Jakob Grimm ist offenbar der rechte, vielleicht der einzige Mann, welcher für dies Unternehmen die erforderliche Kenntniß, die Unterstützung lang fortgesetzter und vielseitiger Sammlung und die Uebersicht des ganzen Umfangs besitzt. Die Geschichte der Sprache, die Geschichte der Rechte unsers Volks hat er schon bearbeitet; jetzt tritt er mit einer Geschichte (denn so werden wir die Darstellung wol nennen dürfen) der Mythen des deutschen Volks hervor; und wir wünschen nichts mehr, als daß er nun noch eine umfassende, aus der reichen Fülle seines Quellenstudiums geschöpfte Geschichte der Sitten und

*) XXX und 688 Seiten, dann Nachträge bis S. 710, und dann noch ein Anhang I—CLXII, und schließlich ein Register bis S. CLXXVII.

Gebräuche, ja des ganzen äußern Lebens der Deutschen, so weit es nicht schon in die religiöse oder juridische Sphäre fällt, demnächst folgen lasse.

Dem Leser zu Trost und Frommen sei es denn auch gesagt, daß dies treffliche mythologische Werk eine gewisse Lesbarkeit hat — eine Tugend, die man sonst bekanntlich den Grimm'schen Büchern nicht sehr nachrühmt; indessen haben sie sich, wie man mit Vergnügen bemerkt, schrittweise aus fast gänzlicher Unlesbarkeit (einer Folge des blos ums Material bekümmerten, Forschung und Ergebniß zusammenstellenden Schriftstellerfleißes, des öfters höchst schlechten Druckes und Papiers, des Mangels an Absätzen und andern Augenhülfen in den frühern Werken Grimm's) nach und nach etwas humanisirt. Die „Deutschen Rechtsalterthümer" sind für den Leser schon leidlich, und diese „Mythologie" ist noch besser gedruckt. Die kleinen Anfangsbuchstaben der Hauptwörter nach Grimm's Orthographie zählen wir nicht zu den Uebeln; wol aber, daß z. B. in seiner „Grammatik" die Leser auf mehren Seiten hintereinander nichts vor sich sehen als den beständigen, unabgesetzten Zeilenstrom, dichtgedrängt, unausgezeichnet, — einen grauen Ocean ohne Anfang und Ende. Der so sehr fühlbare Mangel der Register zur „Deutschen Grammatik" und zu den „Deutschen Rechtsalterthümern" ist dem wackern Jakob Grimm zu so langem und wiederholtem Verdrusse vorgerückt, daß er sich scheint bewogen gefühlt zu haben, bei der Mythologie mit einem Register zu überraschen. Aber ohne Curiosität können seine Werke nun einmal nicht sein. Daher geht denn auch diesem Buche eine (übrigens in hohem Grade wichtige und reichhaltige) Vorrede voraus, welche in gar spaßhafter Weise auch eine Quasidedication sein soll; denn sie fängt an mit „Lieber Dahlmann, als ich vor zwölf jahren Ihre schöne abhandlung über Saxo las ꝛc."; und endigt mit: „Sie aber, lieber freund, der Sie sechs jahr her freude und leid mit uns trugen, — müssen natürlich finden, daß ich es Ihnen widme —". Auf den zwischenliegenden 26 Seiten steht indessen (mit Ausnahme einer einzigen Anrede) keine Sylbe, die einer Dedication oder der Zuschrift an einen Freund ähnlich sähe. Ferner nicht blos „Nachträge" von S. 689—710, die bei einem deutschen Buche bekanntlich nichts Seltenes sind — denn ehrliche Deutsche bringen ihre Waare gern recht ängstlich vollständig zu Markte und wollen den Käufer nicht betrügen —, sondern auch ein „Anhang", der wieder mit Pagina I anfängt und CLXII Seiten fortläuft. Er enthält erstens „Angelsächsische Stammtafeln" der edelsten Geschlechter, welche sich von Wöden herschreiben; dies bietet sich nach der Untersuchung über Woden, Odhinn und andere deutsche Urnamen (Götter oder Heroen) zur erläuternden Vergleichung dar. Dann folgt unter der Ueberschrift: „Aberglaube", ein Materialienbeitrag zur Geschichte des deutschen Aberglaubens alter Zeit, nämlich a) ein Auszug aus einer Predigt des heiligen Eligius; b) der „Indiculus superstitionum et paganiarum" (am Schluß des capitulare Karlmann's von 743); c) ein Auszug aus Burchard's von Worms Sammlung der Decrete; d) desgleichen aus einer züricher Handschrift von 1393; e) aus einer Handschrift der baseler Universitätsbibliothek; f) aus einer Handschrift der Bibliothek zu St.-Florian; g) aus Hans Vintler's „Blume der Tugend" (von 1411); h) aus Dr. Hartlieb's (Leibarztes Herzog Albrecht's von Baiern) „Buch aller verbotenen Kunst, Unglaubens und der Zauberei" von 1455; i) 952 Sätze, lauter Auszüge aus neuern Sammlungen, der „Chemnitzer Rockenphilosophie", Aberglaube im Erzgebirge um Chemnitz, im Saalfeldschen, zu Pforzheim, aus dem Würtembergschen, in und um Worms, bei Gernsbach im Speierschen, in Schwaben, im Ansbachschen, im Lande ob der Ens, zu Osterode am Harz, zu Bielefeld, nebst einer vermischten Sammlung; wonach mit einer neuen Nummer und außer der Reihe gezählten Ueberschrift der „Aberglaube in Schweden und Dänemark" anfängt (in schwedischer und dänischer Sprache); hierauf „Aberglaube in Frankreich", 35 Sätze französisch; dann „Aberglaube der Ehsten und der Litthauer". Die Rubrik „Aberglaube" ist damit unterbrochen und es folgen „Beschwörungen": 1) angelsächsische Segensformel gegen Stichschmerz; 2) angelsächsischer Segen zur Fruchtbarmachung der Aecker; 3) Beschwörung zur Auffindung verlorenen Viehes; 4) Segnung; 5) Beschwörung gegen den Hagel u. s. w., z. B. 31) ein Segen unter dem rechten Arm 24 Stunden zu tragen; 42) gegen Elbe (sogenannte Elfen); 46) Frauen zu vergessen (eine Beschwörung gegen alle Sehnsucht nach Frauenliebe); 52) schwedische Sprüche; 53) dänische Formeln. Am Schluß sagt Grimm sehr bemerkenswerth:

> Eine reichere Sammlung solcher Segen und Beschwörungen, wozu hier der bloße Anfang gemacht wird, mußte über ihren Ursprung und ihre Bewandtniß vollends aufklären. Unentbehrlich scheinen aber ältere Niederschreibungen; viele sind aus dem Munde des Volks entstellt und unverständlich aufgenommen. Ihr Gehalt ist oft hochpoetisch und alterthümlich; einige zeichnen sich aus durch gedrungene Kürze, z. B. „oben aus und nirgend an!" oder: „wer mich schießt, den schieß' ich wieder!"

Nun wird die Sammlung „Aberglaube" (aus Prätorius' „Saturnalia") von S. CLI—CLX fortgesetzt, worauf dann noch eine besondere Abtheilung: „Kräuteraberglaube", aus Johann von Cube's „Garten der Gesundheit" von 1486, Leonh. Fuchs' „Neuem Kräuterbuch" von 1543 und Hinr. Bock's „Kräuterbuch" von 1546 folgt und den Aberglauben von Beifuß, Singrün, Rittersporn, Teufelsabbiß, Salbei, Johanniskraut, Modelgeer, Knabenkraut, Donnerwurz, Erdwurz, Widertod, Braunwurz, Wolfsbeere, Farnkraut, Siebengezeit, Marienthräne, Eberwurz, Mistel und Sevenbaum mittheilt.

Aber die Hauptsache ist das Buch selbst, das in 29 Abtheilungen Folgendes gibt: 1) Einleitung; 2) Gott; 3) Gottesdienst; 4) Tempel; 5) Priester; 6) Götter; 7) Wodan; 8) Donar; 9) andere Götter; 10) Göttinnen; 11) Helden; 12) weise Frauen; 13) Wichte und Elbe (ehemals fälschlich sogenannte Elfen); 14) Riesen; 15) Elemente; 16) Bäume und Thiere; 17) Himmel und Gestirne; 18) Tag und Nacht; 19) Sommer und Winter; 20) Welt; 21) Seelen; 22) Tod; 23) Heil und Schicksal; 24) Gespenster; 25) Entrückung; 26)

Teufel; 27) Zauberei; 28) Aberglaube; 29) Krankheiten.

(Die Fortsezung folgt.)

---

1. Newton Forster. Roman von Captain Marryat. Aus dem Englischen von C. Richard. Drei Bände. Aachen, Mayer. 1835. 8. 4 Thlr.

Der Verf. scheint hinter seinen romanschaffenden Vorbildern nicht zurückbleiben zu wollen, und wir Leser wollen uns für seinen Fleiß gern dankbar verpflichtet erkennen. Ist auch das Thema des vorliegenden Buches dasselbe, welches im „Peter Simpel" und „Jakob Ehrlich" entwickelt wird, jenes nämlich: daß ein junger Mensch, anscheinend ohne Aussicht, mit den Glücksgütern dieser Welt näher vertraut zu werden, dennoch durch sein musterhaftes Betragen und begünstigt vom Zusammentreffen äußerer Umstände, zuletzt eine wünschenswerthe Stellung in der Gesellschaft einnimmt, — und ist dieses Thema auch schon oft und vielseitig, theilweise sogar bis zum Ueberdrusse, abgehandelt, so nehmen wir doch dasselbe bei unserm Verf. gern als einen Faden zur Hand, der uns nach so manchem Unterhaltenden, Lehrreichen und Erfreulichen sonder Störung hinleitet. Alle Individuen, die in diesem Romane auftreten — und es ist deren eine nicht geringe Zahl — sind, wenn auch manchmal nur durch scheinbar unbedeutende Züge, leicht erkennbar voneinander geschieden, und wie deren Zeichnung den glücklichen Beobachter im Allgemeinen von Neuem bethätigt, so finden wir uns von den Hauptpersonen oft auf überraschende Weise gefesselt, und wir folgen ihnen mit Antheil durch das ganze Buch. Dahin gehören insbesondere Nikolaus und John Forster, Vater und Oheim unsers Newton. Die Mutter desselben gibt dem Verf. wie in seinen frühern Romanen wiederum Gelegenheit, das vielleicht in England besonders ansprechende Capitel von der „gezähmten bösen Sieben" auf etwas derbe Weise durchzuführen. Können wir uns mit den gebrauchten Gewaltmitteln auch nicht befreunden, und sehen wir uns durch die Scene des Wiederfindens beider Ehegatten im dritten Bande gewissermaßen vor den Kopf gestoßen, so ist doch eben diese Scene so unerwartet und überraschend herbeigeführt, daß wir wohl oder übel in ein lautes Gelächter ausbrechen müssen. Die Schwächen, Launen und Gebrechen des weiblichen Geschlechts haben für den Verf. überhaupt viel Anziehendes; es gibt aber außer ihm noch viele Männer, welche ihre Combinationsgabe, ihre Educationsgrundsätze daran versuchen, und wie diese Erscheinung unsere vorzügliche Theilnahme an dem schönen Geschlechte zu Tage legt, so beweist sie doch zugleich zwischen beiden Geschlechtern ein gewisses Mißverhältniß auf dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Existenz. Das Bestreben, das weibliche Geschlecht in seiner Würde, seinen Rechten dem männlichen gleichzustellen, wird allerdings überall sichtbar, allein die Richtung des Mannes zum Allgemeinen, die des Weibes zum Besondern, Begrenzten lassen noch so viele Differenzpunkte sichtbar werden, daß eine Entscheidung darüber nicht leicht wird: ob der Mann, im Allgemeinen vorausgeschritten, eben durch dieses Vorausschreiten nicht etwa gehemmt ist, den Punkt deutlich zu erfassen, welchem das Weib zur Darstellung möglichster Harmonie beider Geschlechter nach dem Maße der gegenwärtigen Zeit zugeführt werden müßte; oder ob das Weib in seinen doch immer beschränkten Verhältnissen der Mittel entbehren muß, sich überall dem Manne gleichzustellen.

Wie dem aber auch sein mag, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß die Lebensbedingungen selber schon unablässig thätig sind, ein ganzes Heer von Differenzen auszugleichen, und nach dieser Digression, zu welcher uns der Verf. durch seine in diesem Roman reichlich niedergelegten Abschweifungen verführt hat, kehren wir zum Buche zurück. Diese Abschweifungen bringen den Verf. dem Publicum näher, und es scheint oft nicht ohne Anstrich von Ironie sich zeigende Absicht desselben, ein vertrauliches Verhältniß zwischen sich und dem Leser anzuknüpfen. Jedenfalls werden wir vertraut mit seinen Ansichten über Erziehung und Aristokratie, über die ostindische Compagnie, über die Gebrechen der englischen Marine und außer manchen andern Gegenständen noch über Sklavenemancipation. Auf der Insel Barbados werden wir in den Bereich einer Pflanzung geführt, deren Besitzer als Sklaveneigenthümer Anlaß gibt, den Zustand der Sklaven und deren beabsichtigte Emancipation von verschiedenen Seiten zu besprechen. Die gute Art, in welcher die Sklaven bei diesem Pflanzer gehalten werden, soll uns wahrscheinlich für das ganze Wesen einnehmen; allein Ref. muß gestehen, daß er in der sonst ganz löblichen Einrichtung dennoch nichts weiter als eine des eignen Vortheils wegen gut geleitete Viehzucht erblicken kann. Was sodann die Gründe für und wider die Emancipation anlangt, so erscheinen sie ebenfalls ungenügend, zum Theil verkehrt, zum Theil von der Oberfläche geschöpft. Daß die Sklavenbesitzer entschädigt werden müssen, versteht sich von selbst; daß manche Sklaven, selbst wenn sie die Mittel zur Loskaufung besitzen, die Freiheit verschmähen, ist natürlich, denn Gewohnheit ist allmächtig, und die Gewohnheit, Sklav zu sein, führt zur Indolenz. Aber jedes menschliche Wesen hat als solches gleiche Rechte, gleiche Pflichten auf dieser Erde. Entziehen wir einem Individuum die Mittel, diese Rechte, diese Pflichten in ihrem ganzen Umfange auszuüben, so machen wir uns selber der Pflichtverletzung schuldig und begeben uns des Rechtes, Theil zu nehmen an Allem, was die Erde bieten mag, ein Recht, welches wir sodann nur durch Usurpation festhalten können. Das Verhältniß des Dienens und Bedientwerdens wird durch dieses Princip keineswegs verrückt; die Einrichtung der menschlichen Gesellschaft, sowie Gaben und Neigung weisen Jedem von selbst schon seine Stellung an; aber in dieser Stellung darf für kein Individuum die absolute Unmöglichkeit bedingt sein, sie mit einer andern, besser erscheinenden zu vertauschen, und das ist der Hauptpunkt. Uebrigens wäre es sicher eine Ungerechtigkeit, den Sklaven ohne Weiteres die Emancipation zu gewähren, sofern damit nicht zugleich die Mittel fernerer Subsistenz verbunden würden, und ein Mehres möchte diesen Unglücklichen nicht zu geben sein. Daher ist es vielleicht gerathen, ihnen selber die Entscheidung ihres Schicksals zu überlassen, dagegen aber ihre Kinder als freie Menschen zu betrachten und durch zweckmäßige Erziehungsanstalten ihre künftige Existenz vernünftig vorbereitend zu sichern. Von Seiten der Erziehung ist bisher so wenig geschehen, daß diese Menschen nicht einmal der Sprache gehörig mächtig sind, sodaß selbst der elendeste europäische Bauer, mag übrigens sein äußerer Zustand schlechter als der eines Sklaven sein, gegen diesen ein Cicero erscheint.

Schon wieder eine Digression! Und vielleicht erwarten die Frauen, daß Ref. ihre Verzeihung anfleht, weil er gewagt hat, sie mit Sklaven in Gesellschaft zu bringen. Dazu ist Ref. freilich gern geneigt; allein — und mögen die Männer das als eine bittere Wahrheit beherzigen — Ref. erblickt in dem Verhältnisse des weiblichen Geschlechtes zum männlichen noch so manchen Misbrauch des erstern selbst da, wo wir der Natur, den besten Grundsätzen und den nobelsten Gesinnungen getreu zu sein glauben, daß eine solche Zusammenstellung, wie sie dieser Aufsatz zeigt, wirklich nicht befremden mag, und in dieser Ansicht findet Ref. seine Rechtfertigung, die er vielleicht einmal Gelegenheit nimmt, anderswo gehörig zu begründen, denn es ist wirklich Zeit, von einem Buche zu scheiden, welches so vielseitigen Steff zu den wichtigsten Betrachtungen darbietet.

2. Der Pascha. Von Captain Marryat. Aus dem Englischen von H. Roberts. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg. 1835. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Gr.

Daß der Verf. nicht allein auf den Wogen zu Hause ist, hat er durch dieses Buch in erfreulicher Weise bethätigt. Die Märchen der „Tausend und einen Nacht" gaben ihm Anlaß, eine Reihe von etwa achtzehn Novellen und Erzählungen auszustellen,

von denen wir allein sieben aus dem Munde eines französischen Renegaten vernehmen. Die Form, in welcher diese Erzählungen der Lesewelt vorgelegt werden, ist jedoch nicht so einförmig als die der „Tausend und einen Nacht", und wie sehr der Verf. die Kunst versteht, Individualitäten darzustellen, hat er in dem Pascha und seinem Vezir wiederum gezeigt: die Türken sind so treu und echt gemalt, wie man das sonst nur bei Morier voraussetzte. — Ein Barbier hat sich zum Pascha von Kahiro hinaufgeschwungen; ein anderer bringt es nur bis zu seinem Vezir, allein er besitzt Tücke und Verschlagenheit genug, die Stufe vom Vezir zum Pascha ebenfalls noch an einer aus dem Divan zu Stambul herüberreichenden „seidenen Schnur" zu erklimmen. Bis dahin vertreiben sich Beide die Langeweile damit, daß sie gleich dem Khalifen Haron al Raschid Jagd auf Erzähler machen, und so sehen wir denn außer jenem Renegaten nach und nach einen Kameeltreiber, einen Griechen, einen spanischen Dominikaner, zwei Obstverkäufer, einen Kessedgu (Geschichtenerzähler), einen Zweifler, einen englischen Matrosen, einen Chinesen und eine alte Frau bei dem Pascha eintreten und ihr Heil versuchen. Es ist nicht zu erwarten, daß die von ihnen vorgetragenen Geschichten sämmtlich gleich ansprechend wären; allein wir müssen anerkennen, daß sie getreu dem Charakter des Erzählers angemessen sind, und beispielsweise gedenkt Ref. nur der dem Dominikaner Anselmo in den Mund gelegten spanischen Novelle, die außerdem aber auch als sehr vollendet angesprochen werden muß. Weniger mögen im Allgemeinen die letztern Aufschneidereien des Renegaten Anklang finden, allein dieser Treffliche hat dabei einen verborgenen Zweck: er will Flottencapitain des Pascha werden, und gelangt dazu durch eine erlogene Erscheinung und Verkündigung des Propheten. Bemerkenswerth ist, daß der Pascha im Grunde zu den meisten Erzählungen keinen Spiegel in seiner türkischen Ignoranz und Indolenz findet, und diese gehen so weit, daß er kaum durch die letzte, unheilkündende Geschichte der alten Frau etwas aufgerüttelt wird. Das Unheil bricht denn auch über ihn herein, sobald ihm eben nur Zeit bleibt, den Vezir noch zu vergiften; denn der Renegat kehrt von Stambul mit einer Schnur zurück, die der Vezir gesponnen hatte, und da dieser und der Pascha resignirt „ihrem Schicksal" erliegen, nimmt der Renegat ohne Weiteres unter dem Namen Ali die herrschende Stelle im Divan des Paschaliks von Kahiro ein.

Damit schließt dieses Buch, welches, einfach in seiner Anlage, doch nicht ohne Kunst durchgeführt ist und dabei dem Leser zugleich die Wahl läßt, diejenigen Erzählungen besonders für sich herauszuheben, welche seiner Gesinnung, seinem Geschmack oder seiner Laune am meisten zusagen. *) 101.

Notiz.

Ein Alterthumsfreund aus London berichtet: „Unter den seltenen Dingen, welche der deutsche Reisende Honigberger aus Indien nach Petersburg gebracht hat, befinden sich verschiedene Münzen, welche die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher in hohem Grade erregen müssen. Ich kann hier aus eigner Erfahrung sprechen, da ein beträchtlicher Theil der von jenem Reisenden mitgebrachten Kunstschätze in den Besitz eines hiesigen Kunstfreundes gekommen ist. Eine weit größere und glänzendere Sammlung anderer scientifischen Schätze, marmorner und bronzener Bildwerke, geschnittener Steine, Pflanzen u. s. w. ließ der Reisende in Lahore zurück, von wo sie ihm nach Europa nachgeschickt werden sollten. Allein es ist bereits ein Jahr vergangen, und man hat von diesen Schätzen nichts Weiteres gehört.

Unter den indischen Münzen verdienen besonders zwei Beachtung, welche in der Gegend von Kabul in einem alten Monumente gefunden wurden. In dem Fuße dieses Monuments fand man eine kleine hölzerne Büchse, mit Asche und Erde gefüllt, in welche eine noch kleinere silberne Büchse eingelegt war, die nichts als einen kleinen schwärzlichen, eiförmigen Stein enthielt. In dem Zwischenraume zwischen der größern und kleinern Büchse befanden sich kleine Gebeine, wahrscheinlich von Kindern, und eine Goldmünze. Die andere Medaille macht uns mit dem Namen und Bildniß eines gewissen Königs Kadphises bekannt, einer in der Geschichte sowie in der Numismatik bisher ganz unbekannten Person. Es ist auch die Büste dieses Königs vorhanden, die einen Mann in schon vorgerückten Jahren vorstellt, von edler Haltung, mit kahlem Haupte, in einem ganz einfachen Costum, ohne irgend ein Symbol seiner königlichen Würde; in seiner Rechten hält er etwas, das einem Hammer gleicht. Rund um die Büste befindet sich die sehr lesbare Inschrift: *KAΔΦI-ΣΕΣ ΒΑΣΙΛΕΥΣ*, und außer dieser noch zwei fast verlöschte Buchstaben, die man für *MO* halten kann. Auf dem Revers ist ein ganz nackter Jüngling abgebildet, auf dessen Kopf sich die Spuren einer Kappe oder Mütze finden, und um welchen sich eine Inschrift in alten Pehlewicharakteren befindet, gleich der, die in dem ersten Bande der „Transactions of the Asiatic society" abgedruckt ist. Honigberger versichert, daß er auch Kupfermünzen von demselben Kadphises besitzt, über welche er in seinem Reisewerk wahrscheinlich Ausführlicheres berichten wird. Eine andere goldne Medaille zeigt einen indischen Häuptling in vollstem Waffenschmuck, der in seiner Rechten eine Art von Dreizack hält. Von der Inschrift, welche sich in vollkommen gutem Zustande befindet, können nur einige griechische Lettern entziffert werden. Auf dem Revers ist die Figur eines ganz angekleideten Mannes, zu dessen Seite ein gehörntes Thier, wahrscheinlich die heilige Kuh des Hindus. Die Inschrift ist ebenfalls in Pehlewicharakteren." 150.

Literarische Anzeige.

Preisherabsetzung
wichtiger Schriften für Landwirthe.

Nachstehende Werke meines Verlags sind zu den beigesetzten ermäßigten Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft, herausgegeben von J. G. Koppe, Fr. Schmalz, G. Schweitzer und Fr. Teichmann. 3 Bände. (97 Bogen.) Gr. 8. 1818—25. Früherer Preis 4 Thlr. 12 Gr., jetzt 2 Thlr.

Rohlwes (Joh. Nikol.), Von der Pferdezucht. Mit 2 Kupfern. (23 Bogen.) Gr. 8. 1822.

— —, Pferdeheilkunde und Kriegspferdekunde nebst einer Anleitung zum Beschlagen der Pferde und Behandlung der Hufe u. s. w. Zum Selbstunterricht bearbeitet. 3 Theile. (97 Bogen.) Gr. 8. 1823—25. Früherer Preis beider Werke **6 Thlr. 16 Gr.**, jetzt **3 Thlr.**

Schmalz (Friedr.), Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft gesammelt. 6 Theile. (100 Bogen.) Gr. 8. 1814—24. Früherer Preis 6 Thlr. 14 Gr., jetzt 3 Thlr.

Dieses Werk verbreitet sich über die wichtigsten Gegenstände der Landwirthschaft.

Leipzig, im December 1835.

F. A. Brockhaus.

*) Es sind wieder mehre Romane von Captain Marryat in deutscher Uebersetzung angekündigt, sowie auch zwei Taschenausgaben seiner sämmtlichen Schriften in Uebersetzung (bei Vieweg in Braunschweig und Mayer in Aachen) und zwei Ausgaben der englischen Originale (bei Vieweg in Braunschweig und F. Fleischer in Leipzig). D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 340. — 6. December 1835.

Deutsche Mythologie von Jakob Grimm.

(Fortsetzung aus Nr. 339.)

Man muß das Buch selbst lesen und öfters lesen, um der Fülle seines Reichthums ganz inne zu werden. Das im Allgemeinen Ausgezeichnete in jedem Capitel ist der ungemeine Fleiß des Verf., seine tiefe Sprachkenntniß, seine Freiheit von vorgefaßten Meinungen, sein reinhistorischer Sinn, der immer blos nach Dem fragt, was da war; daneben seine hellen Seitenblicke auf Volksleben und poetischen Volkssinn und die Entfernung von aller philosophisch-seinwollenden Deuterei.

Hier geben wir nur einige besonders anziehende Bemerkungen aus den einzelnen Capiteln.

Erstes Cap. Einleitung. Nachdem der allmälige Uebergang des seinem Verfall, nach Grimm's Meinung, selbst ohne Einführung des Christenthums entgegengehenden Heidenthums in das meist aufgedrungene Christenthum geschildert und dabei die Unhaltbarkeit des Heidenglaubens durch einen schlagenden Vergleich deutlicher gemacht ist („ich vergleiche", sagt der Verf., „das Heidenthum einer seltsamen Pflanze, deren farbige, duftende Blüte wir mit Verwunderung betrachten, — das Christenthum der, weite Strecken einnehmenden Aussaat des nährenden Getreides"), geht Grimm auf die nähere Bestimmung seines Ziels über; er habe unternommen, Alles, was von dem deutschen Heidenthum jetzt noch zu wissen ist, mit Ausschließung des vollständigen Systems der nordischen Mythologie selbst, welche übrigens mit der deutschen in der Wurzel eins sei, zu sammeln und darzustellen. Das Alter, die Ursprünglichkeit und der Zusammenhang der deutschen und nordischen Götterlehre beruhe 1) auf der Sprachverwandtschaft beider Stämme und der Gleichheit der Formen ihrer Urpoesie; 2) auf der Gemeinschaft vieler gottesdienstlicher Ausdrücke durch alle deutschen Sprachen; 3) auf der Einerleiheit mancher mythischen Begriffe und Benennungen in beiden Volksstämmen; 4 und 5) auf der in beiden ähnlichen Anknüpfung der Mythe an die Heldensage und an die Pflanzen- und Gestirnbenennung; 6) auf der Verwandlung der Götter, weisen Frauen und Gottesdienste in Teufel, Hexen und Abergebräuche, sowie auf dem Verstecken der Götternamen in Flüche und Schwüre; 7) auf dem Uebergang der Mythen in Volkssagen und Märchen; 8) auf dem Verhältniß der Götterlehre zur Rechtsverfassung.

Zweites Cap. Gott. In allen deutschen Zungen findet sich der Name Gott für das höchste Wesen; aber nicht verwandt mit „gut"; ebenso wenig mit „Gothen". Die Urbedeutung des Worts ist unbekannt; doch eine mögliche Herleitung aus dem zendischen Quadata, persisch Khoda angedeutet, welches „den von sich selbst Gegebenen, den Unerschaffenen" bezeichnet.

Drittes Cap. Gottesdienst. Ueber die Art und Weise des heidnischen Gebets entbehren wir Nachrichten; Grimm vermuthet blos, daß damit Blicken gen Himmel, Neigen des Leibes, Händefalten, Kniebeugen, Hauptentblößen verbunden gewesen. Betende und beichtende Christen schauten gen Osten, mit aufgehobenen Armen; betende und opfernde Heiden schaueten aber gen Norden. Die Betrachtung der Opfer führt auf die Anführung von Menschenopfern, welche bei den heidnischen Germanen nicht zu bezweifeln sind. Thieropfer wurden besonders in den ältesten Zeiten an Pferden, dann an Rindern, Ebern, Widdern gebracht. Rauchopfer kamen nicht vor; der Christen süßer Weihrauch war den Heiden etwas Neues; dagegen Bekränzen heiliger Bäume mit Blumengewinden bei den Heiden. Das Minnetrinken kommt von dem Worte Minne, welches nicht ursprünglich lieben, sondern des Geliebten gedenken heißt. Der Andenkensbecher, welcher einem Abwesenden oder Verstorbenen zu Ehren getrunken ward, hieß Minni; und so ward auch bei festlichen Opfern und Gelagen der Götter gedacht und Minni getrunken.

Viertes Cap. Tempel. Der Tempel war ursprünglich der Wald. Was wir uns als gebauetes, gemauertes Haus denken, löst sich auf, je früher zurückgegangen wird, in den Begriff einer von Menschenhänden unberührten, von freigewachsenen Bäumen gehegten und eingefriedigten heiligen Stätte; da wohnt die Gottheit und birgt ihr Bild in rauschenden Blättern der Zweige. Wenigstens war dies die herrschende und hauptsächlichste Vorstellung von dem Aufenthalte der Gottheit bei unsern Vorfahren. Einzelne Götter mochten auf Berggipfeln, in Felsenhöhlen und Flüssen hausen; aber der feierliche allgemeine Gottesdienst des Volks hatte seinen Sitz im Hain. Spuren dieser uralten Waldverehrung bis in die neuesten

Zeiten. Doch waren auch schon früh für einzelne Gottheiten Tempel erbaut und vielleicht rohe Bildnisse darin aufgestellt, z. B. das Heiligthum der uns leider dunkel bleibenden Tanfana. Von der Baukunst der heidnischen Deutschen einen hohen Begriff zu fassen, werde man sich zwar enthalten; doch möchten sie es verstanden haben, beträchtliche Steinmassen zu ordnen und fest zu verbinden; wovon noch jetzt Grabhügel, Malstätten, Opferplätze zeugen.

Fünftes Cap. Priester. Es gab dafür im Heidenthum ein aus „Gott" abgeleitetes, also echt germanisches Wort, gothisch Gudja, altnordisch Godi. Die deutschen Priester waren zugleich bei Gottesdienst und Volksgericht thätig; in den Heerzügen gebührte ihnen allein, nicht dem Feldherrn die Zucht, da der ganze Krieg gleichsam in Gegenwart der Gottheit geführt ward. Schon Tacitus sagt dies; wie denn sein ganzes Werkchen: „De situ, moribus etc. Germaniae", als höchst beachtenswerth empfohlen wird. (Den Lesern wird angenehm sein, zu vernehmen, daß Jakob Grimm jetzt dies Büchlein zum Zweck seiner Vorlesungen darüber herausgibt.) Wenn aus dem Gewieher der öffentlich unterhaltenen weißen Rosse geweissagt werden sollte, begleiteten Priester den heiligen Wagen und beglaubigten das Geschäft; den Wagen der Gottheit berührt allein der Priester, ihre nahende Gegenwart wird von ihm erkannt, er geleitet sie ehrfurchtsvoll und führt sie zuletzt in ihr Heiligthum zurück. Auch dies aus Tacitus. Aber ohne Zweifel lag den Priestern auch außer jenen Geschäften die Verrichtung feierlicher Gebete, die Tödtung der Opferthiere, die Weihung der Könige und der Leichen, vielleicht auch der Ehen, die Abnahme der Eide und manches Andere ob. Von ihrer Tracht, Auszeichnung und Abstufung weiß man nichts. Sie bildeten wol einen gesonderten, vielleicht erblichen Stand, wenn auch einen minder mächtigen und einflußreichen als in Gallien. Die Priester der Angelsachsen durften nicht auf Hengsten reiten, noch Waffen tragen. Auch die Priesterinnen und Weissagerinnen sind in Betracht zu ziehen; von ihrem heiligen Amte und Einflusse auf das Volk scheint sie das Mundium, d. i. die Bevormundschaftung des Geschlechts bei der Tochter, der Schwester und Frau von Seiten des Vaters, Bruders und Mannes, nicht abgehalten zu haben.

Sechstes Cap. Götter. Die Deutschen hatten Götter, und aller Wahrscheinlichkeit nach galten die Götter des Nordens auch für Deutschland; es ist also bei unsern Vorfahren kein götterloser Naturdienst anzunehmen. Doch weiß Tacitus von keinem Göttergebilde oder anzubetenden Bildnisse; was er bezeichnet, werden geschnitzte und gefärbte Symbole gewesen sein, die bei gewissen Anlässen umhergetragen wurden, vielleicht von Beziehung auf die Natur und das Wesen einzelner Götter. Die Abwesenheit der Bilder und meistens auch der Tempel ist bei dem Unvermögen in Kunstfertigkeiten zu jener Zeit eine der Betrachtung willkommene und vortheilhafte Eigenschaft des deutschen Cultus. Es folgt daraus aber nicht, daß die Götter der Deutschen nicht unter menschlicher Gestaltung gedacht worden seien; denn ohne diese wären Götter, denen Menschliches und Menschenberührung beigelegt wird, undenkbar. Auch der damalige deutsche Dichter konnte sie nur menschlich fassen. Die Irminsäule, Ermensäule war eine im heiligen Walde Osning befindliche große, hohe, göttlich verehrte Bildsäule; aber eine allgemeine, keinem einzelnen Gotte ausschließlich geweihete. Die Römer haben bei Beschreibung der deutschen Götter durch freie Uebersetzung zwar nur halbe Deutlichkeit gegeben, jedoch nicht willkürlich erklärt; besonders Tacitus scheint auch dabei Vorsicht und Ueberlegung zu gebrauchen. Ueber die in das halbe Europa eingedrungene heidnische Benennung der Wochentage erlangt man Aufschluß, wenn man annimmt, daß die von den Römern versuchte Uebertragung einiger Götternamen (Luna, Mars, Mercurius, Jupiter, Venus) auf deutsche Götter, unter den gelehrter Gebildeten verbreitet und auf die einheimische Tagebenennung angewandt wurde, nachdem längst das Christenthum die siebentägige Woche von den Juden überkommen hatte. Wir müssen auf das Buch verweisen; die Untersuchung über den Namen jedes Tages ist sehr anziehend. NB.: es dürfe nicht Dinstag, sondern müsse Dienstag heißen, das aus Diestag, Tiwestag geworden und mit Ding (Gericht) gar nicht verwandt sei. Zurückschließend versteht nun Grimm, wenn alte Denkmäler von deutschen Göttern lateinisch reden, unter Mercurius den Wodan (Wuotan), unter Jupiter den Donar, unter Mars den Ziu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kritische Aehrenlese auf dem Gebiete der theologischen Literatur.

1. Die Apokalyptiker, oder was ist von dem Jahre 1836 zu befürchten? Eine Gelegenheitsschrift, veranlaßt durch des Prälaten Bengel und seines Geistesverwandten Hofrath Jung-Stilling's Prophezeihungen und zur Belustigung der Starken, wie auch zur Beruhigung der Schwachen am Geiste zum Druck befördert von F. Nork. Weimar, Voigt. 1835. 8. 8 Gr.

Man erräth es auf dem Titel, daß die genannten Apokalyptiker mit ihren Berechnungen und Träumereien durch einen Spott- und Spaßvogel sollen lächerlich gemacht werden. Man könnte das Buch in dem erleuchteten Jahrhundert für überflüssig halten, wenn nicht grade jetzt die alten Narrheiten von unsern Mystikern recht geflissentlich wiederaufgesucht und als das beste Salböl für die kranke Menschheit, selbst in dem aufgeklärten Berlin durch neue Subscriptionen auf Jung-Stilling's Schriften empfohlen würden. Wer nun von der Weisheit jener beiden Traumdeuter etwas erfahren will, der lese dieses Schriftchen mit den Auslegungen eines entgegengesetzten, etwas höhnenden Apokalyptikers. Z. B. Cap. 12, 3. 4. meint Jung: „Im Paradiese hatte Satan nur einen Kopf, jetzt hat er's weiter, bis zu sieben gebracht." Im Jahre 1836, meint Jung, wird der Satan gefangen genommen, dann geht das tausendjährige Reich an bis 2836. Das neue Jerusalem wird erbaut, 257½ deutsche Meilen lang, 257½ Meilen hoch, sodaß unsere höchsten Berge dagegen Maulwurfshügel sind. Aber da unser Körper nach der Auferstehung keine Schwerkraft mehr hat, so ist ihm nichts zu hoch und zu weit; es gibt in diesem Jerusalem weder Sonne noch Mond, der Erdkörper ist zur Sonne geworden (S. 74). Billig sollte man erst 1836 vorübergehen lassen, ehe man so viele Millionen an Eisenbahnen, Dampfschiffe, Interventionen, Congresse u. dergl. setzt; es wäre doch ärgerlich, wenn man sich vergeblich abgemüht und um nichts und für nichts hätte todtschlagen lassen.

2. Beitrag zur Verständigung über die wahre Geltung unserer kirchlichen Bekenntnißschriften, und über die rechte Art, sie zu vertheidigen und ihnen treu zu bleiben. Ein Sendschreiben an Hrn. Heinrich Blumenthal zu Charkow, als Antwort auf dessen „Worte liebevoller Erwiderung", und an Alle, die dessen Ansicht theilen, von Chr. Heinr. D. Girgensohn. Riga, Frantzen. 1835. Gr. 8. 9 Gr.

Ein kleines, aber ungemein interessantes Schriftchen, das dem Verf., aber auch der doppelten Censur, sowol von dem Dr. Napiersky als auch von dem Consistorialvicepräsidenten von Budberg in Riga, deren Imprimatur beigefügt ist, alle Ehre macht. Wie Rußland, so hat auch Liefland seine Neuevangelischen, die scheinbar mit Strenge das Luther'sche Christenthum nach den symbolischen Büchern festhalten, über die Abweichenden intolerant eifern, besonders aber den Rationalisten alles Böse schuld geben, sie aus der Kirche wollen gewiesen haben, ohne nur anzugeben, was sie unter dem Rationalismus verstehen, und ob es möglich, vernünftig und christlich sei, ihn zu verdammen und zu vertilgen. Dorpat hat, wie Berlin in der „Evangelischen Kirchenzeitung", so in den dort erscheinenden „Evangelischen Blättern" einen Sprechsaal, worin die orthodoxe Partei ihre Rechtgläubigkeit mit eben der Liebloſigkeit und Gehäſſigkeit gegen Andersdenkende (oder genauer: Ungläubige) der Welt vorlegt und vertheidigt wie unsere Frömmler. Nicht gegen den Glauben dieser Streiter, aber wol gegen die Art des Streites hatte sich Hr. Girgensohn in den „Dorpater Jahrbüchern" sehr nachdrücklich erklärt. Da wirft nun ein Nichttheolog, wie einst der Dr. de Valenti im Weimarischen und nachher in Halle gegen Dr. Röhr auftrat, den Handschuh hin, will Hrn. G. in bester Form bekehren, und zwar mit einer angeblich „liebevollen Erwiderung". Mit würdevoller Haltung, musterhafter Ruhe und scharfsinniger Gründlichkeit, so weit der Raum gestattet und die Sache es fodert, zeigt unser Verf. dem Laien, wie wenig dieser die Aufgabe richtig gefaßt und gelöst; daß er nicht einmal einen Begriff aufgestellt habe, wen er unter den Rationalisten verstehe; daß er durch seine unbestimmten Reden über die Symbole, die er bald für unverbesserlich, bald für perfectibel erkläre, sich oft selbst widerspreche, die rechtgläubigen Theologen, wie einen Neander, einen Twesten, einen Spener, wider sich habe, bald päpstele, bald wieder rationalisire, und die symbolischen Bücher, was sie und ihre Verff. nach ihren eignen deutlichen Aussprüchen sein und nicht sein wollen, gar nicht kenne. Wer vermag aber solche von sich und ihrem vermeintlich Gott wohlgefälligen Eifer eingenommene Menschen zu bekehren?

3. Ueber den Separatismus. Ein Versuch von Karl Wilh. Schulz. Weilburg, Lanz. 1835. Gr. 8. 12 Gr.

Ein lesenswerthes Büchlein. Der Verf. sucht die Ursachen und Folgen dieser Absonderung ruhig und warnend darzustellen, und bemüht sich, besonders die Unterschiede zwischen den Verirrungen solcher Parteien schematisch zu bezeichnen, wobei es uns jedoch scheint, daß in der Wirklichkeit sich oft so Vielerlei miteinander vermische und verbinde, daß es zuweilen schwer fallen möchte, dem Separatisten seine rechte Stelle unter den Nuancen der Sektirerei und Schwärmerei anzuweisen. Die Mittel, die der Verf. dagegen vorschlägt, können wir nur billigen; vorzüglich muß der Geistliche durch Würde ohne Stolz, durch Amtstreue ohne Intoleranz und durch Wärme und Christlichkeit in seinen Vorträgen, sowie durch ein weises Benehmen gegen solche Separatisten dem Uebel steuern helfen; entsteht Unfug, dann greife der Staat ein.

4. Heinrich Stephani's, Kirchenraths ꝛc., Geschichte seiner Amtssuspension als Dekan und Stadtpfarrer zu Gunzenhausen in Baiern. Ein Seitenstück der jüngsten mystischen Spukgeschichte zu Halle in Preußen. Hildburghausen, Kesselring. 1835. Gr. 8. 14 Gr.

Wenn man auch nicht Alles, was Hr. St. in seinen theologischen Schriften niedergelegt, vertheidigen kann, so gehörte dies vor das Forum der wissenschaftlichen Kritik, und hätte der Verf. von manchen seiner unhaltbaren Meinungen, z. B. in der Lehre vom Abendmahl, von den zehn Geboten, auf der Kanzel und in der Schule nicht den rechten Gebrauch gemacht, so konnte man sich wol mit dem so verdienstvollen und pflichttreuen St., einem Greise von 73 Jahren, auf friedlichem Wege verständigen. Man sollte denken, daß, wenn auch der Präsident des münchener protestantischen Oberconsistoriums in der alten Dogmatik eine Stütze der Kirche und des Staats suchte, doch die geistlichen Mitglieder, und namentlich ein v. Rinthammer — der es wol nicht vergessen haben kann, wie schmerzlich ihm und Fichte in Jena der Vorwurf des Atheismus traf und wie angenehm es ihm war, unter Maximilian in Baiern ein Asyl zu finden — die Verhängung der strengsten und ehrenrührigsten Strafe, „Suspension von beiden Aemtern, ohne erst St.'s Verantwortung anzuhören", über ihn, mit Uebergehung der drei ersten Stufen von Strafen, ganz gegen die durch die Constitution bestätigte Consistorialverordnung, hätten verhüten sollen. Sie erfolgte hauptsächlich auf Insinuationen. Man befördert den pöbelhaft schimpfenden Brandt, der ein homiletisch-liturgisches Blatt mit Schmähungen anfüllt, welche wir aus unsern Gemeinden und Schulen im übrigen Deutschland zu verbannen suchen; aber wer ein wenig von den Symbolen abweicht, wird suspendirt. Man lese die Schrift selbst, und man wird es nur beklagen können, daß ein von dem königl. Consistorium in Anspach 1832 so belobter (S. 85), von seiner Gemeinde so geliebter (S. 88), und von seinen Amtsbrüdern, mit Ausnahme einiger Zionswächter, sowie auch von der Regierung so ausgezeichneter Mann nach 45 Dienstjahren so unglimpflich behandelt wird. Die Anklagen sind wie gewöhnlich einseitig, die Beweise schwach, aber das Urtheil hart und unwiderruflich; so viel wir uns erinnern, verfuhr das Staatsministerium viel milder als das Oberconsistorium. Wie ehrenvoll steht die preußische Regierung bei der halleschen Spukgeschichte da; sie wird sich gewiß auch in den schlesischen Händeln gegen den Vorwurf der Härte zu rechtfertigen wissen. Der erbitterte Hr. St. hätte einige Ausdrücke mildern können.

5. Die allgemeine christliche Kirche nach ihren Principien. Ein Versuch zum Frieden unter den herrschenden christlichen Religionsparteien. Von Dr. Goes. Gmünd, Raach. 1835. 8. 12 Gr.

Wir zweifeln sehr, ob dem Verf. seine löbliche Absicht gelingen werde. Dem Einen wird er als Neolog erscheinen, wenn er Jesum S. 2 „nach seiner menschlichen Persönlichkeit den Sohn Joseph's und Maria's" nennt, wiewol er S. 5 etwas einlenkt; aber Andere werden mit dem orthodoxen Satze nicht zufrieden sein: „Jesus sei nach dem Geiste der geoffenbarte Gott." Der Glaubenssatz S. 17: „Jesus Christus ist geboren dem heiligen Geiste aus der Jungfrau Maria", ist weder biblisch noch symbolisch. Mit v. Ammon's „Fortbildung des Christenthums" und Röhr's „Grund- und Glaubenssätzen" hat sich der Verf. S. 20 nicht befreunden können, was wir ihm gern glauben. Seine Kritik ist nicht genau und unbefangen, doch gemäßigt genug, und sein christlicher Sinn lobenswerth.

6. Antwort auf das Sendschreiben eines Gliedes der evangelischen Kirche an den Verf. der Schrift: Die Kirche und ihre Gegner. Ein Beitrag zur Charakteristik der neuesten protestantischen Polemik. Landshut, Krüll. 1835.

Lange strebte Ref. vergeblich nach dieser Herzensergießung des Hrn. Dr. H., über dessen Uebertritt zum Katholicismus er früherhin berichtet hat. Ist nun auch nicht Alles wahr, was der Verf. einem uns unbekannten Gegner entgegenstellt, so ist es doch ganz hübsch erfunden und dargestellt. Er ist freilich zu einem gehörigen Angriffe auf den Protestantismus nicht tüchtig genug; aber er versteht es, die Schwächen einzelner Protestanten, selbst Luther's, geschickt für den Katholiken zu benutzen. Besonders zeigt er selbst aus akatholischen Berichten die Verkehrtheit der Missionnarien, wie z. B. nach den Zeugnissen vieler Engländer, des preußischen Naturforschers Dr. Meyen

Digitized by Google

u. A. (S. 74) auf Oswahl sich Alles durch das Missionswesen verändert habe; wie die liebenswürdigen Indianer von den protestantischen Missionnairen mit eisernen Ruthen gepeinigt werden; wie die Fremdlinge den Schusterleisten verlassen und predigen, dabei aber Schätze zusammenraffen und den armen Indianern jeden frohen Lebensgenuß verbieten. Darüber schweigen freilich die Missionsmagazine in Basel, und diese Gebrechen sollten unsere Missionsprediger in Sachsen und Preußen in ihren Vorträgen auch rügen. Daß aber Hr. H. meint, das Uebel komme daher, weil uns nicht die eine und untrügliche Kirche aussendet, wird ihm kein Protestant glauben.

7. Neues und Altes für Lutheraner. Herausgegeben von einem Vereine lutherischer Glaubensgenossen. Ersten Bandes erstes Heft. Leipzig, Fr. Fleischer. 1835. Gr. 8. 4 Gr.

Was wir schon vorhersagten, daß das Einschreiten der weltlichen und geistlichen Behörden in Schlesien den steifen Lutheranismus nur allenthalben noch mehr aufregen werde, das zeigt sich auch dadurch, daß außer den „Mittheilungen über die neueste Geschichte der lutherischen Kirche", I, 1, noch eine zweite Zeitschrift hervorgetreten ist. Wir finden nun aber auch hier nichts weiter als die alten Behauptungen, daß die lutherische Abendmahlslehre nach dem 10. Art. der augsburgischen Confession die allein richtige sei; daß die preußische Agende unmöglich auf einem lutherischen Altar liegen und er nicht zu zweierlei Abendmahl dienen dürfe; daß sie nur die Brücke zum Uebergange in die Union und zur reformirten Kirche sei u. s. w. Vorzüglich ist es diesen Lutheranern auch (S. 29) erschrecklich, daß gegen den 28. Art. der Confession „die zwei Regimente, das geistliche und weltliche, ineinander gemengt und geworfen werden", und die neue Agende sage S. 4, daß die Geistlichen „Unterthanen des Königs auch in den kirchlichen Dingen, auch in Glaubenssachen seien, und die Agende sei ja eine Glaubenssache". Dadurch würden „die Geistlichen Königsknechte; und wollten sie nicht nach dem Willen ihres neuen Herrn predigen, so würden sie flugs an ihren kirchlichen Unterthanentitel erinnert und den andern Rebellen und Teufelsknechten zugezählt" (S. 31). Der Pastor Kellner glaubt vor seinem Gewissen und am jüngsten Tage (S. 32) den Titel: „Unterthanen des Königs in der Kirche", nicht verantworten zu können. Wer sollte solche Leute nicht bedauern und — schonen? Sind sie (S. 48) „nach Abführung ihres Predigers und einiger Kirchenvorsteher nach Breslau seit mehren Monaten ohne Sacrament, ohne Predigt, ohne Seelsorger", so mag dies verantworten, wer es angestiftet oder nicht verhütet hat.

8. Kirchenordnung für die evangelischen Gemeinden in der Provinz Westfalen und der Rheinprovinz. Coblenz, Bädeker. 1835. Gr. 8. 4 Gr.

Es scheint, daß man in manchen Ländern, wo viel von Synoden und Presbyterien gesprochen und versprochen wurde, sich gar nicht gern an solche Zusicherungen erinnern läßt. In den gedachten Provinzen mag man wol mit diesen Einrichtungen zufrieden sein und wo man Lust hat, sie nachzuahmen, mag das Schriftchen mit benutzt werden können.

9. Ueber Predigerseminarien. Mit Berücksichtigung der zu Herborn, Lokkum und Wittenberg vorhandenen, und in Bezug auf die Errichtung eines solchen in Baden. Von Ph. W. Dittenberger. Heidelberg, Mohr. 1835. Gr. 8. 16 Gr.

Ref., der nicht Gelegenheit hatte, ein solches Institut zu besuchen, sich aber durch das fleißige Hören und Studiren musterhafter Predigten und Benutzung der hierher gehörigen theoretischen Schriften nachgeholfen, wünscht der jetzigen Jugend Glück, daß sich ihr so günstige Gelegenheiten für die Ausbildung in ihrem Berufe als Prediger darbieten. Der Vers. scheint sich sehr mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen; er bekämpft besonders die von der Generalsynode, auch wol von manchen Landständen gehegte Meinung, als sei eine Universität weniger für solche Anstalten geeignet als eine andere, selbst kleine Stadt. Indeß kommt wol Alles auf die Männer an, die bei einem solchen Seminar wirken; es kann einseitig werden, wenn diese es sind, es befinde sich, wo es wolle. Nur haben sich die Dirigenten und Beurtheiler der Arbeiten sorgfältig zu hüten, daß sie nicht durch Witzelei und Krittelei den Jünglinge das Predigen verleiden und, da diese Uebungen hier doch mehr als Sache des Verstandes und der Kunst behandelt werden, nicht das Herz dafür erkälten. Dem Ref. haben wenigstens manche Jünglinge versichert, daß ihnen durch die oft spöttischen und lächerlichen Zerlegungen ihrer frommen Ergießungen mit dem scharfen Messer der homiletischen Regeln die Wärme für die Sache sehr benommen worden sei. Der Vers. gedenkt noch der Seminarien in Jena, Halle, Greifswald, Gotha, wozu auch ein neuerlich in Altenburg gestiftetes zu zählen ist, das mit Dank aufgenommen wurde, da es sich über den ganzen Predigerberuf verbreitet und von würdigen Männern geleitet wird. 44.

Notizen.

Es gibt kein Land in der Welt, wo die Duelle so häufig und so blutig sind als Louisiana. Folgende aus der „Cincinnati Post" genommene Anekdote liefert hierzu einen traurigen Beweis. Ein Lieutenant von der Marine, der am Bord eines Dampfschiffs den Fluß hinaufsegelte, gerieth mit drei andern Passagieren von Arkansas, von denen zwei Brüder waren, in Händel. Einer derselben schlug sogleich die Ausgleichung durch Zweikampf vor; der Lieutenant war genöthigt, sich einen Zeugen aus den übrigen Passagieren zu nehmen, und die Kämpfer schifften sich aus. Beim ersten Kugelwechsel empfing der Lieutenant einen Schuß in die Hüfte; aber da er keine Satisfaction annahm, wechselte man noch eine Kugel und sein Gegner blieb auf der Stelle todt. Jetzt kam die Reihe an den Bruder des Getödteten, der vor Begierde brannte, seinen Bruder zu rächen. Allein auch er wurde zu Boden gestreckt. Die blutige Scene wurde nun eine förmliche Metzelei, als der dritte Gegner auch mit dem Secundanten des Lieutenants in Streit gerieth, diesen zwang, das Pistol zu ergreifen, und ihn in die Brust schoß. Jetzt kannte die Wuth des Offiziers keine Grenzen mehr, und obgleich er schon von Blutverlust sehr erschöpft war, schlug er sich doch noch mit dem Dritten und verwundete ihn ebenfalls tödtlich. Der Lieutenant befand sich später in einem Hospital zu Louisville, und man hoffte ihn durchzubringen.

Es gibt in Frankreich im J. 1835 82 Museen, 160 Schulen der schönen Künste, 2281 Künstler, welche ausgezeichnete Kunstwerke geliefert, oder doch zur Ausstellung von dergleichen zugelassen worden sind, darunter 1096 Maler, 150 Bildhauer und Sculpturarbeiter, 113 Graveurs, 265 Architekten und 509 Zeichner. In Paris allein gibt es 35 Kunstschulen, 20 Museen, 773 Maler, 106 Bildhauer, 102 Graveurs, 195 Architekten und 209 Zeichner, im Ganzen 1585 Künstler. Die fünf an Künstlern und Museen reichsten Departements sind nach dem Seinedepartement: das des Nordens, der Gironde, der Rhone, Niederseine, der Seine und Dise.

Unter den Curiositäten, welche die letzte Ausstellung belgischer Fabrikate dargeboten, befanden sich als besonders bemerkenswerth: eine Miniaturdampfmaschine, aus Kupfer, von einem halben Fuß Höhe, die mit unglaublicher Sorgfalt ausgeführt war; eine dergleichen aus Eisen, welche während der Zeit, wo die Säle geöffnet waren, ihre Function verrichtete; die Gefangenen in Gent hatten in Elfenbein ein Modell des Strafhauses, und ein anderes der Correctionsanstalt eingeschickt, welche sich durch außerordentliche Sauberkeit der Arbeit auszeichneten. 150.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 341. — 7. December 1835.

Deutſche Mythologie von Jakob Grimm.

(Fortſetzung aus Nr. 340.)

Siebentes Cap. (Wodan) Wuotan. Die althochdeutſche Form iſt Wuotan, longobardiſch Wodan (Guodan), altſächſiſch Wuodan (Wodan), weſtfäliſch Guodan (Gudan), angelſächſiſch Woden, friſiſch Weda, nordiſch Odhinn, bei Saxo Othinus, faröiſch Ouvin, in Graubündten noch jetzt Vut. Grimm leitet es ab vom Althochdeutſchen watan, lat. vadere, gehen, durchſchreiten, mit Kraft ſich bewegen, woher auch das Subſtantiv wuot (Wuth), Ungeſtüm und Wildheit bedeutend. Daher ſcheine Wuotan das allmächtige, alldurchdringende Weſen anzuzeigen. Wie früh aber dieſer höhere Urbegriff erloſchen, laſſe ſich nicht ſagen; ſchon unter den Heiden müſſe der Nebenbegriff des Wilden, Ungeſtümen und Heftigen hineingemiſcht ſein; den Chriſten ſei dann zu ſtatten gekommen, dieſe Bedeutung in die eines Tyrannen zu verwandeln, eines Wütherichs, eines böſen, teufliſchen Weſens. Der Cultus des Wuotan war übrigens ſehr allgemein verbreitet; er iſt es, dem die Römer den Namen Mercurius anheften. Den Heiden war Wuotan der Weltlenker, der Allweiſe, der Schlachtenordner; und daher iſt er oft mit dem Tyr oder Ziu, dem eigentlichen Kriegsgotte, verwechſelt. Dem Wuotan, dem Siegverleiher, gebührt vorzugsweiſe der altdeutſche Name Sithora (Sichora), woher vermuthlich das Sire eigentlich ſtammt. Beim Verleihen eines gewiſſen Siegs, deſſen die Fabel des Breitern erwähnt, ſchaut Wuotan durch ein Fenſter ſeiner himmliſchen Wohnung zur Erde nieder; und derſelbe, als nordiſcher Odhinn, hat einen Thron, auf welchem ſitzend er die geſammte Welt überſchaut (wie ſich noch jetzt das Volk die Sache vorſtellt). Wuotan war auch der gewaltige Schöpfer und Bilder jeglichen Gutes, der Erfüller des Wunſches, d. i. Wunniſchen, Wonnigen, dem Menſchen Erfreulichen. Die im Kampf gefallenen Helden nimmt der Siegverleiher in ſeine himmliſche Wohnung auf, er läßt ſie zu ſich kommen („zu Odhinn fahren, bei Odhinn zu Gaſt ſein, Odhinn heimſuchen"). An dieſen Gott ſchließen ſich die angelſächſiſchen Geſchlechtsregiſter des Anhangs an.

Achtes Cap. Donar. Den über Wolken und Regen gebietenden, ſich durch Wetterſtrahl und rollende Donner ankündigenden Gott, deſſen Keil durch die Lüfte fährt und auf der Erde einſchlägt, bezeichnet die Sprache des Alterthums mit dem althochdeutſchen Donar, altſächſiſch Thunar, angelſächſiſch Thunor, altnordiſch Thorr. Er wird fahrend gedacht auf dem rollenden Donnerwagen. Noch heute ſagt das ſchwediſche Volk, wenn es donnert: „der gute Alte fährt, der gute Vater fährt". Gleich Zeus und Jupiter wurde ohne Zweifel auch der deutſche Donnergott mit langem Barte vorgeſtellt, ja er erſcheint in den nordiſchen Sagen rothbärtig, was wol auf die feurige Lufterſcheinung des Blitzes bezogen werden kann. Wenn er zürnt, bläſt er in ſeinen Bart und Donner ſchallt durch die Wolken. Hülfsbedürftige riefen ſeinen rothen Bart an. Dem einſchlagenden Donnergotte werden Geſchoß und Waffe beigelegt. Die nordiſche Mythologie legt dem Thorr ausdrücklich einen wunderbaren Hammer bei, den er gegen die Rieſen ſchleudert; dieſer hat die Eigenſchaft, nach dem Wurf von ſelbſt in die Hand des Gottes zurückzukehren. Von dieſem Hammer ſtammt noch die niederdeutſche Verwünſchung: „dat deck de Hammer!" (daß dich der Hammer — nämlich: erſchlage), und nach der chriſtlichen Entſtellung germaniſcher Mythen heißt Meiſter Hämmerlein der Teufel. Die Heilighaltung des Donnerstags, der von ihm den Namen hat, ſoll noch jetzt im Volke leben. (Wo?)

Neuntes Cap. Andere Götter. Für den Mars der Römer fanden ſie ein Analogon in dem Tius der Gothen, Ziu (oder Zio, im Genitiv Ziuwes oder Ziewes) der Althochdeutſchen, Tyr der Nordländiſchen und Tiv (Genitiv: Tives) der Angelſachſen, genau das lateiniſche Wort deus und das griechiſche Zeus. Auf jeden Fall einer der höchſten Götter der Deutſchen. Zier (Zierde) heißt noch jetzt bei uns das Auszeichnende, Ruhmgebende, Schöne. Von ihm hat der Dienstag, vordem Diestag, in Schwaben noch jetzt Ziſtig, den Namen. Ziu ſcheint gleichbedeutend mit Er, einem dunkeln Götternamen.

Der nächſte Gott an Macht und Ruhm iſt der (altnordiſch genannte) Freyr. Selbſt nach Annahme des Chriſtenthums durfte das höchſte Weſen noch mit dieſem Namen benannt werden, unter welchem man alſo wol einen ſehr allgemeinen, ausdrucksvollen Sinn ſuchen muß, etwa wie wir im Allgemeinen Herr und Herrſcher ſagen. Dieſer nordiſche Freyr hieß gothiſch Frauja, althochdeutſch Frowo, Frowin, Fro (daher der Ausdruck Frohnleich-

nam, Leichnam des Herrn, und Frohndienst für Herrndienst), angelsächsisch Frea, altsächsisch Frahо, Fro. Er mag der Gott des Segens, der Fruchtbarkeit und des Friedens gewesen sein.

Niördhr (nordisch), Nerthus (althochdeutsch) meist unbekannte, unerklärte Gottheit. Nerthus wird von Tacitus weiblich angegeben. Vielleicht hängt das Wort Nord damit zusammen. Ref. übergeht mehre unbedeutendere und im Dunkel gebliebene Namen meistens nur nordischer Götter. Am Schlusse des Capitels sagt Grimm:

Einzelne Eigenschaften verschiedener Götter greifen ineinander; was hier von einem derselben gilt, kann dort auf einen andern übertragen worden sein, und es begreift sich, wie bei einigen Volksstämmen Name und Cultur irgend eines Gottes fehlen durfte, seine Besonderheit fiel dann noch einem ähnlichen Gotte zu. So werden Wuotan, Donar und Fro sämmtlich unter gewisser Beziehung als Götter des Ackerbaues und der Fruchtbarkeit der Erde gedacht, Wuotan, Ziu und Er als Lenker des Kriegs. Die Macht und das Ansehen männlicher kann aber auch auf weibliche Gottheiten übergehen.

Zehntes Cap. Göttinnen. Nerthus, bei Tacitus eine Göttin, die Mutter Erde, scheint anderwärts als Gott verehrt zu sein. Ein Hertha-Cultus auf Rügen ist daraus hergefabelt, der gar keinen Grund hat. Eine andere in Dunkel gehüllte Göttin ist des Tacitus Tanfana. Ob eine Art Isisdienst, oder dem Aehnliches in Deutschland stattfand, scheint nicht mehr auszumachen; vielleicht ist der Isis die deutsche Holda zu vergleichen, die freundliche, milde, gnädige Göttin und Frau (späterhin Frau Holle genannt). Die deutsche Holda steht dem Spinnen und dem Ackerbau, die nordische Hulla der Viehweide und dem Melken vor. In andern Theilen Deutschlands kommt statt der Holda eine Frau Berchta (althochdeutsch Perahta) vor (Bertha). Nordisch, jedoch auch sicherlich deutsch sind: Frigg, Odhinn's Gemahlin, und Freyja, Freyr's Schwester, beide wegen ihres ähnlichen Namens leicht verwechselbar und oft verwechselt, schon vor Alters, daher der Freitag (sechste Wochentag) der Einen wie der Andern zugeschrieben wird. Freyja war die frohe, erfreuende, liebe, gnädige Göttin, Frigg die freie, schöne, liebenswürdige; also selbst dem Sinne der Grundbedeutung nach verwandt; doch ist jene mehr die Herrin, diese das Weib. Frigg, als des höchsten Gottes Gemahlin, hat den Rang vor allen übrigen Göttinnen; sie weiß der Menschen Schicksal, nimmt Eide ab; Dienerinnen vollziehen ihr Geheiß, sie steht den Ehen vor und wird von Kinderlosen um Ehesegen angefleht. Merkwürdig ist: in England in der Gegend von Dent halten zu gewissen Jahreszeiten, besonders im Herbst, noch jetzt die Landleute einen Umgang und führen vermummt alte Tänze auf, die sie den Riesentanz nennen; den vornehmsten Riesen bezeichnen sie Woden und seine Frau Frigga; die Haupthandlung des Schauspiels besteht darin, daß zwei Schwerter um den Hals eines Knaben geschlungen und geschlagen werden, ohne ihn zu verletzen. Noch bemerkenswerther ist aber die deutliche Spur der Göttin in Niedersachsen (noch jetzt?), wo sie unter dem Volk als Fru Freke in den Rollen auftritt, welche oberdeutsche Gegenden der Frau Holle überweisen. Freyja ist nach oder neben Frigg die geehrteste Göttin, ja ihr Cultus scheint noch verbreiteter und ansehnlicher gewesen zu sein; ihr sind häufig Opfer gebracht. Sie war einem Manne (keinem Gotte) vermählt, den sie aber verließ, und den sie, Thränen vergießend, in der weiten Welt unter fremden Völkern aufsuchte. Ihre Thränen sind golden. Das Gold heißt Freyja's Thränen, sie selbst thränenschön (gratfagr). Doch erscheint sie nach den ältesten Zeugnissen auch kriegerisch, auf einem mit Katzen bespannten Wagen zur Kampfstätte fahrend und mit Odhinn sich in die Erschlagenen theilend. Sterbende Frauen glaubten nach dem Tode in ihre Gesellschaft zu gelangen. Man möchte Frigg mit Here (Juno), Freyja mit Venus oder Isis vergleichen. Auch hatten die Deutschen jedenfalls eine Hel, Hellia, die Todtengöttin, deren Begriff aber allmälig in den des angeblichen Orts (Helle) Hölle, Aufenthalt der Todten, Unterwelt, Strafort, sich auflöste. Sie ist aber ursprünglich weder der Tod, noch ein böses Wesen, sondern nimmt blos der Abgeschiedenen Seelen in Empfang und hält sie unerbittlich oder hungrig in ihrer Wohnung fest. Sie wurde halb schwarz und halb menschenfarbig gedacht nach Art der elfterfarbigen Leute des Mittelalters. Ihre Wohnung war tief im Dunkel der Erde in Niflheim; das Innerste des Orts heißt Niflhel. Zu ihr fahren aber blos die Todten nieder, welche von Krankheit und Alter getödtet sind; denn die in der Schlacht Gefallenen kommen nach Walhalla.

(Der Beschluß folgt.)

Reise in das Altaigebirge im Jahre 1834. *)

Am 6. Juli fuhr ich von Sürânowsk im offenen Wagen die Flüsse Buchtarma und Chair Kumin aufwärts bis zum Ausflusse der hinter einem hohen Granitberge hervorkommenden Stolboucha in den letztern. Hier hielt ich des Regens wegen mein Mittagsmahl im Wagen und lud um auf die zwei mit den beiden Führern vorausgeschickten Packpferde; außer jenen begleitete mich ein medicinischer Lehrling. Der Chair, ein recht munterer Fluß, springt mit dem reinsten Wasser rauschend und schnell über Kiesel und Felsen im engen, von hohen steilen Bergen umgebenen Thale dahin. Zuweilen erweitert sich dieses, und dann schauen die Felsen- und Trümmerhäupter der Veteranen des Cholsungebirges gar ehrbar herein. Wir ritten es noch 35 Werst hinauf, lenkten dann rechts ab und schlugen auf der Seite einer Alpe unser Nachtlager auf. Die Ordnung dabei war immer dieselbe, daher ich sie hier ein für allemal beschreibe. Erst werden die Pferde angebunden, abgeladen, Feuer angelegt und der Theekessel aufgesetzt. Dann bekommt jeder der Diener ein Täßchen Schnaps; ich ziehe aber mit großer Behaglichkeit trockene Strümpfe und Stiefeln an, trinke Thee und schreibe meine Bemerkungen auf. Unterdessen wird das Abendmahl bereitet und das Zelt aufgerichtet, d. h. ein Leinwandsack, grade so groß, daß ich darin sitzen und so breit, daß ich mich umwenden konnte; von der Regenseite wurde er mit einem Filze bedeckt. Dabei raucht der Herr, bei einer Tasse Punsch, seine Pfeife und unterhält sich mit den Dienern über Reisewirthschaft, Topographie, Zoologie, Jagd ꝛc. Nach dem Abendessen werden die Packsättel, zum Schutz gegen Regen, unter Bäume gelegt, die Pferde mit gebundenen Vorderfüßen auf die Weide gelassen und gegen neun oder zehn Uhr wird das Bette gesucht. Im Zelte bestand es aus dem Sattel mit

*) Vgl. was wir in Nr. 101 u. 102 d. Bl. über eine frühere Reise des Verf. und diesen selbst mittheilten. D. Red.

einem ledernen Kopfkißchen, aus einem dreifach zusammengelegten Filze, aus einer wollenen Decke, die bei warmem Wetter unter, bei kaltem auf mir lag, aus dem Schlafrocke mit Futter von jungen Lämmerfellen und dem Mantel, in den die Füße gewickelt wurden. Die Leute lagen um das Zelt im Schafspelze unter oder auf ihren Filzen. Des Morgens wurde meist vor Sonnenaufgang aufgestanden, das Feuer erneuert, die Pferde gesammelt, bepackt, Thee getrunken und schnell aufgebrochen. Heute gab es ein schönes Mahl von Forellen, die die Führer des Morgens gefangen hatten; nur wurde es wie der Thee und das Lager von einer Menge Grillen (Heupferdchen) besucht, die den Platz streitig machten.

Am 7. früh weckte mich die unangenehme Musik des Regens auf dem Zelte; er hörte zwar vor der Abreise auf, aber nasse Bäume und Gras versahen uns reichlich mit Wasser. Wir erstiegen nun die steile Alpe, hatten von ihr erst eine schöne Aussicht auf das Gebirge neben und unter uns, fanden eine einsame Schneehuhnfamilie mit ihren noch nicht fliegenden Kleinen, wurden aber bald in kalten, feuchten, so dicken Nebel gehüllt, daß wir nicht wußten wohin. Vergebens waren die Versuche der Führer, den Steig zu entdecken; am Ende half der Compaß und führte uns die Alpe entlang zu den Quellen der Krasnojárka. Sie bilden in offener Alpengegend eine Menge Becken mit kleinen Wasserfällen, die jedem Garten zur Zierde dienen würden; hin und wieder lag Schnee. Das Wetter hellte sich auf, aber je weiter herab, desto einförmiger wurde neben den waldigen Schieferbergen der Weg. Mittag hielten wir am Flusse und ehe noch das Wasser kochte, waren auch schon die Fische, drei schmackhafte Forellenarten, geangelt. Dann ritten wir den Fluß hinab, durch ihn und an einem Zuflusse desselben hinauf bis zu einem nicht hohen, aber felsigen Bergrücken, auf dem ich der schönen Aussicht auf die grünen Thäler, schneereichen Berge und der Ermüdung wegen nach einem Ritte von wenigstens 50 Werst anhielt. Neugierige Nußraben umflogen die seltenen Gäste; der nächtliche Schlaf war aber so fest, daß nur ein erkrankter Führer das Geschrei der Rehböcke und eines Bären im Walde neben uns hörte.

Am 8. ritten wir anfangs im breiten, dann engen, sumpfigen Thale an einer Quelle des Taitamák hin und dann über einen hohen, steilen Waldberg herab in das Thal der Katúnja (Uimón), deren Höhen ich voriges Jahr besuchte. Es ist hier etliche Werst breit; rechts und gegenüber waren Berge von den verschiedensten Formen, waldige Rücken, Felsengipfel und scharfe Kämme mit Baumalleen, im Hintergrunde das noch mit vielem Schnee bedeckte Birukságebirge, in der Mitte des Thales der rauschende Fluß, mit grünlichem, trübem Wasser und vielen mit Lorberpappeln, Birken und Tannen geschmückten Inseln. Wir kannten die Furt hindurch nicht, ritten also im Thale unter beständiger Grillenmusik — eine Art flog zwischen uns über sechs Ellen hoch gewandt herum — hinab, hielten Mittagstisch, zu dem der Boden schmackhafte Erdbeeren lieferte, und kamen zum Flusse Kóksun. Wir mußten hinüber; ein Führer versuchte also, ob wir ertrinken würden oder nicht. Aber er hatte noch Lebenslust und kehrte bald mit der Versicherung um, es sei zu tief! Es ging daher auf gut Glück den Fluß entlang, in der Hoffnung, Leuten zu begegnen, da in der Nähe ein Dorf sein sollte. Endlich sahen wir beides, wurden im Kahne übergesetzt und kamen an ein seit vier Jahren im sibirisch-italienischen Geschmack angelegtes Dorf; die hölzernen Häuser hatten nämlich platte Dächer und ganz kleine Fensterchen. Die Bewohner sind gutmüthige, aber faule, getaufte Tataren aus der Gegend von Salair. Auf der andern Seite ritten wir nun noch acht Werst im Thale hin, bis wir, ebenfalls im Kahne über die Katúnja setzend, nach einem Wege von 40 Werst im Dorfe Uimonsk ankamen und freundliche Aufnahme fanden. Sogleich wurde der Zweck meiner Reise eröffnet, mittels eines Befehls vom Gouverneur Beihülfe verlangt, und nach gehaltenem Rathe meldeten sich acht Grauköpfe und sagten, daß Morgen Pferde bis zum nächsten Dorfe und zwei Wegweiser ins Gebirge bereit sein würden; dann wurde dem kranken Führer zur Ader gelassen — obwol es ihm besser wurde, ließ ich ihn doch mit den Pferden hier — und den Rest des Tages über Erkundigungen über das Gebirge eingezogen. Diese Bauern haben einigen Feldbau, viel Viehzucht und Jagd; Du kennst sie, gute Schwester, aus Ledebour's Reise; es ist ein kräftiges Volk.

Am 9. erlaubte anhaltender Regen erst gegen 11 Uhr aufzubrechen und am rechten Ufer der Katúnja hinab die Reise in eine ganz unbekannte Gegend anzutreten. Wir trafen hier mehre Rehe und eins wurde des Morgens ganz nahe am Dorfe geschossen; die Bauern gehen daher hier immer bewaffnet aus, weil ihnen oft ein Braten vorkommt. Nach 15 Werst kamen wir wieder an ein von Kronbauern an der Katúnja neu angelegtes, nettes Dorf, wo wir einen Aufenthalt von mehren Stunden hatten, weil Alles auf dem Heuschlage und die Pferde auf der Weide waren, ritten aber doch gegen Abend ein 25 Werst auf einförmigem waldigen Steige bis zum Flusse Kuragán, wo wir in tiefer Dämmerung unser etwas regnerisches Nachtlager errichteten.

Am 10. hatte ich zwei Leute vorausgeschickt, kalmückische Jurten und Pferde zu suchen; wir ritten durch einen bergigen Wald aus Lärchenbäumen, Birken und Tannen mit mäßig hohem Graswuchse zur Kutschurlá. Am Ufer dieses nicht sehr tiefen, aber über Steinblöcke reißend dahintobenden Flusses mit weißem Gletscherwasser, der etwas breiter als die Gölzsch ist, fanden wir Niemand, und die Begleiter meinten, man könne nicht hinüber. Ich frühstückte und wartete; endlich zeigte sich jenseit ein Kalmück und setzte im Zickzack über, dann noch etliche und die vorausgeschickten Führer; es ritten noch ein Paar mit frischen Pferden herüber. Ich dachte, wo ein Russe und ein Kalmück durchkommen, da wird auch ein Deutscher nicht ertrinken, und wir ritten in schiefer Richtung, erst abwärts, dann aufwärts über. Anfangs hatte ich Furcht; dann aber schien mir's (grade das Umgekehrte, als wenn man auf glattem Wege schnell fährt und dann alle Gegenden vorbeizulaufen scheinen), als wenn der Fluß stillstände und die Pferde schnell rückwärts liefen. Das kam mir höchst lächerlich vor und machte mich guter Laune. Wir kamen glücklich hinüber, die Gesellschaft wurde um etliche Kalmücken vermehrt, die uns Pferde und einen Hammel (für ein kleines, ungefedertes Gegengeschenk) gaben und von diesem sich nur Kopf, Blut und Eingeweide (zu Würsten) zurückerbaten. Nun ging es einen steilen Waldberg hinauf, auf dessen Gipfel ein großer Reisighaufen lag, den auch jeder unserer Kalmücken um einen Baumzweig vermehrte, und wieder herab über den Além, einen noch reißendern und trübern, aber seichtern und schmälern Gletscherfluß. Die Pferde der Kalmücken sind sicher und vorsichtig in Flüssen und vortreffliche Kletterer auf Bergen. Ja, bei ihnen klettert alles auf die steilsten Berge, Ziegen, Schafe, Kühe, und selbst „die Ochsen stehen da nicht am Berge!" Wir hielten bei einigen Jurten von ganz einfacher Form — eine Partie Stangen wird kegelförmig zusammengestellt und mit Filzen bedeckt —, speisten Hammelbraten und wechselten die Pferde. Ledebour und Bunge haben diese Kalmücken bereits beschrieben; hier haben sie sich erst seit etwa 30 Jahren angesiedelt; denn früher fürchteten sie die Streifereien der chinesischen Vorposten. Es sind gutmüthige, gastfreie, ehrliche, aber schmuzige Patrons. Die Aermern tragen auch im Sommer eine Pelzmütze, Pelz mit Gürtel, Hosen und Stiefeln; wird es zu heiß, so ziehen sie jenen von den Armen ab und lassen ihn über den Gürtel herabhängen, was bei der Schmuzrinde, die gewöhnlich den verbrannten Leib bedeckt, eben nicht appetitlich aussieht. Uebrigens gefallen sie mir weit besser als die eigennützigen, zudringlichen, handels- und raubsüchtigen Kirgisen, obschon diese reinlicher und nüchterner sind. Wohlhabende Kalmücken tragen unter dem mit Seide oder Nanking bedeckten Pelze noch einen baumwollenen Schlafrock. Mein Compaß wurde von ihnen mit großer Aufmerksamkeit betrachtet und nach gegebener Erklärung für nützlich befunden. Noch nie hatte sie hier ein russischer Beamter besucht. Ich bestieg nun unter dem

eintönigen Gesange der Kalmücken das Gebirge, mich auf eine unten waldige, oben offene Alpe erhebend; die Flora wurde bald subalpin. Dann ritt ich neben und über der Waldgrenze an kleinen Felsen von Chloritschiefer hin und schlug das Lager im obersten Lemberwäldchen auf. Wir hatten heute der Flüsse und steilen Berge wegen wenig über 40 Werst zurückgelegt. Es war ein heiterer Abend, den ich in der schönen Alpengegend, in der Nachbarschaft von Schneebergen, auf Alpenflor neben einer rauschenden Quelle sehr angenehm zubrachte. Kalmücken und Russen brieten sich friedlich ihr Hammelfleisch an hölzernen Spiesen; ich aß und schlief gut, nur waren, wenn ich aufwachte, der Steile des Berges wegen, immer der Kopf vom Sattel herunter und die Füße zum Zelte hinausgerutscht.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den Ursprung der Posten.

In der Geschichte Xenophon's wird zuerst eines ordentlichen Postensystems erwähnt. Der griechische Schriftsteller schreibt die Institution dem Cyrus zu, indem er bemerkt, daß dieser kriegerische Fürst, um eine Correspondenz mit seinen Provinzen, Armeen und Statthaltern einzuleiten, prächtige Posthäuser baute und eine große Anzahl Pferde und Courriere auf den Stationen besoldete, die die Depeschen transportirten. Herodot bestätigt diese Angaben und fügt hinzu, diese Postillone reisten mit einer außerordentlichen Schnelligkeit Tag und Nacht und verbänden mittels 111 Stationen die Residenz Susa mit dem ägeischen Meere.

Zufolge Plutarch war die Stelle des persischen Generalpostmeisters wie heutiges Tages eine der ersten des Landes, und Darius, als er noch nicht König war, versah dieselbe eine längere Zeit hindurch.

Mit der persischen Monarchie ging diese Einrichtung zu Grunde. Die Griechen hatten sie kennen, aber nicht nachahmen gelernt, wahrscheinlich weil in ihren stark bewohnten und gedrängten Republiken das Bedürfniß einer Courrierkette nicht gefühlt und durch das Meer und die Schiffe ersetzt wurde. Zu Homer's Zeit bediente man sich der Boten zum Briefforttragen und später der besondern Legionen- und Cohortendiener. Es ist nirgend ausdrücklich die Rede davon.

Rom, das seine Poststraßen hatte, ermangelte natürlich am wenigsten der Postcommunication, die sein unermeßliches Reich verlangte. Schon unter der Republik errichtete die Regierung stationes und stationes, welche die Armeen dirigirten und die Patrizier untereinander verbanden. Als Augustus Cäsar wurde, vervollkommnete er diese Einrichtung und leitete sie durch die ganze Monarchie, zuerst mittels eigner Fußcourriere, dann vermöge besonderer Individuen oder Postillone, die in leichten Wagen — Bigen — fuhren. Unter Theodosius war das Postwesen schon so bedeutend und ausgedehnt, daß ein besonderes Gesetz de cursu publico gegeben werden mußte, um die Preise der Postpferde und die Postpolicei zu regeln. Die kaiserlichen Courriere misbrauchten ihre Stellung und bemächtigten sich ohne Umstände der vorhandenen Pferde auf den Stationen, auch wenn sie dazu kein Recht hatten.

Bei diesen Postverhältnissen blieb es bis zum Verfall des römischen Reichs, oder vielmehr bis auf Karl den Großen. Dieser Kaiser fühlte aufs Neue das Bedürfniß eines systematischen Postwesens und reorganisirte das Theodosische nach den Zeitverhältnissen. Wahrscheinlich brachten reitende Postillone ausschließlich die Correspondenz an ihre Adressen.

Da aber bis dahin die Volksclassen nur in beschränktem Verkehre lebten und die Regierung allein an ferne Personen schrieb, da außerdem nur eine kleine Zahl von Gelehrten und Geistlichen schreiben konnte, so läßt sich leicht ermessen, daß der Transport der römisch- und deutsch-kaiserlichen Correspondenz zu dem spätern in gar keinem Vergleiche stand.

Karl's des Großen Posthäuser verschwanden abermals mit seiner Monarchie im dunkeln Mittelalter, nachdem sie kaum in den drei Ländern hervorgerufen waren.

Nach dem Mittelalter oder zu Ende desselben finden sich die ersten Spuren des Postencurses in Italien um 1464 und in Frankreich unter Ludwig XI. Dieser König, welcher genau von Allem, was im Lande vorging, unterrichtet sein wollte, hatte die Idee, 230 Courriere zu besolden, die unablässig von Stadt zu Stadt patrouillirten. Sie versahen auf diese Weise den Postdienst des Adels und der Priesterschaft. Erst später, als die pariser Universität Studirende aus allen Theilen Europas herbeizog und diese Jünglinge eine fleißige Correspondenz mit der Heimat unterhielten, die sie mit allen Bedürfnissen versah, geschah es, daß sich auch die Bürger der Boten bedienten und regelmäßige Curse einführten. In den Registern der Universität wurden diese Art Briefpostträger nuntii volantes genannt. Sie existirten bis ums Jahr 1576, in welchem Heinrich III. königliche Boten, messagers, nach ihrem Systeme organisirte und durch ein Monopol ausschließlich mit dem Correspondenztransporte beauftragte.

Das Aufkommen des Thurn- und Taxischen Postwesens in Deutschland ist bekannt. Ich erwähne demnach nur noch des englischen und asiatisch-modernen. Jenes erhielt sein Dasein unter Eduard III. und IV. Letzterer erbaute Posthäuser von 20 zu 20 englischen Meilen. Sie versahen aber anfangs blos den Dienst der Regierung und der hohen Classen. Karl I. machte sie gemeinnützig für Handel und Industrie. Im Jahre 1543 kam die erste ordentliche Post zwischen Edinburg und London, im Jahre 1636 die erste zwischen London und Paris auf, nämlich unter Karl I. und Ludwig XIII. Das englische Postwesen, wie es jetzt gehandhabt wird, datirt von Wilhelm III. und der Königin Anna, die ein Postgesetz in Vorschlag brachte.

Im Oriente fanden die Venetianer bereits vor 500 Jahren Posten im tatarischen Reiche. Der berühmte Marco Polo, welcher Favorit des Khans von Cumbalu (Pakin) war, hat es schriftlich hinterlassen, daß zu seiner Zeit (1271) im ganzen Reiche Posthäuser erbaut gewesen, und daß die Regierung ihre Briefe regelmäßig von 200 zu 200 Miglien habe transportiren lassen. 160.

Literarische Notizen.

In London ist kürzlich eine Fortsetzung der englischen Geschichte von Hume und Smollet erschienen, von Hughes, welcher eine ausgezeichnete und merkwürdige Einleitung über den politischen Zustand Europas, in Bezug auf die Verhältnisse Englands beim Regierungsantritte Georg III. vorangeschickt ist.

Bei Werdet in Paris, dem Verleger der Balzac'schen Schriften, ist ein neuer Roman von Michel Masson unter dem Titel: „Vierge et martyre", erschienen, dessen Inhalt mit den frühern Dramen desselben Verfassers: „Thadéus le ressuscité" und „La voix du sang" zusammenhängt.

Man kündigt in Paris das Erscheinen eines neuen Tageblatts juristischer und gerichtlicher Tendenz an, unter dem Titel: „Le droit", dessen Zweck ist, sich mit Geschichte und Philosophie des Rechts, mit Civil- und Criminalproceß und überhaupt mit allen Branchen der Theorie und Praxis des Rechts, insoweit sie von allgemeinem Interesse sein können, zu beschäftigen. Auch den Verhandlungen in den Kammern und den vorzüglichsten Bewegern und Rednern innerhalb derselben soll eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Desgleichen soll der gerichtlichen Medicin und der vergleichenden Gesetzgebung ein bedeutender Raum darin verstattet werden. Die Hauptredaction dieses Journals wird Prof. Lerminier erhalten. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 342. — 8. December 1835.

Deutsche Mythologie von Jakob Grimm.

(Beschluß aus Nr. 341.)

Elftes Cap. Helden. Sie stehen nach einem poetischen Bedürfnisse der alten Volksdenkart überall in der Mitte zwischen Göttern und Menschen, aus jenen gesunken, oder aus diesen aufgestiegen, vermittelnd, und das Epos wärmend und belebend, meist aus leiblicher Verbindung zwischen Sterblichen und Unsterblichen stammend. Es fehlt an Nachrichten, wie ein Heroencultus, verschieden von dem eigentlichen Götterdienst, unter unsern Vorfahren sich gestaltet hatte. Saxnot, der Held, wurde noch in der Absageformel unter Karl dem Großen neben Wuotan und Donar erwähnt. Tvisco (Tuisco) war nicht blos ein Heroe. Er mag der sonst verlorene, damals vorwaltende Beiname eines der großen Götter sein, welchen der germanische Stamm als seinen obersten Ahnherrn und Stifter betrachtete; am wahrscheinlichsten kein Anderer als Wuotan. Dem Namen Man (Mannus) hat im Alterthum sicherlich ein mythischer, tieferer Sinn beigewohnt; vielleicht das „denkende Wesen" von der Wurzelbedeutung des Wortes „man, min, minne, meinen", sich erinnern, denken; es ist daraus „Manisk, Menisch, Mensch" geworden. Mannus wird für den Sohn Tvisco's ausgegeben. Ingo, Hermin und Isco (nicht Isto) sind die Söhne des Mannus und die Namengeber der drei großen deutschen Hauptstämme beim Tacitus, der Ingävonen, Hermionen und Isćävonen. Hermin (Herman, Erman, Ermin, Irmin) muß der Verehrteste von diesen Heroen gewesen sein. Interessante Bemerkung, daß die hauptsächlichste Bezeichnung des Abstammungsverhältnisses in unserer Grammatik die Endungen ing und isch (Ingo, Isco) hat. Grimm wirft dies nur so hin, ohne die Helden aus der Grammatik, noch die Grammatik aus der Mythologie herleiten zu wollen; doch ist es überraschend. Höchst anziehend sind die weitern Ausführungen über Herman und die nordischen Heroen.

Zwölftes Cap. Weise Frauen. Ref. muß der Kürze wegen nur noch Weniges hervorheben. Es ist charakteristisch für das deutsche Heidenthum, daß die Frauen das Prophetenamt haben, nicht die Männer; jener Wort hat größere Heiligkeit. Ihre Weisheit erspäht, lenkt, ordnet, warnt und räth; sie heißen darum kluge oder weise Frauen, weise Weiber. Veleda und Aurinia (Alruna) werden von Tacitus genannt. Sie standen aber auch der Schlacht vor und brachten den Kämpfern Sieg oder Verderben. Ueber die Nornen, die Walkyrien und die andern nordischen Halbgöttinnen muß man im Buche selbst nachlesen. Auch die lieblichen Schwanjungfrauen sind erwähnt, desgleichen die weisen Waldfrauen.

Dreizehntes Cap. Wichte und Elbe. Wichtelmänner, Zwerge und Elfen (wie man irrig sagt). Die Mythologie fängt bei ihnen an, sich ins Kleinliche und Märchenhafte zu verlieren und den Reiz höherer Schönheit zu entbehren. Es erscheinen die Haus- und Poltergeister, mit gleicher Sorgfalt vom Verf. behandelt wie die höchsten Götter; ein Ruhm für den Forscher.

Vierzehntes Cap. Riesen, Hünen. So weit der Mensch an leiblicher Größe und Stärke dem Alb oder Zwerg überlegen war, blieb er hinter dem Riesen zurück; dagegen hatte das Geschlecht der Elbe und Zwerge aufgeweckterm Geist, feinern Verstand als das der Menschen, und wiederum waren darin die Riesen tief gestellt unter die Menschen. Der Riese beging und litt Unrecht, weil er in seiner Ungeschlachtheit Alles gering schätzte und sich selbst an den Göttern vergriff; doch standen sie zu den Göttern und Menschen bald freundlich, bald feindlich. Einige Götter sind mit Riesinnen vermählt und Göttinnen mit Riesen. Die Waffen der Riesen sind Steine und Felsen, Steinkeulen, Steinschilde, keine Schwerter. Die Fabeln von den Riesen sind sehr anziehend, lebendig und riesig. Verbreitete Sage vom Steinchen, den eine Riesin aus dem Schuh geschüttelt (einen ganzen Berg oder Hügel). Von einem Riesencultus ist nirgend die mindeste Spur.

Funfzehntes Cap. Elemente. Die Stelle, welche der edlere Glaube auch den Elementen anhangsweise gestattet, ist freilich die unterste; aber sie ist der letzte kaum austilgbare Ueberrest des Heidnischen, nach der Ansicht des Verfassers. Er geht nun Wasser, Quellen, Heilwasser, Regenwasser, Wassertaucht, heilige Bäche und Seen, Feuer, Nothfeuer, Osterfeuer, Johannisfeuer, Ofen, Freudenfeuer; Luft, Wind, Sturm, Schneegestöber; Erde und Berge durch: eine in hohem Grade unterrichtende Musterung, sprachlich und mythologisch.

Sechzehntes Cap. Bäume und Thiere. Mit großem Vergnügen wird auch hier der Leser unserm trefflis-

chen Grimm durch Wälder, gewelhete Bäume zu Pferden, Rindern, Bären, Wölfen, Füchsen, Adlern, Hähnen, andern Vögeln (Specht, Sperbern, Kuckuck) und Pflanzen folgen.

Siebzehntes Cap. Himmel und Gestirne. Hier ist vom Himmel, Sonne, Mond, Finsternissen, Mondlicht, Mondsflecken, andern Gestirnen, der Sternschnuppe und dem Regenbogen gesprochen.

Achtzehntes Cap. Tag und Nacht. Auch die Edda läßt, wie die griechische Mythologie, den Tag erst aus der Nacht erzeugt werden. Sonnenaufgang, Sonnenuntergang, Tagesanbruch, Nachteinbruch beschäftigen hier den umsichtigen Forscher, dem selbst freilich manche Dämmerung in diesem alten Dunkel bleibt.

Neunzehntes Cap. Sommer und Winter führen zu den Jahreszeiten überhaupt, der Witterung, dem Sommeranfange, dem Todaustragen, dem Sommerfeste, dem Mairitt, dem Sägen der alten Frau, dem Klotzabwerfen, dem fliegenden Sommer und der Laubeinkleidung, lauter unterhaltenden und belehrenden Punkten.

Zwanzigstes Cap. Welt. Im Althochdeutschen heißt Weralt seculum, aetas, Zeit, Zeitraum, worauf dann (wie bei siècle) das Räumliche in den Begriff eintritt, und Werlt, Welt die existirende Körpergesammtheit heißt. Altnordische Lehre vom Weltbaum. Hölle, Muspilli (Muspellsheimer) der Edda, eine südliche Flammenwelt. Weltuntergang. Sinfluot (althochdeutsch), fälschlich in Sündflut verdreht. Erdbeben. Valhöll (Walahalla). Gimli.

Einundzwanzigstes Cap. Seelen, Ueberschiffen der Seelen in jene Welt. Unsterblichkeit der Seelen, als unbezweifelbar angenommen.

Zweiundzwanzigstes Cap. Tod. Dem Alterthum war der Tod kein tödtendes Wesen, sondern blos ein in die Unterwelt abholendes, geleitendes. Die Seuche, das Schwert tödteten; der Tod trat als Bote einer Gottheit auf, ihr die abgeschiedene Seele zuzuführen. Sterben wird durch seine Erscheinung angekündigt, nicht verursacht. Nicht wesentlich wich davon die ältere deutsch-heidnische Ansicht ab. (Siehe oben von der Göttin Hel.) Höchst interessante Bemerkungen über Sprache und Redensarten in diesem Capitel.

Dreiundzwanzigstes Cap. Heil und Schicksal. Sälde, weibliches Wesen, Fortuna, althochdeutsch Salida. Glücksglaube. Schutzengel.

Vierundzwanzigstes Cap. Gespenster. Es sind Geister, die nicht vollkommen der Seligkeit und Ruhe theilhaft geworden sind, sondern zwischen Himmel und Erde schweben, zuweilen aber an die alte Stätte ihrer Heimat zurückkehren und dort erscheinen. Irrwische. Wüthendes Heer, Hackelbärend, Hackelberg, Hackelblock; Berchtold; Holda; Posterli, Eckhard. Venusberg. Dietrich. Karl. Hellequin. Waldemar. Grönjette. Guro.

Fünfundzwanzigstes Cap. Entrückung. Es ist ein unserer Mythologie eigner Gedanke, es werde durch Verwünschung den Sinnen der Menschen der verwünschte Gegenstand entrückt und müsse daher verschwinden, bis der Zauber der Verwünschung gelöst sei. Die Entrückung geschehe besonders in die Tiefe der Erde. Hiermit verbinden sich die Sagen von den weißen Frauen, den Drachen, den Schätzen, der Wünschelruthe und der Entrückung in Wassertiefen.

Sechsundzwanzigstes Cap. Teufel. Die Vorstellung von bösen Geistern war dem Heidenthume und seiner gesunden, kräftigen und lebensgetrosten Ansicht fremd. Er ist erst durch die christlichen Priester nach Deutschland gebracht.

Siebenundzwanzigstes Cap. Zauberei. Hexen. Hexenfahrt. Herzessen. Geist, der aus der entschlafenen Zauberin als Schmetterling fährt. Stockritt, Besenritt. Haß der Hexen gegen Glocken. Hagelmachen und Saatverderben. Feldzauber. Zaubergeräth. Werwolf. Zauberhemd, Zauberblick, Beschwörung u. s. w. Zauberkräuter und Gegenmittel.

Achtundzwanzigstes Cap. Aberglaube. Siebtreiben oder Siebdrehen. Weissagung u. s. w. Angang, d. i. das Begegnen eines Thieres, Menschen oder selbst einer Sache, auf die man frühmorgens stößt, soll Heil oder Unheil bezeichnen. (Aneganc, Widergane, Widerlouf.) Hühner. Leichvogel. Vorzeichen. Gute und böse Sachen. Wahl eines Tages zu einem Geschäfte. Träume. Jeder sieht, wie reich, ja eigentlich unerschöpflich dieser Gegenstand für den Liebhaber ist.

Neunundzwanzigstes Cap. Krankheiten. Aerzte, Schäfer, Hirten, Jäger. Das Messen der Kranken. Aschestreuen. Durch Erde und Bäume kriechen, um zu genesen. Krankheiten in die Erde graben. Heilmittel. Die Pest macht den Beschluß.

Der Reichthum und die Gründlichkeit des Buchs lassen den Umstand übersehen, daß es Forschung und Ergebniß stets durcheinanderwirft und dem Leser den ganzen Wust von Wortformen, Conjecturen und Citaten immer wieder mit in die Schüssel brockt, aus welcher man doch gern das Zubereitete, nicht die ganze Küchenarbeit, äße. Es hätte sich Letzteres in Noten sondern lassen. Auch vergißt man gern über der Kraft und Gediegenheit des Ausdrucks die Nachlässigkeiten des Verf. im Vortrage, welche er aber doch vermeiden sollte. Denn in unserer Zeit, wo in dem hyperchristelnden und dem jüdelnden Theile unserer Literatur Jeder sprechen und schreiben will, wie ihm der ungewaschene Schnabel gewachsen ist, sollten Männer, auf welche Deutschland stolz sein darf, auch an der erreichten Correctheit halten, so weit sie nicht beengt und eigentlich sprachwidrig erscheint. 175.

Reise in das Altaigebirge im Jahre 1834.

(Beschluß aus Nr. 341.)

Am 11. Juli weckte uns das heitere Wetter vor Aufgang der Sonne und schnell erstiegen wir die Alpe. Allmälig erhob sich nun vor uns im Amphitheater in voller Pracht das katunische Hochgebirge; du kennst seine Südseite aus meinem Briefe vom vorigen Jahre. Diesmal sah ich die Nordseite, und näher war ich ihm als damals. Seine Krone, die wenigstens 11,000 Fuß über das Meer erhabene Belucha, war zwar weniger glänzend und mehr von niedern Bergen verdeckt; dagegen prangten diese mit ihren schneebedeckten Häuptern, eisigen Abgründen, Felswänden, Klippen und Gletschern in vielfacher Abwechselung der

formen. Es waren herrliche Aussichten, deren ich mich um so ungestörter erfreute, da der gangbare Steig auf der grünen, mit seltenen Blumen geschmückten Alpe wenig Aufmerksamkeit erforderte, und die niedrigen, mit alten Lerchen ohne jungen Nachwuchs gezierten Felsen einiger ihrer Gipfel schöne Standpunkte darboten. Einzelne Nebel und Wolken zogen sich aus den Thälern die Berge hinauf und verhüllten gegen Mittag einen Theil derselben. Da ritten wir in einer Schlucht hinab zu ein paar ärmlichen Jurten, bereiteten das Mahl und schickten indessen ein derbes Kalmückenmädchen wegen Mangel an guten Pferden in schnellem Trabe voraus zum Kalmücken Schäck nach bessern. Einige Werst weiterhin begegnete uns sein Sohn Tschübé mit frischen; wir erhoben uns nochmals auf die Alpen und erfreuten uns nun des Anblicks der Nordostseite des Hochgebirgs. Später kam uns Schäck selbst entgegen, ließ sich, vom Pferde steigend, auf ein Knie nieder und leitete uns herab in die Schlucht, wo er seine einsame Sommerjurte hat. Den Winter bringt er mit seiner Familie am Flusse Argut zu, wo er auch seine besten Sachen zurückgelassen hat, ohne Wache, denn hier bestiehlt ihn Niemand. Seine Tochter war unlängst für 70 Köpfe (Pferde, Rindvieh, Schafe, auch chinesische Zeuche) Kalün verheirathet; Tschübé war Bräutigam und hatte bereits 40 Köpfe bezahlt; die dicke Mama, Ulagäsch, sah ich nur von fern. Die ganze Familie gehört zu denen, die Rußland und China Tribut zahlen und Bunge an der Tschuja sah. Schäck bezahlt für seine Familie jährlich zwei Zobel. Ein Schnaps machte den Herrn etwas lustig, und er wollte uns auch mit seinem Milchbranntwein tractiren; da aber Niemand Lust hatte, trank er ihn selbst. Wir eilten die Schlucht hinab zum Argut; nach acht Werst Weges erblickte ich in schauriger Tiefe den tobenden weißen Fluß unter mir; hohe kahle Felsenwände bildeten seine Ufer; selbst die Schlucht, die wir herabstiegen, war kahl und arm an Pflanzen; Alles eine gräßliche Wildniß. In diesen wilden Gegenden, den Argut, der, von Süd kommend, das Gebirge durchbricht, fünf Gletscherwasser aufnimmt und bedeutender als die Tschuja ist, aufwärts kommen noch Steinböcke zu 20—50 Stück, Rothwölfe, Moschusthiere, zuweilen selbst Panther vor; Rebhühner und eine Art Trappen überwintern in seinen Schluchten. Ich konnte mich nicht entschließen, zu ihm hinabzuklimmen, denn zu Pferde fürchtete ich Schwindel, zum Klettern war ich zu ermüdet und großen Lohn für die Gefahr hätte ich schwerlich gefunden, da unten weder an den Ufern weithin noch über den Fluß zu kommen ist. Meiner weitern Reise war also ein Ziel gesetzt und ich begnügte mich an der wilden Aussicht, sammelte auf dem salzig-kalkigen Boden einige sehr seltene Pflanzen und ritt zurück zu Schäck's Jurte, in deren Nähe ich mein Zelt aufschlug. Mit herzlichem Vergnügen sah ich gegen Abend zu, wie sich die Heerden von Ziegen und vielen Hundert Schafen blökend und spielend von den Gipfeln der Berge die steilen hohen Wände der Schlucht theils freiwillig, theils von rufenden Kalmücken getrieben, allmälig herabließen und um die Jurte lagerten. Ein Hammel büßte für alle und wurde für uns geschlachtet. Schäck ist ein wohlhabender Mann, besitzt gegen 150 Pferde, viel anderes Vieh, und als ein guter Schütze trocknete er eben ein großes, junges, den Chinesen so theures Hirschgeweih; er brachte mir drei Eichhornfellchen zum Geschenk und erhielt dafür etwas Pulver. Einige starke Donner drohten für die Nacht; sie verlief aber ruhig.

Am 12. ging es also denselben Weg zurück. An den vorhin erwähnten Jurten hatte ich gestern Mittags einen Schützen mit meiner Flinte zurückgelassen, um einige seltene Vögel der obern Waldgegend zu schießen; den fand ich heute mit einer langen Nase. Während er jagte, wurden ihm einige geschossene Vögel und ein Theil seines Mundvorraths gestohlen. Er schob es auf eine Kalmückin, sie auf die Hunde; diese gestanden nichts, und Zeugen waren nicht da. Das Ende war, daß der Eheherr, der mit uns gereist war, die Frau Gemahlin ein wenig prügelte, denn er meinte, sie hätte wenigstens die Hunde anbinden sollen. Man gab mir hier ein Pferd mit einem baumwollenen Lappen an der Mähne; das war also Gott geweiht und darf eigentlich nur von seinem Herrn geritten werden. Wahrscheinlich war dieser nicht zu Hause und kein anderes zu haben. Gestern hatten mich die Ansicht des Gebirgs, der Lauf der Flüsse, die Bergarten ꝛc. beschäftigt; heute wurden noch einige Vögel geschossen und Alpenpflanzen gesammelt; das Hochgebirge war wieder zum Theil in aufsteigende Nebel gehüllt, und endlich verschwand die Belucha ganz. Wir aßen in unserm gestrigen Nachtlager; Tschübé begleitete uns bis zum Akem, wo wir die Pferde wechselten, und wir kamen, den frühern Weg verfolgend, nach einer Reise von mehr als 50 Werst gegen Abend an die Katúnja, unterhalb der Mündung der Kutschurla. Das Hochgebirge schickte die erhaltenen Nebel als Gewitter zurück und es gab einige heftige Donnerschläge mit etwas Regen. In Gegenden, wo hier und da schon ein Flintenschuß wie entfernter Donner widerhallt, macht natürlich ein Gewitter großen Lärm.

Am 13. setzten wir im kalmückischen Kahne mit stumpfen Enden und dickem Bauche über die Katúnja und ritten ihr linkes Ufer aufwärts. Das fruchtbare Thal wird hier an zwei Stellen durch Berge verengt; übrigens ist es aber mehre Werst breit und gewährt eine freundliche Ansicht, vorzüglich da, wo es von den Flüßchen Kotondá, Margalá und Terektá ꝛc., die alle von schmalen und lichten Lärchen- und Birkenwäldchen bekleidet sind, durchschnitten wird. Mehre Kalmücken nomadisiren hier und beleben es mit ihren Heerden. Wir kamen bald, einige tschudische Gräber vorbei, zu den großen, stattlichen Jurten des Demetschá (Barons) Tülterák, der gegen 1200 Pferde und eine verhältnißmäßige Zahl andern Viehes und chinesischer Waaren besitzt. Der Hr. Baron war nicht zu Hause; ich sah daher nur seine 18jährige Fräulein Tochter, in der Pelzmütze und im Pelze herumreitend und eifrig beschäftigt, die Stuten zusammenzujagen, wahrscheinlich um sie zu melken. Während des Pferdewechsels besuchte mich ein wohlhabender Kalmück (im Pelze, mit blauem Ranking bedeckt und mit grünem Plüsch verziert) mit seinem Bruder; er sprach etwas russisch und war hier, um für diesen um das Fräulein zu freien. Der Herr Papa war aber nicht da; daher konnte der Preis (Kalün) nicht bestimmt und die Sache nicht entschieden werden. Stiehlt ein Anderer dem Bräutigam die Braut und läßt ihr die Zöpfe aufflechten (die Heirathsceremonie), so muß er ihm den Kalün zurückzahlen und behält die Braut; jener wird aber dann meist doppelt und dreifach taxirt. Es wurde mir wieder ein gottgeweihtes Pferd vorgeführt; der Kalmück bat aber demüthig darum, es nicht zu reiten, er wolle lieber vier andere geben. Ich nahm es natürlich nicht. Die Sache verhält sich so. Wenn ein Kalmück in mäßiger Noth ist, so wird ein Schaf geweiht, geschlachtet und verzehrt; ist sie größer, so geschieht Dasselbe mit einem Pferde. Die Haut und der Schädel werden dann auf einer Stange in schiefer Richtung gegen Ost aufgehängt; vor ihr stehen dann oft noch zwei andere mit an einem Stricke aufgehangenen Lappen, Hasenbälgen ꝛc. Ich sah öfters am Wege solche Zeichen der Gottesverehrung. Ist die Noth am größten, so wird das Pferd unter besondern Ceremonien geweiht; dann reitet es nur der Herr, bei Reichern Niemand; es läuft frei herum, darf nicht vertauscht, wenn es krank wird, nicht geschlachtet und todt nicht verzehrt werden. Nur der Schädel wird aufgestellt. Ein des Morgens am Wege geschossenes junges Reh gab uns an den Ufern der Margalá einen trefflichen Mittagsbraten, und im Thale fortreitend, kamen wir nach einem Wege von etwa 50 Werst Nachmittags nach Ulmonsk zurück.

Am 14. des Morgens wurden von den Jägern noch allerlei Nachrichten eingezogen; ein Contract über im Winter mir zu liefernde Felle von Steinböcken, Moschusthieren, Rothwölfen, Panthern, Trappen ꝛc. geschlossen (sie sind meist für die petersburger Akademie der Wissenschaften, welche mich zu ihrem correspondirenden Mitgliede ernannt hat, bestimmt), und dann trat ich mit den süränowschen Begleitern und Pferden und einem meiner frühern Führer den Rückweg an. Wir wählten den nähern am rechten Ufer der Katúnja aufwärts und durch eine Furt

derselben; sie war aber reißend und tief genug, sodaß ein Theil der Sachen in den Packsätteln, namentlich das Kopfkissen, die Grütze, die Bügelhäute und die Bergarten naß wurden. Doch wurde bei dem hellen Wetter Alles am Ufer wieder getrocknet. Die Gegend ist hier einsamer; denn oberhalb Ulimonsk wohnen keine Kalmücken mehr an der Katúnja; die Gegend ist zu gebirgig, und besonders die Pferdediebe, die Kirgisen, die zuweilen bis Ulimonsk herumstreichen, sind zu nahe. Wir ritten dann unsern frühern Weg am Taitanak aufwärts, wo vor ein paar Tagen ulimonsche Bauern zufällig einen Bären geschossen hatten, dessen Fell jetzt aber nur zu Riemen taugte, und übernachteten in der Nähe dieses Flüßchens.

Am 15. früh kamen wir in südlicher Richtung über einen Bergpaß zum Flusse Birukká, ritten, um einen Schneeberg, auf welchem aus einem See eine Hauptquelle des Taitanak entspringt, und wendend, eine Quelle der ersten hinab und dann die Mittags eine andere hinauf, hielten das Mahl an einer Heißighütte, die von Lembernüsse (ein Leckerbissen der Sibiriaken) sammelnden Leuten aus Süránowsk und seiner Nachbarschaft erbaut war, weil sie hier die Nässe aus den Zapfen schälten, erstiegen dann eine höhere und südlichere Alpe des Chalsans als die im Anfange der Reise besuchte und fanden auf ihr bei dem heftigsten Winde mit Mühe zwischen Felsentrümmern und Schnee einen Pfad. Beim Herabsteigen auf ihrer steilen, waldigen Südseite wurde in den Schluchten am Bache Schichalicha ein Auerhahn geschossen, ein Hirsch verfehlt und das Nachtlager neben einer Zobelfalle aufgeschlagen. Es besuchte uns und fing sich aber kein Zobel.

Der 16. war der langweiligste Tag der Reise. Bis Nachmittags ritten wir in den engen, waldigen, finstern, fast aller schönen Aussichten beraubten Thälern der Schichalicha und Aschernowája hin, die Kleider wurden uns von Sträuchern und trocknen Baumzweigen zerrissen, drückende Hitze, Bremsen, Mücken, besonders aber unzählige Mosquiten plagten uns tüchtig und halbreife Johannisbeeren und Himbeeren erregten nur unzubefriedigende Lust. Endlich kamen wir an die Buchtarma, trennten uns von dem ulimonschen Führer und fuhren im Kahne über zum Dorfe Bátówa der werchbuchtarmaischen Gemeinde. Es gefiel mir weniger als die im vorigen Jahre besuchten, hatte mehre erbärmliche Hütten, selbst das Haus des reichsten Bauers war alt und schmuzig, und die Bewohner sind zum Theil getaufte, zänkische Kirgisen. Ich fuhr von hier im Leiterwagen über das bessere und größere Dorf Ostschicha, 35 Werst weit, nach Süránowsk zurück, wo ich Abends gegen 10 Uhr anlangte.

Dr. Fr. von Gebler.

Gebhard Leberecht von Blücher, preußischer Feldmarschall und Fürst von Wahlstatt (Wahlstadt). Nach Leben, Reden und Thaten geschildert von Wilhelm Burckhardt. Mit zwei Abbildungen. Stuttgart, Scheible. 1835. Gr. 8. 15 Gr.

Der Verf. dieser Schrift beschuldigt die preußischen Biographen Blücher's, daß sie gewohnt wären, ihren Helden im Zauberlicht deutschthümlich-politischer Ideen erglänzen zu lassen, die doch in unsern Tagen einen großen Theil ihres Anklangs — nicht ohne guten Grund — verloren hätten. Er dagegen will ihn historisch treu darstellen, als einen Soldaten und Diener seines Herrn, der seine Pflicht that und seinen Degen gegen alle Feinde seines Monarchen zog, sie mochten heißen, wie sie wollten, als einen thatkräftigen Menschen mit unerschrockenem Muth und eiserner Energie, mit den Tugenden und Untugenden eines Kriegers, als einen zweiten Suworoff. Dadurch hofft Hr. Burckhardt an seinem Theile dazu beizutragen, daß den „nach Belehrung dürstenden Mitteiclassen der Weg zu der so hochwichtigen Geschichtskunde gezeigt und in mancher Hinsicht erleichtert werde". Hiergegen bemerken wir, daß Hr. Burckhardt zuerst den preußischen Biographen Unrecht gethan hat und besser sich Varnhagen von Ense's treffliche Lebensbeschreibung Blücher's zum Muster genommen als auf dieselbe geschmäht hätte. Besser machen konnte er es freilich nicht, neue Aufschlüsse zu geben war er nicht im Stande, von einem warmen Interesse für seinen Helden ist er auch grade nicht erfüllt, endlich ist seine Darstellung nicht preiswürdig; wozu also hat er eigentlich seine Compilation drucken lassen? Denn seinen Unmuth gegen Preußen kann er ebenso wenig als seine Verehrung Napoleon's unterdrücken, den er unter Anderm (S. 96) die Schlacht bei Belle-Alliance blos durch die Fehler seiner Generale verlieren läßt, sowie er andererseits (S. 50) den Sieg Blücher's an der Katzbach mehr den Elementen und den Fehlern Macdonald's als der Menschenkraft zuschreibt. Ebenso wenig sind andere Hauptmomente aus dem Leben Blücher's, wie seine edle Unterordnung vor der Schlacht bei Leipzig, sein kühner Marsch auf Paris im Winterfeldzuge des Jahres 1814, hinlänglich herausgehoben; vermuthlich weil der Verf. sich dann für recht unparteiisch hielt, wenn er sich nicht zu lebhaft für Blücher aussprach. Dafür werden Ausbrüche von Heftigkeit oder „soldatischer Roheit" stets mit einer gewissen Vorliebe angeführt, wie auf S. 14 und auf S. 75. Besondern Fleiß hat Hr. Burckhardt auf sein Buch eben nicht gewendet, denn sonst würde er auf S. 15 doch nicht dieselbe Person „Jägersfeldt" und „Jägersdorf" genannt, auf S. 43 nicht „Weißenfels" und „Weißenburg" als dieselbe Ortschaft angeführt, auf S. 44 nicht Schlesien zu Blücher's Vaterlande gemacht und S. 46 nicht seine Worte so gestellt haben, daß der unkundige, nach „historischer Belehrung dürstende" Leser glauben kann, General Gneisenau habe unter General Mäffling gestanden, während doch grade das Gegentheil stattgefunden hat. Auch sollte ein Geistlicher (Hr. Burckhardt ist ein würtembergischer Prediger) nicht schreiben „kathegorisch", „Couver" u. dergl.

Wenn der alte Blücher, der doch trotz Hrn. Burckhardt ein echter Mann des Volks bleiben wird, noch lebte, so hätte er von vorliegender Schrift sagen können: „Herr, bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden." 14.

Notizen.

Am 18. Oct. fand zu Beaumont (Departement des Calvados) die feierliche Einweihung des dem berühmten Laplace errichteten Monuments statt. Es ist dies ein zu einer Elementarschule und zum Versammlungssaal der Mairie eingerichtetes Haus, auf demselben Platze, wo das Geburtshaus des Urhebers der „Mécanique céleste" stand. Auf dem Frontispiz dieses jetzt ganz neuerbauten Gebäudes befinden sich gegenwärtig zwei Inschriften mit Goldlettern auf eingelegten Marmortafeln. Die eine zur Rechten lautet: „La commune de Beaumont et le département du Calvados à la mémoire de Laplace, né à Beaumont le 22 mars 1749, mort à Paris le 5 mars 1827." Zur Linken stehen die Verse:

Sous un modeste toit ici naquit Laplace,
Lui, qui sut de Newton aggrandir le compas,
Et ouvrant un sillon dans les champs de l'espace
Y fit encore un nouveau pas.

Am Abend des Einweihungstages wurde in dem ihm gewidmeten Hause ein Ehrenmahl von 150 Couverts gehalten, bei welchem die Aufstellung der Büste Laplace's, welche nebst einer Ausgabe seiner Werke, der Gemeine von Beaumont von der Wittwe des berühmten Mathematikers zum Geschenk gemacht worden, stattfand.

Der nach dem Gemälde von T. Holmes von Ryall gestochene Kupferstich Lord Byron's ist der gelungenste und getroffenste unter allen bisher erschienenen, der die schönen Züge des berühmten Dichters ganz ohne die vielfachen Uebertreibungen darstellt, womit einige Maler sein Gesicht zu einer „schönen Werjebudsphysiognomie" gemacht haben. 150.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 343. —— 9. December 1835.

Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834. Von G. L. von Maurer. Erster und zweiter Band. Heidelberg, Mohr. 1835. Gr. 8. Preis für drei Bände 6 Thlr.

Keine Epoche in der neuesten Geschichte des griechischen Volkes ist wol bei Denjenigen, welche dieser Sache überhaupt noch eine ernste Theilnahme bewahrt haben — und ihre Zahl ist freilich aus Ursachen, die den ehemaligen Griechenfreunden noch viel weniger zur Ehre gereichen als den Griechen selbst, gering genug —, eher geeignet, schmerzliche Empfindungen und Gedanken fast ohne eine tröstliche, erhebende Beimischung zu erregen als die, welche mit der scheinbaren und in gewissem Sinne freilich auch wirklichen Rettung Griechenlands durch die Politik der großen Mächte begann. Dieser Eindruck wurde gesteigert in dem Maße, wie jenes Rettungswerk sich äußerlich entwickelte, und hat den höchsten Grad erreicht, seit dasselbe formell gleichsam seinen Schlußstein in dem Moment erreicht hat, wo der junge Fürst, den die europäische Politik dem griechischen Volke gegeben, mündig wurde, seine Regierung antrat und dem Provisorium der vorhergegangenen Regentschaft ein Ende machte. Indem wir hier vielleicht etwas grell aussprechen, was ohne Zweifel mehr als einer unserer Leser mehr oder weniger bewußt in sich trug, können wir uns begreiflicherweise nicht auf eine weitere Berücksichtigung der Einwürfe einlassen, welche von vielen Seiten gegen eine solche Ansicht oder doch deren Aeußerung erhoben werden, oder schon in der Masse der in dieser Zeit aus und über Griechenland laut gewordenen Stimmen und Zeugnisse liegen mögen. Dies würde uns theils überhaupt zu weit, theils aber in Beziehung auf die meisten jener Stimmen zu tief unter das Niveau des historischen Standpunkts führen, da die große Mehrzahl jener Stimmen, zumal aus der Region in Deutschland, welcher leider die Rolle eines Verbindungsorgans mit Griechenland zugefallen ist, zu denen gehört, von welchen die Geschichte keine Notiz nehmen kann, wenigstens so lange es noch nicht wirklich entschieden ist, ob es in Deutschland, zumal für die neuere und neueste Zeit, nur eine officielle Geschichte geben soll, wozu denn die feinen leeren Phrasen der höhern und gewitzigtern, die plumpen Schmeichel- oder Schmähworte der niedern Dienerschaft, oder die schlauer berechneten Halbwahrheiten der Intriganten Stoff und Maß liefern mögen. Allerdings aber haben wir die Pflicht und das Bedürfniß, uns selbst Rechenschaft von dem Grund oder Ungrund dieses Gefühls, dieser Ansicht zu geben, welche auf den ersten Anblick so paradox erscheint. Denn wer, in der That, möchte die großen Vortheile leugnen, die Griechenland der Intervention der europäischen Politik verdankt? Auch ohne zu entscheiden, ob Griechenland ohne diese Intervention unbedingt verloren war, muß man doch zugeben, daß es durch dieselbe in möglichst kurzer Zeit Das erlangte, was zunächst der Zweck und Preis des Kampfes war und bleiben mußte, wie lange und mit wie großen Opfern er auch fortgesetzt werden mochte: Befreiung eines großen Theils der griechischen Bevölkerung und der von ihr bewohnten Provinzen von dem türkischen Joch und von den Verwüstungen türkischer und ägyptischer Horden, Vereinigung dieser Provinzen und ihrer Bevölkerung zu einem selbständigen griechischen Staat, Anerkennung dieses Staats von Seiten der europäischen Mächte. Diese Wohlthaten waren, zumal da in dem Augenblicke, wo sie gewährt wurden, kaum mehr eine Hoffnung vorhanden zu sein schien, sie auf irgend einem andern Wege zu erlangen, so unermeßlich groß, daß jeder Tadel, jeder weitere Wunsch wenigstens von Seiten der Griechen nur als gehässigste Undankbarkeit erscheinen mußte. Auch kann man den Griechen eine solche Undankbarkeit weder damals noch bei andern Gelegenheiten vorwerfen. Mochte man sich auch außerhalb Griechenland über die unnatürliche Beschränkung der Grenzen des neuen Staats wundern oder beklagen, ohne zu bedenken, daß an und für sich die Intervention zu Gunsten der Griechen nur ein möglichst lange verschobenes, nothgedrungenes Desperationsmittel zur Vermeidung größerer Uebel und Verwickelungen, ein allseitiges pis aller, ein leidiges mezzo termine zur Vereinigung so mancher sonst sowol untereinander als mit dem Wohle Griechenlands völlig unverträglicher Interessen war, keineswegs aber eine kräftige, gesunde Frucht des aufrichtigen Mitgefühls für den Namen, den alten Ruhm, die neuen Leiden, die Thaten, den Glauben des griechischen Volks, oder einer wohlwollenden Anerkennung der Bedeutung, die es künftig noch als Verbindungsglied zwischen Orient und Occident er-

langen könnte. Den Griechen selbst waren damals solche Klagen ziemlich fremd, und ebenso wenig sahen sie in dem Einfluß, den ihre Retter auch auf ihr ferneres Schicksal zu nehmen sich anschickten, eine Beschränkung der eben erlangten Unabhängigkeit; vielmehr erwarteten sie und im Ganzen auch ihre Freunde mit dankbarem Vertrauen und ohne kleinlichen, theoretischen Skepticismus, wie von jener Seite ferner Das entschieden und beschafft werden möchte, was Noth that.

Eben dieses Vertrauen aber vermehrte die Last der Verantwortlichkeit, die auf Denen lag, welche nun auch die Lösung der zweiten Hälfte der großen Aufgabe der Regeneration Griechenlands übernommen hatten: die innere Organisation und Civilisation des nach außen zwar begrenzten und gesicherten, im Innern aber völlig chaotischen neuen Staats. Es lag aber begreiflich in der Natur der Sache, daß das Urtheil über die Art und Weise, wie diese zweite Hälfte der Aufgabe gelöst wurde, nicht fort und fort von der dankbaren Anerkennung Dessen, was für die Lösung der ersten Hälfte geschehen war, abhängig bleiben konnte. Es mußte ein neuer Maßstab angelegt, eine neue Rechnung eröffnet werden. Auf die Frage: Habt ihr angeordnet, gethan oder geschehen lassen, was dem befreiten Griechenland Noth that, um seiner Befreiung, seiner Existenz einen bleibenden Werth zu geben? konnte man sich nicht auf die Länge mit der Antwort begnügen: Wir haben Griechenland befreit. Dem Durstenden immer wieder nur das Brot vorhalten, womit der Hungernde gesättigt wurde, oder ihm einen Vorwurf daraus machen, wenn er sich nicht dabei beruhigt, daß er satt ist, hat zu sehr den Charakter einer grausamen Ironie. In diese Lage aber geriethen die Griechen nur zu bald. Zwar blieb es immer noch ein großes Glück, von der Herrschaft der Türken, von den Verwüstungen der Aegypter befreit, von der europäischen Politik als unabhängiges Volk anerkannt zu sein, und dieses Glück war auch keineswegs eine vergangene, abgeschlossene, unfruchtbare Thatsache, sondern eine fortwährende Quelle neuer, positiver Vortheile, welche der Friede und seine Beschäftigungen ganz von selbst mit sich führen mußten. Aber eben weil diese Vortheile unvermeidlich, ganz von selbst aus der ersten großen Wohlthat flossen, konnte man in ihnen nicht die Lösung der übernommenen neuen großen Aufgabe, die Befriedigung der neuen dringenden Bedürfnisse erkennen. Wurden diese Bedürfnisse nicht befriedigt, diese Aufgabe nicht gelöst, so waren bittere Klagen und Besorgnisse wegen Dessen, was nicht geschah und doch geschehen sollte und mußte, vollkommen begründet, zumal sie die Anerkennung des früher Geschehenen nicht ausschlossen. Fragt es sich nun aber, was zur Lösung jener zweiten Bedingung der Regeneration Griechenlands oder, wenn man will, der Gründung eines neuen Griechenlands geschehen ist — einer Bedingung, deren Erfüllung ebenso unerläßlich und wesentlich war als die der ersten, wirklich erfüllten —, so müssen bekanntlich zwei Hauptepochen unterschieden werden. Während der ersten blieb die unmittelbare Leitung der griechischen Angelegenheiten in Griechenland selbst griechischen Händen überlassen, und ohne zu untersuchen, inwiefern diese durch den Einfluß dieser oder jener der großen Mächte geleitet oder gebunden wurden, können wir uns an die allbekannte traurige Thatsache halten, daß alle Versuche, welche während dieser Zeit gemacht wurden, um die vorliegende Aufgabe zu lösen, ohne genügende oder dauerhafte Resultate blieben, und daß nach der gewaltsamen Episode von Kapodistrias' Tode die Verwilderung und Verwirrung mehr als je überhand nahm, sodaß Griechenland die größte Gefahr lief, sogar die nächsten Vortheile, welche durch den glücklichen Schluß der vorhergehenden kriegerischen Epoche gesichert schienen, zu verlieren und durch Bürgerkrieg verwüstet und zerstört zu sehen, was den Verwüstungen des Freiheitskrieges entgangen war. Kein Wunder, daß die stürmische Theilnahme, welche dieser unter allen christlich-europäischen Volksstämmen erregt hatte, sich bei der trüben Aussicht auf jenen in Gleichgültigkeit, ja Abscheu zu verwandeln begann, wobei freilich das wahre Verhältniß zwischen den Ereignissen, den Handlungen, den Umständen und den Menschen, dem Volk ebenso wenig mit Billigkeit und Umsicht erwogen wurde und ebenso viel bequemer Unverstand und Eitelkeit mit im Spiel war als bei der frühern Begeisterung. Diejenigen zwar, deren besonnenere und dauerhaftere Theilnahme nicht auf diese Weise das Kind mit dem Bade ausschütten mochte, bedachten, daß die außerordentlichen und eigenthümlichen Schwierigkeiten jener provisorischen Uebergangsepoche unvermeidlich auch bei jedem andern Volke in einer ähnlichen Lage die schlimmern Elemente des nationellen und des allgemein menschlichen Charakters entwickeln oder herauskehren, während die edlern, glänzendern Elemente zurücktreten mußten, welche die vorhergegangene Epoche des Freiheitskampfes ebenso der Natur der Sache nach vorzugsweise und zumal in einzelnen Momenten so großartig entwickelt hatte, daß z. B. Missolunghi durch alle Jahrhunderte neben den Thermopylen strahlen wird. Aber wenn diese Betrachtungen die Griechen und ihre Sache vor Gleichgültigkeit oder Verachtung schützen mußten, so konnte doch begreiflicherweise die fortgesetzte Theilnahme fürs erste nur eine vorherrschend schmerzliche sein, wie wir sie für einen Freund empfinden, den wir in einer leidigen, schwierigen Epoche seines innern Lebens sehen, wo alle tüchtigen Eigenschaften, die er vielleicht soeben noch mit Ehre und Frommen nach außen gewendet hat, ihn nicht vor jenen Augenblicken schützen, in denen alle bösen Elemente der menschlichen Natur sich aus der dunkeln Tiefe seines Wesens erheben und ihn scheinbar völlig umwandeln und zu allem Guten untüchtig machen. Solche Augenblicke finden sich in jedem individuellen Menschenleben wie in jedem nationellen Leben. Sie berechtigen uns nicht, an einem Menschen, einem Volk zu verzweifeln, ihm unsere Theilnahme und Achtung zu entziehen; sie müßten sich denn nicht als vorübergehend, sondern als permanent und unheilbar erweisen. So lange sie aber dauern, haben sie an unsere schmerzlichste Theilnahme um so mehr Anspruch, je rühmlicher

sich vielleicht eben vorher die Tüchtigkeit des Freundes bewährt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fürstenliebe. Novelle aus der neuern Geschichte Schwabens von Wilh. Zimmermann. — Cornelia Borosquia oder die Inquisition. Aus dem Spanischen von J. v. Aichen. Stuttgart, Balz. 1834. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Die Verf. sind uns die Erklärung schuldig geblieben, wie diese beiden sehr verschiedenen und ganz heterogenen Gebieten angehörenden Arbeiten sich in diesem Bande zusammengefunden haben. Diese Schweigsamkeit ist um so auffallender, als sie aus dem Charakter der Zeit fällt, und als die spanische Novelle wol eines Vorworts bedurft hätte.

„Fürstenliebe" von Zimmermann ist eine gut erfundene und wohl erzählte Geschichte, mäßig poetisch, wie wir schon andere Arbeiten dieses Autors gesehen haben, und, obgleich auf einem gefährlichen Grund und Boden, dessen Schlüpfrigkeit leicht zum Straucheln führen konnte, mit Ernst und Vorliebe durchgeführt. Die Idee des Verf. mag es sein, zu zeigen, wie die Liebe ein durch Erziehung und fehlerhafte Neigungen verdorbenes Fürstenherz wiedergebären und in eine Sonne umgestalten kann, von der Segen und belebende Wärme für ein ganzes Land ausstrahlt. Wie weit ihm bei der Durchführung dieser Idee historische Thatsachen vorlagen, was in seiner Erzählung der Wahrheit, was der Dichtung angehört, ist uns zu ermitteln nicht vergönnt; wol aber scheint es — und ist dies eine Täuschung, so ist es wenigstens eine gelungene und glücklich durchgeführte —, daß der Erzählung ein geschichtliches Material zum Grunde liegt. Die Anfangsbuchstaben der Namen sind einer Deutung fähig und scheinen dieselbe zu verlangen; die wenigen ganz gegebenen Namen aber sind uns unbekannt. Die Hauptsache ist und bleibt jedoch das ästhetische Verdienst der Erzählung selbst. Poetischer Beruf zeigt sich besonders in dem ersten Theile der Geschichte, wo wir bisweilen an die kecke und launige, an die poetische Darstellungsweise älterer deutscher Novellisten, Achim's von Arnim, Brentano's, Kleist's erinnert werden; nicht ohne zu fühlen, daß diese Formen doch unendlich dichterischer sind, als die Einleitungen unserer heutigen Novellen, die mit gemächlichem Tone beginnen: „Es war um die dritte Stunde des siebenten Tages im vierten Monate des Jahres 1453 nach Christi Geburt, als" —. Naturlust und Naturliebe schließt sich dieser Vorliebe für poetische Scenerie und ein dichterisches Kleid eng an, und die Naturgemälde des Verf. sind zum Theil vortrefflich an sich und tief eingehend durch die Harmonie, in der sie zu der grade zu schildernden Situation stehen. Die Menschenkenntniß des Erzählers ist vielleicht ungenau, der Verf. ist wahrscheinlich noch jung; aber ein gewisser idealer Zug in ihm, der in dem Geringen das Bedeutende erkennt und herausstellt und die Tugend auch in Dem entdeckt und sichtbar macht, was ihrem Gegentheil anzugehören scheint, erweckt unsere Theilnahme und gibt uns Erwartungen. Der Inhalt der Geschichte ist in der Kürze der, daß ein junger, leichtsinniger, verführter, aber willenskräftiger Fürst durch die Liebe eines edeln Mädchens, Franziska, gebessert wird, die selbst das Urtheil der Welt gering achtet und Das, was man gewöhnlich den Ruf nennt, zum Opfer bringt, um den geliebten Fürsten zu heilen, in den Tempel des Nachruhms einzuführen und dem Vaterlande Segen zu bereiten. Dies große, mit vollem Bewußtsein, mit höchstem Adel der Seele weniger der Liebe als der Tugend dargebrachte Opfer ist an sich ein anziehender und würdiger Gegenstand; er wird es noch mehr durch kunstreiche Verknüpfung von Begebenheit und Geschicken und durch eine durchweg poetische Gestaltung aller Nebendinge, die darauf einwirken. So wird Franziska zu einem großen Bilde edler und seltener Gesinnung. Ihre Tugend besiegt zuletzt selbst den Schein und den gewöhnlichen engherzigen Tugendmaßstab der Welt, und in ihrem Bilde, wie sie durch ein unermeßliches Opfer freilich zur Wiederherstellerin eines an den Rand des Verderbens gebrachten Staats wird, sollen wir, scheint es erkennen, daß für wahrhaft große Seelen ein anderes Tugendmaß gelten müsse als das, welches kleine und gewohnte Lebensfoderungen erheischen. Diese Lehre war eine gefährliche; aber in diesem besondern Fall ist sie richtig und beweisend durchgeführt. „Daß vor den Augen Dessen, der den Weltgang lenkt, eine andere Moral gelte, als die in den Sittenbüchern der Menschen steht, und daß, was uns als Sünde erscheint, von einem höhern Standpunkte her höchste Tugend sein und Segen für ein größeres Ganze werden könne", dies zu zeigen ist die feierlich bekannte Tendenz des Verfs. Er hat Recht; aber er hätte unendlich Unrecht, wenn er damit etwa die Unbrauchbarkeit unseres Moralgesetzes darzuthun gedächte! Wir lassen die Ausnahme zu; aber die Ausnahme beschädigt die Regel nicht, sie bestärkt und befestigt sie vielmehr.

Diese Erzählung ist anziehend durch sich selbst und die neue Tendenz in ihr, mit welcher sie unsere Denkgesetze zu erweitern strebt. Sie ist ferner durch eine wirklich dichterische Behandlung ungewöhnlich und erscheint fast wie eine kleine schatten- und quellenreiche Oase in der sonnenverbrannten Sandwüste der historischen Romantik. Wider Willen zwingt uns der Verf. auch über die historische Seite seines Bildes nachzusinnen; aber er behält sein Räthsel doch für sich und ersetzt uns diese vergebliche Mühe durch feine und dichterische Naturscenen. Liebenswürdige Charaktere, wie der leidenschaftliche Herzog und sein Freund Hugo, Franziska und Adelheid, gelingen ihm besonders; die Schurken und Verführer sind bis auf einen, Rohleder, mit geringer schöpferischer Kraft und nicht der Natur entsprechend erfunden. Wie aber durch Franziska's aufopfernde Liebe ein völlig neuer Geist sich des verirrten Herzogs bemächtigt, wie das Volk sie segnet, die Kunst blüht, das Gewerbe gedeiht, die Verräther und Blutsauger gestraft werden, wie der Herzog und Franziska endlich noch jetzt als die Schutzengel des Landes täglichen Segen aus dem Munde des Volks empfangen, dies macht den befriedigenden Beschluß dieser Erzählung, die ein mehrseitig achtbares Talent und einen unverkennbaren dichterischen Beruf beurkundet.

Kürzer und minder günstig fällt unser Urtheil über die zweite Erzählung dieses Buches aus. Für Spanien mag dieselbe (obgleich unsers Wissens in Frankreich geschrieben) eine bedeutende Erscheinung gewesen sein, und als solche erlangt sie in literarhistorischer Hinsicht auch für uns wiederum ihre Bedeutung, die sie an und durch sich selbst nicht haben würde. Es ist eine ganz gewöhnliche, von deutschen Romanschreibern ehedem viel behandelte Inquisitionsgeschichte, mit den gebührenden Elementen von Verworfenheit und Unschuld. Naturgetreu, wollen wir gerne glauben, wird Alles sein; aber anziehend ist es nicht weiter. Vielmehr ist die Freigheit und die Albernheit, mit der sich alle Betheiligten dem Geschick, das noch gar nicht so unabwendbar erscheint, unterwerfen, und der Jammer, mit dem sie völlig unthätig und ohne eine Spur wirklichen und muthigen Widerstandes dem allmäligen Abschlachten des armen, schuldlosen Opfers, der selbst ziemlich albernen Cornelia, zuschauen, wahrhaft unerbaulich und besonders häßlich auf Seiten ihres moralisirenden und jammerreichen Liebhabers. Fürwahr, wenn die spanische Jugend dermalen so grund- und bodenlos jämmerlich, so mattherzig wäre, wie der Verf. seinen Don Bartolome Vargas schildert, so müßten die spanischen Generale leichteres Spiel haben, und ein einziger Sechspfünder müßte genügen, die insurgirten Provinzen zu völliger Beruhigung zu bringen! Man kann die Macht der Verhältnisse gewaltig, ja unbesieglich schildern, aber gewiß geschieht dies nicht dadurch, daß man jeden kräftigen Widerstand dagegen unterdrückt; vielmehr wird das Bild erst durch das Gegentheil, muthige und doch

vergebliche Bekämpfung, lebendig und eindringlich. Diese Erzählung ist daher an sich grundschlecht und nur etwa als Probe von der neuern schwächlichen spanischen Romantik unserer Tage von Bedeutung. 52.

Stammverschiedenheit der Bevölkerung Rußlands.

In dem „Handbuche der allgemeinen Staatskunde von Europa", von Friedrich Wilhelm Schubert, ersten Bandes erster Theil (Königsberg 1835), findet sich ein ganzer Abschnitt über die verschiedenen Völkerstämme, die jetzt unter dem Zepter Rußlands stehen, der uns nicht zu den gründlichsten dieses sonst fleißig gearbeiteten Werkes zu gehören scheint.*) Schubert verweist auf seine Abhandlung über den Zusammenhang der skythischen, sarmatischen und slawischen Völkerschaften in den „Schriften der deutschen Gesellschaft", Bd. III, die wir jetzt nicht vergleichen können. Wir wollen nur Einiges zur Probe anführen. Schubert spricht von einem tatarischen Volksstamm und versteht darunter Türken, wozu auch die Bucharen gerechnet werden. Die Bucharen sind aber keineswegs Türken, sondern, was ihre Sprache hinlänglich beurkundet, Perser. Das Wort Tatar, welches einen Courrier bedeutet, scheint übrigens mit dem tatarischen Volksstamm — es gibt eigentlich gar keinen tatarischen Volksstamm — verwechselt worden zu sein; sonst könnte es S. 160 nicht heißen: „Außerdem sind einzelne Tataren in mancherlei Diensten bei den vornehmen Russen über das ganze Reich zerstreut und werden auch hier nicht selten wie in der Türkei als Boten zu entfernten Versendungen gebraucht." Sch. führt uns auch einen kaukasischen Volksstamm auf, zu dem die nach ihrer Sprache und Gestalt verschiedensten Völker gezählt werden, wie die Armenier, die Georgier, Abchasen, Lesghier, Osseten u. s. w. Der Vers. wollte vielleicht Völker des Kaukasus schreiben; aber auch zu diesen gehören die Armenier nicht. Die Sprachen der Georgier und Armenier, der Tscherkessen und Osseten sind nach ihren Wortstämmen und grammatischen Kategorien vom Grund aus verschieden. Bei der Anordnung der Völker nach Stämmen und Familien ist aber blos die Sprachverwandtschaft die einzig anwendbare und unfehlbare Richtschnur. Berge und Flüsse sind sichere Merkmale für die politische Eintheilung eines Landes; der Ethnograph kennt aber keine andere Norm der Trennung und der Vereinigung als die Sprache. 173.

*) Wir kommen nächstens in einem besondern Artikel auf das Werk zurück. D. Red.

Notizen.

Die „Gazette médicale" von Paris enthält in Betreff des Selbstmordes durch freiwillige Enthaltung der Nahrung einen merkwürdigen Fall, welcher zuerst als ganz authentisch in dem schätzbaren Werke von Falret: „Traité du suicide", erzählt wird. Ein Kaufmann, ungefähr 52 Jahre alt, beschloß in Folge gänzlich herabgekommener Vermögensumstände sein Leben durch Verhungern zu enden. Er begab sich also am 15. Sept. 1818 in ein wenig besuchtes Gehölz, grub sich hier selbst sein Grab und blieb daselbst bis zum 3. October, wo er in einem traurigen Zustande von einem benachbarten Schenkwirth gefunden wurde. Trotzdem daß er sich 18 Tage der Nahrung enthalten hatte, athmete der Unglückliche noch; allein er war völlig ohne Bewußtsein und verschied in dem Augenblicke, wo man ihm zur Ermunterung seiner Lebensgeister eine Tasse Fleischbrühe einflößen wollte. Man fand neben ihm einige mit Bleistift geschriebene Blätter, welche später veröffentlicht wurden. Der Unglückliche hatte sich, um seinen wahnwitzigen Vorsatz auszuführen, anfangs ganz ruhig in ein Gebüsch gelegt, wo er aber bald nicht blos vom Hunger, sondern auch von Kälte und Regen viel zu leiden hatte. In der Nacht vom 16. zum 17. wurde er ganz durchweicht. Am andern Tage zwang ihn die Kälte fast die ganze Nacht umherzuwandeln. Ein ungeheurer Durst bemächtigte sich seiner und nöthigte ihn, das Regenwasser von den in Menge umherwachsenden Champignons zu lecken. Am 20., da seit drei Tagen kein Regen gefallen war, ward Hunger und besonders der Durst unerträglich. Am folgenden Tage konnte er dem letztern nicht mehr widerstehen und begab sich in ein eine halbe Stunde entlegenes Wirthshaus, wo er für das letzte Stück Geld, das ihm übriggeblieben war, eine Flasche Bier kaufte. Diese hatte ihn erquickt, und er beschloß nun, sich näher bei dem Wirthshaus aufzuhalten, um an dem im Hofe befindlichen Brunnen von Zeit zu Zeit seinen Durst zu stillen. Seine letzte ordentliche Mahlzeit datirte sich vom 12. Seit sieben Tagen hatte er außer Bier und Wasser nicht das Mindeste zu sich genommen und während dieser Zeit auch nicht eine Stunde Schlafs genossen. Jeden folgenden Tag erwartete er das Ende seiner Leiden, und immer verzögerte es sich noch. Am 23. besaß er nicht mehr die Kraft, an den Brunnen zu gehen, um zu trinken, und blieb in diesem Zustande gänzlicher Ermattung drei Tage, während welcher er doch noch die letzten Zeilen seines Tagebuchs niederzuschreiben vermochte. Am fünften Tage bemerkte ihn ein Schäfer, dem er sich aber, da er jetzt jeden Augenblick sein Ende erwartete, nicht entdeckte. Der Schäfer grüßte ihn und ging vorüber. In der folgenden Nacht hatte der Unglückliche von einem anhaltenden Regen schrecklich zu leiden. Der Todeskampf dauerte hierauf noch vier Tage, während welcher den Leidenden nach und nach die Besinnung verließ. In seinem Tagebuch fand sich die ausdrückliche Erklärung, daß er nicht aus Lebensüberdruß, sondern wegen gänzlichen Mangels an Aussichten und Lebenshoffnungen sich den Tod gebe.

In dem Reiseberichte der Fregatte le Potomack de Reynold aus den Vereinigten Staaten liest man, daß es auf den Galapagosinseln Schildkröten gibt, welche bis auf 400 Pfund wiegen und die man lange Zeit im Schiffsraum ohne Nahrungsmittel lebendig erhalten kann, ohne daß sie an ihrem Gewicht und an ihrem Wohlgeschmack merklich verlieren. Der Verfasser dieser Notiz glaubt, daß diese Schildkröten ein besonderes Organ besitzen, eine Art von Behältniß, worin sie eine ziemliche Menge Wasser aufbewahren können.

Die königliche Buchdruckerei zu Paris gibt gegenwärtig eine Lebensbeschreibung des heiligen Ludwig's zu 100,000 Exemplaren zur Erbauung der Gläubigen heraus. Dieser Druck geschieht auf Anregung des Erzbischofs von Paris. 190.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Wilhelm Neumann's

Schriften.

Kritiken, Gedichte und der Roman: „Die Versuche und Hindernisse. Eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit."

Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

Leipzig, im December 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 344. — 10. December 1835.

Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834. Von G. L. von Maurer. Erster und zweiter Band.

(Fortsezung aus Nr. 343.)

Die Fürsorge der großen Mächte machte dieser ersten traurigen Epoche der innern Entwickelung Griechenlands ein Ende und eröffnete die zweite, deren Hauptcharakter darin besteht, daß nicht mehr Griechen, sondern ein fremder Fürst und seine Umgebungen, sein Gefolge, daß eine Colonie von Fremden die Leitung der griechischen Angelegenheiten in Griechenland selbst übernahm, gleichsam berufen wurde, das griechische Volk als einen Unmündigen vorläufig zu vertreten und nebenbei zur künftigen Selbständigkeit zu erziehen. Zwar wurde auch hier der anerkannten Nationalunabhängigkeit durchaus keine Gewalt angethan, vielmehr nahmen die Griechen in dem Elend ihrer innern Zerrüttung und Verwilderung diese Entscheidung der Mächte als eine Wohlthat mit dankbarer, freudiger Erwartung auf, oder hatten sie vielleicht sogar selbst nicht blos formell, sondern in der That und Wahrheit gewünscht und erbeten. Den besten Fall aber auch vorausgesetzt, daß jene Erwartungen, womit die Griechen ihre Vormünder und Lehrer empfingen, und die Verheißungen, womit diese ihnen angekündigt wurden, in Erfüllung gegangen wären, so lag in diesem ganzen Verhältnisse doch etwas, wogegen auch die beharrlichste, besonnenste, wohlwollendste Theilnahme kaum auszudauern vermochte. Daß diese in der Völkergeschichte beispiellose Demüthigung eines Volkes eben den traurigsten Beweis gab, wie arg die vorhergegangene Verwilderung und Zerrüttung und Untüchtigkeit gewesen, und das um so mehr, wenn diese Demüthigung wirklich so freiwillig und so unerlaßlich nothwendig war, als man behauptete: Alles dies wollen wir nicht einmal erwähnen, da es nur den Schmerz vermehren, nicht die Theilnahme vermindern konnte. Aber woran sollte diese Theilnahme fortan haften? Von dem griechischen Volk konnte fürs Erste in politischem Sinne nicht mehr die Rede sein. Die Geschichte Griechenlands war zuerst nicht die Geschichte des griechischen Volks, sondern die Geschichte einer bairischen Colonie, welche im Namen und an der Stelle des griechischen Volks auftrat. Auf dem Gebiete des politischen Lebens in Griechenland fand man fortan keine Griechen, sondern Baiern oder andere Ausländer, oder doch nur solche Griechen, welche sich mit diesen identificiren mochten. Einzelne Ausnahmen konnten an diesem Haupteindruck der Sache nichts ändern, und die bisherige Theilnahme an den Griechen mußte entweder aufhören, da ihr eigentlicher Gegenstand beseitigt war, oder versuchen, sich auf die Repräsentanten desselben zu übertragen, was, alle übermäßige und unziemliche Sentimentalität abgerechnet, doch immer seine kleinen Schwierigkeiten hatte und seine Zeit verlangte. Indessen auch hier kam am Ende Alles auf die Art an, wie die Vormünder sich ihrer schweren Verantwortlichkeit, zumal hinsichtlich der Erziehung ihres Mündels entledigten. Wie es aber damit ergangen, bedarf kaum mehr einer Andeutung, und nur um eine Erklärung der Ursachen der Möglichkeit einer solchen Verwahrlosung, wie sie offenkundig vorliegt, handelt es sich. Daß übrigens auch in dieser zweiten Epoche der Zustand Griechenlands in gar mancher Hinsicht günstiger war als in der vorhergehenden oder in der noch frühern, bedarf ebenfalls keines weitern Beweises. Die durch drohenden Bürgerkrieg gefährdeten materiellen Früchte des Friedens wurden wenigstens vorläufig von Neuem gesichert, theils durch die überwiegende materielle Gewalt, welche der neuen Regierung nach Griechenland folgte, theils und noch mehr durch die Gesinnungen und Erwartungen, womit das griechische Volk sie empfing; aber dies war nur die Vorbedeutung, die Vorbedingung zu der Lösung der eigentlichen Aufgabe der Epoche, und je leichter und schneller und ohne Verdienst und Mühe sie beschafft wurde, desto mehr war man berechtigt, einen baldigen und glücklichen Anfang des eigentlichen Baues zu erwarten, der auf diesem befriedeten und geebneten Boden sich erheben sollte. An kostbaren Gerüsten und Maschinen und Wohnungen für die Baumeister und ihre Gesellen, an geschäftigem, wichtigthuendem Getümmel, Geschrei fehlte es auch in der That nicht; aber so oft man fragte und zusah, wie weit nun eigentlich hinter all diesem vielleicht nöthigen Apparat der verheißene zweckmäßige und dauerhafte Bau gediehen sei, fand sich immer gar wenig und noch weniger Befriedigendes; Entwürfe die Menge, aber nur hier und da einzelnes, angefangenes und oft schon wiederverlassenes Mauerwerk. Und das Schlimmste war, daß bei all dies-

sem Treiben der Colonisten die Höhlen, Hütten, Häuser oder Burgen, worin, so baufällig, ja ruinenartig sie auch waren, die Eingeborenen sich bisher beholfen hatten, von den geschäftigen Fremden entweder gradezu vollends zerstört wurden, sei es aus planmäßiger Pedanterie oder selbstgefälliger Nichtachtung, oder daß die Bewohner sie räumen mußten, um da und dort in provisorische Buden untergebracht zu werden. Mit andern Worten: es wurde zwar eine aus der Fremde mitgebrachte, von Fremden geleitete und bediente ziemlich nothdürftige Regierungsmaschine in Griechenland aufgestellt und in Gang gebracht, um die vorliegende matière administrable zu bearbeiten, aber irgend erhebliche und dauerhafte, nachhaltige Resultate ihrer Wirksamkeit waren eben nicht zu bemerken, man müßte denn sich damit vertrösten, daß das fortdauernde Getreibe und Geklapper der Maschine an und für sich selbst Zwecks und Resultats genug sei. Auch dann aber konnte man doch verlangen, daß sie wenigstens ihre eignen Kosten herausarbeite; aber auch dies war nicht der Fall, vielmehr kein Zweifel, daß sie ohne fortwährenden Zuschuß von außen stille stehen müßte. Von einer eigentlichen politischen Organisation und Erziehung des griechischen Volkes und Staats war dagegen in der Wirklichkeit wenig oder keine Spur zu sehen; aber freilich fehlte es nicht an Entwürfen und Misgeburten mancherlei Art. Den Klagen über diesen Zustand hätte die Vormündercolonie indessen noch lange genug mit einer Hinweisung auf die obwaltenden Schwierigkeiten, auf die Unarten des Mündelvolkes, mit Vertröstungen auf die Zukunft begegnen können, wenn wenigstens nicht positiv etwas Wesentliches dabei gefährdet wurde und zu Grunde ging. Aber eben diese Gefahr, dies Uebel trat immer unverkennbarer hervor, indem theils durch die Einwirkung der fremdartigen Regierungsmaschine an und für sich, theils aber auch durch den Geist, der in manchen jener Organisationspläne und Versuche herrschte, der griechischen Nationalität selbst die Gefahr der völligen Vernichtung, der Verwandlung und Absorption in die fremde Nationalität der herrschenden Colonie, oder vielmehr der völligen Degeneration zu einem form-, ausdrucks- und namenlosen Dritten drohte. Daß nun bei der längern Fortdauer eines solchen Treibens sich Reactionen mancherlei Art entwickeln mußten, welche endlich sogar wieder die nächsten Vortheile des Friedens, der Ruhe, die Resultate der beiden vorhergehenden Epochen, gefährden konnten, liegt am Tage. Daß aber dies Jammerbild das Resultat aller der oft so räthselhaften und widersprechenden Nachrichten aus Griechenland ist, wird kaum Jemand ernstlich leugnen. Sogar Die, auf welchen die Verantwortlichkeit zu lasten schien, leugneten im Wesentlichen die Thatsache nicht und suchten nur die Schuld auf Andere zu wälzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben des vollendeten deutschen Missionars Chr. Friedr. Schwartz im südlichen Indien. Verfaßt von Hugh Pearson. Aus dem Englischen übersetzt. Erstes Bändchen. Basel, Schneider. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Das Leben dieses hochsinnigen Heidenapostels (geb. 26. Oct. 1726 zu Sonnenburg in der Neumark) fällt in jene sowol für Gründung evangelischer Kirchen und Schulen wie für Befestigung und Erweiterung europäischer Herrschaft und Cultur in Indien entscheidende zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Wenn Dr. Pearson dem dogmatischen Vortrage des strengen Lutherthums nicht zu viel Raum gestattet und außerdem nicht gar zu großes Gefallen an der in neuester Zeit etwas in Verruf gekommenen frömmelnden Schulsprache der gangbaren Missionsschriften gefunden hätte, so würde der reiche Stoff, den er mit löblichem Fleiß aus gedruckten und ungedruckten handschriftlichen Quellen gesammelt hat, wol zu einer neuen Apostelgeschichte haben verarbeitet werden können. Auch der wörtliche Uebersetzer, Inspector Blumhardt zu Basel, hat dieses versäumt. So bleibt die Aufgabe für einen unbefangenern Schriftsteller offen! Mit Bewunderung folgt man dem unermüdlichen, frommen, wohlthätig-wirksamen Wirken des begeisterten, weisen, gelehrten Schwartz, wodurch er bei geringen äußern Mitteln — meistens auf sein Jahrgehalt von 600 Gulden beschränkt — durch die Kraft des Geistes große Dinge ausrichtet, indem er das Christenthum mit seinen Kirchen und Schulen aus dem kleinen Bezirke des dänischen Trankebar in die benachbarten holländischen und britischen, ja selbst in die Besitzungen heidnischer Fürsten Hindostans siegreich hinausführt. Unwiderleglich wird denn hier nebenbei auch bewiesen, daß das alte, streng-lutherisch-dogmatische System dann, wenn es von guten Männern benutzt wird, welche der Satisfactionslehre eine solche Ansicht abgewinnen, daß dieselbe zu dankbarer Aufmunterung zum frommen Leben wirksam werden kann, indem durch verstärkte Gewißheit der Versöhnung mit Gott durch das Opfer Jesu nun Muth und Lust zur Tugend erweckt wird, der Menschheit auch zum Segen gereichen kann und gereicht. Doch sieht man auch, daß aufmerksame, nachdenkende Leser der eigentlichen Reden und Lehren Jesu in den Evangelien, wenn sie in denselben die strenge Satisfactionstheorie nicht hervorgehoben finden können, ihre Zuflucht besonders zu den paulinischen Briefen zu nehmen pflegen, wie denn auch Schwartz (S. 173) den Wunsch äußert, daß die gelehrten Mohammedaner, welche die ins Persische übersetzten Evangelien mit ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit lasen, doch auch eine Uebersetzung der Episteln erhalten möchten, weil in diesen die Anwendung der Lehre Jesu gefunden würde. Dahin mochte aber S. wol auch diejenischen paulinischen und nachmals lutherischen Dogmen rechnen, denen der Heiland selbst, dem eigne, freie, echte Tugend für die Hauptsache galt, nicht das Wort geredet hat.

Hören wir nun, wie ein Zeitgenosse und Augenzeuge, Wilh. Chambers, Bruder des Oberjustizpräsidenten in Bengalen, ein angesehener und gelehrter Kaufmann, Uebersetzer des Evangeliums Matthäi ins Persische, unsern Landsmann in einem Briefe schildert. „Im Jahre 1767 machte ich von Madras aus eine Reise nach Tritschinopoli (im Gebiete des Fürsten von Tanschaur), wo damals S. wohnte, und wo ich zum ersten Male Gelegenheit fand, seine Bekanntschaft zu machen. Der Zweck meiner Reise war, die tamulische und persische Sprache zu erlernen. Da S. die erstere gründlich verstand und mit Erlernung der letztern sich eben beschäftigte, so war es mir sehr angelegen, während meines zweijährigen Aufenthalts daselbst, seines Umgangs zu genießen. Zwar hatte ich S. schon immer als einen Mann nennen hören, der mit wahrer Frömmigkeit und großem Eifer eine gründliche Kenntniß der Landessprachen verbände; aber es hatte sich bei mir bisher noch das gegen Missionare gangbare Vorurtheil eingemischt, einen Mann von finsterm Trübsinn und übertriebener Strenge auch in ihm anzutreffen. Jedoch schon der erste

Anblick dieses Mannes nöthigte mich, jene vorgefaßten Ansichten in Betreff seiner aufzugeben. Zwar war sein Anzug ziemlich abgetragen und ganz nach altmodigem Zuschnitt; aber in seinem ganzen Wesen fand ich grade das Gegentheil Dessen, was man finster und zurückstoßend an einem Menschen nennt. Stellen Sie sich einen wohlgewachsenen Mann von etwas mehr als mittlerer Größe vor, dessen körperliche Haltung aufrecht und kunstlos ist, von ziemlich dunkler, aber gesunder Gesichtsfarbe, mit schwarzem, gekräuseltem Haar und mit kraftvoll männlichem Blick, aus welchem ungeheuchelte Bescheidenheit, Gradheit und Wohlwollen fühlbar hervorstrahlt, und Sie haben eine Vorstellung von dem Eindrucke, den S. schon beim ersten Anblick auf das Gemüth des Fremden zu machen pflegt." Danach schildert Ch. des Missionars Studien, die Sprache, Literatur und besonders das Religionssystem Hindostans. „Seine Wohnung", fährt er dann fort, „war ein Räumchen, grade hinreichend, sein Bett und ihn selbst aufzunehmen, in einem alten Hindugebäude; ein Teller geschwellter Reis oder anderes Gemüse seine tägliche Speise, woran auch noch seine Katecheten, deren Unterhalt er meistens aus seinem eignen kleinen Einkommen bestritt, Theil nahmen; seine Kleidung ein Stück schwarzgefärbten Baumwollenzeuches, das für das ganze Jahr ausreichen mußte. Auf diese Weise aller Sorgen für das Irdische enthoben, war seine Sorge einzig dahin gerichtet, das Werk eines Evangelisten zu vollbringen. Unermüdet war er, sowol in der Stadt, als in den umliegenden Ortschaften den Hindus das Evangelium zu verkündigen, und es währte nicht lange, so sammelte sich eine Gemeinde bekehrter Hindus um ihn her. Unter diesen neuen Christen befanden sich drei oder vier, welche bald von ihm zu Gehülfen seines Werkes herangebildet wurden. Auch unter den Soldaten der starken, englischen Garnison, bis dahin ohne Feldprediger, Religionsunterricht und religiöse Erbauung, verschaffte ihm die Menschenfreundlichkeit seines Herzens und die kunstlose Einfachheit seines Benehmens sehr bald eine willige Aufnahme. In seinen Predigten wußte er die gespannteste Aufmerksamkeit seiner Zuhörer an sich zu fesseln. Wer die gewöhnliche Denk- und Lebensweise der britischen Truppen in Indien kennt, muß erstaunen, wie es diesem Manne gelingen konnte, die ganze Garnison für die Predigt des Evangeliums zu gewinnen! Anfangs vermochte er sie dahin zu bringen, in einem alten Hindugebäude zum Gottesdienste zusammenzukommen; bald danach aber faßte das Truppencorps den Beschluß, von seiner täglichen Löhnung etwas zu ersparen, um eine eigne Kirche zu erbauen, und es entstand ein hohes, geräumiges, schönes Gotteshaus." In den gefahrvollen Kriegen der Engländer mit dem furchtbaren Beherrscher von Mysore, Hyder Ali, der alle Kraft aufbot, die europäischen Eindringlinge zu vertilgen (1767—83), folgte S. als Feldgeistlicher nicht nur dem britischen Lager, sondern er übernahm auch in der Zeit eines Waffenstillstandes die höchst gefährliche Gesandtschaft nach Seringapatnam zu Hyder Ali selbst, um dessen Gesinnungen zu erforschen. „Die Ursache", so redete zu S. der britische Generalgouverneur Sir Thomas Rumbold, „warum wir Sie erwählen, ist Ihre Kenntniß der hindostanischen Sprache und unsere Ueberzeugung von Ihrer Uneigennützigkeit. Wir wissen, daß Sie sich von Niemand werden bestechen lassen." S. 254 fg. folgt dann die Beschreibung dieser Reise, die S. überall zu Verkündigung des Evangeliums benutzte, angetreten am 1. Juli 1779. Hier einige Bruchstücke derselben. „Am 18. Aug. kam S. bei dem Engpasse von Guzzulhatti an, der in das Gebirge führt. Die Hitze war glühend. Furchtbare Berge erhoben sich in die Wolken." „Früh Morgens", schreibt S. (S. 257), „machten wir uns, nicht ohne Sorgen und eben darum auch nicht ohne inbrünstiges Flehen um den Schutz Gottes, auf den Weg. Viele Einwohner begleiteten uns, von denen mehre brennende Holzfackeln trugen, um die Tiger im Gebirgswalde zurückzuscheuchen. Nur allmälig steigt man den steilen Berg hinan. Die Schluchten und Abgründe, an denen der Weg vorüberführt, sind so fürchterlich, daß man nicht ohne augenblicklichen Schwindel hinunterblicken kann. An vielen Stellen ist der Pfad so schmal, daß ein einziger falscher Fußtritt unausbleibliches Verderben nach sich ziehen würde. Glücklicherweise wurden die gefährlichsten Stellen durch das dicke Gebüsch dem Auge verdeckt. Als wir den Berg zur Hälfte hinangestiegen waren, hob sich die Sonne empor. Staunen und Bewunderung ergriff meine ganze Seele, als mein Auge die zahlreichen Bergspitzen und die dazwischenliegenden engen Thäler erblickte. Ich konnte mich an diesem Anblick nicht satt sehen, und die Furcht vor den Tigern war verschwunden. Wir verkündigten hier dem Volke die Majestät, die Macht und die unbeschreibliche Größe des lebendigen Gottes und die Thorheit der albernen, von Menschenhänden geschaffenen Bildnisse. Um 9 Uhr hatten wir den Engpaß mit seinen sieben aufeinandergethürmten Bergen überstiegen. Wir erwarteten nun, auf der andern Seite des Gebirges hinabzukommen. Aber es breitete sich jetzt eine weite Ebene vor uns aus, und wir wurden gewahr, daß das Land Mysore eine halbe Stunde höher liegt als das niedrigere Karnatik. Obgleich in den Bergschluchten Tausende von Tigern umherschwärmen, hatten unsere Leute auf dem Wege doch nur einen einzigen gesehen. Kaum hatten wir uns aber nun in einem Dorfe zur Ruhe niedergelegt, als ein Gewitter losbrach, dessen Donnerschläge so gewaltig waren, daß der ganze Berge in Stücke zerschmettert zu werden schien." — (S. 260) „Am 24. Aug. kamen wir im Fort von Mysore an. Ein hoher Hügel in der Nachbarschaft, der eine Pagode trägt, war vormals für die Reisenden eine sehr gefährliche Stelle; denn die heidnischen Bergbewohner glaubten, ihre Götter hätten ein besonderes Wohlgefallen an — Nasen. Deshalb überfielen sie häufig die Reisenden, schnitten ihnen die Nasen ab und brachten selbige ihren Götzenbildern zum Opfer. Doch hat jetzt Hyder Ali diese Grausamkeit streng verboten. Von dieser Höhe aus erblickten wir des Fürsten Residenz Seringapatnam in der Ferne. Wir erreichten sie am folgenden Tage. Eine schöne steinerne Brücke führte uns über den Fluß, dessen zweiter Arm die Feste auf der andern Seite umströmt, sodaß sie eine Insel bildet. Des Fürsten Palast ist ein großes Viereck, auf dessen beiden Seiten sich offene Wohnungen für die Kriegs- und Civilbeamten befinden, die nun hier der Fürst vom Balcon seines Palastes überschauen und so es wahrnehmen kann, ob sie zu den bestimmten Stunden bei ihren Geschäften sind. Auf Versäumniß folgen unmittelbar die härtesten Strafen ohne Rücksicht des Ranges. Zweihundert Büttel, mit Peitschen in der Hand, stehen Tag und Nacht bereit, Schläge auszutheilen. Nach Empfang derselben geht auch der oberste Minister wieder an seine Geschäfte. Am schlimmsten kommen die Abgabeneinnehmer bei der Abnahme ihrer Rechnungen weg. Sie müssen die Rückstände mit ihrem Rücken bezahlen." Noch die Audienz bei Hyder (S. 265): „Als ich zur Audienz bei ihm zugelassen wurde, hieß er mich neben sich auf den Boden niedersitzen, der mit reichen Teppichen bedeckt war; auch wurde nicht von mir verlangt, die Schuhe auszuziehen. Er horchte auf Alles, was ich ihm zu sagen hatte, und drückte sich in seinen Antworten sehr freundlich und offen aus. Während ich neben ihm saß, mußte ich erstaunen über die Geschwindigkeit, womit alle Staatsgeschäfte abgemacht wurden. Kaum hatte er aufgehört, mit mir zu reden, so lasen ihm seine Staatssecretaire auch schon wieder einige Briefe vor, worauf er ihnen die Antwort sogleich in die Feder dictirte. Er selbst kann weder lesen noch schreiben, hat aber ein vortreffliches Gedächtniß. Haben die Secretaire, wenn sie die niedergeschriebenen Briefe ihm vorlesen, den Sinn nicht genau getroffen, oder sind sie im Geringsten von den gegebenen Befehlen abgewichen, so büßen sie es mit ihren Köpfen ꝛc. Als ich am letzten Abende Abschied von ihm nahm, ersuchte er mich, persisch vor ihm zu reden. Ich that es und setzte ihm die Beweggründe meiner Rede auseinander: „Sie wundern sich vielleicht, wie ich, ein Diener Gottes, der nichts mit weltlichen Dingen zu thun hat, veranlaßt werden konnte, zu Ihnen zu kommen, mit einem Auftrage, der nicht eigentlich zu meinem Priesterberufe gehört. Da man mir aber klar und deutlich gesagt hat, daß der einzige Grund meiner Reise die Erhaltung und Befestigung des Friedens sei, und da ich

mehr als einmal Augenzeuge von dem Elende und den Schrecknissen war, welche der Krieg zu verbreiten pflegt, so dachte ich bei mir selbst, wie glücklich ich sein würde, wenn ich ein Werkzeug werden dürfte, ein festes Freundschaftsband zwischen beiden Regierungen zu knüpfen und auf diesem Wege die Segnungen des Friedens diesem geliebten Lande zu sichern. Dieses betrachte ich als einen Auftrag, welcher mit meinem Berufe, ein Verkündiger der Religion des Friedens zu sein, auf keinerlei Weise im Widerspruch steht." „Gut! sehr gut!" fiel mir H. mit großer Herzlichkeit ins Wort; „auch ich theile dieselbe Ansicht mit dir. Mein einziger Wunsch ist es, daß die Engländer in Frieden mit mir leben mögen. Bieten sie mir die Hand der Eintracht dar, so werde ich die meinige nicht zurückziehen." Ich nahm nun meinen Abschied, und beim Hineintreten in meinen Palankin fand ich 500 Rupien, die er mir hatte hineinlegen lassen, um die Reisekosten zu bestreiten." Diese 500 Rupien verwandte S. mit Erlaubniß der Regierung, die ihn bereits mit Reisegeld versehen hatte, zu Gründung einer englischen Waisenschule zu Tanschaur; und als ihm die Directoren der ostindischen Compagnie noch außerdem ein Geschenk wollten zustließen lassen, bat er, daß dieselbe statt dessen seinen Mitarbeiter Pohle zu Tritschinopoli durch ein Jahrgehalt in Stand setzen möchte, auch an jener Missionsstelle eine Anzahl von Katechisten und Schullehrern unterhalten zu können, welcher Wunsch ihm denn auch erfüllt wurde. Als Hyder Ali bald nachher (1780) von Neuem auf die Engländer einstürmte, hatte er doch den guten S. noch immer in freundlichem Andenken. Allen seinen Offizieren hatte er den bestimmten Befehl gegeben, „den ehrwürdigen Padre Schwartz unbelästigt überall umhergehen zu lassen und ihm Achtung und Freundlichkeit zu bezeigen; denn — sprach Hyder — er ist ein heiliger Mann! So konnte S. seine friedlichen Arbeiten auch mitten im Kriege und in einem von wilden Feinden überschwemmten Lande unbehindert und ungefährdet fortsetzen.

Wir verbinden hiermit eine kurze Anzeige einer verwandten, kleinen, aber inhaltreichen Schrift, der Einweihungsrede des neuen halle-wittenbergischen Universitätsgebäudes, von dem gelehrten und geistreichen Prof. Dr. Schweigger („Oratio etc. nedium acad. inaugur. causa habita d. 31. Oct. 1834", Halle 1834). Der Tag der Thesen Luther's erweckt den Gedanken, daß aus geringen Anfängen große Dinge erfolgreich für das ganze Menschengeschlecht hervorgehen können, und daß dieses besonders auch bei wissenschaftlichen Instituten der Fall sein soll, deren Wirksamkeit nicht in die Grenzen einzelner Schulen oder eines einzelnen Reiches eingeschlossen werden dürfe, sondern deren gemeinnützige Früchte sich über die Welt ausbreiten sollen. Der Verf. weist nach, wie bei den Stiftungen der königl. Societät zu London, der Akademie zu Paris, der Academia naturae curiosorum Leopoldino-Carolina, der Universität zu Halle und der königl. Akademie zu Berlin jene Idee vorgewaltet habe, und wie dann besonders durch Mithülfe der physischen und mathematischen Disciplinen auch dem Christenthum im Weg in den Orient sei eröffnet worden. Er erinnert an R. Boyle, den berühmten Physiker und Mathematiker und zugleich den ersten Stifter eines Vereins zu Ausbreitung der christlichen Religion in der evangelischen Kirche; an Leibnitz, dessen Rath und Ansicht bei Stiftung der königl. Akademie zu Berlin dahin gegangen: „non ut commentarios tantum conscriberet doctos, sed imprimis etiam, ut institutis non ad finitimos solum Christianos, sed ad ultimos barbaros commeantibus disseminandae inserviret meliori rerum humanarum *divinarumque* cognitioni"; an die frommen Professoren Callenberg und A. H. Francke zu Halle (das orientalische Institut und das Missionswesen in Verbindung), wo überall eine Wechselwirkung zwischen Europa und Indien hinsichtlich der Wissenschaften und Künste, besonders aber auch der Religion bezweckt worden. Hohe Ideen, zu denen sich die einseitigen und kurzsichtigen Verschreier des Missionswesens nicht scheinen erheben zu können! Er rühmt die Verdienste der gelehrten Missionare Schwartz und Schultze und macht die bereits an das Licht getretenen, großen Erfolge bemerklich, indem er auf den Reformator des Brahminism, denhellen, hochgebildeten, leider vor Kurzem hingeschiedenen Brahmin Rammohun Roy, und auf die erblühenden, höhern und niedern Schulanstalten im britischen Indien, wo man jetzt gelehrte Missionare sucht, ehrt und belohnt, hinweist. Er erinnert zuletzt an den von ihm selbst zum Andenken seines auf einer wissenschaftlichen Reise in Sicilien ermordeten Bruders, des königsberger Professors Dr. A. F. Schweigger, gestifteten Verein zur Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit (man vergleiche A. F. Schweigger's Biographie in den „Zeitgenossen", dritte Reihe, Nr. 13 u. 14, sowie den besondern Abdruck der Statuten des Vereins, Halle 1830), den er mit der Universität und namentlich den Francke'schen Stiftungen innigst verbunden zu sehen wünscht, um zur Bildung tüchtiger Missionare mitzuhelfen, wie denn bereits auch der jetzige Director der Francke'schen Stiftungen, Dr. Niemeyer, erklärt habe, daß er nie andere als gründlich in den ostindischen Sprachen, namentlich Sanskrit, und in den Naturwissenschaften vorbereitete Missionare aussenden werde (S. 12). Mögen nur, fügt Ref. hinzu, diese löblichen Ansichten auch bei andern Missionsanstalten Anklang und Nachfolge finden. 82.

Notizen.

Das Museum der Naturgeschichte im Jardin des plantes zu Paris vermehrt in jedem Jahr seine werthvollen Sammlungen um ein Beträchtliches. Die Sammlung der Reptilien und der Fische besteht gegenwärtig aus 5830 Gattungen und 21,350 Individuen. Die Abtheilung der Insekten und Crustaceen ist in diesem Jahre auf 7019 Gattungen und 25,000 Individuen gestiegen. In der Classe der Insekten zählt man über 30,000 beschriebene Gattungen und ebenso viel ohne Namen. Die Sammlung der Mollusken und Zoophyten ist um 550 Species lebender Muscheln bereichert worden; dazu kommen 330 fossile, und 300 andere, welche in Glaskugeln conservirt werden. Die Sammlungen der vergleichenden Anatomie sind im Laufe dieses Jahres mit 31 Skeletten, 116 Spirituspräparaten und 30 trockenen Präparaten bereichert worden. Das Herbarium der trockenen Pflanzen ist beträchtlich angewachsen durch die von Jacquement in Ostindien geschehenen reichen Sammlungen. Man kann die Zahl der Species, welche in diesem Jahre hinzugekommen sind, auf 16,000 angeben. Auch die Geologie ist seit 1833 um Vieles vervollständigt worden. Aus den verschiedensten Weltgegenden sind innerhalb dieser Zeit über 5000 Exemplare von Felsen, Steinen und Erdarten in das Museum gelangt. Die damit verbundene Sammlung fossiler Pflanzen zählt bereits 1500 Exemplare. Man bedauert sehr, daß in den Sammlungen der organischen Fossilienreste des Alterthums so bedeutende Lücken sind. Die mineralogische Sammlung ist im Verhältniß zu diesen dürftiger. So z. B. bei den Diamanten ist die Reihe der farbigen Varietäten ganz unvollständig. Man schlägt die Summe, deren es bedürfte, um diese Abtheilung auf das Niveau der andern großen europäischen zu stellen, auf 40,000 Francs an. Das Museum hat seine Bibliothek, die sich auf 13,500 Bände beläuft. Man findet darin auch werthvolle Zeichnungen.

Die Arbeiten an dem Wiederaufbau des Théâtre de la gaîté in Paris sind bereits beendigt, und das Theater ist Ende vorigen Monats eröffnet worden. An dem vordern Theil liest man auf der einen Seite die Worte: „Gegründet im J. 1760 von Nicolet. Wiederaufgebaut im J. 1808." Auf der andern Seite: „Eingeäschert den 21. Februar 1835. Wiederaufgebaut im J. 1835 von Bernard Léon." 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 345. — 11. December 1835.

Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834. Von G. L. von Maurer. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 344.)

Wie gering nun auch von vorn herein die Erwartungen sein mochten, die jeder nur einigermaßen Kundige von den Resultaten der Verpflanzung jener vormundschaftlichen Regierung nach Griechenland hegen konnte, und wie wenig schwer es war, die nun wirklich vorliegenden im Allgemeinen zu erklären, so warren doch die Details dieser ganzen Angelegenheit, die Art und der Grad von Schuld, der auf Diesem oder Jenem lastete, und zumal die Stellung einiger anerkannt ehrenwerthen Gestalten in diesem Getreibe Räthsel, deren Lösung sobald nicht zu erwarten schien. Insofern nun das vorliegende Werk eines ehemaligen Mitgliedes der Regentschaft in Griechenland, des Hrn. v. Maurer, die Schlüssel zu den meisten und wichtigsten dieser Räthsel gibt, müssen wir es als eine höchst beachtenswerthe Erscheinung, als einen sehr wichtigen Beitrag zu den Materialien der Geschichte unserer Zeit willkommen heißen, ohne daß wir deshalb die Acten in dieser Sache als geschlossen ansehen können.

In der That ist zwar der Ruf, der Name des Verf. ein so durchaus ehrenwerther, seine Stellung war eine so unbedingt günstige, um die Wahrheit zu erfahren, daß sein Zeugniß ein sehr großes, ja, fast entscheidendes Gewicht haben muß. Dennoch aber erhebt er so schwere Beschuldigungen gegen so hochstehende Personen, daß Billigkeit und Vorsicht eine Beachtung des audiatur et altera pars durchaus erfodern. Welchen Dank übrigens Hr. v. Maurer anderwärts finden wird, wollen wir dahingestellt sein lassen; die Griechen und die Geschichte sind ihm aber jedenfalls großen Dank schuldig für die bei uns unerhörte Offenheit, womit er aus der Schule schwatzt. Die Griechen, weil er sonnenklar zeigt, daß die Hauptschuld des Unwesens in Griechenland nicht an den Eingebornen, sondern an den Fremden liegt. Sagt er doch bei einer Gelegenheit rund heraus: bei allem Schlimmen, was er unter den Griechen gefunden, seien sie doch noch das Beste, was er in Griechenland gefunden. Die Geschichte? — Nun der Leser mag selbst erwägen, was es sagen will: nicht etwa ein obscurer, revolutionnairer, jakobinischer Scribler und revolutionnairer Abenteurer, sondern ein geachteter Rechtsgelehrter, ein Staatsmann, der von dem Vertrauen seines Königs in dessen Staatsrath, dann, ohne Zweifel im Einverständniß mit den Wünschen der übrigen Mächte, mit dem hohen und schweren Beruf der Mitregentschaft in Griechenland beehrt worden, steht auf und bezeugt: das Wohl und Wehe des griechischen Volks und seines jungen Fürsten ist zuerst von kleinlichen Intriguen eines deutschen Hofes zweiten Ranges abhängig gemacht, dann in Griechenland selbst wieder den fortgesetzten Intriguen Derjenigen, welche durch solche Mittel in Deutschland die Gewalt erlangt hatten, die sie in Griechenland ausübten, preisgegeben; die wenigen rechtlichen und tüchtigen Männer, welche sich unter den Machthabern befanden, sind nachdem ihre Wirksamkeit lange durch solches Treiben gelähmt oder entstellt worden, endlich als Opfer gefallen, und jene der Selbstsucht Bezüchtigten, die Griechenland als ihre Beute ansahen, sind es, welche den jungen König, seitdem er die Regierung angetreten, leiten und umgeben. Es war wahrlich an griechischen Intriguen bis dahin kein Mangel, und nun wird noch eine solche Colonie daraufgesetzt, und nicht einmal die Ehre thut man Griechenland an, seine Vormünder und Erzieher aus den höhern und bessern Classen des Mutterlandes zu wählen, sondern, einige Wenige abgerechnet, werden die einflußreichsten und thätigsten in diesem Getreibe als münchner Kanzellisten und dergleichen bezeichnet; Leute, die in München, die an jedem andern Orte auf den untern Stufen des Staatsdienstes völlig unbeachtet verkommen wären; Menschen, die im besten Fall auf üblichen Wegen einen etwas höher stehenden Gönner gefunden haben, dem sie lästig zu werden beginnen und der sich ihrer entledigt, indem er sie durch Gönnerschaft der dritten und vierten Hand nach Griechenland spediren läßt — solche Leute sind es, die in Griechenland, plötzlich auf den ersten Rang der Intrigue versetzt, die Gesetzgeber, Administratoren, Staatsmänner, Politiker spielen, genannt, beachtet, von den Gesandten mancher Mächte angezogen, aufgesucht werden. Und man frage noch, ob Griechenlands Loos je schmählicher, bejammernswerther war als in dieser Zeit! Man frage noch, woran es dahinsiecht!

Wir gehen nun zu einer kurzen Uebersicht des In-

halts des Werkes über, deſſen Bedeutung im Allgemeinen wir eben bezeichnet haben. Der ganze erſte Band iſt mehr eine Einleitung zu dem eigentlichen Hauptgegenſtand des Werkes, der Darſtellung Deſſen, was während der Anweſenheit des Verf. in Griechenland geſchehen. Er enthält eine Schilderung des Zuſtandes der Griechen unter der türkiſchen Herrſchaft und dann während des Freiheitskampfes und unter der Kapodiſtrias'ſchen Herrſchaft bis zur Ankunft der Regentſchaft in „öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung". Daß ſolche Leſer, welche die bereits vorhandenen Nachrichten über dieſe Gegenſtände, z. B. für die türkiſche Epoche, auch nur den (freilich ſehr cum grano salis zu benutzenden) Pouqueville, für die darauf folgenden Rizo Neculos und Thierſch kennen, hier nicht ſehr viele, ganz neue Aufſchlüſſe erwarten können, darf dem Werke billigerweiſe nicht zum Vorwurfe gereichen, dagegen aber möchte Mancher dieſe Darſtellung zu lang oder zu kurz finden. Zu lang für eine bloße Einleitung, zu kurz für eine ſelbſtändige Abhandlung über den Gegenſtand, Beides beſonders in einzelnen Partien. Außerdem führt dieſe Eintheilung des ganzen Werkes, wonach die Darſtellung des Zuſtandes, in welchem die Regentſchaft Griechenland übernahm, in dieſen erſten Band verlegt und zu einem Ganzen mit der Darſtellung früherer Zuſtände verbunden iſt, die unangenehme Nothwendigkeit häufiger theilweiſer Wiederholungen des hier Geſagten im zweiten Bande herbei. Der Verf. hat es offenbar nicht recht verſtanden, aus ſeinem überreichen Stoff ein Buch zu machen. Doch dies ſind Kleinigkeiten gegen die große Brauchbarkeit, welche auch dieſen erſten Band auszeichnet, nicht nur als lebendige, ſachkundige Zuſammenſtellung bekannter Thatſachen, ſondern auch durch manche und wichtige neue Aufſchlüſſe, zumal auf dem Gebiete der privatrechtlichen Zuſtände in dem dritten Titel: „Von den Rechtsquellen unter der türkiſchen Herrſchaft". Die Unterabtheilungen dieſes Abſchnitts werden dem Leſer, zumal dem rechtskundigen, einen Begriff geben von Dem, was er hier zu erwarten hat. Erſte Abtheilung: Von den Rechtsquellen im Allgemeinen. Ueberſicht. Römiſches Recht. Kanoniſches Recht. Griechiſches Gewohnheitsrecht. Geſetzgebung. Billigkeit und Vernunftrecht. Türkiſches Recht. Zweite Abtheilung. Erſtes Capitel: Privatarbeiten über das Gewohnheitsrecht und die Volksſitten der Griechen. Zweites Capitel: Officielle Berichte der Gerichte und Demogeronten über die Gewohnheitsrechte der Griechen. Drittes Capitel: Officielle Berichte anderer Beamten. Viertes Capitel: Geſchriebenes Gewohnheitsrecht.

Auf Einzelnes hier einzugehen, kann nicht unſer Beruf ſein. Beſonders beachtenswerth auch für nichtjuriſtiſche Leſer ſind indeſſen die hier mitgetheilten Nachrichten über die Sitten und Gewohnheiten der Maina, wobei beſonders theils des Herrn Verf. eigne Beobachtungen, theils ein Gedicht aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Grunde liegen. Nicht nur hier, ſondern auch bei manchen andern Gelegenheiten weiſt der Verf. auf Analogien zwiſchen den Elementen, dem Geiſt der germaniſchen Rechtszuſtände und jenen der griechiſchen hin. Eine Verwandtſchaft, deren Bedeutung auch für die Geſetzgebung des regenerirten Griechenlands nicht zu verkennen iſt, beſonders im Gegenſatz zu dem ausſchließlichen Einfluß, der bisher den franzöſiſchen Codes auf die zerſtreuten, unnachhaltigen Verſuche eingeräumt wurde, welche ſeit dem Ausbruch des Freiheitskampfes und beſonders unter Kapodiſtrias zu einer neuen Geſetzgebung in Griechenland gemacht worden ſind. Dieſe Verſuche ſelbſt, die Veränderungen, welche der Kampf und die Emancipation auf die ſtaats- und privatrechtlichen Verhältniſſe in Griechenland ausgeübt, werden im zweiten Theile des erſten Bandes abgehandelt, und wir können hierüber um ſo kürzer ſein, da das endliche Reſultat im Ganzen eine factiſche unbedingte Rechtloſigkeit war, indem es unmöglich wurde, Gerichtshöfe zu organiſiren, welche im Stande oder Willens geweſen wären, ſei es nach den alten Rechten, ſei es nach den ohnehin leichtſinnig genug verfertigten neuen Rechtsquellen (Handelscoder u. ſ. w.) Recht zu ſprechen, und noch weniger eine Macht, welche die Urtheile der Gerichte ins Werk ſetzen konnte oder wollte, ſodaß endlich eine völlige Suspenſion alles Rechtsganges ausdrücklich (Oct. 1832) erklärt werden mußte. Ohne auf alles Dies weiter einzugehen, können wir uns einer allgemeinen Bemerkung nicht enthalten. Nachdem die griechiſche Empörung von der europäiſchen Politik anerkannt worden, iſt man ohne Zweifel darüber einig, daß die türkiſche Unterdrückung der Art war, daß eine ſolche Reaction als unvermeidlich wol zu entſchuldigen erſcheint. Eine andere Frage aber iſt es: ob nicht eben die Möglichkeit einer ſolchen Reaction beweiſt, daß jener Druck in gar vieler Hinſicht nicht ſo arg oder jedenfalls nicht in der Art und Weiſe arg war, wie man gewöhnlich und in Bauſch und Bogen annimmt. Was der Verf., bekannte Thatſachen wiederholend und ergänzend, ſagt, hat uns wenigſtens nur in der Anſicht beſtärkt, daß in gewiſſer Hinſicht wenigſtens ſeit der Völkerwanderung kein unterjochtes Volk von ſeinen Herren ſchonender behandelt worden iſt als die Griechen von den Türken, und in dieſer Hinſicht bildet das Loos der Mauren in Spanien, der Iren, der Galen, der Polen in manchen der losgeriſſenen Provinzen einen nicht ſehr erbaulichen Gegenſatz. Dieſe Behauptung verliert den Anſchein eines Paradoxon, wenn man bedenkt, daß es in dem ganzen Charakter des türkiſchen Weſens lag, daß die Nationalität der Griechen oder anderer unterjochter Völker als ſolche eigentlich ganz ignorirt, alſo auch nie planmäßig und mit Vorbedacht zerſtört wurde. Man unterjochte ſie und zwang ſie zum Dienſt, zog ſo viel Vortheil von ihnen, als man theils auf regelmäßigem Wege, theils durch gelegentliche Gewaltthaten erpreſſen konnte; aber man ließ ihnen ihre Eigenthümlichkeit, ſo weit ſie nicht unbedingt einer ſolchen Stellung widerſtrebte. Die Griechen mochten Sklaven der Türken ſein, aber ſie blieben Griechen in ihren Verhältniſſen unter ſich. Ein etwas grelles, plumpes Gleichniß mag die Sache deutlicher machen. Sie wurden wie Thiere be-

handelt, wie Hausthiere, wenn und so weit sie sich fügten; wie Thiere des Waldes, so weit sie sich durch Flucht oder Widerstand dem Joch zu entziehen suchten; aber es fiel den Türken, gleichviel ob aus barbarischem Dünkel oder aus verständiger Berechnung, nicht ein, diese Thiere zu etwas Anderm, z. B. zu Menschen (d. h. Türken), oder zu Maschinen, oder zu irgend einem Unding, einer Fratze machen zu wollen. Somit mußten sich aber schon ganz von selbst manche praktische Grenzen der Unterdrückung finden, innerhalb welcher sich nicht nur eine passive Selbständigkeit erhalten, sondern auch die Mittel, der Geist, die Kräfte einer künftigen Reaction bilden konnten. Und in der That ist es, wie schon oben bemerkt wurde, leider nicht unmöglich, daß die Griechen, nachdem sie unter dem türkischen Joch Griechen geblieben sind, durch ihre Emancipation unter den gegenwärtigen Umständen um ihr Griechenthum gebracht werden können. Und so möchte denn auf ihre Kosten noch einmal wieder der Beweis geführt werden, daß eine Nationalität allen An- und Eingriffen zu widerstehen vermag, nur nicht den planmäßigen, beharrlichen Zerstörungsmitteln einer modernbureaukratischen Staatsmaschine.

Der zweite Band des Werkes beginnt mit einer Darlegung der Schwierigkeiten, welche der aus München hervorgegangenen Regentschaft bei ihrer Ankunft in Griechenland die Lösung ihrer Aufgabe hauptsächlich erschwerten. Daß diese Schwierigkeiten zum Theil in Griechenland selbst lagen und aus dem ganzen politischen, moralischen und materiellen Zustande des Volks und der Parteien hervorgingen, war eine unvermeidliche Folge des gewaltthätigen, verwilderten Charakters der beiden vorhergehenden Epochen. Indem aber der Verf. diese Schwierigkeiten hervorhebt, scheint es uns, als wenn er die Vortheile, die aus eben jener Quelle flossen, zu sehr übersieht. Denn in der That möchte das Hauptresultat der damaligen Zustände, zumal der Stimmungen des Volks, als ein der neuen Regierung höchst günstiges erscheinen, wenn man bedenkt, wie groß bei der unendlichen Mehrzahl des griechischen Volks zunächst das Bedürfniß der Ruhe, das Gefühl der Leiden der vorhergehenden Zeiten und die Neigung zum dankbaren, vertrauenden Gehorsam gegen jede Regierung war, welche nur einigermaßen den Willen und die Fähigkeit zeigte, ihre Aufgabe zu lösen, die Ruhe zu sichern, den dringendsten Leiden abzuhelfen und gegen deren Wiederkehr durch politische Institutionen zu schützen. Die ganze Geschichte Griechenlands seit der Ankunft der Regentschaft ist ein Beweis für diese günstige Stimmung; denn obgleich auch die billigsten, bescheidensten Erwartungen nur sehr leidlich erfüllt wurden, in fast allen übrigen aber eine bittere Täuschung der andern folgte, so zeigte doch die große Masse des Volks bis diesen Augenblick eine Geduld, Ruhe und Besonnenheit, welche die Schuld und Verantwortlichkeit der Regierenden um so schwerer erscheinen läßt, je mehr sie sich geneigt zeigen, auf diese Ruhe hin fort zu fehlen und sie sich selbst wol gar zum Verdienst anzurechnen. Wie dem aber auch sei, so geht aus der Darstellung des Verf. selbst hervor, daß auch er die schlimmsten Schwierigkeiten nicht in Griechenland erblickte, sondern in den Fremden, denen die Schicksale Griechenlands anvertraut wurden. Die verspätete Ankunft der Regentschaft, die Unkenntniß der Sprache, des Charakters, der Zustände des Landes, die Umtriebe fremder Gesandten, vor allen Dingen aber die Zusammensetzung der Regentschaft selbst und ihrer Umgebungen — dies hauptsächlich waren die Schwierigkeiten, an welchen gar bald fast alle Bestrebungen der tüchtigern Elemente dieser seltsamen Regierungscolonie scheiterten. Die Ursachen der so sehr verderblichen Verzögerung der Bildung und Abreise der Regentschaft lagen theils in den eigentlichen größern diplomatischen Verhandlungen und werden vom Verf. nicht näher angedeutet. Und es wäre natürlich für jeden Uneingeweihten sehr gewagt, zu entscheiden, ob und wie Angelegenheiten der Art unter den gegebenen Verhältnissen in einer kürzern Zeit hätten entschieden werden können, als wirklich der Fall ist; und wenn man auch zugeben wollte, daß das Heil des griechischen Volkes der Diplomatie wirklich sehr ernstlich am Herzen gelegen, so kann man doch grade keinen Beweis der hohen Ausbildung dieser Kunst, deren unsere Zeit sich doch so selbstgefällig rühmt, darin sehen, daß ein Monat nach dem andern verfließen mußte, ehe man sich über Details verständigen konnte, die sich ganz von selbst zu verstehen schienen, nachdem man in der Hauptsache einig war; Monate, während welcher Griechenland immer tiefer in den Abgrund der innern Zerrüttung sank. Erklärlicher wird alles Dies freilich, wenn man sich der officiellen Phrasen und Voraussetzungen von dem Wohlwollen gegen den neuen Staat u. s. w. entschlagen und zumal die Politik Englands und Rußlands in dieser ganzen Sache in ihrem wahren Lichte darstellen wollte, deren Resultat bei aller gegenseitigen Eifersucht und, von ganz entgegengesetzten Richtungen ausgehend, doch immer auf dem einen Punkt zusammentrifft: Griechenland möglichst wenig Gutes und dies möglichst spät angedeihen zu lassen. Doch da der Verf. diese Seite der Sache nicht hervorhebt, geht sie uns auch weiter nichts an. Eine andere Ursache jener verderblichen Verzögerung lag in den Verhandlungen und Verwickelungen, welche in München selbst wegen der Zusammensetzung der Regentschaft und anderer damit zusammenhängender Punkte stattfanden. Der Verf. deutet auch diese Seite der Sache nur ganz im Allgemeinen an, doch genug, um jedem kundigern Leser neuen reichen Stoff zu den traurigsten Betrachtungen über das ganze dortige Treiben zu geben. Grade hier, wo (wie man hätte denken sollen) der Wille des eifrigsten und erlauchtesten Philhellenen Alles schnell und zum möglichsten Vortheil der Griechen hätte entscheiden sollen, zumal nachdem er das Schicksal seines eignen Hauses in seinem Sohn mit dem des griechischen Volks so innig verschmolzen hatte; grade hier wurde den allerdings hochgespannten Erwartungen am wenigsten entsprochen. Die Regentschaft schien zwar in den höchst ehrenwerthen Namen des Verf. und eines Abel, Greiner und Heideck nicht geringe Bürgschaften darzubieten; aber nach dem weitern Verlauf der An-

gelegenheiten sollte man fast glauben, diese Namen seien blos als Aushängeschild gemisbraucht worden, hinter welchem jene Intrigue, die in der Regentschaft selbst durch deren Präsidenten und in den übrigen Stufen und Zweigen der neuen Regierung durch viele untergeordnete Subjecte festen Fuß hatte, ihr Wesen um so sicherer treiben konnte. Schon in München und während der Reise entwickelte der ** (nach dem Berichte des Verf.) einen Charakter, welcher es uns wirklich schwer begreifen läßt, wie jene Männer sich zu einer solchen Collegenschaft entschließen konnten. Rücksichtslose Selbstsucht, Habsucht, Herrschsucht, Intriguensucht, weitaussehender Ehrgeiz drängten sich schon damals — wenn wir den §§. 252—257 trauen dürfen — auf eine fast unglaubliche Weise in dem ganzen Benehmen des ** hervor. Hierzu kamen, um das Charakteristische der ganzen Angelegenheit voll zu machen, die Prätensionen und Einmischungen der **, welche sogar gelegentlich fast als Principalin in der ganzen Sache erscheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von dem Einflusse, den die Untersuchung und beurtheilende Beschreibung der Baudenkmale des Alterthums, des Mittelalters und der neuen Zeit auf die Erforschungen im Gebiete der Geschichte haben. Ein Vortrag gehalten in Nürnberg am 25. September 1833 bei der ersten Versammlung der Geschichts- und Alterthumsforscher von dem Ritter Karl Friedrich von Wiebeking. Begleitet mit 22 Kupfern. Auf Kosten des Verf. München 1834. 4. 6 Thlr. 12 Gr.

Der berühmte Verf. gibt in dem vorliegenden Vortrage eine zusammenhängende Uebersicht der Notizen, welche den Inhalt seines größern Werkes über bürgerliche Baukunst ausmachen. Ohne sich auf die Durchführung eines dort etwa nur angedeuteten Satzes einzulassen, ohne die Aufgabe, die er nach dem Titel sich gestellt hatte, genauer zu erörtern, zählt er her, wovon in seinem theuern und wenig brauchbaren Werke über die bürgerliche Baukunst die Rede ist, und scheint die ganze Abhandlung nur benutzt zu haben, jenes etwas frühzeitig vergessene Buch wieder in Erinnerung zu bringen. Nirgend ein Zusammenfassen der ungenauen und vereinzelt hingeworfenen Thatsachen, denn schwerlich wird man einen Satz wie den S. 39 aufgestellten als eine Erörterung ansehen; und doch ist er, wie Ref. versichern kann, der einzige, der eine Erwähnung des Themas enthält. Er heißt wörtlich so: „Die vom 10. bis 16. Jahrhundert aufgeführten Kirchen beurkunden zum sichersten die fortschreitende Betriebsamkeit und den wachsenden Wohlstand sowie die Zunahme der Bevölkerung von Deutschlands Städten, insbesondere von Nürnberg; und die vom 4. bis zum 8. Jahrhundert an erbauten Kirchen zeigen die Verbreitung des Christenthums von Köln, Speier und Wien aus nach Franken, Schwaben, Baiern, Salzburg, Steiermark und dem nördlichen Deutschland. Also geben diese Gebäude wichtige Resultate für die Geschichte unsers Vaterlands, und ihre Bauzeit verdient bekannter und von Geschichtsforschern mehr als bisher beachtet zu werden. Sie ist in meinem Werke so genau, als mühsame Forschungen erlaubten, angegeben. Zur allgemeinen Uebersicht dienen die der deutschen und französischen Ausgabe beigefügten Register, mit denen ich dem hochverehrten Vereine hiermit ein Geschenk mache." Logiker werden die Anwendung des „Also" in diesem Satze genau zu beachten haben; es ist ein vortreffliches Wörtchen, das zwischen weiten Klüften eine Brücke schlägt. Wären indessen die Angaben gewissenhaft streng erwogen und zuverlässig, so könnte für künftige Benutzer dadurch vorgearbeitet sein und die Masse des Materials trüge einst wol in andern Händen wuchernde Zinsen. Doch diese Angaben haben ungefähr gleichen Werth der Genauigkeit als die Zeichnungen, sicher die schmutzigsten Steindrücke, welche seit langer Zeit aus deutschen Pressen hervorgegangen sind. Es gehört wirklich Dreistigkeit dazu, dem Publicum, das für Geschichte der Baukunst sich interessirt, Ansichten der Propyläen, der Sebalduskirche, des Tempels zu Ombos, Pläne von Athen, vom Jupitertempel zu Olympia wie die hier gegebenen vorzulegen, der eignen Entwürfe von Gebäuden zu geschweigen, über welche das einstimmige Urtheil der Leute vom Fach den Hrn. Geheimenrath doch hätte aufklären sollen. Indessen der Geschmack ist verschieden, und schließlich sei daher bemerkt, daß die, viele Ausfälle enthaltende Abhandlung, welche auf einen berühmten Baumeister leicht zu deuten sind, für 11 leichte Gulden verkauft wird. 110.

Notiz.

Eine der neuesten Nummern des „Temps" enthält eine detaillirte Schilderung des stralower Fischzugs, aus der wir zum Scherz eine Stelle ausheben wollen. „Durch die hin- und herwogenden Volksgruppen drängen sich fortwährend Weibspersonen, welche Weißbier, den vom berlinischen Natur- und Kunstgenuß ganz inseparablen Nektar der Victualienkeller, verkaufen. Auch Branntwein, der an diesem Tage in Strömen fließt, und saure Gurken (cornichons) werden mit heiserer, widerwärtiger Stimme ausgeboten. Alle diese Ingredienzien werden sehr gesucht, besonders von den armen Teufeln, welche unaufhörlich aus Plaisir gegen ihren schlaffen Geldbeutel und gegen die Sonnenhitze ankämpfen. Das Geschrei der Cigarrenjungen schallt allerwärts wider; Cigarren, welche sont cultivés et fabriqués dans le pays même (nämlich in der Uckermark). Die Eigenthümlichkeit dieser Cigarren ist, daß sie einen kalten Schauer über den Leib Desjenigen verbreiten, der davon Gebrauch macht. Die Wuth zu rauchen muß sehr groß sein, wenn man, um sie zu befriedigen, zu einem so abscheulichen Kraut seine Zuflucht nimmt. Wir entfalteten bisher nur die schöne Seite dieses Festes. Man darf aber auch diejenigen Scenen nicht übergehen, welche mit Freudengeschrei, mit Tänzen und Mahlzeiten anheben, aber mit Niederträchtigkeiten (im Sinne des Berliners) und mit Krakelen endigen. Wenn der Berliner sich satt gegessen und getrunken und sein Geld verthan hat, so braucht er vor Schlafengehen noch eine kleine Prügelei. Er muß wenigstens seinem Nachbar das Gesicht zerkratzen, wenn er mit seinem Tagewerk zufrieden sein soll. Freilich ist hier nur die Rede vom niedrigsten Pöbel, aber zur Unterstützung unserer Behauptung ist es hinreichend, zu erwähnen, daß es in Berlin ein Kaffeehaus gibt, wo man an der Stubenthür die naive Inschrift liest: „Es wird gebeten, die Stühle zu schonen, hinter dem Ofen wird man Prügel finden." Diese 14 Worte enthalten eine getreue Charakteristik der Volksfeste in Berlin."

Unter dem Titel: „Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España" (von 1807—14) hat der Graf Toreno in Madrid ein Werk in fünf Octavbänden herausgegeben, das großen Erfolg hat, der sich sowol durch das vorzügliche Talent und die politische Stellung des Verfassers, wie durch das nationelle Interesse an dieser Periode erklärt. Es ist bereits davon der erste Band einer französischen Uebersetzung erschienen, welche Ludwig Viardot besorgt hat, nach der wiederum eine deutsche Uebersetzung gearbeitet wird. 150.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 346. — 12. December 1835.

Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834. Von G. L. von Maurer. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 345.)

Was nun die Anordnungen der neuen Regierung in Griechenland selbst betrifft, deren Darstellung den größten Theil des zweiten Bandes dieses Werkes einnimmt (dritter bis zehnter Titel, §. 260 bis §. 443), so stellt sich uns, zumal im weitern Verlauf des Berichts, ein Moment dar, welches uns der Mühe überhebt, ausführlicher auf diese Darstellung einzugehen. Allerdings nämlich können wir theils aus Ueberzeugung, theils aus Mangel an hinreichender Kenntniß der Sachen zugeben, daß die Ansichten, Beschlüsse und Verordnungen der Regentschaft zur Organisation der administrativen, militairischen, kirchlichen und gerichtlichen Verhältnisse und des Unterrichtswesens großentheils mit Gewissenhaftigkeit und möglichster Sachkenntniß gefaßt waren, und daß, wenn die Ausführung den Beschlüssen nur einigermaßen entsprochen hätte, bei billiger Berücksichtigung Dessen, was überhaupt gehen und stehen mag, ein nach Zeit und Umständen genügendes Resultat nicht fehlen konnte, wo es dann nur auf die weitere Begründung, Ausbildung und Modificirung ankam, wie die fortschreitende Erfahrung sie an die Hand geben mochte. Wir können sogar nicht umhin, zu gestehen, daß bei diesen Anordnungen, in vielen Punkten wenigstens, eine größere Berücksichtigung der vorhandenen, aber freilich sehr confusen, schadhaften oder gar ruinenartigen Elemente der nationellen Zustände stattfand, als wir bisher geglaubt, wie denn namentlich der Verf. selbst bei Entwerfung der neuen Gesetzbücher sehr entschieden von einem solchen conservativen Geiste geleitet wurde. Aber eben in demselben Maße zeigten sich auch die großen, zunächst fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, irgend genaue Kunde von Dem, was nun wirklich als bestehend und vorhanden gelten konnte, zu erhalten. Mit der Zeit hätte sich dies allerdings wol ergeben, aber grade an Zeit fehlte es. Es mußte durchaus und schnell irgend etwas geschehen mit Vorbehalt, nachher und allmälig, wo es sich als wünschenswerth ergeben mochte, das Neueingeführte dem Bestehenden anzupassen, dieses in jenes aufzunehmen. Diese Ansicht spricht der Verf. wiederholt aus, und mit vollem Rechte lehnt er die Verantwortlichkeit für die Nachtheile ab, welche sich in der Ausführung der zu seiner Zeit gefaßte Beschlüsse, zumal der von ihm selbst ausgearbeiteten Gesetzbücher ergeben mögen, da ihm die Möglichkeit genommen wurde, diese Ausführung selbst in jenem Geiste, der sie entworfen hatte, zu leiten. Ohne uns aber weiter auf Einzelheiten in einem so weiten Felde einzulassen, müssen wir bemerken, daß unter den wichtigen Punkten, wo wir uns doch nicht überzeugen können, daß in den Ansichten und Anordnungen der Regentschaft die vorhandenen nationellen Elemente so berücksichtigt wurden, wie es die Umstände zuließen und foderten, die militairische Organisation obenan steht, und es geht auch aus den Berichten des Verf. zur Genüge hervor, wie lange und schwer die Folgen dieses Fehlers nachhingen. Daß die Regentschaft sich von vorn herein eine zuverlässige Militairmacht sichern mußte, daß diese nicht gleich eine griechische sein konnte, lag in der Natur der Sache. Die Griechen selbst fanden dies vollkommen in der Ordnung. Ohne dies hätte die günstigste Stimmung des Volks die neue Regierung und ihre Wirksamkeit in den ersten Tagen, Wochen nicht vor der Gewaltthat des geringsten Pallikarenhäuptlings schützen können. Der Verf. bestätigt unsere eigne Ansicht vollkommen, daß es unter diesen Umständen am einfachsten und wünschenswerthesten gewesen wäre, den Abzug der französischen Truppen (deren Wirksamkeit und Benehmen in Griechenland er ein unbedingt ehrenvolles Zeugniß gibt) einige Zeit zu verschieben; allein auch hier mußte das Wohl der Griechen unseligen diplomatischen Prätensionen und Rücksichten nachstehen und bairische Truppen zu diesem Dienst verwandt werden. Um so dringender war es, sobald wie möglich eine hinreichende, zuverlässige nationelle Militairmacht zu schaffen, welche diese fremde Hülfe entbehrlich machen konnte. Es wurden auch sogleich Anstalten in diesem Sinne getroffen; allein sie mußten ihrer Natur nach an der Eigenthümlichkeit der vorhandenen nationellen Elemente scheitern, welche man nicht zu berücksichtigen für gut fand, und es wurde dem neuen Staate auf Jahre hinaus die doppelt schwere Last vermacht, einestheils eine kostbare fremde oder aus Fremden geworbene Militairmacht unterhalten, anderntheils eine Masse unzufriedener, ja durch die

dringendste Noth zur Verzweiflung getriebener nationeller kriegerischer Elemente hegen zu müssen, welche allen Intriguen der politischen Parteien die Möglichkeit bewaffneter Empörung darbot und fortwährende Sorge für die materielle Ruhe und Sicherheit des Eigenthums wach erhielt. Der Verf. spricht seine eigne Ansicht über diesen Punkt nicht sehr ausführlich und bestimmt aus, aber wir gestehen, daß wir noch nirgend einen genügenden Beweis der Richtigkeit des Grundsatzes gesehen haben, wovon die Regentschaft, wie es scheint, a priori, und ohne Zweifel der Ansicht ihres militairischen Mitgliedes folgend, ausging: daß das neu zu schaffende Nationalheer nothwendig ein regelmäßiges, nach dem Muster der übrigen europäischen Heere organisirtes sein und daß die vorhandene Organisation, Bewaffnung u. s. w. der Pallikaren unbedingt verworfen und abgethan werden müsse. Immerhin mag es anmaßend scheinen, in solchen Dingen eine von der eines Generals v. Heideck abweichende Ansicht zu äußern; aber bei aller Achtung vor der militairischen Erfahrung, die derselbe auch in Griechenland selbst erworben, wäre es doch nicht schwer, zum Theil eben aus diesen Erfahrungen eine gewisse Befangenheit bei diesem wie bei andern, besonders militairischen Philhellenen zu erklären, die Griechenland in jeder Hinsicht viel gekostet hat. Konnte die Regierung nicht bei der glücklichen Stimmung der Volksmasse, bei den überwiegenden Gelomitteln, die sie besaß, und auf das ganz von ihr abhängige und hinreichend starke bairische Corps gestützt, theils die vorhandenen Pallikarenhäuptlinge unter billigen Bedingungen mit ihren Scharen in ihren Dienst nehmen, theils die Widerspenstigen, die Gefährlichern unschädlich machen, indem sie deren Scharen unmittelbar in Dienst zog und fügsamern, zuverlässigen Führern anvertraute? Höherer und besonders sicherer Sold, anständiges Bewerben um militairische Popularität, Ernst, Strenge, ja gelegentlich rasche Gewalt ohne Pedanterie auf der rechten Stelle gegen die rechten Personen angewendet, hätten, wie uns des Verf. eigne Schilderung der Zustände von Neuem überzeugt hat, hier sicher sehr viel vermocht. Und sollte wirklich ein solches Heer nicht ebenso gut als ein regelmäßiges im Stande gewesen sein, den militairischen Bedürfnissen des Landes bei gesichertem Frieden nach außen zu genügen? Konnte dann überdies nicht eine neue Organisation, Verbesserung der Bewaffnung, des Exercitiums u. s. w. allmälig, und wie Zeit und Umstände dienen mochten, betrieben werden? Die Errichtung einer kleinern geregelten Schar zum unmittelbaren Schutz und Glanz der Regierung war ja dabei unbenommen, und daß es an der hierzu nöthigen Anzahl tauglicher und williger Individuen nicht fehlte, beweist die Leichtigkeit, womit ein treffliches Gendarmeriecorps aus ehemaligen Pallikaren organisirt wurde. Hatte man übrigens einmal jenen Grundsatz angenommen, so waren alle weitern bedenklichen Schritte und deren Folgen unvermeidlich. Die Pallikaren, welche die neue Regierung in der bestmöglichen Stimmung erwartet und aufgenommen hatten, weigerten sich, wie jeder Kundige vorhersehen konnte, sich als Taktikoi behandeln und organisiren zu lassen, und mußten nun natürlich entwaffnet und aufgelöst, d. h. ihres kostbarsten, oft einzigen Besitzthums und ihres einzigen Erwerbsmittels beraubt und somit Hunger und Elend und allen Versuchungen derselben, zumal den geringsten Lockungen des ersten besten Intriganten oder Abenteurer preisgegeben werden. In der That, wenn der Regentschaft als solcher in ihren Beschlüssen auch kein anderer Misgriff vorzuwerfen wäre als dieser, so wäre er schon mehr als genug, da er einen unter obwaltenden Umständen in einem Lande wie Griechenland so äußerst wichtigen, delicaten Punkt betraf. Viel genügender scheint uns Das, was der Verf. sagt, um die Regentschaft wegen des politischen Systems (im engern und höhern Sinne) zu rechtfertigen, zu dem sie sich entschied. Natürlich mußten die Fragen wegen des Grades und der Form politischer Freiheit und Theilnahme an der Ausübung der Staatsgewalt, welche dem griechischen Volke zuzugestehen sei, zu den wichtigsten gehören, über welche die Regentschaft sogar noch vor dem Antritt ihrer Laufbahn sich zu entscheiden hatte. Die Griechen hatten nicht blos um Unabhängigkeit nach außen, sondern auch um Freiheit nach innen gekämpft. Beide Güter waren ihnen von der europäischen Politik verheißen und verbürgt. Dennoch aber beschloß die Regentschaft, die Fragen über eine eigentliche sogenannte Constitution vorläufig ganz zu beseitigen, ohne Ansprüche und Rechte der Nation an eine solche im Allgemeinen zu verkennen, aber auch ohne das monarchische Princip, zumal der Octroirung, aufzugeben und ohne das Recht der neuen Dynastie und Regierung von der Anerkennung durch irgend eine Repräsentativversammlung abhängig zu machen; die Organisation des Staats auf allen ihren untern Stufen einseitig als Werk der monarchischen Gewalt zu betreiben und erst, wenn sie hinreichend begründet und gesichert wäre, eine Nationalrepräsentation zur Controle und Mitwirkung zu berufen, begreiflich mit solchen Grenzen ihrer Wirksamkeit, wie das Interesse des monarchischen Princips sie fodern mochte. Dies war wenigstens ohne allen Zweifel die Ansicht des Verf. und der bessern Elemente der Regentschaft. Ohne uns aber auf allgemeine Betrachtungen über diese Ansicht einzulassen, scheint uns das Benehmen des griechischen Volkes in diesem Fall allerdings unwiderleglich zu beweisen, daß die Regentschaft Recht hatte, auch wenn anderweitige politische Rücksichten nach außen nicht schon hingereicht hätten, ihr ein solches Verfahren vorzuschreiben. Aber freilich hier wie in allen solchen Fällen war das Vertrauen des Volkes auf der Voraussetzung gegründet, daß die Regierung wirklich Willens und im Stande sei, ihre Aufgabe ohne die Mitwirkung und Controle einer Nationalrepräsentation zu lösen, und in demselben Maße, wie diese Erwartung getäuscht wurde, mußte sich das Mistrauen, der Unwillen in dem Verlangen nach constitutionnellen Bürgschaften äußern. Principe, Phrasen, Ansichten, Systeme, Entwürfe, Gesinnungen galt es hier ebenso wenig wie anderswo in ähnlichen Krisen, sondern Resultate. Eben diese aber hat das griechische Volk

bisher ziemlich vergeblich erwartet. Da liegt das Uebel und da liegt der Grund, weshalb wir uns auf eine genauere Untersuchung der ausführlichen Darstellung, die der Verf. von der Organisation des neuen Staats unter den Händen der Regentschaft gibt, nicht einzulassen brauchen. Es geht aus seinem eignen Zeugnisse zur Genüge hervor, daß diese Organisation in vielen ihrer wichtigsten Theile entweder gar nicht oder höchst mangelhaft, verkümmert und verkehrt ins Leben trat; daß sie großentheils nur ein Entwurf auf dem Papiere blieb. Was könnte es z. B. helfen, daß wir die Organisation des öffentlichen Unterrichts von den Schulen des wechselseitigen Unterrichts bis zu der Universität und Akademie hinauf mittheilten, wie sie sich in dem Entwurf ausnimmt, wenn wir gleich darauf hinzusetzen müssen, daß von all diesen Anstalten kaum eine oder die andere Schule nothdürftig ins Leben getreten sind, indem man die nöthigen pecuniairen Mittel und die nöthige Anzahl tüchtiger Leute entweder nicht finden wollte oder konnte? *) Mehr oder weniger würde es uns aber bei den meisten wichtigen Punkten ebenso gehen. In der That wurde eigentlich nur die bureaukratisch-administrative Maschinerie nothdürftig und roh genug aufgestellt, und auch diese konnte nur mit Hülfe einer drückenden Anleihe in Gang gebracht und erhalten werden. Die Finanzverwaltung blieb ein Chaos, und zur Benutzung der ungeheuern Hülfsmittel, welche allein aus dem Staatseigenthum **) fließen könnten, geschah sehr wenig. Aus alle Dem geht schon hervor, daß wir es nicht mit den Entwürfen und dem guten Willen der Regentschaft zu thun haben können, sondern mit den Ursachen, welche sie größtentheils wirkungslos machten, die Fortdauer und zum Theil Steigerung des traurigen Zustandes Griechenlands herbeiführten. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß man diese Ursachen vorzüglich in den Menschen suchen muß, denen die Ausführung dieser an und für sich zweckmäßigen lobenswerthen Entwürfe oblag, oder die wenigstens die Mittel in Händen hatten und anwandten, sie zu vereiteln, zu durchkreuzen, zu verwirren, zu entstellen.

Hier sind nun allerdings zwei Punkte zu beachten. Der eine ist der wirkliche große Mangel an solchen Männern unter den Griechen, welche durch Erfahrung und Fähigkeiten nicht nur, sondern auch durch guten Willen und Rechtlichkeit im Stande gewesen wären, das Vertrauen der Regierung auch nur in untergeordnetern Aemtern zu rechtfertigen. Dies war eine unvermeidliche Folge aller vorhergehenden Epochen sowol der Knechtschaft als des Freiheitskampfes und der innern Zerrüttung, welche natürlich auf die Häupter der Parteien, Factionen und Coterien und deren Umgebungen besonders verderblich einwirken mußten, also grade auf die Masse, welche zunächst bei der Besetzung der neuen Aemter in Betracht kommen mußte, und über welche hinaus man nur allmälig sich orientiren und brauchbare Elemente suchen und finden konnte. Die Zahl der Fremden, welche der Regentschaft vorangegangen oder mit ihr gekommen war, war theils nicht groß genug, theils war auch hier die Auswahl tüchtiger und zuverlässiger Beamten (auch abgesehen von der Unkenntniß der Sprache und Sitte des Landes), wie sich leicht denken läßt, nicht sehr groß. Dies war allerdings ein Hinderniß, welches billigerweise nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Aber es war nicht das einzige, ja beiweitem nicht das bedeutendste. Der Hauptcharakter des Uebels war nicht negativ, sondern positiv, nicht Unfähigkeit der Griechen, sondern böser Wille der Fremden. Nicht an dem unbedingten Mangel an brauchbaren Leuten sowol unter Griechen als Fremden lag es. Der Verf. spricht mit der größten Achtung namentlich von mehren Griechen, z. B. Koletti, Rizo Nerulos u. A. Vielmehr waren es Intriguen, deren ganze Tendenz und Natur die brauchbaren und ehrenwerthen Männer, sowol Griechen als Fremde, zurückdrängen und selbstsüchtige, an sich unbedeutende Leute aller Art und jeden Standes vorschieben mußten, und diese waren es, welche die wirkliche Ausführung wohlthätiger Maßregeln so unendlich erschwerten und das Gegentheil überall begünstigten. Diese Intriguen gingen aber noch viel weiter, hingen mit viel verderblichern und wichtigern Momenten zusammen, und eben in diesen ist der Urquell des Unheils in Griechenland zu suchen.

Dies Moment lag in dem Charakter, dem Benehmen, den Plänen des Präsidenten der Regentschaft in Verbindung mit dem Einflusse der Repräsentanten zweier, besonders aber einer der Schutzmächte. Was den Grafen A. betrifft, so mag ein leichter Umriß des Bildes, was der Verf. von seiner Wirksamkeit und Stellung gibt, hinreichen, um dem Leser einen Begriff von der Sache zu geben. Wegen der Details verweisen wir auf das Werk selbst.

(Der Beschluß folgt.)

*) Auf Details können wir uns nicht einlassen; doch müssen wir des ehrenvollen Zeugnisses erwähnen, welches der Verf. einem Landsmanne gibt, indem er sagt: „Die Anstalt in Aegina wurde einstweilen wie ein deutsches Gymnasium eingerichtet. Unter diesen trefflichen Lehrern (Johann Psaras und Demetrius Duramanis) und zumal bei dem Feuereifer des Dr. Ulrichs aus Bremen, der im Kampfe mit den größten Schwierigkeiten fast Unglaubliches leistete, machten die Schüler riesenhafte Fortschritte."

**) Dahin gehört alles frühere türkische Staats-, Privat- und Corporationseigenthum (namentlich z. B. die Besitzungen der Moscheen), insofern nicht in einigen Fällen Rücksichten für diejenigen Griechen eintreten mögen, welche sich seit dem Anfang des Freiheitskampfes in Besitz gesetzt hatten.

Die Offenbarung des Johannes.

Ob es an der Zeit sei, diese in dunkeln Bildern und wunderhaften Gesichten sprechende und deshalb von jeher der Misdeutung preisgegebene Schrift in einer neuen Uebersetzung erscheinen zu lassen, mögen wir nicht unbestritten entscheiden. Das Für und Wider eines solchen Unternehmens grade bei dieser Schrift, die bald mehr, bald weniger von politischer Seite angesehen, behandelt worden und nicht selten in den Weltlauf und in den stillen religiösen Gang der Bildung der Menschheit eingegriffen, verdient Beachtung. Die großen Weltbegebenheiten im ersten Viertel dieses Jahrhunderts haben das Herz der Menschen mehr als je dem Himmel zugewendet und, je drücken-

der sie für Völker und Länder wurden, je wundervoller die Rettung und Befreiung von der Noth erschien, auf den Mächtigen hingewiesen, den der Weltsinn nicht mehr kannte. Die Tempel füllten sich wieder, zu den Altären strömte man heilbegierig, aus der Mitte der Familien tönten fromme Lieder, und in den Händen hielten die Hartgeprüften, nun Erlösten das Buch, aus dem Wahrheit und Leben quillt, die Bibel. Dem Tieferblickenden aber waren diese Zeichen der Zeit nicht allenthalben unverdächtige Zeugen echter Gottfrömmigkeit. Frömmelei, scheintheilige Werkheiligkeit wollte es Manchen scheinen, vorzüglich da, wo der Buchstabe der Bibel größere Geltung gewann als der Sinn, wo man einen tiefern, verborgenen suchte, der nicht in den Worten lag, ihn hineinlegte und nun für ihn als den untrüglichsten kämpfte. Dürfte es uns wundern, wenn man wieder chiliastisch träumte und ein tausendjähriges Reich entweder anbrechen oder enden sah? Noch haben wir von Träumereien dieser Art in den jüngsten Jahrzehenden weder etwas gehört noch gelesen; wer steht aber dafür, daß die ausgebrannte und verwitterte Ruine wiedererneuert werde? Will man doch so gern ins 16. Jahrhundert zurückkehren. Das Lächerlichste kommt im Kreislaufe der Zeit zurück, warum nicht auch der Chiliasmus? Ref. hat schon seit Jahr und Tag auf die Lectüre der so befangen und liebles richtenden „Evangelischen Kirchenzeitung" und ihres ebenbürtigen Trabanten des „Homiletisch-liturgischen Correspondenz-Blattes" verzichtet und begnügt sich mit den Andeutungen und Excerpten aus denselben in andern Tageblättern, wundert sich aber, daß die mit Teufel und Hölle dem großen Sündenleibe der Menschheit drohenden großen Theologen das exegetische Wasser des vorigen Jahrhunderts nicht auf ihre Mühle geleitet haben. Als Freunden des Chiliasmus, der Lehre, daß Jesus in aller Herrlichkeit zurückkehren und mit allen Gläubigen — den Neuevangelischen in optima forma — 1000 Jahre regieren werde, einer Lehre ohne Grund und Boden im Evangelium, 100 Jahre nach Christus beliebig aufgestellt, gilt ihnen ja sonst der gelehrte Theolog, Prälat Dr. Bengel zu Alpirsbach im Würtembergischen, als Exeget unendlich viel. (Man lese Brandt's Vorrede zur „Evangelischen Schullehrer-Bibel".) Aufs Allergenaueste — man kann sorgfältigst rechnen und sich doch verrechnen — hat dieser Mann aus der Offenbarung, deren Zahlen schon manchen Kopf verwirrt gemacht haben, herausgerechnet, daß Jesus zweifelsohne im Jahr 1836 erscheinen werde; der bekannte Geisterseher Jung-Stilling folgt ihm treu in der Siegsgeschichte der christlichen Religion und findet in Bengel den Mann Gottes, den Herold der Johanneischen Offenbarung angedeutet. Was bedürfen wir nun weiter Zeugniß, daß Jesus wirklich 1836 kommen wird? Solche gewaltige Autoritäten vor sich, kämpften unsere Illuminatentheologen unüberwindlich. Doch wollen wir nicht spotten, obgleich difficile est, satiram non scribere. Das Jahr 1836 ist noch nicht da, noch nicht vorüber. Wer kann wissen, was geschehen werde? Wir leben indessen noch getrosten Muthes. Viele Apokalyptiker haben das Ende dieser Zeit schon früher geweissagt, eine neue Zeit voll Wonne, das goldene Zeitalter, verkündigt und — sich verrechnet. Es ist ein mißliches Geschäft mit den alten Zahlen in Buchstaben, die so oft verschrieben, verdruckt werden, und doch kommt auf Eins mehr oder weniger beim Rechnen Alles an. Kurz und gut; sie haben die Probe nicht gemacht und die alte Zeit dauert immer noch fort. Auch Bengel und Jung sind noch nicht als große Arithmetiker gepriesen worden.

Sollten nun die Herren Hengstenberg und Genossen, der windsbacher Decan und seines Gleichen ihre Blätter für 1835 noch mit Weissagungen der Art anfüllen, wie zu erwarten steht*), so hat der Professor Oertel in Anspach, der so berühmte Wasserdoctor und verdienstvolle Schriftsteller, dem der philosophische, theologische und medicinische Doctorhut in nuce gebührte, schon im Voraus den mystischen Nebel zerstreuet und die bangen Gemüther getröstet durch: „Die Offenbarung Johannis. Ein großes, himmlisches Drama oder Schauspiel. Freiwörtlich übersetzt und freisinnig erklärt. Bis zum tausendjährigen Reiche 1836." (Dresden, Walther. 1835. Gr. 8. 21 Gr.) Diese viri obscuri fußen gern auf den Buchstaben der Bibel und Luther's kleinen Katechismus, erklären beide wie vor 300 Jahren, und, wenn die dreihundertjährige Exegese nicht zu ihrer Dogmatik paßt, nach Willkür und finden in Oertel's Werke einen ihrer würdigen Gegner. Die „freiwörtliche" Uebersetzung deutet eine ungebundene, unmetrische, unbildliche (ohne Bilder), und die „freisinnige" Erklärung eine unbefangene, von dogmatischen Vorurtheilen unabhängige an.

Ins Einzelne der Uebersetzung und Erklärung geht Ref. nicht ein; der Zweck dieser Anzeige, wie der Inhalt des Buches wollen es nicht. Herr Prof. Oertel schließt die Einladung, wie folgt: „Der geweissagte Zeitpunkt liegt uns sehr nahe. Gott schenke uns nur recht bald ein tausendjähriges Reich, wie es der fromme, verständige Dr. Spener sich's dachte und wünschte — ein Freudenreich für

Staatenthum — und — Kirchenthum,
1 Kön. 12, 7. Ephes. 4, 13—15.

denn

Das Alte ist vergangen. Es ist Alles neu geworden.
— 2 Kor. 5, 17. —" 118.

*) Ref. schlägt eben in der von M. August Osiander, Pfarrer zu Münklingen im Königreiche Würtemberg, erklärten und zur „Evangelischen Schullehrer-Bibel" gehörigen Offenbarung Johannis nach und findet zu seinem Troste in den „Einleitenden Bemerkungen" S. 11, daß Herr Osiander die Bengel'sche Berechnung auf Jahr und Tag zukünftiger großer Begebenheiten in der Zahl 1836 nicht für gehörig begründet halte. Er soll nämlich die zwei Jahrtausend nach einander sich gedacht und berechnet haben und sie müssen nach einer ganz genauen Erklärung mit einander ablaufen. Die Zeit ist also 1836 schon vor 1000 Jahren, also 836 abgelaufen und das tausendjährige Reich eröffnet. Wie und wo, wissen wir nicht. Wir überlassen die Richtigkeit den apokalyptischen Rechenmeistern.

Notiz.

Einige Titulaturen des Menschen aus dem classischen Adreßbuche des Lebens.

Moses nennt den Menschen Gottes Ebenbild; im Buche Hiob heißt er der Sohn vom Staub; Platon nennt ihn ein Wunder und Gottes mitwirkendes Werkzeug, Sokrates einen kleinen Gott, Plotin den Herrn alles Guts, Philemon den Anlaß zum Elend, Herodot das Elend selbst, Sophokles ein Bild, Pindar den Traum eines Schattens, Shakspeare den Schatten eines Traumes; Aeschylos und Aristophanes nennen ihn Tagesgeschöpf, Erdensohn (Sterblichen), Andere schlechtweg den vom Weibe Geborenen. Hauch und Schall heißt er bei vielen griechischen Gnomikern. Bei Homer, Ossian und in der Bibel wird er mit einem fallenden Baumblatt verglichen. Aristoteles nennt ihn eine kleine Welt (ein Weltall im Kleinen). In Göthe's „Faust" heißt er die kleine Narrenwelt.

Herder sagt: „Dem Thiere ist der Mensch die sichtbare Gottheit der Erde." Fr. von Oertel nennt ihn die strahlende Krone der Schöpfung und was dergleichen mehr. Demme sagt lustig: „Die Menschen sind keine Engel, aber auch keine Teufel"; wir sagen lustiger: sie sind besser als Beide. Im Prolog zum „Faust" ist bei Göthe der Mensch der kleine Gott der Welt; in Schiller's „Göttern Griechenlands" oder sonst wo heißt er aber „der Würmer erster, edelster", und in seinen „Künstlern" „der Herr der Natur". Vielleicht werden die deutschen Naturforscher, wenn sie an die Reihe der Mittelding zwischen Thier und Engel gerathen, eine Titulatur finden, die das Räthsel noch besser löst. 119.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 347. — 13. December 1835.

Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834. Von G. L. von Maurer. Erster und zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 346.)

In den Verhandlungen und Sitzungen der Regentschaft äußerte A. nie eine irgend wesentlich abweichende Ansicht und gefiel sich überhaupt in seiner officiellen Stellung in einer fast gänzlichen Passivität und Unthätigkeit. Anfangs hatte er gar keinen bestimmten Geschäftszweig, sondern nur die sogenannte Repräsentation, d. h. die Besorgung der nöthigen officiellen, halbofficiellen und diplomatischen Diners, Soirées, Soupers, Bälle u. s. w., wozu er unverhältnißmäßige Summen verwandte, während der königliche Hofhalt oft vernachlässigt wurde. Nach der Entfernung des Hrn. v. Greiner übernahm er von diesem die Finanzen zum unersetzlichen Nachtheil derselben, indem er jede allgemeiner geordnete und die Zukunft berücksichtigende Organisation unmöglich machte und auch in die laufenden Geschäfte durch zum Theil sehr verdächtige Verschwendungen und durch Nachlässigkeit und Trägheit die größten Unordnungen einreißen ließ. Da aber der ganzen in München beliebten Einrichtung der Regentschaft nach die Rechte der vier Mitglieder vollkommen gleich und die Vorstandschaft des Grafen eine blos nominelle und Ehrensache war, so erscheint der Präsident freilich eigentlich als ein ganz überflüssiges Anhängsel. Allein A. suchte sich auf andere Weise und durch seine nichtofficielle Thätigkeit schadlos zu halten und die Pläne eines weitaussehenden Ehrgeizes zu fördern. Hier ging sein ganzes Streben dahin, die Regentschaft, d. h. deren Majorität, in den Augen des In- und Auslandes herabzusetzen, und theils völlig ungegründete Beschuldigungen über ihre Fähigkeiten, Ansichten, Gesinnungen und Maßregeln zu verbreiten, theils aber auch wirkliche Ursachen zur Unzufriedenheit herbeizuführen, indem er die Ausführung der beschlossenen Maßregeln möglichst erschwerte und verwirrte und dann wieder das dadurch entstehende Misbehagen zu Aeußerungen verleitete, welche neue Schwierigkeiten und Gefahren erzeugen mußten. Bezahlte Journalartikel in- und außerhalb Griechenlands, geheime Correspondenzen mit den Höfen der Schutzmächte, Intriguen mit deren Repräsentanten, Intriguen in München, Intriguen und Klatschereien in Griechenland, Begünstigung von dienstbaren Geistern aller Art in allen Zweigen der Verwaltung: dies waren die Mittel zum Zwecke; auch weiblicher Einfluß wurde nicht gespart. Dabei wurde die hohe Weisheit, Energie, Uneigennützigkeit und Thätigkeit des Präsidenten hervorgehoben, deren wohlthätige Wirkungen nur durch seine gebundene Stellung unfähigen oder übelwollenden Collegen gegenüber vereitelt würden. *) Daß Alles dies endlich die Entfernung der Collegen und die factische Alleinherrschaft des Präsidenten herbeiführen sollte, liegt am Tage. Die Details dieser schmählichen Umtriebe gehen, wie gesagt, ins Unglaubliche, wie es sich denn von selbst versteht, daß Hr. v. Maurer allein für die Richtigkeit seiner Anschuldigungen verantwortlich ist. Daß dabei die Theilnahme des Präsidenten nicht immer eine unmittelbare, ausdrückliche war und zu sein brauchte, bedarf kaum einer Erwähnung, wenn man bedenkt, wie es in solchen Fällen geht, sobald die untergeordneten Glieder, die erwählten, anerkannten oder selbstbestallten Agenten, dienstbaren Geister und andere brauchbare oder abhängige Elemente den Impuls im Allgemeinen erhalten haben und wissen oder zu wissen glauben, wo der günstigste Wind herkommt. Und nun gar in Griechenland und nach einem Jahrzehnd der gewaltsamsten Erschütterungen und Umwälzungen, wodurch eine solche Menge von Existenzen zerstört, von Interessen gekränkt, von schlimmen, guten und zweideutigen Kräften auf die politischen Bahnen getrieben, wodurch schon früher eine Schar fremder Abenteurer herangelockt worden war! Alles dies nun um die Wette und durch alle Mittel auf allen nur denkbaren Wegen mit den Mitgliedern der neuimportirten bairischen Regierungscolonie um die Gunst der Machthaber buhlend! Dazu noch die Theilnahme, die Wechselwirkung der schon von früher vorhandenen politischen Factionen, der russischen und englischen, und deren Protectoren! Ferner die Umtriebe der phanariotischen, napistischen Coterien! Endlich die mehr isolirten Interessen einiger kriegerischen Häuptlinge, die Scharen brotloser Palikaren und

*) Je nach Zeit und Ort wurde z. B. der Verf. bald als Revolutionnair, bald als Ultralegitimist und Aristokrat verdächtig gemacht, während man umgekehrt A. bald dem Liberalismus, bald dem Legitimismus, Monarchismus und Aristokratismus als wohlgesinnt empfahl.

die Feudalfehden der Mainoten, jeden Augenblick bereit, das Spiel der Intriguen mit den Waffen zu unterstützen! Um aber zu ermessen, wie hoch und weit dies Unwesen gegangen, braucht man blos zu bedenken, daß z. B. (nach dem Zeugniß des Verf.) nicht blos einzelne Gewaltthaten und Räubereien, sondern die Kolokotroni'sche Verschwörung und die Aufstände in der Maina und in Rumelien ebenfalls wenigstens mittelbar und durch das Verbindungsglied der sogenannten französischen Intrigue mit den ehrgeizigen Plänen des Präsidenten zusammenhingen, sodaß der Regentschaft nur die Wahl blieb, den Kreis der gerichtlichen Untersuchung willkürlich zu beschränken oder ihren Präsidenten selbst als Hochverräther zu behandeln! Herr v. Maurer scheint überzeugt zu sein, daß sie ihrer Pflicht und den Anfoderungen des kritischen Augenblicks am besten genügt, indem sie sich zu dem ersten entschloß; allein er scheint in der That nicht genug zu bedenken, welche empörende Ungerechtigkeit, welches moralische Gift für die Zukunft der Regierung darin lag, daß die untergeordneten griechischen Werkzeuge nach der Strenge des Gesetzes behandelt, die fremden Aufhetzer und Häupter aber nicht nur unbestraft, sondern im Besitz ihrer Aemter und Ehren blieben. *) Allerdings könnte es unbegreiflich scheinen, wie Männer von Ehre und Gewissen unter solchen Umständen auch nur einen Augenblick länger sich einen solchen Collegen gefallen ließen und nicht längst die unbedingte Alternative seiner oder ihrer eignen Entfernung gestellt hatten. Doch muß man billigerweise bedenken, daß theils die in der ganzen Organisation der Regentschaft liegenden und ausdrücklich übernommenen Pflichten, theils die kritische Lage der Dinge in Griechenland ein eigenmächtiges, rasches Verfahren durchaus nicht erlaubten. Die Majorität der Regentschaft, d. h. alle Glieder mit Ausnahme des Präsidenten, hatten auch allerdings schon früher wiederholt in München diese Alternative gestellt, oder um anderweitiges Einschreiten und Abhülfe der schreienden Misverhältnisse nachgesucht; aber vergeblich. Sie sahen sich endlich gezwungen, selbst Schritte zu thun, um sich gegen die Umtriebe des Präsidenten zu schützen. Im Mai 1834 wurde eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, wovon einige dahin gingen, den eigenmächtigen Misbräuchen, die von Seiten des Präsidenten theils hinsichtlich der untergeordneten Beamten (Secretaire, Archivare u. s. w.) der Regentschaft, theils hinsichtlich der diplomatischen Correspondenz, ja sogar hinsichtlich des Postgeheimnisses in München und Griechenland getrieben wurde, abzuhelfen. Diesen Beschlüssen konnte der Präsident, ohne sich gradezu zu compromittiren, seine Beistimmung nicht versagen. Dem letzten Beschluß dagegen, wonach ein großer Theil der für die sogenannte Repräsentation zu seiner Disposition gestellten, von ihm aber zur Betreibung seiner Intriguen gegen die Regentschaft gemisbrauchten Gelder gestrichen werden sollte, diesem Beschlusse verweigerte er entschieden seine Beistimmung, und die Majorität sah sich gezwungen, von ihrem für einen solchen Fall ausdrücklich bestimmten und ohnehin in der Natur der Sache liegenden Rechte Gebrauch zu machen und den Beschluß gegen den Willen des dissentirenden Mitgliedes ins Werk zu setzen. Damit war denn aber sogar der bisherige äußere Schein einer officiellen, formellen Harmonie zerstört *), und auch in München konnte man nun durchaus nicht mehr umhin, einen Beschluß zu fassen. Da aber dort die Intrigue, welche von Anfang an den Präsidenten begünstigt hatte, vollständig obsiegte, indem sie von der britischen Diplomatie unterstützt wurde, so ließ sich das Weitere vorhersehen. Hr. v. K., A.'s vertrauter Freund, wurde nach Griechenland als außerordentlicher Commissair geschickt **), um die Entfernung der dem Präsidenten besonders lästigen Mitglieder, Abel und Maurer, zu beschaffen und selbst zum Schein nebst Hrn. v. Greiner an ihre Stelle zu treten, wobei übrigens die künftige factische Alleinherrschaft des Grafen sich von selbst verstand und ausdrücklich in Privatäußerungen als Zweck und Absicht des Commissairs eingestanden wurde.

Heideck theilte zwar nicht das Schicksal seiner Collegen aus Gründen, die nicht näher angegeben werden, ob-

*) Dr. Franz, einer der Hauptagenten des Grafen, mußte Griechenland verlassen, aber mit der sichern Aussicht auf reichliche Entschädigung in der Heimat.

*) Dieser Schein war besonders dadurch bisher immer noch gerettet worden, daß der Graf seinen ehrgeizigen Gelüsten sogar die conventionnelle Ehre und Haltung eines Cavaliers, eines Diplomaten, eines Manns von Stande aufopfern konnte, indem er sich bei den oft sehr scharfen Bemerkungen und Reclamationen seiner Collegen wegen seiner nichtofficiellen Handlungen und Aeußerungen zu oft sehr seltsamen Entschuldigungen oder Verleugnungen und Deutungen, zu einem sehr plumpen „Verschlucken seiner eignen Worte" bequemte. Zur weitern Charakteristik dieses Mannes, seiner Helfer und der ganzen Angelegenheit dient unter Anderm sein Benehmen bei der in den Annalen der Diplomatie gewiß unerhörten persönlichen Beleidigung, welche der junge König im Angesicht des ganzen Hofes, der Regierung und des diplomatischen Corps von Seiten des britischen Gesandten erlitt. Die Regentschaft beschloß einstimmig, die Abberufung Dawkins' zu verlangen, und A. versprach, den bisherigen vertrauten Umgang mit ihm auch äußerlich abzubrechen. Dies Versprechen hielt er nicht einen Augenblick, und nach London berichtete er confidentiell, um Dawkins zu rechtfertigen und seine Collegen zu verdächtigen. Jener blieb, und der König mußte jene Beleidigung ruhig hinnehmen.

**) Einen Begriff von der Art, wie diese Dinge betrieben werden, mag folgender Satz des Verf. geben: „Hr. v. K. eilte nun nach Griechenland, nachdem er auf einmal wieder Credit gefunden, seine bedeutenden Schulden bezahlt, eine Lotteriecollecte für seine beiden Töchter erhalten, einen seiner . . . . . Söhne im Cadettenhaus untergebracht hatte u. s. w." Man könnte dem Verf. vorwerfen, daß er diesen Schmutz aufrühret; allein er gehört leider nur zu sehr zu den Zeichen der Zeit, zumal wenn man bedenkt, daß von denselben Regionen aus die vorgebliche moralisch-religiös-monarchische Reaction betrieben wird, deren Früchte nach und nach hervortreten. Hr. v. Maurer fügt übrigens hinzu: „Sollte Hr. v. K., was ich jedoch nicht glaube, da ich blos Thatsachen erzählte, der Meinung sein, daß ich seiner Ehre zu nahe trete, so bin ich bereit, die von ihm mitgebrachten Depeschen nebst noch etwas Anderm dem Drucke zu übergeben, wodurch die Geschichte der Regentschaft noch etwas klarer werden dürfte."

gleich er ihnen in allen wesentlichen Beschlüssen und, wie es scheint, ohne Rückhalt beigetreten war; allein er beharrte dabei, seine Abberufung zu verlangen, und nahm in der That keinen Theil mehr an den Geschäften. Zu den pikantern Details dieser Sachen gehört auch, daß der Commissair Vollmacht hatte, nöthigenfalls gegen die beiden Exregenten Gewalt zu gebrauchen, und daß von Seiten der russischen Gesandtschaft in München Depeschen in ähnlichem Sinne an die Gesandtschaft in Nauplia gelangten, während doch Armansperg und Dawkins den britischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten grade durch die Beschuldigung, Abel und Maurer seien im russischen Interesse gegen sie, eingenommen hatten!

Wir stehen keinen Augenblick an, dem Verf. Glauben zu schenken, wenn er sagt, daß alle wahren Freunde Griechenlands, alle Bessern und Tüchtigern unter den Fremden wie unter den Griechen diesen Ausgang der Krise mit tiefer Trauer und lebhaftem Unwillen sehen. Der junge König äußerte unverhohlen und mit großer Bewegung dieselben Gesinnungen. Koletti, Rizo Nerulos und andere ehrenwerthe Männer, sowol Griechen als Fremde, waren entschlossen, ihre Entlassung zu geben, und konnten nur durch die Hinweisung auf das Wohl des Vaterlandes zurückgehalten werden. Bekanntlich aber gehört die Entfernung Koletti's ebenfalls zu den charakteristischen und bittern Früchten, welche der Baum seitdem getragen, der damals gepflanzt wurde, und unter dessen Schatten Griechenland mit seinem jungen Fürsten ruht — so gut es kann. Die Mündigkeit des Königs scheint leider keine günstige Veränderung herbeigeführt zu haben. Der Staatskanzler hat erreicht, was der Präsident der Regentschaft erstrebte. Auf eine weitere Betrachtung Dessen, was seit der Entfernung des Verf. in Griechenland geschehen ist, was in diesem Augenblick dort vorzugehen scheint und was die nächste Zukunft bringen dürfte, können wir uns begreiflich nicht einlassen. Die Möglichkeit, daß das Zeugniß des Verf. bei Denjenigen, von denen die Entscheidung abhängt, eine Erkenntniß der Wahrheit und ein angemessenes Einschreiten hervorrufen könnte, ehe es zu spät wäre, dürfen wir begreiflich nur gering anschlagen. Da gibt es bequemere Wege. Die lästigen Zeugnisse, woher sie auch kommen mögen, werden ignorirt oder unterdrückt, und gedeiht einmal die Noth, der Unwille, die Verzweiflung an sich selbst und Andern in Griechenland zu einem gewaltsamen Ausbruch, so fehlt es ja nicht an Mitteln, „energisch einzuschreiten". Britische, russische Kriegsschiffe sind zur Hand; Frankreich wird gern, wo nicht selbst die Hand bieten, doch die Augen zudrücken. Oder sollte man sich vielleicht nicht vereinigen können? dann steht zu befürchten, die innere Zerrüttung entweder durch offene oder durch versteckte Theilnahme der betheiligten Mächte in diesem oder jenem Sinne genährt und ausgebeutet zu sehen!

174.

Perikles als Staatsmann während der gefahrvollsten Zeit seines Wirkens. Von J. A. Kuhn. Grimma, Gebhardt. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Perikles und sein Zeitalter sind von allgemein anerkannter folgenreicher Bedeutsamkeit, und Hr. K., der sich mit einer Darstellung der ganzen, die Wirksamkeit eines Themistokles, Aristides, Kimon und Perikles umfassenden Periode Attikas beschäftigt und diesen Gegenstand bis zu Ende des peloponnesischen Krieges begleiten will, hat einen würdigen, lehrreichen, anziehenden und unerschöpflichen Stoff gewählt. Insofern dem hervortretenden Schriftsteller daran lag, das Urtheil stimmberechtigter Kenner zu vernehmen, ob seine Fähigkeiten und Fertigkeiten ihn dazu berechtigen, ist nichts dagegen zu erinnern, daß er vorläufig ein Bruchstück des Ganzen anbietet. Nur mit der Aussonderung desselben können wir nicht einverstanden sein. Die letzte dreijährige Thätigkeit des Perikles, der Ausbruch des peloponnesischen Krieges, die Unzuträglichkeiten, welche er herbeiführen müssen, das Benehmen des großen Staatsmannes und Lenkers, die Gegner, welche er in der Nähe und Ferne zu bekämpfen hatte, sein unzeitiger Tod können, wie Hr. K. selbst sehr richtig bemerkt, nicht gehörig verstanden, noch weniger richtig gewürdigt werden, ohne zureichende Kenntniß von der Entwickelung Athens seit dem Perserkampfe; wir setzen hinzu, ohne möglichst vertrauliche Bekanntschaft mit den persönlichen Verhältnissen des Menschen, der sich zu einem solchen Staatsmann ausgebildet hatte. Wird der Erzähler einer sehr verwickelten Begebenheit, die einer längst entflohenen Zeit, entfremdeten Sitten und Begriffen angehört, nicht der Wegweiser seiner Leser, stellt er sie nicht auf den Standpunkt seiner Ansicht, wie kann er erwarten, sie für seine Ueberzeugung zu gewinnen? Der Anfang jeder Geschichte ist verständlich durch sich selbst, Schriftsteller und Leser gehen Hand in Hand, und diesen werden keine Räthsel vorgelegt. Die Mitte entbehrt dieser Wohlthat, denn es wird häufig der Fall sein, daß, was etwa dem Leser durch andere Berichte bekannt geworden, zu dieser Darstellung nicht stimmt. Diese Bedenklichkeit abgerechnet, wüßten wir gegen Hrn. K.'s Schilderung nichts einzuwenden; er hat sich vorzüglich an Thucydides gehalten, und wahrscheinlich war es die Zuverlässigkeit dieses Führers, welche ihn bewog, seinen ersten Streifzug unter solcher Aegide zu bestehen. Den Anfang macht die Uebersicht der Macht Athens zwischen dem großen Perserkriege und dem peloponnesischen, vom Jahre 479 — 431 v. Chr. Jener besiegte die asiatische Despotie durch der Athener Anstrengung. Dieser sollte Hellas von der Obermacht Athens befreien, welches sich der Leitung hellenischer Angelegenheiten bemächtigt und Sparta und die Hegemonie gebeugt hatte. Das war dem Themistokles durch Ausbildung der Seemacht geglückt, und Aristides' anerkannte Redlichkeit hatte das Vertrauen und die Ergebenheit der kleinasiatischen Jonier gewonnen. Dem Namen nach war Athen zwar nur Vorstand der Verbündeten, aber deren Abhängigkeit wuchs von Tage zu Tage. Nur drei von ihnen genossen beim Ausbruch des peloponnesischen Krieges ihrer ursprünglichen Unabhängigkeit: die Insel Chios und Mitylene und Methymnos auf Lesbos. Schon belief sich die Zahl der Athen zinspflichtigen Städte auf nicht viel weniger als tausend, auf die kleine Inselwelt der Ostküste von Byzanz bis Chalcedon an der asiatischen Küste, auf die von Karien und auf die ganze thracische. Alles Das, zu welchem sich ein Zuwachs von nicht zinspflichtigen Bundesgenossen gesellte, war in weniger als 50 Jahren entstanden. Dem stellte sich Sparta unter seinem weisen Könige Archidamus entgegen. Sowol er als Perikles durften einander nicht nachgeben, ohne Verräther an dem Willen und Bestand ihrer Vaterstädte zu werden. Beide waren Gastfreunde, Beide glaubten nur einen Vertheidigungskrieg zu führen. Beide mußten einander befehden. Perikles erkannte wie Themistokles, Athens Stärke beruhe in der Seemacht, in den Bundesgenossen, in dem Reichthum der Mittel. Lacedämons Stärke lag in seinem wohlgeordneten und

kriegsgeübten Landheere. Den Zusammenstoß mit diesem möglichst zu vermeiden, den Peloponnes unaufhörlich zu beunruhigen, war die Strategik, welche die Klugheit dem Perikles, und dieser seinen Mitbürgern empfahl. Im ersten Kriegsjahr bewog er sie, mit Weib und Kind und allem beweglichen Eigenthum in die Stadt zu ziehen, das Zug- und Lastvieh aber nach Euböa und auf die nahgelegenen Inseln zu flüchten. Die Athener waren mit der Verwüstung ihres Landes durch die Spartaner, welche bis Achamenä drangen, übel zufrieden und überhäuften Perikles mit Vorwürfen. Er hatte unterdessen den Peloponnes mit hundert Schiffen heimgesucht und verheert, die Insel Aegina mit attischen Pflanzvölkern besetzt und war in Megaris eingebrochen. Im zweiten Kriegsjahr geschah von beiden Seiten das Nämliche, aber in Athen brach eine pestartige Krankheit aus, die durch Thucydides' unübertreffliche Beschreibung allberühmt ist. Dadurch vermehrte sich der Unwille gegen Perikles, welcher im dritten Jahr selbst an der Pest erlag, nachdem sie seine nächsten Verwandten schon früher hinweggerafft hatte. Nach unserm Dafürhalten ist dem Verf. vollkommen gelungen Perikles' Handelsweise zu rechtfertigen. Ihm blieb kein andres Mittel, Athen auf der Höhe seiner Macht zu erhalten. Er folgte, wie ihm oblag, dem Gesetz der Nothwendigkeit, und überschritt das Maß des Herkommens nicht, das er nicht eingeführt hatte, dessen Rechtfertigung er nicht unternahm. Sein Kriegssystem war das einzige seinem Staat angemessene, und alle seine Seeunternehmungen glückten. Er beugte jedem Geldmangel vor und bewirkte Ueberfluß. Er vermied jede, nach ihm häufig vorgefallene Einmischung in fremde Angelegenheiten und hätte sicherlich den Frieden nicht erschwert, welchen Lacedämonien im siebenten Kriegsjahr einzugehen bereit war, der aber durch Athens Verschuldung noch um zwanzig Jahr verzögert ward und dessen Verderben herbeiführte. Perikles' vorwaltender Einfluß auf seine Mitbürger ist seiner Rednergabe und der Art, wie er sie anwendete, zuzuschreiben. Darüber ist im Alterthum nur Eine Stimme. Die Alleinherrschaft, die er durch Wort und That geübt, offenbarte sich nach seinem Tode als rettende Schutzwehr der Staatsverfassung.

Auf eine Darstellung, welche diese Blätter nur andeuten, nicht begleiten können, folgt als Beilage eine Abhandlung über Thucydides als Geschichtschreiber, und die Erklärung über Herrn K.'s Benutzung der übrigen Berichterstatter des Alterthums. Darin kann Niemand von ihm abweichen, der jenen und diese aus eigner Ansicht kennt; aber einzelne Bemerkungen über Art und Kunst des Thucydides zeugen von Studium und Kennerblick. Daß der Geschichtschreiber, wo er den Perikles redend einführt, ihm gewiß keine Gedanken beilegt, die er nicht vorgebracht, darüber hat er sich selbst erklärt, dagegen kann kein Zweifel stattfinden; diese Reden buchstäblich zu wiederholen, lag weder in der Absicht des Thucydides, noch stand es in seinem Vermögen. Das hätte Perikles allein gekonnt, und nicht einmal Perikles, wenn er sie nicht unmittelbar niedergeschrieben. Eine Wahrheit, die auch bei andern Geschichtschreibern alter und neuer Zeiten nicht übersehen werden sollte. Den Schluß machen 21 Urtheile neuerer Schriftsteller über Perikles, nach der Zeitfolge geordnet, von der „Allgemeinen Welthistorie" an (1747) bis auf Zinkeisen (1832), die es sehr angenehm und belehrend ist mit einem Blick übersehen zu können. Es ist keins darunter, das nicht gelesen und beherzigt zu werden verdient, ausgenommen das von Schlözer, welches vielmehr als Warnungszeichen gegen die Uebereilung eines guten Kopfes dienen kann, und ebenso kurz als ungerecht ist: „Welch ein verworfener Pöbel waren die Athener schon seit dem verruchten Perikles her!" Etwas so Verruchtes hat Perikles nie gedacht, noch geäußert. 57.

Des Kriegers Feierabende oder historisch-romantische Darstellungen, Kriegs- und Reisefahrten, Seebilder und Reminiscenzen aus der Zeit der deutschen und spanischen Befreiungskriege, von C. Heusinger. Zwei Theile. Braunschweig, Horneyer. 1835. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Dies Werk hat zwei Theile. Der zweite scheint hinzugekommen zu sein, ohne daß bei dem ersten noch an denselben gedacht wurde. Dies hat jedoch dem Ganzen keinen Eintrag gethan, da dieses Ganze kein Eines ist und erster und zweiter Theil Verschiedenes enthalten. Im ersten Theile findet man eine Art von historischer Novelle: „Don Velasco, oder das Asyl am Montserrat", und im zweiten die Kriegs- und Reisefahrten, welche der Verf. theils selbst erlebte, theils von einem seiner Gefährten bei den verschiedenen Expeditionen im Mittelmeere erlebt wurden.

Die Novelle: „Don Velasco", schildert Spanien oder vielmehr den Geist, der über diesem Lande schwebte, nachdem durch die so oft als beglückend gepriesene Restauration der legitime Thron wiederaufgerichtet worden war und nun unter seinem Schatten das heillose Spiel der Pfaffen und Absolutisten von Neuem beginnen konnte. Fürwahr, wenn die Geschichte eine Lehrerin wäre, wie es so oft gesagt wird, oder vielmehr, wenn die Stimme dieser ernsten, großen Lehrerin nicht ewig die Stimme eines Predigers in der Wüste wäre, die Zeit der Restauration müßte Ungeheueres, Großes gelehrt haben; das Menschengeschlecht müßte seit 1814 einen unermeßlichen Schritt in der Erkenntniß gethan haben. Hat es ihn gethan? Man sehe sich um, und die Antwort ist da.

Der zweite Theil gibt manche unterhaltende und interessante Situation, deren Schilderung man mit Vergnügen lesen wird, wenn auch hin und wieder eben die Schilderung selbst noch manchen Wunsch übrig läßt.

In einem Vorworte meint der Verf., sein Leser werde ja finden, ob es „dem alten Soldaten, der allen Ansprüchen auf Gelehrsamkeit entsage, mit der einfachen Darstellung seiner Gedanken über Das, was er in entfernten Ländern sah und hörte, gelungen sei". Ansprüche auf eine sogenannte Schul- oder Facultätsgelehrsamkeit könnte wol nur ein Thor hierbei machen; ein ernster, männlicher, redlicher Sinn und die nöthige Gewandtheit und Befähigung, Das, was man erzählt, fließend und folgerecht vorzutragen, dabei richtiger Blick und gesunde Beobachtungsgabe, das ist's, was gefodert werden kann und muß, und wir können bezeugen: größtentheils findet es sich auch im Buche.

55.

Literarische Notiz.

Folgende Bücher verschiedener Sprachen sind neuerdings von der römischen Regierung proscribirt worden. Italiénische: „Geschichte des Königreichs Neapel vom J. 1734—1826", vom General Colletta. „Ueber die Immunitäten der Geistlichen", Erwiderung des Capitain Filippo de Sacro auf eine Schrift des Pater Silva: „Tractat über die heilige Schrift, von einem Mitglied der katholischen Kirche." Französische: „Rome souterraine", von Charles Didier. „Paroles d'un voyant", von August Cahe. „Elémens d'histoire générale", von Abbé Millot, sowie die Uebersetzungen dieses Werks in allen Sprachen, vorzüglich die italienische mit Anmerkungen von Boschi. Ferner der Subscriptions-Prospectus der „Méditations religieuses en forme de sermons" („Stunden der Andacht"). Unter den deutschen Büchern befinden sich vier Schriften von Carové. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 348. — 14. December 1835.

Eine Quarantaine im Irrenhause. Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners. Herausgegeben von F. G. Kühne. Leipzig, Brockhaus. 1835. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Indem mir das vorliegende Buch gesendet wird und ich für's Erste dessen Titel und Vorwort flüchtig durchblicke, auch hier und da eine Seite oberflächlich herunterlese, will es mir scheinen, als böte es seinem Inhalt nach nichts dar, als was uns jene übergreifende moderne Richtung, die man füglich die neueste deutsche Romantik in dem Sinne einer jetzigen französischen Romantik nennen könnte, überhaupt zu bieten pflegt, nämlich eine geistreiche Form und einen zerbröckelten Inhalt, eine torsenhafte Gestalt und ein stieres Geistesauge, flitternd und glänzend von vorn, aber von hinten desto zerbrochener und zerlumpter, Gefühle ohne Hintergrund, Worte ohne Seele, aber mit dem Schein der Tiefe, eine kalte, aber armselige Weltironie, einen abgestandenen Humor, der als bleiches Gespenst früherer seligerer Jahrhunderte dahinwandelt, eine öde Verwüstung des Aeußern, hinter welchem die Kritik mit Brille, Mikroskop und Lupe vergebens ein Inneres sucht — kurz, es will mich bedünken wie ein Werk des vierten Decenniums vom 19. Jahrhundert, eines Decenniums, welches lendenschlaff in seinen weißen und gelben Sommerbeinkleidern über die Promenade streift, sich den Schnurrbart stehen läßt, als wollte es unter die Rationalisten gehen, sich in Grog und wohlfeilen Weinen ein Gütliches thut und endlich im Katzenjammer seines geistreichen Siechthums sich zwei Orangen und ein Bund Eckposen kauft, um Narrenbriefe oder eine Geschichte des jungen Europas, d. i. des ausgemergelten, saftlosen, hochfahrenden, baisergefütterten, kokettirenden, nach Honorar auf allen Märkten spürenden und unwissentlich, ahnungslos, gedankenlos in sich selbst verzweifelnden Deutschlands zu schreiben.

„Eine Quarantaine im Irrenhause". Unter dieser Affiche sagte ich mir, was kann aus dem Setzerkasten Gutes kommen? Hättest du statt dessen Quarantaine gehalten in dem Hause der Vernünftigen, in dem Tempel der Weisheit, in dem halb, nein, in dem ganz zerfallenen Tempel Salomonis, wäre dies nicht besser für dich gewesen? O wie so groß und viel sind die Irrenhäuser in Deutschland geworden innerhalb der wenigen Jahre, seit Ludwig Tieck seine „Reisenden" herausgab. Und wie liebenswürdig, wie gentil, wie völlig in Parvenusgestalt nehmen sich unsere deutschen Narren aus! Wie gut haben sie es, geäzt und getränkt mit Ambrosia und Nektar, der von der Reichen — das sind die Verleger — Tische fleußt! Milch und Honig, eitel Milch und Honig, und dabei die ungeheuern Trauben aus dem Lande Kanaan. Und diese Narren, wie langmüthig erträgt sie die Policei. O Policei, dein Name ist Langmuth. Wie frei dürfen sie herumlaufen; wie gemüthlich dürfen sie die Leute insultiren; wie aristokratisch dürfen sie gekleidet gehen; wie lang und zierlich kräuselt sich ihnen ohne Besteuerung der Backenbart; wie dankbar sind die jungen Damen, denen sie so ungezogen den Hof machen; ach, und wie ungestraft dürfen sie, ganz im Sinne eines dreifach potenzirten Natursystems Gott und seine Engel, Moses und die Propheten, Petrus und die himmlischen Heerscharen, Ninive und Bethlehem, die Krippe und das Kindlein verspotten! Herr, wie sind deine Narren so groß und so viel! Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll davon! Sie wachsen wie Gras, sie kleiden sich wie die Lilien auf dem Felde und Niemand sorgt für sie als sie selbst. Niemand kann eine Aussicht bewundern, einen Tempel betreten, eine Daktyliothek bestaunen, eine Landpartie machen, nach Hamburg oder Frankfurt reisen, eine Leihbibliothek stiften, eine Witwenkasse anlegen, Niemand kann Privatdocent werden und eine Dissertation schreiben ohne sie. Wenn Jemand eine Geschichte der deutschen Poesie schreiben wollte, vom „Gesellschafter" an bis auf den „Zodiakus", würde er nicht unwillkürlich zweien Herren dienen müssen gleich als Beelzebub? Würde nicht sein Buch ihm unter der Hand zu einer Geschichte der Narren werden?

Eine Geschichte der Narren zu schreiben, dies wäre der einträglichste Gedanke dieser Zeit. Aber unstreitig müßte der sie schriebe selbst ein Narr sein.

Unter diesen und ähnlichen Gedanken, welche das junge Deutschland allein zu verantworten hat, legte ich das Buch weg, das ich kaum angesehen, zündete mir eine Pfeife an und überließ mich unersprießlichen Betrachtungen. Da strich eben ein leiser Luftzug durch mein kleines Zimmer, denn ich liebe die Zugluft, weil sie wie Zuckerwasser das Haupt lichtet und die bösen Dünste verscheucht, und dieser leise Zugwind wehte gelind über meinen Schreib-

tisch, und schlug den rothen Umschlag meines Büchleins von selbst zurück, als hätte er mich einer Mühe überheben wollen, dergestalt, daß mein Blick unwillkürlich wieder auf das Titelblatt fiel und ich zum zweiten Mal lesen konnte: „Eine Quarantaine im Irrenhause", von F. G. Kühne. Da kam der Geist über mich, und eine liebe, schwermüthige Erinnerung ergriff mich mit innerlichster Gewalt, und es war, als ob mir ein altes Morgenroth wiederzuleuchten begann, das ich längst in ein bleiches Abendroth verwandelt glaubte. Ich gedachte auf einmal eines freundlichen jungen Mannes, den ich irgendwo gedankenvoll, aufmerksam, begierig nach Worten des Lebens hatte stehen oder sitzen sehen, und das nur wenige Schritte von mir, der ich selbst lauschte und horchte auf die Offenbarungen des Geistes der Wissenschaft und der Geschichte. Und dieser Mann, den du damals stehen sahest in gleichen Gedanken, wie du, versunken, sollte es nicht derselbe sein, der diese Quarantaine hielt und schrieb? Sollte es nicht der Mondsteiner selbst sein, dessen Papiere du ex officio recensiren sollst? Oder hast du selbst vielleicht, dir unbewußt, ein Jährchen auf dem Sonnenstein zugebracht und Alles hätte dir dort nur geträumt? Doch nein, nein, nein; ich bin nicht auf dem Sonnenstein gewesen, es wäre denn, daß man ganz Deutschland für den Sonnenstein hielte. Meinen Verstand, den guten, alten, lieben, trauten Philister, der so gern sein Weißbier trinkt und von dem kalischer Manoeuvre spricht, den alten ehrlichen Jungen, der so liebreich für Weib und Kind sorgt, ich habe ihn noch nicht verloren. Ach, das Leben ist so weit und so enge, so kalt und so schwül, so schaurig und traurig, daß man glauben sollte, es wäre dem kampfungewohnten Philister unmöglich mit ihm zu ringen; aber dem ist nicht so; der Verstand ist noch zäher, als das Leben schaurig ist, der Verstand ist ein Lederhändler, ein Lohgerber, ein Peitschenmacher; von seiner gerbenden Beschäftigung ist ihm selbst das Fell so gegerbt, daß er sogar im feuchten Grabe neun Jahre durchdauern kann.

Die Erinnerung in meinem Herzen wird jetzt ganz licht. Ich weiß jetzt Alles, wie es früher war. Ja, es ist gewiß: mit dem Mondsteiner habe ich in Berlin zu den Füßen des Mannes gesessen, dessen starre, steinerne, lederne Züge nicht den Geist verriethen, der ihn durchdrungen hatte, des Mannes mit dem blauen Frack und dem gebückten Gange, mit der ewig beweglichen Tabacksdose und mit dem ewigen Also. Ich brauche den lieben, guten, trocknen Mann, der am Kupfergraben wohnte und mich liebte gleich als einen Sohn, nicht näher zu beschreiben. Der Mondsteiner und ich, wir kennen ihn, und ich glaube, wir wissen Beide, was wir ihm schuldig geworden.

Du guter Abgeschiedener, ich wollte, ich könnte dir ein Denkmal setzen, so groß und gewaltig wie deine Phänomenologie des Geistes, in welcher die Kanonenschläge von 1806 brausen; ein Denkmal, für das mir August Oswald, oder Leonhard Schrag kein Honorar, aber die Nachwelt bis zu einer zweiten Sündflut ihren begeisterten Dank zahlte. Ach, ich wollte, ich könnte dir nur ein kleines Mausoleum errichten auf dem oranienburger Kirchhof, zwei Schritte entfernt von der Wissenschaftslehre, Georg Wilhelm Friedrich, dann wollte ich jährlich dreimal nach Berlin reisen und mit Michelet und Fr. Förster, wenn sie Zeit haben, an deinem Denkmal weinen!

Und so war denn ein einziger dünner Luftzug Schuld, daß ich mich mit meinem Mondsteiner schnell und erfreulich befreundete. Und nun hatte ich denn freilich nichts Eiligeres, als sein Büchlein in Schnelle durchzulesen, und ich habe es dem Verleger Dank gewußt, daß er mir's geschickt hat.

Es gibt einen Kampf, einen alten zwar und unendlichen, den aber keine Zeit größer erlebt hat als die gegenwärtige, und dies ist der Kampf des Individuums mit den objectiven Mächten des Daseins, des Subjects als Innerst-Persönliches mit Dem, was die Philosophie den Inhalt der Welt nennt. Im allgemeinsten Sinne drückt freilich jedes philosophische System, das in dem Pantheon der philosophischen Geschichte als gefeiertes Moment erscheint, diesen Kampf aus, aber nie hat ihn eine Epoche eindringender, erschreckender widergespiegelt als diese. Als Aristoteles der unvergänglichen Gattung Plato's die Einheit der Dynamis und der Energie entgegenstellte, als der neue Platonismus aus den Trümmern des Timäus und des Parmenides und aus den dunkeln Wetterwolken der christlichen Mystik sich ein neues Gebäude errichtete, in welchem es dem guten Spießbürger Verstand nie ganz geheuer war; als Anselmus, ein Mann, den zu seiner Zeit und noch viel später keine Seele verstand, den Begriff und das Sein zusammenschlug und diese Einheit dem Pöbel als das Wunderwerk des ontologischen Beweises vorzeigte; als später Cartesius den ungeheuern, weltzerspaltenden und jedes ancien régime vernichtenden Satz aufstellte, daß man an Allem verzweifeln müsse; als die durch die Riesenkräfte Spinoza's und Leibnitzens zur einigen Substanz und zur einigen Monas zusammengeballte Gottheit alles indivíouelle Erinnern zu Brei gedrückt hatte und Vater Kant aus Königsberg darauf bedacht war, dem „alten Lampe" seinen Gott, sein être suprème wiederhinaufzuspielen in das Nebelgewölk des Himmels, damit nur die Welt wieder götterleer werde; als er in den Antinomien des Verstandes leibhaftig sich selbst geißelte und den Karren des Denkens in den Pfuhl des Nichtwissens schob; als Fichte, der große Mann, dessen Denkmal auf jenem Kirchhof wie ein armer Verkannter, wie ein unsicherer Vagabond aus verwahrlostem Buschwerk hervorlugt, das ungeheure revolutionnaire Wort aussprach, daß Ich Ich bin, ein Gedanke, an dem der Spießbürger nie zweifelt, weil er den Bierkrug, aus dem er seine schnöde Zunge letzt, für eine Thatsache des Bewußtseins hält — damals, o zu allen diesen fernen und nahen Zeiten, war ein großer Kampf zwischen Sein und Denken vorhanden —, denn ohne diesen Kampf, was wäre die Wissenschaft? — aber so groß wie heutzutage war er nicht. Und warum ist er heute größer wie damals? Weil die Wissenschaft in ihrem kühnen und keuschen Fortschritt wirklich und wahr-

haftig schon das Sein und das Denken vermittelt hat, aber die Dummheit und Zerlumptheit der Zeit es nicht glauben will; denn die Philosophie will, sowie alles Erhabene, zuerst geglaubt werden. Wer an das Wissen nicht zu glauben vermag, der wird nie dahin gelangen, sein Glauben zu wissen, und ist ein Abadonna von Ewigkeit her.

Während nun seltsamerweise in heutiger Zeit der Kampf zwischen Subject und Object, Sein und Denken, nicht mehr innerhalb der Philosophie selbst stattfindet, weil diese ihn bereits als Kampf überwunden hat, so lebt, gährt und tost er dafür desto gewaltiger in der Masse, in der rohen, geistreichen, verständigen und unverständigen, vernünftigen und unvernünftigen Masse. Was dieser unvernünftigen Masse gebricht, ist darum leibhaftig der Gedanke selbst, denn der Gedanke ist die Einheit des Idealen und Realen; was ihr abgeht, zum Schaudern abgeht, ist der Begriff, denn der Begriff ist das der Sache immanente Geistige. In dieser Begriff- und Gedankenlosigkeit liegt aber als gräßliche Nothwendigkeit die Macht des Scheins, und so scheinen die armen zerlumpten Begriff- und Gedankenlosen, als echte und wahre Scheinheilige, geistreich zu sein. Wer aber nur geistreich scheint, ist ein Narr, und so leuchtet aus dem unermeßlichen Chaos der Geistesarmuth, der Gedankenleere, des Glaubensmangels, der Einsichtslosigkeit, der Begriffsblödsinnigkeit, der Zerstücktheit und Halbheit, dennoch großartig und göttlich, als das urewige Eine und Eigenthum der Zeit hervor — die unleugbare Thatsache der Narrheit. Dies ist das Residuum der Gegenwart, dies sind die besten Kräfte und der Fettbissen, den sie sich aufgespart, dies ist der Lebenskanal, das Herz und der Lungenschlag des Jetzt; dies ist der Himmel, in den sich Alles friedselig und ichselig hineinspielt; dies ist der Grund, warum das junge Deutschland so dumm thut mit alten heiligen Jahrhunderten und mit den Koryphäen, ach, den wenigen Helden des gegenwärtigen; dies ist der Grund, warum Niemand sich selbst bestrafen kann, möge er auch das Aermlichste vorbringen, warum das Gewissen längst entschlummert ist und der deutsche Schriftsteller, ein Apoll in Chemisettenknöpfen und Handmanschetten, nicht zu sterben vermag an dem höchsten Jammer, den es gibt, an dem Jammer und Ekel vor sich selber.

Kann ich nun, nach dem Ebengesagten, meinem Mondsteiner und seinen Papieren ein größeres Compliment machen und etwas Schöneres sagen, als wenn ich laut meiner innersten Ueberzeugung erkläre, daß Beide frei sind von der Narrheit der Zeit, dieser Angst und diesem Vamppr der Gegenwart? Es thut mir leid, ich muß es bekennen, weil ich aufrichtig bin; herzlich leid thut es mir, daß F. A. Brockhaus der Verleger dieses Buches ist, das ich recensiren soll und mit rechter Freude recensire. Recht verstanden, ich bin insofern böse darüber, als ich genöthigt bin, in des Verlegers Blatt sein Buch zu beurtheilen. Wenn ich mit Vergnügen gestehe, daß ich das Buch gut und liebenswerth finde, wird man nicht in Süddeutschland glauben, ich finde darin nur Hrn. Brockhaus gut und liebenswerth? Wenn ich ein paar schöne Stellen aus dem Buche des Mondsteiners citire, darum, weil ich fest der Meinung bin, sie seien schön, wird man nicht glauben, ich thue es nur um einige Kreuzer mehr am Honorar zu verdienen? Wird man mich nicht für ein Mitglied und für ein Miethglied der jungen Brockhaussischen Garde halten, welcher Karl Gutzkow, ein Mensch, um den es Schade ist, in einer bitterbösen Stunde den Tod geschworen hat, in einer Stunde, wo er zwischen Berlin, Frankfurt und Stuttgart, zwischen Logier, Menzel und Duller, wie Mohammed's Sarg, in der Mitte schwebend, Gott und die ewigen Gestirne verklagte, daß er mit blondem Haar geboren wurde? Wie schlimm ist es, daß mir in den Bl. für liter. Unterhaltung ein Buch gefällt, das F. A. Brockhaus verlegt hat! Ach, und wie schlimmer ist es, daß man ohne Flausen und Finten in Mitteldeutschland nicht mehr ehrlich sein darf! Garstiger Wolfgang Menzel, Sie böser Mann, Sie haben Mitteldeutschland in Verruf gebracht und jeder unschuldige Leipziger muß die Qualen mitbüßen, welche Sie bei Friederike Lohmann's Romanen erduldeten!

Junges Deutschland, welches zu atomisiren und zu personificiren man kein Adept zu sein braucht, ich will dir nur Eins noch sagen, was ich ehrlicherweise auf dem Herzen habe: Es herrscht ein schlechter Ton unter deinen Deputirten, deinen Communrepräsentanten, deinen Stadtverordneten. Deine jungen Geister, die Altgesellen des Herbergs- und literarischen Zunftwesens, benehmen sich wie Leute, die sich nicht zu benehmen verstehen. Sie werfen sich jetzt in guter Gesellschaft Dinge vor, die man sich sonst nicht einmal auf den Bierbänken vorwarf. Wenn Einer ein feineres Kleid trägt als der Andere, so beneidet ihn dieser darum; wenn er mehr Glück macht bei den Grisetten — ach, und was ist denn ein Deputirter des jungen Deutschlands ohne Grisette! — so möchte ihn der Andere erwürgen, deshalb, weil ihn selbst, um mit Falstaff zu reden, die Bajaderen „Alräunchen" nennen; wenn es Einer mittels zweier Auflagen so weit gebracht hat, daß er eine Saison in Paris verleben kann, so spöttelt ein Geistesverwandter in Lüneburg oder im Brandenburgischen darüber, daß Hans durch seine Dummheit fortkommt, während Velten trostlos im Sande und in der Haide sitzen bleiben muß. Ach freilich ist es ein Entsetzen, in Brandenburg geistreich zu sein! ach, und die Penaten entfliehen wie ein abgerichteter Staar aus seinem Käfig, wenn sie verdammt sind, in einem Sandfaß zu wohnen. Aber du Garde du Corps von 1835, himmlische Jugend, geistreiche Jugend, glückliche Jugend, frisirte Jugend, du Fettauge auf der Bouillonsuppe Deutschlands, du Morgenstern und Abendstern des Jahrhunderts, du süßer Gottesleugner, du schalkhafter Aufruhrprediger, du kleiner geistreicher Tagedieb, du Libertin à la Pellisson, der, obgleich bucklig, die Damen im Ballsaal verführte, du irresistibler Incroyable, du personificirter l'état c'est moi, warum willst du nicht so einträchtig als geistreich sein? Siehe, über deinen Geist freuen sich die Damen, und mit diesem verblüffst du die blöden Mädchen aus den berliner

Theekränzchen; aber über deine Eintracht freuen sich die Engel im Himmel selbst, und mit ihr verblüffst du sogar den Evangelisten Johannes, welcher zu den Galatern sagte: „Kinderchen, liebt euch". Eine schöne Fabel gibt es; es ist die, welche Menenius Agrippa einst auf dem capitolinischen Berge den Römern mit obligaten Schimpfreden vorsang:

Einstmals empörten sich die Glieder
Des Körpers gegen ihrem Bauch u. s. w.

Nehmt sie zu Herzen, ihr Jünglinge, ihr Glieder des literarischen Tugendbundes von Deutschland. Seid ihr denn nicht mehr als Römer? Seid ihr denn nicht Einer des Andern Bauch?

(Der Beschluß folgt.)

Han Kong Tsew, ein chinesisches Trauerspiel.

Werden wir wol einmal auf einem Theaterzettel die Worte lesen: „übersetzt aus dem Chinesischen, von Theodor Hell oder Castelli?" Doch was sage ich, diese Herrn verstehn die Sprache des Confucius nicht. August Wilhelm von Schlegel, Silvestre de Sacy oder sonst ein orientalischer Philolog müßte sich an die Arbeit machen. Sie lohnte wol der Mühe.

„Le monde dramatique" hat der Lesewelt einen interessanten Bericht über ein chinesisches Trauerspiel geliefert, das sich vor seinen Schwestern des Ganges vortheilhaft auszeichnet und sehr poetisch ist. Sie erlauben, daß ich das Journal excerpire, um Ihnen ein Summarium des Inhalts zu geben. Der Titel lautet wie oben stehend: „Han Kong Tsew," welches so viel heißt als „die Unglücke des Han." Han ist der Vorname des chinesischen Kaisers Tsew, das Drama folglich ein historisches, was wohl zu beachten ist.

Han ist Selbstherrscher aller Zobbelköpfe des Orients, er besitzt der Sonne zu scheinen, den Wolken zu regnen, den Frauen ihn zu lieben. Dies ist nur ein Theil seiner Macht. Han hat auch Minister und Hofleute, Eunuchen, Kammerherren, Diplomaten und Verschnittene, sämmtlich in Gold und Seide gekleidet und seines Schwerts gewärtig. Wenn er winkt, so wedeln alle erlauchten Haarschwänze in unterthäniger Freude, ihm den Pantoffel zu küssen; wenn er sein Schnupftuch zieht, so schwellen alle Busen der kaiserlichen Residenz vor Begier, seine Liebe zu genießen. Ein goldenes Thor verschließt seinen Harem, ein allmächtiger Minister hat dazu den Schlüssel und er führt den Titel: Wächter der goldenen Pforte.

Es begab sich am kaiserlich chinesischen Hofe, was sich so oft unter Ludwig XV. begab, er fühlte ein großes Bedürfniß nach den Schönheiten des Landes und ertheilte seinem Minister des menus plaisirs den Befehl, eine Werbreise anzutreten und die Flora der Frauen in seinen Harem zu schicken. Damit aber die Majestät nicht Zeit verliere mit eigenem Auswählen, noch ihre Augen ermüde bei dem Geschäft, so wurde der Gesandte angewiesen, die überschickten Nymphen getreulich portraitiren und von den Portraits allen eine Gallerie anfertigen zu lassen.

Der Minister, welcher diesen Auftrag erhielt und Mayouenshow hieß, war ungefähr so schlau wie die französischen Julifeuerwerker, die ihre Entrepriſe nicht ohne gute Abfälle in Verding gaben. Von jedem Vater einer schönen Tochter ließ er sich bestechen und einen Kuppelpelz geben.

In China ist es nicht wie in Europas civilisirten Ländern, wo, wir wissen es, sich ein Unterbeamter entehrt glaubte, weil der König seine Tochter besuchte, die Krone steht so hoch, daß männiglich glaubt, es widerfahre ihm alles Heil, blos wenn er sie anblickt. Der Minister wurde steinreich durch sein Kupplergeschäft, ließ sich aber dadurch nicht hindern, seinen Herrn zu betrügen und um das schönste Weib von China zu bringen. Der Vater desselben war nämlich arm und konnte sein Versprechen bezüglich des Handgelds nicht erfüllen, worüber der vornehme Mäkler grimmig zu toben anfing. Da es aber zu spät war den Handel aufzuheben, weil die Tochter schon in einem kaiserlichen Käfig nach Peking geschickt worden, so rächte er sich durch Verwechselung des Portraits.

Han Tsew erfuhr die Kabale seines Ministers erst lange nach dem Vorfalle, als er eines Tages im Harem die schöne Tochter des armen Mannes lustwandeln sah und den Wächter der goldenen Pforte darüber zur Rede stellte. Sogleich befahl er demselben ihm den Kopf des Verräthers zu überbringen, um ihn der beleidigten Schönheit zu Füßen zu legen. Das arme Mädchen wurde Kaiserin und schmolz in himmlischem Entzücken ob der hohen Ehre.

Aber Mayouenshow hatte durch einen Spion Nachricht von der Entdeckung seines Verbrechens bekommen und die Flucht ergriffen. Verderben brütend, trug er das echte Bild der schönen Prinzessin ins Lager des Tartarenkhans, welcher mit Heeresmacht gen China heranzog, und bewog ihn die Auslieferung des Originals zur Bedingung des Friedens zu machen.

Han verschmäht diese Bedingung und wird wiederholt geschlagen. Das Reich geräth in Gefahr, ohne daß er sein Kleinod aufopfern will. Da beschließt sie endlich selbst den Streit der Waffen zu enden und verläßt mit Hoffnungen auf Wiedersehn ihren kaiserlichen Geliebten. Leibwachen begleiten sie auf die Grenze und ins Lager des Eroberers, wo sie der treulose Minister in Empfang nimmt. Der Khan ist entzückt von so viel Schönheit, als er in der Braut seines Gegners entdeckt, und ratificirt ohne Weiteres den Vertrag, worin auf Verlangen Echaoukeun's, so heißt die Sklavin, der Drachenfluß, an dem sie sich befinden, als Grenze beider Reiche festgesetzt wird.

Dies geschehen und vollzogen, stürzt sich das Mädchen in die brausenden Wogen und stirbt. Sie will nur das Opfer der Liebe und Politik, nicht dem Geliebten untreu sein.

Als der Khan dies sieht und vergebens sich bemüht die Unglückliche zu retten, bricht sein Zorn aus wider Han's Minister Mayouenshew und er läßt ihn binden und mit der Hiobspost und dem genehmigten Friedensvertrag nach Peking fahren, wo der auf den Tod erschreckene Kaiser ihn hinrichten läßt. Die Schlußworte Han's sind: Jetzt habe ich gelernt zu leiden, jetzt kann ich regieren."

Ist das nicht ein hübsches Sujet, wie es sich mancher Dramatiker an der Spree, Pleiße, Elbe und Donau nur wünschen mag? Sind die Chinesen nicht auch romantisch? Gewiß, man könnte glauben, diese Haremsprinzessin sei ein Blumenmädchen der neuen pariser Schule, die in die Seine springt oder beim Kohlenbecken ihr Leben endigt. 29.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Rechte der Handwerker und ihrer Innungen.

Nach den im Königreiche Sachsen gültigen Gesetzen zusammengestellt von

Georg Eduard Herold.

Gr. 8. Geh. 21 Gr.

Leipzig, im October 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 349. — 15. December 1835.

Eine Quarantaine im Irrenhause. Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners. Herausgegeben von F. G. Kühne.

(Beschluß aus Nr. 348.)

Die wirkliche, das ist die äußere Geschichte des Mondsteiners ist sehr einfach; es ist die einfachste, die eine Novelle bieten kann. Ein junger Mann, dessen Namen wir nicht einmal erfahren, und den wir nur als den Mondsteiner und als Neffen eines argen Präsidenten kennen, der in dem kleinen Fürstenthum Weimar (der Verfasser verbittet sich ausdrücklich dabei an Weimar zu denken) herumwirthschaftet, als wär' es eine Mörderhöhle, wird von seinem eignen Herrn Onkel als medicinisch und politisch gefährlich ins Irrenhaus gesteckt. Er selbst weiß nicht, was er verbrochen, und muß vorläufig die Katechismusfrage: Wie geschieht das? unbeantwortet lassen.

Lieber Himmel — ruft er aus —, was ist in kurzer Zeit aus mir geworden? Ein Wahnwitziger. Die Menschen halten mich dafür. An und für sich ist Niemand etwas, die Welt macht ihn erst dazu. Die Macht der Meinung hat ein furchtbares Gewicht; sie kann wie ein Fluch auf uns lasten; das fühl' ich bitter. Die Meinung beherrscht Alles im Leben, heutzutage mehr als je; die allgemeine Stimmung ist allgemeine Königin. Und wenn die Bourbons hundertfach ihr gutes Recht auf den Thron hätten und nie verlieren könnten, die Menge schreit Nein! so ists mit Allem aus. Ob Karl X. die Grundsäulen des constitutionnellen Frankreichs umstoßen wollte oder nicht, ob er Tyrann war oder nicht, darauf kommt es nicht an, er war es nicht mehr als viele Andere. Aber daß er für einen Volksfeind galt, daß man sagte, er sei ein Zwingherr, das hat ihn gestürzt. Hat sich denn Frankreich regenerirt durch die Julirevolution? Ist das Frankreich von 1834 ein anderes als das von 1830 vor der Katastrophe? So wenig wie der „National" von 1834 ein anderer ist, als der alte „National" schlechthin. Frankreichs Minister sind nur so lange liberal, als sie nicht Minister sind. Der König der Franzosen benimmt sich wie ein König von Frankreich und ein König von Gottes Gnaden. Ludwig Philipp hat sich auf dem neuen Thron arrangirt wie ein Alter, er ist ein kleiner Augustus ꝛc. Das neue Frankreich ist mithin das alte, und der alte legitime Karl sitzt auf dem Hradschin und blickt nach Westen in die sinkende Sonne und fragt: Warum? warum das Alles? Ach, so sitze ich hier im Irrenhause auf dem Bette, und frage: Warum bin ich hier? u. s. w.

In dem Irrenhause findet unser Mondsteiner nebst vielen andern Wahnsinnigen auch eine wehmüthige Erinnerung seiner Jugend wieder, und diese personificirt sich in der schönen verblühten Sängerin Clementine Weißschuh, einem Wesen, welches Hofkabale und Schauspierunglück stumm und wahnwitzig gemacht hat. Sie befindet sich auf dem Mondstein in Gesellschaft ihres alten Kapellmeisters, welcher sich's in den Kopf gesetzt hat, im Narrenhause den „Don Juan" aufzuführen. Philipp, ein junger Krankendoctor, muß sich in die noch immer reizende Clementine verlieben, und seiner selbst halb wahnwitzigen Liebe gelingt es wunderbarerweise, ihr die Stimme wiederzugeben. Aber auch unser Mondsteiner par excellence findet im Irrenhause eine Geliebte wieder in dem hochherzigen Polenmädchen, Victorine Miaska, welche um ihrer Leidenschaft für das unglückliche Vaterland willen der Präsident politischerweise ebenfalls ins Tollhaus gesperrt hat. Später werden alle Notabilitäten desselben, nämlich der Mondsteiner, Victorine, Clementine, der Kapellmeister und Philipp einig, zu entfliehen, was ihnen auch gelingt, aber nicht zum Heil führt. Denn in Weimar blieb Victorinens kranke Mutter zurück, als man ihr die Tochter mit Gewalt entriß, und diese kommt eben in dem Augenblicke an, wo die verzweifelte fieberkranke, vielfach gemishandelte Mutter sich in ihrem Zimmer ein Leids thut mit demselben Pistol, was einst bei Ostrolenka eine Rolle gespielt hatte. Die leidenschaftliche, gemishandelte Tochter endet wie die Mutter, und unser armer Mondsteiner, der früh schon in des Lebens Trüben geblickt, muß das Herzweh der tiefen Liebeswunde einsam und unverstanden erdulden. Auch die Sängerin Weißschuh, auf eine ganz andere Weise heftig und leidenschaftlich, erleidet ein ähnliches Geschick, und endigt ihr Leben bei einer Aufführung des „Don Juan" als ein Opfer ihrer eignen, verzehrenden und vernichtenden Gefühle. Ein entsetzlicher Don Juan hatte den ewig nagenden Wurm in ihr Herz gepflanzt; sie selbst war eine verschmähte, verstoßene, zertretene Elvira, und so geht sie denn in der einzigen, ihr noch homogenen Rolle, in welcher sich Schein und Sein wunderbar verschmelzen, zu Grunde.

Ein Individuum des Narrenhauses kann vorzüglich interessiren, dies ist der Pastor Faigenheim, ein Mann, der im langen, eselsgrauen Roquelaure mit breitkrämpigem Quäkerhut im Tollgarten herumläuft und als Reconvalescent, als Mensch der nur eine fixe Idee hat, mithin als Weiser im Tollhause über die andern Tollen die Auf-

ſicht führt, wenn ſie das Gemüſeland beatbelten. Der Paſtor iſt von Haus aus ein Materialiſt, ein St.-Simoniſt im deutſchen Gewande, mithin ein ſchlechter Exeget und Erbauer ſeiner Gemeinde. Seine Meinung von der Sache iſt, daß von dem Temperament alles Denken und Fühlen abhängt, welches wieder unter der Einwirkung klimatiſch-telluriſcher Verhältniſſe ſteht. Er kann die menſchliche Seele nicht anders faſſen denn als eine Aethereſſenz, welche den hausbacknern Leib, als ihre legitime Baſis, nicht entbehren kann, als ein Saiteninſtrument, über welches der Wind hinfährt, und wenn es klingt, ſo philoſophirt und poetiſirt die Seele. Les nerfs, voilà l'homme! Der Leib, das iſt der wahre Beweger, der Demiurg, der plumpe Kerl, der, anſtatt der Idee, die Dinge zuſammenhält und auseinandertreibt:

Ländlich, ſittlich! Wer Heu frißt, kann, abſolut genommen, kein bedeutendes Thier ſein; wer faule Fiſche für eine Delicateſſe hält, muß in ſeinem Denken und Fühlen den genoſſenen Thran als Spiritus wieder von ſich athmen; wer ſtets unter Miſt wandelt, in dem kann unmöglich sub specie aeterni eine wohlparfumirte, wohlaffectionirte Seele hauſen; aber abſolut genommen, iſt nichts wahr, nobel, delicat, vor dem abſoluten Richterſtuhle ſinkt alle ſpecielle Eigenthümlichkeit der Völker und Individuen als nichtig zuſammen, und es iſt nur ein Glück, daß es Niemand mehr einfällt, in einer Wiſſenſchaft der Aeſthetik etwas abſolut Schönes aufzuſtellen. Man hat viel von Rafael's göttlichen Madonnen gefabelt und ſeine weiblichen Weſen als einzig gültige Ideale, einzig nachahmungswerthe Muſterſtücke geprieſen. Alle Element, lauter Unſinn! Es gibt nichts Allgemeines, Alles gilt nur in der Sphäre, wo es lebte und athmete. Ich lebe mir Rubens' Madonnen ebenſo ſehr. Aus jeder blickt freilich immer nur ſein Weib hervor, und in ihrem weißüppigen, vollſaftigen Fleiſche iſt holländiſche Butter und Käſe gar nicht zu verkennen, es ſind die Nutrimente ihrer Schönheit. Ich wittere und rieche das überall heraus, aus dem Ideal das Weib, aus dem Weibe die Milchſtoffe, aus dem Milchſtoff den ſchönen Viehwuchs der holländiſchen Kräuter. Es hat Alles ſeinen guten Grund, es iſt Alles nicht weit her.

Der Kapellmeiſter, welcher im Irrenhauſe unter der Bezeichnung des alten Emirs curſirt, iſt eine trockene, ausgedörrte Muſikſeele. Der koloſſale Kerl läuft mit ſeinen Notenſtücken und Commandoſtab im ganzen Narrenhauſe herum und will Gott und alle Welt für ſeinen „Don Juan" engagiren. Unſer Mondſteiner, der Präſidentenneffe, ſoll als Maſetto agiren, obgleich er eine Stimme hat wie Blech. Das verbittet er ſich aber, er will auch in der Oper nicht der Gefoppte ſein. „Wer wollte immer der getretene, betrogene Narr ſein im Liebesſpiel des Lebens?" Den Don Juan ſelbſt zu ſpielen, expliciert er dem Muſikdirector, möchte wol an ſich eine ganz hübſche Sache ſein, allein er für ſeine Perſon ſei dazu viel zu metaphyſiſch. „Ich ſage Ihnen, mein Herr, ich kann den Don Juan nicht ſpielen; ich könnte, wenn ſich mir ein Herz erſchlöſſe, nur einmal lieben und für immer". Unſer trockener Kapellmeiſter, das muſikaliſche Rechenexempel, kann ſich eine ſolche Seelenſtimmung nicht denken und nennt den Mondſteiner einen wunderlichen Kauz

Wenn ich ein wunderlicher Kauz wäre — entgegnet dieſer — ſo könnte ich den Leporello ſpielen. „Keine Ruh bei Tag und Nacht, nichts was mir Vergnügen macht, ſchmale Koſt und wenig Geld" — das paßte ſchon für meine Seele. Ich müßte Wache halten, wenn mein Herr bei der Donna weilt; ich müßte von fern auf der Lauer ſtehen, wenn er ein ſüßes Herz umflattert; ich müßte das Zuſehen haben und mir die trockene Lippe reiben, wenn er küßt, vor Aerger moraliſiren, wenn ſich ihm die Wonne des Lebens erſchließt, und wo ihn der Rauſch des Entzückens in eine dunkle duftige Wolke einhüllt, da müßt' ich in der Armuth meines eignen Weſens den Kritiker ſpielen. Wo er ſchwelgte, müßte ich die rauhe Kehle netzen, wo er in ungemeſſenem Jubel die Sterne vom Himmel reißt, müßte ich Philiſter meine Pulſe zählen, müßte addiren und ſubtrahiren und nüchterne Calcule machen, wo er glüht, bebt und trunken iſt. Das iſt der Fluch der Kritik, mein Herr, dieſer Aerger, der die Lippen zuſammenſchlägt und nichts zu beißen findet als Zahn auf Zahn. Das iſt der Standpunkt des Kritikers zum Dichter, mein Herr; er härmt ſich blaß und krank, iſt ein ehrlicher Tölpel, ein dummer Teufel, er ſucht offene Stellen und Schwächen, und findet er Alles abgerundet, voll blühenden Lebens, voll ſtrotzender Fülle, ſo ſteht er und gafft ſich blöde und närriſch; ihn friert und fröſtelt, wenn ſich dem Dichter der Himmel zur Erde neigt. Er zehrt von den Broſamen, nagt vom Wegwurf, wo das Leben zu Tiſche ſitzt, Champagner trinkt und ſich an Faſanen gütlich thut. Er ſteht mit der Serviette in der Hand wie Leporello vor Don Juan's Mahl; er muß ihm die Teller ſäubern, er muß ſervieren, er haſcht nach dem Knöchelchen, das abfällt, und ſchämt ſich doch des Raubes und ſagt: „Ein Katarrhchen von der Reiſe". Den Kritiker hungert und dürſtet, und doch will er allezeit ſatt ſcheinen. Die Kritik iſt ein ewiger Hunger und Durſt, und doch thut unſere, alle Formen des Lebens in Staat, Kirche und Geſellſchaft kritiſch zernagende Zeit ſo unendlich überſättigt. Die hungrigen Jakobiner und Sansculotten Deutſchlands thun ſo überſchwenglich feiſt, ſo übernatürlich voll, ſie thun, als könnten ſie gar nicht verderben.

Es thut mir leid, wahrhaft leid, aus obengeſagten Gründen, daß mir die Stelle von dem deutſchen, ärmlichen, kritiſirenden, ſchnupfenhaften, knochenbenagenden Leporello mit dem kurzen verſchabten Mäntelchen, mit der ewig-unſeligen Beſtimmung des unabwendbaren „Notte e giorno fatigar" ſo wohlgefällt! Ich muß ſie wirklich ganz hierher ſetzen, denn ſie iſt, mit Erlaubniß des „Phönix" und des „Literaturblattes", vortrefflich:

— Sie haben eine Waffe, die heißt Ironie: Ach du armer Schelm, Leporello, das bischen Ironie iſt dein wahres Unglück. (Ja wohl, mein lieber Doctor, und das iſt der wahre und charmante Humor davon. Erinnern Sie ſich, das ſagte der Mann im blauen Frack auch; der hatte einen herrlichen Takt für das Leporellomäntelchen jener lumpigen Ironie, die ſich ſelbſt ſo lange ohrfeigt, bis ihr die Wangen welken.) Wenn er blos moraliſiren und den Philiſter ſpielen wollte, käme er noch mit heiler Haut durchs Leben; aber der gute Burſche will ſeinen Herrn ironiſiren, und ſein Herr, der aus Princip Das iſt, was er iſt, im Bewußtſein und in der Idee ſeiner ſelbſt lebt und liebt und ſündigt, hat mehr Witz, als der Narr, der von ſeinen Brocken lebt, jemals mit der Stallaterne ſeines Kopfes zuſammenſucht. — — Was aber den Leporello als kritiſchen Ironiſten und ironiſchen Kritiker ſeines Herrn anbetrifft, warum folgt er ihm denn auf allen Bahnen? warum iſt er denn gebannt an ſeine Ferſen? Doch nur, weil er ſelbſt ein Stück von ihm, weil er ſelbſt eine Art von Don Juan auf dem Soccus iſt. Don Juan iſt das productive Leben, wie es lebt und ſündigt. In der Conſequenz ſeiner entfeſſelten Begier liegt der diaboliſche Beigeſchmack ſeines Weſens; er iſt die principienmäßige Genußſucht, der bewußte Leichtſinn des Lebens, der ſich die Nacht der Sünde in den Tag der Luſt verwandelt. Sein Kritiker weiß nicht recht, ſoll er moraliſiren oder ironiſch ſein; aber nachlaufen muß er ihm, das weiß er. Er kann nicht von ihm laſſen, er hat ſein Leben in ihm, an ihm,

nur feige Niederträchtigkeit hält ihn ab, mit ihm unterzugehen. Ich mag und kann dieſen Schuft nicht ſpielen, meine beſſere Natur ſträubt ſich. Sela.

Und ſo hätten wir denn in dem Mitgetheilten eine kleine Philoſophie des deutſchen Leporello, und mit dem Ausdruck Philoſophie wäre zugleich das Charakteriſtiſch-Eigenthümliche dieſer Mondſteinpapiere gefunden und Dasjenige, was ſie von andern gleichartigen Ergüſſen dieſer gegenwärtigen Tage unterſcheidet. Denn woran fehlt es eigentlich unſerer deutſchen geiſtreichen Schriftſtellerſchaft, die ſo vornehm thut und ſo unſäglich voll? Es fehlt ihr an dem eindringenden Ernſte des vernünftigen Denkens, und darum iſt ihre unſägliche Fülle nichts als eine unſägliche Leerheit. Es fehlt ihr an der Keuſchheit der Geſinnung, an jener Todesverachtung der Wiſſenſchaft, welche erkennt, daß man zuvor niederfahren müſſe zur Hölle, um am dritten Tage, am Oſterfeſt des Geiſtes wiederaufzuſtehen von den Todten. Es fehlt ihr an der Gedankenweihe des Heraklit, welche zuerſt vor allen Dingen den Weg nach unten ſetzt. Allerdings wohnt auf den Bergen die Freiheit, und es ſchwebt ſich ſchön auf Geiſtes- und Jugendfittigen über Thal und Hügel, Fluß und See, Sandwüſte und Blumenaue, über Stuttgart und Hamburg, über Leipzig und Berlin, über Buchhändlern und Leihbibliotheken, über den lockenden buntfarbigen Hemmniſſen des Lebens und Deutſchlands. Allerdings trinkt man noch lieber als Medoc und Burgunder die reine Luft des himmliſchen Aethers, die flüſſige Seligkeit des flüchtigſten Elements, den Hauch der Gottheit, der aus dem Empyräum weht. Aber um hinaufzukommen, geht der Weg durch das Mark der Erde, durch die Schachten der Welt, durch das Erzgebirg der Wiſſenſchaft, durch die Unterwelt der Erinnerung. Es reicht nicht hin, daß man ſich im Seeländerhabit, im leichten Sommercoſtum, mit wächſernen Flügeln an den dürren Schultern auf den Iſenſtein oder auf den Kreuzberg ſtellt, die Hände ausſtreckt, ſich mit den Fußſpitzen hebt und Vorwärts ruft. Alle Himmelfahrt iſt geiſtiger Natur, und man muß für die hochheiligſte Wonne des geiſtigen Lebens nicht in der Turnjacke, ſondern im hohempriеſterlichen Gewande erſcheinen. — Woran es unſerer Schriftſtellermiſère fehlt? Mit einem Wort: an der Liebe und an der Kraft zum Geiſte. Geiſt, Kraft, Liebe, welche Dreieinigkeit, die da mangelt!

Um aber zu ſehen, wie der Mondſteiner innerlich geſtaltet iſt, um zu wiſſen, ob ihm das objective Denken auch eine Schädelſtätte iſt, auf welche man nur das Todtenhaupt ſeiner Meinungen, Einfälle, Fratzen und verrückten Phantaſien pflanzt, darüber mag er uns ſelbſt belehren. Wir wollen ſehen, ob er auch ein Ahasverus iſt, der auf dem Golgatha weint, wo der Heiland ſtarb, und, zu ewigem Irrſaal verdammt, vergebens hofft, daß der Geiſt, den er verſchmäht, verläſtert und verflucht hat, ihn noch erlöſen ſoll;

Die Hegel'ſche Philoſophie — ſagt der Mondſteiner — gehört mit zu meinen geiſtigen Erlebniſſen. Sie bezeichnet in meinem Leben eine Revolutionsepoche, auf die für meinen innern Menſchen noch keine Reſtauration erfolgt iſt. Seitdem ich Hegel's Gedankenwelt in mir erlebt, bin ich nie wieder glücklich, nie wieder hell geworden in meiner tiefſten Seele. Es gibt ſchmerzhafte Wunden, deren klaffende Male zum Himmel aufſchreien und für die man doch keinen Balſam, keine heilende Salbe weiß. Ich war wie Einer, der offene Wunden und an vielen Stellen des Leibes ein penetrirendes Jucken hat. So war mir ſeitdem, ich kann mir nicht helfen, ich muß es ſagen. Mag die Welt hierüber lächeln, ich kann es ihr nicht wehren, ich bin ein armer Menſch im Irrenhauſe.

Ich war nicht mehr blutjung, aber doch noch ein jugendfriſcher Menſch, als ich in Berlin vor Hegel's Katheder zog, wo ich meine Revolution erleben ſollte, vor deren Mächten kein Entrinnen möglich war. Chriſtenthum und Poeſie hatte ich ſchon kennen gelernt, nicht blos durch Angewöhnung, vielmehr war beides in mir gewurzelt; ich glaubte in beidem den ernſten Halt und die Freuden des Lebens gefunden zu haben. In meinem Herzen hing ich mit theuern Menſchen zuſammen, in meinen Gedanken war ich ein gläubiger Chriſt. Mit dieſem Inhalt zog ich hin zu dem großen Denker. Ich ſtaunte, zitterte, erbebte, ich weinte, und die Thränen waren blutig. Ein ungeheurer Riß lief durch meinen innern Menſchen, kalte Novemberſchauer und glühende trockene Hitze wechſelten als Temperatur in meinem ganzen Weſen. Alle meine Laren wurden zertrümmert, Hauspoſtillen und Hausgötter zerſtört, das heilige Terzett von Glaube, Liebe, Hoffnung verſtummte, die Statuen meiner Muſen brachen in tauſend Scherben, und ich lief händeringend durch die öden Säle meines innern Hauſes, deſſen wankende Säulen und bebende Kuppeln über mein Haupt zuſammenzuſtürzen drohten. Und nicht blos meine kleine Welt wurde vernichtet. Dieſer Riß, den ein finſterer, ein grollender Gott der Tiefe mit Erdbebenſchlägen zu verurſachen ſchien, dieſe furchtbare Spalte lief unaufhaltſam durch alle Sphären des Lebens, durch alle empiriſchen Wiſſenſchaften, durch das hiſtoriſche Herkommen der Gelehrſamkeit, durch die Familienverhältniſſe, die Staatenformation, durch das All der weiten Natur bis in die fernſte Sternenwelt hin, auf der ich mir ein heiliges Leben göttlicher Seelen geträumt; alle Welten, die ſich das Herz des Menſchen erbaut, wurden zerſtört, und was der Verſtand geſchaffen, umgeſtürzt. — — Nie haben die Muſen mehr geweint als ſeitdem, nie die Herzen mehr geblutet, nie hat ſich die Empirie zu einem hartnäckigern Gegenkampfe gerüſtet, nie die Frömmigkeit ſich pietiſtiſcher in ſich vergraben, um ſich vor dem Umſturz des ganzen Lebens zu ſichern. Die alten Mächte ſind auch nicht todt, ſie halten die Hegel'ſche Philoſophie für eine Epiſode, ſie haben bereits ihre Reſtaurationsepoche angefangen. Man kann ſich jedoch in dieſer Reſtauration nicht eben ſehr ſatt reſtauriren.

Wie reich iſt das quellende ewigkeimende Leben an Einzelſchmerz und individuellem Jammer. Kleinlich und grämlich, unſcheinbar, inſektenhaft, ſpinnenſchwächlich und doch herzzerreißend, beſchleichen uns Sorge, Kummer, Elend, Qual und Seelentod. Tauſende von Menſchen werden geboren, leben ein langes Leben von achtzig und drüber, und kennen von allem Weh, das es im Himmel und auf Erden gibt, nur ihr eignes. Trauriges Loos, nur individuelle Schmerzen zu kennen, Philiſterbeſtimmung, nur über des Lebens, nur über ſeines Lebens Einzelheiten, Abgeriſſenheiten, nur über die Lumpen des menſchlichen Daſeins zu verzweifeln. Wohl Dem, der gewürdigt wird, ein großes, ein allgemeines Leid zu erdulden; wohl Dem, der gewürdigt und geſtärkt wird das größte Leid zu erdulden, welches die Welt hat, den Jammer des Denkens und die Höllenfahrt des Geiſtes. Heil Dem, dem ſo wohl wird, daß ihn die Gottheit zermalmt; denn Gott iſt der Geiſt, aber auch die Liebe iſt der Geiſt, und in dieſem

Einfalle die Gestalt, welche gewinnt, will die Kirche, welche aufrichtet, liegt die Wahrheit der Wirklichkeit. Ich bin die Auferstehung, und das Leben, wer an mich glaubet, der wird nimmermehr sterben. Und wir bitten Gott schon jetzt, wenn ihr all mit einem geistigen Händedruck von dem Wunschfeste Abschied.

F. Marlow.

Von der Freiheit der Wissens und dem Gewissenszwange bei den Menschen. Eine Untersuchung von Julius Hans Pestalozzi. Frankfurt a. M., Literatur-Anstalt. 36 Bl.

Die Untersuchung von der menschlichen Wissensfreiheit gehört unstreitig zu den wichtigsten und in gegenwärtiger Zeit zu den schwierigsten und verwickeltsten. Die Voraussetzung, die sie bedingen muß, ist nämlich, daß sie vorerst einmal über den Grundsatz selbst zu einer andern höhern Anerkennung zu gelangen suchen muß, bis sich die gleichgültigen Gegenstände von einem Hauptpunkt in der Gesinnungen entwickeln können. Hat sich nun das Recht der Wissensfreiheit selbst durch gute Grundsätze bewiesen? Wie wird diese Frage, die sich unvermeidlich von selbst aufdringt, beantwortet, wollen wir nicht gerade sagen, daß sich überhaupt die Frage und Antwortung von der menschlichen Wissensfreiheit von zwei ganz verschiedenen Ansichten und Anschauungsarten aus auffassen und behandeln läßt; nämlich einmal von dem rationalistischen Standpunkte und dann von dem positiv-christlichen. Da aber beider Gegensätze seiner Natur und seinem Inhalte nach die wirkende Kraft gegenseitig aufheben und vernichten, so ist wohl so viel, wenigstens so vorgegeben haben die Verschiedenheit und Vorgegebenheit von diesen beiden Gegensätzen, diesen Arten und Ansichten, nur eine und einfach hervorgehen, eben weil es nicht möglich ist, daß sich zwei einander direkte Gegensätze in einem Punkte vereinigen können, ohne sich gegenseitig zu vernichten. Wir können also nur eine Art und Weise, eine Ansicht und Anschauungsart, eine Methode und Behandlungsart der Wissensfreiheit annehmen, und diese ist unstreitig die rationalistische. Wir können also nur eine Gegenstand haben, über welchen sich die Wissensfreiheit bewegen und ihre Kraft entwickeln kann, und dieser ist unstreitig die positive Religion. Wir können also nur eine Grundlage haben, auf welcher sich die Wissensfreiheit bewegen und ihre Kraft entwickeln kann, und diese ist unstreitig die positive Religion. Wir können also nur eine Grundlage haben, auf welcher sich die Wissensfreiheit bewegen und ihre Kraft entwickeln kann, und diese ist unstreitig die positive Religion. Wir können also nur eine Grundlage haben, auf welcher sich die Wissensfreiheit bewegen und ihre Kraft entwickeln kann, und diese ist unstreitig die positive Religion.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 350. — 16. December 1835.

Portugals Klöster und Denkmale.

Es ist nicht lange her, daß ein französischer Gelehrter, Professor Mielle, den Prospectus einer religiösen und Literargeschichte der Ritter- und Mönchsorden bekannt machte, womit er sich seit längerer Zeit beschäftigt. So Vieles auch schon auf diesem Felde in Specialschriften wie in Sammelwerken geleistet worden, so läßt sich doch nicht leugnen, daß bei dem gegenwärtigen Standpunkte der historischen Kritik und den Ergebnissen, welche neuere Forschungen über das Mittelalter geliefert haben, dem Geschichtschreiber und Archäologen eine reiche Ernte und ein gutes Stück Arbeit übrig bleiben. Ebenso wenig wird irgend Einer an der Wichtigkeit einer geistreichen und gewissenhaften Erörterung dieses Gegenstandes für die politische und namentlich für die Culturgeschichte zweifeln wollen. Einfluß und Bedeutung jener Institute sind vorübergegangen, oder jetzt selbst da, wo sie sich noch bis auf unsere Tage erhielten, im Sinken und Verschwinden; aber von ihrer einstigen Wirksamkeit und Größe redet jedes Blatt der mittelalterlichen Annalen.

In einem Briefe, welchen der Vicomte von Santarem an Hrn. Mielle über sein Project gerichtet hat („Lettre à Mr. Mielle, officier de l'université de France, sur son projet de l'histoire réligieuse et littéraire des ordres monastiques et militaires; par le Vicomte de *Santarem*," Paris 1835), geht der Verf., welchen auch während seiner öffentlichen Laufbahn Staatsgeschäfte nicht den ernsten historischen Studien entfremdeten, nach einigen allgemeinen Bemerkungen über den Umfang und die Wichtigkeit des Gegenstandes auf Dasjenige über, was in Bezug auf Portugal in dieser Rücksicht zu erörtern ist, und was dieses Land an Denkmalen wie an Hülfsmitteln und aufgehäuften, großentheils ungekannten und unbenutzten Schätzen bietet. Einige Notizen darüber dürften wol vielseitiges Interesse in Anspruch nehmen.

Ich weiß aus Erfahrung — sagt der Vicomte —, daß viele historische Denkmale Portugals ohne die Mönchsorden nicht mehr bestehen würden. Die kostbarsten Urkunden, welche wir vor dem 14. Jahrhundert besitzen, wären vor der Anlegung der allgemeinen Archive des Reiches verloren gegangen, hätten sie nicht in den Klöstern eine Stätte gefunden. Man braucht nur den Bericht von Joao Pedro Ribeiro über den Zustand der Archive der verschiedenen Municipalitäten Portugals mit den Katalogen einiger Archive der alten Abteien des Landes zu vergleichen, um meine Ansicht zu theilen, daß nur in letztern die werthvollsten Monumente enthalten waren. Ich selbst habe für meine historischen und diplomatischen Forschungen die wichtigsten Urkunden in einigen dieser reichen Sammlungen gefunden. (Hr. von Santarem gab u. A. eine Uebersicht der diplomatischen und politischen Verhältnisse Portugals zu den verschiedenen Staaten der Welt heraus.) In der Bibliothek des Klosters San Vincente de Fora (Lissabons Patriarchalkirche) fand ich das Original einer Chronik des 12. Jahrhunderts über Lissabons Einahme durch die Christen. Freilich ist sie sehr mangelhaft und in der Art des Mauren Rhazis. In derselben zahlreichen Handschriftensammlung, in den Archiven sowol als in der Bibliothek, waren sehr merkwürdige Documente vorhanden. Ueberdies sah man dort eine Menge seltener Ausgaben, viele Bibeln und Polyglotten, Ausgaben des 15. Jahrhunderts und alte portugiesische Drucke, und eine besonders wichtige Manuscriptensammlung in 26 Folianten, welche die Correspondenz der portugiesischen Gesandten an fremden Höfen von Johann III. bis zu Johann V. enthält, sowie gleichfalls eine Uebersicht der Geschichte Europas bis zum utrechter Frieden mit einer Menge von Originalurkunden.

Im gothischen Kloster Bellem, welches König Emanuel als ein religiöses und historisches Denkmal zur Verewigung des Andenkens an die erstaunenswerthen Entdeckungen des portugiesischen Volkes errichtete, wurde die prachtvolle handschriftliche Bibel aufbewahrt, welche Papst Julius II. dem Könige, welcher ihm das erste Gold Indiens zugesandt, zum Geschenke machte und deren Miniaturen von großem Kunstwerthe sind. In den Klöstern Jesus, San Francisco, das Necessidades waren auch kostbare und seltene Manuscripte und Bücher vorhanden. In dem berühmten Kloster von Alcobaça in Estremadura gab es eine Sammlung von mehr denn 5000 Handschriften, worunter einige Autographa von Sanct Isidor von Sevilla.

Zu Coimbra, im Kloster Santacruz, sieht man das gothische Mausoleum Alfons I., Königs von Portugal. Man fand dort auch, neben der reichen Bibliothek, äußerst seltene Manuscripte, worunter einige dem 11. Jahrhundert angehören. In Santa Rita, in Sanct Benedict sah man viele zur orientalischen Literatur gehörende Werke, ebenso in den Collegien von Graça und S. Pietro, und in jenen der geistlichen Ritterorden von Avis, Christus und S. Jago, sowie in dem von S. Geronimo, wo ich mich entsinne, ein Exemplar des seltenen Homer von Nerlius vom Jahr 1488 gesehen zu haben.

Diese Sammlungen, wie jene der Klöster von S. Franciscus, S. Antonius, der Carmeliter und Congregados zu Oporto, und die der Abteien von Tibiaens, S. Tyrso und Villar dos Frades bei Braga, boten unermeßliche Schätze für Geschichte und Literatur dar. Die Aufzählung aller dieser würde zu weit führen; es genüge zu sagen, daß die Bibliotheken der achtzehn Abteien und Klöster, deren Erwähnung geschehen, neben den Manuscripten 349,000 gedruckte Bände enthielten, und daß die Zahl der nicht benannten Klöster sich, gemäß der Angabe

J. B. de Castro's in seiner „Mapa de Portugal", auf 880 beläuft. Einige derselben bewahrten auch Sammlungen von Denkmünzen aus der römischen, gothischen und arabischen Epoche, die von großem Interesse waren. Um sich zu überzeugen, welche Hülfsmittel die Klöster der Nationalgeschichte geboten, braucht man nur des gelehrten und fleißigen Barboza Machado „Bibliotheca Lusitana" (mit den Citaten der Werke von mehr als 7000 portugiesischen Schriftstellern, sowie Brito's „Theatrum Lusitaniae litteratum, sive Bibliotheca scriptorum omnium Lusitanorum", in der königl. Bibliothek zu Paris handschriftlich vorhanden, anzusehen.

Was nun endlich die Kunstgeschichte betrifft, welche Hülfsquellen fand sie nicht in den berühmten gothischen Monumenten zu Bellem, Alcobaça und Batalha! Ohne vom historischen Theil der Denkmale zu reden, möge hier angeführt werden, daß man in dem ersten die Bildsäule des siegreichen Prinzen Heinrich sah, welcher, nachdem er die Belagerung von Ceuta aufgehoben, den Portugiesen den Hang zu Entdeckungen einflößte und zu Sagres jene bekannte Schule für Seefahrer, die erste dieser Art in Europa, stiftete, wo Christoph Colombo seine Kenntnisse vervollkommnete. Man erblickte dort den geschichtlichen Altar, an welchem König Emanuel den Händen Vasco da Gama's die königl. Fahne vertraute, vor welcher mehr denn Einer von Asiens mächtigen Monarchen sich beugte. Im zweiten derselben bewunderte man, neben dem prachtvollen Gebäude selbst, das Mausoleum der schönen und unglücklichen Janez de Castro und Peter I., deren tragische Geschichte dem Virgil Portugals den Stoff zu einer der interessantesten Episoden seiner erhabenen Epopöe lieferte. Man konnte in den Gängen dieser ehrwürdigen Abtei keinen Schritt thun, ohne auf Trophäen der denkwürdigen Schlacht von Aljubarota (1385) zu stoßen, welche auf König Johann's Haupte die Krone und damit die Freiheit und Unabhängigkeit der Nation befestigte. Nahte man Batalha, so konnte man das Gefühl der Bewunderung dieses Prachtbaues, welchen Murphy so treu dargestellt, nicht zurückdrängen. Dort findet die Geschichte der Monumente das Pantheon des Siegers von Ceuta und des Befreiers des Reiches und andere Mausoleen, die ebenso viele Denkmale sind, welche das lusitanische Volk erinnern an die Entdeckung der Inseln Madeira und Portosanto, der Canarien und Açoren, die Eroberung Tanziers, Alcacers und Arzilas, die Besitznahme eines Theiles Afrikas und des Cabo Verde, die Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung und so manche glänzende Thaten und Erwerbungen der kriegerischen und seefahrenden Nation.

Die Erwähnung der letztgenannten berühmten Klöster gibt dem Ref. Gelegenheit, von einem Ausfluge zu reden, welchen der Engländer Beckford im Jahr 1794 in Begleitung zweier vornehmen Portugiesen dahin unternahm, dessen Erinnerungen er aber erst im Verlauf des letzten Jahres bekanntgemacht hat. Hr. Beckford ist den Kunstfreunden namentlich als Besitzer des wundervollen Gemäldes von Rafael: die heilige Katharine, welches Desnoyers schön gestochen, bekannt; als Schriftsteller hat er sich in frühern Zeiten durch seine morgenländische Erzählung „Vathek" Ruf erworben. Hr. Spiker, der geschmackvolle Uebersetzer seiner neuesten Schrift,*) theilt in der Vorrede dankenswerthe Details über des Verf. Leben mit, wozu Ref. noch hinzusetzt, daß „Vathek" ursprünglich französisch geschrieben wurde, und von den satirischen Denkwürdigkeiten außerordentlicher Maler vor nicht langer Zeit eine neue Auflage zu London erschien. Beckford lebte in Portugal viele Jahre und kam mit dem Hofe und den höchsten Ständen in vielfältige Berührung; nach den Revolutionen aller Art, welche seitdem in diesem unglücklichen Lande alles Bestehende umgewälzt, alle Verhältnisse verändert haben, liest sich seine lebendige Schilderung der Tage des ancien régime und des Volkslebens mit Interesse. Der Großprior von Aviz und der Prior von S. Vincente waren die Gefährten, welche auf Veranstaltung Johann VI., damaligen Prinz-Regenten, mit unserm Verf. jenes „Wagstück" einer Tour nach den Klöstern unternahmen; die komische Unbeholfenheit dieser Reise-unlustigen und ungewohnten, mancherlei Vorfälle und Ereignisse geben neben den Schilderungen des Landes und der Orte Stoff zu einem belebten Gemälde. Wir müssen uns damit begnügen, ein paar Skizzen der Localität zu entlehnen.

Durch die endlosen Corridore Alcobaças eilend, blickte ich in eine dunkle Halle, die mit vergoldeten Zieraten überladen war und von Königsbildern starrte, und in ein anderes unermeßliches Gemach, mit weißen Wänden, die mit Bildern in schwarzlackirten Rahmen, scheußlich unharmonisch, behängt waren. Aus diesem Gemache wanderte ich nun mehre Treppen hinunter zu einem Kreuzgange aus der ältesten normännischen Bauzeit; in dessen Mitte ein Springbrunnen von ganz alterthümlicher Form stand, der einen reichen Strom klaren Wassers in ein Marmorbecken ergoß. Ueber diese unbehülfliche Masse von Bildhauerarbeit zwängten und drängten sich mehre Orangenbäume, die ganz knorrig und knotig, nichtsdestoweniger aber mit Früchten und Blüten bedeckt waren, mit grotesken und phantastischen Zweigen, grade so, wie ein Japaner sie schön finden und auf seinen Kästchen und Schränken abbilden würde. Sie müssen ein sehr ehrwürdiges Alter haben, denn die Traditionen des Klosters besagen, daß sie die ersten gewesen seien, die aus China nach Portugal gekommen wären. An den feuchten, fleckigen und bemoosten Mauern bemerkte ich eine große Menge von Grabinschriften (einige beinahe verwischt) zum Andenken der Ritter, welche in der Schlacht von Aljubarota umgekommen waren. Einige Handschriften aus dem 14. Jahrhundert, welche, wie man mir sagte, traditionelle Nachrichten über Peter den Gerechten und Peter den Grausamen enthielten, wünschte ich sehr zu sehen; aber man konnte oder wollte sie nicht finden, und statt daß man mir erlaubt hätte, diese interessante Untersuchung selbst anzustellen, führte man uns in eine prunkvolle, glänzende Sacristei, welche Versailles an die Seite gesetzt zu werden verdiente, die mit Vorhängen von vergoldeter Bronze verziert war, welche über die Panneele von Jaspis und Porphyr weghingen; und Stolen und Gewänder, von denen einige fast so alt waren, daß sie aus der Regierung des Alfonso Henriquez herstammten, andre aber in Rom mit Gold und Perlen, keineswegs in barbarischem Geschmack gestickt waren, wurden uns in endloser Reihenfolge vorgezeigt. Einer der Küster brachte aus einem kunstreich verzierten Schrank von Bernstein dieselben Leuchter von Bergkrystall und ein Kreuz aus demselben Gestein, mit den zartgefärbtesten Saphiren besetzt, zum Vorschein, welche der siegreiche König Johann I. aus der tragbaren Kapelle des Königs von Castilien nach dem harterkämpften Siege bei Aljubarota genommen, und mehre goldene Reliquienkästchen, so zart getrieben und ciselirt, wie ich sie kaum in St.-Denis gesehen; namentlich fiel mir eins, welches das Modell einer Kathedrale, im Style der Sainte chapelle in Paris darstellte, als vorzüglich bewunderungswerth auf.

Dies Kloster, welches in jener Zeit weit über 24,000 Pfund Einkünfte hatte, wurde aber hinsichtlich der archi-

*) Erinnerungen von einem Ausfluge nach den Klöstern Alcobaça und Batalha. Von W. Beckford. Aus dem Englischen von S. H. Spiker. Berlin, Duncker und Humblot. 1835. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

tektonischen Schönheit durch das von Batalha übertroffen. Beckford's Schilderung desselben ist sehr lesenswerth.

Wir kamen — sagt er an einer Stelle — durch das Refectorium, ein einfaches, solides Gebäude mit einer durchbrochenen Brustwehr, im reinsten gothischen Geschmack und von der schönsten Arbeit, gingen sodann durch einen in Beete getheilten, hofartigen Garten, wo Orangenbäume wuchsen und einen Springbrunnen beschatteten, und kamen endlich durch ein mit Bildhauerarbeit verziertes Thor auf einen unregelmäßigen, freien Platz vor der westlichen Façade der großen Kirche, die in der That großartig genug ist; denn das Portal ist volle 50 Fuß hoch, und darüber ein Fenster von durchbrochenem Marmor von beinahe demselben gewaltigen Verhältniß, tief wie eine Höhle und mit Baldachinen und Bildwerken geschmückt. Sobald wir näher kamen, wurden die Flügel einer gewaltigen eichenen Thüre aufgethan, und wir traten nun in das Schiff, das mich durch die Gestalt seiner Bogen und Wölbungen an Winchester und durch seine Höhe an Amiens erinnerte. Die Wände sind einfacher, man sieht weniger Felder und weniger Unterbrechungen in der gewölbten Decke; aber die größte Mannichfaltigkeit der Farbentöne fehlte wenigstens zu dieser Zeit des Tages nicht. Kein Teppich, so reich er auch gewesen sein möchte, kein Gemälde, wenn auch noch so lebhaft an Farben, konnte diese Ueppigkeit der Tinten, diesen Glanz des goldenen und rubinfarbenen Lichtes erreichen, das aus der langen Reihe der mit Glasmalereien gefüllten Fenster herabstrahlte; es spielte nach allen Richtungen umher, auf dem Fußboden wie an der Decke, und warf über alle Gegenstände Tausende von glühenden, weichen Schattirungen, die wie der Widerschein von Blättern, welche der Wind hin und her bewegt, in ewiger, wellenförmiger Regung waren. Wir Alle erhielten unsern Theil von diesen prachtvollen Farbentönen — die weißen, mönchischen Gewänder meiner Führer sahen aus, als ob sie mit den glänzendsten Paradiesesblumen gestickt wären, und unser ganzer Zug bewegte sich, in himmlische Farben getaucht, vorwärts.

Vor Kurzem ist unter dem Titel: „Terra incognita", ein Buch über Ungarn erschienen; einem großen Theile des Innern Portugals ließe sich derselbe Name geben. Schriften wie obige und die „Skizzen" der Miß Pardoe, welche Dr. Bärmann verdeutscht hat, und Adrian Balbi's gewissenhaftes und verdienstliches Werk werden daher mit Dank aufgenommen werden müssen. 85.

Romanenliteratur.

1. Don Rodrigo, oder der geheimnißvolle Spanier. Eine Novelle von C. M. Jäger. Nürnberg, Renner und Schuster. 1835. 8. 1 Thlr.

Wenn eine Bereitergesellschaft schon lange an einem Orte spielte und ihre Vorstellungen wenig Zuschauer mehr herbeilocken, wird durch fremdes, pomphaft angekündigtes Costum die Neugier zu erregen gesucht, welchen Kunstgriff auch unser Verf. gebraucht, der seine Romanenfiguren als Spanier verkleidet, sie ohne Grund und Ursache nach Deutschland führt und höchstens das Ergebniß folgern läßt, daß mit diesen geheimnißvollen alten Herren, der koketten Dame, den Gefechten, Verstecken u. s. w., eigentlich nichts weiter herauskommt als das alte, abgedroschene dumme Zeug schlechter Romane.

2. Neueste Erzählungen von Karl Hanisch. Stuttgart, Weise. 1835. 8. 2 Thlr.

Anspruchslose Natürlichkeit gefällt immer, zumal wenn sie sich von Kotzebue'scher Burlhaftigkeit und deutscheinder tölpelhafter Biedermannigkeit frei zu halten weiß, wie es die angenehme Weise des Buchs ist, das in seinen 10 Nummern jede Gattung der Erzählung gibt, sentimentale, heitere, ernste, unbefangen scherzende; in dem „Eiland der Liebenden" findet sich sogar eine Robinsonade. Auf mittler Höhe sich erhaltend, droht ihnen kein Sturz, der die auf dem Gipfel Wandelnden nur zu oft in die Tiefe hinabzieht, von der sie sich nicht immer erheben können; man wird hier nicht mächtig hingerissen, aber auch nie unzufrieden, nie gelangweilt, und das will viel bedeuten.

3. Eugenie. Von Alexander Bronikowski. 3 Theile. Dresden, Arnold. 1835. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Eigentliche Kritik ist bei einem Autor, der den Lebenden nicht mehr angehört, erst dann an ihrem Platze, wenn er einem strebenden Geschlechte als leuchtendes Muster, als warnendes Beispiel vorschweben soll, das selbst aus den Verirrungen eines großartigen Geistes lernen kann. Hier, wo dies Alles nicht der Fall ist, genügt ein kurzer Abriß des Inhalts. Der eigentliche Stoff ist der Sturz des byzantinischen Kaiserthums, die Eroberung der Hauptstadt durch Sultan Mahommed, die Liebe des Siegers zu einer schönen christlichen Fürstin, die ihm bald durch den Tod entrissen wird, den sie im Roman auf eine mildere Weise erleidet als in der Geschichte. Aber diese Fürstin, bald Zoe Genia, bald Irene genannt, muß, ehe es zum Tode kommt, noch Manches erfahren und treiben, sie hat Gesichte, wird von ihrem Großvater Athanasios, einem Astrologen, Magiker, Religionsgrübler, Aufklärer und Versinsterer zugleich, zu einer Theosophin erzogen, ihr als Leiterinnen zwei Sklavinnen zugesellt, die an sich selbst Räthsel aufgeben. Die schwarze, Mele, scheint so ein Stück Teufel zu sein, die weiße, Leuke, ist schwer zu entziffern. Für eine englische Ausströmung ist sie zu ernst, zu streng, eher möchte man in ihr das Gewissen, das gute Princip, die christliche Religion, auf die Stoa gegründet, suchen. Der Großvater erliegt den Verführungen der Schwarzen, die Enkelin geht nur irdisch unter, zu welchem Begebniß es viele Vorbereitungen in endlosen philosophischen Gesprächen und Beschreibungen magischer Ceremonien gibt, die der Geduld der Leihbibliothekenleser eine schwere Prüfung auferlegen und auch Solchen, die nicht blos um die Zeit zu tödten, ein Buch in die Hand nehmen, den Wunsch auspressen, der Verf. möge sich kürzer gefaßt haben.

4. Gutenstein. Novelle von Emanuel Straube. Leipzig, Kollmann. 1835. 8. 1 Thlr.

Ein Freund mordet den andern, weil er dessen Verlobte liebt. Er wird nicht verdächtig, so verstört auch sein Wesen ist. Gewissensbisse rächen die Unthat, er stirbt, von ihnen gefoltert, nachdem er sein Verbrechen bekannt. Damit die Geschichte doch nicht allzu schnell endigt, wird nach Italien gereist, der Vesuv als Augenpunkt aufgestellt, Banditen und ein tückischer Marchese, der jene Verlobte mit Gewalt besitzen will, spielen ihre Rollen, eine Entführung wird versucht, was eine zweite Verlobung herbeiführt, zuletzt kommt in Deutschland eine Wasserflut hinzu, vielleicht um das etwas trockene Büchlein anzufeuchten. Dies Alles konnte der Geschichte unbeschadet wegfallen, aber wie wäre ohne das die mäßige Bogenzahl zu erschwingen?

5. Die Blume von Granada. Ein historisch-romantisches Gemälde aus dem 15. Jahrhunderte, von Moritz Reichenbach. 2 Theile. Leipzig, Kollmann. 1835. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Der Fall von Granada unter dem jähzornigen, feigen König Boabdil gibt auch hier den Stoff zu einem Gemälde, dessen lieblichste Figur die jüngere Tochter des von seinem Sohne vertriebenen Königs Mulei ist, welche reizende Blume am Schluß Christin und die Gemahlin des ritterlichen Castilianers Gonsalvo wird. Die Scenerie jener blühenden Gegenden, die Sitten, die Herrlichkeit Granadas unter den maurischen Königen sind so oft, so genau beschrieben, daß es nur leichte Mühe war, das Passendste auszuwählen und dem Gemälde einzuverleiben.

6. Der goldene Becher, oder der Altar zu St.-Lorenz. Eine Erzählung aus Nürnbergs Vorzeit. Von G. Ball. 3 Theile. Nürnberg, Renner und Schuster. 1835. 8. 4 Thlr.

Auch hier bilden Oertlichkeit, Beschreibungen von Festlich-

leiten, den Gebräuchen der alten Reichsstadt lange vor der Reformation, zusammt geschichtlichen Ereignissen einen wesentlichen Theil der Erzählung, ja, eigentlich den besten, denn die Schilderung des Mummenschanzes, des Johannisfestes ist viel ergötzlicher zu lesen als die Greuel der Geschichte und Vorgeschichte, deren Träger eine im Mittelalter so häufige Judenverfolgung und die Grausamkeit eines Herrn von Imhof sind, der einen unschuldigen Diener des Diebstahls zieh und ihn hinrichten ließ. An diesen Faden reihen sich Nothzucht, Mord, Brand, kurz Grausen jeglicher Art, auch einige Langeweile, die, zäher Natur, von keinem Lärm und Graus sich scheuchen läßt. 53.

Nachricht vom Leben und Charakter des Thomas Batemann, weiland Doctors der Medicin, Mitglieds der Linné'schen Gesellschaft, Arztes am Public dispensary und Fever institution zu London. Ein Lesebuch für Geistliche, Aerzte und Laien. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen erläuternden Anmerkungen versehen von Karl Adolf Moritz Bresler. Berlin, Oehmigke. 1834. 8. 16 Gr.

Das gewerbliche und literarische Gebiet der Deutschen erweitert seine Grenzen in jedem Jahre durch so große eigene Productionen, daß es der fremden entbehren zu können scheint, wenn sie nicht die einheimischen an innerem Gehalt, Kraft und Würde, äußerlich an typographischer Ausstattung und Gestaltung übertreffen. Die Literatur der deutschen Biographie leidet keinen Mangel und hat einen so großen Umfang gewonnen, daß sie Muster für alle Stände und Berufsarten, Lebensalter und Kenntnißstufen in großer Fülle darbietet und eines fremden Zuwachses nicht bedarf, er müsse denn etwas ganz Außerordentliches, einen Heroen in Gelehrsamkeit jeglicher Art, ein Wunder in Lebensschicksalen, einen Kraftmann zur Bewunderung der Festigkeit und Ausdauer aufstellen.

Warum Ref. grade mit diesen Aeußerungen die Anzeige einer aus dem Englischen übersetzten Biographie beginnt, wird sein über dieselbe zu fällendes Urtheil rechtfertigen. Ref. gehört einer Classe von Lesern an, der zu gut sie geschrieben und ins Deutsche übersetzt ist, und er meint, ohne Arzt zu sein, ein Wort über sie sprechen zu können. Ob dem Arzt reicherer Gewinn aus der Lecture werde als ihm, wird ihn nicht kümmern.

Wir achten den Todten, der im Kreise seiner Freunde lebend ein Muster treuer Liebe, in seinen amtlichen Verhältnissen ein gewandter, erfahrner, verträglicher Rathgeber und Helfer war, und gönnen ihm ein Andenken in Segen.

In Hrn. Batemann kommt uns eine Erscheinung entgegen, wie sie oft schon auf der Bühne des Lebens gesehen ward. Dr. Thomas Batemann, geboren zu Whitby in Yorkshire am 29. April 1778, gestorben daselbst am 9. April 1821, Sohn eines Arztes, ausgestattet mit Anlagen zum Arzt, reifte schnell und früh zum Helfer der Leidenden, ward seinen Zeitgenossen Muster und stieg zu Ehren und Würden. Er genoß die Achtung und Liebe Aller, die ihn kannten, verstieß nie gegen den Anstand, lebte sorgenfrei sich und der Welt. Wie Viele seines Standes, huldigte er dem Materialismus, und seine Religion that sich mehr in äußerer Rechtlichkeit als in frommem, gottgläubigem Sinne kund. Mehre Jahre vor seinem Tode fühlte er schneller, als er sonst an Andern bemerkt hatte, seine Körperkräfte abnehmen, sein Auge erblödete. Er zog sich aus seinen bisherigen Geschäftskreisen nach und nach zurück und lebte auf dem Lande in der Stille. Dem thätigen, hochgeehrten Manne trat die Herrlichkeit der Welt in einem andern Lichte vor das Auge des Geistes als früher. Alles, Alles eitel. Ihm war nichts geblieben als die Erinnerung an die entschwundene Zeit. Er fühlt beim Blick in die Zukunft eine Leere. Er sehnt sich nach Ersatz für das Verlorene, nach Bleibendem. Ein Freund seines Lebens, ein Begleiter in die Einsamkeit leitete ihn zur Bibel. Sie ward ihm lieb. Ihr Einfluß auf seine Gemüthsruhe war sichtbar und er starb mit dem Bilde des Heilandes im Herzen, mit Jesu Worten im Munde.

Hätte der Uebersetzer den Kern von der englischen Schale befreit und ihn zum Genuß seinen Landsleuten geboten, einfach erzählt, psychologisch Eins nach und aus dem Andern entwickelt, hier Warnung, dort Rath für seine Standesgenossen eingeflochten, so hätten ihm seine Freunde für die Gabe gedankt. Er scheint aber das Original worttreu übersetzt zu haben, das Lebensereignisse, Reflexionen, Entwickelungen Alles untereinander wirft, und kann auf diese Weise unmöglich seine Mühe beachtet sehen. Es will uns vorkommen, als wollte Herr Bresler zeigen, wie aus einem Manne von Welt und Ton ein Frömmler wird, der von der Gnade ergriffen stirbt.

Wir schließen und bezeugen der Wahrheit treu, daß die Uebersetzung Niemand vermißt hätte. 118.

Notiz.

Der „Mirror" theilt folgende Bemerkungen in Rücksicht der bedeutendsten Sommer-Wärmegrade mit, welche man in verschiedenen Jahren beobachtete. Im J. 763 war die Wärme so groß, daß die Quellen vertrockneten, und im J. 860 so stark, daß in der Gegend bei Worms die Schnitter bei ihrer Arbeit auf dem Felde umkamen. Im J. 993 und 994 war der Sommer so heiß, daß das Getreide und die Früchte fast ganz versengten. Im J. 1000 herrschte in Deutschland eine solche Hitze und Trockenheit, daß das Wasser in den Teichen eintrocknete und die auf dem Trockenen zurückgebliebenen Fische, in Fäulniß übergehend, eine Pest veranlaßten. Im J. 1022 kamen viele Menschen und Thiere vor Hitze ums Leben. Im J. 1130 spaltete sich die Erde vor Trockenheit an mehren Orten; Quellen und Flüsse verschwanden und sogar der Rhein vertrocknete im Elsaß. Auch das J. 1171 war in Deutschland außerordentlich heiß. Im J. 1232 soll besonders in Deutschland die Hitze so außerordentlich gewesen sein, daß die Eier im Sande kochten. Im Jahr 1260 kamen in der Schlacht von Bela, welche grade in die heißesten Tage fiel, mehre ungarische Soldaten vor Hitze um. In den beiden außerordentlich heißen Jahren 1276 und 1277 war die Trockenheit so groß, daß es fast überall am Futter für das Vieh gebrach. Die Wärme während der Jahre 1293, 1294, 1303 und 1304 war außerordentlich. Der Rhein und die Donau trockneten aus. Im J. 1333 versengte das Getreide auf dem Felde und die Weinstöcke. Auch die Sommer von 1393 und 1394 waren außerordentlich dürr. Während der J. 1473 und 1474 schien die ganze Erde im Innern ein einziger Feuerbrand zu sein. Sogar in Ungarn konnte man an vielen Orten die Donau durchwaten. Auch in den vier aufeinander folgenden J. von 1538 bis 1541 vertrockneten mehre Flüsse. Im J. 1556 verschwanden wieder viele Quellen. In England stiegen die Getreidepreise von 8 Schilling bis zu 53 Schilling für das Viertel. Das J. 1652 war außerordentlich heiß. In Schottland weiß man sich keiner größern Trockenheit zu erinnern; übrigens fand in demselben Jahr, am 24. März, eine totale Sonnenfinsterniß statt. Der Sommer von 1679 war sehr heiß, desgleichen die Anfangsjahre des 18. Jahrhunderts. Im J. 1718 herrschte durch ganz Europa eine furchtbare Hitze, in Paris war sie so groß, daß man alle Theater schloß. Während neun ganzer Monate fiel nur einigemal Regen. Quellen und Ströme versiegten. Das Getreide und die Futterkräuter verbrannten auf dem Stengel. An einigen Orten blühten die Obstbäume zwei und dreimal. Die Sommer von 1723, 1724, 1745, 1748, 1760, 1761, 1763, 1774, 1778 und 1779 waren sehr heiß. Eines der heißesten war auch das J. 1811, gleich berühmt durch seinen Wein, wie durch seinen schönen Kometen. 130.

Hierzu Beilage Nr. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 12. 16. December 1835.

Geschichte der Regierung Ferdinand I. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. von Bucholtz. Fünfter Band. Wien, Schaumburg. Gr. 8. 2 Thlr.

Ref. hat bei der Anzeige des vierten Bandes *) sich vorbehalten, über diesen nächsten Band, welcher des interessanten Stoffes mehr als der vorige enthalten müsse, etwas weitläufiger zu berichten. Am liebsten freilich verwiese er seine Leser auf das Werk selbst, welches sich immer gewaltiger reckt und dehnt, unbekümmert, wie Vielen es durch diese extensiven Bewegungen durch den Sinn oder durch den Geldbeutel fährt. Aber 8—10 solche massive Bände, zu denen der Verf. seinen Stoff sehr ungezwungen ausspinnen wird, da ja die ganze Zeit Karl V. mit scheinbarer Nothwendigkeit in allen ihren so reichen Beziehungen miteingeschmolzen wird, geben doch auch den tröstlichen Anblick, daß zwischen den ephemeren Producten unserer Zweigroschenliteratur auch noch gewichtige und nachhaltige Thalerwerke, unter den Zwergen auch Riesen, unter dem Vogeldunst und anderm Schrot auch Kanonenkugeln mitvorkommen können.

Wir übergehen dabei Manches, was den eigentlichen Historiker, der ebenso gut weiß, wo man, nach dem bekannten Sprüchwort, Most holt, und wo man keinen bekommt, sehr anziehen würde, wie z. B. die schwierige Entwickelung der ungarischen Verhältnisse von 1536—46 (S. 100—222), um unsern wenigen Raum patriotisch für Deutschland zusammenzuhalten. Die Religionskriege, die auch noch der nächste Band behandeln wird, sind von Hrn. v. B. mit Recht Principienkriege genannt, von denen er meint, daß sie „vernünftigerweise (der Verf. gibt also zu, daß der Krieg vernünftig sei?) nie auf eine totale Unterdrückung oder Vernichtung des einen Theils gerichtet werden mögen, sondern nur auf die Behauptung oder Erkämpfung fester Grenzmarken oder Bollwerke, bei deren Bestimmung nicht ein willkürliches Zu- und Absprechen, nicht das Suchen eines leeren und nichtigen Mittels, wol aber eine nach Thatsachen ermäßigte Anwendung des Princips zu Grunde gelegt werden sollte". Zugleich werden diese Kriege als innig mit der damaligen Legalität und Verfassungsmäßigkeit verflochten betrachtet, und im Vorbeigehen wird die Frage berührt: ob und in welcher Weise das Schwert und äußere Gesetzgebung überhaupt geeignet oder nicht geeignet sei, dem Glauben zu dienen; aber auch eingestanden, daß das Gefühl der innern Freiheit und Freiwilligkeit, welche einen der tiefsten Charakterzüge des Christenthums ausmachen, durch Anwendung von äußerer Gewalt, um den Glauben auszubreiten oder zu erhalten, schon an sich selbst widrig berührt werde, da der Geist der Liebe und des Wohlwollens vielmehr antreibe, überall, wo nicht frevelnder Wille sich kundgibt, in den Verhältnissen des Lebens sich auch mit dem theilweise Getrennten durch alle jene erhebenden und sittlichen Wahrheiten verbunden zu fühlen, welche gemeinsam anerkannt werden.

Der erste Abschnitt (1—95) behandelt das Friedensprovisorium im Reich bis nach Eröffnung des trienter Concils. Die Auszüge aus Luther's bekannter Schrift „Wider das Papstthum zu Rom vom Teufel gestiftet", selbst mit Schilderung des Titelbildes, wo Paul III. mit Eselsohren, vom Teufel umschwärmt, in die Hölle hinabgelassen wird, werden durch eine Entschuldigung wegen möglicher Verletzung achtungswerther Gefühle eingeleitet, aber es wird auch sehr richtig bemerkt, daß die Geschichte die Begebenheiten unumwunden charakterisiren müsse. Mancher Süddeutsche wird freilich große Augen machen, wenn er zum ersten Male folgende Stelle Luther's liest: „Lieber Gott, wie gar ein überaus unverschämt Lügenmaul ist der Papst, er redet grade, als wäre kein Mensch auf Erden, der da wüßte, daß die vier Hauptconcilia und viel andere mehr ohne die römische Kirche gehalten sind; sondern denkt also, wie ich ein grober Esel bin und die Bücher nicht lese, so ist auch in der Welt Niemand, der sie liest, sondern wenn ich mein Eselgeschrei Chika, Chika lasse erschallen, so müssen sie es Alles für Artikel des Glaubens halten, wo nicht, so wird St.-Peter und Paul, auch Gott selbs mit Inen zürnen. Denn Gott ist nirgend mehr Gott, on allein der Esel Gott zu Rom, da die großen groben Esel (Papst und Cardinal) reiten auf bessern Eselin, denn sie sind."

Nachdem der obenangeführte zweite Abschnitt die ungarischen Angelegenheiten behandelt, werden im dritten (223—306) die deutschen Städte in Verbindung mit der Kirchentrennung behandelt. Mit Recht wird bemerkt, daß die Mehrfachheit der Religionsmeinungen sich darum leichter in den Städten ausbildete und rechtlich geordnet neben einander hinstellte, weil hier alle öffentlichen Angelegenheiten die Sache Vieler waren. Besonders sind es die schweizer Städte, mit welchen sich der Verf. beschäftigt, und der erste in der Schweiz geführte Religionskrieg, welcher mit dem Treffen von Cappel endete. Unter den deutschen Städten berührt Hr. v. Bucholtz Strasburg, Ulm, Frankfurt, Hamburg, Bremen, Lübeck (über dessen Reformationsgeschichte ihm Barthold's „Jürgen Wullenweber" von Lübeck in v. Raumer's „Historischem Taschenbuche" [sechster Jahrg. 1835] noch nicht bekannt sein konnte), Stralsund, Münster und Hanover. Von einigen andern war allerdings schon in frühern Theilen die Rede. Ein tieferes Eingehen in die Folgen der Reformation für städtische Verfassung, Verwaltung, Sitten und Sittlichkeit (in vielen Städten verschwanden z. B. mit der Reformation die öffentlichen Bordelle oder Frauenhäuser), selbst für Schul- und Gewerbewesen scheint nicht in dem Plane des Verf. gelegen zu haben; ist auch, wenn man von einigen allgemeinen Wahrnehmungen sich entfernt, eine schwierige Aufgabe, wie Ref. aus Erfahrung weiß.

Der vierte, größte Abschnitt (307—464) handelt von der gesteigerten Fürstenparteiung im Reiche, auf dem Grunde der Religionstrennung. Hier haben wir es also mit dem schmalkaldischen Bunde und dem katholischen Gegenbunde, mit der Reformation des Albertinischen Sachsens (wobei Seckendorf vorzugsweise benutzt erscheint, daher auch der gewöhnlich geleugnete Umstand hier richtig steht, daß der junge Moritz wirklich im schmalkaldischen Bunde gewesen und nur mit seinem Regierungsantritte herausgetreten war), mit den braunschweigischen Händeln, der zweideutigen Stellung Baierns, der neuenburgischen Sache, den pfälzischen und kölnischen Reformationsangelegenheiten zu thun. Das ganze Hauptstück schließt mit jenem fanatischen Brudermord des Spaniers Alfons Diaz an seinem der Reformation ergebenen Bruder Johannes zu Neuburg an der Donau 1547.

Der fünfte Abschnitt (S. 465—567) enthält nun den Ausbruch des Religionskriegs und die Unterwerfung der schwäbischen und rheinischen Stände, sodaß also der schmalkaldische Krieg gleichsam in der Mitte abgebrochen wird. Es ist bekannt, daß Luthern den Jammer, einen Krieg über seine Lehre zu erleben, von der Vorsehung erspart wurde. Die Art, wie der Verf. seines Todes gedenkt, gereicht Beiden zur Ehre. Es ist rein historisches Aufzählen der Thatsache, ohne scharfe Seitenbemerkungen oder arge Ausfälle, worin sich so Manche gefallen. Nur die Bemerkung des Chyträus bringt der Verf. noch bei, daß L. am Tage der Concordia und Constantia gestorben sei und Eintracht und Beständigkeit unter den Lehrern seines Bekenntnisses mithinweggeführt habe.

Absicht des Kaisers bei dem Kriege war nach dem Verf.

*) Vgl. Beil. Nr. 1 d. Bl. f. 1834. D. Red.

S. 486 „ohne Zweifel Aufhebung oder möglichste Beschränkung der Kirchenspaltung und somit zugleich der darauf begründeten Gegenmacht im Reiche". Mit Sepulveda nimmt also Hr. v. B. an, daß es nicht nach der Meinung Neuerer blos der politischen Partei des schmalkaldener Bundes, sondern dem Protestantismus selbst gegolten habe. Auch ein im Reichsarchive vorhandenes Gutachten bejaht die Frage, daß die Häupter der Protestanten als Häretiker und Schismatiker nach kanonischem, kaiserlichem, nach göttlichem und evangelischem Rechte mit den Waffen genöthigt werden könnten, „jedoch mit Berücksichtigung christlicher und gewohnter kaiserlichen Milde soviel als thunlich; die große Menge sei nach Möglichkeit zu verschonen, weil sie theils aus Unwissenheit in irrige Lehre falle, ja dahin gezogen oder auch wider Willen gezwungen werde". Wegen der Rechtmäßigkeit des Kriegs wird behauptet, daß die Wahlcapitulation mit ihren bindenden Vorschriften darauf gar keine Anwendung leide, daß die frühern Friedensdeclarationen nur bedingt und provisorisch gewesen wären. Bei der Darstellung des Kriegs, besonders der Schärtlin'schen Anklagen des Landgrafen, vermissen wir eine Würdigung der gegentheiligen Behauptungen Rommel's in seiner trefflichen „Geschichte Philipp's". Daß Karl wirklich an Unterdrückung des Protestantismus dachte, zeigt ein Brief an seinen Bruder Ferdinand v. 9. Jan. 1547 (S. 553), worin er die Frage aufstellt, ob er jetzt schon daran gehen solle („Si je debvray commencer ouvertement par l'affaire de la réligion, commandant à ung shacun particulièrement retourner de tout à l'ancienne"), oder ob er erst den Sieg gegen die Rebellen verfolge. Ferdinand ist für Ersteres, aber es müsse auf einem allgemeinen Reichstag geschehen, „da dieses der wahre, gewohnte, regelmäßige Weg sei, um Angelegenheiten von solcher Wichtigkeit zu entscheiden". Eine höhere Vereinigung in Sache der Religion könne nur durch ein Generalconcilium bewirkt werden. Doch solle sich der Kaiser vor Anfang des Reichstags mit einem oder mehren Rathschlägen für christliche Reformation versehen und sie dem Papst und besagtem Concilium mittheilen lassen. Des bekannten Fußfalls, den Ulrich von Würtemberg statt seiner sein abgerichtetes Pferd thun ließ, geschieht keine Erwähnung. Nach S. 562 wurde der podagrische Ulrich zu Ulm durch vier Diener in den Saal getragen, wo der Kaiser, selbst podagrisch, auf dem Throne saß und der würtembergische Kanzler mit des Herzogs Räthen kniend die Abbitte sprachen und der Herzog die Verzeihung erhielt

Da dieses Capitel mit der Entfernung des protestantischen Erzbischofs Hermann von Köln endet, so sieht sich der Leser wegen Ausgangs des Kriegs und sonst noch wegen manches Andern auf den nächsten Band verwiesen. Am begierigsten wäre Referent auf die Entwickelung der Motive gewesen, welche den protestantischen Herzog Moritz von Sachsen zum Bunde mit dem Kaiser vermochten. Mehrmal wird auf Urkunden verwiesen, die wahrscheinlich einem folgenden oder einem besondern Bande vorbehalten bleiben, was indeß für den gelehrten Geschichtsfreund eine unbequeme Verweisung ist, ebenso wie die fast völlig fehlende genauere Citirung der benutzten Quellen.

Die große Beilage (S. 568 — 607) behandelt die Wiedertäufer. Nachdem schon im ersten Bande von dieser in geschichtlicher wie in psychologischer Hinsicht so merkwürdigen Sekte die Rede gewesen war, werden jetzt die einzeln vorkommenden Erscheinungen in der Schweiz und Deutschland angeführt, unter denen ein gewisser Hubmaier als ein Hauptanführer in Oesterreich, Mähren und Schlesien auftritt. Wenn man diese Menschen in der Regel mit der größten Begeisterung die schrecklichsten Strafen ertragen, sich selbst die Scheiterhaufen anzünden und dem qualvollsten Ende singend und jubelnd entgegengehen sieht, so fragt man mit Recht, was war es, was diesen zum Theil rohen Leuten diese Kraft gab? Die Hoffnung auf die nahe bevorstehende neue Manifestation Christi, die Ueberzeugung von der Wahrheit ihrer Lehre von der Verwerfung der Kindertaufe, der Ergänzung derselben durch die zweite des bewußten Menschen, die zugleich mit der Taufe der Widerwärtigkeiten identificirt wurde, worauf eine Zeit des ruhigen sündenlosen Friedens kommen werde. Am phantastischsten und endlich am schmutzigsten stellte sich die Idee in Münster selbst auf, deren Greuel und Ausgang mit einigen Nachklängen hier weitläufig geschildert werden. — Die Thatsachen hat der Verf. gut entwickelt; den nothwendigen innern Zusammenhang der Erscheinung mit ihrer Zeit selbst finden wir nicht nachgewiesen, und doch liegt dieser Zusammenhang sehr nahe. Zu allen Zeiten ist, wenn eine neue großartige Idee in das Leben trat, die Masse, welche nur das Aeußere derselben begreift oder ergreift, aus den Schranken getreten, hat das Gleichgewicht verloren und ist zu den Extremen umgeschlagen. So mit den Mönchen, Selbstpeinigern, Stylliten, manchen Märtyrern der ersten christlichen Jahrhunderte; so mit den Ausschweifungen, welche neben den Kreuzzügen hergegangen sind; so mit den Flagellanten und Geißlern, so endlich mit dem Bauernkriege, den Kirchenstürmereien, den Wiedertäufern und andern Abirrungen in den Zeiten der Reformation. Brauchten wir einen Namen für diese Erscheinungen, so müßten wir sie die demagogischen Umtriebe des 16. Jahrhunderts nennen, damit dem Kampfe um religiöse und kirchliche Freiheit und Gleichheit nicht dieselben Exantheme fehlen mögen, welche den Kampf um die bürgerliche und politische Freiheit 300 Jahre später bis auf unsere Tage begleitet haben. Sehen wir die Augustscenen, die Septembrisaden, die Noyaden der französischen Revolution, sehen wir die hambacher Feste, die frankfurter Aprilattentate, die geheimen deutschen Umgestaltungspläne und Verbrüderungen der jüngstverflossenen Tage an, so drängt sich wol die Bemerkung auf, daß der Boden, dem dies Alles entsprossen, noch derselbe ist, nur die Blüten und Früchte andere Farben tragen. 41.

Ueber das Cölibatgesetz des römisch-katholischen Klerus. Von Friedrich Wilhelm Carové. Zwei Abtheilungen. Frankfurt a. M., Brönner. 1832 — 33. Gr. 8. 5 Thlr. 9 Gr.

Dieses Werk beschäftigt sich mit einem für die Geschichte der römisch-katholischen Kirche hochwichtigen Gegenstande, welcher in neuerer Zeit vielfach verhandelt ist. Je mehr der Name des Verf. unter den katholischen Schriftstellern über kirchliche Institutionen eine rühmliche Stelle behauptet, um so mehr würde diese Anzeige zu spät kommen, wenn sie, als auf literarische Neuigkeiten Jagd machend, die gewöhnlichen Entschuldigungen der Verspätung zur Vorrede wählte. Im Gegentheile will Ref. annehmen, daß die Mehrzahl seiner Leser das vorliegende Werk wenigstens oberflächlich kennt; daß sie weiß, wie der Verf. dasselbe geordnet und welche reiche Spende für die Geschichte des römischen Kirchenthumes hier dargeboten wird. So braucht er kaum daran zu erinnern, daß die erste Abtheilung aus dem Italienischen übersetzte „unparteiische Betrachtungen über das Gesetz des geistlichen Cölibats und über das feierliche Keuschheitsgelübde, besonders den Räthen und Gesetzgebern der katholischen Staaten vorgestellt", enthält, denen Hr. C. Einleitung, Anmerkungen und ergänzende und berichtigende Zusätze beifügte; die zweite Abtheilung hingegen eine „vollständige Sammlung der Cölibatgesetze für die katholischen Weltgeistlichen von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten mit Anmerkungen" des Verf. gibt. Betrachtet man die hier zusammengesetzten Thatsachen nach dem hohen Standpunkte des Verf., wie er ihn in der allgemeinen Einleitung bezeichnet, so erscheint die katholische Kirche und das Papstthum in sich mehr getrennt, als die neueste Kirchengeschichte (das heißt die seit der Erscheinung des Carové'schen Werkes) vermuthen läßt. Die verhängnißvollen Angriffe auf das Papstthum sind auf Einzelnheiten gerichtet, auf Außenposten einer belagerten Festung, deren bedeckter Weg noch Vertheidigungsmittel genug darbietet, indeß die Gefahr des Breschescheißens noch durch Sandsäcke (politisch-diplomatische) abgewandt wird.

Die Reformation hatte schon große Vortheile über das Papstthum errungen, als sie in drei Punkten, welche zu den Außenwerken gehören, siegreich war; diese nicht einmal zu den wichtigern Dogmen gehörigen Punkte waren: Abstellung des Ablaßunfuges, der Genuß des Kelches für alle Christen und Abschaffung des Priestercölibates. Verfolgt man die zahllosen, oft von beiden Theilen redlich gemeinten Versuche der Kirchenvereinigung, so treten als schwierige Streitpunkte jene namhaft gemachten hervor, während im Allgemeinen gegen das Aeußere des Kirchenthumes, besonders bei der Feststellung der Priestergewalt, das Dogma eine untergeordnete Rolle spielt. Am leichtesten ließ die päpstliche Hierarchie den Kelch für Laien zu, obgleich das Polygon, welches den Stuhl des heiligen Petrus beschützen soll, so ebenmäßig construirt ist, daß gleich einem Spinnengewebe die Berührung selbst des äußersten Fadens bis zum Innersten Bewegung veranlaßt. Mit dem Ablasse und den Indulgenzen kamen, ohne den irdischen Ertrag zu veranschlagen, Gegenstände größerer Wichtigkeit für das Priesterthum in Conflict; aber der wichtigste Theil des Schismas, an welchem alle Vermittelungsversuche scheiterten, war das Verbot der Priesterehe, welches um so strenger bewacht werden mußte, da es weder in der Natur, noch in der Bibel begründet ist. Alle Priesterkünste müssen auch gegenwärtig aufgeboten werden, um eine kirchliche Institution, welche nur durch kirchliche Machtgebote hervorgerufen ist, aufrecht zu erhalten gegen dringende Angriffe des Zeitgeistes. Der einfachste, consequent verfolgt, nie ohne Einwirkung gebliebene Gang ist, den Zeitgeist schmähen, ihn alle möglichen Verbrechen und Laster schuldgeben, kurz das Ziel, welches zu treffen man beabsichtigt, recht schwarz malen. Dagegen gibt es nur Eine erfolgreiche Polemik, welcher nur der seiner Sache gewisse Kämpfer für Wahrheit, Tugend und Recht sich vertrauensvoll hingeben darf: er führt die verschiedenartigen Ansichten ohne sichtliche Parteinahme mit den Worten ihrer Verfechter auf und überläßt das Prüfen und Entscheiden dem Verstande jedes Urtheilsfähigen. Er weist kirchengeschichtlich nach, wie sich mit innerer Nothwendigkeit das allgemeine Gesetz der römisch-katholischen Kirche gestaltet hat, welches die höhern kirchlichen Weihen unabänderlich mit dem Cölibate verknüpft, welche Folgen hieraus hervorgingen, wie die Bemühungen zur Abschaffung des Cölibats bisher stufenweise an Extension und an Intensität zugenommen haben, wie aber das Gesetz in allen seinen Beziehungen so fest und tief in den Typus der katholischen Kirche verflochten ist, daß es nicht zurückgenommen werden darf, ohne derselben eine wesentliche Stütze zu rauben. Ueber das Kirchenthum sich erhebend, zeigt der Verf., daß die Schriften des Neuen Testamentes keine Mittheilungen enthalten, woraus geschlossen werden kann, Christus und seine nächsten Jünger wären mit dem fraglichen Kirchengesetze einverstanden gewesen, vielmehr beweist er dessen Unverträglichkeit mit der Natur des Menschen wie mit den Ideen von Gott, Religion, socialem Leben, Gesittung und Recht. Dann wendet er sich zur Weltgeschichte, welche nicht verkennen läßt, daß jenes Cölibatgesetz in demselben Maße mehr bestritten ist, als dessen verderbliche Folgen mehr ans Licht gekommen sind, als der heilige Geist der Schrift richtiger aufgefaßt und allgemeiner verstanden wird, und als endlich der Mensch dem Ideale der Menschheit, wie solches das Christenthum verwirklichen soll, näher tritt. Als nothwendige Folgerung dieser einleitenden Darlegungen steht dem Verf. fest, daß vom römisch-katholischen Standpunkte aus das Cölibatgesetz nicht aufgehoben werden kann, mithin nicht bestritten werden darf; daß vom Standpunkte des absoluten Rechtes diesem Gesetze wie jedem Versuche der Feststellung geistiger oder körperlicher Sklaverei alle Rechtsbeständigkeit gebricht; daß mithin jeder Staat, welcher als Gesetzgeber und als Rechtsverwalter Vernunftmäßigkeit hegen soll, Jeden in der Ausübung der Verehlichungsrechte schützen und dahin wirken muß, daß die Vernunftwidrigkeit des Cölibates immer mehr anerkannt werde.

Herz- und geisterhebend sind die Bekenntnisse und Verheißungen, mit welchen Hr. C. sein Werk für jetzt schließt, für welches durch Nachträge noch fortzuwirken er versprochen hat. „Nein, wir fürchten nicht", sagt er, „daß den heiligsten Foderungen des Vernunftrechts im gebildeten Europa noch anhaltend Widerstand geleistet, wir fürchten nicht, daß der Sieg des göttlichen Rechtes über widergöttliche Vorurtheile länger aufgehalten werde, als ewigen Naturgesetzen gemäß nothwendig sein mag, um dieses Recht dauernd in den Gemüthern zu begründen. Freiheit ist die Lebensluft der höhern, gottebenbildlichen Menschheit, und es ist eine der frohen Botschaften, die Christus dem Menschengeschlechte überbracht hat, daß die Religion in ihrem Kreise keine Zwangsgesetze duldet. Auch für Abschaffung solcher Gesetze ist er am Kreuze gestorben, und wenn auch, als die noch rohen Völker des Nordens zur Freiheit über die selbstische Natur erzogen werden sollten, das reine Christenthum vom geistesbeschränkten und herrschsüchtigen Rom wieder theilweise in ein tyrannisches Gesetz verkehrt werden konnte, — so hat doch die Vorsehung Sorge getragen, daß die frohe Botschaft Christi nicht verloren ging, und als die Zeit erfüllt war, wurde das reine Evangelium zum zweiten Male der Welt verkündet, und abermals schied sich das Licht von der Finsterniß und der forschende Geist schritt nun unaufhaltsam von Klarheit zu immer größerer Klarheit fort und kam zum Bewußtsein seiner heiligen unveräußerlichen Rechte. Mag immerhin Rom an seiner eisernen Ueberlieferung starrsinnig festhalten und klagen über immer tiefern Absturz der Menschheit; Europa schreitet fort, und die römische Starrheit dient nur zur immer größern Verlebendigung der germanischen Völker, zur Läuterung des historischen Christenthumes und zur Ausgeburt jenes wahrhaft allgemeinen Glaubens, welcher alle Fesseln zu sprengen, alle Völkerscheiden zu lösen, alle Feindschaften zu versöhnen und alle Menschen zu freien Bürgern des Einen Gottesreiches zu adeln bestimmt ist."

Wie sehr sich auch hinsichtlich jedes Eheverbotes die Extreme berühren, ergibt der fast bizarre Gedanke, daß die Ausbildung jedes Cölibatgesetzes zur Polygamie führt, welche der animalischen Classification des Menschen nicht so fern steht, als die herkömmliche Sitte anzunehmen pflegt. Es bleibt immer ein bedeutendes Argument gegen die Vielweiberei, daß deren Vertheidiger, welche zum Theil recht scharfsinnig ihre tolle Behauptung aus der Bibel zu rechtfertigen verstanden, in keinem Zeitalter und bei keinem christlichen Volke Anklang und Theilnahme fanden. Ein Märtyrer der Meinung, die Vielweiberei sei nicht allein erlaubt, sondern verdienstlich und gottgefällig, war Joannes Lyserus, ein Sohn des berühmten leipziger Polyhistors Polykarpus Leyser, welchen aber die Weiber in Stockholm und Kopenhagen zerreißen wollten.

Diese Conversationsabschweifung mag weder im Ernste, noch im Scherze der heiligen Sache der Cölibatbekämpfung schaden. 25.

Deutschlands Geschichte für alle Stände deutscher Zunge von den frühsten Zeiten bis zum Jahre 1832 von J. H. Wolf. Zwölfte bis sechszehnte Lieferung. München, Fleischmann. 1834. Gr. 8. Preis jeder Lieferung 4½ Gr.

Indem wir auf das Urtheil zurückweisen, das wir in diesen Blättern *) über die frühern Lieferungen dieser Arbeit gefällt haben, und dasselbe auch in Beziehung auf die vorliegenden im Allgemeinen nur wiederholen könnten, so bemerken wir zunächst, daß die zwölfte Lieferung, welche mit dem Jahre 1637 beginnt und mit dem Jahre 1806 endigt, den dritten Band schließt; daß indeß der auf wenigen Seiten gegebene Abriß der Geschichte des letzten Jahrzehends des 18. und der ersten sechs Jahre des 19. Jahrhunderts im Anfange des vierten Bandes ergänzt wird, welcher mit einer Darstellung der wissenschaftlichen und der politischen Grundlage der neusten deutschen Geschichte beginnt. Die

*) Zuletzt in Nr. 145 d. Bl. f. 1834. D. Red.

Ansichten lasse scheint sie einer sonnenhellen Verwechslung und ganzen Reihe von heutigen Autoren wie bei Lichter bei und der Fee Zeit; allein diese Verwechslung verschwindet sich gleich gegen das Ende, wo gerade am meisten Besonnenheit und Gewandtheit erwartet werden müsste, in allgemeine, nichtssagende Metaphern; z. B. Elfe und Schüler werden nun auf den Thron erhoben: „Als der Kaiser eine schöne Gestalt zwischen Elfe und Schüler, die Verschiedenheit zwischen Gestalt und Geist, und der Not zeitliche Erwägung traut, befahl er einen Elfen, der Verbindung der jungfräulichen Verwirrung, welcher auf Thron der Geschicke zu gewährleisten und an sich ist natürlich, als auch welcher seinen Krieg gewinnt, und Tod, was Not heißen könne gegeben werden solle, nämlich ein eine Darstellung, mit innern zeitlichen Verhältnis und des gegründeten Geschlechtes der eingetreu deutlichen Gestalten zu der Zeit, in welchen im Mittelpunkt seinen Revolution und Krieg die Herrschaft des deutschen Reiches sich entwickelnden begannen. Die Gestalten von einem deutschen Kaiser und verschiedenen Kreuzzügen sind vollständig Krieg beschränkt sich anfangs auf einzelne augenblickliche Darstellungen, bei Gelegenheiten der Verwirrung Kaiser Heinrichs IV. in seiner Kämpfen und insbesondere Kaiser Friedrichs I. in den Kreuzzügen, bei Gelegenheit der Gründung des Rheinbundes und Gewaltthaten werden Lust und Freiheit und die Bestimmungen von Gesetzen, gewaltig Gestalten sich gänzlich auseinander. Zu dem ersten, dem Kaiserthum, wurden zwischen den Gestalten der Kaiserin Agnes und Kaiserin Adelheid, und zu dem zweiten, zu der Gestalten Gestalten gehören die Gestalten, die in entweichen und den Kaiserin gemeinsamen Kreuzzug zu einer entschiedenen Darstellung der Gegensätze zu verwenden, welche sich während den ganzen zwei Jahrhunderten in den einzelnen deutschen Kreuzzügen vorfinden, denn und den Kaiserin, welche der Kreuzzug, in Begleitung und Gefolgen gekommen, ist es unmöglich sich zu bestimmt Gestalten zu verwirklichen. Wie schieden unter Darstellung seiner Wirkung auf den Gestaltung, daß sie bei Kaiser Friedrich I. Barbarossa Gestalten sind, die schärfste Kaiser Friedrich I. Barbarossa Kaiser Friedrich und in dem Kaiser Gestalten, daß sie eine und Gestalten, welche Gestalten, wenn er durch gänzlich Gestalten und die schöne Maria sich verschafft und Kaiser und jungfräulichen Charakteren seinem Werke eine größere Weite gegeben hätte.

Aus dem Leben und den Schriften des ehemals römisch-katholischen Geistlichen K. J. Schlesmann. Aus seinen Tagebüchern. Mit Belegen und Anmerkungen. Drei Theile. Zöbingen, auf Kosten des Verf. 1833. 8. 1 Thlr.

Abermals ein Beispiel, daß die katholische Kirche, wie sie auch von der Welt sich den Kleidern gehen möchte, nie bei der weltmännischsten Verkleidungen sich habe das Wesen der Mittelalters abgelegt, daß noch auf derselben Puncte steht, in dem einen Gestalt sich fortwährend noch einen Priester, der es sagt, was man sich sonst hat Gedankenlosigkeiten, und Stolz und Dünkel bedingt. K. J. Schlesmann wurde zu Opfer. Wie wachen und von dem Kaiser, Adel schmeichelnden Geiste dieser Kirche entwarnen seine hat dadurch Lebensgewalten bei einen Gewissens nicht gefehlen, noch weniger entwarnen. Er kennt es schon, wenn er es auch noch nicht gehören hätte. Wie gehen gedacht von den Adel, eine ganz, und wachen und Wasten auf dem Adel seinen Adel nicht vergessen. Es gibt den Beispiel Berg an.

Ueber Zahl.
Wie finde Ich das, da so viel von Wasser,
Da so Gerichtes eine Gerechtigkeit,
Und der Gelehrten Gelehrsamkeit so Wissen bleibt,
Wie Nichtwissen und Nichtgelehrsamkeit?
Die nicht der Gerechtigkeit der Menge freut,
Das bleibt Gerechtigkeit, und Gelehrsamkeit,
Und das der Wissen Wissen bleibt Nichtwissen.

Durch das Gedicht durch Gerechtigkeit,
Und das Gerechtigkeit, Gelehrsamkeit,
Wie ich durch das lange Leben dacht,
Hat gelernt Ich nicht Gerechtigkeit,
Den Herrn und Gelehrsamkeit zu erringen,
Ich bin ein Gelehrter und ein Gerechter.
Doch den Gott, der meine Brust durchgrenzt
Und meine Gedanken und Gefühle kennt,
Weiß wenn Gelehrter ich in Recht gerecht.
Ja, ich bin ein Gelehrter und ein Gerechter —
Gerecht ich ein Gelehrter Gott erkennen.

Solches Leben, Handel ich noch verkehrt!
Wie ich kommen in Gerechtigkeit —
Kennen, ob, in dem Gedanken, dem ich
Gelehrsamkeit, Gerechtigkeit und Gelehrsamkeit
Und Gerechtigkeit, Gelehrsamkeit und Gerechtigkeit,
Denn der Wissen und Wissens kennt,
Gelehrsamkeit und Gerechtigkeit,
Wissen Gerechtigkeit und Gelehrsamkeit.

Zweimal ist hier auch bemerkt. Dr. Schlesmann will sich gegen die Anklage der Gelehrsamkeit. Die jetzige Gelehrsamkeit auch den Geist: „Wunderlicher eines Theologen", den Verfasser, Gelehrsamkeit, ist ein Mann nicht mehr, Gelehrsamkeit, Gelehrsamkeit, aber es ist ist ist auch einen Gelehrsamkeit, Gelehrsamkeit, Gelehrsamkeit, Gelehrsamkeit, den Mitarbeiten über Gelehrsamkeit machen den Schluß des Gelehrsamkeit, Gelehrsamkeit, Gelehrsamkeit, Gelehrsamkeit,

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 351. — 17. December 1835.

Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele im Lichte der speculativen Philosophie. Von Karl Friedrich Göschel. Eine Ostergabe. Berlin, Duncker und Humblot. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Indem wir hier die Arbeit eines Mannes vor uns haben, der seit zehn Jahren unermüdet für die Versöhnung der kirchlich-christlichen Glaubenslehre mit der Speculation thätig ist, der erst in bescheidener Anonymität wirkte, bevor er zu dem ihm gewordenen Ruhm sich öffentlich bekannte, indem ferner diese vorliegende Schrift in ein Hauptinteresse der Gegenwart eingreift, können wir uns eines weitern Umblicks zur Orientirung in der wichtigen Sache nicht entschlagen. Nichts macht gegen einen Schriftsteller gerechter als die Berücksichtigung seiner Entwickelung.

Göschel gehört, um einen Jean Paul'schen Ausdruck zu gebrauchen, zu den passiven Genies. Es ist nichts Ursprüngliches in ihm, aber er ist eine im höchsten Grade bildsame Natur. Man vermag keine Idee zu nennen, welche Göschel eigenthümlich wäre. Er hat alle seine Gedanken so sehr von Andern, daß er in seiner edeln Aufrichtigkeit uns selbst beständig die Quelle angibt. Aber er versteht es bewunderungswürdig, mit den Gedanken Anderer zu denken, sie miteinander zu verschmelzen, sie weiter auszuführen und in treuer Exegese interessante Folgerungen aus ihnen zu ziehen. Dies Auslegertalent ist seine Productivität.

Die immer wiederkehrenden Anhaltpunkte seines Denkens sind die Bibel und das Recht, Göthe und die Hegel'sche Philosophie. Dies sind seine Autoritäten. Jede ist ihm theuer, keine will er aufgeben. Wo sich daher Widersprüche zwischen ihnen erheben, sucht er sie miteinander zu vermitteln. Durch sie vermittelt er sodann die Widersprüche unserer religiösen und politischen, poetischen und philosophischen Parteien, und hat sich durch dies Geschäft zu einer nothwendigen Gestalt im Kreise unsers jetzigen Lebens gemacht.

Sein erstes Buch 1824 handelte über Göthe's „Faust" und den ewigen Juden. Auf den Letztern war er nicht unmittelbar durch die Volkssage, sondern durch den Bericht geführt, den Göthe in seiner Biographie von einer Bearbeitung derselben macht, die er damit im Sinne hatte. Die eigentliche Aufgabe war hier die Einarbeitung der Hauptmomente der Hegel'schen Phänomenologie in die Hauptwendepunkte des Faust. Mit Begeisterung, mit einem Anflug von Kühnheit löste er sie. Hierauf wendete sich G. entschieden zum Pietismus. Ein außerordentliches Erlebniß hatte ihn wunderbar erschüttert. Ein Reisebericht und ein Gespräch: „Cäcilius und Octavius", bezeichnen diese Epoche. Letzteres, von Tholuck eingeführt, nahm die Grundbestimmungen der christlichen Glaubenslehre ziemlich trocken durch. Doch der Trieb des freien Denkens drängte sich stärker 1829 in den „Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen" hervor. Die Wirkung dieser Schrift war ungemein. Der Pietismus, die altgläubige Orthodoxie sah sich mit Einem Schlage dem so scheu als pantheistisch perhorrescirten Hegelianismus nahe gerückt und faßte eine bis dahin ungewohnte Achtung vor ihm. Gegen Marheineke's priesterliche Salbung blieb er mistrauisch; aber die kindliche Weise der Göschel'schen Frömmigkeit zog ihn an. Er hoffte, des Guten der absoluten Philosophie theilhaft werden zu können, ohne sich das reine Gewand seines demüthigen Glaubens durch Wissensstolz u. s. w. zu beschmuzen. Hegel hatte sich für die Bewährung seiner Speculation durch Citate von Bibelstellen niemals abgegeben; nur im Allgemeinen hatte er die Einheit seiner Philosophie mit dem christlichen Glauben behauptet. Da er nun von der Unwissenheit, dem Unverstande, dem böswilligen Neide der härtesten Dissonanz mit dem Christenthum bezüchtigt wurde, so mußte ihm ein so specieller, so geistreich durchgeführter Nachweis jener Einheit sehr willkommen sein, und er drückte dem Verfasser mit Recht dankbar dafür die Hand.

So stand nun Göschel zwischen Tholuck und Hegel, zwischen Gefühlsinnigkeit und absolutem Wissen. 1832 gab er den ersten Theil seiner „Zerstreuten Blätter aus den Hand- und Hülfsacten eines Juristen" heraus. Die Philosophie vindicirte hier dem Recht einen theologischen Boden; die Satisfactionslehre der Kirche fand neue Bestätigung; die Grundbestimmungen der Hegel'schen Rechtsphilosophie wurden als im preußischen Landrecht enthalten nachgewiesen. Dadurch erregte Göschel das Interesse der aristokratischen Schule.

Doch am nachdrücklichsten erschien die Bedeutung des vielseitigen Mannes unmittelbar nach Hegel's Tod. In

der kleinen Schrift: „Der Monismus des Gedankens", stellte er das Wesen der Hegel'schen Philosophie mit großer Bündigkeit dar, und wendete sich gleich darauf in dem Büchlein: „Ueber Hegel und seine Zeit" nach außen, alle Elemente der Gegenwart und Wissenschaft berührend. Mit beiden Schriften drang er so weit durch, daß der Name Monismus von da ab allgemein aufgenommen und in der letztern ein populaires Handbuch zur bequemen Orientirung in der Hegel'schen Philosophie gefunden wurde.

In den „Aphorismen" hatte G. beständig die Bibel im Auge. Er zeigte, wie die für so religiös gehaltene Jacobi'sche Philosophie von dem orthodoxen Christenthum, vom Katechismus, weit entfernt, die Hegel'sche dagegen als gründliche Interpretin des Bibelwortes zu gelten wohl berechtigt sei. Im „Monismus des Gedankens", im Buch „Ueber Hegel und seine Zeit" hatte er vorzugsweise die Philosophie im Auge; die Bibel und Göthe waren hier nur secundair. In seinen „Unterhaltungen zur Schilderung Göthe'scher Dicht- und Denkweise" (1834) endlich war Göthe der Mittelpunkt, dem Hegel und Bibel zur Peripherie dienten. Diese zarten, aus einer wahrhaft weiblichen Liebe zum Dichter hervorgegangenen Aufsätze, welche den Geliebten nur zu verklären, von jedem trübenden Verdacht zu reinigen sucht, können nicht harmlos genug genommen werden. Ihre Einseitigkeit ist zu grell, als daß sie zu andern Prätensionen führen könnte; nicht die Schönheit der Form, nicht der Reflex des mannichfachsten Weltlebens, nur die Religion interessirte ihn wahrhaft an den Dichtungen. Nicht Weniges, glauben wir, muß Göschel in Göthe ein Räthsel bleiben, weil er mehr geneigt ist, Christenthum und Hegel'sche Philosophie in ihn hinein, als unbefangen Göthe'sches Wesen aus ihm heraus zu lesen.

Unterdessen wurde G. auch Mitarbeiter an den berliner „Jahrbüchern". Der jüngere Fichte ließ ergrimmt drucken, diese ihm so verhaßte Gesellschaft sei für Göschel viel zu gut und habe sich an ihn herangedrängt. G. sprach nun über den Rationalismus in England, über Günther's „Janusköpfe", Heinroth's „Criminalpsychologie", Lamennais' „Paroles d'un croyant", über mehre kleine Schriften, sogar Programme, und über Richter's „Neue Unsterblichkeitslehre". Dieser Aufsatz erregte einen großen Streit, wodurch G.'s gegenwärtiges Buch, wo nicht überhaupt hervorgerufen, doch gewiß in seiner Erscheinung beschleunigt wurde. Schon in jenen Artikeln hatte G. die Richter'sche Schrift mehr als äußere Veranlassung genommen, seine selbständige Entwickelung daran zu knüpfen. Wie Weiße in der Kritik der Richter'schen „Lehre von den letzten Dingen" gethan, hätte auch G. Richter'n sehr wegwerfend behandelt. So Vieles an Richter getadelt werden muß, so dürfte doch die Polemik gegen ihn mehr seine Form, die in ihrer zudringlichen Heftigkeit sich nicht selten in das Niedrige fällen läßt, als seine Tendenz treffen. Ich hätte wol am meisten Ursach, mich über Richter's Gereiztheit zu beschweren. Allein die Kränkung, die ich durch ihn erfahren, wird mich nie verhindern, das Echte in ihm anzuerkennen. Richter ist durch und durch ehrlich, was in unserer verlogenen Zeit sehr hoch zu schätzen ist, und läßt sich seine Sache mit großem Ernst und Eifer, mit wirklichen Aufopferungen angelegen sein. Daß er in seinem Streben an den Fanatismus anstreift, daß er für die Vernichtung des Glaubens an die Unsterblichkeit in einer Zeitschrift eine eigne Propaganda eröffnet, ist eine Verirrung, von der er zurückkommen wird. Da im Jenseits eine Bestimmung mit allen Andern, die Unsterblichkeit mit der Auferstehung, die Auferstehung mit der Seligkeit, dem jüngsten Gericht zusammenhängt, so bewies Richter einen ganz richtigen Takt, wenn er die Eschatologie überhaupt zum Gegenstand der Untersuchung machte. Aber gleich darauf verzettelte er seine Kraft in kleinen Aufsätzen und stumpfte die Schärfe seines Gedankens in falschen Popularisirungen ab. Hätte er statt dessen die Eschatologie fortgeführt, wie viel mehr würde er geleistet haben, und wie viel höher würde er in der Achtung des Publicums stehen! Wie sehr er aber durch ein dreistes Absprechen beleidigen, durch einen renommistischen Ton verletzen und das tiefere religiöse sowol als wissenschaftliche Interesse unbefriedigt lassen mag, das Verdienst, durch seine Paradoxie die freieste Erörterung über den Gegenstand in Gang gebracht zu haben, muß ihm zugestanden werden. Wir gestehen, uns außerordentlich verwundert zu haben, daß G. Richter's nirgend erwähnt, nicht einmal da, wo er die hervorstechendsten populairen Schriften aufzählt, denn Richter's Kritik der Beweise für die Unsterblichkeit der Seele in der „Lehre von den letzten Dingen" hat dadurch einen unleugbaren Werth, daß sie mit unerbittlicher Strenge die Negation derselben auf die Spitze treibt. Sollte G. diese Schrift gar nicht kennen?

Von der ältern Zeit wollen wir abstrahiren, weil ihre Betrachtung uns zu weit führen dürfte. Wir erinnern also nur daran, daß die Freidenkerei des 18. Jahrhunderts, der englische Skepticismus und der französische Materialismus, das Nichtglauben der Unsterblichkeit zu ihren Glaubensartikeln zählte. Die deutsche Aufklärung verstieg sich nur sehr selten bis zu diesem Nihilismus. Die Kant'sche Philosophie befestigte den Glauben an das Jenseits vollkommen. Aber sie that es durch eine egoistische Wendung. Sie begnügte sich nicht mit der Tugend; sie wollte auch das Verdienst ihrer Anstrengung belohnt wissen. Sie foderte Glückseligkeit und widersprach dadurch ihrer republikanischen Moral, die Pflicht nur um der Pflicht willen zu thun. Der im Diesseits durch den kategorischen Imperativ abgewiesene Eudämonismus schlich sich durch den praktischen Beweis für das Dasein Gottes wieder ein.

Dagegen reagirte die Fichte'sche, die Schelling'sche, die Hegel'sche Philosophie. Die Freiheit soll sich selbst genügen können, oder nicht sagen, daß sie Freiheit sei. Schiller, Novalis, Schleiermacher verschafften dieser Ansicht eine gewisse Breite. Man lebte sich mit vornehmer Resignation in die Unendlichkeit des Momentes hinein. Auch war die Gegenwart so reich, die größten praktischen und wissenschaftlichen Bestrebungen erfüllten die Gemüther so sehr, daß es inmitten so reicher Wirksamkeit müßig schien, sich

um die Fortdauer des Ichs zu bekümmern. Der Glückliche kennt keine Zeit.

Der Kampf der Philosophie des absoluten Wissens mit dem Kantianismus war so gut als vorüber. Die Völker hatten sich der Verbesserung ihrer Verfassungen zugewendet; Napoleon starb auf Helena; die politischen Excentricitäten der Burschenschaft bereiteten der Schwärmerei für die Größe der deutschen Nation, die ein Decennium hindurch die Religion unserer Jugend war, ein trauriges Grab. Der Friede erlaubte ein ruhiges Behagen an den individuellen Zuständen. Man ging von der militairischen und politischen Aufregung zur religiösen über. Das kirchliche Interesse führte zum wissenschaftlichen. Die Geselligkeit suchte in der Frömmigkeit einen idealen Aufschwung und die Andachtsübungen, die theologischen Studien, die Erzählungen von Bekehrungen, von Wiedergeburten, das Proselytenmachen, die zum Wunderglauben aufgeregte Spannung waren an der Tagesordnung.

Hegel war nach Berlin gekommen, nach dem Mittelpunkte aller dieser Bewegungen. Die Grundzüge seines Systems waren veröffentlicht und die Theologie fing an, sie in sich aufzunehmen. Marheineke arbeitete seine Dogmatik um. Bedenkt man, daß das höchste Talent dieses Mannes das kritisch-historische ist, so setzt diese Unternehmung in Erstaunen. Wie unvollkommen auch Vieles darin sei, sie bleibt nächst Daub's „Theologumenen" die gründlichste aller Dogmatiken dieses Jahrhunderts, wofern man die Gründlichkeit nicht in sentimentalen Declamationen, in abstractem Raisonnement, in einem Wust exegetischer und scholastischer Gelehrsamkeit, in einem bunten Bilderschwall, sondern in der Wahrheit der Gedanken sucht. Marheineke's Dogmatik hat den einfachsten Gliederbau. Sie stößt nur dadurch von sich ab, daß sie das Element der Vorstellung mit einer gewissen Härte behandelt, was umgekehrt in der ersten Ausgabe, dem Rationalismus gegenüber, mit Vorliebe von ihm gepflegt worden war. Schonungslos zerbrach Marheineke für den Triumph des sich selbst als die ewige Wahrheit beweisenden Begriffs die liebliche Hülle der Vorstellung und zog sich dadurch nicht blos, wie von Bretschneider u. A., gefährlichen Misverstand, sondern auch, wie von dem jüngern Fichte, den Vorwurf zu, das Bedeutungsvolle der christlichen Vorstellungen (Paradies, Engel, Teufel, Hölle, Himmel) verkannt zu haben. In der Eschatologie kam natürlich die Vernichtung des Jenseits, der Zukunft als einer Abstraction von dem überall und immer sich offenbarenden Wesen des göttlichen Geistes am meisten zum Vorschein. Lohn und Strafe, Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammniß wurden in unsere gegenwärtige Geschichte als integrierende Elemente derselben eingewirkt. Das ewige Leben wurde im Diesseits anerkannt und aller phantastischen Ausbildung des Jenseits der Flügel gelähmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Commentar zu Göthe's West-östlichem Divan, bestehend in Materialien und Originalien zum Verständniß desselben, herausgegeben von Ch. Wurm. Nürnberg, Schrag. 1834. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Ein sehr dankenswerthes Buch:

> Denn bei den alten lieben Todten
> Braucht man Erklärung, will man Noten;
> Die Neuen glaubt man blank zu verstehen;
> Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehen —

wie Göthe sagt. Und, fodern wir auch mit Recht, daß das Gedicht sich dem Eingeweihten von selbst erkläre, so sind eben nicht Alle Eingeweihte und jene neue poetische Schatzkammer, der „West-östliche Divan", läßt auch, mehr als sonst, nach einem neuen Schlüssel suchen, der uns dieselbe recht eröffne. Einen solchen Schlüssel gibt uns der Verf. des Commentars, ohne ihn uns aufzudringen, und indem er uns damit mehr zu dem materiellen Reichthum seines Schatzes einführt, als den Geist, der ihn bewacht, dem öffentlichen Blicke preisgibt, verpflichtet er uns und Viele zu Dank. Göthe, der bekanntlich stets Form und Verkleidung für seinen poetischen Gedanken zu finden weiß, hat im „West-östlichen Divan" für europäische Zustände und deutsche Ideen orientalische Verkleidung und morgenländische Formen gewählt. Dies führt zunächst und natürlich zur Parallelisirung mit dem Orient und seiner Poesie, und der Verf. gibt uns aus seinen Studien theils die Quellen jener Gedankenkleider, theils zeigt er uns, wie die ähnlichen Ideen in Hafis, Saadi, bei Attar, Ibn Jemin, in der persischen oder Mohammed-Legende sich ausnehmen. Es ließe sich hierüber überaus viel Tiefklingendes sagen; wir aber stets geneigt zu glauben, der Leser sage sich dergleichen selbst, wollen uns an dem reichen Material erfreuen, das der Verf. hier aus seinem Wissen für das nähere Verständniß Göthe's freigebig ausschüttet. Zuerst gibt er uns eine kritische Vergleichung der verschiedenen Ausgaben des „Divan", und bringt über Entstehung und Fortbildung dieser Sammlung das durch Göthe selbst Mitgetheilte bei, sowie er auch der Compositionen Zelter's (unter welchen Jener „Dreistigkeit", S. 21 des „Divan", für die gelungenste erklärte) und Eberwein's gedenkt. Dann folgen die erklärenden Zusätze zu den einzelnen Gedichten des „Divan", wie schon erwähnt, meistens nur das Materielle des Verständnisses berücksichtigend. Der Verf. zeigt sich dabei als ein Vertrauter von Sitte, Philosophie und Geschichte des Orients, von dem viel zu lernen war, und da er uns die Benutzung Dessen, was er gibt, gewöhnlich selbst überläßt, so hat sein Commentar einen dauernden Werth, selbst abgesehen von Dem, was er commentirt. In Bezug auf den Göthe'schen „Divan" aber läßt er selten eine materielle Dunkelheit übrig und leistet daher, was zu wünschen war, ohne jemals die lästige Geschwätzigkeit eines Cicerone anzunehmen, der uns die Schönheit des betrachteten Kunstgegenstandes selbst ersichtlich zu machen strebt. Auf diese Art z. B. erklärt er den Titel aus Hammer's „Divan des Mohammed Schemsed-din Hafis", das „Buch des Sängers" nach Hafis' Beispiel, der ein „Moganni" und ein „Sakinameh" (Buch des Sängers und Buch des Schenken) hinterließ, gibt zu S. 1 die kurze Geschichte der Barmekiden, jener Zierde der Throne ihrer Zeit, zu S. 5 die Geschichte Hafis', die Legende von Chisr (Chiser), des mythischen Genius vom Frühling, Jugend und Liebe, mit Parallelstellen aus Hafis und etwas über die Sprüchwörter des Orients und ihre Literatur. Zu Seite 4 theilt er die Sage von den Huris (vielleicht aus χαρις oder ωρα entstanden), etwas über David aus dem Talmud, zu S. 5 über die Amulete und Talismane, zu S. 6 über Abraxas (Basilides, des Gnostikers, Name für die Gottheit) und über Siegelringe die nöthigen materiellen Erklärungen mit. In dieser Weise, der der Verf. treu bleibt, beleuchtet er mehr den „Divan", als daß er ihn in seinem poetischen Gehalt zu erklären trachtete, und wir glauben allerdings, daß er unter den zwei Wegen, die sich ihm darboten, den sicherern und ver-

dienstlichern gewählt hat. Der Verf. macht uns stets besonders darauf aufmerksam, wenn Göthe Gedanken oder die eignen Worte von Dichtern des Orients gebraucht, z. B. „Divan" S. 7:

Er hat euch die Gestirne gesetzt
Als Leiter zu Land und See.

S. 8:

Gottes ist der Orient.
Gottes ist der Occident.

Beides Worte des Korans. Oder S. 9: „Im Athemholen sind zweierlei Gnaden", ein Gedanke Saadi's in der Vorrede zu „Gulistan".

Wie der Athem, der in uns feucht, das Leben erweitert,
Wie der Athem, den wir veratmen, erquickt.

Herder's „Blumenlese aus morgenl. Dichtern". Den Gedanken S. 11:

Die Liebe, noch so stille gehegt,
Sie doch gar leicht aus den Augen schlägt

hat Motenebbi (in Hammer's Uebersetzung S. 319), Tograi bei Jones, „Comm. poes. asiat." S. 71, und zu S. 12 erhalten wir die schematische Eintheilung der Dichtungen bei den Arabern, als Erklärung zu den Worten:

Aus wie vielen Elementen u. s. w.

Dies wird hoffentlich genügen, um von dem Geiste, in dem dieser dankenswerthe Commentar des „Divan" geschrieben ist, eine Vorstellung zu geben. Wie wesentlich derselbe das Verständniß dunkler Dichtungen erleichtere, zeigt sich unter Anderm besonders bei dem schweren Gedicht S. 17, dessen Enträthselung dem Verf. vollkommen gelingt. Sohre (Venus), Mehrih (Mars) bei Hafis erklären das Meiste. Vorzügliches Verdienst hat der Verf. um die Klarmachung der persischen Mythologie, ihrer Legenden und Glaubenssätze bei S. 245 fg. im „Divan", sowie bei den persischen allegorischen Personen. Schirin und Khosru, Dschemil und Botnah, Leila und Medschnun, die Sage von Hudhud Salomos und zahllose andere Dunkelheiten finden hier ihre Erklärung. Umsicht und sorgsames Quellenstudium aber erwecken bei uns volles Vertrauen zu diesem Führer, der uns, sehr wenige Stellen abgerechnet, nie ohne Auskunft läßt.

Wir können von diesem verdienstvollen Werke des Fleißes und einer treuen Liebe zu dem Dichter, der ihm die Anregung gab, nicht scheiden, ohne unter den vielen köstlichen Legenden und dem Schatz praktischer Anschauungen des Orients eine wenigstens, die von Saadi im „Blumengarten" S. 49, deren der Verf. als Parallelstelle zum „Divan" S. 231:

Vom Himmel sank in wilder Meere Schauer ꝛc.

gedenkt, mitzutheilen, die als Probe von Dem, was auch in dieser Beziehung Vorzügliches hier anzutreffen ist, gelten mag. Saadi sagt: Ein Tröpflein Wasser, so aus den Wolken ins Meer fiel, verwunderte sich über seine Größe und Tiefe. „Was bin ich gegen dich, ungeheures Meer, sprach es? Wahrlich nicht das Geringste." Indeß es sich selbst mit so bescheidenen Augen ansah, kam eine Muschel und schluckte das Tröpflein ein. Die Sterne fügten die Sache so, daß daraus mit der Zeit eine Perle ward. Da war das Tröpflein erhoben, weil es sich erniedrigt hatte, und wurde reich und köstlich. —

Mit Hülfe dieses Commentars kann von nun an Jeder, wie wenig ihm bisher auch Geist und Wesen des Orients vertraut war, es unternehmen sich an dem „West-östlichen Divan", an dieser Vielen so lange verschlossenen Schatzkammer Göthe'scher Poesie zu erfreuen, der ohne ihn umsonst Verständniß, Genuß und Freude darin gesucht haben würde. Dies ist ein so großes Verdienst in unsern Augen, daß wir kaum begreifen, wie fast 20 Jahre darüber hingehen konnten, bevor Jemand diesem Ruhme nachzuringen unternahm, während doch zu Tage lag, daß selbst unter den Freunden der Göthe'schen Muse viele der Mittel entbehrten, den „West-östlichen Divan" so zu verstehen, wie ein Gedicht verstanden sein will, wenn es die süße Frucht, die es in sich birgt, ganz und ungetheilt erschließen soll. 2.

Literarische Notizen.

Von Eug. Sue's „Histoire de la marine française" seit dem 15. Jahrhundert bis auf unsere Tage ist im November die erste Lieferung, 2½ Bogen mit einem Stahlstich, ausgegeben worden, der von nun an jede Woche ohne Unterbrechung eine gleiche folgen soll. Das Werk zerfällt in drei Serien, deren erste, in vier Bänden, außer einer geschichtlichen Uebersicht der französischen Marine vom 9. bis zum 15. Jahrhundert, die Geschichte derselben bis 1650 führt; die zweite Serie, ebenfalls aus vier Bänden bestehend, wird den Zeitraum von 1650—1700, die dritte Serie, in drei Bänden, den von 1700—1830 umfassen. Das von Everat sehr elegant in gr. 8. gedruckte Werk ist mit Stahlstichen von Skelton, Pollet, Revel, Langlois, Gaitte ꝛc. nach Zeichnungen von Gudin, Isabey, Tony Johannot, Camille Roqueplan, Raffet, Perrot und Marckl geziert. Da jeder Band 9, höchstens 10 wöchentliche Lieferungen betragen soll, so kann das Ganze in zwei Jahren beendigt sein.

Kant's „Kritik der reinen Vernunft" übersetzt C. J. Tissot ins Französische. Der erste Theil dieser Uebertragung ist vor Kurzem herausgekommen. 48.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint mit dem Jahre 1836 eine

Allgemeine Bibliographie
für
Deutschland

durch welche einem vielfach ausgesprochenen Wunsche nach regelmässiger schneller Uebersicht der neuen Erscheinungen auf dem weiten Felde der Literatur zu genügen versucht werden soll. Die Bibliographie wird eine möglichst vollständige Uebersicht der im deutschen Buchhandel erschienenen Schriften, wie der für Deutschland wichtigen oder interessanten des gesammten Auslandes gewähren; zugleich im Voraus Nachricht geben von Büchern, deren Erscheinen bevorsteht, von Subscriptions- und Pränumerationsunternehmungen, von beabsichtigten Uebersetzungen im Auslande erschienener Werke, von Preisherabsetzungen u. s. w., Alles in übersichtlicher Zusammenstellung geordnet. Unter den vermischten Notizen werden kurze Mittheilungen zur Statistik der Literatur, bibliographische und literarhistorische Notizen, ältere und neuere Werke betreffend, Anzeigen neu ausgegebener Kataloge, Nachrichten von Bücherauctionen, Mittheilungen über die Verfasser anonym oder pseudonym erschienener Schriften, Bücherverbote u. s. w. ihren Platz finden. Genaue alphabetische und systematische Register werden den Gebrauch erleichtern.

Von der Bibliographie erscheint wöchentlich eine Nummer von etwa einem Bogen in gr. 8. Der Preis des halben Jahrgangs ist 1 Thlr. 8 Gr.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Die erste Nummer ist bereits als Probe versandt und in allen Buchhandlungen vorräthig.

Leipzig, im December 1835.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 352. — 18. December 1835.

Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele im Lichte der speculativen Philosophie.

Von Karl Friedrich Göschel.

(Fortsetzung aus Nr. 351.)

Diese, mit tiefer Besonnenheit durchgeführte Arbeit wurde ein Feuerwein, der viele Gemüther entzündete. Gegenüber den kränklich sehnsüchtigen, stummgelehrten Neandrianern, den heiter-wehmüthigen, dialektisch-scharfsinnigen Schleiermacherianern bildete sich eine neue Schule, trotzig, genußschäumend, hinausgehoben über alle Gegensätze, Neander's stupende Gelehrsamkeit, Schleiermacher's kunstreiche Beredtsamkeit und Vielseitigkeit achtend, aber in Marheineke und Hegel ihre eigentlichen Vertreter findend. Der positive Charakter der jungen, aus dem Haupt der Wissenschaft entsprungenen Religion machte allerdings manchen Jüngling vor der Zeit altklug, und besonders konnte man an geborenen Berlinern, welche sich dem Hegelianismus ergaben, oft eine gewisse Naseweisheit, ein unausstehliches, mit Allem Fertigsein bemerken. Aber es darf doch nicht geleugnet werden, daß in der wunderbaren Gährung auch viel Kraft und Tiefe sich entwickelte. So war es in Berlin vor 8—12 Jahren. Fragen wir uns nach dem Princip der Begeisterung, so war es unstreitig das Bewußtsein, daß der menschliche Geist dem Wesen nach von dem göttlichen nicht verschieden sei, daß daher der Inhalt der Geschichte wahrhaft göttlicher Natur sei, daß der Mensch dieser Erde von Gott nicht in einen Winkel des Universums als eine geringfügige Creatur verstoßen, sondern von dem himmlischen Vater als sein Kind, sein Ebenbild an den weltenschaffenden Busen gedrückt werde. Ein Schauer der erhabensten Rührung über diese Gottesnähe, ein freudiges, demuth-ernstes Entzücken hat damals Viele bei diesem uralten Evangelium durchbebt und ihnen das Leben von Neuem geadelt. Was die Andern suchten, hatten die Hegelianer gefunden. Die Jugend mußte die Unsterblichkeit abschwören; nicht aus Pantheismus, wie man gesagt hat, sondern aus Moralität. Man wollte sich aller Egoität entäußern. Die Richtung Hegel's auf das Ansichseiende, auf das Allgemeine, Objective machte gegen die Individualität, gegen die particulaire Subjectivität gleichgültig; ja, man ging in der Verfolgung derselben ins Extrem und warf dadurch den Schein der Gemüthlosigkeit auf sich. Der christliche Glaube schien mit einer absoluten Resignation auf das Jenseits, auf eine persönliche Fortdauer nicht blos verträglich, er schien sie vielmehr recht zu fodern. Auch die Bezeichnungen der neutestamentlichen Schriften, welche von einer nachirdischen Welt zu sprechen scheinen, lassen sich, wie Richter und Daumer zeigten, wohl dahin umdeuten. Behält Gott, wenn er Mensch wird, noch etwas für sich, was er dem Menschen nicht offenbarte? Ist, wenn der Einzelne durch den heiligenden Geist der Gemeinde die Stellung zu Gott empfängt, die er haben soll, eine wesentliche Veränderung derselben durch den Tod denkbar? Kann, mit andern Worten, die Religion im Himmel eine andere sein als auf Erden? Kann der Geist Gottes für den Geist des Menschen je ein anderer werden, als er schon jetzt ist? Da Gott der absolute Geist ist, so kann er, als die absolute Wahrheit, nur im Geist und in der Wahrheit, d. h. denkend angebetet werden, denn ein Schauen Gottes, des unsichtbar Allgegenwärtigen, ist künftighin so unmöglich als jetzt. Auf die Dauer, auf die Länge des Genießens der Seligkeit kann es vollends nicht ankommen. Was aber die Furcht angeht, als wenn die Vernichtung des Glaubens an die Unsterblichkeit die Sittlichkeit gefährden, zur frechen Hingabe an das Laster verführen könnte, so widerlegt schon die Erfahrung diese gegen den Zweifel gewöhnlich zunächst erhobene Besorgniß, da, wie bereits Pomponazzio in seinem berühmt berüchtigten Buche zeigte, die frömmsten Menschen nicht an die Unsterblichkeit geglaubt haben; die größten Schurken dagegen haben sie geglaubt. Allein noch mehr. Das Bewußtsein, hier und jetzt schon selig leben zu können, muß im Menschen die tiefsten Kräfte wecken, muß ihn ernst und doch heiter, strebsam und doch zufrieden machen. Je allgemeiner daher der christliche, nicht der materialistisch-atheistische Glaube an die Nichtfortdauer wird, um so mehr wird ein rüstiges Geschlecht hervorgehen, welches ohne allen Egoismus in der Freude des wahrhaften Erkennens und Handelns lebt.

Dies ungefähr war das Raisonnement, in welchem sich sehr Viele aus der Hegel'schen Schule bewegten, welches in Richter's mehrerwähnter Schrift von den letzten Dingen seine schärfste Repräsentation fand. Hegel's Phänomenologie und Marheineke's Eschatologie waren die Paniere, unter welchen sich die todesmuthige Jugend mit

prophetischen Ahnungen von der lebenverjüngenden Wirksamkeit dieser Auffassung des Christenthums versammelte. Es ist leicht zu sehen, daß das sittliche Moment der Entäußerung seiner selbst, die Indignation über die für religiös ausgegebene verächtliche Behandlung der Erde und des Menschen, der Drang, das Seinsollen zum Dasein, den Begriff des Christenthums zur vollen Realität umzuwandeln, hauptsächlich jene Begeisterung entzündete. Schriften, wie die von Byron, gaben ihr außerdem ein poetisches Relief. Ich selbst schwelgte darin und riß nicht Wenige, namentlich auch Richter'n in jenen Enthusiasmus, weshalb er mich gegenwärtig, wo ich über jenen Standpunkt der frommen Indifferenz zu einem höhern hinausgekommen zu sein glaube, als einen Apostaten seiner „guten Sache" beurtheilt, der feigherzig, seiner amtlichen Stellung wegen, andern Sinnes geworden sei.

Daß keine Philosophie sowie die Hegel'sche zur Versöhnung der unaufgebbaren Ansprüche der Vernunft mit der Tradition und dem Dogma des Christenthums fähig sei, ist meine innerste Ueberzeugung. Es ist keine Sophistik des Systems, wenn es sich einer solchen Concordanz rühmt. Man ist noch zu sehr gewohnt, in den Philosophien eine von dem kirchlichen Christenthum abweichende Richtung zu vermuthen, als daß man der Hegel'schen in ihrer Versicherung jener Harmonie Glauben schenken könnte. Es erscheint Vielen völlig sonderbar, daß sie durch die Speculation in ihrer Religiosität unangefochten, unverändert sollten gelassen werden können, daß der Unterschied des Glaubens vom Wissen nur ein formeller, kein reeller ist; man ist lüstern nach Dingen, die in Bibel und Katechismus gar nicht vorkommen; man will eine freimaurerische, esoterische Offenbarung, um sich von dem unaufgeklärten Volk der gemeinen Christen durch sein Besserwissen unterscheiden zu können. Wer dergleichen von Hegel erwartet, täuscht sich durchaus; er verhilft zu einer hellern Erkenntniß des Glaubens, aber der Glaube bleibt, der er ist, der Glaube der Welt, für welchen Niemand einen andern Grund legen kann als Christus.

Doch wir wollen den geschichtlichen Faden wieder aufnehmen. Die Eintracht, in welcher die Hegel'sche Philosophie und Theologie mit dem kirchlichen Christenthum sich befand, war sowol dem Rationalismus als dem Supernaturalismus, dem Kantianismus wie dem Schellingianismus, dem gelehrten Verstande wie dem Pietismus ein Stein des Anstoßes. Man ärgerte sich über die Dialektik, die für Alles Rath zu wissen schien, und spottete ihrer als einer willkürlichen. Da bemerkte man glücklicherweise, wie unter dem Feiergewand des logischen Schleppkleides dennoch der diabolische Schweif verrätherisch hervorguke. Es fand sich, daß in der alle Wissenschaften integrirenden, alle Systeme in sich absorbirenden, alle Dogmen der Kirche begreifenden Philosophie in Ansehung der Unsterblichkeit ein großer Defect vorhanden sei. In Hegel's Schriften fand man nirgend einen expressen Passus über die Unsterblichkeit. Wie groß steht Gottsched's Encyklopädie gegen die seinige da! Sie widmet den künftigen Zuständen der Seele ein eignes Capitel, worin sogar ihr Aufenthaltsort ausführlich beschrieben wird. Bei Hegel war immer nur von der Ewigkeit des Geistes die Rede, während man die Dauer der eignen Seele garantirt wissen wollte. Nun hatte man an jener Entdeckung eine treffliche Waffe, der selbstsüchtigen Zeit die Philosophie so verdächtig zu machen, daß Hegelisch und verrückt Synonima wurden, und man sich durch die Berührung mit einem Hegelianer wie durch einen Paria befleckt glaubte. In einigen kleinen Schriften mußte Hegel selbst noch von der trostlosen Oede seines Systems, von der Hoffnungslosigkeit desselben lesen; nur das Vergangene, das Fertige habe er begriffen; für die schönere Zukunft, für die Wonne des Jenseits fehle ihm das Organ. Hegel antwortete sehr unbefriedigend. Gegen Schubert und Carganica berief er sich sogar ganz lakonisch auf den Katechismus. Wie unphilosophisch!

Die Opposition aller Parteien ergriff nun diesen Punkt als einen ausgemachten. Die Supernaturalisten erinnerten an Christi Auferstehung, an Bibelstellen, an die Symbola; die Rationalisten an Kant, an das Bedürfniß der Vernunft, an den unendlichen Fortschritt; die Gefühlsgläubigen beriefen sich auf ihre Ahnung; die Historischen darauf, daß Andere schon früher an die Unsterblichkeit geglaubt hätten, daß ja manche Todte den Lebenden wiedererschienen seien; die Schwachen stützten sich auf ihre Angst vor dem Tode; von Langsdorf darauf, daß von seiner Fortdauer das Dasein Gottes abhinge, und die Aesthetischen auf Jean Paul's „Campanerthal" und Tiedge's „Urania".

Da entriß der ironische Tod Hegel den Lebenden; aber, obschon man ihn nun nicht mehr persönlich inquiriren konnte, so hatte er doch keine irenische Wirkung. Die Gegnerschaft erhob sich mit desto größern Hoffnungen zum Siege. Hegel war schwierig; mit den Schülern wollte man bald fertig werden; sie selbst würden sich untereinander entzwein, da Hegel's machtvolle Persönlichkeit nicht mehr uniformirend wirke; die berliner „Jahrbücher" würden zu einer ordinairen Literaturzeitung herabsinken, ohne weitere speculative Prätension; von den Schülern sei keiner zur centralisirenden Vertheidigung des Systems fähig. Bachmann rüttelte tapfer an allen Stangen des Käfigs und versprach durch eine Umgestaltung des Systems den eingegitterten Menschen wieder in die freische Gottesluft zu führen. Der jüngere Fichte that sehr bedenklich und versprach, seiner kritischen Revue der Philosophie die echte Wahrheit bald nachfolgen zu lassen. Mit ihm rivalisirte Weiße in Versprechungen; ja, er ist nun mit seiner „Metaphysik", einer überraschenden Probe der verheißenen Wahrheit, der Fichte'schen Ontologie bereits zuvorgekommen; Braniß und Fischer schleuderten ebenfalls Metaphysiken zum Angriff; Gruppe, ein gewandter Reiter, durchbohrte das System, d. h. sein Phantom desselben, mit tausend Lanzenstichen bis in die Haut der agirenden Personen. Endlich erhebt sich eine Herbart'sche Schule in blanken Waffen mit noch unabgenutzten Streitkräften. Richter's Schriften waren ein besonders willkommener Anhalt. Zu-

nächst verwickelte sich Weiße in Streit mit ihm, weil er den Unglauben an die Unsterblichkeit eine Geheimlehre der Schule genannt hatte. Göschel trat gegen Richter auf; gegen Göschel erhoben sich wiederum Weiße und Fichte. Sie behaupteten, daß aus Hegel's Principien heraus eine individuelle Fortdauer nicht gefolgert werden könne; thue man es, so alterire man das System; man künstele ihm etwas an, was ihm innerlich fremd sei; man gehe durch die Affirmation der Unsterblichkeit aus dem System heraus. Göschel als „einem der Geistreichern unter Hegel's Schülern" zu schmeicheln und ihn als einen, der noch nicht, wie Hinrichs, mit sich abgeschlossen habe, wo möglich zum Fichte'schen oder Weiße'schen Standpunkt der wahren Wissenschaft zu bekehren, wurde gesagt, er sei, wenn auch unbewußt, schon über das System in eine höhere Region hinaus. Andere dagegen, wie Mundt und Kühne, meinten, Göschel gehe nicht vorwärts, sondern zurück. Doch blieb es von dieser Seite bei allgemeinen, oft mit übertriebener Härte ausgesprochenen Beschuldigungen, die um so mehr als durch äußere Anlässe motivirt auffallen mußten, da Mundt wie Kühne bis zum Frühjahr 1835 gegen Göschel ein sehr ehrerbietiges Betragen bewiesen hatten. So steht die Sache. Richter leugnet die Unsterblichkeit als weder der Moralität noch der Religion nothwendig. Weiße behauptet sie, aber als eine precaire: unsterblich ist nach ihm nur der in Gott Wiedergeborene; der natürliche Mensch stirbt wie die Seele des Viehes; ein Bekenntniß, welches er auch in Knittelversen abgelegt hat. Fichte stützt sich vorzüglich auf die Physiologie und Psychologie, auf den Begriff des Lebens, auf die monadische Individualität der Seele. Die Hegel'sche Schule aber scheint in dieser Beziehung jetzt in eine doppelte Fraction zu zerfallen: in eine, welche die persönliche Fortdauer unbegreiflich findet, und in eine, welche sie aus dem Denken glaubt darthun zu können; der bisherige Repräsentant der letztern ist Göschel geworden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus der Schweiz, von Moritz Sandpck. Düsseldorf, Schreiner. 1835. Gr. 12. 1 Thlr.

Das vorliegende Werkchen zeichnet sich durch einen tadellosen Styl, durch einen bescheidenen und gehaltenen Ton aus; aber es gibt der Reisen in die Schweiz so viele und dieser Gegenstand ist so verbraucht, daß eine Reise dahin, wenn sie interessiren soll, entweder besondere wissenschaftliche Zwecke ins Auge fassen, oder mit besonderer Darstellungsgabe geschrieben sein muß. Was der Verf. damit beabsichtigt, sagt er uns in seinem Vorworte:

„Die zufällige Revision meines Reisetagebuches gewährte mir das Vergnügen, in der Erinnerung meine Wanderung zu wiederholen, und hierbei entstand der Gedanke, meine Notizen dem Drucke zu übergeben. Wer erst eine Reise in die Schweiz beabsichtigt, wird daraus vielleicht auf manchen interessanten Punkt aufmerksam gemacht, den er sonst übersehen hätte. Denen aber, die schon dort waren, werden angenehme Reminiscenzen erweckt und ihre Phantasie wird ihnen bei Durchlesung dieser Blätter jene erhabenen Schneegipfel mit ihren Gletschern, jene wilden, kühn gestalteten Felsen, die sich aus grauenvoller Tiefe erheben, jene donnernden Wasserstürze, die weiten klaren Seen und die duftenden Matten aufs Neue hervorzaubern, wie nur die Schweiz allein dies Alles in solcher Vereinigung darbietet."

Hierin sind wir mit dem Verf. einverstanden, aber auch nur solchen Lesern können wir das Buch empfehlen. Leute, die es weder als Reminiscenz, noch als eine Art Guide benutzen wollen, werden wenig Befriedigung darin finden, weil die Darstellungsgabe des Verf. nicht bedeutend genug ist, um ein Bild in die Seele Desjenigen zu werfen, der noch keine eigne Anschauung von der Sache hat. Sein Talent kann auffrischen, aber nicht schaffen; copiren, aber nicht erzeugen. Und wenn er weiter fortfährt:

„Das Hauptinteresse der Schweiz besteht grade in ihrer überaus großartigen und oft zugleich so lieblichen Natur, und dies war es auch, was ich vorzugsweise berücksichtigte. Ich habe versucht, die Gegenden, welche mich vorzugsweise angesprochen haben, anschaulich zu schildern, und wenn dies in etwas gelungen ist, so möge der Leser die Miteinführung meiner kleinen Reisebegegnisse und die sonstigen Bemerkungen nachsichtsvoll verstatten" — so müssen wir ihm entgegnen, daß ein Werk, welches hauptsächlich darauf ausgeht, Naturscenen mit der Feder zu schildern, schon in der Idee seinen Zweck verfehlt und die Grenzen der Künste vermischt. Diese schriftliche Landschaftsmalerei ist nur da an ihrem Orte, wo sie handelnden Figuren als Hintergrund und Umgebung dient; ein Buch, in dem sie Hauptgegenstand wird, muß immer ermüden, wie uns das früher schon Friederike Brun bewiesen hat, und neuerdings wieder ein gefeierter poetischer Name, Lamartine, in seiner „Reise nach dem Oriente", wo diese ewige Landschaftsmalerei, diese Land- und Seestücke langweilig, ja fast lächerlich werden, wenn der Autor, ehe er sie gibt, seinem Leser gesteht, daß er auf seinem Verdecke eben nichts Anderes zu thun oder zu schreiben weiß, und sich dann zu der leichten Arbeit mit dem Ausrufe: peignons! einweiht. Wir erschraken jedesmal vor diesem Worte, und wirklich hat es uns das Buch endlich vor seinem Schlusse aus der Hand gerissen. In der Malerei ist die Landschaft ein Genre, in der Literatur kann sie es nie werden, aus dem einfachen Grunde, daß die Feder kein Pinsel ist. Weil nun das Interesse der Landschaft allein hier nicht fesseln kann, so bedarf eine Reisebeschreibung, welche keine höhern wissenschaftlichen Zwecke hat, durchaus der Staffage. Diese Staffage entsteht auf Reisen nur durch die Berührungen des Reisenden mit den Einwohnern des Landes, weshalb die Einführung seiner Abenteuer und Reisebegegnisse ein integrirender Theil der Reise wird; nicht wegen der darin enthaltenen subjectiven und objectiven Erscheinung des Autors, sondern wegen der objectiven der Bewohner des beschriebenen Landes. Aus diesem Grunde bedurfte die so bescheidene Einführung seiner Reisebegegnisse keiner Entschuldigung des Verf., im Gegentheil hätten wir gewünscht, daß er uns mehr davon gegeben; wir würden dann nicht ohne einen Totaleindruck des Landes von seinem Buche geschieden sein. Der einzige, welcher jetzt leise in uns auftaucht, weil die Sache selbst ihn geben muß, nicht weil der Autor sich seiner bewußt wurde, oder ihn auch nur dunkel empfand, und dessen Anlässe wir bei einer Reise in die Schweiz hauptsächlich ausgeführt wünschten, ist der Contrast der Großartigkeit ihrer Natur, des einfachen Landlebens auf den Alpen, der Unwissenheit in den Städten und abgeschlossenen Cantonen, mit dem Anflug moderner Cultur, welche der Flug aller Reisenden durch dies Wirthshaus Europas erzeugt: ein Contrast, der, kräftig dargestellt, bald ergreifend, lächerlich, schmerzlich oder verwundend sein müßte, immer aber, sowol poetisch als psychologisch, belehrend über Sittenzustände dieser Art, die, wie alle Uebergangsperioden, das Lebendigste im Leben mächtig hervordrängen und scharf hinzeichnen. Doch dazu gehörte wol ein Talent, wie das uns zu früh entrissene des Verf. der „Caragoli", ein Talent, welches die Natur so bald nicht wiederholen wird.

Eine andere Entschuldigung des Verf. für das Bekanntmachen seiner Blätter können wir eher gelten lassen, obgleich auch

sie weniger ein literarisches Verdienst als das eines guten Guide in Anspruch nimmt:

„Da ich schon früher die Schweiz gesehen hatte, so habe ich jetzt nicht eine der gewöhnlichen Reiserouten gemacht, sondern mein Augenmerk mehr auf von mir noch nicht gekannte und zum Theil überhaupt von Reisenden weniger besuchte Punkte gerichtet."

Eine Notiz über Tell's Tod, die der Verf. gibt, schien uns, als wenig bekannt, hier eines Platzes werth:

„Allmälig wird nun das Schächenthal ein wenig freundlicher. In der Tiefe zwar stets das wilde Toben des Schächenbaches, aber zur Seite artige Häuser, lachende Wiesen und herrliche Ahornbäume. Wie erquickend ist nicht nach langem Umherziehen in Wildnissen, Felsen und Schnee dies frische Wiesengrün und die Pracht eines schattigen Baumes von Laubholz; wie froh begrüßt man wieder menschenbewohnte und cultivirte Gegenden! Ungefähr am Ausgang des Thals liegt Bürglen, der Geburtsort Tell's, der bei einer Ueberschwemmung in den Fluten des Schächenbaches, indem er Andern das Leben retten wollte, im Jahre 1554 seinen Tod fand. Eine Kapelle, ursprünglich 1388, in ihrer jetzigen Gestalt aber 1582 gebaut, 1758 renovirt, bezeichnet die Stelle seines Wohnhauses und hat folgende Inschrift:

Wohl auf dem Platz dieser Kapell
Hat vormals gewohnt der Wilhelm Tell,
Der treue Retter des Vaterlands,
Der theure Urheber des freien Stands.
Ihnen zu Dank, Gott aber zur Ehr'
Ward dies Kapell gesetzet her,
Und selbe dem Schutz befohlen an
Sanct Wilhelm Rochi und Sebastian.
Ach liebe Eidgenossen, gedenkt daran,
Was Gott und die *) Alte (?) Euch Guts gethan!

Im Innern der Kapelle ist über dem Altar das Zifferblatt einer Uhr gemacht, deren Zeiger auf Eins steht. Darunter steht:

Die Freiheit wird sein von langer Dauer,
Wenn allezeit Eins zeigt diese Uhr."

159.

Notizen über Aegypten.

Aegypten bildet nicht den Mittelpunkt der Staaten des Paschas, aber seine Wichtigkeit wird es noch lange zum Centrum der Regierung machen. Die Sicherheit, deren man dort genießt, und die Leichtigkeit, mit der die Bewohner sich regieren lassen, begünstigen die Fortdauer der Plane, welche schon Mohammed Ali ins Werk zu setzen suchte, und berechtigen zu günstigen Erwartungen. Der Boden, der Fluß und das Klima sind heute noch dieselben wie zur Zeit der Pharaonen, nur die Menschen haben sich verändert und sind in einen Zustand des Elends herabgesunken, von dem man sich kaum eine Vorstellung machen kann, selbst wenn man das Häßlichste vor Augen hat, was unsere bürgerliche Einrichtung darbietet. Oft bringen die Araber die Nächte unter freiem Himmel zu, blos unter Hangars, auf Matten hingestreckt, mit Lumpen bedeckt, welche kaum ihre Blöße verbergen. Die im Dienste der Europäer stehenden Araber sind ein wenig besser gekleidet als das gewöhnliche Volk. Solcher Domestiquen gibt es eine Unzahl in Aegypten. In Kairo sind in einer einzigen mäßig großen Haushaltung oft 40 Araber, die unter der Aufsicht eines Europäers stehen. Fünf oder sechs europäische Bediente würden sie hinlänglich ersetzen. Die Frauen der gemeinern Classe sind nur mit einem Hemde von blauer Leinwand bekleidet, ein anderes Stück Zeuch, das sie über den Kopf werfen, macht ihre ganze Coiffure aus. Uebrigens gehen sie sämmtlich barfuß. Alle haben einen olivenfarbigen Teint und tragen am Kinn ein bläuliches tatowirtes Fleckchen von runder Form und in der Größe eines Achtgroschenstückes; dies unterscheidende Kennzeichen ihres Geschlechts verstecken sie zuerst beim Anblick eines Fremden. Einige schamhaftere Frauen verwenden auf ihre Kleidung eine größere Sorgfalt und lassen beim Ausgehen nichts sehen als ihre nackten Füße. Die Frauen der Wohlhabenden und Reichen gehen immer nur verschleiert aus, sie tragen Pantoffeln von verschiedener Farbe, gewöhnlich rothe oder gelbe. Ihr übriges Costum gleicht ganz den Dominos in der Carnevalszeit. Ein Stück schweren seidenen Zeuchs werfen sie nachlässig über den Kopf, das ihnen bis auf Schulter und Arme herabfällt.

In einigen großen Städten, wie Rosette, Damiette, Alexandrien und Kairo findet man allerdings bemittelte und reiche Leute, allein in den kleinern Ortschaften herrscht dafür unter den Einwohnern eine desto größere Dürftigkeit, und man findet dort größtentheils nur elende Hütten aus Lehm und Koth erbaut, zwischen denen sich ein schmaler Raum befindet, den man kaum eine Straße nennen kann. In Kairo sind die Straßen zwar auch eng, aber außerordentlich nett und reinlich. Man könnte sie Städten wie Marseille und Toulon als Muster aufführen. Die Häuser, für die Sommerzeit bequem genug eingerichtet, lassen in der rauhen Jahreszeit viel zu wünschen übrig. In den Gemächern, die nach Norden stoßen, muß man sich oft in den Mantel hüllen, um sich gegen die Kälte zu schützen, besonders wenn die Fenster nicht mit Glasscheiben versehen sind, wie das selbst bei reichen Leuten häufig vorkommt. Nirgend in ganz Aegypten findet man Kamine, um sich zu erwärmen. Die elenden Hütten der kleinern Städte lassen sich in der Entfernung kaum für menschliche Wohnungen erkennen; fast alle sind so niedrig, daß man darin nicht einmal aufrecht stehen kann. Das ganze Ameublement besteht aus einer Matte, die auf den Fußboden hingebreitet wird, einigen irdenen Gefäßen und einem kleinen Backofen. Um sich einen Begriff von den Resourcen zu machen, die das Land in Rücksicht der Alimentation darbietet, reicht es hin, zu sagen, daß zwischen Alexandrien und Kairo, in einer Entfernung von 60 Meilen (französischen) man nur auf einem Punkte, der kleinen Stadt Fona, Brot findet, nicht gutes, sondern nur einigermaßen genießbares. Anderwärts ist das sogenannte Brot nur ein elender, unschmackhafter Teigklumpen, welches den unglücklichen Fellahs (Araber, welche das Land bebauen müssen) oft noch obendrein mangelt, und dem sie selten eine andere Speise hinzuzufügen haben. Fast alle in Europa erbauten Gemüse verlieren ihre Qualität, wenn sie nach Aegypten verpflanzt werden. Wie in allen heißen Gegenden wird die nährende Kartoffel hier kraftlos und wässerig. Das Geflügel ist durchgängig mager, trocken, ohne Wohlgeschmack. Nirgend versteht man die Kunst, das Vieh zu mästen, und was die Einwohner zubereiten, entspricht ganz der Qualität der Nahrungsmittel selbst. Unweit einer kleinen Stadt am Ufer des Nils sah ein neuerlich in Aegypten reisender Franzose einen geviertheilten Büffel liegen, den man geschlachtet und auf seine eigne Haut gelegt hatte. Die Eingeweide hatte man bei Seite geworfen und ein Haufen Fleisch, das von den Knochen geschunden war, lag bereit, um in einen Sack gesteckt und aufbewahrt zu werden. Das waren die Fleischtöpfe Aegyptens.

In Alexandrien findet man eine große Anzahl von Gasthäusern, welche von Europäern bewirthschaftet werden. Auch in Kairo gibt es deren mehre. Aber auf dem Wege zwischen beiden Städten muß man in der Barke oder im Zelte schlafen, je nachdem man zu Wasser oder zu Lande reist. Dagegen findet man längs dem Ufer in den Hütten der Araber überall Kaffee, man muß ihn aber mit dem Satze trinken, weil ihn die Leute nicht anders zu bereiten wissen. Dieses Getränk, das ihre Hauptlabung ist, genießen sie aus kleinen Tassen von der Gestalt einer halben Eierschale.

150.

*) Der?

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 353. — 19. December 1835.

Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele im Lichte der speculativen Philosophie. Von Karl Friedrich Göschel.

(Fortsetzung aus Nr. 352.)

Der Verf. gibt im vorliegenden Buch: 1) eine Kritik der gewöhnlichen Beweise für die Fortdauer der Seele. Jeder derselben ist für sich unzureichend und weist aus sich von selbst auf die andern. Der Zweifel, das negative Denken, heftet sich mit Nothwendigkeit an die einzelnen Beweise, wenn sie als vereinzelte gelten sollen. 2) Ferner zeigt Göschel, daß die Beweise aus den verschiedensten Wendungen, worin sie gefaßt sind, auf drei Grundbestimmungen sich zurückführen lassen: a) auf den Begriff der substantiellen Einfachheit, der Individualität der Seele. Die Simplicität der Substanz führt auf den Begriff der Immaterialität, die Immaterialität auf die Incorruptibilität. So entsteht der metaphysische Beweis der alten Psychologie. Er nimmt auch eine theologische Färbung an, insofern der Mensch als ein Theil des göttlichen Wesens im Pantheismus oder als ein Gedanke des ewigen Gottes im Monotheismus, als eine Radiation seines Lichtes aufgefaßt wird. b) Die zweite Bestimmung ist die des Zweckes. Der metaphysisch-psychologische Beweis gibt nur den Begriff der Unverwüstlichkeit des Seelendinges, der teleologische den der Unendlichkeit! Hier ist aber zu unterscheiden *α*) der aus der Natur und *β*) der aus dem Wesen des Geistes geführte Beweis. Aus der Natur heraus wird der physiologische geführt, der seiner Form nach der analogische ist; die Zweckmäßigkeit des Naturlebens zeigt, wie immer die niedere Stufe der Bildung in die höhere übergeht, sodaß die letztere als Zweck der erstern erscheint. Für unsern gegenwärtigen Standpunkt der Erkenntniß ist unser Organismus der vollendetste. Aber nach der Analogie, z. B. wie im Vegetabilischen eine Hindeutung auf das Animalische ist, kann vorausgesetzt werden, daß auch er noch zu höherer Vollendung verklärt werden kann. Aus dem Begriff des Geistes wird der Zweck als die Unendlichkeit des Strebens gefaßt. Die Perfectibilität der menschlichen Anlagen ist aber *αα*) eine theoretische; der Mensch hat einen nie zu stillenden Wissenstrieb; oder *ββ*) eine praktische; der Mensch soll das Ideal der Tugend realisiren, findet sich aber auf dieser Erde immer in Widerspruch mit seiner Aufgabe, weshalb er eine Fortsetzung des jetzigen Lebens zu postuliren hat. *γγ*) Nur in der unaufhörlichen Befriedigung seines theoretischen und praktischen Interesses kann der Mensch glückselig sein. Der Gedanke der Glückseligkeit führt aber zum Begriff der Seligkeit als seiner Wahrheit. So endigt der teleologische Beweis im theologischen, der aus der Weisheit und Güte des allmächtigen und heiligen Gottes argumentirt. Gott hat den Menschen zur Seligkeit bestimmt; sie ist der Zweck aller Erkenntniß, alles Handelns, für dessen Realisirung auch die Natur eingerichtet ist. c) Die dritte Kategorie ist somit die der sich mit sich selbst erfüllenden Unendlichkeit des Denkens, wodurch der ontologische Beweis als der Kern des teleologischen enthüllt wird. Die Einheit Gottes mit dem Menschen, die Seligkeit beruht darauf, daß der Mensch sich mit Gott im Gedanken Gottes zusammenschließt. Das Denken Gottes trägt seine Beseligung in sich selbst. Göschel entwickelt seine Gedanken nicht eigentlich genetisch, sodaß er mit Ruhe jedes Moment erschöpfte und dadurch zum Uebergang in das folgende reif machte. Aber im Wesentlichen stellt sich das soeben Angegebene als Resultat bei ihm heraus. Er beschäftigt sich, nach den Hauptbestimmungen der Hegel'schen Lehre vom subjectiven Geist, besonders mit den Kategorien der Individualität, Subjectivität und Persönlichkeit. (Wir müssen dabei rügen, daß Göschel die engere Begrenzung des Ausdrucks Subjectivität, worunter er immer die geistige, das Selbst versteht, nicht eigens von der logischen und natürlichen unterschieden hat, denn Subject ist z. B. der Eichbaum so gut als der Mensch.) Diese Abhandlung von der immanenten Entwickelung des Geistes enthält den Beweis, dem wir vollkommen beistimmen. Die wahrhafte Einfachheit der psychischen Individualität ist das Selbstbewußtsein; die Wahrheit des menschlichen Selbstes aber ist die göttliche Persönlichkeit. Die Persönlichkeit des Geistes an und für sich ist nur Eine; die Persönlichkeit des einzelnen Geistes aber hat ihr Princip nicht in der mit der Natur behafteten Individualität, sondern in der von allen Schranken freien absoluten Persönlichkeit Gottes. Der Geist ist wesentlich Idealität. Er durchdringt Alles und ist selbst schlechthin durchdringlich. Das Bewußtsein nimmt alle Objectivität in sich auf, ohne sie äußerlich, in ihrer objectiven Realität zu negiren. Es läßt die sinnliche Existenz

unberührt. Ebenso manifestirt es sich, macht sich durch seine Thätigkeit zum Object, ohne sich in seiner, durch es gesetzten Objectivirung zu verlieren. Statt sich darin abhanden zu kommen, gewinnt es sich vielmehr. Wie es in sich der unendliche Raum für Alles ist, ebenso vermag es Alles aus sich herauszusetzen, ohne etwas von sich einzubüßen. Der Geist ist der seiner selbst und alles Andern Bewußte; die Differenz des Seins als des Objectiven und des Denkens als des Subjectiven hebt sich in ihm, dem Vernünftigen, der alle Realität als vernünftig und die Vernunft als real weiß, absolut auf. Das Sein, die substantielle, unmittelbare Individualität, das Denken, die sich mit sich selbst und allem Andern vermittelnde Subjectivität, durchdringen sich in ihm. Sie sind nicht blos eine Synthesis in ihm, eine äußerliche συναγωγή; im Gegentheil ist er ihre Einheit, aus welcher jene Differenz selbst erst hervorgeht. Die Persönlichkeit als die absolute, als die productive Einheit von Sein und Denken, ist aber unsterblich, weil das sich als Sein setzende, in sich unendliche Denken nicht durch das Sein negirt werden kann. Als sterblich müßte sie in ihrer Objectivität nicht zugleich subjectiv sein. Die Subjectivität hingegen greift über die Objectivität hin. Die Thiere sterben, denn sie haben nur psychische Individualität, sind nicht einmal des Bewußtseins, viel weniger des Selbstbewußtseins fähig. Der Mensch aber kann in diesem Sinne nicht sterben, denn der Tod, die Negation des Seins, ist keine Macht über das Denken, welches sich aus sich selbst, nicht aus den Nerven u. s. f. erzeugt. Was ist aber der Geist, der göttliche wie der menschliche, anders als Denken? Freilich ist die Entwickelung des menschlichen Geistes zu seiner Vollendung, das sich Erheben des Menschen zu Gott, ein beständiges Sterben. Aber dies Sterben ist keine abstracte Negation. Als ein Befreien von den Schranken des Raumes und der Zeit ist es ein Verklären der Individualität und Subjectivität durch ihre Vertiefung in die absolute Persönlichkeit. Insofern ist uns auch das Wie der Fortdauer nicht gänzlich verschlossen, denn es kann von dem gegenwärtigen Proceß des sich bewegenden Geistes nicht absolut verschieden sein.

Alle Zweifel an der Fortdauer des Geistes entstehen dadurch, daß man vom Sein ausgeht, statt vom Denken als dem Princip des Seins anzufangen. Das Sein als solches muß mit dem Tode endigen, denn durch den Tod allein erhält es sich in seiner erinnerungslosen Bewegung. Das Denken aber überwindet den Tod, das abstract Negative, und hebt in seiner verklärenden Erinnerung alles gewesene Dasein in sich auf. Aus der Existenz Gottes als des absoluten Geistes (nicht aber aus der Natur, wie im Heidenthum, oder der abstracten Monas, wie im Monotheismus, also nur aus der Trinitätslehre des Christenthums) folgt auch die unvernichtbare Existenz unserer Persönlichkeit. Die Individualität derselben hat freilich an der Natur die Bedingung ihrer Existenz; mit ihr beginnt die Geschichte des einzelnen Menschen. Allein die Wahrheit der Individualität ist die ihrer und der Welt bewußte Subjectivität. Der Form nach enthält sie schon die aus sich selbst anfangende, in sich selbst zurückkehrende Unendlichkeit; dem Inhalt nach aber strebt sie zur göttlichen Persönlichkeit. Gott hat dem Menschen seinen Odem eingeblasen; in ihm wurzelt die menschliche Persönlichkeit. Das Menschsein ist Gott daher so immanent, als dem Menschen das Gottsein. Gott ist nicht der Mensch, aber er wird Mensch; der Mensch ist nicht Gott, aber er wird Eines mit ihm, weil er Geist von seinem Geist und Fleisch von seinem Fleische ist, wie das Sacrament des Abendmahls uns dies himmlische Mysterium eröffnet. Es findet keine Confusion, wol aber in der Liebe zwischen Gott und dem Menschen eine Communion der Idiome statt, welche unvergänglich ist. Die Subjectivität greift in ihrer Idealität, ich möchte sagen, in ihrer Intimität mit der göttlichen Personalität, über den Tod des Leibes, dem sie ja schon bei lebendigem Leibe abstirbt, absolut hinüber.

3) Eine dritte Reihe von Betrachtungen hat sich Göschel daraus ergeben, daß er die Beweise für das Dasein Gottes denen für die Unsterblichkeit parallelisirt, ihren innern Zusammenhang, ihre Wechselstellung aufdeckt. Doch, so wahr dieser Gedanke an sich ist, so sehr hat ihn Göschel durch eine gewisse Unbeholfenheit in seiner Exposition getrübt. Die Coincidenz beider Beweise konnte viel schlagender dargethan werden. Besonders hätte dabei auch auf die verschiedenen Religionen reflectirt werden müssen, weil eine jede den Beweis für die Existenz Gottes wie für die Unsterblichkeit der Seele auf andere Weise führt und nur das Christenthum auch hierin eine Totalität offenbart, welche die einseitigen Beweise der andern Religionen, die teleologischen des Heidenthums, den kosmologischen des Monotheismus, in seinem ontologischen aufhebt.

Es fragt sich nun weiter, ob man diese Entwickelung als eine solche ansehen kann, welche mit den Principien der Hegel'schen Philosophie übereinstimmt oder nicht?

Göschel hat am Schluß seiner Schrift eine Sammlung von Stellen gegeben, welche Hegel selbst über die Unsterblichkeit sprechen lassen. Doch sind sie alle mehr oder weniger ungenügend und können noch dem Zweifel Raum lassen, was auch der Sammler durch hinzugefügte Commentationen selbst eingesteht. Uns scheint die Hauptsache, daß man das Verhältniß der logischen Idee zur Idee des Geistes gehörig auffaßt. Hegel's Philosophie hat allerdings kein Princip, aus welchem als einer abstracten Voraussetzung ebenso abstracte Folgerungen gemacht würden. Das Sein des logischen Anfangs ist kein substantielles Princip. Aber sie hat ein Resultat, welches sich als absolutes Princip, auch des reinen Anfangs, als Basis der logischen Idee offenbart, nämlich den Begriff des absoluten Geistes, der sich auch als die Wahrheit der Natur, als ihr Schöpfer manifestirt. Die logische Idee an sich ist nur die abstracte, die nur gedachte, nur im reinen Denken existirende Wahrheit. Sie ist nur der Begriff der Vernunft, das System ihrer Kategorien. Die Natur ist nicht blos vernünftig oder vernunftgemäß, d. h. hat nicht blos die Totalität der reinen Vernunftbestimmungen in sich, sondern lebt auch in ihrer Mannichfaltigkeit und Aeußerlichkeit ein qualitativ specifisches Leben.

Der Geist ist in seinem Dasein als endlicher durch die Natur bedingt, sowol nach seiner Zeugung als nach seiner Erhaltung durch die Ernährung. Allein das Princip des endlichen Geistes ist nicht die Natur, sondern der absolute, in seiner Unendlichkeit unendliche Geist. Gott ist die absolute Totalität, Schöpfer des endlichen Geistes und der Natur. Die Vernunft an sich ist noch nicht der Geist; allerdings ist der Geist wesentlich vernünftig, aber die Vernunft an sich ist nur sein abstracter Begriff. Da nun Hegel's System mit dem Begriff der logischen Idee anfängt und von da zur Natur fortgeht, so hat man gemeint, die Idee als solche sei der positive Schöpfer der Natur, während es in ihr nur bis zum Begriff der Schöpfung kommt. Und da es von der Natur zum Geist fortgeht, so hat man gemeint, es könne Hegel keinen persönlichen, über der Geschichte und Natur in übergreifender Subjectivität schwebenden Gott haben, sondern der menschliche Geist in seiner Allgemeinheit, der Weltgeist sei sein Gott; die Individuen würden geboren und stürben, denn es sei das Schicksal des Endlichen, zu Grunde gehen zu müssen. Aber man vergaß dabei, was Hegel so oft einschärft, daß erst das Resultat die volle Wahrheit, den wahrhaften Anfang gibt. Dies Resultat ist der Begriff des göttlichen oder absoluten, sich als alle Wahrheit wissenden Geistes. Der menschliche Geist ist als einzelner freilich endlich, allein als Geist, als zur Freiheit bestimmt, als ein ihm selbst offenbares Verhältniß zu Gott habend, ist er nicht weniger unendlich. Und diese substantielle Unendlichkeit, diese in sich ewige Innerlichkeit ist die Wahrheit seines Endlichseins.

Hält man also fest, daß in der Hegel'schen Philosophie der absolute Geist das absolute Prius des endlichen Geistes, der Natur und der Vernunft, ihr productiver Grund, ihre Totalität ist, so wird man Göschel das Zeugniß geben müssen, daß seine Beweisführung consequent aus dem System entspringt. Wenn Fichte und Weiße ihm den Vorwurf der Inconsequenz machen, wenn sie mit Anführung von Stellen aus Hegel behaupten, daß bei ihm der logische Begriff Alles sei, in dessen abstracter Nothwendigkeit jedes frische, concrete Leben, alle Individualität, alle freie Persönlichkeit rettungslos umkomme, so muß man behaupten, wie hart es klingen mag, daß sie Hegel nicht ganz verstanden haben, denn selbst in der Logik kommt der allgemeine Begriff der Freiheit und des Lebens vor. Sie natürlich können bis jetzt nicht anders, als ihren Misverstand für den wahren Verstand, die entgegengesetzte Auffassung aber für Misverstand und willkürliche Deutung erklären. Daß sie aber ihren Einwürfen einen großen Anschein von Wahrheit geben, daß sie sogar Stellen aus Hegel für sich citiren können, liegt darin, daß die logische Idee allem Natürlichen und Geistigen immanent ist. Macht aber diese Allgegenwart sie zum Princip? Schließt die Immanenz des Logischen die qualitative Differenz des Natürlichen und Geistigen von sich aus?

(Der Beschluß folgt.)

Oestreich unter König Albrecht II. Von Franz Kurz. Zwei Theile. Wien, Kupfer und Singer. 1835. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. spricht sich in der Vorrede über Absicht und Zweck seiner Geschichte dahin aus, daß er dadurch zu einer allgemeinen Verbreitung der Kenntniß der vaterländischen Geschichte habe beitragen und dem künftigen Geschichtschreiber einer allgemeinen Geschichte Oestreichs sein Geschäft und Unternehmen habe erleichtern wollen. Ueber den Standpunkt, von dem er dabei hauptsächlich ausgegangen sei und sich habe leiten lassen, spricht er sich ebenfalls in der Vorrede dahin aus: „daß er zwar wol habe irren, daß ihn aber keine Rücksicht habe bestimmen können, mit Vorsatz die historische Wahrheit zu verletzen; denn irren, sei menschlich, aber die Wahrheit geflissentlich verdrehen oder verschweigen, sei ein wildes Vergehen wider die Heiligkeit der Geschichte“: — ein ebenso richtiger als wahrer Grundsatz; und wir müssen Hrn. K. das Zeugniß geben, daß er wirklich seinem Grundsatze durchgängig treu geblieben und sich als ein unbefangener, wahrheitsliebender Berichterstatter erwiesen hat. Seine Geschichte ist ein sehr vollständiges, treues und wahres Gemälde einer höchst trüben, verworrenen Zeit, die durch fortwährende Bürger- und Religionskriege zerrüttet ward. Selten nur tritt die eigne Ansicht und das eigne Urtheil des Verf. über Personen und die verworrenen Händel, Fehden und Kriege jener traurigen und finstern Zeit hervor; aber wo es hervortritt, spricht es sich meist unbefangen und ruhig, zuweilen aber auch auf eine höchst kräftige, ja derbe Weise aus, die oft die nothwendige geschichtliche Würde in der Darstellung und Beurtheilung verletzt, die ein Geschichtschreiber stets selbst in Bezug auf die verworfensten Personen beachten sollte. So wird im zweiten Theile des vorliegenden Werkes S. 264 in Bezug auf die Gemahlin Kaiser Siegmund's, Barbara, geäußert: „sie sei ein verrufenes, schamloses Weib gewesen; die Ehrsucht der Nichtswürdigen sei dadurch, daß sie ihr Gemahl in Prag habe krönen lassen, noch mehr angefacht worden; sie habe die Kronen Böhmens und Ungarns an sich reißen wollen, um sie einem jungen Bräutigam als Lohn des Opfers anzubieten, das er durch Darreichung seiner Hand „einer alten Buhlerin“ gebracht haben würde.“ Wiewol sich in diesen und andern ähnlichen Ausdrücken ein löbliches Sittengefühl nachdrücklich und unumwunden ausspricht, so sind sie nichtsdestoweniger gegen die Würde der Geschichte, und hätten daher billig vermieden werden sollen. Denn der Geschichtschreiber hat vornehmlich zwei Hauptgrundsätze zu beobachten: vollständige Darlegung der vollen, reinen Wahrheit, Beachtung der geschichtlichen Würde. Davon jedoch abgesehen, ist das Werk fast in einem chronikartigen Ton und Styl abgefaßt; einfach und ohne rednerischen Schmuck werden die Begebenheiten und verworrenen Händel jener trüben Zeit erzählt, die Umstände, Anlässe und Verhältnisse dargelegt, die Streitigkeiten, das Recht und Unrecht der Parteien und Personen geschildert und erwogen. Wo sich eine gewisse, fast unvermeidliche Parteilichkeit und Befangenheit zeigt, da ist es mehr unabsichtlich und unwillkürlich als bewußt und absichtlich, sodaß wir dabei an des unsterblichen Schiller inhaltschweres und tiefbedeutsames Wort erinnert werden: „Schade nur, daß Menschen und nicht Engel die Geschichte schreiben.“ Eine solche menschlich-unwillkürliche und natürliche Befangenheit spricht sich in der Ansicht und Beurtheilung in Bezug auf das ebenso unlöbliche als unkönigliche Benehmen König Siegmund's und über das Verfahren des konstanzer Conciliums gegen Huß aus, das er nämlich nicht blos entschuldigt, sondern selbst zu billigen scheint. Der Bruch des dem unglücklichen Huß feierlich und förmlich ertheilten königlichen freien Geleits bleibt immer eine höchst tadelnswerthe unkönigliche Schwäche und Handlung Siegmund's, die in keiner Hinsicht gerechtfertigt und gebilligt werden kann, ja sich kaum entschuldigen läßt, wenn man auch nicht umhin kann, dem Verf. zuzustehen und einzuräumen, daß der Kaiser Siegmund zu dieser unköniglichen Handlung durch den allgewaltigen,

sonalität berschieden beurtheilt worden ist, so kann es leicht befangen war, jedoch einer Schwäche und durch seine unbedingte Ergebung einem verderblichen Einflusse, zu hingegeben war. Aber wie Gluck, wie er an Gluck verdiente und verdient hat, das nimmer ihm Niemand zu unwiderlegen Zeugen, als den gegen Gluck in Rendsburg erschien Broschüre und seine Uebersetzung jenes Gluckwunsch unverdächtigen Zeugnisses, der bei 1415 Bürgern, Bürgern und Einwohnern unterschrieben worden, sind die Bürgermeister Kaiser Altgrafen II. Herrenberg und die Bürgermeister Kaiser Altgrafen II. Herrenberg und die Bürgermeister und Rathsherren war, wenn sie Bürgermeister, Gluck aber erwirkt sich Dr. R. in seinen Aufsätzen und Broschüren über Herrenberg entgegen Gluck durchaus gerecht, sollte auch auf ein Urtheil anderungen, weil entschieden und mit großer Strenge, und Niemand, und es schon und unbarmherzig in Bezug auf Kaiser und Regierung, und wenn auch die Gnaden unter der genommen werden sind, dadurch, daß sie Gnaden und seiner Regierung — wenn auch nicht unbedingte sie nicht, sondern bedingte Ergebung aus —, sondern aus einer Art von Dankgesinnung heraus, die geschehen und die Gnaden, die Gnaden, Gnadenakte, Gnadenakte der Gnade der Gnaden, Gnadenakte, Gnadenakte, Gnadenakte

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 354. — 20. December 1835.

Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele im Lichte der speculativen Philosophie. Von Karl Friedrich Göschel.

(Beschluß aus Nr. 353.)

Wir erlauben uns noch einige Bemerkungen über die Art und Weise, wie Göschel seine Aufgabe gelöst hat. Wir können voraussetzen, daß Jeder in seinem Buch eine Menge geistreicher Gedanken, feiner Combinationen, treffender Ausdrücke, einen heiligen Ernst für die Sache, ein ausgezeichnetes, so vielfach bewährtes Forschertalent anerkennen wird. Dazu hat Göschel in seinem Verhalten nach außen etwas so Liebenswürdiges, daß man für ihn eingenommen werden muß. Diese Anerkennung darf aber nicht zur Schmeichelei werden, ihn mit seinen Mängeln unbekannt zu lassen.

Zuerst vermissen wir an ihm die zusammenfassende Weite des Denkens. Aus den Ansätzen zu größern Entwickelungen fällt er überall schnell in Einzelnheiten herab. Er vermag keinen umfangreichen, organischen Plan zu entwerfen. Er möchte es wohl; das sieht man aus seinen wiederholten Anstrengungen; allein es gelingt ihm nicht. Unaufhörlich geht er von einem Beweise zum andern, von einer Nuance zur andern ohne rechte Klarheit, ohne logische Ordnung über. Eine Vermischung von Bestimmungen, welche bei Hegel durch den streng dialektischen Gang viel deutlicher auseinandergehalten werden, ist die unausbleibliche Folge dieses unsystematischen Verfahrens gewesen, z. B. daß der Begriff der Seele, das unmittelbare Ineinandersein des Geistigen und Leiblichen, nicht gehörig entwickelt wird, worauf doch für den Begriff der Auferstehung so viel ankommt; Göschel spricht oft vom Leiblichen, wo er nur das Psychische meint. Auch Geist und Vernunft identificirt er nicht selten, während bei Hegel das Vernünftigwerden des einzelnen Geistes, das subjective Erfassen der Vernunft nur den Uebergang zum Begriff des Geistes macht. Göschel weiß sehr wohl, was die dialektische Methode fodert. Er will nicht blos Versicherungen geben, er will seine Behauptungen durch den Beweis rechtfertigen. Auch zeichnet er sich die Spur vor, die er im Beweise zu gehen hat. Allein bald ermattet er und fällt in die Schlaffheit des Erzählens, wobei er sich schon in manche Angewöhnungen verrannt hat, z. B. das Erste ist, das Zweite ist, das Dritte dazu ist; — jetzt ist das so und so; — das A und O ist; — es bietet sich uns zunächst dar; — das Weitere ist; — ferner u. s. w. So dankbar es auch aufzunehmen ist, wenn der Verf. dem Leser durch solche Fingerzeige freundlich forthilft, so ist doch der innere sich selbst bestimmende Fortgang der Sache Das, worauf es ankommt. Da nun Göschel diese freie Methode beabsichtigt, ihr aber noch nicht völlig gewachsen ist, so entsteht dadurch etwas Gedehntes, Ermüdendes. Uns dünkt, daß die gegen Richter geschriebenen Artikel frischer, bündiger waren.

Göschel ist aus der Betrachtung des Gegebenen, der Bibel, des Corpus juris und preußischen Landrechts, der Göthe'schen Dichtungen in die Philosophie hineingekommen. Auch die Philosophie wurde ihm gegeben. Daraus erklärt sich seine Manier. Er ist ungemein geschickt in der Combination aller jener Stoffe; er überrascht damit oft. Allein einen Gegenstand ganz rein, ohne eine literarische Beziehung, ohne eine Bibelstelle, eine Göthe'sche Devise oder ein Hegel'sches Philosophem anzuschauen, ihn frei aus sich, unbekümmert um alle Folge für Bibel, Göthe und Hegel sich entwickeln zu lassen, wird ihm sichtbar schwer, wie sehr er auch darnach ringt. So fällt er denn immer aus Einem ins Andere, zerreißt einen Zusammenhang in kleine Paragraphen, in aphoristische, nur im Allgemeinen zusammengehörige Reflexionen und stört den Gedankengang durch ein unruhiges Umherblicken. Er gleicht einem Fechtenden, der mit den Augen nach einem Anhalt umherschweift, wodurch ihm der Rücken gedeckt werde. Auffallend wird diese Schwäche besonders bei seiner Betrachtung des geschichtlichen Materials. Auch eine nur flüchtige Erinnerung an die Geschichte der Philosophie, Theologie und Poesie mußte eine gewisse Folge, gewisse durchgreifende Wendepunkte beobachten. Jetzt ist dieser Punkt ungenießbar und wirkungslos durch das Ganze verschleppt worden, bald des Platon, bald des Dante, Spinoza, Aristoteles u. s. f. erwähnt. Freilich ist auch so noch unendlich mehr geschehen, als von der neuen hochfahrenden Schule Schelling's, welche, um zu der wichtigen Frage doch auch ein Scherflein zu geben, durch Hrn. Beckers' alte Sentenzen noch einmal urtheillos aufwärmen läßt. Vergangene Gedanken blos wiederabdrucken zu lassen, heißt das historische Princip wirklich aufs Aeußerste treiben; denn ob Hr. Beckers jene Sentenzen auch wie-

der gebracht hat, scharfsinnig, aber es kommt mir doch Dreuten unterschieden haben würde.

Aus der Gewohnheit, sein Denken mehr als Nachdenken zu Gegenstand anschaulichen, statt es festhaltung in eigenem Sinnen sich ergießen zu lassen, ist Schicksal auch bei Spinozas verflossen. Da er mehr einer Absicht Haltung der Darstellung mehr strebt, als sie wirklich thun besitzt, so hat er wenig Zeit, noch Kraft genug zum ästhetischen Reflectiren übrig. Er kann bei Fassung seiner Theorie mit bildungenden Augen noch gehen anderen streben. Zeiten übrigens Denker hat auch gewisse Eigenthümlichkeiten, denn wer hierin die Sprache weise in Ermangung zu finden, sich so dann um mussten behauft: dass Schicksal vermochte dieses seinen Sinnen nicht. Allein bei dem Philosophen wird der Mangel immer auf der Seite des Gedankens liegen. Daß die Sprache oft die glücklichsten Gleichungen kannte dar, wird ihn höchste interessiren; aber er wird auf solche Entdeckungen nicht Fleiß machen, weil damit irgendein die Freiheit des Denkens beeinträchtigt wird. Man schätzen Philosophen als das auch Wortmenschen. Gedicht sind von einer tiefen Bedeutung, nicht zum, sie sprechen sein und ist in dieser Schrift einmal mit dem Wortmenschen. Das reiche und Ein-drückte sind der Beschreibung sein gefallen. Entweigle weiter hinzu mitgiger gewonnen. Diese Wege kann einmal sie erfahren. Dieses man aber an Fleiß von den Denker des Worten, welche vorzüglichen Natur, wie die Sache noch Wortsprachen ein ursprünglich Buch werden Denken weiteren abhängigen. Diese Grundsätzen, pflegen kann, so wird man unsere Bemerkung zeitig finden.

Jeden deutlichen Denker wird seinen Phantasie haben; er wird sein Gedanken auch in bildlichen Form vorstellen können, der geniale Denker wird sich darin durch Gedanken, Bilder und Abwägungen von Dichter zu nähern können. Allein die Philosophie ist nicht Poesie; die Ziele i. A. Gedanken bei Gedanken, nicht die Gedanken der Vorstellungen sich durch sie und in den Worten, weshalb der Philosoph mit Bildern sparsam sein muß. Im vorliegenden Werke hat Spinoza darin zuweilen zum Maß zu halten verfehlenden. Die Vorrede ist eine wenige Episteln mit Bildern, worin weder wahrheit erkannt noch verständlich werden kann: in der Geometrie selbst aber weist man entgegen mit Klarheit und Fasseinen Gedanken und Vorstellungsweise.

Wer nun Schicksal sich hoch anschauen, ist, daß er, bei seiner Neigung zum Grübeln, in seiner Denkweise Fassung noch nicht weiter gegangen ist, als man vermöge tigenweise gehen kann. Er hat gezeigt, wie das Denken Raum und Zeit zugist, wie die Freiheit des Vorstellens sich aufgiebt und die Unterschiedlichkeit aus dem Begriff des positiven Seins abgeleitet werden könne und müsse. Innerlich stimmt er mit Leibnitz, propositive Sätze zu, daher aber doch ganz concreten Denken zurück. Der Sinn jener Sätze hat gewonnen, die einschränkenden Sätzen bleiben in unserer Kenntnisse und weiten und wichtige nützen, als wie bekannt. Welche hat den Gottesschluß hervorgerufen — diese Verwandtungen sind nun auf ewigen Sie für Gottes, wenn Wahrscheinlichkeit nie zur vollenden Wahrheit werden kann.

Wie einfachen der Wissenschaft nicht, daß sie auf einem Extremen und andere sein und sich in Zeiteinen über das Zweifeln weiter, welche mit Schicksal Prunk so leicht, so weglebt und vorübergeeilt aufgenommen sein.

Die Idee, die Natur, den Geist, die Vernunft kennen wir, unser Gegenwort ist übergeben an Wissen und unmöglichen an den menschlichen Aufgaben für Wissen und Handeln. Darauf und insgemeinen mit aller Kraft, ist unsere heilige Pflicht. Was aber hinzu, sein werde, haben wir nicht abzumessen. Obrigkeit hat auch nicht unendlich Lage, und Wissen ist immer eine Frage bahe. Welche aber auch weiter wissen wollen, als sie sollen, die werden sich hüten in die Unendlichkeit Freiheit allen Vorgehen entnommen und ruhig in Gott zu sehen beschäftigen, welche sich mit den Endzielungen der ethischen Lehre, mit der Letztbestimmung des Menschen Geistes, mit der Topographie und Statistik von Himmel und Hölle beschäftigen, die werden sich auf einen den Finden, welche sagen, was werden wir essen und trinken, und die Kleider werden wir anziehen! Das ist nicht Himmel, Religion, Gottesdienst, sondern Aberglaube, nicht Vernünftige Kraft, sondern Aufklärung. Wieder der Wissenschaft, Philosophie, Religion, beim Prunk, und am meisten Wissenschaftliche stehen in Gedanken Leben und Sein. Gedanken ist mehr Sinn, Philosophie, enthalten Sinn. Gedanken ist mehr Sinn, Philosophie, enthalten Sinnlichen Denkinnlichen Anfangen haben müssen, den als Weise Sinn, Gedanken ist mehr Sinn, Philosophie, enthalten Sinnlichen Sinnes, das gefühl mit verweilen und unterstützt unterstützen, und bei mir werden verstand werden von einer Sinnlichkeit, Sinnlichen Sinnes.

Beiträge einer Materialien. Werken. Gießen. 1835.
16. 15 Gr.

Mittheilungen! Wenn man das mit uns, abgeschieden, allgemeine Wesen, das in Gott ist, und das Wesen, das in Gott ist, und Theorie und auch dem „Wesen da in unserer Welt, das in Gott ist, und das in Gott ist, und das in Gott ist, das in Gott ist, das in Gott ist,

gefangen, der Mann war so toll wie Orlando, „Tollpflug-Hans“ und so fand wie Dieser, und trug einen Rosenkranz, der unter Meilionen beispiellos Erfindung, worin man, und schwind Schüsse, so wenig wie Perlenschnur — und dieses Ding schien nöthig sich auf einen Wanderungszug an einer solchen Kleider, block weit es den andern Tag seinen Schneider die Rechnung bezahlen sollte. Wenn dieser tragisch wahnsinnige Mann den Rosenkranz sah, so wurde ich nicht, wo man ihn fand, aufgehoben hat.

Die wenigsten Besuche sind so, daß sie wiederkommen, als für auf den ersten Blick anziehen. Sie sind immer noch weit besser als viele andere, und wir sind froh, sie nicht ganz verloren zu haben. Wenn sie ganz politisch wirken.

Zweifelhaft ist der Gesundheit und Wirken ein Feind alter Empfindsamkeit. Er schafft keinen Gedichten zwei Wirkt von Gleiche vorzeig, und wer, das andern nach den Zeitschriften gelegt, scheint so alle gegründeten die Kranke und Verlierende des unerwünschten Besuches haben. Ob, Leonore!

Und das unbedeutende Weib hat ich mir noch gestalten, es werden.

Aus der Gedichtsprache, aus welchen Gedichten besonders.

Nr. 2.

Wollen immer mehr Feuer
Mag man köstliche Reisen bringen!
Wenige haben es bemerket,
Und wer klar und Gedichte liegen.

Es ist gewöhnlich wenige, die Gedichten Poesie sich recht sehr beschwerlich, ins Mängen, wenn dieser Wirkung Mensch ganz wichtig ist Gedichten, sich heute weniger nicht sind. Je weiter Dingen, ist hier und ist dabei nur gelungen; ungeübte wie Kategorie, wenn es sich Bilder bereits, wie in Gegen Poesie Gedichten sind. Manche Jünglichen sich liegen einfach, wenn sie Gedichten zu thun sollen Gedichten Gedichten, wie Mängelwesen sich Gedichten, wenn sie Gedichten Gedichten Mängelwesen sich vorzüglichen sind, wenn sie Gedichten Gedichten Gedichten Gedichten, wenn sie Gedichten Gedichten Gedichten Gedichten, wenn sie Gedichten Gedichten Gedichten Gedichten

Zeugs daß mit Kohlt abgehen, noch zuvermuthet werden, solche Bandschreiber von der Zahl zu meiden?

Noch eine Klage, die dem Musenalmanach zum öffentlichen Vorwurf gereicht, daß nicht zureichsprechen werden. Zugestanden, daß vor sich in den speciellen Klagen verstehen und daß sie dem Zeitgeist, wenn sie sich auch — denn den Mann ist nicht eine specielle Gewandtheit — kann auch wenn gelingt. Aber weil es eben vorzugsweise mit seiner Wahrnehmung zu Lindel- hoff Bildes ergreifen zu haben scheint, so muß den bewundert gemacht werden, daß sie, obwol sie sich auch immer in gewisse ten bedächtigen gründlichen Stimmungen, wo Muse sie findet, sich nicht oft kommen, ganz allerliebst sich und redirt, doch zwei Mal gewaltig verwirren ist. Der bezeichnete Zeitschrift kommen der klage Dichter soweit zu seinen jungen wie in seinen alten Jahren nicht schlecht: sie sich sprechen sich und von der Zeit her, wo er in der Laube zu Gesprächen mit Heinrichen den Geiger Fidelin, und wenn sich in Hainbunds Zeit, wo Boie, Hölty oder alle Frage erwuchs an Vierschlechte ist. Ja kann es nicht ohne Lachen, wenn Schreiben wir „Komme ich wieder? Ja! Jungen Bull im Grünen", „Blinderlich" und „Ehrist der Freiheit" kommt all einer Schlacht, in denen sie Blut- Ehre, die seiner Blumen und noch seinem Bilder, die Jugend und in Schlachten der Musen spielen, die sie nur sich jeder recht wörterlich greifen, und in den Nachklängen zur sich die Farbe und Erinnerung. Deutlich vergleichen Dichtkunst, wie gar zu sehr nach der Jugendzeit Dreistigkeit schwerden und seinen sich ein Bild bei den Musenstellen finden, wo sie seine den Deutschthum: „Heilig deutsch", „Ehr gern", „Deutsch", „Ehrlich" wenn man? Bei weiß wie sich Jugendlichkeit, wenn sie sich der altdeutschen Jünglinge ist mit ein Gleid treten Deutschthum und Liebe. Die deutsche Treue ist von jeher eine Hauptsache der edleren Gesitte, Vorzüglichkeiten, heilige Gleichheit, Übereinstimmungen und Jugendlichkeit, und sie sind, wie Alles sein, denn Gott will auch den Gegensatz, aber wenn sie Übereinstimmen zerstören und im Jahr 1815, in dem Jahr der Heiligen Kämpfen und der entsinnlichsten Erinnerungen, selbst sich Zerreißen. Die Freiheit ist ein abgeschlossenes, als wenn es Gleichheit.

Mit Gleichgesinnungen und verbindlichster wäre es, wenn der Musenstadt, und dem ich bei seiner freien Zweifeln machen will, von den Schlichtesten Männer stehen und sich dem heiteren, meinen Beschäftigen zuwenden wollte, daß mit solchen Persönlichkeiten Gleichgesinnungen sind und wenn es ihm offenbar nicht an Empfehung fehlt. Seit Ernst von Schlabrendorf seine „Deutschen Briefsteller", welche mit den Jahrgängen 1815 von dem Ich, bis ins 19. Jahrhundert berühmt und bindungsvollen, herausgegeben hat, ist ebenfalls die deutsche Literatur in Wirklichkeit ihrer Ernst erneut zerstreut geworden. Zu Anerkennung hat eben Schlabrendorf sich in seinen Briefen und dem Buch seine „Schwanz" (S. 56):

Wird ich treiben, daß so traget?
Ich, wenn dem ich schwer und voll!
Ich, ich kann's in mich erfragen,
Meinen Blicken kommt ich sagen,
Wird ich von den Schwein sich.

Morgen heiß, wenn heut die Sonne
Heiß im Zenithe steht.
Ich, dann werd' ich mich verstehen,
Heiß Klingt's durch Thor und Straßen,
Dich von Schmerz mein Herz schwingt.

Wie wird ich mein Herz schlagen,
Dich ich kann es fühlen nicht.
Ich mein Gehirn ich bei Leben,
Ich mein heiteres Jugendleben
Kann' ich an der Brüsten hin.

Wird ich Wunder auf der Wiese,
Wenn ich Blumen um mich blühen,
Denke, daß ich meine Liebe,
Denke, daß ich meine Küsse
Meinen meiner Liebe daß.

Wenn ich jemand Lust verweinen,
Daß ich schenkt ungerne,
Wenn ich mich an Herz gehenne,
Wenn ich mich an Liebe schämen,
Denke mir daß Herz ungeheuer.

Wenn ich Freiheit Liebe,
Und so Gleid stimmt gesinnt,
Wenn ich Freiheit Liebe,
Ein Kind nicht so blühen
Und so Gleid stimmt gesinnt.

Das klingen deutlich! „Freiheit" ist eine innige Verbindung von Gleichheit und Jugendlichkeit, und wenn sie sich Jugendlichkeit von der Jugendlichkeit Deutschthum verwandten, es schlagen doch endlich die Stunden, wo sie sich wieder Jugendlichkeit und Freiheit von Herzen verbinden, auch Jugend und Heere, und die deutsche Treue sich aufgerufen hat. Ich wünsche, daß die Jugendlichkeit, wenn man in dem Schoos und jüngsten Gewande, daß nur die deutschen Bücher schmücke sich, pünktiger Schriften wiederkehren.

Notizen.

Nach den neuesten Staatsverzeichnissen über das Österreichische Finanzwesen ist in den jüngsten Jahren ein günstiges Resultat eingetreten, und hatte im Jahre 1834 1599 Einnahme, 69 Ausgabe, 1530 Mehreinnahme. Die Einnahme des Jahres 1835 betrug im Ganzen 3084 Millionen und überstieg um 64,293 Gulden, die Ausgabe 1853 Millionen, und überstieg um 11,690 Gulden. Außerdem hat das verwichene Jahr 45 Millionen und 144 Gulden, für die Amortisation zu Tilgung bestimmten Fonds zu Gute bei Jahren 1834 54 Millionen Gulden, und 1835 Millionen, in diesen Schuldigkeit Gulden, die 6 Gouvernements enthält, betragen sich 9 Millionen. Auf den innerhalb Gulden waren im Jahre 1834 Millionen und 456 Gulden, und bei zu Gunsten 54 Jahren und Millionen und 288 Gulden, zu Ausgabe 60 Jahren und Millionen und 834 Gulden, zu Ausgabe 60 Jahren und Millionen und 834 Gulden, zu Ausgabe 60 Jahren und Millionen und 834

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 355. — 21. December 1835.

Viermalige Reise durch das nördliche Eismeer auf der Brigg Nowaja Semlja, in den Jahren 1821—24 ausgeführt vom Capitain-Lieutenant Friedrich Litke. Aus dem Russischen übersetzt von A. Erman. Berlin, Reimer. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr. *)

In der gegenwärtigen Zeit herrscht nicht allein unter den Geographen, sondern unter dem wissenschaftlichen Publicum im weitern Sinne wol nur Eine Meinung in Bezug auf den Umfang und die Wichtigkeit der Entdeckungen, welche in den höchsten Polargegenden noch möglich sein dürften. Die Ueberzeugung wird immer stärker, daß nur ängstlichste Sorgfalt in der Ausrüstung und Wahl der Mannschaft, Ausdauer und Muth, Erfahrung und Geistesgegenwart, die auch in den besten Seeleuten nicht leicht im erfoderlichen Maße vereinigt angetroffen werden, den arktischen Expeditionen einen günstigern Ausgang verheißen können; daß aber, auch dann, wenn der menschlichen Vorsicht das nicht immer treue Glück zur Seite tritt, die Ausbeute so gewagter Züge keineswegs im Verhältniß zu den erfoderten Opfern stehe. Der Entdeckungen, welche der Geist der Forschung in der Mitte einer erstorbenen Natur zu machen im Stande ist, sind überhaupt wol nur wenige, und auf keinen Fall stehen sie im Vergleich zu denjenigen, welche in den mildern Gegenden der Erde auch den spätesten Generationen unerschöpflichen Stoff der Untersuchung zu liefern verheißen. Wenn der Glaube sich immer lauter ausspricht, daß wir gegenwärtig so ziemlich Alles wissen, was der Mensch in der Nähe der Pole zu ergründen vermögen wird, so lange nicht besondere Einflüsse, die kaum mit Sicherheit zu erwarten sind, ihm dort ein mit seiner Organisation verträglicheres Theater bereiten, so verdient darum unsere Zeit keineswegs den Vorwurf der einseitigen Selbstgenügsamkeit, die aus dem Halbwissen zu entstehen pflegt. Beweist doch selbst die letzte Reise des Capitains Roß die Wahrheit des Gesagten; denn ungeachtet der Länge seines Aufenthalts zwischen dem ewigen Eise, seiner unermüdlichen Ausdauer und des Glücks, das ihm unverkennbar in vielen Fällen begünstigte, hat er unsere Bekanntschaft mit der Natur jener traurigen Gegenden nicht um Vieles vermehrt. Er vermochte dieses nicht, nachdem er selbst, Parry, Scoresby u. A. in den neuesten Zeiten jene Gegenstände bereits fast erschöpft hatten, über welche uns außerdem die Berichte der Seefahrer seit der Mitte des 16. Jahrhunderts verhältnißmäßig reiche Materialien geliefert hatten. Sind nun auch die letztern nicht immer sehr zuverlässig, und haben ihre Verfasser, durch den Umfang des damaligen Wissens beschränkt, eine Menge von Dingen und Erscheinungen mit Stillschweigen übergangen, welche gegenwärtig Stoff der Untersuchung werden konnten und geworden sind, so beschäftigten sie sich doch mit dem Zugänglichern um so eifriger und erschwerten dadurch ihren Nachfolgern um so mehr die Beschreibung der eignen Reisen, je mehr dieselben der Wiederholung allbekannter Dinge abgeneigt waren und je weniger zahlreich die Materialien überhaupt sind, welche auch dem bessern Beobachter sich zwischen den Eisschollen eines nebeligen Meeres darbieten. Auf diese Weise entsteht die Einförmigkeit der neuen Berichte arktischer Reisender und die Geringfügigkeit der wissenschaftlichen Ausbeute, mit welcher sie endlich vor der Welt auftreten, die freilich nicht immer erwägt, daß dieses Wenige unendliche Mühe gekostet und daß jeder Schritt des Vordringens neue Kämpfe erfoderte. Die Erkenntniß der verhältnißmäßigen Unnützlichkeit jener Expeditionen drängte sich nach und nach dem Wissenschaftlichsten auf, und daher entstand endlich auch die Abneigung der Regierenden und Privaten, sie ferner zu unterstützen. Die Entdeckung einer Insel, welche so von Eis überschüttet ist, daß es lange Zeit zweifelhaft bleibt, ob sie vielleicht nur ein auf eine Untiefe gelaufener Eisberg sei, die astronomische Feststellung der Lage einer Landspitze, welche vielleicht in einem Menschenalter kein Seefahrer wieder erreicht, weil grade die günstigen Nebenumstände nicht wieder eintreten, die einst für wenige Tage das Eis dort wegtrieben — solches ungefähr sind noch die wichtigsten Ergebnisse, die von erneueter Beschiffung der Meere jenseit des 75. Breitegrades sich erwarten lassen, indem unter den Einflüssen jenes Klimas die Thätigkeit des Forschers in dem einzigen Ausbeute versprechenden Felde, demjenigen der Physik, so beschränkt wird, daß wir der Lösung mancher ihrer Räthsel, wenigstens von jener Seite her, umsonst entgegensehen werden.

*) Bildet den zweiten Band der von Heinr. Berghaus herausgegebenen „Cabinetsbibliothek der neuesten Reisen ꝛc.", über deren ersten Band wir in Nr. 300 d. Bl. berichteten. D. Red.

Die Versuche, eine Durchfahrt nach China und Indien, bald in der einen, bald in der andern Richtung, allein immer in der Nähe des arktischen Kreises zu entdecken, waren alle so höchst unbelohnend ausgefallen, daß man besonders die Umschiffung der Nordküste Asiens seit langer Zeit als Mittel zu jenem Zwecke aufgegeben hatte. Die zunehmende Kenntniß der Polarmeere lehrte es deutlich, daß aus der wirklich aufgefundenen Durchfahrt kein wahrer Nutzen sich ergeben könne, und deshalb wurde die Aufklärung über jenen Gegenstand der Lösung eines geographischen Problems gleichgestellt, mit dem man sich nur aus wissenschaftlichem Interesse eifrig beschäftigt. Die Seereisen, welche unter der Königin Elisabeth die kaufmännische Speculation veranlaßte und die, zuerst von Frobisher und Davis (1576, 1585) unternommen, in dem folgenden Jahrhundert noch manchen mislungenen Versuch hervorbrachten, hatten unter Georg IV. nur noch eine wissenschaftliche Tendenz. Im beschränktern Maßstabe und in mehrfache Expeditionen getheilt, dabei aber durch die Nähe der bewohntern Gegenden ihres eignen Landes bedeutend unterstützt, haben die Russen es versucht, sich jenem Beispiele anzuschließen, natürlich ebenfalls ohne die Entdeckung einer nordöstlichen Durchfahrt dabei zu bezwecken. Das vorliegende Werk des Capitains Litke berichtet die Ergebnisse einer viermaligen Seereise in jene Gegenden, die, schon seit Barenz' und Hemskerk's Zeiten (1594—97) bekannter, das Interesse nicht besitzen, welches immer noch den von Roß zuerst gesehenen Eiswüsten eigen ist. Abgesehen von diesem Umstande treten noch mehre Nebendinge hinzu, durch welche die Theilnahme der Lesewelt, und zwar selbst der gelehrtern, an jenem Buche sehr vermindert werden dürfte. Um jedoch selbst den Schein der Ungerechtigkeit gegen den durch große nautische Leistungen berühmten Verfasser zu vermeiden, ist es nothwendig, zu erwähnen, daß sein Bericht nicht anders gestaltet sein konnte, indem er seinem Auftrage im strengsten Sinne getreu gewesen ist und nur sehr wenige der ihm gewordenen Aufgaben ohne Lösung gelassen hat. Aus den an verschiedenen Orten mitgetheilten Instructionen (S. 96, 174, 254) geht hervor, daß die Admiralität nur eine umständliche Aufnahme der Küsten von Nowaja Semlja beabsichtigte und erst bei der zweiten oder dritten Reise es für gut fand, die genaue Beobachtung anderer, auf Hydrographie minder streng bezüglicher Dinge zu empfehlen. Die Ausrüstung der Expedition ist jedoch sichtbar nur für den genannten Hauptzweck berechnet gewesen; denn kein Naturforscher wurde ihr zugesellt, und selbst der Vorrath an Instrumenten reichte nur für die gewöhnlichen nautischen Anfoderungen hin. Von dem Führer eines Schiffes, der unter sehr ungünstigen Umständen eine Küste aufzunehmen hat, dem dazu nur wenige Wochen zu Gebot stehen, der während der ersten Expedition, wie es scheint, nicht einmal Gelegenheit fand, an das Land zu gehen, ist billigerweise nicht zu erwarten, daß er mehr mitzutheilen haben werde als die Resultate seiner Breiten- und Längenbeobachtungen, seine Course, die Ergebnisse seiner Bleischnur und allgemeine Auszüge aus seinem Logbuche. Solche Geschäfte verlangen an sich schon geraume Zeit und würden kaum die fleißige Einsammlung von verschiedenartigen Beobachtungen gestatten, gesetzt auch ein Land, welches ohne Einwohner, fast ohne Thiere und großentheils mit ewigem Eis bedeckt daliegt, böte der Forschung einen dankbaren Stoff. Aus diesen Gründen nun ist der Inhalt des eigentlichen Reiseberichtes ziemlich trocken. Oft folgen viele Seiten aufeinander, die ganz einem gewöhnlichen Logbuche gleichen, nur mit dem Unterschiede, daß die gebräuchliche Columnenstellung den fortlaufenden Zeilen weicht und Anweisungen, um denselben Weg nehmen zu können (sailing directions), dem künftigen Seefahrer gegeben werden: Alles Dinge, an denen der Leser, auch wenn er Geographie wissenschaftlich betreibt, kein Interesse nehmen kann. Wir glauben daher, ohne jedoch mit solcher Bemerkung die Verdienste des Uebersetzers im Geringsten schmälern zu wollen, daß eine gedrängte Bearbeitung des russischen Originals passender gewesen sein dürfte als eine wörtliche Wiedergabe, und daß auch ohne Weglassung der hydrographischen Ergebnisse, welche den hervorstechenden Zug bilden und plangemäß bilden mußten, der Umfang des Werkes um die Hälfte verringert werden konnte, und daß aus solcher Zusammendrängung auch dem in forschender Vergleichung begriffenen Leser nur Vortheil erwachsen konnte. Man dürfte vielleicht einwenden, daß einem heimkehrenden Capitain grade dieses Eingehen in nautische Einzelnheiten in seinem Berichte von der Admiralität zur Pflicht gemacht werde; indessen erwidert man darauf, daß ihre Kenntniß schwerlich dem deutschen Leser ein Bedürfniß dünken möchte, ebenso wenig als er an einer Uebersetzung von Norie's „Küstenpiloten" und ähnlichen Werken, obwol Tausende von Leben von der Kenntniß der Originale abhängen, Geschmack finden würde.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Entdeckung der allgemeinen Gravitation durch Newton. Gemeinfaßlich dargestellt von J. J. Littrow. Wien, Beck. 1835. Gr. 8. 12 Gr.

Die Entdeckung des Gesetzes der Gravitation, eine der größten und glänzendsten, welche auf dem Gebiete der Physik je gemacht worden sind, war Newton vorbehalten. Kepler, der sich ihr fast hundert Jahre früher so nahe befand und in den von ihm angegebenen und nach ihm benannten Regeln des Planetenlaufes den Schlüssel zu derselben gleichsam schon in Händen hatte, verfehlte sie unbegreiflicherweise; dieser große Astronom und Geometer gab einer lebhaften Einbildungskraft allzu sehr nach, um zugleich ein guter Philosoph zu sein. Niemand aber hat nach ihm und nur wenige Zeit vor Newton die Lehre von der Gravitation so vollständig übersehen als Dr. Hook. In einem von ihm 1674 — also nur zwei Jahre vor Newton's Entdeckung, die man in das J. 1676 setzen kann — zum Beweise der Achsendrehung der Erde und ihrer Bewegung um die Sonne herausgegebenen Werke: „An attempt to prove the motion of the earth" (London, 4.), sagt er S. 27 ipsissimis verbis: „Ich will ein Weltsystem erklären, welches von allen bisherigen verschieden ist, aber mit den Sätzen der Mechanik vollkommen übereinstimmt. Es gründet sich auf folgende drei Sätze: 1) daß alle Himmelskörper nicht allein gegen ihren eignen Mittelpunkt, sondern innerhalb ihrer Wirkungskreise,

auch wechselseitig gegeneinander selbst schwer sind; 2) daß alle Körper, die eine einfache und geradlinige Bewegung haben, dieselbe in gerader Linie fortsetzen, wenn nicht irgend eine Kraft sie beständig ablenkt und zwingt, einen Kreis, eine Ellipse, oder irgend eine andere Curve zu beschreiben; 3) daß die Anziehung desto stärker wird, je näher der anziehende Körper ist." Er setzt hinzu, das eigentliche Gesetz, nach welchem diese Kraft zunehme, habe er noch nicht untersucht; es könne aber die Entdeckung desselben der Sternkunde sehr nützlich werden. Dennoch konnte er dasselbe nicht angeben, obgleich er vielfach dazu aufgefodert wurde, und seine Muthmaßungen stehen von Newton's wirklicher Entdeckung und deren erhabenen Demonstration noch weit ab.

Die Geschichte dieser Entdeckung selbst ist nun der Gegenstand unserer Schrift, welche als die Arbeit eines so hoch stehenden Astronomen und Mathematikers, wie Littrow, in der Absicht, die Belehrung und ernstere Unterhaltung des bloßen Dilettanten im gemeinfaßlichsten, angenehmsten klarsten Vortrage zu bewirken, große Anerkennung verdient. Ref. wird die Hauptmomente derselben hier so übersichtlich als möglich zusammenzudrängen suchen und wünscht dadurch zur Beschäftigung mit der Schrift anzureizen, welche sich mit sachgemäßer Ausführlichkeit über das ganze Detail Dessen verbreitet, was in der Analyse nur angedeutet werden kann.

Wirklich war die Entdeckung des Gesetzes der Gravitation, wie nahe derselben nach dem Voranstehenden auch mehre Mathematiker vor Newton schon gewesen sein mögen, doch dem tiefsinnigen britischen Weltweisen vorbehalten. Gregory, in der Vorrede zu seinen „Elementis astronomiae physicae et geometricae" behauptet zwar, es habe schon Pythagoras die Kenntniß desselben besessen und dasselbe aus seinen musikalischen Intervallen geschlossen; allein die für diese Behauptung beigebrachten historischen Zeugnisse beweisen weiter nichts, als daß Pythagoras jene Verhältnisse der Intervalle gekannt und viel von einer Harmonie der Sphären gesprochen habe. Man muß in der daraus abgeleiteten Schlußfolge über große Lücken wegspringen, wenn man daraus eine Kenntniß des Gesetzes der Schwere folgern will. Die Geschichte der Entdeckung dieses Gesetzes durch Newton wird vielmehr von seinem Zeitgenossen Pemberton („A view of Sir Isaac Newton's philosophy", London 1728, 4.) auf folgende Weise erzählt.

Die ersten Vorstellungen seines erhabenen Systems entstanden in Newton, als er sich im Jahre 1666 durch die Pest genöthigt sah, Cambridge zu verlassen und eine Zuflucht auf dem Lande, in seinem Geburtsorte Woolsthorpe zu suchen. Hier saß er eines Tage in seinem Garten, als zufällig von einem vor ihm stehenden Fruchtbaume ein Apfel zur Erde fiel*) und sein Nachdenken auf die Schwere und ihre wunderbare Eigenschaft lenkte. Diese mächtige und immer wirksame Kraft, urtheilte er, leidet auch auf den Gipfeln der höchsten Berge noch keine merkliche Abnahme, läßt sogar in den obersten Regionen der Atmosphäre kein Dunstkügelchen der Erde entfliehen; sie muß also unfehlbar auch in weit größern Höhen wirksam sein und erstreckt sich vielleicht sogar bis zum Monde, ist aber in dieser Entfernung ohne Zweifel viel geringer als auf der Erdoberfläche. Wer weiß, ob sie nicht auf den Lauf desselben einen Einfluß übt, diesen nachbarlichen Weltkörper unaufhörlich an die Erde fesselt und in seiner Bahn erhält. Um nun zu einer Bestimmung des Gesetzes jener Verringerung nach Maßgabe der wachsenden Entfernung zu gelangen, sagte er sich ferner, daß, wenn die Schwere gegen die Erde den Mond in seiner Bahn erhalte, auch die Planeten durch ihre Schwere gegen die Sonne, und die Jupitersmonde*) durch ihre Schwere gegen den Jupiter in ihren Bahnen erhalten werden müßten. Wenn man aber die Umlaufszeiten der Planeten um die Sonne, oder der Jupitersmonde um den Jupiter, mit ihren respectiven Entfernungen vom Centralkörper vergleicht, so findet man, daß die Schwungkräfte bei diesen Bewegungen im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernungen stehen. Ebenso müßte es mit den Centripetalkräften sein, die jenen Schwungkräften das Gleichgewicht halten. Newton schloß hieraus, daß die Kraft, welche den Mond in seiner Bahn erhält, eben die nach jenem Verhältnisse verminderte Gravitationskraft der Erde sein müsse, und daß dieselbe, da der Mond um 60 Erdhalbmesser von der Erde absteht, in dieser Entfernung auch um 3600 Mal (als dem Quadrat von 60) geringer ausfallen werde. Demgemäß müßte der Mond z. B. in 1 Minute Zeit nur durch $\frac{1}{3600}$ des Raumes fallen, welchen die, nahe an der Erdoberfläche fallenden Körper in der nämlichen Zeit durchlaufen und welcher nach den Gesetzen des freien Falles bekanntlich $3600 \times 15\frac{1}{12}$ Fuß beträgt, d. h. der Mond müßte in 1 Minute etwa $15\frac{1}{12}$ Fuß gegen die Erde fallen.

Diese Größe aber, um welche sich der Mond der Erde, in Folge der Gravitation der letzteren in einer Minute nähere, d. h. um welche er durch diese Kraft von seiner tangentiellen Richtung abgelenkt werden würde, findet sich bei der Centralbewegung durch den Sinus versus des Bogens ausgedrückt, welchen dieser Himmelskörper während der nämlichen Zeit in seiner Bahn zurücklegt und welcher 32 Secunden 56 Tertien beträgt. Wenn also Newton's Schlußfolge richtig war, so mußte sich der Sinus versus dieses Bogens für einen Kreis von 60 Erdhalbmessern (in Fußen ausgedrückt: $= 15\frac{1}{12}$ Fuß) finden, und dies war demnach die Probe, auf welche es ankam. Newton machte sich sogleich an diese Rechnung, nahm aber den Erdhalbmesser dabei nach den damaligen Schätzungen der Größe der Erdkugel unglücklicherweise zu klein an und fand also den gesuchten Sinus versus auch zu klein, nämlich, statt $15\frac{1}{12}$ Fuß, nur $13\frac{1}{12}$ Fuß. Bei seiner großen Gewissenhaftigkeit bestimmte ihn dies, sogleich von seinen so schön verbundenen Muthmaßungen abzustehen**), und die ganze so unendlich wichtige Untersuchung blieb in Folge eines so kleinen Irrthums gegen zehn Jahr auf sich beruhen.

Erst nach einem so langen Zwischenraume im J. 1676***) ward Newton durch einen Brief von Dr. Hook zu einer Untersuchung veranlaßt, bei welcher ihm jene frühern Ideen über die Wirkung der Anziehung der Erde auf den Mond wiedereinfielen. Inzwischen hatte Picard in Frankreich seine bekannte Gradmessung ausgeführt, wodurch der Umfang der Erdkugel und daraus die Größe ihres Halbmessers genauer bekannt geworden waren, und als Newton mit diesen genauern Daten seine Rechnung nunmehr wiederholte, so fand er, daß der Sinus versus des Bogens, von 32 Secunden 56 Tertien für einen

*) Man hat diese Erzählung vom Apfel lange als ein Märchen in Zweifel gezogen. Allein in der neuesten Zeit hat sie doch wieder eifrige Vertheidiger gefunden, denn wir erfahren, daß der Apfelbaum in England selbst noch viele Jahre nach Newton's Tode ein Gegenstand allgemeinen Beachtung war. Erst im Jahre 1816 wurde der morsch gewordene Stamm von einem Sturm umgestürzt. Ein Hr. Turner, der den Garten sammt dem nebenan stehenden Häuschen, der Geburtsstelle Newton's, durch Kauf an sich gebracht hatte, ließ aus dem Holze des gefallenen Stammes einen Stuhl verfertigen, der nun den Verehrern des großen Mannes, die den Ort besuchen, als ein Denkmal und zugleich zur Erinnerung an jene Erzählung gezeigt wird. Sie scheint also wirklich keineswegs grundlos zu sein.

*) Außer dem Monde der Erde waren dies damals noch die einzigen bekannten Nebenplaneten. Galilei hatte dieselben wenige Jahrzehnde vorher entdeckt.

**) Wer denkt hier nicht unwillkürlich an Kepler, welcher bei Entdeckung der dritten seiner oben angegebenen Regeln zuerst auch einen Rechenfehler beging und dadurch lange von Verfolgung des Gedankens abgehalten wurde, bis er bei einer zweiten Rechnung genauer und glücklicher war!

***) Die Angaben unseres Werkes weichen hier von Pemberton's Erzählung, der Ref. gefolgt ist, etwas ab. Es mag Beides nebeneinander stehen.

Kreis von 60 Schulaufseher (in Zahlen ausgedrückt: sechzig) Mal jährlich, jenen sonntagsprediger Gewalt, daß der Mund in einer Stunde mehr sagt, als in drei ganzen die Feder, d. h. von der unmittelbaren Wirkung abgesehen, weiter, daß sich alle die Schwerkraft der Rede bis zum Manne erstreckt und nicht bloß bis zum Verstande und Handgelenk der Unterzeichnung, ebenher, „Ich Verräther", sagt unser Mann, „im Verlaufe der Predigten zu derselben gelange, daß man den Leu in lange und so schmachvoller gefänglicher Fesselung wirklich herausgebrüllet zu haben, Darüber ist die Weltmacht der Presse, und es könnte sein angefangenes Werk nicht vollenden. In dem Vorgefühle, daß er am Ende seiner Kräfte angelangt Hand schon, daß er an der Schwelle der gänzlichen Entkräftung stehe, werde es ihm Wenig gemacht hat, wandte er nun seine letzten Reden an seine Freunde, daß er einen ja dem Irrenhause Bestimmten, für gänzlich Wahnsinnig hielten. Mehrung Uebrigen meine, und er erlebte nun die hohe Freude, seine so lange gehegten Plane vollkommen befriedigt und glänzender Verwirklichung auf sich thätlich bewährt zu haben.

Meines unterlasse ausserdem auf Alles, was die Gemeinde, welche Thaten ein gewaltiger Körper beschreibe, wenn er von der geistigen Bewegung, welche ihn ergriffen hat, sich selbst bewußten Punkte gerissen Kraft abgelöst wird und die Kraft verschwindet mit der Thatkraft des Eingeborenen von natürlichen Punkte verliert. Es kann zunächst, daß das jetzige Gefühl der Kraft bei vielen Anderen weniger lebhaften Nachdrucksmitteln Zahlen proportional sein möchte, und dann, daß, bei dem ungetrommenen Gefolge, die Furie ein Schlagwort, der Pfaffe, wenn auch dem Ich Kraft gestehen ist, ein Verwandt besitzen ist. Als Ich, der Kraft den Kopfes den Kopfes ist, daß Ich sich bei Pfaffen weit, so schied es, daß die Pfaffen durch, wie der Mensch durch die Natur, dadurch, daß sie nach gewissen Verhältnissen weniger Empfindungsfähigkeit der Natur in ihren Mitmenschen erhalten wollen und daß sich durch den gegenwärtigen Himmel zeigt.

Dem ist die Geschichte von Nonnen's großer Entdeckung, den Himmelsgrund, in geistiger und sinnlichkeit, als es nach möglich gewesen ist bisher zur Ehre unsers Heilig viel reicher, haltigen Werke vorgetragen, auf lesen voller Kenntniß und durch seine gelehrsamkeit Meinung, und haben vollendet machen wollen.

27.

Notizen.

In den Heften 1 u. Nr. 835 d. Bl. angezeigten „Resolutionen of an intercourse with Nicholas" von Lisbon befindet sich folgende Einzelheit der äußern Erscheinung Nikolas's. Nikolaus war von Natur und schlank und stark, seine Stimme von einer mächtige Größe, wie man sie bei Monarchenstimmen selten hören kann. Nikolaus geht in die Form Ich und so bringen nahm ihn in ihrer Freiheit dürfte von gewissen jedenfalls Charakterzügen. Die Geschichte ist gewiß ein anmuthsvolles Zeitvertreib, und ich erinnere mich, einmal eine Tragödie gemacht zu haben, die ich gewissermaßen zu lieben, um es vorsichtig zu sagen. Ich denke mich, Klaus und Klasser war sein persönliches Verhältniß. Er schrieb seine Worte hier, aber er gemacht sie nur seinen. Ein ganz eigenthümliche Gewohnheit von ihm war, daß er sich häufig im Kai- und Rhythm mit seinen Zunder zu kostbaren pflegte, auch ein schreiner wird, daß ich ihn zum reichen Mal, so ich mich nun gestimmter, in seiner Wirthschaftung entsteht. Er hatte einen Mitbewohnen gegen das Zahlenkammer, Physiker einer hoher ausserordentlich Kunst. Er pflegte zwar nicht, wie zwar alle Geschichte mit einer ringlose Person der ganzen Welt zu sprechen, besonders sich einer besonnen einer solchen so lange, bis auch mit ein Einzelnen von Kind mehr verbanden war. Darnach schrieb er eine gewiß und seiner Person. Sein seltenes Gedächtniß

legte ihn in den Stand, sich den Kindern der Höhe nur wenig zu bekennen. Wenn diese spielte er sich bequemen zu machen, und ich traf die Kinder in der ungehinderten Stellung mit dem Stab liegen, während er gegen sie waren alles Zeichnen über Monarchen über seinen Kopfe und meinen Hohen empfand. Nun trat waren in der Thür bei den Momente auf empfangenen Situationen, die er in verschiedet einmalige, wie einer von seinen Hofleuten, in seinen Erkundungsstunden ein Zeichnen sich Sein Gedächtniß gelegen in der Thür zu den außerordentlichen, die so gütig war. Mein er nur irgend von Meinung gütete hatte, seinen einmerte er sich sich wiederum bis in die kleinsten Zeiten. Als Ihm. Mann er einen Gegenstand, der ihn interessirte, kannte. Wiederer war angeführt 30 Jahre alt, als er zu Einsetzung Ihr- dete, und ich genommen eigentlich, und er sich in Rom mit einem englischen Gentlemen einer seinen seinen Bekanntschaft Antiquitäten pflegte. Dieser Gentleman war ein Mann von Bildung und Talent. Diese Bekanntschaft wurde von dem Fremden wichtig, für seine ihn sehr lehrreich, und er blieb ein ganzen Jahr in Rom. Sobald sie sich entfernten, war Nikolaus wieder der Alte, der sein Vertrauen nie überschätzte, auf den Rath eines Andern sich nie verließ, und nur selten einen Rath annahm. Er war in vielen Dingen sehr unwissend, namentlich in einer Hofsprache nicht gewandt genug, um sich in ihr ohne Gefahr zu bewegen. Er sprach nicht gut Englisch, und ich war ihm daher in manchen Fragen gerne behilflich.

Der Tod des Schriftsteller hatte weiter in englischer Sprache geschriebenen Romane und Dramen verfaßt, die sämmtlich in Deutschland Beifall fanden, wenn auch anderwärts und auf Wenig Beifall aufzuweisen. Er selbst eine für seinen Kaiserlichen Gönner so ehrenvolle Stellung, in Situation und Staatsverhältnisse, wie das bei seiner Macht in der Kenntnis der Personenverhältnisse und Verhältnisse bei den Monarchen gewonnen haben mochte. Er war kaum 30 Jahre alt.

180.

Literarische Anzeige.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

England

im Jahre 1835.

Von

Friedrich von Raumer.

2 Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

In diesen Theilen, der Frucht einer beträchtlichen Reise, hat Raumer in England, begleitet durch die Gastfreiheit, Gefälligkeit und Dienstbereitschaft der ausgezeichnetsten Männer, sich die sorgfältigsten und mannichfachsten Materialien besorgt. Die ersten Tage bringen, Unverstand und Irrthümer zu berichtigen, die aber das geschichtliche wie öffentliche Leben, die Staatsverfassung, wie auch das Parlament Englands, die Literatur, Kunst u. s. w. in Deutschland erhalten.

Leipzig, den 10ten Decbr. 1835.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 356. — 22. December 1835.

Viermalige Reise durch das nördliche Eismeer auf der Brigg Nowaja Semlja in den Jahren 1821—24 ausgeführt vom Capitain-Lieutenant Friedrich Litke. Aus dem Russischen übersetzt von A. Erman.

(Beschluß aus Nr. 355.)

Die Zeit, während welcher Nowaja Semlja zugänglich ist, beschränkt sich höchstens auf die zwei Monate Juli und August. Die nördliche und östliche Seite der Insel sind jedoch stets so mit Eis umgeben, daß ihre Umschiffung, obgleich sie der eigentliche Zweck der Expeditionen war, nach viermaligen Versuchen als unausführbar aufgegeben werden mußte. Nicht besonders sorgfältig auf eine Ueberwinterung vorbereitet oder zu ihr ausgerüstet, und außerdem angewiesen, sie wo irgend möglich zu vermeiden, kehrte Capitain Litke am Ende einer gewöhnlich 9—10 Wochen langen Kreuzfahrt nach Archangel zurück, um im nächsten Jahre dieselbe unerfreuliche Reise von Neuem anzutreten. Die Untersuchung der gesammten Nordküsten des russischen Reiches zerfällt, von der Natur selbst getrennt, in zwei Theile und ist nur durch doppelte Expeditionen ausführbar, indem der Ocean der sibirischen Küste von dem westlichern Meere durch die langgestreckte Insel Nowaja Semlja gesondert wird, welche, nach Norden mit festem Eis umgürtet und auch in östlicher Richtung auf gleiche Weise mit dem Festlande verbunden, aller Schiffahrt eine unübersteigliche Grenzmauer entgegenstellt. Die nautische Untersuchung der Küsten, welche dieses verhältnißmäßig mehr vom Eis befreite Becken umgeben, war dem Capitain Litke überwiesen worden, während das östlichere Meer später von einer andern Seite her, so weit die Umstände es erlaubten, erforscht worden ist. Der Raum, in welchem sich jene viermalige Expedition bewegte, ist also ziemlich eingeschränkt und beträgt kaum mehr als 9° der Br. und 30° der L., auch wenn man die Bereisung der russisch lappländischen Küste miteinbegreift, welche bei der zweiten Fahrt angeordnet wurde, in der Absicht, den kurzen arktischen Sommer möglich zu benutzen. Die erste Reise war von Archangel in gerader Linie nach der Insel gerichtet und dauerte vom 15. Juli bis 11. Sept. 1821. Noch im August war die Eismauer rings um die Küste so stark, daß alle Versuche der Annäherung mislangen und man selbst über die Lage einer ziemlich breiten Straße in Ungewißheit blieb, welche etwas nördlich vom 73° die Insel quer durchschneidet und zur Aufsuchung empfohlen worden war. Ueberall zurückgedrängt, blieb dem Seefahrer nichts weiter übrig, als, nach Süden der Küste folgend, so weit es grade möglich war, einige Punkte auf seiner Karte niederzulegen und dann, von Stürmen zu mancher langweiligen Kreuzfahrt veranlaßt, den Heimweg wiederanzutreten. Die zweite Reise umfaßte die Periode vom 17. Juni bis 6. Sept. 1822 und war an Ergebnissen reicher als die erste. Da die Küste des russischen Lapplands untersucht und einige Landungen gemacht wurden, von denen eine sogar auf N. S. gelang, so bietet diese Schilderung mehr interessante Punkte als jene der ersten Reise. Die kurzen, aber Aufmersamkeit verdienenden Bemerkungen über die Stadt Kola (68° 52′ N. Br.) und ihre Bewohner und über Archangel lassen es bedauern, daß dem wackern Seemanne sowol die Einförmigkeit der Küsten von N. S., als seine besondere Bestimmung die Gelegenheit spärlich zumaßen, ähnliche Beobachtungen überall zu machen. Zwar wurde diesmal der nördlichste Punkt der Insel (das begehrte Vorgebirge, 76° 34′ N. Br.) erreicht; allein da die Umstände von dort an eine gefährliche Küstenfahrt nach Süden veranlaßten und die Landung nur an einem Orte (73° 17′ N. Br.) versucht wurde, der den aus Roß's Werken so bekannten Charakter arktischer Oede und Trauer im vollen Maße an sich getragen zu haben scheint, so enthält der fernere Bericht nur die Bewegungen des Fahrzeuges und Berichtigungen über Umrisse, Richtung und Lage der gesehenen Ufer. Die dritte Reise, vom 11. Juni bis 31. August 1823, hatte den Zweck, die hydrographischen Forschungen der zweiten Expedition zu vollenden. Die Küste Lapplands wurde bis zu dem Vorgebirge, welches die schwedische Grenze bezeichnet, zum zweiten Male befahren. Ihre sehr in das Einzelne gehende nautische Beschreibung füllt manche Seite. Der dritten Untersuchung von N. S. war der Monat August gewidmet; allein auch dies mal wurde die Hoffnung der nördlichen Umsegelung, um die Ostküste aufzunehmen, vereitelt. Wiederum nach Süden segelnd, landete man in der schon erwähnten Straße zum zweiten Male und vollendete die Aufnahme derselben. Anscheinende Freiheit von Eis verführte Capitain Litke zu dem Versuche, nach Umsegelung des Südendes der Insel

den Zugang in das östliche Meer sich zu eröffnen. Auf eine Untiefe, von welchen jene Gegenden voll sind, gerathen, verlor er sein Ruder und rettete sich mühvoll genug wieder nach der Dwina. Ungeachtet der dreimaligen Erfahrungen über die Unzugänglichkeit des größten Theils der Küsten von N. S., glaubte man die letztere durch einen nochmaligen Versuch außer allen Zweifel stellen zu müssen und ordnete die vierte Expedition an. Sie lief am 14. Juni 1824 aus und kehrte am 11. Sept. in den Hafen zurück. Blos mit den Versuchen, östlich von N. S. vorzudringen, beschäftigt, vermochte ihr Führer zu den Resultaten seiner frühern drei Züge in demselben engen Raume wenig hinzuzusetzen. Das Eis fand sich dieses Mal in solchen Massen vor, daß manche der vorher besuchten Punkte unerreichbar waren und das Fahrzeug unverrichteter Dinge heimkehrte.

Aus dieser Uebersicht des Thätigkeitskreises, in welchem Capitain Litke sich bewegte, ergibt es sich wol, daß die allgemeinere Kenntniß der Insel wenig durch jene vier Expeditionen, die zusammen vielleicht nicht drei Wochen am Lande zubrachten, gewonnen haben könne. Naturgeschichtliches Interesse kann ein Land kaum im höhern Maße haben, welches nur einen fünfwöchentlichen Sommer genießt und im Winter nur von einem einzigen Vogel, der weißen (arktischen) Eule bewohnt wird. Dennoch ist es zu bedauern, daß aus der Uebersetzung der Anhang des Originals, welcher die wenigen gesammelten Pflanzen und Mineralien aufzählt, weggelassen worden ist. Völlig unbewohnt, verliert N. S. sogar heutzutage noch den geringen Werth, den es einst als Sammelplatz der Walroßjäger hatte; denn jener Jagderwerb ist nach des Verf. Bericht (S. 113) in großem Verfall, und ebenso verhält es sich mit dem Geschäfte der Pelzjäger. Ob nun unter solchen Umständen die Aufnahme des völlig vereisten Ostufers mittels einer Landexpedition, die der Verf. vorschlägt, eine wünschenswerthe Vermehrung unsers Wissens sein könne, wollen wir dahingestellt sein lassen, so lange nicht die Resultate einer andern russischen Reise (von 1832—33), während welcher jene Aufnahme wirklich geglückt ist, der Welt vorliegen und wichtigere Entdeckungen uns mittheilen, als die Verzeichnung einer nur mit der ungeheuersten Anstrengung zugänglichen Eisküste den Meisten scheinen dürfte, welche Achtung sie auch für die Persönlichkeit und den Muth der Reisenden sonst empfinden mögen.

Das erste Capitel gibt eine gedrängte, aber nützliche Uebersicht der frühern Reisen nach N. S. Sie zeugt von ehrenwerthem Fleiß und vieler Belesenheit, klärt manchen Irrthum auf und wird reichhaltiger als ähnliche Arbeiten Anderer dadurch, daß sie zu den vorhandenen und fast allein auch dem Bewohner des innern Deutschlands zugänglichen Reiseberichten der Holländer u. s. w. Nachrichten über russische Unternehmungen fügt. In der Uebersetzung fallen manche wunderliche Neuerungen in der deutschen Orthographie auf, die nicht einmal folgerecht durchgeführt sind und nimmermehr allgemeine Annahme erhalten werden. Höchst unpassend dürfte wol den Lesern die ebenfalls neue Auszeichnung russischer Consonanten durch lateinische Lettern in übrigens deutsch gedruckten Worten erscheinen. Die tausendfach wiederkehrenden Worte: Sajenen (das Längenmaß bei dem Sondiren), Semlja u. s. w., beginnen jedesmal mit einem S, und auf gleiche Weise auch Sibirien und Sibirisch, während derselbe Buchstabe in der Mitte der Worte und viele Vocale auf gleiche Art ausgezeichnet sind. Mag nun auch der russische Buchstabe sehr verschieden von dem unsern klingen, so wird aus jenen typographischen Solöcismen doch ebenso wenig Jemand ohne Beihülfe die wahre Aussprache errathen, als er ohne Kenntniß der englischen oder spanischen Sprache die Thames oder Ebro richtig aussprechen wird, wie sehr man ihm auch die schwierigern Buchstaben durch äußere Merkmale anzudeuten versuche.

164.

De la démocratie aux Etats-Unis; par Mr. *Alexis de Tocqueville*. Zwei Bände. Paris 1835.

Vorliegendes Werk ist das Ergebniß der Beobachtungen, die der Verf. während eines zeitweiligen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten selber anzustellen Gelegenheit hatte. Dorthin nämlich ward er in Begleitung des Hrn. Grafen v. Beaumont bereits vor der Julirevolution 1830 von der französischen Regierung mit dem Auftrage entsandt, genaue Erkundigungen über das in den Staaten eingeführte Strafsystem einzuziehen; der von Beiden nach ihrer Rückkunft bald nach vorerwähnter Katastrophe deshalb erstattete und veröffentlichte Bericht aber wird als ein sehr ausführliches und den Gegenstand vollkommen erschöpfendes Werk gepriesen. In gegenwärtigem Buche nun beabsichtigt Hr. v. T., die gesellschaftliche und politische Verfassung der Vereinigten Staaten darzustellen, somit aber den Geist ihrer Gesetzgebung zu erforschen und jenes merkwürdige Triebwerk in allen seinen Theilen zu zerlegen, mittels dessen ein zahlreiches, über einen ungeheuern Erdstrich verbreitetes Volk, — welchem dem äußern Anscheine nach alle Elemente der Einheit und Stärke abgehen, wodurch sich die Macht der Reiche bestimmt, — innerhalb kürzerer Zeit, wie je eines, die riesenhaftesten Fortschritte auf der Bahn der äußern Macht wie des innern Wohlstandes zu machen im Stande war. Denn eben dieses Volk stützt sich auf keine der gesellschaftlichen Hierarchien, die sonst überall zahlreichen Nationen als Bindemittel dienten; es lebt im Zustande der Gleichheit. Und was nicht minder neu, eben dieses blühende, freie und glückliche Volk bildet eine demokratische Republik von 14 Millionen Menschen. Dieses zweifache Problem war vor 50 Jahren, wo die Vereinigten Staaten sich constituirten, noch niemals gelöst worden; denn bis zu dieser Epoche hatte es noch keinen Freistaat gegeben, der am Gebietsumfang mit denselben zu vergleichen wäre. So weder Holland, noch die Schweiz, noch Venedig, das eine Ligue von Städten bildete, die mittels Reichthümer und Waffen über unterjochte Provinzen herrschte. Die Existenz des römischen Freistaats knüpfte sich an ähnliche Bedingungen; nachdem aber dessen Bundesgenossen Bürger geworden, bedurfte es der Alleinherrschaft der Cäsaren, um die Einheit aufrecht zu erhalten. Griechenlands berühmte Republiken waren nichts als sturmbewegte Municipalitäten, in der Geschichte groß durch Wissenschaften, Künste und Freiheit. Ueberdies waren, genau genommen, alle diese Freistaaten ausnahmslos auf aristokratischem Principe gegründet: eine Behauptung, die, glauben wir, sich rechtfertigt, erwägt man, daß bei ihnen allen Sklaverei bestand, die Anzahl freier Menschen nur gering war und sie sich überdies noch in Classen unterschieden, wovon eine jede ihre besonderen Gerechtsame hatte. Somit bestand schon seit zwei Jahrtausenden und länger zwar der Name Demokratie, allein die Sache selbst nicht;

denn die Gleichheit war noch nicht von den Menschen entdeckt worden. Auch scheint es, als wollten die Vereinigten Staaten für sich allein dieses Vorrecht bewahren. Denn als man es in neuerer Zeit versuchte, jene praktische und wirkliche Gleichheit der Stände, der Rechte und der Macht, die das Grundprincip ihrer Verfassung ist, nach Europa zu verpflanzen, so flossen Ströme von Blut und nur das Beil des Henkers vermochte eine Zeit lang jene tollhäuslerische Gleichheit zu erhalten, die unter der Hand eines siegreichen Soldaten verschwand. Worin nun das Geheimniß dieser Demokratie, dieser amerikanischen Republik besteht, die Friede, Ordnung und Wohlfahrt zu erzeugen vermag, welches deren Triebfedern sind und welches deren Zukunft sein wird, — dies hat Hr. v. T. erforscht und ertheilt darüber Auskunft.

Wir wollen nach dieser Vorausschickung versuchen, die Leser mit dem Hauptgedanken des Verf., sowie mit dem Standpunkte bekannt zu machen, von welchem aus er Amerika betrachtet, und dieser Skizze späterhin einige Reflexionen beifügen. Politische Institutionen erscheinen unserm Verf. als bloße Formen; Alles dagegen kommt nach seiner Meinung auf die gesellschaftliche Verfassung eines Volkes an. Bei den Amerikanern nun gewahrt derselbe, als oberstes Princip jener Verfassung, die vollkommenste Gleichheit aller Glieder dieses großen Gemeinwesens, ihre gegenseitige Unabhängigkeit, ihre unterschiedslose Theilnahme an der Souverainetät, kurz, die Demokratie in ihrer höchsten Ausbildung. „Bald erkannte ich", sagt Hr. v. T. in besagter Beziehung, „daß dieser Thatumstand — die Gleichheit der Stände — seinen Einfluß beiweitem über die Grenzen der politischen Sitten und Gesetze hinausdehnt, und daß er nicht weniger die bürgerliche Gesellschaft als die Regierung beherrscht. Derselbe nämlich schafft Meinungen, ruft Gefühle hervor, gibt Gebräuchen ihr Entstehen und modificirt Alles, was er nicht selber hervorbringt. Somit gewahrte ich denn, je weiter ich in meinen Forschungen über die amerikanische Gesellschaft fortschritt, immer mehr in der Gleichheit der Stände die schaffende Ursache jeder besondern dort in die Augen fallenden Erscheinung, in eben dieser Gleichheit aber fand ich stets einen Centralpunkt wieder, worauf alle meine Beobachtungen stießen." — Wir werden bald andeuten, unter welchen Beschränkungen wir in besagtem Betreff der Meinung des Verf. beipflichten; zuvörderst aber wollen wir noch, um die Hauptkriterien des in dem Buche waltenden Geistes in der Kürze zusammenzustellen, eine andere, wie jene, der Einleitung entlehnte Stelle anführen, wo Hr. v. T., von dem nämlichen Standpunkte aus einen Rückblick auf Europa werfend, sich über die in diesem Welttheile dermalen sich kundgebenden socialen Bestrebungen etwa in folgenden Worten äußert: „Eine große demokratische Revolution geht unter uns vor; Alle sehen solche, aber Alle beurtheilen sie nicht auf die nämliche Weise. Die Einen betrachten sie als etwas ganz Neues und, solche für eine Zufälligkeit haltend, hoffen sie, ihr noch Einhalt thun zu können, während Andere dieselbe für unwiderstehlich erachten.... Ueberall hat man die unterschiedlichen Wechselfälle des Völkerlebens sich zum Vortheil der Demokratie wenden sehen; alle Menschen haben sie durch ihre Bestrebungen unterstützt, sowol Die, welche zu ihrem Gedeihen mitzuwirken beabsichtigten, als auch Die, welche gar nicht daran dachten, ihr nützlich zu sein, Die, welche für sie gekämpft, und sogar Die, welche sich als deren Feinde erklärt haben: sie Alle haben gemeinschaftlich gearbeitet, die Einen wider ihren Willen, die Andern ohne ihr Wissen, als blinde Werkzeuge in Gottes Händen. Somit ist denn die stufenweise Entwickelung der Gleichheit der Stände ein Werk der Vorsehung.... Mehr als zu jeder andern Zeit sind unter den Christen dermalen die Stände einander gleich; daher verhindert die Größe des bisher Geschehenen Das vorauszusehen, was noch geschehen kann. Unser ganzes Buch schreiben wir unter dem Eindrucke einer Art religiösen Schreckens, das der Anblick dieser unwiderstehlichen, aller Hindernisse ungeachtet Jahrhunderte hindurch fortschreitenden Revolution in dem Verf. hervorrief.... Die christlichen Völker scheinen mir zur heutigen Epoche ein fürchterliches Schauspiel darzubieten; die Bewegung, welche sie hinreißt, ist schon stark genug, um solche auch nur vor der Hand hemmen zu können, allein noch nicht so reißend, daß man verzweifeln müßte, sie zu leiten; ihr Schicksal ist in ihren Händen, aber bald entwischt es ihnen. Die Demokratie zu belehren, ihren religiösen Glauben wo möglich wiederzubeleben, ihre Sitten zu reinigen, ihre Bewegungen zu regeln, ihrer Unerfahrenheit in der Wissenschaft der Staatsgeschäfte allmälig abzuhelfen und sie mit ihren wahren Interessen bekannt zu machen, endlich ihre Regierung den Zeiten und den Orten anzupassen und sie nach den Menschen und Umständen zu modificiren: dies ist die erste Pflicht, die in unsern Tagen Denjenigen obliegt, welche die Gesellschaft leiten. Eine ganz neue Welt bedarf einer neuen politischen Wissenschaft...." Allein, fragen wir, findet sich dieser Zustand vollkommener Gleichheit aller Stände, diese reine Demokratie in den Vereinigten Staaten ganz so in der Wirklichkeit, wie Hr. v. T. es behauptet? Wir geben dies nicht zu; denn wir vermögen nicht jenen Zustand der Gleichheit, jene allgemeine Geltung der Menschenrechte bei einer Staatsgesellschaft zu erkennen, deren Verfassung die Sklaverei sanctionirt und wo sich dieser Auswurf der Menschheit über mehr als die Hälfte ihres Gebiets nach seinen frühern Grenzbestimmungen ausdehnt. Dort leben nahe an drei Millionen Neger unter der Zuchtruthe von vier Millionen freier Menschen. Letztere sind daher nur frei nach der Weise der Republiken des Alterthums. Diese bilden daher in der Wirklichkeit eine Aristokratie, die um so unruhiger, um so bedrückender ist, als sie die geknechtete Bevölkerung über alles Maß wachsen und sich vervielfältigen sieht, als zwischen Herren und Sklaven sich eine Scheidewand erhebt, die niederzureißen nicht in der menschlichen Macht liegt, als sie unsterbliche Feinde sind, die mit der Aussicht auf einen unerbittlichen Kampf einander gegenüberstehen, in welchem einer von beiden Stämmen entweder auswandern oder umkommen muß. Hr. v. T. selber schildert mit ebenso viel Geist als Gemüth die innere Angst einer Gesellschaft, die auf einer so unsichern Basis ruht, sowie die Ursachen, die Triebfedern und die Wechselfälle der unvermeidlichen Katastrophe. Der Gebieter, um seine Herrschaft zu vertheidigen, ist gehalten, sagt er, dem Sklaven den Zutritt zu allen jenen Ideen, Wissenschaften und Kenntnissen zu verbieten, die des Menschen Stolz und Reichthum sind. Im Namen des Gesetzes würdigt er bis zum Vieh jenen Diener herab, den er fürchtet, jenen Feind, den er ernährt, jenen Mitbewerber, den er ahnet; in jenen weiten Provinzen aber, wo die Sklaverei herrscht, bilden die Neger gleichsam einen Damm um die Freiheit der Weißen. Findet sich aber auch wirklich Demokratie in den Vereinigten Staaten, d. h. werden dort die Geschäfte der Gemeinde, der Grafschaft, des Einzelstaats und der Föderationen mittels der Dazwischenkunft der relativ größern Zahl geleitet und besorgt, so darf man doch nicht glauben, daß diese Dazwischenkunft ohne alle politische Beschränkungen stattfinde, diejenigen ungerechnet, die schon aus dem gesellschaftlichen Zustande hervorgehen. Ueberall vielmehr knüpfen sich Wahlfähigkeit und Wählbarkeit an gewisse Bedingungen, die nach Beschaffenheit der Amtsverrichtungen solche erweitern oder beengen. Im Allgemeinen gewährt Grundbesitz größere Rechte als bewegliches Vermögen. Bei diesem Handelsvolke ertheilt die Grundsteuer größere Ansprüche als die Gewerbsteuer. Endlich aber findet daselbst die Demokratie noch eine Schranke in dem abhängigen Verhältnisse des Schuldners zum Gläubiger, ein Verhältniß, das den europäischen Sitten und Gesetzen fremd ist und das die vielfältige Bewegung der Capitalien zu einem wirklichen und wichtigen Privileg des Reichthums stempelt. Im Norden verleiht dieser Reichthum, im Süden der große Territorialbesitz ein entschiedenes Uebergewicht.

Was nun das Föderativsystem anbetrifft, so verkennen wir mit Hrn. v. T. dessen Vorzüge nicht; gleich ihm gewahren wir darin das einzige System, wodurch die Republik für ein großes Volk möglich wird, indem dasselbe allein die erforderlichen Hülfsmittel in sich begreift, um die der Republik und der Demokratie an-

bekannten Gedichten zu vermindern. In der That kehren in Byrn nicht wenige Stücke, auch solche, die einen Eingeweihten auf Conclusionen auf, die bei dem eigenartigen Vorgange durch seine unbegreiflichsten Mittheilungen einen Mitschlüssel und den Mund über die Furcht, denen sie angehören, verrathen zu lassen. Dagegen sind in vielen Gedichten noch andere anonymische, wenn man diese anderen Nachlässen als den Donne und Milton hat, weit aber mehr für eine große Anzahl von Freimaurern, die innerhalb der Binnenen Grenzen blieb, ist zu Verständnisse so nicht mangel darbot, ohne daß eine Kenntniß der Kunst entbehrlich. Besonders ist auch der Name seiner Bücher, Byrn. 2. 2. 4. Most ausführlich zu empfehlen, in welchen nur auch Freimaurerlyrik, wie in den Einrichtungen in den Versammlungen Stunden und weiter Kommunion bemerklich zu machen, die nur verhältnißlose Freiheit der einfachen gesellschaftlichen Gleichheit und der allgemeinen Bürgerrechte Freiheit, ohne Schutz Freiheit. Denn wie jeder andere Verein, Gleichheit, welches nie noch in seinen Worten entweder, und so hat sie nur einfachen Freiheit bedeutet für eine Gemeinschaft und welches Gefühl die eigentliche Natur dieser Freiheit und den Unterschied dieses von jedem andern Gemeinschaften unterscheidet. Denn wenn auch in Bezug auf Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Gleichheit, Brüderlichke

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 357. — 23. December 1835.

Erwin von Steinbach, oder Geist der deutschen Baukunst. Ein Roman von Theodor Melas. Drei Theile. Hamburg, Perthes. 1834. 8. 5 Thlr.

Zweiter Artikel.*)

Nachdem ich in dem ersten Artikel das Verhältniß der vorliegenden Arbeit zu den Erscheinungen der Tagesliteratur angegeben habe, muß nun auch die Stellung derselben gegen die vorzüglichsten Erzeugnisse der Poesie in Betracht kommen. Zu diesem Ende ist zunächst die Anschauungsweise näher zu beschreiben, welche der Dichter uns hier geschildert hat und welche sich später zugleich als seine eigne erweisen wird.

Zwei Classen von Menschen stehen im Leben einander meist schroff und feindlich gegenüber, Menschen von gesundem Sinne, aber ohne Charakter, welche, als Kinder des Augenblicks, ohne bestimmte Lebensansicht, ja ohne scharfgezeichnete Eigenthümlichkeit dahinleben, und Menschen von Charakter, aber einseitig schroffer Gemüthsbeschaffenheit. Beide Classen sind in einzelnen Individuen höchst achtungswerth, der gesunde Sinn kann so fein und anmuthig, so reich, so kräftig, so liebenswürdig sein, daß man ihn nicht ohne eine gewisse behagliche Begeisterung anschauen kann; der Charaktervolle kann von so tiefem und edelm Gemüthe, und dabei so verständig, so folgerichtig im Denken und Handeln sein, daß man ihm hohe Achtung nicht versagen kann, und doch sind beiderlei Menschen nie ohne die Einseitigkeiten, welche ich soeben als jene Classen bezeichnend angegeben habe. Die Menschen, welche die Vielseitigkeit des gesunden Sinnes mit der Bestimmtheit der Charaktervollen verbinden, sind nur sehr selten, und von ihnen darf um so weniger die Rede sein, da in dem vorliegenden Roman keine Figur dieser Art zu finden ist. Fast alle Personen, welche in demselben auftreten, gehören vielmehr der Classe der Einseitig-Charaktervollen an; die vorzüglichsten darunter sind nun näher zu bezeichnen.

Der Held des Romans ist ebenso pedantisch und schroff einseitig, als edel und tiefsinnig. Er ist mit Begeisterung für seine Kunst eingenommen, und das ist löblich; aber er übertreibt diese Begeisterung in mehr als einer Beziehung. Welt und Leben sind für ihn nur um der Kunst willen da, während es in Wahrheit denn doch wol umgekehrt ist. Anderer Menschen Werth schätzt er recht eigentlich nur nach dem Grade der Anerkennung, die sie seiner Kunst widmen, und trifft er Menschen an, die nichts von Baukunst verstehen und doch ganz leidlich sich darstellen, so wundert er sich beträchtlich darüber und prägt es sich sorgfältig ein als eine Erfahrung, die man nicht alle Tage machen könne. Auf ähnliche Weise einseitig verhält er sich gegen die Religion. Eine von der seinigen verschiedene religiöse Ansicht hält er, genau genommen, gar nicht für möglich; und dabei behandelt er kleine Unterschiede, oft Worte als höchst wichtig. Er ist indessen freilich hierin, wie in vieler anderer Beziehung, ein getreues Bild der Zeit. Noch niemals hat man so flach und spitzfindig wie jetzt über die höchsten Gegenstände der Wissenschaft gelehrt und gestritten. Wie kleinlich und dürftig ist z. B. jener für so wichtig ausgegebene Unterschied zwischen Atheismus und Deismus. Wenn ein tiefsinniger Astronom bei Beobachtung der Sterne ausruft, er sehe keinen Gott hinter denselben, so schreit man Wehe über ihn, und doch beweist er dadurch nur, daß er Gott tiefer erkennt als der größte Theil Derer, welche sich Anbeter Gottes nennen; denn er erkennt die Ordnung, den Geist, der in den Sternen selbst lebt, und kommt daher zu dem ganz richtigen Schlusse, daß es ganz unnütz sei, hinter denselben einen Gott zu erdichten. In ähnlicher Weise sind fast alle Unterschiede religiöser Ansichten begründet, auf welche unsere Zeit und unser Verf. und sein Held einen so hohen Werth legen.

Charakteristisch ist ferner an unserm Helden ein ansehnlicher Grad von Uebermuth, welcher um so empfindlicher verwundet, da er sich hinter eine falsche, übertriebene Bescheidenheit verbirgt. Diese Bescheidenheit am unrechten Orte, hinter welcher sich der Uebermuth so häufig verbirgt, zeigt sich oft sehr auffallend. S. 199 antwortet der Held, nachdem er eine Audienz beim Erzbischofe gehabt hat, auf die Frage, wo er gewesen sei: „Bei dem Erzbischofe, wo mir unverdiente Ehre widerfuhr.“ Ein Mensch von gesundem, unbefangenem Sinne hätte gar nicht daran gedacht, so von vorn herein der Ehre zu erwähnen, die ihm widerfahren, noch weniger aber hätte er das grabezu heuchelnde Beiwort „unverdient“ hinzugefügt. Ueberhaupt hält unser Held in dieser Beziehung gleichsam doppelte Rechnung; er für seine Person an sich ist zwar sehr ge-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 305 — 308 d. Bl. D. Red.

ring anzuschlagen, aber er, als Werkzeug Gottes, kann gar nicht hoch genug geschätzt werden. Daher begegnet es ihm nicht selten, daß er sich in ähnlicher Weise äußert wie Platen, wenn dieser sich gegen den Vorwurf, daß er sich selbst oft lobe, ganz ernsthaft dadurch vertheidigt, daß er versichert, er lobe niemals sein irdisches, vergängliches Ich, sondern immer nur den unsterblichen Genius, der in ihm wohne. Erwin ist daher auch neben seiner Bescheidenheit übermüthig und empfindlich im höchsten Grade. Selbst gegen Cardinäle ist er über die festliche Tafel hinweg ungezogen, wenn sie ihm und seinen Ansichten nicht genugsame Anerkennung zollen; wird er einem Könige vorgestellt, so fühlt er sich beschämt und beleidigt, wenn dieser ihn und seine Kunst nicht alsbald mit Lobeserhebungen überschüttet; und zuletzt wird er sogar bitterböse, als ein ehrlicher Bürger meint, es sei doch Unrecht gewesen, daß Herzog Birger Jarl ihn, Erwin, den Unschuldigen, habe zum Tode verurtheilen wollen, und zwar nimmt er dies deswegen übel auf, weil er vorher gesagt hat, der Herzog sei ein großer Mann, und nun natürlich sich Niemand mehr unterstehen darf, an demselben irgend etwas tadelnswerth zu finden. Dieser Uebermuth äußert sich nun auch fortwährend an Erwin durch eine gewisse pedantische Amtsmiene, durch ein docirendes Benehmen, wegen dessen seine Feinde ihn mit Recht verspotten und selbst seine Freunde nicht loben mögen. Einer dieser Freunde sagt ihm Th. III, S. 280: „Dein Vater ist ganz prächtig und viel jugendlicher als du; mit ihm möchte ich immer leben, denn er versteht zu scherzen." In Wahrheit, das ist eine der schroffesten Einseitigkeiten unsers Helden, daß er in seiner steifen Ernsthaftigkeit durchaus nicht zu scherzen versteht; jener poetische Leichtsinn, welcher uns das Leben tragen hilft und welcher eines der vorzüglichsten Attribute des gesunden Sinnes ist, fehlt ihm gänzlich.

Hiermit hängt auf das Genaueste zusammen, daß Erwin keinen Sinn für die Natur des Südens und seiner Bewohner und für die Bedeutung der antiken Kunst hat. Beide verachtet er stark; in Italien ist er gewesen, aber er hat sich, so oft er sich den Inseln der Sirenen genähert hat, sorgfältig die Ohren verstopft, statt sich nur, wie Odysseus, mit offenen Sinnen an den Mastbaum der guten Sitte und der Charakterfestigkeit binden zu lassen. Demgemäß verhält Erwin sich nun auch in der Liebe. Anfangs glaubt er sich, obgleich er schon fast über die Jünglingsjahre hinaus ist, mit einer gewissen mannhaften, an Stumpfsinn grenzenden Zuversicht über die Liebe erhaben, und später versinkt er so vollständig in eine heftig sentimentale Stimmung, daß er mitunter gradezu peinlich und unpoetisch wird.

Die übrigen Figuren des Romans sind einander und der Hauptfigur sehr ähnlich; der Verf. hat nicht, wie es z. B. in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" oder in „Sternbald's Wanderungen" geschieht, Menschen der verschiedensten Art, sowie sie im Leben meistens zusammenleben, geschildert, sondern nur eine bestimmte, sehr scharf abgegrenzte Classe von Menschen; ja, es scheint fast aus seiner Schilderung hervorzugehen, daß er grade nur diese Art von Menschen als wahrhaft tüchtig anerkennt. Alle Figuren, welche im Vordergrunde des Romans stehen, sind daher mehr oder weniger mit den Schwächen behaftet, welche ich soeben als dem Helden eigen aufgezählt habe. Dieses Urtheil könnte Dem zu widersprechen scheinen, was ich früher über die Liebenswürdigkeit und den Adel der Gesinnung gesagt habe, womit unser Verf. die Personen seines Gedichts auszustatten gewußt habe. Doch dieser Schein eines Widerspruchs existirt wol nur für Diejenigen, welche die Menschen nicht mit Sorgfalt zu beobachten gewohnt sind; denn in Wahrheit sind ähnliche Schroffheiten und Einseitigkeiten allen Menschen eigen, welche mehr Charakter als gesunden Sinn haben, mögen sie auch übrigens noch so edel und geistreich sein.

Die meisten Hauptfiguren des Romans vereinigt unser Verf. in einer Art von Association zu gemeinschaftlichem Wirken, und Diejenigen, welche durch ihre Verhältnisse verhindert werden, persönlichen Antheil zu nehmen, bleiben doch auch in der Ferne durch mannichfachen Verkehr gleichsam Glieder der Gesellschaft. Es ist merkwürdig, daß in den letzten Jahrzehnden von Göthe und Heinse bis auf Steffens und unsern Verfasser die Sehnsucht nach gesellschaftlichen Associationen gleichgesinnter Menschen in unserer Literatur so oft laut geworden ist, während grade unsere Zeit weniger als jede andere geeignet ist, eine Sehnsucht dieser Art zu befriedigen. Aber freilich drängt sich grade darum, weil im Leben die Gebildetern und Geistvollern jetzt so durchaus vereinzelt sind und deshalb in der Menge untergehen, der Wunsch auf, diese Trümmer aus dem stürmisch bewegten Meere in einen behaglichen Hafen zu retten. Doch zeigen sich auch in dem vorliegenden Romane sehr deutlich die Klippen, an denen ein Bemühen dieser Art, wenn es sich ja im Leben geltend machen wollte, scheitern müßte. Die Personen, welche hier auftreten, sind nämlich zwar von dem Wunsche, sich gegenseitig durch festes Zusammenhalten und Zusammenwirken zu fördern, durchdrungen, sie zollen einander auch hohe Achtung und doch sind sie durchaus ungeeignet, miteinander zu wirken, weil Keiner von ihnen im Stande ist, des Andern wegen auch nur das Geringste von seiner Eigenthümlichkeit aufzuopfern. Wo immer in dem Buche sich eine Meinungsverschiedenheit hervorthut, da bleiben entweder die Parteien einander schroff gegenüberstehen, oder die Nebenfiguren ordnen sich dem Helden unbedingt unter; aber dann sieht man jedesmal deutlich, daß der Verf. sich aus Vorliebe für den Helden einer Unwahrheit schuldig macht, und daß im Leben vielmehr jede solche Meinungsverschiedenheit eine unheilbare Spaltung herbeiführen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Elisabeth von Guttenstein. Eine Familiengeschichte aus der Zeit des östreichischen Erbfolgekrieges. Von Karoline Pichler. Drei Theile. Wien, Pichler. 1835. 8. 4 Thlr. 12 Gr. *)

Bei Romanen von Frauenhand sind wir daran gewöhnt, die Frauen liebenswürdig und schwach zu finden, in den Män-

*) Dieser Roman bildet den 47.—49. Band der sämmtlichen Werke von Karoline Pichler. D. Red.

nern aber, trotz einer dramarbasirenden Sprache, trotz klirrender Säbel und borstiger Schnauzbärte, nichts Anderes als verkleidete Frauen, Frauen, in dem Kleidungsstücke, das die zartfühlende Engländerin „Unaussprechlich" nennt, zu entdecken. Frau Pichler, geb. Greiner, ist eine Frau, wie soll sie Männer anders malen als frauenhaft, und so sagen denn ihre Helden, Szillaghy, Hyppoliti*), Teuffenbach, und wie sie alle heißen, uns grade nicht mehr Furcht ein als die bekannten sieben Mädchen in Uniform.

Von dieser Seite her ist in dieser Arbeit weder Natur, noch Reiz, noch Wirklichkeit anzutreffen. Desto besser zeichnen sich uns die Frauen und ihre Sitte, die Mädchen mit ihrer Strickbeutelphilosophie, das Jahrhundert mit seiner Perückenweisheit, die nicht über den nächsten Tag hinaussieht, die Höfe mit ihrer Unsitte und der Adel mit seinem Pedantismus in der Frivolität. Das Bild der Zeit ist mit hellem Auge aufgefaßt und in Localfarben wiedergegeben, denen die Wirkung nicht fehlt. Sehr gut ist die Verwickelung, die von vorn herein mit einer Intrigue beginnt, wie sie nur eine Frau erfinden kann. Das sonderbare, neue, eigenthümliche Verhältniß des Brautpaars, Elisabeth und Szillaghy, macht der Erfindungsgabe der Verfasserin alle Ehre; kein Mann wäre je auf ein so sonderbares Verhältniß verfallen. Weiterhin ist der beiderseitige Irrthum über die Treue des Geliebten ziemlich gut motivirt, der Bruch beinahe natürlich und das Wiederfinden, die Enttäuschung, die Versöhnung im dritten Theile fast rührend. Für das Heldenpaar endet die Sache heiter; doch die Verf., von der weiblichen Entsagungsphilosophie gestachelt, hat diese wenigstens in einem Nebenheldenpaar an den Tag und zu Ehren bringen zu müssen geglaubt. Elisabeth's Freundin, Franziska v. Teuffenbach, und ihr geliebter Baron v. Raschwitz erhalten den angenehmen Auftrag, den höchst unnatürlichen Entsagungsroman abzuspielen. Auf welche närrische Ideen zarte Frauen gerathen, wenn sie ihre Lieblingsidee, die Entsagung, durchaus verwirklichen wollen, kann man an dieser Geschichte lernen. Franziska ist eine übersentimentale Jungfrau, die sich nur mit Klostergedanken herumträgt. In dies fromme Gemüth fällt plötzlich der zündende Strahl der Liebe. Das ist gut, das kann lehrreich und erbaulich zugleich werden; doch die Verf. hat eine Lächerlichkeit daraus gemacht. Das liebende Paar wird verlobt, es steht vor dem Traualtar; da ruft Raschwitz plötzlich aus: „Halt, ich bin Protestant!" Dies Wort ist ein Blitz — Franziska sinkt ohnmächtig nieder — und —, was ist natürlicher, als daß sie nun entsagt! So meint Frau Pichler — aber die Natur meint nicht so. Ist Franziska wirklich das Mädchen, als welche sie uns geschildert wird, so hat sie sich ganz gewiß vorher erkundigt, wie es bei ihrem Geliebten um den Glauben steht; hat sie sich darum aber nicht bekümmert, so wird sie weder bei dem Worte „Protestant" in Ohnmacht sinken, noch um dieses Wortes willen entsagen. Aber Frau Pichler glaubt — in einem Roman muß entsagt werden, und dies um so gewisser auf der einen Seite, als — auf der andern Seite Alles einen heitern Ausgang nimmt.

Mit diesen beiden ziemlich unterhaltenden Familiengeschichten, welche allerdings die Absicht haben, die beiden Lebensseiten, die heitere und die der nöthigenden Naturgewalt zu versinnlichen, verbindet sich die Geschichte der Räthe Oestreichs nach dem Tode Kaiser Karl VI. und der Gefahren, über welche der große, helle und feste Geist Maria Theresia's obsiegte. Es ist die Geschichte der drei gefahrvollen Jahre von 1740—43, jener Periode der Geburtswehen des neuen östreichischen Staats, jener Krisis, wo der Kampf gegen einen fast unvermeidlich-scheinenden Untergang in die Hand einer Frau niedergelegt war, die Friedrich den Großen unter ihre Feinde zählte. Diese anziehende, an dramatischer Wirkung reiche Geschichte ist talentvoll aufgefaßt; die Größe der Noth, die Größe des Triumphs, des unerwarteten, von Niemand für möglich gehaltenen Sieges tritt aus dem Gemälde der Verf. klar und bedeutungsvoll hervor. Es ist bekannt, es ist geschichtlich, daß Maria Theresia diesen Sieg zum größten Theil ihren liebenswürdigen Eigenschaften als Frau und der Wirkung verdankte, die diese Eigenschaften auf die Stimmführer des ungarischen Volks machten. Diesen geschichtlichen Umstand hat die Verf. gut benutzt, um ihre Familiengeschichte in einen engen Zusammenhang mit den öffentlichen Schicksalen zu bringen, dergestalt, daß beide Elemente in der That hier mehr als sonst gewöhnlich ein ungetrenntes Ganze bilden und derselben schaffenden Idee angehören. Baron Imre v. Szillaghy nämlich wird uns als der Repräsentant dieser ungarischen Nationalstimmung vorgeführt. Er, der, anfangs Theresiens Widersacher, mit der Idee eines nationalen Königthums von seinen Reisen zurückkehrt und von dem deutschen Herrscherhause nichts wissen will, der im Geheimen an der Noth desselben sich sogar erfreut, weil er hofft, diese werde zur Herstellung des nationalen Thrones führen — eben derselbe Szillaghy wird plötzlich, von dem Zauber der liebenswürdigsten Fürstin ergriffen, zu ihrem feurigsten Verehrer, zu ihrem Anbeter, ihrem kräftigsten Vertheidiger gegen eine Schar zu ihrem Untergang verschworener Feinde. Szillaghy reißt seine Landsleute hin, und Theresia, deren Hauptstadt schon von dem siegreichen Gegner bedroht, zur Ergebung aufgefodert war, ist plötzlich gerettet und kehrt im Triumph in die verlassene, verloren geglaubte Kaiserstadt zurück.

Wir können diesen Gebrauch der Geschichte zu romantischen Zwecken nur loben; er ist kunstgerecht und von ergreifender Wirkung. Alles, was der politischen und sittengeschichtlichen Seite des Romans angehört, ist gut, wahr, wohl erzählt, und ohne eben äußerst kunstreich zu sein, ohne mit „Cabanis" und andern Werken dieser Bedeutung zu wetteifern, doch angemessen und geschickt gehandhabt. Die Menge von Aufzügen, Hoffesten, Ceremoniebeschreibungen aber verzeiht man der Frau gern.

Ebenso glücklich wie die Verbindung der politischen Geschichte mit dem eigentlichen Roman erstrebt und erlangt ist, ebenso geschickt ist auch die Kunst- und Sittengeschichte der Zeit mit dem Roman in Verbindung gebracht. Zu diesem Ende bedient sich die Verf. der Gestalt des bekannten Abbate Metastasio, Maria Theresia's Hofpoeten und Vergnügungsintendanten. Diese edle und liebenswerthe Gestalt ist vielleicht eben darum so vorzüglich gelungen, weil sie viel Weibliches an sich trägt. Metastasio ist das Agens, der Hebel, die wirkende Kraft des ganzen Romans; er ist der Aufklärer, der Versöhner aller Irrung, und Der, dem der endliche frohe Ausgang aller Mißgeschicke, Verkennungen und Mißverständnisse allein zu danken ist. Das ist eine würdige, eine ganz passende Aufgabe für solch einen Mann. Künstlerisch betrachtet, ist diese Persönlichkeit vielleicht die gelungenste im ganzen Roman, indem sie die Vermittelung auch insofern bildet, als sie zwischen der Rauheit der Männerwelt und der Zerfloſſenheit der Frauen einen tüchtigen Mittelpunkt bildet. Eine hübsche Anekdote wird uns von diesem Mann erzählt, die wir, da sie nicht sehr bekannt, wiewol historisch ist, hier mittheilen wollen. Irgend ein Hofmann (Fürst Dietrichstein glauben wir), der sich in Dingen dieser Art sehr scharfen Blick zutraute, hatte im Scherz mit Maria Theresia über das Geschlecht des zu erwartenden Nachkommen gewettet und auf gut hofmännisch behauptet, es müsse ein Sohn sein. Es war eine Tochter. Der besiegte Hofmann wendet sich in seiner Verlegenheit, wie er der Monarchin seine Schuld entrichten soll, an Metastasio. Dieser, der Alles in der Welt mit Versen bewirkte, und in einer Zeit, wo ein Quatrain eine Potenz war, machte ihm ein solches, und obenein ein feines.

Perdo, è ver; l'augusta figlia
A pagar m'ha condannato.
Ma s'è ver, che a voi somiglia,
Tutto il mondo ha guadagnato.

Der Roman ist in Briefen verfaßt; allerdings die bequemste, den Frauen am meisten zusagende Form. Er ist anziehend, selbst da, wo die Verf. sich in Details gefällt, bei Festen und Aufzügen. Die Schreibart der Verf. ist aus ihren zahlreichen Ro-

*) Noch keine Romandichterin hat diesen Namen, der „Hippolyt" geschrieben werden sollte, richtig geschrieben.

manen bekannt — ein wenig prellös, ein wenig mit falschen oder halb wahren Sentenzen prunkend, ein wenig diffus, ein wenig ungelenk und mit Fremdem gemischt, ein wenig abgehört, aber alle dem zum Trotz gefällig. Mit einem Worte, wir wünschten, es möchte nie ein schlechterer Roman gedruckt werden, als dieser ist, oder dieser möchte jene aus den Händen der weiblichen Jugend, aus den Fächern der Leihbibliotheken verdrängen. 52.

Geschichte der deutschen Bibelübersetzung D. Martin Luther's und der fortdauernde Werth derselben aus den Quellen ausführlich dargestellt und wider alte und neue Gegner vertheidigt von Heinrich Schott. Leipzig, Köhler. 1835. 8. 20 Gr.

Herr Pfarrer Schott ist der dritte Gelehrte, dessen wir in diesen Blättern zu gedenken haben, dem das dreihundertjährige Jubiläum der Luther'schen Bibelübersetzung Gelegenheit zu einer Schrift über dieselbe gegeben hat. Die Schrift des Hrn. Weidemann haben wir in Nr. 90 d. Bl. als ein gut geschriebenes, populaires Werkchen bezeichnet, die des Hrn. Grashof in Köln verdiente gleichfalls, wie wir in Nr. 257 bemerkten, den Namen einer wackern Arbeit, die aus echt christlicher Gesinnung hervorgegangen war. Dasselbe Lob verdient die gegenwärtige Schrift, die aber gelehrter ist und einen großen Reichthum an literarischen Notizen aus allen hierher gehörigen größern Werken enthält, ohne daß dadurch die Klarheit der Darstellung beeinträchtigt worden wäre. Um so mehr verdient sie in die Hände aller Derer zu kommen, die ohne grade eigentliche Theologen zu sein, sich an einer gut geschriebenen Geschichte der Schicksale, welche Luther's Bibelübersetzung von ihrem Entstehen bis auf die neuesten Zeiten erfahren hat, erfreuen wollen. Herr Schott beginnt mit einer Uebersicht der Unzulänglichkeit der deutschen Bibeln vor Luther, zeigt alsdann, wie wohl befähigt und gerüstet Luther zu einer solchen Arbeit war, zuerst an seinen Uebersetzungen einzelner Stücke aus der Bibel, dann an der Uebersetzung des Neuen und des Alten Testaments, Alles in einer sorgfältigen, aus den besten Quellen entlehnten Darstellung (S. 11—75), die aber auch nicht ohne selbständige Bemerkungen geblieben ist, wie die Berichtigungen de Wette's auf S. 38 und die Panzer's auf S. 98 zeigen. Dann spricht der Verf. von den vollständigen deutschen Bibelausgaben, beschreibt ausführlich die erste vollständige Originalausgabe Luther's vom J. 1534 (S. 81 fg.), schildert den Fleiß und die Sorgfalt, mit welcher Luther sein Werk vollbracht, unter Anführung interessanter Einzelnheiten, darauf seine Revision des ganzen Bibelwerkes und verbreitet sich endlich in kräftiger Rede über den Werth der Luther'schen Bibelübersetzung (S. 111—136). Der zweite Theil der Schrift (S. 136—196) enthält in acht Paragraphen die Schicksale der Luther'schen Bibel bis auf die neuesten Zeiten. Zuerst bei den Katholiken, dann bei den Protestanten nach Luther's Tode, wo, um nur das Hauptsächlichste herauszuheben, von der sächsischen Normalbibel, von den kryptocalvinistischen Streitigkeiten, von den glossirten Bibeln in einer lichtvollen Uebersicht gehandelt wird, zuletzt (S. 176—196) von den Schicksalen der Bibel seit der Herrschaft des Naturalismus und Rationalismus. In die Verdammungsurtheile, mit welchen Hr. Schott die wertheimer Bibel und die Wahrdt'sche Uebersetzung belegt, wird jeder Protestant gern einstimmen, weniger allgemein dürfte sein Urtheil über Dinter (S. 188) gebilligt werden, obgleich es anerkannt werden muß, daß Hr. Schott die Ansichten des Hrn. Rudolf Stier, der „ein theurer und ehrwürdiger (?) Mann" genannt ward, an mehren Stellen misbilligt. Einige zeitgemäße Worte über die Beibehaltung der Luther'schen Bibel als Kirchenbibel machen den Beschluß, über die wir uns weiter nicht auszusprechen haben, da dies bereits in Nr. 257 d. Bl. geschehen ist.

Auf eine ausführlichere Kritik der Schrift können diese Blätter nicht eingehen, unsere Uebereinstimmung mit Inhalt, Plan und Anordnung haben wir bereits an den Tag gelegt. Nur zwei Punkte wollen wir noch berühren. Der erste betrifft Luther's Wappen (S. 45), das vielleicht nicht allen Lesern dieser Zeitschrift bekannt ist. Luther's Wappen war eigentlich ein Herz unter einem schwarzen Kreuze in einer weißen Rose im himmelblauen Felde von einem goldenen Ringe umgeben. Eine Deutung desselben gab er in dem bekannten Verse:

Der Christen Herz auf Rosen geht,
Als mitten unterm Kreuze steht.

Die andere Bemerkung betrifft das auf S. 124 und 125 „über den Vorzug der deutschen Sprache als Uebersetzungssprache" Gesagte. „Obwol," heißt es, „die lateinische Sprache durch ihren würdevollen Ernst zur Darstellung des Heiligen wohl geeignet ist, ist ihr doch dabei eine gewisse Steifheit, Kälte und Frostigkeit nicht abzusprechen. Sie ermangelt des Innigen und Sinnigen, was der deutschen eigenthümlich ist. In der französischen Sprache mag alles Andere sich gut ausnehmen, nur nicht Gottes Wort. Sie ist leichtfertig, sinnlich wie das französische Volk selbst. Denn die Sprache ist jedesmal die Manifestation des Innersten, wie des einzelnen Menschen, so eines ganzen Volkes. Zu flachen, sentimentalen Reden, zu Schmeicheleien, zum gewöhnlichen Weltton, zu wortreichen, nichtssagenden Complimenten, zu anmuthigen, leichten Scherzen, zu Frivolitäten — dazu eignet sich die französische Sprache vortrefflich. Aber widerlich ist's, wenn mit derselben Sprache von Gott und göttlichen Dingen geredet wird. Erst muß das französische Volk dem heiligen Geiste mehr Eingang verstattet haben, dann wird auch seine Sprache geheiligt werden." Ref. liebt gewiß seine Muttersprache ebenso sehr als Hr. Schott, aber er ist darum nicht ungerecht gegen die lateinische Sprache. Um hier gar nicht von dem Innigen in den Gedichten des classischen Alterthums zu sprechen, so beweist ja selbst die Art, wie Luther in seinen Briefen die lateinische Sprache handhabte, daß sie auch wol zum Ausdruck sinniger und inniger Gefühle hinreicht. Freilich muß man es auch verstehen, sie zu schreiben und zu brauchen, und sich nicht begnügen, lateinisch zu radebrechen. Das Urtheil über die französische Sprache schmeckt sehr nach einer gewissen theologischen Schule, in der wir Hrn. Schott nur ungern befangen sehen möchten. Hat er denn niemals eine Predigt von Fénélon, von Bossuet oder von Massillon gelesen? denn an Gelegenheit, einen ausgezeichneten französischen Kanzelredner in einer reformirten Gemeinde zu hören, hat es ihm wol gefehlt. Wir gehören keineswegs zu den Lobrednern der französischen Nation in politischer Beziehung; aber wir werden nie behaupten, daß ein gläubiges, gottergebenes Gemüth sich in dieser Sprache ihr nicht auch zur eignen Erbauung und zur Erbauung Anderer aussprechen könne. 14.

Literarische Notizen.

Von den „Mémoires sur la restauration, ou Souvenirs historiques sur cette époque, la révolution du juillet et les premières années du règne de Louis-Philippe I" der Herzogin von Abrantes sind die beiden ersten Bände in Paris erschienen.

Mit dem 1. Januar künftigen J. beginnen in Paris zwei neue französische Zeitschriften: „Le soleil" und „Le solitaire". Seit dem 10. Nov. ist unter dem Titel: „Le knout" eine kritische Revue der Theater, Literatur und Sitten ans Licht getreten.

Der General Marquis Oudinot hat „De l'Italie et de ses forces militaires", mit einer Karte, herausgegeben.

Von dem Vicomte d'Arlincourt ist „Double règne. Chronique du 19ième siècle" in zwei Bänden erschienen.

Jules Gloquet hat „Souvenirs sur la vie privée du général Lafayette" geliefert. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 358. — 24. December 1835.

Erwin von Steinbach, oder Geiſt der deutſchen Baukunſt. Ein Roman von Theodor Melas. Drei Theile.

Zweiter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 357.)

In Beziehung auf die Form der Darſtellung iſt als beſonders bezeichnend hervorzuheben, daß der Verf. die Perſonen des Romans nicht ſo ſchildert, als ſtände er mit freiem, heiterm Blicke über ihnen und ſchaute mit der Unparteilichkeit eines liebenden, aber gerechten Vaters zu ihnen hinab, ſondern ſo, als ſtände er tief unter ihnen und ſchaute voll Ehrfurcht zu ihnen hinauf. Ja, es ſcheint ſogar, als würden ſeine beobachtenden Augen nicht ſelten ſtark geblendet durch den Heiligenſchein, welcher das Haupt der meiſten hier auftretenden Perſonen umſtrahlt. Der Verf. gehört augenſcheinlich zu den Menſchen, welche ihre Umgebungen in zwei Claſſen theilen, in die Menge und in die Auserwählten. Gegen die erſtere befleißigen ſie ſich einer gewiſſen herriſchen Gleichgültigkeit, welche übrigens in einzelnen Fällen mit einiger, wiewol kalter Achtung zuſammen beſteht; der letztern dagegen widmen ſie eine Art von unbedingter blinder Verehrung, welche angeblich jedes Urtheil über den Andern ausſchließt. Nun iſt dieſe Gemüthsbeſchaffenheit zwar derjenigen beiweitem vorzuziehen, welche den meiſten Menſchen eigen iſt, nämlich jener flachen Gleichgültigkeit gegen alle Menſchen; aber ſie ſteht dann freilich gegen die Empfindungsweiſe des wahren Dichters und Menſchenkenners ſehr zurück. Jene Verehrung nämlich bezieht ſich meiſt weniger auf den wirklichen Menſchen, dem ſie angeblich gezollt wird, als auf ein Ideal, welches der Verehrende ſich gebildet hat und welches er in dem Gegenſtande ſeiner Neigung wiedergefunden zu haben glaubt. Da nun dieſe Ideale meiſtens ſo beſchaffen ſind, daß ihnen in der Wirklichkeit Niemand entſprechen kann, ſo ſtellt ſich dieſer Widerſpruch zwiſchen Ideal und Wirklichkeit auch alsbald heraus, wenn die erſte Begeiſterung verraucht iſt, und an die Stelle jener Verehrung tritt alsdann gewöhnlich eine ebenſo entſchiedene Abneigung. Außerdem aber verſteht ſich von ſelbſt, daß Jemand, der gleichſam nur zwei Cenſuren hat, von denen Jedermann die eine oder die andere erhalten muß, faſt Niemand ſeinem wirklichen Werthe gemäß ſchätzen wird. Ein Dichter erſten Ranges zeigt durch ſeine Schilderungen dem aufmerkſamern Leſer alsbald, daß ihm ebenſo viele Arten und Grade der Liebe und Verehrung zu Gebote ſtehen, als er Menſchen kennt. Er macht ſelbſt unter Denen, die er vorzugsweiſe verehrt, noch große Unterſchiede; ja, ſelbſt Solchen, die er in gleichem Grade ſchätzt, widmet er doch oft noch ganz verſchiedene Arten von Zuneigung, weil er für die verſchiedenſten Vorzüge Empfänglichkeit beſitzt. Unſer Verf. dagegen hat gleichſam nur Eine Liebe für ſeine Auserwählten, und obgleich dieſe Armuth einigermaßen dadurch ausgeglichen wird, daß dieſe Auserwählten einander wirklich ſehr ähnlich ſind, ſo iſt doch jene Gleichförmigkeit der Behandlungsweiſe noch viel größer als dieſe Aehnlichkeit. Das ſpricht ſich beſonders in den beiden Liebesverhältniſſen des Helden aus. Hildegard und Freia ſtehen, ſo ähnlich ſie einander auch in vieler Beziehung ſind, doch in anderer Beziehung in einem ſehr beſtimmten Gegenſatze zueinander; Hildegard iſt ſtolzer, kräftiger, mehr auf das Wirkliche gewandt; Freia dagegen zarter, gefühlvoller, empfindſamer. Erwin's Empfindungen gegen Beide ſind aber faſt ganz gleicher Art; er ſcheint Freia nur für das etwas glänzender eingebundene Exemplar deſſelben Buches zu halten. Daher wird es ihm auch, da er Freia nicht beſitzen darf, möglich, Hildegard zur Lebensgefährtin zu wählen, während er, wen er ſich des Gegenſatzes zwiſchen Beiden wahrhaft bewußt geworden wäre, ſich nothwendig ſo lange hätte unbefriedigt fühlen müſſen, bis er ein Mädchen gefunden hätte, in welchem die Vorzüge Beider vereinigt waren.

Demgemäß fehlt es dem Verf. ganz an der Kunſt, perſpectiviſch zu zeichnen. Sein Gemälde iſt faſt ganz Vordergrund und der Schatten iſt ſo ſehr geſpart, daß man Aufmerkſamkeit braucht, um die Figuren zu erkennen. Die Perſonen, welche den Mittelgrund bilden ſollen, werden mit ebenſo viel Glorie umhüllt wie die Hauptperſonen. Recht auffallend wird dies beſonders in der Schilderung der Schweſter des Erzbiſchofs von Lund. Dieſe iſt, wie bereits erwähnt, eine recht liebenswürdige Perſönlichkeit, aber an Leib und Seele krank. Es iſt mithin allerdings aus mehr als einem Grunde erfoderlich, ihre Schwächen nur mit zarter Schonung zu berühren; denn der Dichter behandelt die Figuren in ſeinen Büchern gern ebenſo rückſichtsvoll, wie er dieſelben Perſonen im Leben behandeln würde. Nichtsdeſtoweniger ſind die

Lebhaftigkeit, mit welchem die gute Elisabeth empfangen wird, jovialisch übertrieben und am unrechten Orte. Die Wirkung, welche auf den Zuhörenden gemacht werden soll, geht an ihnen, durch die Personen des Romans müssen sich gegenseitig einander und Weihnachten kennen. Dieses Verfahren ist freilich folgerichtig, denn Personen wie die hier geschilderten müssen sich ihren Freunden immer Kraft geltend machen, wenn sie bei guter Laune dem sie sein; mindestens genommen hätte der Dichter diesen Weg seines Gemüthes bedeutend mildern sollen. Dieser ungemäßige Lebensschwung wurden um so unangenehmer, da sie in der Regel nicht mit genügsamlicher unbefangener Lust, sondern meist mit Gezwungenheit und Absichtlichkeit eine eigene Stelle bei Lebenden. Einmal setzt sogar der dritte Meister, Dietrich von Kalm, die Kunst des Singens Dasein geboten aber selber eigen. Ein solches Benehmen wurde im Leben gerade als unpaar, als ungeschickt erscheinen; denn es wollen sich hier auf solche Weise Gegensätze vereinigen, und hier ist es um so mehr auffallender, da jener ältere Meister ebenfalls als ein Künstler seiner Kunst geschildert wird. Es klingt hier also Freiheit auf das Genauste mit der sonst oben erwähnten, früher auch genugsamen erwähnten Beschränktheit zusammen, welche den Hauptgegenstand des Romans eigen ist.

Es sehe daher auch die vorliegende Arbeit sich zu ihrem Vortheile von den Hauptpersonen der Tagesliteratur unterscheiden, so hätte sie doch die Fehler der letzteren Extreme nicht auf. Manchen, auch bei dem Romane, welcher mehr als eigentümlich und neu anspricht, erscheint bei der ganzen minder angelobend, und ganz verdrießt, weil die Charakterzeichnung des Buches meist, Mannichfaltigkeit, und sich sehr, die einzelnen Züge bestehen dabei einander sehr ähnlich sind und wirken fast wie einförmige Wiederholungen zu wirken. Auch eine gewisse prahlerische Weitschweifigkeit hat, welche oft den Leser, der Werke wegen nicht gar Buche kommen läßt, sich fast bei der zweiten Lektüre weit schroffer heraus als bei der ersten.

Insbesondere hat diese Weitschweifigkeit die Natur eines eigentlichen Romans, als welcher die von Meistern, in welchen man die dichten Umstände den Lesen der Darstellung gemäß bestehen darf. Der Verf. hat darin seine gelernten Lebenserfahrungen niedergelegt, und zum Theil sind sie wahrlich sehr schlecht und gut. Allein, ich müßte dies eine einzige Arbeit von dieser Schwatzhaftigkeit sein. Jedoch wäre in der That zu wünschen, daß mehre Männer von so vielem Verstande und so tüchtigem, wackerem Gemüthe, wie unser Verf., ihre Ansichten und Lebenserfahrungen auf einzelne Weise aussprächen. Es würde dies eine weitere Verbreitung und größere Literatur sein, welche hauptsächlich dadurch bereichert, daß in Bücher die Verschiedenen und Besserstehenden mit Abwechsel und Umsicht gegen das Gedicht den General unmittelbarem als in sich einverleibenden literarischen Produkt das Feld gestalten haben.

Das gleichnamigen Artikel wegen mag hier einer anderen Bücher.

Ernin von Eichhof. Novelle von C. G. Traun. Mainz, Kupferberg. 1854. 8. 15 Gr.

Schade! wieder, obgleich vielleicht nur wenig nichts, ein mittelgutes Buch gemacht hat. Zu dieser Arbeit fehlt ihm eine gar wundervolle Erfindung von gut dem Wissen und einer verständigen Anordnung, um dem Auf Geschicke auf der einen, und der höchsten Unbefangenheit und Freiheitlichkeit auf der anderen Seite. Im Anfange der Erzählung weilet jene besser Seite der Arbeit vor, und man glaubt sich einen Augenblick blenden mich sich in jener gemüthlichen Sorgenlosigkeit, welche Romane von Cooper'ich wie und hier als Genre vorgeführt und Vorgänger Sprossen Sprossen Sprossen

meister ein Mädchen, von dem wir weiter nichts erfahren, als daß es ihn schon lange heimlich geliebt hat.

Schon aus dieser Skizze wird der geübtere Beobachter erkennen, wie plump der Verf. seine Aufgabe genommen hat. Noch unendlich unbeholfener sind die Einzelnheiten der Ausführung. Die Begebenheit, welche sich als den Hauptinhalt des Buches ankündigt und welche ich deshalb hier nacherzählt habe, wird so trocken und dürr erzählt, daß man eine der schlechtern Chroniken zu lesen meint. Auch nimmt diese Begebenheit nur etwa den fünften Theil des Buches ein, und der Rest desselben wird von Episoden angefüllt, welche außerordentlich nachlässig und ungeschickt eingefügt sind. Unsere Verfertiger historischer Romane sind zwar fast sämmtlich gewohnt, historische Brocken, wie sie ihnen eben in die Hände fallen, ihren Lesern aufzutischen; aber sie geben sich doch wenigstens die Mühe, diese Brocken durch einigen romantischen Leim zusammenzukitten. Unser Verf. aber verschmäht diesen Kunstgriff; er bemüht sich keineswegs, einen scheinbaren Zusammenhang dieser Chronikenfragmente mit seiner Geschichte herzustellen, sondern schreibt ganz naiv die Chronik ab und rühmt sich dessen noch als einer besondern Genauigkeit. Unter Anderm sagt er S. 89 in einer Anmerkung: „Alles dies beinahe wörtlich aus Königshoven's Chronik S. 304." Auf diese Weise gibt der Verf. eine Menge kleiner Skizzen, die weder unter sich, noch mit der Hauptbegebenheit zusammenhängen, auch als seine eigne Arbeit ohne allen Werth, obgleich als Auszüge aus Chroniken mitunter anziehend sind. Unter Anderm wird auf diese Weise eine Schlägerei zwischen Adel und Bürgerschaft beschrieben, welcher der Held der Erzählung zwar beiwohnt, auch in Folge derselben in ein Kloster flüchten muß; diese Begebenheit hat aber nicht den geringsten Einfluß auf sein Schicksal, vielmehr kehrt er nach einiger Zeit, nachdem er auch im Kloster Zuschauer einer ähnlichen Episode gewesen ist, ganz ruhig wieder an sein Geschäft zurück, und Alles ist ganz so wie es vorher gewesen war. Einige dieser Episoden sind aber nicht aus Chroniken abgeschrieben, sondern von dem Verf. selbst erfunden, und diese sind ganz werthlos. Um aber zu zeigen, mit welchem Leichtsinn derselbe diese Ergebnisse seiner historischen Studien in die Erzählung einschiebt, führe ich Folgendes an. Eines Tages kommt der Bischof von Strasburg zu Erwin von Steinbach und erzählt ihm, er wolle einen Feldzug gegen Freiburg unternehmen. Erwin bittet ihn, er möge doch den Zug unterlassen und lieber hübsch zu Hause bleiben. Der Bischof meint aber, er hätte nun einmal versprochen zu Felde zu ziehen, und das sei nun nicht mehr zu ändern; da sagt Erwin zu ihm (S. 157):

Wenn Ihr denn, Hochwürdiger, nicht mehr anders könnt, so nehmt Euch doch der armen Freiburger an, stiftet eine Sühne, wenn es Gelegenheit gibt. Ich habe meine Lehrjahre in Freiburg gemacht; ich liebe wie jeder Bürger dieser Stadt den alten Stamm der Zähringer, meiner Landesherren, die auch meiner Vaterstadt Steinbach wohl thaten, getreulich. Diese haben Freiburg aus einem elenden Dorfe zu einer Stadt gemacht und es mit Gräben, Mauern und Thürmen gefestet; auch anderwärts viel schöner Städte erbaut, worunter Bern im Fechtlande sich schon herrlich und mannlich erwiesen und seinem Stamm Ehre gemacht hat. Denn es stellt sich auf die Hinterbeine, beißt kräftig um sich und theilt Schläge aus, wie jene Bärenmutter, welche dort an der Stelle des vierten Berthold Zähringer-Faust erlegt hat, woher die Stadt Bärin oder Bern heißt. Der Herzog ließ den Wald abhauen mit den Worten:

Holz, laß dich abhauen gern,
Denn diese Stadt wird heißen Bern.

Mit tiefer Trauer sahen Freiburgs Bürger und alle Breisgauer den edeln Mannsstamm der Zähringer erlöschen im fünften Berthold und übergehen durch die einzige Erbtochter an Egon von Fürstenberg, genannt mit dem Barte, der über der Stadt zum Verdrusse der Freiburger, die gern den Namen mit der That haben wollen, ein Schloß baute gleiches Namens.

Und in dieser ganz unbegreiflichen Weise geht es noch lange fort; ja, später erzählt der Baumeister dem Bischofe sogar, daß einer der Nachkommen jenes Egon von Fürstenberg des Bischofs eigne Schwester geheirathet habe. Das heißt denn doch die Nachlässigkeit und die Rücksichtslosigkeit weit treiben. Alle diese Notizen, die der Bischof ohnehin besser wissen mußte als der Baumeister, sind zugleich so trocken und leer und so ungeschickt zusammengewürfelt, daß sie bei dem Leser dasselbe Lachen und dieselbe Langeweile erregen, welche eine solche historische Vorlesung aus dem Stegreife in dem Bischofe hätte hervorbringen müssen. Hierzu kommt noch, daß der Verf. pedantisch ehrlich genug ist, um uns die Spur von Illusion, welche er noch zuweilen aufbringt, durch unnütze gelehrte Anmerkungen zu verwischen. Unter Anderm sagt er S. 111:

Diese ganze Begebenheit fiel zwar erst 1332 am 20. Mai (d. h. ungefähr ein halbes Jahrhundert später, als die Hauptbegebenheit sich zuträgt) vor, sie bezeichnet aber die Zeit so treffend, daß ich sie deshalb aufnahm.

Hätte Alles aufgenommen werden sollen, was jene Zeit „treffend bezeichnet", so waren freilich viele Bände damit zu füllen. Trotz dieser groben Unbeholfenheit berechtigen die bereits erwähnten Anklänge ernstern Sinnes zu der Erwartung, daß der Verf. vielleicht noch einmal, wenn nicht als Dichter, doch vielleicht als Geschichtsforscher etwas leisten werde. J. v. Mörner.

Geschichte und Kritik des Skepticismus und Irrationalismus in ihrer Beziehung zur neuern Philosophie, mit besonderer Rücksicht auf Hegel. Zugleich die letzten Gründe für Gott, Vernunftgesetz, Freiheit und Unsterblichkeit, von J. F. L. Tafel. Tübingen, Laupp. 1834. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Herausgeber, Uebersetzer und Anhänger Swedenborg's, behauptet in der Vorrede, die christliche Offenbarung sei unter den Händen der Menschen auf verschiedene Weise entstellt, ja sogar in das Entgegengesetzte ihres ursprünglichen Inhalts verkehrt, sodaß derselben die grundlosesten, widersprechendsten und empörendsten Lehren untergeschoben worden und dadurch die Gegengründe des Skepticismus zu einer furchtbaren Macht angewachsen seien, welche zerstört werden müsse, wenn sie nicht die Auflösung der religiösen und bürgerlichen Gesellschaft herbeiführen solle. Das habe ihn bewogen, die Geschichte und Natur des Skepticismus in Erwägung zu ziehen, seine Fundamente in ihrer Schwäche und Nichtigkeit darzustellen, zugleich aber auch

den Weg zu gehen, auf welchem man zu einer, jenen ähnlich vorzugsweise liebenswürdigen, gelangen hoffte. Nach der Verheirathung von einem Jahren gelitten und es scheint sie gut zu werden, wenn sie nicht bald ihre Mutter folgt. In der Hauptsache sich zwei Parteien schroff gegenüber, Nationalismus, welcher alle Offenbarung, Supernaturalismus, welcher alle Vernunft zu nichts macht. Eben in diesen Religionsfragen sucht er geistig, das heißt Confusion, große Verwirrung anzurichten, wo immer. Denn ohne Vernunftforschung und Anerkennung in der unterscheidenden Weise, welche mittels dieser Wahrheit zu suchen, sehe sich z. B. bei entgegengesetzten Offenbarungen und entgegengesetzten Religionen einer und derselben Offenbarung, die wahre von den falschen nicht unterscheiden. Auf der anderen Seite finde der Vernunft selbst als Quelle der Offenbarung betrachtet werden, denn in der reinen Offenbarung erfassen Sinne, welche sich in der Sphäre der Vernunft bewegt, so verliere sie an ihrer Zeugungskraft der Ueberzeugung, durch welche sie Sinn für einen Zusammenhang erlange, eine neue Gestaltung, wie durch den Besitz des Zweifels entgegenwirke, und heute Gewiss, die sie für ihren Standpunkt eingebe, weiter nicht zu Stande bringt.

Alle größeren Anstrengungen, sind sie von verschiedener Richtung, Richtung Unterschied, durch welchen sie sich bisherigen Mangel von Selbstständigkeit Originalität nicht entfernen, sie sind nur Anfänge und bewegen sich in einem Kreise, welcher sich von der deutschen Philosophie mit seinen durch denselben Schranken. Das sich entwickelnden Selbstständigkeit und bei der freien und originalen Bewegung in der Anerkennung haben, glauben sich anderseits zu irren, viel weniger Anerkennungsbestrebungen sich widersprechen; doch wie den Glauben und die Meinung, die sich in Wissen bestimmen Religionsgeschichte begegnet, mit wichtiger Gewissheit zu der religiösen machen und nicht scheuen, bestandig Gegenstand und wirklichen Gegenstand zu sein. Als Wissen ist der wirklichen Gegenstand, dem besonderen Bedürfnis, welches in seine Sphäre fällt, vorhanden, eintreten zu wissen. Als Wissen, wie welche die geistige und sittliche Wirklichkeit von Wissenschaft gebracht, und sie in ausgebildet und wirklichkeit, den Inhalt unserer und sittlichen, persönlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen, Einrichtung und Verfassung, und wie sie entstanden, täglich und stündlich an die zu lernen und, da wenn sie jenen Zweifelsucht unsere, und sie sie noch zu entstehen ist, nur nicht bisheriges Wissen, daß und sie Gewissheit für sie zugleich gewinnen. Meine unsere man, wollt es sei! Wissen! Einige Klage, durch unwissenschaften dung getrieben, haben sich in der Verfassung und Verwaltung, in der Wissenschaft, an Kunst, an Handwerk, und selbst, und sie Lehrer, Erziehung, Unterricht, Wissen, Wissen, Wissen

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 359. — 25. December 1835.

Allgemeine Staatslehre von D. G. von Ekendahl. Zweiter Theil. Neustadt a. d. O., Wagner. 1834. Gr. 8. 3 Thlr. 9 Gr. *)

Der Verf. freut sich in der Vorrede „des Wohlwollens und des Beifalls, womit alle (?) aufrichtige Freunde der Wahrheit, des Rechts und der Freiheit den ersten Theil dieses Werkes aufgenommen haben", und sieht vornehm herab auf Diejenigen, von denen er Tadel erfahren hat. So sehr wir nun glauben, dem Verf. Gerechtigkeit widerfahren gelassen zu haben, so können wir doch nicht umhin, dies eine Anmaßung zu nennen, welche an sich schon einen Verdacht nicht gegen die Gesinnung, aber gegen die Reife des Urtheils des Verf. erweckt. Denn diese macht immer bescheiden. Sie hindert nicht, die geprüfte Ueberzeugung mit aller Bestimmtheit und Kraft auszusprechen; aber, sich der Klarheit ihrer Vorstellungen bewußt, setzt sie einmal ihre Stärke in die Klarheit des Vortrags derselben selbst, niemals in Aufregung des Gefühls oder andere Redekünste, und verdammt anderntheils niemals Diejenigen (Anathema esto!), die sie nicht hat überzeugen können, weil sie bei ihren aufrichtig angestellten Prüfungen inne geworden ist, wie leicht der redlichste Forscher sich irrt und welche unabsehbare Folgen der kleinste unentdeckte Irrthum nach sich ziehen kann. Der wahrhaft Freie ehrt vor allem Andern die Denkfreiheit jedes Andern, und da das Denken lediglich ein Geschäft des Verstandes ist, braucht er nie andere Waffen, um zu bekehren, als eben jenen.

Auch uns ist Freiheit das höchste äußere Gut des Menschen, weil sie die Bedingung aller Vervollkommnung des Geschlechts wie des Einzelnen ist. Auch wir halten dafür, „daß Gesittung nichts Anderes sei als das zunehmende Fortschreiten der bürgerlichen Gesellschaft zur Freiheit", und wir zweifeln so wenig als der Verf., daß die Freiheit siegen werde, trotz aller Bemühungen und Anstrengungen, durch welche sie aufgehalten werden soll. Denn sehen das ist ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß selbst Diejenigen, die ihr am meisten entgegenarbeiten, nicht mehr wähnen, sie verjagen oder unterdrücken zu können, sondern daß sie nur noch möglichst viele Zeit zu gewinnen trachten, bevor sie ihr das Feld räumen müssen. Wir geben dem Verf. unsern vollen Beifall, wenn er sagt: „Das christliche Princip verträgt sich nur mit der Herrschaft vernunftgemäßer, mithin gerechter Gesetze, nicht mit rechtloser Willkür und Tyrannei; es verträgt sich nur mit der Achtung selbständiger Völker untereinander, nicht mit der Eroberungs- und Herrschsucht Einzelner; es verträgt sich nur mit dem Rechte, nicht mit der Schlangenklugheit einer kalten, herz- und gottlosen Politik. Es will die geistige, sittliche und religiöse Freiheit und muß die bürgerliche und politische als Bedingung dazu fodern; es verlangt die freie Ueberzeugung der Wahrheit, mithin auch ihr öffentliches Bekenntniß; es will freigeborene Menschen und keine Leibeignen und Sklaven; es erhebt die Menschenwürde über alles Ansehen der Person; es ehrt das Recht der Vernunft und haßt allen Geisteszwang, komme er vom Despotismus oder Fanatismus!" Nicht ein Jota geben wir von diesem Glaubensbekenntnisse nach. Dennoch sind wir in sehr vielen Stücken mit dem Verf. entgegengesetzter Meinung. Aber wo wir sie verlautbaren, werden wir unsere Gründe wie die seinigen redlich angeben; und diese Gründe, nicht wir, werden das Urtheil fällen, selbst wenn wir uns wie in uralter Volksversammlung herausnehmen, es aussprechend der Gesammtheit vorzuschlagen, deren Beifall oder Misbilligung ihm erst Gültigkeit verschafft.

Die Hauptursache dieser Meinungsverschiedenheit liegt in dem Begriffe von der Freiheit selbst. Wenig Worte sind so falsch verstanden, so viel gemisbraucht worden. Natürlich! Je größer das Gut, desto größer der Misbrauch! Für uns aber ist Freiheit lediglich eine verneinende Zustandsbestimmung; Abwesenheit des Zwanges, nicht einmal alles Zwanges, sondern nur des vernunftwidrigen, rechtlosen, unbefugten. Denn daß die Vernunft und was sie gebietet, also auch ein ihr gemäßer Zwang wolle, ist eben Das, was der Freiheit entspricht. Dies ist es, weshalb die genaueste Unterscheidung der Freiheit und der Willkür so sehr Noth thut. Beide werden ebenso häufig verwechselt, als sie unterschieden werden sollten. Sie sind nicht widerstreitende (contradictorische), aber entgegengesetzte (contraire) Begriffe. Die Freiheit schließt alle Willkür aus, ausgenommen da, wo die Vernunft keine Regel aufzustellen vermag, und die Willkür kann nur mit der Freiheit bestehen, insoweit sie sich selbst aufgibt und der Vernunft huldigt. Nicht unvernünftig oder frei sein will gleich viel sagen; es sind Wechselbegriffe. Aber vernünftig sein will noch mehr sagen als frei sein. Der blos freie Mensch lebt nur im Rechte, der vernünftige überdies in der Tugend. Jener denkt und thut nur, was er darf; dieser auch, was er soll. Die Vernunft erhebt den Menschen über die Freiheit zum Glauben, zur Liebe, zur Hoffnung. Diese höhere Dreieinigkeit, in der Christus selbst der Liebe die Palme reicht, ragt über die Freiheit; aber Niemand kann ihrer inne werden und ihr leben als in Freiheit. Die Sklaverei hat keinen Glauben, keine Liebe, keine Hoffnung. Alle Seligkeit ist nur zu gewinnen durch Freiheit, das heißt durch Entsagung der Willkür und der Sinnlichkeit, welche sie regiert.

Dieser zweite Theil der „Staatslehre" gibt uns in fünf Abschnitten eine Rechtsverwaltungs-, eine Heer- und Wehrwesen-, eine allgemeine Wirthschafts-, eine Volkswirthschafts- und eine Staatshaushaltungslehre, also im zweiten und dritten Abschnitte eine Vorbereitungswissenschaft aus dem Gebiete der Staatswissenschaften, und in den drei übrigen Abschnitten einzelne Abtheilungen der Staatsverwaltungslehre. So wenig logisch diese Anordnung ist, ebenso unvollständig ist hiernach die Entwickelung der letztern. Es fehlt hier die Lehre vom Staatsregimente, vom Organismus der Staatsgewalt und des Volkes, von der

*) Ueber den ersten Theil dieses Werks berichteten wir in Nr. 313—315 d. Bl. Den dritten und letzten Theil werden wir später besprechen. D. Red.

Verwaltung der geistigen Interessen in demselben, die Politik, die Diplomatie und die ganze Policeiwissenschaft, sowol der Sicherheits- als Wohlfahrts-Policei. Nur von der Verschiedenheit der Policeiverwaltung von der Rechtspflege ist bei der letztern die Rede, wovon hernach. Vielleicht kommt in dem dritten Theile das Fehlende noch nach. Vor der Hand wollen wir den Inhalt des vorliegenden anzeigen und beurtheilen.

S. 2. Die Gerichtsverfassung in einem Lande zu bestimmen, ist kein Attribut der Verwaltung, sondern der Gesetzgebung, weil dieselbe das Organ zur Ausführung der Idee der Rechtsgewährung sein soll, mithin nicht mehr und nicht weniger Wirksamkeit haben muß, als um die Idee des Rechts, der Herrschaft der Gesetze auszuführen, äußerlich zu verwirklichen. Wie diese im Zwecke des Staats eingeschlossen ist, ist die Gestaltung jener ein integrirender Theil der Staatsverfassung und ebenso unverletzlich als diese. Wer die Justizverfassung und durch sie die Rechtsverwaltung selbst nach seinem alleinigen Gefallen machen kann, hat stets die freie Macht, sie heute so und morgen so einzurichten, wie sie zu dieser oder jener Absicht taugt. Eine solche Justiz wäre ein zu biegsames und gebrechliches Wesen, um dem Rechte überhaupt, sobald es mit der Gewalt in ernstlichen Kampf geräth, wie viel weniger den constitutionellen Rechten auf die Dauer Schutz zu verleihen. Ebendasselbe gilt in ganz gleicher Maße von dem Rechtsverfahren selbst. Auch die Gerichtsordnung muß in allen ihren Theilen durch die Gesetzgebung vorgeschrieben und der aufsehenden oder vollziehenden Gewalt allein keine Aenderung darin gestattet sein.

S. 6. Rechtsprechen oder nach einem Gesetz urtheilen ist gleichbedeutend; folglich das Gesetz der Obersatz, der Thatbestand der Untersatz und die richtige Conclusion das Werk der sich selbst hiernach bestimmenden Urtheilskraft. Alles Andere, was diese bestimmt, ist also eine Störung des Rechtsspruches. Die Rechtsverwaltung muß durchaus unabhängig und völlig frei sein. — So gegründet dies auch ist, so folgt daraus indeß noch keine Unverantwortlichkeit der Gerichtshöfe, selbst bei ihrer wichtigsten Verrichtung, dem Urtheilen, nicht. Daran ist fast noch nirgend gedacht, und noch weniger bestehen dafür auskömmliche Anordnungen. Von jedem Unterthan wird verlangt, daß er das Gesetz beobachte, und er unterliegt der ganzen Zurechnung bei jedem Verstoße gegen dasselbe. Nur die Richter des Landes sollten ein Privilegium genießen, in ihren Amtsverrichtungen dieser Verantwortung überhoben zu sein? Freilich aber müßte die richterliche Unabhängigkeit durch diese Verantwortlichkeit in keiner Art gefährdet werden, was jedoch leicht dadurch zu bewirken ist, wenn diese letztere selbst dem Rechtsgange unterworfen wird.

S. 11. Schlechte Gerichtsverfassung und Gerichtsordnung und schlechte Rechtspflege, schlechte Justiz und Gefährdung oder Verkümmerung des Rechts, des Eigenthums und der Freiheit stehen in unzertrennlicher Wechselwirkung.

S. 15. Aus der Nothwendigkeit der Unabhängigkeit der Gerichte folgt von selbst die Unabsetzbarkeit der richterlichen Beamten, außer durch Urtheil und Recht, nicht minder die strenge Enthaltung der Staatsgewalt von jeder Einwirkung auf ihre Amtsverrichtungen. — Mit dieser Unabsetzbarkeit ist aber die Sache nicht abgemacht. So lange Orden und Ehrenzeichen, Beförderungen, Zulagen, Gratificationen mancherlei Art an die Gerichtspersonen selbst oder an ihre Angehörigen in der Hand der Regierung liegen, sind jene den Einflüssen dieser nicht entzogen, sodaß das Vertrauen zu dieser das Vertrauen zu jenen regiert.

Die Rechtsverwaltung verträgt sich nicht mit der Bureaukratie, sondern erheischt eine collegiale Verfassung zur Sicherung der Freiheit der richterlichen Urtheilskraft. Denn (S. 72) der Probirstein der Wahrheit, welcher in der Uebereinstimmung der Verständigen besteht, darf bei den wichtigsten Wahrheiten nicht fehlen, welche über Leben, Ehre und Vermögen der Staatsbürger entscheiden. Vielseitigkeit der Betrachtung wird nicht so leicht in einem Individuum als bei mehren angetroffen, weshalb, weil jede Sache verschiedener Gesichtspunkte fähig und Kraft und Geschicklichkeit unter den Menschen sehr ungleich vertheilt ist, das Zusammenwirken im Gebiete der Wahrheitsforschung um so sorgfältiger benutzt zu werden verdient, je mehr die Läuterung der Wahrheit durch die Reagentien der Zweifel gewinnt.

S. 62. Dennoch ist die Collegialität der Gerichte erster Instanz schon aus finanziellen Rücksichten und wegen der geographischen Abmarkung der Gerichtsbezirke nicht durchaus durchzuführen; jedoch immer nur unter der unerlaßlichen Bedingung, daß die Appellation nie versagt werde. Es muß auf die Beschaffenheit der Sachen gesehen werden, damit die Kräfte, Zeit und Geld, die darauf gewendet werden, im richtigen Verhältnisse zu den dadurch gewonnenen Leistungen stehen. Viele Arten von Rechtssachen sind höchst einfach. Selbst die Erheblichkeit des Gegenstandes kommt nach diesem Maßstabe billig in Betracht. — Wo nicht die Nothwendigkeit besteht, daß der erkennende Richter zugleich der instruirende sei, da ist diese Maxime noch leichter anwendbar.

S. 16. Die Oeffentlichkeit, von der der Glaube an die Heiligkeit der Rechtspflege abhängt, besteht

a) in der Befugniß der allzeitigen Einsicht der gerichtlichen Verhandlungen durch jeden Betheiligten,

b) in der jedesmaligen Mittheilung der Entscheidungsgründe, und

c) in dem ungehinderten Vermögen der Actenveröffentlichung.

— Sehr wahr! Diese Oeffentlichkeit ist zur Controle der Rechtspflege ebenso unentbehrlich, als sie vollkommen ausreichend ist. Schade, daß der Verf. späterhin selbst dies vergißt und auf jene Scheinöffentlichkeit dringt, welche in der Oeffnung der Gerichtsthüren vor Jedermann besteht und allerdings jene gediegenere Oeffentlichkeit ersetzen muß, wo das blos mündliche Verfahren eine strenge Actenprüfung abschneidet.

S. 18. Unter Vergehen begreift der Verf. alle Handlungen (und Unterlassungen versteht sich), welche gegen die Ordnung, Sicherheit, Schicklichkeit, Sittlichkeit oder Wohlfahrt im Staate verstoßen, ohne daß doch dadurch anerkannte Rechte verletzt werden; unter Verbrechen hingegen alle Handlungen, welche als Verletzungen anerkannter Zwangsrechte sich ankündigen. Obgleich gegen beide Zwang angewendet werden müsse, so sei doch die Art, die Größe und die Dauer desselben für beide verschieden. Bei den Handlungen der erstern Art sei aber noch zu unterscheiden, ob sie in rechtsverletzender Absicht begangen worden oder nicht, indem sie nur im erstern Falle vor die Policei gehören, welche als handelnd bureaukratisch, als richtend collegialisch zu gestalten sei. — Da ist viel Begriffsverwirrung! Wozu denn eine rechtsverletzende Absicht, wenn der Thatbestand selbst keine Rechtsverletzung in sich enthalten soll? Jede Contractwidrigkeit würde hiernach ein Verbrechen, hingegen die unüberlegte Auffahrung eines Pulverwagens neben einer Schmiede nicht einmal ein Vergehen sein. Der wahre Unterschied aber besteht darin, daß die Verbrechen gegen die aus der bloßen Vernunft erkennbaren Rechte der Personen, mit Einschluß der moralischen Person des Staats, gerichtet sind, weil der Mensch vermöge seiner Vernunft im Staate leben und jeden bestehenden ehren muß, gleichviel ob die Verletzung aus böser Absicht oder aus Mangel der nöthigen Aufmerksamkeit unternommen worden ist; wohingegen die Vergehen nur durch die positiven Anordnungen der Staatsgewalt begründet werden, sodaß die Nichtachtung dieser die Ursache ihrer Ahndung wird. Daß bei jener Verworrenheit der Begriffe der Verf. die schwere Aufgabe, das Merkmal der charakteristischen Unterscheidung der Justiz und Policei anzugeben, nicht zu lösen vermocht hat, begreift sich.

S. 21. Der Verf. erkennt es an, daß die Herstellung des materiellen Rechts die Aufgabe der Justizverwaltung sei, mithin die Gerichtsordnung die doppelte Bestimmung haben müsse, diese Aufgabe durch das vorzuschreibende Verfahren möglichst zu lösen und zugleich solches zu controliren. Denn von der Zeit an (S. 91), seit welcher ein besonderes Richteramt sein Dasein er-

hielt, wurde auch die Nothwendigkeit eingesehen, zur Sicherheit aller Betheiligten einen durch gewisse Formen bestimmten Weg zur Wahrheit und zur Rechtsverwirklichung vorzuschreiben. Hiervon unzertrennlich ist die Unterscheidung der rein menschlichen und der juridischen Ueberzeugung oder Erkenntniß, und des materiellen und formellen Rechts im Staate. Ohne eine stete lebendige Aufsicht würden gleichwol jene Vorschriften immer nur von ungewissem Erfolge bleiben, wozu noch die unerlaßliche Nothwendigkeit einer Mittelspersonen kommt, um zu verhüten, daß bei der unausweichlichen Unvollkommenheit jeder Gesetzgebung die Gerichte durch deren Ergänzung nicht in das Gebiet derselben eingreifen. Durch die Unterordnung der Gerichte allein diese Controle zu beschaffen, geht darum nicht an, weil solchergestalt der oberste Gerichtshof eine souveraine Gewalt in der Rechtspflege erhalten würde. Die Controlirung der Justizverwaltung muß also außer ihr bestehen. — Wenn aber dem so ist, wie ihm in der That ist, so gehört eine übergroße Vorliebe für das französische mündliche Verfahren und die Jury dazu, um alles Jenes zu vergessen und nicht einzusehen, daß hierdurch weder jener Aufgabe genügt werden kann, noch daß die zur Bedeckung der augenfälligen Blößen dort eingeführten Einrichtungen eine umfassende und gründliche Controle gewähren. Sehr richtig urtheilt (S. 23) der Verfasser jedoch, wenn er sagt: „Ein Allianztractat zwischen dem mündlichen und schriftlichen Verfahren, wie man ihn hie und da vorgeschlagen oder auch versucht hat, verfehlt ohne Zweifel bei beiden seinen Zweck.“ Nur hätte er nicht hinzufügen sollen: So gehe es allemal, wenn man zwischen Grundsätzen einen Mittelweg sucht; man falle dadurch unvermeidlich in eine verderbliche Halbheit. Denn dies geschieht nur, wenn man die Formen, welche die entgegengesetzten Grundsätze ausgebildet haben, miteinander zu verbinden und dadurch ein Ganzes zu erzielen strebt, daß man von jedem Systeme die Hälfte beibehält und ineinanderschiebt. Daraus muß denn freilich eine Lappenpuppe werden, die bald mit Wolle, bald mit Seide bunt behangen, weder für den Sommer noch Winter taugt. Dahingegen muß man grade zwischen den Extremen, wie die Mündlichkeit und Schriftlichkeit in ihrer Ausbildung im französischen und gemeinen deutschen Processe sind, mitten hindurchgehen, also im Principe zwischen beiden in der Mitte stehen, aber eben dieses mittlere Princip sich in seinem eigenthümlichen Leben ausbilden und Gestalt annehmen lassen, um ein lebenskräftiges eignes Wesen zu erhalten, welches die Vorzüge gewährt, die die Extreme versagen, und die Fehler vermeidet, die diese offenbaren.

S. 25. Vom schriftlichen Processe ist, nach dem Verf., eine Mehrheit von Formvorschriften unzertrennlich. Jede Formvorschrift aber, zum Schutze und zur Sicherheit des Rechts ersonnen, ist dem Mißbrauche ebenso wie dem guten Gebrauche ausgesetzt. — Ei, ei! Also müßte man um des Mißbrauchs willen den Gebrauch unterlassen? So müßte man das Unförmliche, Ungestaltete dem Bestgeformten, regelmäßigst Gebildeten vorziehen? Doch die ganze Voraussetzung ist unwahr. Das schriftliche Verfahren hat wirklich und bedarf weit weniger Formvorschriften als das mündliche, und die vorhandenen gehen dort weit mehr noch die innere Form an, hier nur hauptsächlich die äußere, aus dem einfachen Grunde, weil die bleibende Schrift schon an sich einen Gegenstand wiederholter Prüfung abgibt, die verfliegende Rede aber an irgend etwas gebunden werden muß, wodurch sie äußern Halt gewinnt. Um deswillen ging die Bestimmung der Gerichtsformen sonst so weit, daß selbst die Kleidung und die Haltung der Richter im gehegten Gerichte nicht unbestimmt bleiben durfte. „Ein Richter soll sitzen mit übergeschlagenen Beinen und grimmem Gesichte wie ein Lew.“ Darum steht an der Spitze der französischen Gerichtsordnung der Grundsatz: „Die Sachgründe gehen in der Form des Verfahrens auf.“ Umgekehrt spricht die preußische Gerichtsordnung: „Alle Proceßvorschriften sind nur als Mittel zum Zwecke einer möglichst gründlichen, vollständigen und schnellen Erforschung der Wahrheit anzusehen, diesem deshalb stets untergeordnet und nur in so weit bestehend.“ Wenn nun Herstellung des materiellen Rechts nach Möglichkeit der anerkannte Zweck der Justizverwaltung ist, so wird sich leicht entscheiden lassen, welche von beiden ihm am meisten entspricht, und welche also den Preis verdient. Es ist hiermit noch nicht behauptet, daß die ganze Ausführung den bekannten Grundsätzen getreu und untadelhaft sei; es mag noch mancherlei an jener zu bemängeln sein. Nur so viel ist klar, daß die letztere auf ihr Ziel losgeht, die erstere ihm den Rücken zugekehrt hat.

S. 30. Der Unterschied zwischen dem mündlichen und schriftlichen Verfahren besteht hauptsächlich darin, daß bei dem erstern die Schriftlichkeit blos Umriß, nicht Gemälde, bei dem letztern aber Alles zusammen und in dem Maße ist, daß die Conturen zuweilen ganz für das Auge verloren gehen. Der Richter erschwert sich selbst sein Hauptgeschäft und entfernt sich von seinem Zwecke, wenn er Alles und Anderes als das Wesentliche festhalten will. Wie viel muß der Richter beim Parteivortrage (gleichviel, ob mit oder ohne Protokoll) mit überschwenglicher Geduld anhören, wovon das Wenigste zur Sache beiträgt, vielmehr oft nur auf deren Verwirrung und Verdunkelung ausgeht! — Besser konnte die Fehlerhaftigkeit des mündlichen Verfahrens doch nicht geschildert werden, bei welchem das Gericht alles Wesentliche und Unwesentliche, Gewaschene und Ungewaschene anhören und darauf seine Entscheidung fällen muß. Eben darin besteht ja das Princip der Verhandlungsmethode, daß ein unparteiischer und geübter Beamte aus den Parteivorträgen das Erhebliche von dem Unerheblichen sondere, jenes in übersichtliche Ordnung bringe und es so mit Uebereinstimmung der Parteien vorbereitet dem Richter zur Urtheilsfassung darüber vorlege. Diese Procedur ist so unerläßlich, daß auch der französische Proceß sie nicht hat umgehen können, und hierin liegt der wahre Grund, warum sich die Gerichte so häufig die Handacten der Anwälte einfordern. Aber einerseits liegt am Tage, daß dieselbe durch einen unbetheiligten Beamten besser besorgt werden muß als durch die beiden Advocaten, die im entgegengesetzten Interesse kämpfen, und andererseits geht ihr Nutzen verloren, so oft unverzüglich auf das Plaidoyer der richterliche Beschluß gefaßt wird. Was aber das obige Gleichniß anbetrifft, wollen wir nur bemerken, daß, wenn irgend ein Sudler seine Deckfarben so dick auftragen und auseinanderschmieren sollte, wie der Verf. annimmt, wir ihm denselben ganz preisgeben. Ein gutes ausgemaltes Gemälde ist uns aber immer mehr werth als ein blos angelegtes Bild.

Auch der Verf. ist an einem andern Orte derselben Meinung; denn S. 49 wendet er gegen die Verhandlungsmethode ein, daß durch das Protokolliren des Wesentlichen aus dem Vortrage der Parteien der Richter überall nichts von der eigenthümlichen Darstellung der Parteien oder ihrer Anwälte erfahre; daß ihm also Colorit, Wärme und Manier ihres Vortrages verloren gehe, und daß die Parteien gewissermaßen der Sprache beraubt sind, wo es doch so sehr darauf ankomme, wo ein Wort mehr oder weniger die eigentliche Absicht derselben zweifelhaft machen und den Zweck ihres Vortrages entstellen könne. — Was sich nicht Alles recht schön sagen läßt, wenn es nur darum zu thun ist, etwas zu sagen! An einem von beiden Orten ist aber der Verf. gewiß der Wahrheit vorbeigegangen, wo nicht an beiden.

Er will aber auch nicht (S. 29) den Vorwurf zugeben, daß im vorüberrauschenden Streme der Rede alle Gründlichkeit versinken müsse, weil das Drängen der verschiedenen Gedanken und Ansichten höchstens dem Urtheile seine Bahn andeuten, aber es noch nicht bestimmen könne. Er behauptet sogar (S. 53), daß, wenn dem Richter das Sachverhältniß klar und vollständig vor seiner Seele liege, derselbe über die Anwendung der Gesetze wenig mehr verlegen sein könne. Ja, er geht noch weiter (S. 119), indem er meint, daß, wenn die Gesetze so klar und bestimmt wären, daß die Staatsbürger mit Recht zu deren Beobachtung angehalten werden könnten, jedes Geschworenengericht sich vollkommen zu der Entscheidung eines jeden Rechtshan-

heit bewahre Gellert wieder, auf den die gehässigen Beschimpfungen gar keinen Eindruck machten. Und wieder kommt er Klopstock näher und wie leicht, wie freundlich! Ebenso wie Gellert Klopstocken in seinem Lebensbeschreibungen, und die Anerkennung des Gelehrten soll ihm wohl darauf ergehen, auch ist es immer leicht, unter den Augen verwandter Geister sich gleich und frei gehalten zu bekennen. Ganz eigenthümlich aber hat der Dichter, was in seiner Art eine noch unentwickelte Unvollkommenheit der Gestaltung ist, Form und Materie freilich auseinandergehen hat (S. 79), und wie sie sich wieder einander durchdringen, ja Eins werden. Ich erwähne den wesentlichen Vorzug wie die Gebrechlichkeit der scharfen Linien, Umrisse, Einfassungen, wenn sie sich und ihre Wirkung nicht aus so enge und unbeweglich trifft, zur Genugthuung und zu dem Unsrer eilen, wo wir sie bedürfen.

(Die Vertheilung folgt.)

Romanenliteratur.

1) Der Verbrecher. Historischer Roman aus der Mitte des 17. Jahrhunderts von P. H. Wachsmann. Berlin, Verlag der Buchh. d. Berliner Börsenhalle, Lüder. 8. 21 Sgr.

Und eine Unschuldsvertheidigung ist es auch, was uns der Autor, angeblich Moritz, die eine oft gegen den Namen auch der Feind nennen, vorliest. Freilich ist die Sache auf gefährlichem Boden historischer Treue, der Localität in Calcutten unter Pitt und Clive, der Situation, wie sie Macaulay Burke und einem Zeitgenossen nennt, und der romantisch nach Motiven gesucht ist, an dem die gute Absicht der Vertheidigung besten Antheil genommen.

2) Graphe, ein romantischer Versuch. Nach den Aufzeichnungen des Xerxes dem Wanderer. Bern, Schmann. 1838. 8. 16 Sgr.

Die schwere Verirrung der geistlichen Dichtung und der Sprung vom katholischen Leben für unreine Herzen und Sinne, namentlich gewandt, stets Graphe eine schreckliche Warnung sein. Er war die Person einer der geistlichen Abenteurer gewesen, die trotz seiner Bildung und begeisterten Sehnung der Welt gegenüber, und in ihr sogenannt, Lehrmeister, und so ist die ganze Erzählung geschrieben, die bekannt genug, wie sie ist, in seiner Zeitform und Weise, in seinen Verbindungen und doch trotz gewandter Art Gedanken und wenig Gestalt haben wird und soll.

3. Nordische Novellen. Erzählungen und Novellen, hinterlassene von Theodor Storm und Adolph Stahr. Oldenburg. 1848. 8. 1 Thlr 5 Sgr.

Einen Novellenkranz der Verstorbenen wird man sich Hier entgegnen gleich, so oder anders entfalten Manche gern. Storm Novelle: „Immensee“ und Stahr Skizze Storm's geben uns, darnach die neue, sich aufgegebene Formbestimmtheit in dem einzelnen jungen Novellisten, wird so ganz nahezu unmöglich, wenn sich Einer nicht in sie und seiner Naturation hineingeht. Die Verschiedenheit der Völker und Natur ist bedeutend, Uebergänglichkeit wird nicht ermöglicht, weiter als ungefähr. Auch von den vier Novellen Storm's: von Sylt, in Sylt, Hauptsache muss das Einigen Zweifeln nur als gewisses Recht in Anspruch genommen sein. Immerhin ist Storm's „Immensee“ eine Novelle, wie sie auch gemeint ist, ist gut ausgedacht, ausgeführt, und ein Kunst ist sie zu nennen. „Drei Novellen“ von F. Meyer ist eine musikalische Mitte zwischen Ernst und Humor, zwischen Ton, dem Geschichten gewissermaßen, wenn von einer Stadt übrigen werden. Die verschiedene Stellung ist „Alte und Neuere“ von Frederik Hahn, am Mittelweg Kirsch von Landrecht in Schleswig, die man nicht setzen zu können: „Aus verlassenen Papieren“ erinnert stark an Storm und Stahr. Und Verschiedenes sagen wollte Wiesbaden ist Hahn. Stahr hat es schlecht, weil es stets, sich an Storm „von Wellen-Storm der Betrieb“ und Hahn „von Wellen-Storm der Betrieb“ und nicht ohne Wissen.

Ueber die Stahr sich hat in Schleswig. Aber gut gelungene Skizze Hahn's: „Aus verlassenen Papieren“ ist eine Novelle, die, wie bekannt sagt, das Wesen einer, aus der gewissen Stadt.

4. Graf Ferdinand Adolph Heinrich von Waldeck. Zwei Skizzen. Hamburg. 1848. 8. 12 Sgr.

Der Anfang der Erzählung ist überschwenglich, man weiß gar nicht Einzelnes herauszuheben, es gehört zum Ganzen. Die Charakterzeichnung aus Schwerem in Jugend und Personen ist gut, aber Einer Situationsreihe in einem Ich Schwerem. Aber dem Stoff wie Gedichten zu einem, nicht schwierig, aber doch möglich und über das Gewöhnliche hinaus. Die Sprache fließend, ohne Gewandtheit und mit dem herkömmlichen Pathos. Der Stoff ist gut, aber nicht neu. Die Erzählung ist gut, aber nicht für eine Novelle. Die Sprache ist gut, aber nicht ungewöhnlich. Diese Erzählung ist gut, aber nicht ungewöhnlich. Diese Erzählung ist gut, aber nicht ungewöhnlich. Diese Erzählung

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 360. —— 26. December 1835.

Allgemeine Staatslehre von D. G. von Ekendahl. Zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 359.)

S. 33. Die Erfahrung, die untrüglichste Lehrmeisterin, muß entscheiden. Glaube man denjenigen Richtern, welche früher unter der Herrschaft des schriftlichen und erst seit ein Paar Decennien im mündlichen Processe ihr heiliges (?) Amt verwaltet haben, unter welchen gleichwol für den Vorzug des mündlichen Verfahrens nur Eine (?) Stimme ist! — Glaube man das ja nicht! Wir kennen viele entgegengesetzte Stimmen von Männern, die eine lange Erfahrung und Beobachtung darauf verwendet haben und darin übereinstimmen, daß das mündliche Verfahren der Triumph eines formellen Rechts über das materielle und der Untergang des letztern sei. Die Stimmen zu zählen, kann nichts austragen, da nur die Stimme Derer zählbar wäre, denen ihr Amt wahrhaft heilig ist, dies aber nur Derjenige kennt, der Herz und Nieren prüft. Da aber der Egoismus und die Indolenz weniger selten sind als eifrige Heiligkeit, so ist es natürlich, daß alle Richter für das mündliche Verfahren stimmen, denen die Bequemlichkeit und Verantwortungslosigkeit gefällt, womit sie nach demselben ihr Amt verrichten können. Wie viel Erfahrung der Verf. selbst aufzuweisen habe, lassen wir dahingestellt sein und erwähnen nur, daß er sich auf nichts weniger hätte berufen dürfen als eben auf die Erfahrung. Denn sie hat schon gerichtet. Wo ist irgend ein Machtgebot, eine Anordnung, ein Gesetz, wodurch das mündliche Verfahren aus den Gerichten Deutschlands gebannt worden ist? Die Erfahrung von seiner Unzulänglichkeit und von dem Vorzuge der Schrift hat ganz selbständig diesen Wechsel zu Wege gebracht. Aber auch hierbei ist geschehen, was gewöhnlich geschieht. Es müssen erst beide Extreme versucht werden, bevor die richtige Mitte gefunden wird.

S. 36. Die Civiljustiz ist nicht blos als eine Angelegenheit des Privat-, sondern auch des öffentlichen Rechtes zu betrachten, weil Allen an der tüchtigen Handhabung der Justiz gelegen sein, also auch Allen der Zutritt zu den Gerichtsstuben, zu ihrer Ueberzeugung davon, offen stehen muß. — In diesem Schlusse fehlen so viele Mittelglieder, daß er einen gewaltigen Sprung macht. Wo ist doch der Umstand in den germanischen Dingetagen geblieben? Sind die Gerichtsstuben in Frankreich und am Rheine nicht auch jetzt fast immer leer? Die Rechte und Vortheile der Gesammtheit im Staate dürfen überdies nicht von Allen, sondern müssen immer von eigens dazu bestimmten Organen versehen werden, dafern er ein organisches Leben führen und sich nicht in Anarchie auflösen soll. Wie aber die Controle der Oeffentlichkeit nicht blos scheinbar, sondern wahrhaft zu führen sei, das hat uns der Verf. selbst schon weiter oben gelehrt.

S. 41. Das Gesetzbuch eines Staats muß allgemein gelten, weil Bruchstücke schlecht zu einem politischen Ganzen passen, und weil bei Erweckung des Nationalsinnes derselbe nur im Gesammtsein, nicht im Einzelnen Befriedigung finden kann. — Das ist so wahr, daß die Rheinländer wohl preußische oder bairische Rheinländer, aber nie rheinländische Preußen oder Baiern werden werden, so lange sie die französischen Gesetze behalten, wie die Pommern, Märker, Schlesier, Thüringer und Westfalen Preußen sind.

S. 52. Die Geschworenen sind als Vertreter des Volks im Richteramte zu betrachten und als solche eine der wichtigsten Schutzwehren der öffentlichen Freiheit. Sie bedürfen auch keiner Rechtskenntniß, weil ihr Urtheil lediglich auf die Thatfrage beschränkt ist. — Als wenn nicht bei jedem Schuldig die Frage entstände, was denn für ein Verbrechen begangen worden, und als wenn diese ohne Rechtskenntniß zu beantworten wäre! Die Grade der Zurechnung oder der Vollendung, die Erschwerungs- oder Milderungsumstände, bestimmen erst genau den individuellen Thatbestand, und sollen ohne Rechtskenntniß bestimmt werden? Noch mehr, alle Regierungshandlungen stehen nicht dem Volke, sondern der Regierung und deren Beamten zu. Volksvertreter für die wichtigste aller Verrichtungen der Staatsverwaltung begründen also einen Widerspruch mit sich selbst. Aus dem Volke aber sind auch die richterlichen Beamten, sobald sie nach Gesetzen zu verfahren haben und nicht blinde Werkzeuge der Regierung sind.

S. 60. Wo ein Regent nicht durch ganz andere Schranken gehindert ist, Alles zu thun, was er will, da kann freilich das Geschworenengericht allein nicht bewirken, daß er weniger könne, als er auch sonst ohne alle Geschworenengerichte vermag. Wenn hingegen die Verfassung des Staats so gestaltet ist, daß sich in ihr und durch sie eine Nation im wirklichen Besitze und Genusse politischer Freiheit befindet und diese Freiheit zur Macht geworden ist, da sind die Vortheile, welche die Geschworenenanstalt in ihrer politischen Beziehung den höhern Zwecken des Ganzen zuwendet, unendlich größer als die etwanigen Mängel dieser Einrichtung als blos juridischer Anstalt. — Dieses Anerkenntniß zeigt, daß der Verf. ein redlicher Mann ist. Wenn aber die Jury als Rechtsanstalt fehlerhaft ist, kann sie da in einer überhaupt guten Staatsverwaltung bestehen? Müßte nicht vielmehr die Bürgschaft, die sie gewähren soll, auf andere Weise beschafft werden, ohne der Herrschaft des Rechts im Staate, also seinem nächsten Zwecke, Eintrag zu thun?

S. 53. Dem Cassationshofe muß die Befugniß beigelegt werden, jedes von Assisengerichten gefällte Urtheil einer Revision zu unterwerfen, wenn dagegen Cassation eingelegt wird. In dem Falle, daß er die Revision verordnet, gibt er jedoch keine Beweggründe dazu an, damit das Publicum nicht wissen möge, ob er Fehler in dem Verfahren bemerkte, oder ob ihm die Erklärung der Geschworenen bedenklich schien. Würde er Beweggründe angeben, so müßten sie beide Fälle treffen, und die Zweifel über die Richtigkeit des Ausspruchs der Geschworenen könnte die nachfolgende Erklärung der Revisionsjury regeln, also ihre Unabhängigkeit gefährden. — Gibt es aber eine Freiheit, Unrecht zu thun? Kann die Freiheit durch eine Regel ver-

letzt werden, welche die Wiederholung des Unrechts verhütet, weshalb der erste Spruch cassirt worden ist? Ein Geschworenenurtheil, das durch keine Gründe gerechtfertigt zu werden braucht, ist seinem Wesen nach ein Gottesurtheil wie der Zweikampf oder der Griff mit verbundenen Augen. Ist die Form dabei beobachtet, unterliegt es keiner materiellen Prüfung. Kann man dennoch nicht umhin, es der höhern Einsicht des ständigen Cassationshofes zu unterwerfen, und sollen dessen Entscheidungsgründe dennoch nicht bekannt werden, so verstößt man gegen die selbst anerkannten Erfordernisse der Oeffentlichkeit und kann folglich dabei keine andere Absicht haben, als das Volk in dem Wahne der Untrüglichkeit der Jury zu erhalten.

S. 78. Die unrichtige Anwendung der Gesetze durch die Gerichtshöfe verletzt nicht blos das Recht des dadurch Betheiligten, sondern auch der Gesammtheit, der daran gelegen ist, daß die Gesetze walten und daß die Gerichte nicht außer dem Gesetze oder gegen dasselbe richten. Darum muß ein Beamter des öffentlichen Dienstes bei jedem Gerichtshofe hierüber wachen und gegen unrichtige Erkenntnisse im Interesse des Gesetzes Berufung einlegen, auch wenn die Parteien es nicht thun. — Da Niemanden Unrecht geschehen kann, der es selbst will, so kann auch Niemanden ein Rechtsmittel aufgedrungen werden, noch kann von Staatswegen, dessen obenerwähntes Interesse doch immer nur ein mittelbares ist, ein Schritt geschehen, daß Dasjenige, was die unmittelbar Betheiligten für Recht gelten lassen wollen, von Rechtswegen für Unrecht erklärt werde. Die allerdings zweckmäßige Rüge des Verfahrens der Gerichte in solchem Falle muß folglich auf anderm Wege geschehen; allerdings aber so, daß die Gerichte dadurch nicht ihre Unabhängigkeit einbüßen.

S. 81. Handelte es sich blos um die Gleichförmigkeit der Richtersprüche, dann wäre freilich durch einen Revisionshof, an welchen jeder Streit in letzter Instanz gebracht werden könnte, der Zweck auf eine für die Parteien weniger beschwerliche, sondern auch vollständigere Weise erreicht. Allein nicht blos darum ist es zu thun, sondern auch, daß im Sinne der Gesetzgebung, nicht nach irgend einer Meinung entschieden werde; daß nicht die Meinung des Revisionshofes die Stelle der Gesetzgebung einnehme. — Aber hierzu genügt die Beaufsichtigung des Revisionshofes selbst und die Anbringung der wahrgenommenen Mißgriffe bei der Gesetzgebung, welches ja doch auch bei einem Cassationshofe nach des Verf. Ermessen das letzte Auskunftsmittel ist.

S. 82. Die Gerichtsvorstände dürfen nicht den Richtern, sondern nur den Geschäften des Gerichtshofes vorstehen. Ein solcher darf nicht der obere, sondern nur der erste unter seines Gleichen sein. — Sehr wahr!

S. 84. Dazu, daß der Richter selbst die Vollziehung seiner Entscheidungen verrichte, ist kein Grund vorhanden. Der Vollziehungsbeamte darf zwar nie zum Diener der Parteien herabgezogen werden, muß vielmehr ein Beamter des Staats sein, durch welchen dieser Das leistet, was die Selbsthülfe im Staate unstatthaft macht. Dazu aber genügt, daß die Gerichte die Execution leiten und controliren. Denn wie die Vollziehungsbeamten zu verfahren haben, muß durch die Executionsordnung schon angeordnet sein. Ist das Executionsamt einmal angerufen, muß es ohne Weiteres nach diesen bestehenden Vorschriften bis zum Ziele fortschreiten. Selbst das Gesetz darf den Schuldnern nur mit der allergrößten Vorsicht Schonung zugestehen, weil das allgemeine Wohl aus dem Wohle der Einzelnen zusammengesetzt ist, weil die Sicherheit des Verkehrs auf der höchstmöglichen Zuverlässigkeit der Hülfsvollstreckung beruht, und weil der Credit in einem cultivirten Lande ein das Numeraire weit Übersteigendes Nationalcapital ist, dessen Verminderung oder Gefährdung unabsehbar weit um sich greift. — Alles unbedenklich. Doch darf die executive Gewalt den Gerichten nicht ganz entzogen werden, damit die richterliche Gewalt im Staate nicht aufhöre, eine Gewalt zu sein, zumal auch bei der Hülfsvollstreckung noch eine Menge von Incidentstreitigkeiten unvermeidlich sind, die immer mit der Hauptsache in näherm oder entfernterm Zusammenhange stehen.

S. 88. Wenn das Richteramt oder die Audienz anhebt, müssen sich beide Theile schon beisammen finden, daher eine Einrichtung zu deren vorhergehender Vorladung bestehen muß, die selbst kein Gerichtsact ist. — Es gibt indessen dabei nichts zu richten, daher auch der Richter nicht Richter über sich selbst dadurch wird, daß er die Gesetzmäßigkeit der Vorladung prüft; sondern es ist diese Thatsache nur zu beglaubigen. Niemand aber darf in seiner Freiheit beschränkt, also auch nicht vor Gericht geladen werden ohne zureichenden Grund. Mithin muß der Ladung allemal die richterliche Prüfung vorangehen: ob in der Klage ein Grund zu einem Anspruche erfindlich, ob die Klage zulässig sei? Es ist übrigens eine ganz falsche Vorstellung, daß das Richten der alleinige Beruf der Gerichte sei; es ist nur ihr wichtigstes Geschäft, wovon sie den Namen führen, wie der Schlosser von den Schlössern. Auch wo die Angeklagten der Schuld geständig sind, oder jede Einlassung verweigern, müssen die Sachen an die Gerichte gebracht und von ihnen bestimmt werden. Die Aufgabe der Justiz ist die Erhaltung und Herstellung des Rechtszustandes. Mit jeder desfallsigen Anrufung der Gerichte beginnt ihre Amtswirksamkeit und hört nicht eher auf, bis dem Rechte Genüge geschehen ist.

S. 90. Zur Constituirung des Instituts der Staatsanwaltschaft führt die Betrachtung, daß vor Gericht neben den Privatrechten, welche zunächst der Gegenstand des bürgerlichen Prozesses sind, auch öffentliche Interessen betheiligt werden, und daß der Staat die unveräußerlichen Rechte seiner Glieder zu wahren hat, auch wenn diese selbst sie nicht wahren können oder mögen. — Die Wahrnehmung der Interessen der Gesammtheit vor Gericht bei der Rechtsbezugung macht ein Organ dazu allerdings unentbehrlich, dessen Verrichtung sonach in die Ausübung der gerichtlichen Policei und in die Sachwalterschaft für den Staat vor Gericht zerfällt.

S. 93. Ein solches öffentliches Ministerium ist eine Triebfeder, welche die passive Gewalt der Gerichte belebt; eine Schutzmauer gegen alle Parteilichkeit, gegen das Aufkommen eines verderblichen Collegialgeistes und gegen jede Entfernung vom Gesetze; eine Schutzanstalt für das Interesse des Staats; endlich eine gefürchtete Macht der öffentlichen Rache gegen den Beleidiger der Gesellschaft. Daher muß das Institut der Staatsanwaltschaft in jedem wahrhaft constitutionellen Staat eingeführt werden, damit, ohne der Unabhängigkeit der Gerichte in Behandlung und Aburtheilung der einzelnen Rechtssachen Eintrag zu thun, eine stets wachsame Aufsicht über die Beachtung der Gesetze, über das verfassungsmäßige Verfahren, über die Thätigkeit der Justizbehörden sowie über das ganze Rechtswesen obwalte.

S. 98. Das Schiedsrichteramt ist seiner Natur nach nicht für alle Rechtssachen, sondern nur für solche brauchbar, wo bei klarem Sachverhältnisse nur die Rechtsfrage schwankend erscheint, und nur in den Fällen zulässig, welche dem Privatverzichte unterliegen. — Wäre jenes richtig, enthielte es ja allein das unumwundenste Verdammungsurtheil der Jury, die doch gewiß eine Art von Schiedsgericht ist. Umgekehrt aber ist, mit Ausnahme aller dem Privatverkehre entzogener Gegenstände, also auch aller öffentlichen Strafen, kein Grund vorhanden, den Parteien jeden beliebigen Austrag ihrer Rechtshändel zu verschränken, mithin Compromisse zur Feststellung der That- oder Rechtsfragen zu erschweren. Im Gegentheil erheischt eben diese Autonomie die Begünstigung derselben, und sogar eine Nothwendigkeit derselben tritt in allen den Fällen ein, wo es auf eine Schätzung oder ein Arbitrium ankommt, wofür sich keine feste Normen erfinden lassen, weil die richterlichen Staatsbeamten nur nach solchen urtheilen sollen.

S. 101. Die Grundsätze des Vernunftrechts bedürfen keiner Heiligung weder durch gesetzliche noch herkömmliche Bestimmung. — Gewiß! Die Vernunft büßt ihre Würde und ihr Recht dadurch nicht ein, daß die Menschen zu ihrem äußern

Schutze in Staaten zusammentreten. Wo das positive Gesetz schweigt, gilt von selbst das Naturrecht; jenes darf nicht einmal gegen dieses sich versündigen.

S. 103. Man hat zu behaupten gewagt, daß die Gewißheit des Gesetzes von größerer Wichtigkeit sei als dessen Gerechtigkeit. Aber der einzige Weg, jene zu erreichen, ist, das Gesetz gerecht, das heißt vernunftgemäß zu machen und alles blos Willkürliche daraus zu tilgen. — Gewiß! Dennoch darf das Recht im Lande nie unsicher, das Gesetz nicht zweifelhaft sein. Die Stetigkeit des anerkannten, geltenden Rechts ist ein so wesentliches Erforderniß, daß schon darum unsere Väter in den Eichenwäldern ihre Schöffen und Weisen bei jedem Rechtsfalle befragten, wie ein solcher früher schon entschieden worden, um sich darnach zu richten. Die Tradition aber wird, wie der Verf. (S. 159) sehr gut sagt, zur Gewohnheit, die Gewohnheit zum Rechte, das Recht zur Sitte und Denkungsweise, ohne daß es zuletzt mehr Jemanden einfällt, zu fragen, woraus Tradition, Gewohnheit, Recht und Sitte geflossen sind.

S. 109. Das wahre Recht, d. h. das Vernunftrecht, ist keine abstracte Wissenschaft, wie Viele meinen, welche ein langes und schwieriges Studium erfodert; es ist ursprünglich in jedes Menschen Brust gepflanzt und würde mit ihm zur Reife aufwachsen, würde es nicht durch schädliches Unkraut erstickt. Zerstört jene falschen Begriffe vom Rechte, als eines Gegensatzes der Rechtlichkeit, und die Gerechtigkeit wird von selbst erstehen und erblühen! In dem Augenblicke, da die wirkliche Beschaffenheit eines Vorganges in Gewißheit gebracht ist, gibt uns das Rechts- und Sittlichkeitsgefühl den Ausspruch an die Hand. Aber durch den gegenwärtigen Zustand der positiven Gesetze wird das Rechts- und Sittlichkeitsgefühl der Menschen verdreht, verwirrt, verfälscht. — Mag zum Theil wol so sein. Wenn aber das Rechtsgefühl so lauter und so untrüglich ist, woher sind denn jene verderblichen Gesetze gekommen? Warum, wenn das Vernunftrecht so leicht und so sicher zu erkennen ist, hat denn der Verf. ein dickes Buch über natürliches Staatsrecht geschrieben? Wie kommt es, daß wir so häufig ihm nicht haben beipflichten mögen? Wer soll diesen Streit ausmachen? Doch wol nur die Wissenschaft, die ihrer Natur nach eine abstracte ist. Wer soll das aufgegangene Unkraut ausjäten und vor allen Dingen dazu erkennen lehren, da es oft dem Waizen so ähnlich ist als junge Schmiele oder Trespe? Wer und welches Recht soll bis dahin zu Gericht sitzen?

S. 111. Um zu entscheiden, was gerecht ist, braucht der Mensch blos seine Vernunft und sein Gewissen zu befragen; um in Gewißheit zu bringen, was nützlich ist, muß er viele vorgängige Kenntnisse erwerben, manche widerstreitende Begriffe ausgleichen und auf eine Menge von Umständen achten, die mit dem unmittelbaren Gegenstande seiner Forschung sehr entfernt verknüpft sind. Die gesetzgebende Gewalt muß daher durch Gesetze den Mangel der Kenntniß ersetzen, dem der Einzelne unterworfen sein kann, und die Regeln des Verhaltens vorzeichnen, welche, auf die Ansichten des allgemeinen, bisweilen sehr entfernten Interesse gegründet, nicht durch die natürlichen Gefühle oder die gewöhnliche Einsicht der Menschen entdeckt werden möchten. — Auch dies erschöpft noch nicht das Bedürfniß einer umfassenden positiven Gesetzgebung. Vorzüglich in Betracht kommt noch der häufige Mangel autonomischer Bestimmungen für die entstandenen Rechtsverhältnisse, mögen diese aus Verträgen, oder in natürlichen oder bürgerlichen Standeszuständen begründet sein.

S. 115. Ein überzeugendes Rechtsgefühl kann vielleicht erst aus der Abwägung einer Zahl von Gefühlen, die ihre Richtung auf entgegengesetzte Urtheile nehmen, entspringen; und wenngleich manche Geschworene unter der Herrschaft der allgemeinen Regel der Sittlichkeit stehen mögen, so können doch andere sich durch irgend eine Besonderheit in dem Falle leiten lassen. Dieses schwankende Gefühl der Gerechtigkeit könnte leicht zu häufigen Streitigkeiten führen, welche durch Unthätigkeit in den Entscheidungen noch immer mehr befördert werden würden. Deswegen ist es ersprießlich, daß der Staat ins Mittel trete und durch eine Erklärung des Gemeinwillens die Ungewißheit darüber, was recht ist, entferne. — Das hieße also, daß der Staat der Urtheilskraft das Amt übertrage, welches das Gefühl einnahm. Allein das Gefühl kann niemals überzeugen, eben weil es Gefühl ist; nur aus Gründen kann Ueberzeugung geboren werden. Dem Gefühle Anderer kann und darf kein Mensch unterthan gemacht werden, weil dasselbe nur die dunkle Vorstellung von der Gesammtheit aller Empfindungen bei einem Vorgange ist, welche sich nach der Eigenthümlichkeit jedes Einzelnen richten. Nur der Vernunft, welche vermöge objectiver Begründung ihre Aussprüche in jeglicher Vernunft wiederholt, kann ein vernunftbegabtes Wesen unterworfen werden. Nicht schwankende Gefühle können Recht sprechen, sondern nur die besonnene Urtheilskraft aus Gründen, die allgemein einleuchten müssen. Man hüte sich vor der gefährlichen Spielerei mit einem vorgeblichen Rechtsgefühle!

S. 119. Die Foderung, daß eine Person von gewöhnlicher Fähigkeit des Verstandes und gewöhnlicher Bildung ihr Betragen nach Regeln richten soll, die blos ein Rechtsgelehrter verstehen kann, ist ebenso unbillig als unvernünftig. — Darum hat der Verf. ganz Recht, wenn er die Abfassung einfacher, gemeinfaßlicher, gerechter und weiser Gesetzbücher als den ersten Schritt zur Civilisation der Völker und zur Erstehung der bürgerlichen Freiheit ansieht.

S. 124. Die Befugniß, Rechtsverletzungen zu bestrafen, geht unmittelbar aus dem Vernunftrechte hervor. Gäbe es kein natürliches Strafrecht schon außerhalb des Staats, würde es ja unmöglich sein, ein solches im Staate zu schaffen oder anzuerkennen. Die Staatsgesammtheit oder Staatsgewalt ist gegenüber den Staatsangehörigen im natürlichen Verhältnisse, d. h. in jenem der nur durch das Rechtsgesetz der Vernunft geregelten Wechselwirkung; das bürgerliche Verhältniß findet nur statt zwischen den Angehörigen desselben Staats untereinander. Welche Rechte also die Staatsgewalt gegen ihre Mitglieder gültig anspricht, dieselben müssen auf rein naturrechtlichem Rechtsboden wurzeln. — Das wäre eine gefährliche Lehre! Denn mit ihr könnte keine Staatsverfassung bestehen, keine positive Anordnung der Formen und der Schranken der sich bethätigenden Staatsgewalt. Wir halten vielmehr dafür, daß, indem die Menschen sich in einen Staatsverein begeben und begeben müssen, sie eben dadurch ihr eignes Ermessen in Bezug auf Alles, was den Staatszweck angeht, und alle Selbsthülfe aufgeben, vielmehr dem Gemeinwillen unterwerfen und der Staatsgewalt übertragen, welche eben dadurch alle Obliegenheiten und Gerechtsame zur Verwirklichung des Staatszweckes nach Maßgabe dieser Uebertragung überkommt und sich keiner Bemühung dafür entziehen, noch irgend etwas verabsäumen darf, was als erlaubtes Mittel zum Zwecke führen mag. Hiernach wird es also nur darauf ankommen, ob die Einführung des Strafrechts ein solches Mittel für den Staat abgibt, wobei es gleich gelten könnte, ob vorher schon ein Strafrecht vorhanden war oder nicht. Denn viele Rechte entstehen erst durch den und in dem Staate, die außerdem nicht vorhanden sind, z. B. das Recht des Befehls, der Besteuerung, der Wehrmannei, des Ranges, der Verjährung, der Erbschaft u. s. w. Außer dem Staate kann es kein Strafrecht geben, weil es kein Recht zu irgend einer willkürlichen Behandlung eines Andern gibt, jede Strafe aber die willkürliche Bestimmung eines Uebels mit sich führt. Mit der Herstellung des angerichteten Schadens hat jede Rechtsverletzung ihr Ende erreicht, mithin auch jeder dadurch begründete Zwang.

S. 128. Bei der Kritik der verschiedenen aufgestellten Strafrechtstheorien ist zu bemerken, daß es sich dabei nicht um Aufstellung eines Zweckes der Bestrafung, sondern um Darlegung eines Rechtsgrundes der Strafe handelt. Die Verwechselung des einen mit dem andern ist die Hauptursache der Verworrenheit und Verwerflichkeit der meisten Lehren über das Strafrecht gewesen. — Diese Bemerkung ist nur halb wahr,

nur in so weit, daß es sich nicht um einen selbständigen Zweck der Strafe dabei handeln darf. Wenn aber die Strafe ein Mittel zur Erfüllung des Staatszweckes sein soll, so enthält ihre Zweckmäßigkeit, verbunden mit ihrer Erlaubtheit, ihren Rechtsgrund, und der letztere ist nicht anzugeben, ohne darin zugleich den Strafzweck anzuführen als einen besondern Bestandtheil des allgemeinen Staatszweckes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wieland der Schmied, deutsche Heldensage von Karl Simrock. Nebst Balladen und Romanzen. Bonn, Weber. 1835. 12. 1 Thlr.

Die Sage vom Schmied Wieland gehört zu den reichsten und schönsten, die uns aus dem nordischen Alterthum geblieben. Wir sehen die Söhne eines Heldengeschlechtes im Kampf mit Naturmächten diese durch List und Liebe bezwingen; Menschenbosheit bringt sie um den Besitz, in den sie sich erst nach langen Jahren durch unbeugliche Kraft, Ausdauer und Geschicklichkeit wieder setzen. Eine jugendfrische, kindliche Phantasie schmückt die bevorzugten Gestalten mit allen Gaben, die der Menschheit fehlen, oder mit der höchsten Steigerung derer, die sie hat; aber neue Gesetze ziehen auch da Schranken, und die mächtigsten Gottheiten und Helden erliegen dem einfachsten Zauber.

Wieland, der älteste von drei Brüdern, lernte das Schmieden bei Mime in Franken und bei den Elfen, den Meistern der Eisenbearbeitung, während Eigel, der eine Bruder, zum Schützen, und Helferich, der andere, zum Arzt gebildet wurden. Sie überlisten und bewältigen drei Meerjungfrauen und leben mit ihnen in der glücklichsten Ehe, bis ein nordischer König Neiding (Nidung), der Wieland um seiner Geschicklichkeit willen zum Knecht haben will, sie überfallen läßt und ihr häusliches Glück vernichtet. Ein Zauberring, der aus dem Besitz von Wieland in den von Neiding's Tochter durch Trug gekommen, lenkt dessen Sinnen und Trachten, und sein wunderbar gezimmertes Schiff trägt ihn zu ihr, für die er vermöge des Zaubers Frau und Kinder vergessen. Ihr, Bathilden, zu Liebe wird er Knecht seines Feindes, schwingt sich aber durch seine Geschicklichkeit zu hohen Ehren, von denen er durch Treubruch, Neid und Bosheit gestürzt wird. Sein Versuch, Bathilden Liebesgift einzuflößen, scheitert an ihrer Klugheit; ihm werden die Sennen der Füße durchschnitten. So, ohnmächtig, sinnt er auf Rache, die er mit Ingrimm, List und Verwegenheit ausführt. Der Zufall führt ihm den Zauberring und mit ihm Bathilden in seine Gewalt. Mit dem Ringe erlischt die Liebe zu dieser, die nun nach ihm schmachtet, und erwacht die Erinnerung seiner geliebten Gattin und seines Kindes. Mit Hülfe seines Bruders Eigel, der ihn zu besuchen gekommen, bereitet er sich zur Flucht, die er auf wunderbare Weise bewerkstelligt, und vereinigt sich wieder mit den Seinen, die Helferich's Kunst nach der Zeit des schrecklichen Ueberfalls geheilt.

Von ganz richtigem Gefühl geleitet, beginnt der Verf. sein Gedicht mit dem Abenteuer, wie die drei Brüder die Schild- oder Meerjungfrauen bezwingen, und zeigt sie uns gleich in ihrer ganzen Bedeutung gegenüber der Natur und erfreut uns durch die Bilder von Kraft, Gewandtheit, Liebe und Glück. Erst später erzählt Wieland bei König Neiding seine Jugendgeschichte, in die er die von Siegfried, wie dieser den Drachen Fafner und den Schmied Mime erschlug, einflicht. Ueberall begegnen wir den Schilderungen von hochgesteigerter Körperstärke, Leidenschaft, Muth und Uebermuth, mit denen die reizenden Gemälde der Wellenmädchen oder Schwanenjungfrauen, die zarte Innigkeit ihres Liebens, ihr Leben im Wasser, ihr Schweben in den Lüften, die lieblich aus dem Meere auftauchenden Inseln die erfreulichsten Gegensätze bilden. Mit größter Einfachheit, man möchte sagen, mit Treue und Glauben, sind die Uebertreibungen der Sage aufgefaßt und wiedererzählt, wie z. B. die Schwertprobe, bei welcher Wieland durch einen leisen Druck des scharfen Schwertes den Harnisch seines Gegners und diesen selbst so durchschneidet, daß dieser erst dadurch, daß er sich schüttelt, seines Todes inne wird; oder auch die andere Erzählung, wo er auf seinem schnellen Pferd eine fünftägige Reise in einer Nacht zweimal macht und am Schluß derselben auch noch einen Kampf mit fünf Gegnern siegreich besteht; die Wundercuren Helferich's, der sogar aus verarbeiteten Knochen die lebendigen Menschen wiederzusammensetzt, gar nicht gerechnet. Daneben ist nun Eigel's Erscheinung sehr ergötzlich, der seinen Zauber über alles Wild im Wald ausübt, das ihm auf seiner Pfeife Ton in großen Scharen zuläuft und fliegt, und der neben fremder Tücke und Gewalt, neben fremdem Jammer und Unglück immer den ungetrübten Muth durch des Sanges beglückende Gabe behält. Bei ihm können die Schweizer sich auch über Tell's bekannten Schuß Raths erholen; denn auch Eigel schießt auf Neiding's Befehl den Apfel vom Kopfe seines Sohnes, nachdem er für den Unfall des Fehlens sich zwei für den Tyrannen zurecht gelegt. Das Alter der Wieland-Sage läßt keinen Zweifel über die Priorität dieser Erzählung bei ihr.

Was nun die technische Ausführung betrifft, so hat sich der Verf. eine sehr schwere Aufgabe gestellt, der außer ihm vielleicht nur sein Freund, dem er in Amilie's Schmiede ein Denkmal gesetzt, gewachsen sein dürfte. Das ganze Gedicht ist im Versmaß des Nibelungenliedes geschrieben und zwar mit solcher Freiheit und Geschicklichkeit, daß wir fast glauben, nicht nur die Kunst Wieland's, mit der er das Schwanenkleid nachgebildet, sondern auch der Ring, durch den die Verwandlung gelang, seien in des Verf. Besitz gekommen. Mit Ausnahme sehr weniger Stellen, die bei dem Umfang des Gedichtes kaum Erwähnung verdienen, die aber an Vorstellungen und Redeweisen der Gegenwart erinnern, trägt das Ganze so sehr das Gepräge des Alterthums, daß man die Uebersetzung eines den Nibelungen gleichzeitigen Gedichtes zu lesen glaubt. Doch ist die Sprache leicht und fließend und der Inhalt, mit Ausnahme der wenigen Stellen, zu denen Kenntniß nordischer Mythologie verlangt wird, durchaus verständlich.

Dem Gedichte sind mehre Balladen und Romanzen beigefügt, ernsten und launigen Inhalts. So unverkennbar das lyrische Talent des Verf. aus diesen hervorleuchtet, so können wir doch nicht leugnen, daß uns sein episches mehr entwickelt erscheint. Am fließendsten spricht übrigens auch hier seine Muse, wo sie in die Zeit der Sage sich versenkt, wie beim „Nixenquell".

Schließlich sei noch eines Scherzeinfalles gedacht, mit dem der Verf. sein Buch einführt, ich meine das Gegenüberstellen des Dichters Wieland und seines Schmiedes und die Versicherung, daß er den Erstern nicht meine mit seinem Gedicht. Den Einfall hätte er aber rechtfertigen sollen durch die Ueberschrift: „Götter, Helden und Wieland". 31.

Notiz.

Doctor Young glaubt, daß im Durchschnitt die Tiefe des atlantischen Oceans sich auf ungefähr drei englische Meilen beläuft, die des stillen Oceans auf vier Meilen; bisjetzt hat jedoch das Senkblei nur eine Tiefe von zwei Meilen erreichen können. Unter allen Meeren sind unstreitig die europäischen am flachsten. Die größte Tiefe des adriatischen Meeres zwischen Dalmatien und der Ausmündung des Po beträgt 132 Fuß. Dagegen ist das Bassin des mittelländischen Meeres sehr ungleich. Zwischen Gibraltar und Ceuta hat Capitain Smith seine Tiefe von 5700 Fuß gefunden. Sauffure versichert, daß es unweit Nizza nur 2000 Fuß tief sei. In den engsten Partien der Meerenge von Gibraltar schwankt seine Tiefe von 960 bis auf 3000 Fuß. In den australischen Meeren hat Scoresby das Senkblei unter 76° nördlicher und 4° östlicher Breite bis auf eine Tiefe von 7600 Fuß hinabgelassen, ohne Grund zu finden. Capitain Parry's Untersuchungen in denselben Gegenden haben gleichfalls kein anderes Resultat gegeben. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 361. — 27. December 1835.

Allgemeine Staatslehre von D. G. von Ekendahl. Zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 360.)

S. 129. Die Rechtsverwirkung ist der Rechtsgrund alles Strafrechts; denn wer Rechte verletzt, tritt über seine eigne Rechtssphäre hinaus, folglich in einen Raum, worin er keine Rechte hat. Man kann ihn daher strafen, d. h. Uebel zufügen, ohne sein Recht zu verletzen; denn dieses hat er verwirkt. Es hängt blos von dem Gutbefinden des Beleidigten ab, ob er strafen will oder nicht, und in welcher Absicht er es immer thun möge; nur darf er das gerechte Maß nicht überschreiten, und dieses besteht in der Wiedervergeltung. — Mit nichten! Der Mensch, der ein Verbrechen begeht, offenbart zwar in dieser That, daß er nicht nach der Vernunft gehandelt habe, hört aber darum nicht auf, ein vernunftbegabtes Wesen zu sein und alle Rechte eines solchen zu genießen. Von einer Verwirkung dieser Persönlichkeit kann gar nicht die Rede sein. So weit er die Vernunft verleugnet hat, gebietet ihm diese selbst, sein Verfahren wieder gut zu machen und jeden Zwang zu ehren und zu dulden, durch den er hierzu genöthigt wird. Dies ist die Grenze der Verwirkung seines Rechts, und jeder weitergehende Zwang also eine Rechtsverletzung seiner, welche sich gefallen zu lassen nichts ihn nöthigen kann, weil aller Zwang Anderer bedingt ist durch die noch vorhandene Kränkung des Rechts des Zwingenden. Die Begründung des Strafrechtes ist viel einfacher und natürlicher. Die Staatsgewalt hat den Beruf und die Pflicht, nicht nur alle Rechtsverletzungen, sondern selbst alle Entwürdigungen des Sittlichkeitsgefühls nach Möglichkeit zu verhindern. Dies ist der allgemeine Wille, folglich auch der Wille jedes einzelnen Unterthans. Die Einwilligung Aller in die Anwendung jedes erlaubten und zweckmäßigen Mittels dazu ist im Staatsverbande von selbst wesentlich einbegriffen. Die Vernunft kann nie Jemanden vermögen, unsittlich zu handeln, sondern die Sinnlichkeit verleitet dazu, wenn sie dergestalt gereizt wird, daß sie die Vernunft übertäubt und sich der Willkür bemächtigt. Um dies zu verhindern, ist das sicherste und allgemeinste Mittel, einerseits die Vernunft durch Unterweisung zu üben und zu schärfen, andererseits vermöge der Ideenvergesellschaftung mit der Vorstellung der Folgen einer unerlaubten Entschließung einen solchen sinnlichen Gegenreiz zu verbinden, daß durch diesen jene vermocht wird, das Vorhaben zu verabscheuen. Das nun eben ist das Wesen der Strafe, daß sie ein Uebel ist, welches vermöge der Gesetzesandrohung an dessen Uebertretung geknüpft ist und solchergestalt psychologisch von derselben abhalten soll. Hieraus folgt von selbst, daß

a) die Uebertretung und die Strafe in nothwendigem Zusammenhange stehen müssen, d. h. die Verwirkung dieser durch jene muß gewiß sein, nicht blos für den Uebertreter, sondern auch für alle Andere, weil jedes ungestraft begangene Verbrechen seiner Natur nach eine Lockung und Versuchung zur Nachahmung mit sich führt, wozu der Reiz durch die Strafe ebenfalls überwunden werden muß.

b) Jede Strafe muß ihrer Natur nach ein sinnliches Uebel oder, was gleich viel ist, die Entziehung eines sinnlichen Gutes sein und hierdurch einen sinnlichen Gegenreiz erzeugen. Auf die Beschaffenheit und Größe dieses Gegenreizes kommt es an, nicht auf die Beschaffenheit der Güter, welche durch die verpönte That erzielt und durch die Strafe entzogen werden. Diese können ganz verschieden sein und das Begehrungsvermögen doch auf gleiche Weise reizen.

c) Der Gegenreiz muß, um wirksam zu sein und den Entschluß zu bestimmen, größer sein als die Reizung zu demselben, zumal die Möglichkeit, der Strafe zu entgehen, zu dem erstern noch einen Zusatz nöthig macht. Strafe und Wiedervergeltung unterscheiden sich sonach qualitativ und quantitativ.

d) Ueber diese Erfordernisse hinaus darf sich keine Strafe erstrecken, am wenigsten darf sie an sich unerlaubt sein und Rechte antasten, welche an sich oder doch unter der Bedingung der Strafe unveräußerlich sind.

Daraus ergibt sich denn auch, warum nur die Angriffe auf die Persönlichkeit und die Hoheitsrechte des Staats und auf die angeborenen Rechte und das Eigenthum der Einwohner ins Criminalrecht gezogen werden können, nicht die Zustands- und die Contractsrechte, weil nur jene der Vernunft allgemein erkennbar und allgemeine Gegenreize dabei anwendbar sind, bei diesen hingegen nur vermöge besonderer Gesetzesbestimmungen einzelne Uebertretungen zu Vergehen gestempelt werden können.

S. 133. Das Maß der Strafe wird zwar durch das Rechtsgesetz bestimmt, aber außerdem noch durch die Humanität gemildert. Körperliches Leiden mag freilich in genauem Verhältnisse zu der Uebertretung stehen; aber das ist auch seine einzige Empfehlung. Wird es im Stillen zugefügt, bleibt der Gewalt des Vollziehers zu viel überlassen und der Vortheil des Beispiels geht verloren; geschieht es öffentlich, so werden die Zuschauer entweder an Grausamkeit gewöhnt, oder der Schuldige wird dadurch so beschimpft, daß er eben dadurch zu neuen Rechtswidrigkeiten hingerissen wird. — Auf einem Landgute war unter dem Gesinde große Unordnung eingerissen, wegen des Ausmarsches der Landwehr aber kein anderes zu haben. Der Gutsherr, der mit Ernst jener ein Ende machen wollte, erfuhr, daß die Knechte sich das Wort gegeben hatten, ihn bei erster Gelegenheit zu mishandeln. Den ersten, der hierzu sich in Positur setzte, ließ er festnehmen und vor das Gericht bringen, wo er zwölf Peitschenhiebe bekam. Als dieser Knecht zu Hause kam, zeigte er den übrigen seine Schmieten und sagte zu ihnen: „Wer von euch Lust dazu hat, mag es versuchen; ich bin nicht mehr dabei.“ Von Stund an war Ordnung und Folgsamkeit auf dem Hofe. Die Declamationen gegen die körperlichen Strafen sind kein Zeichen der Menschenfreundlichkeit, sondern der Verweichlichung der Zeit. Bei allen Uebelthaten aus grober Genußsucht, Rache oder Schadenfreude sind körperliche Schmerzen der wirksamste Gegenreiz, folglich die humanste Strafe, weil sie die

Rückfälle verhüten. Ein anderes Gut, welches lange nicht genug in der Criminaljustiz beachtet wird, ist die Ehre, sowol was deren billige Schonung, als auch was deren Benutzung zur Strafe angeht.

S. 137. Nicht die übermäßige Strenge der Strafen, sondern deren Zuverlässigkeit gereicht zur sichern Verhütung der Verbrechen. Man wird noch mehr Ursache finden (S. 141), übermäßige Bestrafung zu tadeln, wenn man die Wirkung derselben auf die allgemeine Sittlichkeit des Volkes beachtet.

S. 148. Weil die Rechtssphäre, als die aus der praktischen Vernunft herausgetretene und in den gesellschaftlichen Zustand übergegangene Ordnung, das sittliche Grundgesetz mit sich nimmt und der Rechtsbegriff solches überall anwenden muß, wo er in seinem Gebiete ethische Potenzen antrifft, müssen Büßung der Uebelthat und zugleich Besserung des Willens die beiden Hauptmomente für die Bemessung der Strafen sein. Sie können mit andern fremden und untergeordneten Bestimmungsgründen aus psychischen, finalichen und politischen Triebfedern verbunden werden, also zugleich zur Vergeltung, Abschreckung oder Prävention dienen. — Keineswegs! Denn die Strafe darf zu keinem Zwecke dienen, worauf es kein Recht gibt. Der Rechtsgrund und der eigentliche Zweck aller Strafe ist psychologische Abwendung von Missethaten. Mit diesem Hauptzwecke können aber noch andere Nebenzwecke verbunden werden, dafern nur jenem dadurch kein Eintrag geschieht; ja, die Staatsweisheit gebietet, die Strafen so einzurichten, daß sie mit ihrem Hauptzwecke noch möglichst vielen andern Zwecken des Staats dienlam werden, ganz vorzüglich der Buße und Besserung.

S. 150. Die Criminaljustiz hat immer die doppelte Aufgabe, erstlich das Uebel, das der unrechtliche Wille begangen, auf das Gefühl des Urhebers zurückzuwälzen, zweitens die Gesellschaft vor weitern Angriffen dieses bekundeten bösen Willens sicher zu stellen. Die sittliche Ordnung, in welcher die Idee der Gerechtigkeit sich in der genauesten Abwägung zwischen Verdienst und Lohn, Schuld und Strafe darstellt, stellt das menschliche Gericht in der erstern Beziehung als Abbild des göttlichen vor. Das Recht zum zweiten erhält die Obrigkeit unmittelbar aus dem Grundgesetze. — Dies letztere schielt in die Präventionstheorie und ist in so weit unrichtig. Der bekundete böse Wille ist allerdings die Veranlassung der Zufügung der verwirkten Strafe, aber nicht um der Zukunft, sondern um der Vergangenheit willen, weil sie verwirkt worden ist. Dies haben wir oben analysirt. Das erstere ist gradehin eine Täuschung. Gottes Gerichte sind nicht unsere Gerichte! Er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse; er zürnt nicht, er straft nicht; aber unausweichlich zieht nach seiner Einrichtung jede That ihre Folgen nach sich, und Jedermann muß ernten die Früchte von Dem, was er ausgesäet hat.

S. 153. Weder Büßung noch Besserung sind durch die Todesstrafe zu erreichen, daher es keine Befugniß zu deren Zufügung geben kann. Denn Gott allein ist Geber und Herr des Lebens, und die aus dem Gesellschaftsvertrage hergeleitete Befugniß der Rechtsentziehung begreift die Todesstrafe nicht in sich, weil das Leben Subject aller Rechte, aber nie ein Object von Rechten sein kann. Wer Uebles gethan hat in der Welt, soll es dadurch wieder gut machen, daß er in wahrer Reue seine Gesinnung und Lebensweise bessere. In dieser Forderung kommt das Recht mit der Moral überein. Es darf also die Todesstrafe diese Bethätigung der Besserung, diese Austilgung des angerichteten Uebels nicht gewaltsam unterbrechen (S. 153). — Unstreitig ist es nur ein Vorurtheil, daß die Todesstrafe nicht zu entbehren sei. Andere zweckmäßigere Strafen lassen sie leicht erübrigen, wie Deportation oder gefährliche Arbeiten zum gemeinen Besten. Nur durch eine Verwechselung des Vertheidigungsrechtes mit dem Strafrechte hat sie aufkommen können. Jenes ist allerdings unendlich und der Tod keine Schranke desselben. Dieses darf nur veräußerliche Güter angreifen, widrigenfalls es selbst unerlaubt wird. Das Leben ist zwar nur bedingt unveräußerlich; aber die einzige Bedingung ist der Sieg der Pflichterfüllung durch den Tod selbst. Für seinen Beruf mag und soll der Mensch freudig in den Tod gehen; aber nur vermöge seines der Pflicht gehorchenden eignen Willens. Niemals aber kann er einem fremden Willen seine Lebensdauer, seine Persönlichkeit preisgeben. Ein Recht über Leben und Tod ist eine unsittliche, rechtlose Vorstellung. Das Höchste, was der Mensch thun kann, ist seine Hingebung in den Tod; der unerschütterliche Muth des Mannes setzt das Leben ein für die Ehre seines Berufes, und der schönste Ruhm, zu welchem die Menschen- und Vaterlandsliebe begeistern soll, ist, das Leben zu lassen für die Brüder. Dennoch soll die Todesfurcht das Schreckmittel gegen Verbrechen werden, und die gewaltsame Durchschneidung des Lebensfadens das Ende des Helden wie des Verbrechers? Welcher Widerspruch! Welche Politik! Welche Moral!

Wir haben diesen Abschnitt, als denjenigen, der das höchste bürgerliche Gut betrifft, über dessen Versicherung ähnliche falsche Vorstellungen durch Ausführungen und Declamationen, wie sie der Verf. geliefert hat, sehr weit verbreitet sind, einer sorgfältigen Kritik unterworfen und uns bemüht, durch genaue Begriffsbestimmungen und deren klare Entwickelung den Nimbus zu zerstreuen, womit sie sich umgeben haben und der ihren matten Kern verbarg. Wir können dem Verf. nicht auf gleiche Weise durch alle Abschnitte folgen, sondern müssen uns bei diesen auf eine gedrängte Inhaltsanzeige beschränken.

Die geschichtliche Einleitung des zweiten Abschnittes, welcher vom Heer- und Wehrwesen handelt, worin der Verf. die Geschichte der Entstehung und Ausbildung der stehenden Heere und ihrer Rückwirkung auf das Bürgerthum entwickelt, konnte nicht ahnen lassen, daß in den letzten Capiteln, worin die Grundsätze der Wehreinrichtung selbst auseinandergesetzt werden, eine so gediegene, unparteiische und umsichtige Arbeit dargeboten werden würde, als wirklich geschehen ist. Denn wenngleich es natürlich ist, daß ein so eifriger Freund der Freiheit ein Feind der stehenden Heere von Söldnern sein muß, so durften doch darum weder die geschichtlichen Ursachen ihrer nothwendigen Entstehung, noch die guten Wirkungen übersehen werden, die sie doch unleugbar gehabt haben. Jedes Ding hat seine zwei Seiten. Der Untergang des Feudalismus, das Emporkommen und die Ermächtigung der Souverainetät, bürgerliche Ordnung und Gesetzmäßigkeit, geregelter Organismus der Staatsgewalten, Anstrengung der Betriebsamkeit der Völker, Zunahme des allgemeinen Wohlstandes, Grundeigenthums und der wissenschaftlichen Erkenntniß im Schooße innerer Sicherheit und Ruhe sind Folgen der stehenden Heere geworden, die nicht übersehen werden dürfen. Was hingegen ihre Kehrseite und ihre Unverträglichkeit mit dem constitutionnellen Bürgerthume anbetrifft, möchte der Verf. wol Alles erschöpft haben, was sich darüber sagen läßt, und es ist nicht zu verkennen, daß er bis auf den Grund gesehen habe. Als die verderblichen Wirkungen derselben führt er an die Vermehrung des Mistrauens der Regenten Europas untereinander und die schlechten Mittel der Spionerie, zu denen jenes verleitet hat, Nahrung der Eroberungssucht und mancherlei Rancunen; die Entstehung uneingeschränkter Alleingewalt und die Unterdrückung der frühern Landstände; Spaltung des Adels und des Bürgerstandes und Beförderung der Anmaßung des erstern mittels der ausschließlichen Besetzung der Offizierstellen; Hingebung des erstern in den Geist der Aristokratie und Usurpation der eigentlichen Macht des Regenten, dem nur der Schein davon belassen wurde, durch die Herunterziehung der Fürsten in den Adelskreis zufolge der Annahme, der Fürst sei der erste Edelmann im Lande; Zurücksetzung des Bürgerstandes in der gesammten obern Region der Staatsverwaltung und deren Aemtern; Entzweiung der Aristokratie und Demokratie und durch jene erzeugter Argwohn und Spannung zwischen den Fürsten und ihren Völkern; eine Politik, die Länder und Nationen nur als Mittel zur Befriedigung der Absich-

ten und Gelüste des Hofes betrachtet und die Menschenwürde geringschätzt; gewaltige Abgabenvermehrung; ein Finanzsystem, welches darauf ausging, dem Volke gleichwie einer Heerde möglichst viel abzunehmen; überhand nehmende Verschwendung bei der Leichtigkeit der Beitreibung der Mittel dazu; gesteigerter Luxus, der nach und nach alle Classen durchdringt; die furchtbare Plage des Staatsschuldenwesens, welches Banquiers an die Stelle wahrer Staatsmänner setzt, Trug und Untreue gegen die Gläubiger der Staaten mehrmals veranlaßt hat und in dem Wucher mit Staatspapieren der wahren und nährenden Gewerbsamkeit den Saft entzieht; Verarmung und Entsittlichung des Volks bei rasch zunehmender Vermögensungleichheit; Geringschätzung und Verfall der Bürgerehre, des Gemeinsinnes, der Nationaleintracht, Erlöschen der Nationalehre, der Vaterlandsliebe und des Wehrmuthes. Eins folgt immer aus dem Andern. Die Kette der Ursachen und Wirkungen und der Rückwirkungen reißt nicht ab.

Mit dem Erwachen des Bürgerrechts ersteht auch die Bürgerpflicht. Wie die Heerverfassung eines Staats, so dessen ganze Staatsverfassung! Darum ist jene ebenso wichtig für den innern bürgerlichen Zustand als für die äußere Sicherheit der Staaten. Jeder, auch der kleinere Staat kann nur in einer kräftigen Wehrverfassung sich Achtung von andern Staaten und Unabhängigkeit erhalten. Orts- und Zeitumstände können in den desfallsigen Maßregeln Verschiedenheiten verursachen. Es ist hier so wenig als anderwärts möglich, mit Einem Griffe das Vollkommene herzustellen; aber dies muß wenigstens gekannt und fest ins Auge gefaßt werden, wenn man auch nur allmälig es zur Wirklichkeit zu bringen trachtet. Der Grundsatz, um den sich dabei Alles dreht, ist der, es so einzurichten, daß alle physischen und geistigen Kräfte in einer Nation zu diesem Zwecke zu Gebote stehen und nach dem jedesmaligen Bedürfnisse auf das zweckmäßigste benutzt werden können. Diese geistigen Kräfte bestehen in der genugsam ausgedehnten Kenntniß der Kriegskunst und in der Belebung des guten Willens Aller zur angemessenen Mitwirkung zum Zwecke und zur Aufopferung für denselben. Dies ist beiweitem das Wichtigere. Aber auch die Möglichkeit des Gebrauchs der größten materiellen Kraft, oder vielmehr der jedesmal erforderlichen, und ihre Bereitschaft dazu ist wesentliche Bedingung. Daraus ergibt sich einerseits das Gesetz der allgemeinen Verpflichtung aller Staatsbürger zum Kriegsdienste ohne irgend eine Ausnahme, andererseits die Nothwendigkeit ihrer Eintheilung in verschiedene Classen nach allgemeinen Merkmalen der militairischen Brauchbarkeit und der Entbehrlichkeit im bürgerlichen Verkehre, also am einfachsten nach Lebensjahren, dergestalt, daß immer eine Classe zur Ergänzung oder Verstärkung der vorstehenden dient. Hiernach richtet sich von selbst die Bereitschaft zum wirklichen Kriegsdienste. Auch im Frieden muß ein gewaffnetes, zum Marsche jeden Tag fertiges Heer in Bereitschaft stehen, aber dies braucht nicht stärker zu sein, als daß es zugleich die Kriegsschule für alle wehrhaft werdende junge Mannschaft, ohne Unterbrechung dieser Ausbildung, abgebe und außerdem eine Reserve, welche zwar nicht in der Garnison zu sein braucht, aber doch ohne Verzug einberufen werden kann. Die gesetzmäßige Dienstzeit kann und muß daher auf die zur Ausbildung der Rekruten nöthige Zeit beschränkt werden. Diese mechanische Dressur, hauptsächlich aber die Gewöhnung an ununterbrochene Aufmerksamkeit und augenblicklichen Gehorsam, mit einem Worte an Disciplin, möchte kaum unter einem Jahre zu erzielen sein. Längere Zeit erheischt noch die geistige Ausbildung der Kriegsleute, hauptsächlich die Erschaffung und Steigerung eines gemeinsamen kriegerischen Muthes durch Belebung der Vaterlandsliebe, worauf die Organisation des Heeres selbst mit hinwirken muß, durch Erinnerungen aus der Geschichte des Landes und durch die genaueste Verschmelzung der Bürgertugend mit der Soldatenehre. Jene Organisation muß nämlich das Vertrauen erzeugen, welches aus der Wahrnehmung einer vortrefflichen Ausbildung des Ganzen und der vorzüglichen Ausbildung der Führer erwächst, der Achtung und Folgsamkeit nicht fehlen können. In dem Zusammenhalten aller Einzelnen zu einem Ganzen, in der schnellen Theilbarkeit und Beweglichkeit der Massen, in der leichten Herstellung einer aufgelösten Ordnung, im unverzüglichen Gehorsame und in der Einsicht von der Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit alles Dessen bestehen die Elemente der militairischen Dressur. Zieht man außerdem die Körperstärke der jungen Mannschaft in Betracht, welche nicht gestattet, sie gleich durch Strapazen zu erschöpfen, ferner den Umstand, daß es unstatthaft ist, einen beträchtlichen Theil ausgedienter Mannschaft im Angesichte des Feindes aus der Linie zu ziehen und zu wechseln, so möchte die Dienstzeit im stehenden Heere wol auf fünf, die höchstens sechs Jahre sich bestimmen lassen, wovon aber nur anderthalb Jahre bei der Infanterie zum Rekrutendienste gebraucht werden. Die längere Uebungszeit bei der Artillerie, den Pionieren und der Cavalerie könnte durch Soldzulage und andere Begünstigungen vergütet werden. Die Befehlshaberschaft in der ganzen Armee muß sich aber lediglich auf die ausgewiesene Befähigung dazu gründen. Im Felde weist sich diese auf dem Schlachtfelde selbst aus; im Frieden ist sie nur aus dem Dasein der Factoren zu vermuthen, aus denen sie zusammengesetzt wird. Diese sind Talent, Forschung und Erfahrung. Ihre Ermittelung geschieht am zuverlässigsten durch freie Concurrenz und durch zweckmäßige Verwendung derselben, verbunden mit unparteiischer und belohnender Würdigung. Um deswillen müssen alle Unteroffiziere aus den Reihen der Soldaten und alle Offiziere wieder aus jenen hervorgehen. Damit die Offiziere nicht zu alt werden, ist durch Versetzung derer, welche nicht mit Vorliebe dem Kriegsdienste anhangen, in alle entsprechende Civilstellen des Staatsdienstes Abgang zu verschaffen. Militairische Erziehungsanstalten sind ganz zu entbehren, hingegen Anstalten zur stufenweisen militairischen Ausbildung von großem Nutzen; doch dürfen sie selbst niemals zugleich Anstellungsanstalten sein. Allgemeine wissenschaftliche Bildung ist die erste und unerläßliche Anfoderung zum Eintritte in den Offizierstand; außerdem der Besitz der Elementarkenntnisse der Kriegskunst. Es bedarf hiernächst noch eines zweifachen Unterrichts für die niedern und für die höhern Grade der Befehlshaberschaft, von denen der letztere der freiwilligen Unterziehung überlassen bleibt. Das Aufsteigen vermöge der Wahl von unten widersteht dem Geiste der militairischen Subordination. Durch die Wahl des Regenten müssen die Generale erkoren werden. Wird sie weiter erstreckt, wird der Intrigue das Feld zu weit eröffnet und dem Ehrgefühle damit zu großer Eintrag gethan. Nachdem also die vorgeschriebenen Ausweise geschehen sind, ist das Aufrücken nach dem Dienstalter bis zum General die beste Art der Beförderung im Frieden.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseskizzen aus Deutschland, Dänemark und Schweden, von Friedrich Mayer. Nürnberg, Schneider und Weigel. 1835. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wir dürfen auf den Titel hin hier nicht zu viel erwarten: das Buch berührt Schweden und Dänemark fast nur und führt uns meist durch Deutschlands wohlbekannte Gauen, wo allerdings gewiß auch noch viel zu lernen und zu bemerken wäre; aber die Reise des Verf. ist ein heiterer Flug, da er sich nicht viel und nicht sehr gründlich um Das, was er sieht, bekümmert. Getragen von einem frohen und schwärmenden Geiste, flattert er von Ort zu Ort und findet, selbst menschlich gesinnt, überall Menschen und heitere Gesellschaft, die ihn zu schätzen weiß. Es scheint, er hat die Studentenjahre noch nicht recht abgeschüttelt, und wiewol er manchen Wahn der ersten Jugend bei Seite gelegt hat, vorzüglich in politischer Hinsicht, so hat er doch noch viel von ihren Eigenthümlichkeiten beibehalten, unter andern jene, in Folge derer die Jugend von sich und ihrer Ansicht, ihren Gefühlen so erfüllt ist, daß sie darüber die Kraft zu objecti-

viren verliert. Belehrung und Kenntniß der Länder, die der Verf. bereist, dürfen wir hier also nicht hoffen, kein von starker Hand skizzirtes Bild der Außenwelt, des geselligen Zustandes anderer Nationen; wir müssen uns mit der Subjectivität des Verf. begnügen, und da begegnet uns denn eine heitere, behagliche, wohlwollende Seele mit etwas Naturpoesie und gesundem Menschenverstand, wo ihn Vorurtheile nicht hemmen, die er jedoch auch der Ueberzeugung opfert, wenn sie ihn ergreift. Wir sehen den Verf. in Hambach schwärmen und diese seine politische Ansicht mit einer reifern Ueberzeugung vertauschen, wie uns sein einleitender Brief sagt; er berührt die frankfurter Geschichte vom 3. April:

„Ihr armen Jünglinge, irre geleitet von einem Wahne des Herzens, habt Ihr die schwersten Opfer gebracht, und nun werdet Ihr von den Meisten getadelt, von Wenigen bemitleidet, von den Wenigsten entschuldigt. Eure Loose sind gezogen, Ihr habt unsaglichen Jammer in die Welt gebracht; aber das wolltet Ihr ja nicht, und der Wille bestimmt ja die Bedeutung der That. Ihr wolltet Freiheit; aber Ihr habt es nicht einer tiefen Betrachtung unterworfen, daß dieses Himmelsbild ewig begehrtes, ewig unerreichtes Ideal bleiben muß; Nothwendigkeit wiegt sich mit dem lächelnden Säugling, Nothwendigkeit liegt auf den starren, bleichen Zügen der Leichen, und im ganzen weiten Weltraume ist Alles ein Müssen; erst drüben im Unerforschten, über den Gräbern mag die Freiheit zu beglückten Seelen niedersteigen, jene keusche, heilige Jungfrau, die mein Herz mit tiefer Sehnsucht erfüllt."

Und später:

„Des Menschen Denken und Handeln wird von dem Wurm der Unvollkommenheit benagt; ich gab zwar zu, daß jeder Einzelne, so viel ihm möglich, auf gesetzlichem Wege zur Abschaffung offenbar mangelhafter Gesetze beitragen solle, behauptete aber schließlich, daß alle Gesetze bis zu dem Moment ihrer Umgestaltung vollgültige Kraft behalten müssen, und daß eines Volkes politische Freiheit und echte Garantie nur in strengem Vollzug und Gehorsam seiner Gesetze gegründet sei, und dies konnte mir Niemand widersprechen. Staaten müssen einmal bestehen, und sie können es nur durch Gesetze; kein Gesetz ist aber vollkommen fehlerfrei, daher werden wir Alle hienieden fälschlich recht und rechtlich falsch gerichtet; doch hoch über der zeitlichen Gerechtigkeit thront die ewige, und einst wird der Tag erscheinen, an dem alle Gesetzestafeln der Erde in Staub zerfallen."

Indessen, wie die Dedication an Heine's Dichtergenie erweist, das auf jeder Seite des Buches spukt, hat sich der Autor von dem Wahne dieser Schule zwar in der Politik, nicht aber in der Literatur befreit, und uns scheint, daß sie in der Politik doch am Ende noch etwas mehr Recht hat als in der Literatur. Schon wieder Heine und Heine'sche Schule! wird man uns einwerfen. Wir halten sie nicht für innerlich wichtig genug, um so oft von ihr zu reden, aber leider begegnen wir ihr in der Tagesliteratur fast bei jedem Schritte. Zu dieser Schule, die wir früher mit dem Charakter der Liederlichkeit in der Literatur zu bezeichnen wagten, strömen alle Die hin, welche glauben, daß das Talent sich nicht viele Mühe zu geben brauche, um etwas zu leisten; alle Die, welche Spazierengehen und die Menschenkenntniß der Kaffeehäuser dem ernsten Studium vorziehen, und diese Fahne des Nichtsthuns und der Nichtanstrengung wird noch lange eine Menge Abenteurer zu ihrer Losung rufen, denn das dolce far niente lockt sowie der Gedanke, Alles sein zu können ohne die geringste Mühe; oder, wie unser Autor sagt, daß ihm ein Engländer einst bemerkte: „The great art of life is to play for much and stake little." Wir würden lieber sagen: The great art of life is to get at much and stake little, denn das play for ist ein windiges Ding. Bis jetzt aber hat diese Schule in künstlerischer Hinsicht nichts geliefert als reine Negationen, und so fürchten wir, wird sie, da sie in ihrem Aufschwunge nicht mehr vermochte, in ihrer Abgenutztheit noch weniger vermögen, und man kann sagen, Mephisto habe sich unserer neuern Literatur bemächtigt, und der Faust mit seiner doppelten Natur des Könnens und Genießens, des Reichthums und der Armuth des Menschen sei verschwunden; um wie viel mehr ist es die Kraft der Heroen des Alterthums, bei denen das Können doch noch das Genießen und Wissen überwog.

Der Gutmüthigkeit, dem heitern Frohsinne der Natur unseres Autors müssen wir jedoch Manches zu Gute halten. Er reist in die Welt hinein, ohne andern augenscheinlichen Zweck, als sich moralisch und physisch einmal durchschütteln zu lassen. Der Beutel hält aus und scheint gut gefüllt, und der Frohsinn hält gleichen Schritt mit ihm; der Verf. trinkt sehr viel Bier und „beaugapfelt" hübsche Mädchen sehr gern, wobei sich bald die heitere Naturkraft des Süddeutschen, bald aber auch die Lüsternheit der mehr als im Norden erschlafften Sittlichkeit seiner großen Städte ausspricht; er nimmt es überhaupt im Vertrauen auf seine gute Natur nicht zu scharf mit sich, erlaubt sich viel süddeutsche Wendungen, denkt und vergißt darauf, schreibt: speißen, Massannills, ungestümm, factionnirt, amüssiren; gefällt sich aber so wohl in der Welt, daß wir es unmöglich zu streng mit ihm nehmen können und ihm seinen etwas studentenhaften Ton verzeihen müssen, und wenn uns dieser daran erinnert, daß wir uns nicht in der besten Gesellschaft befinden und aus Orthographie und Grammatik zuweilen an das Wort einer Schauspielerin erinnern, welche sich beschwerte, daß es in einer Gesellschaft, an der sie Theil genommen, unter andern Erfrischungen, vorzüglich an „Bonbonniaden" gefehlt: so müssen wir uns doch wieder sagen, daß eine so glückliche Natur wie die des Autors trotz dergleichen Aeußerlichkeiten immer eine gute, wenigstens eine behagliche Gesellschaft gewährt.

Ernstlicher müssen wir es rügen, daß der Verf. sich mit noch größerer Kühnheit und geringerer Feinheit als Fürst Pückler Angriffe auf den persönlichen Charakter lebender Gelehrten, ja sogar auf deren Frauen erlaubt. Wenn dergleichen seiner Feder in dem Briefe an seinen Freund auch vielleicht ganz natürlich entschlüpfte, so mußte es doch nicht dem Drucke übergeben werden; die Literatur darf nicht zur chronique scandaleuse herabgewürdigt werden, am wenigsten die deutsche.

Am meisten angezogen hat uns die Beschreibung von Körner's Grab; das Urtheil des Russen, den der Verf. im Postwagen trifft, über Polen ist bemerkenswerth; manche Anekdote ist unterhaltend; besonders gefallen haben uns die mecklenburger Grabschriften (S. 195) vorzüglich:

Ick bän en Mecklenborgsch Edelmann,
Wat geit de Düvel min Supen an?
Ick drink mit minen Herrn Jesus Christ,
Wenn du Düvel in de Hölle büst;
Ick eß mit minen Herrn Jesus Kolleschal,
Wenn du sitt in de Hölle Qual;
Drum rath ick di,
Wiek, Düvel, wiek von mi.

Wenn unsere Leser sich gern in einer Gesellschaft, wie wir ihnen die des Verf. beschrieben, befinden — denn, wie schon bemerkt, haben wir es hier mehr mit ihm als mit den Ländern, die er bereist, zu thun —, wenn diese sie für 331 Seiten, mit viel Geschwätz gefüllt, entschädigen kann, wenn sie viel Zeit übrig haben, so empfehlen wir ihnen das Buch des heitern Baiers. In politischer Hinsicht darf es sie nicht ängstigen; er freut sich herzlich darüber, daß ihre Völker den König von Preußen, den König von Dänemark lieben; er verehrt die Königin von Baiern als guter Baier und als Mensch, u. s. w., und sagt manchmal ein gutes Wort zu seiner Zeit aus treuem Herzen, neben vielen unnützen, die Gott ihm am jüngsten Tage vergeben wolle, wie dem „mecklenborgsch Edelmann sin Supen". 189.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 362. — 28. December 1835.

Allgemeine Staatslehre von D. G. von Ekendahl. Zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 361.)

Daß in der Staatshaushaltslehre oder der Finanzwissenschaft und in den vorbereitenden Capiteln über die allgemeine Wirthschaftslehre und die Nationalökonomie bei der Vergötterung der Freiheit, die den Verf. erfüllt, diese den regierenden Grundsatz abgeben würde, war vorherzusehen, und wenn, richtig verstanden, Freiheit nichts Anderes ist, als die Bethätigung der Vernunft, so kann es auch nicht anders sein. Sie ist des Menschen Führerin, wie im Rechte, so auch in der Politik und in der Oekonomie. Um so sorgfältiger aber ist zuzusehen, daß nicht für Freiheit ausgegeben werde, was nur Willkür ist, und dies ist allemal unschwer daran zu erkennen, ob dem Verfahren eine Regel, ein Gesetz oder eine in diesem selber begründete Ausnahme zur Richtschnur dient oder nicht. Denn ohne Gesetz gibt es keine Freiheit, sondern nur Willkür. Was daher gewöhnlich und auch vom Verf. Gewerbe- oder Handelsfreiheit genannt wird, möchte wol eigentlich Gewerbewillkür benannt werden müssen. Allerdings ist auch die Willkür des Menschen Eigenthum, das er ausüben mag, so lange er nicht damit Vernunftgeboten entgegenhandelt. Der Staat ist nur befugt, jene zu beschränken, dafern diese es mit sich bringen. Aber so die Regel gestellt, gewinnt die ganze Untersuchung von vorn herein gleich eine andere Richtung. Man bemüht sich nicht erst, die Willkür unter dem Namen der Freiheit zu rechtfertigen, weil sie anerkannt ist; aber man wendet seine ganze Aufmerksamkeit darauf, jene von dieser genau zu unterscheiden und solchergestalt die Gesetze der Beschützung dieser gegen jene zu ermitteln.

Es fehlt dem Verf. auch in diesem Abschnitte der Staatswissenschaft nicht an Sachkenntniß und besonders an Beobachtungsgabe zur Auffassung des Eigenthümlichen in den Erscheinungen und dadurch zur Nutzanwendung. Sein praktischer Blick ist vortrefflich. Dagegen ist ihm vorzuwerfen, daß er für die Wissenschaft zu flüchtig gewesen sei, was sich vornehmlich durch die Unbestimmtheit der meisten Begriffsbestimmungen an den Tag legt, wodurch unrichtige Vorstellungen erzeugt werden müssen. Ein nur ganz kurzer Auszug wird dies bestätigen.

Die Wirthschaftslehre soll nach S. 369 die „Lehre von der Art sein, wie man auf rechtlichem Wege reich werden, also sein Bedürfniß an sachlichen Gütern befriedigen kann". Unter der Herrschaft des Rechts steht freilich auch die Wirthschaftslehre; aber darum ist ihre Aufgabe nicht, die rechtlichen Wege kennen zu lehren. Noch hat sie es blos mit der Befriedigung der Bedürfnisse zu thun; noch ist diese Reichthum.

„Tauschwerth und Preis sollen Wechselbegriffe sein." Uebereinstimmen mögen sie häufig in der Wirklichkeit, und müssen es; aber im Begriffe können sie nie verwechselt werden. Weiterhin kommt auch die richtige Bemerkung vor, wie abhängig der Preis von dem Verhältnisse des Angebotes und der Nachfrage ist.

Der Verf. nimmt S. 371 die Miene an, als wenn aus dem Vorangeschickten sich ergebe, daß in der Wirthschaftslehre es sich nur um sachliche Güter handle und die höhern, geistigen Güter dabei nur insofern in Betrachtung kämen, als sie Bedingungen und Mittel des Erwerbes sind. Allein aus dem Vorhergehenden folgt dies auf keine Weise, da darin immer nur von Gütern und deren Werthe die Rede ist. Nun sind aber die geistigen Güter darum nicht ohne Werth, weil sie einen andern Werthmesser haben als die irdischen; ist doch für die letztern sogar noch kein absoluter Werthmesser ausfindig gemacht worden. Der Verf. selbst rechnet die Verpflichtungen (Obligationen) und den Credit zu den Gegenständen der Wirthschaftslehre, was doch keine materielle, sondern ideelle Dinge sind. Er selbst hat das Verdienst, mehr als Andere, den großen Einfluß der Staatsökonomie auf den politischen Zustand der Staaten und die enge Verbindung der materiellen und ideellen Güter darzuthun. Endlich, welcher Theil der Staatswissenschaft ist es denn, welcher sich ausschließlich mit dem ideellen Reichthume der Völker beschäftigt und das Verhältniß desselben zu dem materiellen und deren Wechselwirkung untersucht? Darf jener über diesen ganz vergessen werden? Leider ist darum schon oft das höhere Gut dem niedrigern hintangesetzt worden.

S. 375. „Weil keine Regierung die Staatsbürger ohne ihren freien Willen und ohne ihre eigne Thätigkeit beglücken und gleichsam zum Wohlstande zwingen kann, bleibt auch die große Aufgabe der Staatswirthschaft, die Wohlfahrt der Individuen und den Reichthum der ganzen bürgerlichen Gesellschaft auf die freie Thätigkeit der Einzelnen zu gründen und deshalb Alles zu beseitigen, was im in- und ausländischen Verkehre dieselbe hemmen und in Erstrebung des möglichsten Wohlstandes aufhalten könnte, sowie Alles im innern und äußern Staatsleben zu veranlassen, zu unterstützen und zu befördern, wodurch die physischen und geistigen Kräfte der Staatsbürger zur Erreichung jenes Zieles vorbereitet, entwickelt, erkräftigt und im Genusse des frei erstrebten Wohlstandes erhalten und gesichert werden können." Möchte aber nicht der Vordersatz noch einer genauern Prüfung bedürfen, um festzustellen: wie weit ist es des Staatsbürgers Pflicht, seinen Vortheil dem Vortheile des Ganzen aufzuopfern? was muß er hiernach unterlassen? und in wie weit ist er verbunden, zur Verstärkung der Nationalmacht nach Kräften mitzuwirken? welche Regeln sind also von den Bürgern und von der Regierung hiernach zu beobachten?

Im Ganzen treffend ist der Charakter und das Princip der drei ökonomischen Systeme angegeben, die bis jetzt aufgestellt worden sind. Der höchste Grundsatz des Mercantilsystems wird S. 377 dahin angegeben: „Nur Metallgeld ist Reichthum". Die Physiokraten hingegen gehen S. 382 und 385 von dem Satze aus: „Grund und Boden ist die alleinige Unterlage alles Erwerbes und Wohlstandes", und die Lehre vom reinen Ertrage ist hieraus hervorgegangen. Nach dem Industriesysteme S. 389 endlich „ist Arbeit die letzte Bedingung alles Einkommens", daher deren Zweckmäßigkeit zu erstreben, die mithin deren

Theilung und Ersatz durch Naturkräfte erheischt, sodaß Fleiß und Sparsamkeit als die Hebel der Bereicherung sich darstellen. Hierbei möchte nur dem Mercantilsystem Unrecht gethan sein. Denn nicht sagt es, daß nur im Metallgelde Reichthum bestehe, sondern daß dessen Zufluß oder Abfluß im Welthandel das Kennzeichen der Zu- oder Abnahme des Reichthums der einzelnen Nationen abgebe.

S. 388. „Es ist geschichtliche Thatsache, daß die materiellen Interessen eines jeden Volks ihren höhern Aufschwung und ihren mächtigen Einfluß auf die Vermehrung des reinen Ertrags nur durch die erhöhte Beförderung der geistigen Interessen erhalten. Wo der menschliche Geist sich erhob, und wo von Seiten der Regierungen die Thätigkeit desselben nicht gehindert, sondern anerkannt und befördert ward, da gelangten zugleich auch die materiellen Interessen zu einer höhern Geltung; da wurden die Individuen wohlhabend, die Völker reich, die Staaten blühend, kraftvoll, die Stürme der Zeit bestehend und dem Auslande furchtbar. Wo aber in Staaten wie bei den Individuen der Körper mehr zählte als der Geist; wo man den Pflug und den Webestuhl höher achtete als das den Geist emporhebende freie Wort auf dem Lehrstuhle und in der Schriftwelt, da behauptete auch nothwendig das Fleisch das Uebergewicht über den Geist."

Die Hauptfehler des Industriesystems, denen auch der Verf. huldigt, in seiner bisherigen Gestaltung sezt er S. 392 darin, daß es einmal nicht neben der Arbeit des Menschen auch die Wirksamkeit der Naturkräfte als Urquelle des Reichthums angibt, und daß es hiernächst nur die materielle Arbeit schäzt, die geistige Thätigkeit aber viel zu wenig würdigt. Wir fügen drittens hinzu, daß es sich als eine selbständige Wissenschaft gestaltet und nicht den gehörigen Platz und Unterordnung in dem Systeme der gesammten Staatswissenschaft eingenommen hat.

„Die Natur und der menschliche Geist sind (S. 393) die Quellen alles Vermögens, jene mit dem unermeßlichen Reichthume ihrer Geschöpfe und Erzeugnisse, dieser durch seine Bildungsfähigkeit und zu rastloser Thätigkeit berufende unendliche Vervollkommnung; denn durch die Berechnungen seines Verstandes und durch seine Arbeit vervielfältigt, vervollkommnet und veredelt der Mensch die Gaben der Natur, indem er sie für die unabsehbaren Bedürfnisse des Lebens zugänglich macht. Wie bei den Individuen der Grad ihrer erreichten geistigen Bildung den Ausschlag gibt über den Werth und Gehalt ihrer äußern Ankündigung und ihrer Arbeit, so auch bei den Völkern die erreichte Stufe ihrer geistigen Entwickelung und ihrer dadurch erstrebten politischen Mündigkeit. Geschichte und Erfahrung lehren, daß selbst die wirthschaftlichen Verhältnisse der Völker mit dem erreichten Grade ihrer geistigen, sittlichen, religiösen und politischen Bildung in einer solchen Verbindung stehen, daß ihr Wohlstand und Reichthum mit ihren Fortschritten in der Cultur steigt und mit ihren Rückschritten in derselben unaufhaltsam sinkt."

S. 404. „Der Luxus ist nicht etwas an sich Verwerfliches; aber nichts ist verführerischer als die Fortsezung und Steigerung seiner Befriedigung ohne gleichmäßige Vermehrung der Mittel und Kräfte dazu. Lange Angewöhnung an erkünstelte Bedürfnisse, oft selbst verbotene und die Gesundheit zerrüttende Genüsse, ein falsches Ehrgefühl, das bald jede nöthig gewordene Beschränkung und Veränderung der angenommenen Lebensart zurückweist, bald hinter Andern im Aufwande nicht zurückbleiben, sondern diese noch übertreffen will, nicht selten auch bei ganzen Völkern die Nachahmung des verderblichen Beispiels eines luxuriösen Hofes und des ihm nacheifernden Beamtenstandes bewirken die reißenden Fortschritte eines zu Grunde richtenden Luxus bei einzelnen Familien und ganzen Völkern oft in sehr kurzer Zeit. Wo dies aber eintritt, da sind Erschlaffung der öffentlichen Thätigkeit und der sittlichen Kraft, überhandnehmende Weichlichkeit und widerliche Genußsucht, Abgestorbenheit gegen alle höhern und reinern Freuden des Lebens, Selbstsucht und Eigennuz, die nur für sich und ihre Genüsse sorgen, allmälige Ausartung der Sitten und Gleichgültigkeit und Kälte gegen alle große Angelegenheiten des Staatslebens und der Menschheit selbst im Gefolge des vorherrschenden Luxus."

„Die Wirthschaft des Staats ist (S. 405) wie die des Einzelnen an das Grundgesez der Sparsamkeit und des Gleichgewichtes zwischen Production und Consumtion gebunden. Die dringenden und wesentlichen Bedürfnisse der bürgerlichen Gesellschaft müssen immer eher gedeckt werden, bevor die Regierung den Künsten und der öffentlichen Pracht ihre Unterstüzung zuwenden darf. Ein wohlhabendes und reiches Volk wird von selbst sich den Künsten zuwenden und an ihren Blüten sich erquicken, während die kostbaren Denkmäler der Kunst in der Mitte gedrückter und ausgesaugter Völker nur den traurigen Gegensatz zwischen der überall eingetretenen Noth und den mit dem Schweiße des Volkes bezahlten Kunstwerken bilden."

„Der menschliche Erwerb (S. 416) ist vorzüglich abhängig von denjenigen Naturkräften, die der Mensch sich zwar nicht anzueignen vermag, von denen jedoch bis zu einem unbestimmbaren Grade Gebrauch zu machen in seine Macht gegeben ist, z. B. die Kraft des Windes, des Dampfes, des Magnets u. s. w. Eben diese Macht steht indessen überall im Verhältnisse mit den Fortschritten, welche die Menschen in den Wissenschaften und Künsten gemacht haben. Der überwiegende Wohlstand der cultivirten Völker beruht hauptsächlich darauf, daß sie bei ihren Arbeiten die Kräfte der Natur besser zu benuzen, den Gesezen der Natur genauer zu folgen verstehen." „Denn alle Erfindungen und Entdeckungen des Menschen (S. 411) sind nur verschiedene Aeußerungen derselben Geisteskraft. Mit der Thätigkeit der Vernunft muß die Wahrscheinlichkeit Schritt halten, neue Entdeckungen zu unserm Stamme des Wissens hinzuzufügen und solche zur Erheiterung und Ausschmückung sowie zur Befriedigung der ernstern und höhern Bedürfnisse des Lebens zu verwenden. Aus demselben Grunde tragen Diejenigen, welche auf dem Wege zur Wahrheit Hindernisse wegräumen, zur Beförderung des Fortschreitens des menschlichen Geistes nach allen Richtungen hin ebenso gewiß bei, als ob sie dieselbe Geistesanstrengung auf eine besondere Erfindung verwendeten."

„Arbeit ist (S. 417) im Allgemeinen jede Kraftäußerung, zu welcher der Mensch genöthigt ist, um irgend einen Zweck zu erreichen, und in ökonomischem Betrachte jede Kraftäußerung eines Menschen, um Sachen für sich brauchbar zu machen." Sonach arbeitet auch Der, der seinem Nachbar das Haus über dem Kopf ansteckt; aber Luther, als er die Bibel unentgeltlich übersezte, hat nicht gearbeitet? — „Arbeit ist ein Aufwand von Kräften, welchen der Mensch für die sachlichen Güter, die er dadurch erwerben will, zu machen hat. Als ein solcher unvermeidlicher Aufwand ist also die Arbeit der ursprüngliche Preis aller sachlichen Güter und als die Bedingung der Möglichkeit alles Erwerbes der absolute Werthmesser." Gibt es aber nicht auch unmittelbare Erwerbungsarten, wo die Natur den Menschen ohne alles sein Zuthun bereichert, wie die Alluvien, das Wachsthum eines jeden Baumes, die Jungen einer wilden Heerde? Ist nicht die Natur überhaupt eine Haupt-Güterquelle? Sind ihre Gaben ohne Werth? Wo bliebe denn die Bodenrente?

Auch soll nach S. 423 nur der Arbeitslohn, welcher für die zum Erwerbe aufgewendete Arbeit aufgeht, und nicht ein etwaniger Ueberschuß desselben, den ursprünglichen Werthmesser abgeben und jener wieder in der Quantität unentbehrlicher Nahrungsmittel für die Dauer einer solchen Arbeit bestehen, welche zwar nicht nach der individuellen Verschiedenheit der Einzelnen, aber nach einem Durchschnitte zu veranschlagen sein soll, weshalb denn die Brodfrüchte, weil sie ihrer Unentbehrlichkeit wegen immer denselben Werth behalten müssen (S. 451), während die Meinung von der Brauchbarkeit aller andern Dinge sich häufig ändert, sich am besten zum Werthmesser aller andern Dinge eignen. Allein welchen Dienst in dieser Rechnung hat allein die Uebersiedelung der Kartoffeln gemacht? Auch lebt der

Mensch nicht vom Brote allein, noch kann er Kleidung, Obdach und Schutz gegen das Klima und seine Feinde in der Natur entbehren. Dieses Werthmaß möchte deshalb wol nicht bestimmbar sein. — Vorräthe und Capitalien werden offenbar S. 434 von dem Verf. ganz verwechselt, wenn er sagt, daß die letztern in sachlichen Gütern bestehen, welche entweder an sich durch den Gebrauch nicht verbraucht werden, oder welche, wenn sie verbrauchbar sind, doch von ihrem Besitzer dazu noch nicht bestimmt wurden. Dagegen ist es richtig (S. 428), daß, je dauerhafter die Erzeugnisse der Arbeit sind, desto mehr tragen sie zur Capitalsanhäufung bei, zumal wenn sie ins Betriebscapital kommen.

Daß keine Sache ohne einen Gebrauchswerth einen Tauschwerth haben könne (S. 450), ist nur insofern zuzugeben, als auch ein unvernünftiger oder blos eingebildeter Gebrauch dabei mit in Anschlag kommt. Ebenso wenig allgemein wahr ist der Satz S. 453, daß die Production nie durch eine Beschränkung des Tauschverkehrs befördert werden könne. Man darf dabei nur an Das zurückdenken, was der Verf. vom Verderben des Luxus gesagt hat.

Richtig hingegen ist es S. 457, daß sich nur vermöge des Marktverkehrs ein gemeiner Tauschpreis der Dinge bilden kann, dessen Wesen in der Annäherung des stattfindenden besondern Preises an den Kostenpreis im Durchschnitte und unter den Schwankungen des Verhältnisses zwischen Vorrath und Bedürfniß besteht, und daß diese Wirkung um so unausbleiblicher eintrete, je ausgedehnter der Markt ist.

Sehr klar setzt der Verf. S. 468 auseinander, daß die Bodenrente das Eigenthum an Grund und Boden voraussetzt; daß ebendasselbe den höchstmöglichen Ertrag der Production bedingt und daß es sonach eine wesentliche Bedingung der Civilisation der Völker gewesen ist. Die Bodenrente erwächst aus der Aneignung der Erzeugnisse oder der Schätze des Bodens (S. 472) und kommt im Tauschverkehre daher gleich dem Zinse eines Capitals, dessen Stock im Boden selbst besteht.

Ein Eigenthum an unmittelbaren Geistesproducten gibt es gar nicht, weil der Geist seinem Wesen nach ein Gemeinsames ist und über den Regeln für die sachlichen Güter steht, welche um deswillen auf jene keine Anwendung leiden (S. 473). Sobald die Erzeugnisse des Geistes aber durch materielle Mittel für Raum und Zeit fixirt werden, kommt es lediglich auf die Bedingungen an, unter denen diese Verkörperung geschehen ist, um hiernach die Natur und den Umfang der Rechte aus der Uebertragung solcher Körper zu beurtheilen. Aus diesem Gesichtspunkte möchte der Büchernachdruck ganz anders zu beurtheilen sein, als vom Verf. geschehen ist.

Den Credit macht der Verf. S. 481 zu einem vierten Elemente der Production neben der Natur, Arbeit und Capital, und läßt ihm daher auch eine Rente zukommen. Er versteht darunter das Gut, welches in dem Zutrauen der Menschen zu dem Vermögen und dem Willen einer Person besteht, einer Zahlungsverbindlichkeit zu genügen. Setzen wir anstatt Zahlungsverbindlichkeit überhaupt Verpflichtung, so ist diese Erklärung richtig; aber nicht logisch richtig ist es, den Credit neben dem Capitalvermögen aufzuführen, da er vielmehr nur eine besondere Art von ideellem Capitalvermögen ausmacht, deren Bedeutung aber allerdings wichtig und der Aufmerksamkeit mehr werth ist, als bisher geschehen.

Am meisten hat die Mangelhaftigkeit der Begriffsbestimmung dem Verf. in der Theorie vom Gelde geschadet. Geld nennt er eine Art von sachlichen Gütern, bestimmt, ein allgemeines Tauschmittel abzugeben. Bei Seite gesetzt, daß unter diese Erklärung das Papiergeld schwerlich zu bringen ist, das doch auch Geld ist, erfahren wir dadurch über das Wesen des Geldes nichts und lernen nicht die nothwendigen Eigenschaften kennen, welche eine Art von sachlichen Gütern in ein allgemeines Tauschmittel umzuwandeln und solchergestalt aus der Gattung auszuscheiden vermögen, daß nun Geld und zu vergeltende Sachen einander gegenüberstehen. Daher ist es denn auch gekommen, daß der Verf. fast nur dabei stehen geblieben ist, zu zeigen, wie sich die Merkmale des Gattungsbegriffs auch beim Gelde wiederfinden; aber nur unbedeutend sind seine Bemerkungen über die eigenthümliche Natur des Geldes und über seine allumfassenden Wirkungen im Verkehre. Daß Geld nicht Reichthum sei, wie er S. 501 behauptet, kann Niemand zugeben, sondern nur, daß Reichthum auch ohne Geld bestehen könne. Allerdings hat das gemünzte Metall einen vom Gelde unabhängigen Tauschpreis; das aber klärt nicht auf, warum der Geldwerth ein ganz anderer sein kann und im Grunde immer ist als jener Tauschwerth des dazu genommenen Materials, wie bei der Scheidemünze und den Rupien sichtbar wird? Unstreitig ist alles Geld ein todtes Capital so lange, bis es durch seine Bewegung lebendig gemacht wird. Gilt aber nicht ganz Dasselbe von allen Erwerbs-Capitalien? Der Verf. selbst kommt weiterhin S. 514 auch auf das Anerkenntniß, daß das Geld schon vermöge seiner Eigenschaft als Geld einen bleibenden Werth besitze „und daß man es als eine Kraft betrachten müsse, welche den Tauschverkehr und mit diesem den Erwerb überhaupt zu einem lebendigen Ganzen umgebildet hat. Es ist der unsichtbare Faden, welcher eine jede Hand in Bewegung setzt, der geheimnißvolle Zauber, welcher Alle in denselben Kreis bannt.“ Das ist eine schöne und fruchtbare Andeutung; aber die Ausführung fehlt.

Das Papiergeld soll (S. 518) nur eine Anweisung auf Metallgeld vorstellen. Gleichwol gibt der Verf. zu, daß es ein Papiergeld ohne alle Zusicherung einer Einwechselung recht wohl geben könne. Ist dies wahr, muß jenes falsch sein. Eben darin besteht die Ursache der Gefährlichkeit des Papiergeldes, nicht blos wegen der Versuchung zur Ueberschreitung der richtigen Menge, sondern auch darum, weil es im Verhältnisse zum Metallgelde seiner Natur nach selbst ein Handelsartikel werden muß, durch welchen vermöge der auf seine Schwankungen speculirenden Gewinnsucht ein Zustand herbeigeführt wird, in welchem alles Eigenthum unsicher und ein ehrlicher Handel kaum mehr möglich wird. Eben dahin führen die Staatsschuldenverbriefungen. „Der Druck der Zeiten wird durch alle diese Arten von Staatsschulden unendlich noch vermehrt.“

Ein Volk in einem Staate ist eine moralische Person (S. 525), weil es einen gemeinsamen Willen hat. Das Vermögen dieser Gesammtheit ist das Nationalvermögen, und die gesammte Kraft der Nation, mit Einschluß dieses Vermögens, macht die Nationalmacht aus. Darum ist das Vermögen der Einzelnen keine gleichgültige Sache für die Staatsregierung, sondern diese ist Diëponent und Obereigenthümer des ganzen Nationalvermögens mit gebührender Achtung vor dem Eigenthume aller Einzelnen daran. Die Wirthschaft nun, welche die Regierung mit dem Staatsvermögen zu treiben verbunden ist, weil sie die bessere ist, lehrt eben die Staatswirthschaftslehre.

Es gibt in derselben (S. 532) ebenfalls dreierlei Systeme: das der Vermögensgemeinschaft, der Erwerbsfreiheit und der Staatsbevormundung. Der Verf. glaubt dem zweiten darum den Vorzug geben zu müssen (S. 564), weil der Wohlstand nur aus einem Wettkampfe der Menschen hervorgehen könne, man also jenen zu Grunde richtet, indem man diesem ein Ende macht, und weil die Erwerbsvormundschaft ein sehr gefährliches Experiment ist (S. 571), „indem eine Beschränkung zur andern führt, die Menschen in Vorrechten unersättlich sind und der Eigennutz immer am zudringlichsten ist“. Wohl wahr! Aber eine wahre Bevormundung hebt die Freiheit des Pflegbefohlenen nicht auf, sondern schützt sie vielmehr vor den Mißgriffen der Unkunde, Unüberlegtheit und der Willensschwäche; sie vernichtet nicht den rechtlichen und zweckgemäßen Wettkampf, sondern verhindert nur unvernünftige Unternehmungen, bei denen der Eigennutz über das Gemeinwohl triumphiren möchte.

Das Bedürfniß des Staats bestimmt den dazu erforderlichen Aufwand und dieser das Staatseinkommen (S. 575). Gerechtfertigt aber hält der Verf. jeden Aufwand, der die Staatsbürger der Leistung von Zwangdiensten überhebt (S. 577).

Daraus würde ja folgen, daß Söldner den Vorzug vor einem Nationalheere verdienten. Jene an sich richtige Regel bedarf also noch einer Beschränkung. Alles Ausgeben des Staats ist nothwendig durch fortdauernde Möglichkeit des Erhebens begrenzt (S. 580). Weil der Gesammtwille der Nation sich so wenig als möglich von seinem Körper sondern muß, ist auch ein von dem Bürgervermögen ausgeschiedenes Staatsvermögen nicht lobenswerth (S. 588), sondern Steuern das zuträglichste Staatseinkommen.

„Ein sicheres Kennzeichen für das Maß einer Auflage ist (S. 595), wenn sie, ohne verändert zu werden, von Jahr zu Jahr nicht abnimmt, sondern mehr ausgibt."

Von allen Steuern ist die reine Einkommensteuer die vollkommenste (S. 608 und 612); ihr zunächst kommt eine allgemeine Consumtionsabgabe, die Grundsteuer aber ist ganz fehlerhaft. 35.

Ueber das Leben und die Werke des G. Pierluigi Palestrina, genannt der Fürst der Musik, Sängers, dann Tonsetzers der päpstlichen Kapelle, auch Kapellmeisters an den drei Hauptkirchen Roms. Nach den Memorie storico-critiche des Abbate Giuseppe Baini, Sängers und Directors der päpstlichen Kapelle, verfaßt und mit historisch-kritischen Zusätzen begleitet von Franz Sales Kandler. Nachgelassenes Werk, herausgegeben mit einem Vorworte und mit gelegentlichen Anmerkungen von R. G. Kiesewetter. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Ein Werk, welches durch drei der berühmtesten Musikgelehrten und scharfsinnigsten Kritiker ins Publicum eingeführt wird, dürfte schwerlich den von Hrn. Kandler in der Vorrede aufgeforderten berufenen Kritiker finden; dem Referenten kann nur das angenehme Geschäft zu Theil werden, zur allgemeinsten Verbreitung desselben möglichst beizutragen, und zu diesem Zweck, werden wenige Worte über das Entstehen der Kandler'schen Schrift hinreichend sein. Baini's Werk: „Memorie storico-critiche della vita e delle opere di Gio. Pierluigi da Palestrina (Rom 1828), wegen seiner Vortrefflichkeit von Hrn. Kiesewetter „das goldene Buch" genannt, besteht in der Originalausgabe aus zwei starken Quartbänden und eignet sich, wenn auch die fremde Sprache kein Hinderniß der allgemeinen Zugänglichkeit wäre, in der Art, wie der ehrenwerthe Verf. seinen Stoff behandelt hat, nur für eigentliche Musikgelehrte, indem er eine übergroße Menge von Abschweifungen zu Gegenständen, die oft nur in sehr entfernter Verwandtschaft mit dem Hauptgegenstande stehen, und durch einen unermeßlichen Schatz der tiefsten Gelehrsamkeit den Faden der Geschichte seines Helden so häufig unterbricht, daß der nicht ganz in den Gegenstand eingeweihete Leser leicht die nöthige Uebersicht verliert. Dies berücksichtigend, änderte der deutsche Bearbeiter seinen anfänglichen Plan, Baini's Werk, was und wie es war, deutsch wiederzugeben, und lieferte, bei den mancherlei Vorzügen des Originalwerkes und einzelnen Schwächen desselben, sich auf die Selbständigkeit seiner eignen Kritik stützend, ein gleichsam selbständiges deutsches Werk, welches in einem Octavbändchen auf 174 Seiten das Wesentliche der eigentlichen Geschichte aus dem großen Originalwerke in einer übersichtlichen Folge von 16 Capiteln darbietet. Von einem großen Theil der im Baini zerstreuten historischen und andern gelehrten Anmerkungen wurden einige, insoweit sie zur Verständlichkeit des Textes nöthig waren, demselben unten beigedruckt, während andere einen alphabetisch geordneten Anhang (S. 177—244) bilden, der verschiedene Notizen über berühmte Musiker, ihr Leben und ihre Werke, vorzüglich zur Ergänzung und Berichtigung der Gerber'schen Tonkünstlerlexika enthält. Außer dem angeführten Inhalt und den drei Vorreden der Herren Kandler, Kiesewetter und Baini findet sich in der vorliegenden Schrift noch (S. 175) ein Verzeichniß aller Werke des Palestrina, von Baini behufs einer zu besorgenden Ausgabe nach unserm Musiksystem in Partitur gebracht; dann (S. 176) eine chronologische Reihenfolge der Kapellmeister an den drei Hauptkirchen Roms und endlich ein Namenregister mit Hinweisung auf die Seitenzahl. Für den Kunstfreund, der mehr der interessanten Unterhaltung als des Studiums wegen lesen will, dürfte die schließliche Bemerkung nicht überflüssig sein, daß sich die Kandler'sche Schrift, gleichwie die in der angeführten Verlagshandlung erschienene „Geschichte der europäisch-abendländischen Musik" von Hrn. Kiesewetter, durch Kürze und Eleganz des Styls vorzugsweise vor andern ähnlichen Werken ausgezeichnet, die durch Breiten in der Form der Ausdrucks nicht selten ermüden. 158.

Literarische Notizen.

Von Emile Van-der-Burch kam in zwei Bänden heraus: „Le roi Margot. Episode de la fin du 16ième siècle. 1589—99."

„Le gouvernement de juillet, les partis et les hommes politiques", von Capefigue, ist in zwei Bänden erschienen.

Von Theoph. Gauthier erschien in zwei Bänden: „Mademoiselle de Maupin. Double amour"; von Amédée de Bast, in vier Bänden: „Le mameluck de la grenouillère". 48.

Literarische Anzeige.

Soeben ist an alle Buchhandlungen versandt:

Die funfzehnte Lieferung

der bekannten

Allgemeinen deutschen

Real-Encyklopädie

(Conversations-Lexikon)

in der achten Originalauflage,

welche die erste Lieferung des achten Bandes bildet. Die achte Auflage des Conv.-Lex. besteht aus 12 Bänden, jeder enthält durchschnittsmäßig 60 Bogen im größten Octavformat, und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, deren jede auf Druckpapier 16 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet. Die Bemühungen der Verlagshandlung, dem Publicum ein in seinem Inhalte gediegenes und dabei wohlfeiles Werk zu liefern, sind durch allgemein günstige Aufnahme und große Verbreitung desselben anerkannt.

Leipzig, im December 1835.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 363. — 29. December 1835.

Taschenbücherschau für 1836.

Vierter Artikel. *)

8. Frühlings-Almanach. Herausgegeben von Nikolaus Lenau.

Wir haben hier eine Reihe von Taschenbüchern vorzuführen, deren Lecture wie Herbstnässe mit Winterfrost wirkt. Oft bringt die Taschenbuchsliteratur erst, was sie verscheuchen soll: die sterile Langweile der ölichten Winterabende. Als Palliativ dagegen stellen wir den Lenau'schen „Frühlings-Almanach" an die Spitze unsers vierten Artikels und hoffen, uns aus ihm einige Blumendüfte mitzunehmen auf die Winterreise durch die bevorstehende Steppe. Der Almanach, der zum Frühjahre 1835 erschien, lebt ohnedies länger als manches Taschenbuch; es ist also kein bibliographisches Verbrechen, wenn wir ihn die Wintersaison mitmachen lassen. Er ist die beste Weihnachtsblume. — Das Faust-Fragment von Nikolaus Lenau, womit das sehr geschmackvoll ausgestattete Büchlein eröffnet wird, ist freilich kein ganz erfreulicher Fingerzeiger zur ästhetischen Freude. Diesem Faust-Fragment fehlt der kluge Zeigefinger; deshalb möchten wir ihn erheben, ihn schütteln und fragen: Warum, warum diese Dichtung? Weshalb das Faß der Danaiden immer noch füllen wollen? Ist die Faust-Sage noch nicht zu Ende gedichtet, so ist es unnütz, in der elegisch-metaphysischen Stimmung, in die sich jeder dichterisch denkende Mensch versetzen kann, noch immer wieder neue Episoden zwischenzudichten. Ist der Faust glücklich dem Himmel vindicirt, so ist es noch unnützer, die ausgelebten Situationen seines Daseins aufzufrischen und den Schlummer des Todten zu stören. Wie Mephistopheles spricht und weisheitsvoll ironisirt, lernt sich aus Göthe's Dichtung ebenso gut als Faust'sche Gefühle und Gedanken. Nikolaus Lenau hat, sollte man wähnen, zu viel eigne Stoffe, um solche Studien zu treiben und in der Weise des alten Meisters fortzudichten und zu denken. Es heißt auch keineswegs Göthe feiern, wenn man an seinem Münsterbau immer noch flickt und werkelt ohne Ziel und Plan. Das tiefe Gefühl und die treffliche Diction an Lenau's Dichtung zu loben, ist wol kaum nöthig. Die Lieder von Karl Mayer sind unschädliche Kleinigkeiten, hübsche unbedeutende Stückchen voll müßiger Naturschwärmerei. Das Wort Schwärmerei ist fast ein zu starker Ausdruck für diese etwas schwächlichen Productionen; allein ich dachte dabei auch nicht an Leidenschaft und Verirrung tieferer Gefühle, ich dachte bei dem Ausdruck: Schwärmerei, an das Schwärmen der Mücken. Nicht selten wird die Poesie dieses gutmüthigen Schwabensängers auch abgeschmackt. Was soll man mit solchem Liedlein, wie ich eines davon unter vielen herausgreife, anfangen?

Abendnebel.

Wagrecht sitzt der Nebel fest,
Mondbeschimmert, auf der Wiese,
Während sich nicht halten läßt,
Daß sie schwankend überfließe,
Ungleich diesem Nebelmeere,
Meiner Schwermuth stille Zähre.

Wenn der Dichter die Schwermuthsthränen, wie er sagt, nicht halten kann, so sollte er sie nur fließen lassen; aber zu einem Flusse der Gefühle bringt es diese Schnittwaarenpoesie mit ihren fingerlangen Liedern nicht. Auch Rückert macht kurze Liedchen, hier mit der Ueberschrift: „Herbst 1833 in Neuseß", aber jedes einzelne ist ein Hauch der Seele, ein Kuß auf den Mund der Mutter Natur, und alle zusammen sind eine einzige, lange, ewige Liebe. Witz und Einfälle der tiefsten Empfindung spendet jedes Lied an und für sich, und so sind Rückert's kleine Gedichte eine köstliche Perlenreihe, wie sie selten in einer Literatur sich findet. Am schönsten spricht sich Rückert's Empfindung aus, wenn er von seiner Religion spricht. Er flieht die dumpfen Mauern und singt:

Meine Andacht lodert,
Nicht wo Grabduft modert,
Sondern Bergluft weht;
— — — —
Meine Tempel bauen
Kann ich mir im Blauen
Und den Feldaltar,
Wo das Opfer zündet
Sonne, die verkündet,
Was am Anfang war.

Auch wenn Rückert die Erde anbetet und preist, wie im 30. der vielen Lieder, ist er bewundernswürdig. Wo sich seine Persönlichkeit hervordrängt, sprudelt die liebenswürdigste Selbstironisirung über die Lippe des Dichters. Sehr werthvoll sind die Gedichte von Gustav Pfi-

*) Vgl. Nr. 301, 316 u. 338 d. Bl. D. Red.

zer: „Salomo's Nächte". Der Wissensdrang des greisen Königs ist hier in seiner tragischen Bedeutsamkeit aufgefaßt. Vergebens ist die schmeichlerische Bitte der jungen Königin, sich dem heitern Farbenspiel des Lebens zuzuwenden; der Durst des weisen Salomo, die Geheimnisse des Daseins zu erforschen, ist unersättlich und todbringend. — „Der Bärenhäuter im Salzbade", ein dramatisches Schattenspiel von Justinus Kerner, ist eine ergötzliche Fastnachtsposse. Der Teufel verführt einen Schneider, der ihm seine Seele verkauft, in der Aussicht, Vließ und Krone zu erhalten. Der Teufel hält endlich Wort und gibt ihm Ziegenfell und Hörner; der Schneider erscheint somit als Bock. Man kann die Posse, wie ein Kritiker schon bemerklich machte, eine Parodie der Faust-Sage nennen.

9. Norddeutsches Taschenbuch. Herausgegeben von David Russa.

Amalie Schoppe, geb. Weise, erzählt in einer Novelle: „Honesta", eine hamburger Geschichte aus ihrem eignen Leben, Ludwig Storch in den „Gebackenen Tagen" eine lustig-traurige deutsche Reichsgeschichte voll Misère und Familienjammer, das sich in dem muntern Erzählungston des Verfassers recht leidlich liest. Eine historische Novelle von Adalbert v. Schonen wiederholt das schon so oft zur Darstellung gebrachte Thema der verfolgten Unschuld am Hofe Ludwig XV. „Die Taufe, oder der Kaufmann von Venedig", Erzählung von David Russa, hat auch eine verfolgte Unschuld, eine Judenfamilie, zum Gegenstande. Unter den Stahlstichen ist auch manches Bekannte, z. B. die Situation, wie Saladin, auf der Bank vor dem Fenster sitzend, von Fatme den Selam in Empfang nimmt. Delectat variatio! möchte man rufen; es ist Alles schon so oft dagewesen, und Salomo's Sprichwort: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne!" ist eine bittere literarische Wahrheit. Einige von den andern Stahlstichen, besonders die Ansichten von Schwerin und Doberan, sind gut und neu. Die Gedichte von F. W. Rogge sind leider keines von beidem. „Der Tod des Königs von Rom", der hier zum Thema eines Gedichts gewählt wurde, ist schon weit besser besungen. An die „Elegien der Liebe", von demselben Dichter, möchte man, von dem verbrauchten Gedankeninhalt abgesehen, eine rectificirende Schulmeisterkritik als Maßstab legen. Es ist bekannt, daß man mit dem Rhythmus der Distichen häufig eine Malerei der Sprache bezweckt; man erinnere sich nur an das Rollen des Steines im Homer, an die klappernde Kaffeekanne in Voß's „Luise" u. dgl.. Sehr oft ist schon der Sturm und die Brandung in Hexametern nachgetönt; man kann hier nicht mehr fehl treffen:

Während der Sturm durchbrauste die dunkelnde Pinienwaldung,
Und aus der Fern' dumpf nachhallte der Wogen Tumult! u. s. w.

Dergleichen Exercitien sind in den Elegien von F. W. Rogge recht gelungen. Dagegen finden sich auch schlecht tönende Verse genug. Besonders unglücklich ist der Bau der Pentameter in ihrem zweiten Theile. Man höre diese Schlußcadenzen:

— warm durch das rösteland' Gebein
— tautlos en't Jammergeschick
— sanft einschmeichelnder Ton.

Die letzte Pentameterhälfte ist nicht blos lähmend schwer wie Blei, sondern auch falsch gebaut, da die Alten nie den Spondeus an dieser Stelle zuließen. Es kommt dadurch eine Schwerfälligkeit hinein, die dem Sinn des Pentameters zuwider ist und seinen graciösen Charakter vernichtet. Da der Dichter uns im Inhalt nichts Erwägungswerthes bietet, mußten wir ihm schon philologisch beim Wort nehmen.

10. Des Bettlers Gabe. Taschenbuch von Wilhelm Müller.

Ich wünschte, im Titel dieses Taschenbuches einen Druckfehler zu sehen und statt Gabe Habe zu lesen. „Des Bettlers Habe" hätte Sinn, wenn dieser Almanach das Aushängeschild der Bescheidenheit an der Stirn tragen und der Titel des schmucklosen Buches eine captatio benevolentiae in Betreff des Inhalts oder der Ausstattung sein sollte. Ein Bettler gibt nichts; der Einfall war also nicht glücklich. Betrachten wir nun die Habe des Bettlers, so freuen wir uns über seinen Reichthum. Unter der Aufschrift: „Der Verkannte, Wahrheit, Dichtung, Sage", finden wir eine treffliche Reihe von Bildern und Scenen aus dem russischen Leben. Als Novelle betrachtet, dürfte die etwas confuse Zusammenschiebung der Gruppen, Schilderungen und Episoden zu tadeln sein. Das Product ist als Sittenschilderung hinzunehmen und als solches höchst interessant und wichtig, da es unzweideutige Spuren der Selbstanschauung an sich trägt. Alle Situationen beziehen sich mehr oder weniger auf den Katerschnik, den schon im Mutterleibe Verfluchten, der sich als Held des Romans ergibt. Kerkerscenen voll Grauen eröffnen die Reihe der Gemälde, die Schilderung einer Execution zur Zeit, wo die russische Barbarei noch nicht durch manches mildernde Gebot Alexander's gemäßigt war, flößt uns einen schaudervollen Respect vor der Knute ein. Um unsern Lesern einen Begriff von einem Katerschnik zu geben, entheben wir der Executionsgeschichte folgende Stelle. Der Erzähler schildert den Zug zur Richtstätte und fährt fort:

Abermals wankt der Jüngling vorwärts, die Richtstätte liegt vor seinen Blicken, — noch ein paar Schritte, und es wurde Halt geboten; der Kreis erweiterte sich, die dumpfe Trommel hallte; nochmals wurde das Urtheil dem Verlorenen vorgelesen und er nun dem Pallasch und seinen Gehülfen übergeben. Schnell ward der ganze Obertheil des Körpers entkleidet, das Hemde ihm heruntergerissen, sein Kopf in einen hölzernen Ring gesteckt, Arme und Beine ebenfalls; einige Riemen wurden angezogen, und der entblößte Nacken lag nackt da, ohne daß es dem ohnehin Bewußtlosen möglich war, nur die kleinste Bewegung zu versuchen. Ungefähr zehn Schritte hinter ihm stand der Pallasch, den Stock der Knute mit beiden Händen erfassend, den Riemen zwischen den Beinen; ein Paar Schritte schlich er wie der lauernde Tiger, dann ein Sprung, — die Peitsche zischt durch die Luft; ein Ohr und Mark zerschneidender Schrei enthallte (entfuhr) dem Unglücklichen, und

der Pallasch zog die in der kalten Luft dampfende Peitsche von dem zerrissenen Rücken zurück. Wiederum dasselbe Schleichen, derselbe Sprung und der Schrei; nur matter ertönt er wieder. Nach dem dritten Schlage erstarb das Geschrei in ein mattes Gewimmer, welches endlich auch verstummte, und nur an dem gewaltsamen Auf- und Niederwallen der Brust konnte man bemerken, daß der Gemarterte noch Leben hatte. Endlich war die Zahl der Schläge vollzogen, der Verurtheilte wurde ausgespannt; er lebte noch und nun folgte der zweite, noch gräßlichere Act der Execution. Zwei stämmige Gehülfen rissen den Bewußtlosen empor; ein Dritter hielt den Kopf fest umfaßt; der Pallasch zog Eisen mit stumpfen Spitzen hervor, drückte diese dem Halbtodten gegen Stirne und Backen und schlug mit der vollen Kraft der Faust zwei- bis dreimal auf diese Stempel. Dicke Blutstropfen quollen aus den Wunden hervor; schnell wurden diese mit Schießpulver und scharfem sareptaischen Taback eingerieben; nun nahm der Pallasch eine Zange, riß damit das weiße Fleisch der Nase weg, und ein blutiger Todtenschädel schauderte die erstarrten Zuschauer an. Jetzt war das Urtheil vollzogen; der Gerichtete war ein Entehrter, ein Katerschnik.

Das ist der unschuldige Held der Geschichte, die zur Zeit der Kaiserin Elisabeth spielt. Die gräßliche Zerstörung des Gesichts wird seit Alexander's Verbot nicht mehr vollzogen. Im Hospital finden wir den armen Fedor wieder. Die Wände des Schauplatzes dehnen sich jedoch bald; wir thun Blicke in die fürstlichen Salons, in das Familienleben und machen mit dem Katerschnik eine Wanderung durch alle Sphären der russischen Barbarei. Von historischer Bedeutsamkeit ist besonders die Schilderung der Starowerz, einer merkwürdigen Glaubenssekte im innern Rußland. Die Geschichte des unglücklichen Iwan schlingt sich durch den bunten Knäuel der Gruppirungen. Interessant ist auch die Schilderung der Lichoratka, eines bösartigen Fiebers. Nach mannichfachen Abenteuern finden wir den elenden Helden dann sicher in den Schrecken und Qualen der Bergwerke zu Tobolsk wieder. Der Erzählungston ist ebenso wüst und beängstigend wie der Stoff. Allein dem Verf. scheint diese hier passende Darstellungsweise zur Manier geworden zu sein. Die zweite, kleinere Novelle in dem Taschenbuch: „Der letzte Schmerz", hat unnöthigerweise dieselbe krampfhafte Unklarheit in der Schilderung einfacher Schmerzen und in der Erzählung eines civilisirten Unglücks.

(Die Fortsetzung folgt.)

Occident und Orient. *)

Die Länder des Orients waren uns bisher in Politik, Sprache, Religion und Sitten Fremdlinge, die nur zuweilen ein Gelehrter oder ein Dichter bei uns einführte; wir nannten die Türken Barbaren, die Araber Mohren und gefielen uns darin bis auf Napoleon herab, die Thäler des altergrauen Nils ausschließlich mit Schlangen, Krokodilen und Mumien zu bevölkern. Selbst das interessante Syrien, selbst Palästina, des Christenthums Wiege, war uns ein mythisches Land, in welchem literarische Pilger auf abenteuerlichen Kreuzzügen geographisch-geschichtliche Entdeckungen machten, Baalbek und Palmyra, Petra und Dabi Muza fanden. Der große Corse führte uns durch seine ägyptische Expedition zuerst eigentlich über die Meere des Alterthums; er, der eine Straße über die Gletscher nach Rom, eine Brücke über den Nil baute, er hatte die große Idee der Wiedervereinigung des Occidents und Orients, deren Verwirklichungsepoche nun gekommen ist.

Was den Armeen der Republik, was der Politik eines halben Jahrhunderts nicht möglich zu machen war, die Dampfschiffe bewirken es. Noch ein Jahrzehend und Kairo, Jerusalem, Konstantinopel sind keine Entfernungen mehr; noch ein Schritt der Civilisation und des Kosmopolitismus, und es gibt nur noch zwei Nationen und zwei Religionen auf der alten Welt: Orient und Occident, Christenthum und Islamismus. Die Gesellschaft kann sich Großes davon versprechen denn ihre Zukunft umfaßt die Industrie und die Wissenschaft, die einst geboren wurden jenseit Sicilien und Kandia, und nun bestimmt sind wieder in die Asche des alten Baumes gepflanzt zu werden.

Griechenland, Aegypten, Syrien, das sind die neuen Staaten, die die sociale Politik des Continents, die Schiffahrt und der Handel wiedererobern. Europa ist mit ihnen in Berührung gekommen, es hat seine Lebensfrage, seine Diplomatie daran geknüpft. Die Türkei ist, als ihre gemeinschaftliche Stiefmutter, der Kinder durch Heirath beraubt worden, sie wird mit der Zeit in Konstantinopel sterben, um in ihrer jüngsten Tochter in Kleinasien fortzuleben.

Der Verfasser des Werkes: „Occident et Orient", war der französischen Gesandtschaft bei der Pforte beigegeben; er studirte, prüfte, erwog die Lage der Länder des Islams gegenüber denen des Christenthums. Wir können seinen Reflexionen demnach wohl folgen, sobald wir den Franzosen daraus wegstreichen und bei den Facten und der Geschichte bleiben. Ich habe den ersten Theil diplomatisch und den zweiten romantisch-poetisch gefunden. Beide sind interessant und unterrichtend.

„Als Napoleon fiel", sagt Hr. Barrault, „machte der Occident Halt und die Bewegung ergriff den Orient. Es ist dies der natürliche Gang und die natürliche Ausdehnung des großen Dramas, dessen Prolog der ägyptische Feldzug und dessen Theater Europa war. Seit den Kreuzzügen varüirten niemals wie jetzt die Angelegenheiten des Morgenlandes. Das ganze Reich, welches auf drei Welttheilen ruht, fühlt seine Stützen wanken und durch dieses Wanken droht Europa sein Gleichgewicht zu verlieren. Leidenschaften und Probleme, alte Grundprincipe und neue Combinationen sind die Triebräder des Aufstandes. In diesem Augenblicke hat die Erschütterung alle Länder des alten Continents ergriffen, und Kairo und Stambul sind die Pole, um welche sich die Diplomatie der Welt dreht."

„Im Occident ist der Krieg verbannt, und nicht auf seinem Grund und Boden mehr können die letzten europäischen Streitigkeiten entschieden werden. Im Orient, da wird der Kampf fortgesetzt, da muß er beendet werden."

In diesen allgemein hingeworfenen Aeußerungen unsers Diplomaten ist die französische Nationalpolitik und eine Kriegserklärung wider Rußland enthalten, zu der sich jetzt, 1835, eher das englische als das Tuileriencabinet bequemen möchte. Die westliche Politik fühlt das Herannahen des unaufhaltsamen Todes der Pforte und mag, weil sie als entfernte Leibtragende nicht Erbin sein kann, dem Gedanken nicht Raum gönnen, der die Wünsche des immer wachsenden Kolosses an der Newa befriedigte und Konstantinopel zur zweiten, oder vielmehr zur ersten Residenz seines Reiches machte. Einstweilen liegt eine solche Zukunft noch in blauer Ferne, und dann, däucht mir, sei der Westen Europas immer noch mächtig und einig genug, um die Straße der Dardanellen gegen Rußland für ein neutrales, zum Beispiel griechisches Gebiet anzusprechen. Griechenland hat eine Zukunft, die durch Europas, Asiens und Afrikas Politik garantirt wird; es müßte sich alle Klugheit und alle Liebe zum classischen Alterthum von unsern Höfen entfernen, sollte dieser Staat aufgegeben werden.

Inzwischen kann es geschehen, daß all dieses nicht auf friedlichem Reformwege fortschreitet und unser Reisende ganz Recht hat, wenn er sagt:

*) Occident et Orient. Etudes politiques, morales, religieuses, pendant 1833—34, par *E. Barrault*. 2 Thle. Paris 1835.

„Das Morgenland ist ein Gebiet voll zahlreicher und verschiedener Racen und Nomadenvölker, ein Land ohne Nationalität, ohne gesellschaftlichen Zustand, in Vereinzelung; also haben es die sich folgenden Invasionen, der Wandertrieb, die Verschiedenheit der Religionen und ihre instinctartige Weigerung, sich zu vermischen, nach und nach hervorgerufen und gebildet. Das Morgenland ist ein zusammengesetztes, ungleichartiges und ungefüges Reich, das alle nothwendige Disharmonie zur Eroberung darbietet und eben dadurch diese Eroberung herbeiführt. Die Menschen dieses Himmelstriches sind es gewohnt, einen Theil ihrer Würde der triumphirenden Gewalt zu überlassen; sie ertragen wie zu den Zeiten des antiken Fatums das Joch als ein Decret Gottes: lauter Umstände, die neuen Dislocationen und politischen Veränderungen günstig sind. Es war darum eben der Orient, der den Ehrgeiz des jungen Napoleon beflügelte."

Der Verf. theilt den Orient in zwei Theile, in ein nordisches und ein südliches Reich, auf beiden Seiten wird es begrenzt von Griechenland und Persien. „Rußland und England", sagt er, „berühren sich in dem letztern und rivalisiren in dem erstern, indem beide einander die Suprematie in Asien bestreiten, die schon ein Schisma in der Monarchie des Propheten selbst hervorrief. Das Arabische hat sich vom Türkischen gesondert, wie sich das Griechische vom Ottomanischen sonderte, welches alle drei Stämme begriffen hatte."

Das Buch ist für die Pacification und Intervention, für die Erhaltung des Orients und seine innige Verbindung mit dem Occident geschrieben. Es däucht mir angenehm und nützlich, seinen Ideengang bis zu diesem Hoffnungsresultat zu verfolgen.

Die einzelnen Abtheilungen sind überschrieben: Ottomanisches Reich, Arabisches Reich, Rußland, England und Frankreich. Unter jenem begreift er die europäische Türkei und Kleinasien, Konstantinopel als Hauptstadt; unter den folgenden die jetzigen Besitzungen Mohammed Ali's und die noch unabhängigen Stämme des Islams in Asien und Afrika, Kairo ihr Mittelpunkt. Er recapitulirt die Geschichte der letzten Jahre und entwickelt die geheimen Fäden der nordischen Politik, welche sie hervorriefen oder leiteten und die noch jetzt einzig und allein die Lebensfäden derselben genannt werden müssen.

Barrault sagt: „Die türkische Frage hat in Adrianopel einen andern Charakter angenommen. Bis dahin war Rußland der bedrohte und daher von Europa begünstigte Theil, und das Reich der Osmanlis der feindselige, barbarische, dem die Civilisation und Humanität, dem das Christenthum als seinem grausamsten Feinde nicht Dämme genug entgegensetzen konnte. Die Völker Mohammed's waren in Apathie und Anarchie gerathen, ohne daß Europa davon Kunde erhielt; seine Vasallen empörten, seine Provinzen befreiten sich, kaum war es dem allmächtig geglaubten Großherrn möglich, der Armee des Zars ein disciplinirtes Heer an den Balkan entgegenzuschicken. Mahmud hatte die Tyrannei der Janitscharen abgeschafft und litt augenblicklich unter den Reformen der Civilisation, die seine Völker nicht begriffen."

„Als Europa dieses mit Augen der Intelligenz sah; als es bemerkte, daß Konstantinopel nicht mehr der Sitz der Intoleranz und Unmenschlichkeit, der Eroberungslust und des Sklaventhums war wie ehemals; als es sah, daß Rußland seine politische Stellung demselben gegenüber geändert und die Rolle des Stärkern und Dominirenden, des Protectors übernommen habe: da erwachten plötzlich die Besorgnisse der Continentalpolitik, insbesondere Englands, das in Asien das Cabinet von Petersburg fürchtete, und die Diplomatie fing an die Lücke zu stopfen, die sie dem türkischen Lebensnachen verursacht hatte. Kein Minister hatte es sich träumen lassen zur Zeit der gemeinschaftlichen Vernichtung der türkischen Seemacht bei Navarin, daß bald darauf eine russische Armee ihr Lager im Angesichte des Serails aufschlagen und endlich als Preis ihrer Bemühungen die Schlüssel des Kanals und der Pforten des Mittelmeers erhalten würde."

Nachdem man allerseits dazu beitrug, den Orient zu stürzen und zu zerreißen, will man ihn an seines Lebens Abend wieder erheben und aufrichten — durch die Reform. Die Unterthanen des Halbmonds sollen durch die Communication mit Europäern, welche ihr Fürst befördert, das Gepräge des Alterthums ändern und — christliche Türken werden. Ich kann's nicht anders nennen.

„Die Reform", sagt Hr. Barrault, „macht reißende Fortschritte. Wenn die Majorität der Nation, die in ihren religiösen Vorurtheilen stark verwundet ward, noch jetzt die Neuerungen nicht liebt, da sie ihr wenig Vortheile brachten und von viel Unglück und Uebel begleitet waren, so hat sie sich doch bereits daran gewöhnt und erträgt sie als eine von Gott gesandte Plage."

„Die reformirende Partei hat sich in zwei besondere Arten getheilt, die, wie in unsern nordischen christlichen Ländern, entweder Totalveränderung oder blos eine successive Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes wollen. Man muß sie die moderirte und radicale nennen. Von der letztern weiß ich, daß sie den Monarchen der Lässigkeit anklagt und die Regierung eine Camarilla von Günstlingen und Herrschsüchtigen nennt, die die Interessen des Volkes verkennt und der Freiheit Zügel anlegt."

„Mahmud ist der Repräsentant eines Juste-Milieu unter zwei Oppositionen: den Parteigängern des alten Regiments, welche man noch immerfort die Janitscharen heißt, und jenen Quasirepublikanern, die aus dem Enkel des Propheten einen englischen König machen wollen. Intriguen und Complotte fehlen an dem neuen Hofe des Bosporus ebenso wenig als in Paris, sie haben nur einen andern Charakter."

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Von dem für Zoologen sehr schätzbaren Werke: „A history of british fishes", mit Holzschnitten sämmtlicher Species und vielen Vignetten, ist der dritte bis sechste Band erschienen.

Folgende statistische Bestimmung mag einen Begriff von der commerciellen Wichtigkeit der Regentschaft Tunis geben. Im J. 1830 betrug die Zahl der dort eingelaufenen Fahrzeuge 438 und der abgehenden 422. Der Totalwerth sämmtlicher Einfuhrartikel belief sich auf 20,400,000 Frcs., von denen 4,100,000 Francs auf Frankreich kamen. Der Werth der Ausfuhrartikel in christliche Staaten betrug 10,500,000 Francs, von denen wieder 3,800,000 Francs auf Frankreich kamen.

Acht der besten Schwimmer unter der östreichischen Garnison zu Bregenz hatten sich durch eine Wette verbindlich gemacht, quer über den konstanzer See bis Lindau zu schwimmen — eine Entfernung von ungefähr 4 Stunden. Sie brachen um 10 Uhr Morgens auf, und 3 Minuten vor 3 Uhr erreichte der erste Soldat, ein Gemeiner, Namens Tutaja, die Brücke von Lindau; 32 Minuten nach ihm langte an derselben Stelle der Lieutnant Cepharowitsch an. Die sechs Andern, welche sich auf das Wagstück eingelassen hatten, erreichten nur die Hälfte des Wegs, wo sie von den begleitenden Booten aufgenommen wurden. Der Wind wehte aus Westen und die Temperatur des Wassers war 17° Réaumur, oder 70½ Fahrenheit. Dies ist vielleicht die größte Strecke, welche je durchschwommen worden. Die beiden Männer, welche die Wette gewonnen, waren bei ihrer Landung an ihrem Körper ganz blau, ihr Puls schlug fast unmerklich, und es verflossen mehre Stunden, bevor sie ihre natürliche Wärme wiedergewannen.

180.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 364. — 30. December 1835.

Taschenbücherschau für 1836.
Vierter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 363.)

11. Gedenke mein!

Zwei wiener Lyriker haben sich auf die Novelle geworfen. J. G. Seidl erzählt uns die traurigen Wirkungen eines „Gelegenheitsgedichtes", wie die Erzählung betitelt ist. Wie sich Hannchen und Gottfried trotzdem bekommen, ist recht hübsch erzählt; eine Mystification der Lotterienummer 82417 hält den Leser in angenehmer Spannung. Die Liebenden erklären sich dann diese Ziffer, die kein Glück in der Lotterie brachte, auf ganz eigne Weise. Am 8. ist Gottfried geboren, am 24. Hannchen und die Zahl ihrer Jahre ist 17. So lösen sich die Hieroglyphen des Lebens auf gut wienerisch. Der Ritter v. Tschabuschnigg ist der zweite wiener Lyriker, der im Taschenbuche eine Novelle liefert; er erzählt eine „Treue bis zum Tode" mit einer elegischen und rührenden Freundseligkeit. Eine Novelle von Lucka: „Moderne Liebe", enthält die Geschichte eines ruinirten Bankiers aus B., die sich auf Familienpapiere zu beziehen scheint. Auch Regina Frohberg, die lange nichts von sich hören ließ, bringt eine empfindsam gemüthliche Familiengeschichte aus dem höhern Gesellschaftsleben. Von den übrigen Gaben des Almanachs verdient der kleine Roman von Castelli: „Auge und Herz", hervorgehoben zu werden. Sein Thema ist treulose Liebe, über die der Dichter als Lyriker so oft gescherzt hat. Unter den vielen lyrischen Beiträgen erwähnen wir die Balladen von Vogl. Auch der als Manfred bekannte Dr. Dräxler gibt lyrische Blätter. Karl v. Holtei singt großsprecherisch ein Lied von der Hoheit der Kunst und der Feilheit der Künstler. Wie kommt der Mann dazu?

12. Frauenlob. Von Joh. N. Vogl.

Ein Frauenlob sollte sich durch bessere Kupfer das Lob der Frauen, durch bessern literarischen Gehalt auch Männerlob zu verdienen befleißigen, was in Betreff des vorliegenden Jahrganges keineswegs der Fall ist. Die novellistischen Beiträge haben zu Verfassern: Franz Fitzinger, Johann Langer, Joseph Kupelwieser u. A. Das Interessanteste unter den Beiträgen in diesem Genre sind die beiden Sagen von der Höhle Maczocha in Mähren, die nordostwärts von Brünn gelegen ist und ihren Namen (so viel als: Stiefmutter) der Frevelthat einer Frau an ihrem Stiefkinde verdankt. Dieser Abgrund, oder Erdfall, wie die Oestreicher sagen, kannte schon Herodot unter dem Namen Progast. Einige Gedichte von dem trefflichen Frankl, von J. v. Hammer und F. Fitzinger erzählen ebenfalls in lyrischer Ergießung die Unthat der Frau, von der die Sage geht, daß ihr Geist noch immer ruhelos wandele:

War einst eine Mutter, kannt' auch den Ort,
Die lockt das Kind nach dem Abgrund dort,
Sie hatt' es ererbt in der zweiten Eh',
Mit Haß beladen und vielem Weh;
Doch eben am Rande, da schmilzt (!) ihr Sinn,
Sie nimmt es in Arm, gar schmeichelnd, warm, —
Und stürzt es hinab in die Welle grün.

Wohl lebte die Mörd'rin noch manch' ein Jahr,
Bis ohne Bereun sie gestorben war,
In Ewigkeit hätte sie's nicht bereut,
Und sterbend noch hat sie die That erfreut.
Drum wandert die Seele, der Ruhe bar,
An des Abgrunds Rand, um die Felsenwand,
Die Wildniß durchirrend seit manchem Jahr.

Unter den andern Beiträgen zeichnen sich die Gedichte von Seidl und Vogl aus, besonders des Letztern „Fliegende Blätter". Recht anmuthig sind auch eine serbische und kärnthische Volkssage von gedachten beiden Poeten.

13. Das Veilchen.

Dies Taschenbüchlein erscheint bei Heinrich Buchholz, k. k. Hof- und bürgerl. Buchbinder. Dies ist erwähnenswerth, denn die Buchbinderarbeit ist das Beste am Almanach. Die Kupfer und der Druck sind eine Beleidigung gegen den guten Geschmack und gegen die Wohlfahrt der Augen. Die wiener Taschenbuchsliteratur ist ein bloßer Luxus- und Industrieartikel. Was kümmert einen Hof- und bürgerlichen Buchbinder der literarische Gehalt! Ein adeliger und bürgerlicher Schneider könnte ihn ebenso gut zusammenstellen. Auch als Modeartikel würde der Almanach unter den Händen eines solchen besser gedeihen, denn die Modekupfer sind in vorliegendem Jahrgange herzlich schlecht. Wir blättern in den Beiträgen — denn der schlechte Druck hindert das Lesen — und finden eine Darstellung der Schlacht bei Modrusch, von Leopold Schlecht. Es ist, als wenn das Wort: schlecht, uns überall hier verfolgte. Die Schlacht bei Modrusch gehört

in die Geschichte der Türkenkriege, aber nicht in einen Veilchenstrauß. Ein Glück ist, daß Seidl Einiges beigesteuert hat; er erzählt einige historische Anekdoten und Schwänke. Von F. Fitzinger steht auch ein Schwank zu lesen; lese, wer will und sich die Augen nicht zu verderben fürchtet.

14. Iduna.

Auch „Iduna" sollte sich nach bessern Typen und leidlichen Kupfern umsehen. Der „Östreichische Beobachter" hat leserlichern Druck als dies dem schönen Geschlechte gewidmete Taschenbuch. Eine Erzählung von L. Schlecht: „Die Rache", eröffnet die Reihe der literarischen Gaben. Schlecht grassirt in der wiener Taschenbuchsliteratur. Auch ein Gedicht von ihm: „Daphne's Lied", steht hier zu lesen:

Ich denke dein, sobald die ersten Strahlen u. s. w.
Ich denke dein, wenn ich in schatt'ger Kühle u. s. w.
Ich denke dein, wenn bei des Tages Scheiden u. s. w.

Wer kennt nicht diese Einfälle, Gefühle und Manieren! Und wer macht sie nicht ebenso gut und besser nach Göthe. Man hat sich derlei wiener Empfindung an den Schuhen abgelaufen. Interessant ist ein Aufsatz von Spiridion Jowitsch: „Die Hochzeitgebräuche der Slavonier", wie denn in den wiener Taschenbüchern meistens die nationalen und localen Stoffe lediglich etwas Neues liefern. Wir erfahren aus der kleinen Abhandlung, daß selten Gott Amor bei den Slavoniern dem Hymen vorausläuft. Hat der Bursche sein sechzehntes, oft auch nur sein vierzehntes Jahr erreicht, so denken die Eltern bereits an seine Verheirathung und wählen ihm eine kräftige, völlig erwachsene, zuweilen schon fünfundzwanzigjährige Jungfrau unter den wohllöblichen Töchtern des Landes. Ein solches Misverhältniß der Jahre zieht dann nicht selten schlimme Folgen nach sich. An manchen Orten herrscht, laut Angabe des Herrn Spiridion Jowitsch, der Gebrauch, daß die Brautleute beim Schlafengehen einander wechselsweise entkleiden müssen. Das hebt denn wol den Unterschied der Jahre vielleicht in etwas auf; wenigstens drücken sie hierüber ein Auge zu, da sie in Affairen solcher Art die Augen schon hinreichend brauchen. Uebrigens scheint eine Hochzeit den Gästen höchst kostspielig zu werden. Es gehört zu den Obliegenheiten der Brautführer, möglichst viel Geld von denselben zu gewinnen, und am ersten Ehestandsmorgen sammelt sich die junge Frau selbst eine hübsche Summe, wofür sie jedoch den Gebern Hand und Lippen küssen muß. Der Fürst Pückler sollte nach Slavonien gehen; er würde Geschichten dieser Art weit anmuthiger als Spiridion Jowitsch zu erzählen wissen. Die „Iduna" hat Vogl reichlich mit Gaben seiner Muse ausgestattet. Einen Beitrag aus Norddeutschland spendete P. H. W. Schnaase: „Betrachtungen über das Meer, veranlaßt durch die Strandung des Schiffes Amphitrite am 17. October 1828 bei Pillau". Eine rheinische Sage erzählt die Geschichte von der blassen Jungfrau auf der Burg Windeck bei Baden.

15. Aurora. Herausgegeben von Johann Gabriel Seidl.

Jeder wiener Literat muß sein Taschenbuch haben und geben, sonst gilt er nicht für fashionable. So hat auch Seidl das seinige wie Vogl, Castelli u. A. Es wäre nur zu wünschen, jeder bliebe auf seinem Terrain und zerstreute seine Gaben weniger; dann gewönne jeder Almanach eine bestimmtere Physiognomie. Die „Aurora" gehört äußerlich zu den am besten ausgestatteten, trotzdem daß der Druck zu klein ist und die Kupferstiche einige verzerrte Gestalten zeigen. Eine historische Erzählung von Basedow: „Der Alchymist", kann Lesern, welche die Schauer der Wehmuth lieben, empfohlen werden. Die angeblich-humoristische Novelle von Mikolasch: „Die Doppelbraut", ist mindestens gemüthlich; der Wiener nennt das Gemüthliche, das Leutselig-Lustige schon Humor — meinetwegen, heißt doch Humor nichts als Feuchtigkeit; man soll über Worte nicht streiten. Noch zwei andere Erzähler sind Adelmi und Puff. Der Druck ist zu klein, um Mittelgut zu lesen. Mögen sich die Herren an den Herausgeber wenden, daß die Kritik ihr Auge verwahrt. Es ist ein schlimmes Zeichen der Zeit, wenn die „Aurora" unter dem Drucke kleiner Lettern steht. Ueber großen Druck beklagt man sich nie, weil man nicht darf; nur die kleinen Drückereien sind häßlich. Manche kleine Gedichte, die der Almanach sonst noch bietet, kann ich, ohne sie gelesen zu haben, im Vertrauen auf die wiener Gemüthseligkeit recht hübsch nennen, nur hat man das Hübsche, das literarische Mittelgut recht herzlich satt.

16. Huldigung den Frauen. Herausgegeben von Castelli.

L. Kruse erzählt in einer dänischen Novelle eine Episode aus seinem Leben. Der Herausgeber hätte dem alten Dänen noch immer etwas mehr den Styl abhobeln können; die eingeschachtelten Perioden sind nicht recht zu verdauen; der alte Kruse ist keineswegs engathmig geworden, wie es sonst nicht selten in alten Tagen vorkommt. Weniger glücklich, obwol in der Manier der Kruse'schen Criminalgeschichten, ist eine Erzählung von Luise Beck: „Der Fingerhut". Der Stoff ist ein wenig dünn, grade nur ein Fingerhut voll Crimina. Johann Langer schildert in einer Novelle aus dem Zeitalter Ludwig XIV.: „Die todte Liebe", eine Art Faust, von Profession ein Maler; statt des Pudels steht ein Wolf mit glühenden Augen ihm zur Seite. „Die Wette" von C. Novis ist eine artige Heirathsgeschichte aus der neuesten Zeit. Das interessanteste Product unter den vielen kleinen lyrischen Gaben ist von Castelli: „Mein Vornehmen". Es ist im alten, gemüthselig-lustigen Ton gehalten, den man an Castelli so liebgewonnen hat, und enthält kurz und bündig die Geschichte seiner mehrmals im Leben gefaßten Entschlüsse, der Liebe zu entsagen: Entschlüsse, welche stets an der Unmöglichkeit scheiterten. Unter den übrigen lyrischen Beiträgen zeichnen sich die von J. v. Hammer, Frankl, Seidl und Vogl aus. Nikolaus Lenau steuerte ein komisches Lied bei, eine Gattung, die ihm weniger zu Gebote steht. Auch von Siegmund Schlesinger, der kürzlich die Lebensgeschichte des Holzfidel-Virtuosen Gusikow edirt hat, lesen

wir ein Gedicht scherzhafter Art. Unter den Stahlstichen sind drei sehr schöne weibliche Köpfe.

(Der Beschluß folgt.)

Occident und Orient.

(Beschluß aus Nr. 363.)

Das Gemälde, welches der Verf. vom neuen türkischen Hofe und dem Sultan insbesondere entwirft, ist für den Letztern sehr günstig. Es stellt ihn nach seiner Janitscharentragödie und den mancherlei diplomatischen Siegen der letzten Zeit als einen weltlichen und geistlichen Souverain dar, der in einer Person die widersprechenden Eigenschaften eines Protestanten und Revolutionnairs zu vereinen gewußt habe, es beweist sehr wahr und gründlich, daß die Reform in Uebereinstimmung mit den Begebenheiten, während sie das Ende des Reichs beförderte, die Regeneration seiner Völker vorbereitete: ein Umstand, woraus sich der Schluß ziehen läßt, daß nunmehr die Civilisation der Barbarei und wilden Kriegslust die Waffe aus den Händen schlug.

Die Frage: Werden die Osmanen eine Zukunft haben? hat unser Diplomat etwas problematisch beantwortet, so sehr er auch in seiner Politik zu conserviren sucht. „Der Himmel", meint er, „vertilgt nicht leichtlich ein Volk. Er, der die todtgeglaubten Griechen und Araber wieder ins Leben rief, wird sich hüben auch der Türken erinnern." Wenn der reformlustige Mahmud II. an seinem Hof ähnliche Trostesworte hört, so befürchte ich vor der Hand eine energische Reaction. Seine Hoheit dachte zweifelsohne zu allerletzt an seines Hauses Aufopferung fürs Gemeindeste. Eine türkische Liebe zur Civilisation geht so weit nicht.

Was aber die Osmanlis fester hält an Konstantinopel und Europa, als wir vielleicht glauben, fester als Continentalpolitik, geographisches Gleichgewicht und nordische Suprematie, das ist der Halbmond, der Islam; denn es wäre thöricht zu glauben, daß, weil die Türken anfingen Wein zu trinken, mit einem Male auch das griechisch-russische Christenthum unter ihnen aufkomme. Eine Nation, die nomadisch ist und ganz andere Menschenrechte und Gebräuche, besonders in Bezug auf die Geschlechter anerkennt, nimmt sich wenigstens einige Jahrhunderte Zeit zur moralisch-politischen Metamorphose und gibt nicht ohne großen intellectuellen Kampf die Kaaba der Nationalität, ihre Hauptstadt auf.

Hr. Barrault widerspricht sich, wenn er sagt: Stambul sei eine vacante Residenz, une capitale en vacance; denn auf einer andern Seite erkennt er mit Gründen an, daß eben dies Stambul das Rom des Islams, das Serail der Vatican, der Sultan der Papst und Stellvertreter Mohammed's sei, ja daß alljährlich am Bairam- und Ramazanfeste von Samarkand bis Tunis, von Skutari bis Mekka der Schimmer der Minarets Hagia Sophia's dringe, aus der sich die große Procession der Gläubigen in Bewegung setzt.

Konstantinopel ist eine Stadt, gemacht zur Residenz eines Gottes. Die Religionen bauten und erhielten sie, sie werden sie vielleicht noch lange erhalten. Ist der Sultan wie der Bischof Roms nicht mehr der König der Erde, so ist er immer noch der Schatten eines Gottes, der eine geistige Pontificialgewalt ausübt. Sein Priesterthum gleicht dem heiligen Zelt des Propheten, das von Mekka nach Medina, von Medina nach Damaskus, von Damaskus nach Bagdad und von Bagdad nach Konstantinopel wanderte. Warum sollte es untergehen, wenn diese seine vierte Station abermals in die Hände des Christenthums geriethe? Asien bleibt ihm; Asien ist die nomadische Heimat Mohammed's; es war die Wiege des Khalifats, dessen Geschichte Wanderung ist.

Philipp II. hat die Mauren und mit ihnen den Islam aus dem Westen Europas vertrieben, sodaß jetzt nur große poetische Ruinen, arabische Namen, Moscheen und Paläste in Andalusien anzutreffen sind; man wird nicht in Abrede stellen, daß es Europas Wunsch ist, den Osmanen im Osten des Welttheils, der sich ausschließlich civilisirt und christlich nennt, ein gleiches Loos, wenngleich mit Schonung zu bereiten. Wir möchten nicht Katharina's Wünsche erfüllt, aber wir möchten die griechische Halbinsel wieder befreit und sich angehörend, der Hagia Sophia ihren Cultus wiedergegeben, mit einem Worte: wir möchten das türkische Reich in einem arabischen, den europäischen Islam in einem asiatisch-afrikanischen untergehen — fortleben sehen.

Zu dieser welthistorischen Umwälzung erkor die Vorsehung Mahommed Ali in Aegypten. Er brach die Macht des Halbmondes, er spaltete sie, er wird sie ganz auflösen in nichts, sobald es Europa für gut findet. In diesem Falle träte das Zelt des Propheten seine fünfte Wanderung an und segelte durch den Archipel nach Kairo.

Barrault hat eine sehr spitzfindige Ansicht von dem Verhältniß der Türkei zu Arabien; sie läßt die Verschlingung des einen durch das andere als generisch zu. Er sagt: Die Araber stammen vom südlichen Asien, die Türken vom kaspischen Meere; jene waren die Griechen, diese die Römer des Mohammedanismus, welche concentrirten und organisirten, wo jene geschaffen und gesät hatten; er behauptet, daß, wenn die Türken sich der Taufe näherten und europäisirten, weil sie kälter, ernster, industrieuser seien, die Araber desto mehr am poetisch-phantasiereichen Orient hingen und desto strenger ihre Lehre und ihre Lebensweise vom Occident absonderten, auf andere Weise, er glaubt: die europäischen Türken würden den Mohammed Christo und die asiatischen dem Moses nachbilden. Man konnte eine solche Ansicht in dem Augenblicke haben, der Mohammed Ali's Triumphe über die Pforte begleitete; denn damals hieß es allgemein, die Moslims seien wider den Sultan, weil er sich entorientalisire. Wir wollen sehen, wie man nach zehn Jahren über diese Abgesondertheit in Asien und Afrika denkt, wenn einmal die Reform der Industrie, des Handels und der Agricultur Wurzel faßte.

Barrault erweist Mohammed Ali viel Ehre, er betrachtet ihn als eine Fortsetzung Napoleon's, der das große Werk der Civilisation und Vereinigung des Orients mit dem Occident zu vollbringen bestimmt und überdies der alleinige Damm gegen Rußland ist.

„Als zwanzig Ereignisse sich wieder das Reich der Osmanen verschworen, da zeigte der Finger Allah's auf einen Mann, der im entlegensten Winkel Rumeliens groß ward, um den schönsten Theil des großen Gebietes vor der verderbenschwangern Zukunft zu sichern. Er wurde geboren in demselben Jahre, darin die Flotte von Tschesme als Signal zu dem Plan der Zaren in Flammen aufging, er lernte die Moskowiten in der Wiege hassen und bekriegen, er machte durch seine Usurpation, daß Rußland niemals sagen kann: Ich bin der ganze Orient."

„Während sich Istambul von den Wogen des schwarzen Meeres gewinnen ließ, befreiten sich die Ufer des mittelländischen, und die Freiheit des Orients ward proclamirt."

Habe ich den Verf. ganz verstanden, so nimmt er die Nothwendigkeit des jetzigen status quo in der Türkei an, mit der Hoffnung auf allmälige Dislocirung des Islamismus. Er betrachtet Mahmud als das Werkzeug zum Verfall der Pforte, der in ihren Verhältnissen und denen Europas begründet war, und den Pascha von Aegypten als das Gegenwerkzeug oder den Heiland des Islams, der als Phönix aus dem Hause der Osmanlis hervorging, ein neues muselmännisches Reich zu gründen. Dies Reich ist das arabische.

Ich übergehe die diplomatischen Reflexionen über Rußland, England und Frankreich — Oestreich hätte wol auch in den Kreis gezogen werden müssen —, ich übergehe auch den ganzen zweiten Theil mit seinen pittoresken und historisch-archäologisch-artistischen Schilderungen, der Hochzeit der Sultanstochter, des Napoleonfestes und der Briefe über Jerusalem und Smyrna —

der Zeitlist ist sie sich interessant und verliert im Umgang — was ich noch sagen will, betrifft sie Ihre Ehre nicht, sie kann Manche von Ihnen zum Duelliren und Trinken, Spielen, Rauchen, Kartenlegen bei einem Glase Punsch und Cigarren, Tanzen und Anderm. Die Liste Ihrer von der Gesellschaft streng Acht und gemieden sein. Ihre Ehre, mein Herr, ist nicht in Gefahr, wenn Sie mit einer Dame, die Sie nicht kennen, Ihre Zeit in einem Gasthofe oder Kaffeehause zubringen, wenn Sie mit ihr Karten spielen, bis sie sich bereitwilligen zeigen, Sie, die Sie gestern Abend Ihre Ehre durch Spielen verloren haben, zu gewinnen, wenn Sie mit ihr Cigarren rauchen, Champagner trinken und Anderes

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 365. — 31. December 1835.

Taschenbücherschau für 1836.

Vierter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 364.)

17. Vesta.

In Hinsicht auf innere wie auf äußere Ausstattung muß der „Vesta" auch in der laufenden Almanachssaison unter den wiener Taschenbüchern der Preis zuerkannt werden. Ein trefflicher Stahlstich als Titelblatt zeigt uns Karl IX. von Frankreich. Was dieser Blutsbräutigam mit der Vesta zu thun habe, ist freilich ebenso unklar, als der kleine Gott Amor, der auf der Vignette aus dem Ei kriecht und nach Rosen greift, nur zur Verspottung der keuschen Vesta gewählt werden konnte. Im Grunde liegt das Misverhältniß weniger am neunten Karl und am Liebesgotte, sondern an der Wahl des Titels selbst. Jene Beiden gehören weit mehr in die Literatur als ein Herd mit jungfräulichen Flammen. Auch die kleine, neugierig durchs Schlüsselloch gukende Stubenmagd, die uns ein anderer Stich zeigt, hat wenig vestalisches Temperament; nur das vierte Blatt, das Morgengebet eines Kindes, stimmt zum Titel des Almanachs. Meisterhaft sind die beiden Landschaften und der Kampf zwischen Luchs und Reh. Auch in literarischer Hinsicht behauptet dieser Almanach seinen Rang. Schon daß er nicht radical wienerisch ist, erhebt ihn über die Reihe der übrigen. Der Herausgeber ist fortwährend bemüht, auch von niederdeutschen Dichtern werthvolle Beiträge zu erhalten. So lesen wir hier unter Anderem eine Novelle von W. Alexis „Rosamunde", und ein Capriccio von Friedrich Kind: „Die steinernen Bräute", ein angenehmes Quodlibet von Erzählungen und lyrischen Intermezzi. Die Novelle von W. Alexis ist weniger durch Charakterzeichnung als durch den feinen Conversationston, in dem sie gehalten ist, auszeichnet. Es ist eine Wahlverwandtschaftsgeschichte in den Kreisen des vornehmen Salonlebens. Sie ermangelt der Effecte, in denen sich sonst dieser Novellist stofflich gefällt, und streift an die Gattung der Reflexionsnovelle, wo die Conflicte in der Gemüthsstimmung der betheiligten Personen begründet liegen und die reflectirende Dialektik des Erzählers den Knoten schürzt und löst. Die wichtigste Figur ist Graf Otto, ein geistreicher, humoristisch-übermüthiger Roué, der mit dem Ernst des Lebens sein Spiel treibt und in der Absicht, Rosamundens Liebe zu ihm sich fern zu halten, ein Ehebündniß mit einem ihm beiweitem gleichgültigern weiblichen Wesen eingeht. Rosamunde ist ebenfalls das launenhafte, graziös kokette Kind der großen Welt. Sie will ihre Liebe zu Graf Otto weder ihm noch sich gestehen, und so knüpft sie ein schon aus andern Beweggründen halb aufgelöstes Verlobungsband mit einem ihr ebenfalls ziemlich gleichgültigen Legationssecretair wieder an, um nur allem Aufruhr der tiefern Lebensgeister zu entgehen. Diese Menschen der höhern Stände schließen Bündnisse, um nicht zu lieben, damit nur das glatte Niveau ihres Daseins nicht gestört und die spiegelblanke und marmorkalte Oberfläche ihrer Gemüthszustände nicht getrübt werde. Dieser Blick in das Gewebe des Unglücks, das man in den höhern Ständen mit scheinbarer Grazie und halb erheuchelter, halb unbewußter Befriedigung erträgt, ist dem Verfasser hier sehr wohl gelungen. Seine Vestanovelle vom vorigen Jahre: „Die Großmutter" bewegte sich weniger glücklich in derselben Sphäre der höhern Gesellschaftswelt. Die Conversationen über literarische Interessen hätten in der „Rosamunde" reicher ausgestattet werden sollen.

Sonst bietet der Almanach eine ganz interessante Novelle von Bernd v. Guseck und einige Lieder von wiener Poeten. Auch einige Ghaselen vom Grafen Platen finden sich. Sie beginnen:

Sang ich einst in deutschen Landen,
Ward ich selten recht verstanden —

Dieser Dichter kokettirt mit Dunkelheit; ich wüßte nicht, daß er je so räthselhaft Tiefes geschrieben hätte. „Die Novelle", eine kleine Novelle von J. B. E. v. Jannach, ist etwas nüchtern in der Ausführung; der Grundgedanke ist hübsch und neu. Ein junger Beamter ennuyirt sich bei seinen Acten und will Poet werden. Er schreibt eine Novelle, in der er das plötzliche Glück einer Familie schildert, deren Hauspapa eine im Traum gesehene Nummer in der Lotterie besetzte und reich wurde. Der junge Poet bleibt aber selber arm; es scheint, daß er als Schriftsteller eher für eine Niete als eine vollgewichtige Zahl gelten soll. Misvergnügt geht er einmal — wahrscheinlich hat er ein Freibillet — ins Theater und sieht Lebrun's Lustspiel: „Nummer 777". Seine Novelle: „Die Glückskinder", fallen ihm wieder dabei ein und, indem er mit seiner Nachbarin ein Gespräch anknüpft, hört er,

welches Heil seine Poesie gebracht hat. Die Dame hat seine Erzählung gelesen und aus Scherz auf die geträumte Zahl gesetzt, die den fingirten Leuten so viel Glück gebracht hat. Ihr wurde das Glück ein reelles, und sie zog das große Loos. Mit Freude erfährt sie nun, wer der obscure Verfasser jener Novelle ist; sie ladet ihn zu sich und schenkt ihm — 2000 Dukaten, ein ordinairer, aber doch wienerisch gemüthlicher Einfall vom Dichter.

18. Vergißmeinnicht. Herausgegeben von E. Spindler.

Die Kupfer liefern meist verrenkte und verzerrte Gestalten aus Spindler's Romanen. Mit Spindler selbst geht es auf die Neige, er ist ziemlich heruntergekommen durch Vielschreiberei. Wir lesen in vorliegendem Taschenbuch einige Scenen aus einem historischen Schauspiele, dessen Held der berühmte Bürgermeister von Zürich, Hans Waldmann, ist. Man höre folgenden Monolog, den der abgesetzte und mit Ketten beladene Bürgermeister hält:

Ich habe das Vaterland geschmückt als wie mit königlichen Kronen. Es zermalmt mich zum Danke als einen armen Bettler. Ich habe manche Thräne getrocknet und Nesselstreiche dafür empfangen. Wo ich liebte, wurde ich betrogen; nur wo ich haßte, fand ich wieder Haß. Dem Haß, der Leidenschaft fall' ich zum Opfer, unschuldig, aber ruhig. Durch's Leben waltet bis zum Ende eine geheimnißvoll schaffende Hand. Den alten Göldli warf ich unbarmherzig von dem Bürgermeisterstuhle, dafür stößt mich sein Vetter ins Grab — u. s. w.

Hat man je so jämmerlich raisonniren hören? Selbst ein Bierbruder improvisirt besser beim Kruge und spricht logischer von seinem Lebenswandel. Dies Schauspiel ist viermal, wie der Verf. sagt, in Zürich „bei stets überfülltem Hause und größtem Beifall" gegeben; „dies rechtfertigt die Lösung der Aufgabe". Kann man sich so grob täuschen, den Beifall sich statt des localen Interesse des Stückes zuzuschreiben! Spindler wird den Stoff auch in Form eines Romans behandeln, wozu wir mehr Glück wünschen. Aus den übrigen Beiträgen des Taschenbuches geht hervor, daß dem Verf. doch endlich der eigentlich novellistische Stoff rar wird. Wir finden einige italienische Genrestücke unter dem Titel: „Bonaccia, gestirnte Nächte auf dem mittelländischen Meere". Wir lasen das letzte Stück: „Die Nonne von San-Procelo", ein gewaltsam aufgestacheltes, aber in seiner Veraltung langweilendes Thema von Räubergröße und Mädchenverführung. Spindler fängt seit einiger Zeit an, seine Erzählungen höchst verworren zu halten. Hinter dies Gewebe von wunderlich zerworfenen und abenteuerlich verwilderten Stoffmassen versteckt sich die eigentliche Impotenz, die es zu etwas Festem und Gediegenem nicht mehr bringt.

59.

Ueber eine portugiesische Colonie auf den Inseln des grünen Vorgebirgs.

Am 10. December 1834 um halb 7 Uhr Abends scheiterte der Sir Thomas Munro, ein englisches, nach Sidney befrachtetes Schiff, an den Küsten der Insel Bonavista. Um 8 Uhr machte man die Schaluppe flott; 56 Personen, Männer, Frauen und Kinder, fanden sich darin vereinigt. Das Fahrzeug war kaum groß genug, um sie alle zu fassen, und sank so tief ins Wasser, daß, wenn sich irgend ein Wind erhoben hätte, wir unstreitig Alle verloren gewesen wären. Dennoch verging die Nacht ziemlich gut, sodaß wir die Küste längshin passiren konnten. Am Morgen kamen uns zwei Fahrzeuge entgegen, auf deren jedem sich vier Menschen befanden; sie bugsirten die Schaluppe und wir landeten unversehrt.

Die portugiesischen Colonisten, welche die Insel Bonavista bewohnen, sind entschiedene Spitzbuben und gaben uns vom ersten Augenblicke unserer Ankunft an und während unsers ganzen Aufenthalts deutliche Beweise ihrer Geschicklichkeit. Kaum befanden wir uns sechs Minuten auf dem Lande, als uns schon fast die Hälfte unserer aus dem Schiffbruch geretteten Effecten fehlte. Es war unmöglich, irgend etwas bei Seite zu legen, das uns nicht in wenig Augenblicken gestohlen worden wäre. Wenn ein solcher Dieb sich der Sache, auf die er ein Auge gehabt, bemächtigt hatte, so war er mit Blitzesschnelligkeit verschwunden; als wir ans Land stiegen, fanden wir etwa 60 solche Geister am Ufer, die uns Melonen anboten, den einzigen Mundvorrath, worüber sie zu disponiren hatten.

Die Race ist schön, wenigstens in Hinsicht des Wuchses; die Frauen sind selten unter fünf Fuß und die Männer im Verhältnisse sehr groß. Es war ein Vergnügen, sie in stolzer Haltung am Ufer auf- und abschreiten zu sehen mit ihren engen Hemden, welche kaum bis auf die Mitte der Schenkel herabreichen. Nur Wenige waren auf eine decentere Manier gekleidet. Die Frauen tragen weder Schnürleiber, noch irgend etwas, was ihren natürlichen Wuchs zurückdrängen könnte. Das gewöhnliche Costum ihres Geschlechts besteht in einem weißen Hemd, daß mittels einer Schnur um den Busen geheftet wird. Sie haben keine andere Bedeckung des Oberkörpers; aber um die Hüften schlagen sie eine Art Schärpe, welche ihnen an den Beinen herabfällt. Wenn sie sich schön machen wollen, so drapiren sie sich auf der linken Schulter mit einer zweiten Schärpe, welche quer über die Brust geht und auf der rechten Hüfte angeheftet ist. Als Kopfbedeckung tragen sie ein nach der Weise eines Turbans zusammengeschlagenes Taschentuch. Strümpfe und Schuhe fehlen ihnen; nur die freien Leute, deren eine sehr geringe Zahl ist, haben das Recht, dergleichen zu tragen. Die Sklaven gehen alle barfuß. Uebrigens scheinen diese Leute große Sorgfalt auf ihren Körper zu verwenden; ihr Linnenzeug ist stets reinlich; nur einen ekelhaften Gebrauch haben sie, daß sie sich nämlich gegenseitig das Ungeziefer absuchen. Diese edle Beschäftigung verrichten sie ganz öffentlich auf der Schwelle ihrer Wohnungen.

Man ließ Esel kommen, um einen Theil unserer Truppe sieben Meilen weiter nach der alten Stadt hinzuschaffen. Ich für meine Person kehrte noch einmal an Bord des Fahrzeugs zurück, in der Hoffnung, Einiges von meinen Kleidungsstücken wiederzuerhalten. Allein vergebliche Mühe! Die Einwohner waren mir längst zuvorgekommen und meine sämmtlichen Reisekoffer waren theils gestohlen, theils ins Meer geworfen. Nur einen Nachtsack und ein Reisepult fand ich noch unter meinem Bett verborgen, welche die Räuber sich hatten entgehen lassen.

Bei meiner Rückkehr schloß ich mich an eine andere Abtheilung an, welche nach der alten Stadt aufbrach. Unser Weg dorthin war ungemein beschwerlich, denn wir versanken fast im Sande, was für Leute, die seit 24 Stunden keine Nahrung zu sich genommen hatten, doppelt anstrengend war. Ein Beamter der portugiesischen Douane, der uns begleitete, sagte uns, daß dies der fruchtbarste Theil des Landes sei, und doch fanden wir darauf nur einige dünngesäte Maisfelder und Melonen. Nichts kann weniger seiner Benennung entsprechen als die Insel Bonavista, denn das Auge verliert sich hier in einem Sandmeere, nur hier und dort unterbrochen von einem dünnen Grasfleck, welchen einige magere Ziegen abnagen. Ich will nicht entscheiden, ob die Aussicht auf ein Sandgefild den Augen nachtheilig ist, aber

so viel ist gewiß, daß ich in keiner Gegend so viele blinde Leute sah als hier. Die Gemahlin des Statthalters und ihre Tochter hatten ebenfalls beide zusammen nur zwei disponible Augen, und was für Augen waren dies noch!

Bei meiner Ankunft in der alten Stadt wußten wir im eigentlichen Sinne nicht, wo wir unser Haupt niederlegen sollten. Vor einem Hause fand ich unsern Arzt als Schildwache, mit Säbel, Pistolen und Karabiner bewaffnet, in militairischer Haltung auf- und niedergehen. Er sagte mir, daß er sich so herausgeputzt, um die Frau des Capitains zu bewachen. In der That waren unsere Damen sehr furchtsam, obgleich sich bisher noch keine Ursache dieser Furchtsamkeit gezeigt hatte. Ihr allein verdankte ich es, daß ich ein Bett erhielt; zwar welch ein Bett, allein unter diesen Umständen war auch das schlechteste eine Wohlthat. Zwei von unsern Damen baten mich inständig, ihnen zur Beschützung da zu bleiben; ich logirte mich deshalb in einem Vorzimmerchen ein, wo ich mich, ohne zu Abend zu essen, meinen Hirschfänger an der Seite, niederlegte. Ich hatte noch nicht lange geschlafen, als ich von einer Hand erwachte, welche über meinen Leib nicht allzu sanft hin- und herfuhr. Dies mußte wenigstens ein Dieb, wo nicht gar ein Mörder sein. Ich griff sogleich nach meinem Hirschfänger, indem ich mich mit mehr Muth bewaffnete, als ich eigentlich in diesem Augenblicke besaß. Die fremde Hand fuhr fort, mich zu betasten, indem sie, wie ich glaubte, nach meiner Kehle suchte, um mich zu erdrosseln. Mit einer verzweifelten Anstrengung gelang es mir, der zweifelhaften Person einen Schlag mit meinem Hirschfänger beizubringen; man antwortete mir mit einem durchdringenden Schrei, der einen Todten aus seinem Schlafe hätte erwecken können. Es ergab sich nun, daß der Angreifende ein — Affe war; ohne Zweifel hatte er bemerkt, wie ich mich niederlegte, und suchte nun nach dem blinkenden Gegenstande, den ich an meine Seite gelegt hatte. Wie dem sei, das arme Thier hatte mehr Furcht als Böses im Sinne; es ließ mich die ganze übrige Nacht in Ruhe, und am Morgen, als ich aufstand, fand ich ihn beschäftigt, eine Jacke anstatt der Beinkleider anzuziehen, indem er mit den Beinen in die Aermel fuhr und, wie es schien, sehr stolz war auf seinen wunderlichen Anzug.

Unser Morgenimbiß war so gut, als wir ihn uns verschaffen konnten. Er bestand aus Zwieback und Kaffee, ohne Milch und Zucker; denn so wird er in Bonavista allgemein genossen. Nach dieser dürftigen Mahlzeit ging ich aus, um die Stadt in Augenschein zu nehmen. Dies ist ein Haufen von etwa 30 Häusern, klein, armselig und schlecht gebaut, die ohne Ordnung am Fuße eines Berges hingestreut sind. Man sieht hier keinen Kaufladen oder etwas dem Aehnliches; die einzige Zierde des Orts ist eine hübsche Kapelle, die etwas höher auf dem Abhange des Berges liegt. Uebrigens ist die Religion nicht in großem Ansehen auf der Insel; man zählt hier im Ganzen nur drei Kapellen und einen einzigen Priester, um dem Gottesdienste vorzustehen. Und noch dazu lebt dieser wie ein Dalai Lama immer in seiner Pfarrwohnung eingeschlossen, wohin die Gläubigen sich begeben, um mit ihm zu verhandeln. Er selbst verläßt sie aus eignem Antriebe niemals.

Ein Heirathsceremoniel kennt man auf der Insel durchaus nicht. Dies wird als eine Ueberflüssigkeit angesehen, um die sich Niemand bekümmert. Keine Frau, die nicht frühere Verpflichtungen hat, trägt Bedenken, das Anerbieten des ersten besten Mannes anzunehmen, der ein Plätzchen hat, wo Beide wohnen können. Sobald sie einmal eingewilligt hat, bei ihm zu wohnen, ist es sehr selten, daß sie an ihrem Herrn und Beschützer eine Untreue begeht; übrigens sind Diejenigen, welche noch im ledigen Stande leben, keineswegs karg mit ihren Gunstbezeigungen, die sie Dem und Jenem erweisen, aus Wohlgefallen an seiner Person, oder um einige Dollars zu verdienen. Daher kommt es, daß fast alle Frauenzimmer auf der Insel Mütter sind und dies sehr zeitig werden. Da sie größtentheils Sklavinnen sind (ein Verhältniß, das sich zu den freien Leuten stellt wie 90 zu 100), so können sie eine große Menge Kinder haben, ohne daß diese ihren Erzeugern lästig fallen.

Die Insel zählt ungefähr 2000 Bewohner, allein sie bringt, obgleich sie ziemlich groß ist, kaum so viel hervor, um diese verhältnißmäßig geringe Bevölkerung zu ernähren.

Mais und Melonen bilden die Hauptnahrungsmittel; man ißt den erstern geröstet und bereitet daraus ein Getränk, das die Einwohner unter dem Namen Kaffee kennen. Die reichern Leute und Gourmands beschenken sich zuweilen mit einem Stücke Ziegenfleisch, was eine Hauptdelicatesse ist und mit dem ehrenvollen Namen Hammelfleisch bezeichnet wird. Auch wissen sie sich Reis zu verschaffen und sogar Erdäpfel, welche die amerikanischen Schiffe mitbringen. Die Ziegen geben Milch, aber in kleinen Quantitäten, und der Käse, den man daraus zubereitet, gleicht eher dem Leder als irgend etwas Anderm. Auch das Brot ist von einer außerordentlich schlechten Beschaffenheit, sauer und grob. Obgleich der größte Theil der Einwohner Sklaven sind, so scheinen sie doch ihr Leben in Indolenz und Müßiggang hinzubringen. Sie behandeln ihre Gebieter mit einer Familiarität, die man in England kaum einem Bedienten zu Gute halten würde. Schon seit langer Zeit gehört die Insel Portugal; aber die Bevölkerung leitet ihren Ursprung nicht von dem Mutterlande. An der Hautfarbe, an dem krausen Haare erkennt man die Abkömmlinge der afrikanischen Völkerschaften, welche diesen Archipel zuerst colonisirt haben. Uebrigens haben sie alle Traditionen ihrer Ahnherren verloren. Ihr Idiom ist ein verdorbenes Portugiesisch, welches der Sprache von Lissabon nicht mehr gleicht als die Mundart von Yorkshire der londoner oder oxforder Sprache. Dabei ist es ein geistreiches Volk, dessen Fassungsvermögen ebenso lebhaft als sein Gedächtniß treu ist: in derselben Zeit, wo wir uns mit Mühe ein Wort aus ihrem Jargon merkten, lernten sie 20 englische auswendig, und was sie einmal lernen, vergessen sie niemals wieder. Es sind wenig mehr als ein halbes Dutzend portugiesische Familien auf der Insel und einige Creolen, welche unsere Matrosen Amphibien nannten.

Den dritten Tag nach unserer Ankunft in der alten Stadt schickte sich der größte Theil der alten Mannschaft an, Port England zu erreichen, wo der Gouverneur bereits für passende Quartiere gesorgt hatte. Wir bedienten uns zum Transport abermals der Esel, welche auf der Insel im Ueberfluß vorhanden sind. Im Ganzen bildete die Gesellschaft eine Karavane von 17 Eseln, auf denen die Frauen und die Kinder saßen. Es war ein Caricaturbild, Hogarth's Pinsel würdig. Eine der Frauen, schon alt und sehr dick, fand es nicht bequem, sich nach Art ihres Geschlechts seitwärts auf das Thier zu setzen, sie ritt also nach Art der Männer und galopirte dreist an der Spitze des Trupps, ein Gegenstand des Gelächters für sämmtliche Matrosen. Wir mochten auf diese Weise 14 Meilen, ohne andere Zeichen des Anbaus unterwegs anzutreffen als ein ärmliches Mais- und Melonenfeld, das höchstens einen halben Acker Landes einnahm. Hier und dort glaubten wir Spuren alter Eruptionen zu erkennen, und ohne Zweifel ist diese Insel sowie die Nachbarinseln vulkanischen Ursprungs.

Nachdem wir Revel, ein etwas beträchtlicheres Dorf, allein ebenso schlecht gebaut als unsere erste Residenz, passirt waren, kamen wir in Port England an. Unsere Cavalcade ritt in Front vor dem Hause des Gouverneurs auf und erregte unter den Einwohnern ebenso große Neugier als etwa eine wandernde Menagerie auf einem englischen Dorfe. Nach einem kurzen Harren trat eine Art von Haushofmeister aus dem Hause und führte uns nach der für uns bestimmten Wohnung. Am Ufer des Meeres gelegen, war es unstreitig die angenehmste und schönste im ganzen Orte. Sie war das Eigenthum der Wittwe eines Amerikaners, welche eine Pension bezog, wofür sie ihre Landsleute, die Handelsgeschäfte wegen auf der Insel sich aufhielten, beherbergen mußte. Sie empfing für unsere Verpflegung täglich 40 Sous für die Person. Aber wie erbärmlich war diese Verpflegung. Zum Frühstück bekamen wir harten Zwieback und jenen

sogenannten Kaffee, den wir stets ohne Milch und fast immer ohne Zucker trinken mußten; des Mittags ein Ragout, oder Gott weiß, was es eigentlich sein sollte, von Ziegenfleisch oder auch Salzfleisch mit Erdäpfeln, und des Abends wieder jenes Gebräu von Kaffee. Doch war dies elende Leben nicht unserer Wirthin zuzurechnen; es war im ganzen Orte nichts Besseres aufzutreiben.

Dessenungeachtet ist dieser der Sitz des Gouvernements; hier residirt Se. Herrlichkeit Don Manuel Antonio Martinez, Generalgouverneur der Inseln des grünen Vorgebirgs und aller portugiesischen Besitzungen, welche sich längs der afrikanischen Küsten innerhalb einer Strecke von 2500 engl. Meilen hinziehen. Obgleich schon bei Jahren, ist Don Antonio noch sehr kräftig. Er ist nicht allein der Statthalter, sondern auch der erste Kaufmann des Ortes. Er allein besitzt mehre Schiffe auf der See. Keine Geldspeculation findet statt, an der er nicht einen größern oder geringern Antheil nähme. Die ganze Insel del Sale gehört ihm eigenthümlich. Als einen Beweis seines thätigen und unternehmenden Geistes kann ich berichten, daß er zum Transport des Salzes auf letzterer Insel eine Eisenbahn anlegen läßt, die ihm über 500,000 Francs kosten wird.

Man kann ihn an jedem Morgen am Ufer des Meeres sitzen sehen, wo er eine Art von Lever hält. Er ist umgeben von den Capitainen seiner Fahrzeuge und denen der fremden Schiffe, welche mit dem Lande in Handelsverbindungen stehen. Dies sind fast lauter amerikanische und einige hamburgische. Das Salz ist der einzige Ausfuhrartikel, Don Martinez zieht von ihnen Erkundigungen ein über die neuesten Ereignisse, und sie ersetzen ihm dergestalt die Zeitungen, welche noch nicht bis in diesen Winkel der Erde gedrungen sind. Es ist fast unglaublich, wie unterrichtet er bei diesen lückenhaften Quellen über die Angelegenheiten von Europa ist. Er spricht englisch geläufig und correct und kennt England so genau, als hätte er sich Jahre lang dort aufgehalten. In jeder Hinsicht ist er ein ausgezeichneter Mann. Während der Herrschaft Don Miguel's empfing er Befehl, nach Portugal starke Summen Geldes abgehen zu lassen. Er gehorchte, allein erst nachdem er Don Pedro von der Sache unterrichtet hatte, der natürlicherweise Maßregeln traf, sich des Schatzes unterwegs zu bemächtigen. In Erwägung dieses und mancher andern Dienstleistungen erfreut er sich hoher Gunst bei der jetzigen Regierung des Mutterlandes. Sein häusliches Leben ist das eines einfachen Bürgers; die einzige Sonderbarkeit, welche auf seinen Rang deutet, ist, daß er stets eine Art von Adjutanten oder Ordonnanz bei sich hat, der in Uniform geht. Es würde zu lange aufhalten, wenn man alle Beweise von Aufmerksamkeit und Großmuth aufzählen wollte, die er uns während unsers Aufenthalts gegeben hat.

Sein Haus und Ameublement zeichnen sich allerdings vortheilhaft vor dem der übrigen Insulaner aus; allein John Bull würde hier doch die Bequemlichkeit und das Wohlhädige nicht finden, das er bei sich zu Hause in dem geringsten Orte zu finden gewohnt ist. Dies kann einen Begriff von dem Glanze geben, der auf Port England zu Hause ist. Uebrigens gibt es in dieser sogenannten Stadt nur zwei Personen, welche auf den Titel: Gentlemen, Anspruch machen können: der Gouverneur und sein Schwager. Wenn einmal der Zufall andere Portugiesen von Distinction in das Land führt, so ist ihre Erscheinung nur ephemer wie die der Zugvögel.

Der Schwager des Gouverneurs ist das Factotum des Ortes. Er vereinigt in seiner Person die Talente und Functionen des Arztes, Wundarztes, Accoucheurs und Pharmaceuten. Er unterzeichnet Ordonnanzen, amputirt Arme und Beine, ist bei der Geburt aller Bonavista'schen Kinder zugegen und verkauft zu einem billigen Preise die Jalappe und den Rhabarber, den er seinen Kranken selbst verordnet. Er ist überhaupt ein unternehmender Kopf und läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, wo er einen Dollar verdienen kann. Ebenso dient er den Piraten sowol als den Sklavenhändlern, welche die Nachsicht der portugiesischen Regierung in die Häfen dieses Archipels lockt, als Mäkler. Während unsers Aufenthalts besuchten zwei derselben Bonavista. Da Portugal bis auf einen gewissen Punkt den Sklavenhandel duldet, so kommt jeder Engländer, Amerikaner oder Franzose, der sich mit diesem Handel ohne Gefahr seines Halses abgeben will, auf diese Inseln und verschafft sich für einige Dollars die nöthigen Papiere und selbst portugiesische Matrosen. Der Einkäufer selbst gilt dann auf seinem Fahrzeuge unter der Qualität eines Passagiers.

Ein Wort noch über die Garnison von Bonavista. Sie besteht aus 20 Soldaten, allein der Gouverneur hat im Nothfalle das Recht, ihre Anzahl nach Belieben zu verstärken. Ihr Tractament sind vier vintins, ungefähr 12 Sous nach französischer Münze. Bei diesem geringen Solde müssen sie darauf denken, auf alle mögliche Weise sich Zulage zu verschaffen; doch sollte man sie für bemittelter halten, als sie sind, denn sie bringen den größten Theil ihres Tages beim Spiel zu. Die Art, wie sie ihre Mahlzeit einnehmen, ist amusant genug. Sie stellen sich in Reihe und Glied, jeder mit einem Löffel versehen; der Sergeant steht vor der Fronte, mit der Schüssel oder dem Topf in der Hand, der das Mittagsgericht für seine Mannschaft enthält. Jeder tritt nun der Reihe nach einige Schritte vor und nimmt seinen Löffel voll Mais oder Ragout aus der Schüssel; dann kehrt er gravitätisch an seinen Platz zurück. Wenn der letzte Soldat dies Manoeuvre wiederholt hat, kommt die Reihe wieder an den ersten, und so geht es fort, bis die Schüssel leer ist.

Unweit der Caserne, worin die Mannschaft liegt, befindet sich das Gefängniß, in welches der Gouverneur nach Gutdünken einsperren läßt, wen ihm beliebt. An dem einen Ende dieses Gebäudes hängt eine kleine Glocke von der Größe derjenigen, die man am Bord der Schiffe führt. Sie vertritt die Stelle der öffentlichen Uhr, ein allerdings sehr ungenauer Zeitmesser, denn der Soldat, der damit beauftragt ist, sie nach Stunden anzuschlagen, hat dafür keinen andern Maßstab als seinen eignen Begriff von der Dauer der Zeit. Daher kommt es, daß, wenn zufällig ein Fremder vorübergeht, der über die Weste ein Kettchen oder ein Band trägt, eilig einige Soldaten herzugelaufen kommen, um sich in der gewissen Annahme, er trage eine wirkliche Uhr, bei ihm nach der Zeit zu erkundigen. Mag nun die Antwort ausfallen, wie sie will, so hat der Frager doch nun einen sichern Maßstab gefunden für die Angabe der Zeit, welche er zu repräsentiren hat.

Wenn der Abend kommt, versammeln sich die Soldaten in ihrer Caserne, singen im Chor eine Art Hymne und legen sich nieder, nachdem sie ein Piquet von acht Mann zur Nachtwache ausgestellt. Man sucht so viel als möglich die Regeln der militairischen Disciplin zu beobachten. Jeden Morgen tritt ein einzelner Tambour aus der Caserne, macht in dem Stadttheil, wo sich die Wohnung des Gouverneurs befindet, die Runde und kehrt, nachdem er die Reveille geschlagen, gleichsam ruhmbedeckt auf seinen Posten zurück, und dies ist vielleicht das beste Symptom der Civilisation, welches in dieser armseligen Colonie sich findet. („United service journal.") 150.

Das Register zum Jahrgang 1835 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXXXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint mit dem Jahre 1836 eine

Allgemeine Bibliographie

für

Deutschland

durch welche einem vielfach ausgesprochenen Wunsche nach regelmässiger schneller Uebersicht der neuen Erscheinungen auf dem weiten Felde der Literatur zu genügen versucht werden soll. Die Bibliographie wird eine möglichst vollständige Uebersicht der im deutschen Buchhandel erschienenen Schriften, wie der für Deutschland wichtigen oder interessanten des gesammten Auslandes gewähren; zugleich im Voraus Nachricht geben von Büchern, deren Erscheinen bevorsteht, von Subscriptions- und Pränumerationsunternehmungen, von beabsichtigten Uebersetzungen im Auslande erschienener Werke, von Preisherabsetzungen u. s. w., Alles in übersichtlicher Zusammenstellung geordnet. Unter den vermischten Notizen werden kurze Mittheilungen zur Statistik der Literatur, bibliographische und literarhistorische Notizen, ältere und neuere Werke betreffend, Anzeigen neu ausgegebener Kataloge, Nachrichten von Bücherauctionen, Mittheilungen über die Verfasser anonym oder pseudonym erschienener Schriften, Bücherverbote u. s. w. ihren Platz finden. Genaue alphabetische und systematische Register werden den Gebrauch erleichtern.

Von der Bibliographie erscheint wöchentlich eine Nummer von etwa einem Bogen in gr. 8. Der Preis des halben Jahrganges ist 1 Thlr. 8 Gr.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Die erste Nummer ist bereits als Probe versandt und in allen Buchhandlungen vorräthig.

Leipzig, im December 1835.

Anzeige

an

Gelehrte und Literaturfreunde.

Die seit Anfang 1834 in unserm Verlage erscheinende

LITERARISCHE ZEITUNG,

herausgegeben von Dr. Karl Büchner,

wird auch im Jahre 1836 in der bisherigen Art fortgesetzt werden: wöchentlich, am Mittwoch, 1 Nummer, jedoch öfter als bisher mit einer Beilage, der ganze Jahrgang (über 60 Bogen engen Drucks) zu dem mässigen Preise von 2 Thlr. 16 Gr. — Der Zweck der Liter. Zeitung: *eine vollständige Uebersicht über das ganze Gebiet der neuesten Literatur zu gewähren*, ist bisher, wie allgemein anerkannt, zur Genüge erreicht worden. Sie enthält die früheste Nachricht von allen neuen literarischen Erscheinungen (auch von Dissertationen und Programmen), gibt von den interessantern und wichtigern eine Beurtheilung ihres Inhalts, weist die in den vorzüglichsten in- und ausländischen Zeitschriften enthaltenen Aufsätze und Recensionen nach, und liefert endlich unter der Rubrik: *Miscellen*, eine Anzeige der Todesfälle, Beförderungen und Ehrenbezeugungen der Schriftsteller, Anzeigen von Preisaufgaben, liter. Entdeckungen, Bücherauctionen und andere liter. Notizen. — Man wird aus dieser kurzen Uebersicht des Inhalts der Literarischen Zeitung genügend das Unterscheidende derselben von den „Literaturzeitungen" erkennen, und wie dieselbe für alle Gelehrte, Beamte, Militairs, Technologen und Landwirthe, welche mit der Literatur fortgehen wollen, ein unentbehrliches Blatt ist.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und die königlichen Postämter an.

Duncker & Humblot in Berlin.

Gans' Erbrecht in welthistorischer Entwickelung.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Das Erbrecht

in

welthistorischer Entwickelung.

Eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte

von

Dr. Eduard Gans.

Vierter Band.

Auch unter dem Titel:

Das Erbrecht des Mittelalters.

Zweiter Theil.

Preis 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 16 Gr.

Der Verfasser, der zum ersten Male sich der ungeheuern Aufgabe unterzog, in Beziehung auf das gesammte Familien- und Erbrecht alle Quellen der Weltgeschichte, die für das Recht eine Wichtigkeit haben, zu durchlaufen, gibt hiermit den vierten Theil eines Werkes, das schon zwölf Jahre seines Lebens in Anspruch nahm, und das die bedeutendsten Völker des Mittelalters, die Franzosen, Engländer, Schotten, Isländer, Normeger, Dänen und Schweden begreift. Nicht blos die äußere Rechtsgeschichte der genannten Völker ist in diesem Theile abgehandelt, sondern es ist zur genauen Behandlung des Stoffes auch die charakteristische Uebersicht hinzugefügt worden, die der Verfasser der oft in Formelwesen sich verlaufenden Construction vorzog. Dieses höchst bedeutende Werk wird bald beendet vor seinen Lesern stehen, und, indem es Gelehrte vom Fache, wie Freunde der Wissenschaft, gleich sehr befriedigen wird, muß es Zeugniß ablegen von den tiefen Studien, dem Scharfblick und der geistvollen Auffassungsweise des Herrn Verfassers, der mit demselben zeigt, was deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit vermag.

Von diesem Werke, dessen dritter und vierter Band unser Verlag ist, haben wir nun auch den Vorrath der ersten Bände übernommen, sodaß das ganze Werk von uns bezogen werden

kann. Den Preis aller vier bis jetzt erschienenen Bände zusammengenommen, setzen wir, um den Ankauf zu erleichtern, auf 12 Fl., oder 7 Thlr., bei einzelnen Bänden aber bleibt der bisherige Ladenpreis. Der fünfte und letzte Band wird im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Bei Ludwig Pabst in Darmstadt sind soeben folgende Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Müller, Rector und Lehrer am großh. hessischen Schullehrer-Seminar in Friedberg, Lieder und Chöre zu Münch's Festtagsfeier in künstlerischer Verknüpfung homiletischen Vortrags, enthaltend: Gesänge zur Weihnachts-, Charfreitags- und Osterfeier. Querquart. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Es ist dies der musikalische Theil der bei Heyer Vater in Gießen erschienenen Schrift von Pfarrer Münch; alle Freunde und Beförderer eines guten Kirchengesangs und würdigen Gottesdienstes werden auf diese Gesänge zur Erhöhung der Festtagsfeier von dem rühmlichst bekannten Herrn Rector Müller angelegentlich aufmerksam gemacht.

Rautenbach, E., Die chinesische Sprache in ihren Rechten als Sprache, oder die chinesische Sprache ihrer allgemeinen Bildung nach, in Vergleich zu der einiger andern Sprachen verschiedener Stämme. 8. Geh. 12 Gr.

— —, Ueber Nationalität und Nationalisirung der Sprachen. 8. Geh. 16 Gr.

☞ Beide vorstehende Werkchen sind bereits in den Bairischen Annalen, 1835, Nr. 78, rühmlichst erwähnt. Es heißt darin unter Anderm: „Diese zwei Werkchen scheinen uns zum Theil als neu in ihrer Art, zum Theil als dem Streben heutiger Zeit angemessen und desselben höchst würdig; — der Verfasser gibt in beiden Schriften die deutlichsten Beweise seines tiefen Blickes in den geistigen Theil des Menschen, in die Sprache ꝛc." — Als ein Hauptverdienst dieser zwei Werkchen ist noch herauszuheben, daß dieselben für jeden Gebildeten verständlich sind und dadurch ein allgemeines Interesse erhalten.

Soldan, Lehrer am großh. hess. Schullehrer-Seminar in Friedberg, 30 Vorlegeblätter zu einem stufenmäßigen Elementarunterricht im Zeichnen, nebst Anleitung zum Gebrauche derselben. In steifem Umschlag. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Herr Verfasser hat diese Vorlegeblätter zur ersten Uebung im Zeichnen, berechtigt durch zehnjährige Erfahrung in seinem amtlichen Wirkungskreis, unter den Augen und unterstützt durch den Rath und gütigen Vorschub des Herrn Oberschuldirectors Hesse und des Herrn Hofbaudirectors Moller herausgegeben, zwei Männer, über deren Competenz in diesen Gegenständen wol in ganz Deutschland kein Zweifel waltet.

Townsend, Uebersicht der hauptsächlichsten Zeichen, welche die Auscultation und Percussion darbieten, sowie die Anwendung derselben zur Diagnose der Lungenkrankheiten. Aus dem Englischen übersetzt. Imp. Fol. In eleg. Carton. 12 Gr.

Oestreichische militairische Zeitschrift 1835.

Zehntes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Bemerkungen über die Regimentschulen im Allgemeinen, besonders über Officierschulen. — II. Der Feldzug 1795 in Italien. Nach östreichischen Originalquellen. Einleitung. Erster Abschnitt. — III. Ueber den Nutzen des Bayonnetfechtens. — IV. Ueber Geschichte, besonders Kriegsgeschichte —, ihre Quellen und Hülfswissenschaften. (Schluß.) — V. Literatur. — VI. Neueste Militairveränderungen.

Auch im Jahre 1836 wird diese Zeitschrift ihrem Plane nach unverändert fortgesetzt, und da die Redaction die Stärke der Auflage nach den eingegangenen Bestellungen bestimmt, so ersucht der Unterzeichnete die p. t. Herrn Abnehmer hiermit höflichst, ihre Bestellungen wo möglich noch vor Ablauf des Jahres durch die betreffenden Buchhandlungen an ihn gelangen zu lassen.

Der Preis dieses Jahrgangs ist wie bisher Acht Thaler Sächs., um welchen auch die frühern Jahrgänge, von 1818 angefangen, noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1818—34 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ein Viertel wohlfeiler.

Wien, den 21sten Nov. 1835.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und alle Buchhandlungen versandt worden:

National-Kalender
für
die deutschen Bundesstaaten
auf
das Jahr 1836.
Für
Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen,
(nach dem stuttgarter Meridian)
zum Unterrichte und Vergnügen
für
Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute.
Begründet von
Christian Karl André,
fortgesetzt von
Johann Heinrich Meyer.
Zwölfter Jahrgang.

Mit 1 Musikblatt, 1 Lithographie und einigen Holzschnitten.
Preis 48 Kr., oder 12 Gr.

Inhalt: Eigentlicher Kalender für 1836, für die Länder, wo er zulässig ist. — Das Gedenkbuch. — Die Mannichfaltigkeiten. — I. Jahr und Leben. — II. Kalenderbestimmungen. (Fortsetzung.) — Zehnjährige Uebersicht der beweglichen Feste. — III. Feste und Feiertage der Christen. (Fortsetzung.) Das Osterfest. — IV. Ursprung der Neujahrsgeschenke. — V. Von der Witterung. (Fortsetzung.) — VI. Verzage nicht! — VII. Konrad Berger, der ehrenwerthe Landmann (Fortsetzung.) — VIII. Lied der Freude. (Mit Musik.) — IX. Ein schöner Zug aus dem Leben eines guten Fürsten. — X. Glück und Unglück. — XI. Wie kann der Landmann in den jetzigen Zeiten doch noch reich werden? — XII. Spaziergang über einen Theil des würtembergischen und badischen Schwarzwaldes. — XIII. Der Untergang des Sturmvogels. — XIV. Von der Menschen Urtheilen. — XV. Sitten der Beduinen. — XVI. Von Recht und Freiheit. — XVII. Gesundheitsregeln, wie sie mein 83jähriger Großvater gab. — XVIII. Von Zank und Streit. — XIX. Das Goldmacherdorf. (Schluß.) — XX. Die Tageszeiten. — XXI. Der Hausgeist. — XXII. Gute und böse, vernünftige und unvernünftige Menschen, Wohlthäter und Feinde des Menschengeschlechts. (Fortsetzung.) A. Die Edlern, Bessern, Vernünftigern. 1. Lebensretter. a) In Antwerpen. b) In Wisek. c) In Landsberg. d) In Gründerg in Hessen. e) Der unerschrockene Schiffer. f) Ein achtjähriges Mädchen rettet ihren Gespielen aus den Fluten. g) Ein ähnlicher Fall. II.

Vermächtnisse und Stiftungen wohlthätiger Menschenfreunde. B. Die Schlechtern, weniger Vernünftigen. I. Mörder. 1. In Westfalen. 2. In Wien. 3. Die unnatürliche Mutter. 4. Dreifacher Mord. 5. Ein Brudermörder. 6. Die oschatzer Bande. II. Selbstmörder. 1. Ein Selbstmord eigner Art. 2. Ein anderer Fall. III. Giftmischer. IV. Brandstifter. Die jungen Bösewichte. V. Betrüger. — XXIII. Ein artiger Diebstahl. — XXIV. Edelsinn. — XXV. Spielerglück. — XXVI. Fritz. (Eine Parabel.) — XXVII. Die Säcke. — XXVIII. Herr Charles. — XXIX. Einige Vortheile in der Hauswirthschaft. (Fortsetzung.) Junge Erbsen zu trocknen. Neue Benutzungsart der süßen Kirschen. — XXX. Testament eines Rechenmeisters. — XXXI. Beschreibung eines Dampfapparates zum Waschen, sowol für einzelne Haushaltungen als für größere Waschanstalten. — Beschreibung eines Dampfapparates zum Waschen und des Verfahrens damit. Auszug. I. In Hinsicht auf Gesundheit. Alte Waschmethode. Dampfwäscherei. II. In Hinsicht auf die Dauer der Wäsche. Gewöhnliche Waschmethode. Wirkung der Bürste. Wirkung des Bläuels. Wirkung der Javell'schen Lauge. — XXXII. Von der allgemeinen Komödie. — XXXIII. Für Auswanderungslustige. (Fortsetzung.) — XXXIV. Welches sind die Gründe der sich von Jahr zu Jahr vermehrenden Auswanderungen nach Nordamerika, und kann eine solche Auswanderung dem Staate, von welchem sie ausgeht, nachtheilig sein? — XXXV. Wohlgemeinter Rath der deutschen Gesellschaft von Maryland an Deutsche, die irgend ein Interesse an der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika fühlen. — XXXVI. Länderkunde. — Ein Besuch der deutschen Niederlassungen in Illinois und Missuri im Herbst 1834. — XXXVII. Gehet hin und thut desgleichen! — XXXVIII. Gewittergefahren. (Fortsetzung.) 1. Im Würtembergischen. 2. Wetterschlag in Hildburghausen. 3. In Strasburg. 4. Ein merkwürdiger Blitzabschlag. 5. Im Preußischen. 6. Ein anderer Fall. 7. In Corneli-Münster. — XXXIX. Ueber wohlfeile Anlegung von Blitzableitern. — XL. Guter Rath an einen jungen Handwerker. — XLI. Feuersgefahren. (Fortsetzung.) 1. Im Braunschweigischen. 2. Im Hanoverschen. 3. In Mähren. 4. In Oestreich. 5. In Siebenbürgen. 6. In Ungarn. — XLII. Neue Löschmaschine. — XLIII. Der Martiniabend und der Martinsmann. — XLIV. Der schöne und der häßliche Fuß. — XLV. Unglücksfälle zur Belehrung und Warnung. (Fortsetzung.) A. Durch Stürme und Ungewitter. 1. In der Schweiz. B. Durch Wasser. C. Durch Lawinen. D. Durch Einsturz. 1. Einsturz einer Grube. 2. Unglücksfall in einer Kohlengrube. 3. Einsturz eines Gebäudes. 4. Durch Erdsturz. E. Durch Dämpfe. 1. Unglücksfall, durch das Springen eines Dampfkessels veranlaßt. 2. Schädliche Wirkung des Kohlendampfes. F. Durch Schießpulver und Gewehre. 1. Pulverexplosion in Olbernhau. 2. In Tannreda. 3. Zwei Unglücksfälle mit Schießgewehren. G. Durch Gift. 1. Verwechselung der Arzneien in einer Apotheke. 2. Ein ähnlicher Fall. 3. Vergiftung durch Arsenik. 4 Vergiftung durch Schierling. — XLVI. Vertreibung der Stickluft aus Brunnen. — XLVII. Ein musterhafter Regent. — XLVIII. Am Sylvesterabend.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Early in January 1836 will be published:

Captain Marryat Works.

A very cheap and handsome Edition.

Leipsic 1836.

Published by Frederick Fleischer.

Subscriptionprice of each volume, containing a complete work 1 Thlr.

Der Beifall, den des Verlegers Ausgabe von Bulwer's Works gefunden hat, ermuntert ihn, dem deutschen Publicum hier auch eine, letzterer ganz ähnliche, der Werke des trefflichen Humoristen Marryat zu liefern. Der Werth dieser Werke ist zu bekannt, als dass Weiteres darüber zu sagen nöthig wäre. Die Ausgabe erscheint in Lieferungen von 2 Bänden in 2 zu 2 Monaten. Für die ersten 6 Bände ist bestimmt: I. Peter Simple. — II. The Kings Own. — III. The Pacha of many Tales. — IV. Newton Forster. — V. Jacob Faithful. — VI. The Naval Officier. — Ausführliche Anzeigen sind in allen deutschen Buchhandlungen zu haben.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Sammlung historischer Schriften und Urkunden.

Geschöpft aus Handschriften

von

M. Frhr. v. Freyberg,

Vorstand des königl. bairischen Archivs.

Vierten Bandes drittes Heft.

Preis 2 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Inhalt: Kaiser Ludwig's Rechtsbuch 1346. — Bibliographische Beschreibung der Ausgaben des bairischen Landrechtbuches vom Jahr 1346. — Das deutsche Kaiserrecht. — Hie Hebt sich An das Landrecht-Buech. — Hie Hebt sich an das Lechenrecht-Buech.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei mir ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Kalologie

oder die Lehre vom Schönen

aus Einem Principe vollständig entwickelt

von

Dr. Ludewig Steckling.

8. 11 Bogen. Maschinenvelinpapier. Elegant broschirt.

Preis 18 Gr. Sächs., 22½ Sgr. Preuß.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Naturgeschichte

des

gestirnten Himmels.

Eine

neue faßliche Darstellung der neuesten Lehren der Astronomie.

Von

Professor F. v. P. Gruithuisen.

Gr. 8. München bei Fleischmann. 2 Thlr., od. 3 Fl. 36 Kr.

Dem berühmten Herrn Verfasser gebührt mit Recht der Dank aller Freunde der Sternkunde für die Herausgabe dieses allerschöpfenden, bis auf die neuesten Entdeckungen heraufreichenden Werkes. Seine ebenso gründliche als faßliche Darstellung der Astronomie dürfte mächtig dazu beitragen, ihr neue Freunde zu gewinnen, und das Studium dieser schönen, die Allmacht und Weisheit des Schöpfers so sehr beurkundenden Wissenschaft immer allgemeiner zu machen.

Die beiden ersten Lieferungen des Werkes:

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse oder die Bridgewater-Bücher, a. d. Engl. vom Redacteur des Morgenblattes Dr. Hermann Hauff.

20—24 Lieferungen à 30 Kr., 7½ Sgr.

sind bei uns eingetroffen, an die zahlreichen Besteller dieses ausgezeichnet schönen Werkes, eine Zierde für jede Familienbibliothek, abgeliefert, und stehen Jedermann auch zur Durchsicht zu Befehl. Wir laden von Neuem zur Theilnahme an diese wahrhaft empfehlenswerthe Subscription ein.

In der Nicolai'schen Buchhandlung (C. F. Gutberlet) in Stettin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das

Statutar-Recht

der

Städte des Herzogthums Alt-, Vor- und Hinter-Pommern

nach Ordnung des Allgemeinen Landrechts dargestellt.

Gr. 8. Preis 20 Sgr.

In demselben Verlage erschien früher:

Das

Provinzial-Recht

des

Herzogthums Alt-, Vor- und Hinter-Pommern

nach Ordnung des Allgemeinen Landrechts dargestellt.

Gr. 8. Preis 1 Thlr.

Jobst, D. H. (königlicher Justizrath), Entwurf einer vollständigen Executions- und Subhastations-Ordnung nach preußischem Rechte, durch Zusammenfügung der Vorschriften der Gerichtsordnung und späterer Gesetze und Rescripte, besonders der Verordnungen vom 4ten März 1834. Gr. 8. Preis 15 Sgr.

La Balance.

Revue allemande et française,

publiée par

L. Boerne.

La Balance paraîtra à compter de Janvier prochain, de mois en mois et en livraisons de trois à quatre feuilles.

Prix de l'Abonnement pour trois mois:
Pour Paris: cinq Francs,
Pour l'étranger: six Francs.

S'adresser à M. Boerne, Rue Lafitte No. 44, à Paris.

On ne reçoit que des lettres et des envois affranchis.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Neue Untersuchung

der

National-Oekonomie

und der natürlichen

Volkswirthschafts-Ordnung

von

Johann Schön,

Doctor der Philosophie und der Rechte und Professor der Staatswissenschaften an der Universität in Breslau.

Preis 3 Fl. 48 Kr., oder 2 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: Einleitung, Bedeutung und Entwickelung der National-Oekonomie. — I. Begriff der Volkswirthschaft. — II. Ursprung der Volkswirthschaftslehre. — III. Die Systeme der Volkswirthschaftslehre.

Erster Theil.

Umriss der bürgerlichen Wirthschaft.

Begriff der wirthschaftlichen Güter und ihrer Erzeugung. Die Güterquellen und ihre Bedingungen. Die Unternehmungen der Production oder die Gewerbe. Der Ertrag und seine Beziehungen zu den Einzelnen und zur Gesammtheit. Die Grundlagen der ursprünglichen Gütervertheilung. Natur und Gesetze des Preises, insbesondere des Productenpreises. Die Bildung der Renten nach den Gesetzen des Preises. Verhältniß der Renten und Productenpreise und seine Folgen. Das Geld und sein Einfluß auf die Preise und Renten. Das Verhältniß der Renten zur Nationalwohlfahrt. Die Hingabe körperlicher Güter gegen unkörperliche. Leibliche Verwendung der ökonomischen Güter. Die Capitalisation. Verhältniß der Verzehrung zur Nationalwohlfahrt.

Zweiter Theil.

Umriss der Pflege der bürgerlichen Wirthschaft.

Die Aufgabe der Wirthschaftspflege. Beruf der Regierung zur Wirthschaftspflege. Die Mittel der Regierung zur Wirthschaftspflege. Die Systeme der Wirthschaftspflege. Sorge für die Güterquellen und ihre Bedingungen. Pflege des Gewerbsbetriebes. — Pflege des Absatzes und des auswärtigen Handels. Pflege des Geldwesens. Pflege der Creditanstalten. Pflege der ursprünglichen Renten. Pflege der wirthschaftlichen Bilanz. Pflege der Lebensnothwendigkeiten. — Pflege des edlern Lebensgenusses.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Wir offeriren

49 Werke in **141** Bänden, Romane und Belletristik, welche im Ladenpreise **153** Thlr. **11** Gr. kosteten, jetzt zu **32** Thlr. **18** Gr.

Darunter sind: 48 Bände von Lafontaine's besten Romanen, Ladenpreis 71 Thlr. 20 Gr., jetzt 10 Thlr. — ferner die beliebtesten Schriften von: Bouterweck, Eberhard, Hagen, Schink, Levezow, Tiedge und Andern.

Das Verzeichniß über diese Schriften ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben, jedes der darin angeführten Werke wird auch einzeln gegeben, und sind die Preise durchgehends so niedrig gestellt, daß, wie z. B. bei Lafontaine, ein Roman von 3 Bänden, der sonst 5 Thlr. kostete, jetzt mit 18 Gr. abgelassen wird.

Renger'sche Verlagshandlung in Leipzig und Halle.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Sprech- und Sprachschule,

ein

Lesebuch

für die deutsche Jugend

zur

Beförderung ihres Sprachvermögens

Von

Doctor Wilhelm Lange,

Oberprediger an der Kirche U. L. Frauen zu Burg.

Erster Band.

Zweite verbesserte Auflage.

Preis 48 Kr., oder 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Examen critique

de l'ouvrage:

„De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration, par Mr. *Frédéric Thiersch.*"

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Das erwähnte Werk von *Thiersch*, 2 Bände, gr. 8., geh. (Preis 4 Thlr.), ist ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im December 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXXXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Andrea del Sarto.

Von

Alfred Reumont.

Mit einem Grundriß des Vorhofs der Servitenkirche in Florenz.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Beiträge zur neuern Kunstgeschichte

von

Ernst Förster.

Mit vier Kupfertafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Wichtig für die Geschichte der bildenden Kunst in Italien im 13ten und 14ten Jahrhunderte.

Leipzig, im December 1835.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Allgemeine Theater-Revue.

Herausgegeben

von

August Lewald.

Erster Jahrgang.

Mit Seydelmann's Bildniß.

In Leinwand geb. Preis 3 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr.

Es existirt bis jetzt kein Werk, das eine fortlaufende Kunstgeschichte des Theaters aller civilisirten Nationen enthielte; dies soll zunächst Zweck der Allgemeinen Theater-Revue sein.

Sie wird vorwärts und zurück sehen. Aeltere Zustände beleuchten, neue entwickeln. Der Kritik wird dadurch ein richtiger Standpunkt angegeben werden, da das rein Persönliche, was sich nur an die Erscheinungen jedes Theaterabends in ziemlich abgebrauchter Weise zu knüpfen pflegt, jetzt gemeinhin schon für Kritik gehalten wurde.

Auch Aufsätze von praktischer Tendenz soll die Revue enthalten, die den Schauspielern von Nutzen sein werden.

Der Plan ist umfassend genug und die Ausführung geschieht mit Ernst und Eifer, sodaß wir hoffen können, daß dies Werk in seiner progressiven Entwickelung einen bleibenden Werth in der Kunstliteratur des Theaters behaupten werde.

Wir haben hierbei nur das Gedeihen der vaterländischen Bühne im Auge, und hoffen, daß die günstige Aufnahme sich bei jedem neuen Erscheinen steigern werde, da ein reger Antheil des Publicums wie der Künstler durch die Tendenz des Werkes hinlänglich begründet zu sein scheint.

Der erste Jahrgang enthält:

Ludwig Tieck und das deutsche Theater, von Dr. Gustav Schlesier. Theaterwesen in England, von Dr. Woldemar Seyfarth. Hamlet in Wittenberg, Umrisse von Karl Gutzkow. Seydelmann und die Theater-Recensenten, von A. Lewald. San-Carlino, das komische Volkstheater in Neapel, von Wolfgang Menzel. Altdeutsche Nationalbühne, nach der Gottsched'schen Sammlung in Weimar, von Dr. Alfons Peucer. Vergleichende Uebersichten, von A. Lewald. Das böhmische Schauspiel zu Prag. Ein Halbjahr der pariser Theater (Januar bis Juni 1835). Theatercuriositäten.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Literarische Anzeige.

Soeben ist im Verlage von A. D. Geisler in Bremen erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Francesca Carrara. Historischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von C. W. Geisler. Drei Bde. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Ein Recensent sagt über diesen höchst interessanten historischen Roman:

„Ich erkläre aufrichtig, daß ich, in Hinsicht auf historische und fingirte Charakterschilderung — auf genaue Zeichnung der Scenen, in welchen die Erzählung sich bewegt: — auf natürlichen und lebendigen Dialog und auf Darstellung der zartesten und heftigsten Gemüthsbewegungen, nie etwas Vorzüglicheres und Erfreulicheres gelesen habe." Die Zeitung f. d. eleg. Welt von 1834, Nr. 287, sagt über dieses Buch ferner: „Ein guter historischer Roman, so gut, wie seit Walter Scott vielleicht keiner geschrieben worden ist."

Anzeige wegen der Fortsetzung der Dr. Hahn'schen Werke.

Durch den Tod des Naturhistorikers Doctor C. W. Hahn hier, einer unserer fleißigsten Entomologen, sind seine, in unserm Verlag erscheinenden und in mehren Literaturblättern sehr lobend beurtheilten Werke:

Die Arachniden und die wanzenartigen Insekten } getreu nach der Natur abgebildet und beschrieben,

auf kurze Zeit unterbrochen worden. Um so angenehmer ist uns, den verehrlichen Abnehmern dieser Werke und allen Freunden der Entomologie die erfreuliche Anzeige machen zu können, daß der Herr Kreis-Forstrath Koch die Arachniden und der Doctor Herrich-Schäffer die wanzenartigen Insekten fortzusetzen sich erboten haben, und daß nächstens die ersten Hefte von ihnen erscheinen werden.

Der bloße Name dieser Männer bürgt für ausgezeichnete Fortsetzung und wir fügen nur hinzu, daß dieselbe möglichst schnell und in bisheriger schöner Ausstattung erscheinen wird. Bisjetzt sind erschienen und versendet: von den Arachniden zwei Bände oder 12 Hefte, worin mehr als 169, worunter mehr als die Hälfte vorher nicht bekannter, und ebenso von den wanzenartigen Insekten I.—III. Bd. 1stes, also in 18 Heften 240 Species abgebildet sind.

Nürnberg, im Decbr. 1835.

C. H. Zeh'sche Buchhandlung.

Drei historische im Preise herabgesetzte Werke.

1. Johann Berckmann's Stralsundische Chronik und die noch vorhandenen Auszüge aus alten verloren gegangenen stralsundischen Chroniken, nebst einem Anhange, urkundliche Beiträge zur Kirchen- und Schulgeschichte Stralsunds enthaltend. Aus den Handschriften herausgegeben von Dr. G. Ch. F. Mohnike und Dr. E. H. Zober. Mit 2 Steindrücken. 1833. 30½ Bogen in gr. 8. Bish. Pr. 2 Thlr.; jetzt 1 Thlr. 15 Sgr.

   In mehren der geachtetsten kritischen Zeitschriften ist dieses durchgehends urkundliche Werk auf das Günstigste beurtheilt worden. Es mag genügen anzuführen, daß der ausgezeichnete Geschichtforscher Herr Dr. Lappenberg dieses Buch (in den Gött. gel. Anz., 1834, Nr. 135) sowol wegen seines Inhalts, als wegen des von den Herren Herausgebern Geleisteten rühmend beurtheilt hat. In der Hall. Lit.-Zeit., 1834, S. 190, wird das Werk „einer der interessantesten und wichtigsten Beiträge zur Geschichte des nördlichen Deutschlands" genannt. Man vergl. auch noch besonders die Blätter für lit. Unterhaltung (1834, Nr. 263).

2. Des M. Zacharias Orthus, geborenen Stralsunders und gekrönten Dichters, Lobgedicht auf Stralsund. Einleitung, lateinische Urschrift, Uebersetzung, Anmerkungen und Anhang, von Dr. E. H. Zober. Mit einer Ansicht der Stadt Stralsund von W. Brüggemann. 1831. 20½ Bogen in 4. Bish. Pr. 2 Thlr.; jetzt 1 Thlr. 15 Sgr.

   Sowol die Einleitung (Leben und Schriften des O.) als die Bearbeitung des Werkes selbst, sind in mehren krit. Blättern als fleißig und gediegen anerkannt worden. So namentlich in den Gött. gel. Anz., 1831, Stück 87, u. 1833, Stück 4. Orthus († 1579) wird hier mit Recht „ein Lieblingsschüler Melanchthon's" genannt. Von der Ansicht der Stadt (groß Querfolio, von Nordorf gestochen, für sich allein 1 Thlr. 10 Sgr. kostend) wird gesagt, sie sei „ein schönes Bild, das dem Künstler Ehre macht."

3. Ungedruckte Briefe Albrecht's von Wallenstein und Gustav Adolf's des Großen, nebst einem Anhange, enthaltend Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Herausgegeben von Dr. E. H. Zober. (Nebst einer berichtigenden Nachschrift.) 1830. 8 Bogen. Gr. 8. Bish. Pr. 20 Sgr.; jetzt 12½ Sgr.

   Diese auch in Schweden günstig aufgenommene Schrift wird im Menzel'schen Lit.-Blatte (1831, Nr. 11) als „eine gehaltreiche Zugabe zu den früher von F. Förster herausgegebenen Wallenstein'schen Briefen" rühmend empfohlen. Auch im Kometen (1831, Nr. 44) und in den Gött. gel. Anz. (1832, Nr. 188) ist dieser Beitrag zur Gesch. des großen dreißigjährigen Krieges sehr günstig beurtheilt worden.

Wer alle drei Werke auf einmal abnimmt, erhält sie zu dem äußerst billigen Preise von 2 Thlr. 20 Sgr.

Stralsund, im Oct. 1835.

Löffler'sche Buchhandlung.

Dr. Heinrich Zöpfl,
Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte
Zweite Abtheilung (12 Bogen).

ist nach unserer Zusage präcis mit dem letzten November fertig geworden, und gleichmäßig wird mit dem Januar 1836 die dritte und letzte Abtheilung ausgegeben, sodaß also nun jeder in den vollständigen Besitz dieses interessanten Werkes kommen kann, über dessen Werth sich sogleich bei Erscheinung der ersten Abtheilung öffentlich und privatim vereinigt haben, von denen wir u. a. nur citiren: Jenaer Allg. Lit.-Ztg., 1834, Nr. 232. Pölitz, Uebers. d. neuesten Literatur 1835, 2tes Heft. Gersdorf's Repertorium, 1835, 1stes Heft.

Heidelberg, im Dec. 1835.

August Oßwald's Universitäts-Buchhandlung.

Wichtige Anzeige,
das Staats-Lexikon von Rotteck und Welcker betreffend.

Von dem

Staats-Lexikon,

oder:

Encyklopädie sämmtlicher Staatswissenschaften.

Herausgegeben

von

C. v. Rotteck und C. Welcker.

Gr. 8. Altona, Hammerich. Geh.

sind bisjetzt 7 Lieferungen erschienen.

Der Subscriptionspreis ist à Lieferung 12 Gr. wofür dies classische Werk in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben ist.

Zur Empfehlung mögen hier die Namen einiger Mitarbeiter stehen, es sind: Bülau, Fr. Kolb, Fr. List, Matthy, R. Mohl, Alex. Müller, Fr. Murhard, Dr. Paulus, P. A. Pfizer, C. v. Rotteck, v. Theobald, J. Weitzel, C. Th. Welcker, H. Zschokke u. s. w.

☞ Bisjetzt hatte die deutsche Literatur noch kein ähnliches Werk aufzuweisen. Wer dasselbe noch zum Subscriptionspreis zu erhalten wünscht, wolle gefälligst mit der Anschaffung nicht säumen, der Ladenpreis wird bedeutend erhöht.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die

sogenannten Pastoralbriefe

des Apostels Paulus,

aufs Neue kritisch untersucht

von

Dr. Ferdinand Christian Baur,

ord. Prof. der evangel. Theologie an der Universität Tübingen.

Preis 1 Fl. 30 kr., oder 1 Thlr.

Der Verf. hat die bekannte Schleiermacher'sche Kritik des ersten Briefs an Timotheus wieder aufgenommen und auf die beiden andern Pastoralbriefe ausgedehnt, zugleich aber sich die Hauptaufgabe gesetzt, die diese Briefe betreffende kritische Frage auf dem bisher von den Gegnern und Vertheidigern ihrer Echtheit gleich wenig beachteten Wege der historischen auf bestimmte Thatsachen sich stützenden Kritik ihrer Entscheidung näher zu bringen.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Von dem

Eisenbahn-Journal.

Herausgegeben

von

Fr. List.

ist soeben die 9te Nummer erschienen. 20 Nummern bilden einen Band, und kosten 1 Thlr. 8 Gr.

Sämmtliche Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Bei Julius Weise in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der neue Tausendkünstler und Magiker.

Die Beschreibung und Erklärung seiner Künste und vieler Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst überhaupt, nach richtigen physikalischen, chemischen und mechanischen Grundsätzen.

Zum Nutzen und Vergnügen für Jedermann, herausgegeben von

Hofrath Dr. J. H. M. Poppe.

Mit fünf Steintafeln.

12. Elegant gebunden. Preis 1 Fl. 30 Kr. — 18 Gr.

Daß man diesem Werkchen vor den bisherigen Büchern ähnlichen Inhalts einen Vorzug einräumen werde, darf der Verleger wol um so mehr hoffen, da dasselbe keine gemeine, oft beschriebene Taschenspielerstücke, sondern theils merkwürdige, höchst interessante, lehrreiche und vergnügende, auf wissenschaftliche (physikalische, chemische, mechanische und technologische) Entdeckungen und neue Erfindungen sich gründende Kunststücke in zweckmäßiger Ordnung und auf das Deutlichste beschreibt, theils höchst wundervolle Natur- und Kunsterscheinungen erklärt, und solche Geheimnisse der Natur und Kunst entschleiert, welche den meisten Menschen sonst unerklärlich sind. Daß das Werk in einer angenehmen, für Jedermann faßlichen Sprache geschrieben ist, darf man von dem Verfasser wol voraussetzen; und so wird jeder Gebildete überhaupt, jeder Liebhaber der Physik, Chemie, Mechanik und Technologie, besonders auch die lehrbegierige Jugend, gewiß vielen Nutzen und viel Vergnügen aus dem Buche schöpfen.

Experimente so mannichfacher Art, wie diese Schrift sie auseinandersetzt, dürften wol zu den interessantesten Winterunterhaltungen gehören, und zur Belustigung in geselligen Kreisen vorzugsweise geeignet sein. Deshalb empfehlen wir das hübsch ausgestattete Werkchen besonders auch als passendes Weihnachtsgeschenk.

Bei Müller in Suhl ist soeben erschienen und durch A. Wienbrack in Leipzig, wie durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Die Freischützenbraut.

Nordische National-Novelle von **Fr. Adami.**

8. Geh. 1 Thlr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Würtembergische Jahrbücher

für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

J. G. D. Memminger.

Jahrgang 1834. Zweites Heft.

Subscriptionspreis 1 Fl. 12 Kr. — Ladenpreis 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr.

Inhalt:

Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten. — Entwurf einer Geschichte der Fürsten von Waldburg, von Hrn. Domcapitular Dr. v. Vannotti. (Forts.) Die Burg Gabelstein und ihre Besitzer, von Albrecht. Alte Gräber in Kanstatt, von Dr. V. Ueber die Structur einiger Römerstraßen im Oberamt Stuttgart, von Topograph Paulus. Ergebnisse der würtembergischen Wollmärkte im Jahr 1834. Schiffahrtsverkehr im Wilhelms-Kanal zu Heilbronn im Jahr 1834 und Vergleichung desselben von 1827—34. Vergleichung des Viehstandes von Würtemberg im Jahr 1834 mit dem Viehstand des Königreichs Sachsen und einiger anderer Länder. Die Münzstätte Ulm und ulmer Münzen, von Binder. Römische Alterthümer in Röthenberg, Oberamts Oberndorf.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist bei W. Engelmann in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

G. G. Gervinus,

Geschichte der

poetischen National-Literatur der Deutschen.

Zweiter Theil. Vom Ende des 13ten Jahrh. bis zur Reformation.

Gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Die so günstige Aufnahme des ersten Theils (1835. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13ten Jahrh. Preis 2 Thlr. 12 Gr.) macht es überflüssig, bei dem Erscheinen dieses zweiten Theils das deutsche Publicum noch besonders darauf aufmerksam zu machen, da der gelehrte Verf., nach dem Urtheile der Sachverständigen, mit seltener Gabe die schwierige Aufgabe gelöst hat, in einem einzigen Bilde mit gründlicher Forschung und lebendiger Darstellung die Entstehung, den Fortgang und die Vollendung deutscher Richtung gegeben zu haben.

Der dritte und letzte Theil erscheint im Jahre 1836.

Anzeige für Freunde belletristischer Literatur, Leihbibliotheken und Lesecirkel etc.

Bei Julius Weise in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Furchtlos und treu.

Historischer Roman aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges von

Dr. Morvell.

3 Bde. Velinpap. Elegant brosch. Preis 6 Fl. — 3 Thlr. 18 Gr.

Neueste Erzählungen

von

Karl Hanisch.

Ein Band. Velinp. Elegant brosch. Preis 3 Fl. 36 Kr. — 2 Thlr.

Mairosen.

Erzählungen und Novellen herausgegeben von

Friedrich von Arth.

Ein Band. Velinp. Elegant brosch. Preis 3 Fl. — 1 Thlr. 18 Gr.

In der Universitätsbuchhandlung der Gebr. Groos in Freiburg im Breisgau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leuckart, Prof. Dr. F. S., Ueber die Verbreitung der übriggebliebenen Reste einer vorweltlichen organ. Schöpfung, insbesondere die geograph. Verbreitung derselben in Vergleich mit der der noch jetzt existirenden organ. Wesen. 4. 1 Thlr., od. 1 Fl. 48 Kr.

Soeben ist erschienen:

Jahrbücher der Geschichte u. Staatskunst.

Herausgeg. vom Geh. Rathe R. H. L. Pölitz. 9ter Jahrg. 1836. 1stes Heft. D. Jahrg. in 12 Heften 6 Thlr.

Diese gehaltvolle Zeitschrift erfreut sich des dauernden Beifalls des gebildeten Publicums und der Mitarbeit der ausgezeichnetsten Gelehrten Deutschlands. Sie wird immer das Neueste und politisch-historisch Interessanteste zu besprechen sich angelegen sein lassen.

Kritische Uebersicht der neuesten Literatur in dem gesammten Gebiete der Staatswissenschaften. Herausgeg. vom Geh. Rathe R. H. L. Pölitz. Der Jahrg. 1835. 12 Hefte in 2 Bdn.

ist soeben vollständig geworden. An 160 der wichtigsten und interessantesten neuen Werke sind darin von Bretschneider, Bülau, Günther, v. Langenn, Lotz, Schlosser, v. Strombeck, K. Sal. Zachariä, dem Herausgeber und mehren andern berühmten Gelehrten gründlich und unparteiisch beurtheilt u. s. f. mit meisterhaften Einleitungen versehen.

Zur Erleichterung der Anschaffung ist dieser vollständige Jahrg. von heute an auf 2 Thlr. herabgesetzt.

Leipzig, den 1sten Dec. 1835.

Hinrichs'sche Buchhandlung.

(Roman-Bibliothek für Winter-Lecture.)

Roman-Bibliothek

zur

unterhaltendsten Winter-Lecture.

Eine Auswahl

der

interessantesten neuern belletristischen Schriften

von

Bulwer, G. Döring, Fouqué, L. Kruse, Joh. Schopenhauer, Seybold und bekannten Andern.

Zwanzig Bände (im Werthe von 41 Fl. — 23 Thlr.)

zu dem beispiellos niedrigen Preise von Neun Gulden — Fünf Thlr.

Verlag

von

Julius Weise in Stuttgart,

durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen, wo auch die ausführliche Anzeige der Roman-Bibliothek mit dem Verzeichniß der einzelnen Werke zu haben ist.

Alle Philologen werden auf die eben im Verlage von J. F. Hammerich in Altona erschienene

Chrestomathia Horatiana

et

P. Virgilii Maronis Bucolica

edita

Fr. G. Doering.

Gr. 8. 20 Gr.

aufmerksam gemacht. Der würdige Herr Oberconsistorialrath Döring in Gotha, dieser Veteran unter den Philologen, hat mit besonderer Vorliebe dieses Büchlein bearbeitet, das in Schulen mit Nutzen gebraucht und jedem Schulmanne daher zur Ansicht dringend empfohlen werden kann.

Alle Buchhandlungen Deutschlands haben Exemplare vorräthig.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vier historische

Schauspiele Shakespeare's,

übersetzt

von

Ludwig Tieck.

Inhalt:

Eduard der Dritte. — Leben und Tod des Thomas Cromwell. — Sir John Oldcastle. — Der londoner verlorene Sohn.

Preis 3 Fl., oder 2 Thlr.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage sind folgende beiden Schriften erschienen:

Briefe an Herrn Prof. Hartmann in Rostock von Herrn Dr. G. Salomon, Prediger an der neuen israelit. Kirche in Hamburg. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Anton Theodor Hartmann's neueste Schrift: „Grundsätze des orthodoxen Judenthums" in ihrem wahren Lichte, dargestellt von Dr. G. Salomon. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Herr Prof. Hartmann hat sich in mehren Schriften, welche er gegen die Emancipation der Juden erscheinen ließ, viele Blößen gegeben, und wird deshalb in obigen Schriften von dem der gelehrten Welt rühmlichst bekannten Herrn Dr. G. Salomon zurechtgewiesen. Selten sind wol einem Gelehrten so viele Irrthümer und Unrichtigkeiten nachgewiesen worden, als dem Herrn Prof. Hartmann in diesen Briefen und der zweiten Schrift.

J. F. Hammerich in Altona.

Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Biesner, J. H., Abriß der Geschichte Pommerns und Rügens, nebst angehängter Specialgeschichte des Klosters Eldena. Preis 2 Thlr.

Löffler'sche Buchhandlung in Stralsund.

Preisermäßigung

wichtiger historischer Werke.

Nachstehende Werke meines Verlags habe ich mich veranlaßt gesehen zu den dabei bemerkten Preisen zu debitiren, so lange der dafür bestimmte Vorrath reicht:

Feßler's (J. A.), Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen. 10 Theile. Mit 5 Landkarten. (Gegen 570 Bogen.) Gr. 8. 1815—25. Früherer Ladenpreis 30 Thlr., jetzt 13 Thlr. 8 Gr.

Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. (Von K. W. F. von Funck.) 4 Theile. (114 Bogen.) Gr. 8. 1821—24. Früherer Preis 9 Thlr. 12 Gr., jetzt 4 Thlr.

Karamsin (Nikolaus), Geschichte des russischen Reichs. Nach der zweiten Originalausgabe übersetzt. 11 Bände. (253 Bogen.) Gr. 8. 1820—33. Früherer Preis 21 Thlr. 20 Gr., jetzt 11 Thlr. 20 Gr.

Leipzig, im December 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XXXXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

die siebente Lieferung

des

Bilder-Conversations-Lexikon

für

das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

In alphabetischer Ordnung.

Bürgerstand bis **Chirurgie**,

mit 36 Holzschnitten.

Die bisjetzt erschienenen **sieben** Lieferungen, 52 Bogen in gr. 4. mit 190 Holzschnitten und 13 in Kupfer gestochenen Karten, kosten 1 Thlr. 18 Gr. — **gewiß ein sehr billiger Preis**, wie er nur bei großem Absatze zu stellen möglich ist.

Leipzig, im December 1835.

F. A. Brockhaus.

Ankündigung

der

Wiener allgemeinen Theaterzeitung

und

des Originalblatts

für

Kunst, Literatur, Musik, Mode und geselliges Leben,

für das Jahr 1836.

„In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit Jedem jungen Jahr!"

Der Mensch schaut hinein in den Strom der Zeit, seine Quelle kennt er nicht, sein Strömen begreift er nicht, sein Rauschen hört er nicht, seinen Boden sieht er nicht, sein Wohin erfährt er nicht, er kennt nichts als seinen Fall und seinen Sturz: die Abschnitte der Zeit, die Schleußen, die er willkürlich ihr selbst gesetzt hat. An jedem neuen Jahre, an diesem eingebildetn Zeitabschnitte, glaubt der Mensch, die Zeit häute sich und lege eine Jahreshaut ab, und freuet sich kindisch, daß er der Zeit ein neues Jahreskleidchen anzieht. Er will der Zeit mit Liebkosungen eine Gunst abschmeicheln, allein die Zeit hat ein ehernes Herzwerk und ein Zifferblatt aus Erz, Glück und Unglück sind die einzigen Zeiger, welche die verlaufenen Stunden anzeigen. Es gibt kein neues, kein altes Jahr, jeder Augenblick im Leben ist der Telegraph der Vergangenheit, das Vergrößerungsglas der Gegenwart und das Fernrohr der Zukunft.

An diesem großen Strome der Zeit sitzen die Journalisten mit ihrem papierenen Fischernetz, und fischen die Goldkörnchen und die bunten Muscheln und die Sandsteinchen heraus, welche die

nieraftenden Wogen an das Ufer des Werdens und Geschehens heranschwemmen. Die Theaterzeitung sitzt schon 28 Jahre an diesem Strome, sie hascht nicht nach den Trümmern politischer Schiffbrüche, nicht nach dem Treibholze, welches von großen Welterschütterungen herbeigeflutet wird, sondern nach den heitern und blühenden Blümchen und grünem Reiß, welches auf den klaren Wogen einherschwimmt, nach den Goldfischen der Ergebnisse und Erlebnisse, nach den schimmernden, buntbeschwingten Libellen der Erscheinungen in Kunst, Leben und Geselligkeit, und nach den tausenderleigestaltigen Muscheln und glänzenden Schalen, welche die immergebärende Zeit täglich und stündlich an die Leseufer herantreibt.

Sie sammelt davon und speichert auf, um es den Lesern in mannichfacher Gestaltung, in gefälliger Fassung und zugleich in nützlichen Formen wiederzugeben.

Die Theaterzeitung beginnt nun den 29sten Jahrgang, und beginnt den neuen Jahrgang mit einem alten Witz: mit einer Pränumerations-Ankündigung.

Ihre Absicht dabei ist einfach kindlich und erhaben naiv, sie will Pränumeranten, das ist nicht zu verkennen, und wie sie es auch anders ausdrückte, in gepreßten Seufzern, in vornehmer Kürze, die in der Länge nichts sagt, in vornehmabgesteppten Stelzphrasen, in beglückender Herablassung, im weinerlichen Weltverbesserungstone, die Welt würde es immer doch — merken: sie will Pränumeranten. Warum also nicht grade heraus, warum es nicht lachend selbst offen eingestehen. Ein Demokrit wird immer willkommener sein als ein Heraklit. Die Theaterzeitung ist weit entfernt auf hektische Weise so zu thun, als wollte sie der ganzen Welt das wahre Licht anzünden; sie ist weit entfernt als eine Zeitschrift Incognito für Cousins und Gevattern das literarische Gleichgewicht in Europa herstellen zu wollen, und der heitern, lieblichen vaterländischen Belletristik einen gewaltigen Bramarbas-Schnurrbart aufzumalen; sie ist weit entfernt das Organ einer parteiischen Literatur-Gedärmverwickelung zu sein, um an diesem organischen Fehler ein patriarchalisch unbekanntes Einsiedlerleben hinzudüfteln; die Theaterzeitung will vor Allem unterhalten, mit Anstand und Sitte unterhaltrn; das Edle, das Schöne, das wahrhaft Gute befördern, dem vaterländischen Streben, und jedem tüchtigen Streben ehrlich und redlich Wort und That leihen; und die Neugierde und Wißbegierde der Leser, insofern es in ihrem Kreise, in ihrer Kraft liegt, auf eine angenehme Weise befriedigen und doch rege erhalten.

Erzählungen, Witze, Berichtigungen, Neuigkeiten, Altigkeiten, Kurzweiliges, Langweiliges, Erholungen und Wiederholungen, Dichtung und Wahrheit, Kritiken über alle literarischen und dramatischen Erscheinungen, Abbildungen und Einbildungen, Modekupfer, Holz- und andere Schnitte, Luxusartikel und Artikellurus, theatralische Costume-Bilder, Theater- und Musikberichte, in bloßer Geschwindigkeit ohne Zauberei; ein Telegraph der Stadt Wien, der Alles berichtet, was vorfällt und was einfällt; eine Chronik aller bedeutenden Städte Europas, die alle Dinge aus den entferntesten Zonen ganz nahe bringen und sie um 24 Stunden eher berichtet, als sie wirklich geschehen sind; Federzeichnungen aus dem geselligen Leben zum geselligen Todtlachen; interessante Notizen über Industrie-, Gewerbs- und Erfindungsfleiß, über Mercantil- und Commerzwesen; und noch andere unzählige Rubriken, die wir nicht nennen, also noch namenlose Rubriken, Alles das so pikant und so ergötzlich, als es nur immer unmöglich ist.

Und nun noch eine Hauptbombe! Herr Saphir, lebenslänglicher Humorist und in Unruhstand versetzter Kritiker, hat sich zur fernern thätigsten Mitwirkung für diese Blätter bereit und breit finden lassen. Alles dieses hier Gesagte ist quasi so viel, als ob er selbst sagte. Die Theaterzeitung ist demzufolge gewissermaßen als zweiköpfig zu betrachten. Wenn sie also auch einmal den Kopf verlieren oder auf den Kopf fallen sollte, so ist dabei auf keinen Fall etwas verloren. Herr Saphir wird den „Literarischen Salon" fortsetzen, dabei noch „Salons der auswärtigen Novitäten" übernehmen, und in einer eignen Rubrik die Ausfälle der wiener Correspondenten in auswärtigen Blättern beleuchten und zurechtweisen. Er wird fortfahren zu bleiben was er ist, und bleibend fortfahren mit seinen Beiträgen in humoristischer, jokoser und kritischer Tendenz, namentlich mit den Referaten über das vortreffliche Hofburgtheater, die oft aus der Theaterzeitung in französische und italienische Blätter übersetzt worden sind. Insonders soll von Herrn Saphir mit vorzüglicher Auswahl in der Rubrik: „Mignon-Damen-Journal" wöchentlich dem schönen Geschlechte in heiterer, sittiger Einkleidung und eleganter Kürze Alles mitgetheilt werden, was im Gebiete der schönen Literatur, der Almanache, der Frauen- und Jugendschriften, der Gegenstände für Toilette, Schönheit und Eleganz vorkommt, sowie Alles, was von Frauen Schönes, Rühmliches und Erhebendes geleistet wird.

Die Muse kann keine schönere Beschäftigung finden, als der weiblichen Anmuth und dem sittlichen Frauenthum das Lesepult zurecht zu rücken. Die Horen wenden die Blätter um, die Grazien verstecken die Repetiruhr, und ein reizendes Wesen ist doppelt reizend, wenn es eine kleine, heitere Geistestoilette gemacht hat. Herrn Saphirs Weise ist, lachend die Wahrheit sagen, lachend unterhalten und lachend das Schöne, Sittliche und Nützliche befördern. Quamquam ridentem dicere etc.

Wer die Welt lachen macht, macht sie glücklich. Lachend kann man die Menschen erziehen, sie bilden, weinend niemals. Wer die Menschen unterhält, mit Anstand und Sitte unterhält, leistet der Menschheit mehr Dienste als Der, welcher sie pedantisch mit griesgrämiger Pedanterie langweilt. Wer lacht, thut nichts Böses, ein lachender Mensch ist durchsichtig und keines bösen Geheimnisses fähig.

Es gibt Zeitschriften, die wie alte, schwere Stoffe sind, sie können ihren Geist nicht bewegen, ohne daß es knittert und knistert; ihr Geist ist wie dicker Damast, er ist nicht geschmeidig, er bricht und bröckelt ab. Solche Zeitschriften mit ihren unnahbaren Reifröcken taugen in die Cirkel der modernen Leser nicht mehr, man kann nicht mit ihnen conversiren, sie nicht umfassen und rasch mit ihnen die Galopade der Zeit mit ihrem raschen Figurenwechsel hinabtanzen.

Lange Reden, gelehrte Betheuerungen und zusammengetragene, pedantische Schleppabhandlungen, und all der ehrbare, graue und trockene Gelehrtenpuder sollen nicht in den leichten, beweglichen, luftigen, beschwingten und leicht abzubrechenden Zelten eines Journals wohnen, sondern sie müssen sich in die festgemauerten, wohlbedachten, feuermauersichern Bücherhäuser zurückziehen. Die Köpfe der Bücherleser, die kann man mit zusammengelesenen Wortteppichen und mit breiten herabhängenden Tintenmänteln blokiren, belagern und langsam aushungern; die Herzen und Köpfe der Journalleser muß man überrumpeln; mit einer Anekdote, mit einem Einfall, mit einem Bonmot, mit einem glänzenden Gedanken, mit einem geistreichen Wortspiele, mit einem sinnigen Impromptu, mit einer gemüthsvollen Devise, mit einer schlagenden Replik, mit einer treffenden Pointe, mit einem pikanten Scherz, mit einer frappanten Wendung, mit einem fertigen Streiflicht, mit einer blendenden Sternschnuppe, mit einem heitern Epigramm, mit einem rührenden Sinnspruch, mit einem scharfen Umriß, mit einem treffenden Schlagwort; kurz, man muß sie mit dem Kleingewehrfeuer des Geistes und des Witzes überraschen; aber man muß sie nicht mit schwerfälligen Kanonen und pedantischen Vierundzwanzigpfündern über den Haufen schießen wollen. Überhaupt sollen diese Blätter keiner Parteiung, keinem literarischen Staat im Staate, keiner Clique, keiner Lobhudel-Assecuranz-Gesellschaft angehören. Alle Associationen taugen nichts, außer den mercantilischen zu Eisenbahnen, Dampfmaschinen, Kanälen u. s. w. In der Literatur, namentlich in der Kritik, soll man sich so wenig wie im öffentlichen Leben zusammenrotten, das ist unwürdig und geziemt nur dem literarischen Pöbel. Nur bei einem schwachen Rohre gilt die Wahrheit: Eines kann man brechen, Viele brisammen nicht; bei den Schreibfedern ist es umgekehrt, eine, aber eine tüchtige, ist gut zu handhaben, mit einem Bund Federn kann man gar nichts anfangen!

Und so möge denn der ewige Austausch aller Dinge wieder beginnen. Du, lieber Leser, pränumerire, und wir schreiben.

„Arm in Arm mit die, so fodern wir unser Jahrhundert in die Schranken!"

Adolf Bäuerle. M. G. Saphir.

Die Details der Pränumeration sind folgende:

Die Pränumeration geschieht fortwährend an den bekannten Orten. In Wien nimmt das Bureau der Theaterzeitung (Stadt, Wollzeile Nr. 780, im zweiten Stock) ausschließend Abonnenten an. Auswärtige belieben sich an die löbl. Postämter zu wenden. Der Preis auf dem Platze Wien ist halbjährig 10 Fl., ganzjährig 20 Fl. C.-M. Durch die löbl. Postämter in Sachsen, Baiern, Preußen, Hanover, Würtemberg, Baden, am Rhein, in der Schweiz u. s. w., in ganz Oestreich und aller dazu gehörigen Provinzen, sammt freier Zusendung unter Couvert, kostet die Theaterzeitung (welche bekanntlich auf feinem Velinpapier wöchentlich fünfmal und im größten Quartformat erscheint, sodaß sie wol viermal so viel Text enthält als alle ähnlichen Zeitungen) sammt allen Holzschnitten, Bilderbeilagen und theatralischen Costume-Bildern ꝛc. halbjährig 12 Fl., ganzjährig 24 Fl. C.-M. Wir geben indeß, um unsere Zeitung noch wohlfeiler zu stellen, bei ganzjähriger Pränumeration (aber nur wenn man die Bestellungen direct bei dem Unterzeichneten macht) einen besondern Vortheil. Wir liefern entweder einen ganzen Jahrgang 1834 oder 1835 des theatralischen Pfennig-Magazins, der einzeln 12 Fl. kostet (den Jahrgang 1834 illuminirt, oder den Jahrgang 1835 in schwarzen Abdrücken), oder wir liefern alle theatralischen Costume-Bilder vom Anbeginne bis zum Schlusse des Jahres 1835, und zwar 36 Stück in Groß-Quart prächtig illuminirt, Bilder, die einzeln ebenfalls auf 12 Fl. C.-M. zu stehen kommen, als eine unentgeldliche Beigabe. Auch lassen wir den Neueintretenden bei ganzjähriger Pränumeration noch eine dritte Wahl: wir geben ihnen nämlich das gegenwärtige Quartal 1835 vom 1sten October bis Ende December 1835 mit allen illuminirten Bilderbeilagen gratis und portofrei, um sie sogleich in den Kreis unserer Leser zu ziehen und sie in der Zeit bis zum neuen Jahre mit den Novitäten der Theaterzeitung bekannt zu machen.

Zeitungsfreunde, welche alle diese Beigaben erwägen, werden nicht anstehen, die Theaterzeitung, bei den bedeutenden Honoraren, die sie bezahlt, bei der Eleganz, mit der sie geboten, bei der Masse von Gegenständen, die sie in besondern und in der That prächtigen Abbildungen liefert, sehr billig zu finden, ja, sie in die Reihe der wohlfeilsten Journale zu setzen. Ein flüchtiger Ueberblick von Dem, was die Theaterzeitung seit 28 Jahren geboten, wird beweisen, daß sie vom Theater, trotz ihres Haupttitels nur das Wichtigste und Interessanteste liefert, daß sie dafür reichhaltiger von allem Andern Kunde gibt, was in der gebildeten Welt der öffentlichen Besprechung würdig; daß sie auf Veredlung des Herzens und Bildung des Geistes unausgesetzt wirkt; daß sie ein Centralblatt alles intellectuellen Strebens ist, und sowol dem Einheimischen als Fremden einen Wust theurer ausländischer Journale und vielfacher Correspondenz erspart; daß sie endlich keinen, was immer Namen habenden Gegenstand unbeachtet läßt, der für höhere Conversation und für gewähltern Ideenaustausch geeignet sein dürfte. Auf dies rühmliche Streben gestützt und das feste Ziel im Auge behaltend, nichts unversucht zu lassen, den bisherigen höchst bedeutenden Lesekreis nicht nur zu erhalten, sondern auch noch zu erweitern, sieht die Redaction der Theilnahme der Journalfreunde um so mehr entgegen, als ihr auch im Auslande die auszeichnendste Anerkennung verbürgt und die Mitwirkung der vorzüglichsten Schriftsteller deutscher Zunge zugesichert ist.

Adolf Bäuerle,
Herausgeber und Redacteur der Theaterzeitung.
Wien, Wollzeile Nr. 780, im zweiten Stock.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Peter Simpel,

ein

humoristischer Roman

von

Capitain Marryat.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

Taschenformat.

4 Bändchen. — Elegant broschirt 1 Thlr.

Jakob Ehrlich,

von demselben Verfasser.

4 Bändchen zu demselben Preis,

ist unter der Presse und wird nächstens versandt.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1835. December. Nr. 49—52.

Nr. 49. * Der rothe Brüllaffe. — Der kluge Bär. — * Landshut in Baiern. — Die Sage vom hartherzigen Holländer. — * Das Papierboot. — Räthsel.

Nr. 50. * Der Wanderfalke. — Der Kampf mit einem Tiger. — * Spanische Maulthiertreiber. — Kaiser Albrecht I. — * Der gemeine Brachvogel. — Auflösung des Räthsels in Nr. 49.

Nr. 51. * Der gemeine oder europäische Oelbaum. — * Das Nordlicht. — Der kluge Paul. — * Die Karausche. — Räthsel.

Nr. 52. * Der durch ein Kind besänftigte Elefant. — Thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses. — * Der Reiher und der Krebs. — Die Eroberung des Landes Kanaan durch die Israeliten. — * Das Ei des Columbus. — * Das fettschwänzige Schaf. — Auflösung des Räthsels in Nr. 51.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste Jahrgang kostet ebenfalls 1 Thlr.

Leipzig, im December 1835.

F. A. Brockhaus.

Das Manifest der Vernunft!

Soeben ist folgende interessante Schrift erschienen:

Das Manifest der Vernunft,

eine Stimme der Zeit,

in Briefen an eine schöne Mystikerin

von

Fr. Clemens.

12. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Die jetzige Zeit, deren Alles überwaltender Geist es sich sichtlich zur Aufgabe gestellt hat, die Vehikel der höhern Menschheitsinteressen: Kunst, Poesie, Wissenschaft und Religion, die sich früher in abgeschlossenen Kreisen — und eben darum erfolgloser — bewegten, auszusöhnen, zu befreunden und zu gemeinsamem Wirken anzufeuern: diese Zeit hat auch vorliegendes Werk hervorgerufen, auf daß es in ihrem Dienste Hand mit anlege an jenes düstere Etwas, das wie ein ungeheurer, ergrauter Alp, den geistigen Organismus in seinen edelsten Func-

tionen störend, auf der Brust der europäischen Völker ruht, und der eben jetzt wieder in krampfhaften Zuckungen — durch Mystik und Pietismus — sein Leben und Wirken in schlimmster Potenz verkündet. — Der Verf. hat im Geiste unserer Zeit — weit entfernt jedoch von gotteslästerlicher Frivolität — seine Ideen über das wichtigste aller Interessen, in das Gewand eines leichten, gefälligen Humors gekleidet, damit sie um so leichter Eingang in die Gemüther finden und eine gesunde, heitere, thatkräftige Moral, wie sie uns Noth thut, befördern möchte. Dringend wird daher diese Schrift den Geistlichen und Laien empfohlen.

Beim Buchhändler Anton in Halle ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahrbuch der Chemie und Physik, herausg. von J. S. C. Schweigger und F. W. Schweigger-Seidel. 1824—33, oder Band 10—39. Gr. 8. Mit vielen Kupfern. Jeder Jahrgang 8 Thlr. — Wer aber alle 10 Jahrgänge zusammennimmt, erhält sie statt für 80 Thlr. **für 60 Thlr.**

Dies Jahrbuch enthält durchaus alles Wichtige und Neue, was die Chemie und Physik in dem verflossenen Zeitraume aufzuweisen hat. Für ungemein Vieles ist es als Quelle, für Anderes, Ausländisches als nächster Fundort, für die 10 Jahre, die es umfaßt, als vollständiges Repertorium zu betrachten. Ueberhaupt ist es entschieden, daß naturhistorische Zeitschriften nie veralten, sondern stets Denen unentbehrlich bleiben, die sich gründlich über einzelne Materien unterrichten wollen. Daher, um dies Journal, was freilich bei einer Anzahl von 30 Bänden nicht mehr leicht anzuschaffen ist, käuflicher zu machen, habe ich den Preis von 80 Thlrn. **auf 60 Thlr.** herabgesetzt.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Gesammelte Gedichte
und
Vorträge in gebundener und ungebundener Rede
von
Gottlieb Ernst Klausen,

Professor und Rector des königl. Christianeums in Altona, Ritter ꝛc.
2 Theile. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Lewald's Europa.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an auf August Lewald's berühmtes Werk:

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.
In Verbindung mit mehren Gelehrten u. Künstlern herausgegeben.
1836. Erster Band.
Mit vielen historischen und andern Abbildungen, Modebildern, Musikstücken u. s. w.

Erscheint in 13 wöchentlichen Lieferungen à 18 Kr. Rhein., oder 5 Gr. Sächs. Jede Lieferung ist 3 Bogen stark, in Lexikon-Octav, mit einem Umschlage versehen. Druck und Papier sind so ausgezeichnet schön, daß sie mit den litterarischen Producten Englands wetteifern. Auch werden von nun an **Original-Modekupfer** aus dem Petit Courrier des Dames wenige Tage nach ihrer Ausgabe in Paris den Lieferungen beigegeben werden. Es wird dieses Werk, eine Erscheinung von seltener Vollkommenheit und Originalität, von jeder Buchhandlung gern zur Einsicht mitgetheilt.

J. Scheible's Verlags-Expedition
in Leipzig und Stuttgart.

Ausführliche Anzeigen
von
Pfister's Geschichte der Deutschen,
Lundblad's Leben Karl XII., Königs von Schweden,
Henry's Leben Calvin's,
Bischof **Mynster's** Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren,
sind in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Gotha, im December 1835.

Friedrich Perthes von Hamburg.

Anzeige.

Die Wochenschrift: Berlin, wird vom Januar 1836 mit erweitertem Plane unter dem Titel:

Berlin und Athen,
eine Zeitschrift;
herausgegeben von Ludwig Rellstab,

in unserm Verlage fortgesetzt werden. Mehre der ausgezeichnetsten Schriftsteller haben dem Redacteur ihre Theilnahme an dem erweiterten Blatte zugesagt, und zum Theil schon durch eingesandte Beiträge bethätigt. — Wöchentlich werden 3 Nummern, jede von ½ Bogen gr. 4., erscheinen und zweimal, am Mittwoch und Sonnabend, ausgegeben werden. Der Preis des Jahrgangs ist 5 Thlr. 8 Gr., des Quartals 1 Thlr. 8 Gr. Alle Buchhandlungen und die königl. Postämter nehmen Bestellungen an. Ein ausführlicherer Prospectus ist gratis zu haben.

Duncker und Humblot in Berlin.

Der Freischütz

für 1836 kostet wie bisher in Hamburg (in der Expedition Neust. Fuhlentwiete, Platz Nr. 111) 6 Mark hamb. Crt. (das Quartal, 1 Mark 8 Schill.). Für das Ausland ist der Preis des Jahrgangs 7 Mark 8 Schill. hamb. Crt., oder 3 Thlr. Sächs. Alle löbliche Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf den Freischütz an.

Hamburg, im December 1835.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin
der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.
1835. December. Nr. 140—143.

Nr. 140. * Der metallische und der Steinsalzbergbau. — Merkwürdiges Naturereigniß. — * Hamburg.

Nr. 141. * Hamburg. (Beschluß.) — * Ansicht des Thales Grasmandan. — Die Sitten der Koloschen. — Trinkbarmachung des Seewassers. — * Der metallische und der Steinsalzbergbau. (Beschluß.)

Nr. 142. * Die Otter. — Ueber den Kunsttrieb der Thiere, sich Wärme zu verschaffen. — Gastmähler der Brahmiren. — * Das Innere von Haddon-Hall. — Croydon-Palace. — * Madeira.

Nr. 143. * Der Orangebaum. — * Das Stadthaus zu Ypern. — * Der Cuenostein in Schottland. — Der Zobelfang. — * Die Quelle des Air in Goredale.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im December 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

Dieser literarische Anzeiger wird von bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Zeitg. sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt, um diejenigen die Interessengegenstände für die beide Z. die

Ankündigung
der
Wiener allgemeinen Theaterzeitung
und
des Originalblatts
für
Kunst, Literatur, Musik, Mode und geselliges Leben,
für das Jahr 1836.

„In einem Alter bei einem Hirten
Gelehrt und Lehren junges Jahr!“

Der Mensch scheint hienie in den Strom der Zeit, seine Ufer, Tiefe kennt er nicht, sein Steuruder bestellt er nicht, ein Manchen hat er nicht, seinen Boden kennt er nicht, sein Ziel, ob er's erreicht er nicht, er kennt nichts als seinen Kiel und seinen Strom; die Jahreszeit der Zeit, der Gedanken, die er erschifft: sie sind gleich, sie sind gleich der, die jedem neuen Jahre, an jedem eingebohrnen Jahrestage, jedem der Menschen, die sich heute sich und sage eine Jahreszeit ab, und heute sich freudig, daß er sie sich die neuen Jahreszeichen wünschen. Es wird bei Zeit mit Freudenthränen eine Quelle schlechterdings, allein die Zeit hat ein ebenso Gegenpol und ein Jahrestest und Ziel, Maß und Ziel und Ziel für die einzigen Jahre, welche sie, wie jedem Menschen angeben. Es geht ein neues, ein altes Jahr, jedes Jahrestest ein Ziel ist der Lebenszeit der Gegenstände, das Vergnügungsmaß des Gegenstandes und das Jahrestest der Leistung.

An keinen großen Strome des Zeit hat sie Jahrestest mit so vielen großen Erfindungen, Thaten und Entdeckungen und so hohen Wendern und so Glanzlichtern hervor, welche die literarische Unterhaltung, die Kunst, die Musik, die Mode und das gesellige Leben in Bewegung gesetzt. Es ist schon 25 Jahre, daß dieses Strome, so hoch schon und von Ufermauern gefestet Schiffbrüche, nicht auch den Ufermauern gefestet Wunderschätzungen hervorgebracht wird, indem auch die beiden auch höchsten Wunden sich gehoben Ruf, welches auf den Ufern Wogen einherschimmern, auch den Gestalten der Originalität und Schönheit, auch den Gestaltungen, durchschlagenden Ideen und Erscheinungen in Kunst, Leben und Geselligkeit, und auch den Jahrestest Gestaltungen Wachsen und glänzenden Schalen, welche die immergleichen Zeit täglich und Monatlich an die Ufer der Jahrestest.

Sie kommt heran und fordert auf, um sie den Leben in mannichfache Gestaltung, in geselliger Freiheit und täglich in täglichen Formen wiederzugeben.

Die Theaterzeitung beginnt von den Ufern Jahrgang, und beginnt den neuen Jahrgang mit einem alten Wig: mit einer Neujahrswünsche-Aufschlagung.

Ihre Absicht dabei ist freilich auch erhoben nicht, sie will Neujahrswünsche, sie will sie verkaufen, und wie sie es auch anders anbrechte, in gewissen Grade, in vorschlagen Maße, ist sie sie sich nicht sagt, in verschwindlich Papiere Wohlgethan, in bestimmter Verabredung, im weiteren höhern Wirkungsverkehre, sie will solche so immer doch — merken: sie will Neujahrswünsche. Warum also nicht große bringt, warum es nicht solchen solch eben eingehen. Ein Jahrheit weit immer wahrnehmen sein, als ein Gewicht. Die Theaterzeitung will auch entfernt und jahrlich Wiste in ge thun, als sollte sie der ganzen Welt das wahre Licht angeben; sie ist auch entfernt als ein solches Zeitschrift für Gaukler und Gaukelnn das literarische Gaukelgewicht in Ferne zu belehren zu wollen, und bei solchen, die solchen vorzüglich schon Bekanntschaft einen gewissen Theaterbau-Scharfsinn zuschreiben, sie ist auch entfernt den Gegen einer gewissen literarischen Verbindung zu sein, um an ihnen eingeschlossen Fehler sie sich gewissen Verbindungen und Gesellschaften hingabelehrt; die Theaterzeitung will an Alles unterhalten, mit Freiheit und Ehre unterhalten, das sie Ehren, das wechselt Gute bestehen, dem nachdenken Verstehen, und sie will an Gutem Gutes spenden und an Gutem Gutes leisten; und die Mängelte und Mißgriffe der Zeit, besonders in Kunst und Literatur, sie will sie nicht verhehlen, sie will sie nicht verschweigen.

Erzählungen, Novellen, Beschreibungen, Romantiken, Abhandlungen, Kritiken, Literaturberichte, Erfindungen und Entdeckungen, Dichtung und Wahrheit, Kritiken über alle literarischen und künstlerischen Erscheinungen, Abbildungen und Abbildungen, Musikwerke, Briefe und andere Schriften, Kunststücke und Kunstgegenstände, Theaterstücke, Theaterberichte, Theaterund Musikwerke, in steter Geschwindigkeit ohne Zaudern; in Allgemeinen hat sie Wiste Wiss, wo Zeit berichtet, und vorführt und viel vielfältig, eine Chronik alles bedeutenden Gutes und Schönen, das alle Tage und den verschiedenen Jahren gute belegen und in zum 24 Stunden eher berichtet, als sie wirklich geschehen sind. Erkundigungen und dem geistigen Bedarfnisse, Gewerbe und Erfindungskraft, über Mercantil- und Communicationen; und noch andere unzählige Rubriken, die wir nicht nennen, alle noch namenlose Rubriken, Alles das so gut und so ergiebig, als es nur immer unmöglich ist.

Und nun auch eine Neujahrswünsche! Der Leipzig, literarischer Monarch und in literarischen weitgroßer Residenz, hat sich das Jahrestest Wiste Wiss, Wiss Wiss, für sich Wiste bereits und breit bisher sieben Jahre. Also diese hier Wiste, so

auch so viel, als ob es heißt Gott. Die Anerzeugung ist demnach eine Gottwerdung, eine Deification, zu verstehen. Wenn es also von einem Menschen, der Gott geworden, heißt, er habe den Tod besiegt, so ist dabei nur soviel Zeit etwas verloren. Der Christus wird ein „himmlischer Adam" genannt, weil auch „Adam" der anerzeugte Menschheit" bedeutet, und es ist nur einem Buchstaben im Anfange der ersten Wortsylbe, in unserem System verloren gegangen. Er ist offenbar zu Nichts weiter da, als Nichts Neues zu sagen, sondern Alles Vorhandene in neuer Gestalt zu wiederholen. Die Form wurde die Bildner ein, die Gestalt wurde die Bewegung, und so entstand Mythe, Sage, Legende, wenn es ohne Reiter, ohne Geschwätzigkeit geschah, und Lüge, Trug, Betrug, Gaukelei, wenn es mit Reiter, mit Geschwätzigkeit geschah, indem unwissenden und kindern das Gedicht, Gleichniß und Bildliche für Wahrheit, Thatsache genommen wurde.

Aber die Welt konnten mache, wurde so gläubig, daß der Tag kam, wo Menschen ersahen, sie hätten, wenn sie wollten, Alles in Gestalten umsetzt, mit Anstand und Ehre anerzeugt, selbst ihre Unsterblichkeit und Gottheit, welcher sie gewiß sein mit gewaltigerer Behauptung trumpeten. Aber Gott, eine solche Welt, ein solches Menschengeschlecht ist unmöglich und bleibt deshalb ewig Lüge.

Ich gebe zu Anfang, wie wir sehr, theuere Gäste sind. Es kommt Einer Stadt nicht besonders, eine Stadt zu besitzen und bewohnt, die Stadt ist nicht besonders, so ist sie gebaut und bewohnt, um Besitzer zu haben. Solche Besitzerinnen sind wenn unwohnbare Städte sogar in die Luft gebaut, wo niemand leben kann und wo kaum jetzt mit ihnen conversiren, so wird uns selbst sie nicht mehr für die Gastgeber dem Gaste, sondern diesen Gastgeberinnen sind.

Lange Reisen, geistige Betrachtungen und zusammengetragene, gesammelte Erfahrungen, Beobachtungen, in sich gesammelte Ganze und runder Gegenstände sollen dem Leser abgeschriebene, vorwiegende, lebhafte, lebendige Bilder werden. Ich gebe ihnen eine Journals weiter, wie ich sie selbst in meinen Reisebüchern, in meinen Journalen, in meinen Sammelbüchern, in meinen Büchern der Erfahrungen, in meinen Bücherreihen und mit meinen treuesten, genauesten Bemerkungen und mit meinen treuesten, genauen Erinnerungen habe, belegen und besitzen, gesammelt und geordnet habe, und Alles der Journalreise mit zum Grunde, Alles mit einer Tagreise, mit einem Tagebuch, mit einem Reisebuch, mit einem geschriebenen Journal, mit einem Reisejournal, mit einem Tagebuch, mit einem Reisebuch, mit einem geschriebenen Journal, mit einem Reisejournal, mit einem Tagebuch, mit einem Reisebuch, mit einem

wendete Aufmerksamkeit verdienet und die Mittheilung der vorliegenden Schriftstücke wird unsere Lesen dankbar aufnehmen ist.

Adolf Bäuerle,
Herausgeber der Wiener Theaterzeitung.
Wien, Leopoldst. Nr. 800, im parterre Hofes.

Neue schönwissenschaftliche Schriften,

erschienen im Jahre 1835 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane und Novellen.

Alexis (Wh.), Das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der neuesten Zeit. 3 Bde. 4 Thlr.

Bäuerle (Ad.), Otto, der alte Burg. Das Haus Nr. 1. 2 Bde. 3 Thlr. Das Haus Nr. 2. 2 Bde. 3 Thlr.

Das Haus Nr. 3. Novellen; oder Haus und Gesellschaft. Ein interessanter Gesellschafter. 2 Bände. 3 Thlr. 8 Gr.

Bilderu (Johann Nep.), Das Neuenschloß, oder neuester Geschichten aus dem ritterlichen, französischen, deutschen, russischen, englischen und deutschen Vaterland. Ein wahres Vaterland. Ein wahres Bilderbuch für Alt und Jung. Mit vielen Illustrationen. 2 Bde. 3 Thlr.

Der Schatzgräber. Historischer Erzählung aus der jüngern Zeit des 16. Jahrhunderts. Nach mündlichen Erzählungen und Sagen. Herausgegeben von W. von Horn. Mit 3 Stahlstichen. 2 Bde. 3 Thlr.

Kilchert (F. W.), Das Testament im Pfarrhofe. Novelle und zwei Vorspiele einer Novellenreihe. 2 Bände. 3 Thlr.

Lewinski (Wilh. von), Der Bastard. Aus dem Polnischen übersetzt von W. v. Tschan. 2 Bände. 3 Thlr. 12 Gr.

Novellen von Novellen zu Novellen. 2 Bände. 3 Thlr.

Ludwig (Otto), Eine dramatische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. Aus Lewalter's Manne von Wenge (Wilhelm Meister). Nach den Italienischen bearbeitet. 2 Bände. 3 Thlr. 8 Gr.

Pichler (Caroline), Novellen. Ein Roman. 4 Bände. 5 Thlr.

Pichler (Caroline), die Minnesänger. Ein Roman. 3 Bände. 4 Thlr. 12 Gr.

Wenzel (Gebrüder) und das Jahr 1830. Mit Anhang: Wilhelm und sein Hof. Novellen. 16. Geh. 2 Thlr.

Wolff (Christian), Der Bauer. Novelle. 2 Bände. 3 Thlr. 12 Gr.

Gedichte.

Elias (Wh.), die Prüfungen. Ein Gedicht in neun Gesängen. Gr. 12. Geh. 16 Gr.

Gaudy (Franz Freiherr), Kaiser-Lieder. Mit der Inschrift neuester Reporter. Gr. 12. Geh. 20 Gr.

Hahn-Hahn (Ida Gräfin), Gedichte. 3. Aufl. 12. Thlr. 12 Gr.

Meinhold (Wilh.), Gedichte. 2 Bände. 3. Aufl. 1 Thlr. 16 Gr.

Tiedge (Tiedemann), Historisches Taschenbuch. Jahrbuch von Karl Streckfuß. 2 Bände. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Schauspiele.

Beer (Michael), Alexander Wolf. Herausgegeben von Eduard von Schenk. Mit dem Bildnisse des Dichters. Gr. 8. Cart. 4 Thlr.

Gleichen (Franz von), Schauspiele. Zweite vermehrte und mit Goethe's Briefen über „Die Geschwister" versehene Ausgabe. 2 Bände. 3. Aufl. 2 Thlr. 4 Gr.

Grabbe (Christian Dietrich), Werke. Gr. 8. Geh. 12 Gr. Inhalt: Ungedrucktes der merkwürdigsten Knabe. Leipzig bei Forschung und Leben. Gedicht der Zweifelsucht. Gedicht auf die Eigenschaften und Beschäftigungen. Verzeichniß der Personen und der Verfassung. Abhängigkeiten und Eindrücklichkeit. Die Personen und Eigenschaften. Die Geschichte der Gesellschaften. Gedanken, gesammelten und geschriebenen Gedanken. Wissen, Lehren und Lieder. Alle sind Gedichte. 1. Die entstehen mit der Entwicklung der Gesellschaften. Ist die Wahrheit und Gewissenhaftigkeit. Nun als großes Gedicht. III. Entdeckung gelungen Sie. Unterschiedlichste Sonderung zur Absicht in den Schulen — ins

Ein Vorzug der vorzüglichsten ist besonders erfahren und an alle Schulen vorzüglich verbreitet werden.

Die Resultate der Sittenzeichnen

von

Freiherrn von Gagern.

Zweiter Band.

Sittenschule.

Zweite Auflage.

Leipzig, 1835. F. A. Brockhaus.

Bei Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Friedrich Schlegel's
Philosophische Vorlesungen
aus den Jahren 1804 bis 1806.
Zweiter Band.
Nebst Fragmenten
vorzüglich philosophisch-ethischen Inhalts.
Aus dem Nachlass des Verewigten
herausgegeben von
J. J. Wendelin Heine.

Erster Band. Gr. 8. Velin-Druck auf weissem Druckpap. 2 Thlr. 8 Gr., auf feinem Schreibpap. 3 Thlr. 4 Gr.

Anzeige.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Eroberung Floridas
unter Fernando de Soto.
Von **Theodor Irving.**
Aus dem Englischen übersetzt.
2 Bde. 8. Thlr.

Soeben ist erschienen:

Gebet zum Glauben,
oder:
Die Liebe aus der Kindheit.
Wanderungen und Lehren für die Jugend im Morgenkleide der Poesie
von
Pastor J. F. Biernatzki.
8. Velin. Hannover. Geh. 1 Thlr.

Alle namentlich für die Jugend bestimmte, in sich abgeschlossene Schriften über drei Stufen erhabenerer Anschauung, die alle entweder in Gedanken oder in Gefühlen, oder in Gedanken und Gefühlen den ganzen Kreis umfassen, und zwar in Deutschland seit Jahren in Aufnahme gekommen sind, sind in Deutschland und auch in Amerika in mehreren Auflagen erschienen und eine ungetheilte Zustimmung ist ihnen, sowohl von Kirche als Schule, zu Theil geworden und von gesetzgebenden Behörden empfohlen worden.

In sämmtlichen Buchhandlungen Deutschlands vorräthig.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Eine Conversations-Lexikothek, vorzüglich für Damen, geschildert. Neunzehnter und zwanzigster Band. Auch unter dem Titel: Jahrgang 1835. Siebenter Heft. Mit einem Kupfer. Nr. 4. Preis des Jahrganges von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Bisher sind folgende Jahrgänge von 12 Heften mit Kupfern à 8 Thlr. erschienen:

Bildung für literarische Unterhaltung. (Brennerschlüssel Dreizehnter Jahrgang.) Erstes Heft. Januar 1835. Mit Kupfern. Nr. 1.

Wochenblatt für Land- und Forstwirthschaft. Jahrgang 1835. Neunter Dezember, oder Nr. 333—365. Mit Kupfern. Nr. 12.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von C. G. Gardner. 1835. Sechstes Dutzend. Sechstes Heft. (Nr. XXIII.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im Dezember 1835.

F. A. Brockhaus.

Die Literarische Anzeige, welche diesem Stücke beigelegt ist, empfehlen wir unsern Lesern zu gefälliger Beachtung.

Die Redaction.

Bei Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die deutsche Literatur
von
Wolfgang Menzel.
Zweite Hälfte vom vierten Bande.
4. Velin. Leipzig. Geh. 2 Thlr.

Die Lieferungen von 6 Bogen. — Die Lieferungen 11—16, zu 48 Gr. Subscribenten ist beliebt, wie bisher, die Lieferungen zu beziehen, und werden die Fortsetzungen nicht früher, als bis sie vollständig erschienen sind, versandt.

Bestellungen können alle Buchhandlungen annehmen.

Stuttgart, im December 1835.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Im Verlag von Wilhelm Hoffmann in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Ehe.
Ein Buch für Verlobte und Neuvermählte.
Von **Theodor Hagen.**
Gr. 8. Velin. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn auch in dem deutschen Vaterlande mit dem Worte Ehe nicht immer ein heiliger, und selbst häufig mit einer so heiligen Verbindung nicht immer ein ehrenvoller Begriff verbunden werden kann, so ist es doch gewiss ein Zeichen der Zeit, dass sich in der neuesten Literatur eine Reihe von Schriften über diesen Gegenstand hervorgethan hat, die, wenn auch nicht gerade immer ihrem Zwecke entsprechend, doch wenigstens ein Beweis dafür sind, dass man sich mit Ernst und Liebe der Sache annimmt. Auch das vorliegende Buch wird, wie wir glauben, seinen Zweck nicht verfehlen.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von L. W. Seidler, Buchhändler in Berlin, ist so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Kurzer, leichtfasslicher deutscher Unterricht zum Uebersetzen und dem Deutschen ins Englische, mit einer Einleitung und Phraseologie für höhere Schulen und zum Privatgebrauche.

Auch unter dem Titel:

Practical Exercises on the English Language with Annotations etc. etc. 8. 16 Gr.

Auf der englischen Sprache im mündlichen Verkehrsmarkt hat sich, wie bekannt, die deutsche Schuljugend in den letzten Jahren ziemlich vorgearbeitet, es ermangelte. Der Verfasser hat sich

Die
deutsche Literatur
von
Wolfgang Menzel.
Zweite Hälfte vom vierten Bande.
4. Velin. Leipzig. Geh. 2 Thlr.

Die Lieferungen von 6 Bogen. — Die Lieferungen 11—16, zu 48 Gr. Subscribenten ist beliebt, wie bisher, die Lieferungen zu beziehen, und werden die Fortsetzungen nicht früher, als bis sie vollständig erschienen sind, versandt.

Bestellungen können alle Buchhandlungen annehmen.

Stuttgart, im December 1835.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Weihnachtsgabe, Geburtstagsgeprenge und was Freundschaft oder Liebe giebt.

Bücher für Geist und Herz,

welche wie, den höhern Bildungszwecken angemessen, schon längst zu den wenigen

Lieblingen Deutschlands

gehören.

Reine, fromme, poetische und belehrende

bilden sie einen würdigen Cyclus nationeller Dichtungen.

Religion, Tugend und Glaube,

die Grundsätze des Menschengeschlechts, sind auch die Tendenz dieser trefflichen Bücher, welche sich jeder sittlichen Bildung mit der glücklichsten Darstellung nennen, weil Jeder das die Literatur kennt, selbst wenn es die vielen Auflagen nicht dokumentirten.

Zum von speculativer Tagesordnung empfehlen wir diese Schriften zu

Geschenken jeder Art,

denen wir bleiben nur würdige Gaben!

Als diese Werke aus auch äußerlichen entsprechend aufs Schönste ausgestattet: sauberster Druck, schön eleganter Einband, und gelungener Kupfer zieren solche.

Halle und Leipzig, Rengersche Verlagshandlung.
H. Lehmann.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

TIEDGE'S WERKE

10 Bände,
elegant gebunden mit Tiedge's Portrait 4 Thlr. 12 Gr.

„Von Ihm von Gott und der Unsterblichkeit.“

Urania von Tiedge.
Fein gebunden mit Goldschnitt und
4 Kupfern . . . . . 1 Thlr. 12 Gr.
Dieselbe Ausgabe, ordinairer mit
2 Kupfern . . . . . 2 „ 6 „
Dieselbe, Ausgabe, ordinairer mit
1 Kupfer . . . . . 1 „ — „

„So ist der Menschen einzige Gottheit.“

Wanderungen
durch den Wunsch des Lebens
von
Tiedge.
2 Bände elegant gebunden 18 Gr.

fernir:

Priester oder der Weisen — der Krie
und der gemeinen Freien. Die Kasten
— das Lehnwesen — in Verhältniß
Germanische Clientel und Schirm. 2
der Monarchie. 2) Selbstherrschend.
verfassung. Die Meinungen der Alte
theil für sie. Ihre Fehler und Verfal
nisdere Adel. Er ist Hauptbestandthei
Beruf, seine Neigungen und Lebensw
für und wider ihn spricht. Wie er
wird. Der Geist der Zeit. Absurde
Die Auszeichnung gehelmter Gesellschaf
Schluß.

Stuttgart und Tübingen,
J. G. Cotta

In Altona bei J. F. Hamm
in allen Buchhandlungen Deutschlands

Deutschlands Eh

Eine geordnete und mit Anmerkung
der vorzüglichsten ältern und neuern
deutsche Land und das deutsch

Von

Dr. J. C. Kri

Gr. 8. 3 Theile. 4 Thl

Nunmehr ist dies deutsche Na
soeben erschienenen 3ten Theile vollende
unter die Rubrik der werthvollsten und
der neuesten Zeit in dieser Form dem P
Besonders kann es der Jugend dringend
es gibt kein passenderes Geschenk für die
Preis überaus billig gestellt worden ist.

Literarische Anz

Im Verlage von A. D. Geisler,
men, ist soeben erschienen und in allen n
gen vorräthig:

Lucas, M. J., Auswahl deutsc
zum Uebersetzen aus dem Deutscher
einer Einleitung und Phraseologie
classen und zum Privatgebrauche.

Auch unter dem Titel:

Practical Exercises on the English I
notations etc. Gr. 8. 16 Gr.

Wer die englische Sprache zur mögli
erlernen will, dem sind diese Musterstü
Die dabei gegebene Phraseologie ist ausg
gewiß sehr billig.

Die

deutsche Lit

von

Wolfgang Menz

Zweite sehr vermehrte
4 Theile; jeder an 20 Bogen
In Lieferungen von 6 Bogen. Die Lieferun
Hiervon ist soeben die 1ste bis 5te Lief
es werden im Laufe dieses Jahres noch
2 Bände erscheinen, denen dann die andern
rasch folgen.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlun
Stuttgart, im December 1835.

Hallberger'sche V

„Unschuld und Liebe sind ewig verwandt."

Hannchen und die Küchlein

von

Eberhard.

6te Aufl. geb. mit Goldschn. u. Kpfrn. 1 Thlr.

„Und Gott schuf ihn nach seinem Bilde."

Der erste Mensch und die Erde

von

Eberhard.

2te Aufl. geb. mit Goldschn. u. Kpfrn. 1 Thlr.

Eberhard's gesammelte Schriften.

20 Bände 4 Thlr.

Eberhard's Gedichte 2 Bände.

Ordin. Ausgabe, kartonnirt 1 Thlr. — Gr.
Velin Pap., geb. m. Goldschn. 1 „ 8 „

„Für Bekenner der Religion Jesu."

Vater's Jahrbuch der häuslichen Andacht

mit Beiträgen von

Schmalz, Bretschneider, Gittermann, Neander, Schubereff, Ledge, Veillodter, Witschel und Anderen

herausgegeben von

A. G. Eberhard.

1825—1834. 10 Jahrgänge mit 15 Kupfern und Musikbeilagen,

in Goldschnitt gebunden,

herabgesetzter Preis statt 15 Thlr. 4 Thlr. 12 Gr.

„Den Glauben halte fest, daß eine Gottheit walte."

Mahlmann's Gedichte.

2te Aufl. mit Portrait, schön gebund. 1 Thlr.

„Sie offenbaren das Dichterisch-Schöne, wie das Menschlich-Wahre." Göthe.

Volkslieder der Serben

von Talvj.

2 Bde. 2te Aufl. sauber gebunden 3 Thlr.

„Für Freunde gründlicher historischer Studien, Lehrende und Lernende."

KRUSES

historischer Atlas

zur bequemen Uebersicht der Geschichte
aller europäischen Länder und Staaten.

Mit 17 illuminirten Karten auf feinem holl. Papier.

5te Auflage. Preis 13 Thlr.

Adjutanten und Ehrenpagen bei Ihrer Majestät der Königin Elisabeth von Preußen, Königin der Niederlande, Großherzogin von Luxemburg, Prinzessin von Oranien, Prinzessin von Nassau, Herzogin von Sachsen, Jungfrau zu Salm, Gräfin von Buchholtz, Gemahlin des Königlich Niederländischen Generals der Infanterie und Kriegsministers Grafen von Buchholtz, Exzellenz, Ritter des Militär-Wilhelm-Ordens, Großkreuz des Königlich Niederländischen Wilhelm-Ordens, Großkreuz des Königlich Preußischen Roten Adler-Ordens, Großkreuz des Königlich Preußischen Ordens pour le mérite für Wissenschaft und Künste, Großkreuz des Königlich Preußischen Ordens der Krone, Großkreuz des Königlich Preußischen Ordens der Eisernen Krone, Großkreuz des Königlich Preußischen Johanniter-Ordens, Großkreuz des Königlich Preußischen Hausordens von Hohenzollern, Großkreuz des Königlich Preußischen Ordens vom Schwarzen Adler, Großkreuz des Königlich Preußischen Ordens vom Roten Adler, Großkreuz des Königlich Preußischen Ordens der Wendischen Krone

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint mit dem Jahre 1836 eine

Allgemeine Bibliographie
für
Deutschland,

durch welche einem vielfach ausgesprochenen Wunsche nach regelmäßiger, schneller Uebersicht der neuen Erscheinungen und den Lesern und Freunden der Literatur ein genügendes vermittelt werden soll. Die Bibliographie wird um möglichst vollständige Uebersicht der im deutschen Buchhandel erscheinenden Schriften, wie der für Deutschland wichtigen oder interessanten des gesammten Auslandes bemühen; zugleich im Voraus Nachricht geben von Büchern, deren Erscheinen bevorsteht, von Subscriptionen, von Prämienvertheilungsanstalten, von Buchhandlungs-Uebervortheilungen im Auslande erschienener Werke, von Preisherabsetzungen u. s. w. Also in übersichtlicher Zusammenstellung geordnet. Ueber das verschiedene Verlangen werden kurze Mittheilungen zur Statistik des Literatur, bibliographische und literarhistorische Notizen, ältere und neuere Werke betreffend, Anzeigen von ausgegebener Katalogen, Nachrichten von Buchermanuscripten, Mittheilungen über die Vorlesungen anerzogen oder persönlich erschienener Schriftsteller, Bücherpreise u. s. w. durch Viele finden. Gründe und Gelehrsamkeit in systematischen Register werden den Gebrauch erleichtern.

Von der Bibliographie erscheint wöchentlich eine Nummer von etwa einem Bogen in gr. 8. Der Preis des halben Jahrgangs ist 1 Thlr. 8 Gr.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Die erste Nummer ist bereits als Probe versandt und ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

URANIA.
Taschenbuch auf das Jahr 1836.

Mit Anker's Wildniß und fünf Stahlstichen.

16. Auf feinem Velinp. Mit Goldschnitt geh. 2 Thlr.

I. **Die Geschwister Brenzhael.** Novelle von A. Fosthorn von Steenberg. II. **Alles wiederholt sich nicht im Leben.** Novelle von Ernestine Schmidt. III. **Eigensinn und Laune.** Novelle von Ludwig Rellstab.

Anker's Bildniß steht in Stahlstich in gr. 8. 8 Gr.

Im Preise herabgesetzt

sind die sechzehn Jahrgänge der Urania, 1820—34, die sonst einen Preis von 19 Thlr. 6 Gr. sind aber jetzt zusammengenommen für **fünf Thaler**, einzeln aber für 1 Thlr. 8 Gr. oder zu haben, somit der ganze Jahrgang Neunzig beträgt. Der Jahrgang 1835 kostet 2 Thlr.

Die geschmackvoll gebundenen Bände: **B. Tieck**, Franz Horn, Friedrich von Raumer, Wilhelm Wackernagel, Ed. Mörike, L. Uechtritz-Steinkirger, Theodor A. Fr. von Kobebue, A. von Chamisso, Ernst Schulze, Gust. Schwab, Johanna Schopenhauer, Fr. Rückert und vorzugsweise **Ludwig Tieck**, sind dem jeder Jahrgang eine Novelle enthält, liefernde drei Bände jener Jahrgänge, für Dilettanten und Sammler, Damenbrief, Taschenschlager, Adreß, Zeitter sind als Musterbuch und Lesebuch zu dem Jahrgange noch jede Wahrer, welches jedoch gänzlich Statistik nach Form und Inhalt, Gemälden, Lesebuch.

Sämmtliche Jahrgänge der Urania von 1820—20 sind vorzüglich.

Leipzig, im December 1835.

F. A. Brockhaus.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07790 3261

Digitized by Google

Digitized by Google